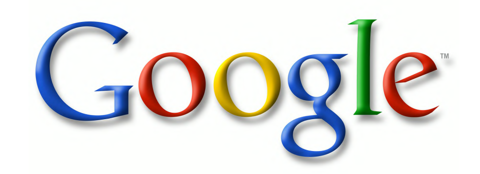
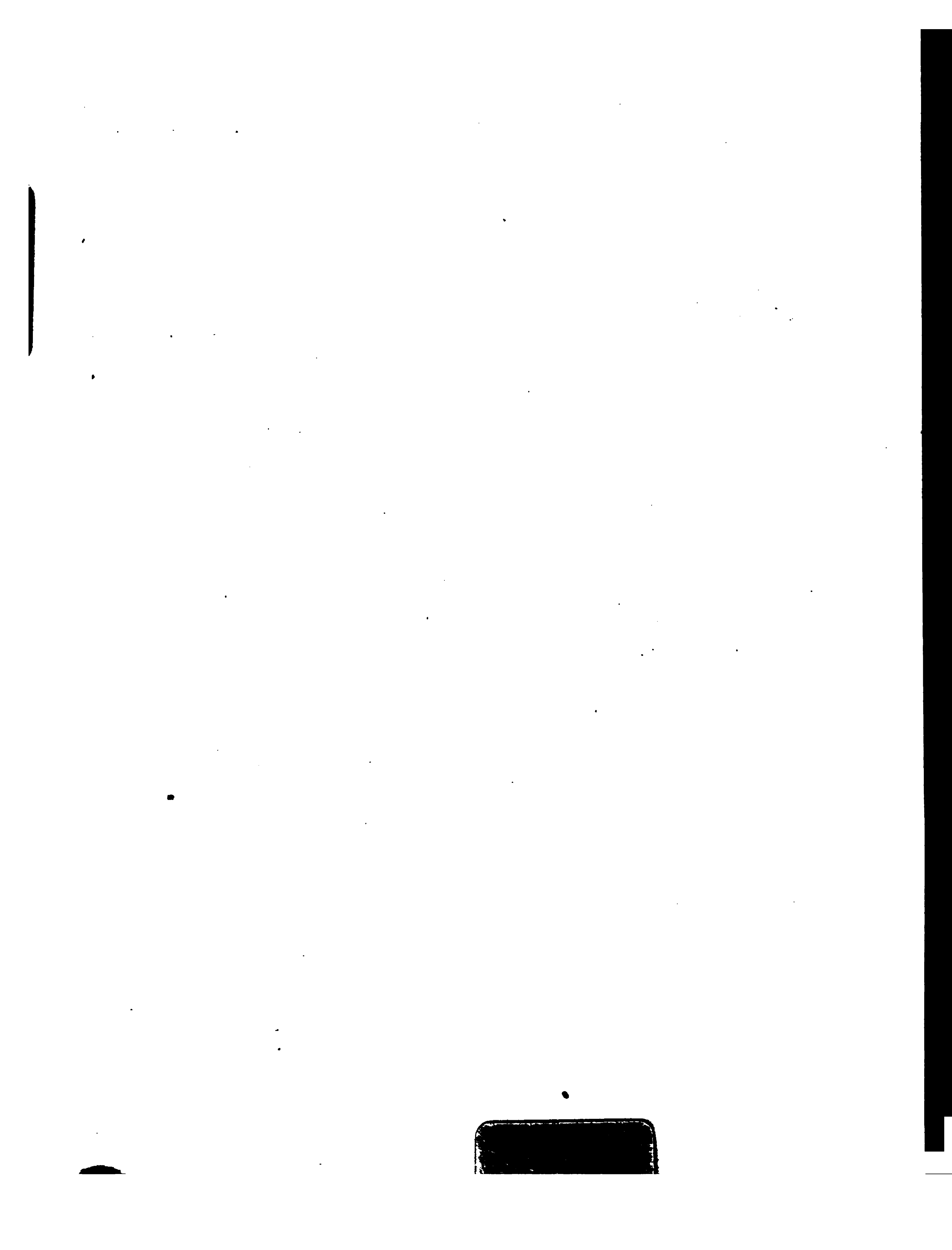
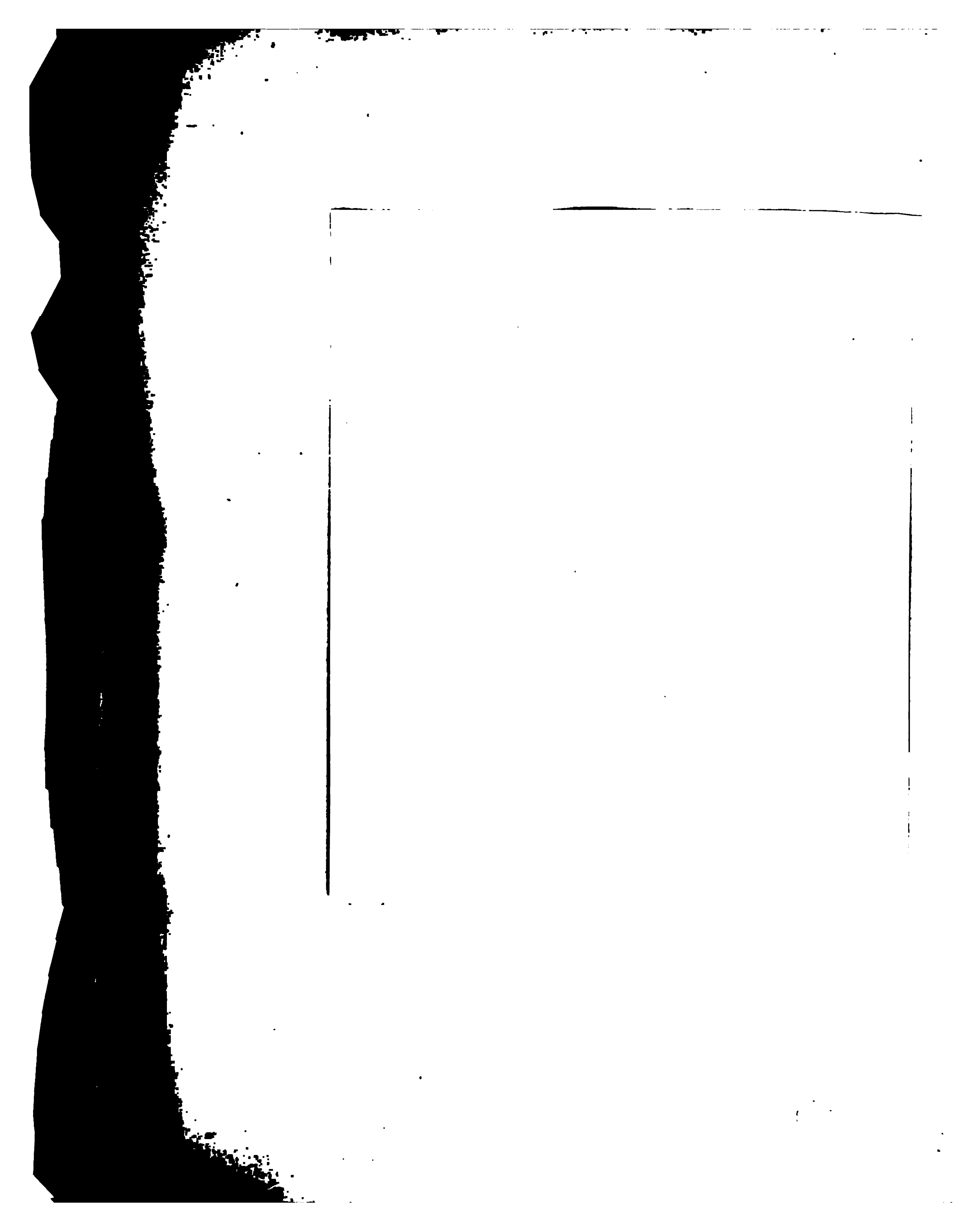






Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1841.

Zweiter Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1841.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 182—365, Beilage Nr. 4, literarische Anzeiger Nr. XVII—XXXIX.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1841.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 182. —— 1. Juli 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Immermann als Theaterdirector.*)

Als Immermann die düsseldorfer Bühne übernahm, war das deutsche Theater beinahe überall zum tiefsten Stande der Erniedrigung herabgesunken. An den meisten Orten hatte sich ein schauerlicher Überdruß an der Poesie eingestellt; man ging nur noch in das Theater, um sich, sei es auch durch die schnödesten Mittel, amusiren, blenden, kitzeln zu lassen. Man wollte schauen, gespannt werden, ohne das Geringste von seiner Seite beizutragen, aber auch ohne die geringste Anfoderung an Erregung einer höhern und poetischen Stimmung zu machen. Um Zeitvertreib und nichts als Zeitvertreib im ordinairsten Sinne war es zu thun. Selbst das Vergnügen des Kartenspieles erscheint gegen ein Amusement dieser Art als eine edle Erholung. Muß doch der Spieler mit verständiger Berechnung den Combinationen seiner Mitspieler entgegenringen oder, im Hazardspiele, den dämonischen Verwickelungen des Zufalls Trotz bieten und dieselben zu beherrschen suchen. Ein Theaterfreund jener Tage aber, die leider auch noch die unserigen sind, kann als das Bild der vollendeten geistigen Schlaffheit und Unthätigkeit angesehen werden. Die Bewegung der Lorgnette vor die zugleich müden und lüstern-blinzelnden Augen, womit ein solcher den Körperschwingungen einer beliebten Tänzerin folgt, bleibt gewissermaßen der einzige Act der Freiheit und eines selbstthätigen Lebens, den wir bei ihm bemerken können.

Das Übel war allerdings in den großen und Hauptstädten zu weit bedenklicherm Umfange als in den Provinzialstädten gediehen. Die Directionen hatten sich hier außer Stande gesehen, demselben so willfährig die Hand zu bieten und ihm so kostspielige Nahrung, wie die Directionen gewisser Hoftheater, vorzusetzen. Die zauberischen Decorationen, die hübschen Schauspielerinnen und Sängerinnen waren für die kleinern Nebenbühnen zu theuer und an ein Ballet mit schlank und rund geschenkelten Tänzerinnen in einer Provinzialstadt vollends nicht zu denken.

Dieser Mangel, oder vielmehr Vorzug kam unserm Immermann wesentlich zu statten. Die Theaterlust hatte sich dadurch in Düsseldorf ungleich reiner und gesunder erhalten. Nur hatte auch hier die Vorliebe für die Oper mächtige Wurzel gefaßt. Auch diese Vorliebe (so echte Quellen sie im Allgemeinen und noch mehr bei Einzelnen hat) steht mit jener Trägheit des Empfangens in Verbindung. Sie wird dadurch begünstigt und wirkt ebenso befördernd auf dieselbe zurück. Doch ist dies nicht der einzige Nachtheil, den sie in ihrem Gefolge hat. Die Oper, obwol von der Gunst des Publicums emporgetragen, kostet doch überall mehr, als sie einbringt. Der größere Bedarf an Decorationen, die beträchtlichen Tageskosten, die jede Aufführung veranlaßt, die hohen Gehalte der Sänger und Sängerinnen sind daran Schuld: das vernachlässigte Schauspiel sieht sich, wenn nicht Zuschüsse von oben herab zu Hülfe kommen, genöthigt, die üppige, begünstigte Schwester zu ernähren.

Auch Immermann hatte, wenngleich in geringerm Grade, mit diesen Übelständen, mit dem Verlangen nach einem leichtfertigen, keine Anstrengung irgend einer Art fodernden, das Publicum nicht hinaufhebenden, sondern herabziehenden Zeitvertreibe zu kämpfen. Er ließ sich dadurch, von einer Begeisterung für seine Sache erfüllt, wie sie kaum jemals in irgend einer Seele energischer und unaustilgbarer geglüht hat, nicht abschrecken.

Die Zerspaltung unserer Zeit in unzählige Nuancen der Meinung, von denen jede ein gleiches Recht, als objective Wahrheit anerkannt zu werden, in Anspruch nimmt, diese Subjectivirung jedes gemeinsamen geistigen Inhalts, die in Deutschland ihren höchsten Gipfel erstiegen hat, obwol sich hier die verschiedenen Ansichten mehr theoretisch als praktisch gegenüberstehen und dadurch minder gefähr-

*) Vgl. Nr. 141—145 d. Bl. D. Red.

lich werden, der kritische Kampf des Gedankens, der die große Aufgabe unserer Tage bildet, hat für den Freund des Theaters und der Poesie überhaupt wenig Erfreuliches. Und doch dürfte gerade diesen Zuständen der Gegenwart auch eine günstige oder doch minder ungünstige Beziehung auf das Theater abzugewinnen sein, auf die ich hier mit einigen Worten näher eingehen muß, weil eben sie das Princip der Theaterleitung Immermann's abgab.

Wir dürfen es ihm wahrlich nicht verargen, daß er sich den Bedingungen seiner Zeit bequemt hat. In der Politik wie in Poesie und Kunst muß es als wichtigste Regel gelten, daß man aus den gegebenen Umständen das Beste zu machen und selbst die zerstörende, feuerglühende Lava, die sich über unsere Fluren wälzt, in fruchtbaren Boden zu verwandeln strebe. Auch ist Immermann hierbei blos den Tritten seiner Vorgänger nachgegangen und hat die von diesen eingeschlagenen Bahnen blos in weitester Ausdehnung und mit dem hellsten Bewußtsein der ihm gestellten Aufgabe verfolgt. Der Standpunkt, den er der von ihm geleiteten Bühne gab, war der nämliche, der dem deutschen Theater schon lange eigenthümlich ist und nur die Anerkennung seiner Berechtigung, nur das Begreifen seines Begriffes erwartet, wozu das Folgende eine kleine Vorarbeit liefern soll.

Die geistige Buntheit und Sinnesverschiedenheit unserer Tage ist um so eher geeignet, als Grundlage eines Theaters zu dienen, als ihr die so hoch ausgebildete Empfänglichkeit und Vielseitigkeit der Deutschen zu Hülfe kommt, die sie befähigt, selbst das fremdeste und von dem ihrigen verschiedenste Leben in seiner Eigenthümlichkeit zu verstehen und dasselbe (so weit es thunlich oder auch manchmal unthunlich ist) in das eigene Ich zu verarbeiten. Diese Empfänglichkeit unsers Volkes ist es, die uns aus den Werken des größten unserer großen Dichter, aus den Werken Goethe's entgegenglänzt. Sie hat Deutschland zum gottberufenen Kritiker allen und jeden geschichtlichen Daseins und gleichsam zum elyseischen Gefilde gemacht, wo sich die Schatten aller vergangenen Zeiten zwar ohne die Kraft und Fülle des ursprünglichen Lebens, aber in einer gewissen Verklärung und erhöhtern Existenz begegnen. Auch der Bühne muß es vergönnt sein, an dieser kritisch reproducirenden Thätigkeit, dieser Vielseitigkeit Theil zu nehmen und nicht nur die mannichfachsten Erzeugnisse der Gegenwart, sondern auch jene elyseische Schattenwelt in anregendem Wechsel über ihre Breter zu führen. Das einsame Lesen ist nun einmal nicht für das Volk, den Geschäftsmann, den Künstler. Die Bühne scheint daher berufen, als Colporteur und Vermittler zwischen dem Volke und den Schätzen der dramatischen Literatur des Auslandes und Inlandes, von Kalidasa bis Raupach, die reichste und bunteste Wirksamkeit zu entfalten. Während jenes ältere Shakspeare'sche und Calderon'sche Theater nothwendig eine gewisse Einförmigkeit, einen gleichen Styl des von ihm dargestellten voraussetzte und selbst das fremdartigste, antike, orientalische, slawische Leben mit demselben vaterländischen Firniß überzog, wird sich diese deutsche, literarhistorische Bühne mit Bewußtsein der größten Verschiedenheit erfreuen. Die bunteste Mannichfaltigkeit der Formen, der Anschauungsweisen und Weltansichten hat sie uns wie ein Journal, das keiner Partei huldigt, vorzuführen, damit Jeder sich darin, wie auf einem orientalischen Bazar, Das aussuchen könne, was er bedarf. Sie wird sich gleichsam in einen modernen Salon verwandeln, worin die verschiedenartigsten Gespräche, ohne daß irgend ein Gegenstand auf pedantische Weise approfondirt wird, durcheinanderspielen, aber uns doch hin und wieder ein bedeutendes Wort trifft, das als Samenkorn für unser ganzes künftiges Leben in unsere Seele fällt.

Man kann, wie gesagt, nicht anders als voraussetzen, daß das Ideal einer modernen deutschen Bühne, das ich eben näher zu entwickeln gesucht habe, den deutschen Theaterdirectionen schon längst als höchstes und letztes Ziel vorschwebe, wenn man so ruhig verständige Behörden in Verdacht haben darf, daß sie sich zuweilen in idealisirende Schwärmereien versteigen. Die meisten derselben sind nur so unglücklich, sich manchmal in der Wahl der Mittel zu vergreifen und statt einer bunten Mannichfaltigkeit des Bedeutendsten ein wildes Wirrsal des Schlechtesten vorzuführen.

Auch die Verwaltung des düsseldorfer Theaters hatte sich sichtbar eine solche, die Literatur unter dem Volke verbreitende Bühne zum Ziele gesetzt, das sie aber in einem würdigern Sinne zu erreichen strebte und auch wirklich erreicht hat. Die edelsten Geister der verschiedensten Völker und Zeiten redeten von ihr herab. Es war ihnen vergönnt, nicht blos die einsame Brust eines in sein Cabinet vergrabenen Lesers zu bewegen, sondern noch einmal in die Mitte des Lebens zu treten und die Herzen vieler Hunderte mit Einem gewaltigen Blitzschlage zu durchzucken. Wer wollte die hohe Bedeutung einer derartigen Anstalt verkennen? Insofern wir die Vielseitigkeit unsers Volkes als eine nationale Eigenschaft anzuerkennen haben, müssen wir eine Bühne dieser Art sogar als eine nationale bezeichnen.

Immermann begnügte sich übrigens, indem er die Heroen der in- und ausländischen Literaturen über die Breter der düsseldorfer Bühne schreiten ließ, keineswegs damit, die bereits an andern Orten gemachten Versuche, nur mit besserer Auswahl, zu wiederholen. Er hatte es sich recht eigentlich zur Aufgabe gestellt, das noch Unbenutzte zu benutzen, das noch nicht Gewagte zu wagen und dadurch der Bühne neue unbekannte Regionen zu erobern. Auch hier bewährte sich die eigenthümliche Kühnheit dieses energischen Geistes. Er ließ sich (obwol Bürger eines vorherrschend militairischen Staates) nicht abhalten, in dem „Richter von Zalamea" den Conflict zwischen Militair- und Civilgerichtsbarkeit und einen bedenklichen Eingriff der letztern in die erstere vorzuführen; er scheute sich nicht, die „Tochter der Luft" von Calderon und die Doppelrolle der Semiramis, die einmal ein beliebter und erfahrener Bühnendichter gegen mich für etwas unserm Publicum gegenüber ganz Unausführbares erklärte, zur Darstellung zu bringen. Selbst die Hoheit der antiken Tragödie schreckte ihn nicht ab. Er ging damit um, den „König Ödipus" von Sophokles auf die deutsche Bühne zu verpflanzen.

Doch nicht blos nach dem Auslande wendete sich jene thätige Kühnheit. Auch in den Schachten der deutschen Literatur war er bemüht, dem Theater Schätze zu gewinnen, bis zu denen sich noch kein Bergmann gewagt hatte. An dem einen und andern Theater war zwar darüber verhandelt worden, ob man nicht eine Aufführung des „Blaubart" von Tieck versuchen solle. Man hatte aber bei näherer Wahrnehmung der Schwierigkeiten den Vorsatz bald wieder fallen lassen. Immermann, in dem sich der Dichter mit dem Theaterdirector vereinigte und der weder die Mühe noch Gefahr einer poetischen Umarbeitung scheute, gab sich muthig ans Werk. Mit Hülfe einiger Abkürzungen und für das Gedicht im Ganzen unwesentlichen Abänderungen, sowie einigen sehr geschickten decoratorischen Anordnungen, gelang es ihm, ein Theaterstück hinzustellen, dessen entschiedene Bühnenmäßigkeit selbst von Denen nicht bezweifelt werden konnte, die der Aufführung aus andern Gründen ihren Beifall versagten.

Denn allerdings hatte sich, so überaus günstig die Aufnahme zu nennen war, das Publicum aus dem „Gestiefelten Kater" mit vor dem Vorhange eingefunden, sodaß Immermann gewissermaßen seinen Wunsch, auch das letztere Gedicht zur Aufführung zu bringen, schon an diesem Abende erfüllt sah. Man darf gegen dieses Publicum nicht ungerecht sein. Mit der aufgeklärten Vernünftigkeit des heutigen Lebens verbindet sich bei unserm Volke ein träumerisches Bedürfniß der Phantasie nach der Welt des Wunderbaren, das ebensowohl seine Befriedigung fodert. Aber es ist blos Bedürfniß, nicht Glaube. Die Welt der Geister und Hexen hat für uns keine Wirklichkeit mehr, wie sie in dem Shakspeare'schen England hatte, und der Geisterthurm in Weinsberg wird ihr dieselbe nicht zurückgeben. Das Theater hat es aber im Tiefsten nur mit der gegenwärtigen Wirklichkeit zu thun, und wir können uns daher nicht verwundern, wenn jenes Publicum das Märchen auf der Bühne, sobald es nicht blos in der Oper oder wienerischen Posse auftritt, als etwas Unpassendes zurückweist, sich darüber erzürnt, daß man verständigen, mündig gewordenen Leuten dergleichen Kindereien als eine ernste Wahrheit aufbürden wolle.

An den meisten Orten möchte sich dieses sehr ehrenwerthe Publicum in überwiegender Majorität einstellen und die paar armen Freunde der Poesie, die damit nicht einverstanden wären, leicht zum Schweigen bringen. Hier fand zum Glück das Gegentheil statt. Ja, die Beifälligen befanden sich in so entschiedener Mehrheit, daß von einer Äußerung des Misfallens gar nicht die Rede sein konnte. Die jugendlichen Scharen der hiesigen Maler hatten sich, für das Gedicht und den Dichter begeistert, in Parterre und Logen ergossen und ihre so liebenswürdige, jugendfrische Empfänglichkeit flammte an diesem Abende im schönsten Feuer empor.

Unter allen Darstellungen des düsseldorfer Theaters ist es ohne Zweifel die des „Blaubart" gewesen, welche die hiesigen Künstler und mit ihnen alle poetisch empfänglichen Gemüther am tiefsten elektrisirt hat. Es war, als ob die Leinwand der Coulissen und Decorationen und mit ihr die Wände des Theaters niedersänken und der Frühling, der draußen schon seine Knospen und jungen Blätter trieb, in aller Grüne und Lieblichkeit hereinblickte, als ob seine labenden Lüfte, den Dunst der Lampen verscheuchend, hereinströmten. Wir sahen etwas Anderes, als wir noch jemals auf der Bühne gesehen, und doch war es etwas so Vertrautes und Heimisches. Ich möchte den Dichter genannt wissen, der ein wahreres und ergreifenderes Lebensbild als diese Agnes gezeichnet hat? Die weibliche Neugier mit den Gefahren und Abgründen, wohin sie verlocken kann, ist gewiß ein nicht minder würdiger Gegenstand für die Tragödie, als die Eifersucht Othello's oder die Liebe Juliens. Sie gehört in das nämliche Gebiet des Allgemeinmenschlichen, das ich als das günstigste für das gegenwärtige Drama bezeichnen möchte, in jenes Gebiet, worin der Liberale mit dem Servilen, der Rationalist mit dem Pietisten, der Katholik mit dem Protestanten zusammentrifft und die unendlichen Differenzen der Zeit eine einigermaßen friedliche Stätte finden. Wenn uns diese Neugier alle Tage begegnen und unsern Lebensweg durchkreuzen kann, so führt die märchenhafte Umgebung, in der sie hier hervortritt, uns in die liebsten und süßesten Eindrücke unserer Kindheit zurück. Dieses finstere Schloß des grausamen Ritters mit seinen halb gespenstischen Bewohnern, in deren Mitte wir die naive heitere Agnes mit ahnungsvoller Besorgniß erblicken; — die sich bis zum höchsten tragischen Pathos erhebende Schilderung des entsetzlichen Zustandes, in den sie ihre Neugier gerissen hat; — der bunte Kranz von episodischen lebensprühenden, humoristischen und phantastischen Scenen, der sich um dieses dunkle Gemälde arabeskenartig umherschlingt und unser Bangen nie zu einem die Brust beschwerenden Drucke steigen läßt — alles dieses ist von einer theatralischen, nicht blos dramatischen Wirkung der eigenthümlichsten Art, die allerdings durch die lebensvolle Frische der hiesigen Darstellung mit bedingt und erhöht wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Eines Laien Weltdialektik. In drei eleusinischen Dialogen. Von K. A. Fr. v. Schmitz-Aurbach. Manheim, Schwan und Götz. 1841. Gr. 12. 5/6 Thlr.

Jeder Mensch ist geborener Philosoph; der Eine ist blos Empiriker, aus der Erfahrung schöpft er, an die Erfahrung hält er sich, über sie geht er nicht hinaus. Der Eine ist mehr Theoretiker; auf seiner Ofenbank construirt er die Welt, er decretirt daselbst den Untergang der jetzigen und arbeitet das Probeblatt zu einer neuen aus. Der Andere ist mehr Praktiker, er ruht nicht, bis er durchgesetzt sieht, was er sich ausgedacht hat. Idealisten sind Wenige, Materialisten sind Viele; jeder Mensch ist geborener Philosoph. Namentlich jetzt, wo jede Autorität Brief und Siegel aufzuzeigen gezwungen wird; jetzt, wo man an jede Säule klopft, um zu wissen, ob sie hohl oder massiv sei; jetzt, wo man seine Lust daran zu haben scheint, die felsenstarken Mauern alter Burgen niederzureißen und fliegende Zelte und Pavillons dafür aufzubauen, jetzt werden die Menschen planmäßig herangebildet, insonderheit zu Philosophen über die Religion. Das Christenthum hat Bo-

den gewonnen, hat sich Geltung verschafft, unabhängig von der Philosophie. Im Zeitalter seines Entstehens wurde es von Philosophen angegriffen; es hat sich gehalten. Im Mittelalter suchte sich die Philosophie mit dem Christenthum zu associren; die Religion ist von der Philosophie nicht verschlungen worden. Nach der Reformation der Kirche haben Idealisten und Materialisten sich über das Christenthum weggesetzt; aber die Religion ist geblieben. Es kamen die theologischen Rationalisten, welche das Princip der Offenbarung umstießen und den Glauben an die Dreieinigkeit für nicht nothwendig zur Seligkeit und unwesentlich im Christenthum erklärten — eine Behauptung, für welche Servetus im Reformationszeitalter auf den Scheiterhaufen gebracht war —, aber sie ließen den Glauben an Gott, an Freiheit des menschlichen Willens und an Unsterblichkeit stehen, einen Glauben, der eigentlich über allen Beweis erhaben, fest, gewiß und keiner Bestätigung bedürftig sei. So wurde die hohe Würde und die absolute Nothwendigkeit der Religion von den theologischen Rationalisten der protestantischen Kirche mit größter Entschiedenheit ausgesprochen. Im laufenden Jahrzehnd verfährt man anders. Es scheint sich hier und dort der Gedanke geltend machen zu wollen, als müßten auch jene höchsten Ideen der Religion, von Gott, von der Freiheit des menschlichen Willens und von der Unsterblichkeit erst der Prüfung jedes Einzelnen unterstellt werden, ehe derselbe sie annehmen könne. Allein weil diese höchsten Ideen des Menschenlebens über allen Beweis erhaben sind, darum fodern sie Glauben. Der Philosoph der Schule mag sich Beweise aufsuchen, aber gesichert und festgestellt wird durch diese Beweise die Wahrheit jener Ideen nicht. Nun habe ich oben gesagt, daß jeder Mensch Philosoph sei, das heißt, daß jeder Mensch den Trieb habe, sich durch Denken über die höchsten Interessen des Lebens klar zu werden. Allein dieses Denken ist jedes Menschen unmittelbares und heiligstes Eigenthum; es gehört nicht vor die Ohren der Menge; eine natürliche Scheu gebietet schon es zurückzuhalten. Was Jemand in seinem Gemüthe erlebt hat, nur das ist auf religiösem Gebiete für ihn wahr. Jeder hat seine eigenen Erlebnisse; die Erlebnisse des Einen mögen den Andern schwer überzeugen. Darum bin ich entschieden dagegen, daß man, ohne von den Principien der höchsten Wissenschaft, der Philosophie, auszugehen, in populairer Weise die höchsten Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit zum Gegenstande einer literarischen Arbeit mache. Sehr leicht wird in den Geistern und Gemüthern der Laien — für solche will auch unser Verfasser schreiben — unendlich viel zerstört, was vielleicht nie wieder aufgebaut und zu einem lebendigen Ganzen vereinigt werden kann.

Übrigens zeugen die Mittheilungen des Verfassers dieser „Weltdialektik", wie er es nennt, von einem gebildeten und freien Geiste; man wird an mehren Stellen durch ebenso neue als wahre Combinationen überrascht. Über das Wesen und die Art des Buchs theilen wir, nach Anleitung des Hrn. Verfassers, Folgendes mit. Derselbe hat es für gut befunden, seine Philosophie in halb dichterischem Gewande aufzuführen und zu thun, als hätten die alten eleusinischen Geheimlehren, zeitgemäß abgeändert und geläutert, und also doch nur dem Namen nach, bis auf unsere Zeit sich erhalten. So sind drei Gespräche entstanden. Zwei künftige Epopten, deren Einer, Prometheus, nachher Nikomedes genannt, als Atheist, deren Anderer, Timon, nachher Eusebius genannt, als protestantischer Theolog sich zeigt, besprechen im ersten Gespräch die bekanntesten sogenannten Beweise für das Dasein Gottes, den ontologischen, kosmologischen, physikotheologischen und den moralischen, ohne daß Einer von dem Andern überzeugt wurde. Im zweiten Gespräch schließt der Hierophant — so hieß bekanntlich der Ordensvorsteher — dem Nikomedes Religionsansichten auf und leitet ihn zur Astronomie. Im dritten Gespräch wird zwischen Eusebius und Nikomedes über die Begriffe Bewegung, Schwere, Centripedal- und Centrifugalkraft, Dynamistik, Atomistik, Körper, Raum und Zeit gesprochen und durch Nikomedes der Beweis vom Dasein Gottes geführt, welchen man, wie der Hr. Verf. sagt, den realen nennen könnte. Prometheus-Nikomedes ist anfangs wie ein junges stolzes Roß, welches gegen jeden von Jupiter abgesendeten Einfänger ausschlägt und den Jupiter tonans seine Hufe weist; gegen das Ende sehen wir ihn freiwillig des Weltallgottes Sonnenwagen ziehen. 24.

Notizen.

In der am 26. April d. J. von der Akademie der Wissenschaften zu Paris gehaltenen Sitzung berichtete Hr. Boussingault über die hochwichtigen geographischen Forschungen, welche der Oberst Codazzi im Gebiete der Republik Venezuela angestellt hat. Der Congreß von Venezuela hatte nämlich durch ein Decret vom 14. Oct. 1830 beschlossen, eine allgemeine Karte der Republik entwerfen zu lassen, und der Präsident, General Paez, den Oberst Codazzi damit beauftragt. Während der seitdem verflossenen 10 Jahre hat Codazzi den Staat von Venezuela nach allen Richtungen durchstreift, worauf die Regierungen dem Reisenden behülflich war, sich nach Europa zu begeben und dort die Ergebnisse seiner Reisen zu veröffentlichen. Codazzi wählte Frankreich, wo sein erster Schritt der war, die Früchte dieser langen und mühevollen Reisen dem Urtheile der Akademie der Wissenschaften zu unterwerfen. Die Herren Arago, Savary, Elie de Beaumont und Boussingault wurden zu Berichterstattern erwählt. Die große Karte von Venezuela wurde der Akademie vorgelegt und fand allgemeine Anerkennung; nicht minder die besondern Karten, an Zahl 30, vorzüglich die hydrographische Karte, ferner die ethnographische, welche Venezuela zur Zeit seiner Eroberung darstellt und worauf die indianischen Stämme, welche es bewohnten, diejenigen, welche sich unterwarfen, und diejenigen, welche in Folge ihres Widerstandes verschwanden, angegeben sind; endlich die agricole Karte, welche Venezuela in drei Hauptpartien getheilt zeigt, in die Zone des Ackerbaues, in die Zone der Viehweiden und in die der Wälder. Vor der von Fidalgo befehligten Expedition und den Reisen Humboldt's („notre illustre confrère", wie der Berichterstatter ihn nennt) waren die Karten von Venezuela äußerst unvollständig und voll Irrthümer. Fidalgo und Humboldt verbesserten viel, aber manche Details blieben doch ungenau, die erst jetzt durch Codazzi bestimmt und berichtigt sind. Hierher gehört die astronomische Lage von der Schanze San-Carlos-del-Rio-Negro. Auch den Cassiquiaire erforschte Codazzi, ferner mehre Flüsse, wie den Guainia, den Ventuari, den Inrida, Guaviare und Sipapo, von denen Humboldt nur durch die Erzählungen der Missionnaire Kenntniß hatte. Er drang bis zu den Guaharibos vor, welche noch ununterworfen sind und von deren Wildheit ihm die größte Gefahr gedroht haben würde. Daher gelang es ihm nicht, die Quellen des Orinoco zu entdecken, obgleich aus den Forschungen des kühnen Reisenden Schomburgk, welcher durch den Rio-Padamo in das Bassin des Orinoco vordrang, verglichen mit den von Codazzi angestellten, sich ergibt, daß ein verhältnißmäßig nicht mehr zu weiter Raum bis zu den ersten Zuflüssen des Orinoco zu durchforschen ist.

Englische Journale berichten jetzt über das Entstehen einer deutschen Zeitung in London, welche unter dem Titel: „Die deutsche Presse", bei H. Passargé, aus dessen Officin mehre bekannte Nachdrucke classischer Werke hervorgegangen sind, gedruckt werden soll. „Die Stiftung dieser Zeitschrift", sagt das „Foreign quarterly review", „ist einer von den vielen Beweisen für den wachsenden Geschmack an dem Erlernen der deutschen Sprache; in Wahrheit, die Erwerbung dieser Sprache ist für alle Zweige einer feinen Erziehung ein sine qua non geworden. Man erwartet, daß der Hof diese Bestrebung unter seinen Schutz nehmen werde." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 183. —— 2. Juli 1841.

Immermann als Theaterdirector.
(Beschluß aus Nr. 182.)

Wol waren es schöne, merkwürdige, lebensreiche Abende, die wir unserer Bühne verdanken, besonders wenn es ihr, wie bei der Darstellung des „Blaubart", gelang, die hiesige Künstlerwelt (nicht blos Einzelne derselben) in ihren Kreis zu bannen und in den Paradiesesgarten der Poesie und Begeisterung zu versetzen. Wird doch das Theater erst durch die Empfänglichkeit des Publicums, durch die rechte Aufnahme von Seiten desselben Das, was es sein soll. Jetzt, wo die Bühne beinahe an allen Orten nur noch matte, kaum versengende Blitze wirft, sodaß die Gespräche darüber schon fast in dieselbe Kategorie mit denen über das Wetter gerückt sind, wird es kaum möglich sein, ohne der Übertreibung beschuldigt zu werden, eine Vorstellung von dem Zustande zu geben, der an solchen Abenden die kleine Gemeinde der hiesigen Künstler ergriff. Die Erwärmung und Aufgeregtheit ihres ganzen Wesens, der freiere und vollere Schlag ihrer Pulse ließ sie nach einer Aufführung dieser Art nicht auseinandergehen, sondern hielt sie gewöhnlich bis in die späte Nacht unter lebhaften begeisterten Gesprächen über das Genossene zusammen.

Leider war die Theilnahme der hiesigen Maler keineswegs eine fortgesetzte und durchgeführte, über welchen Mangel sich Immermann oft schmerzlich beklagte. Ich möchte dieselben deshalb entschuldigen. Ein nicht zu vermeidender Übelstand bei der durch Immermann eingeschlagenen Richtung bleibt nämlich, daß die Bühne selbst, als Institut, dabei kein eigenes selbständiges Leben erlangt und daher auch von dem Publicum immer nur als Gerüste, als Rahmen, als Ausstellungssaal betrachtet werden wird. Hierin liegt wol ein Hauptgrund, warum die hiesigen Künstler, obwol sie an einzelnen Aufführungen das frischeste, ja ein wahrhaft enthusiastisches Interesse nahmen, doch keine eigentliche Theilnahme an dem Theater selbst, als Institute, gewinnen konnten. Jede einzelne Vorstellung, die sie mit Liebe und Begeisterung umfaßten, schien für sie als etwas ganz Abgesondertes zu stehen, das keine Zukunft und keine Vergangenheit hatte.

Doch will ich die hiesigen Maler wegen dieses Verhaltens, das blos von zwei oder drei lebhaftern Theaterfreunden darunter nicht getheilt wurde, nur entschuldigen, nicht rechtfertigen. Es hing zu sehr mit einem gewissen zu engen Abschließen derselben in der eigenen Kunst zusammen, als daß ich das letztere könnte. Die mehrmals geäußerte Bemerkung Immermann's, daß er in einer Universitätsstadt und vor einem Publicum von Studenten besser gefahren sein würde, möchte nicht unbegründet sein.

Es verdient jedenfalls um so mehr Anerkennung und Achtung, daß Immermann, der sich von demjenigen Elemente des hiesigen Lebens nur in vorübergehenden Aufwallungen unterstützt sah, auf dessen künstlerische Empfänglichkeit er doch am meisten zu bauen hatte, dadurch in seinem Gange und Eifer nicht irre gemacht wurde, sondern bis ans Ende und noch unter den schwierigsten Verhältnissen mit ungebeugtem Muthe fortrang. Die Gründlichkeit der Regie, von der nur Derjenige einen Begriff haben kann, der sie aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, blieb in aller ihrer Strenge bestehen. Er verstand es, die Schauspieler, ungeachtet der Zustand in der spätesten Zeit beinahe ein aufgelöster zu nennen war und die meisten Andern an seiner Stelle alle Autorität und Haltung verloren haben würden, zu dem regsten Kunststreben zusammenzuhalten, ohne von der beinahe pedantischen, aber von ihm als nothwendig erkannten Ordnung und Pünktlichkeit des Verfahrens das Geringste nachzulassen. Obwol er bei seiner scharfen und zuweilen schroffen Weise und seinem nicht die geringste Unregelmäßigkeit duldenden Eifer die Mitglieder der Bühne nicht ebenschonte und denselben gewiß keine bequemen Tage bereitete, waren diese doch sämmtlich bei seinem Austritte von lebhafter Betrübniß erfüllt. Mehre der Besten hatten sich erboten, wenn er die Leitung fortführe, einen guten Theil ihres Gehaltes schwinden zu lassen, um nur die Fortsetzung der Sache möglich zu machen. Immermann hat des Verhaltens der Schauspieler gegen ihn immer bis zu seinem Tode mit Liebe und Dankbarkeit gedacht und ihren Stand gegen die üble Meinung, die von gewissen Seiten her über ihn verbreitet ist, mit Wärme in Schutz genommen. Wir können hierbei selbst einen befriedigenden Blick auf den menschlichen Charakter im Allgemeinen werfen. So leicht sich der Mensch in Unsitte und Unordnung hingehen läßt, hat er doch im Tiefsten ein Bedürfniß nach Zucht und Gesetzmäßigkeit. Er wird sich in Dem, was er treibt, willig einer strengen, aber tüchtigen

Leitung beugen, wenn sie ihm auch im Augenblicke lästig fällt und er eine mürrische Verstimmung darüber nicht unterdrücken kann. Es möchte daher nicht blos der Furcht und Feigheit zuzuschreiben sein, daß die politischen Revolutionen der Völker in der Regel unter schwachen und unsichern Regenten, nicht aber wo ein fester und selbst bis zur Tyrannei consequenter Charakter an der Spitze steht, zum Ausbruche kommen.

Auch Immermann hat hier und da bei seiner Verwaltung der Bühne den Schwächen der Zeit gehuldigt. Eine Vorliebe für Decorationsprunk, die seine Mittel nicht immer genug berücksichtigte, für die Wirkungen bengalischen Feuers, ja für lebende Bilder war nicht zu verkennen. Er ging offenbar zu weit, wenn er zur Darstellung der „Brüder“ von Terenz sogar einen antiken Fußboden malen ließ, woran selbst der verstorbene Graf v. Brühl in Berlin nicht gedacht hatte. Dagegen kann das lebende Bild, womit er die Darstellung des „Wunderthätigen Magus“ schloß, wol mit dem Wunsche entschuldigt werden, dieses Drama dadurch dem größern Publicum mundrecht zu machen. Wirklich wurde dasselbe hier ein Kassenstück. Wie sehr das lebende Bild dazu mitgewirkt haben mag, kann man aus einer kleinen Unterhaltung schließen, die ich während der Pause zwischen dem dritten und vierten Acte belauschte. „Sehr schön“, sagte ein junger Mann im Vorbeigehen zu seinem Freunde. „Schön“, erwiderte dieser höchst ernsthaft beistimmend, „nur etwas langweilig.“

Doch trotz den kleinen Mängeln, die selbst bei der Leitung Immermann's hervortraten, müssen wir mit der Anerkennung schließen, daß Alle, die diese Leitung beobachten können, nicht blos die Anschauung eines edeln Eifers und eines seltenen Herrschertalents, sondern auch eines tiefeindringenden Verständnisses und der besten und echtesten, aus dem Zusammenwirken dieser Kräfte hervorgehenden Erfolge gehabt haben. Die theatralische Anordnung in der Schlußscene von „Romeo und Julie“, des letzten Actes im „Blaubart“ und bei unzähligen andern Gelegenheiten bewies, daß Immermann das Theater und dessen Bedingungen gründlich begriffen habe und die Bedürfnisse der realen Bühne mit dem Wesen ihr eigentlich fremdartiger Dichtungen und den Anfoderungen der Poesie auf das geschickteste auszusöhnen wisse. Und wie liebevoll war er für eine passende Ausstattung des Lustspiels, die auf andern Bühnen oft so sehr vernachlässigt wird, besorgt. Wie sehr fühlte man sich bei den dargestellten gesellschaftlichen und Familienscenen auch durch die Umgebung derselben zu Hause, ein Gefühl, worin offenbar einer der größten Reize und Vorzüge unserer Bühne, wie sie nun einmal ist, beruht.

Die Aufführung von Halm's „Griseldis“ war die letzte, die Immermann leitete. Sie war eine der vollendetsten und gelungensten, das würdige Schwanenlied eines so edeln Strebens. Immermann hatte ganz Recht, wenn er in dem Epiloge, womit er an diesem Abende seine Bühne schloß, von derselben rühmte, daß sie in ihrer vollsten Kraft und Blüte dahinscheide. Das schöne Gedicht, worin er dieses aussprach, möge auch die gegenwärtigen Betrachtungen schließen. Wird es doch für Dasjenige, was darin an dem Leser vorübergegangen ist, zu einem sanften, verklärenden Nachhalle dienen. Der Dichter, als er dasselbe in der vollsten Blüte der Manneskraft niederschrieb, ahnte noch nicht, daß er darin sich selbst und seinem nach so wenigen Jahren durchschnittenen, das Geschick seiner Bühne theilenden Streben eine rührende und versöhnende Grabschrift setze.

Epilog (gesprochen von Madame Limbach).

Zum letzten Male hob der Vorhang sich
Von diesem Schauplatz, der des Lebens Bilder,
Die heitern, wie die ernsten, wechselvoll
Seit dreien Wintern Euch entgegentrug.
Die Stunden eilen, und es naht die trübe,
Die unser Bündniß löst. Nach allen Winden
Zerstreut das Schicksal, was, gesellt im Fleiß,
Einträchtig schaffend hier zusammenstand.

Das ist das Leben! Plötzlich küßt ein Hauch
Des Glücks die volle Knospe auf. Die Blüte
Erschließt sich, lacht und — welkt!
So war auch unser Glück, in Eurer Mitte
Uns unserer bunten Thätigkeit zu freuen,
Nur ein Moment. Kaum glich so manches Schroff-
Mistönende der ersten Zeit sich aus,
Kaum fügten sich zu Einem Bau die Steine
Harmonisch ineinander, alsobald
Zerschlägt die Noth das Werk mit rauher Hand.

Doch auch das Trübste sei an diesem Orte,
Von dem der Druck des Lebens fern sich hält,
Mit Heiterkeit betrachtet! Wenn die Bühne
In ihrer Kraft und Frische, jugendlich,
Dem Dienst der Göttertochter Poesie
Sich weih'nd, hier untergeht,
Ist's nicht im Grund ein Heil? Der Tod galt stets
Noch für den glücklichsten, der an die Kraft,
Die ungeschwächte, rasch die Sichel legt,
Der trifft, noch eh' das Leben allgemach
Bewußtsein, Muth und Sinne ausgelöscht.

Sei dieser Tod ein Gleichniß unsers Falls,
Und dieses Gleichniß beut uns sanften Trost.
Noch kämpfte, wagte, strebte hier ein Jeder
Noch waren viele Kränze aufgesteckt
Und nicht ersiegt, noch hatte nicht der Alltag,
Nicht das Gemeine, dem des Menschen Werk
Im Lauf der Jahre leicht verfällt, entstellend
Die Scene überwuchert; — Fehler, wer verneint sie?
Manch Ungeschick, wer wagt es abzuleugnen?
Allein, das sprechen wir mit Zuversicht
Und Wahrheit aus: — ward hier geirrt, so irrte
Der Eifer, nicht gleichgült'ge Lässigkeit.

So schlösse sich vielleicht zu rechter Zeit
Das Haus! so gingen unter günst'gen Sternen wir
Von hinnen! — Gebt die Hoffnung unsern Schritten
Als Reisesegen mit, daß nicht ans Ziel
Vor Eurem Blick gelangt, Ihr uns im Geist
Vordringend, wachsend, strebend schauen wollt,
Daß Ihr der Dichtung Traum, aus dem wir jetzt
Erwachen müssen, still in der Erinnerung
Verschönt, verklärt, zu Ende träumen wollt!

Die Hoffnung geht mit uns, der Dank bleibt hier.
Im Namen Aller bring' ich allen Guten,
Die freundlich uns auf unserm Pfad begleitet,
Aus voller Seele besten reinsten Dank.
Des Dichters Wort, des Künstlers Red' und Zeichen
Erstehen erst zum vollen, ganzen Leben,

Wenn sie die ew'ge Melodie erwecken,
Die in dem Busen jedes Edeln schläft.
Für jeden Abend, wo Ihr uns ins Dasein
Bedeutende Gebilde rufen halft,
Bleibt unser Herz Euch immerdar verbunden
Und so, im Nachgefühle guter Stunden,
Hört unsern Ruf des Abschieds: — Lebet wohl!

Friedrich von Üchtritz. *)

1. Der Mönch von Cimiés. Frei nach dem Englischen der Mistreß Sherwood von Luise Marezoll. Zwei Theile. Reutlingen, Enßlin und Laiblin. 1840. Gr. 12. 1⅓ Thlr.

2. Die Nonne. Frei nach dem Englischen der dritten Auflage der Mistreß Sherwood von Derselben. Zwei Theile. Ebendaselbst. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.

Wenn diese Romane nach der Versicherung der Übersetzerin, und wie die dritte Auflage von Nr. 2 auch bethätigt, in England viele Theilnahme finden, so ist das in der, auf der hohen anglikanischen Kirche fußenden Glaubensrichtung wohl begründet. Dort handelt es sich, wie im Vatican, um den Begriff einer Kirche, und dieser ist denn auch im Allgemeinen die Tendenz beider Romane. Daß die englische Kirche den Sieg davonträgt, ist in der Ordnung; es ist sogar löblich, indem die Verfasserin keineswegs die katholischen Elemente verschleiert, welche in dieser Kirche fortwuchern und wol dazu beitragen mögen, daß eben gegenwärtig in England der Katholicismus immer mehr Boden gewinnt. Sie fällt aber dabei in einen großen Fehler; indem sie es nämlich als ein besonderes Glück anspricht, daß der Protestantismus seinen Anhängern die Bibel nicht allein nicht vorenthält, sondern auch das Lesen derselben dringend empfiehlt, gibt sie Jedem das Recht der Auslegung auch im Widerspruch mit der englischen Glaubenslehre. Sie stellt daher den 70 Dolmetschern der Vulgata so viele Dolmetscher gegenüber, als es Protestanten gibt, und daß damit eine Kirche nicht bestehen könne, bedarf keines Beweises. Freilich soll diese Kirche eine geistige, also unsichtbare sein, dann aber fällt auch die hohe englische Kirche über den Haufen, welche doch, gegenüber der, als apostatisch bezeichneten, katholischen Kirche, als Siegerin dastehen soll. Überhaupt sind die Confessionen ihrer Glaubenshelden mitunter herzlich schwach! Die Nonne Clarisse z. B. sagt einmal zu der Äbtissin: „Ich verachte nicht das Kreuz meines Jesus — nein, ich rühme mich dessen — ich lebe darin, es ist mir Alles in Allen; aber das sichtbare handgreifliche Symbol kann ich nicht anbeten." Warum nicht? Die Äbtissin hat Recht, wenn sie das als Blasphemie bezeichnet. War es doch ein sichtbares handgreifliches Kreuz, an welchem Christus starb; jedes Kreuz, welches das Auge des gläubigen Christen wahrnimmt, muß ihm daher heilig sein, denn es erinnert ihn an Den, welcher, nach den Evangelisten, seine Sünden auf sich genommen hat. Der Anblick eines Kreuzes muß ihm sogar stets erwünscht kommen, denn wie gläubig er sein mag, ist er, wie er ja bei jeder passenden Gelegenheit auch selbst sagt, doch nur ein schwacher Mensch: das unsichtbare Kreuz, in dem zu leben er vorgibt, kann ihm daher nicht immer gegenwärtig sein. Oder meinte die Verfasserin die äußerliche Veneration des Kreuzes, dann durfte sie nicht vom Beten sprechen. Doch genug! Beide Bücher geben unfruchtbare Speculationen in reichlicher Maße, wie das nicht anders sein kann, wenn angenommener Autorität kaum Besseres entgegengestellt wird, als ebenfalls angenommene Autorität; wenn ein schwankendes Postulat ein wankendes stürzen soll. Daß im Schoose der alleinseligmachenden Kirche gar manches Gebrechen, sogar manches Unheil wuchert, wird kein Einsichtsvoller bestreiten wollen, er wird sogar beflissen sein, sie ans Licht zu stellen. Wir sind aber der Überzeugung, es sei im Grunde doch etwas kindisch und habe überhaupt noch nie zum Guten geführt, wenn zwei Menschen sich einander gegenüberstellen, um eigentlich nichts Anderes sich zuzurufen, als: „Mein Glaube ist doch besser als deiner!"

Betrachten wir nun die Bücher als Romane, so war es die Absicht, das Klosterleben darzustellen, und die Verfasserin versichert, sie habe keine Mühe gescheut, dasselbe gründlich kennen zu lernen. Vielleicht hat die englische Literatur eben noch keine Klosterromane aufzuzeigen wie Deutschland, und so mag denn ein solches Buch für das dortige Publicum großes Interesse haben; auch findet es sich nicht betrogen, denn die Schilderung der Klosterscenen tragen die Farbe der Wahrheit, und es ist merkwürdig, daß dies vorzugsweise im „Mönch" der Fall ist. Man sollte glauben, einer Dame sei ein Nonnenkloster zugänglicher und zusagender. Wie aber überhaupt „Der Mönch" noch am befriedigendsten durchgeführt ist und durch sein unglückliches Verhältniß zu zwei Schwestern, von welchen die ältere heimliche Katholikin ist, sowie durch manche Beschreibungen italischer Natur und Örtlichkeiten nicht selten fesselt, so leidet auch er doch an manchen Gebrechen, die in beiden Romanen sich durch Unwahrscheinlichkeiten und gewagte Manoeuvres kund geben. Besonders schlaff in der Anlage, in der ganzen Haltung und Durchführung ist die „Die Nonne"; doch wagen wir nicht, der Verfasserin die Schuld allein aufzubürden, da Luise Marezoll „frei" übersetzt hat. Diese Dame spricht im Vorworte zum „Mönch" ihre Verwunderung darüber aus, daß den zahllosen Übersetzern die Werke der Mistreß Sherwood bis jetzt entgangen seien, da doch diese Schriftstellerin sich in England wohlverdienten Ruhms erfreue und auch in Frankreich Übersetzer gefunden habe. Das mag sein! Nur fragen wir in Bezug auf das deutsche Publicum nach dem Leserkreise für solche Bücher. Gewöhnliche Romanleser finden sie wegen der theologischen Controversen uninteressant, wenn nicht langweilig; Gebildete ungenügend in jeder Beziehung; Pietisten weisen sie von der Hand, denn für sie ist Romanlecture Todsünde. Katholiken? Vielleicht! Sie werden sich jedoch nicht irre machen lassen, und überdem finden sie gerade in der „Nonne" Gründe genug für den Glauben, das Recht sei auf ihrer Seite, denn eigentlich kann sich die Glaubensheldin Clarisse nicht beklagen, und das Benehmen gegen die alte katholische Muter Genefriede, die mit ihrem kindlichen Glauben sich bescheiden in ein geheimes Closet zurückzieht, — das Benehmen der in England, wo jeder Grashalm sie so freundlich rechtgläubig anlacht, zur Ruhe gekommenen protestantischen Karawane gegen diese ehrliche Frau ist, auf das Gelindeste gesagt, albern. Ferner: Theologen? Nun ja! Was den Roman als Kunstwerk betrifft, pflegen Theologen genügsam zu sein, man betrachte nur den „Freiherrn von Sandau". Die theologischen Streitfragen geben ihnen auch wol Gelegenheit zu Parallelen zwischen den englischen Glaubensartikeln und den mancherlei deutschen Dogmatiken. Wenn endlich, die Verfasserin die Absicht hatte, auf das stets sichtbarer werdende Hereindringen des Katholismus warnend aufmerksam zu machen, so wünschen wir, sie habe in England ihren Zweck erreicht. Hatte die Übersetzerin ein ähnliches Motiv für Deutschland vor Augen, so finden wir die Wahl der Mittel für einen so allgemeinen und wichtigen Zweck wenigstens nicht genügend. 34.

Einige neue Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges und der in Folge desselben entstandenen Allianzen. Aus den Papieren eines Staatsmanns. Leipzig, Teubner. 1841. Gr. 8. ⅔ Thlr.

Wir können trotz des vornehmen Titels uns nicht überzeugen, daß diese Actenstücke von besonderer Wichtigkeit sind,

*) Ein anderer Aufsatz desselben Verfassers: „Der Dichter Immermann", folgt im nächsten Monat. D. Red.

und haben ebenso wenig in der, etwas abgenutzten Firma „Aus den Papieren eines Staatsmanns" eine Bürgschaft für die Echtheit derselben finden können. Denn was soll das wol für ein Staatsmann sein, der solche Papiere bis jetzt aufbewahrt hat? man muß also vielmehr im günstigsten Falle glauben, daß irgend ein Nachkomme oder Sohn mit einigen lange gelegenen Papieren hervorgetreten ist, die ihm selbst eine besondere Wichtigkeit zu haben scheinen. Kommen diese Papiere also aus guter Quelle, so hat sie ihr Besitzer wenigstens überschätzt. Denn was haben wir hier? Zuerst eine protokollarische Vernehmung des dresdner Kanzellisten Mentzel, der wichtige Correspondenzen aus dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Dresden vor dem Anfange des siebenjährigen Krieges nach Berlin lieferte. Diese Blätter werden für die meisten Leser noch das größte Interesse haben: auch stammen die Nachrichten unstreitig aus der Verlassenschaft eines höhern Beamten am dresdner Hofe, wie schon die genaue Schilderung der Localitäten darthut. Ferner erfahren wir aus einem Schreiben des kursächsischen Gesandten, Grafen Flemming, in Wien an den Minister Brühl, daß der Kaiser Franz I. und die Kaiserin Maria Theresia durch geheime Verbindungen in Berlin wußten, daß der König von Preußen alle wichtigen Actenstücke aus dem östreichschen Cabinet erhalte, weshalb der östreichsche Hof den sächsischen Hof zur Vorsicht auffodern ließ. Drittens ist auf fast acht Seiten eine kritische Untersuchung und resp. Beweis geführt, daß Sachsen keinen (?) Theil an dem Bündniß gegen Friedrich II. genommen habe, ja es sei vollkommen unkundig der nähern Umstände und des Resultats derjenigen Verhandlungen gewesen, die zwischen Östreich, Rußland und Frankreich stattgefunden hätten. Quod erat demonstrandum. Denn die zwei bis drei diplomatischen Depeschen, die überdies einseitig sind, beweisen nicht viel, am wenigsten aber der Brief des Grafen Brühl vom 20. Sept. 1756.

Die zweite Abtheilung dieser Schrift begreift eine Anzahl von Staatsschriften, die sich theils auf das 1756 abgeschlossene Bündniß Östreichs mit Frankreich beziehen, theils auf die Unterdrückung des Königs von Preußen und die Zerstückelung seiner Staaten. Wir haben darin nichts Neues von Bedeutung gefunden, wol aber den erneuten Beweis, daß Friedrich II. Auffoderung genug hatte, die Offensive im siebenjährigen Kriege zu ergreifen und nicht zu warten, bis der „Partagetractat" — um ein Wort der alten Diplomatie zu brauchen — vollständig in Ausführung gebracht war. „Quiconque ménace, doit frapper", pflegte der große König zu sagen. Das hatten aber seine Feinde zur rechten Zeit versäumt, wie erbittert sie auch gegen ihn waren. 11.

Notizen.

Die englischen Reisenden in Griechenland.

Ulrichs bemerkt in seinen „Reisen und Forschungen in Griechenland" (Bremen 1840) über die Ansicht, die unter dem gemeinen Volke in Griechenland von den Reisenden daselbst und namentlich von den Engländern gewöhnlich ist, Folgendes. „Nichts", sagt er, „erregt größere Neugierde als ein Reisender, der mühsam eine Inschrift abschreibt. „„Was sagen die Buchstaben?"" ist die gewöhnliche Frage der sich versammelnden Männer und Weiber, und die Antwort, wie sie auch immer ausfallen mag, kann sie nie befriedigen; denn sie glauben, es seien irgendwo Schätze vergraben, die jene Buchstaben anzeigten. „„Gott hat uns verdammt unserer Sünden wegen, so unwissende Menschen zu bleiben"", ist dann ihre gewöhnliche Klage. Der Eifer englischer Reisender, alles in Eile zu besehen und aufzuzeichnen und wo möglich irgend eine Antiquität zu erhalten oder sich wenigstens etwas Marmor abzuschlagen, hat bei den Kastriten (den Bewohnern des an der Stelle des alten Delphi gelegenen Dorfes Kastri) eine eigenthümliche Meinung über die Abstammung der sogenannten Milordi veranlaßt. Jene Milordi, sagen sie, sind keine Christen; denn Niemand sah sie je ihr Kreuz machen. Sie stammen von den alten heidnischen Adelphiern ab, die hier ihre Schätze in einem Kastro bewahrten, welches von den beiden Königssöhnen, die es erbauten, Adelphi hieß. Als man die Panagia (d. i. die heilige Jungfrau) und Christus in diesen Gegenden zu predigen anfing und die Leute umher sich bekehrten, hielten es die Adelphier für rathsam, sich ins Frankenland zu flüchten, und nahmen alle ihre Reichthümer mit. Das sind die Milordi, die nun als Pilger hierher kommen und diese Steine anbeten." Ulrichs macht dazu was die Adelphier anlangt, die Bemerkung, daß die Bauern von Kastri, da sie ihren Ort oft Delphi nennen hören, daraus ἡ Ἀδελφοῦ (Adelphu) und οἱ Ἀδελφοι (Adelphier) gemacht hätten und dabei eine Geschichte erzählten, die der von Romulus und Remus nicht unähnlich sei. Übrigens muß man sich hierbei Dessen erinnern, was Ulrichs a. a. O. S. 9 bemerkt, daß die neugriechische Sprache, wie sie im Munde des Volks lebe, in Beziehung auf Ortsnamen das Gesetz befolge, daß jedes Wort eine Bedeutung haben oder wenigstens an ein bekanntes Wort erinnern müsse. So wird, wie erwähnt, im Munde der Kastriten aus Delphi, Adelphi; so aus Ἀθήνη (Ἀθῆναι), Athen, wird Ἀνθῆνα (d. i. die blühende), u. s. w. Von jenem Gesetze sind in der Regel nur die fremden slawischen, bulgarischen, albanesischen und türkischen Benennungen ausgenommen.

Nachgrabungen in Griechenland.

Manches ist schon in Griechenland für Nachgrabungen von Seiten der Regierung und Einzelner geschehen; aber noch ist viel in dieser Hinsicht zu thun übrig. Einen beachtenswerthen Vorschlag in dieser Beziehung thut Fürst Pückler in seinen „Griechischen Leiden". Er meint nämlich, daß, wenn die Stelle im nördlichen Theile des Peloponneses zwischen Patras und Vostitza, von welcher man annimmt, daß da die, durch ein Erdbeben untergegangene Stadt Helike gestanden habe (man bezeichnet aber dafür, nach Pückler, den Ausfluß des Bokhusia, wo noch Ruinen von Helike herausragen sollen), das Meer seitdem, wie auch anderwärts in Griechenland geschehen, z. B. bei den Thermopylen, sich zurückgezogen haben müsse, und dann gäbe es vielleicht keinen Ort in Griechenland, wo Nachgrabungen eine reichere Ausbeute versprächen; denn Helike war damals, als es von der Erde verschwand (373 vor Ch. Geb.), die erste und reichste Stadt in Achaja, und Alles, was das Meer nicht mit fortgeführt, müßte man, selbst noch unversehrter als in Pompeji, im Grunde der Erde wiederfinden. Freilich müßte man zu diesem Zwecke dem meist ganz unbedeutendem Bergstrome, dessen seichtes Bett jetzt eine halbe Stunde breit ist, den aber ein fester, mit Dämmen eingefaßter Kanal von 12 Fuß Breite zu jeder Zeit bequem fassen könnte, eine Grenze dieser Art setzen; indeß würde dies auch ohne solchen Zweck, weil es in einem policirten Lande die Sorge der Regierung an und für sich erfodert, geschehen müssen. Wie Pouqueville in seiner „Voyage dans la Grèce" erzählt, hätten die dortigen Bewohner nicht nur von Ruinen von Helike gegen ihn gesprochen, die er jedoch nicht zu sehen bekommen habe und in welcher Hinsicht also Pückler glücklicher gewesen sein muß, sondern auch davon, daß man bei ruhigem Wasser die Mauern von Helike im Meere liegen sähe. Indeß hat er auch dies nur für eine Täuschung, die vielleicht durch Reisende veranlaßt worden sei, ausgeben wollen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 184. — 3. Juli 1841.

Cola di Rienzo und seine Zeit. Besonders nach ungedruckten Quellen dargestellt von Felix Papencordt. Mit einer Kupfertafel. Hamburg und Gotha, F. u. A. Perthes. 1841. Gr. 8. 2⅓ Thlr.

Wenn wir auf die innere Entwickelung der politischen Verhältnisse in den italienischen Staaten des Mittelalters unser Augenmerk richten, so treten uns die verschiedenartigsten Erscheinungen entgegen. Derjenige Theil der Halbinsel, in welchem das Verlangen nach municipaler Unabhängigkeit am ersten laut ward und die Communen zu Selbständigkeit und Kraft gelangten, kaiserlicher Macht in gewaltigem Bunde erfolgreichen Trotz bietend, die Lombardei, sah die republikanischen Formen auch am ersten untergehen, und statt in großartigem Verbande unter Einem Herrscher ein mächtiges Ganze zu bilden, erlebte sie die Demüthigung, einer Menge größerer wie kleinerer, meist aus ihrer Mitte hervorgegangener, sämmtlich beinahe *an allen mit* ungewissem oder unrechtmäßigem Besitze verknüpften Übeln krankenden Herren und somit der schlimmsten Tyrannei zerstückt zu leichtem Raube zu fallen. Das Widerspiel finden wir in Toscana. Die große nationale Bewegung trat hier später ein und minder gewaltsam: der Entscheidungskampf berührte die auf der Südseite des Apennins gelegenen Provinzen in geringerm Grade, und die Entwickelung der Gemeindeverfassung, wenn auch in ihren Grundzügen eine Nachbildung jener der lombardischen Communen, nahm einen ruhigern und geregeltern Gang. Während, seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts, Signoren, bald kaiserlicher, bald päpstlicher Partei, im obern und mittlern Italien zum Theil vorübergehend, zum Theil bleibend sich festsetzten — die Ezzeline in der Mark Verona (von 1200 an), die della Scala (um 1270), die Este am untern Po (um 1220), die Feltrier im Montefeltro und in Urbino (um 1236), die della Torre (1257), dann die Visconti (um 1277) in Mailand — konnte in Toscana keine Adelsfamilie zu einer eigentlichen Signorie in größern Städten gelangen, wenn wir die Tarlati von Pietramala ausnehmen, deren Suprematie in Arezzo übrigens einen ganz andern Charakter hatte *als* irgend eine der obengenannten. In Florenz entwickelte sich dagegen, von der Mitte des 13. Jahrhunderts an, das rein-demokratische Princip. Ein gemischtes Verhältniß zeigt Rom. Auf der einen Seite suchte die päpstliche Oberherrlichkeit ihre Rechte geltend zu machen, auf der andern die städtische Gemeinde. Die Folge des Conflicts war, daß, im wechselweisen Obsiegen und Unterliegen, weder die päpstliche Gewalt noch die städtische Gemeinde zu rechten Kräften kam, bis erstere, zum Theil durch ganz äußere Umstände, um die Mitte des 15. Jahrhunderts entschieden den Sieg davontrug. Die andere Folge, daß die Verfassung Roms beiweitem weniger den Charakter der Stätigkeit und berechneten Gleichgewichts an sich trägt, als wir ihn z. B. in der florentinischen finden, so mannichfach auch im Laufe der Zeit die Modificationen im Einzelnen gewesen sein mögen. Nicht zu reden von der Verschiedenheit der gesammten politischen Stellung, indem wir Florenz im 14. Jahrhundert als Herrin eines ausgedehnten und blühenden Dominiums finden, während Rom lediglich als Stadt auftritt und als solche mit dem übrigen Kirchenstaat kaum zu thun hatte. Eben jener Conflict beiderseitiger Rechtsansprüche und die daraus hervorgehende Unvollkommenheit der bürgerlichen Institutionen waren Ursache, daß die Verhältnisse zwischen den beiden großen Theilen der Bevölkerung, Adel und Volk, nicht klar bestimmt wurden. In Florenz constituirte sich bereits 1250 der Popolo als solcher, nahm 1282 durch Creirung des Magistrats der Prioren der Zünfte die oberste Regierungsgewalt in seine Hände und vernichtete 1293 die politische Macht des alten Adels beinahe völlig durch dessen Ausschließung von den städtischen Ämtern. Rom ist weit entfernt, eine solche stufenweise Fortbildung eines bürgerlichen Regiments aufweisen zu können. Der alte Lehnsadel gelangte freilich auch, vom Beginne des 12. Jahrhunderts an, zu keinem bedeutenden städtischen Einflusse mehr, zu desto größerm aber der neue Adel, der zum Theil mit jenem ältern zusammenhing. Der Senat war durch Arnold v. Brescia, der in seiner politischen wie in seiner religiösen Wirksamkeit mit Savonarola manche Ähnlichkeit hat, 1143 erneuert worden, wechselte aber häufig seine Form, die endlich in der Weise sich feststellte, daß ein Senator, zu Zeiten auch zwei vorhanden waren, die mit dem Capitano del popolo, einem von den lombardischen Communen entlehnten Amte, welches bisweilen dem Senator selbst übertragen wurde, und einer wechselnden Zahl von Beisitzern, die zu gleichen Theilen aus den Bewohnern der dreizehn

Rione gewählt wurden, in die Verwaltung sich theilten. Die Senatorwürde (wenn sie nicht den Päpsten selbst oder auswärtigen Fürsten gehörte, die sie dann durch Stellvertreter verwalten ließen) fiel nun durchgehends den Gliedern des neuen Adels anheim, und damit ein Einfluß auf die Angelegenheiten des Popolo, dem dieser oft sich zu entziehen suchte, indem er, auch ohne päpstliche Einwilligung oder Bestätigung, fremde Senatoren aufstellte, oder andern von ihm gewählten Beamten die Regierungsgewalt eigenmächtig übertrug. Gewöhnlich aber waren solche Äußerungen der popolaren Autonomie nicht nachhaltig: eben weil dem Popolo jene festgegründete, durch geachtete und mächtige Corporationen gebildete, durch strengbeachtete Gesetze und Formen gestützte, in sich abgeschlossene Constitution abging, welche in Florenz dem demokratischen Element zum entschiedenen Siege verhalf. Rom war weder einem eigentlichen Signore unterworfen, noch eine unabhängige Commune, und die Berechtigungen von Adel und Volk waren weder auf einer gesetzlichen noch auf einer festen Basis begründet. Es war nicht das organische Ganze eines Municipiums mit seiner nothwendigen Gliederung, mit bestimmten, von der Gesammtheit anerkannten Rechten; es war ebenso wenig das patriarchalische Verhältniß großer Adelsfamilien und ihrer Angehörigen; es war am allerwenigsten eine klare Stellung von Herrscher und Unterthan. Es war ein comandi chi può ohne göttliches und menschliches Recht.

Diese Bemerkungen dürften erfoderlich sein, die Verhältnisse und Zustände zu verstehen, unter denen im Frühling 1347 die Umwälzung stattfand, welche nicht etwa darum viel von sich reden gemacht hat, weil von ihr eine bedeutende Einwirkung auf die nachmalige Gestaltung der städtischen Verhältnisse ausging, sondern vielmehr, weil sie wie ein Meteor am nächtlichen Himmel erschien, weil sie die Erinnerungen an Roms, des tiefgesunkenen, alte Größe mächtig weckte, weil endlich die mittelalterliche Geschichte der Stadt so arm an interessanten Persönlichkeiten ist, daß man um so eifriger festhält an einzelnen lichten Punkten. Die Begebenheiten des Lebens Cola di Rienzo's zu erzählen, ist hier nicht der Ort — die wichtigsten derselben sind aus ältern wie neuern Werken, unter denen mehre deutsche, als hinlänglich bekannt vorauszusetzen. Es möge genügen, zu bemerken, daß er um die Mitte des J. 1313 geboren ward, dem niedern Volke angehörte, 1343 mit einer Gesandtschaft an Clemens VI. nach Avignon ging, im Jahre darauf Notar der städtischen Kammer wurde, am 20. Mai 1347 in einer von ihm zusammenberufenen Volksversammlung eine beinahe dictatorische Gewalt erhielt und sich dann den alten Titel Tribun beilegte, den Staat völlig reformirte, dem Adel seinen Einfluß nahm und sich in Nähe und Ferne nicht geringes Ansehen zu erwerben wußte, dann aber, durch das Zusammenwirken eigenen Hochmuthes und toller Verkehrtheit, des Widerstrebens der Großen und der Unzufriedenheit der Curie, endlich durch seine Rathlosigkeit im Moment der Gefahr gestürzt ward und im siebenten Monat seiner Herrschaft das Capitol und Rom verließ. Dies war der erste Act des Dramas. Es folgte der zweite, nicht minder abenteuerliche: die vom Cardinallegaten Bertrand de Deux, weltlicher Eingriffe wie religiöser Meinungen wegen, über ihn ausgesprochene Verurtheilung; der Aufenthalt in den Abruzzen bei den Einsiedlern vom Franziskanerorden; die Reise nach Prag zu Karl IV. und die Darlegung seiner politisch-kirchlichen Lehre vor dem römischen Könige und dessen Räthen; seine Gefangennehmung auf des Papstes Gesuch, endlich seine Auslieferung an Clemens VI. im Juli 1351. Zuletzt der Schlußact, der mit einer freilich nicht nachhaltigen Peripetie beginnt: Cola's Befreiung aus dem Gefängnisse durch Papst Innocenz VI., der sich seiner als Mittel bedienen wollte, Roms völlig zerrüttete Verhältnisse wieder zu ordnen; seine Ernennung zum Senator und Rückkehr nach Italien in Begleitung des Cardinals d'Albornoz, dem die Aufgabe gestellt war, den für die Kirche beinahe völlig verlorenen Kirchenstaat wieder zu erobern; sein Einzug in Rom am 1. August 1354, seine fehlgeschlagenen Unternehmungen und seine tyrannische Handlungsweise, die er bald (am 8. October) in einem Aufstande des Pöbels mit gewaltsamem Tode büßte.

Dies ist das Gerippe der Geschichte des Cola di Rienzo. Zu der Zeit schon als er noch lebte, und dann als das Andenken an seine Handlungen noch frisch war, hatte bei den Verständigen das Urtheil über ihn so ziemlich schon in derselben Art sich gebildet, wie die Nachwelt es bestätigt hat, als sie wieder mit ihm sich zu beschäftigen begann. Der florentinische Chronist, Giovanni Villani, der ein Jahr nach Rienzi's Sturze starb (1348), nennt sein Beginnen ein „phantastisches Werk" und bezeichnet damit dessen Charakter aufs vollkommenste. So wenig festen Halt aber auch Rienzi hatte, so war er doch eine Beachtung heischende Persönlichkeit, und es sind ebenso sehr die Widersprüche in seinem Wesen, in seinen Ansichten, in seinen Handlungen, wie die Stellung, die er momentan einnahm, und die freilich ebenso momentane, aber doch in beschränkter Zeit große Einwirkung, die von ihm ausgegangen ist, welche das Interesse rechtfertigen, das ihm von seinen Zeitgenossen wie neuerdings gewidmet worden. Daß ein Charakter wie Cola di Rienzo aus einer, man kann sagen, so niedrig gestellten Umgebung, in einer Epoche solcher moralischen wie politischen Versunkenheit auftauchte, sollte weniger in Verwunderung setzen, als daß er der einzige geblieben ist. Denn die Elemente dieses Charakters waren im Volke geblieben. In der tiefen, schmachvollen Ohnmacht Roms lebte noch die Erinnerung an die geschwundene Größe: sie lebte in Rom selbst wie im übrigen Italien. Nicht Dichter blos und Rhetoren, die man als verdächtige Zeugen ansehen könnte, reden davon: auch Leute aus dem Geschäftsleben, welche die Begebnisse ihrer Zeit als kalte und ruhige Beobachter betrachteten und um so weniger von Enthusiasmus sich hinreißen ließen, weil die Armseligkeit der Resultate in ihrer Nacktheit ihnen vor die Augen trat. Die Erinnerung an die alte Römerwelt war aber etwas ganz Phantastisches geworden: in den Trümmern wohnte die Sage, die mit den Eroberern vom

Norden eingewandert schien. Wie Wahres mit den seltsamsten Märchen und mittelalterlichem Volksglauben ein abenteuerliches Ganze gebildet, läßt sich noch aus einzelnen, darüber uns aufbewahrten Nachrichten ermessen. War ja doch den Gelehrten, wie Petrarca, die Kunde vom alten Rom und seinen Denkmalen ein großes Chaos von Wirklichem und Falschem. Ein lebendiger, reizbarer, zum Nachsinnen geneigter, für poetische Eindrücke empfänglicher Geist mußte hier fruchtbaren Boden finden. Dazu kam die Ungunst äußerer Verhältnisse; dazu das Bewußtsein des Mangels an rechtlicher Begründung dieser Verhältnisse und die schwache Stütze, die sie in der Gesinnung der Menge hatten; dazu die Erbitterung über persönliche Kränkung. Daß, wo solche Bedingungen gegeben waren, Rienzi's Charakter in der Weise sich ausbildete, wie wir ihn bei seinem ersten handelnden Auftreten erblicken, sollte Keinen wundern. Ebenso wenig die augenblickliche, bedeutende Wirkung, die er auf das Volk hervorbrachte, wenn man den nahe an gesetzlosen, verwahrlosten Zustand dieses in einem verworrenen Halbbewußtsein der eben bezeichneten Ideen und Träumereien aufgewachsenen, nicht wie die Bürger anderer, auch kleinerer Städte Italiens durch thätige Theilnahme an wohlgeordneten öffentlichen Angelegenheiten beschäftigten und in dieser Theilnahme moralische Befriedigung findenden Volkes in Anschlag bringt.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenznachrichten.

Leipzig, im Juni 1841.

Der Kunstsinn Leipzigs, bisher schon durch fortgesetzte Schaustellungen neuester Werke der Maler- und Zeichnenkunst seine Regsamkeit bekundend, hat sich in jüngster Zeit auf eine weniger gebräuchliche, aber eben darum sogar für die Geschichte der Kunst bedeutungsvoll erscheinende Weise bethätigt. Das Directorium unsers Kunstvereins hat in den Monaten Mai und Juni d. J. eine kunstgeschichtliche Ausstellung von Kupferstichen aus der deutschen Schule aus den reichhaltigen Sammlungen der bedeutendsten leipziger Kunstfreunde veranstaltet. Die Blätter, deren manche der vorzüglichsten sogar in zwei Exemplaren ausliegen, wo jüngere und ältere Abdrücke bedeutende Verschiedenheit zeigen — gehören zumeist den Herren H. Brockhaus, Clauß, Crusius, Hillig, Keil, v. Speck und Weigel an; das Verdienst der Auswahl und Anordnung gebührt dem vielfach für künstlerische Interessen thätigen Hrn. Rud. Weigel. Wir machen an der Hand der Kunstgeschichte einen kurzen Gang durch die Säle, die uns zuerst die Grabstichelarbeiten, dann die Radirungen in den vorzüglichsten Repräsentanten von drei und einem halben Jahrhunderte aufzeigen.

Namenlos, nur durch ihre Monogramme kenntlich, stehen die ersten und doch schon so bedeutenden alten Meister da, vor Allem E. S. aus dem J. 1466. Über ihm Martin Schongauer. Die Reichhaltigkeit der gegenwärtigen Sammlung bekundet sich gleich anfangs erfreulich, indem sie von Ersterm sechs (darunter sogar ein bei Bartsch nicht beschriebenes), von Letzterm fünf Blätter enthält. Noch sind es fast alles religiöse Stoffe, die sie behandeln; das Kunstgebiet erweitert sich erst mit dem Begründer der deutschen Kupferstecherschule, Albrecht Dürer; es bedarf nur der Erinnerung an seinen Degenknopf Kaiser Maximilian I., um sich schon die hohe Stufe der Kunstfertigkeit zu vergegenwärtigen, auf der er stand. Ein ausgezeichnetes Exemplar dieser Arbeit nächst andern desselben Meisters führt sie uns hier vor Augen. Groß im Portrait war Lukas Kranach: von den wenigen Werken seines Grabstichels, die auf uns gekommen sind, sind die zwei, welche überhaupt zu erlangen waren, hier aufgenommen. Andere aus Dürer's Schule, namentlich Dan. Hopfer und Altdorfer, lieferten Portraits Luther's nach Kranach's Gemälde: in gleicher Weise Bartholomäus Beham das Bild Kaiser Karl's V., während der originelle Hans Sebald Beham Bauernscenen schildert. Der Einfluß italienischer Kunstfertigkeit legte sich zuerst in Georg Pencz dar, der nach Dürer und zugleich nach Marc Anton sich gebildet hatte; von andern der würdigern Schüler Dürer's — denn leider! sanken viele zu bloßen Nachahmern herab — möchte vorzugsweise noch Heinrich Aldegrever zu nennen sein.

Aber diese edle Thätigkeit in künstlerischen Bestrebungen verfällt sichtlich im 17. Jahrhundert. Nur ein einziger Meister ragt aus diesen dunkeln Zeiten der Kunstgeschichte hervor, Wenzel Hollar, der seine Stoffe italienischen Malern vorzugsweise entlehnte. Wir gelangen bei einer Reihe wenig bedeutender Grabstichelarbeiten jener Zeit vorbei zu dem Wendepunkte der Ausbildung der Kupferstecherkunst, der durch die Namen Georg Friedrich Schmidt und Johann Friedrich Wille bezeichnet wird. Mit Recht sind eine größere Anzahl ihrer Arbeiten hier aufgestellt worden, von jedem derselben acht: ihre Vielseitigkeit in Nachbildung der verschiedensten Werke aus der französischen und niederländischen Schule, wie ihre große Thätigkeit während eines langen Lebens machte eine im Verhältniß zu den übrigen bedeutendere Repräsentation nöthig. Von ihnen an breitet sich das Kunstgebiet immer weiter aus: während sie selbst noch vorzugsweise religiöse Objecte wählten, worin namentlich Wille's großer Schüler, Johann Gotthard v. Müller, sich noch auszeichnete, ging doch schon der eben genannte und J. F. Clemens zu historischen Darstellungen aus dem amerikanischen Befreiungskriege über, wobei sie nach Trumbull's trefflichen Gemälden arbeiteten, und Chodowiecki führte das Genre kleiner Bilder aus dem Leben (als künstlerische Zierden von Werken der Dichtkunst) ein, in welchem er bis jetzt unerreicht geblieben ist. Aus den verschiedensten Malerschulen wurden nun von den Kupferstechern Stoffe zur Nachbildung gewählt: nach Niederländern arbeiteten Heß und Ulmer, nach Franzosen Haldenwang, nach Italienern C. Friedrich Müller. Jetzt erst gelangen wir zu den lebenden Meistern, die mit richtigem Takte in besonderer Reihenfolge aufgestellt sind. Reindel, Felsing, Steinla und Thäter möchten vorerst genannt werden: treffliche Arbeiten in ausgezeichneten Exemplaren liegen von ihnen hier vor, unter denen insbesondere auf den, für den leipziger Kunstverein bestimmten Stich Thäter's: der Kampf zwischen Sachsen und Franken nach Kaulbach, aufmerksam zu machen ist, der freilich nur in noch unvollendetem Probedruck ausgestellt werden konnte. Aus München werden Amsler und Merz uns vorgeführt: von Werken der berliner Künstler erregen die Arbeiten eines Caspar, Lüderitz und Eichen Aufmerksamkeit; und auch der Wiener Rahl und Stöber ist rühmlich zu gedenken.

Doch es steht uns noch bevor, zu den Anfängen der Kunst zurückkehrend, auch die Werke der Radirnadel in geschichtlichem Überblick zu durchmustern. Albrecht Dürer und Amman erscheinen uns zum zweiten Male als bedeutende Anfänge und selbst die Periode, welche am unerfreulichsten in der Geschichte der Grabstichelarbeiten befunden werden mußte, die des ausgehenden 16. und 17. Jahrhunderts liefert in Ostade's und J. H. Roos' Radirungen erquickliche Blätter aus dem der niederländischen Schule eigenthümlichen Genre kleiner Bilder aus dem Volksleben. Neben ihnen ist jene Periode auch nicht arm an historischen Werken, die meist der Zeitgeschichte mit ihren Kriegsbegebenheiten sich anschlossen, wie die von Baur und Rugendas, und religiöse Gegenstände behandelten Elzheimer und Willmann mit Glück. Aber das 18. Jahrhundert gibt auch hier einen kräftigen Umschwung durch das Auftreten C. W. E. Dietrich's, der — wie kein anderer Meister, aber nach Verdienst — sogar in 12 bedeutenden Blättern repräsentirt ist. Vor Allem sind es

Landschaften, in denen die Kupferstecher dieser Zeit Vorzügliches leisten: wir erinnern nur an Geßner, Philipp Hackert, Ferd. Kobell und Kunz, und von jüngern, der Gegenwart näher stehenden, an J. C. Erhard und an Koch. Aber vergessen wir über diese Leistungen nicht der, in einem andern Genre trefflichen eines Maulbertsch, Tischbein (des Neapolitaners), Kolbe, Quaglio und einer Angelika Kauffmann. Unter den lebenden Meistern zeigt sich eine ebenso große Mannichfaltigkeit und Tüchtigkeit: an ihrer Spitze Reinhart, sodann W. v. Kobell, Heß, Holm, Morgenstern, Lebschée und v. Sanger. In einem andern Kunstgebiete ragt J. A. Klein hervor durch seine Thierstudien und die Darstellungen von charakteristischen Fuhrwerken, Neureuther nebst L. E. Grimm haben in dem anmuthig-phantastischen Genre Vorzügliches geleistet. Was die düsseldorfer Künstler Treffliches zu bieten vermögen, bekundet genügend ihr „Album deutscher Künstler", aus dem die bedeutendsten Blätter Wiegmann's, Schrödter's u. A. vorliegen, sowie die Reinick'schen „Lieder eines Malers" mit Bendemann's und Hildebrandt's unter andern hier herausgehobenen Beiträgen. Und auch die Leistungen deutscher Künstler in Italien verdienen Anerkennung, wenn wir uns Overbeck's, Nerly's und Busse's Radirungen vors Auge geführt finden.

Hoffentlich findet der Zweck, zu welchem diese Ausstellung namentlich veranstaltet wurde, zu zeigen, was ein Kunstzweig geleistet hat und in der Gegenwart leistet, dem sich leider! die Gunst der Zeit lange nicht nach Verdienst zuwendet und der doch vor vielen andern geeignet wäre, sich dieser Gunst zu erfreuen — die Würdigung und Theilnahme, ohne welche das glücklichere Gedeihen der Kupferstecherkunst nicht in Aussicht zu stellen ist. Das Directorium beabsichtigt, wie verlautet, diese Ausstellung in derselben Weise auch auf die Arbeiten der italienischen Schule zunächst, später noch der englischen und französischen auszudehnen; es ist im wahren Interesse der Kunst zu wünschen, daß ihm hierbei Seiten des Publicums, wie Seiten der Besitzer von Sammlungen die Unterstützung zu Theil wird, welche das Bestreben desselben verdient und die es auch bei dem gegenwärtigen Versuche einer solchen Zusammenstellung in einem großen Kreise gefunden zu haben sich freuen kann. 120.

Literarische Notizen.

Ein marktschreierischer Dichter kündigt in pariser öffentlichen Blättern sein Werk folgendermaßen selbst an: „Première publication des oeuvres poétiques de Mr. *Paul Georges*: Louis XIV et le France." Und er fährt folgendermaßen fort: „Es gebührt dem Verf. nicht, sein Werk selbst zu loben; der Gegenstand spricht hinlänglich für sich. Alle Parteien, so entgegengesetzter Grundansichten sie sein mögen, kommen in der Erkenntniß überein, daß die Regierung des großen Königs die glorreichste Epoche unserer Geschichte ist, und selbst die Ausländer ehren das Andenken Ludwig's XIV. wie das eines Gott-Schöpfers. Die Einsicht eines Menschen ist sicher zu schwach, um ein so prachtvolles Jahrhundert zu malen; der Verf. macht daher auf jene Nachsicht und Sympathie Anspruch, die man gern edelmüthigen Seelen bewilligt, welche etwas Nobles unternehmen. Er wendet sich an alle Franzosen, die lesen können, weshalb er auch durch die Verschiedenheit des Kaufpreises sein Werk allen Vermögensclassen zugänglich machen gewollt hat. Ihr Männer von Welt, Studirende oder Arbeiter, Künstler, junge Leute, und ihr, o Französinnen, die ihr an Geist und Anmuth alle andern Frauen der Erde besiegt, ein wenig Freundschaft für den Dichter, welcher ein unsers schönen Vaterlandes würdiges Denkmal aufzurichten versucht hat!" Das Werk soll in vier Epochen getheilt sein und jede einen Band ausfüllen. Es erscheint davon eine wohlfeile Ausgabe für das gemeine Volk und eine Luxusedition für die reichen Verehrer des alten Regiments und für die Französinnen, welche an Geist und Anmuth alle übrigen Frauen der Erde hinter sich zurücklassen, wie wahrscheinlich Hr. Paul Georges, der großmüthige Sänger des gekrönten „Dieu-créateur", Shakspeare und Goethe und Schiller und Byron hinter sich zurückläßt.

Von Roux-Ferrand's „Histoire des progrès de la civilisation en Europe depuis l'ère chrétienne jusqu'au 19ième siècle" erschien der sechste und letzte Band; von Roselly de Lorgues eine Schrift unter dem Titel: „De la mort avant l'homme et du péché originel." 5.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1841 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1841:

*1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1841. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen nebst vielen Beilagen. Hoch-4. Pränumerationspreis vierteljährig 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.

Beim Schluß des Jahrs erscheint ein vollständiges Register zu dem Preise von ⅙ Thlr.

*2. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der neuen Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Jahrgang 1841. 52 Nummern. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Der Jahrgang 1836 der Allgemeinen Bibliographie kostet 2½ Thlr., die Jahrgänge 1837—40 jeder 3 Thlr.

*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1841. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Dr. *Ernst Gotthelf Gersdorf*. Siebenundzwanzigster Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1½ Thlr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinr. Brockhaus.) Jahrgang 1841. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*5. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1841. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1½ Thlr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 185. —— 4. Juli 1841.

Cola di Rienzo und seine Zeit. Besonders nach ungedruckten Quellen dargestellt von Felix Papencordt.

(Beschluß aus Nr. 184.)

Daß die Ideen, die Wünsche, die Plane, die Anfoderungen, welche wir in Cola di Rienzo personificirt finden, nicht neu waren, daß sie in der Zeit selbst eine innerliche Begründung hatten, beweist, so sollte man denken, der große Anklang, den sie fanden, in Rom selbst, wie in einem ansehnlichen Theile des übrigen Italiens. In dieser Hinsicht also ist Cola di Rienzo immer eine bedeutende Erscheinung, weil er diese Seite des Charakters des Römervolkes im Mittelalter so lebendig zur Anschauung gebracht hat. Er verwirklicht auch die Träume. Freilich nur vorübergehend: denn auf kurze Zeit blos leuchtete das Gold in seinem Innern hervor aus dem gemeinen Metall, welches es einschloß, aber wenngleich nur vorübergehend, darum doch auf höchst bemerkenswerthe Weise. Sein rascher Sturz ist nicht sowol einem Unverstande, oder einer Unmöglichkeit in der ursprünglichen Gestaltung des neuen Gemeinwesens zuzuschreiben, als den Auswüchsen seines eigenen Charakters, welcher wol die Prüfung der Trübsal bestanden hatte, jener aber des Glückes erlag. Als er gefallen war, ging eine große Änderung in seinem Innern vor. Diese neue Phase ist in psychologischer Hinsicht die interessanteste in seinem Leben — sie ist es um so mehr, weil seine Ansichten und Triebfedern und sein ganzes politisches wie kirchliches System uns am klarsten vorliegen. Es fand eine neue geistige Erhebung in ihm statt, und was früher, im Gewirre des Volkslebens, in dunkeln, zum Theil formlosen Bildern ihm vorgeschwebt, gestaltete sich ihm jetzt, nach traurigen Erfahrungen, fern von seiner Heimat, in der Stille eines, wenn auch, wie es scheint, ehrenvollen Gefängnisses, zum ersten Male vielleicht zu einem geordneten Ganzen. Völlig selbständig war er indeß in diesen Ansichten nicht. Die Meinungen der schon erwähnten Sektirer des Franziskanerordens, die man Spiritualen oder Fraticellen nannte und welche in Opposition gegen das Papstthum lebten, in Betreff der Doctrin und Disciplin, hatten auf Cola's religiöses System nicht geringen Einfluß. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß er in ihrer Hand ein Werkzeug war, die Durchsetzung eigener Plane bei dem Oberhaupte des Reiches zu versuchen — dazu um so passender, als seine Neigungen mit den ihrigen stimmten. So viel Schwärmerisches und Unhaltbares nun auch unter dem ist, was Cola unter seinen politischen Mitteln des Heiles für Italien angibt, so fehlt es doch nicht an Praktischem, und das Ganze geht aus dem echten ghibellinischen Glaubensbekenntniß hervor, von welchem wir so manche, bald zerstreute, bald in ein System gebrachte Äußerungen in jener Zeit und der kurz vorhergegangenen antreffen. Augenscheinlich war es berechnet für einen römischen König und künftigen Kaiser, dem der Kampf Ludwig's des Baiern gegen den Papst noch so nahe stand, nicht zu reden von der Stellung seines eigenen Großvaters, Kaiser Heinrich's von Luxemburg. Diese Absichtlichkeit geht auch hervor aus einzelnen, auf bestehende Verhältnisse sich beziehenden Nebenumständen. Seinen eigenen höhern Beruf, das Gottgefällige seines Unternehmens, Italiens Verlangen nach seiner Rückkehr, alles dies vergißt Rienzi nie herauszustellen, wenn er auch wiederholt bekennt, daß er durch Stolz und Übermuth gesündigt und daß sein Sturz die Strafe des Himmels dafür gewesen sei. Allmälig aber, als er inne ward, wie seine Versuche, den römischen König durch eine, religiös wie politisch, dem Papstthum widerstrebende Lehre zu thätigem Eingreifen in die italienischen Angelegenheiten im ghibellinischen Sinne und damit zur Schilderhebung für seine (Cola's) Interessen zu bewegen, völlig fehlschlugen, sank ihm der Muth. Bei seiner Auslieferung an den Papst trat die entschiedenste Sinnesänderung ein: er wollte, es koste was es wolle, frei und in Italien sein, und so kam es, daß er sich gleichsam von seinen als Ketzereien erklärten Ansichten, von seinen Bundesgenossen und insgeheim von seinem politischen Ghibellinismus lossagte. Getäuschte Erwartungen, Unglück und, so scheint es, Ausschweifungen hatten ihn völlig demoralisirt. Von der Zeit an, wo er vom heiligen Stuhl wieder zu Gnaden angenommen ward, bis zu seinem Ende, welchem Handlungen der Grausamkeit und des Treubruchs vorausgingen, finden wir bei ihm nur das stufenweise Fortschreiten der nämlichen Misgriffe und Fehler, welche seinem ersten, zu Anfang in mancher Beziehung löblichen und anerkennungswerthen Regiment den Untergang bereitet hatten.

Der Verf. des vorliegenden Werkes, durch eine von

der französischen Académie des inscriptions 1836 gekrönte Preisschrift über die Vandalenherrschaft in Afrika vortheilhaft bekannt, hat vier Jahre in Italien verlebt, mit Forschungen über die Geschichte des Mittelalters, namentlich die römische, beschäftigt. Die Lebensereignisse Cola di Rienzo's mußten natürlich seine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich ziehen: fortgesetztes Arbeiten in Archiven und Bibliotheken ließ ihn so manches entdecken und die Theilnahme, welche Prof. Palacky, der gelehrte Historiograph Böhmens, seinen Arbeiten widmete, vermehrte seinen Schatz von Documenten so bedeutend durch Wiederauffindung einer Reihe Abschriften von Urkunden, welche der böhmische Geschichtschreiber Pelzel für seine Biographie Karl's IV. hatte machen lassen, daß der Stoff zu sehr anwuchs, ihn vollständig in ein jetzt beinahe zu Ende geführtes größeres Werk über die Geschichte Roms aufzunehmen. So wurde also der Wunsch, die Resultate der nun gewonnenen Detailkunde in einer Monographie entwickelt zu sehen, um so mehr rege, als leichter denn manche andere Abschnitte der Geschichte die des Rienzi zu einem Ganzen sich abrunden läßt. Auf solche Weise entstand das vorliegende Buch. Der einleitende Theil, welcher das erste und ein Stück des zweiten Capitels (S. 1 — 60) umfaßt, gibt eine Übersicht der Verhältnisse und des Zustandes Roms, namentlich von der Wiederherstellung des Senats an, bis zu Cola's Auftreten. Sie ist klar und faßlich und läßt auch die geistige Einwirkung nicht außer Augen, die Rom auf die großen Schriftsteller Italiens hatte, sowie daneben die großen Adelsgeschlechter, welche im 14. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielten, die Colonna, die Orsini, die Caetani, Berücksichtigung finden. Die Geschichte von Rienzi's anfänglichem Wirken und Tribunat (S. 60 — 197) fußt größtentheils auf den schon bekannten und oft benutzten Materialien, auf der im römischen Volksdialekt abgefaßten Chronik, welche Muratori unter dem Titel „Historiae romanae fragmenta" in seinen „Antiquit. Ital." hat abdrucken lassen, und von denen die „Vita di Cola di Rienzo"*), zuerst unter des Senatsschreibers Tommaso Fortifiocca Namen zu Bracciano 1624, zuletzt von Zefirino Re in Forlì 1828 gedruckt, einen kleinen Theil ausmacht; auf den Nachrichten der florentinischen und andern Chronisten, Petrarca's Briefen und Gedichten und den Urkunden, welche von Höcsemius, de Sade, Hobhouse und neuerlich von Gaye (aus dem florentiner Archivio delle Riformagioni, im „Carteggio inedito d'Artisti", Bd. 1, S. 53 — 56, 395 — 407) abgedruckt worden sind. Einzelnes ist genauer bestimmt worden, so Rienzi's Alter und die Zeit der beiden Gesandtschaften der Römer an Papst Clemens VI. (1342 und 1343). Den eigenthümlichsten Werth aber hat das Buch in dem Abschnitte, der von Cola's Flucht aus Rom bis zu seiner Begnadigung handelt (S. 197 — 261), ein Theil seiner Geschichte, über den bisher das Wenigste bekannt war, der aber jetzt durch sorgfältige Benutzung der schon erwähnten, von Pelzel gesammelten Urkunden vortrefflich erläutert ist. Um so wichtiger und interessanter ist dieser Abschnitt, als wir, wie schon angedeutet worden, hier zum ersten Mal eine vollständige Darlegung der politischen und religiösen Ansichten Cola's und somit den Schlüssel finden, der uns manche Ereignisse in seinem frühern Leben verstehen macht. Letzteres würde in noch höherm Grade der Fall sein, könnte man seinem Charakter und seinen Handlungen größere Festigkeit und Einheit zutrauen und wäre gerade in dieser zweiten Epoche fremder Einfluß nicht so sehr sichtbar. Diese Urkunden, Briefe Cola's an Karl IV. und Antworten des Königs, sowie die Correspondenz, welche zwischen dem vormaligen Tribun und dem Erzbischof von Prag, Arnest v. Parbubiz, sowie dem nachmaligen Kanzler Johann v. Neumark stattgefunden, zum Theil ausführliche Darlegungen seines Verhaltens in Rom und seiner Grundsätze, dabei eigentliche Disputatorien, endlich verschiedene Schreiben an den Abt Bartolomeus von S. Alessio auf dem Aventin, an seinen Sohn, an den Fra Michele vom Monte S.-Angelo, den er diesem zum Pflegevater bestellt (1350 — 52), sind mit andern Ineditis, frühern und spätern, aus den Archiven von Florenz, Bologna, Lucca, Siena u. s. w. im Anhange (S. I — C) abgedruckt. Man kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß die übrigen auf den Tribun sich beziehenden Urkunden, die sich anderwärts und zum Theil in ganz heterogenen Werken zerstreut finden, hier vereinigt und so ein vollständiger Codex diplomaticus gegeben worden wäre, wovon die zu große Vermehrung der Bogenzahl abgehalten zu haben scheint. Wenn nun die Mittheilung der Documente höchst dankenswerth ist, so ist die Benutzung des wesentlichen Inhalts derselben im Verlauf der Erzählung und die Darlegung des ganzen Systems, wenn man eines solchen Ausdrucks sich bedienen kann, so lichtvoll und zusammenhangend, daß man die klarste Einsicht in das Wesen des Tribunen und zugleich in das

*) Diese „Vita" wurde vor einigen Jahren ins Deutsche übersetzt, in der von Ernst Münch herausgegebenen historisch-politischen Zeitschrift „Aletheia". Ein geschichtliches Werk: „Rienzi and his times", von ungenanntem Verfasser, erschien in London 1835, kurz nach dem bekannten Bulwer'schen Roman und ohne Zweifel durch denselben veranlaßt. Ich kenne es nur dem Namen nach. Du Cerceau's und Gabrini's ziemlich werthlose Schriften werden vom Verf. S. 309 angeführt, wobei ich bemerke, daß Letzterm der Titel „Fra" nicht zukommt, indem er von den Chierici regolari minori war. Ein diese Begebenheiten in romantischem Gewande behandelnder Roman (von einem Anonymus) erschien 1826 zu Paris unter dem Titel: „Rienzi et les Colonna, ou Rome au quatorzième siècle"; ein Drama über denselben Gegenstand schrieb, wenn ich nicht irre, G. Drouineau. Eine Familie Rienzi (vgl. S. 308) existirt freilich noch in Südfrankreich: aus ihr stammt der bekannte Reisende und Schriftsteller Dominic de Rienzi. Ob sie mit dem Tribunen zusammenhängt, wie sie, so glaube ich, behauptet, oder ob desfallsige Ansprüche nicht auf festern Füßen stehen als die des Abbé de Sade auf die Abstammung von Petrarca's Laura, vermag ich nicht anzugeben. Eine römische Familie, Prosperi-Buzi, leitet ihren Ursprung vom Sohne Cola's, dem Ritter des Sieges, her und hat einen Stammbaum drucken lassen, in welchem nur von 1355 an eine kleine Lücke von ungefähr 150 Jahren sich vorfindet!

verworrene Treiben einer Zeit gewinnt, welche durch die Stellung, in die der päpstliche Stuhl in Folge seiner Entfernung von Italien gerathen war, und durch diejenige, welche das Kaiserthum unter Heinrich von Luxemburg und Ludwig dem Baier einzunehmen gestrebt hatte, für die Gestaltung der Verhältnisse zwischen Kirche und Reich eine tiefe Bedeutung hatte und eben unter Karl IV. ihren Wendepunkt erlebte. Zur Kenntniß dieser Epoche, welche neuerdings mit Recht Vieler Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wird also dies Buch wesentlich beitragen. Es wird's um so mehr, da ihm durch seinen Gegenstand und durch die faßliche, von Affectation freie Art und Weise, womit es in klarer Entwickelung des auf Verfassung und Doctrin sich Beziehenden, in fließender und anregender Erzählung des Thatsächlichen diesen Gegenstand behandelt, ein großer Leserkreis gesichert ist. 107.

Romanenliteratur.

1. Kerkergenossen. Roman nach Washington Irving von Georg Lotz. Zwei Bände. Berlin, Jonas. 1840. 8. 2¼ Thlr.

Zehn junge Leute werden demagogischer Umtriebe angeklagt und bei einem muntern Schmause beim Singen der Marseillaise überrascht, gefangen genommen und festgesetzt. Der Fürst läßt ihnen einen Saal anweisen, dessen Bau durch eine akustische Vorrichtung ein Anhören der darin geführten Gespräche zuläßt, wodurch die Durchlaucht und das Publicum 10 Erzählungen vernehmen, welche die jungen Leute, um sich die Zeit zu vertreiben, vortragen. Unter diesen Erzählungen sind die meisten reich an Interesse; Ref. empfiehlt den „Blasebalgflicker" als höchst unterhaltend. Der junge Blasebalgflicker wird von einigen rachsüchtigen Kupferstechern als Dandy ausgestellt und muß der reichen Bilderhändlertochter, die die Nase etwas hoch trägt, die Cour machen und um ihre Hand werben. Da er sie liebt, kann er sich nicht entschließen, sie zu enttäuschen, er läßt sich trauen und nach einigen glücklichen Tagen führt er sie in die niedere Hütte seines Vaters, wo sich der Betrug ihr enthüllt. Sie verläßt ihn im Zorn und zieht sich in ein Kloster zurück, er aber macht sein Glück und kommt nach fünf Jahren, sie und sein Kind in die schöne Wohnung ihres Vaters einzuführen, der indessen bankrott gemacht hat und gestorben ist. Die Erfindung ist neu und gut durchgeführt. Außerordentlich interessant ist der große „Mississippibetrug", die von Law 1716 veranstaltete große Papierspeculation, die wirklich dramatisch in ihrem Entstehen, Bestehen und Vergehen geschildert ist, die Reflexionen über Finanzwesen, die nähere Beleuchtung der Papierspeculation, das unparteiische Urtheil darüber sehr gediegen. Der Verf. stellt Law nicht als Betrüger hin, wofür man ihn allgemein erkennt, sondern mehr als den Betrogenen, dessen Finanzspeculation in einem constitutionnellen Gouvernement, bei gehöriger Beschränkung, hätte Segen bringen können und nur durch die despotische Regierung, durch das grenzenlose Übermaß dem Lande zum Fluch und ihm zum Verderben ward. Zugleichen ist „Spaniens Washington" sehr zu loben und man freut sich an der Entwickelung des Charakters und Schicksals des jungen Abderrahman, dieses Sprößlings der Ommajaden, dessen Liebenswürdigkeit ihm Aller Herzen gewinnen muß. Die harmlosen Erzählungen überzeugen den Fürsten von der Unschuld der Verhafteten und sie werden in Freiheit gesetzt.

2. Eine polnische Familie oder die verlorenen Kinder. Von J. B. Hauch. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2⅔ Thlr.

Besonders interessant und voll Leben ist der erste Theil; der Roman beginnt einige Jahre vor Ausbruch der Revolution und endigt mit der Einnahme Warschaus. Er entwickelt Zustände, Stimmung und Meinungen unter Volk und Edeln, schildert Volksfeste, Volkstreiben, Völkerschlachten, heimliche Zusammenkünfte und Besprechungen der Patrioten. Im Starosten lernt man den sich der russischen Politik zuwendenden Polen kennen, in dessen Bruder den, alle russischen Maßregeln tadelnden und unzufriedenen; in Bonaventura den für das Vaterland schwärmenden und in Kasimir den leichtsinnigen: so wird der polnische Nationalcharakter durch alle Schattirungen und Abstufungen entwickelt; das schöne, wilde Polenmädchen Leontine gehört auch dazu, und so liefert dieser Roman eine Galerie Polenbilder, die der Wahrheit nachgeformt und folglich den Leser ansprechen müssen. Auch der Faden des Romans ist anziehend und fesselnd.

3. Das St.-Annakloster. Phantasiegemälde in vier Büchern für Deutschlands Damenwelt von K. Glockentreter. Lemgo, Meyer. 1840. Gr. 12. ½ Thlr.

Wie kann man nur die Phantasie der deutschen Damenwelt durch solche Gemälde verderben wollen? Bilder aus dem ausschweifenden Leben eines Fürsten, Verführungsgeschichten, auf die unwahrscheinlichste Weise dargestellt, die von gänzlicher Unkenntniß des Kreises, worin der Roman sich bewegt, zeugen. Der Fürst redet seine Gemahlin immer „Madame" an, und die Fürstin examinirt das schöne, ihr als Gesellschafterin vorgeschlagene Fräulein von Malten wie eine Dienstmagd, die man miethen will, läßt ihr sogar Französisch Probe lesen. Der Fürst verliebt sich in diese und versichert ihr, er habe noch eine Krone zu vergeben, und auf diese Versicherung erhört sie seine Wünsche. Die edle Fürstin läuft allein, weiß verschleiert, nächtlich im Garten umher und ist Zeuge der Verführungsscene dieses Fräuleins; sie stürmt an dem Wache stehenden Kammerherrn vorbei und ruft ihm zu: „Die Krone nehme ich mit, die man mir rauben wollte, eine Unschuld war sie aber nicht werth." Der Baron murmelt zwischen den Zähnen, indem er das Gold in der Seitentasche klirrend durch die Hand gleiten läßt: „Ich trug die Krone davon." So geht der Unsinn durch die vier Abtheilungen; die Fürstin stirbt und zwei Opfer der Verführung gehen ins Annenkloster; eine dritte verlassene Geliebte des Fürsten stirbt in Paris während der Revolution auf dem Schaffot, nach einer langen, ihre Schuld bekennenden Rede; der Fürst selbst endigt reuig und zwei Nonnen knien neben ihm und verzeihen. Des Fürsten Nachfolger heirathet Seraphinens Tochter. Der Styl ist oft schwülstig und gesucht und überall tritt Unnatur und Verschrobenes dem Leser entgegen. Solche Phantasiegemälde sind wirklich geeignet, die Phantasie, die in jetziger Zeit ohnehin nicht sehr geachtet wird, ganz in Miscredit zu bringen.

4. Johann Kasimir von Polen. Historischer Roman von J. Satori. Drei Theile. Danzig, Gerhard. 1840. 8. 4 Thlr.

5. Johannes IV. von Rußland und seine Gemahlin Anastasia Okolnitschy. Eine historische Erzählung von J. Satori. Zwei Theile. Leipzig, Meißner. 1840. 8. 2¼ Thlr.

Die Verfasserin versichert in der Vorrede zum ersten Roman, daß sie in allem Historischen der Wahrheit treu geblieben sei; doch ist das Historische in beiden Werken nicht die Hauptsache und genügt keineswegs den Ansprüchen an historische Romane und Erzählungen, indem Zeitverhältnisse, Nationalcharakter nicht genug darin abgespiegelt sind. Das Liebesinteresse ist in beiden Werken das vorherrschende, und da die Heldinnen und liebenden Frauen edel und tugendhaft gehalten werden und bis zuletzt die innigste Theilnahme erregen, möchten diese beiden Werke derselben Verfasserin vor Allem jungen Damen anzuempfehlen sein. Johann Kasimir, der schöne Prinz von Polen, hat sich durch ein Gelübde dem geistlichen Stande geweiht. Er besitzt ein schönes Äußere und ein für Liebe empfängliches Herz. Eine Leidenschaft zu einer schönen Frau treibt ihn von Warschau hinweg und in Venedig empfindet er eine neue für Viola, ein schlichtes Bürgermädchen, die ihn in der Verkleidung eines Knaben begleitet, in Frankreich seine Gefangen-

schaft mit ihm theilt, seine Freiheit vermittelt und erst als er ihr sein Gelübde, in den Orden zu treten, erklärt und ihr jede Aussicht auf eine eheliche Verbindung raubt, ihn verläßt und flieht. Ebenso tugendhaft und entsagend ist sie, als sie ihn später in Warschau als König und vermählt wiedersieht. In dem zweiten Werke ist Anastasia, die Gemahlin Johannes' IV. von Rußland, die tugendhafte Heldin, welcher der Geliebte ihrer Jugend entrissen ward und die, an die Seite eines ungeliebten tyrannischen Mannes gefesselt, ihre Liebe rein und uneigennützig bewahrt und am Ende noch den einstigen Geliebten mit einem edeln Mädchen vermählt. Das weibliche Gemüth muß sich immer an der Entwickelung edler weiblicher Charaktere freuen und dankbar sein, wenn Autoren solche aufstellen und ausführen.

6. Novellen. Herausgegeben von St. Kelly. Leipzig, Meißner. 1840. Kl. 8. 1⅓ Thlr.

„Die Reise nach Tetschen oder die Schäferwand", „Der Jäger und sein Liebchen", „Benno oder die Verwandtschaften", drei leicht und hübsch erzählte Novellen, obgleich ohne Tendenz und besonderes Stoffinteresse, doch höchst unterhaltend; besonders die erste empfehlungswerth.

7. Unterhaltungsblätter. Erzählungen und Novellen von Aloys Freiherrn von Öfele. Zwei Bände. Augsburg, Jenisch und Stage. 1840. 8. 3 Thlr.

„Wir haben zu viel und zu wenig Unterhaltungsschriften. Zu viel nach den jährlichen Meßkatalogfluten zu urtheilen, zu wenig ihrem Inhalt nach, denn je moderner sie sich kleiden, desto unglücklicher debutiren dieselben, sodaß sie Irrwischen gleichen, die nur Dünste sind. Wenn man nach ihrer Wirkung fragt, so haben sie meist die des Opiums. Unterhaltungsschriften müssen jedoch vor Allem unterhalten und nicht einschläfern" — also der Verfasser in seiner Vorrede. Es ist immer löblich, wenn ein Autor unterhalten will, und dafür muß der Leser ihm schon dankbar sein, wenn es ihm auch nicht in gleichem Grade bei allen sechs Novellen gelingt. „Die Kapelle zu Grotta Ferrata" ist nicht ganz geglückt, da Unwahrscheinlichkeiten und ein oft geschmackloses Streben nach Humor dieselbe zur Caricatur stempeln; dagegen lobt Ref. „Wamba oder die Westgothen in Spanien", die mit viel Phantasie aufgefaßt, durch verschiedene wohlersonnene Ereignisse und unvorhergesehene Umstände auf jeder Seite neue Unterhaltung bietet; Wamba und dessen Tochter sind schön entwickelte Charaktere und die sehr ausgeführte Erzählung hinterläßt dem Leser einen tiefen Eindruck. Weniger gut ist „Salimbiani's Rache"; man vermißt dabei die südliche Glut. Das aus dem Französischen übertragene „Unglückshaus der Flammländer" ist gut gewählt und gut übersetzt; die ganze Sammlung verdient den Namen „Unterhaltungsblätter" vollkommen. 44.

Notiz.

Shakspeare-Reliquien.

Vor kurzem kamen in London zwei Gegenstände zur Versteigerung, welche sowol für Sammler von Seltenheiten, deren Werth sich an berühmte Namen knüpft, wie es solche Sammler in England sehr viele gibt, als auch besonders für Shakspeare-Freunde ziemliches Interesse haben. Der wichtigste derselben ist ein Autographon von Shakspeare, welches der Kaufurkunde über das von ihm in Blackfriars erworbene Haus angehängt ist. Die Urkunde ist vom 10. März 1612 ausgestellt, die Siegel daran sind noch erhalten. Wie Alles, so ist auch die Lage des Grundstücks mit minutiöser Genauigkeit angegeben, und dieses bezeichnet als „anstoßend an eine Straße, die nach Pudle Wharffe auf der Ostseite hinabführt, gerade gegenüber liegend der königlichen Garderobe". Zu bemerken ist, daß der Vertrag, der zu Anfang gemachten Angabe nach, zwischen Henry Walker, Bürger und Minstrell von London, auf der einen und Shakspeare nebst drei andern Personen, Will. Johnson, John Jackson und John Hemyng oder Hemming, dem bekannten Theaterdirector zu Shakspeare's Zeit, auf der andern Seite abgeschlossen und das Besitzthum ausdrücklich an alle vier, „deren Erben und Rechtnehmer für immer" verkauft worden ist, aber Shakspeare das Ganze der Kaufsumme, gegen 140 Pf. St., bezahlt hat. Dabei schließt die Urkunde mit der Erklärung, daß die Gebäude nebst allem Zubehör zum einzigen und eigenthümlichen Gebrauche und Nutzen Shakspeare's, seiner Erben und Rechtnehmer für immer und keines Andern gehören sollen. Das alleinige Eigenthumsrecht des Dichters an dieser Erwerbung ist übrigens auch durch die testamentarische Übertragung an seine Tochter, Sus. Hall, erwiesen. Die Urkunde ist ordnungsgemäß im Rolls Court eingetragen. Zwar suchte sie Malone, der die Thatsache in seiner Ausgabe von Shakspeare's Stücken angibt, daselbst vergebens; aber nur weil sie in dem Verzeichnisse unter dem Namen des Käufers, Shakspeare's, statt unter dem des Verkäufers eingetragen ist, welches Letztere zu Malone's Zeit, wie später, Gebrauch war. Zeither kannte man nur fünf allgemein als echt anerkannte Unterschriften Shakspeare's, von welchen drei sich bei seinem Testamente im Prerogative Court, eine (deren Aufbewahrungsort aber nicht bekannt ist) bei der Hypothek auf seine Besitzung in Blackfriars, und die letzte in Florio's Übersetzung von Montaigne's „Essays" jetzt auf dem britischen Museum sich befinden. Außerdem erklärt ein Herr Fred. Devon in einer neuerdings an das „Athenaeum" erlassenen Zuschrift, daß ihm noch eine sechste von Shakspeare eigenhändig mit Anderm unterzeichnete Urkunde bekannt gewesen, dieselbe aber leider abhanden gekommen sei. Der Preis, für welchen das erste der erwähnten Autographen zugeschlagen wurde, betrug die selbst einem Engländer bedeutend erscheinende Summe von 165 Pf. St. 15 Sh. Der zweite Gegenstand ist ein aus dem von Shakspeare selbst gepflanzten Maulbeerbaume gearbeiteter Becher mit einem Medaillonbilde des Dichters und seines Wappens. Dieser Becher war fast 30 Jahre lang im Besitze des Schauspielers Munden gewesen. Er ward für 21 Pf. St. versteigert. 47.

Bibliographie.

Angelika von A*** M****. Aus dem Französischen übersetzt. 18. Solothurn, Kaßmus. 1 Thlr.

Bormann, M., Beitrag zur Geschichte der Ardennen. 1ster Theil. Gr. 8. Trier, Lintz. 25 Ngr. (20 Gr.)

Drinhaus, Zeitfragen. Beiträge zu unpartheiischer Beurtheilung politischer und socialer Zustände. In zwanglosen Heften. 3tes Heft. Gr. 8. Darmstadt, Jonghaus. 10 Ngr. (8 Gr.)

England und die Engländer in Bildern aus dem Volke mit Zeichnungen nach Kenny Meadows. [7tes bis 14tes Heft.] Gr. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1840. 2 Thlr.

Der Freiherr von Felbau, oder die Wahrheit der evangel. Kirche, vertheidigt gegen die Schrift des kathol. Dekans und Pfarrers Götz: der Freiherr von Wirsau, oder die gemischte Ehe. Gr. 12. Frankfurt a. M. 20 Ngr. (16 Gr.)

Matthäi, G. Ch. R., Die Macht und Würde des Fürsten, auf christlichem Standpunkte; mit Rücksicht auf die Gegenwart. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 2 Thlr.

Ritter, H., Geschichte der Philosophie. 5ter Theil. — Auch u. d. T.: Geschichte der christlichen Philosophie. 1ster Theil. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Deutsche Stimmung nach dem Julivertrage 1840. Eine Zusammenstellung der erheblichsten Deutschen Zeitungs-Artikel und Tagesgedichte in Beziehung auf Deutschlands Haltung gegen Frankreich aus der Periode von 1840—1841, mit einer Einleitung. Gr. 12. Trier, Lintz. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Vorländer, F., Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele. Gr. 8. Berlin, Enslin'sche Buchhdlg. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 186. —— 5. Juli 1841.

Eine Stimme aus Norwegen über das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Zweiter Artikel.*)

II. Königreich Sachsen.

In der über die Behördenverhältnisse in Sachsen angestellten „Reflexion" spricht sich der Verf. unter Andern folgendermaßen aus:

Werfen wir nun einen Blick zurück auf die Organisation der das Schulwesen verwaltenden Behörden in Sachsen, auf ihre Zusammensetzung und Verhältnisse zueinander, so bieten sich in der Hauptsache folgende Punkte unserer Aufmerksamkeit dar.

Die dem Ministerium untergeordnete Centralbehörde, welche in Preußen für einen gewissen District die Aufsicht sowol über das Innere des Volksschulwesens als über die Gelehrtenschulen führt (Provinzialschulcollegium), fehlt in Sachsen, wo mit Ausnahme des Ministeriums die Aufsicht über das Schulwesen des Landes sich sogleich in zwei coordinirte Linien theilt, nämlich Schulcommissionen für das gelehrte und Kreisdirectionen mit ihren Unterbehörden für das Volksschulwesen. Die Functionen des preußischen Provinzialschulcollegiums sind unter die Kreisdirection (für das Volksschulwesen) und die Schulcommission (für das Gymnasialwesen) vertheilt. Allerdings dürfte es besser sein, wenn unter dem Ministerium Eine und dieselbe Hauptbehörde für das ganze Schulwesen stände, da dieses auf diese Art ohne Zweifel mit mehr innerer Einheit verwaltet werden könnte. Die Functionen der Schulcommissionen müßten wol auf die Kreisdirectionen übergehen können, deren Personal sodann um des Unterrichtswesens willen nöthigenfalls mit einem Schulrath vermehrt werden könnte, wie wir gesehen haben, daß in Preußen die Functionen der Provinzialschulcollegien gut auf die Districtsregierungen übergehen könnten, welche beinahe durchaus den sächsischen Kreisdirectionen entsprechen, wenn man den Umstand ausnimmt, daß diese zugleich die unmittelbare Oberaufsicht über die Schullehrerseminarien haben, welche in Preußen den Provinzialschulcollegien zukommt.

Die Localbehörde, der jedes Gymnasium, mit Ausnahme der zwei in Meißen und Grimma, unter dem Namen einer Schulcommission untergeben ist, kann sowol vermöge ihrer Zusammensetzung, als um der ihr zukommenden Berechtigungen willen, kaum anders als verderblich wirken. Der überwiegende Einfluß, welcher dadurch der Stadtgemeinde verliehen ist, kann kaum ohne hemmenden Einfluß auf das wahre wissenschaftliche Element in der Gymnasialbildung bleiben; aber derselbe gründet sich auf den mislichen Umstand, daß die Anstalten durch die Gemeinde unterhalten werden. Daß jedes Mitglied dieser Commission, z. B. jedes Glied des Magistrats, eine persönlich controlirende Oberaufsicht über den Rector in Beziehung auf Unterricht und Disciplin ausüben können soll, scheint etwas hart; und sowol über diese Befugniß insbesondere, als auch über die Zusammensetzung der erwähnten Behörde im Ganzen wurde ziemlich allgemein in Sachsen Klage geführt. Selbst die Lehrer werden von den Gemeinderepräsentanten (Stadtrath) vorgeschlagen.

Auch von der Seite betrachtet, scheinen die Autoritätsverhältnisse für das gelehrte Schulwesen hier beiweitem nicht so zweckmäßig eingerichtet zu sein als in Preußen, daß die diesem vorstehende Behörde nicht aus Männern besteht, welche, wie die preußischen Provinzialschulräthe, eben für diesen Zweck angestellt und besoldet sind, sondern aus Männern, von denen man annehmen muß, daß sie mit den ihnen zunächst obliegenden Amtsgeschäften vollauf zu thun haben. In dieser Beziehung scheint besser für das Volksschulwesen gesorgt zu sein, insofern um dessentwillen den Kreisdirectionen einer oder mehre Schulräthe beigeordnet sind.

Das geistliche Element tritt in der Verwaltung des sächsischen Schulwesens im Ganzen mit größerm Einfluß hervor als in Preußen.

Über die Stellung des gelehrten Schulwesens zu den Autoritäten und der öffentlichen Meinung heißt es (Thl. 2, S. 147—149):

Der oben berührte Übelstand in der Organisation der Behördenverhältnisse des Schulwesens, vereint mit Sachsens politischer Verfassung, die durch ihren reinconstitutionnellen Charakter die Entscheidung über Manches, was das gelehrte Schulwesen angeht, in die Hände von Individuen gibt, bei welchen von einem großen Theil vorausgesetzt werden muß, daß ihnen der gehörige Sinn für die höhern, über die materiellen Bedürfnisse erhabenen Interessen abgehe und sie namentlich das gelehrte Schulwesen mit einem gewissen stiefmütterlichen Auge betrachten, scheinen allerdings hemmend auf das letztere einwirken zu müssen, würde nicht das Misliche hierin, das vielleicht in jedem andern Lande früher zum Vorschein kommen würde, gerade in Sachsen durch einen diesem Lande vor den meisten andern eigenthümlichen Vorzug entkräftet und aufgewogen. Dieser Vorzug besteht in der tiefen Achtung für gründliche Wissenschaftlichkeit im Ganzen, und besonders, was das gelehrte Schulwesen betrifft, für classische Bildung, welche die allgemeine Meinung in Sachsen durchdringt. Von alten Zeiten her ist dieses Land die Heimat classischer Bildung gewesen. Eine lange Erfahrung hat gezeigt, welchen außerordentlich günstigen Einfluß diese Bildung sowol auf die höhere Bildung der Einzelnen im Allgemeinen, als auch auf ihre Brauchbarkeit und Tauglichkeit in jeder Richtung des höhern Staatsdienstes ausgeübt hat und noch ausübt. Dies hat das gelehrte Schulwesen im Allgemeinen, und namentlich das classische Element desselben in den Augen des Volkes lieb und werth und wichtig gemacht.

Den wichtigsten Einfluß auf diese glückliche Richtung der öffentlichen Meinung in Sachsen muß man ohne Zweifel den sogenannten Fürstenschulen zuschreiben, welche für dieses Land

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. [illegible] d. Bl. D. Red.

ungefähr Dasselbe gewesen und noch sind, was für Würtemberg die sogenannten Klosterschulen oder evangelischen Seminarien, ein Fonds, aus welchem diese Staaten nicht nur in einer langen Reihe von Jahren ihre beste geistige Kraft geschöpft haben, sondern der auch als ein beständiger Typus für die Organisation des Unterrichtswesens im Ganzen gedient hat. Diese so viel besprochenen und in allen Ländern berühmten Fürstenschulen, oder, wie sie jetzt im Gegensatz zu den Communalgymnasien heißen, Landesschulen, wurden, wie die würtembergischen Klosterschulen, gleich nach der Reformation, theils in der Mitte, theils gegen das Ende des 16. Jahrhunderts von den sächsischen Kurfürsten in den Städten Meißen, Grimma und Schulpforta (welches letztere seitdem an Preußen übergegangen ist und zu der Provinz Sachsen in diesem Staate gehört) errichtet und organisirt. Die Anstalten hatten von ihrer ersten Entstehung an eine streng, nach den Bedürfnissen unserer Zeit einseitig humanistische Richtung, welche zwar später nach den Bedürfnissen der Zeit, vornehmlich durch eine 1773 erlassene Verordnung modificirt wurde, jedoch noch immer ein streng humanistisches Gepräge beibehält. Da die Anstalten zugleich Alumnate sind und somit die ganze Erziehung der Zöglinge in die Hand der Schule gegeben ist und mit mehr Einheit verfolgt werden kann, und da sie ferner mit reichlichen Mitteln ausgerüstet sind, so haben alle diese Umstände sich vereint, sie zu Pflegemüttern vieler der ausgezeichnetsten Geister Deutschlands zu machen. Es ist daher kein Wunder, daß Sachsen stolz auf diese Schulen ist, die ihm so viel Ehre und so viel wahren Gewinn gebracht haben; und wirklich kann man sie als eine Art Normalanstalten für das ganze gelehrte Schulwesen des Landes betrachten. Zwei dieser Schulen habe ich persönlich kennen gelernt, Meißen und Schulpforta, und bei der Bedeutung, welche sie für das Schulwesen des Landes gehabt haben und noch haben, wird es nicht unzweckmäßig sein, späterhin eine kurze Beschreibung der einen zu geben. Hier haben wir sie nur leicht berührt, als ein wichtiges Moment in Beziehung auf die allgemeine Meinung über das Schulwesen in Sachsen.

Seine Beschreibung der Fürstenschulen schließt der Verf. so (Thl. 2, S. 186 e.):

Ich war gegenwärtig bei diesem wirklich schönen Act (dem sogenannten „Valedictionsactus“) in Pforta. Es war am 1. März 1837. Um 9 Uhr Morgens fingen Schulpfortas Glocken zum Feste zusammen zu läuten an, worauf das Lehrerpersonale sich en corps in den großen Hörsaal begab. Hier war schon die ganze corona juventutis versammelt. Vorn auf einer getrennten Bank saßen die 12 Jünglinge, welche zur Universität abgehen sollten, die sogenannten Abiturienten. Von diesen bestieg ein jeder nach der Reihe den Katheder und hielt entweder eine von ihm selbst verfaßte Rede in der Muttersprache, oder sagte ein deutsches oder lateinisches Gedicht her, alles Original. Die wohlausgearbeitete Abschiedsrede des Ersten gefiel mir besonders gut. Er wandte den allgemeinen Satz: „daß der Mensch oft nach den geringern Gütern strebt, mit Hintansetzung der ihm angebotenen größern“, auf Pfortas Schüler an, welche — sagte er — nach einer misverstandenen Freiheit strebend, oft die ihnen auferlegten Bande drückend fänden.

Nachdem die Abiturienten ihre Vorträge geendigt hatten, stellten sie sich in einen Halbkreis, mit dem Angesicht gegen ihre Mitschüler gewandt. Nun trat der neugewählte Primus Portensis vor und wünschte ihnen im Namen der Schule Glück für ihr künftiges Leben. Den Beschluß der Handlung machte eine Rede des Rectors von Pforta, Dr. Kirchner, über das Thema: „Ehre dich selbst!“ worauf einem jeden das für ihn ausgestellte Zeugniß überreicht wurde. Die übrigen Stunden des Tages, ehe die Abiturienten Pforta verließen, wurden dazu verwandt, privatim von den einzelnen Lehrern Abschied zu nehmen. Der Abschied von den Kameraden wurde zuletzt aufgespart. Dieser geht auf einem dazu bestimmten Platz innerhalb der Ringmauern vor sich, von den Primanern abgesondert. Ich war Zeuge dieser Scene aus dem Fenster eines der Lehrer. Es machte einen eigenen Eindruck auf mich. Bei den ältern hatte ihr gewöhnliches Überlegenheitsgefühl, bei den jüngern ihre Furcht und Unterthänigkeit (denn die jungen haben unter sich selbst eine in hohem Grad strenge Disciplin eingeführt) einer allgemeinen wehmüthigen Stimmung Platz gemacht. Der Gedanke an die nahe bevorstehende Trennung hatte die jungen Herzen erweicht. Mancher Arm umschlang jetzt liebevoll denselben Rücken, auf welchem seine Faust vielleicht manchesmal schwer genug argumentirt hatte. Endlich begaben sich die Abiturienten, jeder von einer Schar Kameraden begleitet, mit verschlungenen Armen zum Thore hinaus und nahmen bei den außen wartenden Wagen den letzten Abschied von ihren größern und kleinern Freunden und der alma mater Porta, und dann ging es hinaus in die weite Welt.

Ein bestimmtes Urtheil über den Standpunkt der Alumnen in moralischer Hinsicht abzugeben, ist natürlich nach einem kurzen Besuche nicht möglich. In Meißen verhinderte mich die gerade während meines Aufenthalts daselbst grassirende Influenza, dem Unterricht beizuwohnen. In Pforta dagegen war ich mehre Male dabei zugegen. Ich kann nicht sagen, daß ich nach Dem, was ich in den verschiedenen Unterrichtsstunden bemerkte, Grund habe, diese Anstalt den übrigen Gymnasien, die ich kennen lernte, vorzuziehen; doch scheinen einige schriftliche Arbeiten der Schüler, theils Ausarbeitungen in der Muttersprache, theils lateinische Gedichte, welche ich von dort mitgebracht habe, von einer ungewöhnlichen Reife zu zeugen, und ich weiß, wie schon oben bemerkt wurde, daß die Abiturienten von den Fürstenschulen gewöhnlich am besten bestehen. Wenn Cousin in seinem Bericht über Pforta dieses Gymnasium so unbedingt für das vollkommenste erklärt, das er in Deutschland gesehen, so kann dieses Urtheil sich kaum auf Autopsie gründen; denn die Zeit erlaubte ihm nicht mehr als eine Stunde Aufenthalt in Pforta, welche er damit hinbrachte, die äußern Einrichtungen zu betrachten und geschriebene und gedruckte Berichte einzusammeln. Wie er daher sagen kann: „Ich habe dieses Gymnasium genau untersucht und nichts ist mir verborgen geblieben“, ist für mich unerklärlich.

Wie weit in Beziehung auf die Disciplin sich Alles so gut in der Wirklichkeit verhält, wie in den gedruckten und geschriebenen Berichten, ist wol nicht leicht zu entscheiden nach einer so kurzen Bekanntschaft mit der Anstalt, als mir vergönnt war. Ich hatte davon sprechen hören, daß einige Verstöße gegen die äußere Zucht stattfinden sollten, wie z. B., daß die sogenannten Obergesellen sich nicht selten Abends gegen das sehr strenge Verbot aus dem Schulgebäude entfernen, um in den benachbarten Dörfern Ingredienzen zu einem kleinen Bacchanale zu holen. Nach glücklicher Rückkehr bereitete man sich, hieß es, einen guten Punsch oder dgl., den man sich dann nebst einer Pfeife Taback in Ruhe schmecken ließe. Machten die Jüngern, die mit den Ältern zusammenwohnten, Miene, dieses Unwesen zu offenbaren, so würden sie geprügelt und nur der Gedanke, daß die goldenen Tage der Obergesellen einst auch ihrer warten, könne sie unter der oft harten Behandlung trösten und ihren Muth aufrecht erhalten. Ein ebenso gewissenhafter als tüchtiger Mann vom Lehrerpersonale, an den ich mich, eingedenk der goldenen Regel: audiatur et altera pars, mit Fragen über diesen Gegenstand wandte, wußte inzwischen nichts von solchen Unordnungen zu sagen. Aber auch angenommen, sie finden wirklich statt, so kann doch die Anstalt im Ganzen segensreich wirken. Die Schläge und die Bacchanalien und die Tabackspfeifen sollten allerdings lieber weg sein, und das Gegentheil zeugt, wenn es stattfindet, allerdings von einer weniger strengen Aufsicht. Aber diese Übelstände werden vollkommen dadurch aufgehoben, daß man bei einer solchen Anstalt dem viel Verderblichern entgeht, das in der im Familienleben so oft stattfindenden Verzärtelung an Körper und Geist und der Angewöhnung von Genußsucht und anspruchsvollem Wesen liegt. Pfortas vom Lärm der Stadt und der Unvernunft der Ältern entfernte Lage in einer unbe-

schreiblich schönen Gegend kann nicht ermangeln, einen wohlthätigen Einfluß auf den ganzen Geist der Zöglinge auszuüben. Immer ruhend an der vollen Brust einer schönen und üppigen Natur und mit dem gesunden Mark classischer Studien genährt, müssen Jünglinge mit seltenem ästhetischen Gefühl und einem kräftigen Geist von hier hervorgehen. Die genau bestimmte Verfassung des kleinen Staats, wo kein Ansehen der Person gilt, als das, welches eine reifere Bildung gewährt, wo der verzärtelte Sohn des Grafen und Fürsten oft, wenn es die Umstände so fügen, mit militairischer Genauigkeit dem Machtspruch des Bauernsohns gehorchen muß, kann auch nicht ohne guten Einfluß sein. Aber das kräftigste Zeugniß zu Gunsten Pfortas, wie der Fürstenschulen überhaupt, ist ohne Zweifel in der Art enthalten, wie ältere Männer in den oft höchst verschiedenen Verhältnissen ihres spätern Lebens sich über das dort zugebrachte Studium ihres Jugendlebens äußern. Der Ton, der ihre Äußerungen in dieser Beziehung durchdringt, ist etwas Anderes und mehr als die bloße Erinnerung an die sorgenfreie Zeit der Kindheit; eine wahrhaft überraschende Freude, eine rührende Pietät spricht aus ihnen, so oft der „alma mater" gedacht wird, und mehr als einmal hatte ich Gelegenheit, mich auf diese Weise zu überzeugen, welche feste und tiefe Wurzeln jene Bollwerke des Humanismus geschlagen haben in dankbarer und zärtlicher Erinnerung bei der Schar achtungswürdiger Männer, welche innerhalb ihrer Ringmauern erzogen worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutscher Musenalmanach für 1841. Herausgegeben von Th. Echtermeyer und Arnold Ruge. Mit Jos. Freih. von Eichendorff's Bildniß. Berlin, Simeon. 1841. 16. 1½ Thlr.

Über dem deutschen Musenalmanach schwebt offenbar ein ungünstiges Verhängniß. Schon seit mehren Jahren hat er im Ganzen eine nur dürftige Ausbeute gewährt, und auch der diesjährige bietet mehr des Mittelmäßigen und Geringfügigen dar als des Guten und wahrhaft Werthvollen. Der Grund hiervon kann nicht in einer etwanigen Dürftigkeit der lyrischen Production überhaupt gesucht werden. Denn gerade die Lyrik, als deren Repräsentant der Almanach gelten soll, ist in der neuesten Zeit am fleißigsten angebaut und der Anbau mit einer so reichlichen Ernte belohnt, daß alle Scheuern voll und die Früchte selbst spottwohlfeil geworden sind. Auch über die Qualität der Ernte ist keine Klage zu führen: denn neben den unreifen und verkümmerten Erzeugnissen, an denen es freilich auch nicht gefehlt hat, findet sich unleugbar eine so bedeutende Anzahl vortrefflicher und ausgezeichneter Lieder, daß kaum irgend eine Zeit sich in dieser Hinsicht mit der unserigen messen kann. Wie kommt es nun, daß trotz dieser allgemeinen Ergiebigkeit und Fruchtbarkeit der lyrischen Muse der Musenalmanach selbst nicht besser gedeihen will? Jedenfalls liegt die Schuld nicht auf einer Seite. Einerseits tragen sie die beisteuernden Dichter, andererseits die Redaction. Die Dichter: indem die bessern ihn zu kärglich, die schlechtern zu reichlich bedenken; die Redaction: indem sie sich bei ihrer Auswahl durch einseitige oder geradezu verkehrte Principien leiten läßt. Die bessern Dichter, namentlich die, welche bereits einen Namen hatten, haben zum größten Theil während der letzten Jahre nicht redlich am Almanach gehandelt. Entweder ließen sie ihm überhaupt nur wenig zufließen, oder sie speisten ihn mit den Abfällen und Brosamen ihres Tisches ab, die höchstens dazu beitragen konnten, den nominellen, aber nicht den reellen Werth des Almanachs zu erhöhen. Die unberühmten Dichter dagegen, unter denen immer nur wenige sich über die Mittelmäßigkeit erhoben, brachten ihm ihrer Waaren zu viel, ja sie überschwemmten ihn in wahrhaft diluvianischem Maße. Wo aber groß Wasser ist, ist schwer fischen, und so war es nicht zu verwundern, wenn die Redaction — die sich sonst in eine totale Reaction hätte verwandeln müssen — mehr Wasser als Fische zu Markte brachte. Dieser Überfluß scheint mir ein Hauptgrund der mannichfaltigen Mängel des Almanachs zu sein, weil er mehr als jeder andere Umstand die Schwierigkeit des Redactionsgeschäfts erhöht. Selbst ein scharfes Auge liest sich zuletzt blind, und der beste Kritiker verliert am Ende den kritischen Blick. Wo zuviel Unkraut unter dem Weizen steht, ist das Ausjäten und Stehenlassen ein misliches Geschäft und selbst die sicherste Hand wird sich da und dort vergreifen. Tritt nun gar hinzu, daß die Redaction selbst unsicher ist oder sich von einseitigen Grundsätzen, vorgefaßten Meinungen oder gar persönlichen Rücksichten leiten läßt: so kann natürlich das Resultat derselben kein glänzendes sein, und leider muß über die diesjährige Redaction ein ähnliches Urtheil ausgesprochen werden. Seit langer Zeit an das Einreißen gewöhnt, mag ihr wol das Aufbauen und Zusammenstellen ein schwieriges und fremdartiges Geschäft gewesen sein. Sicher hat ihr von Haus aus die Lust ingewohnt, sämmtliche Bausteine zu verwerfen, und nur weil denn doch einmal ein Bau aufgeführt werden sollte, wurden diese und jene, die ihr gerade am nächsten und bequemsten lagen, in Gnaden angenommen. Wäre den Herren Ruge und Echtermeyer statt der Redaction die Kritik des vorliegenden Almanachs zugefallen, so möchte wol das schrecklichste Gericht darüber gehalten sein, und in ihrer bekannten Weise würden sie an jede Dichtung willkürlich gerade die Ansprüche gemacht haben, die zu befriedigen der Dichter gar nicht beabsichtigt hat. An einem ernsten Gedichte würden sie die Heiterkeit, an einem heitern den Ernst vermissen; eine Berührung der Zeitideen würden sie für nicht harmlos genug und ein kindliches Sichversenken in die Natur, in die Liebe, in die Sagenwelt u. s. w. für nicht zeitgemäß erklären — nur um der Herostratischen Lust zu genügen, sich einen famosen Namen zu verschaffen. Ref. hegt eine solche Lust nicht, und er wird daher, wenn er auch dem Almanach als Ganzem keine große Lobrede halten kann, doch dem Einzelnen seine Anerkennung nicht versagen.

Der Hauptvorwurf, der dem Almanach im Allgemeinen gemacht werden muß, ist der, daß er eine zu monotone Färbung hat. Von den 48 Dichtern, die uns darin vorgeführt werden, behandelt fast die Hälfte derselben die nämlichen Themata und ziemlich in der nämlichen Weise. So finden wir namentlich eine große Anzahl von Frühlingsliedern, unter denen nur sehr wenige sind, die sich durch eine eigenthümliche Auffassung und abweichende Behandlung markiren. Ein solches Lied kann frisch und zart gedacht sein und, wenn es uns zur glücklichen Stunde allein entgegentritt, den erwünschtesten Eindruck auf uns machen; haben wir aber solcher Lieder zu Dutzenden vor uns, so verliert sich eins in das andere, das Allgemeine darin wirkt nicht mehr und das Sonnenstäubchen Eigenthümlichkeit, wodurch es sich von den übrigen unterscheidet, ist nicht hinreichend, die Aufmerksamkeit auf sich insbesondere hinzulenken. Wir fassen sie nur noch in Massen auf, wie die Gänseblümchen auf dem Anger, und freuen uns, falls sie frisch und munter blühen, daß auch sie ihr Scherflein zur Verherrlichung des Frühlings beitragen. Ein Musenalmanach soll aber kein bloßer Anger sein, sondern eine Kunstausstellung. Er soll uns nichts bringen, was aufs Gerathewohl unter dem Grase aufwächst, sondern Blumen und Blüten, die durch die Kunst zu einer höhern Vollendung ausgebildet sind. Er soll mir die Quintessenz von Dem bieten, was die lyrische Poesie im Verlauf des letzten Jahres Schönes und Neues hervorgebracht, er soll mir eine Vorstellung geben von dem Besten und Vorzüglichsten, was in den Gemüthern der lebenden Dichter gedichtet und gedacht ist. Wie kann es uns also genügen, wenn er uns nichts bringt, als was Jeder auch selbst denken kann, ja nothwendig denken muß, sobald ihm die Frühlingssonne in die Augen scheint, die Nachtigallen in die Ohren singen, die Veilchen in die Nase duften? Vom Frühling selbst lassen wir es uns gefallen, daß er im Allgemeinen derselbe bleibt, weil er uns unmittelbar in die Arme nimmt und uns den lebendigen Pulsschlag seines Herzens füh-

len läßt. Aber ein Frühlingsgedicht will, eh' es empfunden wird, gedacht sein, und erst durch das Medium des Gedankens hindurch kann es als Gedicht, als ein Erzeugniß der Kunst in unser Inneres eindringen. Daher muß es uns nothwendig den Frühling — oder welch allgemeines Thema sonst darin behandelt wird — in einer besondern Beziehung, unter einem besondern Bilde oder in einer besondern Form vor die Seele führen, ihn uns so zeigen, wie wir ihn bisher noch nicht geschaut haben und ohne die Vermittelung des Dichters nie geschaut haben würden. Es muß sich dem Leser das Gefühl aufdrängen: Wie oft hast du schon den Frühling genossen, aber von solcher Seite, in solchem Bilde ist er dir doch noch nie erschienen! Und doch muß die neue Vorstellung als eine naheliegende, ungesuchte erscheinen, wir müssen, wie bei einem wohlgetroffenen Portrait, sogleich ausrufen: Ja, das ist er, wie er leibt und lebt! So sieht er aus, so blinkt er mit dem Auge, so zwinkt er mit dem Munde! u. s. w. Unter der großen Masse der hier gebotenen Frühlingslieder aber sind kaum einige wenige, die diesem Bedürfniß entsprechen, und leider ist in einem derselben der glückliche Grundgedanke nicht frisch und lebendig genug ausgeführt. Ich meine das Gedicht von Ludwig Westrum: „Am letzten Mai", in welchem der Mai unter den zwölf Monden als der Johannes unter den zwölf Jüngern dargestellt wird. Träte nicht in diesem Gedichte der Vergleich als solcher, das „Wie" und „So", zu fühlbar hervor und litt es nicht in einzelnen Stellen an zu complicirten Constructionen, so gehörte es unstreitig zu den besten Frühlingsgedichten, die wir besitzen, und auch so macht es selbst bei einer einmaligen Lecture einen bleibenden Eindruck, während sich die meisten der übrigen nicht tiefer einprägen als das Gezwitscher der Vögel im Walde. Zu diesen gehören z. B. die von Tenner, Viol, Blöde, Alwin, Mayer, ja selbst die durch einen gewissen romantischen Duft sich auszeichnenden von Wolfg. Müller. Nur das „Wanderlied" von Eichendorff und „Der letzte Frühling" von J. G. Seidl bringen die alten Vorstellungen unter eine neue charakteristische Anschauung.

Von ähnlichem Schlage wie die Frühlingslieder sind auch die Herbst- und Winterlieder, die Morgen- und Abendlieder, die Wald- und Meerlieder, die landschaftlichen Schilderungen, kurz alle die, welche derartige Stoffe behandeln. Höchst selten neuer Gedanke, fast nirgend eigenthümliche Form. Zu denen, die sich auszeichnen, gehören: „Der König der Siebenberge" von Matzerath, ein gutes Rheinlied, das aber doch hinter seinem vorjährigen an Werth und Wirkung zurückbleibt, ein Abschiedslied und ein Herbstlied von Wolfg. Müller, das erstere durch eine höchst glückliche Schlußwendung, das letztere durch einen eigenthümlichen Rhythmus effectuirend, „Waldnacht" von Herm. Kletke, „Die Tannen" von J. M. Hutterus u. a., wogegen die Gedichte von Stahr, Ruge, Mayer, Saxo, ja selbst die hierher schlagenden von Dingelstedt („Am Leuchtthurm auf Helgoland" und „Im Trockenen") und Prutz („Meeresfahrt"), obschon in der äußern Form anspruchsvoller, ohne rechten Nachklang verhallen. Fließende Verse, Glanz der Diction, Anwendung der lyrischen Coups thun es hier durchaus nicht, ja sie lassen uns wie eine glänzende Gesellschaft, die nicht durch einen frischen, lebendigen Geist beseelt ist, den Druck der Leere um so empfindlicher fühlen.

Nicht reicher ist die Ernte auf erotischem Gebiete. Selbst Leute von gutem Namen bringen höchst Mittelmäßiges zu Markte. So die „Helgolander Lieder" von Hoffmann von Fallersleben, ein Liederkranz, ganz entsprechend dem Kranz seiner Liebe, von dem der Dichter sagt:

> Du Kranz der Liebe, grün und roth,
> Wie bist du jetzt so bleich und todt!

Nicht grüner sind die „Lieder" von Joh. Blau, die „Gedichte einer Braut" von J. P., „Auf der Reise" von Mayer u. s. w. Man höre, wie der Letztgenannte sein Gedicht schließt:

> Wer Amorn sich, dem Zauberer, ergibt,
> Dem wird die Wüstenei zum Paradies!
>
> O selig, dreimal selig ist, wer liebt!
> Des Lebens Tage sind ihm leicht und süß.

Mein lieber Hr. Karl August Mayer, ich gönne Ihnen diese Seligkeit nicht, wenn Sie sich von derselben zu keinen bessern Gedichten begeistern lassen! Auch Prutz bringt uns neben einigen vortrefflichen Liedern dieser Gattung im „Jahrestag" ein erotisches Gelegenheitsgedicht, das kaum gewöhnlicher erfunden werden kann; Nicl. Müller beschenkt uns mit einem etwas kränklichen „Nachruf" an eine Pflegerin; Julius Döring weiß, obschon er eine etwas philosophische Miene dazu annimmt, zur Verherrlichung seiner „Sie" nichts Tieferes zu sagen, als daß die Liebe von Ewigkeit ist, und so geht es den Hrn. C. Reinhold und Alwin und Allen, die sonst noch zu diesen Liebesseufzern beigesteuert haben. Glückliche Dichter! Wenn eure Geliebten so allgemein sind wie eure Lieder auf sie, so dürft ihr zu euerm Polterabend auf eine Hornmusik rechnen, so vielstimmig ihr sie nur verlangen könnt! Eure Lieder sollen den Text dazu liefern! Neben dieser Spreu wird uns aber auch einiger Weizen geboten. Ein schönes, tiefempfundenes Gedicht verdanken wir Levin Schücking, das wir zur Wiederauffrischung des Lesers mittheilen wollen:

Du standest vor mir.

> Du standest vor mir, lichtes Bild,
> Gelehnt an des Gebüsches Saum,
> Wie eine weiße Blüte schwillt
> Aus dunkler Blätter Wiegentraum:
>
> Du standest vor mir — rings war Nacht
> Und fern das Licht, deß irrer Strahl
> Sich wie geschmolzener Smaragd
> Zerfließend durch das Laubwerk stahl —
>
> Du standest vor mir, ein Gedicht,
> Das aus der Märchenwaldnacht tritt,
> Voll wundersamem, irrem Licht,
> Wie's glüh hier durch die Blätter glitt.
>
> Noch stehst du vor mir, wie ein Traum
> Nach einem frommen Nachtgebet,
> Wie's über dir der Lindenbaum
> Im Weihrauch seines Duftes weht.

Dies Gedicht, so duftig und romantisch es ist, trägt den Stempel der Wahrheit; wir fühlen, daß es aus einer ganz bestimmten, eigenthümlichen Anschauung hervorgegangen, und darum ist es im Stande, auch einen eigenthümlichen Eindruck zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Einen starken Band bildet die soeben erschienene „Histoire des Hébreux depuis le patriarche Abraham jusqu'en 1840, avec un grand nombre de réflexions morales, critiques et philosophiques; l'exposition des principes de la religion judaïque, ainsi que des éclairissements sur la tradition et le Talmud", von dem Großrabbiner L. M. Lambert zu Metz. Die Buchhändleranzeige läßt sich hierüber prahlerisch genug aus: „Die Geschichte der Hebräer wird dieses Mal eine Wahrheit sein! Sie ist mit Freimuth und Unparteilichkeit geschrieben. Der Verf. respectirt darin nach Recht und Billigkeit auch die übrigen Culte. Obgleich diese Geschichte nur in einem Bande erscheint, wird darin kein größeres Ereigniß vermißt, dagegen viele Details und Berichte gefunden werden, welche man in andern Werken, die sich über denselben Gegenstand verbreiten, vergebens suchen wird." Eine Geschichte der Hebräer von einem Rabbiner geschrieben, hat jedoch auf allgemeinere Beachtung gewiß Anspruch.

Von Orillard, Advocat am königlichen Gerichtshofe zu Poitiers, erschien: „De la compétence des tribunaux de commerce", und von Xavier Rousselot: „Études sur la philosophie dans le moyen-âge" (2 Bde.); von H. Maret ein „Essai sur le panthéisme dans la société moderne". 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 187. —— 6. Juli 1841.

Eine Stimme aus Norwegen über das deutsche Erziehungs= und Unterrichtswesen.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 186).

III. Baiern.

In den der Beschreibung des Schulwesens dieses Staats vorausgeschickten Vorbemerkungen heißt es:

In Beziehung auf das Unterrichtswesen zeichnet sich Baiern vor allen mir bekannten Staaten durch eine ganz außerordentliche Menge Gesetze und Pläne aus, von welchen der eine schnell den andern verdrängt. Was das gelehrte Schulwesen insbesondere betrifft, so sind *in dem Zeitraum seit* 1804 nicht weniger *als sechs* organisirende Schulverordnungen von oft sich widersprechendem Charakter in kürzern und längern Zwischenräumen aufeinander gefolgt. Auf den Reisenden, der seine Aufmerksamkeit auf das bairische Unterrichtswesen richtet, macht es einen unangenehmen, niederschlagenden Eindruck, von den competentesten Männern zu erfahren, wie allgemein die Unzufriedenheit mit dieser beständigen Planfabrikation und der daraus entspringenden *Verwirrung* verbreitet ist. Die Ursachen dieser *beständigen Gährung* und des in dieser Beziehung stattfindenden *Kampfes*, *sowie* der dadurch hervorgebrachten streitenden Resultate, liegen größtentheils in den getheilten Interessen, welche in diesem Staat in höherm Maße als in irgend einem andern vorherrschen. Baiern besteht aus zwei, in Beziehung auf angeerbte Gebräuche, Einrichtungen, Interessen und Bestrebungen ziemlich heterogenen Haupttheilen, dem nördlichen (dem früher sogenannten Franken) und dem südlichen (früher Schwaben). Während Nordbaiern oder Franken, das die sogenannten industriellen Interessen repräsentirt, den modernen Realismus oder das Nützlichkeitsprincip begünstigt, in seiner Anwendung auf das Unterrichtswesen, hängt Südbaiern hartnäckig fest an dem Alten, Traditionellen, und widersetzt sich heftig jeder durchgreifenden Reform. Nur in Einem Punkte scheinen die Extreme dieser zwei Parteien ziemlich einig zu sein, nämlich wo es gilt, einem gründlichen, rationellen und historischen und somit gleich weit von den realistischen wie von den veralteten traditionellen Ideen entfernten classischen Studium entgegenzuarbeiten. Einen vielleicht noch bedeutendern Antheil an dem erwähnten Phänomen haben die vielen religiösen Parteien und Fractionen, mit denen das Land geplagt ist. Während die Protestanten, im Ganzen genommen, einem vernünftigen, geistbildenden Unterricht huldigen, darf man wol ohne Übertreibung behaupten, daß die eifrigen Katholiken und Jesuiten (von welchen letztern sich allerdings nicht *wenige finden*) sich der allgemeinen Aufklärung widersetzen, sobald diese eine gewisse, von ihnen selbst bestimmte Grenze übersteigt. Was namentlich das rein wissenschaftliche Studium und dessen Grundlage, das classische, betrifft, so erklären sie sich zwar äußerlich für Freunde desselben, wollen es aber auf ihre eigene Art getrieben sehen, welche man ziemlich bezeichnend ad modum Minellii nennen könnte, und machen daher, wenn es sich um ein rationelles Studium der alten Sprachen und eine in den classischen Geist einführende Bekanntschaft mit den Werken der Classiker handelt, lieber gemeinschaftliche Sache mit den Feinden desselben.

Je nachdem nun die eine oder die andere dieser streitenden Parteien die Oberhand gewinnt und am meisten auf die höchsten Verwaltungsbehörden einwirkt, nimmt die Tendenz in der innern Organisation des Unterrichtswesens ein bald mehr, bald weniger verschiedenes Gepräge an. Hierzu kommt noch der Übelstand, daß Baiern in einer Reihe von Jahren Männer an der Spitze der Verwaltung des Unterrichtswesens gehabt hat, welche, ungeachtet aller sonstigen Tüchtigkeit, doch großentheils der hinreichenden Einsicht in den hier berührten Zweig ihrer Wirksamkeit ermangelt haben sollen, und daß die Männer, denen die Entwerfung organisirender Plane übertragen worden war (z. B. der sonst so hochverdiente Hofrath Thiersch), Fremde waren, theils vielleicht weniger bekannt mit den Interessen des Landes im Ganzen, theils in jedem Fall von den Einwohnern desselben mit einem gewissen Vorurtheil betrachtet.

Wenn ich dennoch, ungeachtet diese Momente natürlich verderblich wirken müssen, das bairische Schulwesen in seinem Innern (was den Unterricht und die Disciplin betrifft) im Ganzen genommen gut und das Volksschulwesen sogar vortrefflich gefunden habe, so muß man theils bedenken, daß jene Momente, der Natur der Sache nach, nicht in gleichem Maße auf das niedere wie auf das höhere Schulwesen einwirken können, theils darf man nicht übersehen, daß das viele Gute, das auch in diesem letztern sich findet, hauptsächlich von der Menge tüchtiger Persönlichkeiten unter den unmittelbaren Vorstehern der einzelnen Unterrichtsanstalten herrührt, welche Baiern noch jetzt zu besitzen das Glück hat und die es hauptsächlich der segensreichen Thätigkeit eines Niethammer, Friedrich Jacobs, Thiersch u. A. verdankt. Auch läßt sich nicht leugnen, daß von den höchsten Stellen aus kräftig und mit augenscheinlichem Interesse für das Unterrichtswesen gewirkt wird, was um so mehr Anerkennung verdient, da man hier sicherlich mit größern Schwierigkeiten als vielleicht an jedem andern Orte zu kämpfen hat.

Von dem Volksschulwesen, worüber der Verf. im Ganzen genommen sich auf das vortheilhafteste äußert, heißt es unter Anderm:

Ich besuchte zu wiederholten Malen sowol in München als in Nürnberg die deutschen Schulen und prüfte selbst die Kinder beinahe in allen Gegenständen. Eine bairische Elementarschule trägt in ihrem Innern ein ganz anderes Gepräge als eine norddeutsche, besonders eine preußische. Man bemerkt hier nicht so viel übersprudelnde Lebhaftigkeit als dort. Das Ganze, sowol was den Lehrer als was die Schüler betrifft, geht hier weit gleichmäßiger und ruhiger zu. Die mannichfachen, in Preußen gebräuchlichen Stimulationsmittel („Anregungen") kennt man hier nicht. Aber dessenungeachtet fand ich Kenntnisse sowol als

Sittlichkeit in ebenso gutem Zustande, als wo diese angewandt werden. Es macht einen angenehmen Eindruck, wenn man in eine bairische, besonders in eine münchner Elementarschule tritt. Die Schönheit des Locals, die gemischte Versammlung von Kindern der verschiedensten Stände (von dem Sohne des Grafen und Barons zu dem des Tagelöhners) mit ihren braunen Augen und der ruhigen, tiefen Miene, die pünktliche Ordnung und Zierlichkeit, deren Gepräge in dieser Heimat der Formschönheit Alles, bis auf die unbedeutendsten Conceptbücher der Kinder, trägt, die Bedachtsamkeit, womit die Fragen des Lehrers beantwortet werden — Alles deutet genugsam darauf hin, daß das Elementarschulwesen hier in vortrefflichem Gange ist. Und es geschieht auch von der Seite der Höhern und namentlich von der Regierung selbst alles Mögliche, um die Schule und Alles, was sie betrifft, bedeutend und theuer sowol in den Augen des Lehrers als der Kinder, Ältern und des ganzen Volkes zu machen. Hierzu wird jede Gelegenheit ergriffen, und mit Recht; denn in die Länge wirkt dieses Mittel kräftiger als alle andern. Wird es Ton in einem Lande, über die Schule zu spötteln, da darf man sich nicht viel vom Unterrichtswesen versprechen. Auch muß man die anständige und zweckmäßige Art bedenken, auf welche die Elementarlehrer in Baiern besoldet sind.

IV. Würtemberg.

Das Königreich Würtemberg — heißt es in den der Beschreibung dieses Landes vorausgeschickten Bemerkungen (Thl. 1, S. 233—236) — war nicht unter den Staaten genannt, welche mir die königliche Resolution in Beziehung auf meine pädagogische Reise zu besuchen auferlegt hatte. Aber es wäre unverantwortlich gewesen, wenn man sich einmal im Nachbarstaat Baiern befand, nicht auch einige Tage auf ein Land zu verwenden, das sowol in seiner ganzen geistigen Richtung, als auch namentlich in Beziehung auf Jugendbildung, so viel Eigenthümliches, so viel Herrliches aufzuweisen hat. In keinem Staat findet man wol einen so allgemeinen, die Masse des Volks durchdringenden Sinn für die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit wie in dem würtembergischen. Mit besonderm Segen scheint die Vorsehung über einem Volke gewacht zu haben, das sich Alles angeeignet hat, was die neuere Zeit Gesundes und Gutes darbietet, ohne sich von ihren vielen Gebrechen und Schäden, von ihren überwiegenden Tendenzen nach dem Irdischen und Materiellen anstecken zu lassen. In Würtemberg wandelt der ungeschminkte, kraftvolle Christenglaube der alten Zeit Hand in Hand mit gründlicher Aufklärung, echter Wissenschaftlichkeit und der der neuern Zeit eigenthümlichen Einsicht in die materiellen Ansprüche des Menschenlebens. Hier trifft man weder das Gepräge eines eiteln, unruhigen Strebens und Drängens, noch das jenes unseligen, von retrograden Bewegungen begleiteten Parteigeistes und Parteistreites, sondern gleichmäßig und ruhig und auf die einzig rechte Grundlage fortbauend, schreitet das würtembergische Volk vorwärts in wissenschaftlicher Aufklärung und bürgerlichem Wohlstande. Mit wahrer Freude betritt der Reisende ein Land, wo eine üppige und reichbegabte Natur mit jedem Schritt neue Reize vor ihm entfaltet, während jeder Blick, den er in das sociale, politische und wissenschaftliche Leben wirft, ihm neue, wohlthätige Einrichtungen und herrliche Charaktere entgegenführt. Was ist der Grund dieses eigenthümlichen Glückes Würtembergs? Im Wesentlichen drei Dinge: die angeborene Tiefe und der ernste Sinn des schwäbischen Volks; das eigenthümliche Glück, das dieses Land gehabt hat, indem es zu jeder Zeit einen tonangebenden Stamm von Männern von echt christlicher Gesinnung und einem hohen Grade wissenschaftlicher Ausbildung besaß; und endlich sein Unterrichtssystem. Von dem letztern werde ich im Folgenden in der Kürze die Grundzüge geben.

Während man in mehren andern deutschen Staaten, namentlich, wie wir gesehen haben, in Baiern, eine starke Richtung nach einer, so zu sagen *apriorischen* Organisation des Unterrichtswesens bemerkt, ein Streben, dasselbe durch organisirende Gesetzesbestimmungen nach einer Idee zu bilden, ohne die gehörige Rücksicht auf Erfahrung und Umstände zu nehmen, und während daher solche Staaten eine Masse geschriebene, gedruckte und lithographirte Verordnungen und Gesetze aufzuweisen haben, hat man in Würtemberg wirklich immer Zeit und Umstände in Erwägung gezogen; was sich durch genügende Erfahrung als wohlthätigst bewährte, dem gab man durch Erhebung zum Gesetz allgemeine Geltung. Und solche Gesetze stehen fest, weil sie nicht aus der Luft gegriffen sind, sondern lange ihre Wurzel in dem innersten Wesen des Volkes gehabt haben und mit diesem zusammengewachsen sind. Daher findet man in Würtemberg nicht viele geschriebene oder gedruckte allgemeine Gesetzesbestimmungen, aber die, welche es gibt, werden aufrecht erhalten. Dieses kleine Land war so glücklich, daß die Einführung des Protestantismus das Schulwesen nicht — wie in den meisten andern Staaten — *umstürzte*, sondern nur *entwickelte*, und man kann sagen, daß sich der gegenwärtige Standpunkt des öffentlichen Schulwesens in gleichmäßig fortschreitender Progression frei aus sich selbst entwickelt habe. Was vor Allem dazu beigetragen hat, ist, außer der weisen Wachsamkeit der Regierung gegen alle plötzlichen und eingreifenden Reformen, die Masse tüchtiger Lehrer, welche das Land zu jeder Zeit gehabt hat. Diese, meist Theologen, erhalten größtentheils ihre Bildung in den sogenannten „niedern Seminarien" (im Gegensatz gegen das obere Seminar in Tübingen), oder, wie sie früher hießen, „Klosterschulen", Anstalten, wo die Richtung streng, ja man könnte fast versucht sein zu sagen, einseitig *humanistisch* ist. Sowol hierdurch, als durch die hohe Wichtigkeit, welche in allen öffentlichen Gesetzen und Bestimmungen von alten Zeiten her bis auf diesen Tag dem Studium der alten Sprachen beigelegt worden ist, ist die Achtung und das Interesse für classische Bildung so allgemein geworden und hat so sehr die Masse des Volks durchdrungen, daß die Regierung mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und bedeutenden Widerstand bei den Gemeinden findet, wenn sie es für nöthig hält, auf die Umgestaltung einer oder der andern der mannichfaltigen würtembergischen Lateinschulen (Mittelschulen) zu einer Realschule hinzuarbeiten. Die meisten Väter, sogar die einfachsten Handwerker haben ihre eigene Jugendbildung in Schulen erhalten, wo die classischen Sprachen beinahe ausschließlich getrieben wurden, und dieselbe Bildung wünschen sie auch ihren Söhnen. Sie wissen, was sie haben, nicht aber, was man ihnen geben wird. Es soll in Würtemberg nicht ohne Beispiel sein, daß Schuhmacher und Schneider ihren Cäsar und Cicero ebenso fertig wie Leisten oder Nadel zu handhaben verstehen.*) Läßt sich nun auch nicht leugnen, daß dieses Hängen an dem classischen Studium und Vorurtheil gegen jedes Bildungssystem, in welchem dieses nicht die Hauptrolle spielt, was *die niedere bürgerliche Erziehung* betrifft, kaum anders als einseitig genannt werden kann, so ist doch ebenso unleugbar, daß ein Land, wo sich selbst unter den niedern Ständen eine so allgemeine und ausgebreitete Aufklärung findet wie in Würtemberg, einen merkwürdigen Beweis für die allgemein bildende Kraft abgibt, die dem classischen Studium inwohnt, wenn man die wichtige Rolle bedenkt, die es hier in langer Zeit in der Volksbildung gespielt hat.

Würtemberg ist so glücklich, eine aufgeklärte, sachkundige und liberale oberste Behörde an der Spitze des Unterrichtswesens zu besitzen, und da die Regierung weiß, daß auch das Volk im Allgemeinen gründlich aufgeklärt ist, und das Volk immer die Bestrebungen der Regierung für sein Wohl in dieser Beziehung erkennt, so stehen Volk und Regierung in einem schönen Einklang miteinander und der würtembergische Landtag zeigt selten oder nie jene widersprechenden Anschauungen oder Tendenzen,

*) Bezeichnend genug in dieser Beziehung ist das Factum, welches mir glaubwürdige Männer erzählt haben, daß ein Schuhmacher (der gerade Mitglied des Schulvorstandes war) einmal bei einem öffentlichen Examen aufstand und selbst die Schüler auf lateinisch zu examiniren anfing.

welche, wenn das Schulwesen auf die Bahn gebracht wird, so oft in den Repräsentativversammlungen anderer constitutionneller Staaten hervortreten.

Über das würtembergische Landexamen äußert sich der Verf. unter Anderm folgendermaßen (Thl. 2, S. 274):

Eine Einrichtung so glänzender Art, wie das würtembergische Landexamen, kann schwerlich ohne Schattenseiten sein. Und wenn Thiersch als unbedingter Lobredner für dieses Landexamen und seinen Einfluß auf die lateinischen Schulen auftritt und sagt, daß in dieser Einrichtung das Geheimniß der merkwürdigen Vorzüglichkeit der würtembergischen Schulen liege (Schulen, welche dieser weitgereiste Gelehrte kein Bedenken trägt, hoch über die gelehrten Schulen im übrigen Deutschland, Italien, Frankreich und England zu setzen), so findet er nach Dem, was ich erfahren, unter der Mehrzahl der Schulmänner in Würtemberg selbst kaum Anklang. Schon aus der kurzen Beschreibung, welche wir von der hier besprochenen Einrichtung gegeben haben, ist es klar, daß sie ihre Mislichkeiten hat. Diese bestehen theils in der unleugbaren Einseitigkeit, mit welcher der Unterricht, um der Einrichtung des Landexamens willen, in den lateinischen Schulen organisirt ist, theils in der Gefahr, welche zu fürchten ist, daß das classische Studium leicht zu Fertigkeitsübungen im Schreiben lateinischer und griechischer Exercitien herabgewürdigt werden dürfte, theils endlich in dem Umstande, daß die Vorbereitung auf das bevorstehende, so höchst wichtige Landexamen wenigstens leicht eine Spannung verursachen kann, welche eine darauf folgende Erschlaffung bei der Jugend mit sich führen dürfte. Und wirklich scheinen die Arbeiten, welche oft von den vierzehnjährigen Knaben geliefert werden, zuweilen von einer bedenklichen Reife zu zeugen, sowie auch bemerkt zu werden verdient, daß das Resultat bei der Entlassung aus den Seminarien selten ein solches ist, wie die Leistungen bei dem Landexamen zu erwarten berechtigten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutscher Musenalmanach für 1841. Herausgegeben von Th. Echtermeyer und Arnold Ruge.

(Beschluß aus Nr. 186.)

Von gleich bleibender Wirkung und in der Fassung noch gewandter sind zwei Lieder von Prutz, im Tone des Volksliedes gehalten, die jedenfalls zu den besten Dichtungen des Almanachs gehören und an poetischem Werth seine declamatorische „Meeresfahrt" weit überwiegen. Sie lauten:

Lied.

Wol viele tausend Vögelein
Wohnen und singen im grünen Hain.
Sie haben all' zwei Flüglein schön,
Zu fliegen über Land und Seen,
Sie haben alle süßen Mund,
Zu singen hell aus Herzensgrund —
O bitt' Euch, liebe Vögelein,
Will keins von Euch mein Bote sein?

Ich will Euch senden in mein Thal
Mit lust'gen Quellen ohne Zahl,
Da blühen Blumen süß und lind,
Und wiegen sich im Abendwind!
Ich will Euch senden vor ein Haus,
Da lacht der Frühling selbst heraus —
O bitt' Euch u. s. w.

Und sehnt Ihr nach des Waldes Glück,
Nach Rosen und Liedern Euch zurück:
Zu einer Rose send' ich Euch,
Mein holdes Lieb schaut Rosen gleich;
Mein holdes Lieb spricht süßen Klang,
Als wär' es Nachtigallensang —
O bitt' Euch u. s. w.

Drum, wer sich rasch und fröhlich schwingt
Und meine Botschaft zu ihr bringt,
Den läßt sie lächelnd zu sich ein,
Füttert ihn groß mit Leckerein,
Macht ihm an ihrer Brust ein Nest
Und hält ihn warm und hält ihn fest —
O bitt' Euch u. s. w.

Am liebsten flög' ich selber hin,
Und sagt' ihr, wie so treu ich bin,
Und klagt' ihr meine lange Pein,
Daß ich von ihr muß ferne sein:
Da läg' ich auch an ihrer Brust,
Und Kuß um Kuß und Liebeslust —
O bitt' Euch, liebe Vögelein,
Will keines mir zwei Flügel leihn?

Abends.

In dieser Stunde denkt sie mein,
Ich weiß, in dieser Stunde!
Die Vögel schlafen groß und klein,
Es schlafen die Blumen im Grunde.
Am blauen Himmel hell und klar
Stehn tausend Sterne wunderbar:
Sie schaut hinauf und denket mein,
Ich weiß, in dieser Stunde.

Sie sitzt wol einsam und allein,
Ich weiß, in dieser Stunde!
Und flüstert wol den Namen mein
Halb leise mit schüchternem Munde,
Sie schickt mir Grüße, lieb und schön,
Und nickt mir zu, als könnt' ich's sehn:
Sie weint um mich und denket mein,
Ich weiß, in dieser Stunde.

Gute Nacht, und schließ die Äugelein,
Gute Nacht in dieser Stunde!
Ich will im Traume bei dir sein
Mit fröhlicher, seliger Kunde:
Von einer Nacht o träume du,
Wo ich in deinen Armen ruh'!
Ja, bis dahin gedenke mein
Jetzt und in jener Stunde.

An eigentlichen Romanzen und Balladen ist der Almanach arm. Die ihnen sich nähernden Gedichte tragen mehr den Stempel poetischer Erzählungen, entbehren aber der epischen Naivetät und Objectivität und sind um ihres contemplativen Charakters willen noch der lyrischen Poesie zuzuzählen. In Bausch und Bogen läßt sich über dieselben ein günstigeres Urtheil aussprechen. Ein Gedicht der Art von ganz eigenthümlichem Ton, gedrungener Darstellung, einem glücklichen Grundgedanken und guten einzelnen Bildern und Situationen ist „Der Geierpfiff" von Annette von Droste zu Hülshoff. In gut getroffenem Balladenton besingt W. Müller die Sage von Lochinvar nach Walter Scott, Lenau gibt uns ein treffliches Bild des Ziska, wie derselbe schwört, die Hinopferung des Joh. Huß zu rächen, Ruge malt uns in „Guter Wind" mit ziemlicher Lebendigkeit und Sinnlichkeit eine Rettungsscene aus, und Prutz bringt uns zwei Gedichte „Liebesrache" und „Die Mutter des Kosacken", die zwar beide höchst rhetorisch und declamatorisch, aber trotzdem von bedeutendem Effect sind. Prutz besitzt eine außerordentliche Fertigkeit im Ausmalen der Situationen. Ohne daß er uns gerade mit neuen Zügen überraschte, weiß er doch die sich nothwendig ergebenden Schritt vor Schritt so geschickt zu gestalten und zu ordnen, daß sie für den Augenblick unsere volle Spannung in Anspruch nehmen. In ähnlichem Tone ist „Die Löwenbraut" von Gruppe, ebenfalls des genialen Wurfes ermangelnd und darum hinter dem Gedichte Chamisso's, welches denselben Stoff behandelt, zurückbleibend, aber mit Gewandtheit und Routine durchgeführt. Das Umgekehrte läßt sich von einem Gedichte Gustav Freitag's „Der

polnische Bettler" sagen. Hier ist weniger Kunst, aber mehr Genie, weniger Form, aber mehr Inhalt. Das Gedicht gehört zu den wirksamsten des Almanachs und ist reich an charakteristischen Zügen und von einem eigenthümlichen Humor durchdrungen.

Andere Zweige der Lyrik bieten uns spärlichere Gaben. Im elegischen Liede ist Ferrand hervorzuheben, namentlich das vortreffliche Bild in Nr. 5: „Am Fenster". Nur hätte dem schönen Bilde nicht die prosaische Erklärung „So täuschtest du, o Leben, oft mich arg" angeschlossen werden sollen; wir gewinnen dadurch zwar einen klareren Blick in die Idee des Gedichts, aber mit dem Gewinn der Klarheit geht eben auch hier die Schönheit verloren:

> Verödet Alles, welk, geknickt, verblüht,
> Was prangend sonst in Duft und Glanz geblüht.

Auch Matzerath hat uns ein gutes Gedicht dieser Gattung geliefert, nur müßte es gedrungener und weniger weltschmerzlich sein. Überhaupt läßt sich der Weltschmerz da und dort vernehmen, am verkehrtesten in den Liedern des Grafen von Würtemberg, dessen Beiträge auch in andern Beziehungen zu den schwächsten und schülerhaftesten gehören. Auch an Liedern gegen den Weltschmerz fehlt es nicht. Prutz erklärt ihm in seiner declamatorischen Weise förmlich den Krieg, und Eichendorff und Kahlert suchen ihn durch Scherz und Spott zu überwältigen. Im übrigen hat sich der Scherz dem Almanach ziemlich fern gehalten; er wird wol wissen, daß die halleschen Löwen keinen Spaß verstehen. Das hat Ed. Mörike auch gewußt: denn keinem Sachverständigen hätte er wol einen solchen Scherz, der höchstens als Impromptu genügen mag, zu schicken gewagt. Auch Kopisch hat sie mit seinem „Johannes Cicero" ziemlich wohlfeil abgespeist.

Unter den politischen Gedichten haben wir den von andern Seiten gepriesenen Sonetten Stägemann's keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen können. Es sind zu viel Worte, die Gedanken zu spinnwebartig, man weiß nicht recht, was man daran hat. Ganz andern Schlages sind die beiden Gedichte von Arndt; ihm hat selbst das hohe Alter den frischen Sinn nicht zu brechen vermocht. Ganz und gar unbedeutend sind die gutgemeinten patriotischen Lieder von Hermann; etwas besser die von Hermann Besser — aber ein Comparativ ist noch lange kein Positiv.

Die unzweideutigste Bereicherung hat durch den diesjährigen Almanach die didaktische Poesie erfahren in den Beiträgen von Sallet und Schefer. Sie bringen uns Gedichte in ihrer bekannten Weise, durchdrungen von einer christlich-pantheistischen Weltanschauung. In ihren Grundideen liegen sich beide Dichter ziemlich nahe; aber Sallet gibt sich mehr der Sphäre des reinen Gedankens hin, Schefer vertieft sich lieber in die Welt des Gemüths; Jener umgrenzt seine Vorstellungen scharf und plastisch, dieser weich und romantisch, und so bilden sie zwei sich ergänzende Gegensätze, die in Rückert, dem dritten Didaktiker unserer Zeit, eine Art von Concention finden. Leider wird dieser in diesem Almanach nicht repräsentirt, wie denn überhaupt manche der geachtetsten und beliebtesten Namen: Grün, Freiligrath, Wackernagel, Simrock u. A. vermißt werden. Sicher liegt der Grund hiervon an dem persönlichen Verhältniß, in welchem diese Dichter zur Redaction des Almanachs stehen, sowie sich umgekehrt auch die Aufnahme mancher Dichter nur aus persönlichen Beziehungen erklären läßt. Es steht zu wünschen, daß solche ungünstige Einwirkungen für die Folge wegfallen mögen: denn nur in diesem Fall darf vom Almanach ein reicherer Ertrag an wahrhaft poetischen Productionen erwartet werden.

Richard Morning.

Notizen.

Unter denjenigen Mitgliedern des englischen Unterhauses, welche zum Zweck der intellectuellen wie moralischen Bildung der großen Masse des Volkes ihr Streben dahin gerichtet haben, öffentliche Anstalten, wie Museen, Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen, Monumente, Gärten u. s. w. insofern in der That zu öffentlichen zu machen, daß dem großen Publicum der freie Zutritt zu ihnen eröffnet werde, hat sich ein Ausschuß in Betreff der Nationaldenkmäler gebildet, an dessen Spitze der durch seine unermüdliche Ausdauer in diesen, wie anderweitigen Bemühungen rühmlichst bekannte Jos. Hume steht. Der Ausschuß, weit entfernt, sich in das Wesen der gesetzlichen Beaufsichtigung jener Denkmäler mischen zu wollen, erstrebt nur die Herstellung geeigneter Anordnungen zur Ermöglichung des freien Zutritts. Zu dem Zwecke hat er einigen der ausgezeichneten Künstler eine Reihe von Fragen zur Beantwortung vorgelegt, von denen die drei ersten und hauptsächlichsten einen eigenthümlichen Eindruck machen: 1) welchen Eindruck kann man von den vorhandenen schönen kirchlichen Gebäuden in England und den in ihnen enthaltenen, dem Andenken der größten Männer der Vergangenheit gewidmeten Denkmälern auf die Besucher erwarten, sowol in Betreff der Anregung ihres Kunstgeschmacks, als eines Aufmunterungsmittels zu moralischer und intellectueller Größe? 2) widmet das englische Volk eine ebenso große Aufmerksamkeit auf die Denkmäler der bildenden Künste wie die Bevölkerung des Festlandes? 3) hat die bis neuerdings bestehende Ausschließung des Publicums im Allgemeinen, außer gegen Bezahlung, die Wirkung gehabt, gegen die Schönheiten und den Werth jener Künste gleichgültig zu machen? Die letzte dieser Fragen enthält insofern einen Irrthum, als die Ausschließungsmaßregeln nicht sowol neuerdings bestehen, sondern zum großen Theile erst in späterer, nicht über die lebende Generation sich hinaus erstreckenden Zeit entstanden sind. Die weitern Fragen beziehen sich auf verschiedene Maßregeln, die zur Vermittelung des Schutzes jener Denkmäler und des freien Zutritts zu ihnen zu treffen sein möchten.

Der Ertrag der Subscription für den Literary fund bei dessen 52. Jahresfeier am 12. Mai belief sich auf 705 Pf. St. 13 Sch.*) Den Vorsitz führte Graf Ripon, ihm zur Seite standen unter andern britischen Notabilitäten Lord Colborne, Sir Stratford Canning, Commodore Napier, Dickens, Prof. Buckland, Macready und Dr. Forbes; von Fremden der neapolitanische Geschäftsträger, Del Pozzo, die Generalconsuln von Preußen und Frankreich und Prof. v. Raumer.

Von den neuesten Erscheinungen in der englischen schönen Literatur muß vor Allem genannt werden Lady Lytton Bulwer's neueste Novelle: „The prince duke and page", mit dem bedeutungsvollen Motto: „Ruhm, Größe und Güte sind die drei Sicheln, mit welchen der Mensch Neid, Haß und Undank erntet." Auch Capitain Marryat hat nächst seinem „Masterman Ready; or the wreck of the Pacific", einer Art Robinsonade, ganz neuerdings eine Novelle „Joseph Rushbrook; or the poaches" (3 Bde.), herausgegeben. Der „Collection of english sonnets" von R. F. Housman reihen sich dessen „Life and remains" gleichzeitig an. Agnes Strickland hat den dritten Band ihrer „Lives of the Queens of England" gegeben. Auf dem historischen Gebiete sind ferner eine mit 500 Holzschnitten von G. Dorrington, nach Zeichnungen von Julius David illustrirte „Pictorial history of France", von G. M. Bussey, die in wöchentlichen oder monatlichen Lieferungen ausgegeben wird; sowie der erste Bande der „History of Holland", von Davies als demnächst erschienen zu nennen. Der Geschichte der Geographie gehören R. L. Beamish's „The discovery of America by the Northmen", und Charles Fellow's „Account of discoveries made in ancient Lycia" an, während die neuere Literatur der Länderkunde nur durch das Reisebuch einer Dame, Mistreß Damers, über Griechenland, die Türkei u. s. w. bereichert worden ist.

47.

*) Vgl. die Mittheilungen über die Literary Fund Society in Nr. 173 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 188. —— 7. Juli 1841.

Eine Stimme aus Norwegen über das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

Der Inhalt des dritten oder eigentlich constructiven Bandes ist früher in der Kürze angegeben. Als Proben der Anschauungen und des Raisonnements des Verf. mögen folgende Stellen ausgehoben werden.

In dem Abschnitt, in welchem der Verf. den in seinem Vaterlande herrschenden Mangel an einem bestimmten Organismus des Schulwesens bespricht und seine Ansichten über die Nothwendigkeit eines organisch geordneten, den eigenthümlichen Bedürfnissen einer jeden Classe von Staatsbürgern entsprechenden Unterrichtswesens für jeden Staat zu begründen sucht, spricht er sich in Beziehung auf die Zweckmäßigkeit der größtmöglichen Gemeinschaft der Bildung für alle Staatsbürger folgendermaßen aus:

Aber da der Staat ein organisches Ganze ausmacht (wenigstens mehr und mehr darnach streben muß, dies zu erreichen), so müssen seine verschiedenen Hauptbestandtheile von Individuen in ihrer Wirksamkeit organisch ineinander eingreifen. Dazu ist erfoderlich, daß dieses organische Ineinandergreifen und gegenseitige Bedingen sich schon in der Entwickelungsperiode dieser Hauptbestandtheile offenbare, was wiederum die Rechtmäßigkeit der Foderung bedingt, daß bei der Organisation des ganzen Schulwesens eines Staats die gehörige Rücksicht genommen werde auf den organischen Zusammenhang der verschiedenen Schularten, sowie auf deren gegenseitiges Eingreifen und Bedingen voneinander.

Es kommt bei Ausführung dieser Aufgabe vor Allem darauf an, zu untersuchen, was gemeinschaftlich und was eigenthümlich ist in der Bildung, auf welche jede der vier Bürgerclassen vermöge ihres Bedürfnisses Anspruch machen kann. Als oberster Grundsatz muß hier gelten, daß, je größere Gemeinschaftlichkeit man, ohne den eigenthümlichen Bedürfnissen der einzelnen Classen zu nahe zu treten, in die Organisation der öffentlichen Bildungsanstalten einführen kann, um so besser für das Ganze. Es würde zu weit führen und wäre vermuthlich auch überflüssig, alle die Gründe hervorzuheben, welche für die Richtigkeit dieses Grundsatzes sprechen, eines Grundsatzes, der vor allen andern aufs bestimmteste aus den socialen und politischen Formen der neuern Zeit und aus einer richtigen Auffassung ihrer Foderungen hervorzugehen scheint. Nur auf die folgenden Punkte wollen wir in der Kürze die Aufmerksamkeit hinleiten.

Fürs Erste wird wol Jeder einsehen, wie wünschenswerth, um nicht zu sagen nothwendig, es ist, daß die Mitglieder des Staatsverbandes, die nach der gegenwärtigen Einrichtung die Staaten einen unmittelbaren Einfluß selbst auf die höhern Interessen desselben haben, auch so viel als möglich in ihrer Entwickelungsperiode durch eine gleichartige Bildung den Grund zu einer gewissen Einigkeit in den Tendenzen und zu einem einträchtigen Wirken in der Zukunft legen. Ferner wird Niemand leugnen können, daß es unmöglich ist, ehe man eine gewisse Stufe der Bildung erreicht hat, mit Sicherheit einen Beschluß über die Bahn zu fassen, für welche das Kind oder der Knabe sich am besten eignet. Hiervon überzeugen wir uns leicht durch die verderblichen Misgriffe, welche in dieser Beziehung nur zu häufig, ebenso sehr zum Schaden des Individuums wie des Staates gethan werden. Kommen hierzu noch ökonomische Rücksichten, so ist es klar, wie wichtig es sein muß, daß man, so weit es sich thun läßt, den aufgestellten Grundsatz über die möglichste Gemeinschaftlichkeit der Bildung für sämmtliche Staatsbürger auszuführen strebe. Ja, so einleuchtend ist, wenigstens für mich die Richtigkeit dieses Grundsatzes, daß ich mit mehren der berühmtesten Pädagogen unserer Zeit glaube, wo nicht sehr wichtige Gründe für eine Trennung in der Bildung sprechen, da müsse die Rücksicht auf jene wünschenswerthe Gemeinschaftlichkeit jede Rücksicht auf die Vortheile für die specielle Bildung überwiegen, welche eine solche Trennung möglicherweise mit sich führen könnte.

Über das Verhältniß zwischen den zwei höhern Classen von Staatsbürgern, dem höhern Bürgerstande und dem eigentlichen wissenschaftlichen oder Gelehrtenstande und zwischen den für beide passenden Schulanstalten heißt es (S. 12 fg.):

Denken wir uns also eine vollständige gelehrte Schule und eine vollständige Real- oder höhere Bürgerschule in der Idee, so scheiden sich diese Anstalten sowol in ihrem Ziel, als in den zur Erreichung desselben nöthigen Mitteln. Die gelehrte Schule soll zu höhern wissenschaftlichen Studien vorbereiten, sowie zugleich mit dieser für die Aufrechthaltung und Wahrung der mehr geistigen Interessen des Staatsverbandes. Die Realschule dagegen soll im Allgemeinen zur Auffassung und mittelbar auch zur Ausübung der höhern industriellen Wirksamkeit und überhaupt zur Aufrechthaltung und Wahrung der mehr materiellen Interessen des Staatsverbandes vorbereiten. (Daß auch diese zuletzt mit den geistigen zusammenfließen, und daß die Realschule also wie jede Staatseinrichtung die Realisirung der Idee des Staats zu ihrem letzten Ziele hat, thut hier nichts zur Sache. Hier haben wir es nur mit der Richtung beider Anstalten nach ihrem unmittelbar zunächst liegenden Ziele zu thun.) Diese Verschiedenheit im Ziele macht auch eine Verschiedenheit in den Mitteln nothwendig. Die gelehrte Schule muß und soll ihr wesentlichstes Mittel in der Sprachbildung erkennen, namentlich im Studium und der Aneignung der Sprachdenkmale der alten Welt*), während die Realschule ihr Hauptmittel in das un-

*) Wir sehen diese Foderung hier als ein Axiom an, das keines weitern Begriffs bedarf. Wollte man ihre Richtigkeit leugnen,

mittelbare Schöpfen aus der physischen Natur ihrer Gesetzmäßigkeit durch die **Naturwissenschaften und mathematisch-technischen Kenntnisse** setzt, mit einer bestimmten Richtung auf materielle Bedürfnisse. **Gemeinschaftlich** für beide Schulen sind neben jenen Hauptstudien die Kenntnisse, welche das praktische Leben und die Gesellschaft fodern, namentlich Kenntnisse in Geschichte, Geographie und den lebenden Sprachen.

Aber so gewiß es ist, daß die Richtung der Gelehrten- und der Realschule und die Mittel zu Erreichung ihres Ziels verschiedener Natur sind, ebenso gewiß ist es auch, daß dieser Unterschied mit Bestimmtheit nicht früher hervortritt als beim Schlusse der Bildungsperiode, die wir oben als den zweiten Abschnitt der Entwickelungszeit bezeichnet haben. Denn mit derselben Bestimmtheit, mit der wir **überhaupt** für die Bildung zur höhern Wissenschaftlichkeit verlangen, daß der hier behandelte Abschnitt derselben (vom 10.—14. oder 15. Jahre) seine Hauptkraft aus der formalen Bildung schöpfen soll und namentlich aus der, welche der Sprachunterricht vor jedem andern gibt, mit derselben Bestimmtheit fodern wir auch für die Zöglinge der **Realschule** in diesem Abschnitt die formale Bildung als überwiegend, wofern nicht die der Schule im übrigen eigenthümliche Richtung mit der Zeit in eine **grob materielle** ausarten soll, welche nicht anders als in hohem Grade verderblich sein müßte, nicht allein für eine allgemeine, wahrhaft humane Ausbildung, wie sie schon an und für sich bei Denen, die überhaupt den gebildeten Stand repräsentiren, gewünscht werden muß, sondern auch für die Interessen des Staats. Es ist überhaupt ein Vorzug der neuern Zeit, daß sie immer mehr darnach strebt, den höhern Bürgerstand von der rein **praktischen** Sphäre zu emancipiren und in seine Bildung mehr und mehr den Grad von Theorie einzuführen, der allein eine Sicherheit abgeben kann, daß dieser Stand zum Frommen des Ganzen die hohen Interessen zu wahren und zu fördern im Stande sein werde, die jetzt mehr als je vorher unter seinem unmittelbaren Einflusse stehen.

Und wirklich gelten die Hauptgründe für Gemeinschaftlichkeit der Bildung, die wir oben an die Spitze dieser Untersuchung gestellt haben, mit doppelter Kraft eben in Beziehung auf die hier besprochenen Classen. Betrachten wir insbesondere unsers Vaterlandes politische und sociale Verhältnisse, so müssen wir doch anerkennen, daß diese beiden Arten von Verhältnissen fortwährend die vielfältigsten Berührungspunkte darbieten, welche ein einiges Zusammenwirken und eine gewisse Gleichheit in der Geistesrichtung erfodern, sofern nicht (wovon wir bis jetzt nur zu viele Beispiele gesehen haben) eine beständige Uneinigkeit und ein kleinlicher Streit die Kräfte theilen und zersplittern soll. Aber daß die Bildung für den höhern Bürgerstand, sowie für alle Diejenigen, welche, ohne gerade zu dem sogenannten gelehrten Stande gerechnet zu werden, doch sammt diesem die höhere Bildung im Allgemeinen repräsentiren, einen mehr **formellen** Schwung im Ganzen erhalte*) und namentlich durch eine zweckmäßige Einführung in das classische Sprachstudium gehoben werde, dafür sprechen in unserer Zeit verschiedene Gründe. Leugnen kann man ja doch nicht, daß unsere ganze Cultur auf dem classischen Alterthum ruht, und daß dieses überall in den mannichfaltigsten Verzweigungen, bald mehr, bald weniger deutlich, die Adern der neuern Kunst und Wissenschaft durchströmt, sodaß es höchst schwierig, wenn nicht unmöglich ist, ohne einen gewissen Grad von Bekanntschaft mit den classischen Sprachen und dem classischen Alterthume die Jetztzeit und ihre Erscheinungen zu begreifen, zu würdigen und in ihnen sich zurechtzufinden. Und welcher durch classische Studien wissenschaftlich gebildete Mann fühlte nicht, wenn er im Verein mit andern, zwar im übrigen vielleicht gebildeten, aber aller Kenntniß der classischen Sprachen und des Alterthums ermangelnden Männern höhere Interessen zu berathen hatte, ein höchst widrig hemmendes Band nicht nur an sich und seine Äußerungen, sondern zugleich an die zweckmäßige Behandlung der Sache gelegt.

so würde man in jedem Fall die factischen, in der **neuesten Zeit** organisirten Einrichtungen aller andern Staaten gegen sich haben. Und man kann doch nicht annehmen, daß die allgemeine Intelligenz, wie sie sich aus sich selbst entwickelt, überall das Schiefe und Unrichtige ergriffen hätte.

*) Vielleicht ist es überflüssig zu bemerken, daß hier „formal" nicht als Gegensatz zu „ideal" gebraucht werde (denn von dieser Art Formalität haben wir leider genug), sondern im Gegensatz zu „materiell", und daß ich daher unter einem mehr formalen Schwung in der Bildung eine mehr positive Richtung auf die Entwickelung und Schöpfung der Geisteskräfte anstatt des bloßen Einsammelns „exacter" Kenntnisse verstehe.

Als Resultat seiner Untersuchungen über den Organismus des Schulwesens stellt der Verf. folgende Schularten auf:

Fassen wir nun — heißt es — unter Einem Überblick Alles zusammen, was bis jetzt angeführt worden ist in Beziehung auf einen den Bedürfnissen jeder einzelnen Classe und den Staatszwecken im Ganzen entsprechenden Totalorganismus des ganzen Schulwesens, so heben sich folgende Hauptmomente als diejenigen hervor, welche die Grundlinien zu einem nach unsern Gedanken zweckmäßig geordneten Schulsystem bilden würden.

1) **Abgesonderte Volksschulen für die niedern Volksclassen** auf dem Lande und in den Städten, für die Altersperiode vom 6.—14. Jahre.

2) **Allgemeine Elementarschulen**, als gemeinschaftliche Grundschulen für die drei übrigen Bürgerclassen, für das Alter vom 6.—10. Jahre.

3) **Allgemeine Bürgerschulen**, als eigene Bildungsanstalten, berechnet auf das Bedürfniß der niedern rein praktisch-industriellen Bürgerclasse, für das Alter bis zum 14. oder 15. Jahre.

4) **Gelehrte Schulen**, als Pflanzschulen für die höhere ideale Richtung im Allgemeinen und als Vorbereitungsanstalten für die höhere theoretische Specialbildung der Universität, insbesondere für das Alter bis zum 18. Jahre.

5) **Höhere Bürgerschulen**, als Pflanzschulen für die höhere reale oder praktische Richtung im Allgemeinen, und als Vorbereitungsanstalten für die höhere praktische Specialbildung, oder das höhere praktische Leben insbesondere, für das Alter bis zum vollendeten 16. Jahre.

Über einen andern, nach des Verf. Meinung bei dem norwegischen Schulwesen stattfindenden Mangel äußert er sich folgendermaßen:

Der zweite Hauptmangel bei unserm öffentlichen Erziehungswesen im Ganzen, auf welchen ich mich verpflichtet fühle aufmerksam zu machen und dessen Vorhandensein wol von keinem Sachkundigen geleugnet werden wird, ist dessen **einseitige Richtung auf das Intellectuelle**. Unsere Schulen sind Unterrichtsanstalten, Erziehungsanstalten sind sie keineswegs. Denn was ist Erziehung? Erziehung ist ein von beständiger Rücksicht auf das Endziel des Menschen geleitetes Eingreifen in seine sämmtlichen, namentlich in seine tiefsten und edelsten Kräfte, ein Eingreifen, das erst durch jenes höchste Ziel seine wahre, über alles zufällige und schwankende Streben, über alle untergeordneten, einander so oft widersprechenden Zwecke erhabene und alle Lehre und Zucht in sich einschließende Einheit erhält. Man sage nicht, Erziehung in diesem Sinn sei nicht Sache der Schule, sondern der Familie oder der Privatverhältnisse. Als ob nicht die Bedingungen für die Art der Wirksamkeit der Familien, Privatverhältnisse, ja der ganzen öffentlichen Meinung in dieser Beziehung auch zum großen Theile innerhalb des eigensten Gebiets der Schule lägen; als ob nicht da die Keime zu den Früchten der Zukunft sproßten! Und nicht davon zu reden, daß alle Momente in der Erziehung gegenseitig aufeinander einwirken und voneinander bedingt werden, sodaß z. B.

die Entwickelung des Intellectuellen (und namentlich in den Schuljahren) nothwendig großentheils auf der Beschaffenheit des Religiös-Moralischen und zum Theil auch des Physischen beruht, wovon die Folge klar genug die ist, daß selbst für den eigentlichen Unterricht der rechte Fortgang nicht gehofft werden kann, wenn diese zwei Momente aus dem Gesichte verloren werden — nicht davon zu reden, daß schon diese beschränkte Anschauungsweise uns überzeugt, wie der Staat, wenn er Unterricht will, auch Erziehung wollen müsse, so ist doch wol sonnenklar, daß er sein höheres Ziel nicht erreichen kann, so lange er nicht, so weit dies in seiner Macht steht, durch eine zweckmäßig geleitete öffentliche Erziehung sich nicht nur intellectuell, sondern auch religiös-moralische Bürger sichert.

Kirche und Schule sind es, durch welche der Staat die öffentliche Erziehung ausüben soll; diese zwei Organe bedingen sich gegenseitig in ihrer Wirksamkeit.

Finden wir nun dieses erziehende Element bei unsern Schulen im Allgemeinen? oder — denn unser Staat ist ein christlicher Staat — finden wir es als ein christlich erziehendes Element? durchdringt ein positiv christlicher Geist unsere Unterrichtsanstalten? Geht ein solcher Ton durch alle die einzelnen Maßregeln, die auf das Ziel der Schulen Bezug haben? Tritt es deutlich hervor bei allem Unterricht, in aller Disciplin, kurz in dem ganzen Organismus unsers Schulwesens, daß das Leben in Gott durch Christus das Ziel ist, auf welches Alles sich bezieht? Oder ist nicht vielmehr die Ausbildung des Verstandes und das Sammeln von Kenntnissen in der Regel das Einzige, wornach getrachtet wird? und betrachtet man nicht die Schuldisciplin, wo sie sich findet, fast ausschließlich nur als Mittel zur Förderung des Unterrichts, während das religiöse Element schwach, isolirt und kraftlos, wie es ist, mit ein paar wöchentlichen Stunden Religionsunterricht abgefertigt wird? und tritt selbst in diesen das christliche Princip als ein Gegenstand nicht nur für Wissen und Verstand, sondern auch für Gefühl und Herz hervor? ja, tritt es selbst in Beziehung auf das bloße Wissen immer in seiner rechten christlichen Positivität hervor? Wir dürfen uns hier selbst auf die öffentliche Stimme berufen, und diese wird, so weit sie selbst irgend eine klare Idee von dem Wesen des Christenthums hat, uns die Antwort geben müssen: „Nein, Erziehungsanstalten sind unsere Schulen nicht, am allerwenigsten christliche Erziehungsanstalten." Und doch ist kein wahres Heil zu erwarten, ehe die Sorgfalt auf diesen Punkt gerichtet wird. Unsere Schulen müssen die einseitige, intellectuelle Rücksicht fahren lassen und wieder, so weit dies geschehen kann, Erziehungsanstalten werden, und zwar solche Erziehungsanstalten, die von einem positiv christlichen Geist und Ton durchdrungen sind.

Und hier vor Allem sollte sich der von oben ausgehende Geist besonders wirksam zeigen. Die erste Bedingung aber, daß es in dieser Beziehung mit unserm Schulwesen besser werden kann, ist, daß ein positiv christlicher Ton überhaupt, und namentlich eine klare Idee von der hohen Wichtigkeit der Schulen für Staat und Menschheit, als positiv-christlicher Bildungsanstalten kräftig und durchgehends in allen den Momenten sich ausspreche, in welchen sich die oberste, das Schulwesen leitende Wirksamkeit äußert. Es ist nicht zu leugnen, daß wir bis jetzt vergeblich nach einem solchen Geist, ausgesprochen in unsern Verordnungen oder factischen Einrichtungen, suchen, und schon aus diesem Grunde allein können wir uns nicht wundern, daß es ist, wie es ist. Daß es in dieser Beziehung in den tonangebenden Staaten in Deutschland ganz anders steht, haben wir mehrmals zu zeigen Gelegenheit gehabt.

Seine Untersuchungen und Vorschläge in Beziehung auf das gelehrte Schulwesen leitet der Verf. mit folgenden Worten ein (S. 86 fg.):

Indem wir nun zu den höhern wissenschaftlichen Vorbereitungsanstalten übergehen, welche man gelehrte Schulen nennt, sollte wol die Furcht, als könnte die Bedeutung dieser Anstalten für den Staat und die Menschheit verkannt werden, überflüssig scheinen. Und doch drängt sich Einem diese Furcht auf, wenn man die vielen schiefen Ansichten betrachtet, die hier und da in Bezug auf diese Anstalten sich in der öffentlichen Meinung geltend zu machen gesucht haben. Sie treibt mich, meine Betrachtungen über diese Anstalten mit ein paar Worten über ihr Wesen und Ziel einzuleiten.

Die gelehrte Schule ist die Blüte der öffentlichen Erziehung. Wie die Blume in ihrem Kelch, schließt sie den Samen ein, der das geistige Leben überhaupt zum Sprossen und Gedeihen im Staate bringen soll. Sie ist zugleich Höhepunkt und Ausgangspunkt in der öffentlichen Erziehung. Nur zu oft wird die gelehrte Schule einseitig als eine allgemein vorbereitende Bildungsanstalt für brauchbare Staatsdiener betrachtet. Sie hat außer diesem ein zweites, ein wichtigeres und umfassenderes Ziel, ein Ziel einer höhern Ordnung, das zugleich auch jenes in sich schließt: sie ist der Aufbewahrungsort für die reinere und höhere Intelligenz im Allgemeinen, welche den höhern Staatsfonds ausmacht, woraus jeder Staat seine beste Kraft und Nahrung saugt, die Bedingung für die Realisation seiner Idee. Der beste Schatz, den jedes Geschlecht von dem vorhergehenden erbt, ist dieser Fonds von höherer Intelligenz. Er soll mit Dankbarkeit empfangen, mit Sorgfalt gepflegt und fruchtbar gemacht, mit Gewissenhaftigkeit dem kommenden Geschlecht überliefert werden. Es ist das heilige Feuer der Vesta, das nicht aussterben darf, wenn der Staat nicht in Moder und Dunkel versinken soll. Der Tempel, in welchem dieses heilige Feuer genährt werden soll, ist die gelehrte Schule. Die gelehrte Schule ist so die Lebensquelle, von welcher das Licht über den Staat ausströmen soll. Die Natur selbst will, daß das Licht von oben komme.

Um die Bedeutung der gelehrten Schulen zu würdigen, brauchen wir nicht bei der oben kurz angedeuteten allgemeinen Betrachtung des Gegenstandes stehen zu bleiben. Dasselbe Resultat ergibt sich, wenn wir den Blick auf den mehr unmittelbaren und in die Augen fallenden Einfluß dieser Anstalten richten. Denn wer wird in diesen Schulen gebildet? Die Lehrer des Volkes, sie, die in Kirche und Schule auf die unmittelbarste Weise die intellectuelle und religiöse Entwickelung des Volks bedingen. Namentlich tritt die Wichtigkeit der gelehrten Schulen, von diesem Standpunkt betrachtet, dann hervor, wenn Rücksicht auf das Bedürfniß des Volksschulwesens und vor Allem auf die Bildung des Landvolks genommen wird. Denn, wie schon oben angedeutet, von der gründlichen und zweckmäßigen Bildung des geistlichen Standes bleibt stets das Meiste in dieser wichtigen Angelegenheit zu erwarten, nicht allein mit Rücksicht auf dessen unmittelbaren Einfluß auf die Leitung des Schulwesens, sondern (was bei unsern Verhältnissen ein noch wichtigerer Punkt ist) auch um der Gelegenheit willen, die er hat, auf die Ältern einzuwirken, deren zunehmender Sinn für Bildung, wie wir gezeigt haben, bei uns eine der Grundbedingungen für ein glückliches Fortschreiten in der Jugendbildung dieser Classe enthält.

So kann man also mit größtem Fug und Recht die gelehrten Schulen als den rechten Ausgangspunkt für die öffentliche Erziehung betrachten; und alle die Kraft, geistige und materielle, welche der Staat diesem Zweig des Schulwesens aufopfert, wirkt wohlthätig fort in den verschiedensten Richtungen durch das mehr geistige, also das rechte, belebende Princip des ganzen Staatsorganismus.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte des Pugatschewschen Aufruhrs, aus dem Russischen des Alexander Puschkin von H. Brandeis. Stuttgart, Cast. 1840. 8. 1⅙ Thlr.

In dem Vorworte erklärt der Verf. — von dessen Leben und literarischen Leistungen in diesen Blättern mehrfach die Rede gewesen ist —, daß er in der vorliegenden Skizze zusammenge-

fehlt habe, was er aus amtlichen Bekanntmachungen, ausländischen Schriftstellern und mündlichen Überlieferungen geschöpft, daß ihm aber die im kaiserlichen Archive zu Petersburg aufbewahrten Verhandlungen über den Pugatschewschen Aufruhr nicht zugänglich gewesen sind. Bei dieser freilich leicht erklärbaren Beschränkung in der Benutzung der Quellen ist gewiß mancher Umstand nicht genügend aufgeklärt; dennoch aber wird man die Schrift, die eine Menge noch nicht bekannter Einzelnheiten mittheilt, mit Interesse lesen. Von einer Auflehnung der Freiheit gegen eine despotische Regierung findet sich freilich in dem geschilderten Ereignisse keine Spur; es ist blos eine Sklavenmeuterei. Im J. 1773 versammelt ein gemeiner Kosak, Emelian Pugatschew, einen Schwarm Kosacken, Leibeigener und Landstreicher, die ihn für den Kaiser Peter III. halten, zieht mordend und raubend umher, greift Orenburg an, verbrennt Kasan, überschreitet die Wolga und bedroht Moskau. Da läuft nach einer Niederlage sein zusammengerafftes Gesindel auseinander, er wird von seinen Genossen der Regierung überliefert und nebst fünf Andern hingerichtet. Sonach ist das ganze Ereigniß weltgeschichtlich von keiner Bedeutung und nur als Beispiel lehrreich, wie Aufstände unter rohen Völkern und despotischen Regierungen nur zur Befriedigung der Rache führen. Die Übersetzung, die im Anhange einen Auszug aus den — nach des Übersetzers Versicherung im Originale unerträglich weitschweifigen — Belegen und Erläuterungen des Verf. mittheilt, ist übrigens im Ganzen lesbar und fließend abgefaßt. 102.

Literarische Notizen.

Ein neues literarisches Modegenre sind in Frankreich die jetzt aufkommenden sogenannten Physiologien von Ständen oder Standesrepräsentanten. Heinrich Frémond begann mit einer Physiologie des Priesters, neulich erschien eine Physiologie des Staatsmanns, jetzt werden angekündigt: „Physiologie du théâtre, par un journaliste", mit Vignetten von H. Emy und Birouste; „Physiologie de l'homme marié", von Paul de Kock, mit Vignetten; „Physiologie du viveur", mit Vignetten von Monnier und Birouste. E. Gourdon hat sogar eine „Physiologie du bois de Boulogne" geschrieben.

Ein französisches Journal kündigt die Herausgabe folgender Broschüre an: „Lettre à Mr. J***, de l'académie des inscriptions et belles-lettres, sur diverses antiquités égyptiennes trouvées à Salzbourg (Bavière)." Salzburg in Baiern! Abermals ein Zeugniß für die gründlichen Kenntnisse der Franzosen auf dem Gebiete der Geographie! Die Broschüre ist übrigens von Beaulieu, Mitglied der königlichen Gesellschaft der französischen Alterthumsforscher.

Unter der Presse befindet sich, um in Lieferungen zu erscheinen: „Le jardin des plantes, description complète scientifique, historique et pittoresque du muséum d'histoire naturelle, de la ménagerie, des serres, de minéralogie, d'anatomie, de la vallée suisse", von P. Bernard und Couailhac, mit prächtigen Holzschnitten und Kupferstichen.

Von dem jetzt so fleißigen Lamennais werden abermals mehre neue Schriften angekündigt: „De la religion", „Du passé et de l'avenir du peuple", und „Discussions critiques et pensées diverses sur la religion et la philosophie."

Eine merkwürdige Sammlung von Gedichten sind die „Poésies sociales des ouvriers, réunies et publiées par *Olinde Rodrigues*".

Ein schottischer Prediger hat im Dienste der Kirche und angeblich des Herrn ein Büchlein geschrieben, welches den Titel trägt: „The divine origin and perpetual obligation of tithes." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 189. —— 8. Juli 1841.

Eine Stimme aus Norwegen über das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Seinem Raisonnement über den Unterrichtsstoff in den gelehrten Schulen schickt der Verf. folgende Bemerkungen voraus:

Vor Allem müssen wir, wenn es sich darum handelt, den Unterrichtsstoff der gelehrten Schule zu bestimmen, deren oben angegebene Bestimmung festhalten, nach welcher sie außer dem Zwecke, brauchbare Staatsdiener als solche zu bilden, noch ein *zweites höheres und umfassenderes Ziel* hat, nämlich das, die Pflanzschule für die reinere Intelligenz im Allgemeinen zu sein. Ich bin überzeugt, daß die meisten schiefen Ansichten über das Wesen des Unterrichts in der gelehrten Schule davon herkommen, daß man dieses höhere Ziel aus den Augen verloren hat. Mit Recht darf also keineswegs einseitig gefragt werden: Was nützt dieses oder jenes dem Juristen, was nützt dieses oder jenes dem Arzt? u. s. w. Nein, die Frage muß *sein*: Was nützt dieses oder jenes als Element in der *Grundlage für eine höhere Intelligenz*? Der Arzt, der Jurist u. s. w. bestimmen sich in der Regel noch nicht in den Schuljahren zu ihrem Beruf; aber selbst angenommen, sie thäten dies, so gilt es doch hier nicht, was gerade für die specielle Amtsrichtung jedes Individuums paßt, auszufinden — sonst bekämen wir beinahe ebenso viele Specialschulen, als es Berufsrichtungen gibt —, sondern wovon es hier sich handelt, ist, einen Unterrichtsstoff auszufinden, der auf die für das Ganze möglichst beste Weise (denn vollkommen ist nun einmal keine menschliche Einrichtung) die Rücksicht auf die Foderungen der höhern Intelligenz im Allgemeinen mit der Rücksicht auf den spätern speciellen Wirkungskreis der einzelnen Individuen zu vereinen weiß. Was hier, im einzelnen Fall, für diesen spätern Wirkungskreis weniger nothwendig, ja nutzlos erscheint, scheint nur so, wenigstens in den meisten Fällen — und ist in jedem Falle, auch wenn es wirklich so wäre, ein Opfer, welches das Einzelne dem Ganzen bringen muß.

Wie ich an verschiedenen Stellen in meiner Schilderung des deutschen Gymnasialwesens Gelegenheit gehabt habe, mich ziemlich ausführlich über den Hauptunterschiedspunkt zu äußern, der in der allgemeinen Meinung über den Umfang des Unterrichtsstoffs in der gelehrten Schule stattfindet, indem die Einen in *diesem* Stücke eine möglichst beschränkende, die Andern eine möglichst erweiternde Richtung geltend zu machen suchen, so habe ich *auch* schon das Wesentlichste von Dem ausgesprochen, was die Natur der Sache und der Erfahrung gemäß für oder wider eine jede *dieser* verschiedenen Ansichten spricht, und den Weg angedeutet, auf welchem mir eine Vereinbarung beider möglich schien. Wir haben gesehen, daß, so gewiß der Geist auf je wenigere Gegenstände seine Kraft sich richtet, um so mehr in Liebe und Interesse für jedes Einzelne gewinnt, überhaupt seine Intensität mehr gestärkt und geübt und besonders seine productive Fähigkeit gefördert wird, ebenso gewiß die unverkennbaren, in dem Anwachsen des Erkenntnißstoffes in Grad und Umfang begründeten Foderungen der Zeit mit Bestimmtheit verlangen, daß Individuen, welche die Interessen der höhern Cultur im Allgemeinen repräsentiren sollen, keinem der Hauptgegenstände, welche die Zeit selbst in dieses Gebiet der höhern Cultur hineingezogen, fremd bleiben, sollten auch diese gewissermaßen dem Begriff der gelehrte Schulen, an und für sich selbst betrachtet, fremd zu sein scheinen. Der Weg, den man hier einschlagen muß, um beide Foderungen zu befriedigen und zugleich den Übelstand zu beseitigen, insofern die vielfache Erweiterung des Erkenntnißstoffes in allen Richtungen die Geistesfähigkeiten der einzelnen Individualität überflügelt zu haben scheinen könnte, ist eine, durch eine zweckmäßige, organisch eingreifende Methode bewirkte Hervorhebung der Vereinigungspunkte zwischen den verschiedenen Theilen des Stoffes und eine zweckmäßige Anordnung und Vertheilung dieses Stoffes selbst auf die einzelnen Abtheilungen der Schule.

In Norwegen wird die Maturitätsprüfung oder das da sogenannte Examen artium sowol für Diejenigen, welche die gelehrten Schulen durchlaufen, als für Die, welche Privatunterricht genossen haben, nicht wie in Deutschland bei den Schulen, sondern bei der Universität in Christiania abgehalten. Über diesen wichtigen Gegenstand äußert der Verf. sich folgendermaßen:

Wo diese Prüfung am zweckmäßigsten vorgenommen werden sollte, ob, wie bisher, bei der Universität, oder bei den gelehrten Schulen selbst, darüber haben sich verschiedene Stimmen in den öffentlichen Blättern vernehmen lassen und können die Meinungen mit Grund getheilt sein. Daß in den von mir beschriebenen deutschen Staaten die Prüfung ohne Ausnahme bei den gelehrten Schulen selbst gehalten wird, haben wir gesehen. Mir scheint es auch, obgleich ich wohl weiß, daß sich Verschiedenes dagegen sagen läßt, als ob mehr Gründe für als gegen diese Einrichtung sprächen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß jede Prüfung in Beziehung auf Das, was sich dabei zeigen soll, mehr oder weniger unzuverlässiger Art ist; aber natürlich wird diese Unsicherheit in hohem Grade vermehrt, wenn die Prüfung von Männern vorgenommen wird, welche nicht die geringste Gelegenheit gehabt haben, den wichtigsten der Factoren, aus denen sich das Product oder Resultat ergeben soll, ich meine die Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit des Candidaten im Ganzen zu beurtheilen und zu würdigen. Wie können wir glauben, daß diese sich deutlich genug zeigen könne durch die Momente, vermöge deren er bei dem Examen Artium in Berührung mit Denjenigen kommt, von deren Urtheil doch zum größten Theil das Wohl oder Wehe seiner Zukunft abhängt? Wie viel trägt nicht z. B.

hier eine angeborene Schüchternheit, oder eine mit um so größerer Gründlichkeit verbundene Langsamkeit der Geistesbewegung einerseits, andererseits eine angeborene Kühnheit, eine oft mit großer Oberflächlichkeit gepaarte Gabe, sich mit Leichtigkeit zu produciren und mit dem gegebenen Pfunde auf eine den Examinator blendende Art zu wuchern — wie viel, sage ich, tragen nicht diese Eigenschaften dazu bei, die Elemente zu verrücken, welche zusammengenommen das Totalurtheil des Examinators bilden sollen? Daß dieses Urtheil bei dem Examen Artium oft (wie es denn auch nicht anders sein kann) sehr falsch ist, davon factische Beweise beizubringen, würde jedem Schulmann leicht fallen, sowie es wahrscheinlich ist, daß die Unzufriedenheit mit diesem Übelstande in der öffentlichen Meinung groß und ausgebreitet ist und schädliche Folgen nach sich zieht.

Aber außer diesem allgemeinen Grunde dagegen, daß die Dimissions- (oder Admissions-) Prüfung bei der Universität vorgenommen werde, gibt es auch andere speciellere, deren Vorhandensein sich zwar zunächst nur Denjenigen zeigt, welchen die für die Akademie vorbereitende Bildung übertragen ist, also den Schulmännern, welche aber doch nichtsdestoweniger höchst verderbliche und tief eingreifende Folgen nach sich ziehen.

Gleich von dem Zeitpunkt an, wenn der Schüler in den gelehrten Schulen seine Gedanken auf das bevorstehende Examen Artium zu richten anfängt (gewöhnlich in den letzten paar Jahren), geht mit ihm oft eine merkliche, sehr unangenehme, für den Unterrichtsgang im Ganzen ebenso sehr als für ihn selbst verderbliche Veränderung vor. Es beginnt sich in ihm ein Streben zu äußern, sich mehr und mehr von der Leitung seiner Lehrer und ihrem Einfluß auf seine ganze Geistesrichtung zu emancipiren. Dies ist nicht diejenige Art des Strebens nach Emancipation, die sich auf das Gefühl wirklicher geistiger Kraft gründet, eine Emancipation, in welche wir oben das Hauptziel des Unterrichts in den gelehrten Schulen gesetzt haben; eine solche Emancipation ist kein unnatürliches Losreißen von dem Element, in welchem sie ja eben ihre eigentliche Wurzel hat und von welchem sie ausgegangen ist; nein, das hier berührte Streben nach einer unnatürlichen Emancipation hat seinen Grund darin, daß die ganze Aufmerksamkeit des Schülers auf das zum Examen Artium Erfoderliche gerichtet wir. Dies ist der unablässige Gegenstand aller seiner Gedanken, alles seines Dichtens und Trachtens; dies das Ziel aller seiner Thätigkeit; dies das Einzige, was noth thut. Von diesem Zeitpunkt an tritt eine gewisse Gleichgültigkeit ein, nicht allein gegen den Rath und die Leitung des Lehrers in jeder Beziehung, insofern er keine Verbindung sieht zwischen diesem Rath und dieser Leitung auf der einen, und Dem, was nach seiner Meinung zu einem glücklichen Ausfall der bevorstehenden Feuerprobe beiträgt, auf der andern Seite, sondern, was noch schlimmer ist, eine Gleichgültigkeit gegen Geistesbildung und Erwerbung von Kenntnissen, als Ziel für sich selbst, fängt an Wurzel in ihm zu schlagen. Er beginnt immer mehr, Alles, was er vornimmt, mit dem Maßstab, den ihm der Gedanke an das Examen Artium an die Hand gibt, abzumessen, und damit entsteht in ihm ein schmuziges Nützlichkeitsprincip, das oft die edeln Keime eines Strebens und Sehnens nach der reinen Wissenschaft erstickt, welche der Lehrer früher mit stiller Freude betrachtete und in ihnen den besten Lohn für seine Mühe sah. Diese verderbliche Geistesrichtung, die sich wie eine Seuche selbst unter den jüngern Schülern ausbreitet und dem Totalziel der Schule in allen Richtungen entgegenwirkt, wird bedeutend durch die Sendschreiben genährt und gestärkt, welche hin und wieder von ehemaligen Schulkameraden einlaufen, welche glücklich durch das Fegefeuer gedrungen sind und nun mit der jenem Alter besonders gleich nach absolvirtem Examen eigenthümlichen Superklugheit erzählen, wie dieser und jener Professor examinire, was er besonders hervorhebe, und was daher als eine Folge davon von jetzt an auch für sie das Einzige sein müßte, das noth thut; wie nach diesem oder jenem, worauf der und der Lehrer in der Schule so viel Gewicht legte, nicht sonderlich gefragt werde und es also unnützer Tand sei u. s. w. Von nun an prallt jeder Rath des Lehrers, der nicht mit den Rathschlägen des Briefschreibers zusammentrifft, von den jungen Herzen ab, um welche sich schon die Rinde des Nützlichkeitsprincips zu lagern anfängt. Daß man weder für die Schule, noch für die Universität, sondern für das Leben, für das höhere geistige Leben nämlich lerne, wird ihm von nun an eine harte Rede, die er nicht begreift. Daß sich hiermit ferner oft auch ein Widerwillen gegen den äußern Zwang verbindet, welchen der Ernst des Schulwesens nothwendig erfodert, ein Widerwillen, der bei den weniger guten Gemüthern sich zuweilen in einem trägen, widersetzlichen Wesen äußert, ist so natürlich.

Von dem Misbrauch, der in Norwegen in Beziehung auf die private Dimission zur Universität stattfindet, kann man sich aus folgenden Äußerungen einen Begriff machen:

In Verbindung mit dem oben über den bei uns unbeschränkt grassirenden Privatunterricht Gesagten ist es hier am Orte, auch die private Dimission mit ein paar Worten zu berühren. Dies ist einer der häßlichsten Krebsschäden unsers gelehrten Schulwesens, der mehr und mehr um sich frißt und den Organismus desselben in seinen innersten Wurzeln angreift. Über dessen Verderblichkeit ist und kann unter competenten Männern nur Eine Stimme sein; denn es ist eine traurige, vor Allen offen daliegende Erfahrung, an die man sich hier zu halten hat. Wie ich schon früher bei einer andern Gelegenheit geäußert habe, ist diese private Dimission theils unmittelbar schädlich, insofern nämlich durch sie der Staat mit einer Schar Studirender überhäuft wird, von deren Unreife man sich kaum einen Begriff machen kann, theils mittelbar, insofern sie dem Flor des gelehrten Schulwesens fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Denn fürs Erste wird überhaupt die intellectuelle Kraft des Landes durch die aus den offenen Schleusen der Privatdimission hervorströmende Wasserflut verdünnt, wovon die Folge ist, daß ein Theil der Nahrung, welche die Schule an sich ziehen sollte, verloren geht; fürs Zweite wird die Wirksamkeit vieler der Mittel geschwächt, die in der gelehrten Schule selbst zu Erreichung dieses Ziels angewandt werden sollen. Ja, so weit ist es jetzt durch eine fast unbegreifliche Liberalität in diesem Punkt gekommen, daß die Dimission, dieser wichtige Act, durch welchen der Qualificationsstempel auf die zur Akademie vorbereitende Bildung gedrückt werden soll, ein Gegenstand der unwürdigsten und schmuzigsten Speculation geworden ist. Unsere öffentlichen Blätter geben uns Beweise davon in Menge.*) Dieser Handel hat nun angefangen recht fabrikmäßig und im Großen betrieben zu werden. Daß viel Dutzendkram auch unter die Waare mit einläuft, darüber darf man sich nicht wundern, um so weniger, da oft der Dimissor selbst nicht die geringste Kenntniß von den Waaren hat, die er in ein testimonium publicum emballirt und dem Staat überliefert. Es ist ja bekannt, daß dieser neue Handelszweig schon so viele und so eifrige Betreiber gefunden hat, daß man, blos um sich Kunden zu verschaffen, fürs Erste nicht einmal nach der Bezahlung frägt. „N. N. bietet freie Dimission an", ist ja ein stehender Artikel in unsern Zeitungen geworden. So lange dieses Unwesen noch fortdauern wird, steht es nur schlecht mit der würdigen Idee, welche der Staat doch in Beziehung auf eines seiner wichtigsten Interessen durch seine Einrichtungen aussprechen sollte. Man wende hier nicht ein, daß jedes Examen Artium eben prüfen solle, wie weit alle Dimittirte im Allgemeinen, also auch die Privatisten zu der akademischen Bildung qualificirt sind. Eine solche Einwendung kann nur für Denjenigen von Gewicht sein, der den Übelstand, der beim Examen Artium stattfindet und nothwendig stattfinden muß, nicht kennt. Und außerdem — kann

*) In der 1836 herausgegebenen kleinen Schrift: „Blicke in unsere Zeit, mit besonderer Rücksicht auf unser gelehrtes Schulwesen."

es wünschenswerth sein, daß der Staat mit einer solchen Menge Noncontemnendisten und Haudillaudabilisten*) überschwemmt werden, wie dies ist, mit der uns die Privatdimission versieht.**)

Nein, ehe diesem um sich greifenden Unwesen ein Ziel gesetzt wird, ehe die **private Dimission ganz und gar aufgehoben wird**, eher ist an kein dauerndes Gedeihen unsers Schulwesens zu denken. Dies ist eines der ersten Mittel, zu denen man greifen muß, um eine zweckmäßige Reorganisation vorzubereiten. Wird, wie wir wünschen, das Abiturientenexamen nach den gelehrten Schulen verlegt, so sollte bestimmt werden, daß es zugleich auch für Diejenigen gelte, die den Schulcursus nicht durchgemacht haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde dann die Folge werden, daß theils viele Jünglinge, welche jetzt Privatunterricht nehmen, den öffentlichen Schulunterricht suchen, theils der Privatunterricht genöthigt wird, sich zu verbessern, *um einigermaßen mit dem öffentlichen Schritt halten zu können*. Bis zu der Zeit könnte das Aushülfsmittel ergriffen werden, daß einem jeden Privatisten die Nothwendigkeit auferlegt werde, sich bei einer gelehrten Schule tentiren zu lassen. Denn ein solches Tentamen muß doch, schon der Natur der Sache wegen, jedenfalls ein sichereres Resultat als das Examen Artium abgeben können.

Von dem Abschnitt, der von der **Aufsicht beim Schulwesen** handelt, wollen wir die folgenden Vorbemerkungen hersetzen:

Betrachtet man das Schulwesen unsers Landes in Beziehung auf **die Aufsicht des Staates** über dasselbe, so könnte man beinahe auf den Gedanken kommen, als würde das Schulwesen hier gewissermaßen als ein Perpetuum-Mobile angesehen, das keines Impulses von oben bedürfte, um seinen gleichmäßigen Gang zu gehen. So sehr ist das öffentliche Schulwesen bei uns beinahe ganz des Elements beraubt, das vor allen garantiren soll, daß die einmal in Gang gesetzte Maschine richtig zu gehen fortfahre. Zwar hat jede Schule ihre unmittelbare Aufsicht oder Inspection, und die Schulen jeder Art wiederum ihre eigenen Behörden, und diese Behörden finden wiederum in dem Departement des Kirchen- und Unterrichtswesens ihren Mittelpunkt. Aber die innere Organisation dieser Aufsichtsbehörden ist bei *allen ohne Ausnahme* eine solche, daß ihre Thätigkeit in der Regel weder in etwas Anderm besteht, noch bestehen kann, als dem Abmachen der laufenden Geschäfte. Unsere Behörden sind, wenn wir die Sache in ihrer wahren Gestalt betrachten, wirklich wenig anders oder mehr als bloße Expeditionsbureaus. Unser Behördenwesen ist eine reine Formalität. Wie könnte es auch bei der gegenwärtigen Einrichtung möglicherweise anders sein? Betrachten wir z. B. den Mittelpunkt für die Aufsicht des Staats über sein Unterrichtswesen. Es ist dies das Departement des Kirchen- und Unterrichtswesens. Es ist ja eine reine Unmöglichkeit, daß der Chef dieses Departements selbst mit dem besten Willen, der größten Sachkenntniß und der gründlichsten Einsicht in Das, was zu den Bedürfnissen der Kirche und Schule gehört, bei der Menge laufender Geschäfte Zeit genug übrig behalten sollte, sich in ein solches Verhältniß zu dem ihm untergeordneten Gebiet zu setzen, wie die Wichtigkeit desselben erfodert. Um sich in ein solches Verhältniß zu setzen, und in Folge dessen eine solche belebende Kraft über den ganzen Organismus des Schulwesens auszuüben, dazu bedarf es einer beständigen **ungetheilten Aufmerksamkeit auf den Gang des Schulwesens**, eine Aufmerksamkeit, der nichts Wesentliches verborgen bleiben dürfte, nebst einem fortgesetzten pädagogischen Studium, das in den Stand setzte, mit der Zeit zu folgen und sich die Ideen und Erfahrungen anzueignen, womit sie immer mehr die pädagogische Welt bereichert. Erst unter der Bedingung, daß warmer Eifer, gründliche wissenschaftliche Bildung, hinreichende Sachkenntniß, ungetheilte Aufmerksamkeit auf das Schulwesen in seinem ganzen Umfange und dessen kleinste (aber darum nicht unbedeutendste) Triebräder, fortgesetztes pädagogisches Studium — erst unter der Bedingung, daß diese in der Behörde, der die Aufsicht und Leitung des Schulwesens eines ganzen Landes anvertraut ist, sich vereinigen, läßt sich die rechte Frucht hoffen. Aber wie ist die Möglichkeit denkbar, daß diese Elemente vereint sich finden sollten in Einer Persönlichkeit, deren Zeit und Kraft großentheils durch das eigentliche Geschäftsleben und die **formale Seite** der Oberverwaltung in Anspruch genommen ist, und zwar nicht allein auf dem Gebiete der Schule, sondern auch auf dem umfassenden der Kirche? Nichts wäre ungereimter, als für möglich zu halten, daß unter solchen Umständen irgend ein elektrisirender und stärkender Impuls, irgend eine belebende Idee von oben stattfinden, oder auch, daß die gehörige Controle darüber, daß Alles geht, wie es soll, geführt werden könnte. Und doch ist dies vor Allem, was die oberste Centralbehörde betrifft, von so wesentlicher Wichtigkeit für das Schulwesen eines jeden Landes. Auf unzählige Weise kann ein solcher Impuls von oben, eine solche belebende Idee sich in fruchtbare Verbindung mit dem Organismus des Schulwesens in dessen einzelnsten Theilen setzen. Hiervon haben wir, wo von dem preußischen Schulwesen die Rede war, verschiedene Beispiele angeführt.

Drontheim. **F. M. Bugge.**

---

*) Ein jedes Individuum, welches bei dem Examen Artium geprüft wird, bekommt, wenn es nicht „rejicirt" wird, in der Regel Eine von den drei Censuren: 1) Laudabilis, 2) Haud illaudabilis, oder 3) Non contemnendus. Wer sich in besondern Grade auszeichnet, wird als „Laudabilis prae ceteris" charakterisirt.

**) Es ist factisch, daß der Ausfall des Examen Artium in den zehn Jahren 1825—35 zeigt, daß von den Rejicirten die Anzahl der Privatisten sich zu den von den Schulen Dimittirten wie 6 : 1 verhält; von Denen, welche Non contemnendus erhielten, wie 6 : 1; dagegen von Denjenigen, welche Laudabilis prae ceteris erhielten, = 2 : 9.

Aus Italien.

Tiraboschi's „Biblioteca modenese" ist eine so reichhaltige Fundgrube literargeschichtlicher Belehrungen, daß auch das Ausland oftmals zu ihm als einziger Aushülfe seine Zuflucht nehmen muß. Eine Gesellschaft von Gelehrten hat sich zu ihrer Fortsetzung vereinigt, die unter dem Titel: „Notizie biografiche in continuazione della Biblioteca modenese del cav. abate *Girolamo Tiraboschi*", in Reggio seit 1837 heftweise in Quartformat erscheint. Diese Fortsetzung bildet den fünften Band, von dem bis jetzt vier Hefte ausgegeben sind. Das ganze Werk mit diesen letzten Nachlieferungen zusammen wird für 40 Lire 59 Cent. verkauft. Aus den reichhaltigen Beiträgen dieser letzten Mittheilungen dürfte für das europäische Publicum eine Nachricht über Luigi Rossi besonderes Interesse haben, der durch seine von Bodoni gedruckten Idyllen nach griechischem Muster sich einen Namen unter den Dichtern Italiens erwarb. Rossi war 1764 in Modena geboren, wo sein Vater Kanzlerstelle bei der Fürstin von Massa und Carrara, Teresa Cybo von Este, vertrat. Mit dem Tode der Kaiserin Maria Theresia in Ruhestand versetzt, lebte er bis zum J. 1796 häuslichem Glücke und ruhigen Studien, als der Sturm der Umwälzungen ihn erfaßte und bald auf Zinnen der Ehren, bald in Kerker ihn warf. Der erste Abschnitt seines sehr bewegten Lebens endigte mit der Schlacht von Marengo, die jenen Verfolgungen ein Ende machte, denen er sich durch unbedachte Schriften gegen die östreichische Partei ausgesetzt hatte. Der Wirkungskreis, der ihm vom J. 1800 an in Mailand in der Abtheilung des öffentlichen Unterrichts zugewiesen wurde, war seinen Neigungen und seinen Kenntnissen entsprechend und durch Sorge für Alles, was den wissenschaftlichen Ruhm Italiens sichern und mehren konnte, hat er sich ein bleibendes Andenken gesichert. Mit der Rückkehr der östreichischen Regierung trat er in den Privatstand

zurück, um blos den Studien zu leben. Er starb 1824. Seine Schriften — Übersetzungen aus dem Griechischen und Französischen, neben kritischen Arbeiten und akademischen Vorträgen, sowie viele Verse — sind sehr zahlreich; aber auch nachdem der Moment viele ihres Stachels beraubt hat, lesen sie sich noch unterhaltend. — Mehr localen Interesses ist die Mittheilung über Santo Fattori (geboren 1768, gestorben 1819), der vom venetianischen Lehrstuhl der Anatomie nur durch die Maßregeln der fremden Behörden entfernt wurde, bald jedoch in Padua, später in Pavia als Scarpa's Nachfolger angestellt wurde. Dort erschien das Hauptwerk seines Lebens: „Guida allo studio dell' anatomia umana per servire d'indice alle lezioni di *Santo Fattori*." Doch mit der Rückkehr der Fürsten aus dem Hause Este in den Besitz von Modena rief man auch Fattori zu seinem frühern Berufe zurück, in dessen gewissenhafter Erfüllung er bis zu seinem Tode eine erfreuliche Wirksamkeit fand. Den Ernst seiner Wissenschaft erheiterte er durch die Spiele der Phantasie; und außer Dichtungen, die von Gewandtheit und reger Empfindung zeigen, bringt der Abriß seines Lebens auch Proben von Festinschriften, in denen die Italiener bekanntlich zu glänzen suchen, die zu den besten neuerlich herausgegebenen gehören. — Gleich ehrenvolle Erwähnung wird dem Grafen Giov. Paradisi, mehre Jahre lang Präsident des italienischen Instituts zu Mailand, gestorben 1826, wird Michele Araldi, gestorben 1813 als Secretair desselben Instituts, früher Professor zu Pavia, und Gius. Jacopi, der 1813 zu Pavia als Professor der Physiologie und der vergleichenden Anatomie starb, in gewandter Rede zu Theil.

Seit 1296 bestand im Freistaate Venedig das Gesetz, daß jeder Gesandte ins Ausland, nach Vollendung seines Auftrags, der Behörde, die ihn abgesendet hatte, die Erfolge seiner Sendung amtlich berichten mußte. Dieses Gesetz bewährte sich von dem wohlthätigsten Einflusse. Bis in die letzten Zeiten der Republik trug dasselbe dazu bei, die Gesandten achtsam auf Das, was um sie herum vorging, zu erhalten und den Staatsbehörden Belehrungen über Verhältnisse zu verschaffen, die sonst nicht zu ihrer Kenntniß gekommen sein möchten. Für die Geschichte waren diese Berichte eine unschätzbare, jedoch bisher nur mit sehr ungleichem Geschick benutzte Quelle. Es ergibt sich dies aus dem Werke: „Relazioni degli ambasciatori veneti al senato, raccolte, annotate et edite da *Eug. Albèri*, a spese di una società" (Florenz 1839). Das Werk erscheint in drei gleichzeitig ausgegebenen Serien, von deren jeder uns ein Band bekannt ist. Die Abtheilung ist durch den äußern Umstand bedingt, daß Venedig nicht an allen Höfen regelmäßig ersetzte Botschafter hatte; und daß die Angaben sich auch geographisch glücklich sondern ließen. Die erste Serie umfaßt daher die Berichte, die von den europäischen Höfen, mit Ausnahme Italiens, durch die Gesandten eingingen; die zweite blos italienische und die dritte die Berichte der baili (das war der Titel, der dem Gesandten zu Konstantinopel stets zukam) und andere, die auf das ottomanische Reich Bezug hatten. Die letztern Berichte sind um so beachtenswerther, je sorgfältiger sich die Republik stets in der Wahl dieser Abgesandten zeigte, zu denen man nur in Jahren und in der Staatskunst gereifte Leute ersah. In der zweiten Serie macht sich besonders ein Bericht des Carlo Capello (1529), der durch 90 Briefe geht, über die bekannte Belagerung von Florenz bemerklich. Stets sind die frühern Benutzer von Hrn. Albèri erwähnt und erläuternde Noten beigegeben, welche die Brauchbarkeit dieses fast unentbehrlichen Werkes wesentlich erhöhen.

Mit dem ersten für 1841 auszugebenden Hefte, verspricht die „Biblioteca italiana" das neue Kleid anzuziehen, das ihr schon seit dem Oct. 1838 zugemessen war. Zugleich gedenkt sie dann ihren Namen zu ändern und sich von da ab „Giornale dell I. R. Istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti" und „Biblioteca italiana" zu nennen, doch so, daß der erstere, allein amtlich beglaubigte Theil die Jahrbücher jenes gelehrten Vereins gebe, mit Auszügen aus allem ihm zu Gebote stehenden gelehrten Material rc. Im zweiten Theile müssen sich die Verfasser der Aufsätze, die sie persönlich und allein zu vertreten haben, unterschreiben. Format und Preis bleiben dieselben, wie bei der bisherigen „Biblioteca italiana", deren bisheriger Siestaschlummer hoffentlich den künftigen Redactoren die Augen nicht zudrücken wird, um ferner zu übersehen, was Theilnahme anregt und den Beifall der Leser gewinnt. 2.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten von den Monaten Januar und Februar 1841.)

Die Bevölkerung des kleinsten Staates der nordamerikanischen Union, nämlich Rhode-Island, beläuft sich gegenwärtig nach der jüngsten officiellen Zählung auf 108,837 Seelen, mithin auf 11,641 mehr als 1830. Es hat sich ergeben, daß sich in diesem Staate noch 1600 Personen über 20 Jahr alt befinden, die weder lesen noch schreiben können. Der Werth der 1840 auf dem Gebiete dieses kleinen Staates erzeugten landwirthschaftlichen Producte, einschließlich der Vermehrung der Heerden, ist auf 1,275,750 Dollars angeschlagen worden.

Die Eisenbahn, welche die Stadt Neuyork mit dem Eriesee zu verbinden bestimmt ist, wird 446 (englische) Meilen lang werden. In der östlichen Hälfte der Bahn sind bereits 45 Meilen fahrbar und die übrigen Abtheilungen sollen alle in höchstens zwei Jahren vollendet werden. Die Kosten der ganzen Strecke werden auf 9 Millionen Dollars angeschlagen und 1,350,000 Dollars sind auf den bereits vollendeten Theil verwendet worden.

Capitain Judkins verließ Boston am 1. December v. J. als Commandeur des Dampfschiffs Britannia und kam nach einer Reise von 14 Tagen in Liverpool an. Am 22. Januar d. J. traf er als Commandant des Dampfschiffs Columbia nach einer 15tägigen Reise in Boston wieder ein, wiewol er in der Zwischenzeit 21 Tage in London verweilt hatte.

Um sich eine Vorstellung von der großen Ausdehnung des Handels zu machen, der in Neuorleans getrieben wird, braucht man nur die Schiffslisten nachzusehen. Aus denselben ergibt sich, daß zu Anfang dieses Jahres 111 dreimastige Schiffe, 44 Briggs, 34 Schooner nebst etwa 50 Dampfbooten und 36 Barken im dortigen Hafen lagen.

Die Anzahl der Schiffe aus den Vereinigten Staaten, welche den Walfischfang im stillen Ocean betreiben, beläuft sich in diesem Jahre auf 460, welche zusammen 200,000 Tonnen halten und 12,000 Matrosen beschäftigen. Das Capital, das zu diesem Zweige der Industrie angelegt ist, beträgt zwischen 50 und 70 Millionen Dollars.

Im J. 1807 betrug die ganze Einnahme der Stadt Neuyork nicht mehr als 75,000 Dollars jährlich; gegenwärtig beläuft sie sich auf 1,500,000 Dollars und es wird jetzt jährlich viermal mehr ausgegeben, um die Armen im Armenhause zu kleiden und zu verpflegen, als 1807 die ganze Einnahme der Stadt betrug.

Am 10. Februar hielt Hr. Robert Wesselhöft in dem Schulzimmer der deutschen Kirche in der Julianastraße zu Philadelphia eine Vorlesung über die Vortheile einer Association freier Arbeiter zu Landbau und Gewerbe, nach den Grundsätzen Fourier's. 117.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 190. —— 9. Juli 1841.

Algier.

Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837, 1838 von Moritz Wagner. Drei Bände nebst naturhistorischem Atlas. Leipzig, Voß. 1841. Gr. 8. 12 Thlr.

Die Zerstörung eines alten Raubstaates und die Austilgung eines Fleckes, welcher seit dem Mittelalter die Ehre Europas verunstaltete, wäre an sich schon eine geschichtliche Begebenheit von hinreichender Wichtigkeit, um das Land, wo sie stattfand, zu einem interessanten zu machen. Betrachtet als französische Colonie, wird jedoch Algier noch in vielen andern Hinsichten den Denkenden beschäftigen können. Die Begründung einer europäischen Niederlassung an der afrikanischen Nordküste ist ein um so bedeutsameres Ereigniß, je mächtiger das Mutterland ist und je geneigter es sich zeigt, die größten Anstrengungen zu machen, um das Errungene zu schützen und, wo möglich, neue Eroberungen hinzuzufügen. Unverkennbar ist die Möglichkeit einer von Algier ausgehenden zukünftigen Einwirkung auf das Innere des Welttheiles, der an den meisten Orten die abendländische Civilisation beharrlich von sich stößt. Aber von besonderm Interesse für den Beobachter ist der in Algier am großartigsten geführte Kampf zwischen europäischer Sittigung und mohammedanischer Unverbesserlichkeit, ein Kampf, der zwar auch an vielen andern Orten begonnen hat, aber nirgend in seinem Ausgange noch so unentschieden ist als in jener neuen Colonie Frankreichs. Wo irgend in neuen Zeiten der Geist Europas demjenigen des Orients entgegengetreten ist, hat der letztere weichen müssen. Wissen und Bildung des Abendlandes erringen fast immer den Sieg. Sie verbreiten sich endlich auch über Länder, die ihnen nach der Beherrscher Willen immerdar verschlossen bleiben sollten; sie machen nationaler Unsitte und rechtswidrigen Zuständen ein Ende, die nicht länger in der Nähe des Welttheiles bestehen dürfen, dessen kenntnißreiche und thatenbegierige Bevölkerung nach allen Seiten über die zu eng gewordenen Grenzen hinüberflutet. Die Geschichte Ägyptens und des ganzen osmanischen Reiches ist seit funfzig Jahren nichts Anderes als die Geschichte des langsamen aber unaufhaltbaren Vordringens der abendländischen Cultur und des mit diesem Vordringen eng verbundenen und unvermeidlichen Zerfalles der einst mächtigen muselmännischen Staaten. Solche Umwandlungen gehen allerdings nicht ohne Versuche zum Widerstande vor sich und ihr Erfolg ist nicht überall und immer zu verbürgen, allein sie sind Naturnothwendigkeiten, bedingt durch den ungleichen Entwickelungsgang der Völker. Die Politik müht sich ab, um den plötzlichen und mit Umsturz verbundenen Eintritt solcher Ereignisse zu verhüten, oder sie sucht mindestens Zeit zu gewinnen und erspart die Katastrophe spätern Generationen, wie ein unheilbringendes Vermächtniß. Alle scheuen sich Zeugen des Zusammentreffens zu sein, welches zwischen Macht und Bildung des Abendlandes, die nicht mehr stillstehen wollen, und dem Fanatismus des Orients früher oder später geschehen wird. Alle fürchten, daß die letzten Zuckungen des, zum fernern Leben und Machtbehauptung auf europäischem Boden unfähigen Mohammedanismus stark genug sein können, um alles Benachbarte bis in seine Grundfesten zu erschüttern. Sind alle Versuche zur Beseitigung dieses drohenden Ereignisses nutzlos, so bleiben auch die Anstrengungen ohne Erfolg, welche man macht, um jenen vorzeitig alterschwachen Staaten neue Kraft einzuflößen, ihre gesammten Einrichtungen gradweis zu verbessern. Zur Bestehung solcher Krisen, welche den Organismus von eingewurzelter Krankheit befreien sollen, muß diesem noch einige Lebenskraft geblieben sein. Dem Volke der Osmanen europäische Verfassung, Denkart und Sitten einimpfen zu wollen, damit es von neuem erstarke, ist nun zu spät, denn es gleicht dem Individuum, welches auf der Stufe des Greisenalters angekommen ist. Durch Kunst und unablässige Sorgfalt mag man ein solches wol am Leben erhalten, aber nimmer in den Zustand jugendlicher Frische zurückversetzen.

Ganz anders verhält es sich aber an der Nordküste Afrikas. Auch dort ist die überall vordringende, nach der Weltherrschaft strebende Civilisation des Occidents auf den starren Islam getroffen. Zwischen den beiden sich ganz entgegenstehenden Elementen hat sich ein Kampf entsponnen, der mit der größten Hartnäckigkeit geführt wird, da er nicht vorbereitet worden ist seit Menschenaltern, wie in der europäischen Türkei. Dort vertheidigen sich streitbare Völker, die kaum jemals mit dem gesitteten Welttheile in Verbindung standen, mit der Wuth und Unbeugsamkeit der in der Wüste groß gewachsenen Halbwilden gegen das

Joch der Civilisation und eines geordneten Rechtszustandes. Welche Seite den Sieg endlich davontragen werde, ist leicht genug vorauszusagen; welcher Zeitraum aber und wie viele Opfer erfoderlich sein werden bis zur Erreichung des Zieles, läßt sich nicht abschätzen. In diesem Umgestaltungsproceß der arabischen Bewohner Algiers, der aber leicht zu einem Kriege der Ausrottung führen kann, liegt unstreitig ein reicherer Stoff zur Untersuchung, als Ägypten und das türkische Reich jetzt eben darbieten. Man gewahrt dort, wie europäische Ideen von Freiheit und Toleranz sich Bahn brechen, ungeachtet die eingeborene Bevölkerung sie verabscheut. Wie unerschütterlich fest am Alten der Araber des Atlas hängen mag, mit welcher grenzenlosen Intoleranz er den eigenen Glauben über alle andere setzt und diese verwirft, so kann er sich doch nicht schützen gegen unvermerkliche Aufnahme europäischer Ansichten. Er flieht und verabscheut die Civilisation der Ungläubigen, aber dennoch hat ihn dieselbe wie ein leiser Hauch bereits berührt und wird sich seiner gegen seinen Willen immer mehr bemächtigen. Was früher zu den Unmöglichkeiten gehört haben würde, ist jetzt eingetroffen. Nicht Einzelne, sondern ganze Stämme haben ihre Zweifel an der Sendung und Machtvollkommenheit Abd el Kader's ausgesprochen, eines Mannes, der durch Klugheit, Menschenkenntniß, geistige und körperliche Eigenschaften ganz befähigt ist, als Prophet und Herrscher an der Spitze fanatischer Horden zu stehen und der in frühern Zeiten eine unbegrenzte Macht geübt, sein Volk vereint haben und vielleicht als ländererschütternder Eroberer aufgetreten sein würde. Gerade aber dieses bald offene bald geheime Ringen der europäischen Sittigung mit afrikanischer Barbarei ist von fast allen der zahlreichen Berichterstatter über Algier unerwähnt gelassen worden. Freilich gehört zur genügenden Erörterung eines solchen Gegenstandes ein größeres Talent der Beobachtung, mehr Ausdauer und ein klarerer philosophischer Geist, als sich in der Mehrzahl der bisher erschienenen Reisewerke offenbart. Erzählungen von großen oder kleinen Feldzügen, von den beliebten Raubeinfällen der Franzosen, oder von den Listen, den Hinterhalten, dem Morden und Brennen der flüchtigen Araber sind ein armseliger und geistloser Ersatz für eine Geschichte des Kampfes zwischen Civilisation und Fanatismus. Über diesen geben auch jene parteiischen Berichte keinen Aufschluß, welche von Beamten, Militairs, unbefriedigten Auswanderern, glücklichen Speculanten, englischen und deutschen Touristen ausgegangen sind, denn wenn die Erstern vorzugsweise die materiellen Interessen besprechen und wissenschaftliche Fragen unbeantwortet lassen aus Unfähigkeit zur Lösung, so haben die Letztern in der Regel keinen Sinn für ernste und gründliche Forschung. An einer umfassenden und auf Erfahrung begründeten Darstellung der Völkerschaften Algiers fehlte es bisher aus ähnlichen Gründen. Für genügende ethnographische Forschungen kann man jene bald gehässigen bald romanhaften Skizzen nicht halten, deren einziger Werth in der gefälligen Einkleidung besteht und die sich nur auf Das begründen, was ein oberflächlicher Sittenmaler dem verdorbenen Haufen in Algiers Straßen absah, oder von französischen Soldaten sich erzählen ließ über die Araber des Innern. Überhaupt wird zum Begreifen der Eigenthümlichkeiten eines halbwilden Volkes mehr Zeit erfoderlich sein als zur Würdigung einer civilisirten Nation. Ein europäischer Reisender wird ein fremdes und ungebildetes Volk nicht verstehen und nicht vermögen an ihm ein edles Interesse zu nehmen, so lange der Eindruck des Außerordentlichen nicht abgestumpft und Gewöhnung an das Sonderbare eingetreten ist. Die Entwerfung eines wahren ethnographischen Bildes ist um so schwieriger, je mehr Sitten und bürgerliche Einrichtungen von der europäischen Form abweichen. Da scharfes Denken und geduldiges Forschen gerade nicht die Sache der für Unterhaltung sorgenden Schriftstellerwelt ist, so kann es auch nicht in Verwunderung setzen, wenn wir allerdings weitschweifige Schilderungen besitzen von den unwesentlichern Sitten der Araber, wenn wir ihre Bernous kennen wie unsere eigene Kleidung, von ihrer Art zu beten die geringsten Einzelnheiten ebenso wissen wie von ihrer Weise, zu essen und die Köpfe den Feinden abzuschneiden, aber über ihren wesentlichen Charakter und ihre innern Gesinnungen und Ansichten noch sehr im Dunkeln schweben.

Den Franzosen hat es weder an Zeit noch an Gelegenheit gemangelt zum tiefern Studium der algierer Völker, allein sie haben beide nicht benutzt. Die französische Lesewelt hat sich immer noch mit jenen zahllosen Aufsätzen begnügen müssen, die, durch alle Journale verstreuet, Erfahrungen über die Araber und Mauren und Abenteuer unter ihnen mittheilen und in vielen Fällen den Stempel der Fiction an der Stirn tragen. So hat auch der schottische Dichter Thomas Campbell in seinen „Briefen aus dem Süden" nicht verschmäht die unwahrscheinlichsten Anekdoten nachzuerzählen und auf sie eine Charakterschilderung der Araber zu begründen. Es ist nicht wenig erfreulich, daß das erste tüchtige und auf mehrjähriger Forschung beruhende Werk über Algier, dessen Vorzüge zumal in der Ethnographie und dem Naturwissenschaftlichen liegen, einen Deutschen zum Verfasser hat. Ginge die Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit dieses neuesten Berichtes über Algier aus Vergleichungen nicht genügend hervor, so würden sie schon darum vorauszusetzen sein, weil die fremde Abstammung den Reisenden sichern mußte gegen Vorurtheile und unrichtige Auffassung. Der unabhängige deutsche Reisende lief nicht Gefahr, durch Nationaleitelkeit oder gereizte Empfindlichkeit dahin gebracht zu werden, die Dinge anders zu sehen, als sie eben waren, und konnte nie das geheime Interesse haben, welches die Mehrzahl der französischen Schriften über Algier zu etwas zweifelhaften Autoritäten macht. Auch ergibt sich diese Parteilosigkeit des Deutschen schon aus der Ruhe der Erzählung, die eben nur die geschichtlichen Vorgänge erwähnt, die Misgriffe und Unordnungen der Colonialverwaltung zwar nicht verschweigt, die bunt zusammengewürfelte und nicht viel Gutes verheißende europäische Bevölkerung ebenso besonnen schildert wie die eingeborenen Stämme, aber, anstatt sich in politische Discussion zu verlängern, dem Leser das Ziehen der Schlußfolgen überläßt. Ein so durchdachtes und

an Forschungen reiches Werk kann nicht die Frucht eines kurzen Aufenthalts sein, noch in Nebenstunden geschrieben werden, und seine Hervorbringung setzt jene gründlichen Kenntnisse und wissenschaftliche Vielseitigkeit voraus, die den echten deutschen Gelehrten auszeichnen und seinen Leistungen einen bleibenden Werth verleihen, während die Versuche von Männern wie Lamartine, Pückler u. A., auf demselben Felde Lorbern auf mühelose Weise zu sammeln, der Vergessenheit verfallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunst und Theater in München.

Anfang Juni 1841.

Mit der Begeisterung, wie sonst wol, kann ich von dem hiesigen Kunstleben wenigstens in diesem Augenblick nicht reden. Es hat einen großen, unersetzlichen Verlust erlitten, der sich nicht so leicht wird verschmerzen lassen. Man bekränzt die Wohnung des Cornelius in Berlin zu seinem Empfange mit den Blumen und Blüten des jungen Frühlings, in der süßen Hoffnung, daß mit ihm ein neuer Kunstfrühling über Preußens Hauptstadt kommen werde; und ich glaube, man wird sich nicht täuschen. Es lebt in diesem Heros ein unvertilgbarer prometheischer Funken, der nur des leisesten Anhauchs bedarf, um zur lebendigen Flamme aufzuschlagen und Werke hervorzubringen, die sich als Geburten einer originalen Kraft, als neue Schöpfungen und Mustertypen beurkunden. Was thun denn wir aber unterdessen? Statt die verlassene Wohnung des Titanen mit Trauerflören zu behängen und in Staub und Asche zu sitzen, heben wir stolz unsere Köpfe empor, vermeinend, nun erst werde sich für uns das eigentliche Eldorado der Kunst aufthun, wie es sich für unsere fromme und christliche Zeit gebühre. So viel ist gewiß, wenn wir auch von jetzt an ohne ihn, ohne seine Person fertig würden, ohne seinen Geist werden wir nicht fertig. Was ist es aber für ein Geist, der in Cornelius steckt? Es ist dies keineswegs ein ganz ungewöhnlicher, besonderer und neuer Geist; es ist der uralte echte und wahre Kunstgeist, der Geist des selbständigen, dichterischen, idealen Schaffens, welcher sich nicht damit befaßt, die Natur blos als Modell zu gebrauchen, um sie bis ins Einzelnste genau und sorgfältig nachzubilden. Wahrlich, die Kunst soll nicht Illusion sein. Sie soll uns nicht täuschen wollen mit ihren Bildungen, als sähen wir das wirkliche Leben vor uns, wie es uns alltäglich und oft bis zum Überdruß umgibt. Ist denn unser armseliges Leben wirklich so reich an Zügen, werth, abgebildet und in Abbildungen verewigt zu werden? Und ist es nicht tausendmal anziehender und bezeichnender für die Größe und Herrlichkeit des menschlichen Kunstvermögens, Werke hervorzubringen, die, ohne directe Abbilder der Wirklichkeit zu sein, doch das Gepräge der Wirklichkeit und Wahrheit an sich tragen und uns in eine andere, höhere Welt versetzen, deren Ursprung in dem selbstschöpferischen Anschauungs- und Bildungsleben der menschlichen Phantasie zu suchen ist? Aber wir sind wie die Kinder, denen das allerschlechteste Abbild aus Natur und Leben genügt, um sich zu begeistern und die Naivetät der Phantasie nach Belieben spielen zu lassen. Den gewöhnlichsten und alltäglichsten Gegenständen des Lebens, die wir in der Wirklichkeit gar nicht oder nur mit Ekel und Abscheu betrachten, legt dieser anspruchslose Kunstsinn eine Bedeutsamkeit bei, die sie in der Wirklichkeit nie erlangen werden. Wie in allen übrigen Dingen, wollen wir auch in der Kunst blos amusirt sein; und der Genuß hätte für uns keinen Werth mehr, wenn er erst mit einigem Nachdenken erkauft werden müßte. Diesem Opfer überheben uns die bloßen Abbilder Dessen, was uns täglich umgibt. Und doch, welchen Genüssen entgehen wir, wenn wir nicht zugleich auch Sinn für die andere, unabhängig schaffende, symbolisch-poetische Seite der Kunst haben, deren ästhetische Bedeutung für unsere Zeit wir übrigens wol in den niedern Gattungen der Kunst, wie in der Arabeske, auf keine Weise aber in den höhern gelten lassen wollen, sodaß uns Werke, wie das Weltgericht von Cornelius, als abgeschmackt und ungenießbar erscheinen. Wenn ich mich daher freue, daß Cornelius uns verließ, um nach Berlin zu gehen, so ist es nur deshalb, weil ich glaube, daß seine Anwesenheit daselbst dazu beitragen werde, auch in weitern Kreisen jenen Widerspruch lösen zu helfen, in welchem unsere Kunstansicht befangen ist. Der Kunstgeist erlahmt, wenn er sich an die bloße Nachahmung der Natur hält; und eben darum haben wir etwas Großes und Bewundernswerthes, was unserer Zeit zur Ehre gereicht, nirgend entstehen sehen, wo in Auffassung und Ausführung der Naturalismus vorherrschte. Wir verlangen von den lebenden Künstlern, sie sollen sich nach dem Geschmack und Bildungsstandpunkt des Publicums, ja wo möglich auch nach den einseitigen Assertionen unserer Philosophie richten, und doch dürfen wir nur in die Kunstgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts zurückblicken, um zu sehen, was bei solcher Abhängigkeit des künstlerischen Betriebs von der Laune des Jahrhunderts herauskommt. Wir haben nicht das Recht, die freie Thätigkeit des Künstlers in die Fesseln eines einseitigen Systems und verbildeten Geschmacks zu schlagen, wir sollen sie frei und unabhängig gewähren lassen, in allen Richtungen und Weisen, wenn nur wir, die Betrachtenden und Genießenden, Sinn und Empfänglichkeit für das Schöne bewahren, wo und unter welchen Formen es sich uns auch darstelle. So bleibt Geschichte und Genre, Portrait und Landschaft in seinem Werthe bestehen. Jetzt, da sie Cornelius in Berlin den Ihrigen nennen, werden sie auch bald lernen, sich für jene höhere Gattung geschichtlicher Kunstdarstellung zu begeistern, die ihm eigen. Denn der Norddeutsche ist lebhafter, leicht erregbarer Natur und aus innerm Bedürfniß für Kunst und Literatur empfänglich, für deren Zukunft dort noch Bedeutendes zu erwarten steht. Bei uns stagnirt die Literatur und das Interesse daran schlummert, wie in frühern Zeiten, während nun auch im Gebiet der Kunst ein längerer Stillstand einzutreten droht. Mit Recht erwartet man von der Organisation der Akademie der bildenden Künste manches Gute; aber die lebendige Kunst entwickelt sich und gedeiht nur neben und außer den Akademien; ihre Blüte hängt unmittelbar nicht von der Strenge des Unterrichts, sondern von der Verwendung der vorhandenen künstlerischen Kräfte zur Ausführung bedeutsamer, monumentaler Werke ab. Nur wenn auch fernerhin Aufgaben dieser Art unsern Künstlern zu Theil werden, ist nicht alle Hoffnung verloren. Denn noch stehen uns geübte und mannichfach bewährte Kräfte zu Gebote. Cl. Zimmermann, der älteste unter den Professoren, minder zwar ausgezeichnet als selbstschaffender, erfinderischer Künstler, obgleich seine Compositionen zum Anakreon im Königsbau und eine Anzahl biblischer Darstellungen auch in dieser Hinsicht ein bedeutendes Talent beurkunden, sucht in der Richtigkeit und Schönheit der Zeichnung wie als Frescomaler seines Gleichen. Insofern ist er weder bei der Akademie noch bei der Ausführung größerer, al fresco auszuführender Wandmalereien zu entbehren. Sein Hauptverdienst besteht bis jetzt in der Ausmalung der 25 Logien der Pinakothek, nach den genialen, aber nur flüchtigen Entwürfen des Cornelius, die jener mit Hülfe einiger jüngern Künstler ins Große zeichnete und dann an Ort und Stelle in Farben ausführte, mit einer Vollendung, die der Wirkung des Ganzen ungemein vortheilhaft und ganz geeignet ist, den Werth der Originalentwürfe erst recht hervorzuheben. H. Heß, der Ausübung der religiösen Malerei mit ausschließlicher, ja einseitiger Vorliebe ergeben, hat sich durch den Bildercyklus, der die Decken und Wände der Allerheiligenkapelle schmückt, rühmlichst bekannt gemacht; seitdem war er mit der Ausführung der Compositionen in der Basilika beschäftigt, die, soweit sie bis jetzt vollendet, größtentheils von seinen Schülern unter seiner Leitung entworfen, gezeichnet und ausgeführt wurden. Auch in der Allerheiligenkirche rühren mehre Compositionen von seinen Schülern

und Gehülfen her, unter welchen sich namentlich Joh. Schnautz durch ein bedeutendes Talent auszeichnet, obgleich es auch dieser nicht wagt, über den Kreis religiös-kirchlicher Darstellungen hinauszugehen. Eine beiweitem grössere Vielseitigkeit als erfindender wie ausführender Künstler hat von jeher Schnorr an den Tag gelegt. Wir besitzen von ihm ganze Cyklen von Darstellungen aus dem Bereich der profanen und romantischen Historie, und wir dürfen nur an seine Compositionen zum Ariost in der Villa Massimi, zu den Nibelungen für die untern Säle des Königsbaues und zu der Geschichte der Kaiser Karl, Friedrich Barbarossa's und Rudolf's von Habsburg erinnern, um den Umfang seines Talents für diese Kunstgattung ahnen zu lassen. Auch bergen seine Portefeuilles zahlreiche Folgen von religiösen Darstellungen zu dem Alten und Neuen Testamente, die aus eigenem Antrieb und ohne fremde Hülfe entstanden sind und von der klaren und gemüthvollen Auffassung des Meisters das schönste Zeugniß ablegen. Überhaupt ist kein Zweig der Zeichnenkunst und Malerei von ihm unversucht geblieben und Landschaften wie Arabesken gelingen ihm nicht minder vortrefflich. Auch hat er eine grosse Anzahl seiner Entwürfe und Compositionen eigenhändig in Stahl und Kupfer radirt, andere auf Stein gezeichnet. In der Zeichnung besitzt er eine bewundernswürdige Gewandtheit. Er malt gleich vortrefflich in Öl wie al fresco und mit enkaustischen Farben. Dabei ist er ein Mann von gediegenem Charakter, grosser Erfahrung und genügender wissenschaftlicher Bildung, der, was bei Künstlern wol selten der Fall, auch die Feder geschickt zu führen und über alle Gegenstände und Theile der Kunst ebenso geläufig als gründlich sich auszusprechen weiß. Sollte man, wie es fast den Anschein hat, einem Mann von mehr einseitiger Richtung und Bildung die erledigte Directorstelle der Akademie anvertraun, so wäre dies ein Fall, der Schnorr's Abgang früher oder später zur unabweislichen Folge haben würde. Noch ist aber eine andere Combination denkbar: daß ein Architekt an die Spitze der münchner Kunstakademie komme. An sich würde ich diese Combination weder für unwahrscheinlich noch auch für ganz verwerflich halten, da die Bildung unserer Architekten gegenwärtig wieder von der Art zu sein pflegt, daß sie sich in allen Künsten umgesehen und geübt haben müssen. Auch sind sie in der Regel von grosser Gewandtheit und Erfahrung in der geschäftlichen Praxis. Dennoch dürfte nach der bevorstehenden neuen Einrichtung die Hauptlast der Geschäfte und selbst ein Theil der Leitung des Instituts dem Generalsecretair anheimfallen. Der Oberbaurath v. Gärtner wäre übrigens als Director ganz an seinem Platze, da es ihm nicht an durchgreifender Energie noch an Strebsamkeit des Geistes fehlt, die bei einer Reorganisation der Anstalt von höchster Bedeutung ist. Viel und mancherlei hat man von Overbeck gefabelt, daß der hierher berufen sei; daran ist aber kein wahres Wort; der König scheint an ihn kaum gedacht zu haben. Overbeck eignet sich mit seiner sentimentalen Frömmigkeit nicht dazu, ein so wichtiges Institut zu leiten. Reisende aus Rom versichern, man könne ihn häufiger bei den Jesuiten als in seinem Studium finden; auch wolle er in der heiligen Stadt leben und sterben, um so mehr, da sein Liebstes, sein einziger Sohn, seit Jahr und Tag auf dem Kirchhofe S.-Ildefonso begraben liege, wo er neben ihm sein Grab habe bestellen lassen. Viel geeigneter für die Stelle eines Directors der Akademie wäre der Bildhauer Joh. Mart. Wagner in Rom, der gegenwärtige Generalsecretair der Anstalt, ein verdienstvoller Künstler, der in früherer Zeit sich ausschließlicher mit der Malerei beschäftigte und in jeder Beziehung strengen Grundsätzen huldigt, geschöpft aus einer umfassenden und gründlichen Kenntniß des Alterthums, von der sein, in Verbindung mit Schelling herausgegebener Bericht über die äginetischen Bildwerke die triftigsten Beweise enthält. Sie sehen, man hat eine gute Auswahl, um jene Stelle würdig zu besetzen. Wagner indeß kränkelt und ist durch einen fast zwanzigjährigen Aufenthalt in Rom zu sehr an das dortige Leben und Klima gewöhnt, als daß er sich entschließen könnte, München zu seinem bleibenden Wohnsitz zu wählen. Doch befindet er sich bereits hierher unterwegs, wohin er berufen ist, um bei der Anordnung einiger Sammlungen und bei der Reorganisation der Akademie seine erfahrene Stimme abzugeben. Unter den Bewerbern um die durch Olivier's Tod erledigte Stelle eines functionirenden Secretairs und Professors der Kunstgeschichte nennt man vorzugsweise folgende drei: Beck, einen geborenen Baier und Herausgeber der „Münchner politischen Zeitung", von dem man einen Künstlerroman „Die Geschichte eines Steinmetzen" und eine Abhandlung über religiöse Kunst kennt; ferner Marggraff, den Herausgeber der „Münchner Jahrbücher für bildende Kunst" und Verfasser mehrer artistischen Schriften, und Söltl, welcher sich gegenwärtig mit einer umfassenden Darstellung über hiesige Kunst und Künstler beschäftigt. Wem oder ob einem von ihnen jene Stelle werde zu Theil werden, wer weiß es? Jedenfalls ist die Besetzung derselben unter den vorhanden Umständen von grosser Wichtigkeit, da sie einen Mann verlangt, der nicht blos mannichfache wissenschaftliche Erfahrung, Umsicht und Kenntniß, sondern auch jenen strebsamen und thatkräftigen Geist besitzt, der belebend und ordnend auf die Umwandlung des Instituts einzuwirken im Stande wäre. Zunächst wird man sich dabei wol auf die Wiedereinführung eines geregeltern und strengern Unterrichts, auf eine kräftigere Handhabung der Ordnung und auf einzelne neue Einrichtungen beschränken, die dazu beitragen könnten, das Vertrauen zu der Akademie als einer höhern Kunstlehranstalt von neuem zu beleben und zu befestigen. Denn hoffentlich sind wir über die Sturm- und Drangperiode der neuesten Kunstgeschichte hinaus, wo ein fanatischer Haß gegen alles akademische Wesen die jungen Gemüther bewegte und Ungebundenheit und Willkür an die Stelle der Ordnung und des Gesetzes im Unterrichte zu treten drohte. Unsere Kunst soll allerdings eine ins Leben tretende sein; aber sie gelangt dahin nicht ohne die Grundlagen vorangegangener strenger Unterweisung und Übung in allen Elementen der Kunstdarstellung. Unter Anderm erwartet man auch die Einsetzung einer Classe für Landschaftsmalerei, die bisher nicht bestand. Rottmann, der neucreirte Hofmaler, wäre dann gewiß ganz der Mann dazu, ihre Leitung zu übernehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Angekündigt ist: „Mr. *Buckingham's* America, historical, statistical and descriptive" (3 Bde.), mit einem Portrait des Verfassers und 70 Zeichnungen in Holz. Das „Athenaeum" machte im voraus auf das Werk aufmerksam, auch der „East indian telegraph" mit den Worten: „Wir können Hrn. Buckingham's künftigen Lesern ein feast of reason versprechen, denn wir meinen zuversichtlich, daß sein für die Herausgabe vorbereitetes Werk Alles, was in der größten Republik der modernen Welt zweckmäßig interessant und hervorragend ist, schildern wird." Zu derselben Zeit erschien: „Summer and winter in the Pyrenees", von dem Verf. der „The women of England", „Family secrets" u. s. w.

Eine in der That wichtige Schrift: „Changes produced in the nervous system by civilization; considered according to the evidence of physiology and the philosophy of history", von Robert Verity, ist in zweiter vermehrter Auflage erschienen. Das „Monthly chronicle" sagt davon: „Die mancherlei wichtigen Fragen, welche auf diesen wenigen Seiten behandelt sind, wie die tiefen Ansichten, die der gelehrte Verf. über dieselben hat, machen diese Erscheinung der ernstesten Aufmerksamkeit würdig. Die Schrift ist in einem edeln, durchsichtigen Style geschrieben, der uns häufig an Lord Bacon erinnert, und stellt auf eine lichtvolle Weise Theorien fest, die wir für wahr und schätzbar halten. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 191. — 10. Juli 1841.

Algier.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

Der Verf. des in Rede stehenden Werkes hatte schon einmal (1834), jedoch nur im Fluge, Algier besucht und damals sich kaum von der Küste zu entfernen vermocht. Die Sehnsucht nach dem Süden, die zwar allen nordischen Menschen inwohnt, aber aus begreiflichen Gründen den Naturforscher mehr als Andere erfüllt, trieb ihn von neuem nach Afrika, und nach Erwägung des reichen Stoffes, der dort der Forschung sich bietet, bildete sich der Entschluß aus, einige Lebensjahre zu verwenden auf das Studium der Natur und der Menschen in jenem eben nur zugänglicher gewordenen Lande. Wenigen Europäern ist es im vorigen Jahrhunderte gelungen einzelne Strecken der Regentschaft Algier zu durchwandern, und dieser geringe Erfolg war nur dann möglich, wenn die an den Küsten herrschenden Türken dem Reisenden eine Art zweifelhaften Schutzes angedeihen ließen. Freie Bewegung oder willkürliche Verlängerung des Aufenthaltes mußten da wegfallen, wo tyrannische Beis und fanatische Moslem herrschten und im Innern räuberische Stämme hausten, die gleichsam aus Scherz oder Spott die türkische Oberherrschaft anerkannten, in allen wesentlichen Dingen aber sich dieser unabhängig oder mit herausfodernder Unverschämtheit entgegenstellten. In der geringen Entfernung von 30 Stunden hörte schon die Macht des Deis von Algier auf. Der mächtigste und unbändigste Kabylenstamm der Berberei, derjenige der Flissa-Mutaga, dessen Wohnsitze um den 7000 Fuß hohen Dschurschura gelegen sind, bezahlte die geringfügige Abgabe von etwa zwei Sous für jede Hütte, und der türkische Stolz begnügte sich nicht nur mit diesem Symbol der Abhängigkeit, sondern ließ auch die im Spotte überbrachte Steuer durch eine bewegliche Colonne sammeln, deren Unterhaltung an einem Tage mehr kostete, als der Tribut des ganzen Volksstammes betrug. Unter solchen Umständen zahlreiche Nachrichten über das Innere zu sammeln, mußte fast eine Unmöglichkeit sein, und um so größere Anerkennung verdient der geduldige Fleiß Shaw's, der vor 120 Jahren Algier lange Zeit bewohnte und ein noch heute brauchbares Werk über die Berberei herausgab. Gegenwärtig ist die Lage europäischer Reisender dort ungleich günstiger. Zwar droht Jedem, der sich über den Bereich der französischen Kanonen wagt, die Gefahr, in die Hände des herumschleichenden und jedes Verrathes fähigen Arabers zu fallen, oder von einem unsichtbaren Feinde erschossen zu werden, indessen unterstützen doch die französischen Behörden, soweit als irgend möglich, den wissenschaftlichen Reisenden. Unser Verf. genoß alle Vortheile, welche ministerielle oder vielleicht königliche Empfehlungen bringen können, und erhielt sogar Gelegenheit, den entscheidenden zweiten Zug nach Konstantine mitzumachen, der nach vielem Blutvergießen jenes uralte Bollwerk Numidiens Frankreich unterwarf. Bei der Ankunft des Reisenden in Algier (October 1836) war eben Marschall Clauzel zum ersten Male nach Konstantine aufgebrochen, um, geschlagen und nur von traurigen Überresten seines Heeres begleitet, acht Wochen später wieder an der Küste zu erscheinen. Eine geringe Verspätung rettete vielleicht unserm eifrigen Landsmann das Leben, denn die Schrecken jenes Rückzuges sind nicht übertrieben worden und haben alle Begleiter der Expedition gleichmäßig betroffen. Dafür wurde dem Reisenden später Gelegenheit, den Eroberungszug des General Damrémont als Mitglied einer wissenschaftlichen Commission zu begleiten und Zeuge einer der schrecklichsten Kriegsscenen der neuen Zeiten, der Erstürmung von Konstantine zu sein. War nun auch der ursprüngliche Reiseplan gestört, so ergab sich doch in und um Algier Gelegenheit genug, Natur und Menschen des Küstenlandes zu erforschen, und gegen Erwarten häufte sich der Stoff so, daß an acht Monate über der Verarbeitung verstrichen. Die Hauptstadt und ihre Bevölkerung sind so häufig beschrieben worden, daß sich wol kaum vieles Neue über sie sagen läßt. Von Toulon aus, in der günstigen Jahreszeit nach sechzigstündiger Seefahrt erreichbar, von den neuen Herren zur französischen Hafenstadt umgewandelt und mit Hotels versehen, die nichts zu wünschen lassen, wird Algier mehr und mehr das Ziel sogenannter genialer Promenaden und jener flüchtigen Skizzen werden, welche die Feuilletons anfüllen und über das Äußerliche, aber besonders Augenfällige sich nicht hinauserstrecken. Die Franzosen sind so eifrig und so erfolgreich bemüht gewesen, der alten Piratenstadt ein europäisches Ansehen zu geben, daß schon jetzt der ursprüngliche Charakter verwischt erscheint und vielleicht in einigen Menschenaltern ganz verschwinden dürfte. Alterthümler — gerade keine zahlreiche Classe unter den heutigen Franzosen — schlugen vor wenigen

Monaten in den Zeitungen vor, durch ein Gesetz den obern an den Berg gelehnten Theil von Algier gegen fernere Metamorphose in Schutz zu nehmen und wenigstens dort die maurischen Bauwerke als Andenken einer schwerlich jemals wiederkehrenden Zeit zu erhalten. Wenn festes Gestein dem modernisirenden Treiben der Eroberer nicht vermocht hat zu widerstehen, so ist es nicht zu verwundern, daß Sitten, Äußerlichkeit und Zusammensetzung der die Straßen füllenden Bevölkerung das bunteste Gemenge ausmachen und ehemals vorherrschende Formen jetzt in der Menge sich verlieren oder zu untergeordneten geworden sind. Das Zusammentreffen zweier Arten von Civilisation, welche die französische Eroberung in gezwungene Berührung brachte, gibt zu höchst verwunderlichen Scenen Veranlassung, unter welchen es jedenfalls die sonderbarste ist, die Eroberer und Gebieter mit den Besiegten und Gehorchenden zu vergleichen. Erscheinen die südeuropäischen Völker hinsichtlich des Physischen selbst in ihren Heimaten nicht im günstigsten Lichte, so stechen sie um so mehr durch ihre häßlichen und unansehnlichen Repräsentanten in Afrika hervor, wo in vornehmern Familien maurischer Abstammung schöne Körperform ein allgemeines Erbtheil ist und der Araber durch meist sehr kräftigen, oft herculischen Bau, durch hohe Statur, immer aber durch den ernstmännlichen oder sogar wilden Ausdruck seines Gesichts die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zieht. Freilich besteht aber die bürgerliche Bevölkerung Algiers zum großen Theile aus dem Abschaume der mittelländischen Küstenstädte, aus Menschen, welchen langjährige Gewöhnung an alle Laster den unverkennbarsten Stempel physischer und moralischer Verderbniß aufdrückt. Nur die äußerste Strenge einer militairischen Regierung vermag diese rohe Horde zusammengeströmter Abenteurer im Zügel zu halten. So ansteckend ist das Beispiel, daß aller Aufmerksamkeit ungeachtet sogar auf die gewähltern Truppen der Garnison eine Neigung zu Ausschweifungen und Vergehen sich überträgt, welche alljährlich eine im Verhältnisse ungewöhnlich große Zahl von Soldaten auf die Galeeren befördert. In seinen Colonisten und bürgerlichen Städtebewohnern findet Frankreich schwerlich eine Stütze seiner Herrschaft über Algier, sondern nur in seinem Golde und seinen Truppen. Geist und Bildung Frankreichs sind noch nicht über das mittelländische Meer hinübergedrungen, sondern nur seine physische Macht. Es würde im Übrigen dennoch unerklärlich sein, wie einige Regimenter, die, halbkrank aus dem Innern wiederkehrend, zum Ausruhen nach Algier gelegt werden, 25,000 Mohammedaner zügeln können, wenn man nicht wüßte, daß selbst dieser Theil der Bevölkerung der Hauptstadt entartet und verdorben ist. Die wahren und gefährlichen Feinde der Franzosen wohnen nicht in den engen Ringmauern von Algier. Diejenigen der Araber, die aus Geldgier es nicht verschmähen, unter den gehaßten Christen zu leben, während ihre Brüder unter Abd el Kader's Leitung den großen Kampf fortsetzen, sind nicht besser als Lastthiere, eines großen Entschlusses nicht fähig, und dulden stumm, wenn sie der Stockschlag des Unteroffiziers oder Policeidieners trifft. Allerdings lebt die Rachsucht in ihnen fort, doch wird diese von Klugheit überwogen, denn nur erst nach Erreichung des Zweckes, nach Erlangung einer kleinen Geldsumme, entfernen sich diese in den Städten immer friedlichen Halbwilden, um in Verein mit ihren Landsleuten die Fremden zu bekämpfen, in deren Blute sie sich fortan vom Schimpfe der kurzen und freiwilligen Knechtschaft zu reinigen suchen. Die Mauren sind der französischen Herrschaft in den Städten noch weit weniger gefährlich als jene der höchsten Verstellung fähigen Araber. In ihrem ganzen Wesen liegt Unentschiedenheit und furchtsames Mistrauen, und ihre Charakterschwäche ist so groß, daß sie nicht einmal die fanatische Abneigung ihrer Glaubensgenossen gegen die Christen theilen. Schon unter der ehemaligen Regierung war ihre Rolle eine unbedeutende, denn ihre Neigungen sind zu friedlich und ihre Gewohnheiten zu bequem, als daß sie an dem Treiben der Piraten, deren Hand gegen die ganze Welt gerichtet war, oder an den blutigen Umwälzungen hätten Gefallen finden können, die nicht selten mehrmals in einem Jahre den Thron des Deis erledigten. Dem Handel allein mit Eifer sich ergebend, sind sie von den Arabern stets als Krämer verachtet worden und besitzen keinen von den edeln und männlichen Charakterzügen, die ihre Vorfahren auszeichneten und der Geschichte des Kampfes um die Herrschaft in Spanien einen besondern Reiz verleihen. In den Städten ist der schlaffe Maure vorzüglich entartet, gleichgültig wie der Gebieter heißen möge, weder ein Freund noch ein Feind der Franzosen, völlig zufrieden, wenn er in ungestörter Abgeschlossenheit seinen Sinnengenüssen leben kann. Auf dem Lande bilden die maurischen Bewohner einen friedlichen, sanften und liebenswürdigen Menschenschlag, der Niemand Leid zufügt, für sich nur Ruhe verlangt und daher auch dort von aller Einmengung in öffentliche Angelegenheiten sich fern hält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunst und Theater in München.

(Beschluß aus Nr. 190.)

Unsere Literatur? Lassen Sie mich davon schweigen und zum Theater übergehen, das uns Gelegenheit geben wird, einige der bemerkenswerthesten literarischen Productionen bairischer Dichter kennen zu lernen. Unser Theater hat in den letzten Monaten manches Neue dargeboten. Doch ist das Neue hier, wie überall, immer nur gering gegen Das, was für die Bühne geschrieben wird, obgleich auch daran eben kein Überfluß ist. Die Directionen scheinen eine Abneigung gegen die Originalproductionen unserer jungen deutschen Dramatiker zu haben, indem sie ihnen bald zu wenig bühnengerecht, bald zu verfänglich, bald zu unliebenswürdig in einzelnen Charakteren sind. An dem letztern Scrupel scheitern oft unsere besten und vollendetsten Stücke. Wie könnten wir aber auch von unsern Schauspielerinnen verlangen, Rollen zu übernehmen, die ihnen zwar Gelegenheit darbieten, ihre Kunst, nicht aber ihre Liebenswürdigkeit zu zeigen, und es unmöglich machen, mit der Bewunderung für ihr Spiel auch zugleich die Theilnahme für ihre Persönlichkeit beim Publicum zu erregen? Stünde „Macbeth" nicht bereits auf dem Repertoir, jetzt käme er gewiß nicht darauf, der Lady wegen. Wir lieben gegenwärtig nur gar zu sehr eine gewisse äußerliche Zahmheit, eine schöne Tünche, die den morschen, faulen Kern verbirgt, und sind wie die Kinder,

welche die bittere Medicin nicht mögen, es sei denn des Gefäßes Rand mit Honig bestrichen. Und dennoch sind wir im Stande, stundenlang bei den schauderhaftesten, grausamsten Quälereien auszuhalten, die doch am Ende nur auf einen blossen Scherz, auf eine lächelnde Täuschung hinauslaufen, und lassen uns die übernatürlichsten und die unnatürlichsten Charaktere und Situationen, das verworrenste Durcheinander von Handlungen oder vielmehr Nichthandlungen gefallen, wenn die Sprache nur recht fliessend und wortreich ist. Unsere Schauspieler hören sich so gern selbst sprechen, indem sie, trotz Einem, die glänzenden Verse und Phrasen ihrer Lieblingsdichter zu declamiren wissen. Eine bestimmte, reine Empfindung, eine klare, beruhigende Ansicht lassen nun einmal unsere beliebtern modernen Bühnenstücke, besonders der ernstern Gattung, nicht aufkommen. Die Reinigung der Leidenschaften, wie sie Aristoteles von der Tragödie fodert, die Versöhnung des innern Menschen mit sich selbst und seinem Schicksal, ist auf keinen Fall da zu erreichen, wo das tragische Leiden als eine Wirkung fremder Willkür und nicht zugleich auch der eigenen Schuld erscheint, die uns nur dann mit sich versöhnen kann, wenn der Schuldige im thatkräftigen, mitleidswerthen Kampf gegen eine ihm feindselige Macht untergeht. Was Sprache und Behandlung betrifft, so ist offenbar jene, man möchte sagen wortkarge, ökonomische Darstellungsweise, wie sie uns Lessing in „Emilia Galotti" und im „Nathan" und Goethe in „Tasso" und „Iphigenia" als Muster aufstellten, die eigentlich dramatische, indem sie klarer und lebendiger als irgend eine andere die Handlung selbst und deren Motive zur Anschauung bringt. Ich bin fest überzeugt, daß die meisten unserer Directionen gegenwärtig Anstand nehmen würden, Stücke von ähnlicher Einrichtung und Durchführung, wie die genannten, auf die Bühne zu bringen, wenn sie einen modernen Dichter zum Verfasser hätten, da jetzt der Erfolg eines Bühnenstückes allein von der Lebhaftigkeit des Beifalls, den jene, ihrer Natur nach, nicht hervorbringen können, abhängig gemacht, wenigstens gedacht wird, ebenso wenig wie man sich, um von einer ganz andern Gattung zu reden, heutzutage Mühe geben würde, so abnorme und auswüchsige Stücke, wie etwa „Die Räuber", zurechtzustutzen, um sie zur Aufführung zu bringen, sobald sie einem Dichter unserer Zeit angehörten. Unter so widersprechenden Umständen müssen freilich unsere bessern dramatischen Talente, die Leben, Nahrung und vollendete Entwickelung unmittelbar nur von dem Element der Bühne empfangen können, um so rettungsloser zu Grunde gehen, je zaghafter man in der Regel ist, zuerst die Aufführung eines neuen Stückes zu wagen, bevor nicht anderswo der Anfang damit geschah. Welche Zukunft für unsere dramatische Poesie und welche Aussichten für die Bühnen selbst, die doch nicht ewig von der Vergangenheit jener leben können!

Wenn in den letztern Zeiten an unserm Theater im Ganzen nur wenig größere neue Stücke ernsterer Gattung zur Aufführung kamen, so liegt die Schuld offenbar nicht an dem einsichtsvollen Willen der Direction, sondern in gewissen Mängeln des Personals, deren Bestehen, zum Theil in ganz fremdartigen Verhältnissen beruhend, jedenfalls nur ganz allmälig zu beseitigen sein möchte. Unter den Lustspielen, die seit kurzem zum erstenmale über unsere Bühne gegangen, zählen wir mehre recht treffliche. Wir rechnen dahin: „Capitain Firnewald", von der Verf. von „Lüge und Wahrheit"; „Der Fabrikant", von E. Devrient; „Helene oder die Körbe", von C. P. Berger, einem sehr talentvollen bairischen Dramatiker, der, so viel ich weiß, in Rosenheim wohnhaft ist; ferner „Viola oder was ihr wollt", nach Shakspeare für die Bühne bearbeitet von Deinhardstein; „Die Verleumdung", nach dem Französischen von A. Herrmann (in Hamburg?); „Wer die Liebe hat, führt die Braut heim", offenbar nach einem ältern englischen Stücke, von Franz von Braunau; und „Das Glas Wasser", nach dem Französischen von Alex. Cosmar. Das erwähnte Lustspiel von Berger ist sehr geschickt componirt und enthält eine Menge Feinheiten in Sprache und Charakteristik, die von einem fruchtbaren Studium Shakspeare's Zeugniß geben; alle diese Vorzüge sind jedoch nicht im Stande, die Langeweile zu entfernen, die der Genuß des Ganzen verursacht, wiewol es, wie es scheint, ein Leichtes wäre, durch Weglassung einzelner Scenen und durch Kürzungen im Dialog ein beliebtes Bühnenstück daraus zu machen. An einigen unwillkommenen Längen leidet auch das genannte Lustspiel von Braunau, das den ganz eigenthümlichen, im Titel ausgesprochenen Gedanken auf eine ebenso geistreiche als praktisch tüchtige Weise im Geist des englischen Lustspiels behandelt. Franz von Braunau ist übrigens ein angenommener Name für Franz, gebürtig aus Braunau; er ist Geheimsecretair bei dem Grafen von Clary. „Das Glas Wasser" ist auch hier, wie überall, beifällig aufgenommen worden, besonders in Folge des trefflichen Spiels der Mad. Dessoir vom Stadttheater in Leipzig als Herzogin von Marlborough, nach deren bereits erfolgter Rückkehr dieses Stück, aus Mangel an einer für jüngere Anstandsrollen geeigneten Schauspielerin, wahrscheinlich längere Zeit bei uns unbenutzt liegen bleiben wird. Das Stück gehört zu der Classe der historischen Lustspiele, die seit 10 Jahren mehr als je in Mode gekommen sind, zumal bei den Franzosen, nach deren Vorgange auch wir Deutsche uns darin versucht haben. Sie verlangen eine vollkommene Beherrschung des historischen Stoffs, wodurch es allein möglich wird, die natürliche Sprödigkeit desselben durch eine leichte Behandlung zu überwinden, obgleich das geschichtliche Interesse, welches sie darbieten, niemals im Stande sein wird, den Mangel eines reinen ästhetischen Interesses zu ersetzen, welcher mit Anlage und Inhalt solcher Stücke fast unabänderlich verknüpft ist. Übrigens zeichnet sich das genannte Lustspiel durch eine treffliche Charakteristik und eine mit vieler Feinheit angelegte und durchgeführte Intrigue höchst vortheilhaft aus. Ihm in der Gattung verwandt ist ein anderes, „Bianca Medicis", von Löhle, Geheimsecretair der Königin hierselbst, das den Beifall, welchen es vor kurzem bei der ersten Aufführung fand, wol verdienen mag, doch enthält es viele matte Stellen, sowie andere in einer falschen Benutzung dramatischer Effecte begründete Mängel, deren Beseitigung dem Eindruck des Ganzen von Vortheil sein würde. Zu unsern Novitäten gehören noch folgende Lustspiele: „Die Kirschen", von L. Feldmann; „Wer wagt, gewinnt", von Forst (Schauspieler an der hiesigen königlichen Bühne) und Lentner, und „Der Mulatte" nach dem Französischen von Th. Hell, von welchen namentlich die beiden letztern sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen hatten. „Die gestrengen Herren", von C. Blum, ein Stück, das in der Wahl der eingeflochtenen Episoden manche Unwahrscheinlichkeiten, im Übrigen jedoch, zumal was Charakteristik und Tendenz betrifft, mannichfaltige Vorzüge darbietet, haben sich bei der letzten Aufführung durch das meisterhafte Spiel des Hrn. Jost als Mamertus Argunt und der Mad. Dessoir als Veronika noch mehr in der Gunst des Publicums befestigt. Von Trauerspielen sahen wir zwei neue Stücke zum erstenmal: „Herr und Sklave", von Zedlitz, aufgeführt bei Gelegenheit der Vorstellung zum Vortheil eines Grabdenkmals für Eßlair; und „Adolf von Nassau", von Ed. von Schenk, mit einem trefflichen Vorspiel: „Die Königswahl", welches für sich ein kleines Meisterstück bildet. Es ist ein historisches Trauerspiel, dessen Haupthandlung durch die mit ihr allerdings in wesentlicher Beziehung stehende, aber zu weit ausgesponnene Episode des Streites zwischen Albrecht dem Unartigen von Thüringen und seinen Söhnen auf eine nachtheilige Weise sich verzögert, während die beabsichtigte Strenge der historischen Behandlung durch die rein poetische, fast mystische Figur der Editha getrübt erscheint, die wie ein Deus ex machina überall auftritt, wo es darauf ankommt, dem Kaiser den göttlichen Willen, seine Erhebung und seinen Fall, als Folgen seiner Handlungen, zu verkünden. Doch ist das Wirken der tragischen Gerechtigkeit mit Consequenz durchgeführt, während einzelne Charaktere, wie der Kurerzkanzler Gerhard von Mainz und der Herzog Albrecht von Östreich, mit großer historischer und psycho-

logischer Wahrheit gezeichnet sind. Von minderm Werthe in letzterer Hinsicht ist ein anderes Trauerspiel desselben Verfassers: „Henriette (Stuart) von England", das ebenfalls erst vor kurzem wieder, nach längerer Unterbrechung, neu einstudirt über unsere Bühne gegangen ist. — Zum Schluß noch ein Wort von den Gastspielen, die für unsere Sommersaison bereits seit länger als einem Monat begonnen haben. In dieser Zeit wird das Theater, der vielen Ausflüge ins Freie wegen, verhältnißmäßig am wenigsten besucht, obgleich es vielleicht nie mehr als um diese Zeit verdiente besucht zu werden. Wir sehen dann Stücke zur Aufführung kommen, die auf dem Repertoir überhaupt nur eine seltene Erscheinung sind, und lernen nach und nach die bedeutendern Mimen Deutschlands, somit aber oft auch nur den fremden Reichthum und unsern eigenen Mangel kennen. Hr. Döring vom königlichen Theater zu Stuttgart ist in sechs Rollen aufgetreten und hat sich in allen Beziehungen als einen äußerst talentvollen, ja genialen Schauspieler bewährt, gleich ausgezeichnet in Darstellung der bösen und verschlossenen wie der gemüthlichen und offenen Charaktere, sodaß es ihm gelang, als Jude Schewa, als Michel Perin und als armer Poet sich den Beifall des Publicums in demselben Maße zu erwerben, wie als Mephistopheles und Franz Moor. Die markirtern sowol wie die naiv-sentimentalen Charakter- und höhern jugendlichen Anstandsrollen, in der Tragödie wie im Lustspiel, sind auch das Feld, das Mad. Dessoir mit Meisterschaft beherrscht. Sie entwickelt darin eine Besonnenheit, Gewandtheit und Sicherheit im Gebrauch ihrer reichen Mittel, eine Würde in der Haltung und eine Consequenz in der gesammten Durchführung ihrer wohlverstandenen Rollen, wie sie nur Künstlerinnen ersten Ranges eigen zu sein pflegen. An künstlerisch durchgebildeten Kräften dieser Gattung haben wir einen offenbaren Mangel. Dennoch meint das Publicum, oder vielmehr der tonanstimmende Troß Derjenigen, welche das Publicum zu sein vorgeben, mit dem auszukommen, was wir besitzen. Man ist durch die blendende naturalistische Manier einiger unserer Schauspieler und Schauspielerinnen verwöhnt und hat kaum einen Begriff von Dem, was Kunst der Darstellung heißt. Der grasseste Naturalismus gilt da für Wahrheit und, was das Erzeugniß charakteristischer Auffassung ist, für Effecthascherei. So steht es mit dem ästhetischen Urtheil unsers Publicums, das durch die lügnerischen Kritiken der meisten unsert Blätter immer tiefer im Irrthum versinkt; und es ist in der That für den ruinirten und verkauften Geist unserer gewöhnlichen Tagespresse bezeichnend und zugleich ein trauriger Beweis für unsere eigene Schwäche, daß nur selten ein fremder Schauspieler hier auftreten kann, ohne nicht alsbald die heftigste Opposition gegen sich zu erregen, wenn er es nicht versteht oder im Bewußtsein seines Werthes es verschmäht, dem bellenden Cerberus gleich von vornherein mit Midas'scher Speise den Mund zu stopfen. Dies gilt kaum bis auf eine einzelne Ausnahme und ist thatsächliche Wahrheit, wie so vieles Andere, was über hiesige Zustände ausgesagt, aber von Denen, welchen die bittere Kost nicht mundet, als Lüge verworfen wird. Nicht blos Hr. Döring, auch Mad. Dessoir hat von dieser Richtung des hiesigen Geschmacks und der hiesigen Journalistik leiden müssen, namentlich im „Bairischen Landboten", dessen Kunstnotizen, wie man allgemein sagt, von einem Hrn. v. Chlingensberg, Kriegskassirer hierselbst, redigirt werden. Anstatt die Gastspielerin nach sich selbst und ihren eigenen Leistungen zu beurtheilen (gewiß das Wenigste, was man von einem redlichen Kritiker verlangen kann), zeigte man sich in seiner eingewurzelten, ebenso beschränkten als ungastlichen Parteilichkeit so befangen, das Spiel einer hiesigen, zwar beliebten und von Natur glücklich begabten, aber nichts weniger als künstlerisch durchgebildeten Schauspielerin als herrschenden Maßstab anzulegen und ihm gegenüber, mit wohl berechnender Taktik, der Mad. Dessoir gerade die Eigenschaften abzusprechen, die ihr ganz augenscheinlich und offenbar als wesentliche und eigenthümliche Vorzüge angehören: ein deutliches, wohlklingendes und biegsames Organ, ein richtiges Erfassen des Geistes der darzustellenden Rolle und ein durchweg gehaltenes, von einem feinen und edeln Anstande begleitetes Spiel: Eigenschaften, die sie als Herzogin Marlborough in dem Lustspiel „Das Glas Wasser" auf eine vorzüglich glänzende Weise an den Tag legte, obgleich gerade dieses Stück Veranlassung wurde, die Parteien aufzuregen. Daß Mad. Dessoir auch ein ausgezeichnetes Talent für muntere und naive Charakterrollen besitzt, zeigte sie als Veronika in den „Gestrengen Herren" und als Lucie im „Tagebuch", während sie als Maria Stuart, besonders aber in Griseldis nicht blos das Tief-Gemüthliche und Weiblich-Milde dieser Charaktere darzustellen wußte, sondern selbst, wo es nöthig war, eine bis zur höchsten leidenschaftlichen Erhebung gesteigerte Kraft entfaltete. Als Griseldis namentlich feierte sie einen wahrhaften Triumph, indem sie am Schluß des Stückes zweimal hervorgerufen wurde, und doch hatte sie einerseits den bösen Willen einer feindseligen Partei und andererseits die noch in Aller Gedächtniß lebende Erinnerung an das Spiel der Mad. Rettich, die früher schon mehrmals vor unserm Publicum in dieser Rolle als Gast aufgetreten war, zu bewältigen und auszulöschen. Sie entwickelte aber auch in diesem Stücke eine ergreifende und erschütternde Wahrheit des Spiels, durch alle Schwingungen der Lust und Trauer, durch die ganze Stufenleiter der Empfindungen von dem leisesten und zartesten Gefühl der Liebe und Hingebung bis zum leidenschaftlichen Aufwallen der Verzweiflung, und kaum läßt sich sagen, ob sie in diesen vorzüglicher war als in jenen, wiewol man zugeben muß, daß gerade die weichern Stellen, in welchen sich das tiefsinnige Gemüth des Weibes am reinsten aussprechen und bethätigen konnte, auf das Publicum am mächtigsten einzuwirken schienen. 81.

Literarische Notizen.

In London erschien: „The institutes of ecclesiastical history, ancient and modern, by *John Laurence von Mosheim*, chancellor of the university of Göttingen. A new and literal translation from the original latin; with copious additional notes, original and selected, by *James Murdock D. D.* A new edition with very considerable additions. By *Henry Soames* etc." Der neue Herausgeber sagt: „Das Werk ist in einem größern Grade Originalwerk geworden, als ich oder die Eigenthümer wollten. Aber mit einer geringern Zahl von Zusätzen konnte ich mir selbst nicht genügen, noch die Aussicht haben, das Publicum zufriedenzustellen. Es hat zehn neue meist lange Capitel, vier neue Bevorwortungen, zahlreiche Noten und Anderes, was in keiner frühern Ausgabe war. So habe ich eine Art englische Kirchengeschichte daraus gemacht" u. s. w.

Doppeltes Interesse dürften die Zeitverhältnisse folgender Schrift verleihen: „Sketches of China; partly during an inland journey of four months between Peking, Nanking and Canton; with notices and observations relative to the present war" (2 Bde.), von John Francis Davis. Von desselben Verfassers Schrift: „The Chinese; a general description of China and its inhabitants", erschien eine neue vermehrte und revidirte Auflage, worin die Geschichte des englischen Verkehrs mit China bis auf die Gegenwart fortgeführt ist. Auch von Samuel Kidd, Professor der chinesischen Sprache und Literatur an der londoner Universität, erschien ein Werk unter dem Titel: „China: its symbols, philosophy, antiquities, government, customs and superstitions", mit Illustrationen.

Vor kurzem erschien in London: „Antiquities of Ionia; containing Cnidus, Aphrodisias, Patara", mit 74 Kupferstichen in Folio und drei Vignetten. Von Fosbroke's „Encyclopaedia of antiquities" erschien eine neue Ausgabe. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 192. —— 11. Juli 1841.

Algier.

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

Wäre die Bevölkerung der ganzen Regentschaft von gleicher Beschaffenheit mit derjenigen der Hauptstadt, so würde Frankreich anstatt einer großen Armee dort nur eines gut eingerichteten Policeicorps bedürfen. Allein an den Arabern haben die Franzosen sich endlich Feinde herangezogen, deren Bewältigung vielleicht eine theilweise Ausrottung vorangehen muß. Daß sich die Araber den Eroberern ihres Landes je angeschlossen haben würden, auch wenn diese eine sehr entgegengesetzte Politik befolgt hätten, muß bezweifelt werden, denn die Bekenner einer Religion, die sich auf den Säbel stützt und immer nur durch Vertilgung fremder Glaubensformen verbreitete, können niemals mit Christen eine ernstliche und dauernde Gemeinschaft haben. Allein jedenfalls stand es in der Hand der Franzosen, mit Schonung und Klugheit gegen die Eingeborenen zu verfahren, statt sie bis auf den Punkt zu treiben, wo jeder länger dauernde Waffenstillstand — von redlich gemeinter Aussöhnung nicht zu reden — zur Unmöglichkeit geworden ist. Die üble Verwaltung im Ganzen und die Willkür der höhern Beamten im Einzelnen, zumal aber das rauhe und eigennützige Verfahren der Militairchefs gegen die Eingeborenen von Algier, sind so oft und von so vielen Seiten her beschrieben und getadelt worden, daß es ganz unnöthig sein wird, diesen Gegenstand hier weiter zu erörtern. Zugegeben, daß die in Frankreich herrschende Parteiwuth Vieles übertrieben dargestellt haben möge, so bleiben doch noch genug unleugbare Thatsachen, aus welchen hervorgeht, daß die üble politische Lage der Colonie keine unverschuldete sei. Die Militairbehörden haben in Algier dasselbe den Privatvortheil bezweckende Aussaugungssystem beobachtet, welches in Deutschland noch im frischen Andenken ist und, wie die Erfahrung zeigt, keineswegs allein von den Generalen des großen Kaisers geübt und verstanden wurde, sondern auch den Heerführern des constitutionnellen Frankreichs geläufig ist. Auch der deutsche Reisende bemerkte, daß, wenn nicht Furcht vor der schonungslosen Presse des Mutterlandes die Generale abhielte und *die* Mittel den Absichten entsprächen, viele geneigt sein würden, auf afrikanischem Boden das Beispiel der Pizarro und ähnlicher Eroberer nachzuahmen. Auch kann dergleichen nicht überraschen, wenn man hört, mit welcher Schonungslosigkeit, man möchte fast sagen mit welcher ruchlosen Gleichgültigkeit die heutigen Franzosen die einfachen Menschenrechte der eigenen Landsleute unter die Füße treten. Kaum daß in Algier unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung den erkrankten Soldaten eine bessere Pflege zu Theil wird, denn während der Feldzüge oder in den entlegenern Garnisonen bleiben sie sich selbst überlassen, oder fallen in die Hände von Unterärzten, die man sogar ohne Prüfung anstellt. Dem Todten, der kaum die Augen geschlossen hat, reißen die Krankenwärter die Zähne aus, um mit denselben einen gewinnbringenden Handel zu treiben, und so groß ist die Sterblichkeit der unglücklichen Soldaten, daß allein in Algier, seit der Besitznahme, an 10,000 von ihnen nicht begraben, sondern in eine ungeheure Grube gestürzt worden sind, wo aufgeschütteter ungelöschter Kalk die Auflösung beschleunigt. Die Mehrzahl der Ansiedler athmet, nach dem Ausdrucke des Verf., gegen die besiegten Eingeborenen nur Härte und Ungerechtigkeit, und hinter der philanthropischen Larve der Civilisation verbirgt sich nicht selten der schändlichste Egoismus. Auf der andern Seite ist jedoch auch nicht zu vergessen, daß die Verwaltung häufig und ohne Schuld in die unangenehmsten Conflicte geräth, indem die Duldung mohammedanischer Misbräuche sich nicht verträgt mit der Ordnung europäischer Civilisation, und andere Male der öffentliche Nutzen Vorkehrungen oder Eingriffe erheischt, die dem Eingeborenen auch dann noch ein Greuel bleiben, wenn er schon die Nützlichkeit der Veränderungen begreift. Zu diesen gehört die Verwendung mancher überzähliger Moscheen für Staatszwecke, welche immerhin zu rechtfertigen war, und die Verlegung der Begräbnißplätze aus dem Innern der Stadt nach entferntern Orten. Von allen Seiten her ist diese mit Heftigkeit angegriffen worden, und unstreitig verfuhren hierbei die Behörden mit einer Achtungslosigkeit gegen die Verstorbenen und deren Familien, die in jedem Lande Europas bittere Misbilligung erfahren haben würde, die Mohammedaner hingegen auf das äußerste empören mußte. Daß die Franzosen nur dem gewohnten Leichtsinne und der eigenen Gleichgültigkeit gegen alles Gemüthliche folgten, als sie die Begräbnisse Algiers entweihten, und keineswegs eine hochfahrende Verachtung an den Tag zu legen beabsichtigten, ergibt sich aus Versuchen, die sie auf der andern Seite machten, ihr

eigenes lebhaftes Ehrgefühl auf die Eingeborenen überzutragen. Sie wünschten die allgemein übliche Strafe der Bastonnade abzuschaffen, weil sie selbst schon bei dem Gedanken an körperliche Mishandlung sich empört fühlen, allein ihr Vorschlag fand bei den Eingeborenen keinen Beifall, die vielmehr das Prügelsystem als wesentlichen Theil policeilicher Verwaltung beibehielten.

Die Stadt Algier hat für den wissenschaftlichen Reisenden eben nicht viele Reize, während sie freilich durch die Buntheit des aus allen Nationen Europas und aus sechs oder mehr afrikanischen Völkern entnommenen Gewühls seiner Straßen den gewöhnlichern Besucher interessiren kann. Indessen würde der Letztere sich gewaltig täuschen, wenn er auf diesem Boden der Verwirklichung orientalischer Pracht zu begegnen hoffte, wie sie von Alters her in arabischen Erzählungen geschildert worden ist. Das Innere der wenigen noch ganz unverändert gebliebenen Behausungen der maurischen Familien erschließt sich selten den Fremden. Ist es nun auch im orientalischen Style und oft sogar mit vielem Geschmacke ausgeziert, so zeigt es dennoch nur wenige Spuren wirklicher Pracht. In einem Lande, wo der Ruf des Reichthums fast immer ein Todesurtheil zu veranlassen drohte, konnte es Keinem angemessen scheinen durch Luxus die Augen der gierigen Regierer auf sich ziehen, und daher lag der Handel auch stets so darnieder, daß die Bazars noch jetzt ein armseliges Ansehen haben. Dasselbe galt auch von den Städten des Innern. Da die Franzosen in Algier, Bona und Oran keine arabischen Wunder gefunden hatten, so glaubten sie die Pracht im Innern concentrirt. Man hielt Konstantine für den Mittelpunkt der maurischen Industrie und zumal für die große Werkstätte von Goldstickern, allein man wunderte sich nicht wenig, als die eroberte und geplünderte Stadt nicht mehr Kostbarkeiten darbot, als vielleicht in einem einzigen wohlversehenen Laden des Palais royal vorhanden sein mögen. Die Speculanten, die in übergroßer Zahl in Algier sich niedergelassen, haben wenigstens durch höchst kostbarste Ausschmückung öffentlicher Orte zu ersetzen versucht, was der Stadt an geträumter morgenländischer Pracht abgeht, und viele Tausende auf diese recht charakteristische Weise verschwendet. Hat Algier hierdurch Kaffeehäuser erhalten, die den erlesensten der französischen Hauptstadt sich zur Seite stellen dürfen, so hat es dafür auch fürchterlichere Höhlen der Laster, als irgend eine Stadt Europas enthält, indem in keiner der letztern eine solche Auswahl des frechsten und niedrigsten Gesindels dreier Welttheile anzutreffen sein wird, die ohne Unterschied des Stammes, der Farbe und Religion sich gemeinsam den wildesten Ausschweifungen hingeben. Der Umgang mit der bessern Gesellschaft kann auf die Länge in Algier den denkenden und kenntnißreichen Mann eben auch nicht befriedigen, denn wie in allen Niederlassungen ähnlicher Art gibt Geld allein Werth und Ansehen, und daher besteht die sogenannte höhere Classe der Ansiedler nur aus neuen Emporkömmlingen, welchen das Glück meist sehr gegen Verdienst hold war und bei welchen also kein höherer Bildungsgrad zu suchen ist. In jedem andern Lande würde eine so zusammengesetzte Gesellschaft ihren Ursprung sogleich verrathen und leicht anwidern; dem Franzosen hilft die Leichtigkeit, mit welcher er sich in jedes neue Verhältniß findet; er bewegt sich ohne Anstoß und Misgriffe, sodaß die algierer geselligen Kreise zwar dem Geist nichts bieten, aber auch durch Unmanier nicht abschrecken.

Der Reisende konnte wol ein Interesse darin finden, die ganz eigenthümlichen Verhältnisse der Bevölkerung der Hauptstadt der Untersuchung zu unterwerfen und sich über die Verwaltung der neuen Colonie und ihre begebnißreiche Geschichte an der Quelle selbst zu belehren, indessen konnte ihm bei seinem vielseitigen Wissen und dem Wunsche, umfangreiche Naturforschung anzustellen, ein so beschränktes Feld der Thätigkeit nicht lange gefallen. Die nächsten Umgebungen Algiers wurden daher durchstreift, um die Zeit nicht nutzlos verstreichen zu lassen, denn Reisen nach entferntern Punkten der Regentschaft waren schon damals ohne militairische Begleitung nicht möglich, und daher kam viel darauf an, die Erlaubniß zu erhalten, sich Expeditionen anschließen zu dürfen und diese Gelegenheiten sogleich zu benutzen. Ist es doch gegenwärtig dahin gekommen, durch den unversöhnlich geführten Krieg, daß Orte, welche der deutsche Reisende noch ohne Gefahr besuchte, ganz unzugänglich geworden sind. Die allgegenwärtigen und unermüdlichen Araber haben bekanntlich in den letzten Jahren ihre Raubzüge bis fast an die Thore der Hauptstadt ausgedehnt und die Franzosen zu dem Plane veranlaßt, ihr den Streifzügen ewig ausgesetztes Gebiet mit einem fortlaufenden Graben und Kette von kleinen Forts zu umschließen. Gerade in dieser Unsicherheit liegt das Haupthinderniß einer gedeihenden Colonisirung des platten Landes. Alles ist vorhanden, was eine ackerbautreibende Bevölkerung bedarf, um in kurzer Zeit das Land mit einträglichen Meiereien zu überziehen, allein nichts verbürgt den Erfolg des von Natur und den Örtlichkeiten begünstigten Fleißes, so lange bewegliche Colonnen nöthig sind, um den angebauten Theil des Landes zu durchstreifen und dennoch der friedliche Pflüger keinen Augenblick sicher ist gegen die meuchelmörderischen Kugeln der Araber. An manchen Orten würde Niederlassung außerhalb der Festungsmauern ganz unmöglich sein. So ist unter anderm die Gegend um Budschia ebenso schön als fruchtbar, denn über die mit Blumen und edeln Fruchtbäumen geschmückte Ebene streben dunkel bewaldete Felsgebirge empor. Von allem diesen blieb damals den Bewohnern der Stadt nur der Genuß aus der Ferne, denn der Spaziergänger, der sich nur 500 Schritte von den Mauern entfernt, wagte sein Leben. Herumschleichende Kabylen liegen im Hinterhalte und halten das wochenlange Auflauern für bezahlt, wenn es ihnen endlich gelingt, einen Unvorsichtigen zu morden. Die unglückliche Garnison ist auf den Umfang der öden, halbzerstörten Stadt beschränkt und verbringt in der Mitte einer reichen Natur ihre Zeit so langweilig und genußlos, als befände sie sich auf einer Klippe in der Mitte des Oceans. Das größte Übel ist es, daß auch ein Friedensschluß mit dem Haupte der feindlichen Stämme, dem besonnenen mächtigen Abd el Kader, dieser großen Un-

sicherheit kein Ende machen würde. Da er seine Macht einzig auf den religiösen Fanatismus seiner Stämme bauet, nicht wie die türkischen Deis durch Schrecken und Grausamkeit herrscht, so würde er nicht wagen dürfen Züchtigungen zu verhängen über Gläubige wegen Ermordung einiger der glühend gehaßten Christen. Die Gewalt dieses Khalifa über die Scheikhs, die Macht der Scheikhs über die gemeinen Araber sind im Ganzen nur gering, denn das ganze Volk ist von unbändigem Charakter und unterwirft sich seinen Häuptlingen nur soweit, als sich dieses mit der herrschenden Laune oder der Aussicht auf eigenen Vortheil verträgt. Bei der Treulosigkeit, dem Fanatismus und der Raubgier, welche allen Arabern wie erbliche Charakterzüge zukommen, ist überhaupt zu bezweifeln, ob jemals ein ernstlich gemeinter Friede mit ihnen zu Stande kommen kann. Sollten die Franzosen es auch vermögen, ihre unversöhnlichen Feinde ganz aus den Ebenen zu vertreiben, so werden sie dennoch schlimme Nachbarn behalten an den Stämmen der Gebirge. Von Einfällen der Franzosen haben diese wenig zu fürchten und völliger Besiegung werden sie sich stets entziehen können, denn den Amrauahs, den Flissas und anderen Kabylenstämmen bleiben immer die unzugänglichen Berge des Atlas wie uneinnehmbare Festungen, aus welchen sie auf die Ebene raubend und mordend herabstürzen können, sobald dort die bewaffnete Macht zum Schutze der Grenzen unzulänglich geworden ist, oder in ihrer gespannten Aufmerksamkeit nachließ.

Für Colonisten sind begreiflicherweise unter solchen Umständen die Aussichten nicht sehr glänzend. Allein als anderes wesentliches Hinderniß einer raschen Urbarmachung gesellt sich die enorme Theurung der Arbeit hinzu. Es gibt nur zwei Classen von Einwanderern, welche mit einiger Sicherheit sich auf den Landbau einlassen können. Man muß in Algier entweder sehr reich oder sehr arm sein, um bei dergleichen Ansiedelungen nicht zu Grunde zu gehen. Ein Millionnair, welcher große Grundstücke ankauft, Glück und Sachkenntniß genug hat, um eine geregelte und redliche Verwaltung zu erlangen, ist des Gewinnes mit der Zeit sicher, denn er wird nicht ruinirt werden durch Mangel an Einkommen in den ersten Jahren. Der früher nicht benutzte Boden wird nicht sogleich zum sehr fruchtbaren, Ölbäume aber, deren Anpflanzung hier den höchsten Gewinn verspricht, bedürfen drei bis sechs Jahre, um die ersten guten Ernten zu liefern. Der ganz arme Colonist hingegen verdient theils bedeutend durch sehr hohen Tagelohn, theils ist er durch seine Verhältnisse genöthigt seine Ansiedelung nach einem kleinen Maßstabe zu unternehmen, ohne sich in weitaussehende Speculationen einlassen zu können. Am übelsten fährt gemeiniglich die Mittelclasse, die, im Besitze eines mäßigen Vermögens, sich, ohne selbst arbeiten zu wollen oder zu können, in unangemessen große Unternehmungen stürzt, sich mit Schulden beladet und mit Bankrott endet. Rascher würde im Allgemeinen die Colonisation vor sich gegangen sein, hätten nicht mehre Jahre hindurch zwei Parteien sich entgegengestanden, deren eine nur die militairische Besetzung der Küstenstädte, die andere aber die Umwandlung der ganzen Regentschaft in eine ackerbautreibende und immer mehr zu vergrößernde Colonie verlangte. Da die Gouverneure bald zu der einen bald zu der andern dieser Ansichten sich bekannten, so kam ein Schwanken in die Verwaltung, welches nicht ohne großen Nachtheil für die Fortschritte des Anbaues sein konnte. Die Ungesundheit gewisser Landstriche hat sich hinzugesellt, um die Pflanzer zu decimiren oder doch abzuschrecken, wie zumal auf der bekannten Ebene Metidschah. Indessen ist diesem Übel zum Theil abzuhelfen, soweit Moräste die Veranlassung geben. Es sind große und wohlthätige Unternehmungen in dieser Beziehung bereits durchgeführt worden. Freilich wird jene Ungesundheit nie zu verbannen sein, die wie überall in wärmern Ländern die Folge der ersten Urbarmachung eines jungfräulichen Bodens ist. Seit den Zeiten, wo die Römer als Beherrscher Nordafrikas großartige Werke zur Entwässerung anlegten, deren Spuren noch jetzt unvertilgt von einem seltenen Unternehmungsgeist zeugen, blieb mit Ausschluß einer kurzen Periode jener reiche Boden ungenutzt. Die einzige Unterbrechung geschah durch die Mauren, die in den ersten Zeiten nach ihrer Vertreibung aus Spanien noch ein kräftiges, thatenreiches Volk darstellten, längere Zeit das Land blühend und bevölkert zu erhalten verstanden, bis sie endlich, von einem traurigen Schicksale ergriffen, herabsanken zu einem dumpf leidenden und fanatischen Stamme und fremder Herrschaft sich geduldig unterwarfen. Wären die Franzosen im ungestörten Besitze des Landes, geneigt oder fähig auf die Colonisirung mit Ernst und Ruhe einzugehen, und fände diese angemessene Unterstützung bei dem Mutterlande, statt der Gegenstand von Experimenten zu sein, welche man streitiger Theorien wegen unternimmt, so würde die Regentschaft in wenigen Jahren eines der reichsten und blühendsten Länder sein können. Das Klima ist mild und frei von manchen Unannehmlichkeiten des ägyptischen, der Boden lohnt die Anstrengung des Landmanns überall, wo nicht der nackte Fels zu Tage ausgeht und Bewässerung möglich ist. Im südlichen Theile der großen Ebene Metidschah stehen fast alle hohe Gräser und zahllose Blumen auf den natürlichen Wiesen, die ungeachtet der weiten Ausdehnung keinen Nutzen bringen. Ein breiter Ring von Südfruchtbäumen, Pflanzungen von uralten Granat-, Citron- und Orangenbäumen, die fast das ganze Jahr hindurch von Früchten geziert sind, umgeben die kleine Stadt Belidah und überhaupt fast alle Ortschaften und Meierhöfe, über welche der schonungslos verwüstende Krieg noch nicht dahingezogen ist. Männer, welche an die herrlichsten und fruchtbarsten Gegenden Italiens gewöhnt sind, versichern, daß manche Landschaften Algiers die gerühmtesten Paradiese Siciliens weit übertreffen. In Algier sind Culturzweige möglich, welche im südlichen Europa entweder gar nicht, oder doch nicht im Großen heimisch zu machen sein würden. Trotz der Concurrenz mit Ägypten würde hier der Baumwollenbau reichen Gewinn bringen und nächst dem Ölbaue dem Lande am angemessensten sein. Gegen das Zuckerrohr wendet man ein, daß ihm der Himmel zu kalt sein dürfte; allein man vergißt, daß es in Luisiana im

größten Maßstabe angepflanzt wird, wo denn doch die Winter jedenfalls kälter sind als in Algiers Ebenen. Kornbau möchte weniger dorthin passen, indem europäische Cerealien auch mit geringerem Boden sich begnügen und auf demjenigen von Algier eine Cultur, die ohnehin schon überall verbreitet ist und deren Frucht nirgend in hohem Preise steht, nicht soviel einbringen kann als andere Benutzungsweisen.

(Der Beschluß folgt.)

Einwirkungen des Sklavenwesens in Nordamerika auf Literatur und Kunst und auf den literarisch-wissenschaftlichen Verkehr.

Während der Anwesenheit J. S. Buckingham's, des Verfassers des neuesten, höchst lehrreichen, historisch-statistischen und beschreibenden Werkes über Nordamerika, zu Washington gab Forrest, einer der größten amerikanischen Schauspieler, der gerade auf dem Haupttheater daselbst engagirt war, eines Tags die Rolle des Othello. In Folge davon denuncirte der Herausgeber des zu Washington erscheinenden „Native American" das Stück als ein solches, dessen Aufführung in einem der südlichen Staaten der Union unzulässig sei, weil in demselben die Darstellung des Verhältnisses, in dem ein schwarzer Mohr, wie Othello, zu der schönen Desdemona stehe, Jedermann empören müsse: es liege darin ein Schimpf, welchen jeder weiße Mann zu ahnden verpflichtet sei; ja, der Journalist ging so weit, zu behaupten: „selbst der Verfasser des Stücks, Shakspeare, müsse, wenn es möglich wäre, daß man in einem der südlichen Staaten seiner habhaft werden könnte, dafür, daß er es geschrieben habe, gelyncht werden." Ein verwandter Vorfall trug sich mit einem Stücke zu, dessen Titel „Der Gladiator" ist. Es beginnt mit einer Verkaufsscene thracischer Gefangener, wobei Frau und Kinder von dem Familienvater gerissen werden; die charakteristischen Personen des Stücks drücken ihren Abscheu über dieses Sklavenwesen aus; hierauf folgt die dramatisirte Geschichte des Sklavenkriegs unter Spartacus dahin modificirt, daß der Aufstand zu einem für die ihre Freiheit erkämpfenden Sklaven glücklichen Ergebnisse führt. Das Stück wurde zwei Abende hintereinander, das letztere Mal zum Benefiz Forrest's, welcher die Rolle des Spartacus spielte, gegeben. Der letztern Aufführung wohnten der Präsident und die Mitglieder seines Cabinets, Mitglieder beider Häuser des Congresses und ein zahlreiches Publicum von Einheimischen wie Fremden bei. Dessenungeachtet erhielt darauf der Theaterdirector anonyme Drohbriefe, worin er vor der Wiederaufführung des Stücks zu Washington gewarnt ward; ein Mitglied des Congresses drohte ihm in diesem Falle mit einer Adresse an das Publicum über diesen Gegenstand, deren Wirkung er bereuen werde. Man vertrug sich in der Folge über die Sache durch Ausschluß der ganzen farbigen Bevölkerung, der Freien wie der Sklaven, von der Vorstellung des Stücks, während ihr in der Regel der Besuch des Theaters auf einer, von den Plätzen der Weißen getrennten Galerie gestattet ist. Aber bei der nächsten Ankündigung des „Gladiator" befand sich mit hervorstechender Schrift die Bemerkung: „Bei dieser Gelegenheit können die farbigen Leute nicht zur Galerie zugelassen werden." Etwas Ähnliches begegnete Buckingham selbst bei einer Reihe von Vorträgen über Palästina, die er in der Kapelle auf der Chatamstraße zu Neuyork hielt. Unter den mehr als 2000 Zuhörern befanden sich vielleicht vier oder fünf Neger von sehr anständiger Kleidung und gleichem Benehmen und außerdem zehn bis zwanzig Farbige in verschiedenen Abstufungen der Farbe, je nach der bei ihnen stattfindenden größern oder mindern Vermischung des anglo-amerikanischen mit dem afrikanischen Blute. Die meisten gehörten dem Handelsstande an; Alle benahmen sich mit der größten Unterwürfigkeit, welche soweit ging, daß, wenn sie einen Weißen in ihrer Nähe stehen sahen, sie aufstanden, ihm ihre Sitze anboten und sich an einen entfernteren Ort zurückzogen. Nichtsdestoweniger erhielt Buckingham sogleich im Laufe der ersten Woche eine Anzahl anonymer, gut geschriebener und, allem Anscheine nach, von Leuten von Stand herrührender Briefe, worin man bei aller Zufriedenheit, welche man über die Vorlesungen selbst bezeugte, die Anwesenheit von Farbigen mitten unter Weißen als einen Übelstand bezeichnete, welcher unverzügliche Abstellung erheische; ihre Anwesenheit an einem solchen Orte und das Motiv dazu seien sehr lobenswerth; aber es müsse ihnen ein von dem übrigen Auditorium getrennter Platz auf einem Theile der Galerie angewiesen werden, eine Anordnung, welche man von ihm, zu dessen Verfügung das Gebäude an dem betreffenden Tage stehe, um so eher erwarte, weil er versichert sein könne, er werde im Gegenfalle nicht nur seine augenblickliche Popularität, sondern auch seine Vorträge ihren ganzen Nutzen und ihre Anständigkeit verlieren; denn die Vermischung „schwarzer Geister und weißer" werde von einer intelligenten und gebildeten Gesellschaft nie geduldet, sondern als ein Verstoß gegen Anstand und Zucht und als eine Beleidigung des Auditoriums betrachtet werden. Wirklich hatte Buckingham, als er diese anonymen Mittheilungen seinen Grundsätzen gemäß unbeachtet ließ, Gelegenheit, in Erfahrung zu bringen, daß aus verschiedenen Theilen der Stadt sehr viele, meist wegen ihrer Religiosität anerkannte Leute den Besuch der Vorlesungen wegen der Nichtbeachtung jenes Raths aufgegeben hatten. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 193. —— 12. Juli 1841.

Algier.

(Beschluß aus Nr. 192.)

Es fehlt in Algier noch an Colonisten, die nicht als planlose Glücksritter, sondern mit der festen Absicht in das Land kommen, durch Ackerbau ein Vermögen zu erwerben. Wie in allen Colonien herrscht die Sitte, je nach Umständen bald diese bald eine andere Beschäftigung zu ergreifen, und dieses häufige Umsatteln bringt die Einzelnen darum noch nicht um ihren Credit. Daher finden sich auch unter den bodenbauenden Colonisten viele sehr unstäte, die mancherlei waren, ehe sie zum Pfluge griffen, und selten bei demselben lange ausharren, indem diese Art, ein Vermögen zu sammeln, mindestens eine langsame ist, Ausdauer erfodert und den französischen Auswanderern des niedern Standes nicht so zusagt wie das Halten eines kleinen Kramladens, eines Kaffeehauses oder einer Weinschenke, an welchen aller Orten Überfluß ist. Hatte sich doch sogar auf den Ruinen der altberühmten Stadt Hippo, wo vor 1400 Jahren der heilige Augustin als Bischof residirte, ein französischer Wirth angesiedelt und dort das ganze Unwesen eines gemeinen Lustortes heimisch gemacht, freilich wol um bald darauf bankrott zu verschwinden. Unter allen dem Ackerbau sich widmenden Colonisten sind jedenfalls die von Minorca herübergekommenen sogenannten Mahoneser der Niederlassung die nützlichsten. Sie sind fleißige Gemüsegärtner, versehen fast allein die Märkte und verkaufen fast ebenso viele edle Früchte wie die Mauren, die ihrer eigenen Aussage nach besondere Geheimnisse besitzen zur Veredlung der Südfruchtbäume. Sie sind ruhige und harmlose Menschen von mäßigen und arbeitsamen Gewohnheiten und völlig zufrieden mit ihrer neuen Heimat, da die kleine felsige Insel, von welcher sie stammen, ihnen nicht mehr zureichenden Raum bot für ihre Arbeitslust. Unter sich hängen sie eng zusammen und unterstützen uneigennützig die neu ankommenden Landsleute. Da sie die Cultur der Olive vortrefflich verstehen, dieser sich besonders hingeben und von haushälterischen Sitten sind, so werden sie wahrscheinlich unter allen Colonisten zuerst wohlhabend werden. Weniger Gutes läßt sich von den aus Südfrankreich stammenden Bauern sagen, die außerdem nicht sehr zahlreich sind, und leider bringt auch die Mehrzahl der nach Algier ausgewanderten Deutschen unserm Volke keine Ehre. Einige Dörfer sind jedoch ganz von Deutschen bewohnt, die mindestens über dem Kämpfen mit Hindernissen den Muth nicht verloren haben müssen und wol sonst auch nicht zur schlechtesten Classe gehörten, denn es ist ihnen durch Fleiß gelungen, sich einen Besitzstand zu erwerben und mit einiger Bequemlichkeit einzurichten, immerhin genug, wenn man bedenkt, daß dieses in einem Lande geschah, wo der Krieg noch nie auf eine Woche unterbrochen war. Die italienischen Auswanderer und überhaupt alles Volk, welches sich aus den mittelländischen Inseln und zum Theil sogar aus der Levante nach Algier gezogen hat, legt sich nicht auf den Ackerbau, sondern treibt allerlei Handwerke, oder sucht den Gewinn, unter welcher Form auch dieser sich in Aussicht stellen möge. Den schlechtesten Theil dieser niedern Bevölkerung machen die Malteser aus. Sie stellen eine Art von Mittelclasse dar zwischen den Europäern und Eingeborenen, stehen aber den letztern näher durch Sprache und Untugenden. Mit den Europäern haben sie nur Religion und einige Sitten gemein, doch repräsentiren sie eigentlich nur den Auswurf der europäischen Auswanderung und haben nicht einmal die guten Seiten der Lazzaroni Neapels, denen sie in andern Beziehungen doch wiederum gleichen. Sie haben auch zu den einfachsten Landarbeiten kein Geschick und leben daher als Tagelöhner, die aber jede anstrengendere Arbeit scheuen.

Ein großer Theil des Landes trägt in den Umgebungen Algiers bereits einen sehr französischen Anstrich. Elegante Landhäuser wechseln mit militairischen Bauten und Feldern, nach europäischer Art cultivirt, und sollte für die Franzosen eine Zeit ruhigern Besitzes kommen, so dürfte der ursprüngliche Charakter des Landes, soweit er überhaupt durch Menschenhand geändert werden kann, immer mehr verwischt werden. Aber weiter nach dem Innern oder in entlegenern Gegenden im Osten und Westen der Hauptstadt tritt nicht nur dem Reisenden die afrikanische Natur unvermischt entgegen, sondern an vielen Orten erinnern ihn die Trümmer mächtiger Städte, daß er auf dem classischen Boden einer alten Römercolonie wandele. Mit wortloser Achtung für den Genius jenes gewaltigen Volkes erfüllt der Anblick von den Ruinenstädten Numidiens, von welchen nicht einmal die Namen auf uns gekommen sind. Reste von Pracht und Größe und zahlreiche Römergräber stoßen nicht selten dem Reisenden oder dem auf Entdeckungs-

zügen befindlichen Heerhaufen auf in den wildesten Gebirgsgegenden, wo jetzt kaum ein lebendes Wesen sich regt. Sie vernichten die Zweifel an der Wahrheit jener uns überlieferten Beschreibungen des großen Reiches, denn sie beweisen, daß die Römer mehr Städte bauten und Großartigeres unternahmen, als sie selbst für gut fanden der Welt mitzutheilen. Bis an den Rand der großen Sahara gibt es nach der Aussage zurückgekehrter Renegaten solche Reste aus einer uns kaum begreiflichen Vorzeit, wo von der Weltstadt aus Befehle zugleich abgingen an die Colonien im äußersten Britannien und an der Südgrenze des heißen Numidiens. Dem Alterthumsforscher öffnet sich hier ein weites Feld, welches freilich nur unter starkem militairischen Schutze, und auch dann nur mit Gefahr zu betreten ist. Aber auch über diese ehrwürdigen Reste, diese Andenken eines Volkes, gegen welches selbst die mächtigsten Nationen der Gegenwart unbedeutend erscheinen, ergießt sich der Krieg verderbend und gleichmachend. Auf den Trümmern der alten Römerstadt Calama errichteten die Franzosen einen verschanzten Posten und der Garnison folgte alsbald das bewegliche Volk der Speculanten, der Kaffeewirthe und Krämer. Granitsäulen und Trümmer von porphyrnen Pfeilern mußten dienen zur Herstellung von elenden Häusern, und Platten mit lateinischen Inschriften zerbrach man, um sie desto bequemer als Steine einmauern zu können. Zu solchem Vandalismus, der sich überall wiederholt, wo die Truppen festen Fuß fassen, treibt nicht die Nothwendigkeit, sondern der frivole Zerstörungsgeist, der den Franzosen anhängt und dem sie, zumal als übermüthige Sieger, auch in Deutschland sich überall hingaben. Um Algier hieb man in der ersten Zeit der Besitznahme viele schöne Orangenbäume ohne andern Grund nieder, als um Brennmaterial mühelos zu erlangen, und in Tlemsen riß man mit ähnlich rohem Übermuthe die Balken aus den Häusern, sodaß ganze Straßen einstürzten. Der Befehl erleuchteter Generale vermag nirgend dieser rohen Zerstörungswuth Einhalt zu thun, die jedenfalls sehr bezeichnend ist für den Franzosen dieser Zeit. Der afrikanische Krieg scheint ganz geeignet, um dergleichen Charakterzüge zur vollen Entwickelung zu bringen. Die Existenz des französischen Soldaten ist dort sehr leidensvoll und daher entspringt ein kaum glaublicher Leichtsinn und dann wieder der härteste Egoismus. Der Soldat wird dort zum Menschen des Augenblicks, der sich Alles für erlaubt hält, was ihm Laune eingibt oder was sein trübseliges Loos vorübergehend versüßen kann, und keine andern Rücksichten kennt als diejenigen der Furcht vor den Obern, die ihrerseits wiederum es zweckmäßig finden müssen, kleine Vergehen ungeahnt zu lassen, welche dem Dienst keinen Eintrag thun. Ein minder leichtsinniger Menschenschlag würde kaum vermögen die Noth aller Art zu ertragen, welche den französischen Soldaten in Algier bleibend umgibt. Schlecht verpflegt und, gemäß der herrschenden Gleichgültigkeit gegen Menschenleben, von den Obern nicht selten zu den gefährlichsten Diensten ohne Noth beordert, dem Meuchelmorde fast noch mehr ausgesetzt als dem Tode im offenen Kampfe, ist er zu den anstrengendsten Märschen gezwungen und hat nirgend Ruhe, denn, gegenüber den blitzschnell erscheinenden listigen Arabern, ist der aufmerksamste Postendienst das einzige Sicherungsmittel. Nimmt ein Heerhaufen von einem Punkte Besitz, so ist es sein erstes Geschäft, durch Feldbefestigungen gegen Überfälle sich zu sichern und Verbindungswege zu eröffnen, und daher arbeitet dann der Soldat mit Hacke und Schaufel unter einer glühenden Sonne, oder in einer von Fiebermiasmen angefüllten Luft. Ist endlich diese schwere Arbeit vollendet, so folgt ein langweiliger Dienst in einer engen Umwallung, die der Einzelne nicht ohne Lebensgefahr verlassen kann, wo Ratten und Ungeziefer nächtliche Ruhe fast nicht gestatten und leicht an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel eintreten kann, wenn, wie allzuoft geschieht, das Commissariat die Verproviantirung vernachlässigt, oder Araberhorden die Blockade unternehmen.

Während seines mehrjährigen Aufenthaltes in der Regentschaft besuchte der Reisende nacheinander Budschia und Bona, die Provinzen Konstantine und Oran, sodaß er nicht nur alle merkwürdigen Punkte berührte, sondern sogar, durch Umstände begünstigt, zu einigen vordrang, die, seit Abd el Kader mit neuer und vergrößerter Macht sich erhob, unzugänglich geworden sind. Er gelangte in Gegenden des Atlas, die noch kein wissenschaftlicher Forscher betreten hatte. Der Muth, der ihn nach Maskara unter die zweideutigen Unterthanen des Khalifa führte, wurde belohnt durch den Anblick einer ernst großartigen Natur und durch manche Entdeckung auf dem Felde der Zoologie. Das gewissenhafte Bestreben, sich das Arabische anzueignen, trug hier und anderwärts seine Früchte. Die Eingeborenen zeigten sich etwas zugänglicher gegen den Ausländer, der ihre Sprache verstand, ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten zu studiren suchte, und dem es durch Vorsicht und offenes Wesen fast gelang das Mistrauen zu beseitigen, welches dem Araber in jedem Fremden, in welcher Gestalt er auch auftrete, einen verkappten Spion der Franzosen vermuthen läßt. Die Provinz Konstantine wurde bei Gelegenheit des merkwürdigen Zuges besucht, welche die Franzosen zu Gebietern derselben machte. Bei der Belagerung von Konstantine befand sich der Verf. in der für die friedlichen Naturforscher gewiß seltenen Lage, mit dem Sausen vorüberfliegender Kanonenkugeln Bekanntschaft zu machen, denn er war wenige Schritte vom General Damrémont entfernt, als dieser tödtlich getroffen niedersank. Es ist höchst interessant, seine Schilderung der ganzen Expedition und namentlich der Beschießung und Erstürmung der abenteuerlich gelegenen Felsenstadt mit den bekannten militairischen Berichten zu vergleichen, denn diese übergehen nothwendig eine Menge von kleinen Ereignissen, welche das Eigenthümliche, man möchte sagen das Schauerliche jenes höchst gewagten, aber mit Entschlossenheit ausgeführten Zuges in helles Licht setzen. Obgleich das ganze Werk des deutschen Reisenden vom Anfange bis zum Ende die Aufmerksamkeit des Lesers gespannt erhält, so sind doch die Capitel über die Provinz Konstantine von allen die interessantesten, denn sie beschreiben ein bis dahin fast unbekanntes Land. Dort war einer der festesten Stützpunkte

der alten Barbarenherrschaft, und als wollten sie die kühnen Europäer abschrecken vom Vordringen in das Innere des schon den Römern verderblichen Numidien, starren die kahlen kaum ersteiglichen Felswände empor. Mit diesen grauenhaften Öden wechseln grünende friedliche Thäler, und freundlich ist die Natur selbst am Fuße des schroffen Felsens, von dessen Höhe die alte Stadt fanatischer Räuber, Konstantine, gespenstig drohend herabsieht. In jenen Gegenden liegen die „verfluchten Quellen", deren siedend heiße Gewässer unter einer Decke von dichten Dampfwolken dem Boden in solcher Mächtigkeit entströmen, daß sie zwischen schwarzen Felsen rauchende Fälle von ansehnlichem Umfange bilden. Konstantine ist die Grenzmarke der französischen Herrschaft und wird wol auf immer diese Bestimmung behalten, denn sollten sich die Europäer auch noch südlicher festsetzen, so werden sie doch niemals dort eine unbestrittene Gewalt ausüben und noch weniger die Zone sich unterwerfen, welche die Sahara umgibt und, wie die Ruinen einer räthselhaften Vorzeit beweisen, einst von einem civilisirten Volke bewohnt war. Der europäischen Herrschaft in jenen Gegenden sind natürliche Grenzen vorgezeichnet; allein was Frankreich bisher erobert hat, wird es als Gegenstand der Nationalehre behaupten, und sollte es noch das Zehnfache der Geldsummen und der Blutströme kosten, welche dem Besitze von Algier bereits geopfert worden sind. Ist es unter solchen Umständen auch höchst wahrscheinlich, daß nach und nach die Zahl ernster und wissenschaftlicher Werke über jenes Land sich mehre, so wird demjenigen unsers Verfassers immer eine der höchsten Stellen einzuräumen sein, indem es ein Muster gediegener Beobachtung ist und an diesen Grundlagen spätere Forscher mit Leichtigkeit fortbauen können. 77.

Drei lithauische Schriftsteller.

Eine polnische Zeitschrift bringt folgende Biographie dreier wenig bekannter lithauischer Schriftsteller, deren Verf. der Priester Jucewicz ist, welcher sich in der Gegenwart schon durch mehre Schriften als eifriger Erforscher der Vorzeit Lithauens bewährt hat. — Einer der ausgezeichnetsten lithauischen Dichter war der Priester Anton Drozdowski, geboren in Samogitien im Kreise Telszew. Lange Jahre hindurch verwaltete er an mehren Orten Lithauens das Amt eines Vicars, zuletzt in der wilnaer Diöcese, hatte aber fortwährend mit der größten Dürftigkeit zu kämpfen. Nachdem er seine Hoffnung, hervorgezogen zu werden und ein besseres Loos zu gewinnen, überall vereitelt sah, verließ er sein geistliches Amt und widmete sich gänzlich der Landwirthschaft, indem er in dem Kreise Wilkomierz einige Morgen Landes bebaute. In diesem abgelegenen Winkel Lithauens entstanden seine düstern, rührenden, sehnsüchtigen, durchaus poetischen Volkslieder, die unter dem Titel „Giesmies swietiszkas yr szwitas" und mit dem Motto „Ecce nova sunt omnia" im Druck erschienen sind. Er war ein Vertrauter und Freund des Landvolks, unter dem er lebte, für dieses dichtete er seine Lieder und wollte es durch dieselben zum Preise Gottes und zu ruhiger Ergebung in die Lebensschicksale hinführen. Er sprach mit ihm nie anders als in lithauischer Sprache, dabei war er immer heiter und guten Muthes, nur zuweilen ließ er, besonders wenn er der Misachtung gedachte, die er bei Denen gefunden hatte, welche sich über das Landvolk erhaben glaubten, einige Byron'sche Sarkasmen über das menschliche Geschlecht laut werden. Nie hat er auf eine erniedrigende Weise nach Anerkennung gestrebt, er verlangte, daß diese ihm entgegenkommen sollte. Er schrieb sich stets Strasdelio, eine lithauische Übersetzung seines Namens; drozda ist die polnische Benennung der Drossel. Seine Lieder dichtete er mit großer Leichtigkeit und setzte viele selbst in Musik. Außer den gedruckten gibt es noch eine große Anzahl anderer, denn fast alle Lieder, die das lithauische Landvolk heut in den Kirchen und in den Hütten singt, rühren von ihm her. Seine Sprache ist nicht ganz rein, weil er polnische und andere Wörter, die das Landvolk in das Lithauische einmischt, mit aufzunehmen sich veranlaßt geglaubt hat. Er schrieb auch eine in Wilna gedruckte Anweisung zur Abhaltung der Messe in lithauischer Sprache. Er starb als 80jähriger Greis 1834 in Komaje in großer Armuth. — Einer der eifrigsten Beförderer der lithauischen Sprache war Dionysius Paszkjewitsch, geboren 1760 im Kreise Rossianno. Er war Kreisschreiber von Rossianno und starb 1832. Alle Überreste aus Lithauens früher Zeit und historische Denkmäler, die er aufzutreiben vermochte, legte er in der früher geheiligten Rieseneiche Baublis, an der die Opferungen der heidnischen Lithauer stattgefunden haben sollen, nieder, machte sie also zu einer Art Nationalmuseum. Dann schrieb er mehre Werke, unter denen ein „Lithauisches Wörterbuch" das wichtigste war. Das umfangreiche Werk sollte in der Bibliothek des ehemaligen Vereins der Freunde der Wissenschaft in Warschau niedergelegt werden, ist aber bei einem Advocaten in Kowno verloren gegangen. Außerdem rühren viele Lieder und Epigramme von ihm her, die noch jetzt in Lithauen von Mund zu Mund gehen. — Ein Schriftsteller aus früherer Zeit ist der Jesuit Konstantin Schyrnoid, welcher 1631 starb. Er hat Predigten in lithauischer Sprache hinterlassen, die in Wilna gedruckt worden sind; sehr selten sind unter andern die Predigten zu den großen Festen (Wilna 1644) in lithauischer und polnischer Sprache. Wichtiger ist sein polnisch-lateinisch-lithauisches „Dictionnarium trium linguarum" (Wilna 1677 u. 1713). 7.

Notizen.

Charl. Vignolles hat der königlichen Gesellschaft zu London ein Originalportrait Sir Isaak Newton's, von Vanderbank, einem niederländischen Maler von ziemlichen Rufe in Newton's Zeit, zum Geschenk gemacht. Das begleitende Schreiben macht die Angaben, daß es ein Jahr vor Newton's Tode gemalt ist, dann in den Besitz der Familie des berühmten Lord Stanhope kam, der es an den Mathematiker Dr. Charl. Hutton, Mitglied der königlichen Gesellschaft und Großvater von Vignolles, durch welchen dieser selbst in einem Seitenzweige von Newton abstammt, vermachte, worauf es gleichfalls durch Erbschaft in den vieljährigen Besitz von Vignolles gelangte. Der Untergang verschiedener Familienschriften verhinderte den Geber an weitern Mittheilungen über die Geschichte des Bildes, welches Sammlern wohl bekannt und vor ungefähr 40 Jahren copirt worden ist. So viel Freude der Besitz desselben dem Eigenthümer gemacht hat, so glaubt er doch: „ein solches Portrait gehöre der gelehrten Welt überhaupt und ganz im Besondern der überaus ausgezeichneten Gesellschaft zu, deren Haupt Newton einst war." 47.

William Savage, Verf. von „Practical hints on decorative printing" und „On the preparation of printing ink, both black and obscured", gab neulich heraus: „Dictionary of printing". Der Verf. bezweckt damit, einen treuen und deutlichen Bericht über die Buchdruckerkunst zu geben, wie sie jetzt in der englischen Metropole ausgeübt wird. Hierzu berechtigen ihn seine langen in London gesammelten praktischen Erfahrungen um so mehr, da er einige der schönsten Werke, welche die britische Presse je lieferte, ausgeführt hat. Dem Lehrling soll das Werk als Leitfaden dienen, dem Meister und erfahrenen Arbeiter zum Nachschlage- und Vergleichungsbuch. Die

„Times" haben das Werk angelegentlich als höchst brauchbar empfohlen. 5.

Bibliographie.

Aschbach, J., Geschichte Kaiser Siegmund's. 3ter Band. Die Zeit des Hussitenkrieges bis auf die Eröffnung des Basler Conciliums. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 25 Ngr. (2 Thlr. 20 Gr.)

Bauer, B., Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr.

Bendeguez, Gyula Kolompos und Pista Kurtaforint Eine Donquixottiade nach der neuesten Mode. Dichtung und Wahrheit von P. P—s. Aus dem Magyarischen übersetzt von L. von Sch.— Gr. 12. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Bibliothek der neuesten und besten Romane der englischen Literatur u. s. w. 86ster, 87ster Band. — Auch u. d. T.: Capt. Marryat's sämmtliche Werke. 52ster, 53ster Band. — Ferner mit d. T.: Olla podrida oder Kleinere gesammelte Schriften von Capt. Marryat. Aus dem Englischen von G. N. Bärmann. In 2 Theilen. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr.

Blenda. Romantisches Heldengedicht in fünf Gesängen. Nach dem Schwedischen. Gr. 8. Kiel, Schwers. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Bremer, Fredrika, Neue Skizzen aus dem Alltagsleben. I. — Auch u. d. T.: Streit und Friede oder einige Scenen in Norwegen. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr.

Credner, C., Gotha vor zweihundert Jahren oder die fürstliche Hülfe in der Zeit der Noth. Ein treues Lebensgemälde aus der letzten Hälfte des dreißigjährigen Kriegs. Ein Volksbuch. Gr. 12. Gotha, Müller. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Czaykowski, M., Wernyhora, der Seher im Grenzlande. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen übersetzt. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Donney, F. B., Schwert-Lilien. Gedichte. Gr. 12. Wien, Beck. 20 Ngr. (16 Gr.)

Ehrlich, J. N., Metaphysik als rationale Ontologie. Gr. 8. Wien, Beck. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Herr Ellendorf gegen Walters Kirchenrecht. Gr. 8. Bonn, Marcus. 5 Ngr. (4 Gr.)

Fried, H. J., Epheuranken. Dichtungen. 2 Bände. 8. Landau. 1840, 41. 2 Thlr.

Deutsche Fundgruben der Geschichte Siebenbürgens. Herausgegeben durch *G. Joseph Kemény*. 2 Bände. Gr. 8. Klausenburg, Tilsch u. Sohn. 1839, 40. 3 Thlr. 5 Ngr. (3 Thlr. 4 Gr.)

Gardthausen, G., Antonello. Gedicht in vier Gesängen. 8. Kiel, Schwers. 25 Ngr. (20 Gr.)

Günther, J., Gedichte und Lieder in verschiedenen deutschen Mundarten. Gr. 12. Jena, Hochhausen. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Heeringen, G. v., Ein Ausflug nach England. Gr. 12. Gotha, Müller. 1 Thlr. 12½ Ngr. (1 Thlr. 10 Gr.)

Jahr, T., Harfe und Stab. Gr. 12. Liegnitz, Reisner. 15 Ngr. (12 Gr.)

Genealogisch-Diplomatisches Jahrbuch für den Preußischen Staat und zunächst für dessen Adel und die höheren Stände überhaupt. I. 8. Berlin, Heymann. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Jolowicz, H., Die fortschreitende Entwickelung der Cultur der Juden in Deutschland und die wissenschaftliche Ausbildung des Judenthums von Mendelssohn bis auf unsere Zeit. Gr. 8. Berlin, Stuhr. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Lewald, A., Theater-Roman. Mit Federzeichnungen von C. Hochbanz. I., II. 8. Stuttgart, Krabbe. 3 Thlr. 15 Gr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Lieder der Zeit. Gr. 12. Stuttgart, Krabbe. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Lochner, G. W. K., Die drei Jahrhunderte von Luther bis auf Friedrich den Großen. Zwölf Vorlesungen mit einer Einleitung. Gr. 8. Nürnberg, Stein. 1 Thlr.

Menken, G., Das Monarchieenbild. 2te Auflage. Gr. 8. Bremen, Kaiser. 12½ Ngr. (10 Gr.)

— —, Neue Sammlung christlicher Homilien. Gr. 8. Bremen, Kaiser. 2 Thlr.

Moritz, K., Christus der Ueberwinder. Ein Gedicht in fünf Gesängen. 8. Oppeln, Baron. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Neudecker, Ch. G., Neue Beiträge zur Geschichte der Reformation mit historisch-kritischen Anmerkungen herausgegeben. 2 Bände. Mit 1 lithographirten Tafel, den Schlüssel zur Chifferschrift des Joh. Lasko enthaltend. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 3 Thlr.

Das Nibelungenlied. übersetzt von G. O. Marbach. Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Eduard Bendemann und Julius Hübner. (Denkmal zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.) 2te Hälfte. Hoch gr. 4. Leipzig, Otto u. Georg Wigand. Subscr.-Pr. 3 Thlr. 23¾ Ngr. (3 Thlr. 19 Gr.)

Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen von *E. Robinson* und *E. Smith*. Nach den Original-Papieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von *E. Robinson*. Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 2ter Band. Gr. 8. Halle, Buchhdlg. des Waisenhauses. 6 Thlr. 20 Ngr. (6 Thlr. 16 Gr.)

Nauffe, J. H., Das zweite Gesicht. Eine Begebenheit aus dem Reich der Nacht. 8. Zeitz, Schieferdecker. 1 Thlr.

Seisen, J. D., Der Genius des Cultus. Ein Wort zur Verständigung mit den Gebildeten unserer Zeit über die Verehrung des Genius. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Serres, M. de, Die Kosmogonie des Moses im Vergleiche mit den geologischen Thatsachen. Aus dem Französischen übersetzt von F. X. Steck. Gr. 8. Tübingen, Laupp. 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Sila oder die Macht des Seegens. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Gr. 16. München. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Steger, F. A., Der Heiland. Ein Epos in zwölf Gesängen. 8. Zeitz, Schieferdecker. 1 Thlr.

Steub, L., Bilder aus Griechenland. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Stöber, K., Erzählungen. Gesammtausgabe mit Zeichnungen nach Prof. Richter d. j. 1ster Band. Gr. 12. Dresden, Naumann. 1 Thlr.

Streckfuß, K., Die beiden preußischen Städteordnungen. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 10 Ngr. (8 Gr.)

Theremin, F., Abendstunden. 2te, vermehrte Ausgabe in Einem Bande. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr.

Tieck, L., Gedichte. Neue Ausgabe. Gr. 12. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Tittmann, F. W., Ueber die Schönheit und die Kunst. Gr. 8. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Toepfer, C., Lustspiele. 4ter Band. Gr. 12. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr.

Varnhagen von Ense, K. A., Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Wolff, O. L. B., Schriften. 1stes u. 2tes Bändchen. Gr. 16. Jena, Mauke. 1 Thlr.

Zur Literatur über den Königsberger Verfassungs-Antrag. Gr. 8. Leipzig, Köhler. 20 Ngr. (16 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 194. —— 13. Juli 1841.

Politische Lieder.

Frankreich und Deutschland haben einen Krieg geführt, und der ist nun beendet. Ich meine nicht den deutschen Befreiungskrieg, noch weniger jene alten Kriege, die uns den Elsaß und Lothringen kosteten und den strasburger Münster nach Frankreich versetzten. Ich meine den jüngsten Krieg über den Orient oder sonst etwas (den Grund weiß man nicht genau), wo kein Blut floß, nur Tinte, statt der Schüsse Redensarten. Die Armatur war Volksaufregung hüben und drüben, aber es war eine ganz neue Strategik. Mit Poesien schlug man sich. Wir hatten ein Lied und, Ehre dem Liede, es hat mächtig gewirkt; in seinen Effecten ist seine Poesie. Bei den Franzosen war gerade diese Art Poesie ausgegangen, ihr Béranger ist alt geworden. Ihr großer Dichter Thiers componirte zwei mächtige Gedichte anderer Art, ganz berechnet auf die poetische Fassungskraft der Nation. An dem einen: „Die Mauern um Paris", war er freilich nur Mitarbeiter, doch gebührt ihm die Ehre wie dem Componisten neben dem Dichter, denn was wäre eine Oper ohne Musik! Das andere dafür war allein sein Werk; es spielt in Stationen auf Helena, auf dem Meere und im Dom der Invaliden zu Paris. Beide Gedichte sind vollkommen gelungen, d. h. sie haben ihren Zweck erfüllt wie die Lieder des Tyrtäus; sie haben die Franzosen in Feuer und Flamme gesetzt, so lange man für zweckmäßig hielt, daß sie brennen sollten. Dann, als es nicht mehr nöthig war, ließ man die Flamme allmälig ausgehen. Und so ist es bei uns auch. Nur daß der Staatsmann, der auf der Finanzwage Vortheil und Nachtheil abwägt, für dieses Mal den pecuniairen Vortheil auf Deutschlands Seite finden dürfte. Wie viel Öl kostete die Flamme der Begeisterung den Franzosen, und was blieb ihnen dafür? Ein kaiserlicher Sarkophag in ihrer Hauptstadt. Eine Decoration, mehr nicht. Der Todte stört Keinen mehr. Eine Festungsmauer um ihre Hauptstadt — ihre Bestimmung liegt im Dunkel der Zukunft. Aber die Schuld von wie viel Millionen? — lastet für diese Poesie auf der Nation! Wie billig kamen wir Deutsche dagegen fort! Das Lied hat seinem Sänger freilich viel, verhältnißmäßig für einen deutschen Dichter außerordentlich viel eingebracht, fast, die Porzellanteller, Ehrenbecher, die Pension zu Capital geschlagen, ein Zehntheil von Dem, was Sannazar von der Republik Venedig für seine Verse auf dieselbe erhielt; aber was will diese Ausgabe gegen die Wirkungen sagen!

Napoleon's Asche und das Rheinlied haben, wie sich das von selbst versteht, wo mächtige Töne in neuer Weise angeschlagen werden, ihre poetischen Nachklänge hervorgerufen. Das muß so sein in der Welt, es ist nicht vom Schlimmen, aber auch nicht vom Guten. Ein neuer Gedanke muß durchgekäuet werden, ein neues Bild copirt und nachgeahmt, bis es etwa auf den Fenstervorsetzern oder gar auf den Pfeifenköpfen figurirt. Alsdann ist die Wirkung consumirt, der Gedanke nicht mehr zündend und gefährlich. Was in Frankreich gesungen, von Victor Hugo bis auf die Kleinen herab, geht uns hier nicht an; uns liegen die deutschen Nachklänge und Nachwehen vor. Vom Rheinliede? — Gewiß. — Und vom Rheinliede allein, denn wir sind ja Deutsche? — Deutsche wol, aber wir sind auch Kosmopoliten. Jeder Feind hat bei uns seine besten Vertheidiger und so unparteiische Richter, daß sie aus Furcht, parteiisch zu scheinen, lieber dem Feinde Recht geben.

Napoleon's Asche, nach Frankreich gebracht, rief natürlich auch die deutsche Dichtung auf, dies europäische Ereigniß zu feiern. Ob es sich für den Deutschen schickt oder nicht schickt, war nicht die Frage. Im Gegentheil, es war der Deutschen Pflicht, alle peinlichen Erinnerungen, alle widerstreitenden Nationalgefühle zu Füßen des neu errichteten Altars niederzulegen, den die Pariser den Reliquien des Heros errichtet. Ob der Pariser dabei an Anderes dachte als die Pflicht der Pietät gegen einen großen Mann, ob es eine schlaue Berechnung der Politik war, oder gar eine Finanzspeculation, oder ein leeres Schaugepränge, um die Aufmerksamkeit des Volkes von anderm abzulenken, darauf durfte es uns nicht ankommen. Wir haben das Schauspiel nur von vorn anzusehen, wie man es uns zeigt. Unserer Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit ist der Blick hinter die Coulissen nicht verstattet. Man sagt dir, es sei eine große Idee, aus Respect vor großen Ideen mußt du es glauben und, was an dir ist, es Andern wiedersagen. Wer sollte seine Größe nicht bewundern; aber es gibt Stimmen bei uns, die da meinen, für die deutschen Dichter sei es 1840 noch zu früh, diese Größe in den Himmel zu erheben, und sie hätten für ihre Begeisterung näher liegende Gegenstände. Uns liegt vor ein Büchlein:

1. Napoleon'sche Gedichte. Zum Besten der Unglücklichen in Lyon. Leipzig, Böhme. 1840. Gr. 12. ¼ Thlr.

Zum Besten der lyoneser Überschwemmten. Es ist eine schöne Sache um die Mildthätigkeit; ob aber bei den deutschen Spenden an die Überschwemmten in Frankreich das Gebot beachtet wurde, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte thut, lassen wir dahingestellt. Um verunglückten Franzosen zu helfen, läßt ein Deutscher ein Loblied auf Napoleon drucken. Hätte man es vor 25, vor 20 Jahren für möglich gehalten! Nun verzage noch eine noch so unterdrückte Meinung! Appellire an die Zukunft, trostlos Gedrückter; jede Ansicht wird einmal siegen. Dieser deutsche Dichter, der sich nicht genannt, singt die Heldenglieder, welche jetzt bei den treuen Invaliden ruhen, an, er wünscht, daß sie fest zusammenhalten wie im Leben:

> Und die göttlichen Ideen,
> Die ihn durch die Welt getragen,
> Laßt sie geistig euch umwehen,
> Wie in jenen Ruhmestagen.

Diese Ideen sind die liberalen Ideen. Napoleon war ihr Träger:

> Von Freund und Feind werd' ich genannt
> Der muthige Repräsentant,
> Der erste Krieger, welcher stand
> Für euern Ruhm in Kampfes Reihn,
> Der euch den schönsten Sieg erwarb
> Und endlich — als Messias starb!
> Mein Ende krönt mich mit dem Heil'genschein;
> Mein Name wird der Feldruf der Gefechte,
> Ich werd der Wahlspruch jeder Hoffnung sein,
> Den Völkern all das Sternbild ihrer Rechte!!!

Was läßt sich da noch sagen! Selig, die da glauben. Wir Deutsche sind eine gläubige Nation. Aber ob es ein Franzose glaubt, wenn Napoleon seine Leiden klagt:

> Wenn ich höre, wie man schnell die Stützen
> Meines großen Weltreichs untergräbt,
> Und die Sorge, ihren Thron zu stützen,
> Einzig nur der Herrscher Brust belebt?
> Wenn ich ahne, wie mit Riesenschritten
> Man die armen Völker rückwärts führt;
> Was die Menschheit blutig sich erstritten,
> Wieder nun allmälig sie verliert?
> Nein, bei Gott! dann fühl' ich, glaubet mir,
> Meine größten Leiden sind nicht hier.

Wir Deutsche haben's geglaubt, als Napoleon, da er nicht mehr Bomben werfen konnte, solche sentimentale Worte in die Welt schleuderte. Aber Hundert gegen Eins, der Franzose hat's nicht geglaubt. In diesem einen Falle hat er die Größe des großen Mannes besser zu würdigen gewußt. Er weiß, was Schauspiel sein soll. Er spielte gern mit, so lange sein großer Kaiser Staatsactionen aufführte, und ließ sich stellen, wie der große Mann es wollte, damit es wirke. Dafür, nun da er todt ist, führt er seine eigenen Actionen auf, und der Schatten und die Asche des Heros müssen darin agiren, wie er will. Nirgend ruht Napoleon's Leiche mehr todt, ja vielleicht schon vergessen, als in Paris. Der Actus ist fertig, das Capitel construirt. Im fernen Ocean, auf der Felseninsel, war er noch ein drohender Spuk, in den Jeder hineinlesen mochte, was er Lust hatte. Nun ist auch das verbraucht. Wie fein und geschickt im Interesse der Julidynastie hat auch darin Thiers operirt. Verführen werden diese Napoleon'schen Gedichte Niemand. Selbst in diesen Ultraergüssen des liberal-napoleon'schen Enthusiasmus läßt sich die deutsche Bonhommie und unser Gerechtigkeitsgefühl nicht verleugnen; so verabscheut die Stimme den Königsmord, und daß man jemals den Tag der Hinrichtung als ein Fest begehen konnte!

2. Laßt die Todten ruhn! An die Franzosen. Von Ludwig v. Erfurt. Leipzig, Wunder. 1841. Lex.-8. 1/12 Thlr.

Dieser deutsche Sänger stimmt einen gerade entgegengesetzten Ton an, wie sich schon aus dem Motto aus Byron:

> Oh shame to thee, land of the gaul!
> Oh shame to thy children and thee!

ergibt. Er singt von der großen Komödie, die sie in der wogenden Stadt aufgeführt:

> Bildsäulen hat man aufgestellt
> Und bunte Fähnlein zugesellt,
> Und Rauschegold, gemalt Papier,
> Das ist des Kaisers Grabpanier.
>
> Die Frankensänger mit falschem Ton
> Besingen den Helden Napoleon,
> Das ist kein Lied, das ist kein Klang,
> Der glühend aus dem Herzen drang.
>
> Die Menge gafft nach der Leichenpracht,
> In ihrer Seele jedoch ist's Nacht,
> Als wie zu Schau und Zeitvertreib,
> Begehrten heim sie den Heldenleib.
>
> — — — — — —
> — — — — — —
>
> Der Kaiser, der mit einem Ruf
> Gewaltige Tragödien schuf,
> Ihn brachte zum Spektakelstück
> Von Helena man heut zurück.
>
> Ruht nun der Kaiser am Seinestrand
> Wol freier als in Engelland?
> In Babel ruht er, das zwängt man ein
> Mit Wall und Graben und Bastein.

Wer dieser Ansicht etwa wäre, und ihrer sind noch Viele, gesagt sei es, in Deutschland, der könnte wünschen, daß die Poesie sie ebenso kräftig als wohlmeinend ausdrückte. Doch auch diesem Wunsche wird in dem fünften Gedichte: „Es war ein Traum nur", wenigstens in etwas entsprochen:

> War die tolle Gaukelposse, jener Spott mit Prunk und Hohn —
> War es Leben — nein, ein Trugbild war es — und es ist entflohn.
> Eine Kaiserleiche brachten sie herauf zu Tageslicht,
> Doch des großen Helden Schatten, ihres Kaisers, war es nicht.

In dem fernen Meere soll noch des Meeres großer Sohn ruhen, indem bunte Märchenkränze um sein hohes Haupt spielen und Elfenchöre allnächtlich den Leib zum Strand hinabtragen. Das mag seine Richtigkeit haben, ich aber muß gestehen, daß ich beim Gedanken an Napoleon so wenig an die Märchenwelt und an Elfen denken kann, als bei den Pyramiden. Es sind starre Größen, in deren Hieroglyphen wir noch keinen Sinn fanden, der zu unserm Gefühl spricht.

3. Napoleon's Rückkehr. Ballade von W. Gerhard. Leipzig, Barth. 1841. Gr. 8. ⅓ Thlr.

Diese Ballade kann man das Juste milieu zwischen den beiden vorigen nennen. Sie erzählt uns nur in ruhigem Tone das große Ereigniß, und der Verfasser singt nur, weil er meint, daß wie in Romanzenklängen die Spanier ihren Eid besungen, der Serbe in Heldenliedern seine Helden und der göttliche Homer des Hektor und des Patroklos Leichen, also zieme es auch der deutschen Harfe, daß sie klingend durch die Welt trage,

> Was der Drang bewegter Tage
> Warnend vor das Auge stellt;
> Laß den Geist, den sein Jahrhundert
> Mächtig, kühn und groß gesehn,
> Viel gehaßt, geliebt, bewundert —
> Klanglos nicht zum Orkus gehn.

Die logische Schlußfolge, warum das nun gerade der deutschen Harfe oblag, und schon jetzt das Ereigniß zu feiern, ist mir nicht klar. Indessen das historische Referiren, sine ira et studio, ist einmal Aufgabe der deutschen Wahrhaftigkeit und es läßt sich nichts dagegen sagen, wie es geschehen. Wir achten den Dichter um seiner Verdienste als Übersetzer der serbischen Volkslieder, und auch diese Ballade hat in der objectiven Behandlung des Gegenstandes ihren Werth. Ein Gedanke, nämlich ein neuer, findet sich im Schluß:

> Ein wilder Lärm
> Tobt durch bewegte Gassen!
> Welch unheilvollen Dämon hat
> Die Hölle losgelassen?
>
> Ein toller Haufe, den die Wuth
> Kriegrischen Schwindels packte,
> Umtanzet die Vendomesäul'
> Im Marseillaisentakte.
>
> „Minister nieder!" — schreien sie —
> „Die uns zum Frieden rathen!
> Tod den Verräthern!" — schreien sie —
> „Und nieder die Tractaten!"
>
> Da fühlet jeder Busen tief,
> Und fühlt's mit eis'gem Schrecken,
> Die Stimmen müßten endlich wol
> Den großen Schläfer wecken.
>
> Und — wunderbar! — der Deckel sprang,
> Und Alle sehn mit Beben
> Napoleon den Kaiser hoch
> Im Sarge sich erheben.
>
> Und wie versteinert jeder Blick
> Jetzt auf den Kaiser starrte,
> Hob dieser streng die Hand und rief:
> „Franzosen, ehrt die Charte!"
>
> Dem Aug entsprühten, wie er sprach,
> Gerechten Zornes Flammen,
> Und — neigend seinen Eisenarm
> Sank er in Staub zusammen.

Wie wenig man den Zeitungsschreibern vertrauen darf! das hat noch Keiner berichtet. Die Ballade ist mit typographischem Luxus gedruckt und für den künftigen Geschichtschreiber wird ihr die angehängte historische Notiz nach officiellen Berichten und Actenstücken einen dauernden Werth geben.

Genug von jenseits; nun zum Rheine zurück! Welche Liederlust hat bei uns das Rheinfieber der Franzosen geweckt! Drei ansehnliche Bände: „Klänge aus der Zeit", „Kriegslieder für das deutsche Volk" und „Deutsche Kriegslieder" liegen uns vor. Also, wäre es zum Kriege gekommen, daran hätte es nicht gefehlt. Ob aber die Arndt, Körner, Schenkendorf, Stägemann erstanden wären? Jene Kriegsdichter standen größtentheils erst während des Krieges auf, die Trompeten, der Kanonendonner erweckten sie. Es ist eine andere Sache, wenn die Poesie erst den Kriegsmuth erwecken soll. Dennoch war es ein gutes Zeichen, daß diese Stimmen da waren, daß die deutsche Poesie vorerst sich regte, um der Schmach, die fremder Übermuth bereiten konnte, männlich kräftig die Stirn zu bieten. Daß 1840 eine andere Zeit war als 1813, braucht nicht gesagt zu werden, daß also auch die Stimmen der Dichter anders tönten, als die jener von Feuerhaß und hoher Begeisterung erfüllten Sänger. Der Wille war gut, die Kraft, wo sollte die herkommen, nachdem das deutsche Nationalgefühl, die deutsche Sprache einen solchen fast 25jährigen, entnervenden Druck geduldet hatte! Man kann sich vielmehr wundern, daß die Gedichte noch so leidlich kräftig ausfielen. Den Maßstab von Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland?" „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", oder nur Körner's „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", hier anzulegen, wäre unbillig.

4. Klänge aus der Zeit. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das Becker'sche Rheinlied. Gesammelt und herausgegeben von J. Funck. Zweite, unveränderte Auflage. Erlangen, Palm. 1841. 8. ⅓ Thlr.

Ein buntes Gemisch aller möglichen poetischen Stimmen. Wer da sehen will, was ein Lied in Deutschland wirkte, blättere in diesen 112 ziemlich enggedruckten Seiten. Ernst und Scherz, pro und contra, Feuerglut und Parodie bunt untereinander, Meisterstücke und Knabenversuche, mächtige Klänge und matter Nachhall. Daß das Buch eine zweite Auflage erlebte, wäre auch ein zu beachtendes Zeichen.

Becker's Rheinlied beginnt den Reigen. Nun hat es ausgewirkt, es hat erfüllt, was es sollte. Da schwankte ich oft und Viele mit mir, ob ich es ein gutes Lied nennen soll. Gut ist Das, was einen guten Zweck erfüllt hat. Das schlösse aber noch nicht die Ansprüche der ästhetischen Kritik aus. Wenn ich es aber mit seinen Nachfolgern vergleiche, ersteht mir auch sein dichterischer Werth. Becker hat die körnige, kräftige Sprache gefunden, nach der so viele unserer begabtern Dichter vergebens ringen. Das Volk mußte ihn verstehen und hat ihn verstanden. Als Zugabe erhalten wir hier die Übersetzungen des Liedes, eine lateinische. Was soll die? Wenn lateinisch übersetzt, müßte es in gereimten, kurzen, schlagenden Versen sein, ein anderes Gaudeamus igitur. Was soll der künstliche Versbau der Ode zu diesem Liede, das nicht durch den Schwung seiner Gedanken sich geltend macht. Übergehen wir die französische! Gelungen ist die bekannte englische, aber den Nagel auf den Kopf trifft die holländische. Wer auch nicht Holländisch versteht, dies versteht Jeder:

Zij zullen Hem niet hebben, de vrijen duitsche Rijn;
Of zij als hongrige raven, begeerig daar na zijn.
Zo lang Hij rustig voort vloeit, zijn groene kleed nog draagt,
Zo lang een riem weergalmend, in zijnen golven slaat.
De Rijn is niet te hebben, de vrijen duitsche Rijn,
Zo lang zich harten laven an zijnem krachtge wijn etc.

Verständlich, klar und kräftig, nur daß es unserm Ohr doch seltsam klingt, wenn gerade der Holländer vom vrijen duitsche Rijn singt, der die Freiheit doch nur jusqu'à la mer gelten lassen will.

Die Anfänger des Sängers können füglich übergangen werden bis auf das vielbesprochene Prutz'sche Gedicht „Der Rhein". Käme es auf eine ästhetische Auseinandersetzung der Begriffe Lied und Gedicht an, hier wäre ein schlagendes Beispiel geboten. An Gedankenfülle und in wohltönenden Versen überwiegt das Gedicht das Lied beiweitem. Aber ein solches Gedicht schlägt nicht ein, auch wenn das ganze Volk mit den Gedanken darin einverstanden wäre. Das thut allein das Lied, das da ist, man weiß nicht woher. Zu rühmen ist am Dichter des Gedichts, daß er, obgleich seine Stimme eine Opposition gegen die unbedingte Verehrung des Becker'schen Liedes ist, diesem doch volle Achtung widerfahren läßt:

— Es gilt nicht dir, der du zuerst gesungen
Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich adlergleich geschwungen —
Dich schließ im Geist in meinen Arm ich ein!
Aus voller Brust ist dir das Lied gequollen,
Und nicht im Käsicht hast du es bewahrt,
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thatest Recht! und das ist Sängerart.

Sei das Becker'sche Lied, wie man will, habe der Oppositionsdichter in Allem Recht, was uns und dem Rheine mangelt, es hat einen moralischen Aufschwung verursacht, der uns noth that, der gewirkt hat und noch weiter wirken wird. Freiwillig hat es das deutsche Volk gesungen, auch mit der Überzeugung, daß der Rhein nicht so frei ist, als wir ihn wünschen, und beim hellen Bewußtsein aller dieser Wünsche kann es Becker's Lied fort und fort mit gutem Gewissen singen, und nur da erregte es Verstimmung, wo man es von bezahlten Sängern hinter Lampen und Leinwand absingen ließ, um eine Wirkung zu effectuiren. Aus dem Prutz'sche wünschten wir, daß die Strophe:

Sei deutsch, mein Volk! Verlern den krummen Rücken,
An den du selbst, unwürdig, dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, grad aufwärts mußt du blicken,
Vom eignen Muth gesittigt und verschönt.
Es kann den Fürsten selber nicht gefallen
Dies schmeichlerisch demüthige Geschlecht —
Ein offnes Auge! so geziemt es Allen,
Zu Boden sieht das Thier nur und der Knecht. —

so schön sie ist, etwas populairer, als ein Lied wie das Becker'sche, oder eins der bessern Bürger'schen gefaßt wäre, damit es das Volk auch singen könnte.

Unter den Liedern der andern Dichter (und wie viel bisher unbekannte Namen liest man hier) zum Preise des Rheines klingt Fr. v. Zedlitz's Dichtergruß am meisten zum Gefühl. Es hebt an:

O Land am Rhein, so wonniglich,
Die Hand des Herrn behüte dich!
So ruf' auch ich dir zu beim Scheiden.
Bewahr dir Gott den frischen Muth,
Das leicht bewegte Jünglingsblut!
Viel gab dir die Natur an Freuden.

Zum Schluß gibt es einige Scurrilia. Wir mögen das „Schlachtlied des Schulmeisters" gelten lassen, wozu aber in dieser Sammlung die andern trivialen Späße, die jüdische Paraphrase des Rheinliedes, sogar Saphir'sche Parodien und die widerwärtige hamburgische, bei Gelegenheit des Excesses gegen den Mäßigkeitsverein, doch ein Ereigniß, das man lieber aus dem Gedächtniß auslöschen sollte, als es verewigen. Das „Schlachtlied des Schulmeisters" (ohne Angabe des Autors) hat artige Stellen:

Der Rhein (lateinisch Rhenus)
(Rheni im Genitiv)
Entspringt in den Graubündten,
Anfangs ist er nicht tief.
Dann fällt er bei Schaffhausen
Herab von seiner Höh,
Und schiebt hierauf gewöhnlich
Sich durch den Bodensee.
— — — — —
— — — — —
Der Rhein hat grünes Wasser,
Genießt den Zollverband
Im allerhöchsten Grade
Und läuft derb in den Sand.
Geschichtlich ist zu merken,
Daß alter Rheinwein wächst
Am Mäusethurm, wo, glaub' ich,
Der Freiherr Vischering krächzt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Der Verf. des Werkes „India, its state and prospects", Edward Thornton, gibt jetzt heraus: „The history of the british empire in India", ein Werk, welches mit 20 monatlichen Lieferungen beendigt sein wird. Zur Kenntniß Indiens können noch dienen: Moorcroft's und Trebeck's „Travels in the Himalayan provinces of Hindostan and Punjaab" (2 Bde.); „The East-India year-book for 1841"; „Anglo-India social, moral and political" (3 Bde.), von einem Ungenannten; „Notes of an overland journey through France and Egypt to Bombay, with remarks upon Aden and Bombay", von Emma Roberts, Verfasserin der „Scenes and characteristics of Hindostan", die eben eine zweite Auflage erlebt haben; „Rise and progress of the british power in India" (2 Bde.), von Auber u. s. w. Zu bemerken ist, daß alle diese Werke und andere über denselben Gegenstand bei Einem Verleger, W. H. Allen, welcher Indien zu seiner speciellen Provinz gemacht zu haben scheint, erschienen oder noch im Erscheinen begriffen sind.

Soeben erschien eine neue Ausgabe von James Montgomery's poetischen Werken, mit einigen Dichtungen vermehrt und einer biographischen Einleitung versehen. Diese Ausgabe wird aus vier Bänden bestehen und ist mit den neuen Ausgaben von Moore's und Southey's Werken gleichförmig. Auch von Thomson's „Jahreszeiten" wird eine neue Ausgabe veranstaltet, womit eine Reihe gleichförmig ausgestatteter Ausgaben classischer britischer Autoren beginnt. Holzschnitte, „executed in the highest style of the art from original designs", zieren diese Ausgabe. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 195. —— 14. Juli 1841.

Politische Lieder.

(Beschluß aus Nr. 194.)

5. Kriegslieder für das deutsche Volk. Herausgegeben von Eduard v. Bülow. Leipzig, Volckmar. 1841. 8. ½ Thlr.
6. Deutsche Kriegslieder. Gesammelt von Adolf Böttger. Leipzig, Weigel. 1841. Gr. 12. ¾ Thlr.

Es genügte nicht für den Krieg, der in Aussicht stand, *eine* Sammlung der ältern Kriegslieder; zwei derselben sind zugleich erschienen, um ja, wenn dessen bedurft würde, sogleich einen vollen Markt zu haben. Nun, diese Waare veraltet nicht; wenngleich sie modisch ausstaffirt wurde, ist doch ihr Werth über der Mode. In beiden Sammlungen sind jene Lieder aufgenommen, die ihre Gültigkeit behalten werden, so lange die deutsche Sprache gesprochen, oder ihre Sänge das Ohr erfreuen werden. Die Bülow'sche Sammlung ist den „gewaltigsten Kriegssängern Deutschlands, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Rückert" gewidmet und von einer gewappneten Vorrede eingeleitet, die da Namens der Deutschen dagegen protestirt, daß sie den Krieg mit ihren mächtigen Nachbarn suchen oder herausfodern wollen.

Allein wir kommen endlich einmal zum Gefühle unserer Würde als ursprüngliche Völkerschaft und wissen, daß Deutschland verdiente, aus der Reihe der civilisirten Staaten für immer und ewig gestrichen zu werden, wenn es in sklavischer Feigheit, ohne innerste und äußerste Empörung den Fremden gestattete, es blut- und beutelustig nochmals zu verheeren. Wir erröthen deshalb tief vor unserer Vergangenheit, erfreuen uns aber dieses entsühnenden Erröthens selbst und rufen Alle für Einen und Einer für Alle dem Feinde zu: Wir wünschen und erhoffen keinen Krieg, wir sind aber auch auf Tod und Leben entschlossen, keine Verletzung der Ehre, Selbständigkeit und Integrität unsers Vaterlandes fernerweit zu dulden und wollen es dem Frevler daran fühlen lassen, daß er es nicht mehr nur mit Einem deutschen Kaiser, Könige oder Fürsten, sondern mit dem gesammten deutschen Volke zu thun hat, und daß kein deutscher Stamm den Fluch des Hochverräthers auf sich laden und im einseitigen Vertrage mit dem Feinde von der gemeinsamen Sache abfallen wird.

Amen! Und dazu ein Tedeum, daß die Federn statt der Schwerter genügten.

In der Auswahl hat Hr. v. Bülow sich nicht eben auf das *eigentliche* Lied beschränkt. Indem er die alten Balladen von den Schweizerschlachten, die Lieder Luther's, Claudius', Uhland's, Schenkendorf's, Körner's, die vielen Arndt's und Rückert's aus und auf den Befreiungskrieg aufnimmt, liefert er mehr einen Cyklus der berühmtesten Lieder der Deutschen, welche sich auf den Krieg beziehen und ihn erzählen, als, was man nach dem Titel erwarten sollte, eigentliche Lieder, die bei Gelegenheit des Krieges und zur Aufmunterung in demselben gesungen werden können. Nimmt er doch auch Gedichte wie Tieck's „Getreuen Eckart" hier auf. Wie reich sind wir an Liedern und Liederdichtern! Man erstaunt, wenn man das Register durchblättert. Da haben gesungen außer den schon Genannten, zur Ehre und Anfachung deutscher Kriegslust: J. Moscherosch, Pfeffel (die berühmte „Tabackspfeife"), die Stolberg, Goethe, Schiller, Friedrich Schlegel, Graf v. Löben, Wilhelm Hauff, Joseph v. Eichendorff, Follen, Stägemann, Schmidt v. Lübeck, Wetzel, und an diese reiht sich als Letzter Nikolaus Becker. Und dazu wie viele Ungenannte! Und welche Erinnerungen wecken diese Rückert'schen Gedichte, die That um That und Mann um Mann jene großen Zeiten der Befreiungskriege verfolgen. Sie werden vielleicht nicht alle in der deutschen Poesie einen bleibenden Platz behaupten, aber dereinst der Historie angehören und von den Geschichtschreibern des Krieges citirt werden, gleich den berühmten Romanzen der Spanier, die ihre Historiker citiren, „davon es im Liede heißt u. s. w." Es wird geschrieben werden: „Einer der Generale Napoleon's, Namens Vandamme, von dem Friedrich Rückert sang:

> General Vandamme,
> Welchen Gott verdamme!"

Wer weiß es zu schätzen, wie die trockenen Schlachtenberichte, an denen der Historiker sich oft vergebens abquält, durch solche eingestreute Blüten der Dichtung an Licht und Leben gewinnen! Wie leicht knüpft sich das Gedächtniß an solche Bilder und Klänge!

Die von Adolf Böttger gesammelten Kriegslieder halten sich strenger an den Begriff des Wortes. Es sind insgesammt wirkliche Lieder, die gesungen, componirt und jederzeit wieder gesungen werden können. Wir könnten die Mehrzahl classisch nennen. Welches Volk hat ein Lied wie Arndt's, das immer neu bleiben, immer Anwendung finden wird:

> Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
> Der wollte keine Knechte,
> Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
> Dem Mann in seine Rechte.

Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer in Tyrannensold,
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen sie in Scherben;
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Den speisen Krähn und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben u. s. w.

Aber ähnliche, kräftige, feurige begegnen uns, wo wir aufschlagen. Warum nicht auch auf den Gassen? Weil — es sich nicht mehr schickt, daß man solche Lieder aus einer unklaren, aufgeregten Zeit in unserer befriedigten, klaren und glücklichen wieder vorbringt. So sagte man uns 21 Jahre lang, etwa vom October 1819 vor. Voriges Jahr änderte es sich wieder. Da wäre es wieder erlaubt gewesen, Lieder vom heiligen Vaterlande und Haß gegen die fremden Tyrannen zu singen. Aber die damals jung waren, sind nun alternde Männer. Sie singen nicht mehr. Und die jetzt jung sind, haben jene Lieder vergessen oder nie gehört und wissen nicht, was sie ihrer Zeit wirkten, Für diese jüngere Generation ist nun das Becker'sche Rheinlied gedichtet worden. Aber wir Ältern kehren doch lieber zu jenen feuerhauchenden Liedern der Arndt, Schenkendorf, Rückert zurück, Stahl, der aus dem Feuer kommt. Und deshalb war es gut, daß sie wieder gedruckt wurden und doppelt, und wären sie dreifach und zehnfach aufgelegt worden, es war nicht vom Überfluß. 41.

Liskoviana.

In unserer Zeit würde auf dem Felde literarischer Kritik ein Talent wie Liskov von ungeheurer Wirkung sein. Dieser Mann, ein Zeitgenosse Gottsched's, züchtigte mit seiner vernichtenden Satire nicht allein den Lohenstein'schen Schwulst, sondern auch den leeren und geschmacklosen Pedantismus, der sich von Leipzig aus durch Gottsched verbreitete. Zwar ist unsere Epoche, gegen jene geistesarme, gottesvergessene Zeit gehalten, viel zu reich an lebendigen, bildungsfähigen und berechtigten Elementen und Scheidungen, als daß wir die wissenschaftliche Kritik durchweg mit der satirischen Geißel zu vertauschen hätten; aber die ungeheuern Massen von Nachtretern und Übertretern, die jede Schule, jede Richtung in ihrem Gefolge hat — die Ballen von matter und geistloser Literatur, die bei uns um jeden literaturgeschichtlichen Stern kreisen, die würde ein solcher, dem Nihilismus das kritische Messer bis an den Griff ins Herz stoßender Mann aufreiben; — die schneidende Figur der Ironie würde die wilden Wucherungen im Keime ersticken, und auch die Journalistik müßte eine gedrungenere, heiterere Gestalt davontragen.

Die Lebensschicksale Liskov's sind fast unbekannt. Er lebte im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu Lübeck als Rechtscandidat; seine satirische Ader zog ihm allerhand Verfolgungen zu; er mußte sogar Dresden, wohin er sich später begab, verlassen, weil er die hohe Diplomatie beleidigt hatte, und soll endlich in schlimmen Umständen im Gefängnisse zu Eilenburg gestorben sein. Für seine Zeit war er in litteris sehr wohl bewandert: doch ist er, was Geschmack und höheres Urtheil betrifft, nur ein glücklicher und oberflächlicher Naturalist; ihm fehlt die philosophische Vertiefung und der wissenschaftliche Ernst unseres Jahrhunderts. Sein Styl ist geschmackvoll, rein, kräftig und nicht selten männlich kühn; im Scharfsinn, Witz und poetischer Laune ist er ausgezeichnet, aber sein höchstes und furchtbarstes Talent, das ihm die Natur verliehen und das überall ungezähmt hervorbricht, ist die — Ironie — sein ironisches Lob ist tödtend.

Von großer Scheidung und Bewegung der Geister, von bedeutenden literarischen Parteiungen war zu Liskov's Zeit keine Rede. Darum geht seine literarische Satire nicht allein von einer bestimmten Persönlichkeit aus, sondern sie hängt an derselben fest, verliert bald ganz den allgemeinen, das ganze Genre treffenden Gesichtspunkt und wird zuletzt eine rein individuelle Verspottung, in welcher Liskov nur auf Unkosten seines Charakters den Sieg behält. Irgend eine äußere Auffoderung gibt ihm das Belieben, sein Schlachtopfer auszusehen; er faßt es wahrhaft im Sprunge, würgt es und versetzt ihm bei jeder Regung, die einer Vertheidigung ähnlich sieht, so lange die unwiderstehlichsten und wohlgetroffensten Schläge, bis der Leichnam vor seinen Füßen liegt — lächelnd rückwärts blickend, zieht er sich dann zurück, ohne Furcht, ohne Reue. Diese grausame Behandlung der Persönlichkeit verletzt darum noch heute den Leser Liskov'scher Schriften, denn sie ist nicht der reine Eifer für das Wahre und Schöne; aber wie gesagt, sein leeres und gemeines Zeitalter entschuldigt ihn für diesen Misbrauch seines Talents.

Liskov selbst hat 1739 seine „Gesammelten Schriften" zu Leipzig herausgegeben und Müchler hat in neuerer Zeit einen Abdruck dieser Ausgabe veranstaltet. Seine größten Widersacher und Verfolger waren die Diener der Kirche; sie schrien über Religionsspötterei, weil sie befürchteten, er werde den leeren Schwall ihrer Erbauungsbücher und Predigten einer ebenso furchtbaren und vernichtenden Analyse unterwerfen, wie er es bei einem lübecker Prediger zuerst gethan, bei welcher Gelegenheit er seinen literarischen Sporn verdiente. In der Vorrede zu seinen „Gesammelten Schriften" sagt er selbst: „Ich habe in selbigen die Blöße gewisser Leute aufgedeckt, die so schon offenbar genug war; das ist keine Heldenthat, und ich gebe es auch nicht dafür aus. Ich weiß wohl, daß ich keine Riesen erlegt, sondern nur mit Zwergen gekämpft habe; und nichts in der Welt ist so geschickt, mich demüthig zu machen, als der Sieg, den ich über dieselben erhalten."

Wohl wissend, daß ein erneuertes Erscheinen seiner Schriften ein neues Entsetzen und ein neues Misfallen verursachen würde, schiebt er die Schuld der Gesammtausgabe auf den Verleger; dann fährt er keck und übermüthig fort: „Sind meine schwachen, mürrischen, eigensinnigen und scheinheiligen Leser mit dieser Entschuldigung nicht zufrieden, so weiß ich es nicht, wie ich es anfangen soll, ihren Zorn von mir abzuwenden. Bußthränen müssen sie von mir nicht erwarten; denn wie wenig ich auch in meine Schriften verliebt bin: so sehe ich doch nicht dieselben mit solchem Abscheu an, als Buchka seinen Muffel. Es gereut mich nicht, daß ich sie gemacht habe. Ich liebe sie als meine Kinder, und meine Absicht ist nicht, sie in dieser Vorrede zu verfluchen; ich ertheile ihnen, da ich sie von neuem in die Welt schicke, meinen väterlichen Segen. Dieses ist die letzte Pflicht, die ich ihnen leiste, um ihr Schicksal werde ich mich wenig kümmern."

Die erste Satire richtete Liskov gegen einen Magister Sievers in Lübeck. Dieser Mann war ein junger Vielschreiber, von dem Liskov behauptete: „Eine gar zu vortheilhafte Einbildung von der Größe seiner Gaben, die an sich nicht zu verachten waren, hatte in ihm von Jugend auf eine Begierde ge-

wirkt, „seinem Nächsten zu dienen, die größer war, als sein Vermögen.“ Sievers hatte die Passionsgeschichte mit erbärmlichen, pedantischen Anmerkungen zur Erbauung geistlicher Leser herausgegeben, Liskov aber in einer Zeit von 24 Stunden die Geschichte von der Zerstörung Jerusalems mit solchen Noten in Sievers'scher Manier und Geist versehen und anonym in Druck gegeben. Die Wirkung einer solchen gerechten und geistreichen Verspottung war außerordentlich, sodaß sich der unkluge Sievers zu Drohungen gegen den schändlichen „Pasquillanten“ verleiten ließ. Liskov gereizt, geißelte hierauf eine andere lächerliche Seite des Hrn. Magisters. Sievers wollte gern als großer Naturforscher gelten und die berliner Societät der Wissenschaften hatte ihm auch zu ihrem Mitgliede in diesem Fache ernannt, eine unverdiente Ehre, von der Liskov nicht weiß, ob sie „die Ursache oder die Frucht“ seiner närrischen Leidenschaft gewesen. Eben wollte Sievers an den Küsten der Ostsee einen seltsamen Stein gefunden haben, auf dem Musiknoten zu unterschreiben, als Liskov davon Gelegenheit nahm und dem Raritätenkrämer und hohlen Schwätzer ein „Schreiben des Ritters Clifton an einen gelehrten Samojeden über eine gefrorene Fensterscheibe“ entgegensetzte; auch fügte er das Abbild der gefrorenen Fensterscheibe hinzu, aus dessen satirischen Charakteren die Gestalt des Hrn. Magisters im Predigerrocke heraustritt.

Das witzige Schriftchen machte ungewöhnliches Aufsehen und brachte den jungen geistlichen Herrn um seinen gelehrten Credit; Sievers und die Schar seiner mitleidigen Freunde schworen Rache, wenn man den gottlosen Spötter würde entdeckt haben; vor der Hand aber warfen sie ihm, wie die Geistlichkeit überhaupt, Religionsspötterei und strafbaren Misbrauch biblischer Redensarten vor. Liskov, durch diesen heuchlerischen Vorwurf entrüstet und durch seine Freunde ermuntert, schrieb jetzt eine dritte, heitere Satire: „Der sich selbst entdeckende X. Y. Z.“; „und da es“, wie er sagt, „gar nicht meine Absicht war, dem Hrn. Magister meinen rechten Namen zu sagen, so borgte ich den des Hrn. Lukas Hermann Backmeister, eines gelehrten Candidatus Ministerii zu Lübeck, der sich durch seinen stillen Wandel, durch seine sittsame Geberden und durch die besondere Höflichkeit seiner Sitten auf eine ihm sehr vortheilhafte Art unterscheidet.“ Den Misbrauch dieses Namens glaubt aber Liskov hinlänglich entschuldigt, „weil Niemand, der den ehrbaren Candidaten kennt, ihn für den Autor der Satire halten werde“.

Mit dieser dritten Satire schließen die Feldzüge Liskov's gegen den Magister Sievers. Später sagt Liskov noch von ihm: „Er selbst wird niemals leugnen, daß meine Satiren ihm sehr heilsam gewesen sind und ihn von vielen Ausschweifungen zurückgehalten haben. Ich glaube dieses darum, weil ich versichert bin, daß er jetzo, da er zu reifern Jahren gekommen, seine Schriften mit ganz andern Augen ansieht, als vor diesem. Er hatte viel Gutes an sich und ich habe ihn immer für den besten und vernünftigsten meiner Gegner gehalten. Seine Person ist mir allemal lieb gewesen, obgleich ich seine Schriften verabscheut habe und noch verabscheue. Ich gönne ihm auch noch alles Gute und habe mit Freuden vernommen, daß er in Schweden befördert ist. Es ist dies ein Glück, das er vielleicht in seinem Vaterlande nicht erlebt hätte.“

Der andere Held, mit dem Liskov einen erschöpfenden und sein gewaltiges Talent entwickelnden Kampf geführt hat, war Dr. Philippi, Professor der deutschen Wohlredenheit zu Halle. Liskov war hier reifer, sein Talent schon gebildeter, sein Gegner gekannter und hartnäckiger, darum auch der Antheil am Kampfe allgemeiner, sowie Liskov's Spott und Satire heftiger, grausamer: mit einer ruhigen, wahrhaft mephistophelischen Wuth mishandelt er den hallischen Professor zu Tode, der sicherlich ein gallsüchtiger, zänkischer, anmaßender Ignorant gewesen sein mag. Liskov macht uns mit den Lebensumständen des Professors ziemlich bekannt; er schreibt von ihm: „Vom Advocaten avancirte er zum Professor, denn ohngefähr 1729 gerieth er zu Merseburg in Händel, die ihn zwangen, die Stadt zu verlassen; er begab sich aus Verzweiflung nach Halle und ward daselbst Professor der deutschen Beredtsamkeit. Sobald er diesen Posten erhalten, gab er unterschiedene Schriften heraus, die er jetzt vielleicht wünschte nimmer geschrieben zu haben; denn sie sind die Quellen seines Unglücks. Sie waren im höchsten Grade elend und unterschiedene Gelehrte in Sachsen hielten sie einer schweren Ahndung um so viel würdiger, je größer sich der Verfasser damit wußte. Allein es hatte Niemand das Herz, mit dem Hrn. Professor Philippi anzubinden, man fürchtete sich vor dessen Vater, der im Oberconsistorium zu Dresden viele Freunde hatte, und der Professor blieb eine gute Zeit in der süßen Einbildung, die er von der Größe seiner Verdienste hatte, ungestört. Ich für meine Person konnte natürlicher Weise nicht die geringste Begierde haben, ihm diese stolze Zufriedenheit mit sich selbst zu rauben, weil ich nicht wußte, daß er in der Welt war. Allein das Maß seiner gelehrten Ausschweifungen war voll, und ich mußte, wider alles Vermuthen, seine Geißel werden.“

Mehre Freunde aus Sachsen machten nämlich den satirischen Liskov mit den Schriften und dem Charakter des hallischen Professors bekannt und redeten ihm zu, sein Talent als Strafruthe auf denselben fallen zu lassen. Liskov las die „Sechs deutschen Reden des Professors“ und ein Heldengedicht, welches derselbe auf den König von Polen geschrieben hatte. „Siehe! — sprach er — hier ist mehr denn Sievers“, und verfertigte eine satirische Lobrede auf Philippi, der er den Namen „Briontes der Jüngere“ gab und die er „in der Gesellschaft der kleinen Geister von einem unwürdigen Mitgliede“ derselben halten ließ. Wiewol die Satire eigentlich nur eine verdiente Kritik der Philippi'schen Beredtsamkeit war, machte sie doch großes Aufsehen, erhielt von allen Seiten Beifall wie Tadel, und Philippi suchte sie mit aller Gewalt zu unterdrücken, da sie selbst von den Studenten im Collegium geführt und laut vorgelesen wurde.

Zu dieser Unterdrückung bediente sich Philippi — wie Liskov sagt — „eines zwar gemeinen, aber doch sehr unredlichen und tückischen Mittels. Sein Vater mußte an zwei Geistliche des Oberconsistoriums einen beweglichen Brief schreiben und bitten, man möchte doch die eine mit so entsetzlichen Religionsspöttereien angefüllte Schrift nicht öffentlich verkaufen lassen, und die Büchercommission zu Leipzig bekam auch wirklich den Befehl, die Sache zu untersuchen. Aber es blieb hierbei, und Philippi nahm Gottscheden in Verdacht, derselbe möchte der Beförderer und Verfasser der Schrift sein; er fiel denselben auch deshalb auf heftige und grobe Weise an. Liskov bereitete jetzt eine neue Schrift vor. „Ich hatte“, sagt er, „seitdem ich um meiner Sünde willen ein Scribent geworden war, so viel ungereimte und lächerliche Urtheile von der satirischen Schreibart und meinen Schriften insbesondere anhören müssen, daß ich es nicht länger erdulden konnte.“ Besonders verdroß ihm das Aber, welches die Heuchler in Bezug auf die Christlichkeit der Satire immer hinzufügten. Er schrieb darum 1733 die unparteiische Untersuchung, „ob die bekannte Satire Briontes mit entsetzlichen Religionsspöttereien angefüllt sei?“ Die Arznei, welche er in dem Libell den richtenden Pharisäern reichte, war stark und er meint von der Wirksamkeit derselben: „Ich glaube nicht, daß ich sie gänzlich bekehrt habe; doch fingen sie an sich zu schämen, und wurden still.“

Unterdessen hatte aber der Professor Philippi in unterschiedenen Schriften, gegen seinen unbekannten Gegner gewüthet und seine Ohnmacht und Blöße dem Angriffe nur um so mehr herausgestellt; schon aus den bombastischen und abgeschmackten Titeln seiner Schriften läßt sich ersehen, welches Geistes Kind er mag gewesen sein. Aus der ganzen literarischen Bewegung, die dieser Streit nach und nach hervorbrachte und der Menge meist unglücklicher Satiren, die er zur Folge hatte, läßt sich übrigens auch die ganze geistige Blöße jenes Zeitalters abnehmen, in dem man sich um eine Sache stritt, die an sich leer war und die ganz und mit Recht vergessen sein würde, hätte sich in ihr

nicht das satirische Kunstgenre Liskov's entwickelt, das allein verdient von der Nachwelt berücksichtigt zu werden.

Liskov hatte die Freude, durch mehre seiner leipziger Bekannten einige Manuscripte seines hallischen Gegners, die von einem Druckorte zum andern wanderten, in die Hände zu bekommen. Er bereitete nach denselben eine neue Satire gegen Philippi vor. Vorher gab er ein Gedicht mit Vor- und Nachrede, nebst gereimter Begleitung heraus, das ihm gleichfalls zugesteckt worden war und das Philippi auf ein junges reiches Frauenzimmer in Leipzig gemacht hatte, die er sterblich liebte; Liskov nannte die Schrift, in welcher er seinen Gegner auch in den geheimsten Herzensangelegenheiten an den öffentlichen Pranger stellte und das Lachen und Gespött der Welt herabbeschwor: „Sottises champêtres des Hrn. Professor Philippi.“ Der Skandal war ungeheuer und vermehrte sich noch, als Philippi Gottscheden für seinen verkappten Feind mit Gewißheit hielt und in seiner Wuth gegen denselben eine ehrenrührige Schandschrift unter dem Titel „Sottises galantes“ schrieb. Gottsched schwieg auf diesen rasenden Angriff.

Während der Lärm um diese thatsächlichen „Sottises“ noch tobte, erschien in Bezug auf die Manuscripte Philippi's eine fernere Satire Liskov's: „Stand- und Antrittsrede des Professor Philippi in der Gesellschaft der kleinen Geister gehalten, nebst der Antwort, welche der Präsident im Namen der Gesellschaft darauf ertheilte.“ Die Antwort ist unstreitig die giftigste und tödtlichste Schrift, die Liskov nicht allein gegen Philippi, sondern jemals abgefaßt hat. Er sagt selbst davon: „Ich glaube nicht, daß er jemalen auf eine unbarmherzigere Weise ist gemishandelt worden; allein er empfing, was seine Thorheiten werth waren, warum gab er sich mit mir in's Spotten? warum wagte er sich in die Ironie, eine Figur, die ihm zu hoch war? über mich kann er sich nicht beschweren?“ Und das ist wahr, allein der Umstand, daß Philippi die Persönlichkeiten immer mehr provocirte, kann Liskov entschuldigen, daß er an die Person dieses armen Schächers sein schönes Talent verschleuderte.

Liskov wollte jetzt den Streit mit Philippi abbrechen, wenn derselbe ihn nicht selbst noch einmal hervorgerufen und dadurch seine gänzliche und wahrhaft erbarmungswerthe Niederlage herbeigeführt hätte. Philippi hatte nämlich die Übersetzung der „Maximes de la Marquise de Sablé“ mit moralischen Bildnissen erläutert herausgegeben und Liskov dieses Werk im „Hamburger Correspondenten“ 1734 kritisirt in seiner scharfen satirischen Weise. Philippi, der immer nicht wußte, wer ihm so zusetzte, hatte darum bei dem hamburger Rathe eine gerichtliche Verfolgung gegen den Kritikus eingeleitet und diese gewissermaßen auch bewirkt. Liskov sann deshalb auf einen neuen Angriff, denn er sagte: „Es verdrießt mich, daß Hr. Professor Philippi nach aller meiner Mühe, die ich mir gegeben, ihn zu demüthigen, sich doch noch so trotzig geberdet und unverschämt genug ist, mit Ungestüm zu verlangen, daß die Leute anders, als mit Verachtung und Abscheu von seinen Schriften reden sollen. Ich will ihm deshalb den Rest geben.“

Der Professor hatte zu jener Zeit in einer Schenke bei Halle mit Offizieren einen Auftritt gehabt und Schläge davongetragen. Liskov benutzte dies und schrieb „einen glaubwürdigen Bericht eines hallenser berühmten Medici von dem Zustande, in welchem er den Hrn. Professor Philippi den 20. Juni 1734 angetroffen“. In der Vorrede sagt er, Philippi sei am 21. Juni wirklich in Folge der Schläge gestorben. Im Berichte selbst führt er aber den Professor redend ein; er muß seine literarischen Sünden bereuen und seine Schriften verfluchen; hierauf kehrt er das Gesicht gegen die Wand und weint bitterlich.

Als Philippi die Schrift zu Gesicht bekam, faßte er eine Erwiderung ab, die er einer geheimen patriotischen Assemblée in den Mund legte und in welcher er die Vertheidigung seiner angegriffenen Schriften gänzlich fallen ließ, dabei aber mit aller Gewalt zu beweisen suchte, daß er noch lebe. Liskov konnte sich nicht enthalten, noch einmal die Feder zu ergreifen und den Beweis zu führen, daß der Professor ungeachtet dieser Protestation doch müsse gestorben sein. Auch meinte er, sei es keine Schande, vielmehr rühmlich mit bekehrtem Herzen zu sterben; lebe aber der Hr. Professor ja noch, so werde er doch gewiß wie alle andern ehrlichen Leute sterben. Auf die Versicherung, daß Philippi in Göttingen leibhaftig zu sehen sei, wandte er schließlich ein, dies sei nur das Gespenst desselben, am Gestanke, mit welchem der Geist verschwinden werde, solle man dies sehen.

So endete der Streit Liskov's mit dem Professor Philippi, der bald durch seine Thorheiten in einen solchen Zustand gerieth, daß — wie der erbarmungslose Liskov selbst sagt — man seiner ohne Sünde ferner nicht spotten konnte. Die einzige Satire, welche Liskov ohne Rücksicht auf eine besondere Persönlichkeit geschrieben, ist „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten“. Man hat sie für die beste gehalten; wiewol sie Liskov's Charakter am wenigsten gefährdet, entbehrt sie doch der gewohnten Schärfe des Witzes und der Ironie, welche seine persönlichen Angriffe so sehr auszeichnen. In seinen übrigen häufigen Kritiken und literarischen Gefechten beweist er ebenso viel gelehrte Bildung als scharfes Urtheil und ironische Abfertigung; vorzüglich waren es der „Hamburger Correspondent“, die „Hamburgischen Berichte“ und die „Niedersächsischen Nachrichten“, welchen er durch seine heitere, satirische Laune ein besonderes Interesse verlieh. Indessen bleibt es immer zu bedauern, daß sein Talent in keine würdigere Epoche und seine Thätigkeit auf keine wichtigern und allgemeinern Gegenstände fiel. 36.

Literarische Notiz.

Ein für unsere Zeit in vielerlei Hinsicht sehr interessantes Werk ist: „Tableau de l'état physique et moral des ouvriers employés dans les manufactures de coton, de laine et de soie, par M. le docteur *Villermé*“ (2 Bde., Paris 1840). Das Werk ist auf Befehl der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris, von welcher der Verf. eins der eifrigsten Mitglieder ist, unternommen worden. Um den Zustand der Fabrikarbeiter zu erforschen, besuchte er die wichtigsten Manufacturstädte im Norden, Osten und Südosten von Frankreich und unterrichtete sich gründlich von Allem, was auf den fraglichen Gegenstand Bezug hat. Den politischen Parteien, der Regierung, den Fabrikherren und den Arbeitern fremd, konnte er alles hören, erfragen, erforschen. In jeder Stadt setzte er sich mit den Ärzten, den Verwaltungsbeamten, den Fabrikherren und den Arbeitern selbst in Verbindung. Im ersten Band befinden sich die Beobachtungen über jede Manufacturstadt für sich allein betrachtet. Im zweiten erhebt sich Hr. Villermé zu allgemeinen staatswirthschaftlichen und legislativen Ansichten in ihrer Anwendung auf die Gewerbsclassen. Er faßt das, was er hinsichtlich der Nahrung und des Lohns der Arbeiter, ihrer moralischen Grundsätze und Neigungen beobachtet hat, kurz zusammen. Er behandelt die Frage von der Dauer der täglichen Arbeit, besonders für die Kinder. Er untersucht den Einfluß der Vorschußbüchlein, der Schulen, der Sparkassen, der Associationen zur gegenseitigen Hülfleistung u. s. w. Nachher handelt er von der großen Frage über den Einfluß der Maschinen auf die Industrie und auf den Zustand der Arbeiter. Zuletzt endigt er mit allgemeinen Schlüssen, worin die von ihm angestellten Beobachtungen und gegebenen Rathschläge zur Verbesserung des Zustandes der arbeitenden Classen summarisch wiederholt werden. Der Gang der Ideen ist, wie man sieht, ganz logisch, vom Bekannten zum Unbekannten, von den Thatsachen zu den allgemeinen Grundsätzen fortschreitend. Der Menschenfreund, der Fabrikherr, der Philosoph und der Staatsmann werden in diesem Werke reiche Belehrung finden. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 196. —— 15. Juli 1841.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Söltl. Zwei Theile. — Auch u. d. T.: Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz. Hamburg, Meißner. 1840. 8. 4 Thlr.

Nachdem Schiller in seiner „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" der deutschen Literatur eine so glänzende und wohlausgeführte historische Composition geschenkt hatte, hat es in Deutschland nicht an Bausteinen gefehlt, um ein noch größeres, umfassenderes Gebäude aufzuführen oder einzelne Theile desselben auf soliderm Fundamente zu errichten, als man wähnte, daß es von Schiller geschehen sei. Denn auch der Tadel hat nicht geschwiegen, wennschon mancher der scharfen Kritiker sich nachher eines Bessern besonnen hat, wie Niebuhr, der 1809 dem Schiller'schen Werke nicht einmal den Ruhm „einer erträglichen Schreibart" gönnen wollte („Lebensnachrichten", Th. 2, S. 82), aber doch 1830 (ebendaselbst Th. 3, S. 252) mit Freude bekannte, daß ihm Schiller ganz anders als sonst lieb geworden sei. Ferner wurde auch in den letzten Decennien viel von den Sammlungen Fr. Ludw. Jahn's zu einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges gesprochen. Nun ist aber Jahn weit mehr ein Mann der Rede als der Schrift (Immermann hat ihn in seinen „Memorabilien" gar den „Mann des Rumorens" genannt) und seine wissenschaftliche Thätigkeit und Art zu arbeiten ist eine so absonderliche, daß wol schwerlich an eine Ausarbeitung eines so umfangreichen Werkes zu denken gewesen wäre, wenn ihn auch nicht vor vier Jahren ein unglücklicher Brand um seine Papiere gebracht hätte. Er rühmte sich namentlich eine große Anzahl Briefe Pappenheim's besessen zu haben, die um so interessanter müßten gewesen sein, da man sonst eben nicht sich diesen General mit der Feder in der Hand zu denken gewohnt ist. Übrigens haben die Vorarbeiten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in der That ein besonderes Unglück, da auch die Papiere Leisewitz's nach Matthisson's Zeugniß („Erinnerungen", Th. 1, S. 223) auf eine ganz spurlose Weise verschwunden sind. Um so interessanter müssen daher Sammlungen und Benutzungen bisher noch ungedruckter Stücke sein, und es dürfte also schon von dieser Seite die vorliegende Schrift die Theilnahme der Geschichtsfreunde für sich in Anspruch nehmen.

Der Verfasser derselben, Hr. Söltl, ein bairischer Gelehrter, den wir bereits aus frühern historischen Schriften in rühmlicher Weise kennen zu lernen Gelegenheit hatten, gibt uns zwar im vorliegenden Buche eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, knüpft sie jedoch an die Biographie der schönen Pfalzgräfin, Elisabeth Stuart. Mit Recht sagt er in dem kurzen Vorworte, „daß die Schönheit und das Unglück der schottischen Maria Stuart durch ganz Europa geschildert und verherrlicht sei, daß aber nur Wenige das Schicksal ihrer gleich schönen und unglücklichen Enkelin, Elisabeth, kennen, die den Fluch ihres Geschlechtes in das Haus ihres Gemahls und nach Deutschland gebracht hatte". Ohne Zweifel ist Elisabeth von Böhmen neben der muthvollen Amalia Elisabeth, der verwittweten Landgräfin von Hessen-Kassel, die bedeutendste unter den Frauen des dreißigjährigen Krieges, deren überhaupt nur auffallend wenige in einem so langen Zeitraume hervortreten, und wie die letztere in Justi und Rommel würdige Geschichtschreiber gefunden hat, so verdiente auch die erstere einen solchen. Und er ist ihr in Hrn. Söltl zu Theil geworden. Denn ihn zeichnet zuvörderst eine vorurtheilsfreie Gesinnung und Liebe zur Wahrheit aus, die wir bei einem altbairischen Gelehrten um so höher anschlagen, da diese gewöhnlich im Lobe ihres Maximilian I. nicht Maß und Ziel finden können. Ob Hr. Söltl Katholik oder Protestant ist, wissen wir nicht: ist er der erstern Confession zugethan, so macht es ihm große Ehre, daß er so treu und wahrheitsliebend und als ein so erklärter Feind aller religiösen Intoleranz auftritt. Schon sein Motto: Tantum religio potuit suadere malorum, zeigt den aufgeklärten Mann, und daß er — falls er Katholik ist — zu den billigen, gerechten Katholiken gehört, ersehen wir auch aus dem mehrfachen Tadel der von Görres und Philipps herausgegebenen „Historisch-politischen Blätter", was ein Ultramontaner zu thun nicht wagen darf. Endlich würde auch eine Notiz wie die in Th. 2, S. 18, daß in der Oberpfalz noch jetzt im Munde des Volks für Zähmen und Bändigen das Sprichwort: „Ich will dich schon katholisch machen", zur Erinnerung an die religiösen Gewaltthaten des J. 1628 gebraucht wird, schwerlich in einem in Baiern gedruckten Buche die Censur passirt haben.

Der Gesinnung entspricht auch die Schreibart des Buches. Sie ist edel, belebt, klar und zeugt auf das

deutlichste von dem Interesse des Verf. an den erzählten Begebenheiten. Das grenzenlose Unglück Elisabeth's, die zahlreichen Entbehrungen, die sie als Königstochter und Fürstin ertragen hat, die bittern Erfahrungen, welche sie als Gattin und Mutter fast ihr ganzes Leben hindurch, mit Ausnahme weniger freudenreichen Jahre, machen mußte, hätten wol zu dichterischer Verherrlichung auffodern können. Aber Hr. Söltl hat der Versuchung widerstanden und die Heldin seines Buches wird den Lesern darum nicht weniger lieb sein.

Der Verf. erklärt, er habe die Wechselfälle in Elisabeth's Schicksalen „gewissenhaft aus vielen gedruckten und kostbaren handschriftlichen Quellen geschöpft und dargestellt". Wir können ihm fleißige Benutzung gedruckter Werke, als der von Aretin, Hormayr, Moser, Buchner, v. d. Decken, K. A. Müller, Menzel, Wolf, Fink, Feßmaier, Khevenhiller, des „Theatrum europäum" und anderer bezeugen, vor allen der englischen Schriften der Miß Aikin und Winwood's über die Regierung Jakob's I., der Briefsammlung Bromley's und der „Memorials of Elisabeth Stuart" von Miß Benger (London 1825), wobei wir nur die Benutzung des Raumer'schen Geschichtswerkes vermissen. Einzelne Briefe Elisabeth's stehen auch noch in den von Ellis 1825 aus den Manuscripten des britischen Museums herausgegebenen „Original letters illustrative of english history". Anlangend aber die handschriftlichen Quellen, so hätte Hr. Söltl mit der Beschreibung derselben genauer sein sollen. Denn ohne in die Echtheit derselben Zweifel zu setzen, so kommt doch auf eine genauere Beschreibung von Flugschriften, wie sie der Verf. öfters angeführt hat, sehr viel an, wenn man ihrem Inhalte Glauben beimessen soll, besonders da sich Hr. Söltl durch einige derselben, wie wir weiter unten zeigen werden, zu einem höchst merkwürdigen Irrthume hat verführen lassen. So nennt derselbe öfters ein Manuscript „kurzer wahrhaffter Bericht", dann ein „Tagebuch des jüngern Anhalt" (Th. 1, S. 202), ein „consilium Jesuiticum Heidelberga Monachium transmissum" (Th. 2, S. 18), ein „nachdenkliches Gespräch" des Königs von Schweden mit dem König von Böhmen und andern deutschen Fürsten (Th. 2, S. 151), ohne über die Handschriften und über die Art, wie sie in seine Hände gekommen sind, etwas Anderes hinzuzusetzen, als daß er sie eben besitzt (Th. 1, S. 260). Eben dies gilt von den Briefen des pfälzischen Rathes Camerarius an den Pfalzgrafen Friedrich und an den Grafen Solms, von dem „Schreiben aus Rom" (Th. 1, S. 246) und mehren jesuitischen Gutachten, von den Briefen des Königs Jakob I., von einem Briefe des Hugo Grotius und von der Correspondenz des pfälzischen Secretairs Moritz und des pfälzischen Gesandten in Münster. Man hat in unserer Zeit wol Ursache, gegen Handschriften mistrauisch zu sein, und es kann also von einem Historiker eine so genaue Angabe der von ihn neu benutzten Quellen, wie sie z. B. Ranke und Raumer gegeben haben, wol verlangt werden. Flugschriften müssen wenigstens so genau angeführt werden, als die Th. 2, S. 129 genannte über Gustav Adolf's Kriege in den J. 1630 und 1631.

Es kann nun nicht der Zweck dieser Anzeige sein, die einzelnen Begebenheiten des langwierigen Krieges nach der Auffassung des Verf. zu verfolgen. Wir wenden uns vielmehr zu der Hauptperson seines Buches, der Königin Elisabeth, und werden hernach noch in der Kürze einige Hauptbegebenheiten des Krieges besprechen. Alle diese Ereignisse hat Hr. Söltl geschickt um die genannte Fürstin zu gruppiren gewußt, wir verlieren sie nie ganz aus den Augen und verfolgen unter den schrecklichsten Verwüstungen und Menschenquälereien die Schicksale der unglücklichen Königin, ihres Gemahls und ihrer Kinder.

Die Streitsache von Donauwörth, die Stiftung der Union und der Liga, der Erbfolgestreit von Jülich werden in den ersten Capiteln erzählt. Dann schildert uns der Verf. Elisabeth's Jugend (sie war am 19. August 1596 geboren), ihre religiöse Erziehung und Aufenthalt in der Stille der Abtei Combe, die Liebe des englischen Volkes zu ihr, die Bewerbung des Pfalzgrafen Friedrich V., die Abneigung der stolzen Königin Mutter und die mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Hochzeit am 14. Febr. 1613. Die Freundlichkeit und Herablassung der siebzehnjährigen Fürstin, welche die Perle von England genannt wurde, fand überall die lauteste Anerkennung, die Feste zu ihrer Heimholung dauerten in Heidelberg eine ganze Woche, aber auch, als die Gäste sich verloren hatten, blieb das Glück und die Liebe einheimisch im Schlosse zu Heidelberg. Elisabeth sah sich bald als glückliche Mutter (in den fünf ersten, friedlichen Jahren ihrer Ehe wurden drei Kinder geboren), im Besitz der Liebe ihres Gemahls und der aufrichtigsten Anhänglichkeit ihrer Unterthanen, denen namentlich ihr begeisterter Eifer für die evangelische Religion sehr gefiel und ihr glühender Wunsch, dieselbe über die Plane der Jesuiten und des habsburgischen Hauses herrschend zu machen. So fiel es nicht auf, daß die Landesfürstin nicht Deutsch verstand und auch nicht Anstalt machte, es zu lernen (Th. 1, S. 85).

Als nun die rasche That auf dem Schlosse zu Prag am 23. Juni 1618 geschehen war und die Böhmen eine Art von Hausrecht an den Feinden ihres Landes und Glaubens geübt hatten, wurden die Auffoderungen an Friedrich häufiger und ernstlicher, um ihn zur Annahme der böhmischen Krone zu bewegen. Hr. Söltl zeigt, daß man am Hofe zu Heidelberg nicht allzu begierig nach der Krone getrachtet habe, daß Friedrich lange geschwankt und daß ihn endlich, ehe noch die Ansicht seines Schwiegervaters bekannt geworden war, die stürmische Eilfertigkeit der Böhmen, die ihn am $\frac{1}{2}\frac{7}{7}$. Aug. 1619 zum Könige wählten, mit fortgerissen hatte. Der Rath Camerarius, ein dem pfälzischen Hause treuergebener Mann, und der Hofprediger Schulze werden auch hier, wie schon früher in Moser's „Patriotischem Archive", von dem Vorwurfe freigesprochen, als hätten sie den Pfalzgrafen zur Annahme der Krone bewogen. Ebenso wenig geschah dies von Elisabeth. Wir lesen darüber aus einem (bisher ungedruckten) Schreiben Folgendes (Th. 1, S. 153):

Weil Gott Alles leitet und ohne Zweifel auch dies geschickt hat, so stelle sie ihrem Gemahle anheim, ob er die Krone

annehmen wolle; für diesen Fall sei sie bereit dem göttlichen Rufe zu folgen und dabei zu leiden, was Gott verhängen werde, ja für den Nothfall alle ihre Kleinodien und Alles, was sie sonst in der Welt habe, zum Opfer zu bringen. *)

Dabei bemerkt der Verf., daß die der Pfalzgräfin gewöhnlich zugeschriebenen Ausdrücke und hochmüthigen Äußerungen nicht beglaubigt wären. Allen Warnungen auswärtiger Fürsten und seiner klugen Mutter Luise Juliane zuwider verließen Friedrich und Elisabeth gegen das Ende Septembers 1619 ihre gesegnete Pfalz und betraten im October den böhmischen Boden.

Immer drohender zieht sich das Ungewitter zusammen, Maximilian von Baiern, als Haupt der katholischen Liga, entwickelt große Thätigkeit, die gehoffte englische Hülfe bleibt aus. Die Schlacht auf dem weißen Berge beraubt die pfälzischen Fürsten ihres Königreichs, auf kaum fahrbaren Wegen im tiefen Winter fliehen sie durch Schlesien in die Mark, wo Elisabeth mit genauer Noth im Schlosse zu Küstrin ein Unterkommen findet und am 25. Dec. 1620 Mutter eines Sohnes wird. Nach wenigen Wochen muß die unglückliche Frau auch diese Zufluchtsstätte verlassen und findet erst im Haag nebst ihrem Gemahl bei dem Prinzen Moritz von Nassau eine freundliche Aufnahme.

Von jetzt an lebt die englische Königstochter im Haag oder auf dem Lande zu Rhenen bei Utrecht von der Mildthätigkeit der Generalstaaten, während Ferdinand II. in Böhmen das lutherische Blut in Strömen vergießt, die Spanier die Rheinpfalz besetzen und verwüsten, Maximilian von Baiern des geächteten Pfalzgrafen Kurwürde erhält und Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig, der letztere als begeisterter Verehrer Elisabeth's, mit ihrem Handschuh auf seinem Helme, die protestantische Sache in Deutschland verfechten. Friedrich, ihr Gemahl, ist bald in den Feldlagern, bald an den Höfen der evangelischen Fürsten, um ihr Mitleid und ihren Schutz für sich in Anspruch zu nehmen, da ihn sein Schwiegervater ohne Unterstützung läßt, ein Spiel katholischer und spanischer Intriguen ist und dadurch recht eigentlich das pfälzische Haus zu Grunde gerichtet hat (Th. 1, S. 273). Dagegen lebte Elisabeth im Kreise ihrer Kinder, der sich immer mehr vergrößerte, von ihrem Gemahle geliebt und geehrt, bewundert von edeln Freunden wegen ihres Muthes im Unglücke. Der kleine Hof war eine Musterschule geselliger Unterhaltung, edle Gäste kamen aus England zu ihr, um für sie zu kämpfen, und die Zurückkehrenden gewannen ihr durch ihre begeisterten Schilderungen stets neue Freunde in England, wo ihre Sache im Volke viele Anhänger fand, ihr Vater aber ebenso wenig als ihr Bruder Karl I. sich ihrer thätig annahm. Den letztern hinderten freilich die Streitigkeiten mit seinem Parlamente. Die Fürstin entbehrte in ihrer Zurückgezogenheit und bei sehr beschränkten Mitteln fast aller Genüsse ihres Standes, dafür fand sie Unterhaltung in der eifrigen Pflege ihrer Blumen, auf der Jagd, in einem ausgebreiteten Briefwechsel und in der Erziehung ihrer schönen, liebenswürdigen Töchter. Ihre Söhne, Friedrich Heinrich, Karl Ludwig, Rupert und Moritz, wuchsen in der Schule des Unglücks auf, sie waren bescheidene, fröhliche und kenntnißreiche Jünglinge, deren ältester durch einen Sturz aus einem Schiffe am 17. Jan. 1629 sein Leben verlor zum unaussprechlichen Kummer der Mutter, die nun noch den gebeugten Vater zu trösten hatte. Vergeblich hatte dieser durch seinen Bevollmächtigten Rußdorf die kaiserliche Milde auf dem Reichstage zu Regensburg für sich in Anspruch genommen, man konnte und wollte dem vertriebenen Fürsten nichts mehr gewähren, da man ihn ohnehin nicht mehr zu fürchten hatte. Und so erscheint es fast als bitterer Hohn, daß ein Kapuziner nach dem Haag abgeschickt wurde, um dem vertriebenen Fürstenpaare die Annahme der katholischen Religion als das einzige Mittel zur Erlangung der kaiserlichen Gnade zu empfehlen. Aber Beide widerstanden mit festem Sinne der Lockung.

(Der Beschluß folgt.)

*) Da dies ein wichtiges Schreiben ist, so hätte es wol in der Originalsprache mitgetheilt werden sollen. Unstreitig war dies die französische. Denn ein anderer Brief Elisabeth's, voll Muth und edler Weiblichkeit, welcher nach dem Verluste der Schlacht auf dem weißen Berge auf S. 218 ebenfalls in deutscher Sprache angeführt ist, befindet sich in Ellis' oben erwähntem Buche in französischer Sprache.

Amerikanische Culturzustände.

Nach der auf eigenen persönlichen Erforschungen beruhenden Angabe J. S. Buckingham's, ehemaligen Mitglieds des britischen Unterhauses, in seinem vor kurzem erschienenen Werke: „America, historical, statistic and descriptive", besuchen im Staate Neuyork bei einer Bevölkerung von 2,174,000 Einwohnern 557,398 Kinder von fünf bis funfzehn Jahren, also fast ein Viertel der Gesammtbevölkerung, die öffentlichen Schulen. Die Zahl der Schulbezirke, deren jeder eine öffentliche Schule hat, beträgt 10,207, der jährliche Kostenaufwand auf dieses Schulsystem 1,235,256 Dollars. Der dem Staate angehörige Schulfonds beläuft sich auf 1,917,494 Dollars; von diesen wird der Ertrag von 110,000 Dollars jährlich an die öffentlichen Schulen vertheilt, das übrige wird durch örtliche Abgaben und persönliche Beisteuern aufgebracht. In dieser Angabe ist die Stadt Neuyork nicht eingeschlossen, welche allein 14,105 Kindern in täglich offen stehenden öffentlichen Schulen mit einem jährlichen Aufwande von fast 100,000 Dollars Unterricht gewährt. Bei einer Besichtigung verschiedener Schulen dieser Stadt fand sich Buckingham durch den Plan und die Anordnung jedes Zweiges derselben von den Schulen für kleine Kinder bis zu denen für erwachsenere sehr zufriedengestellt: er hält den Grad intellectueller, wie sittlicher Bildung der Lehrer beiderlei Geschlechts für höher als den, auf welchem die Lehrer an den National- und Lancasterschulen in England stehen; ebenso die Fortschritte der Schüler im Allgemeinen. In allen diesen öffentlichen Schulen, sowol in der Stadt als auf dem Lande, wird für den Unterricht nichts bezahlt; die Schulen stehen täglich offen und Jedermann, wer will, kann seine Kinder frei zum Unterrichte schicken. Noch in der neuesten Zeit schreiten die Schulen in ihrer Vervollkommnung allenthalben vorwärts, obgleich ihre Zahl schon jetzt zur Erziehung aller Kinder des Landes hinreicht. Auch der nordamerikanischen Geistlichkeit schreibt Buckingham eine bessere Erziehung, reinere Moralität und tiefere Frömmigkeit im Ganzen zu als der englischen: unter letzterer gebe es zwar Individuen von weit umfassenderer und tieferer Gelehrsamkeit; es habe unter den Geist-

lichen der anglikanischen Kirche in frühern und bei denen der englischen Dissenters zu allen Zeiten ein hoher Grad von Moralität und Frömmigkeit geherrscht; aber wenn man die 300 Diener der Religion, welche sich jetzt in Neuyork befinden, annehme, so sei es zweifelhaft, ob sich in irgend einer Stadt Großbritanniens unter einer gleich großen Anzahl Mitglieder der nämlichen Classe eine gleiche Bildung in Bezug auf Gelehrsamkeit und Frömmigkeit finden lasse wie dort, wo ein ungebildeter oder unmoralischer Mensch sich in diesem Stande gar nicht halten könne, weil sowol die Augen seiner Amtsbrüder, als die der ganzen Gemeinde unablässig wachsame Blicke auf ihn werfen. Die behaupteten Vorzüge der amerikanischen Geistlichkeit und des ganzen Kirchenwesens in den Vereinigten Staaten stellt Buckingham als eine segensreiche Folge des dort herrschenden Freiwilligkeitssystems der kirchlichen Verfassung dar. Weit weniger günstig als die Schilderung der Culturzustände Neuyorks lauten die Bemerkungen über die sittliche und geistige Bildung zu Washington. In Bezug auf literarische Kenntnisse versichert Buckingham, er könne sich nicht erinnern, daß er während seines ganzen Aufenthaltes in dieser Stadt auch nur ein einziges Mal in Gesellschaft einen literarischen oder wissenschaftlichen Gegenstand den Stoff des Gesprächs bilden, oder die Verdienste eines Buchs, eines Schriftstellers u. dgl. erörtern gehört habe. Das genannte Werk von Buckingham ist übrigens eines der instructivsten, welches seit langer Zeit über die Vereinigten Staaten erschienen ist. Das Buch stellt sich auf den Standpunkt, wo ein mit dem Gegenstande noch völlig unbekannter Leser vorausgesetzt wird, geht sämmtliche Staaten historisch und statistisch nach ihrem Entstehen und ihrer Entwickelung, ihrer Industrie, Bevölkerung, Fruchtbarkeit, ihren Hülfsquellen, ihren moralischen und geistigen Zuständen nach durch und bedient sich bei jeder Gelegenheit der besten Autoritäten, wo möglich und nützlich, des bekräftigenden Zeugnisses amerikanischer Schriftsteller selbst. Die früheste Geschichte der Ansiedelungen in dem Unionsgebiete ist nicht leicht in einem der bis jetzt vorhandenen Werke mit gleicher Frische und Treue geschildert. Dazu kommen dem Verf. die Vortheile eines fast dreijährigen Aufenthaltes auf dem Gebiete seiner Schilderungen zugute, während dessen er es in jeder Richtung von Maine bis nach Luisiana durchzogen hat; überdies hatte er zu einer unparteiischen Auffassung der Verhältnisse eine tüchtige Vorschule durch Reisen über einen großen Theil aller drei Erdtheile der alten Welt und durch langjährigen Aufenthalt bei Völkern, verschieden in religiöser, politischer und moralischer Verfassung, gemacht, sodaß man gleich von Anfang an auf die Abwesenheit jeglichen Nationalvorurtheils schließen kann, eine Erwartung, die sich, wie in den obigen Notizen so im Verlaufe aller drei Bände des Buchs bestätigt. 47.

Berichtigung.

Unter der Rubrik „Literarische Notizen" findet sich in Nr. 133 d. Bl. die nachträgliche Säcularfeier eines Druckfehlers in Voltaire's „Charles XII" erwähnt. Dem möchte jedoch nicht also sein, da in der dem Einsender vorliegenden Ausgabe der Werke Voltaire's mit Vignetten (Dresden 1748), Bd. 7, S. 37, die angeführte Stelle sich richtig so: „dont ils surent la véritable cause" und nicht mit dem sinnentstellenden „furent" gedruckt findet. Da nach der Anmerkung zu jener Notiz dem Verfasser derselben keine einzige Ausgabe ohne diesen Druckfehler zu Gesicht gekommen, obgleich er 30—40 Ausgaben verglichen, so möchte diese Ergänzung ihm vielleicht nicht unwillkommen sein und zur Ehrenrettung der deutschen Setzer französischer Schriften vor fast 100 Jahren auch das größere literarische Publicum interessiren.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1841 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 182.)

II. An Fortsetzungen erscheint ferner:

12. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von Friedr. Siegm. Voigt. In sechs Bänden. Sechster Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2½ Thlr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2⅔ Thlr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836) 2½ Thlr., der fünfte Band (die eigentlichen Insekten, 1839) 3½ Thlr. — Der sechste Band wird enthalten die Echinodermen, die Eingeweidewürmer, die Akalephen, die Polypen und die Infusorien; außerdem noch ein alphabetisches Verzeichniß der citirten Schriftsteller.

*13. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von Joh. Sam. Ersch und Joh. Gottf. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3¾ Thlr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.
Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Fünfunddreißigster Theil und folgende.
Zweite Section, H—N, herausgegeben von Aug. Gli. Hoffmann. Neunzehnter Theil und folgende.
Dritte Section, O—Z, herausgegeben von Mor. Herm. Ed. Meier und Ludw. Friedr. Kämtz. Funfzehnter Theil und folgende.
Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

14. Heinsius (Wilh.), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher rc. Neunter Band. — Auch u. d. T.: Allgemeines Deutsches Bücher-Lexikon oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind rc. Bearbeitet und herausgegeben von O. A. Schulz. Zweiter Band, die von 1835 bis Ende 1840 erschienenen Schriften enthaltend. Gr. 4. Auf Druck- und Schreibpapier.

Der Verfasser arbeitet ununterbrochen an dieser Fortsetzung, sodaß der Druck noch im Jahre 1841 wird beginnen können.

Der erste Band, die Literatur von 1828—34 enthaltend (1836—38), kostet auf Druckpapier 10½ Thlr., auf Schreibpapier 12⅔ Thlr. Die frühern sieben Bände (1812—29) sind zusammengenommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

15. Ikonographische Encyklopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin, besorgt und herausgegeben von Dr. *Friedr. Jak. Behrend*. Zweite Abtheilung: Beinbrüche und Verrenkungen. Grossfolio.

Die Lithographirung der Tafeln dieser zweiten Abtheilung hat schon begonnen, sodaß sie vielleicht noch in diesem Jahre wird erscheinen können. Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Prof. Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von Dr. *Friedr. Jak. Behrend*. 30 Tafeln Abbildungen und 28 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr. — Vgl. Nr. 47.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 197. —— 16. Juli 1841.

Der Religionskrieg in Deutschland. Von Söltl. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 196.)

Jetzt landete Gustav Adolf in Deutschland.*) Seine Siege schienen der pfalzgräflichen Familie eine bessere Zukunft zu eröffnen. In Frankfurt am Main erschien Friedrich bei seinem Beschützer und ward freundlich als König von Böhmen begrüßt. Aber die Wiedereinsetzung in seine Länder erfolgte nicht so schnell, Friedrich bezeigte einestheils keine Lust, die schwedische Oberherrlichkeit anzuerkennen, anderntheils verhinderte die Schuld des englischen Gesandten und die launenhafte Unentschlossenheit des Königs von England die Absichten Gustav's zur Erhebung des pfälzischen Hauses. Über alle diese Angelegenheiten vernahm Friedrich gern den Rath seiner klugen Gemahlin. Aber der Tod des schwedischen Königs zertrümmerte nicht blos seine Aussichten, sondern brach auch die Kraft seines Körpers. Zu Mainz starb er am 29. Nov. 1632.

Immer tragischer gestaltet sich nun das Schicksal der königlichen Witwe. Voll Sehnsucht und in täglicher Erwartung des Rufs, in die Pfalz zurückzukehren, sieht sie sich durch den doppelten Todesfall auf das schwerste betroffen, mit zehn Kindern (sie hatte deren dreizehn gehabt) arm und verlassen im fremden Lande, auf die Unterstützung Englands und der Generalstaaten angewiesen. Die letztern zahlten ihr den Jahrgehalt ihres Gatten fort, ihr Bruder Karl von England lud sie dringend ein zu ihm nach England zu kommen. Aber sie zog es ihrer Kinder wegen vor in Holland zu bleiben (Th. 2, S. 214):

> Die letzte Bitte — schreibt sie — die ihr Vater vor seiner Abreise von hier that, war, ich möchte Alles für sie thun, was ich könnte, was ich denn auch thun will, mehr aus Liebe zu ihm, als weil sie die Meinigen sind. Deswegen bitte ich Euch, uns in Euern Schutz zu nehmen, denn nächst Gott seid Ihr unsere einzige Zuflucht.

Und in dieser Lage harrte die muthige Fürstin fast 30 Jahre lang aus und betrieb unter den kriegerischen Ereignissen und dem Wechselglücke der Parteien unablässig ihrer Kinder Ansprüche, bis ihr ältester Sohn Karl Ludwig 1650 in die Kurwürde und in den Besitz der Rheinpfalz eingesetzt ward. Ihre Lage war freudenlos und beschränkt, die englischen Gelder flossen sehr unregelmäßig oder blieben oft ganz aus, sie mußte Summen aufnehmen (Th. 2, S. 371 fg.), die sie nicht wieder bezahlen konnte, die Gläubiger drängten, die reichen, holländischen Kaufleute kümmerten sich wenig mehr um sie, und so arm war sie geworden, daß sie sich selbst nicht mehr nach ihrem geliebten Rhenen begeben konnte. Die Briefe des Secretair Moritz enthalten hierzu mehrfache Belege. „Unser Hauswesen", schreibt er am 18. Sept. 1645, „wird von Ratten und Mäusen, am meisten aber von den Creditoren unablässig vexirt" (Th. 2, S. 439). Aus solcher Noth hoffte sie durch ihren Sohn, den Kurfürsten von der Pfalz, gerissen zu werden und in Frankenthal ihren Witwensitz beziehen zu können. Aber der Sohn hielt die Mutter fortwährend hin, und selbst die dringendsten Briefe (z. B. Th. 2, 449) vermochten ihn nicht umzustimmen, sei es nun, daß er zu karg war, oder daß er sich scheute die Mutter zur Zuschauerin des lästerlichen Liebeshandels zu machen, in dem er mit dem Hoffräulein von Degenfeld lebte.

Überhaupt gehörte es ganz besonders zu den tragischen Ereignissen im Leben der Elisabeth, daß sie eigentlich nur wenig Freude, ja sogar bitteres Herzeleid an den Kindern erlebte, denen sie eine so vortreffliche Erziehung gegeben hatte und die durch ritterliche Eigenschaften und durch Schönheit und Klugheit wol der Stolz der Mutter sein konnten. Prinz Rupert, ihr Liebling, führte ein abenteuerndes Kriegsleben in Deutschland und England, sein kühner Muth ließ ihn auch zur See sich versuchen und erst spät fand er die Ruhe als Gouverneur des Schlosses Windsor. Moritz, der mit seinem Bruder gegen die Flotte Cromwell's kämpfte, ward bei einem heftigen Sturme in der Gegend der karaibischen Inseln von diesem getrennt und war seitdem spurlos verschwunden. Eduard hatte sich 1643 heimlich in Paris mit der Tochter des Herzogs von Nevers trauen lassen und war zur katholischen Religion übergetreten; Philipp, der sich bei der Mutter im Haag aufhielt, erstach 1646 den begünstigten Liebling derselben, de l'Epinay, einen französischen Edelmann, und irrte seitdem verstoßen und flüchtig umher, bis er 1655 seinen

*) Der Landungsplatz war die von Rügen eine Meile entfernte Insel Ruden (wonach die Angabe Th. 2, S. 94, zu berichtigen) und der Tag nicht der 4. Juli 1630, sondern der 24. oder 25. Juni. Die genaue Schilderung der Localität sehe man in Grieben's „Erinnerungen aus der pommerschen Reformationsgeschichte" (Köslin 1830), S. 23.

Tod fand. Von den Töchtern war Elisabeth eine geistreiche Denkerin, wohl unterrichtet und Descartes' Freundin, die sich aber auch von der Mutter getrennt hatte, weil sie ihr Mitwissenschaft an l'Epinay's Ermordung zuschrieb, und später im protestantischen Stifte Herford als Äbtissin ihr Leben beschloß. Henriette Marie war als Gemahlin des Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen 1651 gestorben; die liebenswürdige und schöne Sophie reichte 1658 ihre Hand dem Fürsten Ernst August von Braunschweig, gegen den Willen ihrer Mutter, die ihrem Sohne, dem Kurfürsten, zürnte, daß er seine Schwester an einen so kleinen Fürsten weggegeben habe. Am längsten blieb bei der Mutter Luise, die treffliche Malerin, bis auch sie plötzlich entfloh, in Antwerpen katholisch wurde und sich dann in ein Kloster nach Paris begab. Es ist dieselbe, die als Äbtissin von Maubuisson ein höchst anstößiges Leben in Paris führte und par ce ventre, qui a porté quatorze enfans, zu schwören pflegte.

So von allen Seiten gekränkt, sehnte sich Elisabeth nach ihrem England zurück und nach der Heimat ihrer glücklichen Jugend, wo nach Cromwell's Tode ihr Neffe als Karl II. den Thron seiner Väter 1660 bestiegen hatte. Sie erhielt die Erlaubniß und nun konnte sie auch nichts zurückhalten. In einem Briefe an den Herzog von Ormond, der im britischen Museum aufbewahrt wird und den wir bei Hrn. Söltl nicht finden, sagt sie unter Andern: „I woulde not doe it before (nämlich nach England zu kommen), not to give the King too much trouble at once, except he had commanded me to go, and now, I assure you I shall give verie little trouble, for I bring with me not above 6 or 7 persons." Am 17. Mai 1661 landete sie in England, ganz unbeachtet, aber freundlich vom Könige empfangen, der sie jedoch sonst keiner weitern Aufmerksamkeit würdigte, sodaß ihr schon am 13. Febr. 1662 erfolgter Tod kein großes Aufsehen erregte.

Alle diese Umstände sind von Hrn. Söltl ausführlich geschildert, auch am Schlusse nachgewiesen, wie nach Elisabeth's Tode das Schicksal mit ihr ausgesöhnt war und wie die Nachkommen der schönen Unglücklichen jetzt in drei Königreichen (in Frankreich, England und Preußen) in Glanz und Macht thronen.

Wir könnten hier unsern Bericht schließen. Da aber Hr. Söltl zugleich die Geschichte des dreißigjährigen Krieges geschrieben hat, so wollen wir noch in der Kürze seiner Ansicht über einige neuerdings viel besprochene Begebenheiten gedenken. Wallenstein's Verrätherei und Treubruch gilt ihm als ausgemacht (Th. 2, S. 230—241), besonders nach Aretin's und Freyberg's Forschungen in Buchner's „Neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte"; die Einnahme von Magdeburg ist den Kaiserlichen durch Einverständniß mit der Besatzung gelungen (Th. 2, S. 110) und Tilly hat „die Stadt mit Schmerzen vernichtet gesehen, weil er sie zum unüberwindlichen Waffenplatz gegen die Schweden zu machen gedachte" (S. 113). Hierin stimmt der Verf. ganz mit Westenrieder („Geschichte des dreißigjährigen Krieges", Th. 2, S. 169) überein, aber ein anderer bairischer Geschichtschreiber, Rudhart, hat im „Leben des Thomas Morus" (S. 287) Tilly durchaus gegen den Vorwurf der Mordbrennerei in Schutz zu nehmen gestrebt. Credat Judaeus Apella. Über Gustav Adolf urtheilt Hr. Söltl besonnen und mit gebührender Anerkennung, nur nennt er seinen Plan, ein schwedisch-deutsches Reich zur Erhaltung der evangelischen Lehre zu gründen, „offenbar", was andere Historiker wie Stenzel („Preußische Geschichte", Th. 1, S. 493) und Raumer („Neuere Geschichte Europas", Th. 3, S. 549) nicht mit derselben Bestimmtheit annehmen. Auch dürfte, trotz der vielen schwedischen Länderbegabungen in Deutschland*), kein sicherer Schluß auf Gustav Adolf's Plane gemacht werden können, da ihn bei Lützen der Tod so überraschend schnell ereilte. Diese Schlacht ist gut erzählt, aber ohne nur ein Wort über die so oft wiederholte und erst vor wenigen Jahren mit Klarheit und Glück widerlegte Ansicht von dem Meuchelmorde, dessen Opfer der König geworden wäre, hinzuzufügen. Ja, Hr. Söltl schreibt (Th. 2, S. 205), der König sei tödtlich verwundet aus dem Gewühl gerettet und nach Naumburg gebracht worden.

Hier weicht nun der Verf. ganz von den gewöhnlichen Erzählungen ab. Denn nach ihm stirbt Gustav Adolf in Naumburg, er hatte bis zum letzten Augenblick das volle Bewußtsein und die religiöse Ruhe und Ergebenheit bewahrt, die ihm stets im Leben eigen gewesen und sterbend noch die Seinigen getröstet (Th. 2, S. 206 u. 207).

Für diese Abweichung führt Hr. Söltl vier gedruckte Bestätigungen an, einen französischen Bericht ohne Tag und Ort, ein Tagebuch, wo es heißt „die verwundeten officirer seind nebst Rege nach Naumburg gebracht", ein gedrucktes Blatt aus Nr. 58 der „Ordentlichen wochentlichen Zeitungen" vom J. 1632 und den Extract eines Schreibens aus Erfurt vom 11. Nov. 1632. Aber alle diese Nachrichten, welche das Gepräge großer Flüchtigkeit an sich tragen, vermögen durchaus nicht die auf so bestimmte Zeugnisse glaubwürdiger Zeitgenossen gegründete Nachricht, daß Gustav Adolf auf dem Felde bei Lützen gefallen und todt geblieben ist, zu widerlegen, noch die durch so viele locale Überlieferungen festgestellte Ansicht (wir erinnern nur an den Schwedenstein bei Lützen und an den Blutfleck im Land- und Stadtgerichtsgebäude zu Weißenfels) umzustoßen. Und in Naumburg sollte sich gar kein Andenken einer für die Stadt so hochwichtigen Begebenheit erhalten haben? Sind doch alle Einzelnheiten von dem Aufenthalte des Königs vor der lützener Schlacht in Abelin's „Historischer Chronik" auf das ausführlichste verzeichnet und ist dem Pagen des Königs, einem jungen von Leubelfing (fälschlich heißt er bei Raumer a. a. O. S. 545 Lasbelsin), der an seinen Wunden in Naumburg starb, ein Grabstein in der St.-Wenzelskirche errichtet worden. Man weiß sogar noch das Haus, in welchem

*) Das genaueste Verzeichniß derselben hat ein bairischer Gelehrter (allem Anscheine nach der Ritter von Lang) in der Recension von Böttiger's „Bairischer Geschichte" in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung", 1833, Nr. 36, gegeben. Mit Unrecht ist dasselbe von den spätern Geschichtschreibern unberücksichtigt geblieben.

er starb, und dem Namen [illegible], der ihn behandelte, und der ein Zeuge der richtigen Begebenheit gewesen ist, mit welcher der Jüngling seinem Tode entgegenging.

Hier ist also Hr. Söltl in einem großen Irrthume befangen, und er kann es daher uns nicht verdenken, wenn wir oben eine genauere Angabe der von ihm benutzten Handschriften gewünscht haben, um nicht noch andere Täuschungen oder unkritische Behauptungen der Geschichte des dreißigjährigen Krieges aufbürden zu lassen. 11.

Der Chevalier von Saint-Georges, von Roger de Beauvoir. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 5 Thlr.

Eine Apotheose der pariser Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, aus dem Munde eines Mannes, welcher mit Leib und Seele dem ancien régime angehört, und wenn er in der Dedication an den Herzog von Fitz-James rühmt: „Die Unterhaltung dieser Männer war mit Anekdoten durchflochten; sie blendeten, sprüheten tausend Funken, wie die Ringe, die sie an ihrem Finger trugen", so hat er sich und sein Buch zum großen Theil selbst charakterisirt. Durch alle 1200 Seiten dieser Übersetzung des vier Bände umfassenden Buchs folgen wir jener geistreichen Plauderhaftigkeit, welcher nichts zu groß, nichts zu gering ist; die niemals anstößig wird, aber auch nichts verschweigt; die durch ein Blutbad geht, ohne den schnallenblitzenden Schuh zu benetzen; die in einem Bordell erhaben sein kann und in der Kirche witzig. Ach, es waren allerliebste Menschen, die mit allem Esprit und aller Grazie auf dem Tanzsaal und aller Kunstfertigkeit auf dem Schießplatz und in der Rennbahn auseinander stoben vor dem Ungeheuer, welchem das Jahr 1789 die Thore von Paris öffnete. Jetzt machen sich die Legitimen breit mit ihrer Anhänglichkeit an das Haus Bourbon, jetzt verehren sie Heilige in dem hingerichteten Königspaare, welches damals die Medisance der gepriesenen, liebenswürdigen, blinden Gesellschaft unter die Guillotine lieferte, einer Gesellschaft, welcher gegenüber der Postmeister von Varennes wenigstens ein ehrlicher Mann war. Jetzt öffnet diese noble legitime Gesellschaft alle Gemächer des Palais royal, um, wie Bänkelsänger, dem gaffenden Publicum die entsetzlichen Dinge und Thaten zu zeigen und zur Erbauung erläuternd vorzusingen, an denen sie selbst Theil genommen. Wahrlich, es sind kluge Leute! Einem deutschen Recensenten kann es im Grunde gleichgültig sein, ob es einen König von Frankreich, oder einen König der Franzosen gibt: wenn aber irgend einer die Gräber aufwühlt und ihren Staub in die Augen der Menge streut, damit sie geblendet werde gegen einen Sohn dieses Staubes, da hat Jeder das Recht, daran zu erinnern, daß der Fleck Erde, welcher eine Giftblume trug, die Asche derselben empfängt, um einen Fruchtbaum zu nähren. Und überhaupt — hat dieser Herzog von Chartres, dieser Sohn eines Kutschers, dieser Philippe Egalité seinen Kopf nicht ebenso wohl der Revolution geopfert, als irgend ein Bourbon? Aber der Verf. hütet sich sehr wohl vor der Revolution: er breitet ihr die Wege und schließt dann weislich sein Buch.

Thun wir ihm jedoch nicht Unrecht! Ihm ist das Edle und Gerechte, das Schöne und Gute heilig, das zeigt er überall in seinem Buche, welches bei aller liebenswürdigen Plauderhaftigkeit, durch die nicht eben brillante Übersetzung dennoch hervorschimmernd, nur durch seinen Umfang nicht selten langweilig wird. Und was soll nun dieses Buch? Die, namentlich gegen das Ende in einigen Scenen wirklich großartig behandelte Geschichte des unter dem Namen eines Chevaliers Saint-Georges bekannten Mulatten, welcher Oberjägermeister des Herzogs von Chartres war und bereits durch Th. Hell's Bühnenbearbeitung dem Publicum vorgeführt ist, die Geschichte dieser ephemeren pariser Erscheinung nimmt so wenigen Raum ein, daß ihre Zerstreuung in vier Bände wol der Rechtfertigung bedarf. Der Verf. gibt daher Andeutungen in der Dedication. Nachdem er von „Meinungen" verschiedener Jahrhunderte geredet, sagt er: „So geringfügig auf den ersten Blick das Leben eines solchen Mannes scheinen mag, so wage ich doch zu versichern, daß es die plötzliche Enthüllung eines Drama in sich schließt, geheimnißvoll genug, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Saint-Georges hat nacheinander den Fuß auf zwei Vulkane gesetzt, auf den von St.-Domingo und den von Paris — in beiden kochte die Revolution." In diesem geheimnißvollen Drama war der Herzog von Orleans, später Philippe Egalité, Maschinist, das sehen wir wol; es scheint auch, er habe den Chevalier, namentlich in London, als Statisten benutzt. Was aber weiter? War es die Absicht, Frankreichs Revolution dem Hause Orleans aufzubürden, so war das entweder ziemlich überflüssig, da der Antheil desselben an diesem Ereignisse bekannt genug ist; oder, wollte er ein geheimnißvolles Drama enthüllen, so mußte er's auch thun, anstatt geheime Machinationen nur anzudeuten. Ob des Chevaliers Fuß darauf stand oder nicht, läßt uns ganz gleichgültig, da wir eigentlich nicht einmal erfahren, inwiefern er als Maschine dabei gedient. Er selbst tappt im Dunkel, er ahnt nur ein drohendes Gewitter, und wenn der Verf. es nicht für gut gefunden hätte, durch ihn die Königin warnen, also doch wenigstens etwas thun zu lassen, so wären die Worte volle Wahrheit, welche dieser Musiker, Componist, Fechter, Reiter und Tänzer selbst ausspricht: „So mußte mein nutzloses Dasein sich endigen! Ich würde nichts gethan haben, hätte ich diesem verschwenderischen Jahrhunderte nicht zum Spielwerke gedient."

Wenn nun eine Enthüllung des geheimnißvollen Drama, zu welchem das ganze Buch nur als Ouverture dienen sollte, nicht gegeben ist, oder nur insofern, als man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, so bietet doch das Buch eine reiche Collection fesselnder Scenen aus dem pariser Leben bis 1789, und selbst auf dem jetzigen Haiti finden wir uns vielfach angesprochen, obgleich eben hier es nur zu sichtbar ist, daß dem Verf. die eigene Anschauung fehlte, oder, war er einmal dort, er kein freies, empfängliches Auge mitbrachte, welches bekanntlich Franzosen und Engländer nicht selten zu Hause lassen. Man kann dem Buche sogar eine gewisse künstlerische Anlage und Durchführung nicht absprechen, wenn es dem Verf. nur darauf ankam, kurz vor den Revolutionen zu Paris und S.-Domingo von dem Leser Abschied zu nehmen. Das ist wirklich in ansprechender Weise geschehen: allein das Jahrhundert, welches er darstellen wollte, um es mit diesen Revolutionen zu zerschmettern, hat er nicht durchdrungen. Er gesteht das in der Vorrede selbst sehr naiv mit den Worten: „Man kann dieses Jahrhundert nicht allein wie eine Thatsache betrachten, sondern auch wie eine Frage." 34.

Gudrun aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Adelb. Keller. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1840. 8. 2 1/4 Thlr.

Das mildere, weichere Seitenstück der Nibelungen, „Gudrun", ist vor zwei Jahren bereits von San Marte (A. Schulz) in das Neudeutsche übertragen worden; aber gleichwol ist es sehr dankenswerth, daß uns Hr. Keller mit einer neuen Übersetzung erfreut, da die letztere viel treuer an das Original sich anschließt als die mehr paraphrastrende Bearbeitung San Marte's. Das Gedicht verdient aber auch in der That bekannter zu werden, als bis jetzt der Fall ist: es eignet sich in vielfacher Hinsicht dazu vor vielen andern poetischen Denkmalen unserer Vorzeit, da es wenig von der Schroffheit und Rauheit hat, welche dem nur modern gebildeten Sinne dieselben oft ungenießbar macht. In der „Gudrun" feiert der Dichter eine Heldin, die er mit einer, jener Zeit fast fremden zarten Fär-

bung schildert, und doch athmet das Ganze, vor Allem die Beschreibung der Kämpfe und Gefahren, welche ihre Bewerber zu bestehen hatten, so viel lebendige, ursprüngliche Poesie, daß ein erhebendes Zusammenwirken dieser verschiedenartigen Elemente den Eindruck auf Den, der unbefangen an das Gedicht geht, nicht verfehlen kann. Seefahrten und Heldenzüge sind die Hauptstaffage des großen Gemäldes, das sich hier entfaltet; sein Mittelpunkt ist aber — anders als bei andern sonst homogenen Dichtungen — nicht ein Held, sondern die Königstochter Gudrun, um welche sich als Freunde oder Feinde die kämpfenden Helden, als um sie werbende oder doch die Werbungen unterstützende, gruppiren. Sie wird von Hartmuth entführt und, da sie fortdauernd ihre Hand ihm zu geben sich weigert, während mehrjähriger Abwesenheit von seiner bösen Mutter Gerlinde auf das härteste behandelt und zu Mägdediensten gezwungen. Als sie am Meere mit Waschen beschäftigt ist, landen zwei Schiffer, die nach Gudrun forschen und in denen sie Herwig, ihren Geliebten, und Ortwin, ihren Bruder, erkennt. Man hat diese treffliche Scene oft mit der Schilderung der Nausikaa in der „Odyssee" verglichen; wir setzen sie theilweise hierher und geben damit zugleich eine vergleichende Probe beider Bearbeitungen:

San Marte.

Mit den Armen umschloß er die herrliche Maid
Und küßte sie tausendmal,
Und sie weinten und lachten vor Freud' und Leid
Sprachlos in Wonn' und Qual.
Unendlicher Zorn heiß glühend wühlt
In Herwig's Brust, bis die Rach' er gekühlt;
Unendlich Weh, wie umnachtet
Vom Elend die Braut hat geschmachtet.

An der Brust des Geliebten, an des Bruders Brust
Ruht Gudrun. O maßlos Glück!
Und auch Hildburg grüßen die Männer mit Lust,
Die so treu getheilt ihr Geschick.
Doch Schwester lieb — begann endlich Ortwin —
Bist du im Land hier Königin,
Armes Kind, wie will sich's schicken,
Dich als Wäscherin hier zu erblicken?

Sie sprach mit Weinen: Bruder lieb —
Weh that die Frage ihr —
Wär' ich hier Königin, schau, wo blieb
Da doch der Königin Zier?
Es ist wol Allen im Lande kund,
Daß Hartmuth's Minne zu jeder Stund
Ich mit Abscheu von mir gewiesen.
Das muß ich als Magd nun genießen.

Sprach Herwig: Wohlan denn, zu Freud' und Ehr
Führ' ich dich siegend zurück;
Nicht fern von hier liegt unser Heer,
Unsre Kundschaft krönte das Glück. —
Halt — rief Ortwin — nicht so! bei Gott,
Das gäbe bei Biedermännern Spott,
Du bleibst, bis zu bessern Stunden
Wir mannlich dich aufgefunden.

Adelb. Keller.

Er faßte in die Arme die hehre schöne Maid!
Beiden war die Mähre lieb so gut wie leid.
Er gab zahllose Küsse der Königin der reichen,
Ihr und auch Frau Hildburg der minniglichen Jungfrau ohne Gleichen.

Ortwein begann zu fragen die edle schöne Maid;
Drob schämte sie sich heftig und war ihr bitter Leid;
Ob sie nicht anders könne dienen in dem Lande
Als daß sie Kleider wasche zu allen Zeiten auf dem Strande.

Ei sagt mir doch, Frau Schwester, wo habt die Kinder ihr,
Die ihr dem König Hartmut habt geboren hier,
Daß sie euch waschen lassen am Ufer so alleine;
Mich deucht, daß mit der Königin man's hier so gut nicht, noch so ernstlich meine.

Da sagte sie und weinte, woher hätte ich ein Kind?
Es wissen das ja Alle, die bei Hartmut sind,
Daß er mich niemals konnte mit Worten solches heißen,
Daß ich eins empfinge; drum muß ich schwerer Arbeit mich befleißen.

Da sprach der Degen Herwig: das müssen wir gestehen,
Daß uns bei unsrer Herfahrt ist solches Glück geschehen,
Daß es uns nicht besser konnte mehr gelingen.
Drum laßt uns eilen, daß wir sie weg von dieser Feste bringen!

Da sprach der König Ortwein: Nicht doch! so gehe es nie! ꝛc.

Man erkennt auf den ersten Blick die modernen Amplificationen gegenüber der antiken Einfachheit; die „Gudrun" der beiden Bearbeiter verhalten sich zueinander ungefähr wie die Bauermädchen der französischen Dramen zu den wirklichen. Daß in dem Gedicht die Besiegung Hartmuth's durch die Dänen und die Vermählung Gudrun's mit Herwig den Schluß bilde, ist vorauszusehen; ungewöhnlicher möchte es erscheinen, wenn wir bemerken, daß die gegebene Skizze blos die des zweiten, wenngleich größten Theils des Gedichts ist; ihr voran gehen sagenhafte Schilderungen aus der Geschichte von Hagen und Hetel, den Stammältern Gudrun's. Möge durch die Lecture dieser trefflichen Dichtung mit dem erleichterten Verständniß zugleich der Sinn für die Schönheiten unserer alter Nationalpoesien allgemeiner angeregt werden, als bis jetzt der Fall ist! 29.

Miscellen.

Im J. 1680 hielt sich eine Zeit lang ein junger Prinz von Pfalz-Veldenz in Regensburg auf, bei dessen Taufe früher die Stadt zum Gevatter gewonnen worden. Laut Rathsprotokoll vom 9. Febr. 1680 wurde an diesem Tage beschlossen: „daß, da der Prinz am andern Tage nach Strasburg abreisen wolle und er Gemeiner Stadt Taufpathe sei, ihm noch eine und andere Höflichkeit zu erweisen, nach seiner Zeche im Wirthshause zu fragen und, dafern solche nicht zu groß sein sollte, sie zu berichtigen oder auch wegen Verehrung eines Goldstückleins sich zu bereden sei."

Am 24. Mai 1781 besuchte Kaiser Joseph II. unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein auf seiner Reise nach Brüssel Regensburg. Er besah einige Merkwürdigkeiten, unter andern auch das alte Rathhaus (in welchem die Sitzungszimmer der deutschen Reichsversammlung sich befanden), wo man ihn auf die Baufälligkeit des Gebäudes aufmerksam machte und die Frage aufwarf, wer es am Ende erhalten würde. Hierauf soll der Kaiser geantwortet haben: „Quand la maison s'écroule, le recès de l'Empire sera fait."

Im J. 1595 wollte ein Mensch, Namens Amman aus Draupach, seine Kunst im Vielfressen zeigen, indem er sich erbot, 20 Pfund Fleisch auf einmal zu essen. Der Magistrat ließ ihn ohne weiteres verhaften, die Urphede abschwören und, unter ernstlichem Verweis seines Vorhabens, mit der Lehre zum Thor hinausweisen: „Man solle sich nicht vom Fressen, sondern vom Arbeiten nähren." 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 198. — 17. Juli 1841.

Briefe aus und nach Grafenort von Karl v. Holtei. Altona, Hammerich. 1841. 8. 1¾ Thlr.

Der bekannte Verf., welcher seinen Beruf, ein deutscher Vaudevillist und volksmäßiger dramatischer Dichter zu werden, nur zu Zeiten begriffen, oft aber sein Talent zu Flügen gezwungen hat, welche über die Grenzen seines natürlichen Umfangs hinausgingen, öffnet in vorliegender Schrift die Schleusen seiner Erinnerungen und Erfahrungen, an denen sein etwas unstätes Leben so reich ist. Holtei ist wirklich ein Dichter, wenn man weniger seine einzelnen Hervorbringungen als die Beweglichkeit und Vielgestaltigkeit seines Lebens wie seines Talents im Ganzen in Erwägung ziehen will. Er gehört zu Denen, welche nicht still sitzen können, zu den fahrenden Schülern der Literatur, die Alles mit Glück versuchen, ohne doch je zur eigentlichen Meisterschaft zu gedeihen. Er ist wie der Vogel, der in den Zweigen wohnet und von einem grünen Baume des Lebens auf den andern hüpft. An dem einen Orte verfertigt er Gelegenheitsgedichte, Singspiele, Bücher und erheitert die Gesellschaften durch harmlosen Gesang, Witz und Scherz; an einem zweiten tritt er als öffentlicher Vorleser, an einem dritten sogar als Schauspieler auf. So rastlos herumschweifend, erlebte er selbst viel und sah Andere viel erleben, obgleich seine Erlebnisse mehr durch ihre Mannichfaltigkeit und Unstätigkeit als durch das Gewicht ihrer eigenen Schwere bedeutend sind. In den vorliegenden Briefen, welche eben Abschnitte aus Holtei's Leben schildern und als eine Art Memoiren zu betrachten sind, gibt sich der Dichter ganz wie er ist, mit allen seinen Fehlern und Vorzügen, die aber so hübsch ineinandergemischt, verschmolzen und voneinander abhängig sind, daß selbst seine Fehler nur zur Vermehrung seiner Liebenswürdigkeit beitragen. Es sind in Holtei zwei Naturen, eine harmlos gemüthliche, welche sich den Erscheinungen, Lebens- und Naturgegenständen leicht und innig hingibt und Scherz wie Ernst des Lebens in poetischer Anschmiegsamkeit erfaßt und genießt, und eine pikant polemische, welche überall da am stärksten hervortritt, wo seine Eitelkeit verletzt ist, oder er in seinen Interessen verletzt zu sein glaubt. Von Eitelkeit ist Karl v. Holtei, vielleicht als verwöhntes Muttersöhnchen der Gesellschaften, durchaus nicht frei; er spricht gern von sich, von den Unbilden und Zurücksetzungen, welche er erfahren haben will, von den Verhältnissen, in deren Peripherie oder Centrum er sich als mitbelebender Punkt bewegte. Diese Eitelkeit ist aber wieder so harmlos gemüthlicher, so geselliger Natur, daß sie durchaus keinen unangenehmen Eindruck in dem Leser zurückläßt; sie tritt nur in der Form einer liebenswürdigen höchst menschlichen Schwäche auf, bläht sich nicht, stolzirt nicht, plaudert aber um so lieber, weil doch einmal geplaudert sein muß, wenn ein Leser- oder Zuhörerkreis unterhalten werden soll. Die polemische Bitterkeit, welche zum Theil aus gekränkter Selbstliebe hervorgehen mag, jedoch den Gegenstand, an den sie sich ätzend wirft, nie am unrechten Flecke trifft, ist der gewürzhafte pikante Beisatz, durch welchen Holtei's plauderhafte Gemüthlichkeit schmackhaft wird. Diese mit Naivetät und Treuherzigkeit gepaarte Plaudersucht ist den Schlesiern eigenthümlich und erinnert an süddeutsche Schalkhaftigkeit und Ungenirtheit; indeß ist Schlesien, welches auch in vielen andern Dingen den natürlichen Übergang vom deutschen Norden zum deutschen Süden bildet, von der norddeutschen skeptischen und polemischen Säure nicht ganz frei geblieben, und namentlich hat Hr. v. Holtei in Norddeutschland, vorzüglich in Berlin, genug Gelegenheit gehabt, diesen fremden Tropfen in sein friedliches Blut aufzunehmen und zur spöttischen Betrachtung gewisser Verhältnisse und Zustände gereizt zu werden. Der leichte, aber frische, gesunde und mannichfaltige Inhalt des Buches, welches uns zu diesen kurzen Einleitungsworten veranlaßte, wird sich am besten herausstellen, wenn wir den Inhalt jedes Briefes in möglichster Kürze andeuten. Eine gründliche Kritik wird man über ein so ungründliches Buch, das seiner ganzen Organisation nach noch viele Dutzend andere darin nicht besprochene Gegenstände aufnehmen und dafür ebenso viele darin besprochene ausstoßen konnte, nicht erwarten; einer harten Kritik scheint der Verf. selbst vorbeugen zu wollen, wenn er in der Vorrede sagt:

> Das Wörtchen ich kommt wol zu oft darin vor, als daß ich die Anmaßung haben könnte, dies Buch mit dem Gedanken an die große Lesewelt hinauszusenden; es ist zunächst für meine Freunde und wohlwollende Bekannte bestimmt, deren ich an vielen und den verschiedensten Orten Deutschlands so viele zähle, daß ich in meiner Armuth kühn sagen darf: dies sei mein einziger Reichthum.

Der erste Brief richtet sich an Holtei's „Liebes Groſsa",

an den Reichsgrafen Hieronymus zu Herberstein in Eggenberg bei Grätz und ist auf dem dem Grafen zugehörigen schlesischen Landgute Grafenort geschrieben. Der Brief hat für einen größern Lesekreis gar keine Bedeutung; man erfährt aus ihm, daß das „Liebe Grosla" für die Cultur in Grafenort viel gethan hat, und muß den Brief nur als eine gemüthvolle Zueignung an seinen gräflichen Freund betrachten. An Dr. Kahlert in Breslau, auch als Schriftsteller bekannt, ist der zweite gerichtet. Der Briefsteller behandelt darin zuvörderst die Frage: ob Breslau wirklich ein größeres und prachtvolleres Theater nöthig habe? und er entscheidet sie dahin, daß es besser sei, in einem alten ärmlichen Hause gut, als in einem neuen und prachtvollen mittelmäßig zu spielen. Außerdem enthält dieser Brief noch eine Rechtfertigung gegen Hrn. Eitner, welcher in einem Aufsatze über Schlesiens gegenwärtige Literaturzustände behauptet hatte: „daß der Dialekt und die Eigenthümlichkeiten der Schlesier der Poesie sehr ungünstig seien, und daß es nur einem auf Popularität versessenen Kopfe einfallen könne, eine Sammlung von Gedichten in schlesischer Mundart anzufertigen."

Der dritte Brief lautet: „An Fräulein D....... T... (Dorothea Tieck) in Dresden" und enthält eine wenig originelle, jedoch humane und herzliche Betrachtung über Toleranz, das Portrait eines alten wackern Predigers und eine Erzählung: „Das Bild ohne Gnade." Trefflich gelungen ist in diesem Briefe die Darstellung des reisenden Künstlers Lux, der, als Jude geboren, als Christ getauft, als Heide erzogen, jetzt, so weit es die Umstände gestatten, als Mohammedaner lebt. In der geistreichen Gesinnungslosigkeit dieses Menschen concentriren sich alle jene zweideutigen Eigenschaften, welche einen jung europäischen Charakter zu bilden das Recht erworben haben. In dem folgenden Briefe eröffnet der Verf. einen polemischen Streifzug gegen Wolfgang Menzel, welcher an Wirkung verliert, weil er keinen allgemeinern Ausgangspunkt, sondern einige beleidigende und unbillige Ausdrücke zum Motive hat, wodurch der gefürchtete, wenn auch jetzt ziemlich bei Seite geschobene stuttgarter Kritiker den Hrn. v. Holtei, seinen Landsmann, persönlich verletzte. Mit allem Respect vor dem Dichtergeiste Tieck's, wie er sich besonders früher in hochpoetischen Productionen aussprach, wird in dem fünften, an Ludwig Tieck gerichteten Briefe dessen angebliche jetzige Vornehmheit und Geringschätzung gegen alle neuern Bestrebungen streng getadelt. Angehängt ist eine „Theatralische Korallenschnur", eine Reihe zum Theil gelungener und treffender polemischer Gedichte, deren schon vielfach durchlöcherte und zerschossene Zielscheibe der gegenwärtige Zustand der deutschen Schaubühne ist. Einige bewegen sich in der losen Rhythmik der Heine'schen Lieder, die sich jedoch für Gedichte dieser Gattung besser als für das sentimentale Genre eignet. Hier ein paar Proben:

Sie bilden einen Künstlerstand,
Sie werden auch eingeladen,
Sie schwätzen docirend voll Unverstand
Mit Ihro gräflichen Gnaden.

Sie lügen von Begeisterung
Für allerhöchste Intressen,
Sie waschen die Schminkverkleisterung
Vom Munde, um zart zu essen.

Sie feuchten den trocknen Kuchen mit Thee,
Der fleußt aus dampfendem Kessel,
Es sitzet die edle Assemblée
Um sie her auf Sofa und Sessel.

Und nach der Füttrung bittet man sie,
Ein wenig zu amusiren;
Sie müssen, wie's liebe Pudelvieh,
Aus dem Theewasser apportiren.

Der Eine singt, der Andre spricht,
Es näselt: bravo! Ihr Gnaden.
Soll aber Einer und thut er's nicht.....
Wird nimmer mehr eingeladen.

Ergötzlich ist das Inventarium der Bühnen in folgenden Versen geschildert:

Auf zwei Beinen tanzen Thiere,
Menschen brauchen alle viere,
Bunte Lampen, Lappen, Lichter,
Übersetzer, keine Dichter,
Echte Steine, goldne Kronen,
Fremde Länder, heiße Zonen,
Fleisch von Wolle, seidne Kleider,
Unten Schuster, oben Schneider,
Eulen, Fledermäuse, Motten,
Bajaderen, Hottentotten,
Ghibellinen, Hugenotten,
Monologe, fast unendlich,
Der Souffleur allein verständlich,
Laut Gebrüll und zart Gewinsel,
Große Maler, kleine Pinsel,
Panorama, Diorama,
Georama, Neorama,
Kosmorama, Melodrama,
Wischnu, Brama, Zebra, Lama,
Blase, rase, lahme Fama:
Das ist jetzt die Welt der Bretter — — —
Himmel tausend Donnerwetter!

Aus einem andern Gedichte theilen wir noch folgende Strophen mit:

Goldne Sterne, klar und hell,
Sterne unsrer größten Todten:
„Egmont" sind und „Wilhelm Tell"
Beide hier und da verboten;
Fräulein Löwe schlägt wol Triller,
Die Censur schlägt Goeth' und Schiller.

Schlimmer noch wirkt die Kritik,
Wer nichts machen kann, will lehren,
Manche haben gar den Tik,
Nur zu schmähn und zu entehren.
Süden schimpfet auf den Norden:
Wechselseitig Meuchelmorden!

Liebes deutsches Vaterland,
Nein, ich darf dich nicht verfluchen.
Bleib dir gerne zugewandt,
Wüßt' ich nur, wo du zu suchen?
Doch bevor ich dich nicht fand,
Kann ich dich nicht lieben, Land!

Nicht eben poetisch, aber voller Wahrheit sind folgende Verse:

So lange nicht die Herren und die Fürsten
Sich der Theaterdirection entschlagen,
Wird auch kein Ende der gerechten Klagen,
Und an der Quelle müssen stets wir dürsten.

Die stehnde Bühne ward ein stehnder Sumpf;
Hineinzugehn ist Mode nur, nicht Lust;
Da schrumpft zusammen jede freie Kunst,
Die Luft scheint vom bengal'schen Feuer dumpf.

Sonst zogen sie die wandelbaren Truppen
In bunter Schar von einer Stadt zur andern,
Die Heimatlosen mußten regsam wandern
Und blieben Menschen, wurden nicht zu Puppen.

Und wenn die Freunde lange sie entbehrt,
— (Wie alles Schöne sich erwarten läßt) —
Da war das Schauspiel ein willkommnes Fest,
Es ward geliebt, bewundert und geehrt.

Sie hatten keine bürgerliche Würde,
Man hieß sie halbverächtlich Komödianten,
Doch eben darum trugen die Verbannten
Leichtsinnig, froh begeistert ihre Bürde u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Karl V. und Philipp II. im Jahre 1551.

Marino Cavalli, Botschafter der Republik Venedig am kaiserlichen Hofe, entwirft in der interessanten Relation, welche er bei seiner Rückkehr abstattete und welche sich in dem kürzlich erschienenen vierten Bande der „Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato" (Florenz 1840), gedruckt findet, nachfolgende Schilderung von Karl V. und seinem Sohne:

„Der Kaiser steht in seinem 51. Jahre. Seine Gesundheit ist leidend, der Gicht wegen, die ihn den ganzen Winter über und auch zu andern Zeiten aufs entsetzlichste quält. Die Ärzte sagen, daß, da die Krankheit angefangen ihm nach dem Kopf zu steigen, sein plötzlicher Tod sehr zu besorgen ist. Auch leidet er oft an Brustkrampf, sodaß, wenn er nicht so strenge Diät hielte und so viele Mittel nähme, er zu dieser Stunde längst todt sein würde. Als aber der Kaiser gesund, war er in allen körperlichen Übungen ein vollkommener Ritter. Er hat an der Schranke und im offenen Felde turnirt, ist bei aller Art Kämpfen gewesen, hat beim Ringelrennen gestochen, an Stiergefechten Theil genommen und alle Reiterkünste geübt. Er hat Kenntniß von Pferden, von Geschütz, vom Lagerschlagen, von der Belagerungskunst und Allem, was zur Kriegsführung auf dem Lande wie zur See gehört, so vollständig wie nur irgend Einer. Er läßt sich nicht verdrießen, auf Alles, was seine Angelegenheiten betrifft, auch im Detail zu achten. Reiche Kleidung hat er nie geliebt: er trägt Wams und Mantel, oder auch kurze Kleider, die nur bis zum Knie reichen. Immer aber ist sein Anzug sorgsam geordnet. Im Geldausgeben ist er sparsam, soweit er es übersehen kann. Daher sagt man, daß bis zur Summe von 10 Scudi Keiner auf der Welt sie besser ausgibt als er; aber was große Ausgaben betrifft, so geht es an seinem Hofe wie bei andern Fürsten. Seine Diener belohnt er spät, was eine gute Politik ist, indem er sie nöthigt, fortzufahren ihm zu dienen, wenn sie ihre Stellen nicht verlieren wollen; wenn er sie aber belohnt, was gewöhnlich nur einmal geschieht, so thut er es großartig, wodurch er sie dankbar verpflichtet und den übrigen Muth und Hoffnung macht. Es bieten sich ihm dabei viele Wege dar: denn mit den oft heimfallenden Lehen, mit den sehr zahlreichen kirchlichen Beneficien, mit Provisionen, Ämtern, Castellaneien, Befehlshaberstellen, Titeln und Würden kann er Viele reich machen, ohne daß es ihn kostet. Dies um so mehr, da er selten erblich, sondern gewöhnlich nur auf Lebenslang gibt, sodaß immerfort eine Menge Vacanzen vorkommen. Der Kaiser ist sehr religiös: täglich hält er zwei Messen, an Festtagen Vesper und Predigt, vier Mal im Jahre geht er zur Beichte und zum Abendmahl. Laster, welcher Art sie auch sein mögen, sind an ihm nicht sichtbar; in allen seinen Handlungen, auch in den geringfügigsten, ist er so ordentlich und bedachtsam, daß man es gar nicht mehr wünschen konnte; in seinen Reden [illegible] ist er so vorsichtig und verständig, daß er bei Allen Bewunderung erweckt. Er spricht immer gelassen, erzürnt sich nie, droht nie; spricht immer vom Vertrauen auf Gott und wie er all seine Sachen auf Recht begründe: sodaß es heißt, er habe nie ein zu tadelndes Wort gesagt, noch eines, welches seinen Interessen hätte Schaden zufügen können. Nie gibt er eine bestimmte Antwort aus eigenem Antriebe, sondern vernimmt immer erst den Rath des Hrn. von Granvella. Im Verhandeln bedient er sich häufig zweideutiger Redensarten, sodaß, wenn die Botschafter nicht auf ihrer Hut sind, Seine Majestät und deren Räthe nachher leicht sagen können: Wir haben dies in diesem oder jenem Sinne gemeint. Fälle davon sind unsers Gedenkens schon mehrmals vorgekommen. In Ehrensachen ist er sehr genau, so auch in jeder Kleinigkeit, die sich in Friedens- und Bündnißverträgen findet. Beleidigungen seiner Anhänger oder eigene sieht er nach, oder schiebt deren Bestrafung auf, wenn es ihm in seine größern Plane paßt. In seinen Ansichten ändert er nicht leicht etwas. Nie thut er etwas, wobei es scheinen könnte, er sei dazu genöthigt: eher würde er die Welt untergehen lassen. Fürsten und Privatpersonen, die ihm nutzen oder schaden können, hält er in sehr großer Achtung; aber Anstands halber läßt er dies nicht leicht durchblicken. Er ist nicht blutdürstig, rächt sich auch nicht mit gänzlichem Untergang seiner Gegner: sein System ist, sie zu schwächen, aber nicht zu vernichten. Selten straft er einen seiner Diener, im Gegentheil erträgt er Vieles, was er nicht ertragen sollte, und nimmt seine Gesandten in kräftigen Schutz, auch wenn sie gegen seine Absichten und Befehle gehandelt haben. Von allen Seiten ist er vortrefflich und aufs geheimste unterrichtet; über Geschäftssachen unterhält er sich 4—5 Stunden lang, auf einem Stuhle sitzend, und zeichnet häufig die Gründe für und gegen auf, um den Faden der Unterredung besser in der Hand zu halten. Er entscheidet spät, ist dann aber fest in seinem Entschlusse. Bisweilen hält er einen Courier zwei Tage auf, um zu sehen, ob der gefaßte Entschluß ihm auch bei kaltem Blute gutdünkt. Kurz, sein Unterhandeln ist so wohl verstanden, so richtig, so geordnet und so ineinandergreifend, daß, wer ihm das Princip zugibt, mit seiner Ehre nicht leicht umhin kann auch das Resultat anzunehmen, wie er es entwickelt. Er kennt genau den Charakter der Fürsten, mit denen er unterhandelt, und verwendet viele Zeit darauf, ihn immer besser kennen zu lernen, sodaß er sich selten in seinen Voraussetzungen irrt. In seinen Unterhandlungen bringt er gute und positive Gründe vor, nicht aber vage Allgemeinheiten; er hält immer die Geschäfte im Gange, auf Gelegenheit wartend und passende Zeit zur Ausführung, sodaß vielleicht heute geschieht, was er 25 Jahre lang zu thun im Sinne gehabt hat. Man braucht sich also nicht darüber zu wundern, daß einem so klugen, in Staatsgeschäften wie in Kriegsunternehmungen so verständigen Fürsten so viele Dinge geglückt sind und noch jetzt glücken."

„Mit den Deutschen ist der Kaiser so umzugehen gewohnt und kennt sie so gut, daß er ihretwillen auf manche Vergnügungen und Wünsche verzichtet. Sein Hauptzeitvertreib, wenn er in Deutschland, ist, in seinem Zimmer mit seinem polnischen Zwerge zu lachen und zu spaßen, oder auch mit Hadrian, seinem Kammerdiener, bisweilen mit seinem Haushofmeister dem Baron Montfalconet, dessen Umgang dem Kaiser sehr lieb ist, seiner witzigen und gewandten Reden wegen und weil er Alles mit großer Freiheit sagt. Auf die Jagd geht er mit nicht mehr als acht oder zehn Pferden und kehrt oft mit großer Beute an Hirschen und Ebern zurück. Auch schießt er oft in den Wäldern, und wenn keine große Jagd ist, so zielt er auf Raben, Krähen und Ähnliches. Diese Jagden kosten Seiner Majestät keine 100 Scudi im Jahre. Aber er rechnet es sich nicht zur Schande, darin, wie in der Pracht des Anzugs und ähnlichen Dingen, von vielen andern Fürsten übertroffen zu werden. Seine Gedanken sind ausschließlich auf wichtige Dinge ge-

richtet und in diesen hat er gewiß Alle hinter sich zurückgelassen.“

„Der Prinz von Spanien (Philipp II.) ist jetzt 24 Jahr alt. Er ist von mittler Größe und schwächlicher Gesundheit und gleicht seinem Vater in den Gesichtszügen. Er ißt nie Fisch und sonst keine Speisen, die nicht sehr nahrhaft sind. Obgleich seine körperlichen Kräfte nicht groß sind, so hat er doch während seines Aufenthalts in Flandern an den Übungen der Herren dieses Landes vielen Antheil genommen und ist in ritterlichen Fertigkeiten ziemlich erfahren. Er möchte freigebig erscheinen: seine Freigebigkeit ist aber von der Art, daß man sieht, er wird ihrer bald müde werden. Selten geht er in Gesellschaft aus; am liebsten bleibt er in seinem Zimmer mit vier oder sechs Vertrauten, mit denen er sich von Privatangelegenheiten unterhält und bisweilen, wenn der Kaiser ihn rufen läßt, entschuldigt er sich, um in seiner Ruhe nicht gestört zu werden. Er kleidet sich reich und zierlich mit großer Sorgfalt. Es liegt ihm viel daran, daß man ihm Ehrfurcht bezeige, und gegen Jeden, er sei wer er wolle, zeigt er viel mehr hochfahrendes Wesen als sein Vater, was, mit Ausnahme der Spanier, keinen andern unter den Unterthanen gefallen will. Wirklich haben diese Recht dabei, denn beim Kaiser sind sie daran gewöhnt, daß er sich vortrefflich in verschiedene Sitten und allerlei Nationen schickt, und es scheint, daß die Natur diesem die Fähigkeit gegeben, durch vertrauliches und leutseliges Wesen die Flamänder und Burgunder zu gewinnen, durch Geist und Klugheit die Italiener, durch Hoheit und Ernst die Spanier. Da sie nun den Sohn anderer Art sehen, empfinden sie darüber nicht geringes Misbehagen. Da der Kaiser ihn täglich zwei bis drei Stunden in seinem Gemache bei sich hat, theils im Rath, theils um ihn in eigener Person zu unterweisen, so soll er in wichtigen Staatsangelegenheiten viele Kenntnisse erlangt haben und noch größere Fortschritte verheißen. Aber die Größe des Vaters und der Umstand, daß er selbst so groß geboren ist und bisher nie Misgeschick oder Mühseligkeit erprobt hat, wird dem Prinzen immer im Wege stehen, den Kaiser zu erreichen. Dies ist das Unglück der zu Glücklichen. Kommt der Prinz zur Regierung, so glaubt man, daß er sich ausschließlich spanischer Minister bedienen werde; denn dieser Nation ist er ausschließlicher zugethan, als sich für Einen paßt, der über verschiedenartige Völkerschaften herrschen soll. Wird er im Kriege oder irgend einer Verwaltungssache Italiener oder Flamänder gebrauchen, so kann man darauf rechnen, daß er es nur aus Noth thun wird und nicht aus Neigung, indem er den Spaniern gewiß den Vorzug geben würde, wenn er es mit gleichem Vortheil zu thun vermöchte.“

Die Vorhersagung, welche der Botschafter diesen Charakterschilderungen beifügt, daß nämlich Philipp sich der vertrauten Diener seines Vaters, namentlich des Bischofs von Arras und der Familie Toledo wenig bedienen werde, ist übrigens keineswegs in Erfüllung gegangen. 107.

Literarische Notiz.

Als Anfang einer Reihe „The playfellow“ betitelter Erzählungen, wovon vierteljährlich eine neue Abtheilung erscheinen soll, kam in London heraus: „The settlers at home“, von Harriet Martineau. Von neuern Erscheinungen auf dem Gebiete des Romans und der Belletristik sind noch zu nennen: „The priest of the Nile“, von Mistreß C. Tinsley; „Henry of Monmouth“, vom Major Michell; „Corse de Leon“ (3 Bde.), von James; „The schoolfellows, or a byway to fame“, von Jones; „Some account of my cousin Nicholas“, von T. Ingoldsby; „Childhood illustrated in a selection from the poets“; „Vivia perpetua“, ein dramatisches Gedicht von Sarah F. Adams; „The new tale of a tub; or, adventures in verse“, mit Illustrationen, von Bayley; „Recollections and miscellaneous poems“, von J. Jonas Jonson; „Pocahontas, and other poems“, von Mistreß Sigourney; „The course of truth“, ein Gedicht von W. Stone. Die Production auf dem Gebiete der dramatischen Poesie steht, wie die Buchhändleranzeigen und die Kataloge ergeben, gegen die Lyrik und noch mehr gegen den Roman in England unverhältnißmäßig zurück. 5.

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1841 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 196.)

II. An Fortsetzungen erscheint ferner:

16. Raumer (Friedr. von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Siebenter Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17 11/12 Thlr., auf Velinpapier 35⅚ Thlr.

*17. — — Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In sechs Bänden oder 24 Lieferungen. Zweiten Bandes zweite Lieferung und folgende. Gr. 8. Preis der Lieferung auf Velinpapier ½ Thlr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinpapier die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint regelmäßig eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

18. Schmid (Reinh.), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil, den Text nebst Übersetzung enthaltend (1831), kostet ¼ Thlr.

*19. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Sechstes Bändchen und folgende. 8. Geh.

Bisher sind erschienen:

Erstes Bändchen: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1⅔ Thlr.

Zweites und drittes Bändchen: Die Nachbarn. Zwei Theile. 1839. 3 Thlr.

Viertes und fünftes Bändchen: Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zwei Theile. 1840. 3 Thlr.

Vgl. Nr. 39 und 40.

*20. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedr. von Raumer. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Gr. 12. Cart.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19⅔ Thlr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammengenommen für fünf Thaler, sodaß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1½ Thlr. Der erste Jahrgang der Neuen Folge kostet 2 Thlr., der zweite Jahrgang 2½ Thlr.

*21. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Sechster Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Cart.

Der erste Jahrgang kostet 2½ Thlr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2½ Thlr., der vierte 3 Thlr., der fünfte 3⅔ Thlr.

*22. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1842. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1830—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu ⅔ Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge kostet jeder 1½ Thlr., der dritte Jahrgang 1⅔ Thlr.

23. Varnhagen von Ense (Karl Aug.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Sechster Band, oder: Neue Folge zweiter Band. Gr. 8 Geh.

Die erste Folge dieser Denkwürdigkeiten erschien in vier Bänden 1837—38 bei H. Hoff in Manheim. Der erste Band der Neuen Folge (1840) kostet 2½ Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 199. — 18. Juli 1841.

Briefe aus und nach Grafenort von Karl v. Holtei.

(Beschluß aus Nr. 198.)

Der Inhalt des folgenden, an Theodor Mundt gerichteten Briefes läßt sich nicht wohl angeben, da der Verf. darin in einer etwas ungenirten, aber angenehmen Weise über Alles und Jedes raisonnirt, was gerade zufällig seinen Augen und Gedanken in den Weg läuft oder im Wege steht. Es befinden sich darin auch einige hübsche Anekdoten, welche einen echt schlesischen Beigeschmack haben. An Therese in P. ist der siebente Brief adressirt, eigentlich das Tagebuch einer kleinen Reise durch mehre schlesische Orte und Örtchen, mit allerlei zum Theil recht artigen Portraits und Betrachtungen über Dies und Jenes. Im achten Briefe, an Natalie in Riga, setzt er seiner zweiten verstorbenen Frau, geborene Holzbecher, ein Ehrendenkmal in einem begeisterten Nachrufe und spricht sich sodann über sein persönliches Verhältniß zu der rigaer Geselligkeit weitläufig aus. Der neunte Brief trägt die Aufschrift: „An den königlichen Hofschauspieler Hrn. Seydelmann in Berlin." Man erfährt daraus, daß Hr. v. Holtei durch Seydelmann's Vermittelung 1816 auf dem gräflichen Schloßtheater in Grafenort zum ersten Male aufgetreten sei, wie noch manches Andere, was auf reisende Schauspielergesellschaften Bezug hat — lauter kleine, doch interessante Züge, welche das Bild, das man sich von den wandernden Schauspielern und Declamatoren zu machen hat, vervollständigen helfen. Der folgende Brief ist in Ratibor geschrieben und an Pauline in Grafenort gerichtet. Er enthält ein Referat über drei reisende Truppen, deren Vorstellungen bei einem kleinen Ausfluge der Verf. in Glatz, Neisse und Ratibor hintereinander beiwohnte. Die Schilderung einer jungen talentvollen Schauspielerin in Neisse, welcher der Verf. ihres Leichtsinns wegen den Untergang weissagt, ist pikant, seine Polemik gegen die dramaturgische Prüfungscommission in Berlin, welche ein Stück von ihm zurückwies, zu speciell. Zwei andere Abtheilungen des Briefes sind aus Berlin und Tilsit geschrieben und mit einigen Gelegenheitsgedichten versehen. Am längsten hält sich der Verf. bei den Erörterungen auf, die er sich selbst in seiner Qualität als öffentlicher Vorleser widmet. Merkwürdig ist, was er von einer Unterhaltung mit Goethe erzählt.

Es begab sich — schreibt Hr. v. Holtei — daß der Herr Geheimerath mich einmal nach dem Mittagessen in eine Fensterbrüstung manoeuvrirte und in seiner eigenthümlich unbeschreiblichen Manier also sprach: Nun, Sie haben sich ja bisher recht brav gehalten, wie ich hörte. Sie müssen sich nicht wundern, daß ich Sie noch nicht gebeten habe, mir Ihre Sachen vorzumachen; ich habe Gründe dazu. Ihnen wird nicht fremd sein, daß wir zu unserer Zeit uns auch mit dergleichen beschäftigt und viel darüber gedacht haben? Nun hat man sich denn seine Ansichten über Declamation, Recitation, theatralischen Vortrag und besonders über die scharfen Unterscheidungen, die den Vorleser vom Darsteller trennen, festgestellt; und da kommen denn die jungen Leute und werfen das Alles über den Haufen. Nun, das ist ja recht schön! Aber von uns Alten könnt ihr nicht verlangen, daß wir sogleich ohne Weiteres nachgeben sollen. Also sehe ich nur zwei Auswege: entweder Sie gewinnen mich für Ihre Künste.... dann zwingen Sie mich, aufs neue darüber zu denken, und das würde mich stören, denn wir haben noch viel zu thun! — Oder es gelingt Ihnen nicht mich irre zu machen und Sie befriedigen mich nicht...... dann hätten wir Beide keine Freude davon! Also denk' ich, es sei besser, es bleibt, wie es ist. — Nun, wie gefällt es Ihnen in Weimar? Nicht wahr, es „stickt" (sic!) viel Bildung in dem Orte? Wir haben denn wol auch das Unsere dazu gethan!

Ew. Excellenz — sagte ich fest, denn jetzt wollte ich doch etwas Positives mitnehmen — ich soll übermorgen die zu Faust gehörige „Helena" vorlesen. Ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber Alles verstehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust, an Helenens Seite, die Landgebiete an einzelne Heerführer vertheilt? Ob eine bestimmte Andeutung......

Er ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich sehr freundlich: Ja, ja, ihr guten Kinder, wenn ihr nur nicht so dumm wäret!? — Hierauf ließ er mich stehen.

Der letzte Brief aus Grafenort, an Frau Wilhelmine v. T. in Berlin gerichtet, ist wie der elfte ziemlich kurz und inhaltleer. Hr. v. Holtei spricht sich unter Anderm darin über die „leider nur deutsche und doch so undeutsche" Sitte aus, auf Briefcouverten uns noch immer des Edel-, Wohl-, Hochwohl- und Hochgeboren zu bedienen. An Damen wenigstens, sagt er, hätte er sich oft versucht gefühlt, „Schöngeboren" zu schreiben.

Der Werth des Ganzen beruht hauptsächlich in der Auffassung von allerlei kleinen, aber charakteristischen Lebenszügen, welche zu entdecken der Verf. ein scharfes Auge hat. Endlich geht durch das Buch ein ansprechender, menschlicher und humaner Ton hindurch, welcher nirgend eine aristokratische Schminke oder eine vornehm literarische Salbung aufkommen läßt. Der Styl dieser Briefe ist leicht, gefällig, aber oft allzu bequem und nachlässig. Zu

schreiben, wie Einem der Schnabel gewachsen ist, ist zwar liebenswürdig, nur muß auch der Schnabel gut gewachsen, oder nach den Gesetzen stylistischer Schönheit zugespitzt sein. Dieser saloppe Styl paßt allerdings zu der liebenswürdigen Nachlässigkeit des Inhalts und ist uns immer noch lieber als der geistreiche, pikante, vornehme, gedrechselte, geschnörkelte, überladene, witzlüsterne, zweideutige und raffinirte Styl, welcher jetzt Norm zu sein scheint, und Hohlheit des Herzens, wie Mangel an poetischem Sinn und Ursprünglichkeit der Auffassung oft nur so schwach verbirgt. 16.

A winter in the West-Indies, by *Joseph John Gurney*. London 1840.

Joseph Johann Gurney, ein ehrenwerther Quäker und, wie es scheint, ein Mann, der nebenbei sich aufs Predigen versteht, hat nach dreijährigem Aufenthalte in verschiedenen Theilen Nordamerikas und Westindiens seine Reisebeschreibung in Form einer Reihe von Briefen an Henry Clay, Esq. of Kentucky, unter obigem Titel veröffentlicht. Der Zweck seiner Reise war, sich aus eigener Anschauung von dem Zustande der emancipirten Neger in den englischen Colonien zu unterrichten, und warum er das Resultat, wenn auch nur figürlich, einem Amerikaner gemeldet hat, darüber erklärt er sich folgendermaßen: „Bei unserer Rückkehr aus Westindien nach den Vereinigten Staaten brachten meine Begleiter und ich zehn Tage in Washington zu. Der Congreß war eben versammelt und es kostete uns durchaus keine Mühe, sowol mit dem Präsidenten und den einzelnen Staatssecretairen als mit vielen der einflußreichsten Deputirten beider Parteien Privatunterredungen zu erhalten. Diesen Herren erzählten wir die interessantesten Einzelnheiten unserer westindischen Fahrt und hoben namentlich die erlangten Nachweise hervor von den wohlthätigen Folgen der Freiheit unter den dortigen Negern in finanzieller, bürgerlicher und sittlicher Beziehung. Unsere Mittheilungen fanden offenes Gehör und der Aufmerksamsten einer war Henry Clay aus Kentucky. Obschon dieser Staatsmann in den letzten Jahren zu den wärmsten Vertheidigern des Sklavenhaltens gehört hat, so sahen wir doch deutlich, daß er nicht starrsinnig gegen die Sache der Emancipation eingenommen war, und ich nähre gern die Hoffnung, daß er die in vorliegendem Buche praktisch entwickelten Ansichten in nicht ferner Zeit rücksichtlich der Sklavenzustände in Nordamerika zu den seinigen machen wird. Inzwischen ist es mein Absehen, überhaupt die vernünftigsten Anhänger seines Systems zu bekehren, und deshalb achtete ich es für gerathen, meine Briefe an einen Mann zu richten, der allgemein die Stütze dieses Systems heißt. Die politische Farbe, die er trägt, hat auf meine Wahl natürlich keinen Einfluß gehabt. Mein Wunsch ist, alle politischen Parteien Amerikas für dieselbe große Sache einer gesunden Politik, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zu gewinnen." Das mag sein. Aber die Quäker sind weltkluge Menschen. Henry Clay, Esq. of Kentucky, konnte bei der damals bevorstehenden Präsidentenwahl der erste Mann in Nordamerika werden, und deshalb war es nicht unklug, die Briefe an ihn zu richten. Er ist nicht Präsident geworden, das ist wahr. Wen bezeichnen aber amerikanische Blätter als muthmaßlichen Nachfolger des jetzigen Präsidenten? Henry Clay. Also war die Wahl doch klug. Wenn dessenungeachtet der Einfall eines englischen Quäkers, die Amerikaner in Betreff ihres gesetzlichen Sklaventhums und Menschenhandels eines Bessern zu belehren, etwas Abenteuerliches hat, so ist auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß dergleichen Versuche bisweilen vom besten Erfolge gekrönt werden. Möglich daher wol, daß es eines Tages zu den nachträglichen Verdiensten des Gurney'schen Werkes gerechnet werden wird, in Amerika das öffentliche Vorurtheil enttäuscht, die Sache der Emancipation gefördert und Freiheit in dem Lande gepredigt zu haben, wo es zur Zeit gekaufte Sklaven und gehetzte Indianer gibt.

In Begleitung zweier Freunde ging der Verf. am 22. Nov. 1839 von Neuyork nach Santa-Cruz unter Segel. Santa-Cruz ist bekanntlich eine westindische Insel, die Dänemark gehört und auf welcher Sklaven gehalten werden. Die Fahrt aus dem kalten Norden nach den tropischen Gewässern war außerordentlich angenehm und nach zwei heiter verlebten Wochen landete die Gesellschaft in Friedrichsstadt, dem Westende von Santa-Cruz. Da der Verfasser es sich sofort angelegen sein ließ, die schöne und ergiebige Insel nach allen Richtungen zu durchstreifen, so darf er sich ein Wort darüber erlauben, wie er den Zustand der Dinge fand. Seine Meinung aber lautet dahin, daß, obgleich das Sklavenhalten in den letzten Jahren modificirt worden, es doch fortwährend die Energie der Bevölkerung niederdrücke. „Ich erfuhr", schreibt er, „daß die Sklaven ungefähr vier Fünftel der Bevölkerung ausmachen und an die 19,000 zählen. Zu der Zeit, wo sie hart und grausam behandelt wurden, verminderten sie sich von Jahr zu Jahr. Neuerlich hat die dänische Regierung durch mehrfache Beschränkungen ihre Lage verbessert. Sie brauchen jetzt nur von des Morgens sechs bis Abends sechs zu arbeiten und haben zum Frühstück und Mittagsessen einige, wenn auch vielleicht zu kurze Rast. Nahrung und Bekleidung unterliegen gesetzlicher Bestimmung. Zur Anregung bei der Arbeit darf der Aufseher sich einer Tamarindengerte bedienen, und zwölf Hiebe mit einem Strick oder abgesperrtes Gefängniß sind die höchsten Strafen, welche der Herr oder sein Bevollmächtigter zuerkennen soll. Der Strick ist jedoch ein gefährliches Marterwerkzeug, und daß statt der frühern 30 jetzt nur zwölf Hiebe „aufgestrichen" werden dürfen, ist nicht gesetzliche Vorschrift, sondern wohlwollender Befehl des Generalgouverneurs von Scholten. Jedem Neger steht das Recht zu, sich loszukaufen, und wo nöthig, wird die Höhe des Lösegeldes durch einen vereideten Taxator festgesetzt. Die Folge von alledem ist, nächst der verbesserten Lage der Sklaven, ihre eher zu- als abnehmende Zahl." Dessenungeachtet stehen die Sklaven in Vergleich zu den freien Negern auf den britischen Inseln diesen an physischem, intellectuellem und sittlichem Werthe weit nach. Ein häßlicher Gebrauch ist der sogenannte Sonntagsmarkt. Von der ganzen Woche gehört nur der Sonntag dem Sklaven für seine eigenen Geschäfte. Da strömen sie denn haufenweise, oft aus weiter Ferne, zur Stadt, ihre Früchte und Lebensmittel zu verkaufen. Die Rumläden sind nahe bei den Märkten und das verwandelt die Scene lebendigen Verkehrs in die lauter Lust und trunkener Ausschweifungen. Inzwischen steht Besseres zu erwarten. Der Verf. erfuhr vom Bruder des abwesenden Generalgouverneurs, daß in Kopenhagen eine Commission zu Untersuchung des Zustandes der Colonien niedergesetzt sei und die Freigebung der Sklaven beabsichtigt werde. Auch waren in verschiedenen Theilen der Insel sieben große Gebäude im Bau, die den Negern theils zu Schulen, theils zu Kapellen dienen sollen, und vorläufig lassen einige Pflanzer ihre Sklaven im Lesen und in der heiligen Schrift unterrichten. Sie bedienen sich hierzu eines gewissen Macfarlane, welchem der Verf. als einen verhältnißmäßig gebildeten Mann kennen lernte und der, um Schule zu halten, von einer Pflanzung auf die andere zieht. Die wohlthätigen Früchte dieser Menschenfreundlichkeit sind nicht ausgeblieben. Die Herren erhalten für ihren Aufwand bessere Sklaven. Von Santa-Cruz segelte der Verf. mit seinen Begleitern nach St.-Thomas, einer andern dänischen Besitzung, wo es jedoch um die Sklaven bedeutend schlechter steht. „Es gibt unter ihnen nur wenige verheirathete, und Gemeinheit und Liederlichkeit thun sich überall kund." Das ist aber noch nicht das Schlimmste, was der Insel nachgesagt werden kann. Schlimmer ist, daß die spanischen und portugiesischen Sklavenhändler hier einlaufen, um sich für ihr schändliches Gewerbe an der afrikanischen Küste „in Position zu setzen". Sie haben nicht blos freie Ein- und Ausfahrt, sondern kaufen sogar bisweilen ihren Schießpulverbedarf vom Festungscomman-

danten. Da wirft der ehrliche Quäker Joseph Johann Gurney die Frage auf: warum das englischerseits im Angesicht bestehender Tractaten geduldet werde? Er beantwortet die Frage nicht, und Ref. glaubt, die Frage ist leichter gethan als beantwortet. Dagegen möchte Ref. fragen: warum soll denn gerade England auf der ganzen Erde die Sklavenpoliceiwache besorgen? England hat außerdem Wachen satt und genug.

Am 31. Dec. kam der Verf. auf der kleinen britischen Insel Tortola an. „Mit größter Spannung", sagt er, „betraten wir die erste britische Insel, auf welcher wir emancipirte Neger finden sollten. Bei einer Bevölkerung von nahe an 5000 gibt es kaum 200 Weiße; doch habe ich nicht gehört, daß diese Ungleichheit ihr Unbequemes habe. Wir hatten Briefe an Dr. Dyett, den besoldeten Friedensrichter, und einige der angesehensten Pflanzer. Sie alle begrüßten uns mit einem herzlichen Willkommen und befreiten uns von unserer sehr natürlichen Unruhe durch die einhellige Versicherung, daß die Freiheit auf Tortola gut wirke — that freedom was working well in Tortola. Einen unserer ersten Besuche machten wir einer Schule für Negerkinder. Sie steht unter der Aufsicht des frommen Geistlichen an der Kirchspielskirche, Namens Alexander Bott, und war in guter Ordnung. Die Kinder beantworteten unsere Fragen richtig. Hierauf besuchten wir das Gefängniß, wo wir außer dem Schließer und Richter nur einen Gefangenen vorfanden. Unser gütiger und zufällig anwesender Freund, der Oberrichter der britischen Jungfrauinseln, Francis Spencer Wigley, erfreute uns mit der Nachricht, daß seit dem Eintritte der vollen Emancipation die Verbrechen bedeutend abgenommen hätten. Ich sah das Gefängnißregister, in welches die wegen kleiner Vergehungen Eingelieferten verzeichnet werden, und bemerkte, daß im zweiten Semester 1837 deren 186 und im zweiten Semester 1839 deren blos 75 waren — ein der Freiheit gut zu schreibender Unterschied von 111. Hinsichtlich schwerer Verbrechen hatten die drei letzten Gerichtssitzungen, die einen Zeitraum von neun Monaten umfassen, completen Feiertag gehabt — es hatte nicht eine einzige Criminaluntersuchung gegeben. Einen unserer Briefe überreichten wir später Herrn Wilhelm Isaacs, einem sehr geachteten alten Herrn und ehemaligem Präsidenten der Insel. — — Er ist selbst ein bedeutender Pflanzer und war damals Geschäftsführer der Herren Reid, Irving und Comp. in London, die in Folge von Verpfändungen einen großen Theil der Insel besitzen. In diesen zwei Eigenschaften hatte unser bejahrter Freund 1500 freie Neger unter sich, und da alle seine Gewohnheiten mit dem alten Systeme zusammenhingen, glaubten wir auf sein Zeugniß besondern Werth legen zu dürfen. Und ungefragt äußerte er, daß seine Arbeiter tüchtig arbeiteten. „Ich habe keine Klage gegen sie", waren seine Worte. Ein anderes schlagendes Argument gegen das Sklaventhum besteht darin, daß ein so ansehnlicher Theil der Insel aus den Händen der Eigenthümer in die des Kaufmanns und Geldleihers übergegangen ist. — — Am folgenden Morgen begaben wir uns zu Pferde nach der Hauptplantage des Präsidenten Isaacs. Ich bemerkte eine große Zahl Neger, Männer und Frauen, die auf dem Kamme eines Hügels arbeiteten. Vom Aufseher begleitet, ritt ich zu ihnen und fand sie flink bei der Arbeit. Sie waren mit dem mühsamen Aushohlen beschäftigt, d. h. mit dem Hacken von Löchern für das Zuckerrohr, und mußten wegen des steilen Abhanges jedes Loch fest eindämmen. Diejenigen unter uns, die am meisten von der Sache verstanden, erklärten die Arbeit für ausgezeichnet. — — Der Lohn dieser Arbeiter ist gering, nur ein Sixpence — vier gute Groschen — täglich, und ein Weniges mehr während der Erntezeit. Allein was sie außerdem zinsfrei erhalten, eine Hütte, gutes Gartenland und hinreichende Weide, beträgt mindestens das Doppelte des Lohns. — — Ein anderes Mal besuchten wir einige der, unter der Aufsicht unsers Freundes Isaak Thomas stehenden Güter und fanden die Zuckerplantagen trefflich bestellt. Unser Freund beschäftigt 250 freie Neger und versicherte, daß er nicht die entfernteste Ursache zur Unzufriedenheit habe. Aus Vorlage der Wirthschaftsrechnungen ergab sich ein entschiedener Geldgewinn zu Gunsten der freien Arbeit."

Ein kleiner Abstecher brachte den Verf. nach der sogenannten afrikanischen Niederlassung in Kingstown-Bay. Sie besteht aus mehren Hundert Afrikanern, die von weggenommenen Sklavenschiffen hierher geführt worden sind und von der britischen Regierung einen Strich Landes angewiesen erhalten haben. Der Verf. hatte von ihrer Armuth und Trägheit gehört, fand aber durch ihr anständiges und „wohlhäbiges" Äußere diese Nachrichten völlig Lügen gestraft. Dabei erwähnt er, daß gegenwärtig auf Befehl des Bischofs von Barbados eine Kirche für sie errichtet wird und ein Schulhaus für ihre Kinder bereits im Gebrauche ist. „Gegen 300 derselben", erzählt er, „waren im Schatten eines großen Tamarindenbaumes versammelt und selten ist es mir beschieden gewesen, zu einer empfänglichern und dem Anscheine nach intelligentern Kindergemeinde zu sprechen. Das überhaupt ist mir klar und zweifelsfrei geworden, daß der Geist der Afrikaner den wichtigen Lehren und Grundsätzen der christlichen Religion sich ungezwungen öffnet."

Von Tortola reiste der Verf. nach St.-Christophers und erklärt sich mit den dasigen bürgerlichen Verhältnissen gleichmäßig zufrieden. Tags nach seiner Ankunft machte er einen Spazierritt, und obgleich es der siebente Wochentag war und an diesem die freien Arbeiter meist ihre Privatgeschäfte besorgen, fand er doch viele auf den Zuckerrohrfeldern in Thätigkeit. „Ihr Aussehen zeugte von physischer Kraft und geistiger Heiterkeit, und auf alle meine Fragen erhielt ich befriedigende Antwort. Ich nahm mir die Freiheit, auf einem Gute einzusprechen. Es war die Behausung des Generalprocurators, Robert Claxton, eines verständigen und hochgeachteten Mannes. Er gab mir mancherlei nützliche und im Allgemeinen sehr erfreuliche Auskunft. Unter Anderm erwähnte er ein kleines, ihm gehöriges Besitzthum. „Vor sechs Jahren", sagte er, „also kurz vor der Emancipation, war das sammt den Sklaven darauf höchstens 2000 Pf. Sterl. werth. Jetzt ohne einen einzigen Sklaven würde ich es für 6000 Pf. Sterl. weit unter seinem Werthe verkaufen." Dieses merkwürdige Steigen des Grundwerthes beschränkt sich keineswegs auf einzelne Güter. Man versicherte mich, daß es im Vergleich zu der Zeit der Unruhe und Niedergeschlagenheit, welche der Emancipation vorausgegangen, ebenso beträchtlich als allgemein sei. Ich fragte den Präsidenten Crook und einige Andere, ob es wol auf der Insel Menschen gebe, welche die Wiedereinführung der Sklaverei wünschten. „Gewiß nicht einen", war die gemeinsame Antwort." Der Tagelohn beträgt hier, neben obengedachten Gewährungen, zwischen 7 und 9 Pence. Die Neger können ihn aber ohne sonderliche Anstrengung durch Extraarbeiten auf das Doppelte und Dreifache bringen, und unter diesem Systeme verrichten sie beiweitem mehr als in ihrem frühern Sklavenzustande. Ein angesehener Pflanzer schloß seine, den freien Arbeitern sehr günstigen Bemerkungen mit den Worten: „They will do an infinity of work for wages" — gegen Bezahlung thun sie eine Unermeßlichkeit von Arbeit. Daß dies auf die Comforts der Neger nicht ohne Einfluß bleiben kann, wäre dem Verf. aufs Wort zu glauben. Er führt aber auch dafür eine Autorität an. „Unser Freund Cadman, der methodistische Geistliche, lebte hier zur Zeit der Sklaverei, im J. 1826. Er ist jetzt in den Tagen der Freiheit zurückgekehrt und „der Wechsel zum Bessern", bemerkte er mir, „in Kleidung, Betragen und Kost ist ungeheuer — prodigious". Nicht weniger vortheilhaft wirkt die Veränderung auf den Handel. Im J. 1838 überstieg die Zolleinnahme den Betrag von 1837 um netto 1000 Pf. Sterl. und die von 1839 den des letzten Jahres fast um das Doppelte. Die Ursache liegt in dem größern Waarenbegehr Seiten der freien Neger. Inzwischen hat doch das Wohlbefinden der Schwarzen Einen Nachtheil für die weißen Städter: weniger Geflügel und weniger Eier werden zu Markte gebracht; die Schwarzen essen sie selber. In statisti-

scher Hinsicht merkt Ref. an, daß die Bevölkerung von St.-Christophers auf 20,000 Seelen gerechnet wird, daß neun Kirchen und hinreichende Schulen vorhanden sind und seit Einführung der Emancipation die Verbrechen aller Art sich ansehnlich vermindert haben.

In den Kreis seiner weitern Beobachtungen zog der Verf. namentlich die Inseln Antigua, Dominica und Jamaica, und es thut Ref. wahrhaft leid, ihm nicht Schritt für Schritt folgen zu können. Auf den zwei erstgenannten Inseln hatte er abermals die Freude wahrzunehmen, daß Pflanzer und Arbeiter durch die Emancipation gewonnen haben. Unter mehren, Antigua diesfalls betreffenden Einzelnheiten gedenkt er des gestiegenen Güterertrags. Während der letzten fünf Jahre der Sklaverei wurden im Durchschnitt jährlich 12,189 Orthoft Zucker erbaut. Während der fünf ersten Jahre der Freiheit belief sich die Zahl durchschnittlich auf 13,345 und 1839 war sie auf 22,383 angewachsen. Eine ziemlich gleiche Zunahme hatte in den übrigen Producten stattgefunden und der Verf. kann daher wol sagen: „Durch welche Hände wurden diese ungeheuern Ernten erzogen und eingebracht? Durch die Hände Derer, die oft genug eine faule, unanstellige Race gescholten worden sind — der Neger. Und welcher Antrieb hat das Werk gefördert? Mäßiger Lohn." Von Dominica erzählt der Verf. ein Beispiel, wie sehr die Schwarzen nach Unterricht verlangen. „Eines Tages umringte uns ein großer Haufe Neger und im Namen Aller bat eine Frau um eine Schule. Wir sind hungrig nach einer Schule, waren ihre Worte, und wollen länger nicht warten." Auch waren dies keineswegs leere Worte; die Versammelten erboten sich zu einem monatlichen Zuschusse von 8 Dollars zur Besoldung des Lehrers. Daß der Verf. mit den Wirkungen der Emancipation auf Jamaica minder zufrieden sein kann, soll besonders daher rühren, weil die meisten Grundeigenthümer in England leben und ihre Besitzungen verwalten lassen. „Es fehlt jene moralische Aufsicht, welche nur das Auge des Herrn führen kann." Gegen das Ende seines Werkes zieht Freund Gurney zwischen den englisch-westindischen Inseln und den, Sklaven haltenden Staaten Amerikas eine mit Beweisen belegte fünffache Parallele, die sich folgendermaßen herausstellt: 1) In Westindien sind die emancipirten Neger auf den Gütern ihrer alten Herren gute und fleißige Arbeiter; in Virginien und den Carolinas thun zwei Drittel der Sklaven gar nichts und arbeiten die übrigen nach Möglichkeit träge. 2) Aus der Vorlage, daß die Arbeit von 300 Sklaven ungefähr gleich ist der Arbeit von 50 freien Männern, ergibt sich, daß die Arbeit der Erstern theurer kommt als die der Letztern (300 Sklaven — Männer, Weiber und Kinder — jeder zum Preise von 500 Dollars repräsentiren ein Capital von 150,000 Dollars oder zu einem Zinsfuße von 6 Procent 9000 Dollars; dazu ebenso viel für Unterhalt, und 300 Sklaven kosten jährlich 18,000 Dollars; das Wochenlohn eines freien Arbeiters beträgt wöchentlich 3½ Dollar, macht jährlich 5000 Dollars; mithin für den Grundherrn eine jährliche Ersparniß von 13,000 Dollars). 3) Der Werth des Grundeigenthums in Westindien ist in schnellem Steigen, in den Sklaven haltenden amerikanischen Staaten in schnellem Fallen. 4) Die freien Neger führen ein ohne allen Vergleich angenehmeres und glücklicheres Leben als die Sklaven. 5) Unter den freien Negern herrscht Sittlichkeit und Lernbegier, unter den Sklaven Immoralität und aufgezwungene Unwissenheit. „Wer also kann zweifeln", fragt der Verf., „daß Philosophie und Philanthropie, Klugheit und Gerechtigkeit den amerikanischen Staatsmann gleich stark verpflichten, dem Sklaventhume seine Stimme zu entziehen und sie fortan für die gute alte Sache der Emancipation zu erheben?" Obwol Ref. sich streng auf den Hauptzweck des Verf. beschränkt hat und das Werk Allen, die für ein schönes Zeichen unserer Zeit Sinn haben, nicht warm genug empfehlen kann, glaubt er doch bemerken zu müssen, daß es auch außerdem reich an Unterhaltung und Belehrung ist. 74.

Notizen.

In der Sitzung der königlichen Gesellschaft zu London am 1. April ward eine Abhandlung von G. T. Lay: „The scholar's lute among the Chinese", vorgetragen, welche die Beschreibung eines chinesischen Saiteninstruments enthält, welches Kin heißt und bereits von Confucius und den alten chinesischen Weisen gebraucht wurde, weshalb es von den Gelehrten für heilig geachtet wird. Es ist aus Woo-tung oder Dryandra cordifolia gefertigt. Es ist oben convex und unten flach, an einem Ende weiter als an dem andern, hat zwei viereckige Öffnungen auf der Oberfläche und ist mit sieben Saiten von Seide von verschiedenem Durchmesser bezogen, welche über das schmalere Ende laufen und zwischen zwei unbeweglichen Stäben unten vertheilt sind. Ein Steg unfern des weitern Endes gibt den Saiten die nöthige Erhöhung und eine Richtung nach dem niedern Theile der Oberfläche, wo sie durch eine Reihe von Wirbeln nach Belieben an- oder abgespannt werden können. Das Schallbret ist der Länge nach durch 13 Perlemutterknöpfe getheilt, die dem Spieler zur Leitung dienen: sie sind so vertheilt, daß die Länge jeder Saite zweitgetheilt, drittgetheilt u. s. f. bis zu acht Unterabtheilungen getheilt ist mit Auslassung der siebenten, wodurch sich die Abschnitte in der arithmetischen Reihe: 2, 3, 4, 5, 6, 8 darstellen. Dadurch geschieht es, daß der Abstand oder die verschiedene Stärke der Töne, welche das Instrument von sich gibt, nicht mit denen unserer Violine, sondern mehr mit der alten schottischen Musik zusammenstimmt. Die Erlernung dieses Instruments wird durch die complere schriftliche Bezeichnung der Musik bei den Chinesen außerordentlich schwer, weil diese zu häufigen Auslassungen und Fehlern Anlaß gibt. Jede Weise, welche der Chinese spielt, hat ihm mehre Monate zu erlernen gekostet; die Aneignung ist so schwierig, daß der Verf. manche recht hübsch extemporiren hörte, ohne daß sie eine einzige Weise spielen konnten. Ihr Spiel ist angenehm, die Melodie zwar einfach, aber Gelegenheit zur Variirung durch die Art und Weise, wie die Saiten berührt werden, gegeben. Die Abhandlung verbreitet sich weiter in eine Untersuchung der musikalischen Theorie der Töne des beschriebenen Instruments.

Eine Schilderung von Paris, von Petrarca.

„Paris, obgleich durchweg seinem Ruhme nachstehend und viel verdankend den Lügen seiner eigenen Bevölkerung, ist unzweifelhaft eine große Stadt. Sicher sah ich nie einen schmuzigern Ort, Avignon ausgenommen. Zugleich umfaßt die Bevölkerung die größten Gelehrten der Menschheit und sie gleicht einem großen Korbe, worin die seltensten Früchte jeglichen Landes gesammelt sind. Von der Zeit an, da ihre Universität gegründet ward, wie sie sagen von Alcuin, dem Lehrer Karl's des Großen, hat es meines Wissens keinen einzigen Pariser von irgend einem Rufe gegeben. Die großen Leuchten der Universität waren alle Fremde und, wenn die Liebe zu meinem Vaterlande mich nicht täuscht, waren es hauptsächlich Italiener, wie Pietro Lombardo, Tomaso d'Aquino, Bonaventura und viele Andere. Der Charakter der Pariser ist sehr sonderbar. Es gab eine Zeit, da die Franken wegen der Wildheit ihrer Sitten anerkannte Barbaren waren. Jetzt hat sich die Sache gänzlich geändert. Eine gute Laune, Liebe zur Gesellschaft, Munterkeit und Scherzhaftigkeit in der Unterhaltung bezeichnen sie jetzt. Sie suchen jede Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und führen Krieg gegen alle Sorge mit Scherzen, Lachen, Singen, Essen und Trinken. Geneigt zum Vergnügen, sind sie nicht heldenmüthig im Unglücke. Sie lieben ihr Land und ihre Landsleute; sie tadeln mit Strenge die Fehler anderer Völker, aber sie ziehen einen angemessenen Schleier über ihre eigenen Mängel."

Die Parallele zwischen der Charakteristik aus dem 14. Jahrhundert und den Zuständen des 19. tritt von selbst zu schlagend hervor, als daß es zu ihrer Erläuterung einer weitern Andeutung bedürfte. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 200. — 19. Juli 1841.

Richard Savage. Ein Genrebild von Heinrich Döring. Jena, Mauke. 1840. 16. ⅚ Thlr.

In seinen „Lives of the english poets" hat Johnson, ein Freund des Richard Savage, dessen Lebensbeschreibung gegeben. Theils übersetzt, theils mit Abkürzungen des schon von Blankenburg in der Vorrede zur Übersetzung jenes Werkes (Altenburg 1781) gewürdigten Styles Johnson's und abgetheilt in 44 unter verschiedene Überschriften gebrachte Capitel liefert Hr. Dr. H. Döring die Johnson'sche Arbeit. Was ihn dazu bestimmte, spricht er in dem Vorworte also aus:

Karl Gutzkow's Trauerspiel „Richard Savage" ist auf den meisten deutschen Bühnen mit so großem Beifall aufgeführt und in den gelesensten Blättern so ausführlich besprochen worden, daß es wol von Interesse sein dürfte, die wechselvollen Schicksale des ebenso talentvollen als unglücklichen Mannes kennen zu lernen, den der Verfasser jener Tragödie zu ihrem Helden wählte. Vergebens sucht man den Namen Richard Savage in den verschiedenen Ausgaben des „Conversations-Lexikon" und in andern encyklopädischen Werken, an denen unsere heutige Literatur so reich ist, selbst Pierer's „Universal-Lexikon" nicht ausgenommen.

Hr. Dr. Döring ist also der Ansicht, ungefähr in der Weise, wie durch Goethe alle biographische Notizen über des Torquato Tasso Leben ein Lieblingsgegenstand der deutschen Literatur geworden sind, sichere auch dem Leben des R. Savage das Gutzkow'sche Trauerspiel die Theilnahme des Publicums. Wenn den Hrn. Dr. Döring diese Ansicht nicht täuschen sollte, so gewinnt das deutsche Publicum die Bekanntschaft eines sehr leidigen Subjects; denn eine bodenlosere Liederlichkeit als die des R. Savage, welcher, vollständig in Anschlag gebracht, was von einer unnatürlichen Mutter gegen ihn verschuldet worden, unverkennbar sein Elend sich selbst geschmiedet hat, obschon das Schicksal ihm unter andern auch günstige Verhältnisse eröffnete, in denen er sich eine würdige und erfreuliche Existenz hätte sichern mögen, dürfte kaum denkbar sein. Indem wir mittheilen, was diese Behauptung rechtfertigen kann, werden wir zugleich den gerügten Mangel des „Conversations-Lexikon" ergänzen, kann es nämlich für einen Mangel gelten, daß solche Werke ein Individuum von der Persönlichkeit des R. Savage übergehen, eines Mannes, den vor der Vergessenheit nur das Wohlgefallen an literarhistorischer Vollständigkeit zu schützen vermag.

R. Savage, am 10. Jan. 1697 von der Gräfin Anna v. Macclesfield geboren, war, was die Mutter eingestand, die Frucht ihres ehebrecherischen Umganges mit dem Grafen Rivers, der das Kind als das seinige anerkannte. Eine Parlamentsacte trennte des Grafen v. Macclesfield Ehe und erklärte das Kind für ein uneheliches. Bald darauf verheirathete sich die Mutter, der ihr beträchtliches Vermögen zurückgezahlt wurde, mit einem Obersten Bret. Entschlossen, den Sohn nicht für den ihrigen anzuerkennen, übergab sie ihn gleich nach der Geburt einer armen Frau mit der Weisung, denselben als eigenes Kind zu erziehen und ihm die Namen der wahren Ältern geheim zu halten. Indeß Lady Mason, die Mutter der Gräfin Anna, bezahlte das Kostgeld, führte Aufsicht über die Erziehung des Kindes und sorgte, daß R. Savage als angeblicher Sohn seiner Pflegemutter eine kleine Schule in der Nähe von St.-Albans besuchte; auch nahm sich seiner eine Pathin, Mrs. Loyd, an, diese jedoch verstarb, als R. Savage erst 10 Jahr alt war. Nie erhielt er, denn dazu fehlte es ihm an den nöthigen Geldmitteln, ein Vermächtniß von 300 Pfund ausgezahlt, womit die Pathe ihn im Testamente bedacht hatte.

Graf Rivers starb am 18. August 1712 und unterließ dem R. Savage 6000 Pfund zu vermachen, weil die Mutter denselben für gestorben ausgab. Als sie Schwierigkeiten fand, den Sohn heimlich nach Amerika bringen zu lassen, traf sie die Veranstaltung, daß er als Lehrling bei einem Schuhmacher in Holburn untergebracht wurde, wo er bis zu seiner Pflegemutter Tode blieb. Sich als deren gesetzlichen Erben betrachtend, wollte R. Savage den ärmlichen Nachlaß in Besitz nehmen und entdeckte so Briefe von Lady Mason, die ihn mit seiner Herkunft bekannt machten. Hierauf wendete er sich mit erfolglosen Briefen an seine Mutter. Vergebens bat er sie besuchen zu dürfen.

Sie vermied ihn mit der äußersten Vorsicht und verbot ihm ihr Haus, wer ihn auch einführen und welche Gründe er auch vorbringen möchte, sie sprechen zu müssen. Savage war indeß so innig gerührt durch die Entdeckung seiner wahren Mutter, daß er oft an dunkeln Abenden mehre Stunden lang vor ihrem Hause auf- und abwandelte, in der Hoffnung, sie zu sehen, wenn sie einmal ans Fenster träte, oder mit einem Licht in der Hand durch ihr Zimmer ging. Aber seine Ausdauer und kindliche Liebe blieb wirkungslos. Er konnte weder ihr Herz erweichen, noch ihre Hand zum Wohlthun öffnen und ge-

rieth in die äußerste Dürftigkeit, während er sich noch immer bemühte, die Zuneigung seiner Mutter zu gewinnen. Da er kein Gewerbe hatte, war er bald genöthigt, sich andere Hülfsquellen zu suchen. Die Noth machte ihn zum Autor.

Ohne andere Vorkenntnisse, als wie sie die Tageslitteratur und gesellschaftliche Unterhaltung ihm gegeben haben konnten, schrieb er ein Gedicht gegen den Bischof Hoadley, welcher durch die Behauptung, es gebühre der Geistlichkeit durchaus keine gerichtliche Gewalt, eine in damaliger Zeit lebhaft verhandelte Streitfrage angeregt hatte. Zwei Lustspiele aus dem Spanischen — das erste verfertigte er im Alter von 18 Jahren — waren alsdann seine nächsten weitern Hervorbringungen. Das eben gedachte gedieh nicht zur Aufführung, obschon es später ein gewisser Bullock unter dem Nămen „Woman's a riddle" mit Abänderungen auf die Bühne brachte, dies ohne dem R. Savage einen Theil des Ertrages zu gönnen. Das andere jener Stücke: „Love in a veil", wurde aufgeführt, jedoch elend bezahlt, gewann aber dem Verfasser die Freundschaft des Sir Richard Steele, der in seiner Zeitschrift „The plain dealer" die Unmenschlichkeit der Mutter des R. Savage als einen Grund darstellte, der den Verlassenen berechtige, von jedem Rechtschaffenen väterliche Theilnahme zu erwarten. Nicht nur aber daß Steele's zerrüttete Vermögensverhältnisse diesen hinderten, unmittelbar etwas Bedeutendes für Savage zu thun, auch als übles Beispiel mochten sie nachtheilig auf Letztern wirken, der bald gänzlich mit Steele zerfiel, als diesem hinterbracht wurde, verspottet und lächerlich gemacht habe ihn sein Schützling Savage, dessen, um seiner Talente willen, sich nun der tugendhafte und wohlthätig gesinnte Schauspieler Wilks annahm. Dieser gab ihm nicht nur Antheil an seinen Benefizvorstellungen, sondern wußte auch für Savage einmal 50 Pfund von dessen Mutter zu erhalten. So durch den Umgang mit Wilks zu dem Theater gezogen, in dem er Jahre lang keine Vorstellung versäumte, gewann er der schönen, nichts weniger aber als keuschen Schauspielerin Miß Oldfield Bekanntschaft, von welcher er ein jährliches, nach allen Umständen zu schließen, aus reinem Wohlwollen verwilligtes Jahrgeld von 50 Pfund erhielt. Gleichwie um eine Mutter legte R. Savage nach ihrem Tode Trauer an. Seine wirkliche Mutter verfolgte ihn zwar fortwährend mit dem größten Hasse und bot Alles auf, ihm die Möglichkeit des Unterhalts abzuschneiden, jedoch blieb er nicht ohne alle Unterstützung von andern seiner Verwandten und so kann es, da nach dem Obigen auch andere Personen sich seiner annahmen und man nicht wohl einsieht, wie eine Oberstin Bret irgend ein Individuum außer Stand habe setzen können, Fleiß und Talent in gewinnbringender Thätigkeit zu üben, nicht anders als befremden, wenn R. Savage 1724, wo er wieder ein Stück für die Bühne schrieb, in dem er die Geschichte des Sir Thomas Overbury*) als Tragödie bearbeitete, während der Beschäftigung damit ohne Wohnung lebte und, oft ohne Tisch, zu seinen Studien keine weitere Bequemlichkeit hatte, als die ihm das Feld oder die Straße gewährte, dort umhergehend seine Reden in Gedanken entwarf, dann aber, in einen Kaufmannsladen tretend und um Feder und Tinte bittend, hier das eben Verfertigte auf Papieren niederschrieb, die er zufällig gesammelt hatte. Hill, der des R. Savage's Product mit freundlicher Kritik unterstützte und nicht gereizt ward, wenn dieser beabsichtigte Verbesserungen verwarf, schrieb zu dem Trauerspiel einen Prolog und Epilog, welche des Verf. Lage mit Schonung und Zartheit berührten. Im Sommer 1725 erfolgte die Aufführung. Die Rolle des Sir Thomas Overbury hatte R. Savage selbst übernommen, jedoch, alles Berufs zum Schauspieler ermangelnd, mit so geringem Erfolg, daß er lebenslänglich sich jenes theatralischen Versuchs schämte. Aufführung, Druck und Dedication verschafften ihm 100 Pfund reinen Gewinn und die Aufmerksamkeit hochgestellter, durch Tugend und Geist ausgezeichneter Personen. Jedoch bald in größte Noth gerathen, gab er eine Sammlung vermischter Gedichte heraus, für welche Hill nicht nur zahlreiche Beiträge lieferte, sondern auch 70 Guineen Subscription verschaffte. In der Vorrede schilderte R. Savage die Grausamkeit seiner Mutter „mit ungemeinem Humor und heiterer Phantasie". Über die Dedication an Lady Worthley Montague sagt Johnson:

Er schmeichelt ihr ohne Rückhalt und, die Wahrheit zu sagen, mit sehr wenig Feinheit. Eben dies gilt von allen seinen Zuschriften. Seine Complimente sind gezwungen und zudringlich, zusammengehäuft ohne anmuthige Ordnung und ohne eine passende Einleitung. Er scheint seine Lobreden blos zum Lesen seiner Gönner geschrieben und sich eingebildet zu haben, er dürfe nichts weiter thun, als sie durch das derbste Lob feiern. Schmeichelei werde schon den Weg zu ihren Herzen finden, ohne alle Beihülfe des Geschmacks.

Sein Trauergedicht auf den bald nachher verstorbenen König wurde für das beste von allen den zahlreich erschienenen gehalten. Unbekannt ist, ob dasselbe ihm einen baaren Gewinn abgeworfen. Im J. 1727 gerieth Savage in einen Criminalproceß. Am 20. Nov. hatte er sich aus Richmond, wo er damals wohnte, nach Westminster begeben, um dort ein Logis aufzukündigen.

Ihm begegneten zwei seiner Bekannten, Merchant und Gregory geheißen. Er ging mit ihnen in ein nahegelegenes Kaffeehaus und saß da beim Trinken bis spät in die Nacht. Es war nicht seine Art, der Erste zu sein, der sich von einer muntern Gesellschaft trennte. Gern hätte er dort übernachtet; es war indeß nicht Raum genug für die sämmtlichen Gäste. Sie verabredeten daher in den Straßen umherzustreifen und bis zum Anbruch des Morgens, so gut es eben gehen wollte, sich die Zeit zu verkürzen. Unterwegs bemerkten sie Licht in Robinson's Kaffeehause, unweit Charing-Croß. Sie gingen hinein. Ziemlich anmaßend foderte Merchant ein Zimmer. Man sagte ihm, es sei ein gutes Kaminfeuer in der nächsten Wohnstube; die dort befindliche Gesellschaft werde sie sogleich verlassen, denn sie sei eben im Begriff, ihre Zeche zu bezahlen. Merchant begnügte sich nicht mit dieser Antwort. Er stürzte in das Zimmer und die Übrigen folgten ihm. Muthwillig setzte er sich zwischen der Gesellschaft und dem Kaminfeuer und bald nachher stieß er den Tisch um. Es entstand ein lebhafter Wortwechsel; man zog die Degen von beiden Seiten und ein gewisser James Sinclair ward gefährlich verwundet. Savage hatte gleichfalls ein Mäd-

*) Gefangen gesetzt und vergiftet, weil er die Vermählung des Robert Cat Graf von Somerset mit der Gräfin von Essex zu hindern gesucht. S. Hume, Geschichte von England, Cap. 43.

chen verwundet, das ihn zurückhielt, als er mit Merchant zum Hause hinauswollte. Erschrocken, verwirrt und unentschlossen, ob sie fliehen oder bleiben sollten, fielen sie einigen Soldaten in die Hände, die Einer aus der Gesellschaft zu Hülfe gerufen hatte. Man brachte sie für die Nacht in sichere Verwahrung und führte sie am Morgen vor drei Richter *), die sie in die Thorwache von Westminster bringen ließen. Sinclair starb noch an dem nämlichen Tage. In der Nacht darauf ward Savage mit seinen Gefährten nach Newgate geschafft. Sie wurden dort mit einiger Auszeichnung behandelt, ihnen keine Ketten angelegt und ein von den gemeinen Verbrechern entfernter Platz angewiesen. Am Tage, wo Savage und seine Freunde verhört werden sollten, war der Gerichtssaal gedrängt voll. Das Publicum schien sich für diese Sache wie für eine öffentliche Angelegenheit zu interessiren. Als Zeugen gegen die Beschuldigten traten auf die Wirthin des übelberüchtigten Robinson'schen Kaffeehauses nebst ihrer Magd, die Leute, die sich mit Sinclair in dem Zimmer befunden, und ein Frauenzimmer aus der Stadt, welches mit ihnen getrunken und das man mit Einem von ihnen im Bette gesehen haben wollte. Sie bezeugten Alle eidlich, Merchant habe die Ausfoderung gethan, Savage und Gregory hätten darauf die Degen gezogen, Savage zuerst, und Letzterer habe den James Sinclair niedergestoßen, als er nicht in der Stellung gewesen, sich zu vertheidigen, oder während Gregory ihm den Degen zurückgehalten habe. Nachdem er ihm den Stoß beigebracht, sei er blaß geworden und habe davonlaufen wollen; die Magd aber habe ihn um den Leib gefaßt. Einer von der Gesellschaft habe ihn zu halten gesucht; er sei aber dadurch losgekommen, daß er der Magd eine Wunde am Kopfe beigebracht. Nachdem sei er im Hofe ergriffen worden.

(Der Beschluß folgt.)

*) Diese wörtliche Übersetzung des „three justices" ist ungenügend. Was soll sich der Deutsche dabei denken, wenn er liest, man habe eines Verbrechens Schuldige vor drei Richter geführt!

Romanenliteratur.

1. Meister Adam der Calabrese. Launiger Räuberroman von Alexander Dumas, übersetzt durch H. Elsner. Rotweil, Herder. 1840. Gr. 12. 1⅙ Thlr.

Vielleicht ließe sich an dieses Buch derselbe sonderbare Streit knüpfen, welcher manchmal wegen Bestimmung der Classe, zu welcher ein Gemälde gerechnet werden müsse, laut wird: ob zu den historischen oder Genrebildern. Und wenn man bei den Gemälden wol die Elle als Schiedsrichterin gebraucht, so könnte Ref. bei dem „Meister Adam" die geringe Seitenzahl für seine Ansicht, daß das Buch kein Roman, sondern nur eine Erzählung sei, anführen, nebenher auch noch die Behauptung aufstellen: die Eintheilung in Capitel mache noch nicht den Roman. Indessen mag der Leser das Buch vorläufig auf die Grenze zwischen Roman und Erzählungen hinstellen und immerhin dem Titel glauben, welcher ihm „Launiges" verheißt. Launig ist das Buch, wenn auch nicht gradezu im deutschen, doch im besseren französischen Sinne jedenfalls, und da kann es denn nicht fehlen, daß der Leser sich recht angenehm dabei unterhalten findet.

2. Editha von Falsen. Aus dem Französischen des E. Legouvé übersetzt von Emilie Wille. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1⅔ Thlr.

Aus dem Heere von Franzosen, welches unser Deutschland in der Gestalt von Übersetzungen jährlich überzieht, taucht dieser kleine Roman als einer der bessern Gäste auf; wir rufen ihm daher gern ein freundliches „Willkommen!" zu. Schon die Einleitung nimmt für den Verf. ein. Sie führt im ansprechenden Dialoge den Beweis, daß der Dichter des Hinausgreifens in die Ferne nicht bedürfe, daß vielmehr die nächste Umgebung seine Welt, sein Himmel sei. Mögen das namentlich die Deutschen beherzigen, die, mit der Weitsichtigkeit alter Leute behaftet, die eigenen Kinder über den Haufen rennen, und wollen sie einmal mit ihnen sich beschäftigen, leider der Bälle bedürfen. Der Verf. stellt uns in seiner Editha ein liebliches und zugleich erhabenes Bild auf; in dem jungen Aloys zeichnet er eine der merkwürdigsten psychologischen Erscheinungen, in welcher auch nicht ein Zug unwahrscheinlich, oder gar unwahr sein dürfte, und in dem Pfarrer Riego lieben wir den echt katholischen Priester. Beiläufig erwähnt, ist es uns auch erfreulich, einen französischen Roman anzuzeigen, welcher sich einmal ein anderes Terrain erwählt als Paris. Das übrige Frankreich ist gewiß reicher an romantischem Stoff als dieses Babel, dessen Erscheinungen bei aller Mannichfaltigkeit doch immer dieselbe Monotonie zeigen wie ein Regiment Soldaten: jeder Mann hat freilich ein anderes Gesicht, aber genau denselben Rock wie sein Nebenmann rechts und links, und wie überhaupt der Einfluß der Umgebung immer höchst bedeutend ist, so kann ein pariser Schriftsteller, auch wenn er sein Terrain anderswo als in Paris wählt, aus jener Uniform nicht herauskommen. Anders ist es mit Legouvé. Ob er in Paris lebt, wissen wir nicht; doch obgleich er es kennt, sehen wir es doch nur in weiter Ferne von den Pyrenäen herab. Zum Schluß noch eine Frage: Woher kommen die deutschen Namen in diesem französischen Buche? Obgleich der Verf. Deutschland zu kennen und zu lieben scheint, müssen wir es doch als einen mindestens seltsamen Einfall ansprechen, diese Liebe durch deutsche Namen für französische Pyrenäenbewohner bethätigen zu wollen. Hat aber die Übersetzerin eine Taufe vorgenommen, so wird es ihr schwer fallen, ihre Priesterweihe darzuthun.

3. Die Großmutter. Eine Familiengeschichte nach dem Französischen von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2¾ Thlr.

Die Großmutter hat einen schweren Stand zwischen allen den sie umkreisenden und sich durchkreuzenden Kindern, Schwieger- und Großkindern. Allein sie ist noch eine sehr rüstige Frau, hat sich in der Kaiserzeit zweimal scheiden lassen und kennt daher die Welt und das Leben. Daß es sich hier um Liebes- und Verführungsgeschichten handelt, versteht sich, denn das ist nun einmal das Thema insbesondere der pariser Romane. In Deutschland kommt es darauf an, ein junges Mädchen zu lieben und, nach Umständen, sie zu verführen; in Frankreich, vorzugsweise in Paris, sind junge Mädchen fast = Null, und dieses Verhältniß wird so streng berücksichtigt, daß der Verf. der „Großmutter", um die Liebesangelegenheit eines jungen Mädchens dem Leser zugänglich zu machen, dieses liebe Kind in Deutschland hat erziehen lassen. Es darf uns nicht auffallen, Intriguen, welche auf dem Geschlechtsverhältnisse beruhen, jenseit des Rheins nur um Ehefrauen gesponnen zu sehen. Theils ist das in der klösterlichen Erziehung junger Mädchen und in der Sitte begründet, welche erst die verheirathete Frau in die Gesellschaft aufnimmt; theils aber ist es noch eine Nachblüte aus der Zeit der Chevalerie und der Liebeshöfe, und so gibt denn der Inhalt der pariser Liebesromane die oft sehr verwickelten Verhandlungen vor einem cour d'amour im modernen Gewande. Die Räthe und Beisitzer eines solchen Liebeshofes sind heutzutage das Lesepublicum. Ob das deutsche Publicum sich für die pariser „Großmutter" besonders interessiren könne, ist zweifelhaft. Das Material des Buches ist verbraucht und an sich gewöhnlich: eine Courtisane, eine Lebensrettung, ein Verführer par excellence dürfen nicht fehlen, und zuletzt nimmt Alles ein gutes Ende. Fanny Tarnow bevorwortet ausdrücklich, ihr Werk sei keine Übersetzung, sondern Bearbeitung des Romans „Eugène" von Emil Barrault. Wir können daher auch nur die Bearbeiterin für den Mangel aller Harmonie und eines gleichmäßigen Fortschrittes in Ausführung der verschiedenartigen Verhältnisse verantwortlich machen, und da außerdem diese Verhältnisse nichts bieten, was nicht schon in vielen

andern französischen Romanen vielfach dargelegt worden wäre — denn die Verhandlungen wegen des Schreibungsgesetzes sind vielleicht neu, aber mindestens oberflächlich —, so wäre es gewiß besser gethan, wenn die auf eine solche Bearbeitung verwendete Zeit zu Herstellung eines auf deutschen Grund und Boden wurzelnden Romans benutzt wäre, wozu es bekanntlich der in neuerer Zeit nur als Übersetzerin thätigen Fanny Tarnow nicht an Talent fehlt.

4. Bekenntnisse eines Opiumessers. Aus dem Englischen von Amalie Winter. Weimar, Voigt. 1840. 8. 1 Thlr.

Zweck des Buches soll sein: Warnung gegen den in England selbst in den untern Classen der Gesellschaft sich mehr und mehr ausbreitenden Genuß des Opiums. Es ist nur übel, daß die untern Classen das Buch nicht lesen, jedenfalls nicht verstehen. Außerdem beweist es nicht, was es beweisen soll. Da es sich um die furchtbaren Folgen des Opiumgenusses handelt, so müßten sie billig an einem kerngesunden Menschen entwickelt werden, der Bekenner aber war durch ein langes Hungerleben in seinem Organismus zerrüttet. Wenn ihn daher das lockende Gift früher und schrecklicher zerstörte als Andere, so durfte das nicht auffallen. Das geschieht aber auch gar nicht einmal! Im Gegentheil erfreut er sich Jahre lang des herrlichsten und wunderbarsten Lebens, und die darauf folgende Periode schrecklicher Träume ist mehr einem Zufall, als dem Genuß des Opiums beizumessen. Die nach einer ziemlichen Reihe von Jahren sich einstellenden Körpergebrechen sind im Verhältnisse zu dem geistigen Zustande nur oberflächlich berührt, und wenn, wie angeführt wird, das Buch in England fünf Auflagen erlebt hat, so ist Referent nach dem Allen zu dem Glauben geneigt, daß die schwelgerische vornehme Welt ein schriftstellerisches Unternehmen gefördert habe, welches ihr Gründe genug für die Fortsetzung des Opiumgenusses und außerdem noch Fingerzeige bietet, diesen Genuß zu regeln und dadurch seine Wirkung zu verschönern und nachhaltiger zu machen. Ref. hält daher diese „Bekenntnisse“ selbst für ein verlockendes Gift, welches die Übersetzerin für den Deutschen dadurch einigermaßen paralysirt, daß sie im Vorworte die Schrecken des Opiumgenusses nachweist. Als Erzählung betrachtet, hat das Buch nur geringen Werth. Der Verf. bekennt unbewußt seine eigene Unfähigkeit für künstlerische, oder auch nur gewöhnliche Ansprüche befriedigende Darstellung, indem er einmal sagt: „Ich dachte zu viel nach und bemerkte zu wenig.“ 34.

Wiener Zustände nach einem englischen Berichte.

Das „Athenaeum“ enthält eine Correspondenz aus Wien, deren Schilderungen in schneidendem Contraste mit dem Bilde stehen, welches Mistreß Trollope ihren Landsleuten von der Kaiserstadt und den Verhältnissen der östreichischen Monarchie überhaupt entworfen hat. Nach einigen beiläufigen satirischen Seitenblicken auf sie beginnt der Correspondent mit einer directen Polemik gegen ihre Lobpreisungen „des erleuchteten Despotismus in Östreich“ und ihre Behauptung, daß dieser Staat allein unter allen europäischen Ländern die beste Regierungskunst besitze; namentlich behauptet er die Herrschaft „einer geheimen Tyrannei in Wien“, von welcher er Beweise besitze, über die er sich in einem der Sache entsprechenden geheimnißvollen Tone ausspricht. Auch seine Bemerkungen über wissenschaftliche und literarische Zustände Wiens reihen sich zu einem traurigen Ganzen zusammen. „Ich höre hier von nichts Neuem in der Literatur. Grillparzer und die Dichter scheinen auszuruhen. Saphir und die Witzlinge hecken in den Magazinen so vielen läppischen Unsinn aus, wie nur immer.“ Die Verwirklichung des Projects zur Errichtung einer Akademie der Wissenschaften hält er jetzt für entfernter als je, da von den zwölf der vorzüglichsten Gelehrten Wiens, welche 1838 zu einer Petition behufs dieses Gegenstandes zusammengetreten waren, drei, Jacquin, Bucholtz und Littrow, gestorben sind, andere in bereits weit vorgerücktem Alter stehen, und unter der neu erstehenden Generation Niemand zur Förderung des Planes geeignet scheint. „Geschichtschreiber gibt es hier im eigentlichen Sinne des Worts nicht, und daß Philologen nicht in Überzahl vorhanden sind, dafür liegt der klare Beweis in dem Umstande, daß keine einzige Person aus Wien der letzten Versammlung des deutschen Philologenvereins beigewohnt hat. In der Belletristik besitzt Wien genug und über genug. Dieser Stand der Dinge ist ein kläglicher. Es ist jetzt unmöglich, einen wissenschaftlichen und literarischen Verkehr mit Vereinen anderer Staaten zu pflegen. Während das französische Institut in München drei, in Berlin sechs Correspondenten hat, gibt es in Wien keinen einzigen: Wien und Konstantinopel sind die einzigen Hauptstädte in Europa, welche eine solche Anstalt entbehren. Einen erfreulichen Contrast dazu bildet der blühende Zustand der „medicinischen Gesellschaft“, welche unlängst ihre dritte Jahresfeier beging, wobei der gewesene Präsident, der gelehrte Malfatti, seine Abschiedsadresse vortrug und nicht weniger als neun Erzherzoge zugegen waren. Die Gesellschaft würde wahrscheinlich den Kreis ihrer nützlichen Thätigkeit noch erweitern können, wäre es ihr gestattet, ihre Verhandlungen drucken zu lassen. Die Photographie hat durch sorgfältige Experimente erfahrener Männer mehre nützliche Entdeckungen erhalten. Prof. Petzwall hat mit Hülfe des Optikers Voigtländer den Bau einer Camera obscura glücklich zu Stande gebracht, durch welche Daguerre's Erfindung nicht blos zur Aufnahme von Portraits, sondern auch von Straßen voll wandelnder Personen oder von kleinen lebenden natürlichen Gegenständen angewendet werden kann. Kratochwild ist es gelungen, photographische Zeichnungen nicht nur auf Silber, sondern auch auf Kupferplatten zur Vollendung zu bringen, während die Gebrüder Natterer die Erfindung des Prof. Berres und Ettinghausen's im Gebrauche des Oxy-Hydrogen-Mikroskops verbessert haben. Ein von Prof. Berres im Gewerbevereine ausgestelltes Bild erregte durch seine Genauigkeit, Helle und Schärfe in den Umrissen allgemeine Bewunderung. Zu München sah ich einige Proben von photographischen Productionen nach noch neuern Principien von Isenring aus St.-Gallen; Leipzig und Norddeutschland haben in musikalischen wie in literarischen Productionen die Oberhand gewonnen.“ Der Correspondent berichtet ferner über das Entstehen einer eigenthümlichen, unter keinem bestimmten Namen bestehenden religiösen Sekte. Der Endzweck ihres Systems soll, soweit er es habe entdecken können, allgemeine Philanthropie sein; die ceremoniellen Formen sollen sich dem Protestantismus etwas nähern mit Aufgebung aller römisch-katholischen Gebräuche. Die Anhänger versammeln sich dutzendweise in der Wohnung eines der Ihrigen, um die Erklärung einer Bibelstelle anzuhören. Man sehe sie in keiner Kirche, außer dann und wann, wenn Veit, ein früherer Veterinairarzt, zugleich Dichter, jetzt Seelsorger und beliebter Prediger, in St.-Stephan predigt. Sie stehen dann in einem entfernten Winkel des alten Gebäudes, hängen gleichsam an den kraftvollen Lippen des Predigers und blicken mit puritanischem Eifer auf ihre minder andächtigen Brüder. Bei seinen Wanderungen auf der Bastei machte er die Bemerkung, daß die Damen, während sie gewöhnlich deutsch sprechen, bei Annäherung von Fremden unabänderlich in die französische Sprache übergehen, was er mit Recht eine alberne Ziererei nennt. Die Unbefangenheit und Unparteilichkeit des Correspondenten geht daraus hervor, daß er auf der andern Seite auch Lächerlichkeiten seiner eigenen Landsleute nicht verschweigt und verschont. So traf er mit einem solchen bei einer tadellosen Vorstellung des „Hamlet“ auf dem Hoftheater zusammen. „Verstehen Sie den deutschen Dialog?“ fragte ihn dieser. „So ziemlich“, war die Antwort, „aber ich habe das Stück so oft gelesen, daß —“ „Was!“ fiel Jener ein, „ist es denn ins Englische übersetzt worden?“ 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 201. — 20. Juli 1841.

Richard Savage. Ein Genrebild von Heinrich Döring.

(Beschluß aus Nr. 200.)

R. Savage leugnete nicht, den Sinclair verwundet zu haben, und sprach eine Stunde lang unter größter Aufmerksamkeit eines zahlreich versammelten Publicums zu seiner Vertheidigung, in welcher er die That als eine unvorsätzliche und als nothwendige Selbstvertheidigung zu schildern suchte. Page, der Richter, behandelte ihn mit „seiner gewöhnlichen" Grobheit und Härte, und redete zum Schlusse der Verhandlungen die Geschworenen also an:

Ihr Herren Geschworenen, Ihr habt zu erwägen, daß Hr. Savage ein sehr großer Mann ist, ein weit größerer Mann als Ihr oder ich, Ihr Herren Geschworenen; daß er sehr schöne Kleider trägt, weit schönere Kleider als Ihr oder ich, Ihr Herren Geschworenen; daß er eine Menge Geld in der Tasche hat, weit mehr Geld als Ihr oder ich, Ihr Herren Geschworenen. Aber, Ihr Herren Geschworenen, ist es nicht ein sehr schlimmes Ding, Ihr Herren Geschworenen, daß Hr. Savage deswegen Euch oder mich umbringen kann, Ihr Herren Geschworenen?

Diese Rede spricht weniger für die bittere Armuth des R. Savage als dafür, und wie dies auch der ganze Vorfall darlegt, daß R. Savage sich, sobald es ihm wohlging, wilden Unregelmäßigkeiten ergab. R. Savage und Gregory wurden des Todes schuldig erachtet, nicht Merchant, da dieser keinen Degen gehabt. Dem R. Savage wurde Begnadigung, und hierbei ist folgender Umstand beachtenswerth. Eines Abends, wo R. Savage, vor der Wohnung seiner Mutter auf- und abgehend, zufällig die Thüre geöffnet gefunden hatte, war er eingetreten und, von Niemand auf der Treppe angehalten, bis zu ihrem Zimmer gelangt, jedoch genöthigt worden, sich sofort wieder zu entfernen, weil sie bei seinem Erscheinen die gesammte Dienerschaft mit kläglichem Hülfsgeschrei und unter dem Vorgeben zusammenrief, R. Savage habe sie ermorden wollen. Als nun dessen Freunde seine Begnadigung bei der Königin betrieben, hinderte den Erfolg jene furchtbare, der Königin vielleicht von des Verurtheilten Mutter selbst als Wahrheit hinterbrachte Verleumdung. Als jedoch auch die Gräfin v. Hertford ihn in Schutz nahm und der Königin schilderte, wie seit der Geburt R. Savage von der eigenen Mutter den wildesten und seinerseits völlig unverschuldeten Haß zu erdulden gehabt habe, da war ihm endlich am 9. Mai 1728 die Begnadigung von dem Könige gewährt. Daß die Theilnahme, welche sein Schicksal fand, groß genug war, um selbst eine Gräfin Hertford zu seinem Schutze aufzurufen, beweist, daß er sich bei dem Publicum und den englischen Großen eines Credits erfreute, welcher jedem talentvollen und sein Leben mit einiger Besonnenheit ordnenden Manne alle Mittel einer angenehmen und erfreulichen Existenz würde gewährt haben. Lebenslänglich beschuldigte R. Savage den Richter Page, gegen den er noch kurz vor seinem Tode eine poetische Satire verfaßte, wovon Bruchstücke in das „Gentleman's magazine" von 1741 eingerückt sind, dieser habe ihn roh und parteiisch behandelt. Beachtenswerth ist ein seltener Zug von Milde des Charakters, den R. Savage in Folge jener peinlichen Anklage entwickelte. Von einer Frau, die gegen ihn Zeugniß abgelegt hatte, um Unterstützung angesprochen, als er noch nicht lange wieder in Freiheit gesetzt war, theilte er mit ihr sein ganzes Geld, eine einzige Guinee. Denn der fürchterliche Ernst, den ihm das Schicksal als zum Tode verurtheilten Übelthäter gezeigt hatte, vermochte ihn nicht, eine Lebensart aufzugeben, die ein steter Wechsel zwischen Mangel und Überfluß, „Bettelei und Ausschweifung" war, bei der er, von Reichen, die sich an seiner Unterhaltung zu belustigen wünschten, häufig in Gasthöfen frei gehalten, sich an Vergnügungen, wozu seine Geldmittel nicht ausreichten, so sehr gewöhnte, daß er nicht selten „die Schwelgerei einer einzigen Nacht mit wochenlangem Hunger erkaufen mußte". In solcher Lage entschloß er sich, von seiner Mutter einen Jahrgehalt durch die Drohung zu erzwingen, er werde, verweigere sie seine Foderung, sie mit Pasquillen verfolgen und durch Schilderung ihres Betragens öffentlicher Schande preisgeben, worauf einer seiner mütterlichen Verwandten, Lord Tyrconnel, ihn unter der Bedingung, daß er jenen Vorsatz aufgäbe, und unter Zusicherung eines Jahrgehalts von 200 Pfund in seine Familie aufnahm und als Seinesgleichen behandelte.

In dieser, äußerlich glücklichsten Periode seines Lebens, „wo Wohlstand und Ergötzlichkeiten aller Art ihn umgaben", schrieb er eine Satire: „The author to te let", die ihm zwar Pope's Freundschaft erwarb, jedoch auch viele Feinde und gewiß nicht ganz unverdient erregte, denn selbst Johnson spricht ihn nicht

von dem Vorwurfe literarischer Heuchelei und Doppelzüngigkeit frei, wie denn R. Savage auch auf Sir Robert Walpole ein von diesem mit 20 Guineen honorirtes Lobgedicht schrieb, obschon des Dichters erklärter Meinung nach der Besungene ein Feind der Freiheit und Unterdrücker des Vaterlandes war. Sein 1729 erschienenes Gedicht, ein didaktisches, dessen Hauptgegenstand die heilsamen Wirkungen menschlicher Leiden ist, das Pope's größten Beifall fand, verkaufte er in seiner jetzt so begünstigten Lage, von Geldverlegenheit gedrängt, um 10 Guineen. Das Gedicht war an Lord Tyrconnel gerichtet, dem es „Lobeserhebungen und Äußerungen des innigsten Dankgefühls" spendete. Um so mehr legt Capitel 20, „Zwist mit Lord Tyrconnel" überschrieben, Zeugniß gegen R. Savage ab.

Täglich hatten sich die Irrungen gesteigert, in die Savage mit seinem Gönner gerathen war. Aber sehr verschieden waren die Gründe, welche Beide angaben. Tyrconnel behauptete, Savage habe die Gewohnheit, mit jeder ihm vorkommenden Gesellschaft in ein Weinhaus zu gehen, die theuersten Weine in Menge zu trinken und nie Geld zu haben, wenn er bezahlen solle. Verstanden sich seine Mitzecher für ihn dazu, wie es oft geschah, so lief die Sache ohne schlimme Folgen ab; widersetzten sie sich aber und verlangten, daß den Wein bezahlen solle, wer ihn getrunken, so pflegte Savage den Handel so zu schlichten, daß er sie mit sich auf sein Zimmer nahm, den Herrn vom Hause spielte und dem Kellner gebieterisch befahl, den besten Wein im Keller seinen Gästen vorzusetzen, die dann oft so lange zechten, bis sie die Achtung gegen das Haus vergaßen, sich der ausschweifendsten Lustigkeit überließen, die tollsten Streiche begingen und in der Trunkenheit manches Unheil anrichteten. Dies war aber nicht das Einzige, was Lord Tyrconnel ihm zur Last legte. Er hatte ihm eine Sammlung kostbarer Bücher geliehen, auf deren Bänden sich sein Wappen befand, und mit Verdruß mußte er sie in kurzer Zeit bei den Antiquaren zum Verkauf ausgestellt sehen, weil Savage, wenn er Geld brauchte, seine Bücher zu versetzen pflegte. Wer ihn nur einigermaßen kannte, glaubte leicht beide Beschuldigungen. Da er von seinem ersten Eintritt an in die Welt genöthigt gewesen war, sich mit allerlei Mitteln durchzuhelfen, so konnte er sich ihrer auch unter bessern Glücksumständen nicht entschlagen. Wein und Gesellschaft waren ihm so lieb geworden, und er hatte sich so lange daran gewöhnt, auf gut Glück hinzuleben, daß er zu jeder Zeit ohne Bedenken sich an öffentliche Orte begab und hinsichtlich der Bezahlung sich auf Andere verließ, mitunter auf Leute, die ihn sehr wenig kannten. Dies Benehmen zog ihm freilich selten die übeln Folgen zu, die jeder Andere davon hätte fürchten müssen. Sein Gespräch war so angenehm und unterhaltend, daß nur Wenige das Vergnügen für zu theuer erkauft hielten, wenn sie für ihn die Zeche bezahlten. Er hatte das besondere Glück, selten mit einem Fremden zusammenzutreffen, den er nicht als seinen Freund verlassen hätte. Hinzufügen muß man aber auch, daß er nicht oft einen Freund lange behielt, ohne ihn zu nöthigen, gegen ihn fremd zu thun.

Ganz anders lauteten die Beschuldigungen, mit denen Savage seinen Gönner überhäufte. Er behauptete, Lord Tyrconnel sei deshalb mit ihm zerfallen, weil er seiner eigenen Üppigkeit und Schwelgerei nicht länger Das entziehen wollen, was er ihm jährlich auszusetzen versprochen. Sein Unwille sei nur ein Vorwand, um sein Versprechen nicht halten zu dürfen. Savage versicherte, nichts gethan zu haben, was ihn der Unterstützung verlustig machen könnte, die er eben nicht als Wohlthat, sondern als Schuld betrachtete, weil sie ihm unter Bedingungen gewährt worden, die er nie gebrochen, und weil er blos den Fehler an sich habe, nicht füglich von gar nichts leben zu können. Er gestand, Lord Tyrconnel habe ihn oft zu einer regelmäßigen Lebensweise ermahnt; er habe ihn gebeten, doch nicht alle Abende bis in die späte Nacht in Weinhäusern zuzubringen. Auch habe er gewünscht, daß er ihm die Zeit widmen möchte, die er so freigebig an Andere vergeude. In diesem Verlangen erblickte Savage einen Tadel seines Verhaltens, den er nie geduldig ertragen konnte und der ihm noch in seiner letzten [illegible] Lebenszeit so [illegible] war, daß er erklärte, den Freund von sich zu stoßen, der es wagen würde, ihm etwas vorzuschreiben. Nicht wahrscheinlich ist es daher, daß er in seinen frühern Jahren dergleichen Erinnerungen mit größerer Ruhe sollte aufgenommen haben.

Wer möchte bezweifeln, daß R. Savage eines jener unglückseligsten Individuen war, welche liederlichem Schenkstuben- und Weinhausleben unrettbar verfallen, untergehen müssen, wäre ihr Talent auch das größte, dessen je ein Mensch sich erfreute. Es würde den Leser ermüden, das widerwärtige Bild selbstverschuldeten Elends und ungeordneter literarischer Thätigkeit, die R. Savage's Biographie von der Zeit an darstellt, wo er von einer begünstigten Lage herabsank, die er mit „muthwilliger Gedankenlosigkeit genossen hatte", in den Einzelnheiten zu verfolgen. Gegen seinen gewesenen Wohlthäter erlaubte er sich so bittere Ausfälle, daß er von diesem auf einem Kaffeehause tüchtig würde abgeprügelt worden sein, hätte ihn der Lord daselbst noch anwesend getroffen. Hatte er nicht jedes Recht verwirkt, jetzt in seinem viermal nach einander aufgelegten Gedicht „Der Bastard" sich als ein Opfer des Schicksals und der widernatürlichen Gesinnungen seiner Mutter darzustellen?

Ein Gelegenheitsgedicht auf den Geburtstag der Königin belohnte diese mit 50 Pfund nebst der Erlaubniß, ihr zu jedem Neujahr ein Gedicht überreichen zu dürfen, mit dem Versprechen eines gleichen jährlichen Geschenkes, wodurch R. Savage bestimmt wurde, sich königlicher poeta laureatus zu prädiciren und diesem Prädicate entsprechende Gelegenheitspoesien anzufertigen. Funfzig Pfund des Jahres, die er jedoch 1735 nach dem Tode der Königin verlor, dies aber auch (S. 96) gewiß nicht ohne eigenes Verschulden, wären ohne allen andern Erwerb hinreichend gewesen, um kein Leben führen zu müssen, wie es S. 82 u. 83 geschildert wird.

Seine Wohnung hing ebenso wie sein Tisch vom Zufall ab. Zuweilen brachte er die Nächte in schlechten Häusern zu, die jedem Herumstreicher offen standen, zuweilen auch in Kellern, unter dem Taumel und Schmuz der niedrigsten und verworfensten Menschenclassen. Mitunter, wenn er nicht einmal Geld genug hatte, die Kosten dieser Zufluchtsorte zu bestreiten, trieb er sich so lange in den Straßen umher, bis die Ermüdung ihn überwältigte. Im Sommer schlief er unter irgend einem Schuppen; im Winter lag er mit den Genossen seiner Armuth unter der Asche eines Treibhauses. Jeden, den er irgend kannte, sprach er sicher um kleine Summen an, die aber doch durch die öftere Wiederkehr solcher Ansprüche mit der Zeit beträchtlich wurden. Er ward daher bald von Denen gemieden, mit denen er vertraut genug geworden war, um ihnen seine Noth zu entdecken. Aber sein Umherschweifen und seine beständigen Besuche öffentlicher Häuser verschafften ihm immer eine Reihe von Freunden, deren Gefälligkeit durch wiederholtes Ansuchen nicht erschöpft ward. So war er selten ganz hülflos und hatte in der äußersten Verlegenheit immer noch den Trost, auf eine schleunige Hülfe rechnen zu können.

Übrigens bemerkte man, daß er Gefälligkeiten dieser Art

immer ohne die geringste Unterwerfung oder sichtbares Bewußtsein von Abhängigkeit foderte und die Gewährung seiner Bitte gar nicht als eine Verpflichtung betrachtete, die irgend eine außerordentliche Erkenntlichkeit verdiene. Eine abschlägige Antwort hingegen nahm er als Beschimpfung auf, oder beklagte sich darüber wie über eine Beleidigung. Auch versöhnte er sich nicht leicht wieder mit Denen, die ihm entweder einen Geldvorschuß versagten, oder ihm wenigstens zu verstehen gaben, daß sie auf Wiederbezahlung rechneten.

Obschon seinem Benehmen gegen Freunde Johnson (S. 122 u. 123) nicht viel Tröstliches nachrühmt *), fanden sich doch mitleidige und wohlwollende Seelen, die den Entschluß faßten, auf Subscription jährlich 50 Pfund für ihn zusammenzubringen, mit denen er sich für immer nach Swansea, als einen wohlfeilern Aufenthaltsort, zurückziehen sollte, wozu R. Savage sich bereit erklärte, dabei jedoch des stillen Vorsatzes, dieser Einrichtung sich nur zu fügen, so lange sie ihm zusagen werde.

Ehe dieser Plan völlig zur Reife kam, war ihm von seinen Freunden eine Wohnung in einer abgelegenen Gegend von London angewiesen worden, wo er vor seinen Gläubigern mehr gesichert war. Jeden Montag schickten sie ihm eine Guinee, die er gewöhnlich schon vor Anbruch des nächsten Morgens durchgebracht hatte. Für den übrigen Theil der Woche verließ er sich auf die Gunst des Zufalls.

Mit 50 Guineen zu Bestreitung der Reisekosten versehen und unter dem Versprechen zu ökonomisiren, reiste er im Juli 1739 von London nach Swansea ab. Schon nach 14 Tagen ging von ihm ein Brief des Inhalts ein, er liege ohne Geld unterwegs, worauf er mit einer anderweit erhaltenen Unterstützung bis Bristol gelangte. Hier sollte er sich nach Swansea in Wales einschiffen, wohin er denn endlich auch gelangte. Allein ungefähr ein Jahr später war er schon wieder in Bristol, des Vorsatzes nach London zurückzukehren, wozu allerdings auch der Umstand mag beigetragen haben, daß ihm die 50 Pfund jährliche Unterstützung nicht vollständig gezahlt wurden. Anfänglich zu Bristol in mehren Häusern freundlich aufgenommen, hielt er, anstatt für ihn zusammengebrachte 50 Pfund zur Weiterreise zu verwenden, hier sich zweckloserweise längere Zeit auf, versank so in das äußerste Elend, wurde Schulden halber verhaftet und starb im Gefängnisse am 31. Juli 1743. Der Gefangenaufseher bestritt die Kosten seiner Beerdigung.

Diejenigen, welche das Gutzkow'sche Trauerspiel kennen, dürften darüber einverstanden sein, daß die Schicksale der Hauptperson eine rührend ergreifende Wirkung hervorbringen. Was aber hat am Ende der Gutzkow'sche R. Savage mit dem gemein, den wir in dem vorstehend mitgetheilten Lebenslaufe kennen lernen? Auch gibt des R. Savage literarisches Verdienst ihm nicht den Anspruch, daß eine Person seines Namens der Held eines Stückes und in diesem Stücke dem Namen R. Savage der Schmuz poetisch abgewaschen sei, der im Leben denselben nur allzu dick überzog. Denn wol nur Eine Stimme ist darüber unter den Kennern der englischen Literatur, daß in ihr eben dieser Name gänzlich ausgestrichen sein könnte, ohne daß dadurch deren Werth eine Minderung erlitt.

96.

*) „Seine Freundschaft war von keinem sonderlichen Werth. Wenn er sich gleich seiner Freunde eifrig annahm, so war es doch immer gefährlich, ihm zu trauen, weil er sich durch einen kleinen Zwist aller Bande der Ehre oder der Dankbarkeit entledigt hielt und dann Geheimnisse verrieth, die ihm im engsten Vertrauen mitgetheilt worden waren. Dies Benehmen unterwarf ihn dem allgemeinen Vorwurf der Undankbarkeit; auch kann nicht geleugnet werden, daß er sich gar zu gern von der Last einer Verbindlichkeit befreite."

Aus Italien.

Das mannichfache Bedürfniß von Schauspielhäusern hat doch die Streitfrage über ihre fürs Hören zweckmäßigste und geeignetste Form noch nicht zur unbedingten Entscheidung gebracht. Noch gibt es Baumeister, die für den Raum, den die Zuschauer der Bühne gegenüber einnehmen, die Halbkreisform der sphäroidalen, die in der Mitte weit an den Seiten sich einzieht, den Vorzug geben, obgleich die Form der Schallstrahlen, die von Hauchinstrumenten ausgehen, folglich auch von den Menschenstimmen, länglichen Sphäroiden gleichen. Besondere Berücksichtigung bedarf jedoch diese Form der Schallstrahlen, um voll und klar zu den äußersten Punkten des Hörerraumes zu gelangen in der nächsten Nähe des Punktes, von wo er ausgeht, namentlich hinter und zur Seite der Stelle, wo er sich bildet. Das sogenannte Proscenium ist darum ein sehr wesentlicher Theil in der Anordnung eines Theaters, und ein mailänder Architekt hat daher sich eine dankbare Aufgabe gewählt, als er der Untersuchung dieses Theiles von Gebäuden, die jetzt für so wichtig und nothwendig anerkannt werden, seinen Scharfsinn zuwandte. Das Buch, worin dieses geschieht, heißt: „Sulla forma della platea e del prescenio di un teatro più propria alla propagazione del suono e sulla materia più atta a rinforzarlo ed a sostenerlo, premessa un esame sulla teoria acustica. Di *F. Taccani*" (Mailand 1840). Um auf der Vorbühne (proscenio) Raum für die Sessel und Bänke zu gewinnen, die man begünstigten Zuschauern dort hinstellte, war die vordere Bühnenöffnung meistens weiter, als sie es gewöhnlich jetzt sind. Die Übelstände, die aus dieser Sitte, Plätze auf der Bühne selbst den Zuschauern einzuräumen, sich ergaben, wurden der Anlaß zu den Prosceniumlogen. Man brachte in dem Körper der Wände, welche die Schaubühne zunächst einnahmen, Plätze für Zuschauer an, durchbrach aber und durchlöcherte die Wände dadurch gerade an der Stelle, wo die Stimme, um sich verbreiten zu können, einer Unterstützung bedarf. Taccani schlägt daher vor, die Bühne zu verkürzen und das Parterre (la platea) um die Breite der bisherigen Vorbühne zu verlängern. Die Logen in den Wänden der Einrahmung fielen dadurch hinweg; das Orchester rückte in den Raum vor, den die Logen umgeben, wie es Schicklichkeit und Überlegung erfodern, und für den Überblick der Bühne auch aus den ihr nächstliegenden Plätzen gewänne man eine richtigere Ansicht. Die Theorie der Schallbrechung, die Herr Taccani seiner Schrift beigegeben hat, veranlaßt ihn außerdem zu einer Prüfung der Sätze, die in Italien noch allgemein gelten, daß nämlich Mauerwerk aus dem Innern des Hauses, so weit es möglich, auszuschließen und daß namentlich Holz stets zu den Logenbrüstungen, Logenwänden und Logendecken zu verbrauchen sei. Was sich gegen dieses Verfahren einwenden läßt, dringt sich von selbst auf. Herr Taccani schlägt vor, gebrannte Thonplatten an die Stelle des Holzes zu setzen und granitne Tragsteine anzuwenden, und es ist zu hoffen, daß er Gelegenheit finde, seine theoretisch wahrscheinlich gemachten Sätze recht bald praktisch zu bewähren.

Ein Buch, das durch seine Einsicht und seine humane Gesinnung dem ungenannten Verfasser Lorenzo Valerio gleichviel

Ehre macht, ist die „Igiene e moralità degli operai di seterie“ (Turin 1840). Wie in Frankreich zeigt sich in Piemont der Vortheil überwiegend, wenn die Arbeit in den Seidenspinnereien (filande) Arbeiterinnen übertragen war, die nicht völlig dadurch dem häuslichen Leben entzogen wurden. Wo diese Seidenmanufacturen in kleinen Orten, entfernt von den großen Städten, sich befinden, ist das physische und moralische Wohlsein der Arbeiterinnen über allen Vergleich besser bedacht, als wo eine unverständige Gewinnsucht den augenblicklichen Vortheil im Auge hat und die sittliche Entwürdigung übersieht, die der Arbeit zur Seite geht, welche den Menschen als Werkzeug erniedrigt und seine bessere Natur systematisch vernachlässigt und unterdrückt. Auch dort zeigen sich die traurigen Folgen eines solchen maschinenartigen Misbrauchs menschlicher Kräfte durch dieselben Keime von Verwilderung, die anderwärts schon in die Frucht schossen. Noch, meint Herr Valerio, könne den meisten Übelständen abgeholfen werden, wenn man zu dem frühern Systeme zurückkehre, Arbeiterinnen zu nehmen — denn Frauen und Kinder sind fast die einzigen, die bei Gewinnung der Seide beschäftigt werden —, die Abends zu einer Art von Häuslichkeit heimkehren, und wenn man dem leidigen Misbrauche entsage, sich gegenseitig die Arbeiterinnen abspenstig zu machen, um sie in seine Dienste zu locken. Mag seine wohlmeinende Stimme Gehör finden!

Mit dem Bestreben, König Manfred von Sicilien und Apulien von den Verbrechen zu reinigen, welche der Haß der Zeitgenossen ihm zutheilte, hat der Ritter Giuseppe di Cesare seine „Storia di Manfredi re di Sicilia e di Puglia“ (2 Bde., Neapel 1837) aus den Quellen zusammengestellt. Schon ein Buch, das die gleichzeitigen Chronisten zur Grundlage hat, ist in manchen Gegenden unserer Halbinsel eine Seltenheit, eine noch größere aber ein solches, das sie mit sichtender Kritik und mit Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit benutzt, um die Ehrenrettung eines Fürsten zu wagen, der sich bei Dante durch die bekannten Worte

Orribil furon li peccati miei

nicht als einen Tugendhelden anpreist. Es fällt schwer, dem Verf. in seiner Parteiansicht beizustimmen, doch kann man dem Talente, womit er sie vertritt, seinen Beifall nicht versagen.

Der jetzige päpstliche Nuntius zu Wien Fürst Lodovico dei Altieri, Erzbischof von Ephesus, besitzt ein Bleizeichen (eine bolla), das durch die gelehrten Erklärungen des Paters Secchi von der Gesellschaft Jesu und durch eine viel genauer eingehende des Paters Carrara zu Wien der Theodora Dukaina Paläologina, der Tochter des Johann Dukas und Gemahlin Michael's VIII. Paläologus, zugetheilt ist. Dr. Labus hat diese naheliegende Deutung gelehrt im Octoberhefte der „Biblioteca italiana“ (1840) bestätigt und zugleich die Erklärung eines an sich unbedeutenden Siegelsteines des Caius Julius Crescentius beigefügt, der erst durch diese Deutung Werth erhält. 2.

Bibliographie.

Die in Preußen beabsichtigte Aufhebung der kirchlichen Union, aus kirchlich-politischem Gesichtspunkte beleuchtet von einem Altpreußen. Gr. 8. Hamburg, Kittler. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Auswahl niederländischer Gedichte. Ins Deutsche übertragen nebst kurzen historischen, biographischen und niederländische Sitten und Gebräuche schildernden Bemerkungen. Bearbeitet von *F. W. v. Mauvillon*. III. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Amtlicher Bericht über die achtzehnte Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zu Erlangen im September 1840 erstattet von den Geschäftsführern derselben *J. M. Leupoldt* und *L. Stromeyer*. Mit den Facsimiles der Theilnehmer. Gr. 4. Erlangen. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Brinkmeier, E., Die Schuld. Novelle. 2te Auflage. 8. Neuhaldensleben u. Gardelegen, Eyraud. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Litteratur. 5ter Band. — Auch u. d. T.: Denkschriften und Briefe u. s. w. Neue Folge. [I.] Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Franz, Agnes, Neue Sammlung von Parabeln. Mit 1 Stahlstich. Gr. 12. 1 Thlr.

Fröhlich, A. E., Ulrich Zwingli. Einundzwanzig Gesänge. Ler.-8. Zürich u. Frauenfeld, Beyel. 1840. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Günther, F. J., Über den deutschen Unterricht auf Gymnasien. Mit einem Auszuge aus dem vierten Theile der deutschen Grammatik von J. Grimm, und einer Erklärung der Tropen und Figuren. Gr. 8. Essen, Bädeker. 2 Thlr.

Hoeck, K., Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin. Mit vorzüglicher Rücksicht auf Verfassung und Verwaltung des Reichs. 1ster Band. 1ste Abth. Gr. 8. Braunschweig, Westermann. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Münchener Hundert und Eins. Von C. F. 2tes Heft. 8. München, Franz. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Bibliopolisches Jahrbuch für 1841. 5ter Jahrg. Gr. 8. Leipzig, Weber. 2 Thlr.

Klein, Pauline, Parabeln und Gemälde aus dem Reiche der Blumen. Gr. 12. Essen, Bädecker. 15 Ngr. (12 Gr.)

Lammers, F., Geschichte der Stadt Erlangen von ihrem Ursprunge unter den fränkischen Königen bis zur Abtretung an die Krone Bayern nach Urkunden und amtlichen Quellen bearbeitet. Gr. 8. Erlangen, Bläsing. 1 Thlr.

Lindner, F. L., Skythien und die Skythen des Herodot, und seine Ausleger, nebst Beschreibung des heutigen Zustandes jener Länder. Mit 4 Karten. Gr. 8. Stuttgart, Schweizerbart. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Messenhauser, W. F. C., Demosthenes. Ein Trauerspiel in vier Acten. Gr. 12. Wien. 1 Thlr.

Püchler, B. Freih. v., Geschichte der Regierung Kaiser Franz I. 3 Theile. 8. Wien, Gerold. 2 Thlr.

Reinelt, J. A., Reise nach dem Orient zur Erhebung merkantiler Notizen für Österreichs Industrie. Gr. 8. Wien, Gerold. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Runge, Ph. O., Hinterlassene Schriften. Herausgegeben von dessen ältestem Bruder. 2 Theile. Mit artistischen Beilagen. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 1840, 41. 4 Thlr.

Runkel, M., Carl XIV., Johann, König von Schweden und Norwegen. Eine biographische Skizze. 8. Elberfeld, Büschler. 10 Ngr. (8 Gr.)

Schneidawind, F. J. A., Der Überfall von Rathenow und die Schlacht bei Fehrbellin durch den großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg. 8. Neuhaldensleben u. Gardelegen, Eyraud. 10 Ngr. (8 Gr.)

Schuselka, F., Karl Gutherz. Eine Geschichte aus dem Wiener Volksleben. Gr. 12. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Strauß, V., Gedichte. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Thienemann, K., Sie sollen ihn nicht haben! Lustspiel in einem Aufzug. Gr. 12. Ulm, Seitz. 10 Ngr. (8 Gr.)

Wurm, C. F., Zur Geschichte des deutschen Zollvereins. Zwei apokryphische Capitel und ein prophetisches. Gr. 8. Jena, Frommann. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 202. —— 21. Juli 1841.

Deutschland und Frankreich.

Der westliche Himmel hat sich aufgehellt. Hatte man sich, *einigen* französischen Rodomontaden gegenüber, noch vor *wenigen* Monaten für die Integrität des deutschen Vaterlandes in und außer Athem gesetzt, so scheint jetzt die Agitation gegen den Lumpenzucker und den deutsch-englischen Handelsvertrag, tapfere Worte erzeugend, einen gemüthlich prosaischen Fortgang zu gewinnen. Glücklicherweise ist im Streite zwischen Deutschen und Franzosen nur Tinte verspritzt worden. Das war aber gerade der rechte Saft, um sich einander anzuschwärzen und unkenntlich zu machen. Endlich haben die streitenden Theile Zeit gefunden, sich sauber zu waschen und einander hellern Auges ins Angesicht zu sehen. Hat uns doch Lamartine gar mit einer Marseillaise des Friedens freundlichst angesungen und Lanjuinais seinen Landsleuten in sehr verständiger Weise zur Annäherung an Deutschland gerathen. Von den Actenstücken aus dem Processe Deutschland contra Frankreich sind schon mehre in d. Bl. besprochen worden. Noch zwei Schriften verdienen nähere Erwähnung. Es sind:

1. **La France, l'Allemagne et la sainte alliance des peuples par *J. Venedey*. Paris 1841.**
2. **Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Leipzig, O. Wigand. 1841. Gr. 8. 2/3 Thlr.**

Mag man nicht allen Einzelheiten beipflichten, nicht in alle politische Combinationen eingehen, die dem Verf. der Flugschrift „La France" u. s. w. als wahrscheinlich oder nothwendig gelten, so muß man doch die ehrenwerthe nationale Gesinnung, aus der sie geflossen ist, in vollem Maße anerkennen. Venedey ist einer der deutschen politischen Verbannten. Diese befinden sich in eigenthümlicher Stellung. Sie sind die in die Fremde vorgeschobenen äußersten Vorposten des deutschen Liberalismus, und halten sie fest an der deutschen Sache, so mögen sich die Franzosen, falls sie mit Eroberungslüsten gegen Deutschland auszögen, überhaupt keine Rechnung auf Bundesgenossen machen. Das Zeugniß der Verbannten muß also in Frankreich allerdings ein Gewicht haben, das die censirte deutsche Presse nicht haben kann. Nur muß sich ihr Zeugniß nicht durch den Vorwurf entkräften lassen, daß sie sich vom Liberalismus zum Servilismus bekehren, daß sie sich um jeden Preis den deutschen Regierungen wieder in die Arme werfen wollen. Mit solchem Vorwurfe sind die Franzosen um so eher bei der Hand, als unter ihnen selbst die politischen Abfälle, die Desertionen aus einem Parteilager ins andere, bis zum sittlichen Ekel für uns ehrliche Deutsche an der Tagesordnung sind. Darum sollte man aber unsern politischen Verbannten ein scharf absprechendes Urtheil über deutsche Zustände und deutsche Regierungen, oder einige Excesse des Ultraliberalismus und Demokratismus in Deutschland selbst nicht allzu hoch anrechnen, falls sie nur als Schildwachen deutscher Nationalität in der Fremde ihren Posten behaupten, was sie denn bisher Alle ohne Ausnahme in Treue und Ehren gethan haben. In dieser Gesinnung hat sich nun auch Venedey die wiederholte Mühe gegeben, den Franzosen das politische A-B-C hinsichtlich der deutschen Rheinlande in eigener Sprache beizubringen. Dabei geht er zart schonend mit ihnen um, wie mit sonst artigen Kindern, die nur gerade einmal sich in den Kopf gesetzt haben, den Mond vom Himmel zu holen, um ihn als Pfannkuchen zu verspeisen. Vor Allem gelten seine Lectionen dem Journal, das wie lucus a non lucendo der „National" heißt, weil es nicht die entfernteste Ahnung von der Idee der Nationalität hat.

In den „Betrachtungen eines Militairs" ist der politische Theil quantitativ und qualitativ der wenigst bedeutende. Schon der ersten Behauptung, daß bei einer Verbindung Frankreichs und Rußlands, oder der beiden kleinern Seemächte gegen England, als die größere, der deutsche Bund Englands Alliirter sein, daß also der Seekrieg auch zu einem Continentalkrieg werden müsse, wird man nicht für alle Umstände beipflichten. Um so vorzüglicher ist der militairische Theil der Schrift, wo der Verf. (Kausler?) als Mann vom Fache spricht. Unter Voraussetzung eines Kampfes zwischen Deutschland und Frankreich, gibt er ein auch den Laien durchaus verständliches, sehr lebendiges und anschauliches Bild vom großen Kriege, mit seinen Combinationen, seinen Wechselfällen, seinem möglichen und wahrscheinlichen Verlaufe. Zugleich werden die Streitkräfte Frankreichs und Deutschlands theils der Zahl nach, theils in qualitativer Schilderung miteinander verglichen. Die Franzosen sind zwar die Kinder

Europas; aber sie sind doch Kinder, die rechnen gelernt haben und denen sich gerade in Ziffern und Zahlen Manches begreiflich machen läßt, was ihnen sonst nicht zu Kopfe will. Eine französische Übersetzung der „Betrachtungen eines Militairs", soweit diese wirklich militairisch sind, wäre also gewiß ein gutes Werk. Unsere westlichen Nachbarn würden sich auf solchen Vorhalt um so lieber die Klugheit des Fuchses in der Fabel aneignen und die deutschen Rheinlande nicht mehr erobern wollen, weil sie es nicht mehr thun können.

Fassen wir nun die Resultate des jetzt wol beendigten, oder doch für längere Zeit beseitigten literarisch-politischen Kampfes zwischen den beiden Nationen ins Auge, so sind diese keineswegs gering zu achten. Der Sieg in diesem Geisteskriege ist entschieden den Deutschen geblieben; aber es ist ein Sieg, bei dem die Überwundenen so viel gewonnen haben als die Überwinder. Dürfen wir uns gleich nicht schmeicheln, ein französisches Vorurtheil schon jetzt mit der Wurzel ausgerottet zu haben, so hat es doch seine naive Keckheit verloren und läßt sich nur noch selten öffentlich sehen. Das ist schon viel in einem Lande, wo Alles nur lebt, um sich sehen zu lassen. Auch haben wir Deutsche im Verlaufe jenes Streites eine hellere Einsicht über unsere eigene politische Weltstellung gewonnen. Obgleich uns der Besitz des Elsasses in französischen Händen nicht anders als schmerzlich sein kann, ist uns doch klar geworden, daß Frankreich, sobald es nur nicht in den Wahnwitz der Eroberung verfällt, unter den europäischen Großmächten diejenige ist, die unserer Entwickelung und der Verfolgung unserer Interessen am wenigsten hemmend im Wege steht. Darum mögen wir ohne Gefahr allen Streit über das Elsaß auf eine fernere Zukunft vertagen und bis dahin nur darauf bedacht sein, auch von unserer Seite nichts zu versäumen, was zur Pflege und Erhaltung deutscher Sitte, Art und Sprache im schönen Grenzlande beitragen mag. England dagegen drückt uns durch sein industrielles und commercielles Übergewicht. Dieses Übergewicht ist indessen dasjenige einer Frau, die sich in „gesegneten Umständen" befindet und darum zugleich ihre eigene Last zu tragen hat. Wie sich Nordamerika von England getrennt hat, so trägt dieses noch manchen Tochterstaat in seinem Schoose; und erst wenn der eine und andere zur Welt geboren ist, wird Großbritannien wieder in gewöhnlicher Größe erscheinen. Darin läßt sich aber durchaus nichts mit Gewalt beschleunigen, am wenigsten von Deutschland aus, das keine Seemacht ist und keine nahe Aussicht hat, es zu werden. Schritt vor Schritt müssen sich deutsche Industrie und Handel aus den Schlingen, die um sie geworfen sind, herauszuwickeln suchen; ungeduldiges Zappeln würde sie nur enger ziehen. Anders aber ist die Stellung zwischen Deutschland und Rußland, wo Landmacht der Landmacht gegenübersteht; wo wir zu mehr berufen sind, als nur eine Faust im Sacke zu machen; wo wir unter Umständen einer raschen und entschlossenen Handlungsweise fähig sein müssen, wenn wir überhaupt noch politisch gelten wollen. Im Osten unsers Welttheils schwebt überhaupt noch der Proceß der allgemeinen Völkerbildung in seinen untern Instanzen; hier vor Allem ist noch Gährung mancher Art und überreicher Stoff zu Zwist und Kampf zu erwarten. Vom baltischen Meere bis zum Hellespont sehen wir zahlreiche Völkerstämme in buntester Mischung: Deutsche, Slawen in vielfachen Verzweigungen, Magyaren, walachische Romanen, Albaneser, Griechen, Türken. Dort steht der Protestantismus und Katholicismus mit der griechisch-russischen Kirche in unfreundlichster Berührung, während zugleich von Süden her der Mohammedanismus herübergreift. Im Nordosten unsers deutschen Vaterlandes hat Rußland einen Theil seiner Ländermasse zwischen preußisches und östreichisches Gebiet keilförmig hineingetrieben und von da an umfaßt es mit seinen Provinzen und seinem unmittelbaren Einflusse, der über den Vladika von Montenegro, wie über den Hospodar der Moldau gebietet, die östreichische Monarchie in weitem Bogen, von der Westgrenze Galiziens an, bis zum adriatischen Meere. Es umspannt zugleich die europäische Türkei, sodaß die Stürme, die über das osmanische Reich hereinbrechen, alle fallenden Früchte nur Rußland in den Schoos schütteln können. Es beherrscht die Mündungen der deutsch ungarischen Donau, wie die des Dniesters, und kann den Erzeugnissen der fruchtbaren ungarischen Ebene, wie denen des kornreichen Ostgaliziens die Auswege zum schwarzen Meere versperren. Es umschlingt endlich mit seinen Mauthen und seinem harten Prohibitivsysteme sowol einen großen Theil der östreichischen Provinzen, deren Aufschwung es hindert, als die ostpreußischen Gebiete, deren Wohlstand es in Armuth verwandeln hilft. Im Osten also, wohin uns die wichtigsten, materiellen und ideellen Interessen vor Allem hinweisen, ist für Deutschland manches Versäumte nachzuholen, manches Neue zu erringen: hier müssen wir uns zeitig Luft schaffen, hier uns eine Aussicht und die Sicherheit unserer Zukunft gewinnen. Darum ist auch für Deutschland die orientalische Frage die wichtigste, nur müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß der Gegenstand dieser Frage vom rothen Meere bis zur Ostsee reicht. Lassen sich die Deutschen in dieser Sache bei Seite schieben, überflügeln oder übertölpeln, so ist der Traum deutscher Herrlichkeit auf lange zu Wasser geworden. Dies würde aber nothwendig der Fall sein, wenn sich Deutschland und Frankeich ineinander verbissen, während die andern Großmächte auf freiem Felde im Orient den Braten verzehrten. Aus einem Kriege gegen Frankreich, ob nun Deutschland mit Rußland verbunden wäre oder nicht, zöge nur letzteres Vortheil; für Frankreich aber, wie für Deutschland, würde er zu unsäglichem Unheit ausschlagen. Denn man täusche sich nicht: ein solcher Krieg, wie dies auch Venedey in seiner Broschüre richtig bemerkt, wäre nicht in einem kurzen Sommerfeldzuge abgethan; er würde von innern Convulsionen begleitet sein und sich bis zur Erschöpfung der Nationen stets von neuem entzünden.

(Der Beschluß folgt.)

Franz Lambert von Avignon. Nach seinen Schriften und den gleichzeitigen Quellen dargestellt von Johann Wilhelm Baum. Strasburg, Treuttel und Würtz. 1840. 8. 1 Thlr.

Jeder Blick aus dem gegenwärtigen Jahrhundert in das 16. der Kirchenreformation hat viel Anziehendes und Belehrendes — durch die Verschiedenheit beider. Damals strebte man aus den Klöstern heraus, jetzt strebt man in sie hinein; damals vertauschte man die Speculationen der Scholastik mit dem lebendigen Geist des Wortes Gottes, jetzt will man die gläubige Hoffnung und den Trost des biblischen Christenthums durch Zersetzungsmittel der Speculation in Bodensatz verwandeln; damals begehrte das fromme Gemüth Unabhängigkeit von menschlicher Satzung und christliche Freiheit, jetzt suchen die sich selbst verklagenden Gedanken einen Papst, wenn nicht in Rom, doch anderswo. Das Menschengeschlecht, scheint es, läuft sich immer in einer gewissen Richtung müde und sehnt sich dann zurück nach dem Anfange seiner Laufbahn, wie das israelitische Volk in der Wüste nach den Fleischtöpfen Ägyptens. Daher für eine Denkweise und Gesinnung unserer Gegenwart die bewegenden Mächte der Kirchenreformation etwas Unbegreifliches haben, und weil sie doch in der Geschichte vorhanden sind und begriffen sein wollen, uns aufmerksam machen können auf den eigenen Zustand, auf Zurechtstellung und bestimmtere Fassung der eigenen Wünsche und vernünftige Richtung eigener Bestrebungen, worin ja der Nutzen aller Geschichte besteht, wenn sie irgend einen hat.

Lambert von Avignon, dessen Lebensgeschichte vorliegendes Werk näher schildert, flieht aus dem Franciscanerkloster, hält sich zu den Reformatoren und führt ein Wanderleben, wird dann Reformator und Professor in Hessen. Im Jahre 1487 geboren, verliert er früh seinen Vater, ihn fesseln die äußere sittsame Heiligkeit der Franciscaner, deren schöne Erzählung vom Klosterleben, und er tritt in den Orden. Da verschwindet der Heiligenschein vor der Wirklichkeit, er erfährt den Neid und die Misgunst der Ordensbrüder, da er als Prediger sich auszeichnet und die Bibel liest und erklärt. Als er einst in einer französischen Stadt gegen Luxus und Sittenverderbniß predigte und die Zuhörer Bilder und Würfel und Karten dem Feuer übergaben, behielten die anwesenden Franciscaner ein unzüchtiges Bild zurück, um ihr eigenes Feuer zu nähren, wie er sagt, er hält nun auch diesen eine Strafrede und die Erbitterung der Mönche verursacht ihm wiederholte Kränkungen. Luther's Schriften waren in Avignon bekannt geworden, sie werden ihm genommen, aber er brennt vor Begierde, den kühnen Verfasser selber kennen zu lernen.

So reift sein Entschluß, das Kloster zu verlassen, und als ihm (1522) die Überbringung einiger Briefe ins Ausland übertragen wird, wandert er fort und kehrt nicht wieder. In Bern findet er alles für die Reformation in Bewegung, predigt mit Freimüthigkeit, sieht Zwingli und findet eine freundliche Aufnahme. In einem öffentlichen Gespräch, dergleichen damals häufig gehalten wurden, als er die Fürbitte der Heiligen vertheidigen wollte, erklärt er sich von Zwingli besiegt und kommt unter dem Namen Joh. Serranus nach Eisenach, erklärt dort das Evangelium Johannis, erbietet sich, 139 Sätze von der Ohrenbeichte, der Taufe, der Buße und Rechtfertigung zu vertheidigen, kein Gegner erscheint. Luther hat von ihm vernommen und empfiehlt ihn seinem Freunde Spalatin. Durch dessen Unterstützung wandert er im Winter nach Wittenberg, gewinnt Luther's Freundschaft, hält Vorlesungen über den Propheten Hoseas, übersetzt die dortigen Flugschriften ins Französische. Dem Kurfürsten darf er seine Aufwartung machen, kann aber wegen Unkenntniß der deutschen Sprache kein geistliches Amt übernehmen, heirathet dennoch die Tochter des wittenbergischen Arztes Augustinus Schurf, indem es besser sei ehelich werden als brennen. Doch wußte er wohl, es würde besser um ihn stehen, und er würde es viel bequemer haben, dem Fleische nach, wenn er dem Papste anhinge. Alle Thätigkeit gewährte ihm kaum nothdürftigen Unterhalt. In Wittenberg war neben den ausgezeichneten Lehrern wenig für ihn zu thun, Frankreichs Reformation blieb sein Hauptaugenmerk. Darum ging er nach Metz, wo Agrippa von Nettesheim mit Andern schon den alten geistlichen Wust bekämpft hatte. Er schloß sich an den muthigen Castellanus (der hernach Märtyrer wurde), konnte aber keine Erlaubniß zum Predigen erhalten, und ging nach Strasburg. Hier war der Sieg des Evangeliums schon entschieden und öffentlich anerkannt, doch mußte er durch eine eigene Schrift seine Ehe vertheidigen, wie er denn schreibseliger Natur war. Der Magistrat ließ ihm eine geringe Hülfe zufließen und beehrte ihn mit dem Bürgerrechte. Auf dem Reichstage zu Speier ward er durch seinen Freund Jakob Sturm dem Landgrafen Philipp von Hessen bekannt, der ihn zur Reformation in seine Länder berief.

Lambert verfaßte 158 Sätze, deren erster lautet: „Alles Deformirte muß reformirt werden, das Wort Gottes allein lehrt, was deformirt und zu reformiren ist." Vom Papstthum ist nur selten und vom Papst, als persönlichem Widersacher, niemals die Rede, wodurch sich Lambert's Polemik von derjenigen Luther's unterscheidet. Auf einer Synode zu Homberg (1526) hatte Lambert seine Sätze durchzufechten und siegte durch Bibelfestigkeit. Leichter mochte ihm werden, die Mittlerschaft der Jungfrau Maria zu widerlegen, als eine Gegenbehauptung Sperber's wider den Satz: „daß jede Reformation, die nicht nach Gottes Wort geschehe, eitel sei"; Christus und die Apostel hätten doch fast die ganze Kirche, sogar den ganzen Erdkreis reformirt, ohne irgend ein geschriebenes Evangelium, da das Evangelium zuvor gelehrt und ausgebreitet worden, ehe es niedergeschrieben wurde. Inzwischen kam nach dieser Synode die Reformation gleich anfangs schneller, allgemeiner und gründlicher zu Stande als in irgend einem andern Lande. Lambert war ein Hauptmitarbeiter an der neuen Kirchenordnung, die, nach der Bemerkung des Biographen, zwar äußerlich hierarchisch aristokratisch, aber dem innern Kern und Werth nach fast rein apostolisch demokratisch ist. Im Abendmahlstreit entschieden sich die marburger Theologen, und mit ihnen Lambert, für Zwingli. Bei Gründung der Universität Marburg (1527) war Lambert unter den ersten Lehrern, und ein Lieblingsschüler von ihm war der Schotte Hamilton, der ein Jahr darauf in seinem Vaterlande verbrannt wurde. In gelehrter Schulbildung mochten Viele über ihm stehen, aber für seine persönliche Wirksamkeit, im Geiste und für damalige praktische Bedürfnisse war er vortrefflich ausgerüstet. Er verband das Feuer des Südländers mit nordischer Klarheit und Unbefangenheit in seltenem Bunde, heiter in bösen wie in guten Tagen, der rücksichtlosen Erforschung und Verbreitung der evangelischen Wahrheit mit unwandelbarer Liebe zugethan. Seine vielen Schriften sind selten geworden, die strasburger Seminariumsbibliothek hat sie fast alle und der Biograph gibt ein Verzeichniß derselben. Lambert starb 1530.

Man sieht auch in dieser Lebensbeschreibung, wie trotz der großen persönlichen Verschiedenheit — die leider zu traurigen Streitigkeiten führte — doch ein gemeinsames Band die Reformatoren zusammenhält und sie ein Werk zu Stande bringen läßt, für welches sie leben und sterben. Dies lag in der damaligen Zeitrichtung, und wir müssen es anstaunen, denn in unserer Gegenwart wüßte Ref. es nicht zu finden. 28.

Miscellen.

Des Herzogs von Ossuña Justizpflege.

Der Herzog von Ossuña, Vicekönig von Neapel zur Zeit der spanischen Oberherrschaft, hat durch seinen richterlichen Takt sich den Ruhm eines weisen Richters erworben. Aber folgende zwei Entscheidungen sind wenig gekannt. Eines Festtags besuchte der Herzog die Galeeren, um dem Gebrauche gemäß einem Gefangenen die Freiheit zu schenken. Alle betheuerten ihre Unschuld. Einer behauptete, seine Verurtheilung sei lediglich

das Werk seiner Feinde; ein Anderer wollte wider alle Form Rechtens verurtheilt worden sein; ein Dritter schwur, daß ein Irrthum in seiner Person ihn auf die Galeeren gebracht, und so ging es die ganze Reihe durch. Ihren Angaben zufolge waren sie insgesammt so unschuldig wie neugeborene Kinder. Nur der Letzte machte eine Ausnahme. „Ich glaube nicht, edler Herzog", sagte er, „daß es in ganz Neapel einen schlechtern Menschen gibt als mich; mit der Galeerenstrafe bin ich viel zu gelinde weggekommen." Augenblicklich wendete sich der Herzog an den Aufseher mit den Worten: „schließt den Bösewicht los und schickt ihn seiner Wege. Bliebe er länger hier, würde er uns diese ehrlichen, unschuldigen Männer verführen. Also fort mit ihm." Dann sagte er zu den Gefangenen: „Ich zähle auf Ihren Dank, meine Herren, daß ich Sie von dieser Pest befreit habe; der Mensch hätte Ihrer Unschuld sehr gefährlich werden können." — — Ein stolzer Spanier, Bertrand de Sols, verklagte einen Lastträger, weil er ihn angestoßen, seinen seidenen Mantel zerrissen und ihn körperlich verletzt. Der Herzog, wohl wissend, daß die Lastträger „vorgesehen!" zu rufen pflegen, fragte, ob dies geschehen, und da der Spanier es verneinte, ließ er jenen bedeuten, im Verhöre sich stumm zu stellen. „Mit dem Menschen ist nichts anzufangen", sagte er dann zum Kläger; „Sie sehen, er ist stumm." „Glauben Sie das nicht, Herr Herzog", rief der Spanier, „ich selbst habe ihn vorgesehen! schreien hören." „Ei, warum haben Sie sich denn da nicht vorgesehen?" versetzte der Herzog und nahm den Spanier in Geldstrafe. 74.

Kerguelen's Land.

Unter den aus der weiten Fläche des indischen Oceans zwischen der Südspitze Afrikas und dem australischen Continente hervorragenden, sicher bekannten Inseln ist Kerguelen's Land eine der am weitesten nach dem südlichen Polarkreise zu gelegenen. Einen Beitrag zur Kenntniß der physischen Beschaffenheit dieses entfernten Eilandes hat R. M'Cormick, welcher dasselbe auf dem britischen Schiffe Erebus besucht hat, in zwei der königlichen Gesellschaft zu London in deren Sitzung vom 22. April vorgelegten Abhandlungen geliefert. Die nördliche Spitze verräth einen völlig vulkanischen Ursprung. Das Vorderland steigt in einer fast horizontalen Reihe terrassenförmiger Trappfelsen auf. Basalt ist das vorherrschende Gestein; es nimmt die prismatische Form an und geht in Grünstein und die verschiedenen Modificationen des Mandelsteins und Porphyrs über. Die Hauptrichtung der Bergreihen geht von Nordost nach Südwest; sie erreichen eine Höhe von 500—2500 Fuß. Die kraterähnlichen Gipfel mehrer Berge, die sich vorfinden, sind offenbar Überbleibsel vulkanischer Ausgänge. Große Trümmerhaufen, welche an dem Fuße der Berge in der Höhe von 2—300 Fuß und darüber aufgehäuft liegen, zeugen von der raschen Zersetzung, welcher die Oberfläche des Landes durch die plötzlichen Veränderungen in der Atmosphäre ausgesetzt ist. Im ganzen Umkreise der Insel finden sich tiefe Einschnitte von Baien und Buchten; sie selbst wird von zahlreichen kleinen Seen und Wasserströmen durchschnitten. Letztere schwellen durch die mit Frost und Schnee abwechselnden starken Regengüsse häufig an, stürzen mit ungemeiner Heftigkeit von den Bergen durch Schluchten herab, bilden an vielen Stellen prächtige, schäumende Wasserfälle, reißen Stücke von den Felsen ab und übersäen damit die niedern Flächen und Thäler, wodurch in Folge ihrer Zersetzung eine reiche, abgedachte Anspülung von Land herbeigeführt wird. Die bemerkenswertheste geologische Erscheinung sind die sich vorfindenden Holzfossilien und Kohlen: erstere, zum größten Theile in hohem Grade versteinert, sind in Basalt eingeschlossen: letztere befinden sich in unmittelbarem Zusammenhange mit dem darüber liegenden porphyr- und mandelsteinartigen Grünsteine. Von Vogelgattungen trifft man am häufigsten Sturmvögel und Pinguins; außerdem fand M'Cormick zwei Species von Möven, eine Ente, einen Seeraben, einen Nachtraben, einen kleinen Albatros, eine Species der Chionis und einen merkwürdigen Nachtvogel, der zum Geschlechte der Procellaria gehört. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 203. —— 22. Juli 1841.

Deutschland und Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 202.)

Diese Wahrheiten, so augenfällig sie sind, wurden doch von Leidenschaft und engherzigem Interesse vielfach übersehen und verkannt. Gewiß ist es darum als Gewinn zu achten, daß ihnen die literarische Fehde der letzten Monate allgemeinere Anerkennung und Verbreitung verschafft hat. Noch ein Anderes läßt sich im Rückblicke auf diese vom Augenblicke und den Bedürfnissen des Augenblicks eingegebene Literatur erkennen: an verschiedenen Orten, bei verschiedenen Menschen und Völkern ein gleichzeitiges Hervorbrechen einiger wahrhaft lebendigen und lebenskräftigen Ideen, die wol früher schon bei Hunderten und Tausenden im Keime schlummerten, jetzt aber bestimmtern Ausdruck gewannen, um fortan in das Bewußtsein der Zeit dauernd einzutreten. Bedürfen doch auch die Gedanken, wie die Saat im dunkeln Schoose der Erde, der aufregenden Wärme, um tausendfach emporzusprießen, ohne daß man sagen könnte, dieses oder jenes Samenkorn sei das *erste* gewesen. So führt Venedey in seiner Flugschrift (S. 47) folgende Stelle aus dem Briefe eines deutschen Kaufmanns in Hamburg an:

> Et si l'alliance franco-russe était possible, oh! alors je vous garantirais la victoire contre *deux*. Alors vous verrez que le centre de l'Europe est occupé par une *grande nation*.... qui *releverait en même temps la pauvre Pologne*.

Ganz in demselben Sinne und fast mit denselben Worten heißt es von solcher Allianz und solchem Kriege in der Broschüre „Der Bund der Deutschen und Franzosen ꝛc.", von W. Schulz (S. 24):

> Käme es doch zu diesem Kriege! Er könnte meinem Vaterlande nur zum Heil, zur Einigung und Kräftigung dienen.... Würden nicht selbst Östreich und Preußen aus der Noth eine Tugend machen und die Unabhängigkeit Polens verkünden müssen? Dann gehörte der Ruhm seiner Herstellung, der größte Ruhm, den ein Volk noch erringen kann, den Deutschen an, und Ihr (Franzosen) wäret für immer dessen verlustig.

Ein einfacher Gedanke, vom richtigen Instinkt der politischen Selbsterhaltung eingegeben, der aber darum, *weil* er einfach ist und bei Tausenden gleichzeitig entstehen *mußte*, um so eher einmal eine praktische Bedeutung gewinnen *könnte*. In derselben Broschüre wird die Behauptung, daß das Gleichheitsprincip der französischen Revolution nur eine Halbwahrheit ist, in folgenden Worten ausgesprochen:

> Denn als Ihr (Franzosen) im Staate für alle Classen der Bürger die rechtliche Gleichheit gefodert, habt Ihr erst die eine Hälfte der Aufgabe unserer Zeit erfüllt; ihre zweite und größte Hälfte ist die Anerkennug und Geltendmachung der Gleichheit der Nationen.

In gleicher Weise, nur mit allzu ausschließlicher Beziehung auf Frankreich, äußerte Jouffroy (s. Venedey S. III u. a. O.), in seinem Berichte an die Abgeordneten:

> Il appartient à la France, il est dans sa mission de se faire en Europe la promotrice et la protectrice de *l'égalité du droit des nations*; de même qu'elle a glorieusement inauguré dans le monde *l'égalité des droits de tous les enfants du pays*.

Denselben Gedanken hat Venedey zum Gegenstand seiner Flugschrift genommen und ihm eine entsprechende Anwendung in der Ausführung des Satzes gegeben „die Letzten werden die Ersten sein", d. h. die Nation wird die mächtigste sein, die zuerst Selbstüberwindung genug hat, den Grundsatz der Gerechtigkeit gegen alle Nationen zur Richtschnur ihres Handelns zu nehmen. Auch darin liegt wieder eine sehr einfache Wahrheit. Im Gegensatze gegen eine historisch gewordene Ungleichheit und Unfreiheit, hatte die Revolution eine abstracte Gleichheit und Freiheit zu ihrem Princip gemacht. Unbefriedigt in solcher leeren Allgemeinheit, suchte man sich dann für dieses Princip einen lebendigen Inhalt und foderte für das Leben im Staate die fessellose und darum mannichfaltigste Entwickelung der Individualitäten, sowie für die Verhältnisse von Staat zu Staat die Anerkennung und Geltendmachung der Nationalitäten. In dieser Idee und ihrer nothwendigen Bewegung concentrirt sich der Geist unserer Geschichte seit 50 Jahren; sie ist das kleine Senfkorn, das sich zum wachsenden Baum unserer politischen Erkenntniß entfaltet, in dessen Schatten unsere Zukunft ruht.

Wie sich politische und sociale Wahrheiten ohne geheimen Bund, ohne förmlich organisirte Propaganda über Länder und Völker verbreiten, so scheinen freilich auch die Irrthümer, als die auf eine Spitze getriebenen Wahrheiten, über weite Räume hinaus eine ansteckende Kraft zu besitzen. Aus der Schrift „Nationalité française", von Ch. Didier, führt die Broschüre Venedey's unter andern folgende Stellen an:

> Le rôle imposant joué deux fois par Rome, d'abord dans la société payenne, puis dans la société chrétienne, *Paris* est appelé par la Providence à le jouer dans la société moderne.... *L'initiative humaine* appartient désormais à l'an-

tique berceau du génie français: le 14 juillet 1789 a inauguré la *nouvelle reine de l'Occident* sur les ruines fumantes de la Bastille.

Der Geist des französischen Volks wird dann, wie folgt, geschildert:

> Hardi toujours, parfois un peu téméraire, l'esprit français aspire à l'espace, il faut qu'il s'épande, *il faut qu'il s'impose*; il est dans sa nature d'aller, d'aller toujours; il *entre partout*, *s'immisce à tout*; il n'est heureux que s'il conquiert.

Später heißt es freilich:

> Il ne s'agit plus aujourd'hui de suprématie matérielle, le temps de brutalités est passé.

Ferner:

> Chaque peuple a sa mission sur la terre, et chacun fait son oeuvre.... mais la providence a voulu qu'un fût toujours à la tête des travailleurs.... L'Inde, puis l'Egypte ont tenu, chacune à son tour, *le bâton de commandement.* L'Egypte l'a passé à la Grèce, qui l'a passé à l'Italie; Rome ne l'a perdu une fois que pour le ressaisir une seconde. *Et le tour de la France est enfin venu.* *)

Wer in Deutschland hat nicht junge Deutsche, zumal solche, die ihren ersten Ausflug von der Hochschule ins Leben machen, fast buchstäblich ebenso die künftige Herrlichkeit unserer Nation verkünden hören, wie sie hier ein Franzose für Frankreich verkündet? Wir haben uns also rechts und links vom Rhein einander nicht allzu viel vorzuwerfen. Eine bis zur Ungerechtigkeit gegen andere Nationen getriebene Überschätzung der eigenen Volksthümlichkeit ist besonders wieder in den letzten Monaten vielfach zum Vorschein gekommen. Von einer, jetzt schon verflogenen Aufregung her ist dies die letzte flüchtige Fieberröthe, ein Symptom der Schwäche nach der Spannung und Überspannung, die aber als die Farbe der Gesundheit und als Zeichen der Kraft gelten möchte. In solcher Ueberhebung steckt immer etwas Diabolisches: sie wird erzeugt durch den Hochmuth, der bei Völkern wie bei Einzelnen vor dem Fall kommt. Es hat indessen keine Gefahr damit: das Feuer eines überschwenglichen Patriotismus, das über alle irdische Möglichkeit hinaus in Leere aufflackert, wird dem deutschen Volke auf seiner Bahn nicht voranleuchten. Es kennt den Weg, der zur Größe führt. Seine schönste Tugend ist die der Gerechtigkeit. Oft freilich war es ungerecht gegen sich selbst bis zum zaghaften Kleinmuthe, bis zum Mangel an sieghaftem Vertrauen. Es wird dieser Sünde gegen sich nicht länger theilhaftig sein, ohne sich doch in leichtfertiger Verdammungssucht und thörichter Anmaßung über die andern Völker der Erde erheben zu wollen; und so wird an ihm in Erfüllung gehen, was verheißen ist: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. 46.

*) Ich muß übrigens dem Hrn. Ch. Didier die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er an andern Stellen seiner Schrift mit den andern Nationen weniger cavalièrement umspringt und sie von seinem Volke überspringen läßt. Das ist die Inconsequenz des Irrthums, der sich selbst vernichtend auf eine Spitze geräth, von der er unbewußt wieder zur Wahrheit einlenkt.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Dreißigster Jahrgang der gesammten und zwölfter der neuen Folge. Leipzig, Reimer. 1841. Gr. 12. $2^1/_2$ Thlr.

Das „Miscuit utile dulci" ist ein altes und oft bis zum Überdruß gebrauchtes Wort. Aber wir müssen es jetzt nochmals wiederholen, da wir kein passenderes Motto für das Hormayr'sche Taschenbuch wissen. Eine reiche Fülle wissenswürdiger Gegenstände wird uns hier in einem solchen Maße geboten, daß man in der That unschlüssig ist, ob man die unerschöpflichen Vorrathskammern, die schon seit 30 Jahren so außerordentliche Spenden geliefert haben, mehr bewundern soll, oder Das, was jetzt wieder mit so großer Anspruchslosigkeit gegeben und allen Geschichtsfreunden zur Mitbenutzung dargeboten ist. Auch in diesem Jahrgange, wie in den frühern, geht Hr. v. Hormayr von dem Gesichtspunkte aus, möglichst viel Ungedrucktes zu liefern und an die Stelle der durch kritische Forschung ausgemerzten Quellen unbekannt gebliebene, glaubwürdige Actenstücke aus dem Staube hervorzuziehen, ein Bestreben, das vielleicht nicht gleiche Billigung bei Denen finden wird, die sich über den gewaltigen und fast nicht mehr zu bewältigenden Stoffreichthum urkundlicher Nachrichten eher beklagen als freuen. Es ist wahr, die Rücksicht auf Composition und Kunstform tritt in manchen neuern Werken hinter der Ansammlung historischer Documente zurück. Denn es ist nicht allen unsern Forschern verliehen, die Resultate ihrer Studien mit solcher Leichtigkeit und Gewandtheit den Lesern vorzulegen, als es Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufen" und Langenn in seinen geschichtlichen Kunstwerken über die sächsischen Fürsten Albrecht und Moritz gethan haben, ja es lassen sich angesehene Stimmen darüber klagend vernehmen, daß die Historiker wol apis Matinae more modoque viel Schätzbares aufspeicherten, aber den Honig für sich behielten, der doch die Speise ihrer Zeitgenossen werden müßte. Ein solcher Vorwurf, der oft nicht mit Unrecht erhoben ist, kann Hrn. v. Hormayr nicht treffen. Bei ihm sind die Resultate von Forschungen über innere und äußere Geschichte häufig zur anmuthigen Unterhaltung der Leser verarbeitet, die Nachrichten über Sitten und Gebräuche der Vorzeit wechseln auf das ansprechendste mit Bruchstücken aus der Geschichte des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts, das wunderbare Reich der Sagen und Legenden, das kein Historiker gering schätzen darf, ist von neuem bereichert, interessante Lebensbilder verdienter Staatsmänner werden mit Sachkenntniß geschildert, vaterländische Gedichte sind eingestreut. Überall aber — und das ist ein großes Verdienst —, wo der Verf. redend und erzählend auftritt, ist er, trotz mancher auffallenden Ausdrücke und Einmischung lateinischer oder französischer Wörter, warm und lebendig für die heiligsten Interessen der Menschheit und ein erklärter Feind aller Dunkelmänner und Herolde der Finsterniß. Für sein theures Östreich, für das gottgeliebte Ungarn, für das treue Tirol, für die steirischen Berge, für das gesegnete Böhmen zeigt er überall den edelsten Enthusiasmus, aber auch für sein neues Vaterland Baiern und andere deutsche Länder. Die eines echten Geschichtschreibers so würdige Gesinnung spricht er unter andern in folgenden schönen Worten aus, die wir uns nicht enthalten können, mitzutheilen. Es ist die Rede von der seit 1802 stehenden Rubrik der Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder:

„Sie sollte jenes herzerhebende und gemeinnützige Streben der Vollendung immer näher führen, die Vaterlandsgeschichte durch innige und beständige Vermählung der redenden und bildenden Kunst erst recht zu nationalisiren, sie nicht nur auf den Studirpulten der Gelehrten einheimisch zu machen, sondern auch sie in den Herzen der Frauen, der Jugend und des Volks als ein theures Unterpfand, als einen heiligen Nothpfennig für bedrohliche Zeiten niederzulegen und mit zähen Wurzeln unaustilgbar darin zu befestigen. Ein Volk, dessen Vorzeit in Lied und Sage, in Buch und Bildern stets das großartigste Be-

wußtsein einflößt, es mit ewig frischer Jugend und mit der Nothwendigkeit eines selbständigen Daseins durchdringt, das sich selbst ein Zweck ist und nicht ein bloßer Factor in einer fremden, allzuoft feindlichen Rechnung, ein Volk, dessen Geschichte, Glaube, Lieb' und Hoffnung, dessen Geschichte durch und durch Dichtung, wenn auch nirgend Erdichtung ist, ein solches Volk wird schwerlich, vielleicht aber wird es doch überwunden, aber unterjocht wird es nie."

Damit unser obiges Urtheil bestätigt werde, wenden wir uns nun zur Angabe des Inhalts nach der Folge der einzelnen Rubriken.

I. Der fürstlichen Grafschaft Tirol Landtreim. Eine ausführliche, in treuherzigen Reimen abgefaßte und im J. 1558 in Inspruk gedruckte Beschreibung des Landes Tirol nach seiner bürgerlichen und geistlichen Einrichtung, seinen Bergwerken, Producten, Bergen und Wäldern, Jagden, Gewerben und Hantirungen der Einwohner.

II. Aus dem Tagebuche eines östreichischen Stabsoffiziers (vermuthlich des Generals Rothkirch). Der erste Abschnitt behandelt einzelne Gefechte am Niederrhein in den J. 1796 und 1799, in denen besonders die Persönlichkeit des Generals Krag hervortritt, eine dankenswerthe Schilderung, weil überhaupt die verdienten östreichischen Heerführer in den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen nur zu häufig neben ihren glücklichern Gegnern in Vergessenheit gerathen sind. Der zweite Abschnitt schildert die Verwirrung vor Dresden im Herbst 1813, die Theilnahme des wackern Generals Klenau mit seinem Corps, wo Rothkirch Chef des Generalstabs war, an der Schlacht bei Leipzig, die Einschließung Dresdens durch dasselbe und die Abschließung der Capitulation, wo Klenau gegen die ihm gemachten Vorwürfe gerechtfertigt wird.

III. Kaiser Ludwig der Baier in Ettal: ein patriotisches Gedicht zum „Liederreigen von Hohenschwangau".

IV. Beiträge zur Geschichte des deutschen Municipalwesens aus den Archiven der oberbairischen Stadt Wasserburg, einer Anzahl östreichischer Städte unter der Enns, ferner der Städte Linz, Wien, Bruck an der Muhr u. a. Den Inhalt derselben auszuziehen, würde zu weitläufig sein.

V. Viel Kopfbrechens um einen Titel (im December 1817 geschrieben). Ein mit publicistischer Gelehrsamkeit und vieler Freimüthigkeit abgefaßtes Gutachten (vielleicht vom Hrn. von Hormayr selbst) über den, dem Sohne Napolon's und nachmaligem Herzoge von Reichstadt zu ertheilenden Titel. Es waren zehn solche vorgeschlagen: Troppau, Podiebrad, Meran, Gradiska, Schaumburg, Pütten, Cilly, Mödling und Reichstadt. Unter ihnen ward der letzte gewählt, der allen Rücksichten entsprach und keine weitere Bedenklichkeiten hatte.

VI. Joseph von Sonnenfels. Interessante Beiträge zur Geschichte der Aufklärungsepoche in Östreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, mit großer Schärfe des Urtheils über Joseph II. Der Bescheid, den Sonnenfels auf seine Bitte um Verleihung des Stephansordens erhielt, dürfte allerdings einzig sein. Die Resolution bestand in dem lateinischen Pentameter: Icarus Icarias nomine fecit aquas.

VII. Sitten und Gebräuche, Luxus und Feste, Handel und Charakterzüge der Vorzeit. Hier und in einigen folgenden Rubriken wäre vortrefflicher Stoff für die verlegenen Redactoren unserer Feuilletons und Conversationsblätter; wir können jedoch nur einige Aufsätze namhaft machen. Dahin rechnen wir unter Nr. 4 das Gutachten Lazarus Schwendi's über den Türkenkrieg und die Religionszwiste (1582) in rechtlicher, einfacher Gesinnung, und die schlaue Anweisung des Herzogs Alba über politische und strategische Verhältnisse für Don Juan d'Austria (1570), ferner die Expectorationen über die Nichtbeobachtung der drei Gelübde bei den deutschen Ordensrittern (Nr. 5), die derbe Klageschrift der Frau Katharine Gallerin von Riegersburg vom 6. Febr. 1654 gegen den dasigen Pfarrer, der als ein Ausbund von Faulheit, Unkirchlichkeit, Lüderlichkeit und Unzucht geschildert wird (Nr. 8) und wobei die Freimüthigkeit und Naivetät in Aufzählung fleischlicher Sünden gleich ergötzlich ist. Die Aufsätze über den Krieg mit den Stedingern, über die Gefangennehmung des Kurfürsten Johann Friedrich in der Schlacht bei Mühlberg und die Jagdfürstenbriefe sind theils bekannt, theils unbedeutend, recht belehrend aber gewiß für viele Leser sind die Skizzen aus der bremischen Geschichte im 15. Jahrhundert und aus den Seezügen der mächtigen Hanseaten. Ein wahres Curiosum ist in Nr. 11 das Zeugniß sachkundiger und erfahrener Frauen, als der Erzbischof Albrecht von Bremen (1381) angeklagt wurde, ein Zwitter zu sein, der seines geistlichen Amtes verlustig gehen müsse. Da erklärten die beigezogenen Frauen: „es fehle Sr. Gnaden dem Erzbischof und Herzog Albrecht durchaus nichts ersprießlich und wünschenswerth Männliches".

VIII. XII. XIII. XIV. XV. Gedichte des wohlbekannten J. N. Vogl, meist nach vaterländischen Sagen.

IX. Fragen des K. Napoleon an die Mitglieder der schwäbisch-östreichischen Regierung zu Günzburg nach der Niederlage bei Ulm, am 21. Oct. 1805. Wer hörte nicht gern den gewaltigen Kaiser sprechen? — besonders wenn man glauben kann, daß er auch wirklich so gesprochen hat.

X. Matthias Hunniady Corvin, Ungerns größter Herrscher. Eine lesenswerthe Sammlung lateinischer Briefe und Charakterzüge jenes großen Mannes, die ebenso wohl seine politische Klugheit als seine Gewandtheit im Gespräche an den Tag legen.

XI. Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder. Recht passend ist dieser Abschnitt mit einer Übersicht des Inhalts dieser Rubrik in den frühern Jahrgängen eröffnet und dann mit vielen neuen Geschichten bereichert worden, z. B. vom romantisch-düstern Achensee, von Bergmännleins, Alraunen, Heckegroschen, von Todesbrunnen und Todessteinen, von Freischützen und verborgenen Schätzen in alten Schlössern. Der wirklichen Geschichte gehören die Erzählungen von der bornhöveder Schlacht an und von Lorenz Nyary, dem tapfern ungarischen Helden, der am 4. Sept. 1552 bei der muthigsten Vertheidigung der Feste Szolnok, mit 17 Wunden bedeckt, zu Boden sank, in die türkische Gefangenschaft gerieth und viele Leiden erlitt, bis ihn ein in früher Jugend geraubter Ungar, der jetzt im türkischen Heere diente, befreite und in das Vaterland zurückführte. Man sieht, daß in dieser Geschichte hinlänglicher Stoff für einen wenigstens zweibändigen Roman ist, der auf das Allerschönste ausgestattet sein könnte.

XVI. Lebensbilder. Zuerst die Biographie des als ungarischen Patrioten, Historiker und Landwirth gleich ausgezeichneten Freiherrn Aloys von Mednyanszky, des mehrjährigen Mitherausgebers dieses Taschenbuchs, in sehr würdiger Haltung, voll Dank, Verehrung und Liebe. Darauf folgt die Gedächtnißschrift auf Andreas di Pauli, der sich aus dem niedern tiroler Bauernstande durch Arbeitsamkeit und Kenntnisse zu dem Posten eines östreichischen wirklichen Geheimraths und Präsidenten eines Landescollegiums emporgeschwungen hatte. Di Pauli war, wie v. Hormayr selbst sagt, zeitlebens kein bahnbrechender, hervorragender, politischer Charakter, aber er gehörte der Classe pflichteifriger, treuer Beamten an, die sich im vorigen Jahrhunderte in schwerer Schule gebildet hatte, er war Tiroler mit Leib und Seele, ohne die Stellung des Landes zu dem großen Ganzen dabei außer Augen zu verlieren, er war dabei ein sehr kenntnißreicher Mann, der Redacteur und fleißigste Arbeiter an dem werthvollen „Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol" und auf v. Hormayr's sämmtliche literarische Arbeiten fast durch ein halbes Jahrhundert stets von dem entschiedensten Einflusse. Da nun di Pauli's Dienstzeit in die verhängnißvollsten Jahre der östreichischen Monarchie fällt (er selbst ist erst am 25. Febr. 1839 gestorben), so enthält dieser Aufsatz, den wir zu den belehrendsten des Taschenbuchs zählen, auch wichtige Aufschlüsse über die damaligen innern Verhältnisse und die stimmführenden Männer und Heerführer in den östreichischen Staaten. Wiederum wird hier der Kameralmechanismus

und der liberale Despotismus Joseph's II. heftig angegriffen und in merkwürdigen Thatsachen geschildert, dann die Kämpfe in Tirol mit Bonaparte in den Jahren 1796, 1797 und 1799, die muthvolle Vertheidigung der Tiroler, aber auch der erbärmliche Zustand der Landesverwaltung, ein Freiherr von Weidmannsdorf und vor allen der vom rastadter Congresse her so so übel berüchtigte Graf Lehrbach. Die Tüchtigkeit des Heldengreises Wurmser, der Generale Vukassowich und Chasteler, die taktischen Einsichten des Erzherzogs Johann, die ausgezeichneten Dienste junger Offiziere, eines Neipperg und Volkmann, werden nach Verdienst hervorgehoben, aber ebenso auch die 1796 um sich greifende Demoralisation des Wurmser'schen Heeres, die militairische Zunfthoffahrt und die Verachtung der Landesschützen von Seite mancher milchbärtigen Offiziere mit unumwundener Freimüthigkeit und strengen Worten, wie z. B. General Jellachich „eine croatische Bestie" heißt, getadelt. Di Pauli war in verschiedenen Ämtern höchst thätig und nützlich, namentlich als Landsturmcommissair. Während der bairischen Occupation blieb er im Justizdienste angestellt: während der kriegerischen Unternehmungen der Tiroler 1809 war er in München beschäftigt und lebte daselbst bis zum schönbrunner Frieden. Nach den Ereignissen von 1813 trat er wieder in den östreichischen Staatsdienst zurück und hat sehr segensreich bis an seinen Tod gewirkt.

Das dritte Lebensbild ist das des Ritters Max von Speck, Freiherrn von Sternburg, der durch die Verbesserung der Schaf- und Rindviehzucht in Ungarn und Baiern sowie durch die Anlegung der Musterwirthschaft zu St.-Veit in Baiern Wichtigkeit für die Länder, denen das Taschenbuch vorzugsweise gewidmet ist, erhalten hat. Der vorliegende Aufsatz verfolgt den „Dreiklang seiner Thätigkeit" für die rationelle Landwirthschaft in so vielen gemeinnützigen Zweigen, für den Welthandel und für die bildende Kunst, und schließt mit einer Beschreibung der Anlagen auf seinem Landgute Lützschena unweit Leipzig und der ausgezeichneten Gemäldesammlung.

XVI. Directorium der vorzüglichsten, durch den Freih. v. Hormayr entdeckten und herausgegebenen Urkunden und Quellen, eine Fortsetzung der frühern Rubrik. Die hier verzeichneten Urkunden gehören alle in das 13. Jahrhundert.

An Stoff für folgende Jahrgänge wird es dem belesenen, kenntnißreichen Herausgeber nicht fehlen. Möge es seinem Taschenbuche aber auch nicht an Solchen fehlen, die es lesen, nach Verdienst würdigen und — benutzen. 11.

Mancherlei.

Philosophie ist niemals für die Menschheit von Einfluß oder Nutzen gewesen, sondern blos für den einzelnen Menschen. Ihn, den einzelnen, hat sie beruhigt für Leben und Sterben, wie den Sokrates, Plato, die Stoiker und Alle, welche weise genannt werden können an theoretischer Einsicht oder im praktischen Handeln. Auf Völker und Menschheit haben gewirkt Religion und Gesetzgebung, die nicht von Philosophie ausgingen, und wo letzteres versucht wurde, z. B. von Plato in Syrakus, von Theophilanthropen in Paris, gelang es schlecht. Darum ist es fehlerhaft, von philosophischen Grundsätzen das Heil der Völker zu erwarten, z. B. (nach Pfizer) „daß der Theil sich dem Ganzen unterordnen müsse, daß die Natur Individuen zerstört, um die Gattung zu erhalten" u. s. w. Gerade aus diesen und andern Sätzen ist die harte Denkweise der Revolutionen hervorgegangen, sie schont nie das Einzelne, hat ihr Ganzes vor Augen, ehrt nicht das Bestehende, opfert das Glück der Gegenwart einem Wahnbilde der Zukunft, mordet wie Robespierre und macht Ägypten glücklich wie Mohammed Ali. Wer dagegen durch Philosophie in sich weise geworden, der weiß, wie wenig Philosophie für die Menschheit ausrichtet, er fühlt behutsam das Vorhandene zu bessern, das Glück des Einzelnen zu befördern und hierdurch das Ganze, welches aus Einzelnen besteht; ihm ist die wirkliche Gegenwart wichtiger als die mögliche Zukunft. Nur einen solchen Philosophen konnte Plato zum Regenten des Staats wünschen, nicht unsere neuen Philosophen mit schnell fertigem Behaupten und Absprechen nach den Kategorien und Grundsätzen irgend einer Schule. Sogar der Staatsweisheit eines Plato thut Satzphilosophie Schaden, da er mit Revolutionshärte in seiner idealen Republik den Ältern die Erziehung ihrer Kinder raubt und gegen alle Sitte den Weibern männliche Gymnastik, sowie den Männern Weibergemeinschaft aufdringen will.

Sowie der Goethe'sche „Faust" jetzt vollendet ist, stecken zwei Dichter darin, zwei Fauste, zwei Teufel, überhaupt zwei Welten. Die beiden Welten sind diejenige des vorigen Jahrhunderts und die jetzige Zeit. In jener will man genießen, lieben, wissen und erforschen mit der ganzen Kraft des individuellen Daseins, die dabei zu Grunde gehen kann, wenn sie sich überschlägt oder verkehrte Richtung nimmt, wie im „Werther", ersten „Faust", in der französischen Revolution; in dieser will man gleichfalls genießen, lieben, wissen und erforschen, aber im Allgemeinen, ohne individuelle Form und Mischung, im Begriff, dem man angehört, unter dessen Fahne man dient, dessen Schicksal man theilt, wie in der „Natürlichen Tochter", im „Westöstlichen Divan", im zweiten „Faust", in den deutschen Ständeversammlungen. Die erste Welt ist eine Poesie der Person, die zweite ist eine des Begriffs; in der ersten herrscht individuelle Frische, in der zweiten allgemeine Phantasie; in der ersten philosophirt Fichte, in der zweiten Hegel; in der ersten liebt Faust das wirkliche Gretchen, in der zweiten das Scheinbild Helena; in der ersten geht Vieles zu Grunde, in der zweiten Nichts. Keiner vielleicht spielte mehr mit seiner Zeit als Goethe, und mit Keinem hat die Zeit mehr gespielt. Der Dichter war mit seiner ausgezeichneten Allerregbarkeit dazu geeignet, Alles in sich aufzunehmen, im Raume der Poesie zu begrenzen und abzuformen. Seine Jugend liebt und genießt in vollem Umfange das wirkliche Leben, er liebt und genießt das Phantasieleben der Begriffe, als er alt geworden. Sein erster Faust, dem das Wirkliche nicht genügt, muß zum Teufel fahren, sein zweiter Faust, den die Phantasie vollkommen befriedigt, kommt mit ihr in den Himmel. Mephistopheles wird ohnmächtig und dumm vor der Betrachtung, daß er selber nur ein Spuk sei, gleich der heidnischen Helena; er muß Kaisern und Höfen zum Narren dienen, weil er ein Narr geworden und seine alte Satansnatur verloren. Im ersten „Faust" steht Alles auf den Beinen, im zweiten „Faust" schwimmt Alles in der Luft. Ein Kritiker kann darin Doppelpoesie studiren, ein Psycholog Doppelgeist.

Copernicanisches System ist ein Vorbild für Philosophie, mehr als sie selber gewahr wird. Es soll der Anfang nachgewiesen werden, und die Empirie, welche vor der Philosophie da ist, kennt nur Fortgang. Gedanke, Wille, That bewähren sich in der Erfahrung, aber werdend, unter Voraussetzung des denkenden, wollenden, thuenden Individuums. Philosophisch soll umgekehrt das Werdende aus dem Gedanken, Willen, der That, dem ersten Gedanken, ersten Willen, der ersten That und Selbstbewegung derselben begriffen sein. Begriffe sollen sich umsetzen ins Begreifen, Wille ins Wollen, That ins Thun. Der Anfang soll aus sich selber anfangen, die Erfahrung lehrt: „aus Nichts wird Nichts". Ob man nun das Eine oder das Andere an die Spitze stelle, verschlägt im Grunde wenig; jeder Gedanke enthält Willen und That, jeder Wille ein Denken und Thun, jede That einen Gedanken und Willen. Vereinzelt voneinander sind sie Nichts, und zu solchem Nichts neigt sich die Philosophie; daraus stammen die ihr gemachten Vorwürfe. Und am Ende ists ja Copernicanisch, weil Erfahrung stets mit Etwas beginnt, mit dem Entgegengesetzten, dem Nichts, anzufangen. 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 204. —— 23. Juli 1841.

F. Marlow.

Zweiter Artikel.*)

3. Gutenberg. Drama in fünf Aufzügen. Von F. Marlow. Leipzig, Bösenberg. 1840. Gr. 8. 1⅙ Thlr.

Indem wir von dem vorliegenden Werke des Dichters F. Marlow Bericht zu erstatten im Begriff stehen, sind wir genöthigt, auf Dasjenige hinzuweisen, was wir in dem ersten Artikel über des Verf. „Faust" und „Dichter-Nachtwege" mitgetheilt haben. Er selbst kommt im „Gutenberg" auf seinen Satz, das Grundthema seiner Poesie wie seiner Weltansicht zurück, und wir können daher die Bezugnahme auf Das, was im Widerspruch gegen dieselbe festgestellt wurde, nicht missen. Aus den Standpunkten der Hegel'schen Philosophie her — wir vermieden es absichtlich, diese Basis seiner poetischen Intentionen in unserm ersten Aufsatz zu nennen — lehrt er uns, daß der Geist der Erlöser der Welt sei. Man kennt die Hegel'sche Unterscheidung zwischen Geist und Seele. Prüfen wir einen Augenblick, was mit dieser Lehre gesagt sein könne. Ist der Geist an und für sich gut (das ist hierbei die Frage), oder unterliegt er selbst den Bedingungen des Dualismus, die das Geschöpf vom Schöpfer sondern? Ist das Letzte die Wahrheit, und wir glauben daran — so ist mit der Lehre des Verf. nichts Anderes gesagt, als was wir einräumen und was auf viele andere Potenzen paßt. Man drückt denselben Satz aus, wenn man sagt, daß der Wille, die Liebe, der Gedanke, die Erkenntniß, die Schönheit, die Wahrheit die Welt erlösen, ihre Räthsel bezwingen, die Seele befreien; lauter Sätze, die schon oft ausgesprochen sind, und die weit entfernt, eigenthümlich und neu zu sein, von dem Verf. nur in einer frischen Formel wiedergegeben werden.

Aber diese Formel ist nicht richtig, wenn sie auf die Kunst, wenn sie auf die Poesie angewendet werden soll, wie der Dichter des „Gutenberg" und des „Faust" thut. So wenig in der Kunst die Erkenntniß, der Wille, der Gedanke allein genügt, ebenso wenig reicht der Geist in seinem Wortsinne zu dem Schöpfungsproceß im Reich des Schönen allein aus. Es ist die Ehe in demselben Geschlecht; ohne Zeugung, ohne Nachkommenschaft; etwas Fremdes muß hinzukommen, wenn eine Schöpfung des Geistes erfolgen soll. Dies Fremde andern Geschlechts ist die Schönheit, oder, wie wir es nennen wollen, der Begriff des Ideals, ohne den der Geist im Gebiete der Kunst nichts zu schaffen vermag. Und hiermit stehen wir denn wieder an der alten Stelle, auf wohlbekanntem Terrain, und die Lehre des Verf. hat uns um keine Haarbreite gefördert.

Nichtsdestoweniger ruht auf diesem Satz wieder sein ganzes Gedicht, und uns wird zur Nothwendigkeit, unsere erste Abwehr gegen denselben nochmals zu wiederholen und wieder auf Das hinzuweisen, was wir am Schluß derselben gegen den zu hohen und zu tiefen Zug der Ideen, die wie schöne Wolken in der Mitte schweben sollten, gesagt haben; in jener Mitte, wo die Schönheit wohnt, die Klarheit und die Wahrheit an ihrer Seite.

Sehen wir nun, wie es mit der Formgebung, wie es mit dem Stoff, wie es mit der Technik des Dichters steht. An und für sich ist der Stoff des Gedichtes indifferent; Alles hängt davon ab, wie der Dichter ihn faßt, was er daraus zu machen begabt war; darin besteht das Geschäft der Poesie, das „ποιεῖν". Dies Wort auf die Dichtung angewendet, heißt nicht blos Vorhandenes bilden, machen, sondern neue Gedankenwesen und neue Beziehungen derselben zueinander schaffen, nach sittlichen Gesetzen (zu welchen die ästhetischen gehören) erzeugen. Das Erzeugen ist leicht; aber das Erzeugen nach sittlichen und ästhetischen Gesetzen — das ist das Schwere. Von dieser Bedingung entbindet sich der Geist des Verf. von „Faust" und „Gutenberg" mit seiner ganzen Schule. Auch Grabbe, den sein Prolog verherrlicht, schuf; allein nach Willkür, ungefügig der sittlich-ästhetischen Gesetzgebung. Das Gesetzmäßige ist zugleich das Geistige; ja, wenn wir den Grund der Dinge durchschauen könnten, wer weiß, wir fänden vielleicht, daß das Geistige nichts weiter ist, als in jedem Dinge das Gemeingültige, das Gesetz seines Wesens. Und hierin eben zeigt sich die Verirrung der weltumschaffenden Poesie am klarsten, daß sie auf gesetzlose Weise den Geist erfassen will, der die Welt bildet, die doch wiederum nur das Product eines idealen Gesetzes sein kann. Es ist dies der concentrische Punkt von Geist und Gesetz, welche ohne einander nicht bestehen und noch weniger wirken können.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 131 u. 132 d. Bl. D. Red.

Zweierlei noch wollen wir für unsere junge Hegelianische Dichterschule — damit wir das Kind auf einmal beim rechten Namen nennen — bemerken, und sie möge es zu Herzen nehmen und ihre Nieren darnach prüfen. Erstens, und die Frage ist wichtiger, als sie meinen werden, wie kommt es, daß sie niemals auf wohlthuende, anmuthige und schmerzbesänftigende Wirkungen treffen? Warum macht ihre Poesie niemals frei? Warum erlöst sie nicht geistig? Wir glauben, die Antwort ist einfach: weil sie die Schönheit in den Bann thun, weil sie die Grazien nicht kennen. Die zweite Bemerkung ist diese: Metaphysik ist nicht Poesie; beide sind nur an einem einzigen Punkte congruent, niemals identisch. Jedem, dem die Bedürfnisse unserer Bildungsstufe eingeleuchtet haben, dem Zeit und Literatur der Zeit klar geworden sind, ruft Alles zu, von dem Gipfel bis zur Wurzel des Baumes: Ums Himmels willen, keine Mystik, und wäre sie hundertmal eine geistreiche! Klarheit und Wahrheit ist unsers Geistes Zeitbedürfniß, eine gediegene Poesie nach Goethe'schem Doppelgesetz, d. h. das Ideale realisirend, oder das Reale idealisirend, je nach den geistigen Bedingungen des Dichters und seinen Antrieben. Wir werden immer glauben, daß, was aus diesem Kreise hinausschweift und hinausgreift, hier das Gebiet der Metaphysik, dort das der Mystik verletzt und das poetische Weizenkorn hier auf Felsen, dort auf Sumpfboden verstreut. Um Himmels willen, keine Mystik! Die Mystik ist nicht einmal für die Wissenschaft tauglich, wie Görres beweist — wie viel weniger für die Blume der Wissenschaft, die Poesie. Die Metaphysik lehrt ergründen, aber der Baum der Erkenntniß ist nicht der Baum des Lebens: die Metaphysik kann das Schöne nicht schaffen, und ein schönes Geschöpf ist es, was wir vom Dichter begehren — dies und nichts Anderes.

Indem nun Marlow seinen Gutenberg angriff, welche Schönheit schwebte ihm vor? Unstreitig eine geistige, d. h. gesetzmäßige. Es war der Kampf des Genius, sein Unverzagen im Kampfe gegen das materielle Gewicht des Lebens, was der Dichter darstellen wollte. War der Stoff gut gewählt? Wir bezweifeln es. Jeder, der die Geschichte des Buchdrucks näher kennt, wird uns zugestehen, daß dabei vom Genius wenig die Rede ist. Der geräuschvolle Schall der Gutenbergfeste tönt in Deutschland noch nach und wir kommen mit unserm Zweifel vielleicht sehr ungelegen. Allein wird man im trockenen, historischen Ernst behaupten wollen, daß es Genie und nicht vielmehr technische, mechanische Geschicklichkeit, Formfügsamkeit, Experiment war, was Gutenberg zum Erfinder des Drucks machte? Man ist zu sehr geneigt, ausgezeichnete Männer der Vorzeit isolirt zu erblicken und das Vor, Neben und Nach ihnen nicht in Anschlag zu bringen. So ergeht es mit Homer, Colombo, mit Shakspeare, und so ergeht es auch mit Gutenberg. Immer ist es ebenso viel die Zeit, welche diese Geister antrieb und bildete, als individuelle Begabung. Man vergißt dies zu oft. Wenn nun Gutenberg an sich zu der Darstellung, die dem Dichter vorschwebte, wenig geeignet war, so kam es darauf an, wie der Künstler ihn ausrüstete, welche Eigenschaften er ihm beilegte, in welche Lagen er ihn brachte. Auf alles dies gibt das Gedicht nur eine Negative zur Antwort. Es legt ihm gar keine der Besonderheiten bei, die ihn zu einem dramatischen Helden gemacht hätten, und bringt ihn in gar keine dieser Kunstform ersprießliche Situation. Das Drama eröffnet ein Vorspiel, in welchem ein Unbekannter — der Dichter, ein Mönch und eine verlorene Dichterseele, die des unglücklichen Grabbe, ein Gespräch über das höchste Gut: Erkenntniß führen, in dem die falsche, friedenlose Welt beklagt wird:

> Wo Frieden, da im Weltreich eitel Aufruhr und Verzagen ist?
> Wo Frieden, da im ew'gen Krieg die Geister sind?
> Da das Gespenst des Hochmuths, eine nachtumhüllte Graunsgestalt (!)
> Phalangen ordnet und im Namen selbst der Wissenschaft
> Und Wahrheit die Gedanken sich einander würgen läßt?...
> Wo Fried' und Eintracht? Grausam Weh der Zeit! —
> Schlaf, mein Johannes... hingegossen lieg' ich hier,
> An deinem Sarge — weinend, weinend, weinend!

Worauf mit einem verbrauchten Theatercoup die Gestalten Shakspeare's, Calderon's, Goethe's und Schiller's erscheinen und jede ihr Dictum aus den eigenen Werken hersagt. Hiernächst schließen sie

> den heil'gen Cirkel dichter

und schwören, dem Gelübde treu zu sein — was unsers Wissens schon geschehen ist.

Wir haben in diesem Vorspiel nichts entdecken können, was wir Poesie nennen möchten, wenn man nicht die Platen'schen Verse dafür gelten lassen will. Das Drama selbst beginnt mit der Flucht Christinens, Fust's Tochter, die von Heimchen, eine Art gutherzigen Kasperle, begleitet, im Walde verschmachten will, als der wandernde Jüngling Gutenberg sie findet, sie küßt und vom trockenen Tode rettet. Das klingt fast wie Poesie, insofern als Gutenberg der personificirte Ruhm ist; der Ruhm hat sie geküßt — sie lebt ewig. Als Repräsentant des Ruhmes sagt Gutenberg auf Heimchen's Rede: „Kunst hat goldenen Boden":

> Sag lieber, goldnen demantlichen Ruhm!
> Denn jede Kunst, mein Freund, schläft im Geheimniß,
> Wie Gold in ehrner Schlacke, langen Todesschlaf.
> Der ist der Meister, der das Grabmal sprengt —
> Der aus der Schlacke dann das reine Gold
> Hervorschlägt, der den lichten Demantstein
> Aus seinem dunkeln tiefen Modergrab (!)
> Erlöst...
>
> Heimchen. Herr, Ihr triebt wol eine schwere Kunst dort in Strasburg?
>
> Gutenberg. Ich schliff Gläser, guter Freund...

Dem Verf. schadet nichts mehr als seine Bewunderung Grabbe's, seine Übereinstimmung in Ansichten und Kunstformen mit diesem formlosen, unglückseligen Geist, den eine völlige Vergeudung des Lebens unfähig machte, den Duft der poetischen Lebensblume irgendwie zu genießen. Wir wollen nicht so weit gehen, zu behaupten, daß der Verf. auf denselben Punkt geistigen Unvermögens angelangt sei — viele zarte und dichterische Stellen in diesem „Gutenberg" selbst erheischen eine bessere Meinung von ihm —, aber mit Ernst, wir warnen ihn; er ist auf dem Wege zu derselben Krankheit der Seele, die er leider für Gesund-

heit des Geistes hält. Er lasse diese Distinction fallen; er suche das Schöne mit Eifer, oder wir können ihm für nichts einstehen! Die gänzlich geschmacklose Rede Gutenberg's (S. 35) über den Initialbuchstaben und das Wort „Initium" macht uns zuerst stutzig; die folgende Scene in der Herberge zwischen dem Kartenmacher, dem Formenschneider, dem Schönschreiber und dem Illuminirer bestärkt uns in unserer Furcht, und der satanische Auftritt auf der Petersau zwischen dem verrückten Koster und dem mephistophelischen Fust versichert uns in unserer Überzeugung, daß Marlow eiligst umzukehren habe, wenn er sein vom Geiste des Schönen ganz verlassenes Vorbild nicht noch überbieten will. Was sollen wir, um der Musen willen, von Scenen sagen, wo jede Anrede mit den Worten: „du Molch, du Wurm, du Hansaff, niederer Bube, verrückter Wicht, Lumpenkerl, alter Währwolf, Hund, Gespenst, Dämon, feiger Dieb, Vagabund, Schuft, Schelm, Herr Teufel, Auswurf, Bluthund; du Thier, du Ungethüm" und zahllosen ähnlichen Ausdrücken, in denen der arme Dichter wahrhaft unerschöpflich ist, beginnt? Kann bei so geschmacklosem Misbrauch von geordneten Empfindungen, von Beherrschung, von Kunstgesetzen die Rede sein? Und wohin kann und soll eine solche Losgebundenheit führen, wenn nicht zum Wahnsinne? Es ist etwas in dem Dichter Marlow, das uns, wider Willen fast, Theilnahme für ihn abgewinnt; es lebt, es stürmt in ihm; er ist, um uns seines Ausdrucks zu bedienen, vom Geiste; darum warnen wir ihn, darum beschwören wir ihn, sich selbst und das Gesetz zu erkennen, eine Kunstform zu suchen und sie heilig zu halten. Wir müssen ihn verloren geben, wenn er diese Warnung bei seinem nächsten dichterischen Erzeugniß nicht zu Herzen nimmt. Er thue ab die Vergötterung Dessen, was er Geist nennt, und die Verachtung Dessen, was wir Schönheit und Geschmack nennen.

(Der Beschluß folgt.)

Das neue königliche Palais in Athen.

Athen, im Juni 1841.

Als ich, vom Piräus kommend, zum ersten Male in Athen einfuhr und am Ende der langen schmalen Hermesstraße, die Athen in der Länge durchschneidet, ein großes weißes Gebäude in Quadrat erblickte, fragte ich meinen Begleiter: Ist das die Caserne? Nein, war die Antwort, es ist der neue Palast. Ich bekenne, ich erschrak vor meiner eigenen Äußerung über jenes Palais, von dem ich so Vieles gehört, von dem ich so Großes erwartet hatte. Ich habe später diesen Vergleich von Vielen gehört, ich bin zu wiederholtenmalen zum Palais gegangen, um mich auf andere Gedanken zu bringen, ich sagte mir, du verstehst es nicht, du mußt dich nur in den rechten Gesichtspunkt bringen; aber meine wiederspenstige Natur war nicht zu besiegen, und eine innere Stimme rief mir immer wider meinen Willen boshaft zu: der erste Eindruck ist doch der richtige. Böswillige Engländer haben es mit ihren großen Spinnfabriken in Manchester u. s. w. verglichen. Nun liegt aber meiner Ansicht nicht die geringste Bosheit zu Grunde, im Gegentheile ärgerte ich mich ernstlich über mich selbst, daß ich mich zu keiner künstlerischen Ansicht und Gefallen am Ganzen zwingen konnte, namentlich nachdem ich den ebenso genialen als liebenswürdigen Erbauer kennen und, was nothwendige Folge, ihn wahrhaft lieben gelernt hatte. Es ist daher, was ich nachstehend über diesen Palast sage, gewiß nicht eine vorgefaßte oder Parteiansicht, sondern der wahre Abdruck jenes Eindrucks, den es auf mich individuell gemacht. Ich muß aber auch dem beifügen, daß ich durchaus kein Sachverständiger bin, meine Ansicht nur mit meinem Gefühle begründen kann und mein Urtheil daher, objectiv genommen, leicht ein ganz falsches sein kann.

Wenn man die Stadt in ihrer Länge in der Hermesstraße, die für ihre Länge und als Avenue zur Façade des Schlosses viel zu schmal ist, durchschnitten hat, öffnet sich hinter den letzten Häusern ein weiter freier Platz, der zu einer Erhöhung ansteigt, auf welcher das neue königliche Palais erbaut ist. Hinter ihm und zur Seite erheben sich die Berge Lykobettus und Hymettus. Es ist ein großes völliges Quarré. Die Façade nach der Stadt durch nichts unterbrochen, als durch einen Portikus mit einer Unterfahrt, aus zehn dorischen Säulen, auf welche ein Balcon kommen wird. Außerdem drei, wenigstens dem Anscheine nach, ganz gleiche Fensterreihen, des Rez-de-Chaussée und der beiden Stockwerke. In der Mitte ein zum Ganzen sehr kleines, in der Ferne fast verschwindendes Giebelfeld. Die Fenster, in drei gleichen Reihen, erscheinen im Verhältnisse zu dem großen Gebäude viel zu klein und machen, im Verein mit der Einförmigkeit dieser drei Reihen, nicht nur gar keinen, sondern einen höchst ungünstigen Effect. Das Ganze ist durchaus weiß, indem man alle Gesimse, Thür- und Fensterverkleidungen von pentelischem Marmor, die Bekleidung des Gebäudes von weißem Stucco, als Nachahmung des Marmors, gemacht hat. Zu beiden Seiten des kleinen Giebelfeldes sind oben auf dem Hauptgesimse als Krönung in Zwischenräumen Stirnziegel aufgesetzt, die von pentelischem Marmor sehr schön gearbeitet, zu der Größe des Gebäudes aber und der Umgebung, von einiger Distance gesehen, so verschwinden, daß man gar nicht sieht, was diese kleinen Erhöhungen bedeuten sollen. Konnte, fragte ich als Laie, dieser Sims bei der Größe des Ortes und des Gebäudes, nicht mit Statuen, mochten sie noch so schlecht sein, gekrönt werden? Dann zeigt das Gebäude wol, ohne daß es der jetzigen Fragen bedurfte, das sei der Palast des Königs. Wie es aber jetzt ist, macht es durchaus keinen günstigen Eindruck, und noch habe ich nicht eine freie Stimme gehört, die den äußern Eindruck, den das Palais macht, nicht einen ungünstigen genannt hätte. Betrachte man die Säulen, die Fenster im Einzelnen, so erscheinen sie sehr groß, allein es scheint mir bei den Verhältnissen die Lage des Gebäudes — auf einer Höhe — einem ringsum freien Platze, nur von hohen Bergen begrenzt, in einem bedeutenden Zwischenraume von der Stadt, zu wenig berücksichtigt worden zu sein, die durchaus kolossale Verhältnisse erfoderten.

Der Oberbaurath v. Gärtner hatte die Güte, wenige Tage vor seiner Abreise mich abzuholen, um mir die Honneurs seines Baues zu machen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm meine ungelehrten Bedenken wegen der verhältnißmäßig so kleinen Fenster zu machen; was er von den im Süden überhaupt kleinern Fenstern, von der Nothwendigkeit, wenn sie größer werden sollen, sie mit Spitzbogen anzulegen u. s. w. äußerte, schien mir mehr darauf hinzudeuten, daß er selbst nach der Ausführung sich von diesem, wie er selbst meinte, ziemlich allgemein gefühlten Mangel im Innern überzeugt hielt. Es war mir ein wahrhaft beruhigendes, wohlthuendes Gefühl, als ich nicht mehr die Façade vor Augen hatte, sondern am Schlosse und im Innern mich ganz den Einzelnheiten der Schöpfung dieses genialen Mannes, den ich nie in München bei meinen Durchreisen angetroffen hatte und dessen Bekanntschaft zu den angenehmsten und interessantesten meiner hiesigen Erinnerungen gehört, hingeben konnte. Er schickte als ein Vorwort voraus, daß ich bei der Besichtigung im Auge behalten möchte, wie es mit der Fertigung des Planes gegangen sei. Er sei damals krank hier angekommen; kaum etwas hergestellt, habe er von dem Könige von Baiern den Befehl erhalten, schnell den Plan zu entwerfen, denn in 14 Tagen bis drei Wochen solle bereits der Grundstein gelegt werden. So noch unwohl,

ohne alle vorgängige Hülfsmittel, habe ich in dieser kurzen Zeit den Plan entwerfen und besprechen müssen. Ich bekenne, daß mir dies einen Schlüssel zum Räthsel gab, wie gerade Gärtner, der in München seine Gebäude so aus den Umgebungen — wenn auch auf Unkosten der Klenze'schen Vorbaue, ja vielleicht seiner eigenen Ludwigskirche — herausgehoben, hier so sehr die Umgebungen außer Acht lassen konnte, denn hier war der Effect eines Gebäudes gewiß erst nach langem Studium der ganz eigenthümlichen Lage zu berechnen. Schön ist diese Lage unbestreitbar, namentlich wenn man im Innern sich befindet, und der Platz gewiß sehr günstig gewählt. Über den Ort ist bekanntlich früher viel gestritten und die verschiedensten Ansichten sind darüber aufgestellt worden. Die ersten Architekten wollten das Schloß gegen Norden bauen, mit der Aussicht auf die Akropolis und zu ihren beiden Seiten nach dem Meere blickend. v. Klenze's Plan war, es auf die hohe Platform unterhalb des Areopags zu stellen, dem Theseustempel gegenüber. Der Entwurf war schön, aber sehr kostspielig auszuführen, da die ganze Anhöhe mit Stufen und Terrassen von Marmor hätte umgeben werden müssen, welche dem Palast übrigens ein prachtvolles Ansehen verleihen mußten. Schinkel wollte den neuen Palast auf die Akropolis setzen und das Neue mit einer Restauration des Alten verbinden. Fürst Pückler, der das Project sah, sagt, es ist ein wunderbares bezauberndes Bild, aber zur Ausführung hätte Schinkel auch in geistiger wie in materieller Hinsicht die Talente mitschicken müssen, die Perikles zu Gebote standen. Vielleicht würde aber auch selbst in diesem Falle der Bequemlichkeit dabei mehr haben aufgeopfert werden müssen, als bei einem Wohnhause billig ist. Gärtner's Vorschlag siegte und die jetzige Lage ist gewiß eine sehr günstige. Überall freie Aussicht. In einiger Entfernung die Stadt davor, überall der Anblick der Monumente und Plätze der schönsten und größten Erinnerungen, der Ilyssus, das Stadium, die Tempelreste des olympischen Zeus, unmittelbar davor die herrliche Akropolis mit dem Parthenon, links der lange Bergrücken des Hymettus, und weithin das Meer, wo der Blick bis Hydra schweift, Ägina und die Berge des Peloponnes überblickend, rechtshin einen Theil des Piräus und die Berge nach Korinth. Außerdem weiter Raum für großartige Gartenanlagen. Ich folgte hierin mit freudigem Auge den Andeutungen meines lieben begeisterten Führers nach den einzelnen mir wohlbekannten Punkten. Eine solche Aussicht dürfte wol nicht leicht ein anderes königliches Schloß haben. Der Hauptportikus, nach der Stadt zu, bestehend aus zehn Säulen altdorischer Ordnung, ist leider durch die plötzliche Wegnahme der Arbeiter jetzt nicht vollendet worden. Doch hatte Hr. v. Gärtner ein Stück einer Säule schleifen lassen, um bei einem Besuche des Kronprinzen diesem einen Beleg der Bearbeitung und Zusammenfügung zu geben; und wirklich, hatte ich einige Tage zuvor beim Besuche der Akropolis an den Säulen des Parthenon bewundert, wie die einzelnen Stücke so scharf gefügt sind, daß man nur mit Mühe sich überzeugen kann, daß sie nicht aus einem Stücke sind, und die Säulen der Walhalla in der Erinnerung beklagen müssen, wie weit wir noch von diesen Mustern entfernt sind, so mußte ich mich hier überzeugen, wie ganz nahe man den Vorbildern des Alterthums gekommen. Ihre Zusammenfügung und die Bearbeitung der Kapitäler war so ausgezeichnet, daß die Säulen, die ich hier und an der andern Seite des Schlosses nach dem Garten sah, sich durchaus nicht scheuen durften im Angesichte des Parthenon und Erechtheum zu stehen. Daß die Bekleidung des ganzen Schlosses aus weißem Stucco ist, mag wegen der Kosten nothwendig gewesen sein, doch kann man sich eines traurigen Gefühls bei dessen Anblick, wenn es auch noch so gut gearbeitet ist, nicht erwehren, wenn man den Pentelikon mit seinen Marmorschätzen nur zwei Stunden entfernt weiß und auf der Akropolis die Prachtgebäude aus reinem weißen Marmor gesehen hat. Aus dem räumlichen Vestibule führt die Treppe links hinauf. Die Corridors erschienen mir wenigstens jetzt nicht hell genug. Die südliche Fronte nach dem Garten zu wird einen bessern Anblick gewähren, als die nach der Stadt. Hier vor den Wohnungen der Majestäten ist auf einer Säulenhalle eine offene Blumengalerie, auf welche man aus den Zimmern tritt und in deren ganzer Höhe Blumen hinaufgezogen werden, wodurch die königlichen Zimmer Blumenlauben oder jenen reizenden englischen Verandas gleichen werden, und da von hier aus die Gartenanlagen vor dem Schlosse sich ausbreiten, so wird man schon von den Zimmern aus in einer blühenden duftenden Natur sich befinden. Leider scheint, wer die Gartenanlagen dirigirt, nicht zu kennen, wie man eine großartige Natur mit Gartenanlagen verschmilzt und eines durch das andere verschönt, und ich mußte mit Gärtner beklagen, der diesen Punkt gerade sehr glücklich berechnet hatte, daß jener Gärtner wol nie in dem Parke des Herzogs Marlborough in Blenheim oder andern Orten in England sah, was wirklich ein Park heißt, denn was man jetzt sieht, mit engen dicht geschlungenen Wegen ist nicht einmal der Schatten eines pleasure-ground, sondern nur mit einer Baumschule zu vergleichen.

Gärtner hatte mit unvermeidlichen Schwierigkeiten hier zu kämpfen. Man hatte ihm geschrieben, daß Alles im Stande sei und er nur mit seinen Architekten und Malern zu kommen und anzufangen habe. Er kam mit den Seinigen, aber wie fand er es? Der Bau war zwar unter Dach gebracht, aber für die Witterung nicht der mindeste Schutz, man sah durch die Balken von unten bis hinan zum Dach durch das ganze Gebäude durch; weder Fußböden, noch Wände, noch Thüren und Fenster — und dies im November; was heute gemacht wurde von den Stuccatoren, fiel morgen ab. In der dringendsten Zeit, wo alle Kräfte zu vereinen nöthig war, nahm man ihm aus Geldmangel plötzlich mehre Hundert Arbeiter weg. Nur der Energie und dem Feuereifer dieses unvergleichlichen Mannes konnte es gelingen, dennoch während der sechs Monate seines hiesigen Aufenthaltes das Ganze so vorwärts zu bringen und ihm eine so veränderte Gestalt zu geben, wie das Gebäude im Innern und Äußern sich jetzt zeigt, da nun Thüren und Fenster vorhanden und vier Säle ihre innere decorative Ausschmückung erhalten, während zu zehn andern die Zeichnungen vorbereitet sind und die Façade nach der Stadt mit Stucco überzogen ist. Aber man mußte ihn auch sehen, wie er überall war, um zu begreifen, wie er es bei solchen Hindernissen möglich machen konnte. Hier war er in einem Atelier mit den Architekten, dort mit den Historienmalern, in einem andern Saale mit den Decorationsmalern, und während er bald mit Stift, bald mit Cirkel die einzelnen besuchend von Saale zu Saale eilte, revidirte er die Arbeiter bei dem Aufsetzen und Schleifen der Marmorschäfte, und ich gedenke noch des panischen Schreckens, der unter die griechischen Arbeiter fuhr, als er, noch drei Säle entfernt, den Geruch von Taback bemerkend, den er wegen der Menge der angehäuften Holzspäne streng untersagt hatte zu rauchen, plötzlich wie ein Dämon unter den Arbeitern erschien, mit strenger Miene bald den Schuldigen entdeckte und, dem Aufseher ein gleiches Loos drohend, den Arbeiter sofort zu entlassen befahl. Diese schnelle Folge der Drohung auf die That, was leider hier so selten der Fall ist, wirkte auf die verblüfften griechischen Arbeiter wie ein elektrischer Strahl und er war gewiß vor der Wiederholung sicher. In einem der leeren Räume ist jetzt das große Gemälde von Heß aufgestellt, der Einzug des Königs Otto in Athen, das künftig mit dem Pendant, des Königs Einzug in Nauplia, den Thronsaal schmücken wird. Es ist überraschend schön durch die Umgebung wie durch die Gruppen und die Costume. Der König, dessen Gefolge alles Portraits sind, wird am Theseustempel im Angesicht der Akropolis von der Deputation und der in den verschiedensten Costumes, der Albanesen, Griechen und Insulaner gekleideten Bevölkerung empfangen. Es ist das Schönste, was ich in dieser Art sah, Heldengestalten von Palikaren wechseln mit albanesischen Bäuerinnen, deren Form und Haltung einer Königin anstehen würden.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 205. —— 24. Juli 1841.

F. Marlow.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Zum Schluß noch ein flüchtiger Überblick des Dramas. Gutenberg, den der Hohn seiner Feinde zur Verzweiflung brachte, wird von den Schmeicheleien einiger Freunde zur Fortführung seines Werks gestimmt. Der ist fürwahr kein Held, den das Leben so gängeln mag! Gerade das Gegentheil dieser Eigenschaften, Größe in der Verlassenheit und fester Sinn gegen die Bewunderung bilden den Helden. Genug, er geht mit seinem Todfeinde Fust die bekannte unglückliche Geldverbindung ein, welche ihn in den Kerker bringt. Dazwischen durch bildet die Erscheinung des wahnsinnigen Koster, welchen die fixe Idee verfolgt, man habe ihm seine Druckwerkzeuge gestohlen, und der mit dieser Idee in den Fluten des Rheins enden muß, und die Gestalt Christinens, welche mit dem Geliebten vermählt, von ihm getrennt, im Clarissenkloster zu Mainz ihr Leben verseufzet, nebst der Figur Heimchen's und des Sängers, Meister Ludwig von Brabant, Gutenberg's echter Freund, eine Reihe von Episoden, die bald feurig und poetisch, bald trivial und geschmacklos, den dramatischen Vorgang mehr aufhalten als entwickeln, da es hierbei an aller künstlerischen An- und Unterordnung gebricht. Meister Ludwig macht den Kritiker der Zeit und spricht die ästhetischen Meinungen des Verf. aus. In dieser Rolle sagt er (S. 146):

> Ich sag dir, Bub',
> Es hat deß Noth; die Zeit ist gar zu schlecht.
> 'S ist lauter Lumpenwerk von Melodei,
> Was jetzo singt und klingt; der alte Ton,
> Der alte herzig-kräftig-innige
> Ist ganz erstorben, 's klingt wie Klappermühlen,
> Und wie der Schuster, wenn er Leisten pocht.
> Ich sag' dir, Jung', 's wird aus mit Sang und Lied,
> Und wenn nicht Todte, die im Lied unsterblich,
> Aus ihrer Grube steigen und Begeisterung
> Uns in die hohlen Schädel klopfen — ist's gethan
> Ums ganze leidige Poetenwesen!
> Ja, Jung', das glaub': Es ist ein rechtes Elend!

Da diese Zeilen mit gesperrter Schrift gedruckt erscheinen, so sieht man wohl, was der Dichter damit sagen will; allein verstehen kann man ihn darum doch nicht! Er, der alle Vergangenheit in der Literatur geistlos findet, der ein durchaus neues poetisches Reich stiften will — wie kommt er dazu, sich auf einmal an die unsterblichen Todten zu wenden? Bangt ihm plötzlich um sein eigenes Vermögen? Oder hat es mit diesem Anruf dieselbe Bewandniß wie mit gewissen politischen Adressen, in welchen stets von unbedingtem Vertrauen die Rede ist, während ihr Inhalt zeigt, daß man ganz und gar kein Vertrauen hat? Er sei wahr — findet er seine Muster in der Vergangenheit, warum wirft er die Thür der Zeit hinter sich zu?!

Inzwischen erscheint der Deus ex machina, der Kurfürst Adolf von Mainz, befreit Gutenberg von seiner Schuld, verurtheilt Fust, verbannt ihn und nimmt den Helden an seinen Hof; Christina aber trennt sich von ihm, ohne daß wir zu erkennen vermögen, warum.

Der Schluß des Dramas erfolgt nach einer Pause von zwanzig Jahren. Diese etwas lange Pause erfüllt ein Prolog, der uns berichtet, daß Gutenberg

> Am Hof zu Ettwyl lebet, ein geehrter Mann,
> Dieweil in seiner Schüler regen Kraft
> Sein Werk gedeiht und fortlebt wundersam.

Der Verf. wird sich wol bescheiden, daß dies nicht „dramatische Concentration" heißen kann, und er wird uns wol glauben, daß die innere Einheit der Handlung eines der schwierigsten, aber auch eines der belohnendsten Gesetze in der dramatischen Kunstform, ja vielleicht ihre wesentlichste Aufgabe ist. Nichtsdestoweniger ist der Schlußact des Dramas gut gearbeitet. Der Verf. kehrt hier endlich zu einer gewissen Mäßigung und Milde zurück, die wir in dem Sturm der vorhergehenden Acte so sehr vermissen. Hier endlich zeigt ihm das Leben sein wahres Gesicht, unverzerrt, mild, fast ironisch lächelnd. Christina, Fust, Gutenberg und Schöffer kommen hier zur Erkenntniß vom Sein und Wesen des Menschenlebens; sie erkennen, daß das Streben so nothwendig ist wie das Entsagen, das Thun wie das Dulden, der Kampf wie die Niederlage. Gutenberg fühlt den Erlöser leisen Schrittes herannahen; er nimmt mit diesem Gleichniß Abschied von den Seinen:

> Ein ungeheures Grabmal ist die Erde,
> Deß Pfeiler wurzeln in der Unterwelt,
> Deß Kuppeln an des Himmels Veste grenzen.
> Darinnen ruhn in ew'ger Todtenstille
> Millionen Fürstensärge. Nacht ist ausgegossen
> Über das furchtbar schweigende Riesengrab;
> Doch aus den Wolken schwebt Karfunkelglanz
> Der ew'gen Lampe, Mitternacht ertönt
> Mit dumpfen Schlägen. Alsobald erdröhnt

Das Riesenthor in seinen Marmorkiefern
Und spaltet sich und gähnt. Da strömt ein Glanz,
Ein Weltmeer strömt herein von lauter Licht.
Es kommt der Bräutigam, der thut den Schlag
Auf all' die Millionen Särge. Donnernd sprengen alle
Die schwere Decke und es auferstehn
Aus jeglichem so viele Königskinder. —
Staunt Ihr ob diesem Gleichniß? Faßt den Sinn...
Des Lichtes Meer, das ist die neue Zeit...
Das ist der ew'ge Gottessohn — der Geist.
Gedanken sind die jungen Könige,
Die er zur Auferstehung donnernd ruft...
Erlöste, — nun Erlöser — wirken sie
Ewige Thaten; doch das Grabmal stürzt
In Schutt und Trümmer und begräbt in Nacht,
Was nicht die Krone auf dem Haupte trägt. —
Ich bin zu Ende...

Mit dieser Stelle haben wir dem Leser den Inhalt und zugleich den besten poetischen Erguß in dem ganzen Gedicht gegeben, der, wenngleich nicht fehlerlos, doch für die Begabung des Poeten gutes Zeugniß gibt. Vermöchte der Verf. die Seelenstimmung in sich zu fixiren, in welcher der letzte Act des „Gutenberg" geschrieben ist, die Erkenntniß in sich fort und auszubauen, zu der er hier gelangt zu sein scheint, und dem Anblick der Nachtseiten der doppelten Welt des Geistes und der Materie nicht mehr zu gewähren, als ihm zukommt; vermöchte er zu erkennen, daß die Kunst außer dem Gedanken noch eines Mitschöpfers oder eines Mittlers bedarf, des Gesetzes der Schönheit, so wollten wir ihm seinen Irrthum nachsehen und ihm weissagen, daß er nicht vergeblich nach dem Dichterkranze ringt. Er thut dies mit Ernst — er wird es mit Glück thun, von dem Augenblick an, wo er, falschen Göttern abschwörend, das Gesetz nicht mehr verachtet, dem Gedanken Alles für erlaubt hält und ihn die schöne Form mit Füßen treten läßt. Von sich, von dem echten Dichter, der das Ideale realisirt, oder das Reale in das Gebiet des Ideals erhoben hat, wird er dann mit seinen eigenen dichterischen Worten sagen können:

Er war vom Geist: im Stillen mächtig
Durchdrang sein Lebenshauch die Welt.
Nun weht sein Banner siegesprächtig,
So weit sich wölbt das Himmelszelt.
Seht ihr es wehn, ihr Legionen?
So komm denn, Feiger, werd' ein Held!
Die freie Nachwelt flicht ihm Kronen,
Der unter diesem Banner fällt!

39.

Das neue königliche Palais in Athen.

(Beschluß aus Nr. 204.)

Was den innern Ausbau betrifft, so kann jetzt nur vom ersten Stocke die Rede sein, indem das Erdgeschoß noch ganz zurück ist, und auch für den zweiten Stock, der für die künftige junge königliche Familie und die Hofdamen bestimmt, noch nichts im Innern gethan ist. Dagegen sind im ersten Stock mehre Theile beinahe vollendet, mehre im Angriffe. Im großen Vestibule wird der Fries nach den Schwanthaler'schen Compositionen al fresco gemalt werden. Man ist jetzt mit dem Zeichnen der Cartons beschäftigt. Hr. v. Gärtner zeigte mir den Entwurf. Er stellt den griechischen Freiheitskampf in einzelnen Scenen vor, er beginnt mit der Erhebung des Kreuzes durch den Erzbischof Germanos, gibt unter Andern ein Bild der Erstürmung von Missolonghi, der Schlacht von Navarin, der Conferenz von London, wo die Gesandten der Großmächte die Grenze des neuen Staates zu bezeichnen suchen, und wo sehr bezeichnend Lord Palmerston am Tische vor der aufgeschlagenen Karte Griechenlands sitzt, während die Andern stehen, und schließt nach mehren andern Scenen mit der Ankunft des Königs Otto in Nauplia. Von dem Vestibule tritt man in das Adjutantenzimmer, das ziemlich weit vorgeschritten ist. Um den jungen griechischen Offizieren während der Mußestunden, die sie hier im Dienste zuzubringen haben, eine lehrreiche Beschäftigung zu geben, enthält der Fries Bildnisse von Heroen aus dem Freiheitskampfe; zur Zeit sind leider nur Rhigas, Ypsilantis, Germanos, Karaiskakis und Miaulis ausgeführt, da die übrigen von dem Könige noch nicht bestimmt sind. Aus dem Adjutantenzimmer kommt man in das Audienzzimmer, und von diesem in das Arbeitszimmer des Königs. Im Plafond sind die olympischen Götter al fresco gemalt, das Vorschreiten der Malereien der Wände, an denen nur die Umfassungen, aber mit großer Eleganz und Nettigkeit ausgeführt waren, war zur Zeit gehindert, da sich der König noch nicht wegen der Grundfarben entschieden hatte. Die Aussicht von diesem Zimmer, wie von der offenen Gartenterrasse sind die schönsten des Gebäudes und würden, vom reinern Standpunkte aus betrachtet, allein schon die Wahl des Platzes rechtfertigen. Man überblickt von diesem Zimmer aus, da es die Ecke bildet, Alles, was die Stadt und Umgebung Interessantes bietet. In der Mitte die Akropolis mit dem Parthenon und die Stadt zu ihren Füßen; links zunächst des Palastes der neuangelegte Garten, weiterhin die schlanken Säulen des Tempels des Jupiter, durch und über welche man das ägäische Meer mit der Insel Hydra im Hintergrunde, die Insel Ägina und dahinter die aufsteigenden Bergrücken des Peloponnes erblickt, an die Akropolis schließt sich der Hügel, auf dem das Monument des Philopoppos; rechts sieht man in der Ferne einen Theil des Piräus, des Hafens von Athen, mit den Bergen um die Bucht von Salamis, noch weiter rechts die Ebene um Athen mit dem Olivenwalde, die der Parnaß einschließt. An das Arbeitszimmer des Königs schließen sich das Bibliothekzimmer, an dieses das Toiletten- und Schlafzimmer des Königs. An diese reihen sich die Zimmer der Königin, die am weitesten vorgeschritten und ihrer gänzlichen Vollendung nahe sind. Das Toilettenzimmer ist ganz im pompejanischen Style. Es ist mit ungemeiner Nettigkeit ausgeführt und macht dadurch ungeachtet der Menge der Gegenstände, durch eine sinnreiche Anordnung doch nicht den Eindruck des Überladenen. Die Hauptfelder sind mit schwebenden Figuren geschmückt, welche Gegenstände der Damentoilette tragen. Der Sockel ist von einem tiefen Dunkelbraun, in dem auf schwarzen Füllungen Gefäße gemalt werden; darüber werden griechische Landschaften im Kleinen kommen. Ist dieser Sockel vielleicht auch dem streng pompejanischen Style entnommen, so macht er doch bei dem übrigen heitern Eindrucke des Zimmers mit seinem Dunkelbraun und den schwarzen Haltern für die Gefäße einen angenehmen Eindruck. Die Blume des Ganzen ist das Schlafzimmer der Königin. Es stellt einen Gartensalon vor, über dem sich der Himmel öffnet. In einer Umgebung von reichen, mit bunten Rosetten geschmückten Füllungen sind mehre Reihen quadratisch geordneter Cassettirungen angebracht, deren Grundton ein tiefes nächtliches Blau ist, mit goldenen Sternen durchsäet und durchkreuzt von goldenen Stäben, um welche sich Weinranken ziehen; durch diese Anordnung wird eine Wirkung hervorgebracht, daß man wie durch eine durchbrochene und in der Mitte von einer Weinlaube überwölbte Decke in den nächtlichen Sternhimmel zu schauen wähnt. Eine Nische in diesem Zimmer wird mit dem Thierkreise geschmückt werden. Ich sah ihn nur in der Zeichnung; mir hat die Darstellung sonst immer einen mehr unangenehmen Eindruck gemacht; allein dieser ist so genial entworfen, die einzelnen Verbindungen so sinnreich und geschmackvoll, daß ich noch nie etwas Ähnliches sah, und als ich meine Begierde gegen meinen liebenswürdigen Führer aussprach, den ge-

vielen Künstler, der es entworfen, kennen zu lernen, fand ich zu meiner großen Überraschung und Freude in Hrn. v. Gärtner selbst den Schöpfer und Zeichner, der, während er so vielseitig in Anspruch genommen war, es nebenbei entworfen hatte, wie überhaupt von ihm beinahe alle Angaben für die Ausschmückungen der Zimmer herrühren. Mit sichtlicher Vorliebe interessirte er sich für diese Zimmer der Königin, in deren schneller Auffassung alles Geschmackvollen und dankbarem Erkennen des Geleisteten er seine größte Satisfaction zu finden mit Wärme aussprach. Und es schien ihn sehr zu freuen und ihm wohlzuthun, als ich nach vollendeter Wanderung ihn bat, mich noch einmal zu diesen wunderlieblichen Zimmern zurückzuführen, um mit dem angenehmsten letzten Eindrucke als Erinnerung für die Zukunft das *Palais* zu verlassen. Aus dem Schlafzimmer der Königin kommt man in das Wohnzimmer und das Boudoir *derselben.* Alle diese Zimmer liegen auf der Seite nach dem *Garten*, und vor ihnen läuft der offene Säulencorridor, der mit Blumen verziert, einen Übergang nach dem Garten bilden soll. Aus dem Zimmer der Königin tritt man in den Audienzsaal, wo die hintere Façade beginnt. Er sollte früher zugleich der Thronsaal sein. Man fand ihn aber nicht groß genug, und es ist nun dafür ein immenser Saal im Innern bestimmt, der durch die Stocke des Palastes in der Höhe durchgeht und, nur durch Säulen geschieden, Speise-, Ball- und Thronsaal in Eins verbindet. Ist die Anlage des ganzen Palastes auf die Verhältnisse Griechenlands, wenigstens des jetzigen, durchaus nicht berechnet und diesen entsprechend, so ist es namentlich auch dieser Saal nicht, der mehr der Größe und dem Reichthume eines petersburger und londoner Hofes angemessen wäre. Wie prachtvoll muß die innere Ausstattung werden, wenn sie der Anlage dieses Saales gleichkommen soll, und wie ganz anders muß der griechische Hofstaat werden, wenn er sich in diesen Räumen nicht verlieren soll. Seit v. Gärtner's Abreise wird zwar, aber nur schwach, fortgearbeitet. Von sieben Architekten, die Hrn. v. Gärtner nach Griechenland begleiteten, ist nur einer nebst den Historienmalern, mehren Decorationsmalern und zwei Stuccatoren zur Leitung des decorativen Theils beim Bau zurückgeblieben. Es war mir ein schmerzliches Gefühl, Hrn. v. Gärtner, diesen Mann des regsten Geistes, voll Leben und Energie in Allem, was er denkt und thut, der in München gewöhnt ist, Ideen ebenso schnell entstehen als mit Kraft ausgeführt zu sehen, so von seiner Schöpfung scheiden zu sehen, ungewiß wann je und wie sie beendet werde. Ich kann nie an dem Gebäude vorübergehen, ohne der Kattenburg in Kassel und anderer großen Gebäude zu gedenken, die Ruinen wurden, ehe sie in die Höhe wuchsen, und ohne mich im Stillen zu fragen, wird König Otto diesen Palast je so, wie er angelegt ist, bewohnen? Und wenn ich die einzelnen Hammerschläge der wenigen Arbeiter höre, freue ich mich wenigstens, daß diese matten Pulsschläge eines stockenden Lebens über die Meere nicht hinübertönen zu dem Ohre des Mannes voll Feuer und Leben, der jetzt wieder unter seinen aus der Erde mit Blitzesschnelle hervorgezauberten Schöpfungen weilt.

Ich betrachte diesen Palast — und auch in Athen ist nur eine Stimme darüber — als ein wahres Unglück für den jungen König. Sein königlicher Vater, von dem die Idee ausgegangen, hat dabei gewiß nur der Bauleidenschaft Gehör gegeben, nicht aber die Verhältnisse seines königlichen Sohnes und des Landes berücksichtigt. Der Bau ist auf fünf Millionen Drachmen veranschlagt, ihn zu beziehen, wird wol das Doppelte nöthig sein. Der König hat eine Million Drachmen (250,000 Thlr. Civilliste) und 80,000 Gulden jährliche Apanage als baierischer Prinz. Von dieser letztern wird der Palast erbaut. Auf wie lange sind demnach diese Zuschüsse, die der König hier zu Anderm so nöthig hätte, durch diesen Bau verkümmert; — und ist es nur der Bau und die Instandsetzung? Welche Kosten sind nöthig, fortwährend einen so prächtigen Bau demgemäß montirt zu erhalten und den Hofstaat damit in Einklang zu bringen? Und der nächste Zweck, dem Könige ein eigenes Haus zu schaffen, wie weit ist er hinausgerückt! und wie dringend nöthig war eine baldige schnelle Abhülfe! Seit seiner Vermählung bewohnt das königliche Paar ein für eine ungeheuere Summe ermiethetes Privathaus. Und wie beschränkt! Zwei kleine Wohnhäuser wurden durch einen auf Kosten des Königs gemachten Zwischenbau mit einem Corridor verbunden, um nur einigermaßen wohnbar zu werden. Die Räume sind ganz eng und klein, und so beschränkt, daß Niemand vom Hofstaate darin wohnen kann, sodaß die Hofdamen z. B. besondere vom Könige gemiethete Privathäuser bewohnen. Um einige Annehmlichkeit zu schaffen, wurde ein freier Platz vor dem Hause zu einer öffentlichen Anlage mit Bäumen, auf Kosten des Königs, umgeschaffen und terrassirt und dies Alles nur interimistisch. Wie sehnlich mußte daher das Königspaar dieses unangenehme Provisorium, wo es mit einer enormen Miethe schlechter wie jeder hiesige Gesandte wohnt, beendigt wünschen; und wie fern ist noch eine solche Aussicht. Und sollten wirklich so ungeheuere Summen auf einen Bau verwendet werden, so würde der König, wenn er nur einen kleinen Theil derselben zum Baue einer griechischen Kirche verwendet hätte, sich ein bleibendes Denkmal der Liebe unter seinem Volke gestiftet haben, während der Palastbau nur mit Achselzucken betrachtet wird. Der Grieche hängt sehr an seiner Religion. Athen hat keine große Kirche; die Hauptkirche der Irene ist, wie alle andern hiesigen aus der türkischen Zeit, im Innern wie Äußern nur eine schlechte Kapelle zu nennen. An den Bau einer größern ist, obgleich ein Plan entworfen, bei dem Mangel der Mittel nicht zu denken. Und doch erscheint der Hof mit großem Cortège stets in der griechischen Kirche bei den Hauptfesten. Der Grieche würde in der Unterstützung des Baues einer größern Kirche freudig eine Hoffnung begrüßt haben, seine künftigen Herrscher auch im gleichen Glauben mit sich vereinigt zu sehen.

Gehe ich an diesem Palaste vorüber, so beschleicht mich stets dasselbe unheimliche Gefühl, wie ich es nie beim Anblicke des neuen Universitätsgebäudes der Ludwigsstraße in München unterdrücken konnte. Der Norddeutsche kann nicht mit einer günstigen Vormeinung nach München kommen. Allein wenn ich in diesen herrlichen Schöpfungen herumwandelte, die der König von Baiern binnen wenigen Jahren wie durch ein Zauberwort in München, und man muß doch bekennen, ohne Bedrückung seines Volkes, hervorrief, wie er in Architektur, Bildhauerei, Malerei, Erzguß einen Mittelpunkt schuf, wie jetzt nirgend einer existirt, wo wir die Künste nicht in vergelbten, verkümmerten Überresten einer vergangenen Zeit bewundern, sondern frisch, lebend kräftig, nach allen Seiten die zündenden Funken aussprühend anstaunen, die für sein Land wie für die Kunst im Allgemeinen und weit verbreitet eine neue Ära schufen, da konnte ich mich nicht enthalten, in diesem Bezuge ihn Groß zu nennen und seinem Geiste, seiner Willenskraft zu huldigen. Nur wenn ich an das Ende der Ludwigsstraße kam, zog ein trüber Schleier um den Glanz. Hier, um die Straße seiner Schöpfungen mit einem großen Gebäude um jeden Preis zu schließen, mußte ein Universitätsgebäude errichtet werden, mußte die Universität sich auf 40 Jahre mit einer Schuld von 400,000 Gulden belasten und sich in der Zwischenzeit dadurch unfähig zu jeder geistigen Verbesserung ihres Zustandes machen, mußte das alte Universitätsgebäude in der Mitte der Stadt, wo Professoren und Studirende zweckmäßige, ihren Mitteln entsprechende Wohnungen in der Nähe der Akademie hatten, verlassen werden, mußten Professoren und Studirende künftig eine Viertelstunde weit die Hörsäle aufsuchen. Das Ludovicus I. aedificari jussit in der Inschrift des innern Gebäudes ist wahrlich sehr bezeichnend. Das Universitätsgebäude zu München und der Palast in Athen trüben mir stets die Erinnerung an das Große und Herrliche, das Ludwig I. schaffte und in dem ich mit wahrer Bewunderung mich so oft und gern in München erging. 122.

Literarische Notizen.

Belletristische Neuigkeiten in Frankreich sind folgende: „Mme. de Choiseul-Praslin“ (2 Bde.), von dem übermäßig productiven Bibliophilen Jacob; „Gerbes de poésies“, von E. Gout des Martres; „Les auréoles“, von S. Chaumier; „Le tapageur“ (2 Bde.), von A. Ricard; „Un scandale“, von Michel Raymond, dem talentvollen aber brusquen Verf. von Pöbelromanen, worin der Schlamm der untern pariser Volksclassen aufgerüttelt und umgeschüttelt wird; „Brune et blonde“, von Pitre-Chevalier; „La petite reine“ und „Mme. de Rieux“, zwei Romane von Mad. Charles Reybaud (H. Arnaud), welche auf der Insel Martinique spielen und worin die Anfangsgeschichte dieser Colonie trefflich verarbeitet ist; „Julien, suivi de l'histoire d'un boudoir“, von Mad. Achille Comte (verwitwete Laya), Verfasserin der „Trois soeurs“ und „Jeune et vieille“. Die erste Abtheilung von E. Sue's „Mathilde, mémoires d'une jeune femme“ hat bereits die dritte Auflage erlebt, während die zweite und dritte Abtheilung eben erst angekündigt werden. Solcher Erfolge dürfen sich deutsche Romane nicht rühmen, selbst wenn ihnen die anerkannteste Autorenfirma zur Empfehlung gereicht.

Die im Halbschlummer sich hindehnende orientalische Frage gibt in Frankreich noch immer zu Broschüren Anlaß, worin die Einzelmeinung an die Stelle der Meinung, welche von der Regierung vertreten wird, sich zu setzen und zur Gesammtmeinung sich zu gestalten Ansprüche macht. So gab erst vor kurzem Graf von Angeville, Deputirter, eine Broschüre heraus: „La vérité sur la question d'Orient et sur M. Thiers.“ Da ist weiter kein Widerspruch möglich, wenn der Verf. schon auf dem Titel sich brüstet, die Wahrheit zu haben. Weil der Graf von Angeville früher Marineoffizier gewesen, so meint ein Journal: hieraus sei zu folgern, daß der Titel der Broschüre keine Lüge sei und daß der Verf. sowol den Personen wie den Sachen mit größter Freimüthigkeit die Wahrheit sage. In solchen Folgerungen sind die Franzosen überhaupt stark. 5.

Bibliographie.

Arnold, Weltgeschichtliches Panorama der letzten fünf Jahrzehend. III. Theil. Gr. 8. Bremen, Schünemann. $22\frac{1}{2}$ Ngr. (18 Gr.)

Blätter und Blüthen. Taschenbuch in einem einzigen Jahrgange. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 16. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 2 Thlr.

Blüthen spanischer Poesie. Metrisch übertragen von F. W. Hoffmann. Gr. 12. Magdeburg, Baensch. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Darlegung der technischen und Verkehrs-Verhältnisse der Eisenbahnen, nebst darauf gegründeter Erörterung über die militairische Benutzung derselben, und über die zur Erleichterung dieser Benutzung zu treffenden Anordnungen. Gr. 8. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler. 15 Ngr. (12 Gr.)

Datterich. Localposse, in der Mundart der Darmstädter. In sechs Bildern. Gr. 12. Darmstadt, Pabst. 15 Ngr. (12 Gr.)

Döscher, E. A., Erfahrungen und Abenteuer während eines achtjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nebst Winken und Rathschlägen für Auswanderer. 8. Chemnitz und Schneeberg, Goedsche Sohn. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ellendorf, J., Ist Petrus in Rom und Bischof der römischen Kirche gewesen? Eine historisch-kritische Untersuchung. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 15 Ngr. (12 Gr.)

Etwas für Alle gegen die Verdammungssucht unserer Tage von einem Protestanten. Gr. 8. Ulm, Rübling. $3\frac{3}{4}$ Ngr. (3 Gr.)

Die alten Geographen und die alte Geographie. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften unter Mitwirkung von Gelehrten und Freunden des Alterthums herausgegeben von *S. F. W. Hoffmann*. 1stes Heft. — A. d. T.: Menippos, der Geograph aus Pergamon, dessen Zeit und Werk. Eine Untersuchung von *S. F. W. Hoffmann*. Nebst Ergänzungen aus Pithou's Handschrift zu dem Werk mit Skylax Namen, sowie Anzeigen neuer Schriften von C. F. Grotefend und H. N. Ulrichs. Gr. 8. Leipzig, Böhme. $11\frac{1}{4}$ Ngr. (9 Gr.)

Harleß, G. Ch. A., Grabrede bei der Beerdigung eines im Duell Gebliebenen. Auf Anordnung des königl. akademischen Senates der Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen gedruckt. Gr. 8. Erlangen, Bläsing. $2\frac{1}{2}$ Ngr. (2 Gr.)

Hippel, Th. G. v., Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. Gr. 8. Bromberg, Levit. $22\frac{1}{2}$ Ngr. (18 Gr.)

Hoff, K. E. A. v., Geschichte der durch Überlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche. Ein Versuch. V. Theil. — Auch u. d. T.: Chronik der Erdbeben und Vulcan-Ausbrüche. Mit vorausgehender Abhandlung über die Natur dieser Erscheinungen. 2ter Theil. Vom Jahre 1760 bis 1805, und von 1821 bis 1832 n. Chr. Geb. Gr. 8. Gotha, J. Perthes. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Immermann, K., Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken. 2te Ausgabe. 4 Theile. 8. Düsseldorf, Schaub. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Klänge des Herzens an v. Rotteck's Grabe. Ihm, „dem treuen Lehrer und unerschrockenen Anwalt der edelsten Rechte des Menschen und Staatsbürgers,“ Ihm, „dem die Nachwelt den Kranz der Unsterblichkeit nicht schuldig bleiben wird,“ geweiht von einem seiner wärmsten Verehrer in Sachsen. Gr. 8. Dresden, Grimmer. 1840. 5 Ngr. (4 Gr.)

Klencke, H., Grundriss der Anthropologie. Leitende Ideen zu einer physiologischen Geschichte des Menschheitlebens. Als Leitfaden bei anthropologischen Vorlesungen und zugleich zum Gebrauche für Naturforscher, Philosophen, Ärzte und denkende Freunde der Wissenschaft dargestellt. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr.

Lichnowsky, Fürst E. M., Geschichte des Hauses Habsburg. 5ter Theil. Vom Regierungsantritt Herzog Albrecht des Vierten bis zum Tode König Albrecht des Zweiten. Mit 3 Kupfertafeln. — Auch u. d. T.: Geschichte der Albrechtinischen und Leupoldinischen Linie bis 1439. Mit 3 Kupfertafeln. Gr. 8. Wien, Schaumburg u. Comp. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 Gr.)

Mariens Tagebuch. Reisebilder aus dem Schwarzwalde, vom Bodensee, Vorarlberg, Tyrol, aus Salzburg, Wien, Mähren, Polen und Rußland. Von *M. v. F.* 2 Bändchen. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Marlinsky, A., Russische Geschichten und Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von H. v. Brackel. 8. Riga, Frantzen. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Mauritius, A., Ukrainische Lieder. 8. Berlin. 10 Ngr. (8 Gr.)

Newerow, J., Blick auf die Geschichte der russischen Literatur. Aus dem Russischen übersetzt von H. v. Brackel. 8. Riga, Frantzen. 10 Ngr. (8 Gr.)

Patuzzi, A., Des Wanderers Pilgerfahrt und Heimkehr. Liederkranz. Ulm, Rübling. 10 Ngr. (8 Gr.)

Rütjes, H., Die Erstlinge meiner Muse. Gr. 16. Emmerich, J. L. Romen. 20 Ngr. (16 Gr.).

Der Hamburger Salon 1841. Von H. B. Gr. 8. Hamburg, Böbecker. 15 Ngr. (12 Gr.)

Die Verbindungen der Maurergesellen, oder authentische Darstellung der bei diesen Verbindungen üblichen Gebräuche, nebst Mittheilungen über die neueste Geschichte derselben. Größtentheils aus Acten. Gr. 8. Lübeck, Aschenfeldt. $12\frac{1}{2}$ Ngr. (10 Gr.)

Wellsted, J. R., Reisen nach der Stadt der Khalifen, die Ufer des Persischen Meerbusens und des Mittelländischen Meeres entlang. Mit Einschluß einer Reise nach der Küste von Arabien und der Insel Socotra. 2 Theile. Aus dem Englischen in's Deutsche übertragen von H. Künzel. Gr. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 206. — 25. Juli 1841.

Grundriß einer Philosophie von F. Lamennais. Deutsche Ausgabe. Erster bis dritter Band. Paris, Renouard u. Comp. 1841. Gr. 8. 4 1/3 Thlr.

Der Name Lamennais hat in den letzten 10 Jahren theils durch seine Stellung zum Katholicismus, theils durch seine politischen Schriften auch in Deutschland die Aufmerksamkeit mehr als einmal auf sich gelenkt und in beiderlei Beziehungen, als Repräsentant eines Theils der gährenden Elemente, welche Frankreich in seiner Mitte nährt, eine nicht geringe Celebrität erlangt. Gesellschaftliche Zustände jedoch, welche Schriften wie die „Paroles d'un croyant" in einigen Jahren 30 Auflagen erleben lassen, liegen glücklicherweise Deutschland zu fern, als daß die politische Stellung und literarische Thätigkeit dieses Mannes für Deutschland etwas mehr als Object der ruhigen Betrachtung hätte sein können; von einer innigern Theilnahme an seinen Bestrebungen und Kämpfen, von der Frage, was seine Richtung für Deutschland bedeute oder bedeuten könne, konnte dabei ernstlich nicht die Rede sein. Das vorliegende, im Verhältniß zu den frühern Schriften Lamennais' sehr ausführliche Werk scheint hierin eine Änderung hervorbringen zu sollen; theils, weil es sich ausdrücklich auf dem wissenschaftlichen Gebiete, auf dem Felde der Philosophie bewegt, deren tiefere Begründung und systematische Ausbildung Deutschland als seine ihm eigenthümlich zugehörige Aufgabe anzusehen sich seit mehr als einem halben Jahrhundert gewöhnt hat; theils weil der Verf. selbst bei Veröffentlichung dieser Schrift auf die Theilnahme der Deutschen besonders gerechnet zu haben scheint, indem er gleichzeitig mit dem französischen Originale („Esquisse d'une philosophie" etc.) eine, dem Vernehmen nach, unter seiner speciellen Leitung gearbeitete deutsche Übersetzung hat erscheinen lassen. Da der Deutsche immer geneigt ist, sich durch so zuvorkommende Höflichkeit, die in dieser Weise von Seiten eines Franzosen unsers Wissens auch noch ohne Beispiel ist, geschmeichelt zu fühlen, so ist es nicht zu verwundern, daß das Buch in Deutschland auch schon als eine bedeutende Erscheinung angekündigt und begrüßt worden ist; und allerdings knüpft sich an dasselbe, wenn man es in seiner Stellung zur Gegenwart auffaßt, ein mehrfaches Interesse, theils ein persönliches, in Beziehung auf den Verf. selbst, für Die, welchen es von Wichtigkeit ist, seinen Bildungsgang und das Verhältniß der hier niedergelegten Ansichten zu seinen frühern ins Einzelne zu verfolgen; theils ein nationales, in Beziehung auf Frankreich sowol als auf Deutschland, je nachdem man die hier vorliegende Reihe philosophischer Erörterungen mit der bisherigen französischen oder deutschen Philosophie vergleicht, um zu bestimmen, wie sie sich zu dieser sowol als zu jener verhalte. Diese Gesichtspunkte, die einen keineswegs dürftigen Stoff der Betrachtung darbieten, sind aber doch zuletzt dadurch bedingt, daß man zuvörderst den Inhalt des Buchs unabhängig von den verschiedenen Nebenbeziehungen, in welchen man denselben zum Gegenstande specieller Erörterungen machen kann, ins Auge faßt; und wenn man dabei die Individualität des Verf. ganz unberücksichtigt läßt, so wird eine kurze Darlegung des Standpunktes und der Principien des Ganzen vielleicht hinlängliches Material darbieten, um ein Urtheil über das Verhältniß seines Gedankeninhalts zu der französischen sowol als deutschen Philosophie auch ohne besondere Untersuchung möglich zu machen. Wir halten uns dabei an die deutsche Ausgabe, die in diesem Falle ohne Gefahr die Stelle des französischen Originals vertreten kann, da der deutsche Ausdruck trotz einiger hier und da vorkommenden Gallicismen im Ganzen mit glücklicher Sorgfalt behandelt ist.

Da das Werk, ohne sich an die hergebrachten Unterscheidungen der einzelnen philosophischen Disciplinen zu binden, dennoch alle Hauptgebiete der philosophischen Forschung zu durchlaufen die Absicht hat, so ist es nöthig, zuerst einen kurzen Abriß der Ordnung und Reihenfolge, in welcher dies geschieht, zu geben. Das Ganze ist der Vorrede (Bd. I, S. xxii) zufolge auf sechs Bände berechnet, von welchen aber zunächst nur die drei ersten erschienen sind. Der erste Band enthält, als erste Abtheilung des Ganzen, die Lehre „von Gott und der Welt", die Grundlage, aus welcher sich, der Intention des Verfassers nach, alles Übrige entwickeln soll. Der zweite und dritte Band, als zweite Abtheilung des Ganzen, ist der Lehre vom Menschen gewidmet, in Hinsicht theils auf seine Natur im Allgemeinen, theils auf die Entwickelungen und Verirrungen, deren diese Natur fähig und denen sie unterworfen ist. Die Entwickelung des Menschen ist wesentlich durch die Art seiner Thätigkeit bezeichnet, daher der dritte Band speciell auf die technischen und schönen

Künste eingeht, während der vierte Band einer ähnlichen Betrachtung der Wissenschaft gewidmet werden soll. Die beiden letzten Bände endlich sollen die Untersuchung über die Gesellschaft und den Staat enthalten und mit diesen das Ganze schließen.

Man erkennt schon aus dieser kurzen Angabe, daß die Fragen der Metaphysik, der Religions- und Naturphilosophie, der Psychologie, der Ethik und Politik im Verlauf des Werkes der Reihe nach hervortreten und daß der Verf. die Ansicht zu haben scheint, seiner Weltansicht hier einen nicht blos bei den allgemeinen Umrissen stehen bleibenden Ausdruck zu geben. Sucht man für diese Weltansicht den gemeinschaftlichen Beziehungs- und Mittelpunkt, so drängt sich dem Leser gleich von vornherein die Sprache eines religiösen Glaubens auf, der die Basis für die Lösung aller wissenschaftlichen und socialen Probleme bilden soll; eines Glaubens, der, auf der Tradition beruhend, doch dem Verf. als der Ausdruck der allgemeinen Menschenvernunft gilt und dessen Inhalt die Philosophie nur zu interpretiren, nicht aber der Kritik oder dem reflectirenden Beweisverfahren zu unterwerfen habe. Sogleich das erste Capitel des ersten Buchs sucht diesen Standpunkt, auf welchen der Verf. häufig zurückweist, recht deutlich hervorzuheben.

Das Wahre ist Das, was mit der gemeinschaftlichen Vernunft übereinstimmt, nicht ein vorübergehender Zustand eines einzelnen Verstandes, sondern der allgemeine und dauernde Zustand der Intelligenzen einer und derselben Ordnung ... Das Kennzeichen des Wahren ist somit eine allgemeine Übereinstimmung, das gemeinschaftliche Zusagen; und der logische Grund dieser Affirmation liegt für jeden Einzelnen außerhalb seiner, d. h. er muß seinen Glauben nach dem allgemeinen Glauben richten. Das Ur- und Grundgesetz des Glaubens und folglich der Vernunft besteht in der Unterwerfung unter die außerhalb bestehende Autorität oder die gemeinschaftliche Vernunft (I, 9). Es ist demnach auch keine Philosophie möglich, wenn man mehre der durch allgemeine Beistimmung geheiligte Glaubensmeinungen verwirft oder blos in Zweifel zieht (I, 18); vielmehr muß man, um eine feststehende Philosophie zu gründen, den Glauben, der in der ewigen und allgemeinen Tradition sich äußert, zum Stützpunkt der Synthese machen (I, 21); denn die Menschheit bewahrt und trägt alle dem Menschen unentbehrlichen Kenntnisse, alle Wahrheiten, welche den Verstand wesentlich bilden, deren unvergänglichen Keim ein Jeder in sich trägt und welche die gemeinschaftliche Vernunft ausmachen, auf die sich einander folgenden Generationen über.

Diese Tradition, dieses Gedächtniß des Menschengeschlechts ist demnach für Lamennais nicht nur der Ausgangspunkt, sondern in gewissem Sinne auch der Inbegriff Dessen, was er Philosophie nennt. Man würde ihm jedoch Unrecht thun, wenn man in dieser Berufung auf die äußere Autorität, auf den Glauben, auf die Tradition eine engherzige Beschränkung auf das Dogma, vollends in der besondern Gestalt einer bestimmten Confession finden wollte; vielmehr liegt in der Berufung auf die allgemeine Vernunft ein, wenn man sich dieses Ausdrucks hier bedienen darf, rationales Element, welches der Untersuchung, wenigstens innerhalb gewisser Grenzen, eine freie Bewegung gestattet. Dessenungeachtet verräth sich in jener Provocation eine durch Unklarheit über die Genesis des Wissens bedingte Vermischung sehr heterogener Elemente, welche, etwas genauer besehen, Das, was Lamennais für den Inhalt jenes Glaubens erklärt, als etwas höchst Subjectives, theilweise ganz willkürlich Hingestelltes erscheinen läßt. Auf der einen Seite zeigen viele ausdrückliche Äußerungen, daß Lamennais die Philosophie nicht als leeres Begriffsspiel, nicht ohne Beziehung auf das Wirkliche, factisch Gegebene aufgefaßt wissen will; daher seine oft wiederkehrenden polemischen Bemerkungen gegen die Methode des „logischen Beweises", die sich stillschweigend in dem Satze concentriren, daß der logische Beweis, um für die Erkenntniß des Wirklichen eine Bedeutung zu haben, die Existenz des Objects voraussetze, und daß namentlich die Existenz überall eine Thatsache, ein Factum ist, welches sich, um mit Kant zu reden, aus bloßen Begriffen nicht herausklauben läßt. Auf der andern Seite aber erklärt der Verf. für Thatsache, was jeder besonnenen Untersuchung immer nur als Voraussetzung, im besten Falle als eine durch eine Reihe von Schlüssen vermittelte Annahme gegolten hat, und gelten wird.

Wenn man — heißt es Bd. I, S. x — um die Dinge zu begreifen, zuerst nur das Unendliche annimmt, so kann man, streng genommen, daraus das Endliche nicht folgern; und umgekehrt, wenn man das Endliche allein annimmt, so kann man das Unendliche davon nicht ableiten. Je nachdem man also das Eine oder das Andere zum Ausgangspunkt genommen, so entspringen daraus zwei Reihen entgegengesetzter Consequenzen, die logisch miteinander zu verbinden kein Mittel vorhanden ist. Damit folglich die Philosophie nicht von Anbeginn schon sich ohnmächtig erweise, muß sie in ihrem Urprincip zugleich das Unendliche und Endliche umfassen, beide zugleich annehmen. Hieraus folgt: erstens, daß die Reihe der Consequenzen, die aus beiden entspringen, in demselben Grade logisch gültig werden; zweitens, daß die Vereinigung derselben sich in die Vereinbarung der beiden zugleich angenommenen Urthatsachen, mit andern Worten in die klare Erscheinung der Einheit, welche beide in sich faßt, auflöst.

Und S. 23:

Da das Wesen im Allgemeinen unter dem Begriffe des Endlichen sowol als des Unendlichen gedacht werden kann, so folgt daraus, daß der absolute Glaube an die Existenz, der das Wesen im Allgemeinen zum Gegenstande hat, den doppelten Glauben an die Existenz des unendlichen und an die des endlichen Wesens in sich schließt; und da letzteres erstem seinen Ursprung und seine Gesetze verdankt, weil nichts Endliches seine Ursache in sich selbst trägt, so kann man es nur insofern kennen lernen, als man die Natur und die Gesetze des unendlichen Wesens kennt.

Es bedarf kaum der Erinnerung, wie kühn hier speculative Behauptungen und transscendente Begriffe in die Reihe angeblicher Thatsachen eingeschoben werden, um eine Grundlage zu gewinnen, wie sie der Verf. zu bedürfen glaubt. Die Realität des Unendlichen, die Abhängigkeit des Endlichen vom Unendlichen, die Einheit, welche beide in sich faßt, sind zwar oft dagewesene Gedankenbestimmungen; aber sie sind nichts weniger als Thatsachen, und nur in dem Helldunkel eines Glaubens, für den es keine eigentlich wissenschaftlichen Probleme gibt, weil er die Antwort für jede Frage schon im voraus bereit hat, kann die Täuschung, daß sie Thatsachen sind, entstehen. Im Hintergrunde dieser Berufung auf Thatsachen, die sich zugleich mit dem Scheine eines, nach innern Gründen deducirenden Verfahrens bekleidet, steht vielmehr die Zu-

verficht auf einen Instinct der Anschauung, welcher seinerseits wieder ein Product der Offenbarung des Unendlichen im Endlichen ist.

Je gründlicher man darüber nachdenken wird — heißt es Bd. I, S. 346 —, desto deutlicher wird man sich überzeugen, daß die Menschheit in ihrer Gesammtheit einen unfehlbaren Instinct, eine angeborene Fähigkeit zur unmittelbaren Anschauung besitzt, kraft welcher sie das Wahre viel sicherer, als durch das mühsame Folgern, das Verfahren der Logik erfaßt — womit man, was die Offenbarung betrifft, beispielsweise Bd. II, S. 179 vergleichen mag. Nun ist es aber eine alte Wahrheit, die man zwar vergessen, aber nicht umstoßen kann, daß, wo die Berufung auf Offenbarung die letzte Instanz der Entscheidung ist, da alle Philosophie überflüssig ist; und was die Unfehlbarkeit jenes Instincts der Anschauung anlangt, so dreht sie sich mit der Offenbarung im Kreise, abgesehen noch davon, daß das gewöhnliche Schauspiel der Verschiedenheit menschlicher Meinungen auf nichts weniger als auf einen solchen unfehlbaren Instinkt hinweist. Läßt man daher dieses Berufen auf den Instinct der Vernunftanschauung auf sich beruhen, so zerfällt Das, was er nach dem Obigen angeblich erschaut, in einige bekannte, hier sehr locker verbundene Gedankenbestimmungen. Da das Wesen unter dem Begriffe des Unendlichen sowol, als des Endlichen gedacht werden kann, wie folgt denn aus dieser bloßen Möglichkeit, daß der Glaube an die Existenz überhaupt den doppelten Glauben an die Existenz des Unendlichen sowol als des Endlichen wirklich einschließe? Wenn man aus dem Unendlichen nicht das Endliche, aus diesem nicht jenes folgern kann, woher weiß man denn, daß das Endliche dem Unendlichen seinen Ursprung und seine Gesetze verdankt? Wenn das Eine oder das Andere zum Ausgangspunkte genommen zu zwei getrennten Reihen entgegengesetzter Consequenzen führt, welche logisch miteinander zu verbinden kein Mittel vorhanden ist, worauf stützt sich denn die Zuversicht, daß diese logische Unvereinbarkeit in der Einheit beider verschwinde?

(Die Fortsetzung folgt.)

1805—1815. Erinnerungen eines Preußen aus der Napoleonischen Zeit. Von George. Grimma, Verlagscomptoir. 1840. 8. 1¼ Thlr.

Sowie Immermann in seinen leider! unvollendet gebliebenen „Memorabilien" uns die Zeit seiner Knabenjahre in Magdeburg während der Fremdherrschaft sehr anschaulich dargestellt hat, so hat ein ihm an Alter fast gleichstehender Berliner sich die Schicksale seiner Vaterstadt in denselben Jahren seiner Kindheit und Jugend zum Gegenstande einer skizzenartigen Schilderung erwählt. Wo ein Schriftsteller so anspruchslos auftritt als Hr. George, da ziemt es der Kritik auch nicht, zu haarscharf zu Werke zu gehen, besonders wenn keine wichtigen Interessen verletzt werden. Aber hier braucht es einer solchen Rücksichtnahme nicht einmal, denn die Erzählungen des Verfassers sind des Anspruchs auf die Aufmerksamkeit seiner Landsleute gar nicht unwürdig und werden auch Manchen, der nicht gerade Berliner von Geburt ist, ganz angenehm unterhalten. Die beschriebene Zeit war doch gar zu merkwürdig, als daß man nicht auch bei ihrem militairischen Costum, es mochte sich nun in französischen, preußischen, russischen oder Rheinbundstruppen darstellen, gern verweilte. Und gerade in solchen Schilderungen liegt der größte Vorzug dieses Büchleins. Denn es gehört doch zur Physiognomie des J. 1806 sich auf der einen Seite die preußischen Regimenter, wie sie unser Verf. noch gesehen hat, zu vergegenwärtigen mit ihren knappen Stiefeletten, gepreßten Uniformen, engen Beinkleidern, egalen Locken, steifen Zöpfen und ohne Mäntel, die großen Offizierwagen mit Käfigen für lebendiges Geflügel, die unendliche Menge von Packpferden und anderer Bagage, die prächtigen Garde du Corps, die glänzenden Gendarmen, die Leibhusaren und den übrigen Heeresprunk. Ihnen gegenüber zeigt uns der Verf. die Voranzügler des französischen Heeres, wie sie die erstaunten Berliner am 25. Oct. 1806 erblickten, die an Beinkleidern und Schuhen abgerissenen Infanteristen, in fahlen, kurzen Mänteln, den verwitterten Hut auf dem Kopfe, auf dem Bayonnete ein halbes Brot, am Pallasch eine Gans und auf dem Hute den verrufenen blechernen Löffel, oder die Chasseurs in grünem Collet und grünem Beinkleide, mit dem lang herabschleppenden Säbel, auf dem braunen, magern Pferde. Auf sie folgten mit den regelmäßigen Truppen die hohen Sappeurs, durch große Bärenmützen mit rothen Federbüschen noch vergrößert, mit langen, schwarzen Bärten, die bis auf den Magen reichten und grell gegen ein weißes Schurzfell abstachen, blinkende Äxte auf der Schulter; hinter ihnen der schlanke Tambourmajor im saubern Anzuge, mit goldenen Epaulets und seinem Stabe mit dem dicken Knopf, den er geschickt in die Luft warf und wieder fing. Und dann jene Grenadiere zu Pferde mit den hohen Bärenmützen und rothen Federbüschen, das Mamlukencorps, die Kürassiere mit glänzenden Helmen und funkelnden Harnischen, rothen Federbüschen und wild hintenabhängenden Pferdeschweifen, die polnischen, rothen Uhlanen, die italienischen Ehrengarden, die kaiserliche Garde — alle diese Erscheinungen, sie sind mit ihrem Herrn und Meister in die Gruft hinabgestiegen. Aber es ist löblich, solche Gestalten in Schrift und Bild zu erhalten, und wie uns in van der Meulen's und Johann von Hugtenburg's Lagerstücken und vor allen in „Wallenstein's Lager" die lebendigste Verkörperung der Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege geworden ist, so werden hoffentlich unsere Nachkommen in den Bildern Vernet's und Steuben's ein anschauliches Bild aus der eisernen, Napoleonischen Zeit finden. Freilich das Gegenstück zu „Wallenstein's Lager" fehlt noch.

Von den Schilderungen aus dem berliner Leben in den genannten Jahren geben wir den aus den J. 1806—8, den aus dem Frühjahre 1813 und den aus den Monaten August, September und October desselben Jahres den Vorzug. In den erstern wird in der Form eines Tagebuchs die Noth der französischen Invasion, die Foderungen der Einquartirten, der Mangel an Brot und Feuerung, die Paraden und Revuen der französischen Truppen, die Wuth der Berliner gegen Napoleon und die nie unterdrückte Liebe zu ihrem König und zu seinem Hause in recht anschaulichen Zügen dargestellt. Rührend ist zu lesen, wie im Sommer 1808 zwei alte Eheleute, die gleichzeitig gestorben waren, verordnet hatten, daß sie in grünen Särgen begraben sein wollten, und daß man öffentlich bekannt machen solle, es geschehe dies, um damit ihre Hoffnung auf die baldige Rückkehr ihres Königs zu verkündigen. Es geschah auch und das Begräbniß ward zum wahren Volksfeste, da Jeder die grünen Särge vor der Einsenkung sehen wollte.

Die Ankunft der französischen Flüchtlinge aus Rußland, die Annäherung der Russen, die kühnen Ritte der Kosacken, die mißliche Lage der Franzosen in Berlin, die königliche Verordnung über die Bildung der Freiwilligen vom 3. Febr. 1813 und der endliche Abzug des gehaßten Feindes aus Berlin — alles dies ist so lebhaft erzählt, wie es nur immer von einem Berliner geschehen konnte.

Dasselbe gilt von dem letzten der von uns bezeichneten Abschnitte. Hier war die Gefahr so nahe, die Theilnahme an der Schlacht bei Großbeeren so lebendig, es war recht eigentlich der Kampf für Haus und Hof, daß die Erinnerung an diese glor-

reichen Tage in der Brust eines „berlinischen Kindes“ nur die erfreulichsten Betrachtungen hervorrufen konnte.

Auch bei andern Begebenheiten verweilt der Leser gewiß nicht ungern, so bei dem Einzuge der ersten preußischen Truppen, bei der Rückkehr des Königs Friedrich Wilhelm's III., bei der Belagerung von Spandau, bei dem Einmarsche der Garden nach dem ersten französischen Kriege. Ergötzlich sind auch die Erzählungen vom berliner Landsturm und die Wiederauffrischung einzelner berliner Originale.

Der bescheidene Verf. bittet um Entschuldigung für etwaige chronologische Versehen. Wir haben deren keine wahrgenommen. Dagegen muß zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß das Gefecht an der Göhrde (S. 189) gerade nicht „ein kleines“ genannt werden darf und daß mit Unrecht gesagt wird: Jahn habe in demselben mitgestritten. Denn wir erfahren aus Eiselen's „Geschichte des Lützow'schen Freicorps“ (Halle 1841), daß Jahn erst nach Beendigung des Gefechts bei den Truppen erschienen sei, daß man sich über seine Abwesenheit sehr verwundert und sein Beginnen, Materialien zur Beschreibung der Schlacht zu sammeln, sehr sonderbar gefunden habe. Überhaupt trägt die genannte Schrift Eiselen's (eines alten Lützowers) und das Urtheil Immermann's in den „Memorabilien“ wesentlich dazu bei, den Nimbus zu zerstreuen, der sich seit einigen Jahren um Jahn's Haupt gebildet hat. 11.

Greville, or, a season in Paris. By Mrs. *Gore*. Drei Bände. London 1841.

Soll mich —, schon wieder eine Novelle! war des Referenten unwillkürlicher Ausruf, als sein londoner Bücherpacket ihm in drei olivenfarbenen Bänden obiges Werk gebracht und er den Titel geschaut. Aber von Mistreß Gore, der Verfasserin der „Peerage“, setzte er besänftigend hinzu und gegen Abend sich zum Lesen zurecht. Er las bis spät nach Mitternacht, träumte dann von „Greville“, versenkte sich am folgenden Morgen aufs neue in die „Strömungen“, und als er am Schlusse war, hatte er ein erquickliches und originelles Buch gelesen. Die Verwickelung ist gut, denn sie ist natürlich und anziehend, und der Held repräsentirt zwar die Thorheiten, die Schwächen, die Fehler, aber auch die Tugenden eines Mannes. Greville, der Erbe eines fürstlichen Vermögens, ist unter der Obhut einer überbesorgten Mutter fern von der großen Welt aufgewachsen, als er in seinem 22. Jahre eine Reise auf den Continent und hier die Bekanntschaft zweier Schwestern macht, Mad. de Rostanges die eine, Eugenie die andere, jene einem Sechszigjährigen vermählt, diese noch ledig. Greville empfindet für die verheirathete Schwester, was er und viele Menschen Liebe nennen, und da er irgendwo gehört, daß keine verheirathete Französin durch eine Liebeserklärung sich insultirt achte, stammelt er seine Leidenschaft. Man sagt, es gäbe Scenen, die nur eine Frau schildern könne. Wenn das wahr ist, so muß die in Frage befangene eine solche sein. Es thut Ref. leid, sich mit dieser Andeutung begnügen zu müssen; aber die Scene ist lang und verträgt keine Kürzung. Nach einiger, mit buntem Allerlei durchwebten Zeit bereut Greville seinen Wahn; eine reinere Flamme lodert in ihm auf; sie heißt Liebe zu Eugenien, die ihn längst geliebt, und am Ausgange mehrfacher Prüfungen — steht der Traualtar. Beide Schwestern sind tadellos gezeichnet; die Beflissenheit der Mad. de Rostanges, Eugenien mit Greville zu verbinden, eine Beflissenheit, die zu traulichem Entgegenkommen und dadurch zu falscher Deutung führt, ist ebenso meisterhaft dargestellt wie Eugeniens Zweifel an der Aufrichtigkeit der Schwester. Ein armer alter Marquis, Zug für Zug dem Leben abgelauscht, ist einer von den seltenen Hofleuten, die der Hofumgang gebildet, nicht verdorben hat. Er stirbt, wie er gelebt, nur daran denkend, Denen nicht wehe zu thun, die ihm nahe stehen. Unter mehren sehr gut gelungenen englischen Portraits zeichnen sich besonders zwei aus. Rossingberd ist einer von den Männern, wie sie in London anzutreffen sind, die mit beschränktem Vermögen alle Narrheiten der Mode nachäffen, bis sie zur Strafe für die getragenen feinen Kleider in Lumpen einhergehen. Lord Brooks, der Politiker, ist ein lebender public character, thorougly painted inside and out, wie es in den Miethcontracten heißt — von oben bis unten, inwendig und auswendig angestrichen. Lady Greville ist die einzige Person, die sich einiger Inconsequenzen schuldig macht; einer Lady zu verzeihen. Die Fäden der Entwickelung spinnen sich leicht ab und das Ende befriedigt. Sollte demnach das Buch in unsern übersetzungslustigen Tagen einen deutschen Dolmetscher finden, so möchte Ref. vor zweierlei oder dreierlei warnen. Die Verfasserin läßt einen jungen Roué von Einer Flasche Burgunder betrunken werden. Sein Zustand ist für den Gang der Geschichte von Wichtigkeit. Also räth Ref. zu zwei Flaschen Burgunder und einer Flasche Champagner. Dann enthält der erste und zweite Theil viel französische Kocherei; das wäre wegzulassen. Speisekarten sind angenehme Karten; nur gehören sie nicht in eine Novelle. Endlich muß den deutschen Lesern ein Schreck erspart werden, der Ref. durchzuckte, als er einen Marquis „Besitzer eines berühmten Wettrenners und einer beliebten Operntänzerin“ genannt sah. Unbegreiflich, wie das der Feder der züchtigen Mistreß Gore entschlüpfen konnte. 74.

Literarische Notizen.

Die religiöse Literatur ist in Frankreich in einem merkwürdigen Wachsthum begriffen. Eben erst erschien ein Werk in zwei Bänden „Rome et Lorette“, von L. Veuillot, dessen Tendenzen uns bereits durch seine „Pélerinages de Suisse“ und andere Schriften bekannt sind. Der Verf. war früher ein radical gesinnter pariser Republikaner, ist aber gegenwärtig einer der ungemäßigtsten Vertheidiger des Papstthums und des Katholicismus und Verfolger alles Dessen, was in politischer oder religiöser Hinsicht protestiren will. Seine „Pélerinages“, welche unter dem Titel „Erinnerungen einer Pilgerfahrt durch die Schweiz“ (Augsburg 1841) in deutscher Bearbeitung erschienen sind, haben in Frankreich bereits die dritte Auflage erlebt. Von L. Rousseau erschien in Paris: „Croisade du 19ième siècle, appel à la piété catholique à l'effet de reconstituer la science sociale sur une base chrétienne, suivi de l'exposition critique des théories phalanstériennes.“

Die Familie des verstorbenen Petit-Radel hat dessen hinterlassene Schriften unter dem Titel „Recherches sur les monuments pélasgiques ou cyclopéens“ herausgegeben. Das Werk ist mit sechs Abbildungen versehen. Man weiß, daß Petit-Radel, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, die Erforschung der sogenannten über Asien, Griechenland und Italien verbreiteten pelasgischen oder cyklopischen Bauwerke zur Hauptaufgabe seines Lebens machte und daß man ihm die wichtigsten Aufschlüsse über diese merkwürdigen Monumente verdankt. Dieser Gelehrte bereicherte auch die Mazarin'sche Bibliothek, deren Administrator er war, mit einer Sammlung von Reliefmodellen nach pelasgischen Bauüberresten. Sein nachgelassenes Werk kann daher zugleich Allen, welche diese bisher wenig bekannte und interessante Sammlung besuchen wollen, als Führer dienen.

Von Audin's Geschichte Luther's erschien eine neue Auflage, die sorgsam revidirt, mit neuen zahlreichen Documenten vermehrt und mit Aufklärungen, welche einige in der ersten Auflage nicht hinlänglich auseinandergesetzte Punkte betreffen, mit mehren Portraits von Luther als Mönch, Doctor u. s. w., dem Portrait seiner Frau Bora, mit einem Chorale und mehren Reliquien von Luther versehen ist. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 207. —— 26. Juli 1841.

Grundriß einer Philosophie von F. Lamennais. Erster bis dritter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

Begleitet man den Verf. einige Schritte weiter, so zeigt sich indessen, daß nicht sowol die Identität des Unendlichen und Endlichen, sondern das Unendliche allein die Basis ist, von welcher er ausgeht.

Da die absolute und nothwendige Substanz nothwendig ist, und nicht nicht sein kann, so ist es der Sache nach unmöglich, von dem Begriffe derselben den Begriff des unendlichen und absoluten Wesens, mit dem sie nur eine Idee bildet, zu trennen. Die Idee des Wesens, vor allen andern bestehend, ist die allgemeinste, zu der der Geist sich zu erheben vermag. Unabhängig von Raum und Zeit, unveränderlich, unendlich, steht sie nur zu sich in nothwendigem Verhältniß und löst sich auf in dem ursprünglichen und einfachen Begriffe der an sich selbst gedachten Einheit (I, 35).

Diese Einheit ist Gott; jedoch der Begriff von Gott ist nicht schlechthin der allgemeine Begriff der Substanz und des Wesens; sondern er ist das unendliche Wesen *entweder in seinem Verhältnisse zu den Creaturen*, oder *in Dem*, was seine Essenz zugleich Nothwendiges und Verschiedenes in sich faßt, betrachtet (I, 39). Nämlich obgleich Gott unendliche Einheit ist, so hat er doch Eigenschaften, welche nichts Anderes, als das Wesen selbst sind, dieses zu dem machen, was es ist.

Wenn wir nun bei der Anschauung des unendlichen Wesens die nothwendigen Eigenschaften desselben zu entdecken suchen, so finden wir, daß die Idee vom Wesen vor allem Andern den Begriff von Kraft oder Vermögen in sich faßt; denn um zu sein, muß man zu sein vermögen. Zweitens ist in der Idee vom unendlichen Wesen die Intelligenz begriffen, weil es nicht unendlich wäre, wenn es nicht intelligent wäre.... Nichts kann bestehen ohne Form und die Form in Gott ist nur die Intelligenz unter einem andern Namen.... Die Form allein macht das Wesen denkbar; die Intelligenz im absoluten Wesen ist also die Kenntniß, die es von sich selbst hat, insofern es mit einer Form begabt ist; und die Form, die es denkbar macht, ist die Kenntniß selbst, die es von sich hat. Endlich ist die Liebe ebenfalls wesentlich in dem Begriff vom Wesen enthalten, weil das Wesen ohne sie augenscheinlich unvollständig wäre. Es entbehrte eines unmittelbar auf das Vermögen und die Intelligenz bezüglichen Gliedes, wodurch in Gott die *Einheit* in der Verschiedenheit erzeugt wird (I, 40 fg.)

Kraft oder Vermögen, Intelligenz oder Form, und Liebe oder Leben sind also die drei Eigenschaften, durch die sich das Wesen Gottes darstellt. Diese Eigenschaften nun, welche durch ein einfaches „so finden wir" eingeführt werden, verwandelt sich wenige Seiten darauf (I, 44 fg.) in Personen; und diese drei Personen in der Einheit des absoluten Wesens sind die Dreieinigkeit; das Vermögen oder die Kraft ist der Vater, die Intelligenz oder die Form der Sohn, die Liebe der heilige Geist. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, die Wendungen hier zu wiederholen, durch welche Lamennais seine Intuitionen dem kirchlich dogmatischen Lehrbegriff von der Trinität anzupassen sucht; wir wollen auch nicht die große Anzahl von Stellen aneinanderreihen, wo er, trotz der „glänzenden Wissenschaft vom Wesen", auf die er Anspruch machen zu können glaubt, indem das Wesen Gottes allein das begreifliche sei, doch auch wieder die Unbegreiflichkeit Dessen, was die Grundlage und Quelle alles übrigen Wissens sein soll, eingesteht und geflissentlich hervorhebt; wir wollen auch dahingestellt sein lassen, ob diese ganze Darlegung auch nur „eine zweideutige Dämmerung umschleiert, die man keine Nacht nennen kann, die aber niemals zum Tage wird" (I, 29), oder ob der Verf. den Leser wirklich in vollkommener Dunkelheit über die begriffsmäßige Nothwendigkeit seiner Behauptungen läßt; wir wollen ihn vielmehr sogleich noch einige Schritt weiter verfolgen, um die allgemeine Grundlage seiner Philosophie übersehen zu können. Nach einer nähern Erörterung Dessen, was den einzelnen Personen der Dreieinigkeit zukommt, wird nämlich (S. 63) nach der Ursache der verschiedenen Eigenschaften oder Personen, nach der „Verschiedenheit an und für sich" gefragt. Sie wird ganz kategorisch als das die Eigenschaften Gottes scheidende und begrenzende Princip bezeichnet.

Dieses Etwas, unbegreiflich, unnennbar, weil es blos die Eigenschaften endet und selbst keine Eigenschaft ist, gehört der Substanz an, weil keine Substanz ohne Eigenschaften und folglich ohne Das, was die Eigenschaften endet, bestehen kann.... In Folge der absoluten Einheit der unendlichen Substanz wäre die verschiedene Existenz der Eigenschaften in dieser Substanz unmöglich und widersinnig, sie vermengten sich miteinander, wenn die Substanz nicht etwas in ihrer Essenz träge, was diese Verschiedenheit bewerkstelligt. Ebenso verhält es sich mit den ewigen Urbildern der endlichen Wesen, oder der Ideen, die im Worte stehen. Um begreiflich zu sein, müssen sie geschieden sein, und ihre Verschiedenheit muß eine förmliche, wirkende Ursache außerhalb der Idee selbst haben.... Außer den zum unendlichen Wesen nothwendig gehörigen Eigenschaften und den Ideen, die es repräsentiren, insofern es mittheilbar, liegt folglich in ihm ein besonderes Princip, wodurch die Ver-

schiedenheit bewirkt wird, und Gott wäre undenkbar, ohne dieses an sich wesentlich unbegreifliche Princip" (I, 63, 64).

Es fehlt nun nur noch das Band zwischen der Einheit und der Verschiedenheit, und auch dieses Band kommt (S. 69, 70) zum Vorschein, obwol abermals als ein „durchaus unbegreifliches". Mit der Vielheit in der Einheit, der Verschiedenheit in der Identität, wie kunstlos das Alles auch hier auftritt, ist aber nun doch eine Handhabe gewonnen, an die sich die Mannichfaltigkeit der Erscheinungswelt anknüpfen läßt. Lamennais säumt auch nicht zu ihr fortzuschreiten und zwar mittels des Begriffs der Schöpfung.

Es gibt in der göttlichen Intelligenz oder dem göttlichen Wort erstens einen einigen Gedanken, der er selbst ist; zweitens verschiedene Ideen, welche alle einzelne Wesen oder alle einzelnen Formen, die das unendliche Wesen annehmen kann, wenn man es als begrenzt denkt, repräsentiren; drittens etwas, was diese einzelnen Ideen im göttlichen Begriff unterscheidet und ihren eigenthümlichen Unterschied bestimmt (I, 89).

Gott hat demnach die Welt geschaffen, nicht gezeugt; denn Schaffen heißt nach außen hervorbringen oder verwirklichen, was vordem nur im göttlichen Geiste Existenz hatte; aber die Schöpfung ist ein Geheimniß, und „es wäre unvernünftig, dieses Geheimniß durchdringen zu wollen, da die Substanz für alle endlichen Wesen ganz und gar unbegreiflich ist" (I, 91). Trotz dieser vollständigen Unbegreiflichkeit behauptet der Verf. wenige Seiten darauf zu wissen, daß Gott zum Schaffen einen unendlichen Grund hatte, aber nichtsdestoweniger frei war bei der Erschaffung (I, 97); er belehrt uns nochmals, wie die göttlichen Ideen nach außen verwirklicht werden; es gebe nämlich in Gott Etwas, was dessen Ideen voneinander unterscheide, damit sie nicht zusammenfließen, aber von diesem Etwas, welches der verlorenen Substanz angehöre, könne man sich keinen bestimmten Begriff machen (I, 104); die Verwirklichung der Ideen und ihres Unterschiedes zusammen und in demselben Augenblicke sei eben die Schöpfung und der verwirklichte und zur Grenze gewordene Unterschied sei Das, was man Materie nenne (I, 105), die Materie sei zwar ebenfalls unbegreiflich, könne aber dessenungeachtet zur Erkenntniß der Welt beitragen (I, 110); endlich: die Existenzarten der Geschöpfe seien nur Einschränkungen der Existenzart Gottes; alle Geschöpfe haben etwas Positives und Negatives an sich und die Stufenfolge der Creaturen richte sich nach dem Grade, in welchem sie an den positiven Eigenschaften Gottes theilnehmen (I, 113 fg.).

Überblickt man die ganze Reihe dieser Sätze, von welchen Lamennais nicht müde wird zu versichern, daß sie die Grundlage alles Übrigen enthalten, so wird Niemand, der die Geschichte der Philosophie nur einigermaßen kennt, in ihnen eine selbständige, auf eigenem Grund und Boden erwachsene, mit Genauigkeit angelegte und mit der Strenge einer echt speculativen Gedankenbewegung durchgeführte Gedankenreihe zu finden meinen. Vielmehr liegt ihnen die ganze Masse von Alters her vererbter metaphysischer Begriffe und Kategorien, die von Aristoteles durch die Scholastik in die neuern Systeme fortgepflanzt worden sind und sich unter dem Einfluß der christlichen Dogmatik zwar um einige vermehrt haben, übrigens aber unter den verschiedensten Gestalten sich immer von neuem reproduciren, stillschweigend und fast ohne Spur kritischer Prüfung zu Grunde. In dieser Beziehung macht das Buch, wenigstens soweit wir es bis jetzt betrachtet haben, den Eindruck eines Gedichts, dessen Anlage und Wendungen zwar nicht die Wiederholung eines andern ist, aber beinahe unaufhörlich Reminiscenzen hervorruft. Der Kreis, auf welchen diese Reminiscenzen hinweisen, schwankt zwischen der Speculation einiger Kirchenväter, Malebranche, Spinoza, Schelling. Der Parallelismus zwischen dem Sein und Denken und die causa sui des Spinoza, die Identität des Endlichen und Unendlichen, die Differenzirung und die immanente Negativität des sich selbst gleichen Absoluten, die Intelligenz als die selbstbewußte Form desselben, das Band zwischen der Identität und Nichtidentität, alles dieses verbunden mit der dualistischen Voraussetzung der Verschiedenheit zwischen Gott und Welt, der Schöpfung aus Nichts, der Dreinigkeit und einer Menge anderer rein theologischer Bestimmungen fließt hier in eine Anschauung zusammen, deren Beschreibung und Darlegung man unmöglich für ein speculatives Meisterstück halten kann. Welchen Einfluß dabei das Studium der deutschen Philosophie auf den Verf. gehabt hat, läßt sich aus dem Buche selbst nicht mit Bestimmtheit abnehmen; er erwähnt einige Mal namentlich nur Kant, das eine Mal (I, 117) mit Berufung auf eine bei uns längst verschollene Schrift „Über die Transscendentalphilosophie" von Schön, das andere Mal (II, 173 fg.), um den Weg der Untersuchung, den Kant einschlug, für die „größte Abgeschmacktheit" zu erklären, „die je in einem Geiste aufkommen konnte". Der übrigen Denker nach Kant geschieht keine ausdrückliche Erwähnung. In der That aber scheint es auch gar nicht nöthig, bei Lamennais ein ernstes und gründliches Studium der deutschen Philosophie nach Kant vorauszusetzen; denn um eine solche „Wissenschaft vom Absoluten" auszubilden, wie sie dieses Werk, eingeständlich von Unbegreiflichkeit zu Unbegreiflichkeit fortschreitend, darbietet, bedarf es nur eines unbestimmten Gesammteindrucks derjenigen Systeme, die in der Anschauung des Unendlichen die Quelle alles Wissens zu besitzen glauben, und einer gewissen Beweglichkeit der Phantasie, die ein combinatorisches Spiel mit den einmal ausgesprochenen Grundbestimmungen auszuführen im Stande ist. Überhaupt sind die historischen Parallelen, die der Verf. nicht selten, meist in polemischer Absicht einflicht, meist sehr allgemein gehalten und kommen nicht viel über die Anführung und Kritik solcher allgemeinen Begriffe, wie Materialismus, Atheismus, Pantheismus u. s. w. sind, hinaus. Wenn man sich daher in Deutschland etwa Glück wünscht, daß die Franzosen von deutscher Philosophie Notiz zu nehmen anfangen, so ist, falls dies nicht auf eine andere Weise geschieht, als hier der Fall ist, davon nicht viel Ersprießliches zu erwarten. Dennoch hält es Ref. nicht für unmöglich, daß das vorliegende Werk auch in Deutschland theilweise Zustimmung finden werde;

die theologisch positive Grundlage desselben ist mit einer speculativen Ausdrucksweise gerade in der Art verschmolzen, die Denen, für welche der Inhalt des Glaubens der unmittelbare und erste Gegenstand der Philosophie ist, jeder Zeit willkommen gewesen ist. Der Anspruch, Ausdruck einer geistreichen Persönlichkeit zu sein, soll ihm überdies nicht abgesprochen werden; nur ist für ein Werk der Wissenschaft die Berufung auf das Interesse, welches die Person des Urhebers einflößen mag, ein untergeordneter, der Sache selbst nicht angemessener Maßstab.

(Der Beschluß folgt.)

Urtheile eines Briten über deutsche Memoiren, deutschen Styl, Varnhagen von Ense und Rahel.

Zwei aufeinander folgende Hefte des „Foreign quarterly review" behandeln zwei deutsche Notabilitäten, eine männliche und eine weibliche, die wir uns, wegen ihrer intimen Beziehungen zueinander, fast nur als ein hermaphroditisch verschmolzenes Paar denken können; er möchte in der That schwer zu bestimmen sein, wer von beiden der mehr männliche, wer der mehr weibliche Geist sei. Wir meinen Varnhagen von Ense und Rahel. Das Review bespricht die „Denkwürdigkeiten" und „Vermischten Schriften" des Erstern, Letztere mehr im Ganzen und Großen, indem es ihren brieflichen Nachlaß und Varnhagen von Ense's „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" als Quellen benutzt. Fast das Merkwürdigste sind an beiden Aufsätzen die Einleitungen und eingestreuten allgemeinen Bemerkungen. Der über Varnhagen von Ense fängt gleich sehr bestimmt und absprechend an: „Die Deutschen, welche Alles schreiben, können keine Memoiren schreiben. Sie mögen sich deshalb nicht schämen. Non omnia possumus omnes. Auch mögen sie nicht verzweifeln. Die Zeit, die so manche Wechselfälle bringt und zuletzt sogar (was freilich den neuen Thatsachen gegenüber sonderbar erscheint) beschuldigt worden ist, daß sie, unter andern Weltwundern, die Franzosen empfindsam zu machen drohe, könnte folglich auch wol, wenn man sich nur erhebliche Mühe gibt, die Deutschen einmal witzig und geistreich machen." Man sieht, daß das Ausland in seinen Urtheilen über Deutschland kaum noch gnädiger denkt als jener Franzose vor mehr als einem Jahrhundert, welcher im vollen Ernste die Frage aufstellte, ob auch ein Deutscher Genie haben könne? Man behandelt uns, mit wenigen Ausnahmen, immer noch wie die Kinder der Weltgeschichte, die man zuweilen wol hätschelt, öfter jedoch mit der Ruthe, mit der Dressur und mit schulmeisterlicher Gravität behandelt und bedroht. Wir hoffen jedoch, daß wir unsern Schulmeistern noch etwas zu schaffen machen werden, wozu uns der Himmel, und unsere Regierungen besonders, Gedeihen schenken mögen. Alle jene nasenrümpfenden Urtheile über uns haben ihr Hauptmotiv doch immer nur darin, daß wir den Ausländern noch immer nicht politisch imponiren können, daß wir nicht eine der beiden Wagschalen selbst, sondern höchstens nur das Zünglein in der Wage sind.

Die von dem Berichterstatter aufgestellten Gründe, weshalb wir keine witzigen und geistreichen Memoiren schreiben können, sind haltbarer und anschaulicher als die Behauptung selbst. Das magische deutsche Gemüth, sagt er, lasse den Witz bei uns nicht aufkommen, und dieses reine Gefühl, dieses undefinirbare Gemüth sei noch allezeit ebenso viel werth, als der „furchtbare" esprit der Franzosen. Jung Stilling's Autobiographie und andere Bücher dieser Art, welche in England ungewöhnlich populair gewesen, seien hiervon bemerkenswerthe Beispiele; wenn aber, anstatt junger Mystiker, Dorfpastoren, gefühlvoller Hausfrauen u. s. w. Staatsmänner und Diplomaten — ein Metternich, ein Gentz, ein Talleyrand oder gar „hohe Personen", ein Franz, ein Alexander und ein Friedrich Wilhelm besprochen würden, wenn, statt Töpfe und Pfannen, statt „Sauerkraut und Butterbemmen", statt berliner Weißbier (small white) und bairisches Braunbier, der wiener Congreß und die heilige Allianz zur Discussion kämen, dann mische sich eine andere höhere Macht ein: die Censur, und es sei unmöglich, daß eine gute Memoirenliteratur unter dieser verhängnißvollen Beschränkung blühen könne. Mit dieser Motivirung unserer Witzlosigkeit und Armuth an geistreichen Memoiren können wir uns eher zufrieden geben; die Censur ist nicht Sache der Nation noch der erwählten Geister, welche ihren literarischen Charakter, ihren geistigen Höhepunkt zu vertreten berufen sind; der deutsche Freimuth gibt an sich dem Freimuth keines andern Volks nach; Luther, Nikodemus Frischlin, Ulrich Hutten waren ihrer Zeit, als noch keine Censur im jetzigen Sinne bestand, nicht blos freimüthig, sondern auch witz- und geistreich; sie erlitten freilich darum schwere Verfolgungen und Anklagen, und endlich gelang es den Machthabern, nachdem das deutsche Volk durch den unglücklichen dreißigjährigen Krieg zu einer dumpfen Bewußtlosigkeit herabgedrückt war, die Geister mit den Leibern zugleich gefangen zu nehmen. Inwieweit wir dieser Beaufsichtigung entgangen und in welchem Grade wir ihr noch verfallen sind, ist hier auseinanderzusetzen nicht der Ort; jedenfalls hat das Ausland das Recht oder nimmt sich das Recht, auf den Fortbestand der Censur in Deutschland als auf ein Symptom hinzuweisen, daß das deutsche Volk als Masse den Grad der politischen Bildung, auf welchem etwa Frankreich und in noch soliderer Haltung das englische Volk steht, noch nicht erreicht hat; denn dem Gesammtwillen einer großen gebildeten Nation geben zuletzt auch die Gewalthabenden unwillkürlich nach, da sie oder vielmehr wenn sie auf der Bildungshöhe ihrer Nation und Zeit stehen.

„Man darf", fährt der Berichterstatter fort, „die biographische und historische Literatur Deutschlands nur mit einem geringen Grade von Kritik zergliedern, um zu der (oben gemachten) Bemerkung häufige Gelegenheit zu finden. Man braucht dabei nicht ins Detail zu gehen; schon der allgemeine Ton in der Behandlung berührt den freien Briten wie etwas Fremdes. Die politischen Institutionen Deutschlands verhalten sich zu denen Englands wie das Papstthum zum Protestantismus. In despotisch beherrschten Ländern fühlt man, daß die Person der Könige und Staatsbeamten von einer gewissen Heiligkeit umgeben ist, ähnlich derjenigen, welche in Ländern, wo das Papstthum vorherrscht, den Priester von dem Laien trennt. Dieses Gefühl führt in beiden Fällen zu demselben Resultate; wenn nämlich auch keine formelle Censur besteht, wird doch die Freiheit des individuellen Urtheils über die Personen, welche Gegenstand der unbedingten öffentlichen Ehrfurcht sind, gänzlich aufgehoben. Kein Zweifel, daß auch dieses Verhältniß in mancher Beziehung seine Vorzüge hat vor dem „speak evil of dignities", welches die gewöhnliche Plage freier Länder ist; aber ebenso klar ist es, daß, wo die Thorheiten, Irrthümer und Absurditäten hochgestellter Personen nicht getadelt werden, noch getadelt werden können, historische Wahrheit wie charakteristische Treue und Natur in den biographischen Details hoffnungslose Dinge sind." Der Berichterstatter macht hiervon die Anwendung auf Varnhagen's Darstellung des wiener Congresses, welche sich mit kleinen Anekdoten, äußerlichen Charakterzügen, der Schilderung von Essen, Trinken, Tanzen und wie man geritten, gelacht und geschwatzt habe, zufriedenstelle; jenseit dieser Kleinigkeiten heiße es aber bei Varnhagen: „Natürlich lassen wir dergleichen Geheimnisse auf sich beruhen." Indeß hätte der Engländer die Ironie nicht verkennen sollen, welche gerade in dieser Auffassungsweise des wiener Congresses liegt und zu wenig erkannt worden zu sein scheint. Diese Festivitäten und Kurzweiligkeiten, welche noch Niemand so scharf hervorgehoben und geschildert hat wie Varnhagen, sind für den wiener Congreß und seine Theilnehmer ein verhängnißvolles Wahrzeichen und charakteristisches Symptom. Ein englischer Beobachter und

Schriftsteller würde diese glänzende Seite des Congresses, welche freilich gegen die blutige Rückseite der Geschichtsblätter jener Zeit etwas grell und seltsam absticht, mit derberm Humor und wirkungsreicherer Satire dargestellt haben. Unser britischer Berichterstatter mag außerdem durch die im Ganzen wegwerfende Art, wie Varnhagen die englischen Diplomaten geschildert hat, in den Flanken seines britischen Nationalgefühls verwundet worden sein und diese Misstimmung ihn gegen die vielen unleugbaren Vorzüge jenes Aufsatzes blind gemacht haben. Die britischen Darsteller moderner Geschichtsverhältnisse dürften doch am wenigsten geeignet sein, den Ausländern die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche sie selbst von den Ausländern fodern; ihr Nationalstolz ist anderer Art als der französische, aber nicht minder beschränkt, blind und einseitig; nur durch die genauere Kenntniß der Thatsachen und Details, durch gründlichere Motivirung erlangen sie ein Übergewicht über die französischen Memoirenschriftsteller, nicht durch die allseitige Unparteilichkeit ihres Urtheils. Fasse jede Nation den wiener Congreß ganz von ihrem nationalen Standpunkte, wie Varnhagen vom preußischen, auf: das eigentliche Facit wird sich dann für den künftigen Geschichtschreiber schon ergeben.

Auch der Aufsatz über die Rahel fängt mit einer kleinen allgemeinen, aber bescheidenen Einleitung an. Der Berichterstatter entschuldigt sich und, wie er gesteht, mit Beschämung, daß er die Briefe der Rahel mehre Jahre auf seinem Pulte habe uneröffnet liegen lassen; er habe einen gewissen Schauder vor solchen Privatmemoiren und wisse, daß gerade ein Buch dieser Art, welches in Deutschland mit großem Beifall aufgenommen worden sei, für das englische Publicum sich nur sehr wenig eigne. Der Engländer verlasse im Allgemeinen sein eigenes Tageslicht, seine offenen Schlagbäume nur ungern, um in irgend ein unterirdisches erhabenes Antiparos oder Adelsberg der deutschen Speculation unterzutauchen. Man möge es immerhin Einseitigkeit, Oberflächlichkeit oder literarische Philisterei nennen; es sei einmal nationale Gewohnheit, welche mit den wesentlichsten Tugenden der Briten verschmolzen sei und deren man sich nicht zu schämen habe. Daher werde Rahel nur von Denen, welche sich mit dem Deutschen vorzugsweise beschäftigten, von den Philosophen und Psychologen Sympathie erwarten und fodern können. Glücklicherweise seien beide Classen, die Classe der ursprünglich britischen Denker und die der „germanizing thinkers" (denn es könne Niemand Deutsch studiren, ohne zugleich ein Denker zu sein) in einem rapiden Wachsthum begriffen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Bericht über die Verlagsunternehmungen für 1841 von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. 202)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*32. **Sammlung orientalischer Märchen, Erzählungen und Fabeln, herausgegeben von Dr. *Herm. Brockhaus*. Erstes und zweites Bändchen. — A. u. d. Titel: Kathâ sarit sâgara. Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Buch I—VI. Aus dem Sanskrit übersetzt. Gr. 12. Geh.**

Das erste bis sechste Buch dieser Märchensammlung erschien 1839 bei mir im Sanskrittext und in deutscher Übersetzung (8 Thlr.).

Früher erschien von dem Herausgeber bei mir:

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des Soma Deva. Sanskrit und deutsch von *H. Brockhaus*. Gr. 8. 1835. ¼ Thlr.

*33. Burton (Thomas Fowell), Der afrikanische Sklavenhandel und die Mittel zu dessen Abschaffung. Nach der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Einleitung von Prof. Karl Ritter in Berlin. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh.

Diese Übersetzung wird auf Kosten der Gesellschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas erscheinen und zu einem sehr billigen Preise verkauft werden.

*34. Czaykowski (Michael), Wernyhora, der Seher im Grenzlande. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

*35. Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Karl Förster. Gr. 12. Geh.

36. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Karl Ludw. Kannegießer und Karl Witte. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh.

Früher erschien in meinem Verlage:

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 3 Thlr. Jetzt für 1½ Thlr.

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Ballaten und Triumphe. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von K. Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2¼ Thlr. Jetzt für 1⅙ Thlr.

Torquato Tasso's Befreites Jerusalem. Übersetzt von K. Streckfuß. Zweite, verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Bisher 2 Thlr. Jetzt für 1 Thlr.

(Von der ersten Auflage dieser Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Exemplare vorräthig, die ich für ⅔ Thlr. erlasse.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7¼ Thlr., im herabgesetzten Preise 3⅔ Thlr. kosten, zusammennimmt, erhält sie für drei Thaler.

37. ***Ersch* (*Joh. Sam.*), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Dritte Ausgabe, besorgt von Dr. *Ch. Ant. Geissler*. In 18 Abtheilungen. Gr. 8.**

Diese neue Bearbeitung des ausgezeichneten Werks soll in folgenden 18 Abtheilungen erscheinen, deren jede bis zu der neuesten Zeit fortgeführt wird: 1. Philologie; 2. Philosophie; 3 Pädagogik; 4. Katholische Theologie, mit Einschluß der griechischen als Anhang; 5. Protestantische Theologie, mit Einschluß der jüdischen als Anhang; 6. Jurisprudenz; 7. Politik und Kameralwissenschaften; 8. Plastische Künste; 9. Ästhetik und schöne Redekünste; 10. Musik mit Einschluß der Tanz- und Schauspielkunst; 11. Medicin; 12. Mathematik; 13. Naturkunde; 14. Gewerbskunde, mit Einschluß der zeitvertreibenden Künste; 15. Kriegskunst und Gymnastik; 16. Historische Hülfswissenschaften; 17. Geschichte; 18. Vermischte Schriften.

Es wird jede Abtheilung in sich abgeschlossen und mit vollständigen Registern versehen. Ersch's System wird im Wesentlichen beibehalten, aber es werden manche Verbesserungen hinsichtlich der Register rc. getroffen werden. Die Abtheilung der Philologie wird zunächst und vielleicht noch in diesem Jahr erscheinen.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 12 Thlr. Von den frühern Abtheilungen, jede von einem in seinem Fache ausgezeichneten Manne bis auf die Zeit des Erscheinens fortgesetzt, werden die nachstehenden ebenfalls zu den bemerkten ermäßigten Preisen erlassen:

Philologie, Philosophie und Pädagogik, von *E. G. A. Böckel*. 1822. (1⅔ Thlr.) Jetzt ⅔ Thlr. Theologie, von *E. G. A. Böckel*. 1822. (1⅔ Thlr.) Jetzt ⅔ Thlr. Jurisprudenz und Politik, von *J. Ch. Koppe*. 1823. (1¼ Thlr.) Jetzt ⅚ Thlr. Medicin, von *F. A. B. Puchelt*. 1822. (1⅙ Thlr.) Jetzt ⅚ Thlr. Mathematik, Natur- und Gewerbskunde, von *Fr. W. Schweigger-Seidel*. 1828. (4 Thlr.) Jetzt 1⅔ Thlr. Geschichte und Hülfswissenschaften. 1827. (3⅓ Thlr.) Jetzt 1⅓ Thlr. — Die „Literatur der vermischten Schriften", von *Ch. Ant. Geissler* (1837), kostet ⅚ Thlr.; die „Literatur der schönen Künste", von *J. K. A. Rese* und *Ch. Ant. Geissler* bis 1830 fortgeführt (1840), 3½ Thlr.

*38. Forster (Georg), Gesammelte Schriften. Von der Familie herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von G. G. Gervinus. Acht bis neun Bändchen. Gr. 12. Geh.

Das Nähere über diese erste vollständige Ausgabe der Werke eines unserer besten Schriftsteller wird nächstens bekannt gemacht werden.

*39. Friede und Streit. Eine Erzählung von der Verfasserin der Skizzen aus dem Alltagsleben. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

*40. Nina. Ein Roman von der Verfasserin der Skizzen aus dem Alltagsleben. Zwei Theile. 8. Geh.

Vergl. Nr. 19.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 208. —— 27. Juli 1841.

Grundriß einer Philosophie von F. Lamennais. Erster bis dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 207.)

Es würde viel zu weit führen, wenn wir den Gedankengang des Verfassers in derselben Weise weiter begleiten wollten, wie dies in dem Vorhergehenden geschehen ist, um den Leser wenigstens im Allgemeinen über den Standpunkt des Verfassers zu orientiren. Nachdem das erste und zweite Buch der ersten Abtheilung von Gott und der Schöpfung gehandelt, beschäftigt sich das vierte bis sechste Buch mit der Welt, den verschiedenen Ordnungen der Wesen und den allgemeinen Gesetzen der Schöpfung. Dem theologischen Standpunkt bleibt der Verf. hier insofern treu, als er, nachdem er die Wirkungen der göttlichen Kraft, Intelligenz und Liebe, sowie die allgemeinen Gesetze, nach welchen jede derselben in der Welt wirke, im Besondern angegeben und daran die Unterscheidung und allgemeine Beschreibung der anorganischen, organischen und vernünftig-freien Wesen als drei wesentlich verschiedenen Ordnungen des Geschaffenen geknüpft hat, die wesentlichen Charakterismen dieser drei Classen von Wesen auf die besondere Art zurückzuführen sucht, wie sich die Kraft, die Intelligenz und die Liebe in jeder derselben darstellt und äußert. Mit andern Worten: die Naturphilosophie besteht hier in der Nachweisung, wie die drei wesentlich in Gott unterschiedenen Eigenschaften zugleich die wesentlichen Bedingungen der verschiedenartigen, unter die Begriffe des Anorganischen, Organischen und Geistigen fallenden Naturerscheinungen enthalten.

Das Wesen hat drei nothwendige Eigenschaften, und hat deren nur drei; alle Erscheinungen der Welt ergeben sich folglich aus der Verbindung dieser Eigenschaften, die in verschiedenen Arten oder auf verschiedenen Stufen der Beschränkung in den verschiedenen Ordnungen von Wesen bestehen, und da in der Schöpfung Alles wechselt, Alles sich umformt, so besteht ein ewiges Wirken und ein ewiger Verkehr zwischen den Eigenschaften des Wesens, zwischen der Kraft, der Intelligenz und der Liebe. Sobald man also die Beobachtung durch die Vergleichung der einzelnen Erscheinungen generalisirt, wird man dahin geführt, diese drei fortwährend wirkenden großen Universalursachen zu erkennen, ohne daß es der Beobachtung je möglich wäre, dieselben an sich zu erfassen, weil sie in der Welt nur in dem Zustande der Einschränkung, d. h. umgeben von einer materiellen Hülle, existiren. Die Kraft, die Intelligenz oder Form, die Liebe oder das Leben, als unsern Sinnen (?) kund gewordene Universalursachen betrachtet, müssen also unter dem Begriff von wesentlich verschiedenen Fluiden oder gewissen specifischen Kräften, die unter einer gewissen materiellen Einschränkung in der Welt existiren, gedacht werden. Es bestehen folglich in der Natur drei ursprüngliche Grundfluida, die weiter nichts sind als die drei nothwendigen Eigenschaften des Wesens in ihren Beziehungen zu der physischen Welt und unsern Sinnen. Wenn man die Resultate der Beobachtung mit den Consequenzen, die aus der allgemeinen Theorie vom Wesen entfließen, zusammenstellt, so ist man wol berechtigt anzunehmen, daß die Wärme oder der Feuerstoff mit der Liebe oder dem Princip des Lebens identisch ist, sowie das Licht mit der Intelligenz oder dem Princip der Form; und da nur noch ein ursprüngliches Elementarfluidum vorhanden sein kann, so müßte man schließen, daß Magnetismus, Galvanismus und Elektricität ursprünglich ein und dasselbe Fluidum (der göttlichen Kraft entsprechend) ist (I, 156, 157).

Nach dieser Probe, die wir absichtlich nicht haben verkürzen wollen, ist es wol kaum nöthig, der Art, wie sich die Theologie bei Lamennais in Naturphilosophie verwandelt, noch weiter nachzugehen; wer auch nur einen Begriff von der Aufgabe der Naturphilosophie hat, wird es für nichts mehr als leere Worte halten, wenn es z. B. I, 159 heißt: durch die Verbindung der Kraft mit der Intelligenz erzeuge sich bestimmte Ausdehnung, durch die Vereinigung derselben mit der Liebe Das, was man Körper nenne, oder I, 163: die Gesetze des Lichts müssen unter die Gesetze der Intelligenz gezählt werden, wie die der Elektricität unter die der Kraft, wozu man den Commentar III, 47 fg. lesen kann. Spielende Analogien dieser Art sind auch in Deutschland eine Zeit lang beliebt gewesen und haben für tief gegolten; daß sie in Frankreich, dem Vaterlande der sciences exactes, Beifall finden werden, steht sehr zu bezweifeln; möglich werden sie aber überhaupt nur dadurch, daß die Natur in der Mannichfaltigkeit ihrer vieldeutigen Erscheinungen einen unerschöpflich reichen Stoff darbietet, in welchem eine halb dichtende, halb denkende Phantasie an dem Leitfaden gewisser schon fertiger Classenbegriffe sich zurecht zu finden, um so bequemer findet, je mehr in so geräumiger Unbestimmtheit das Heterogenste sich zu begegnen Platz und Gelegenheit hat; für die eigentliche Naturwissenschaft werden sie niemals eine Bedeutung gewinnen können, sondern überall, wo sie mit der Miene eines speculativen Wissens auftreten, die Naturforschung von der Theilnahme an philosophischen Verhandlungen verscheuchen.

In demselben Geiste nun ist auch die zweite Abthei-

lung, die Lehre vom Menschen, im zweiten Bande abgehandelt. Lamennais beginnt hier mit dem Bösen und der Frage nach seiner Natur und seinem Ursprung. Er bewegt sich hier in einem Gedankenkreise, den die Theologie in den verschiedensten Beziehungen durchgearbeitet hat. Die Zurückführung des Bösen auf Gott, oder auf etwas außer Gott, der Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, die Erbsünde, das Verhältniß von Natur und Gnade bieten hier eine Reihe von Fragepunkten dar, auf welche sich die theologisirende Metaphysik von jeher immer wieder zurückgewiesen gesehen hat. Die Bedeutung der Gegensätze und der verschiedenen Ansichten darüber sammt deren Consequenzen sind hier zum Theil bestimmt und klar auseinandergesetzt; die Art aber, wie Lamennais die Probleme der Freiheit, des Bösen u. s. w. zu lösen sucht, bietet im Wesentlichen nichts Neues dar. Die Grundzüge seiner Lehre vom Bösen nämlich sind in der Kürze folgende:

Das Böse ist nichts Positives, sondern nur eine Negation, eine Einschränkung des Seins. Diese Einschränkung des Seins ist die Bedingung der Existenz individueller Wesen, in deren jedem zwei verschiedene Principien sind, das eine, wodurch es mit dem Unendlichen, mit Gott verbunden wird, das andere, welches seine besondere Individualität begründet. Bestände die Tendenz nach Gott allein, so würde sie das Wesen zerstören, weil sie es in Gott auflösen würde; die Tendenz nach sich selbst würde es, allein wirksam, ebenfalls zerstören durch vollständige Ablösung von Gott (II, 30).

Diesen beiden Principien und den zwei verschiedenen Gesetzen, nach welchen eins das andere einschränkt, entspricht eine zweifache Liebe, wovon die eine das Wesen zu Gott hinzieht und die andere dasselbe auf sich beschränkt. Und da die Selbstliebe zur absoluten Trennung von Gott führt, so ist sie, für sich allein betrachtet, der Haß gegen Gott (II, 31).

Da aber ohne individuelles Dasein keine Schöpfung sein würde, so entspringt das Böse, insofern es möglich ist, aus den Nothwendigkeiten der Schöpfung und sowie man sagt: das Gesetz des Guten, so kann man auch in einer sehr wahren Bedeutung sagen: das Gesetz des Bösen (II, 32).

Das Gesetz des Guten nämlich ist die regelmäßige Unterwürfigkeit des Princips der Individualität unter das Princip der Einheit, das Gesetz des Bösen, eine Entwickelung des Princips der reinen Individualität, ist für jedes Wesen nur das besondere Gesetz seiner in ihm individualisirten Natur (II, 33).

Je geläufiger die Auffassung des Bösen, der wir hier begegnen, durch die öftere Wiederholung wird, desto wichtiger ist es, daran zu erinnern, daß sie ganz und gar nicht den Punkt trifft, um dessenwillen das Gute und Böse ein so schweres Gewicht hat, nämlich die verschiedene Werthbestimmung, die sich in diesen Begriffen ankündigt. Zugegeben nämlich, daß es überhaupt einen Sinn habe, von Graden und von Einschränkung des Seins zu sprechen, zugegeben, daß die Negation, die Einschränkung selbst für etwas Reelles, Existirendes gehalten werden könne, so bleibt es doch schlechterdings unerklärt, wie es denn zugehe, daß, da die Creatur sich doch nicht selbst geschaffen hat, da folglich die in ihr angeblich liegenden Negationen und Einschränkungen zum individuellen Dasein nicht ihr Werk sind, dieses Princip der Individualität in ihm gerade das Böse sein soll. Das Wahre ist, daß das Gute und das Böse an den Menschen nur kommen kann durch seinen Willen; nur kraft seines Wollens und in ihm ist der Mensch gut oder böse und das natürliche Factum einer individuellen Existenz hat mit dieser Beurtheilung nicht das Geringste gemein. Wo aber die Begriffe des Guten und Bösen so gewaltsam, wie auch bei Lamennais geschieht, aus dem Zusammenhang herausgerissen werden, in welchem allein sie Bedeutung haben, da mag es geschehen können, daß das individuelle Dasein deshalb für böse erklärt wird, weil es individuell ist; abgesehen davon jedoch, daß es thatsächlich ganz und gar kein anderes Dasein gibt als nur individuelles, ist die Individualität oder Nichtindividualität des Daseins gar nicht der Beziehungspunkt, an welchen die Beurtheilung durch die Begriffe des Guten und Bösen gebunden ist. Wo freilich Individualität des Daseins, die sich kein Ding nehmen und geben kann, und das Beharren in der Gesinnung des Egoismus, welches ein bewußtes Ausschließen der Möglichkeit aller sittlichen Beziehungen ist, dem Begriffe nach so bunt durcheinandergeworfen werden, wie es auch bei Lamennais, jedoch bei ihm weder zuerst noch allein geschieht, da wird auch die theoretische Frage nach den Bedingungen des individuellen Daseins mit der ethischen Beurtheilung solcher oder anderer Gesinnungen verwechselt werden; der dadurch entstehende, wenn auch noch so schwache Schein gründet sich aber auch dann noch auf einen stillschweigend vorausgesetzten ethischen Maßstab, der dem Gegensatz des Guten und Bösen erst eine Bedeutung geben kann. Übrigens liegt hier die Vermuthung nahe, daß dem Verf. Schelling's Abhandlung von der Freiheit nicht unbekannt geblieben ist, wie denn überhaupt seine Bestimmungen über Freiheit und Nothwendigkeit, über Natur und Gnade u. s. w. eine gewisse Verwandtschaft haben mit dem Geiste der Philosophie, die sich in Deutschland als die geschichtliche und positive ankündigt. Beispielsweise kann in dieser Beziehung auf II, 277 fg. verwiesen werden, wo die göttliche Freiheit so erklärt wird, daß in Gott neben dem Principe einer nothwendigen Wirksamkeit, der Natur in Gott, ein zweites Principium der freien Wirksamkeit sei; ebenso sei der menschlichen Freiheit, als Abbild der göttlichen, ein Princip der Natur in dem Menschen beigeordnet, welche beide Principien sich unablässig bekämpfen und auf den Willen einwirkend diesen theilen und spalten.

In der weitern Darstellung der Lehre vom Menschen betrachtet Lamennais ihn zuerst als organisches, dann als intelligentes und freies Wesen, wiederum nach dem Schema der Dreitheilung in Intelligenz, Macht und Liebe, sodaß das Verhältniß des Menschen zu jeder dieser drei göttlichen Eigenschaften, oder vielmehr die Art, wie jede derselben mit den übrigen verbunden in den Schranken des menschlichen Daseins sich darstellt, das Thema der Erörterung bildet. Den Beschluß des zweiten Bandes macht die Schilderung und Betrachtung der normalen und abnormen Zustände, der körperlichen und geistigen Krankheiten, endlich die „gewisser außernatürlicher Erscheinungen“ (Somnambulismus u. dgl.) und der daran sich knüpfenden Probleme.

Der dritte Band endlich geht im siebenten bis neunten Buche zu der speciellen Aufgabe über, die mannichfaltige Thätigkeit des Menschen als individuellen Wesens zu erörtern. Der Verf. unterscheidet die gesammte menschliche Thätigkeit in die drei Gebiete der Industrie oder des Gewerbfleißes, der Kunst und der Wissenschaft, die sich untereinander wie das Nützliche, das Schöne und das Wahre verhalten. Die Entwickelung menschlicher Kraftthätigkeit gegenüber der Natur, die allmälige Entstehung und das Wachsthum der Fertigkeiten und Erfindungen, die Geschichte ihrer Entwickelung und Vervollkommnung, ihr rückwirkender Einfluß auf die Zustände und die Bildung der Menschen — alles dieses faßt der Verf. im siebenten Buche zusammen. Das achte und neunte Buch sind dann speciell der schönen Kunst gewidmet, die nach ihrem Wesen, ihrem Zwecke, ihrem historischen Ursprunge, ihren verschiedenen Bildungsstufen, ihrer Bedeutung für die Cultur der einzelnen Zeitalter einer vielseitigen Betrachtung unterworfen wird. Hier bewegt sich der Verf. auf einem Gebiete, welches in bestimmten Thatsachen mannichfaltige Anknüpfungspunkte darbietet, und in demselben Maße, als er die Region transscendenter Intuitionen verläßt, wird auch seine Darstellung bestimmter und klarer. Dieser letzte Band bietet zwar nicht Das, was in Deutschland auf den Namen einer streng systematischen Untersuchung Anspruch machen kann, wol aber eine Reihe vielseitig anregender Reflexionen über einige Hauptrichtungen in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit dar, welchen man, von der Mannichfaltigkeit der Gegenstände und der lebendigen Darstellung angezogen, gern folgt, und Ref. trägt kein Bedenken, diesem dritten Bande vor den beiden ersten in seiner Art den Vorzug zu geben. Ein ähnliches Interesse wird vielleicht noch in höherm Grade der fünfte und sechste Band, welche den socialen Verhältnissen gewidmet sein sollen, erregen. Daß diese Bände wesentlich eine Tendenz, in der Gegenwart zu wirken, haben werden, darf man schon aus den Worten der Vorrede (I, XXIX) abnehmen:

Nicht minder eifrig (als in Beziehung auf Religion) sucht man in der Lösung der Probleme, welche sich auf die Socialeinrichtung beziehen, ein Mittel, um dem Elend, das allenthalben auf dem größten Theile des Volkes lastet, abzuhelfen.... Man hat ein gewisses Vorgefühl weitumgreifender Veränderungen, die in den gesellschaftlichen Verhältnissen nothwendig vorgehen müssen; und fragt man, worin diese Veränderungen bestehen werden, so träumt jeder denn nach seiner Weise, weil Alle, den allgemeinen Rechtsgrundsätzen und der christlichen Bruderliebe fremd, sich auf keine anerkannten Gesetze, ja sogar auf durchaus keine, aus einem vorläufig aufgestellten System vom Menschen aus seiner Natur hervorgegangene Gesetze stützen.

Ob nun Lamennais in der Lösung dieser socialen und praktischen Probleme glücklicher sein wird als in der Lösung speculativer, läßt sich nicht im Voraus entscheiden; der Geist ruhiger Prüfung, strengen Denkens, nüchternen Abwägens, die Scheu vor erschlichenen und gewaltsamen Behauptungen, mit einem Worte, jene wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit, für welche unbegründete Überzeugungen keine objective Bedeutung haben, ist in dem einen Falle so unentbehrlich wie in dem andern, wenn etwas wissenschaftlich Haltbares herauskommen soll. Dennoch findet da, wo es sich um das Praktische handelt, die Unmittelbarkeit der Gesinnung vorzugsweise die Sphäre ihrer Geltung und ihrer Berechtigung; und dieses ganze Werk ist so sehr die Darlegung viel weniger einer Untersuchung, als einer Gesinnung, welche vor aller Untersuchung schon auf das entschiedenste Partei genommen hat, daß von dem Verf. da, wo es wesentlich auf Gesinnungen ankommt, wenigstens ein energischer Ausdruck derselben zu erwarten steht. 94.

Urtheile eines Briten über deutsche Memoiren, deutschen Styl, Varnhagen von Ense und Rahel.

(Beschluß aus Nr. 207.)

Rahel wird übrigens von dem englischen Berichterstatter, der, wie wir nicht zweifeln, beide Aufsätze verfaßt hat, gerechter gewürdigt als Varnhagen von Ense. Mag auch Letzterer von seiner nächsten literarischen Umgebung zu hoch gefriert worden sein, mag auch, da es ihm an aller eigentlichen Productivität und gestaltender wie schaffender Kraft fehlt, der Versuch, ihn an die Spitze der gegenwärtigen Literaturperiode zu stellen und gleichsam einen neuen Goethe in ihm zu celebriren, völlig mislungen sein, mag sich auch an seinem Styl, welchen Einige als Norm des deutschen Styls empfohlen haben, außer andern hauptsächlich das aussetzen lassen, daß er ein bloßer Kunststyl ist, keine Entäußerung einer selbständigen freischaffenden Natur, so bleibt doch so viel gewiß, daß Varnhagen um das Hervorziehen bedeutender fast vergessener Persönlichkeiten nicht genug anzuerkennende Verdienste hat, daß er wenigstens, so weit es in Deutschland möglich, eine künftige Memoirenliteratur begründen half, und daß er der hereinbrechenden Verwilderung des Geschmacks und Styls durch sein zierliches und delicates Wesen hier und da Einhalt that. Diese Verdienste werden ihm in der deutschen Literatur stets eine ehrenvolle Stelle sichern. Der Brite nimmt sogar den Ruhm, welchen Varnhagen als Stylist in Deutschland genießt, zum Vorwande, um abermals die Deutschen in ihrer literarischen Gesammtheit anzugreifen. Er gibt zu verstehen, daß Varnhagen's Styl in Deutschland Aufmerksamkeit erregt habe, weil die Deutschen überhaupt nicht zu stylisiren wüßten. „Zuvörderst“, sagt er, „wissen die Deutschen, obgleich die am meisten systematischen Büchermacher Europas, nichts vom Styl im eigentlichen Sinne. Als eine Nation können sie nicht schreiben.“ Das ist in gewissem Sinne wahr; wir haben keinen nationalen Styl; wir haben nur Stylsorten, unter denen viele gänzlich zu verwerfen, andere jedoch um so vortrefflicher sind. Einen plastischern, reinern Styl als den Goethe'schen gibt es in der Welt nicht mehr, vielleicht seit den Griechen nicht; einen kritisch klarern, wie Lessing ihn schrieb, findet man bei einer andern Nation schwerlich. Wir sind universeller, geistig freier, vorurtheilsloser, für jede Richtung empfänglicher als irgend ein anderes Volk. Wir schreiben und denken daher nicht über einen Leisten, sondern Gedanke und Styl brechen und formen sich nach jedes Individualität. Daher bietet unser Styl den Anblick einer Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit, wie der Styl keiner andern Nation bieten möchte. Wir erschöpfen stylistisch das Tiefste wie das Flachste, das Höchste wie das Niedrigste, das Ungemeinste wie das Gemeinste. Ein Jean Paul ist in einer andern Sprache gar nicht denkbar, nur die deutsche Sprache hat ihn möglich gemacht. Das dichterischste Gefühl, den bezauberndsten Enthusiasmus, die dunkelste Mystik vermögen wir stylistisch ebenso erschöpfend auszudrücken, wie die kälteste Nüchternheit des Verstandes, die schneidenste Skepsis, und vom Faust bis zum Mephistopheles, vom sonnigen Äther bis zum misfarbigen Sumpfe ist für uns nur ein Schritt. Wir verkennen die Vorzüge nicht, welche diejenigen Literaturen vor uns voraus haben, deren Styl einen nationalen Typus trägt. Uns schützt nichts als der eigene Ge-

schmack, die Selbstbeherrschung, das individuelle Gefühl vor stylistischen Verirrungen, Verschnörkelungen, Übernatürlichkeiten, Überkünstlichkeiten, ja originellen Verrücktheiten der abenteuerlichsten Art. Ein Franzose und Engländer dagegen kann nicht eigentlich geradezu schlecht schreiben; dafür haben aber auch ihre Productionen meist eine so große stylistische Familienverwandtschaft, daß man sie fast miteinander verwechseln möchte. Von den englischen Romanschriftstellern wenigstens wird man nicht behaupten können, daß sie wesentliche Aufmerksamkeit auf die sprachliche Einkleidung verwendeten, und dazu sieht ein Roman dem andern meist so sprechend ähnlich wie Hinz dem Hinz und wie Kunz dem Kunz.

Aber unser Brite behauptet einmal, das Talent, klar und natürlich das Gewollte auszudrücken, sei in Deutschland so selten, daß um dieser Seltenheit willen Varnhagen's Styl die ungemessensten Lobsprüche geerntet habe. Es sei wahr, daß er zart, nett und verständig schreibe, und da sei denn unter den deutschen Kritikern der allgemeinen Verwunderung und des Lobens kein Ende. Da heiße es: „Dieser schöne Styl! dieser vortreffliche Styl! diese Klarheit und Reinheit! diese ruhige Würde! diese edle Einfachheit, die nicht nur an Goethe stets lebhaftig erinnert, sondern Goethe selbst leibhaftig ist!“ (Diese Stelle ist auch im Review deutsch.) Dergleichen, sagt der Berichterstatter, würde in England possierlich, selbst kindisch erscheinen. Es sei aber noch zu bedenken, daß Varnhagen lange Jahre mit der periodischen Presse in Verbindung gestanden habe und ein thätiges Mitglied der edeln Brüderschaft der deutschen Reviewer gewesen sei, und solche Personen hätten in allen Ländern Anspruch darauf, überschätzt zu werden.

Der Brite dringt aber noch tiefer in die Charakterschilderung Varnhagen's ein, wenn er bemerkt, Varnhagen sei nicht nur ein Deutscher und Hofmann, sondern auch ein Diplomat, eine Art von einem kleinen preußischen Gentz, folglich nicht eben die geeignetste Person, über öffentliche Personen und Zustände gute Memoiren zu schreiben. Er nennt ihn den „very picked man of proprieties“, den Genius des geglätteten Papiers, des Goldschnitts und der Krähenfedern, den Apostel der Mäßigung, die leibhaftige Fleischwerdung aller Anständigkeit und Schicklichkeit u. s. w. Doch sei er in keinem Sinne ein gewöhnlicher Mensch, sondern ein Mensch von ungewöhnlichem Takt und Feinheit, der, selbst wenn er die härtesten Dinge sage (was er thun könne, wenn keine Könige ins Spiel kämen), einen Anstrich von Redlichkeit habe, wie man nur in den kritischen Schriften Goethe's anträfe, oder in dem ruhigen, classischen, diplomatischen Blicke des Fürsten Metternich, wodurch Mrs. Trollope in ihrer Würdigung des continentalen Despotismus behext worden sei; doch mangele ihm, was Metternich und Goethe auch gefehlt hätte, eine breite Strömung jovialen menschlichen Gefühls und eine gewisse mannhafte Herbigkeit, welche, klug gemäßigt, selbst innerhalb der künstlichen Glätte eines fashionabeln Salons gefallen müsse. Er mache ein Idol aus Gentz, der, ungeachtet seiner europäischen Berühmtheit, wenig besser gewesen wäre als ein geschickter Stylist; er behohnlächele in seiner zarten Weise (denn zu einem muskulösen Gibbon'schen Hohnlachen habe er nicht Kraft genug) Jahn, Gagern, Werner und andere rohe und unhöfische, obgleich ehrenhafte und die wahrhafte Entwickelung von Männlichkeit bekundende Personen. Er sei in Wahrheit eine spazierengehende Cabinetausgabe von Goethe in allen Äußerlichkeiten des Styls und Behabens u. s. w. Diese Bemerkungen, ruft endlich der Brite siegestrunken aus, sind unmittelbar für unsere deutschen Leser bestimmt! Weiter unten heißt es einmal, es hätten sich zu Wien in den Jahren 1814—15 genug Gegenstände für den kühnen Pinsel eines Rubens befunden — wäre nur Varnhagen nicht ein „paper-curler“ gewesen; er habe auch ein Leben Blücher's geschrieben, das sei keine Aufgabe für Varnhagen, sondern für Arndt, der ein muskelkräftiger Mann sei und, wenn er dürfe, Alles ausspreche, oder für einen Mann von ähnlichem Kaliber. Bei alledem hält der Berichterstatter Varnhagen's „Denkwürdigkeiten“ für interessant genug, um seinen englischen Lesern lange Auszüge daraus aufzutischen. Nachrichten über Bollmann, den Grafen Schlabrendorf, Varnhagen's Bemerkungen über August Wilhelm Schlegel, Friedrich August Wolf, Schleiermacher, Steffens, Stein, die merkwürdige Notiz über Napoleon und dessen Hof u. s. w.

Man muß übrigens dem Berichterstatter die Ehre lassen, daß er wie alle englischen Kritiker gründlich, scharf eindringend und deutlich ist und sich mit dem Gegenstande seiner Betrachtung wie mit allen denselben näher oder ferner berührenden Gegenständen innig vertraut gemacht hat. Es fehlt ihm auch an Enthusiasmus nicht. Er bewundert und preist jene aufstrebende Kraft, welche in Deutschland und namentlich in Preußen zur Zeit der Befreiungskriege sich entwickelte und eine große Zukunft versprach, wie jene Männer, von denen sie ausging, die sie nährten oder welche sie in sich aufnahmen, die „giants of the age“, wie er sie nennt. „Der Druck des Unglücks“, sagt er, erzeugte Männer wie Stein, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau und ließ die Preußen wieder im Angesichte Europas als eine große Nation aufstehen und sich mehr als je vorher als Männer beweisen, an der Katzbach und bei Dennewitz, bei Leipzig, Ligny und Waterloo.“ Die Redlichkeit liegt hier in der Nennung von Waterloo, da die Engländer sonst den Ruhm dieser Entscheidungsschlacht gern für sich haben wollen und die rettenden Preußen wie späte Gäste betrachten, welche nur noch am Dessert Theil nehmen können oder die Tafel gar schon abräumen sehen. Wellington's „Wollte Gott, es würde Nacht, oder die Preußen kämen!“ haben diese stolze Herren längst schon zu vergessen gesucht. Ein bei einem Engländer wirklich auffallender Enthusiasmus sprudelt in der Abhandlung über die Rahel; es ist aber auch hier jene männliche, in Rahel sich manifestirende Kraft, die ihn bezaubert, namentlich ihr Einfluß, den sie auf die Gemüther der „giants of the age“, welche mit ihr in Berührung kamen, ausübte, die vorbereitende und weissagende Gewalt, womit sie den kriegerischen nach Abschüttelung des fremden Jochs hungrigen Sinn Berlins förderte. Er sagt geradezu: „In ihrem Kreise herrschte sie als Königin zu Berlin mit mehr Gewicht als Friedrich Wilhelm.“ Ihre mannhafte Natur sucht der Brite besonders aus der Wahl ihrer Lieblinge zu beweisen. Schiller sei weniger ihr Liebling gewesen als Goethe, und Schiller zähle doch, als ein sentimentaler, weichherziger Dichter, unter den Frauen Englands, welche der deutschen Literatur obliegen, gewiß mehr Verehrer als Goethe. Letzterer aber sei (ungeachtet der „eternal womanly“ des zweiten Theil des „Faust“) ein wesentlich männlicher Geist gewesen, obgleich, wie sich Carlyle so glücklich ausdrücke, das harte Granitgebirg mit sanftem Grase überwachsen ist. Außer Goethe habe sie noch männliche Geister wie Fichte, Mirabeau, Heinse bewundert. Der Berichterstatter will auch eine große Aehnlichkeit zwischen ihr und Carlyle finden. Beide seien kraftvoll, wahr, warmblütig, unregelmäßig, unrythmisch, gezwungen und selbst gequält, wenn sie ihre Gedanken zu Papiere brächten, beide bewunderten Goethe, trieben aber ihre Bewunderung bis zur Idolatrie u. s. w. Außerdem werden noch einige der frappantesten Aussprüche der Rahel in englischer Übersetzung mitgetheilt, besonders ihr Urtheil über deutsche Dichter und einzelne philosophische Aphorismen, um die Zunge des englischen Lesers durch dies scharfe prickelnde Gewürz zu weiterm Genusse zu reizen. 70.

Literarische Notiz.

Eine merkwürdige Schrift ist folgende in Paris neu erschienene: „Sentiment de Napoléon sur la divinité de Jésus-Christ“, die auf hundert Seiten bisher noch nicht gedruckte Ansichten Napoleon's über diesen Gegenstand enthält. Der Graf Montholon hat sie auf Helena gesammelt und Hr. von Beauterne herausgegeben. Die Schrift bildet nur ein Fragment der künftig herauszugebenden: „Conversations religieuses de Napoléon.“ 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 209. —— 28. Juli 1841.

1. Rosa Maria's poetischer Nachlaß. Herausgegeben von D. A. Assing. Altona, Hammerich. 1841. 8. 1⅙ Thlr.
2. Gedichte von Emanuel Geibel. Berlin, A. Duncker. 1840. 8. 1 Thlr.

Beide Gedichtsammlungen liegen zufällig auf meinem Arbeitstisch übereinander. Ich will den Zufall gelten lassen und eine Copulation der Dichterin mit dem Dichter vornehmen. Freilich einer Dichterin aus der alten Zeit — sie sang schon, wenigstens für sich, zu Anfang des Jahrhunderts — und eines Dichters, dessen Frühling noch blüht; ach, noch bedenklicher, es ist eine Copulation zwischen einer Dahingeschiedenen und einem lebenskräftigen, muthig in die Zukunft schauenden Jünglinge. Aber einige Verwandtschaft ist doch in beiden, in der Dichterin, die noch singt:

> Wol hatte Recht der weise Mann:
> Viel schöner ist's allein
> Im stillen Thal, im grünen Wald
> Mit dem Geliebten sein.
>
> Doch treffen wir uns auch im Saal
> Gern im gesell'gen Kreis,
> Denn Liebe ihre Sprache doch
> Geheim zu reden weiß —

und in dem Dichter, der im modernen Liebesschmerz aufathmet:

> O wär' ich bei des ersten Kusses Tausch
> Damals gestorben in beglücktem Rausch,
> Aus weichen Armen in die Gruft getrieben!
> Ich wäre jetzt kein Greis mit braunem Haar,
> Frisch außen, innen Leiche — O fürwahr
> Es stirbt als Knabe, wen die Götter lieben!

Dennoch findet sich eine geistige Verwandtschaft in beiden, die deutsche Innigkeit, der Drang zu dichten, der aus einem von Liebe erwärmten Gemüth hervorkommt, ein Drang, der sich ergeht, wo es sei, erweckt, von was es ist, steuernd, wohin das Herz verlangt. Das war freilich ehedem ein Gemeingut der deutschen Dichter, ist es aber nicht mehr. Sie alle wollen etwas, und die meisten sich über sich selbst erheben. Nicht daß ich damit nur unsere neuern Lyriker anklage. Aber was Schiller ausnahmsweise bereits that, ist, nur auf andern Richtungen, mit andern Mitteln, Motiven wieder zum Gemeingut geworden. Dafür hat es freilich nicht allein Entschuldigungen, sondern auch Rechtfertigungen, denn wir leben in einer andern Zeit als unsere Väter. Die Wälder, in denen es ihnen wohl war, sind gelichtet, tausend Durch- und Fernsichten gewährend, wir sind auf die unzugänglichsten Gipfel der Berge geklettert und haben selbst die Luftschiffahrt erfunden; was Wunder also, daß unsere Lyrik sich nicht mehr begnügt, wie die Bienen um die Blumen des väterlichen Gartens zu summen, oder wie die Nachtigall im dichten Laube des neuen Waldes ihre wonnigen Gefühle in Gesang auszuströmen. Aber das Singen ohne Reflexion, ohne Tendenz und — fast hätten wir gesagt ohne Intelligenz — ist doch auch ein Charakteristicum des deutschen Seins. Wir dürfen es nicht in Abrede stellen, noch weniger in Miscredit gerathen lassen, und sollen, wo es noch zur Erscheinung wird, es freundlich aufnehmen, oder freudig begrüßen.

Eine solche Sängerin aus der gemüthlichen Zeit, wo die Sänger nichts wollten, als ihren Empfindungen Luft machen, ist Rosa Maria, von der uns schon vor ihrem Dahinscheiden die wiedererweckten Musenalmanache manche erquickliche Stimme brachten, die ihrer Zeit gern gehört wurde. Sie griff nicht ein in die Zeit, sie hat keine neue Richtung angeschlagen, sie folgte aber auch nicht sklavisch einer der geltenden, sondern sang fort in guter alter Weise, wie das Herz es foderte und die Gelegenheit es gab. Bei solchen Dichtern und Dichterinnen ist die Kritik am übelsten daran, wenn sie nicht splitterrichten will. Sie kann nur sagen: ob sie auch so, oder nicht so fühlt. Als an einem Neujahrstage (1828) die Dichterin eine aufgeblühte Rose an ihrem Rosenstocke fand, sang sie:

> Wie bist du unter Schnee und Eise
> Im kalten Winter hold erblüht,
> Du Sommerkind, deß lichte Farbe
> Auf grünem Blätterthrone glüht!
>
> Ungünstig stand dir viel entgegen,
> Nur kärglich war der Sonnenschein,
> Dir fehlten Thau und Frühlingslüfte,
> Doch solltest du so schön gedeihn.
>
> Ich grüße dich, ein freundlich Zeichen,
> Begegnest mir zu diesem Jahr;
> Es biete uns im solchem Laufe
> Viel deiner holden Schwestern dar!

Das ist freilich nichts als der allernatürlichste Ausdruck des Gedankens, der Jeden überkommen wird, wenn er im Winter eine Rose aufgeblüht sieht, und der angehängte Wunsch ergibt sich ebenso natürlich. Auch die Verse und

Reime machen sich unter den Lippen und unter der Hand durch sich selbst, sodaß etwa höchstens der „grüne Blätterthron" an die poetische Operation erinnert. Aber ist nicht diese Natürlichkeit des Gefühls, der Anschauungsweise und des Ausdrucks, und daß sie innig untereinander correspondiren, das Fundament des echten Liedes? Dieses wird freilich nicht vom Volke gesungen werden; dazu muß Gefühl und Ausdruck sich noch mehr von der Materie lösen, luftigere Schwingen gewinnen, das Numen, das sich nicht geben läßt, muß hinzukommen. Aber was wären unsre schönsten Lieder, gerade die von Mund zu Munde gehen und Jeden entzücken, wenn sie nicht mit dem höchsten zugleich der natürlichste und einfachste Ausdruck der Empfindung wären!

Die Mehrzahl der Gedichte ist der reinste Spiegel der einfachsten Verhältnisse, wo dann nicht zu vermeiden und auch nicht Schuld der Dichterin ist, daß die ewigen Klagen und Wonnen der Liebe, der glücklichen, wie der getäuschten und betrogenen wiederkehren. Der Cyklus Gedichte, überschrieben „Aus Juliens Nachlaß", bringt uns auch manche naive Variation des alten Themas von der ersten Liebe und ihren elegischen Erinnerungen. Die Genrebilder „Am Hochzeitmorgen" und „Nach zehn Jahren" sind die reinsten und natürlichsten Abdrücke einer Wirklichkeit, die wir Alle miterlebt, mitempfunden. Die Phantasie hat gar nichts dazu gethan, weder in Bildern noch Worten, und warum ergreift uns doch diese ungeschmückte Wahrheit, dieses schlichte, fast nachlässige Aussprechen von Dingen und Vorstellungen, die aus dem trivialen Leben gegriffen sich in nichts über dasselbe erheben? Aber es ist so. Übrigens ist die Zeit mit ihren Strömungen doch nicht ohne Einfluß auf Rosa Maria geblieben. Sie hat zum Theil die romantische Dichterepoche mit durchlebt und manche Anklänge an dieselbe finden sich in ihren Gedichten wieder. Aber auch die Reflexion findet sich dann und wann ein. So weiß sie ganz anmuthig über diese vergangenen Modespielereien der Dichtkunst zu scherzen:

Manches haben wir gesungen
In der frühen Jugendzeit,
Manches ist schon längst verklungen,
Manches uns noch jetzt erfreut,
In Sonetten, Assonanzen,
Wie's die Mode mitgebracht,
In Terzinen und auch Stanzen
Haben wir so mitgemacht.

Nun von neuem blühen wieder
In der Tage heiterm Lauf
Frisch und fröhlich neue Lieder
Uns wie Sommerblumen auf.
Ob sie Dem, ob Dem gefallen,
Gut ihm scheinen oder schlecht,
Kümmre wenig uns, denn Allen
Machts der Meister selbst nicht recht.

Lieder, sehnsuchtsvoll und minnig,
Strömten aus des Dichters Brust,
Und Gemüther zart und innig
Horchten drauf in hoher Lust.
Heute will man mit den Rosen
Sammt den Düften auch den Dorn,
Will nicht nur der Liebe Kosen
Will auch Liebestrotz und Zorn.

Will Geräusch und Farbenhelle
In Musik und Malerei,
Gegensätze will man, grelle,
Scharfe Züge, kühn und frei.
Wie auch wechseln mag die Mode,
Schön ist schön, auch ohne sie.
Knittelverse oder Ode,
Poesie bleibt Poesie.

Amen! Auch die drei Erzählungen „Fabio und Clara" (Novelle), „Herr Thomas Brown und seine Nachbarn" und „Der Schornsteinfeger" können wir den Lesern bestens empfehlen, sie werden manches Verwandte mit den Liedern und was wir darüber sagten, darin finden, schließen aber lieber unsere Anzeige mit den drei Distichen der Dichterin:

Oftmals fragt ich mich selb, nachdenklich in Sinnen verloren,
Was das Leben wol sei? Konnt' ichs doch nimmer verstehn.
Doch nun frag ich nicht mehr, es nahte mir seitdem die Liebe,
Und da wurde sein Zweck, seine Bedeutung mir kund.
Ja, ich hab es erkannt, der Frauen Bestimmung ist Liebe,
Darum so einzig allein gab ich der Liebe mich hin.

Emanuel Geibel begegnete uns vor mehren Jahren schon als ein lebensfrischer, vielversprechender Liederdichter, am Rheine, in seiner Vaterstadt Lübeck, in Berlin und an andern deutschen Orten. Seine Lieder, aus kräftiger, gesunder Gesinnung hervorgequollen, hier und da von Metallklang, fanden der Freunde viele, und mehre derselben sind in Musik gesetzt und werden gesungen. Er war kein Sänger der Disharmonien der Zeit, vielmehr, unergriffen von ihrer Zerrissenheit, stimmte er kräftig in die Töne ein, welche das alte deutsche Vaterland seinen Sängern von je an geboten. Die Rebenhügel und die Burgen, Wein und Liebe, mondhelle Nächte, aber ohne Sentimentalität, und alte Sagen begeisterten ihn. Da versetzte ihn sein Schicksal aus dem Lande der alten romantischen Zeit in das alte classische Land. Der deutsche Sänger lebte längere Zeit als Erzieher in Athen, wie es scheint, ein bewegtes, frohes Leben, und jetzt, wieder heimgekehrt in den vaterländischen Norden, schenkt er uns eine kleine Sammlung seiner ältern und neuern Poesien. Geibel ist, wie wir freudig sehen, derselbe geblieben. Die Wärme und Gediegenheit des Gefühls hat ihn auch nach Griechenland begleitet und dort nicht verlassen. Statt der dämmernden Sagen, statt der epheuumrankten Burgruinen umströmte ihn ein lichtheller Himmel, bilderreiche Sagen von fester, schöner Gestaltung und der weiße Marmorglanz nerviger Kunstformen. Er ruft unsern Philologen zu:

Wie schmerzt es mich, auf also sand'gen Spuren
Euch immer noch zu sehn, ihr Philologen,
Die ihr erfüllt so manchen lieben Bogen
Mit geistreich ungereimten Conjecturen.

Laßt endlich doch Kritiken und Censuren!
Hierher ins alte Hellas kommt gezogen;
Seht dieses sonnig blauen Meeres Wogen
Und athmet ein die Lüfte dieser Fluren.

Auf diesen Tempeln, diesen Säulenkränzen
Laßt eure Blicke ruhn, und auf den frommen
Altären, die von weißem Marmor glänzen.

Und wenn der Mond im Blau heraufgeschwommen,
Schaut zu dem Volk und seinen Reigentänzen,
So wird ein Hauch der Vorwelt auf euch kommen.

Nicht daß er in antikem Dithyrambenschwunge sich in die Vorwelt versetzt, oder gar in Elegien deren Untergang beklagt und über die Hinfälligkeit aller irdischen Größe träumt; er genießt vollauf und sucht das Leben, das in jenem Himmel und unter jenen Erinnerungen blüht, und bleibt an Hellas Meer und unter Hellas Ruinen der Deutsche, der mit ernstem Gemüthe die Dinge auffaßt. Er schreibt Platen's Vermächtniß, der unter den deutschen Dichtern zum nächsten dem Verständniß und Schönheitsgefühl der alten Hellenen war, und läßt ihn sprechen:

Zwar habt ihr selten meinen Ernst begriffen
Und nie das Ziel bedacht, das ich erkoren;
Zu meinem Spotte habt ihr grell gepfiffen,
Denn seine Wahrheit kitzelt nicht die Ohren,
Und wie der Wogenschlag an Felsenriffen
Ging selbst des Liedes Maß an euch verloren,
Doch wie ihr mich verleugnet und mein Dichten,
Ich bin getrost; die Nachwelt wird mich richten.

Ist auch das Saatkorn noch nicht aufgegangen,
Das ich gestreuet in der Heimat Boden,
Verzagt ihr auch, von Kleinmuth noch befangen,
Des Unkrauts träge Wildniß auszuroden:
Erscheinen wird der Tag, wo mit Verlangen
Den Aschenkrug ihr suchet des Rhapsoden,
Der ringend nach der Schönheit goldnen Früchten
Vor euerm Groll zum Süden mußte flüchten.

Dann wird der deutsche Wald von Liedern schallen,
Die prächtig wie auf Adlersflügeln rauschen,
Der heitre Süden wird zum Norden wallen,
Um seines Ernstes Schätze einzutauschen,
Und heilig wird der Sänger sein vor Allen,
Und fromme Hörer werden rings ihm lauschen.
Was soll ich drum den frühen Tod beweinen?
Der Dichter lebt, so lang' die Sterne scheinen.

Wann wird der deutsche Wald von diesen Liedern schallen? Unser wackerer Landsmann hat in Athen manches treffliche Gedicht geschrieben, in der Kraft der Sprache, in der Form hat er sich unbedingt ausgebildet, neue lichte Anschauungen blitzen in ihm auf; er bringt uns schöne Bilder vom hellenischen Morgen und Abend; er besingt eine schöne griechische Maid, das Mädchen auf Paros; hellenischer Hauch spielt um diese zarte Liebe; aber das deutsch Eigenthümliche, was auf dem classischen Boden des wiedergewonnenen Griechenlands erwachsen soll, tritt uns darin zur Zeit noch so wenig entgegen, als in dem neuen deutschgriechischen Königreich. Ja, wo er dem Classischen sich nähert, will es uns oft gemahnen, als sei es nicht die unmittelbare Weihe, sondern die durch Lord Byron vermittelte. Das schadet nichts, es sind gerade sehr schöne Lieder; aber es ist kein Anfang der erstrebten Dichterzeit. Geibel bleibt auch, im Grunde genommen, durch und durch Deutsch, der alte warme sinnige Deutsche, der sich von sich selbst, und das ist das erste, von dem, was er thut und denkt, Rechenschaft ablegen muß. Wie käme er sonst darauf, in Athen ein Lied vom Tannhäuser zu dichten.

Wie wird die Nacht so lüstern!
Wie blüht so reich der Wald,

aber er ist nicht im Walde, sondern in einem hellen Schlosse, im Ballsaal:

Die schönste von den Frauen
Reicht ihm den Becher hin,
Ihm rinnt ein süßes Grauen
Seltsam durch Herz und Sinn.
Er leert ihn bis zum Grunde,
Da spricht am Thor der Zwerg:
Der unsre biß zur Stunde,
Dies ist der Venusberg.

Das schöne Weib führt ihn vom Reigen fort, wo die Lauben dicht blühen und die Wolken des Mondes Angesicht verbergen, und des Knaben

— Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Gab ihm Hellas, oder nur eine Begebenheit im Hellas das Lied ein. Wir meinen das letztere. Der Venusberg hält ihn so wenig gefangen als Hellas, und wir rufen ihm ein herzliches Willkommen im deutschen Vaterlande zu, das er durch ein schönes Thürmerlied begrüßt:

Wach auf, du weites deutsches Land!
Die ihr an der Donau hauset,
Und wo der Rhein durch Felsen brauset
Und wo sich thürmt der Düne Sand.
Habt Wacht am Heimatsherd,
In treuer Hand das Schwert,
Jede Stunde
Zu scharfem Streit
Macht euch bereit,
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.
Hört ihrs dumpf im Osten klingen?
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,
Der Geier, der nach Beute kreist:
Hört im Westen ihr die Schlange,
Sie möchte mit Sirenensange
Vergiften euch den frommen Geist u. s. w.

Nochmals willkommen dem deutschen Dichter im deutschen Lande, und daß er bald durch ein größeres Werk uns von seiner anderweitigen Schöpferkraft und seinem Fleiße einen Beleg gebe. 41.

Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin von Ludwig Choulant. — Auch u. d. T.: Geschichte und Literatur der älteren Medicin. Zweite, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Voß. 1841. Gr. 8. 2⅔ Thlr.

Die zweite Ausgabe einer Bücherkunde der gesammten Heilwissenschaften ist ein bibliographisches Ereigniß; es ist eine Aloe, die wieder zur Blüte kommt, was nur bei gutgepflegten und kräftigen Pflanzen erlebt wird. Der alte Stamm der Naturforschung zeigt einen Fruchtkeim, wo vor nicht langer Zeit noch kein Ansatz zu erwarten war. Denn wie lange ists her, daß die Literaturgeschichtschreiber von den Naturforschern nur nothdürftig Notiz nahmen und die Ärzte und Naturforscher diese Vernachlässigung jenen reichlich vergalten. Die geschichtlichen Forscher über Naturforschung sah man von Seiten der Ärzte als eine Art von Curiositätenjäger an, die doch die Sachen nicht weiter brachten. In völlig getheilten Gütern bewegte sich ihr Leben und Walten. Nach einem Anzeichen, wie es das Erscheinen der zweiten Auflage unsers Werkes verkündet, ist der Zwiespalt ausgeglichen und jeder Theil ist in seine gebührenden Rechte, jeder zum andern näher getreten. Der eigentliche Ehe-

segen dieser Verbindung ist noch zu erwarten, obgleich in den Handbüchern über Geschichte der Medicin die Spuren schon nicht zu verkennen sind. Er verspricht bei Denen am reichlichsten einzuziehen, die auch hier den Begriff der Wissenschaft recht festhalten. Wie diese, um zum klaren Bewußtsein Dessen zu kommen, was sie will und bedeutet, auch die Fragen nicht umgehen kann, woher sie kam und wohin sie strebt, so kann sie darum sich zu kümmern nicht hintansetzen, wie man früher über diese Aufgaben gedacht, wie man sie zu lösen versucht hat. Will sie außerdem, sich selbst beichtend, zu einer richtigen Schätzung ihres Werths für die Gegenwart kommen, so kann sie das nur erfahren, wenn sie gegen das einst Dagewesene das jetzt Geltende abwägt. Doch wer weiß denn zuverlässig und genau, was einstens dagewesen ist, wenn er die mühsamen Nachsuchungen unter seiner Würde hält, die aus alten, geprüften und bestätigten Angaben und Zeugnissen herausklaubt, was die alte Welt selbst davon berichtet? Es sind mühselige Untersuchungen, häufig peinliche und kleinliche; doch von den frühern Zeiten einer Wissenschaft wird Niemand mitreden können, der nicht ihren Leib, in dem sie ihre Kindheit und Jugend durchlebte, gleichsam vor seinen Augen sich aufbaute. Dasselbe Ziel, das man jetzt zu erreichen sucht, erstrebten auch jene; und verstehen wir nur in ihre Lagen und Denkweisen uns ganz zu versetzen, so dürfte die Art, wie sie es erstrebten, den gerühmten Vorzügen der Gegenwart wol wenig Schritte vorausgeben. Wo jetzt die Menge der Mittel verlegen in der Auswahl macht, sahen jene freilich dürftige Beschränktheit um sich; und doch verstanden sie vieles glücklich zu ersetzen, anderes noch glücklicher zu entbehren und besaßen nebenbei Manches, was wieder vergessen worden ist. Noch heute findet der aufmerksame Arzt in Hippokrates' Schriften, in die so vieles aus Tempelrecepten und Wahrnehmungen geheimthuender Asklepiaden übergegangen sein mag, Belehrungen, deren scheinbare Neuheit ebenso sehr als ihre Vernachlässigung befremden muß, da sie doch so offen am Wege lagen. Und wie manches Wort, das lange Zeit schnöde überhört ward, aber von einer erleuchtetern Folgezeit seinen Preis und seine Verherrlichung erwartet, wird noch aus den Scherben und den Denksteinen der Geschichte von glücklicher Hand ans Licht gezogen worden, damit es, wie Similia similibus, Wunder bewirke und erkläre.

Es ist das große Verdienst unsers Verf., daß er den Männern seines Faches in der Bücherkunde, die uns vorliegt, alle die Werke und Stellen, wo solche Zauberworte zu suchen sind, auf eine Weise nachgewiesen hat, die zwar über alles hier Gegebene beruhigen kann, aber doch zum Weiterforschen anreizt. Die Bequemlichkeit dieses Hülfsmittels ist so anerkannt worden und hat sich so anwendbar bewährt, daß sich die Geschichte der ältern Medicin seit 1828, wo die erste Auflage erschien, danach mit einer Art von Nothwendigkeit aufbaute. Es wird beklagt werden, daß die zweite Auflage, die Frucht unausgesetzter fernerer Nachforschungen, Vieles in der frühern Ausgabe umstellt und berichtigt, und so sehr an Bequemlichkeit gewonnen hat, daß die Bequemlichkeit dadurch gestört wird. Reihen, die lückenhaft waren, sind vervollständigt und namentlich durch die von Dietz herausgegebenen „Analekten und Scholien" auch in ihrer Folge geändert. Was irgend in dem Umkreise des Verf. erreichbar war, ist nach strenger Prüfung, wenn es Berichtigung gab, benutzt, und obgleich nach einem Wunder, wie die zweite Ausgabe, man an der Möglichkeit einer dritten nicht zweifeln darf, so wird es doch schwer halten, dem gelehrten Verf. mit Nachträgen dazu zu Hülfe zu kommen. Denn brächte auch Jemand die Asklepiaden und die Ärzte der methodischen Schule (Modius Asiaticus, Claudius Agathemerus) und die Naturforscher Mantias &c., die E. Q. Visconti, durch Kunstdenkmäler veranlaßt, in der „Iconographie grecque" (Th. 1, S. 180 fg.) bespricht, so würde Dr. Choulant sie darum aus seinem Werke verweisen, weil, außer ihren Namen und ihren Bildnissen, leider! von ihnen nichts zu erzählen ist. Und ohnehin fehlte es ja nicht an Stoff. Alle wissenschaftlich wichtigen Ärzte und Naturforscher von den frühesten Zeiten der griechischen Bildung bis zu den Tagen der Auflösung des byzantinischen Reichs, die lateinisch schreibenden bis auf Gilles von Corbeil, darauf die Araber, so viel ihrer das Abendland bis zu Habderrhaman kennt, endlich die Perser und Armenier, umschließt dieser Band, der einem folgenden die Zeiten der Palingenesie der Medicin (durch die Anfänge der Medicinalgesetzgebung und die großen Forschungen über Naturkräfte, Albrecht der Große) eingeleitet, ungeschmälert überläßt. Charakteristiken der Werke und Erörterungen von Eigenthümlichkeiten und der individuellen literarischen Stellungen zu dem Zeitalter gehen den Literarnotizen über die Ausgaben voraus, in deren Prüfung wieder eine Menge der gelehrtesten Notizen eingeflochten ist. Wie der Verf. solche Untersuchungen anzustellen pflegt, ist zwar hinlänglich aus seinen Arbeiten über Celsus, über Ägidius und Macer bekannt; doch dürfte es schwer halten, Theile nachzuweisen, die an Reichthum und Schärfe hinter diesen, dem Verf. seit Jahren vertraut gewordenen Theilen zurückständen. Man versuche nur beispielsweise mit Plinius die Prüfung, wo doch jeder das Zeug zu haben glaubt, um nachmessen zu können. Proben ergötzlicher Gelehrsamkeit, die dem Verf. sich aufdrangen, würde man nicht lange, um sie aufzuführen, zu suchen brauchen; doch wichtiger scheint es auf die Winke aufmerksam zu machen, die auf frühere Heilverfahren hinweisen, von denen noch jetzt Hülfe zu erwarten wäre.

Auch von den arabischen Ärzten spricht unser Verf. nicht mit aus zweiter Hand bezogner Einsicht. Mehr noch als die arabischen Namensüberschriften bezeugt das der Text, den er beifügt. Von den vielen Stellen, die man auch um des gerundeten und wie ein nasses Gewand den Gedanken umschließenden Ausdrucks wegen abschreiben möchte, reizt vor allen auch die über das Verhältniß der arabischen Medicin zu der griechischen. Doch man lese im Buche selbst!

Indocti discant, ament meminisse periti. 8.

Literarische Notizen.

Gleichzeitig mit einer zweiten Auflage ihrer rühmlich bekannten „Queens of England" ist von Miß Agnes Strickland „Alda, the british captive" erschienen, eine ebenso gut geschriebene als in mehrfachem Betracht interessante Dichtung. Die Grundzüge sind folgende. Alda ist die Tochter Aldagem's, eines tapfern Fürsten in den Tagen, wo die Briten unter ihrer kriegerischen Königin Boadicea den Römern mannhaft widerstanden. Aldagem wird in der Schlacht römischer Gefangener; seine fünf Söhne liegen erschlagen, er selbst blutet aus tiefen Wunden und den letzten Schwertschlag führt er in der Vertheidigung seiner Tochter Alda, die nach der Sitte jener Zeit, begleitet von ihren Sklavinnen, ihm zu Wagen in den Kampf gefolgt ist. Alda sammt ihrem Vater werden nach Rom geführt und verherrlichen den Triumphzug des Imperators. Aldagem stirbt unmittelbar nach dieser entehrenden Schaustellung und Alda wird zur Sklavin erniedrigt. Unter ihren Mitsklavinnen ist eine Christin. Alda tritt zum neuen Glauben über und stirbt für ihn. Die englische Religiosität hat das Buch überaus günstig aufgenommen.

Das Verdienst einer dreibändigen Novelle „The naval surgeon", vom Verf. des „Cavendish", wie das Titelblatt Hrn. Neale nennt, besteht ziemlich ausschließend in der Beschreibung des Kampfes einer Fregatte mit einem 74 Kanonenschiffe. Darüber hinaus führt der Verf. die Leser, die ihm folgen wollen, in das Reich der Unwahrscheinlichkeiten und unterhält sie nebenbei mit etwas Ehebruch, einigem Wahnsinn und mehren Mordthaten. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 210. —— 29. Juli 1841.

Mittheilungen über Goethe aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen, von Friedrich Wilhelm Riemer. Berlin, Duncker und Humblot. 1841. Gr. 8. 5 Thlr.

Vor Jahren schenkte Eckermann dem Publicum sein Werk über Goethe, und noch jetzt muß man ihm dafür dankbar sein, daß er so aus inniger Liebe und Verehrung sich selbst vergaß und in den Hintergrund stellte, um dem großen Manne das hellste Licht zuzuwenden. Mit der tiefsten Pietät gab er das treue Bild Dessen, den er Jahre lang walten gesehen, und der Leser sieht ihn auch walten, athmen, reden, und wie eine schön strahlende Sonne tritt er ihm aus dem Buche entgegen und zertheilt durch dieses Erscheinen allein die unlautern Nebel, die ihn zu verdunkeln gestrebt.

Wenn Eckermann uns Goethe als Greis so siegreich, mild und herrlich entgegenführte, wie viel mehr stand nicht von Riemer's Werk zu erwarten, dessen Verfasser ihn, während er noch in der Fülle seiner Kraft wirkte und dichtete, umgeben hatte und der, mit gleicher Pietät und Verehrung für den großen Mann, noch wegen tieferer Gelehrsamkeit berühmt ist. Der Leser findet sich aber getäuscht, denn Dr. Riemer hat in seinem Buche nicht ein Lebensbild, sondern ein Schlachtfeld geliefert, worin er mit den stärksten Schmähungen alle Gegner Goethe's anfällt, um im blinden Eifer die von jeher gegen Goethe gerichteten Vorwürfe, welche größtentheils schon längst vergessen, zu widerlegen, sie dem Publicum wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, ohne auch nur andere Beweise gegen dieselben zu führen, als seine eigenen Behauptungen und Schilderungen. Denn Riemer gibt uns nicht den Goethe, wie er lebte, handelte, sprach und dachte, sondern wie Riemer ihn auffaßt; er theilt den Goethe in Paragraphe und Capitel ein und gibt sein Gutachten über ihn und seine Eigenschaften, wie der Anatom über die Eingeweide eines Verstorbenen, den er secirt hat. So liest man denn als Überschriften der einzelnen Capitel: IV. Goethe's Persönlichkeit; V. Gesundheit; VI. Charakter; VII. Gesinnung; VIII. Thätigkeit; IX. Totalität; X. Eigenheiten; XI. Fehler. Das Capitel der Gesinnung zerfällt in a) Sensibilität; b) Ruhm; c) Uneigennützigkeit; d) Dankbarkeit; e) Wohlthätigkeit; f) Aberglaube; g) Religiosität; h) Aristokratismus; i) Deutschheit. Alles das ist mit großer Gelehrsamkeit zusammengetragen, mit vielen Stellen und Worten aus Goethe's Schriften, dann und wann wol auch mit einem Gesagten belegt; doch bleibt das Bild todt, und der Leser sieht den Goethe nicht, wie er war — sondern wie Riemer ihn verdaut und verarbeitet hat.

Doch hat der Verf. nur allzu viel Leben in sein Werk gebracht, durch derbe, lieblose Angriffe und Schmähungen auf alle Gegner und nicht ganz blinde Verehrer Goethe's und einen wahren Vernichtungskrieg begonnen gegen Alle, die Goethe nicht wie er aufgefaßt, nicht wie er über ihn geschrieben haben. Eckermann's Werk berührt er nur kurz und wirklich nicht ohne Tadel; dagegen scheint Falk's „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt" Riemer's Galle sehr aufgeregt zu haben, und die Art seiner Kritik des längst Dahingeschiedenen und dessen Werkes möchte wol auf persönliche frühere Feindseligkeiten schließen lassen. Daß Falk mit dem „schwarz befiederten Dreimaster" und dem „buntseidenen Schnupftuche vor dem Munde" auf der Straße gesehen wurde, dünkt uns noch kein Grund, seinen Worten und Erzählungen unsern Glauben zu versagen, und wenn er auch viel sprach und für Manche zu viel, so sprach er doch zu schön und zu geistreich, um nicht auch von einem Goethe angehört zu werden; auch war er zu sehr Verehrer der Goethe'schen Werke, besonders des „Faust", den er commentirte und oft zum Gegenstande des Gesprächs machte, um nicht „Goethe selbst gehörig auffassen und beurtheilen zu können", was Dr. Riemer in Zweifel stellen möchte. Für Falk gab es weder Raum noch Zeit, und wenn eine Idee ihn erfaßt hatte, so war er von ihr fortgerissen und wußte nicht mit den passenden Visitenstunden zu beginnen und zu beschließen, nicht mit dem Maßstabe der Convenienz zu messen, und so mochte sein näherer Umgang für Goethe wol oft störend, seine Unterhaltung allzu aufregend sein; wenn aber der Zufall ihn mit Falk zusammenführte, mag er sich wol mit ihm gern ausgesprochen haben, und auf keinen Fall hat irgend Jemand das Recht, auf bloße Vermuthungen hin ein angegebenes Factum abzuleugnen. Hat Frau v. Staël Falk wirklich „bavard" genannt, so hat sie doch hinzugefügt: mais il parle bien, und viel mit ihm gesprochen. Und so konnte auch Goethe wol auf Stunden einmal

Alles vergessen, was ihm in Falk's Umgang etwa unbequem war, und dem herrlichen Genius, dem edeln Streben und frommen Herzen des ausgezeichneten, so oft verkannten Mannes lauschen, der Goethe's Genius so sehr bewunderte. Falk's Tagebücher zeugen noch von solchen einzelnen Gesprächen und Goethe's Anruf an den Hund: „Larve, du kriegst mich nicht unter", welche Riemer für unmöglich erklärt, steht darin aufgezeichnet, ohne daß Falk damals den Gedanken gehabt hätte, das dadurch herbeigeführte Gespräch in den Druck zu geben. Ist es edel, einen Todten, der sich nicht mehr vertheidigen kann, der Lüge zu zeihen? Wär Riemer denn so ganz unzertrennlich von Goethe, begleitete er ihn denn auf allen seinen Wegen, um so bestimmt zu wissen, daß er Falk nicht selbst die Mittheilungen des Gesprächs mit dem König von Holland gemacht? Er gibt zu, „daß sie authentisch und identisch mit Goethe's eigenen Worten wiedergegeben sind" — warum die Quellen dieser Mittheilungen verdächtigen?

Hat Riemer das Recht, Falk einen geheim öffentlichen Beobachter zu nennen, weil er die Entwickelung der Kotzebue'schen Intriguen, wodurch dieser das Goethe'sche Kränzchen zu sprengen, Schiller für sich zu gewinnen und von Goethe abzuziehen gedachte, so wahrheitsgemäß und wie sie sich zugetragen, erzählte? Im kleinen redseligen Weimar wurden wahrhaftig solche Dinge so allgemein bekannt, daß man nicht geheim öffentlicher Beobachter zu sein brauchte, um sie zu erfahren.

„Es wird ja gesagt, daß, wer ein Zeugniß für einen Verstorbenen verschweige, der gezügelt werde mit Zügeln von Feuer am Tage der Auferstehung." Solches hat Riemer selbst zu seinem Motto für dieses Erinnerungswerk genommen, und demzufolge können wir die Verzerrungen des armen todten Johannes Falk nicht dulden. Wenn er in seinem edeln Streben, Menschen zu beglücken, arme verwahrloste Kinder aufnahm, unterrichtete, ihnen Gott erkennen und ein Handwerk lehrte, wenn er sie zu nützlichen Staatsbürgern heranbildete und so die Zuchthäuser um Vagabunden ärmer machte, wenn er in seinem Eifer gegen die allzu sehr verbreitete Studirlust der Jugend, statt der gelehrten Schul- und Gymnasienbildung, die Erlernung eines nützlichen Handwerks, vereint mit der Ausbildung des Gemüths und der Religiosität anräth und in diesem Sinne schreibt und spricht; wenn man in seinem „Aufrufe an die Landstände des Großherzogthums Weimar, und sodann an das ganze deutsche Volk und dessen Fürsten, über eine der schauderhaftesten Lücken unserer Gesetzgebung, die durch die traurige Verwechselung von Volkserziehung mit Volksunterricht entstanden ist" (S. 5) sieht:

> Was in aller Welt nützen oder frommen dem Staate Spitzbuben, die lesen, Spitzbuben, die schreiben, und Spitzbuben, die rechnen können? Sie sind ihm nur um so gefährlicher! Ja, was nützen lateinische, griechische, französische Spitzbuben? Die mechanisch erlangten Fertigkeiten solcher Menschen sind ja nur ebenso viel Dietriche, die man ihnen zur Plünderung des Heiligthums der Menschheit in die Hände gibt —

so klingt diese Stelle doch ganz anders, als die ihm von Riemer in den Mund gelegte, „die Gelehrtenschulen zögen und bildeten nur griechische und lateinische Spitzbuben".

Falk hatte Zeit, Gesundheit, Vermögen, seine ganze Existenz der Besserung der verwahrlosten Kinder geopfert, und Riemer nennt das „seine Besserungskünste spielen lassen". Ja, Falk opferte auch sein Vermögen, denn die milden Beisteuern der Gesellschaft der Freunde in der Noth genügten den Ansprüchen der Anstalt nicht, und wenn Falk sich genöthigt sah, sein Werk über Goethe noch bei seinen und Goethe's Lebzeiten als Manuscript zu verkaufen, unter der Bedingung, daß es erst nach Goethe's Tod gedruckt werde, so kann man wol nicht dessen „zudringliches Erscheinen" Falk vorwerfen; es war auch keineswegs unwillkommen, und der Todte über den Todten redete gleichsam mit einer Geisterstimme zum Publicum und ward mit frommer Scheu vernommen.

Wenn der Satiriker Falk die scharfe Feder niederlegte und seine Zeit dem Wohle der Menschheit widmete, wenn er seine spätern Jahre in frommem Wirken verbrachte, so ist ihm doch gewiß kein Vorwurf daraus zu machen; und wenn er am Geburtstage der edeln Großherzogin Luise, die sein Streben und sein Wirken verstand, die wohlgeordnete Schar seiner Zöglinge im Schloßhofe aufführte, zum Dank für reiche Unterstützung, konnte wol kein edles Herz ihn tadeln.

Mit Bettina Brentano und deren Werk ist Riemer nicht besser verfahren, doch Bettina lebt noch und kann vielleicht selbst Belege beibringen gegen alle Widersprüche und Zeihungen der Unwahrheit, wenn sie es für der Mühe werth hält, den bis zur Unhöflichkeit Wahrheitsliebenden zu widerlegen. Bettina's Werk ist so reich an Poesie, so erquickend im Zeitalter der Prosa, es gibt sie selbst so viel mehr als Goethe, und trägt so gar nicht das Gepräge des Historischen, daß man auch eigentlich nicht die Ansprüche wie an Historisches daran macht, sondern sich daran freut und immer freuen wird. Es hat auch bei der Bildung eines Urtheils über Goethe im Publicum gar keinen Einfluß gehabt, denn Goethe war darin unter Blüten, Blumen, Perlen, Seifenblasen, Goldstaub, unter einer Welt von Phantasien, Putz, Pracht und Herrlichkeit vergraben, und wenn er dann und wann hindurchschimmerte, begrüßte man ihn freundlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der griechischen Revolution. Nach dem Englischen des Thomas Gordon bearbeitet und fortgesetzt von Joh. Wilh. Zinkeisen. Zwei Theile. — Auch u. d. T.: Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. Vierter Theil. Leipzig, Barth. 1840. Gr. 8. 4 1/2 Thlr.

Die Zeiten des Philhellenismus aus dem Jahre 1821 und folgende sind vorüber; er selbst ist, wenn nicht schon früher, doch mit der sogenannten Pacification Griechenlands zu Grabe gegangen, oder er ist wenigstens in anderer Gestalt, in ruhiger, mehr der wissenschaftlichen Seite geltender Richtung, wiederaufgelebt. Was der frühere Philhellenismus, der Philhellenismus,

der in den warmen und begeisterten Theilnahme der Völker seine Wurzel, in den Federn der Schriftsteller und der Rede der Volksmänner seine Organe, sowie in den verschiedenen Griechenvereinen seine thatsächlichen Vermittler nach außen hatte, der griechischen Sache selbst genützt hat, das Alles ist längst allgemein anerkannt: er ist der eigentliche Träger und insofern der wahre Retter der griechischen Revolution geworden. Auch kann er seiner Wirksamkeit und der wunderbaren Ergebnisse seiner Thätigkeit sogar dann sich erfreuen und auf dieselben nicht wenig stolz sein, möchte er selbst mit der Art und Weise der Gestaltung und Verwirklichung Dessen, was er vermittelt hat, mit dem Gange der griechischen Angelegenheiten, sowie mit dem Zustande Griechenlands und des griechischen Volks nicht ganz zufrieden sich erklären können. In dieser Hinsicht ist die eigentliche Schuld zunächst, wenn auch nicht ausschließlich, einzig und *allein* auf Seite Derer zu suchen, die als die Vertreter eines gewissen diplomatischen Philhellenismus der drei großen Mächte von Europa angesehen werden müssen, eines Philhellenismus, der gleichsam nicht sein eigener freier Schöpfer, sondern vielmehr nur das Erzeugniß des Nichtwollens einerseits und des Müssens andererseits war, der also aus einer zwitterhaften Verbindung hervorging, die, wie im Kleinen, so noch viel weniger im Großen jemals etwas Freies, Gutes, Schönes und Großes zuwege gebracht hat. Es kann und muß nur als die Frucht der Politik der Großmächte angesehen werden, der Politik, die nicht um der, der griechischen Revolution zum Grunde liegenden Principien und Zwecke, nicht um der wahren und wirklichen Pacification Griechenlands willen der griechischen Sache sich annahm, und nicht aus Liebe zu dieser Sache selbst, sondern eben nur aus Politik that, was sie that, wenn aus dem Schooße des 1821 aufgestandenen Griechenlands, das man nun einmal nicht ganz fallen lassen konnte, eben nur das Kindlein hervorgegangen ist, an dem die Diplomatie seit 1826 vielfach herumgezerrt und das sie endlich 1829 glücklich zur Welt gebracht hat, um dann bei ihm ruhmreiche Pathenstelle zu vertreten und es unter seinen großmächtigen Schutz zu nehmen. Parturiunt montes: est natus ridiculus mus! Die Freunde der wahren Freiheit, die wahren Freunde Griechenlands sind allerdings bitter getäuscht worden; indessen ist vielleicht die Zeit nicht gar zu fern, die sie selbst und zugleich Griechenland rächen, und die zwar nicht Geschehenes ungeschehen machen, aber doch die Folgen einer falschen, für Griechenland, wie für Europa unpolitischen und verderblichen Politik um so deutlicher ans Licht bringen und für Griechenland, wie für Europa noch gut machen wird, was hieran überhaupt noch gut gemacht werden kann.

Inzwischen ist es gut, das Geschehene auch in seinen Einzelnheiten kennen zu lernen, um daraus die Gegenwart richtig beurtheilen zu können und auf die Zukunft gefaßt zu sein. Das vorliegende Werk ist zu diesem Zwecke ein guter Führer. Zwar ist dasselbe zum Theil nur eine Übersetzung des 1832 zu London in zwei Bänden erschienenen Originals von Gordon: „History of the greek revolution", und blos für die Zeit von der Ankunft des Präsidenten J. A. Kapodistrias (im Februar 1828) bis zur Thronbesteigung des Königs Otto (am 1. Juni 1835) ist es die eigene Arbeit Zinkeisen's; allein da der Letztere jenem englischen Werke nachrühmt, daß es „mit dem größten Reichthume des Materials die geschickteste Sichtung des Stoffs und ein aus eigener Anschauung hervorgegangenes sicheres und meistens treffendes Urtheil zu verbinden wisse" (Bd. I, im Vorworte), so kann man es am Ende nur billigen, daß Zinkeisen, statt auch für die frühere Zeit eine eigene, aus den vorhandenen Quellen geschöpfte Darstellung zu geben, sich vielmehr auf die Übersetzung eines Werks, welches selbst für eine Quelle gelten muß, beschränkt hat. Ob er dabei mehr gethan habe als blos übersetzt: darüber hat er sich wenigstens nicht ausgesprochen, und nur selten scheinen Anmerkungen, die er zu der Übersetzung des englischen Originals hinzugefügt hat, ihm einen größern Antheil hierunter und ein größeres Verdienst, als den Antheil und das Verdienst eines bloßen Übersetzers, vindiciren zu wollen. Für einen, freilich nur das Original selbst als Vorwurf treffenden Mangel müssen wir es halten, daß, wennschon wir jenes Original selbst als Quelle bezeichneten, im Einzelnen die von dem Verf. benutzten Quellen und Unterlagen seiner Darstellung nur selten angegeben worden sind. Die Darstellung selbst, bei welcher der englische Verf. nicht immer an die Thatsachen sich hält, sondern auch auf interessante Persönlichkeiten und Personalschilderungen sich einläßt, haben wir im Einzelnen ungleich gefunden; Manches erscheint unverhältnißmäßig hervorgehoben (z. B. die Darstellung des Gefechts bei Peta in Epirus im Juli 1822), Anderes dagegen (z. B. die einflußreiche Classe der Phanarioten) hätte mehr Beachtung und eine ausführlichere Behandlung verdient. Daß in dem Ganzen kein fester Plan der Behandlung hervortritt und keine rechte Ordnung in der Darstellung herrscht, mag dem Verf. gerade nicht zum Vorwurfe gemacht werden, da auch in dem Kampfe selbst und in den einzelnen Operationen der Griechen, vorzüglich im Anfange des erstern, ein bestimmter Plan, eine gewisse, nur ein einziges Ziel mit Beharrlichkeit verfolgende Ordnung gar nicht oder selten und nur theilweise zu erkennen und vorhanden war. Übrigens muß namentlich das anerkannt werden, daß Gordon's Werk nicht blos referirend, sondern zugleich raisonnirend und kritisch ist, daß es manche frühere Irrthümer berichtigt, dabei jedoch, trotz der vielen Parteistreitigkeiten, die sich fast vom Anfange der griechischen Revolution an durch die Geschichte derselben in verschiedenen Schattirungen hindurchziehen, unparteiisch ist ebenso nach innen, als unparteiisch und freimüthig nach außen. Gerade bei einem Engländer, der freilich die Dinge in der Nähe gesehen, mag diese Unparteilichkeit, womit er z. B. die Griechen selbst und ihren Charakter aufgefaßt hat und schildert (I, 34 fg.), auffallen; aber sie muß um so mehr als ein Vorzug seines Werks gelten, wie sie auch den Charakter des Mannes an und für sich selbst in hohem Grade ehrt. Indessen kann hier auf das Einzelne nicht eingegangen werden, wennschon wir Manches besonders hervorheben, über Anderes unsere Zweifel und die Verschiedenheit unserer Ansichten aussprechen möchten; aber das müssen wir noch ausdrücklich rügen, daß uns lange kein Buch vorgekommen, welches in den Eigennamen so fehlerhaft gedruckt ist, ohne daß diese Fehler besonders angezeigt worden wären.

Von S. 581 des zweiten Theils an bis zum Ende (S. 886) beginnt die eigentliche Arbeit Zinkeisen's, wobei derselbe seine, in dem „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" zerstreuten Aufsätze über die griechischen Verhältnisse benutzt hat. Was er in diesem Theile der vorliegenden „Geschichte Griechenlands" namentlich über Kapodistrias und über sein ganzes Wirken in Griechenland sagt und urtheilt, muß wenigstens als nicht einseitig, vielmehr als möglichst unparteiisch anerkannt werden; der Verf. ist im Tadel wie im Lobe unabhängig von Nebenrücksichten und er faßt den Mann ins Auge nicht blos nach Dem, was er vor der Welt gethan, sondern auch nach Dem, was er gewollt und erstrebt hat, ohne dabei die Verhältnisse, unter denen er gerade in Griechenland auftrat, ebenso wenig frei nach außen, als frei und stark nach innen, und die materiellen und moralischen Schwierigkeiten, mit denen Kapodistrias fortwährend, namentlich nach den pariser Julitagen 1830 zu kämpfen hatte, unberücksichtigt zu lassen. Die Katastrophe des unglücklichen Präsidenten ist in ihren Anfängen und in ihrer weitern Entwickelung gut angedeutet und erklärt; die Schuld an dem Ausgange findet sich auf beiden Seiten, oder der Ausgang selbst kommt hier keineswegs unerwartet, wie er denn auch dem Kapodistrias jedenfalls nicht unerwartet gekommen ist. Besonders interessant ist die Darstellung der Zustände Griechenlands nach der Ermordung des Kapodistrias und unter der Regentschaft bis zum 1. Juni 1835. Fehlen namentlich dem ersten Theile dieser Darstellung düstere, trübe Schatten und heftige Gewitterstürme keineswegs, so ist doch der Ausgang glücklicher gewesen, als die innern Feinde Griechenlands

gewollt; und nach hergestellter Ordnung und gesicherter Regierungsgewalt hat das Land unter der Regentschaft einer schönern Zukunft um so sicherer zugeführt werden können. Vieles ist noch nach den verschiedensten Seiten hin zu thun: denn noch ist die griechische Revolution nicht als beendigt anzusehen, und nicht ohne großen Einfluß kann die nicht mehr aufzuhaltende Katastrophe des türkischen Reichs namentlich auf Griechenland bleiben. Was auch von außen, bei dem Hinblicke auf dieses unvermeidliche Schicksal der Türkei, für Griechenland gefehlt worden ist; was auch im Innern, ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes, vielfach versucht und geirrt worden: die unverwüstliche Natur des griechischen Geistes wird sich vor den einseitigen Berechnungen der Cabinete nicht verleugnen, und vielleicht kommt eine Zeit, wo der neubegründete griechische Thron, zu männlicher Kraft gediehen, den Ansprüchen genügen wird, welche Mit- und Nachwelt an ihn machen mögen. 17.

Pferdebezauberung.

Frederick Tolfrey in seiner heitern Schilderung eines Jagdzugs durch die Picardie und Normandie — „The sportsman in France" (2 Bde., London) — erzählt folgendes Curiosum: „Bei einer unserer Streifereien kamen wir in die Nähe von Rosporbon an das Schloß eines französischen Edelmanns, der durch einen Diener um die Ehre bitten ließ, unter seinem Dache einige Erfrischungen einzunehmen. Wir erklärten uns bereit und wurden vom Schloßherrn, Hrn. de S..., auf das freundlichste empfangen. Als er hörte, daß Capitain P... ein alter Dragoner sei, ließ er uns seine Rosse vorführen. Eins derselben, das er vor wenigen Tagen gekauft, war allem Anscheine nach ein treffliches Thier, hatte jedoch einen Fehler, und das einen sehr widrigen — Niemand konnte es reiten. Hr. de S... war deshalb bereits entschlossen, es zum Dorfvulcan zu schicken, der neben seiner Schmiedeprofession die eines in der Bretagne sogenannten sorcier trieb und die Kunst verstand, Pferde mittels Einflüsterns zu bezaubern. Diese Fähigkeit ist sowol Irländern als Franzosen beigelegt worden. Ich glaube indessen, daß sie auf Frankreich und Irland sich nicht beschränkt, sondern unter mancherlei Gestalten andern Ländern ebenfalls eigen ist. Jedermann kennt die Gewohnheit des Lappen, seinem Rennthier in die Ohren zu zischeln. Ich kann nunmehro aus Erfahrung reden, denn ich habe Gelegenheit gehabt, die Geschicklichkeit des sorcier auf die Probe gestellt zu sehen. Nachdem Capitain P... eine Stunde lang sich vergebens abgemüht, die Widerspenstigkeit des Thiers zu brechen, gab er es an Hrn. de S... und dessen Reitknecht zurück. „So bleibt nichts übrig", sagte Ersterer, „als es zum Zauberer zu schicken." Auf unsern Wunsch, Augenzeugen der Wunderthat zu sein, erbot sich Hr. de S..., uns ins Dorf zu begleiten. — — Der Stalljunge führte das störrische Thier; wir folgten zu Fuße. Bei unserer Ankunft im Dorfe befahl Hr. de S... dem Stalljungen, still zu halten, bestieg zu unserer großen Verwunderung das gesattelte Pferd und sagte: „Nun werden Sie sehen, meine Herren." Das Pferd erlaubte ihm, sich bügelfest zu machen. Sowie er aber anfing, es vorwärts zu treiben, schien jede Muskel vor Wuth anzuschwellen; das Pferde bäumte, schlug aus, bockte, ließ mit einem Worte nichts unversucht, seinen Reiter abzuschütteln. Dieser, ein ausgezeichneter Reiter, saß zwar fest, fand aber seinen Sitz nicht besonders angenehm und wollte absteigen. Das erlaubte jedoch das Pferd nicht, bäumte noch höher als vorher und verrieth starke Lust, sich zu überschlagen. In diesem Momente trat ein kräftiger, untersetzter Mann aus einer Schmiedewerkstatt, auf welche wir zugegangen, näherte sich und blieb, weiter nichts sagend als: „J die Bestie!" dem Schauspiele ruhig zusehend, stehen. Der Reitknecht, böse über diese Saumseligkeit, schrie endlich: „Nun, François, wie lange wird's? Mische schnell; er überschlägt sich sonst, sag' ich dir." „„Will der Herr es haben?"" fragte der sorcier, denn der war er. „Freilich, freilich", versetzte der Reitknecht. Kaum war das gesagt, so nahm der sorcier die Gelegenheit wahr, den Hals des Pferdes mit beiden Armen zu umfassen. Das Pferd, solcher Umarmungen nicht gewöhnt, stieg und hob den kleinen Mann in die Höhe. Dieser ließ sich nicht schrecken, hielt fest und brachte trotz seiner unbequemen Stellung den Mund an die Öffnung von des Pferdes Ohr. Was er hier that oder sagte, weiß ich nicht. Unglaublich ist es, daß bloßes Einblasen von Wirkung gewesen sein könnte. Seine Hände klammerten fest an des Pferdes Halse und was ich außerdem zu bemerken vermochte, war, daß er den Mund ebenso fest aufs Ohr drückte. Sei dem aber wie ihm wollte, ohne Weiteres wurde das Pferd minder störrisch, stand still, zitterte ein Wenig, als wenn es friere, und — sein Muth war gebrochen. Seltsam, wie das Jedem erscheinen muß, verbürge ich die Thatsache, ohne mir die Erklärung des Wie und Wodurch anmaßen zu wollen. Solche überlasse ich klügern Köpfen als der meinige. Das hingegen versichere ich als unbestreitbare Wahrheit, daß das Pferd durchaus fügsam wurde. Ich habe es später zu wiederholten Malen geritten und wünsche mir in meinem ganzen Leben kein lenksameres Vierbein." 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 211. —— 30. Juli 1841.

Mittheilungen über Goethe aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen, von Friedrich Wilhelm Riemer.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

Ref. hätte viel zu thun, wenn er alle von Dr. Riemer Angegriffenen und Geschmähten vertheidigen wollte; sie werden es leider schon selbst thun, denn sowol das sogenannte junge Deutschland, als Menzel u. s. w. haben scharfe Federn, und ich fürchte, Dr. Riemer wird durch das schöne Streben, den Todten zu ehren, sich eine große Schar Gegner herausgefodert haben.

Auf Billigkeit, Schonung, Nachsicht hat allenfalls der noch Lebende zu rechnen; die Todten hatten ihren etwaigen Antheil im Leben dahin; mit ihrem Abscheiden daraus scheiden sie auch von jeder Gegenwart und Zukunft, und einzig bleibt ihnen die Allen gemeinsame gleiche Vergangenheit. Und doch ist nur liebreiches, ehrenvolles Andenken Alles, was wir den Todten zu geben vermögen, und zwar mehr um unsertwillen; denn wer keine Erinnerung hat, hat auch keine Hoffnung u. s. w.

Also spricht Riemer sehr schön, und wir erkennen die gute Absicht seines Strebens; wäre er mit mehr Milde zu Werke gegangen, hätte er im Eckermann'schen Style geschrieben, wie viel hätte er nicht beitragen können zu dem Nachruhme des großen Mannes; so hat er aber, statt aus seinem Verkehre mit ihm zu berichten, mühsam ein Urtheil zusammengetragen, mit unzähligen Citaten belegt, sogar einmal in vier Zeilen auf fünf Stellen in verschiedenen Werken hingedeutet. Er hat ein Riesenwerk unternommen, ein Riesenwerk der Gelehrsamkeit und Belesenheit, ein Riesenwerk auch der Geduld und der Ausdauer, denn er hat gewiß die acht Jahre seit Goethe's Tod daran geschrieben, und doch fehlt demselben der Segen. Theils gibt er schon Bekanntes, in frühern Werken über Goethe, aus Goethe's Tagebüchern und dem verschiedenen Briefwechsel Hervorgehendes, und Vieles, das noch nicht gekannt, hätte ebenso gut wegbleiben können.

Wenn er Friedrich Arendt's Besuch bei Goethe erwähnt, hofft man auf reiche, gehaltvolle Tischgespräche — Riemer rühmt ja selbst an Goethe das Talent, Anderer Wissen und Kennen zu entlocken —; statt dessen erzählt uns Riemer von Arendt's gutem Appetit, daß er Salatbrühe aus dem Teller getrunken und der Köchin Vorwürfe gemacht wegen der öftern Wiederholung des Küchenzettels. Wenn der aufwartende Diener solche Notizen mitgetheilt hätte, würden wir uns nicht gewundert haben.

Von Voß und Öhlenschläger's Umgang mit Goethe wußte er uns auch nicht viel mehr zu berichten, als daß Ersterer mit den Beinen wackelte und Letzterer die Finger knarte, und das bringt er in dem ersten Theile zu drei wiederholten Malen vor.

Alles das möchte uns glauben machen, der Verf. habe zwar in Goethe's Manuscripten die fehlenden Kommata und Punkte ersetzen, auch wol Aufschluß über manche grammatikalische Zweifel und Dunkelheiten geben, wie er Seite 200 berichtet, doch den Geist des großen Mannes nicht auffassen können, wenn nicht so Manches in den vorliegenden Stellen von tieferm Auffassen und Verstehen zeugte, und man fühlt sich bewogen, die verfehlte Wirkung des Buches nur einem Misgriff des gelehrten Verf. zuzuschreiben.

Und in diesem großen Misgriffe in Form und Ton des ganzen Werkes sind unzählige kleinere Misgriffe begangen, und Das, was eine Apotheose für Goethe sein sollte, wird nur dazu dienen, längst entschlafenen Tadel, längst verstummte Feinde wieder aufzuregen. Im Paragraphen der Häuslichkeit namentlich möchten sich leicht noch lebende Weimaraner aus jener Zeit finden, welche den tiefen Schatten zu jener Skizze von Goethe's häuslichem Glück liefern könnten. Es gibt Dinge, die man nicht entschuldigen, nicht beschönigen, wol aber vergessen kann, und wer es mit Goethe gut meint, sollte dieses Vergessen nicht stören. Sein Genius wird der spätern Nachwelt noch heilig sein; warum derselben auch die menschlichen Schwächen vermachen?

Um Goethe noch glänzender hervortreten zu lassen, bemüht sich Riemer Schiller im Verhältniß und Vergleich mit ihm herabzusetzen, und wunderlich sind die Gründe, worauf er sich bei diesem Unternehmen stützt. So heißt es z. B.:

Nicht so ganz neidlos mochte Schiller ihn angesehen haben, wie schon aus dessen einziger Bemerkung erhellt, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.

Und wenn Schiller nie etwas Anderes geschrieben und gesagt hätte als dieses Wort, so würde man die edle Seele in ihm haben erkennen müssen. Riemer erkennt darin nur den geheimen Neid, und sagt weiter:

Da der Gedanke schon in Don Carlos' Worten ausgedrückt erscheint, wenn dieser im Schmerz, sich durch Posa's Geist erdrückt zu sehen, sich endlich kühn entschließt, ihn grenzenlos zu lieben, so gehört es um so mehr einer Herzenserfahrung des Dichters an und bestätigt nur, was vorhin angedeutet worden.

Ferner:
selbst Schiller, der den Namen, „Goethe's Freund" zu heißen, verdienen will, weiß doch manchmal in seiner Kritik sich ein gewisses ascendant über ihn zu geben, das Demjenigen wehe thun muß, der da sieht und sonst weiß, wie es auch mit diesem Geiste beschaffen gewesen.

Goethe schreibt an Schiller:

Er sei fest überzeugt, daß die Fabel des Wilhelm Tell sich werde episch behandeln lassen, und es werde dabei, wenn es ihm, wie er vorhabe, gelänge, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu einer vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen müsse.

Schiller billigt diesen Stoff und schreibt:

Die Idee von Wilhelm Tell ist sehr glücklich, und, genau überlegt, können Sie nach dem „Meister" und nach „Hermann und Dorothea" nur einen solchen völlig localcharakteristischen Stoff mit der gehörigen Originalität Ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung behandeln.

Und Riemer bemerkt hierbei in einer Note, daß dieses Manoeuvre Schiller's an die Fabel vom Fuchs und Raben erinnere, dem jener den genommenen Käse abgeschmeichelt. Schiller geht hierin Goethe so lange um den Mund, bis Goethe durch das sich Aussprechen über den Gegenstand das Interesse daran verliert und ihn fallen läßt. Die Freundschaft zwischen Goethe und Schiller sollte als eine große schöne Erscheinung jener Zeit, als doppelter Heiligenschein der beiden großen Männer der Nachwelt übergeben werden, und Riemer bemüht sich auf unwürdige Vermuthungen hin sie zu verdächtigen, denn außer diesen hier angeführten Mittheilungen fallen noch manche Winke vor, welche beabsichtigen Schiller neben Goethe herabzusetzen, und es ist gewiß eine falsche Taktik, damit der eine Held übergroß dastehe, alle andern zu erniedrigen. Hatte Riemer in seiner Bewunderung für Goethe sich so ganz erschöpft, daß er nichts mehr zu bewundern vermochte? Wenn er das Große in Goethe auffassen konnte, war er dadurch erblindet für alles andere Große?

Das ganze Buch macht den Eindruck, als sei es mit geballten, in ohnmächtiger Wuth geschlossenen Fäusten geschrieben. Wie konnte nur der Autor die Feder halten?

Trotz alle diesem Tadel muß es aber doch gelesen werden, denn wenn man sich über die schwerfällige, etwas veraltete Schreibart, über die vielen französischen Worte, die lateinischen und griechischen Citate und unzählige Zahlen und Hinweisungen auf die belegenden Stellen in andern Büchern hinwegsetzt, enthält es doch Interessantes, wie alles von Goethe Handelnde, und zeugt von des Autors tiefer Verehrung für den großen Mann.

Die Capitel über Goethe's Religiosität, Uneigennützigkeit, Aristokratismus sind mit viel Kunst und Gelehrsamkeit zusammengetragen. In dem Paragraph VII. Religiosität beweist oder vielmehr erzählt Riemer:

Goethe war zwar kein Christ im gewöhnlichen Verstande, sondern dem Sinne und Gemüthe nach in seiner humanen Denk- und Handlungsweise, doch auch kein Heide nach dem gemeinen Sprachgebrauche, etwa in dissoluter Sitte und schwelgerischem Lebensgenuß.

Goethe'n konnte der allgemeine Kirchenglaube nicht genügen, er mußte darüber hinausgehen und sich zu Vorstellungen erheben, welche mit Geschichte, Natur und Vernunft übereinstimmender sind als die kirchlichen Dogmen, die zum Theil auf strittiger Überlieferung, zum Theil auf dialektischer Aussinnung der zur Hand liegenden Voraussetzungen beruhen.

Des religiösen Gefühls wird sich kein Mensch erwehren, sagte Goethe, und ein sittliches, pflichtmäßiges Betragen stellt sich von selbst ein, wo die Vernunft obwaltet, und den Menschen in der Natur, als dem Tempel der Gottheit, umherleitend, den Unsichtbaren in seiner sichtbaren Umgebung nicht nur verehren, sondern auch immer würdiger erkennen lehrt. Naturforscher und Künstler, Poeten wie Bildner sind die rechten, wahren Priester des Göttlichen und die Sprache der Kunst das angemessenste Medium, wodurch es dem Menschen näher gebracht wird.

Sein äußerer und innerer Gottesdienst bestand also darin, daß er, wie jener Goldschmied zu Ephesus, in seiner Werkstatt sitzend, treu und fleißig an der Nachbildung des wundervollen Gürtels arbeitete, der die Natur, das heilige Gewand der Gottheit umschließt, und so sein kunstreiches Streben in frommen Wirken durch das Leben leitete, ohne sich durch das Geschrei draußen von einem speculativen Gott, „hinter des Menschen alberner Stirn" im geringsten stören zu lassen.

Den Bekehrungsversuchen zum Katholicismus von dem Grafen Stolberg soll er widerstanden und eine Abneigung gegen den Misbrauch des Symbols des Kreuzes gehegt haben.

Er hatte seine eigene Ansicht von Gott, und ihm blieb, als einem Naturfrommen und Protestanten, wie Shakspeare, die Freiheit, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln.

Keine (d. h. keine besondere) Religion zu haben, eben aus Religion; diese Maxime wird, wie Schiller und Novalis, auch wol Goethe gestattet sein dürfen. Denn eben darum, daß er in einem langen Leben keine Confession fand, zu der er völlig sich hätte bekennen mögen, vermochte er ohne Vorliebe und Vorurtheil das Geistige, die Seele eines jeden Cultus, mit reinem ästhetischen, sittlichen Geschmack zu erfassen und zu erkosten: Erst den naiven sinn- und gestaltreichen Polytheismus des classischen Heidenthums, gebildet durch Personificirung abstracter Natur- und Moralbegriffe, sammt Vergötterung würdiger Heroen und verdienstvoller Menschen; dann denselben wiederholt und umgewandelt in den sentimentalsten gefühl- und gemüthreichen romantischen Katholicismus, gleichfalls formirt durch Personificirung geistiger Ideen und Kanonisation ausgezeichneter Glaubens- und Tugendhelden. Nun aber noch den Monotheismus, völlig bildtodt, doch erhaben symbolisch im Sonnencultus der Parsen, wie rein begrifflich im Rationalismus des Protestanten, verbunden mit der vollkommensten Gottergebenheit des Islam. Alle diese Vorstellungen konnte er nicht nur etwa gelten lassen, sondern auch in reinem ästhetischen, moralischen Sinne sich aneignen und als Dichter einer jeden Partei den Besitz ihrer Vorstellungen zugute machen.

Wenn er praktisch und didaktisch sich mit Gegenständen eines frommen Glaubens und inniger Andacht beschäftigte, wie kann man nur einen Augenblick zweifeln, daß seiner Seele nicht auch ehrwürdig und heilig gewesen, was Millionen Seelen zusammenbindet, wenn er dessen Darstellung sich zur Aufgabe seines Nachdenkens machte und der Bestrebung Anderer empfahl? Kann denn wol der Dichter schildern, was er nicht geliebt hat und liebt? (?) Jede Religion in Ehren zu halten, ist ein

Grundsatz seiner symbolisch zu verstehenden pädagogischen Provinz.

(Der Beschluß folgt.)

Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedication an den Verstorbenen. Von Georg Herwegh. Zürich und Winterthur, Lit. Comptoir. 1841. Gr. 8. 1⅙ Thlr.

Deutschland ist um einen Dichter reicher geworden! Es ist noch nicht lange her, als bei einigen Franzosen ein krankhaftes Gelüste nach den Rheinlanden offenbar ward und sich wackere Männer, in nachbarlicher Freundschaft, mit Ernst und Liebe um ihre Heilung bemühten. Da geschah es nebenbei, daß in unserm Vaterlande eine kaum noch erhörte poetische Emeute zum Ausbruch kam. Aus allen deutschen Musenalmanachen heraus liefen die poetischen Gamins und politischen Dilettanten zusammen, um mit dem fieberhaft unruhigen Patienten im Westen auf eigene Hand eine Wassercur anzufangen. Sie tauchten ihre Spritzen in den „freien deutschen Rhein“ und da ihnen ganz Frankreich toll geworden schien, ließen sie ein Tropfbad regnen über Gerechte und Ungerechte. Hat man doch gar die einzelnen Tropfen in ein dickleibiges Buch, in einen ansehnlichen Sumpf gesammelt, aus dem für Alle, die darauf achten wollen, die patriotisch aufgeblasenen Frösche noch jetzt lustig und behaglich herausquaken. Mit unter dem Einflusse einer allgemein vaterländischen Erhebung und Begeisterung, die freilich auch diesmal wieder das Erhabene an das Lächerliche grenzen ließ, sind die „Gedichte eines Lebendigen“ entstanden. Es sind Blitze nach dem Platzregen. Gleichwol möchte ich nicht, daß sie früher erschienen wären. Da noch die Sperlinge auf allen Dächern und Zweigen zwitscherten, hätte das blödere Auge wol auch den hochfliegenden Adler unter die Sperlinge gezählt; da man in der patriotischen Eile und Übereilung den Gänsen den Lorber um den Hals warf, wäre die Nachtigall allzu leicht überhört worden. Jetzt werden diese Gesänge vielleicht eher nach Verdienst gewürdigt werden. Neben dem trefflichen „Märchen“ von R. E. Prutz, der sich von anderm Zweige seinen Kranz gebrochen hat, sind sie gewiß das Bedeutendste, was seit Platen's „Polenliedern“ in dieser Art erschienen ist; und in ihrer großen Mehrzahl reihen sie sich dem Besten deutscher Lyrik an:

Unter den „Gedichten eines Lebendigen“ ist auch ein „Rheinweinlied“ (S. 36):

Wo solch ein Feuer noch gedeiht
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht und Link, das Link und Recht,
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt euch vorher schreiben.
Hurrah! Hurrah! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Dieses Rheinweinlied ist etwa um dieselbe Zeit wie Becker's Rheinlied gedichtet; daß es erst später erschienen, ist rein zufällig. Er ist mir recht lieb, dieser Nikolaus Becker, trotz seines bedenklichen Vornamens, der einen auf den Gedanken bringen könnte, daß er — sehr unwillkürlich und im besten Glauben — als russischer Vorposten am Rhein gegen die Franzosen diene. Der gefeierte Sänger ist, wie er dies in der Sammlung seiner Gedichte hinlänglich an den Tag gelegt, ein braver, idyllischer Mensch, der sich seinen Rheinwein nicht blos besingt, sondern gewiß auch gut schmecken läßt. Selbst seine deutsche Marseillaise hat etwas von diesem idyllischen Charakter. Es ist darin viel löbliche Gesinnung, aber auch viel Passivität ohne Handlung: es soll etwas nicht geschehen, so lange dies und das geschieht, was ohne unser Zuthun ohnehin geschieht, so lange sich der Rhein grün trägt, seine Felsen stehen, seine Fische schwimmen. Nirgend aber spricht sich darin der Muth des Handelns und die kecke Zuversicht auf die eigene frische Kraft in unmittelbarer Weise aus, wie in Herwegh's Lied, wo doch noch Büchse und Schläger von der Wand genommen werden und von Schlacht und Dreinhauen die Rede ist. Käme es dazu, wir würden freilich die Franzosen nicht mit dem Schläger in die Flucht jagen. Aber Büchse und Schläger sind die poetisch einzig möglichen Symbole unserer Mannhaftigkeit, weil sie die einzigen Waffen sind, worin sich die deutsche Wehrkraft, so weit sie nicht auf dem Exercirplatze gedrillt wird, dann und wann noch freiwillig übt.

Aus gleichem deutsch vaterländischen Geiste, der mitunter etwas ausfährt gegen Frankreich und gegen Franzosen, sind die beiden Gedichte „Ufnau und St.-Helena“ geflossen. Das eine hält den Deutschen vor:

Wie lang mit Lorbern überschütten
Wollt ihr die corsische Standarte?
Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hutten statt des Bonaparte?

Im andern heißt es von der Napoleonsasche und ihrer Beisetzung:

Was Albion heilig, wird man lesen,
Das hat der Franken Volk vernichtet;
England ließ ruhig ihn verwesen,
Wo ihn der Weltgeist hingedichtet.
— — — — — — — — —
O Spott! es schleppt in ihre Mauern
Ein Hänfling dieses Adlers Leiche;
Nicht Jubelschall, nur banges Trauern
Sollt' herrschen in der Franken Reiche.

Das eigne Volk saß zu Gerichte,
Des Kaisers Zauber ist geschieden;
Es schläft die fränkische Geschichte
Mit ihm im Dom der Invaliden!

Gewiß der glänzendste Funke, den noch die Poesie aus der schon so tausendfach umgerührten Kaiserasche herausgeschlagen hat. Dies hindert freilich Niemand zu glauben, daß die fränkische Geschichte wieder ausschlafen und der Hahnenruf auch die Völker umher noch einmal wach schreien werde. Hat er sich doch erst zwei Mal hören lassen, und es steht geschrieben: ehe der Hahn zum dritten Male kräht, werden sie die Völker, die Gerechtigkeit fodern vor ihrem Richterstuhle, zum dritten Male verleugnet haben. Übrigens zeigt unser Dichter zur Genüge,

daß er nichts weniger als jener poetischen Meute angehört, die bellend und heulend die eine Thüre unsers Hauses so überlaut bewacht, daß es einem Nachbar der andern Seite um so leichter gelingen könnte, sich unbeachtet einzuschleichen und einzusacken, was ihm gut dünkt. Darum legt er folgenden „Protest" ein:

> Und singt die Welt: der freie Rhein!
> So singet: Ach! ihr Herren, nein!
> Der Rhein, der Rhein könnt' freier sein,
> Wir müssen protestiren.

Auch müssen die Nachbarn im Osten, so gut wie die im Westen, Manches hinnehmen. Die Wucht seines poetischen Zorns trifft so schwer die Russen wie die Franzosen: das europäische Gleichgewicht wird nicht gestört.

Einige andere Gedichte: „An den Verstorbenen", „Arndt's Wiedereinsetzung", „Anastasius Grün", haben Personen und individuelle Richtungen zum Vorwurfe; sie enthalten scharfen, zum Theil bittern Tadel. Wir Deutsche haben es in unserer gutmüthigen Art, daß wir uns jede hervortretende Persönlichkeit gern fleckenrein in ihrem eigenen Spiritus aufbewahren; daß wir mit einer gewissen Pietät selbst jedem entferntesten Tadel gegen sie auszuweichen suchen. Dies ist eine unserer löblichen Eigenschaften: es ist unser Sinn für Gerechtigkeit, unsere Achtung vor jeder ausgeprägten Individualität, die wir leichter anerkennen als andere Nationen, weil wir sie leichter in ihrer Besonderheit aufzufassen und zu erklären im Stande sind. Nebenbei haben wir eine Menge zahmer Spießbürger, die zwar an der Medisance zwischen vier Wänden nicht übel Lust haben, denen aber in ihrer Öffentlichkeitsscheu jedes freie Wort gegen eine passable Notabilität als Verbrechen beleidigter Majestät gilt. So werden denn gute Seelen und arme Seelen auch an diesen Gedichten einigen Anstoß nehmen. Mit Unrecht! Der echte Dichter zeichnet selbst dann noch aus, wenn er straft: die Ruthen, womit er geiselt, sind aus Lorbern gewunden. Ohnehin greift unser Dichter nur Personen an, wo er eine Sache vertheidigt: die große heilige Sache der Freiheit und des deutschen Vaterlandes. Er zürnt, daß sich ein als bedeutend angesehener Mann mit allen 32 Winden seinen Ruhm aus der Fremde zusammengesucht, um in der Heimat behaglich von seinem Capital zu zehren; er fodert, indem er übrigens die Persönlichkeit des wackern Arndt sehr in Ehren hält, noch etwas mehr als die blossen Reminiscenzen von 1813, um der Zukunft unseres Volks geistige Bahn zu brechen; es schmerzt ihn endlich, daß sich die wiener Spaziergänge im Freien zu eng gemessenen Salonspromenaden umzuwandeln drohen.

Dem Könige von Preußen ruft er zu:

> Die Sehnsucht Deutschlands steht nach dir,
> Fest, wie nach Norden blickt die Nadel;
> O Fürst entfalte dein Panier — —

und in der vorhergehenden Strophe:

> Sieh, wie die Jugend sich verzehrt
> In Gluten eines Meleager,
> Wie sie nach Kampf und That begehrt —
> O drück' in ihre Hand ein Schwert,
> Führ' aus den Städten sie ins Lager!
> Und frage nicht, wo Feinde sind;
> Die Feinde kommen mit dem Wind:
> Behüt' uns vor dem Frankenkind u. s. w.

Die etwas burschikose Zumuthung, den Krieg — sei es links oder rechts, oder rechts und links — vom Zaune abzubrechen, mag seltsam bedünken. Und gewiß werden wir auch künftig, wie bisher, sehr wohlthun, wenn wir unsere Staatskunst nicht in unserer Poesie studiren, wenn wir unsere Politiker und Feldherren nicht aus unsern Dichtern rekrutiren mögen. Es ist anders geworden als im gelobten Lande Kanaan, da noch die Schule der Sänger und Propheten auch die der Führer von Volk und Heer war. Das kommt von unserer modernen „Theilung der Arbeit", aus der uns kein Pegasus rückwärts führt, die aber Denen als drückendes chronisches Übel erscheint, die sich leichtweg vermessen, Alles in Allem zu sein, ohne es sich in Schule und Leben sehr sauer werden zu lassen. Aber wer mag es verkennen, daß unserer Nation, über alle industrielle und commerzielle Abfütterung und über jene Sättigung hinaus, der man so gern den Schein der Befriedigung gäbe, eine tiefe Sehnsucht und ein ahnendes Vorgefühl im Herzen lebt, daß sie noch einmal in schwerem Kampfe sich erproben müsse, um ihr Glück und das Schicksal der Nationen umher dauernd festzustellen? Diese weissagende Sehnsucht äußert sich im Gedicht „An den König von Preußen"; sie tritt aber auch in allen andern Gedichten hervor und besonders entschieden im „Gebet", „Der letzte Krieg"; in dem großartig leidenschaftlichen „Aufruf", in „Dem deutschen Volke", im „Lied vom Hasse", in dem sehr ausgezeichneten „Der Freiheit eine Gasse", sowie im folgenden „Zuruf":

> Schaut der Sonne Auferstehn!
> Strahlend blickt sie in die Runde,
> Strahlend, wie zur ersten Stunde,
> Und hat vieler Jahre Leid gesehn.
>
> Wie's auch stürme, haltet Stand,
> Junge Herzen, unverdrossen!
> Der ihn einstens ausgegossen,
> Hat den Geist uns abermals gesandt.
>
> Bald erschallt in Ost und West
> Jubel, millionentönig;
> Freiheit heißt der letzte König,
> Und sein Reich bleibt ewig felsenfest.
>
> Nimmer schwingt in unsrem Haus
> Der Kosacke seine Knute,
> Unsre deutsche Zauberruthe
> Schlägt noch manchen goldnen Frühling aus.
>
> Junge Herzen, unverzagt!
> Bald erscheint der neue Täufer,
> Der Messias, der die Käufer
> Und Verkäufer aus den Tempeln jagt.
>
> Und die Götter nicht allein,
> Schon der Mensch wird heilig leben.
> Priester nur wird's fürder geben
> Und kein Laie mehr auf Erden sein.
>
> Doch wie Donner ist sein Gang,
> Und er naht nicht unter Psalmen,
> Und man streut ihm keine Palmen,
> Der Messias kommt mit Schwerterklang.
>
> Darum legt die Harfen ab!
> Laßt darin die Windsbraut spielen!
> Unser warten Thermopylen,
> Perser — und im Schatten manch ein Grab.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Von Abel Dupetit-Thouars' Reisewerke „Voyage autour du monde" (auf der Fregatte Venus unternommen) ist soeben der zweite Band erschienen. Der Verf. beschreibt darin die Reise von seiner Abfahrt von Honoloulou (Sandwichsinseln) an, bis zu seiner Ankunft in der Bai von Neuseeland, nachdem er in Zwischenstationen noch Kamtschatka, Californien, Mexico, Chile, die Marquesasinseln 2c. besucht hat. Außer den Sittenbeschreibungen sind vorzüglich die Bemerkungen, welche auf Schiffahrt und Handel Bezug haben, von bedeutendem Interesse.

Französische Journale zeigen an, daß nächstens ein Bericht über die von John Cockerill 1839 und 1840 in Polen und Rußland unternommene Reise, zugleich mit einem Verzeichniß aller derjenigen Arbeiten, welche derselbe im russischen Reiche auszuführen beauftragt war, erscheinen werde. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 212. —— 31. Juli 1841.

Mittheilungen über Goethe aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen, von Friedrich Wilhelm Riemer.

(Beschluß aus Nr. 211.)

Die Capitel Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit geben manche Züge von Goethe's Wirken für Andere, und der Vorwurf des Egoismus, der ihm so häufig gemacht worden, wird so viel als möglich widerlegt, freilich oft, indem Riemer beweist, wie viel egoistischer er hätte handeln können. Gewiß ist, daß Goethe stets bemüht war junge Talente aufzumuntern, arme Künstler zu unterstützen, oder durch seinen Einfluß Unbemittelten womöglich Pensionen und Anstellungen zu verschaffen; auch Schiller's Übersiedelung nach Weimar hat er veranlaßt, Voß nach Jena gezogen.

Uneigennützig sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, sagt Goethe selbst.

Und gern wollen wir es glauben.

Er hatte freilich immer zunächst an sich zu denken, wie der Christ, seine Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffend, jederzeit sich selbst der Nächste bleibt. — Er tadelte diejenigen Lehrer auf Akademien und Schulen, die gleich Schauspielern, welche immer ein höheres Engagement suchen, auswärtigem Rufe folgen oder ihn zu erwirken wissen, anstatt für die Aufnahme und Erbauung ihres Wohnortes etwas zu thun. Denn es war ein Artikel seines Glaubens, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig!

Da in neuern Zeiten der Staat die Sorge für die Armen übernimmt und so die Tugend der Wohlthätigkeit en gros betreibt, indem er einen jeden des persönlichen Mitleids mit einzelnen Individuen überhebt, aber auch des höchsten Vergnügens, die Wirkung seiner Wohlthat im Angesicht des Empfängers zu lesen, beraubt, so hätte Goethe dieser Sympathie überhoben sein können durch die allgemeine Almosensteuer, wenn er, wie jeder Andere, seine Kuchen ins Meer warf, ohne zu fragen, wer sie genießt. Aber jene Anstalten hielten ihn nicht ab, auch seinem menschlichen Gefühl zu folgen und im Selbstgeben den Nächsten zu lieben wie sich selbst. Wie er am liebsten wandernden Handwerksburschen darzureichen pflegte, erzählt er selbst, und ich kann es als oftmaliger Reisebegleiter nur bestätigen, sowie, daß er gern thätige Armuth unterstützte, indem er zugleich ihre Kräfte mit anregte, den Fleiß anspornte und verdienen ließ, was er gab. Auch sogenannte Hausarme erhielten Wohlthaten, ohne daß es Andern als den Theilnehmern bekannt war; denn wie der alte Heide, der Gutes that, rein aus des Guten Liebe, ließ er die Linke nicht wissen, was die Rechte that.

VI. Charakter.

Goethe war nicht nur ein Talent, er war auch, ohne welches ein Talent selbst nichts ist — ein Charakter. Ein Charakter ist ohne Selbstliebe, ohne ein Bestehen auf sich und Durchführen nicht gedenkbar. — Jedes Wesen, das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustande ungetrennt und unverrückt erhalten. — Wie er schon in seiner Jugend seinen Körper gewöhnt hatte, dem Leben bedrohenden Elementen Trotz zu bieten, so stärkte er auch seine moralische Constitution gegen einseitigen und ungerechten Tadel, gegen boshafte und verleumderische Nachreden — wie nicht minder gegen Lob und Beifall.

Man läßt Gott die Welt schaffen, um sich selbst an und in ihr anzuschauen, und seinem Ebenbilde sollte es nicht vergönnt sein, sich selbst in seinen Werken und Wirkungen gewahr werden zu wollen. Daher konnte Goethe sagen, er habe an seinen Werken gelernt, insofern er durch das Urtheil Anderer darüber sowol mit sich selbst, als mit ihnen näher bekannt wurde, d. h., mit dem, was er habe und was sie wollten.

Er äußerte nur sich selbst und ließ aus sich heraus, was in seinem Gemüth, in seinem Geiste sich regte und ans Licht drängte. — Confessionen nennt er seine Productionen im guten und schlimmen Sinn, um zuerst sich und dann auch Andere im guten und schlimmen Sinn zu befreien. — Und dieser emancipirte Mensch ist es auch, was an Goethe uns Allen imponirt, sowol Denen, die ihn hassen, als die ihn lieben. — Er dichtete und schrieb, wie es ihm ums Herz war, und trieb, was ihm eben beliebte und ihn anmuthete, ohne sich darum zu bekümmern, was man gerade von ihm verlangen oder erwarten mochte, genug, daß er seinem Innern folgte und aussprach, und seiner nächsten Umgebung, seinen Freunden — denn immer nur ist von diesen die Rede — Freude zu machen suchte und hoffte. An ein sogenanntes Publicum, zumal an das große unsichtbare, das damals noch nicht so wie jetzt zu spüren war, zu denken — fiel ihm in der ersten Zeit nicht ein, und er wurde nur wider sein Wollen und Wünschen in die Öffentlichkeit hineingerissen. — Sein Charakter ist durchaus wahr, rein und sich selbst gleich, so in Schrift und That, in Dichtung wie im Leben immer derselbe. Er ist wahrhaft in allen seinen Empfindungen und Gefühlen, sie sind rein, natürlich, und darum menschlich — und so schätzt er auch das Menschliche, wo er es findet —, wie er es denn immer findet, es begegne ihm nun im Leben oder in der Kunst. — Unbedingte Wahrheitsliebe gegen sich und Andere zu behaupten, beachtete er sein ganzes Leben. — Für Alles mag er zu alt sein, nur nicht für das Wahre. — Und wie die Wahrheit es ist, aus deren Hand er den Schleier der Dichtung in seiner Jugend empfing — so ist sie es noch, die im Alter ihn grüßt und aus deren Haus er nicht wieder hinaus

ging; denn nur in der Wahrheit ist ihm Weisheit und, wie wir bald sehen werden, in der Weisheit Tugend und Seligkeit. — Goethe hat niemals am Lascíven weder in der Kunst noch im Leben Geschmack gefunden und daher hört man ihn diese Saiten nie anschlagen. — Goethe's poetische Tendenz geht überall auf das Schöne und also auch auf das Sittliche. Sein eigenes Geständniß, daß er berufen sei:

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,

zeigt, daß er, die pathologischen Zustände der Menschheit zu seiner Aufgabe machend, aus der Krankheit zur Gesundheit, aus dem Irrthum zur Wahrheit, aus dem Unsittlichen zum Sittlichen, und so vom Häßlichen zum Schönen zu führen trachtete; dieses Ziel, dieses einfache Resultat aber als Dichter nicht anders erreichen konnte, denn daß er eben die leidenschaftlichen Zustände, d. h. des Irrthums, in thatsächlicher Entwickelung vor Augen legte, aus denen der Mensch sich zu entwirren habe, um zur Übereinstimmung mit sich, mit der Natur und Gott, und so zu Ruhe und Glück zu gelangen. Indem der Dichter auf das Sittliche ausgeht, das jedoch in der Welt nie in abstracto, sondern, wie das Licht, immer in concreto erscheint, und wie dieses an einem dunkeln, undurchsichtigen Körper, so jenes im Conflict mit einem Gegentheil sich offenbart, so kann er es nur in und an pathologischen Zuständen zeigen; was die Gesundheit ist, nur neben der Krankheit, was die Tugend, nur neben der Untugend. Wer Christum und die Ehebrecherin vorstellt, wer den Gott und die Bajadere, stellt der nicht die reinste Tugend mit der Unsittlichkeit zusammen?

Aber nicht allein in seinen Schriften, auch im persönlichen, häuslichen und öffentlichen Leben erscheint Goethe als ein vollkommen sittlicher Mensch, da Niemand ein guter Dichter, ein guter Autor sein kann, ohne zugleich ein guter Mensch zu sein. (?) Er liebte die Reinlichkeit an seiner Person, an seiner Umgebung, das ist sittlich. (?) Die äußere Reinheit ist der Spiegel der innern. (?) Er liebte die Ordnung, das ist auch Reinlichkeit, ist Nettigkeit, Accuratesse, Folgerichtigkeit im Geschäft, Verkehr und Vorhaben. — Er liebte Zucht und Anstand, das ist abermals Reinlichkeit des innern und äußern Daseins, des Verhaltens gegen sich und Andere, ist Ordnung, ist Fügung unter Gesetz und Sitten, ist Mäßigung, Fassung, Ruhe, Geduld und Friedfertigkeit. — Er haßte alles Unreine, physisches wie moralisches, alle Unordnung im Hause wie im Staate, und was unter dem Namen Anarchie sich begreifen läßt, letztere in dem Grade, daß er in einem eminenten Falle sogar erklärte: Er wolle lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.

Schon hieraus kann man abnehmen, wie er über die revolutionnairen Bewegungen unserer Zeit denken würde, die er nur zum Theil erlebte, z. B. das pariser Erdbeben, wie er es nannte, mit seinen durch Europa verzweigten Erschütterungen, die einzelnen Paroxismen in mehren Städten Deutschlands.

Die Urtheile Goethe's über Autoren, Künstler, Menschen, Bücher, welche in den letzten Seiten aufgezeichnet sind, werden jeden Leser anziehen.

Vor Allem möchte Ref. aber Goethe's Tischreden empfehlen, die zwar aus dem Gespräch herausgerissen und folglich ohne Zusammenhang, dennoch das Gepräge seiner Individualität und des ruhigen Anschauens tragen, sowie des gutmüthigen Humors, den Goethe im Alltagsleben häufig zu äußern pflegte. Möge es vergönnt sein, einige solche Worte hier anzuführen:

Alle unsere Erkenntniß ist symbolisch. Eins ist das Symbol vom andern. Die magnetische Erscheinung Symbol der elektrischen, zugleich dasselbe und zugleich ein Symbol der andern, ebenso die Farben durch ihre Polarität symbolisch, für die Pole der Elektricität und des Magnetes. Und so ist die Wissenschaft ein künstliches Leben, aus Thatsachen, Symbol, Gleichniß, wunderbar zusammengeflossen.

Daß der Mensch zur Behauptung seiner Freiheit den Gegensatz des Gegebenen selbst hervorruft, diese Erscheinung zeigt sich auch im Physischen, wo das Auge den Gegensatz einer gegebenen Farbe selbst hervorbringt und mit dem Gegebenen und dem selbst Hervorgebrachten die Totalität abschließt.

Lieben und hassen, hoffen und fürchten sind auch nur differente Zustände unsers trüben Innern, durch welches der Geist entweder nach der Licht- oder nach der Schattenseite hinsieht. Blicken wir durch diese trübe organische Umgebung nach dem Lichte hin, so lieben und hoffen wir, blicken wir nach dem Finstern, so hassen und fürchten wir. Beide Seiten haben ihr Anziehendes und Reizendes; für manche Menschen die traurige mehr als die heitere. Diese Vergleichungen ließen sich auf anmuthige Weise noch weiter fortsetzen.

Man muß nicht auf die Sachen böse werden, denn das thut den Sachen ganz und gar nichts — sagt Mark Aurel —. Also indigniren die Menschen mich dann und wann wol, aber die Sachen finden mich immer entschlossen.

Die Kunst stellt eigentlich nicht Begriffe dar, aber die Art, wie sie darstellt, ist ein Begreifen, ein Zusammenfassen des Gemeinsamen und Charakteristischen, d. h. der Styl.

Es sind zwei Formeln, in denen sich die sämmtliche Opposition gegen Napoleon befassen und aussprechen läßt, nämlich Afterredung (uns besser wissen wollen) und Hypochondrie.

In der Welt kommt es nicht darauf an, daß man die Menschen kenne, sondern daß man in jedem Augenblicke klüger sei, als der vor uns steht, und Niemand ist in diesem Falle, als der sein Handwerk, seine Kunst aus dem Grunde versteht. Der Vortheil alles Handelns und Wandelns beruht darauf.

Es geht den Leuten, oder uns mit den Wissenschaften, wie dem Zadig (von Voltaire) mit dem verlaufenen Hund und Pferd, das Jedermann an der Beschreibung erkennt, aber Keiner gesehen haben will.

Ein ähnlicher Fall ist, daß die Leute auch von dieser oder jener Sache etwas wollen gehört oder gelesen haben, aber nicht angeben können, was und wo.

Die Materien haben ebenso viel Lust, zu verharren, als sich zu verändern, und auf diesem Gleichgewicht beruht die Möglichkeit der Welt, indem Gott nur mit wenigen den Ausschlag zu geben braucht.

Sollen, wollen, können.

Diese drei Dinge gehören in aller Kunst zusammen, damit Etwas gemacht werde. Häufig findet sich im Leben nur eins dieser dreie, oder nur zwei, als:

Sollen und wollen, aber nicht können.
Sollen und können, aber nicht wollen.
Wollen und können, aber nicht sollen.

d. h., es will Einer, was er soll, aber er kann es nicht machen.
Es kann Einer, was er soll, aber er will es nicht.
Es will und kann Einer, aber er weiß nicht, was er soll.

Kotzebue sei wie Einer, der auf dem Seile tanzt, es schnelle ihn empor und er betupfe es doch, das sei nicht zu leugnen. Er betupfe doch das Publicum, wenn es ihn auch wieder fahren lasse, und er komme immer wieder darauf zurück. Er habe sich doch auf dem Seile erhalten von seinem ersten bis zum letzten Stück, wenn er auch manchmal mit der Balancirstange auf die Erde gestoßen. Andere wären doch heruntergefallen. Iffland sei viel zu schwer aufgetreten. Goethe habe Wernern dazu verhelfen wollen, dieser sei aber zu ungeschickt gewesen.

Daß die Männer zum dienen, die Weiber zu Müttern er-

zogen werden müßten. Das jetzige Unglück der Welt rühre doch meist davon her, daß sich Alles zu Herren gebildet habe; dies sei vom Mittelstande ausgegangen, vom Kaufmann, der reich, vom Bürger, der sich gebildet; der Adel sei von jeher dienstpflichtig gewesen, und der erste Staatsdiener — wie Joseph II. schon gesagt — sei der Fürst.

Was haben die Deutschen an ihrer scharmanten Preßfreiheit gehabt, als daß Jeder über den Andern so viel Schlechtes und Niederträchtiges sagen konnte, als ihm beliebte.

Daß Dr. Riemer diese Erinnerungsblätter in der Absicht, Goethe zu verherrlichen, geschrieben, ist nicht zu verkennen. Goethe bedurfte aber Riemer's Verherrlichung nicht mehr und würde, wenn er dieses Werk seines Verehrers hätte ahnen können, wol ausgerufen haben: „Behüte mich Gott vor meinen Feinden, aber auch vor meinen Freunden!" Die Verehrung ist indeß tief und wahr, und diese wollen wir in dem jetzigen Jahrhundert des kalten Verstandes als einen heiligen Funken der aus der Mode gekommenen unbedingten Bewunderung anerkennen, wenn wir auch sagen müssen, daß Hr. Riemer besser gethan hätte, das Buch nicht zu schreiben, dessen Mittheilungen, in der Art, wie sie gegeben wurden, wol nur Wenigen zusagen möchten. 123.

Gedichte eines Lebendigen. Von Georg Herwegh.

(Beschluß aus Nr. 211.)

Ich bin kein Anhänger des Glaubens an einen neuen individuellen Messias, in den sich ein Theil unsers jungen Deutschland festgerannt zu haben scheint. Er bedünkt mich allzu bequem und allzu sehr aufs Abwarten eingerichtet. Freilich wird noch mancher deutsche Student, wenn er eben die Hochschule verlassen, den Welt- und Vaterlandserlöser in sich zu spüren vermeinen. Das ist sehr in der Ordnung! Kommt es aber zur Entpuppung im Leben und durch das Leben, so bleibt der Weltbefreier in der warmen Haut stecken und der sehr ordinaire Doctor der Philosophie, Professor juris utriusque, Hofrath, Zollinspector oder dergleichen kriecht aus der Schale heraus. Es wird kein neuer Heiland erscheinen! Auf dem Gebiete der Religion ist nichts Höheres als die Idee der hingebenden Liebe, wie sie in Christus durch Wort und That offenbart ist. Für die Republik der Wissenschaften aber, sowie für das praktische Leben gibt es fortan nur eine demokratische Repräsentation, die sich aus stets mannichfachern Elementen zusammensetzen wird; es gibt nur einen ununterbrochenen Proceß der Entwickelung, eine fortdauernde Arbeit, woran stets viele Meister und Gesellen theilnehmen und theilnehmen müssen. Die größte Kraft und Macht der neuesten Zeit war in die Hand Napoleon's gelegt; aber die Nationen, die er verletzte, weil er sie nicht begriff, und die er nicht begriff, weil er sie nicht liebte, waren stärker und mächtiger als er. So werden auch künftig die Völker die Schmiede ihres Schicksals und sich selbst ihr Heiland sein; Diejenigen aber, welche die Nationen ans Kreuz schlagen wollen, werden an ihre Auferstehung glauben lernen. Doch mag immerhin der Dichter die wahrhaft lebendige und schöpferische Idee der fortschreitenden Emancipation des Völkerlebens auch personificiren, wie dies hier in einem Gedichte geschieht, das von schöner Begeisterung durchleuchtet und durchwärmt ist. Daran soll man sich genügen lassen. Haben doch auch die wachen Träume des Poeten, wie die eines Schlafenden, nie eine handgreifliche, sondern stets nur eine symbolische Wahrheit.

An die meistens politischen Gedichte schließen sich 59 Sonette aus einer größern Sammlung „Dissonanzen", die sowol nach ihrer Form als nach der geistigen Fülle und Dichtigkeit ihres Inhalts zu den schönsten unserer deutschen Literatur gehören. Hier nur Eins:

Sei mir gesegnet, frommes Volk der Alten,
Dem unglückselig sein hieß: selig sein,
Das jedes Haus, in das der Blitz schlug ein,
Für ein dem Zeus geweihetes gehalten.

Du fühltest wol, des Himmels heimlich Walten
Enthüll' sich den Geschlagenen allein,
Und da leucht' erst der Wahrheit voller Schein,
Wo sich das Herz, der Wolke gleich, gespalten.

O sprecht, war's nicht zumeist des Unglücks Stunde,
Die Euch hinan zum Ewigen gehoben,
Der Himmelsoffenbarung klang vom Munde?

Der Frieden nicht, der Sturm trägt uns nach Oben,
Die höchsten Freuden sind auf dunklem Grunde,
Gleichwie des Äthers Sterne, eingewoben.

Ein größeres Gedicht „Zum Andenken an Georg Büchner, den Verfasser von Danton's Tod", durch und durch voll Geist und von erschütternder Wahrheit, verklärt in leuchtenden Bildern das Sterbebette eines Dichters, eines Verbannten. Und so bietet uns denn jede Seite der merkwürdigen Sammlung in reinster silberner Schale ihre goldenen Früchte, so eigenthümlich in Würze und Duft, und in solcher Fülle, daß die Bettelhaftigkeit unserer breiten reimenden Pöbelmasse nur noch greller hervortritt und daß selbst Mancher, der für reich galt, fortan zu den minder Bemittelten zählen mag.

Die Gesänge G. Herwegh's sind durchaus subjectiv, rein lyrisch, selbst ohne die Beimischung eines dramatischen Elements, wie sie sich in den „Polenliedern", in den „Spaziergängen eines wiener Poeten" und den meisten neuern Dichtern findet, die sich ihren Stoff aus der Gegenwart herausgegriffen haben. Er spricht noch fast aller Orten von sich selbst, von seiner Sehnsucht, seinen Empfindungen, seinen Leidenschaften. Was er geschaffen, ist einem reizbaren, aber zugleich stark elastischen Gemüthe entsprungen, das jeden Eindruck ebenso leicht aufnimmt als zurückstößt, selbst ehe es ihn noch in seinem vollen Umfange und seiner ganzen Bedeutung in sich verarbeitet hat. So gleicht er einer zugleich zart und stark besaiteten Äolsharfe, vor der man erwartend steht, um es mit anzuhören, wie sie noch vom Leben gespielt werden wird. Wünschen muß man aber, daß sich linde Lüfte und brausende Stürme im harmonischen Wechsel folgen: das allzu Viel des Einen oder des Andern könnte hier am ersten zu fortklingendem Mistone stimmen.

Im Sonette XIII (S. 143) sagt der Dichter selbst von sich:

Die Leidenschaft ist mein Eliaswagen
Und Feuer nur kann mich zum Himmel tragen!

Diese vorwiegende Leidenschaft ist der Zorn gegen alles Unrechte und Hemmende, der nun freilich seine Hippokrene mit etwas Galle versetzt. „Doch Galle", sagt Shakspeare, „ist noch das Beste im Menschen"; und wenigstens zu Zeiten wird man dies gelten lassen müssen. Hiernach wirkt aber Herwegh's Poesie bis jetzt nicht eigentlich wohlthuend und innerlichst befreiend; sie wird sogar mit all ihrem Feuer den Leser nur selten mit zum Zorne fortreißen, weil man zwar dem Wohlwollen gern und leicht sich hingibt, aber weder über Personen noch Sachen leichtweg den Stab brechen mag, ehe man nach eigener strengster Prüfung sein Urtheil in sich selbst abgeschlossen hat. Sein zürnender Eifer ist indessen wenigstens subjectiv wahr und steht darum schon nahe der mächtigern Liebe, die allein die Pforten der Hölle zu überwinden vermag. Ist doch überhaupt alle wahre Leidenschaft, wo sie nicht chaotisch wild auseinanderstäubt, sondern einem ordnenden Geiste unterworfen rhythmisch dahinströmt, zugleich wahre Poesie, wenn auch nicht alle Poesie gereimte Leidenschaft ist. Nur in dem einen Gedichte „Gegen Rom" scheinen mir hier und da gemalte Flammen zu bren-

nen und die kalt gewordenen Blitze des Vaticans mit gleichen erwidert zu sein. Damit fälle ich aber vielleicht selbst ein ungerechtes Urtheil. Ich mag am wenigsten in politischen Schriften und Gedichten die maßlosen Ausfälle gegen das Papstthum: denn gerade in der Politik hat der römische Katholicismus, mag auch künftig aus ihm werden, was da will, zur Abwehr gegen das andrängende griechische Slawenthum und, Hand in Hand mit dem Protestantismus, gewiß noch eine große und nothwendige Aufgabe zu erfüllen.

Wie unser Dichter innerlichst empfindlich und leicht verletzlich ist, so mag er wol leicht auch verletzend gegen Andere werden. Dies hängt aber gerade mit dem Kern seiner Eigenthümlichkeit zusammen, und ist es ein Fehler, so ist es auch die Wurzel seiner Vorzüge: nur der armselige Spießbürger würde mit ihm juristisch rechten und seine Äußerungen auf der Wage des gemeinen Marktes wägen wollen. Seine Poesie ist ernst, streng und keusch. Bei seinen rebellischen Meinungen gegen allen Zwang des Conventionnellen, mag er sich wol den Cynismus bei Andern gefallen lassen; ihm selbst aber würde er bei seiner Stimmung und Gemüthsrichtung schlecht anstehen. Er hat den Witz der Leidenschaft, nicht aber den des Humors. Nur selten, etwa einige Sonette ausgenommen, begegnen wir einem Anfluge humoristischer Laune, oder einem leichten Scherze, der sich daran genügen läßt, an der Oberfläche spielend hinzuflattern. Sein Ernst ist jedoch nicht der Art, daß er schwimmend in den Strom des Lebens sich stürzt, um mit einem festen Ziele vor Augen am jenseitigen Ufer zu landen. Ihm ist vielmehr zu Muthe, als sei er in den Strom gestürzt worden. Darum läßt er das Leben von allen Seiten auf sich eindringen, aber nur um sich dagegen zu wehren, und dennoch mit dem geheimen Wunsche, es beherrschen oder sich ihm doch befreunden zu können. Diese Art Zwiespalt zwischen Prosa und Poesie, da schon die letztere die noch verschmähte Hand zur Versöhnung bietet, greift indessen durch unsere ganze Zeit. Im hastigen Handel und Wandel, auf Eisenbahnen und in Dampfschiffen jagt die Welt ihren Zielen nach. Der Dichter muß die schöpferische Kraft anerkennen, die auch darin sich offenbart; aber dieselbe Kraft, die sich die materielle Welt unterthan macht, achtet seiner nicht, weil sie noch meint, ohne die höhere poetische Weihe sich selbst genügen zu können. Nur durch einen großen Act der Geschichte wird die Versöhnung und Verbindung der noch zwiespältigen Richtungen möglich werden; nur die Poesie der That kann wieder die Poesie des Worts dem Welttreiben befreunden und vermitteln. Und auf diese Tage des Handelns und des Kampfes, der sich endlich einen Frieden erringen wird, in dem die Wunden einer innerlich zerrissenen Zeit geheilt werden, haben auch Herwegh's Gedichte prophetisch hingewiesen. 46.

Bibliographie.

Arnold, Nachtviolen. Ausgewählte Novellen. 3ter Band. — Auch u. d. T.: Die Blutbrücke. Novelle von F. W. Arnold. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Boz's sämmtliche Werke. Neu aus dem Englischen von C. Kolb. Mit Federzeichnungen. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Oliver Twist. Von Boz. Neu aus dem Englischen von C. Kolb. 1stes Bdchn. 16. Stuttgart, Krabbe. 5 Ngr. (4 Gr.)

Corbière, E., Der Banian. Seeroman. Aus dem Französischen. 2 Bände. 8. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr.

Oliver Cromwell. Historischer Roman, herausgegeben von H. Smith. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Diefenbach, L., Gedichte. 2te Sammlung. Gr. 12. Gießen, Ricker. 1 Thlr.

Eiselen, J. F. G., Geschichte des Lützowschen Freicorps. 2te Auflage. 8. Halle, Anton. 1 Thlr.

George, 1805. Ein historischer Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Meißner. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Hanke, Henriette, Sämmtliche Schriften. Ausgabe letzter Hand. 1ster Band. Perlen. 1ster Band. Gr. 12. Hannover, Hahn. 10 Ngr. (8 Gr.)

Heinsius, T., Die bedingte Preßfreiheit historisch-kritisch entwickelt und beleuchtet. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 15 Ngr. (12 Gr.)

Das Jahr 1840 als Epoche in der Entwicklungsgeschichte Preußens. Ein patriotisches Wort, dem preußischen Volke gewidmet. Gr. 8. Berlin, Asher u. Comp. 15 Ngr. (12 Gr.)

Klänge aus Osten enthaltend neun Makamen des Hamadani, zwei kleinere Episoden aus dem Schahnahme des Firdausi, Gedichte, Sentenzen, Sprüchwörter, aus dem Arabischen und Persischen übersetzt von E. Amthor. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Kohl, J. G., Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Mit 24 Steindrucktafeln. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 4 Thlr.

Leben und Feldzüge des Herzogs von Wellington. Nach W. H. Maxwell, G. N. Wright und Alexander, sowie mit Benutzung der übrigen neuesten englischen Quellen deutsch bearbeitet von F. Bauer. 3ter Band. Mit Abbildungen. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Lilienthal, J. A., Über die Bischofswahl im Ermlande mit vorzüglicher Berücksichtigung der Verhältnisse zur Zeit der polnischen Oberherrschaft. 8. Berlin, Stange. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Nathusius, P. E., Noch funfzig Gedichte. Der Probesammlung anderes Heft. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 20 Ngr. (16 Gr.)

Pfeiffer, F., Goethe's Friedrike. Anhang: Sesenheimer Liederbuch. 8. Leipzig, Engelmann. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Preußens Verfassung. Antwort auf die Flugschrift: Vier Fragen beantwortet von einem Ostpreußen. Gr. 8. Berlin, Hirschwald. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Raven, O. v., Über Grund-Eigenthum. Gr. 8. Breslau, Schulz u. Comp. 15 Ngr. (12 Gr.)

Reichenbach, M., Mephisto's Verwandlungen. Mährchen aus unserer Zeit. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 11¼ Ngr. (1 Thlr. 9 Gr.)

Resultate der im Jahre 1841 in den sieben Provinzen Brandenburg, Pommern, Posen, Preußen, Sachsen, Schlesien und Westphalen abgehaltenen Provinzial-Landtage. Mit einem Sachregister. Im Monat Juni 1841. Gr. 8. Berlin, Schröder. 1 Thlr.

Royer, A., Robert Macaire im Orient. Übersetzt von Emilie Wille. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 7½ Ngr. 1 Thlr. 6 Gr.

Seidl, J. G., Bifolien. 2te, vermehrte Auflage. 8. Wien, Pfautsch u. Comp. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Selinger, J. E. M., Gräfenberg. Einladungen. Mittheilungen. Betrachtungen. 8. Wien, Pfautsch u. Comp. 1 Thlr.

Stahmann, F., Die Zauber-Trube auf Storrfield, oder: Der Schiffbruch am norwegischen Maalstrom. Seegemälde aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr.

Theresens Briefe aus dem Süden. Herausgegeben von einem Freunde der Verfasserinn. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Viehoff, H., Schiller's Jungfrau von Orleans für Haus und Schule erläutert. 8. Düsseldorf, Roschütz u. Comp. 15 Ngr. (12 Gr.)

Weisser, A., Hinterlassene Papiere eines geistlichen Selbstmörders. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Zille, M. A., Geschichten der christlichen Kirche. Dichtungen. Gr. 12. Leipzig, Fritzsche. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 213. —— 1. August 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte von V. A. Huber. Zwei Bände. Kassel, Krieger. 1839 — 40. Gr. 8. 5⅓ Thlr.

Die Wissenschaft hat sich aus und an der Religion emporgewunden. Diese bildete zugleich den geistigen Fruchtkern, aus welchem jene hervorging, und die materielle Stütze, an welcher sie, wie der Weinstock am Ulmbaum, hinaufrankte, bis sie Festigkeit genug erlangt hatte, um frei für sich dazustehen und ohne fremden Halt ihre Zweige auszubreiten. Dies ist der Gang der Entwickelung, welchen die Wissenschaft allenthalben genommen hat. Nicht blos im Orient, nicht blos im Alterthume hat sie entweder in geschlossenen Kasten, oder in priesterlichen Geschlechtern und Instituten (die ersten Büchersammlungen mit Tempeln verbunden) die früheste Pflege gefunden, sondern auch im Mittelalter, in der christlichen, oder, wie wir vorzugsweise sagen: der germanischen Welt. Es ist daher falsch, wenn ein Schriftsteller, der dem religiösen und wissenschaftlichen Leben im Alterthume große Aufmerksamkeit geschenkt hat, Hr. Dr. C. G. Haupt in seiner „Alterthumswissenschaft", die Geschichte auf das Bett der Hegel'schen Weltregierung spannend, mit den Germanen wie durch Zauberschlag das Reich des Logos beginnen und in diesem Wissenschaft und Kunst sogleich eine selbständige Stellung neben der Religion einnehmen läßt. Es hat wahrlich ziemlich lange gewährt, ehe es dahin gekommen ist! Die germanischen und celtischen Völker, „die neuen gottberufenen Träger des Reichs der Vernunft", schon in ihren heidnischen Priestern ihre Gelehrte, Weise Erzieher zu sehen gewohnt, sind auch als Christen, wenig verschieden von den heidnischen Völkern des Alterthums, von sehr schwachen sittlichen und wissenschaftlichen Anfängen ausgegangen und haben, ganz wie in den polytheistischen Religionssystemen, und bei den monotheistischen Juden sogar, Priester die ersten Lehrer der Menschheit und Inhaber aller Kenntnisse waren, ihre langsamen moralischen und scientifischen Fortschritte an der Hand der christlichen Religion, haben sie mittels Klöster und Mönchen gemacht. Es kommt allerdings eine Zeit, wo Wissenschaft und Kunst von der Religion sich loswinden und sich zu freierm Dasein entfalten; aber es war nicht etwa ein-einmaliger Act, die Begründung des Christenthums, vermöge dessen der Geist der Menschheit aus orientalischer Starrheit und Gebundenheit, aus träumerischer Versenkung in die Materia oder aus sinnlicher Anschauung der Natur in sein wahres Sein, in die Freiheit und Vernunftthätigkeit überging, sondern dieser Act wiederholte sich bei allen Völkern, heidnischen und christlichen, welche überhaupt einer geistigen Entwickelung fähig gewesen sind. Denn wie der Einzelne erst aus einer Periode des Glaubens in die des Denkens übertritt, so gelangt auch jedwedes Volk erst aus einem Zustande, in welchem alles Wissen sich um die Theologie wie um einen gemeinsamen Kern vereint, und in der Kirche unter ihren verschiedenen Formen seine Pflege findet, in welchem daher auch das Vertrauen auf dieses Wissen, wegen dessen Abgeschlossenheit, sich bei den Nichtwissenden als ein Glaube an wunderthätige und zauberkräftige Gaben äußert (Roger Baco, die Vorstellungen im Orient und im höhern Alterthume überhaupt sind bekannt), erst aus solchem Zustande gelangt ein jedwedes Volk in den, wo individuelle Vernunftthätigkeit an die Stelle der Glaubensobjectivität tritt. Das Wissen, in einer allgemeinen Anregung der Geister frei gewonnen, wird alsdann von der Kirche nicht mehr geleitet und dient ihr nicht mehr, sondern stellt sich mit ihr in Conflict, bedroht und zersprengt auch meistens ihre Formen, fortan allein dem Staatsinteresse oder persönlichem Bedürfnisse dienend. Der Punkt, wo die Wissenschaft sich von der Kirche losreißt und ihr feindlich gegenübertritt, ist überall leicht anzugeben bei den alten wie bei den neuern Völkern und wird nicht blos durch

eine auf geistigem Gebiet geschehene Veränderung, sondern immer auch durch einen großartigen Aufschwung der physischen oder materiellen Cultur, der Fruchterde, ohne welche die geistige Cultur nicht fortkommen kann, herbeigeführt. Bei den Griechen ist in dieser Hinsicht das 4. Jahrhundert von Wichtigkeit; als Zeit, wo die Welt sich dem bis dahin auf sich beschränkten Volke plötzlich erschloß, als die Blütezeit der Prosa und der Philosophie, als Anfangsepoche des Monarchismus, des in die materielle Nützlichkeit gelegten Staatsprincips, der ausschließlichen Verstandesherrschaft, des Egoismus und des Industrialismus. Bei den neuern Völkern ist die Reformation das entscheidende Moment, aber nicht als vereinzelte Erscheinung betrachtet, sondern in Begleitung von dem Allen, was ihr seit der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die Kräfte der Menschen anregend und ihre Einsicht und Thätigkeit födernd, voraufging. War der germanische Stamm bestimmt, der eigentliche Träger des Christenthums zu werden, mit dessen Annahme es keineswegs so leicht ging, wie die hierüber gültig gewordenen Phrasen es darstellen, und das Licht desselben als Ausfluß eines Reichs der Geistesfreiheit und Vernunft über die Erde zu verbreiten, dann kann man sich diese Epoche erst als mit der Reformation beginnend oder als durch dieselbe begründet denken. Bis dahin hatte der germanische Geist selbst noch in Abhängigkeit von der katholischen Kirche gestanden, hatte Pflege und Bildung durch dieses romanische Institut erhalten; Alles, was diesseit der Alpen für Erziehung und Unterricht im niedern oder höhern Sinne geschehen, war entweder direct aus dem Schoose der Kirche ausgegangen, oder doch von ihr begünstigt worden, und so sehr hatte sie die Leitung der Geister in ihrer Hand, so sehr wußte sie dem jedesmaligen wissenschaftlichen Bestreben einer Zeit seine Richtung zu geben, daß sie selbst Das, was aus zu freier Regung des Geistes hervorzugehen und dem Dogma gefährlich werden zu können schien, in sich aufnahm und dadurch unschädlich machte: so wurde die Gefahr der scholastischen Speculation für das Dogma abgewandt, indem mit Franziskanern und Dominikanern der Kampf auf das Gebiet der Kirche selbst versetzt wurde. Die alten Dom- und Klosterschulen, durch welche die erste wissenschaftliche Saat auf cisalpinischem Boden ausgestreut wurde, waren kirchliche Institute, Bischöfe, Äbte und andere Geistliche die Lehrer, und aus und an jenen Schulen entwickelten sich die Universitäten, jene großartigen Anstalten, welche bestimmt waren die wissenschaftliche Bildung der christlichen Völker weit über den vom Alterthum erreichten Punkt hinauszutreiben, und die, wenngleich es an Beispielen für das Gegentheil nicht fehlt, im Ganzen doch durch entschlossene Vertretung der sittlichen und rechtlichen Principien gegen brutale Willkür in trostlosen Zeiten oft den einzigen Anker männlicher und ehrenwerther Gesinnung bildeten. Denn die von Meiners in seiner „Geschichte der hohen Schulen" hauptsächlich verbreitete und von den Meisten, welche über den nämlichen Gegenstand geschrieben haben, angenommene Meinung, „daß die ältesten Universitäten in völliger Unabhängigkeit von der Kirche durch das freie Zusammentreten nichtgeistlicher, aber für die Wissenschaft begeisterter Gelehrten (Abälard) und lernbegieriger Schüler entstanden seien", scheint irrig und wenigstens sehr zu modificiren. Von den ältern italienischen Universitäten, Salerno und Bologna, auch von Montpellier mag es richtig sein, aber man kann diese keineswegs für die ältern cismontanischen Universitäten, für Anstalten wie die zu Paris, Oxford und andere als Norm anführen. Jene erwuchsen auf dem Boden einer alten, nie untergegangenen, wenngleich hin und wieder in Trümmern gefallenen Civilisation, ein barbarisches oder mystisches Mittelalter hat Italien eigentlich nie gehabt: wie früh steht Dante da! Der Sinn des Italieners war, wie im Alterthume der kaltverständige römische, zu allen Zeiten mehr auf das Praktische gerichtet, und praktisch waren auch die Studien, welche auf seinen ältesten Universitäten getrieben wurden. Aber diese praktischen Studien sagten dem Geschmacke der Kirche keineswegs zu, am wenigsten Medicin und Naturkunde, damals äußerst verdächtige Disciplinen, in die man oft durch den unheiligen Mund von Juden und Arabern eingeweiht wurde. Daß solches Wissen vom päpstlichen Stuhle anfangs begünstigt wurde, ist nicht anzunehmen. Ganz anders verhielt es sich mit den in Frankreich und England entstehenden Universitäten. Positive Studien fanden hier geringen Raum und Anklang, oder fielen doch bald dem dunkeln Kreise der Speculation oder Mystik anheim; vorherrschend waren die theologischen, die Geister, dem deutschen Naturell gemäß, von vornherein der Mystik und Speculation zugewandt, und eine solche Richtung derselben, weit entfernt der Kirche gefährlich werden zu können, wenn sie in die rechten Bahnen geleitet wurde, mußte sich vielmehr ihrer Begünstigung erfreuen. Wir brauchen hierfür nur an die bereits angeführten Franziskaner und Dominikaner zu erinnern, während auf der andern Seite Abälard's Fall beweist, daß die Kirche keineswegs geneigt war, sich auch den baaren und blanken Rationalismus gefallen zu lassen, namentlich wenn er sich außerhalb der Kirche und mit so viel Scharfsinn wie bei dem Genannten geltend machte. Die Aufsicht, welche das Oberhaupt der Kirche über die ganze geistige Richtung der Zeit und seiner Stellung nach ausüben mußte, der Charakter der die Kirche unmittelbar berührenden Studien, welche auf den neuen Anstalten betrieben wurden, lassen es nicht denkbar erscheinen, daß diese durch das freie Zusammenwirken unabhängig dastehender Männer ihr Entstehen und außerhalb des Patronats der Kirche ihre weitere Entwickelung erhielten. Das hier Gesagte ist freilich noch kein Beweis, wenngleich es aus der Natur der Sache mit einer gewissen Nothwendigkeit hervorgeht, es wird aber dazu, sobald bestimmte historische Zeugnisse damit übereinstimmen, und daß dies der Fall ist, wird von dem Verfasser des Werks, welches uns zu diesen Bemerkungen Veranlassung gibt, hinlänglich nachgewiesen (S. 20 fg.).

Nur scheint von ihm zu wenig beachtet zu sein, daß doch, wenn die Universitäten durch einen übergroßen Zufluß von Lehrern und Schülern zu den Kloster- und Dom-

schulen entstanden, die hier keineswegs alle Unterkommen und Beschäftigung finden konnten, und nun Beides außerhalb sich so gut wie möglich zu verschaffen suchend, eigene Schulen begründeten, die der Ruf des Lehrers wie der lebhafte Zudrang der Unterrichtsuchenden bald sehr in Aufnahme bringen mochte, hier allerdings von einem freiern Ursprunge der Universitäten in Vergleich der frühern Lehranstalten die Rede sein kann. Es lag aber in der sonstigen Abhängigkeit der Universitäten bei ihrem Ursprunge von der Kirche, in dem allgemeinen Geiste der Zeit, der sich von jener noch in keiner seiner Bestrebungen zu trennen, geschweige denn ihr gegenüberzutreten wagte, und endlich in der das ganze geistige Leben der christlichen Welt noch beherrschenden und bestimmenden Macht der Kirche, daß die Universitäten der Leitung und Tutel der Kirche anheimfallen mußten, hätte man sich immerhin von ihrem Ursprunge einen freiern Gang der Entwickelung versprechen können. Selbst die freigestifteten italienischen Universitäten vermochten dem Patronat der Kirche nicht zu entgehen.

Mit jener irrigen Grundansicht über das ursprüngliche Verhältniß der Universitäten zur Kirche scheint eine andere nicht weniger unrichtige über deren Exemtion von der gewöhnlichen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit, als einen wesentlichen Theil der akademischen Corporationsrechte, zusammenzuhängen. Man hat nämlich die Überweisung der Universitätsverwandten an die geistliche Gerichtsbarkeit mit einer Exemtion von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit verwechselt und für einen wesentlichen Fortschritt in der Entwickelung der corporativen Rechte der Universitäten gehalten, der sowol für Paris wie für Oxford in den Anfang des 13. Jahrhunderts fallen würde. Hr. Prof. Huber erweist dagegen, daß das als Neuerung des 13. Jahrhunderts dargestellte Verhältniß das ursprüngliche, daß die geistliche Gerichtsbarkeit die gewöhnliche für die Universitätsverwandten und der Bischof oder sein Stellvertreter, der Kanzler, für Lehrer und Scholaren der natürliche oder ordentliche Richter war. Eine exemtive, eigene Gerichtsbarkeit der Universitäten würde demnach nicht in deren Unterwerfung unter die geistlichen Gerichte, sondern vielmehr in der Befreiung von denselben zu suchen sein. Allein diese Stufe corporativer Selbständigkeit, eine ganz unabhängige Gerichtsbarkeit, haben weder die pariser noch die andern Universitäten des Continents jemals erreicht, wol aber die englischen, deren Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung allmälig nicht nur alle rein akademischen Verhältnisse und Personen umfaßte, sondern auch alle Fälle, bei denen die Universität oder ihre Glieder nur betheiligt waren, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, wo landesherrliche oder andere politische Rechte in Betracht kamen, wie Hochverrath und Mord und solche Fälle, wo es erbmeierliche Rechte galt (felonia, mayhemium, et liberum tenementum).

Das Alter und den Ursprung der englischen Universitäten, zu denen wir uns jetzt wenden, betreffend, so weicht der Hr. Verf. sehr wesentlich von der hierüber herrschend gewordenen Meinung ab. Nach dieser will man in Oxford nicht lange vor der Mitte des 12. Jahrhunderts die ersten Spuren einer höhern wissenschaftlichen Thätigkeit und erst seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts (in Folge der Einwanderung aus Paris 1229) eine solche Entwickelung derselben erkennen, welche dem Begriffe einer Universität in dem gebräuchlichen Sinne entspräche. In Cambridge hätten, dieser nämlichen Meinung zufolge, erst Einwanderungen aus Oxford nach der Mitte des 13. Jahrhunderts eine ähnliche Entwickelung scholastischer Thätigkeit hervorgerufen. Referent selbst ist bis jetzt keiner andern Meinung gewesen, als daß das akademische Leben, von welchem früher weder Spur noch Erwähnung vorkommt, erst durch die mit der Eroberung nach England gekommenen französischen Elemente in Oxford begründet worden sei. Dafür sprechen sowol die Zeit, in welcher wir daselbst zuerst ein solches Leben aufblühen sehen, die positiven Zeugnisse und die Natur der Sache. Ganz anders urtheilt Hr. Prof. Huber. Ihm ist Alfred, der Große, Edle, Heldenmüthige, Gelehrte und Humane, Stifter der oxforder Universität, und Folgendes die Argumentation, worauf er seine Behauptung stützt. Die Saat einer neuen römisch-christlichen Bildung, welche in Folge der unter Gregor dem Großen mit Rom angeknüpften Verbindung auf Englands Boden ausgestreut war, wurde theils durch die innern Kämpfe der angelsächsischen Häuptlinge, theils durch die Raubzüge der nordischen Seekönige zertreten. Alfred, der bei seiner Thronbesteigung ein verwüstetes Land und ein verwildertes Volk fand, suchte von der alten Bildung zu retten, so viel noch zu retten war, und ließ theils aus den weniger heimgesuchten nördlichen und westlichen Theilen der Insel, theils, gleichsam die Frucht dessen zurückfodernd, was einst von England aus in diesen Ländern gesäet worden war, aus Frankreich, den Niederlanden und Sachsen fromme und gelehrte Männer kommen, um durch ihren Unterricht sein Volk der Barbarei wieder zu entreißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ehrenrettung.

Es wurde vor kurzem irgendwo — etwa in diesen Blättern? — den Dichtern der Jetztzeit (man nannte sie Dichterlinge) der Tadel angehangen, daß sie der Unsterblichkeit sich versichert hielten, bevor sie Anwartschaft darauf erlangt, und daß sie in dieser wie in manch anderer Beziehung besser thäten, dem Beispiele der alten Sänger zu folgen, die, obwol sie auf den Höhen der Dichtkunst gewandelt, es doch bescheiden der Nachwelt überlassen, ihnen den Kranz der Unsterblichkeit zu flechten. Darf nun zu den alten Sängern, die

wohnen auf der Menschheit Höhen,

ein Homer, Hesiod, Horaz, Virgil, Ovid, Spenser, Shakspeare und Milton gezählt werden, so

ist es um das Beispiel schlecht bestellt.

Bekanntlich meinte Homer sich, wenn im achten Buche der „Odyssee" „Alkinoos heilige Stärke" den „Andern, zeptertragende Fürsten", gebietet:

auch ruft dem göttlichen Sänger,
unsern Demodokos her, den der Gott zu Gesange begeistert,
daß er erfreut, wie auch immer das Herz zu singen ihn antreibt.

Hesiod hat nicht Hehl — im Eingange seiner „Theogonie" —,

Jene lehreten auch dem Hesiodos schönen Gesang einst,

— — — — — — — — — — — —

sie, die olympischen Musen, des Ägiserschütterers Töchter,

— — — — — — — — — — — —

und sie verliehn mir den Stab, ein Gespross frischgrünendes Lorbers,
brechend, bewunderungswerth: und hauchten mir süßen Gesang ein,
göttlichen, daß ich priese, was sein wird, oder zuvor war,
hießen mich dann das Geschlecht der unsterblichen Seligen feiern,
ihrer selbst im Beginn und im Ausgang' immer gedenkend.

Horaz hat gegen das Ende des dritten Buchs seiner Oden sich und seiner „Bescheidenheit" ein unvergängliches Denkmal gesetzt in dem „fürs Citiren zu oft citirten" Worten:

monimentum aere perennius.

Anstatt von der Nachwelt den Kranz der Unsterblichkeit zu erwarten, hat Virgil in den ersten Zeilen seines dritten Georgicon sich einen Tempel aus Marmor verheißen:

Cetera, quae vacuas tenuissent carmine mentis,
Omnia jam volgata. — — — — —
— — Tentanda via est, qua me quoque possim
Tollere humo, victorque virum volitare per ora.
Primus ego in patriam mecum, modo vita supersit,
Aonio rediens deducam vortice Musas:
Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas:
Et viridi in campo templum de marmore ponam.

Ovid gedenkt zu wiederholten Malen seines unsterblichen Ruhmes als einer Sache, die ihm gar nicht fehlen könne. Es genügt, an den Schluß seiner „Verwandlungen" zu erinnern:

Jamque opus exegi, quod nec Jovis ira, nec ignes,
Nec poterit ferrum, nec edax abolere vetustas.
Cum volet illa dies, quae nil, nisi corporis hujus
Jus habet, incerti spatium mihi finiat aevi;
Parte tamen meliore mei super alta perennis
Astra ferar, nomenque erit indelebile nostrum.
Quaque patet domitis Romana potentia terris,
Ore legar populi, perque omnia saecula fama,
Si quid habent veri vatum praesagia, vivam.

Mit kaum weniger Zuversicht singt Spenser von seinem „der Ewigkeit geweihten" Liedern:

The Famous warriors of the antique world
Used trophies to erect in stately wise,
In which they would the records have enroll'd
Of their great deeds and valorous emprise.
What trophy then shall I most fit devise,
In which I may record the memory
Of my love's conquest, peerless Beauty's prize,
Adorn'd with honour, love, and chastity?
Even this verse, vow'd to eternity,
Shall thereof be immortal monument,
And tell her praise to all posterity.

Und an einer andern Stelle:

Lo! I have made a Calendar for every year,
That steel in strength, and time in durance, shall outwear;
And if I marked well the starre's revolution,
It shall continue till the world's dissolution.

Shakspeare's Sonette sind voll

des edeln Glaubens,
daß mich die Nachwelt nennen wird;

z. B.:

Not marble, nor the gilded monuments
Of princes, shall outlive this powerful rhyme.

Oder:

Yet do thy worst, old Time, despite thy wrong;
My love shall in my verse live ever young.

Oder:

Your monument shall be my gentle verse,
Which eyes not yet created shall o'er read,
And tongues to be your being shall rehearse,
When all the breathers of this world are dead,
You still shall live — such virtue hath my pen —
Where breath most breathes, even in the mouths of men.

Milton fühlte beim Beginnen seines hohen Liedes

des Geistes Macht,
die in der Seele wohnt,

und zweifelte nicht am

dauernden Triumph.

Er schrieb:

I thence
Invoke thy aid to my adventurous song,
That with no middle flight intends to soar
Above th' Aonian mount, while it pursues
Things unattempted yet in prose or rhyme.

Indeß sollen vorstehende Beweise, daß „es um das Beispiel schlecht bestellt", nicht im entferntesten zu der Folgerung berechtigen, daß, weil Homer, Hesiod, Horaz, Virgil, Ovid, Spenser, Shakspeare und Milton ihren Werth gefühlt und unverhohlen ausgesprochen, ein Dichter der Jetztzeit nur ein Gleiches zu thun brauche, um einer von Denen zu sein, die auf den Höhen der Dichtkunst gewandelt. Vor solchem Glauben, Herr, behüte unsere Dichter! 74.

Literarische Notizen.

Herr A. Marsan, ehemaliger Professor an der Universität zu Padua, welcher bereits früher eine treffliche Ausgabe von Petrarca's Dichtungen und einen Katalog der italienischen Manuscripte, welche zu der königlichen Bibliothek und zu den Bibliotheken des Arsenals und von Saint-Geneviève gehören, veranstaltet hat, gab vor kurzem die berühmte Ode Petrarca's heraus, welche die Sammlung seiner Sonette schließt und worin der Dichter in hochpoetischer Weise die Gottesmutter preist, seine Fehler und Schwächen eingesteht und die Jungfrau Maria um ihren Schutz anfleht. Der Herausgeber hat den Text, Stanze für Stanze, mit Erklärungen versehen, wodurch die ziemlich zahlreichen Schwierigkeiten, welche der Text darbietet, aufgehellt werden. Das Werk ist der Erzherzogin von Östreich, Vicekönigin des venetianisch-lombardischen Königreichs, gewidmet, mit einem schönen Portrait Petrarca's geziert und mit seltener Vollendung bei Firmin Didot in Paris gedruckt worden. Der Titel ist dieser: „Canzone di *Francesco Petrarca* a laude di Nostra Signora, con alcune sposizioni e considerazioni del professore emerito dell' I. R. Università di Padova, cavaliere della legion d'onore, Don *Antonio Marsan.*"

Ein französisches Journal bemerkt, daß jetzt das Studium Dante's in Frankreich guter Ton geworden sei, und empfiehlt bei dieser Gelegenheit den Verehrern Dante's das neu erschienene Werk: „Histoire de Dante Alighieri", vom Chevalier Artaud de Montor, frühern französischen Geschäftsträger in Rom, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, Verf. eines Werkes über Pius VII. Das Werk enthält eine gründliche Analyse der „Göttlichen Komödie" und einen detaillirten Auszug aus den weniger bekannten Werken des Dichters, z. B. der „Vita nuova", der Abhandlung über die Monarchie, dem „Gastmahl" u. s. w. Beigegeben sind fünf Kupferstiche, welche Dante im Alter von 50 Jahren, seine Todtenmaske und die Pläne von der Hölle, dem Fegefeuer und dem Paradiese darstellen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 214. —— 2. August 1841.

Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte, von V. A. Huber. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 213.)

Unter den Orten, welche Alfred ihnen zu Sitzen ihrer Thätigkeit angewiesen haben soll, trägt der Hr. Verf. kein Bedenken, Oxford obenanzustellen. Seine Stützpunkte für diese Behauptung sind eine bis jetzt ziemlich allgemein für unecht gehaltene Stelle in Alfred's Biographie von Asser, von der Hr. Prof. Huber aber so viel für echt hält, wie sich auf Streitigkeiten der oxforder Scholaren und auf des Königs Versuche, dieselben zu vermitteln, bezieht; ferner eine Stelle (— primum Westmonasterio; postmodum Oxoniensi studio traditus sum —) aus der nicht unverdächtigen Chronik Ingulf's, des Geheimschreibers von Wilhelm dem Eroberer. Derselbe war um 1050 schon im Amte, blühte die ganze zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts hindurch und starb 1109. Den letzten und entscheidendsten Beweis gibt dem Verf. die Erwähnung von aulae und dem Vorhandensein anderer scholastischer Baulichkeiten am Ende des 11. Jahrhunderts. Da diese weder während noch unmittelbar nach der Eroberung (in 30 — 40 Jahren?) noch in der traurigen dänisch-sächsischen Zeit entstanden sein könnten, so verlegt er ihren Ursprung in das Alfredinische Zeitalter und ist seiner Sache so gewiß, daß er fernere Zweifel an der Begründung scholastischer Anstalten durch den großen König in Oxford auf das Gebiet unhistorischer, unersprießlicher Skeptik und Negation verweist. Wir wollen hier, wo es an Zeugnissen fehlt, dem Verf. keine Vermuthungen entgegenstellen, um so weniger, da es den seinigen nicht an Wahrscheinlichkeit mangelt; — allein es ist doch seltsam, daß gerade in der Zeit, wo zu Oxford bereits ein reges, scholastisches Leben geblüht haben soll, die Schulen in dem gegenüberliegenden Continente, namentlich das Kloster Bec in der Normandie, von den Angelsachsen äußerst lebhaft besucht wurden. Als königliche Stiftung konnte das oxforder Studium übrigens nicht, wie die pariser Universität, aus einer Kloster- und Domschule hervorgehen (S. 88 u. 89), sondern nach der Voraussetzung des Verf., die aulae seien älter als die Eroberung, eben weil sie bald nach der Eroberung genannt werden, und könnten nur in der Alfredinischen Zeit entstanden sein, bildeten eine oder mehre vom Könige gegründete aulae das Fundament und den Kern der nachmaligen Hochschule, sodaß derselbe keineswegs als abhängig von einer kirchlichen Corporation, die neben ihren wesentlichern Functionen des Gottesdienstes und der Seelsorge sich auch mit der Erziehung der Jugend beschäftigte, sondern als ein wesentlich und ursprünglich scholastischer Verein anzusehen ist. Dafür ging dem oxforder Studium freilich der Schutz verloren, welchen die Kirche einer auf sie basirten Schulanstalt zu gewähren pflegte, und der Verf. sieht hierin den Grund, warum die Scholastiker in den stürmischen Zeiten der Eroberung so leicht ihres Eigenthums und ihrer stiftungsmäßigen Einkünfte beraubt und gewaltsam aus den aulis vertrieben worden seien, in die sie erst, als die Zeiten etwas ruhiger geworden waren, mit Wiedereinführung der alten convictorischen Lebensordnung zurückkehrten.

Begründeten dieser Ursprung und diese Stellung der Universität schon von vornherein einen wesentlichen Unterschied zwischen Oxford und Paris, so lag ein anderer in dem eigenthümlichen Charakter und Verhältnisse des oxforder Kanzlers, sobald man ihn mit dem pariser Rector (die englischen Universitäten waren ohne Rector) vergleicht. Der pariser Rector war organisches Haupt der Universität, aus ihr durch Wahl hervorgegangen. Eben deshalb war aber auch seine Macht in dem Maße beschränkt, wie es die der akademischen Corporation war, die ihm keine höhere übertragen konnte, als sie selbst besaß. Der oxforder Kanzler dagegen war ein von außen gegebenes Haupt, das die kirchliche Autorität (der Bischof von Lincoln) vertrat und dessen Befugnisse demnach ebenso ausgedehnt sein mußten, wie diese. In Folge späterer Entwickelung, die jedoch aus seiner Stellung und Natur wie von selbst hervorging, trat er ganz in das Corpus scholasticum hinüber, wurde mit demselben organisch verbunden und gab, indem er alle ihm von der Kirche verliehenen Attribute mitbrachte, den corporativen Rechten desselben eine Ausdehnung, zu der man weder in Paris noch anderwärts gelangt ist.

Dagegen bieten sowol das corporative wie das wissenschaftliche Leben beider Universitäten in der ersten Periode vielfache Ähnlichkeiten dar. Der Mangel eines Rectors, im Sinne der Pariser, zu Oxford machte hier keinen wesentlichen Unterschied, da jede der beiden Nationen, im

welchen die oxforder Universität vertreten wurde, ihr Haupt unter dem Namen „Procurator" hatte. Die corporativen Rechte waren an beiden Orten noch nicht bedeutend und beschränkten sich, zumal das jus statuendi et judicandi, theils bei den einzelnen Nationen, theils bei dem ganzen corpus academicum auf die interna im beschränktesten Sinne. Von einer exemtiven Gerichtsbarkeit war in allen andern Beziehungen nicht die Rede, sondern die quasi clerici der Universität standen, wie alle andern clerici, unter geistlicher Gerichtsbarkeit (des Bischofs und dessen Kanzlers) in allen persönlichen und geistlichen und in allen dringlichen Verhältnissen und bei schweren Verbrechen unter den königlichen Richtern. Das scholastische oder wissenschaftliche Leben in Oxford bewegte sich schon vor der Mitte des 12. Jahrhunderts in demselben Geiste und auf denselben Bahnen wie das pariser. Scholastische Lehrgegenstände, Lehrbücher, Lehrmethode und Perioden, scholastische Übungen, zumal die öffentlichen Determinationen und Disputationen und auch scholastische Grade waren schon damals dieselben an beiden Universitäten. Man muß sich daher hüten (S. 97) in dieser Hinsicht einen zu starken Einfluß der pariser Einwanderung 1229 auf Oxford vorauszusetzen. Durch diese hat ebenso wenig das scholastische Leben daselbst wie die Verfassung erst Gestaltung erhalten, und es ist Thatsache, daß schon unter Heinrich I. normanische und sächsische Scholastiker in Oxford gemeinsamen Bestrebungen oblagen. Dies ist mit der von uns vorhin über den Ursprung der Universität geäußerten Meinung sehr wohl vereinbar; folgen wir aber dem Verf. (S. 99), so ist das Wahrscheinlichste, daß die durch die ersten gewaltsamen Momente der Eroberung von hier verscheuchten sächsischen Scholastiker und andere in ähnlicher Lage befindliche Geistliche später in den verfallenen scholastischen Gebäuden, die kein fremder Eindringling ihnen beneiden konnte, eine Zuflucht fanden und allmälig, schon um ihres Unterhaltes willen, ihr scholastisches Treiben wieder aufnahmen.

Die Darstellung des Herrn Verf. ist fast ganz ausschließlich an Oxford geknüpft, da Cambridge theils nicht die Wichtigkeit wie jenes hat, theils in der Entwickelung seiner Zustände der alma mater Schritt für Schritt folgt. Was den Ursprung der cambridger Universität betrifft, so setzt er denselben weit weniger hoch hinauf, da schon die Nähe einer den Angriffen der nordischen Seeräuber so sehr ausgesetzten Küste nicht erlaube, hier das Bestehen einer bedeutenden Bildungsanstalt vor der Eroberung anzunehmen.

Den ersten Anstoß scholastischer Thätigkeit — erzählt der Verf. aus Petrus Blesensis — verdankte Cambridge dem einige 30 Meilen nördlich in den Sümpfen von Lincolnshire liegenden Kloster Cruland oder Croyland, einem der ältesten Sitze mönchischer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Der Abt Goisfred, der in Orleans seine scholastische Bildung erhalten hatte und dann von 1109 — 24 dem Kloster vorstand, siedelte einige seiner Mönche auf dem dicht bei Cambridge belegenen Pachthofe Cottenham an. Von hier begaben sie sich täglich nach Cambridge und eröffneten eine Schule für alle damals entwickelten Zweige der scholastischen Bildung. Anfangs lehrten sie in einer Scheune, bald aber war der Zulauf so groß, daß kein Gebäude hinreichte die Wißbegierigen alle zu fassen, sodaß sie in verschiedene Abtheilungen oder Schulen vertheilt werden mußten.

Ungeachtet dieser Nachricht wird Cambridge indeß nicht eher als in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts als Universität genannt. Durch die Ankunft von oxforder Auswanderern 1209, denen bald andere in größern Schaaren folgten, mag das früher hier schon vorhanden gewesene scholastische Studium zu der Bedeutung einer solchen erhoben worden sein. Bis zur Zeit der Reformation, wo beide erst mit einigen besondern Eigenthümlichkeiten hervorzutreten anfangen, ist die Ähnlichkeit der beiden Universitäten so groß, daß die Geschichte der einen zugleich die der andern ist, so jedoch, daß Cambridge in seiner Entwickelung meist einige Jahre hinter Oxford zurück ist, was schon deshalb nicht anders sein kann, weil die erste Periode der cambridger Universität mit der zweiten der oxforder beginnt. Cambridge hat aber nie den Grad corporativer Unabhängigkeit erreicht, den Oxford besaß, seit es im 14. Jahrhundert ausdrücklich auch von der geistlichen Visitation des Bischofs von Lincoln befreit wurde. Der Fürstbischof von Ely, im Besitz eines Patronats und Aufsichtsrechts, das er seit 1209, mit steigender Bedeutung der Universität, einem Kanzler übertrug, der die Functionen eines solchen mit denen eines Rectors vereinigte, behauptet noch bis auf diesen Augenblick das Patronat, worauf der Bischof von Lincoln in seinem Verhältnisse zu Oxford längst verzichtet hat.

Es kann von dem wissenschaftlichen Leben und Eifer der scholastischen Zeit, deren Erkenntnißdrang sich ohnehin in einer Menge der ausgezeichnetsten, dem Studium ganz um seiner selbst willen hingegebenen Männer ausspricht, keine geringe Vorstellung bei uns erwecken, wenn wir hören, daß die scholastische Bevölkerung von Oxford im 13. Jahrhundert einmal auf 30,000 gestiegen sein und sich bis zu Ende des Jahrhunderts, wenn auch nicht auf dieser Höhe, doch bedeutend höher als zu irgend einer andern Zeit gehalten haben soll. Eine solche Frequenz übertrifft die unserer Tage bedeutend, in denen man von einem etwas starken Zudrange zu den Universitäten die größten Gefahren für den Staat und Noth und Elend für die auf diese Weise gebildete Generation befürchtete! Die Nachricht freilich, auf welcher die Angabe beruht, ist unverbürgt (Wood S. 84 ohne Angabe der Quelle); aber Hr. Prof. Huber, der keineswegs zu den jetzt herrschenden historischen Ikonoklasten gehört, bemüht sich auch so sie zu halten, indem er die Hälfte auf die damals sehr zahlreiche Dienerschaft, die mehr oder weniger an den untergeordneten scholastischen Übungen Theil nahm und deshalb mit zu den clericis gezählt wurde, sowie auf gewisse Erwerbzweige (Abschreiber, Barbiere u. a. dgl.) rechnet. So bleibt für die eigentlichen Scholaren die Zahl 15,000, und damit wir auch diese nicht zu hoch finden, erinnert er daran, daß der damalige akademische Cursus auch das frühere Knabenalter und die ersten Rudimente in der grammatikalischen Facultät umfaßte. In der That, nehmen wir zu dieser Bemerkung den Zudrang, der damals zur Kirche und zu den erst neu errichteten Mönchs-

orden stattfand, nehmen wir hinzu, daß dieser einen ähnlichen Zudrang zu den wenigen Universitäten voraussetzen läßt, und daß derselbe schon in Folge des Mangels an anderweitigen Bildungsanstalten und Bildungsmitteln, an Büchern selbst (das Dictiren vom Katheder herab), bei dem Studieneifer jener Jahrhunderte damals bedeutend groß sein mußte, dann ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß 15,000 Knaben, Jünglinge und Männer sich auf einmal ihrer Studien wegen in Oxford aufgehalten haben. Noch unter Heinrich III. werden 15,000 Scholaren in Oxford aufgeführt, die freilich nach dem Verfahren des Verf. auf die Hälfte reducirt werden müssen. Dies Verfahren ist indeß etwas willkürlich und gleicht der Ängstlichkeit einer halben Maßregel. Ist kein Grund vorhanden, eine Zahl zu verwerfen, dann behaupte man sie voll und ganz und gebe keine Monas von ihr auf; ist sie unhaltbar, falsch und ein offenbarer error in calculo, dann steht es auch mit der supponirten Hälfte nicht besser.

Wenn es übrigens wahr ist, daß Oxford allein nicht weniger als 300 aulae und hospitia hatte, deren einige convictorischen Vereinen von mehr als 100 Scholaren zum Aufenthalt dienten, dann kann es an Gelaß für jene große Zahl nicht gefehlt haben; wiederum erinnert gerade diese runde Angabe über die convictorischen Vereine, eine den englischen Universitäten von vornherein eigenthümliche Lebensform, an das Theben mit 100 Thoren, aus deren jedem 1000 Krieger zogen. Doch wie dem auch sei, unbezweifelt war die Frequenz im 13. Jahrhundert sehr groß. Selbst die 3 — 4000, aus denen die akademische Bevölkerung in der Mitte des 14. Jahrhunderts, und die 5000, aus denen sie nach der Reformation wieder bestand, zu einer Zeit, wo Deutschland seine eigenen Universitäten hatte, sind eine für England nicht unbedeutende Zahl.

Man kann sich denken, daß auf englischem Boden, wo überhaupt „eine freiere, kräftigere, praktischere und männlichere Entwickelung des Volkslebens viele Dinge, die anderwärts nur auf zwecklosen, unberufenen, formlosen, furchtsamen Unfug großer oder kleiner Kinder und Jungen hinauslaufen, zu bestimmten historischen, politischen Erscheinungen gestaltet und consolidirt“, auch auf den Universitäten ein reiches, vielgestaltiges Leben sich entwickelte, namentlich in so kleinen Orten wie Oxford und Cambridge, wo die Universität das Lebensprincip war und der Akademiker wegen seines numerischen Übergewichts wie in der Eigenschaft des höchsten und bevorrechteten Standes prädominirte, wo noch keine Policei den jugendlichen Geist einschüchterte und jeder Einzelne von früh an sich selbst zu vertreten gewohnt war. Es war allerdings stürmisch, wie der Verf. uns erzählt:

> Gelegentliche Theilnahme an den allgemeinen politischen Ereignissen, fortwährende Reibungen der verschiedenen Elemente und Theile des scholastischen Organismus, der Nationen und ihrer Provinzen, der philosophischen Sekten, der Magister, der Scholaren, der Facultäten, der Halls, später auch der Colleges untereinander, ununterbrochene Streitigkeiten der Universität als Ganzes mit allen Organen und Gewalten des mittelalterlichen Staatslebens, zu denen sie in irgend einer Beziehung stand — mochten es die Stadt, oder Klöster mit ihren Schulen, oder der Bischof von Lincoln, sein Capitel und seine Beamten, oder der Erzbischof von Canterbury sein — das ist fast zwei Jahrhunderte hindurch gleichsam die Tagesordnung in der Geschichte der alma mater Oxoniensis, der ihre jüngere Schwester zu Cambridge in streitfertiger Vielthätigkeit wenig nachgibt. Ja, sogar den höchsten Gewalten, Papst und König, gelingt es nicht immer ohne große Mühe ihren auch noch so wohlgemeinten Vermittelungen Anerkennung zu verschaffen, wenn wenn sie wirklichen oder vermeintlichen Rechten der Universität zu nahe zu treten scheinen. Diese Kämpfe werden mit allen Waffen und auf allen Gebieten durchgefochten, welche die Natur der Sache und die Stellung und Haltung der Parteien irgend vertragen oder gestatten. Rede und Schrift, Verhandlungen vor allen ordentlichen und außerordentlichen, nahen und fernen Richtern, Unterhandlungen mit allen Gewalten und Gewaltigen werden so weit und so lange getrieben, wie nur irgend möglich. Es bildet sich ein eigenthümliches System akademischer Politik, worin die allgemeinen und besondern Verhältnisse, die wechselnden, sowie die permanenten Bestrebungen und Interessen der Krone, der Tiare, der Bischofsmütze gar wohl beachtet und abwechselnd als Mittel zum Zweck gebraucht werden. Wo aber solche friedliche Mittel nicht ausreichen, scheut man auch die Entscheidung der Gewalt nicht. Neben der akademischen Politik bildet sich auch ein akademisches Kriegswesen und diese halbgeistlichen Kämpfer handhaben alle Waffen des Fleisches mit größter Kühnheit und Gewandtheit zu Angriff und Abwehr. Alltäglicher Raufereien gar nicht zu gedenken — vergehen in Oxford kaum einige Jahre ohne förmliche Feld- oder doch Straßenschlachten zwischen Australen und Borealen, Schotten und Waleschen, Realisten und Nominalisten, akademischen und städtischen Bürgern (gown and town), und selbst die streitigen Ansprüche der Graduirten und Nichtgraduirten, der Lehrer und Schüler, der Universität und der Mönchsorden und ihrer Schüler wurden nicht selten mit solchen Waffen verfochten.

Aber tumultuarisch, gewaltsam und roh, wie uns dieses Treiben erscheinen muß, brachte es die Universität in wissenschaftlicher Hinsicht doch keineswegs zurück, und das ganze 13. und der Anfang des 14. Jahrhunderts, in welcher Zeit sich das corporative Leben der Universität unter Stürmen, wie in einem ausschließlich politischen, von Parteien zerrissenen Gemeinwesen, auf das kräftigste entwickelte, in welcher sie an dem allgemeinen nationellen Leben den eifrigsten und thätigsten Antheil nahm und in den Kämpfen zwischen Thron und Baronen die Waffen führte, war auch die Epoche der lebendigsten, vielseitigsten und allgemeinsten wissenschaftlichen Thätigkeit, die hier weit weniger beschränkt und von den Grenzen der Kirche umschlossen war als in Paris. Selbst die Wissenschaften, welche die Gunst der Kirche nicht besaßen, wurden hier betrieben, wie der Name Roger Baco's beweist. Ja, auch die sittlichen — meint Hr. Prof. H. — wären nicht so schlimm gewesen, wie aus der äußern Gewaltsamkeit dieses Treibens auf den ersten Blick hervorzugehen scheine. Klagen über Züge arger und gleichsam zur Gewohnheit, ja zum Erwerbszweig gewordener sittlicher Verworfenheit wurden erst am Ende dieser und im Anfange der folgenden Periode häufig gehört; da herrschte aber schon verhältnißmäßig weit mehr Ruhe und Ordnung: die blutigen Kämpfe zwischen den alten akademischen Nationen und philosophischen Schulen hatten damals in Folge der Auflösung dieser Elemente, die Kämpfe

zwischen der Universität und der Stadt in Folge des Einschreitens der höhern Staatsgewalten zu Gunsten der erstern aufgehört und an die Stelle der frühern Ungebundenheit war die strengere Disciplin der Colleges getreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Denkwürdigkeiten und Geständnisse des Scharfrichters zu London. Nach dessen Dictaten niedergeschrieben von dem Wundarzte des Newgate zu London. Deutsch von F. Freiherrn v. Biedenfeld. Mit dem Portrait des Scharfrichters John Ketch. Weimar, Voigt. 1840. 8. 1½ Thlr.

2. Erinnerungen und Geständnisse eines Gauners aus der vornehmen Welt. Veröffentlicht durch Lord Ellis. Deutsch von H. Gauß. Zwei Theile. Weimar, Voigt. 1840. 8. 2½ Thlr.

Scharfrichter und Gauner stehen in so nahen Beziehungen zueinander, daß wir diese beiden Bücher füglich zusammen besprechen können. In Nr. 1 wird sogar die Geschichte eines betrügenden Anwalts mitgetheilt, welche wir, weiter ausgeführt, auch in Nr. 2 finden, wie denn auch John Ketch bei dem „Gauner" eine einflußreiche Rolle hat. Der „Scharfrichter", Sprößling eines Gaunerehepaares, erhebt sich durch seinen isolirten Standpunkt in der Gesellschaft mit den Jahren zu objectiver Anschauung des menschlichen Lebens und läßt die Bilder desselben ruhig an dem Spiegel seiner Speculation vorübergehen. Insofern verliert das Buch, je weiter wir lesen, an Interesse: wenigstens können wir den Gedanken nicht wohl abweisen, daß der Wundarzt des Newgate die Gelegenheit benutzt habe, seine eigenen Erfahrungen und Ansichten dem John Ketch unterzuschieben. Der „Gauner" dagegen gewährt uns in den Confessionen seines bunten Lebens nicht allein stets eine sehr angenehme Unterhaltung, sondern auch manchen überraschenden Blick in Verhältnisse, welche der an der Schnur der Sitte geleiteten Gesellschaft größtentheils nicht zugänglich sind. Dabei ist die Darstellung und die Sprache, sowie der Plan des ganzen Buchs recht befriedigend, sodaß Diejenigen, welche dergleichen Lecture lieben, und ihre Zahl ist in den meisten Ständen nicht gering, das Buch mit Antheil durchlesen werden.

3. Paul Periwinkle, oder der Preßgang. Aus dem Englischen von E. Brinkmeier. Zwei Bände. Mit Abbildungen nach Phiz. Braunschweig, Meyer sen. 1840. 8. 2 Thlr.

Die Jury und das Matrosenpressen sind Fragen, deren Bedeutung tief in das englische Leben eingreift. Die Unsicherheit der einen, die Greuel des andern haben namentlich in neuerer Zeit viele Federn in Bewegung gesetzt, manchen Mund im Parlamente geöffnet, und dem englischen Romanschriftsteller bieten sie stets ein dankbares Feld zu Darstellung des in tausend Formen über die Erde sich fortwälzenden Kampfes zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. Zu den bessern Romanen über dieses wichtige Thema gehört nun auch der oben genannte. Da er mit dem zweiten Bande noch nicht geschlossen ist, so hält Ref. jede Ansicht über den Organismus desselben zurück; namentlich läßt er die Frage dahingestellt sein: ob der Personen nicht zu viele sind, ob dem Lieblingsthema der Engländer, Schiff- und Seeleben, nicht zu viel Raum gegeben ist? Das aber darf wol behauptet werden, daß die vorgeführten Scenen, unter denen viele auf das tiefste ergreifen, durch ihre kräftige Zeichnung, ihren reichen Wechsel, auf das lebendigste ansprechen, und selbst einen trägen Leser fesseln müssen. Die Engländer klagen in neuerer Zeit über Mangel an guter Romanlecture: wir meinen, der Verf. beseitige einen Theil dieser Klagen auf würdige Weise, und bedauern nur, daß uns bei der reichhaltigen Verwickelung dieses Buchs kein Raum zu specieller Relation zu Gebote steht.

4. Der räthselhafte Gast. Als Anhang zu dem Roman: Das Geisterschiff, nach Capitain Marryat von G. Loß. Hamburg, Herold. 1840. 8. 1¼ Thlr.

Wir glauben dieser Erzählung schon einmal in einer Zeitschrift begegnet zu sein. Sie bildet hier den dritten Theil der „Abenteuer eines Heimatlosen", welche als Schaluppen dem bekannten „Geisterschiff" des Capitains Marryat angehängt sind. Die Erzählung bietet schöne Momente in den Scenen der Lady Lowell am Krankenbette ihres Gemahls und später bei der Wiedervereinigung dieses in früher Jugend verbundenen und sogleich für eine Zeit von zwölf Jahren getrennten Paares. Der deutsche Leser, dem es etwa auffallen möchte, daß diese Personen, die nicht durch eine kirchliche Ceremonie vereinigt sind, sich als Eheleute betrachten und auch von der Umgebung als solche anerkannt werden, hat dabei das eigenthümliche englische Gebrauchthum nicht aus dem Auge zu verlieren, welches eine Ehe rechtsgültig geschlossen sein läßt, wenn beide Personen vor drei Zeugen einige Erklärungen aussprechen. Das Buch liest sich, obgleich es manche leere Partien enthält und König Karl am Schlusse aus der Rolle fällt, ganz angenehm.

5. Die Opfer der Inquisition, oder die Verbrechen eines Mönches. Historischer Roman nach Leynadier von F. Freiherrn v. Biedenfeld. Zwei Bändchen. Weimar, Voigt. 1840. 8. 2 Thlr.

Für Leute, die das Schauerliche und allerlei mönchische Geschlechtsgreuel lieben, dabei aber, nachdem sie in die äußersten Tiefen der Entsetzlichkeiten hinabgeschleudert sind, sich als gute Menschen gern einer glücklichen Erlösung aus fremden und eigenen Qualen erfreuen, ist dieses eben das rechte Buch, und da deutsche Schriftsteller sich gegenwärtig eben nicht mit solchen schwarzen Geschichten befassen, so ist es ganz in der Ordnung, daß wir bei den lieben Franzosen Hülfe für Befriedigung unserer dringendsten Bedürfnisse suchen. Ohne weiter auf das Buch einzugehen, führen wir aus dem Inhaltsverzeichnisse nur Einiges an, was der Leser zu sehen bekommt. Da sind: Visionen, Hexen, Zaubertränke, Scheiterhaufen, Nothzucht bei Klostererstürmungen, Excommunicationen, Metzeleien, Foltern und Gottesurtheil. Zwischen das Alles ist ein ritterliches Festmahl recht anlockend hineingeschoben. Also komme man und genieße! 34.

Notizen.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hörte in einer ihrer letzten Sitzungen zwei interessante Vorträge von Ch. Lucas, den einen über verschiedene in Frankreich gestiftete Associationen zur Ausrottung der Bettler, die andere über die Verbrechen und die mildernden Umstände, mit Bezugnahme auf die Verwaltung der criminellen Gerechtigkeitspflege. Auch berichtete Hr. Lucas über das bekannte Werk des Kronprinzen von Schweden und von Hrn. Naudet's trefflichem Memorial über die Policei bei den Römern wurde die Fortsetzung gelesen. Endlich wurde beschlossen, daß die Herren Villermé und Benoiston de Chateauneuf ihre Mission in Betreff des ökonomischen Zustandes der fünf Departements der alten Bretagne fortsetzen sollten. Hr. Lucas wurde ihnen als Gehülfe beigegeben.

Der Verf. der „Jambes", der energische satirische Dichter August Barbier, gab in Paris heraus: „Chants civils et religieux", Hymnen, worin in mannichfaltiger, bald anmuthiger, bald kräftiger Weise sociale Ideen entwickelt sind. 5.

Der berühmte Reisende Russegger, welcher nach seiner Rückkehr von Ägypten Norwegen besucht hat, soll im Begriff stehen, eine Schrift über die Naturphänomene dieses Landes, besonders in geologischer Hinsicht, herauszugeben. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 215. —— 3. August 1841.

Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte, von V. A. Huber. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

In zwei besondern Capiteln erörtert Hr. Prof. Huber hierauf die wichtigsten Momente jener ältern Zustände, nämlich 1) die Bedeutung der akademischen Nationen, an welche sich hauptsächlich die Wechselwirkung zwischen den Universitäten und dem nationellen Gemeinleben in ihren nicht eigentlich wissenschaftlichen Momenten knüpft; 2) die Ursachen und Resultate des Kampfs zwischen scholastischen und städtischen Corporationen, woran sich die Entwickelung der positiven, der staatsrechtlichen Stellung der erstern knüpft.

Der erstere Gegenstand ist von dem Verf. nicht nur ganz neu aufgefaßt und behandelt, sondern überhaupt erst, so viel Ref. weiß, in seiner Wichtigkeit und Bedeutung erkannt worden, da frühere Darstellungen ihn so gut wie vernachlässigt haben. Es ist bekannt, daß die akademische Bevölkerung der alten Universitäten sich in Nationen abtheilte, Paris z. B. in vier: Franzosen, Picarden, Briten und Normanen. In England umfaßte die Eintheilung nur rein national englische Elemente: Borealen (Aquilonares, Northernmen), zu denen die Schotten, und Australen (Southernmen), zu denen die Waleschen und Iren gehörten. Fremde wurden nicht gerade ausgeschlossen, bildeten aber wol kein besonderes Eintheilungsglied. Der Verf. führt diese ebenso wol geographischen (die tiefeinschneidenden Buchten, welche die Gewässer des Humber, Neor, Ouse u. s. w. im Osten, und des Mersey in Westen aufnehmen, die natürlichen Grenzen) wie ethnographischen Gegensätze auf die beiden nationalen Hauptmassen zurück, aus denen die Bevölkerung der britischen Insel nach der normanischen Eroberung bestand: Romanen und Deutsche, Franzosen (denn aus Abenteurern dieser Nation bestand allerdings Wilhelm's Heer zum größten Theil) und Sachsen. An der Richtigkeit der Auffassung dieses Gegensatzes, als eines ethnographischen, ist nicht zu zweifeln: der Norden in England bietet in Dialekten, Sitten und Gebräuchen noch immer weit mehr germanische Elemente dar als der Süden, insofern sie nicht durch den Industrialismus, durch den sich immer greller ausbildenden Contrast von Armuth und Reichthum und andere Früchte der modernen Civilisation bereits zerstört sind, und der schottische Dialekt enthält, wie jedem sprachkundigen Leser Walter Scott'scher Romane bekannt ist, 10 Procent mehr Deutsches, als die im Süden entstandene Schriftsprache (Robert von Gloucester der erste eigentlich englische Dichter).

Aber auch social und politisch erscheint dieser Gegensatz, indem die Aristokratie das romanische oder australe Element repräsentirt, der Bürger und Landmann, kurz die Masse des Volks aus den germanischen Grundbestandtheilen der Nation besteht und das deutsche Element vertritt. Durch Englands ganze politische Geschichte zieht sich dieser Gegensatz: Cavaliere und Rundköpfe, Presbyterianismus und Anglicanismus, der an die Stelle des Papismus trat, endlich in der neuesten Zeit selbst Whigismus und Radicalismus auf der einen, und Torysmus auf der andern Seite sind nur verschiedene Formen desselben; das Wort Whig ist sogar schottischen, also borealen Ursprungs! Bei dem großen Zudrange, der nicht blos aus dem Adel, sondern ebenso sehr aus dem Bürgerstande schon im 12., besonders aber im 13. Jahrhunderte zur Universität stattfand, wurden diese Gegensätze hier stark vertreten, und bei der kräftigen und lebendigen Theilnahme an allem Öffentlichen und Nationalen, welche dem Engländer eigen ist, und bei der gegenseitigen Spannung in den Jahrhunderten nach der Eroberung sich besonders stark äußern mußte, waren sie in beständiger Reibung begriffen. Oxford war ein Mikrokosmus, der den Makrokosmus des englischen Nationallebens in sich darstellte, und so wenig entging selbst dem Volke die Beziehung zwischen den in der Natur und Organisation der Universitäten, ihrem Verhältniß zu dem nationellen Organismus liegenden Ursachen und ihren Wirkungen, daß jeder Tumult der akademischen Nationen für einen Vorspuk allgemeiner nationeller Aufregung galt, was ein schon im 13. Jahrhundert sprüchwörtlich gewordener Vers, den der Verfasser aus Wood mittheilt, also ausdrückt:

> Chronica si penses,
> Cum pugnant Oxonienses,
> Post paucos menses
> Volat ira per Angligenenses.

Der Verfasser macht es wahrscheinlich, daß auch den Bürgerkriegen im 13. Jahrhundert solche Reibungen der akademischen Nationen vorhergingen, und erweist mit ziem-

licher Bündigkeit, daß sie an denselben den thätigsten Antheil nahmen. Unter König John war nun zwar die materielle Macht der Universität oder die numerische Stärke der Scholaren noch zu unbedeutend, als daß sie in die Wagschale des Kampfs ein bedeutendes Gewicht hätte legen können, aber unter Heinrich III., der Zeit von Oxfords größter Frequenz und Blüte, nahmen die beiden akademischen Parteien an den bürgerlichen Kämpfen den unmittelbarsten und thätigsten Antheil. Die Borealen, welche als das deutsche und nationale Element von vornherein auch antipapistisch und mit dem Streben für eine unabhängige englische Nationalkirche erfüllt waren, läßt der Verf. unter dem Banner Simon's v. Montfort, des Haupts der Barone und Vertreters der Sache der Nationalfreiheit, fechten, aber in Folge der Niederlage und des Todes dieses ihres Führers und Patrons auf der Universität selbst eine Niederlage erleiden, vermöge der sie zu einer bis auf unsere Tage fortdauernden Minorität herabgedrängt wurden, einer Minorität, die sich in der schwachen Vertretung aller volksthümlichen und demokratischen Elemente, welche der Verf. fortwährend mit den national-sächsischen oder deutschen identificirt, gegen die aristokratischen oder romanischen (Episkopalismus, Torysmus, Zurücksetzung der realistischen Studien gegen den in den Colleges befolgten altmodischen Gang der humanistischen) noch immer ausspricht und gleichsam als ecclesia pressa Jahrhunderte lang zu völliger Secession und zur Anlage einer neuen Universität nach borealem Princip drängte, bis dieses Ziel in der neuesten Zeit durch die Hume-Brougham'sche Actienunternehmung einigermaßen erreicht wurde.

Hier ist freilich Vieles hypothetisch, bei dem Mangel bestimmter Zeugnisse höchstens auf eine Wahrscheinlichkeitsrechnung begründet und jedenfalls cum grano salis zu verstehen. Denn am Ende ist es doch nur eine einzige Nachricht, welche ganz bestimmt die Conflicte der akademischen Nationen mit diesen allgemeinern Momenten in Beziehung bringt: die lebhafte Theilnahme der Nationen an den philosophischen Kämpfen, denen Duns Scotus und Okham in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein neues Interesse und eine neue Bedeutung gaben. Jener war ein Nordländer und Realist, die Borealen waren demnach gleichfalls Realisten, wie ihre Gegner, die Australen, Nominalisten waren, weil Okham Südengländer und Nominalist war. Dies scheint dem Verf. von Bedeutung und mit der in dem ganzen Abschnitt entwickelten Grundansicht in vollkommenem Einklang, weil auch Wykliff und sein Anhang Realisten und Nordengländer waren. Der Realismus scheint ihm demnach als das Tiefere und Geistigere, das dem deutschen Geiste und der von ihm getragenen Reformation Verwandtere. Schon dies gäbe manchem Widerspruche Raum, wie noch beiweitem mehr die Schlußfolgen, welche fast alle Bewegungen und Unruhen der englischen Geschichte, die Kämpfe der Barone mit der Krone, die realistischen, Wykliffitischen, reformatorischen, presbyterianischen, puritanischen und endlich die Ansichten der modernen Rationalisten, Industrialisten und Radicalen auf das gemeinsame Princip des Germanischen zurückführen; hier indeß weder dazu berufen noch im Stande, lassen wir nur den Hrn. Verf. das Resultat seiner Ansichten in eigenen Worten aussprechen:

Als Hauptträger dieses gemeinsamen Princips erscheint immer und überall die germanische, in England die sächsische, auf den Universitäten die boreale Nationalität. Unter Simon von Montfort focht sie für die evangelische Wahrheit und für die Freiheit der englischen Kirche, trat der Realismus dem australen Nominalismus entgegen, erzeugte dann den realistischen Reformator Wykliff und seine borealen Freunde, und sieht man, wie bei der ganzen weitern Entwickelung, auch nachdem diese ganz auf das Gebiet der Reformation verlegt ist, das relativ reformatorische Princip und Extrem immer durch das boreale Element getragen wird, finden wir zurückgehend schon zur Zeit der Eroberung und dann unter König John das sächsisch-boreale Element im Gegensatz gegen Rom, — dann kann nur absichtliche Verblendung uns hindern, hier einen durchgehenden bedeutungsvollen Zusammenhang zu finden. Und dies ist nicht Alles. Auf allen diesen verschiedenen Stufen finden wir die Entwickelung des reformatorischen Princips mit der des demokratischen Hand in Hand gehend, worin wieder in England das boreale oder sächsische Element vorherrscht. Die Entwickelung der englischen Nationalität, Sprache, Literatur und Verfassung, sowie des englischen Rechts hat ihren Hauptträger im Volke, zumal im Bürgerstande, im niedern Adel und im Unterhause. Auf allen diesen Gebieten herrscht das boreale, sächsische Element vor — wie es in der englischen Nationalität selbst vorherrscht — im Gegensatze zu dem französischen, romanischen und australen. — Wykliff's Anhang, die Lollharden und was damit zusammenhing, gehörten hauptsächlich dem Bürgerstande und Landvolke (die Aufstände des untern Volks allenthalben in Begleitung der Reformation, eine noch immer sehr schlecht gewürdigte Erscheinung) an, also dem Kern des sächsischen oder borealen Elements. Diese populairen Reactionen gegen den Druck des romanischen, französischen und australen Princips im Feudalstaat und in der Kirche, welche seit dem Ende des 14. Jahrhunderts England mehrmals mit einem allgemeinen Bauernkriege bedrohten, hängen innig mit der populairen Seite der Opposition unter Heinrich III. zusammen. Eben dies waren die Armen (pauperes), welche von Simon dem Gerechten (the righteous, so nannte ihn das Volk nach seinem Tode; Hr. Prof. Huber theilt ihm eine Rolle zu, wie im Chartistenepos der Graf an der Spitze der Armuth führt) Erleichterung ihrer Lasten erwarteten, welche ihn nach seinem blutigen Tode, aus Furcht vor Päpsten und Königen, in der Stille als wunderthätigen Märtyrer und Heiligen verehrten. Diese ganze populaire Bewegung nun hat einen durchaus deutschen, sächsischen, borealen Charakter und bietet die größte Analogie mit den deutschen Bauernkriegen dar, besonders auch eben durch die Amalgamation mit den Momenten des religiösen Lebens, welche in der ganzen Weltgeschichte, zumal aber in England seit der Eroberung vorzugsweise mit dem germanischen Blute ins physische Leben traten.

Der nächste Abschnitt handelt von dem Verhältnisse der englischen Universitäten zu den städtischen Corporationen im Mittelalter. Wir haben vorhin schon darauf aufmerksam gemacht, welchen Einfluß die Localität auf die Entwickelung einer Universität haben muß. In Paris wird dieselbe nothwendig eine ganz andere Stellung zur Stadt einnehmen als in Cambridge oder Oxford. Die höhere Bedeutung, welche die Universität im allgemeinen nationellen Leben hat, als eine städtische Commune, die größere Begünstigung, welche ihr in jeder Hinsicht von den höchsten weltlichen und kirchlichen Gewalten zu Theil wurde, die Abhängigkeit der Stadt hinsichtlich der bür-

gerlichen Nahrung von ihr wiesen dieser von vornherein eine untergeordnete, der Universität aber eine herrschende Stellung an. Natürlich sträubte sich der trotzige Sinn des mittelalterlichen Bürgerthums gegen dieses Verhältniß, und suchte, noch nicht wie die zahme Jetztwelt dem materiellen Erwerb und dem Genuß einer faulen Ruhe Ehre und Rechte opfernd, der akademischen Herren sich mit der nämlichen Hartnäckigkeit zu erwehren, welche andere städtische Communen des Mittelalters in ihren Kämpfen gegen Adel und Geistlichkeit an den Tag legten. Auftritte der größten Gewaltthätigkeit, gegen welche die Tumulte der Universitäten des Festlandes Kinderspiele sind, waren die *Folge* davon und wurden durch den Mangel einer kräftigen, über den feindlichen Massen stehenden, richterlichen und policeilichen Gewalt erleichtert. Denn war auch für jedes Element in seinem eigenen Kreise nach Bedürfniß und Weise der Zeit leiblich gesorgt, indem innerhalb der städtischen Corporationen Gerichtsbarkeit und Policei sich in den Händen des Majors oder Praepositus, der Bailifs oder Ballivi und der Aldermen befanden, die Universität in dieser Hinsicht unter dem Kanzler stand und als höchste königliche Localbehörde der Vicecomes oder Sherif mit der Wahrung des Land- oder Königsfriedens (the kings-peace) betraut war, so fehlte es doch für die gemischten, sowol Universitäts- als Stadtverwandte berührenden, ihrer Bedeutung und der Natur der Sache nach der niedern Gerichtsbarkeit zustehenden Fälle, welche gerade die allerhäufigsten sein mußten, an einem ordentlichen Richter. Wurde nun auch in Folge eines Tumults 1244, in welchem die Bürger, sich der Juden gegen die Studenten annehmend, an diesen die willkürlichsten Gewaltthätigkeiten verübt hatten, von König Heinrich III. die Gerichtsbarkeit für gemischte Fälle mit einer Competenz, wie sie später kaum mehr erweitert worden ist, dem Kanzler übertragen und auf diese Weise den Mitgliedern der Universität wie den Bürgern ein höherer, localer, mit den Verhältnissen vertrauter Richter gegeben, so war die ihm damit verliehene Gewalt doch mehr scheinbar als wirklich, indem er, ohne andere Unterlage derselben als das königliche Privilegium, in der Ausübung sich an die städtischen Behörden gebunden sah, welche natürlich nicht immer die bereitwilligsten waren, ihn zu unterstützen. Auch das *Mittel*, vermöge dessen man die städtischen Magistrate und ihre Untergebenen nach Kränkung der Universität (wie 1248, wo mehre Studenten von Adel tödtlich gemißhandelt waren) auf die Anerkennung und Wahrung der Rechte und Interessen derselben eidlich verpflichtete und sie gleichsam selbst zu Conservatoren der akademischen Privilegien bestellte, konnte nur wenig helfen, da solche Eide selten geachtet und gehalten zu werden pflegen. Auch war diese höhere Autorisation des Kanzlers, streng genommen, keine Erweiterung der akademischen Macht und Gerichtsbarkeit, sondern, insofern er nur der Stellvertreter des Bischofs war, der bischöflichen. Erst als mit dem Ende des 13. Jahrhunderts der Kanzler von der Universität gewählt zu werden, jenes Verhältniß der Abhängigkeit von einer außerhalb stehenden Macht sich allmälig zu lösen anfing und er als ihr wirkliches Mitglied in den Organismus der Universität eintrat, war seine Stellung eine entschiedene: die Universität besaß nun an ihm einen eifrigen Vertheidiger ihrer Interessen, Rechte und Ansprüche, wie die Stadt einen ausgemachten Feind. Aber in dem Maße, als dieser seine Gerichtsbarkeit verdächtiger oder drückender wurde, suchte sie dieselbe zu umgehen oder wo möglich sich ganz von ihr zu befreien. Dem Sinne der Zeit bot Selbsthülfe und Gewalt sich als das geeignetste Mittel dar, die seit dem Ende des 13. Jahrhunderts bedeutend abnehmende Frequenz Oxfords ließ geringern Widerstand befürchten und machte die Bürger kecker, und so wurden von ihnen mit Hülfe des Landvolks mehre Angriffe oder Überfälle ausgeführt, von denen der 1349, kurz nachdem die damals Europa verheerende Pest auch die Reihen der akademischen Jugend in Oxford gelichtet hatte, der fürchterlichste war. Das Blut von Magistern und Scholaren floß dabei in Strömen, und es liegt nach des Verf. richtiger Bemerkung in diesen Ausbrüchen einer lang verhaltenen Wuth etwas, was an die Bauernkriege erinnert. Aber gerade dieses Übermaß des Excesses diente nur dazu, den Zweck zu vereiteln, wenn die Stadt wirklich einen solchen gehabt hatte, und jede Niederlage, welche die Universität auf diese Weise erlitt, wurde zu einem Siege für sie und führte zu einer Bestätigung und Erweiterung ihrer Privilegien wie zu größerer Unterordnung der Stadt. Nach dem Blutbade 1349 wurden laut königlichem Privilegium vom 27. Juni 1356 (S. 304) auch die Attribute der städtischen und akademischen Policei und der damit zusammenhängenden gerichtlichen und sogar militairischen Befugnisse in den Händen des Kanzlers vereinigt. Dem Schwanken, welches die Zersplitterung der policeilichen Macht bisher erzeugt hatte, war dadurch ein Ende gemacht. Auftritte, wie die hier erwähnten, kommen in der Folge nicht mehr vor: die Stadt fügte sich in ihre Stellung, während der Charakter der akademischen Bevölkerung durch die abnehmende Zahl, durch die Beschränkung auf die Colleges und durch deren strengere, klösterliche Disciplin sich milderte, sodaß eine reichliche Quelle muthwilliger Kränkungen versiegte, welche bisher viel dazu beigetragen haben mochten, die Stimmung zu verbittern. Daneben sind der Übergang der akademischen Verfassung aus einer Demokratie in eine Oligarchie, veränderte Besitzverhältnisse, größerer Reichthum und erhöhte äußere Würde auf Seiten der Universität nicht ohne Einfluß gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Das Athenäum zu Venedig gibt von seiner unausgesetzten Thätigkeit durch die Herausgabe seiner „Esercitazioni scientifiche e letterarie" auf eine rühmliche Weise Zeugniß. Der zweite und dritte Band, die 1838 und 1839 erschienen, läßt weder die Naturwissenschaften noch die Literatur unbeachtet, nur scheint man absichtlich die Frischheit der Mittheilungen zu vermeiden, indem erst hier die Protokolle der Verhandlungen in den J. 1832 und 1833 und die über Literatur und Kunstgegenstände aus den J. 1832—35 vorliegen. Für Naturwissenschaf-

ten sicher ein zu langer Verzug. Selbst die Mittheilungen aus dem Gebiete der exacten Wissenschaften ruhen meistens auf historischem Boden; so der interessante Bericht über die Wasserbauten in den Lagunen Venedigs. Bekanntlich brachte erst Zendrini einen festen Mauerbau, die bekannten murazzi, die man 1774 aufzuführen anfing, als Ersatz für die hintereinander eingerammten Pfahlreihen in Vorschlag, die, wenn auch durch Meersand und Kies verstärkt, doch 13 Jahrhunderte lang einen unsichern, kostspieligen Wall für die Gebieterin des adriatischen Meeres bildeten. Wie es jetzt um die Lagunen steht, erzählt in einem sehr belehrenden und auf genauen Angaben beruhenden Aufsatze Emilio Campilanzi, der in den uns beschäftigenden Bänden der „Esercitazioni scientifiche e letterarie dell' Ateneo di Venezia" aufgenommen ist. Der Bibliothekar des Athenäums, Dr. G. Rossi gibt über die alte Akademie della Fama zu Venedig aus Urkunden einen Aufschluß, der ihre so schnelle Auflösung erklärt. Der Patrizier Federico Badoaro machte Schulden, die er durch die vorgeschobene Akademie decken wollte. Man verbot von Seiten der Signoria für die Folge einen öffentlichen Namen in Privatschwindeleien zu misbrauchen; aber war es langgewohnte Geheimthuerei, oder Scheu vor dem Vorwurf, ein wissenschaftliches Institut unterdrückt zu haben, genug bis jetzt war der Anlaß jener Verordnung noch unbekannt. Zu den belehrendsten Beiträgen dieser beiden Bände muß man den Aufsatz des Ingenieurs Giov. Casoni: „Dei navigli poliremi usati nella marina dagli antichi Veneziani", rechnen. Hätten dem technisch gelehrten Verf. die Untersuchungen Böckh's über das Seewesen des attischen Staats bekannt sein können, er möchte bei seinen Landsleuten Vieles gefunden haben, was sich auf jene classischen Urkunden und auf griechische Musterformen zurückführen ließ. Für die „Archéologie navale", die Jal 1840 zu Paris auf Befehl des Königs herausgab, finden sich in Casoni's Abhandlung die anziehendsten Vergleichungspunkte. Nicht die unergötzlichste Mittheilung und in vielen Hinsichten für den Gebenden und die Empfangenden charakteristisch, ist die Geschichte einer Büste des Dogen Renier, wie behauptet wird, von Canova gearbeitet, die Canali erzählt. Daß sie in den genauen Verzeichnissen seiner Arbeiten von dem Künstler nicht aufgeführt wurde, scheint ein bedenklicher Umstand, der zwar erklärt, jedoch nicht ausreichend, wie es scheint, beseitigt wird, und da es nur zu häufig in Italien vorkommt, daß man mit ergötzlichen Novellen Kunstwerke zu Mantelkindern berühmter Meister erhoben hat, so kann man auch hier sich der Bedenken nicht erwehren.

Auch in Italien schreibt man die Vernachlässigungen, die man in der Schreibart des jüngern Geschlechts bemerkt, der Hintansetzung des classischen Sprachstudiums zu und bestätigt so ein Wort, das kürzlich Schelling ausgesprochen hat. Noch lebt dort der Glaube, oder soll ich der Wahn sagen, daß ein vorzügliches oder erfolgreiches Mittel, um Italienisch mit Reinheit und Gewandtheit schreiben zu lernen, ernstes Studium der lateinischen Sprache sei und mit überzeugender Beredtsamkeit hat das Graf Folchino Schizzi in einer kleinen Schrift auseinandergesetzt, die als ein Beitrag zur Literaturgeschichte auch außer dem Kreise ihrer Entstehung von Interesse sein wird. Sie führt den Titel: „Sulle principali opere di Marco Girolamo Vida e sulla utilità in generale dello studio della lingua latina. Parole di prolusione agli studii dell I. R. Liceo di Milano in Porta Nuova per l'anno scolastico 1840–41" (Mailand 1840) und beschränkt sich in den Angaben über Vida auf das Bekannte, weiß jedoch geschickt aus seiner Bildungsgeschichte die Bestätigungen für die Sätze abzuleiten, die zu Gunsten der lateinischen Sprache erwiesen werden sollten. Auch in der Lombardei, wo Eisenbahnen die Hebel aller Lebensregungen sind, fehlen die Leute jedoch nicht, die anders denken als Graf Schizzi, und die beinah fürchten, alle Brauchbarkeit zu den so sehr nützlichen und nothwendigen Realstudien werde ruinirt, wenn ein Knabe richtig utor, fruor, fungor construiren lerne, und vollends gar sich Rechenschaft geben könne, warum die Dichter dies gern als Femininum brauchen, das die Prosaiker als Masculinum wenigstens in der Zeit des Virgilius u. s. w. anwenden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 216. —— 4. August 1841.

Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte, von V. A. Huber. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 215.)

Mit der Mitte des 14. Jahrhunderts hat nach Hrn. Huber's richtiger Bemerkung die Bildung und Wissenschaft des eigentlichen Mittelalters ihre Blütezeit durchlebt, die folgenden anderthalb Jahrhunderte bis zur Reformation sind nur Übergangsepoche zu einer neuen Zeit. Nach Gerson und den andern nominalistischen Mystikern seiner Zeit in Frankreich, die noch am Anfange des 15. Jahrhunderts als bedeutendere Erscheinungen des mittelalterlichen Geistes dastehen, wird Erschlaffung und Erstarrung vorherrschender Zug des wissenschaftlichen Lebens, und man findet nur Wiederholung, höchstens mehr oder weniger gewandte Handhabung todter Formeln. Die Dialektik, die Speculation und die ganze mit ihr zusammenhängenden Wissenschaft sinkt zum Handwerk herab. Ja, nicht einmal das; denn *es fehlt ihr der Stoff, sie producirt nichts und es bleibt bei den bloßen* Handgriffen (S. 322). Auf den englischen Universitäten, denen der Verf. für die Zeit seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation einen besondern Abschnitt unter dem Titel „Allgemeines" gewidmet hat, war die Unterdrückung der Wykliffiten das entscheidende und gleichsam abschließende Moment im mittelalterlichen wissenschaftlichen Leben, das hier demnach noch früher als auf den Universitäten des Festlandes, wenigstens früher als auf der pariser erlahmte. Bis gegen Anfang des 16. Jahrhunderts, wo die humanistischen Studien dem wissenschaftlichen Leben auch der englischen Universitäten neuen Aufschwung gaben und in die fast abgestorbene Theologie durch die Reformation eine frische Lebensanregung kam, waren in Oxford sowol wie in Cambridge eben diese todte, starre und handwerksmäßige Theologie und das kanonische Recht, das dem Theologen noch wichtiger war als jene, fast die ausschließlichen Studien. Eine nothdürftige Vorbereitung in den verschiedenen Zweigen der artistischen Studien schien mehr darauf berechnet, einem traditionellen opus operatum, einem Handwerksbrauch zu genügen, als ein wissenschaftliches Resultat zu erreichen. Wol aber ist zu beachten, was der Verf. hervorhebt (S. 334): daß in England gerade in dem Augenblicke, wo die Blüte der gelehrten, akademischen Bildung aufhört, die kräftigste Entwickelung der nationellen Sprache und Bildung beginnt, und dieser die besten Kräfte von den alternden Universitäten sich zuwandten. Weder in Frankreich noch in Deutschland war dies der Fall. Die Blüte der pariser Scholastik überlebte die Blüte der provenzalischen und nordfranzösischen Poesie nur kurze Zeit, und in Deutschland zeigte zugleich mit der Scholastik seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Poesie alle Symptome des Verfalls. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß mit jener Verengerung und Einseitigkeit der Studien auf den englischen Universitäten auch die Bevölkerung derselben abnehmen mußte. Sie bestand während dieses Zeitraums fast ganz aus Theologen oder Geistlichen, die theils den untern Ständen angehörend, theils aus den jüngern Söhnen vornehmerer Familien bestehend, meist alle darin übereinstimmten, daß sie in der Kirche ihre gemeinsame Versorgungsanstalt sahen und demgemäß ihre Studien betrieben. Die Laien zogen sich allmälig von den Universitäten zurück. Diese Zeit einer selten und nie mehr stark unterbrochenen Ruhe im corporativen und einer langen Ebbe im geistigen Leben ist aber gerade die Periode, welche der materiellen Entwickelung der Universität hinsichtlich der Begründung eines festen Besitzstandes entschieden und zunehmend günstig erscheint. Akademische Stiftungen entstanden und mehrten sich, und dies, namentlich die Fundirung der unter dem Namen Colleges bekannten Convicte, bildet den vorherrschenden Zug in dem Charakter dieser Periode. Dies Moment ist aber auch für die ganze fernere Entwickelung von überwiegender Bedeutung und bestimmt den eigenthümlichen Charakter der englischen Universitäten bis auf diesen Augenblik, weshalb der Verf. jene festen convictorischen Stiftungen die Grundlagen oder gleichsam das Knochengerüste nennt, an und mit welchen der neue akademische Organismus sich heranbildete. Daß aber der hier angedeutete Zeitraum sich wol eigentlich als der der Entstehung und Entwickelung der akademischen Colleges darstellt, erweist er daraus, daß von den 36 Colleges der englischen Universitäten nur sechs nach der Reformation entstanden sind, die aber schon zu Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts gestifteten doch erst in der hier bezeichneten Epoche zu ihrer Bedeutung kamen. Die Einrichtung dieser colleges, das Verhältniß der socii oder fellows, als stehen-

der Präbendare und der Kostgänger, die Beschränkung und Verengung der Studien, oder besser die Ertödtung des wissenschaftlichen Geistes durch sie, indem nur gilt, was in den Colleges betrieben und von ihnen gutgeheißen wird, setzen wir als bekannt voraus und theilen deshalb nichts weiter darüber mit. Übrigens wird vom Verf. sehr gut nachgewiesen, wie Das, was bei den jüngern Colleges als stiftungsmäßiger Zweck ausgesprochen wurde, Versorgung einer Anzahl von Mitgliedern auf Lebenszeit oder bis zu deren weiterer Beförderung, in den frühern convictorischen Vereinen sich allmälig und als ein unvermeidliches Übel bildete, indem die ursprünglich nur für die Dauer des damals freilich wol 10 — 15 Jahre umfassenden akademischen Cursus bestimmten Convictstellen nach und nach zu mehrjährigen, endlich zu lebenslänglichen Versorgungen wurden, d. h. zu Beneficien für solche Universitätsverwandte, die entweder noch auf Beförderung in der Kirche harrten, oder bereits alle Hoffnungen in dieser Hinsicht verloren hatten. Die Universitäten waren mit geistlichen Candidaten überfüllt, auf diese aber wurde in der Besetzung der kirchlichen Stellen gerade am wenigsten Rücksicht genommen, indem die päpstlichen Provisionen immer nur besonders Empfohlene, am liebsten Ausländer oder Italiener beförderten, das königliche praemunire aber, was gegen den Misbrauch der päpstlichen Provisionen gerichtet war, der Universität ebenso wenig Nutzen brachte. Die alten Candidaten der Theologie blieben auf den Universitäten sitzen: sie, hülflos, arm und hoffnungslos, wie sie waren, aus den Convicten zu stoßen, in denen sie so viele Jahre ihren Unterhalt gefunden hatten, war so gut wie unmöglich, sie blieben also und verzehrten die Beneficien, deren auf Lebenszeit gesicherter Besitz sie wenigstens vor Mangel und Dürftigkeit schützte.

Ihre eigentliche und höhere Bedeutung erhielten indeß die Colleges erst dadurch, daß sie zu Organen und Trägern der humanistischen Studien wurden. Der Auseinandersetzung, wie dies geschah, sowie der Geschichte und Beschreibung der Einrichtung der Colleges ist das letzte Capitel des ersten Bandes: „Die Colleges und die Wiedergeburt der humanistischen Studien auf den englischen Universitäten", gewidmet. Die Zusammenstellung einer Darstellung der Colleges, deren Ursprung bis ins 13. Jahrhundert reicht, und der weit neuern Wiedergeburt der classischen Studien mag unpassend erscheinen, es wird vom Verf. aber genügend nachgewiesen, wie diese sich an jene knüpft, und die Darstellung ergibt, daß die großartigsten und glänzendsten jener Institute zwischen der Mitte des 15. und 16. Jahrhunderts, also gerade in der Zeit des vollsten Wiederaufblühens der humanistischen Studien, mit dem ausdrücklichen Zweck, diese zu befördern, gestiftet wurden. Schon seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts hatten diese Studien sich in Italien eines zwar langsamen aber sichern und lebenskräftigen Gedeihens erfreut. Als sie bei der Dürre und Verödung, welche auf dem Felde der eigentlich akademischen Studien seit dem 14. Jahrhundert herrschte, wie zarte und frische Keime einer neuen und schönern Bildung von den Colleges der englischen Universitäten aufgenommen waren, wurden sie anfangs nur von einzelnen edlern Geistern und deren nächsten verwandten Kreisen in stiller Zelle mit einer Art von Geheimdienst gepflegt. Hierbei konnte sich natürlich anfangs ein eigentliches Verhältniß von Lehrern und Schülern nicht formell ausbilden und von außen ausdrücklich anerkannt werden, sondern es war ein freundschaftlicher Umgang verwandter Geister in den Colleges, und der Verf. sieht hierin den Grund, daß keine bestimmten Zeugnisse darüber vorhanden sind. Daß aber diese stille Thätigkeit auch so ihre Früchte trug, geht aus dem Zeugnisse hervor, welches Erasmus am Ende des Jahrhunderts über die Resultate derselben ausspricht, indem er in Oxford in der Gesellschaft eines Lynacre, Grocyn, More, Colet u. A. sogar Italien und seine Meister und Schulen vergaß. Die Ansicht, daß erst durch Erasmus die Anregung zu den humanistischen Studien auf die englischen Universitäten gekommen wäre, wird demnach vom Verf. auf das entschiedenste geleugnet und widerlegt, und er verfolgt mit ziemlicher Sicherheit die Spuren derselben bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts zurück. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts sind die unzweifelhaftesten Zeugnisse eines ersprießlichen Geistesverkehrs zwischen England und Italien vorhanden. Flemyng, Grey, Tipetoft, Free, Selling und Gunthorpe werden in den sechsziger Jahren unter den Schülern berühmter Meister in Bologna, Padua, Rom und Florenz gerühmt. Lily genoß sogar auf Rhodus des Unterrichts flüchtiger Griechen aus Konstantinopel, und Italiener treten in England als Lehrer auf, so Cornelius Vitelli in Oxford und Cajus Amberinus in Cambridge. Gehörte nun auch die Thätigkeit dieser Männer nicht ausschließlich den Universitäten an, so mußte doch, sobald die Edlern unter den Reichen und Mächtigen Geschmack an den neuen Studien fanden und deshalb zu keinem andern Zwecke, als zu deren Förderung und Belebung ihre Wohlthaten den Universitäten zuwandten, entweder ganz neue Colleges stiftend, oder in den vorhandenen die Beneficien vermehrend, der Beruf dieser Anstalten, die Pfleger der neuen Wissenschaft zu sein, allmälig immer bestimmter und ausschließlicher hervortreten. Doch was in dieser Hinsicht bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts geschah, ist unbedeutend gegen Das, was unter Heinrich III., namentlich durch Wolsey für die humanistische Bildung nach dem größten Maßstabe gethan wurde. Vielleicht ging dieser wissenschaftlich, selbst gründlich gebildete Staatsmann von der Ansicht aus, welche gleichzeitig die Politik eines andern erleuchteten Cardinalministers jenseit der Pyrenäen, des Chimenes Cisneros bestimmte, und bald das Princip der Jesuiten ausmachte, daß die Kirche durch Aufnahme, Pflege und sorgfältigen Anbau der neuen Wissenschaft den schweren Vorwurf der Unwissenheit und Barbarei von sich abwälzen und sich geistig regeneriren müsse, um den Kampf gegen die Reformation mit gleichen oder überlegenen Waffen führen zu können. Er erlebte es nicht, die großartigen Stiftungen, mit denen er, von diesem Geiste geleitet, die Universität

Oxford bedachte, ins Leben treten zu sehen: früher erfolgte sein Sturz, und der König, persönlich vielleicht nicht ganz ohne Interesse an der Sache, wenngleich er Wolsey's Bildung nicht besaß, wurde der Vollstrecker seines Willens, aber in schmachvoller Weise für die Universitäten, die nur durch Sanctionirung seiner Launen seine Gunst erwerben konnten. 33.

Auch das Bild, das der Hr. Verf. von dem Zustande der englischen Universitäten während der drei auf Heinrich VIII. folgenden Regierungen entwirft, ist eben kein erfreuliches. Von einer ausdrücklichen Aufhebung oder auch nur *einer* vorbedachten absichtlichen Beschränkung ihrer *materiellen* Hülfsmittel, war allerdings schon unter Edward VI. nicht mehr die Rede; vielmehr hob sich die Bedeutung der Universitäten, je dringender die Regierung den Beistand eines wissenschaftlichen Organes bedurfte, um die *religiöse* Bewegung in die erwünschte Richtung zu lenken, und auch die Edward'schen Statuten, die nur durch Ausscheidung des Katholischen die protestantischen Interessen gesetzlich sichern, scheinen keinen Grund zur Klage zu geben. Aber leider ging das praktische Verfahren weit über diese officiellen Bestimmungen hinaus. Die rohe Zerstörungslust des protestantischen Pöbels meinte sogar auf den literarischen Schätzen der Bibliotheken das „verhaßte Zeichen des Thieres" zu erkennen, und es kann in der That nicht befremden, wenn die geistige Roheit dieser Reformation, der es nur auf ein gewaltsames Sichdurchsetzen ankam, eine allem sittlichen Leben ungünstige Stimmung auf den Universitäten verbreitete, gerade die edlern Gemüther, und namentlich die leidenschaftliche Jugend, unter die Fahnen des Katholicismus führte und überallhin eine Verwirrung und Verwilderung verbreitete, die *kein ersprießliches* wissenschaftliches Leben aufkommen ließ. Nur die *politische* Stellung der Confessionen wechselte unter der Regierung der katholischen Maria, der Zustand der Universitäten bleibt ebenso kläglich als vorher, da ihr nunmehriger Kanzler, der Cardinal Paola, durch die großartige Gründung von Colleges und die Anstellung der trefflichsten Lehrer Das nicht ersetzen konnte, was dieser katholischen Reaction fehlte, was aber zugleich die unerlaßliche Bedingung einer nachhaltigen wissenschaftlichen Blüte ist, die evangelische Freiheit. Auch die Regierung der jungfräulichen Königin drängt uns diese Unterscheidung eines erfreulichen Anscheins und einer trüben Wirklichkeit auf. England unter der Königin Elisabeth ist eine glänzende, vielleicht die glänzendste Verwirklichung der politischen Idee des juste milieu. Zwischen dem presbyterianischen und katholischen Dogma und den entsprechenden politischen Richtungen, welche die Regierung mit kühler Besonnenheit, seltner mit Gewalt zurückwies, hatte das lustige Altengland einen behäbigen Haushalt sich eingerichtet und erfreute sich behaglich an der üppig aufkeimenden Vegetation des Handels, den täglich wachsenden Lebensgenüssen und der Blüte des künstlerischen Schaffens: aber all dieser Reichthum des Lebens war ohne den sittlichen Halt, den nur eine geistige Durchdringung der ignorirten Gegensätze geben konnte, man verbarg sich selbst die künstlichen Schäden der Gegenwart mit der äußerlichen Conformität in Kirche und Staat, und unter der bunten frischen Rinde gährte ein rascher unaufhaltsamer Verwesungsproceß, der kaum ein Menschenalter nachher in die gewaltigste Revolution ausbricht. So läßt es sich auch nicht leugnen, daß Elisabeth's gründliche und ausgedehnte gelehrte Bildung ebenso wol als ihre grenzenlose Eitelkeit sie zu einer Patronin der Wissenschaften befähigte, daher auch unter ihrer Regierung die materiellen Hülfsmittel den Universitäten reichlich zuflossen — man denke nur an die Bodley'schen Stiftungen zu Oxford —; die vereinigten Staatsgewalten bestätigten durch eine ausdrückliche Acte, wie sie bisher noch nicht gegeben worden, die beiden Universitäten in allen ihren Besitzthümern, Rechten und Privilegien, und es fehlte auch nicht an Anstalten und Bestrebungen, die so reich ausgestatteten und als integrirende Glieder des Staates anerkannten hohen Schulen auf eine entsprechende Stufe der wissenschaftlichen, religiösen und sittlichen Bildung zu erheben. Es scheint, als müßte die Elisabethanische Periode einen Glanzpunkt in der Geschichte der Universitäten bilden. Dem war aber keineswegs so. Die zuverlässigsten Zeugnisse stellen es außer Zweifel, daß damals alle Zweige der akademischen Studien entweder völlig darniederlagen, oder doch nur oberflächlich und geistlos, höchstens nach Bedürfniß einer gewissen dilettantenartigen populairen Bildung betrieben worden, die Sitten und Gesinnungen der Jugend im höchsten Grade verwildert, selbstsüchtig und leichtfertig, von allem Ernste, aller Ehrbarkeit und Zucht entfremdet gewesen, ja, was wol am bedenklichsten ist, daß auch in den engern Kreisen der ältern und einflußreichern Mitglieder der Universität die gehässigsten Leidenschaften um so tiefer Wurzel gefaßt hätten, je weniger sie Raum zu offener gewaltsamer Äußerung gefunden. Was das Werk über die handwerksmäßige, affectirt moralische Betreibung der classischen Studien, über das mehr als derbe, rohe Treiben des Volkes, über die rohe Genußsucht der höhern Stände bei äußerlicher Anbequemung an die Foderungen der Kirche, namentlich auch über das heuchlerische Benehmen Leicester's, des Kanzlers von Oxford, mittheilt, ergänzt durch deutlichere Einsicht in die Gründe nur zu sehr die trüben Wahrnehmungen der Quellen.

Ein zweites Capitel bringt die Geschichte der Universitäten von dem Tode der Königin Elisabeth bis zur Revolution von 1688. Im Allgemeinen darf man das Resultat dieser Periode als ein günstiges ansprechen. Die materiellen Interessen — Hr. Prof. Huber liebt das Schema der äußern und innern Angelegenheiten — wurden durch mancherlei wichtige Erwerbungen gefördert, auch die Bürgerkriege brachten keine nachhaltigen Verluste, vielmehr wirkten ihre vorübergehenden Bedrängnisse auf die Bildung eines tüchtigen sittlichen Geistes. Denn die Universitäten hielten unter allen Stürmen der Empörung fest an ihren anglicanischen und royalistischen Grundsätzen, in einer Haltung, die, bisher ohne großes Verdienst im Sonnenscheine des Glücks, jetzt den vernichtenden Blitzen der

Demokratie gegenüber durch zahlreiche Opfer die Lebensprobe ihrer Wahrheit lieferte. Als König Karl I., bald nachdem er das Banner gegen den Aufruhr erhoben, von York aus zur Beisteuer für das dringende Geldbedürfniß auffoderte, übersandten sowol die beiden Gesammtcorporationen als ihre einzelnen Colleges alles baare Geld und alle ihre Kostbarkeiten, oft als Ehrengeschenke von unschätzbarem Werthe, ihrem königlichen Herrn. Später von parlamentarischen Commissarien aufgefodert, die Grundsätze des Covenants, der sogenannten Ordinationen und des Verneinungseides durch Unterschrift an Eides Statt anzuerkennen, reichte die Universität Oxford eine in zahlreicher Convocation einstimmig angenommene Deduction der sittlichen, theologischen, staats- und kirchenrechtlichen Gründe ein, welche es ihr zur Gewissenssache machten, die Unterschrift zu verweigern: sie wich nur der Gewalt. Es ist nur scheinbar ein Widerspruch, daß nach der Restauration, als auch die vertriebenen Glieder der Universität wiedereingesetzt worden, gerade in Oxford, das die Grundsätze des passive obedience so wacker ausgesprochen und bethätigt hatte, der Widerstand gegen die katholischen Neigungen der Stuarts, besonders Jakob's II., zuerst und aufs entschiedenste, wenngleich in schonender Form sich äußerte. Hier galt es, die Interessen der anglicanischen Kirche zu wahren. Eben aber auch zu wahren: denn durch diesen Widerstand um des Glaubens willen, dadurch, daß Deputirte der Universität dem Prinzen von Oranien gleich bei seiner Landung ihre Glückwünsche darbrachten und das Anerbieten kräftiger Hülfe bei der Beruhigung der zerrütteten Landesverhältnisse, fühlte man sich noch nicht verpflichtet oder berechtigt, den spätern Verrath an der rechtmäßigen Dynastie zu billigen, man hatte vielmehr noch lange Zeit hindurch mancherlei Scrupel und Zweifel über die Verpflichtungen gegen die Stuarts, welche die Universität in ein mehr oder minder gespanntes Verhältniß zu dem durch den Willen der parlamentarischen Majorität berufenen Nebenzweig des Königshauses brachten. Daraus ergibt sich schon der Charakter des akademischen Lebens im 17. Jahrhundert, daß nämlich offenbar die religiösen und sittlichen Interessen, und zwar nicht blos nach allgemein christlichen Bestimmungen hin, sondern in dem scharfen Gegensatze der Parteien die wissenschaftlichen Studien beiweitem überwogen haben: ein für allseitige Betrachtung nur erquickliches Ergebniß.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Dänemark.

Von der schon früher von uns in d. Bl. erwähnten Zeitschrift: „Brage og Idun, et nordisk Fjaerdingsarsskrift udgivet, med Bistand af Danske, Svenske og Nordmaend, af F. Barfod", liegt nun der erste Jahrgang in vier Heften vor. Geist und Tendenz derselben läßt sich daher jetzt genauer angeben. Zweck des Herausgebers dieser Vierteljahrsschrift ist, durch dieselbe eine größere geistige Annäherung der skandinavischen Nationen zueinander hervorzurufen und zu fördern, und er ist dadurch allerdings einem allgemein gefühlten Bedürfniß entgegengekommen. Denn mitten in der geistigen Bewegung, die gegenwärtig in den Völkern gährt, scheint der Nordländer immer mehr und mehr zu dem individuellen Bewußtsein als solcher zu kommen. Aber auch dieses Bewußtsein ist noch im Werden; man muß sich daher freuen über jedes Unternehmen, welches dahin zielt, dasselbe zur Bestimmtheit und Kraft zu bringen. Demnach ist des Hrn. Barfod Unternehmen insofern ganz zeitgemäß; denn es wird oft und tief gefühlt, daß eine solche innere Verbindung zwischen den drei durch Abstammung und Sprache so nahe verwandten Völkern noch nicht vorhanden ist. Ein Mittel, eine lebhaftere Annäherung und eine klarere gegenseitige Anerkennung zu befördern, wird eine solche Zeitschrift, die sich bestrebt, Beiträge von allen drei Reichen aufzunehmen, natürlicherweise sein, vorausgesetzt nämlich, daß sie den rechten Weg zur Erreichung ihres Ziels einschlägt. Will man aber eine lebendige Erkenntniß von der Einheit Skandinaviens hervorbringen, so muß man allerdings seine Leser auch zu längst vergangenen Tagen zurückführen, weil diese manche Wahrsagung enthalten von dem Leben, welches sich seitdem entwickelt hat, doch darf man dabei das wirkliche und gegenwärtige Leben nicht unberücksichtigt lassen, sondern im Gegentheil dieses in seinem innersten Grunde zu begreifen suchen. Es ist daher in der Ordnung, wenn man in „Brage og Idun" an manchen Stellen die Vorzeit zum Gegenstand der Betrachtung und Lobpreisung gemacht sieht, aber zu misbilligen ist es, daß die Gegenwart fast gar nicht berührt worden. Viele schätzenswerthe Beiträge sind von den angesehensten Gelehrten und Literaten der drei skandinavischen Reiche zu der Zeitschrift geliefert worden, welche zum Zweck haben, das nationale Selbstbewußtsein zu wecken und zu beleben, welche aber die gerügte Einseitigkeit mehr oder weniger verrathen. Wie diese Zeitschrift uns jetzt vorliegt, so hat sie zwar eine gewisse Farbe, aber diese ist doch soweit entfernt rein zu sein, daß man sich vielmehr in einer Art altnordischer Nebelbeleuchtung befindet, welche uns weder das Alte noch das Neue deutlich zu sehen erlaubt. Es bewegt sich ja doch so Vieles bei den Völkern in unsern Tagen, so manche Hoffnung ist erwacht, so viele und so lebhafte Wünsche sind hervorgerufen, welche in naher Berührung mit dem Gedanken an Skandinavien als ein Ganzes und an das Verhältniß dieses Ganzen zu Ost und West stehen, daß es wol nicht mehr schwer sein kann einzusehen, daß eine nordische Zeitschrift, die zur Absicht hat, den Nordländer auf den Bergen und auf den Ebenen zum Bewußtsein als solchen zu wecken, sich nicht auf alten Riesengräbern wiegen oder ewig von Odin und Thor träumen darf, sondern sich hingegen vornehmlich mit dem Lebendigen befassen muß; denn um nordisch zu sein, ist es keineswegs nothwendig, heidnisch zu werden.

Im letztvergangenen Jahr erschien in Kopenhagen: „Exegetisk Bibliothek, en Samling af de bedste und förligere Kommentarer til det ny Testaments Breve", herausgegeben von W. J. J. Boethe, und „Epistolam Pauli posteriorem ad Corinthios annotationibus in usum juvenum Theologiae studiosorum illustravit *C. E. Scharling*". Der erste Theil der „Exegetischen Bibliothek" besteht aus einer Übersetzung von Billroth's „Commentar zu Pauli erstem Brief an die Korinther", der zweite aus Usteri's „Commentar zu Pauli Brief an die Galater". Die Übersetzung ist gut und mit lobenswerthem Fleiß bearbeitet. Aber noch mehr Aufmerksamkeit verdient des Prof. Scharling genannter „Commentar zu Pauli zweitem Brief an die Korinther", der um so verdienstlicher ist, da die dänische Literatur an exegetischen Werken über das Neue Testament eben nicht reich ist. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 217. — 5. August 1841.

Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte, von V. A. Huber. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 216.)

Wir übergehen den hier eingefügten Abschnitt über die Verfassung der englischen Universitäten in dem bisher dargestellten Zeitraume, da diese Erörterungen über die innere Organisation und das Verhältniß dieser Corporationen zu Kirche und Staat schon überhaupt ihrem Inhalte nach, noch mehr aber in der Composition aus den speciellsten Daten nur ein singulair antiquarisches Interesse ansprechen dürften, dem wir auf dem uns zugemessenen Raume nicht genügen können. In dem vierten Capitel: „Die englischen Universitäten seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts", finden wir zunächst die beiden hohen Schulen in einem eigenthümlichen Verhältnisse, das sich hier einmal für die sonst zurückbleibende jüngere Schwester günstiger stellt. Jene ursprünglich ehrenwerthe Stimmung *für die Stuarts* war die Ursache, daß Oxford, als das *nationelle Leben* entschieden den neuen Richtungen sich zuwandte und nur der Eigensinn über die Hoffnungslosigkeit veralteter Tendenzen sich täuschen konnte, allmälig in eine bittere und mismuthige, alle Frische des geistigen und dadurch auch des wissenschaftlichen Lebens erdrückende Stimmung sich verlor, während Cambridge sogleich und aufrichtig die Folge der Revolution anerkannte und in der Kraft einer freien Entwickelung sich den eben erwachsenen geistigen Antrieben, namentlich der Locke'schen Philosophie hingab, außerdem — wenn auch nicht so kräftig, als bei anderer Verfassung möglich gewesen — durch Bentley und Newton gefördert. Langsam, wie alle corporative Entwickelung, aber auch ohne Rückhalt und mit ganzer Seele brach Oxford den Zauber politischer Verstimmung, indem die Tories an die Stelle der Jakobiten traten, und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert bewegen beide Universitäten sich gemeinsam in dem Gleise der Bildung, die sie ungestört bis etwa vor dreißig Jahren gehalten haben. Aus eigener Anschauung schildert Hr. Huber den gewaltigen Bau der alma mater Oxoniensis in dem „weiten grünen Thale, wo Cherwell und Isis ihre vollen klaren Fluten, von uralten Ulmen und Eichen beschattet, einander entgegenwälzen", und unter den reichen Universitätscorporationen das glänzendste, Christchurch-College, mit seinen 400 Bewohnern, von zahlreichen Gärten und meilenweit gedehnten Lustgängen umgeben; wir begleiten darauf einen englischen Studenten auf seinem akademischen Cursus von der Aufnahme in das College bis zu dem Baccalaureat, das für die Mehrzahl die Studien beschließt, und Erörterungen über die sittliche und religiöse Haltung der englischen Universitäten, die doch wol ebenso reich an rohen Excessen und indifferentistischer Gesinnung gewesen sein dürften als ihre Statuten an disciplinarischen Verboten und religiösen Satzungen, vervollständigen das Bild der akademischen Zustände während des angedeuteten Zeitraums. Allerdings besonders in den zuletzt hervorgehobenen Punkten gerade kein erfreuliches! — und man darf sich auch nicht verhehlen, daß hier kaum die allerdürftigsten Mittel für die theologischen, medicinischen und juristischen Studien vorliegen. Man würde aber dann auch einen durchaus falschen Maßstab anlegen, einen Maßstab, wie wir ihn aus der Idee unserer Universitäten zu entnehmen gewohnt und berechtigt sind, da vielmehr nur aus ihrer Beziehung zu dem nationalen Leben der Werth oder Unwerth dieser Institute resultiren kann. In dieser Beziehung ist nicht das Wissen an sich, auch nicht die Rücksicht auf ein Brotstudium Das, warum es bei den englischen Universitäten sich handelt: diese gründlichen classischen und mathematischen Studien, und namentlich die langjährige Beschäftigung mit den alten Autoren, diese frühe Theilnahme an den corporativen Interessen der Universität und des College, dem jeder Einzelne angehört, diese Bildungssubstanzen der liberal education und des university interest sollen dem jugendlichen Geiste und Charakter die Haltung geben, welche den „gebildeten Gentleman" charakterisiren, das eigenthümlichste Product des englischen Lebens, das neben den formellen Bedingungen namentlich der politische Charakter und die Unabhängigkeit des Grundbesitzes constituiren, Gevatter Schneider und Handschuhmacher aber mit all ihren Geldsäcken und mühsamer Tournure nimmer herausmultipliciren. Die englischen Universitäten haben diese ihre Aufgabe für beide große Parteien Englands gelöst, und Whigs wie Tories fanden in ihrem Schoose Raum und Pflege: doch sind sie zu innig mit dem aristokratischen Altengland verwachsen, als daß sie nicht zu den Tories, welche die großartigste Periode ihrer Landesgeschichte geschaffen, eine be-

sondere Zuneigung haben sollten: die Torygeneration ist der Stolz und die Freude der alma mater Oxford, sie will Gentlemen, namentlich aber Torygentlemen bilden.

Die letzten Bogen — vielleicht die interessanteste Partie des Werkes, weil die auf die Frage des Tages bezügliche — behandeln die gegenwärtige Lage der Universitäten, wiefern nämlich die öffentliche Meinung in einer mehr oder weniger ungünstigen, ja, in ihren Extremen unversöhnlichen Stimmung gegen die alten akademischen Zustände sich bewege, und die unumgängliche Nothwendigkeit einer Umgestaltung der akademischen Verfassung, der Studien und der Disciplin schon als ein Axiom gelte, wobei nur das Mehr oder Weniger zweifelhaft und was an die Stelle zu setzen. Hr. Huber, wie zu erwarten stand, vertheidigt den status quo gegen die Angriffe unberechtigter Gegner, aber mit Nachdruck macht er auch die andere Seite des historischen Rechts, die Pflicht, die es auferlegt, geltend, daß nämlich dies Bestehende das innere Gesetz seines Lebens, die Triebe, aus denen seine Existenz erwachsen, in treuem Festhalten bewahre und nicht durch Abfall von seinen Principien das von außen unantastbare Recht des fernern Bestehens verwirke. Daher werden zunächst die gegnerischen Beschuldigungen über die Stabilität, das veraltete Wesen Oxfords und Cambridges durch Thatsachen zurecht und auf die mannichfachen Reformen hingewiesen, die während der letzten 30 Jahre fast alle Zweige des akademischen Lebens verbessert haben, während die ohne Vergleich größere und mannichfaltigere literarische Thätigkeit der stehenden akademischen Bevölkerung eine Steigerung des geistigen Lebens deutlich bezeugt. Die Gegner selbst macht es höchst verdächtig, daß sie troz aller der gewöhnlichen Redensarten von reinen Absichten und sittlich vernünftiger Berechtigung nichts weiter als ein Parteiinteresse mit der bornirtesten Befangenheit und den Mitteln einseitiger Tendenzen verfolgen, das Interesse der englischen Demokratie nämlich, die — eine Warnung auch für die Gegenwart — in dem französischen Kriege groß gezogen, von allen Seiten jetzt die Grundmauern der englischen Aristokratie zu untergraben sucht. Da früge es sich denn gar sehr, ob das historisch gewordene Sein der Universitäten, das seine für die Nation ausreichende Tüchtigkeit genugsam bewährt, nicht eine höhere sittliche und politische Berechtigung habe als diese neuernden Tendenzen, welche die Abschaffung der Testeide und Unterricht in allen Facultätswissenschaften verlangen, unter der gesündern Färbung, die sie dem englischen Volkscharakter verdanken, nur der alte, bisher noch wenig bewährte Nivellirungsproceß der Revolution mit seinen Lehren von der religiösen Toleranz und dem praktischen Nutzen. Hierin sind die Universitäten völlig und alleinig im Recht; sie dürfen nicht, sie sind verpflichtet dazu, ihre Gegner nicht als ihre Richter, und deren Ansichten von den Grundlagen eines ersprießlichen wissenschaftlichen und religiösen Lebens nicht als entscheidende Norm für sich anzuerkennen.

Dem Gesetze dagegen — um des Verf. eigene Worte zu gebrauchen — dem Gesetze, was aus ihrem eigenen bessern Bewußtsein, Wesen und Berufe hervorgeht, dessen Verwirklichung sie selbst als ihre Aufgabe anerkennen, diesem Gesetze sind sie unbedingt pflichtig; und nach diesem Gesetze stehen sie ohne allen Zweifel unter einem schweren Gerichte. Das wesentliche Lebensprincip ihrer ganzen geistigen und wissenschaftlichen Thätigkeit ist die allgemeine, positive christliche Erkenntniß, wie sie sich in der besondern Form der anglicanischen Kirche entwickelt hat. Auf der Bewahrung, Pflege und Verbreitung dieser Erkenntniß beruht ihre ganze Existenz in ihrer Besonderheit und Eigenthümlichkeit, aber auch ihre ganze höhere Berechtigung zu einer selbständigen corporativen Existenz und insofern wieder die formelle Anerkennung derselben von Außen ... Wenn die englischen Universitäten sich über Das, was ihnen etwa an umfassender, freier wissenschaftlicher Thätigkeit abgeht, mit einer Hinweisung auf ihre Wirksamkeit im Gebiete des christlichen Lebens rechtfertigen könnten, wenn sie sich darauf berufen könnten: die lebendige Quelle christlicher Erkenntniß in ungetrübter, lebenbringender Klarheit und Kraft, wie die Reformation sie ihnen anvertraute, bewahrt zu haben, und die ihnen anvertraute Jugend wirklich an dieser Quelle zu tränken — dann wahrlich brauchten sie kein göttliches oder menschliches Gericht zu scheuen, dann könnten sie mit schweigender Verachtung das triviale, absurde und unredliche Geschrei über Intoleranz u. s. w. anhören. Aber dem ist leider nicht so ... Alle unbefangenen Zeugnisse stimmen darin überein, daß auf den Universitäten wie in der Kirche, der sie angehören, Mangel an christlicher Erkenntniß, Verwirrung und Verflachung der Begriffe, dürrer Formalismus, sittliche Selbstrechtfertigkeit oder Schlaffheit, unbedingtes rohes Hervortreten der materiellen und politischen Interessen der Kirche und gewissenlose Verweltlichung derselben gar sehr vorherrschen.

Nachdem der Hr. Verf. auf die Lebensregungen in der Kirche während der letzten Zeit hingewiesen, und wie diese religiösen Reformen Hand in Hand gehen müßten mit der Reform oder vielmehr der Begründung theologischer Studien auf den Universitäten, schließt er mit einer Hindeutung auf die aussichtsvolle Zukunft Großbritanniens:

Wie sehr übrigens die Erfüllungen dieser Hoffnungen oder Möglichkeiten von der Art abhängt, wie sich die allgemeinen Zustände Großbritanniens entwickeln, muß dem blödesten Auge ebenso klar sein, als diese Zukunft selbst dem schärfsten dunkel scheinen muß. Wir wenigstens überlassen es gerne berufenen oder unberufenen Propheten, zu entscheiden, ob es dem Strome demokratischer Überschwemmung dennoch gelingen wird, die alten Universitäten wie alle andern Institute und Elemente des alten Englands in industrieller Barbarei zu verschlingen, oder ob sich aus diesem Strome ein Niederschlag bilden wird, der, allmälig selbst eine aristokratische Natur annehmend, auch dem ältern, höhern aristokratischen Grunde und Boden sich als schützender und von ihm wieder getragener Damm vorzulegen berufen sein dürfte? Noch weniger möchten wir es wagen über die künftige Stellung des Königthums eine bestimmte Ansicht zu äußern; doch ist auch hier eine günstige Möglichkeit nicht verschlossen. Neu gestärkt durch den selbstmörderischen Kampf ihrer Gegner, könnte vielleicht dereinst die Krone als Haupt, als Siegel und Bürge der lebenskräftigen Entwickelung der mannichfaltigsten geistigen und materiellen Richtungen in entsprechenden Organen den Begriff des gesunden lebendigen Staates verwirklichen — so verschieden von dem absolut, unmittelbar allmächtigen und allthätigen, jede Freiheit, jede Mannichfaltigkeit, alles organische Leben ausschließenden Mechanismus, in dem man bei uns das Ideal des Staates sucht. Doch unsere Aufgabe endet hier.

Ref. aber hält seine Aufgabe nicht für beendigt, ehe er seinem kritischen Gewissen eine Genüge gethan, und der aufrichtigen Übereinstimmung mit den geschichtlichen Ansichten des Hrn. Verf. noch eine kleine Note, eine wenn auch nur geringfügige Beschränkung hinzugefügt

hätte. Freilich ist es hier ein schwierig Ding um den Tadel, denn eine der Vorreden verwahrt sich höchst bestimmt vor dem Unverstande oder Misverstande, der aus einzelnen Äußerungen eine unsere Zeit feindselige, mit ihr, wie man das wol nennt, zerfallene Gesinnung herausdeuten wolle, — und Unverstand oder Misverstand sind eben nicht Prädicate, mit denen Ref. sich sehnt begrüßt zu werden. Aber er will es schon wagen, und gerade „in einzelnen Äußerungen" der Polemik des Hrn. Verf. gegen verwerfliche Zeitrichtungen und Ansichten etwas mehr von der Ruhe der Betrachtung, die ja schon der eigene Maßstab für *ein Urtheil* über historische Erscheinungen fodert, und *etwas* weniger von dem maß- und ziellosen Eifer wünschen, der nach der Fabel auf die geschwänzten Gäste losschlägt und dabei sein bestes Eigenthum zertrümmert. Das Vorwort des zweiten Bandes hebt die Nothwendigkeit hervor, das corporative Leben unserer Universitäten zu stärken, *sofern es* nicht blos auf Wissenschaft, sondern auch auf entsprechenden Charakter und Gesinnung ankomme. Gewiß wahr und gut! Doch welch ein böser Dämon dictirte dem Verf. die folgenden Worte:

So lange diejenigen unter den tüchtigsten Trägern deutscher Wissenschaft, welche nicht glaubten als solche von den Pflichten und Rechten des Mannes entbunden zu sein, so lange zumal die beiden Grimms, die echtesten Söhne der echt deutschen Mutter, dem akademischen Leben entrissen sind, darf man voraussetzen, daß Charakter und Gesinnung mit den Anfoderungen, welche die Staatsgewalten an unsere höhere Bildung machen, unverträglich sind.

Es steht schlimm mit einer Behauptung, die binnen Jahresfrist schon factisch aufs glänzendste widerlegt worden, abgesehen davon, daß ein nicht geringes Maß von Einseitigkeit dazu gehört, um Das, was in Einem deutschen *Staate geschehen*, was übrigens, wie Hr. Prof. Huber *zugeben wird*, mancherlei Seiten für eine nicht blos sentimentale, sondern, wie es sich geziemt, politische Erörterung darbietet, allen deutschen Staatsgewalten — besser: allen deutschen Fürsten und Völkern — zu so hartem Vorwurfe zu machen. Nicht zu leugnen ist auch die mehrmals ausgesprochene Thatsache, daß bei uns allen Lectionskatalogen von Schulen und Universitäten, allen Maturitätsreglements und Prüfungen zum Trotz die Wissenschaften, welche nicht gerade zu den Brotstudien gehören, Geschichte, neuere Sprachen, Literatur u. a. mit weniger Geist und Eifer betrieben werden, als in den analogen Kreisen akademischer Bildung in England. Dabei erlaubt sich Hr. Prof. Huber aber einmal die Bemerkung, es sei „der jungen Generation mit Allem zu wenig ernst", „sie scheue sich vor tüchtigen Studien", sie habe „keine Liebe zur Sache". Steht es wirklich so schlimm um Deutschlands Jugend? Ref., der es sich zur Ehre schätzt, selbst dieser jungen Generation anzugehören, kann füglich die eigene Sache nicht führen und entscheiden, aber bis der Tag der Jugend gekommen, will er die freudige Hoffnung hegen, daß die Jahre der Freiheitskriege und ihrer Bewegung dem Vaterlande ein kernhaftes wackeres Geschlecht erzeugt hätten. Vielleicht — wir können die Vermuthung nicht unterdrücken — fühlt Hr. Huber nur als Verfasser der abendländlischen Sprachen zu Marburg sich so einsam. 87.

Geschichte des Lützow'schen Freicorps von J. F. G. Eiselen. Halle, Anton. 1841. 8. 1 Thlr.

Es ist ein alter und wohlbegründeter Vorwurf, den man der deutschen Literatur gemacht hat und noch immer machen kann, daß sie zwar einen großen Reichthum an systematischen Werken aller Art, wie über fremde und alte, so auch über die eigene und neueste Geschichte habe, daß sie dagegen, besonders im Vergleich zur französischen und englischen Literatur, einen merklichen Mangel an Schriften solcher Art leide, in welchen mehr oder minder ausgezeichnete Individuen ihren wesentlichen Antheil an dem Welt-, Staats- und socialen Leben oder ihre sonstigen Erlebnisse vom subjectiven Standpunkte aus selbst schildern. Mit einem Wort, wir meinen den Mangel an Memoiren und Denkwürdigkeiten aller Art, biographischen, socialen, politischen und militairischen, der unsere Historiker alles des Materials beraubt, was ihren Geschichtserzählungen individuelles Leben und Farbe verleihen könnte, und ihnen nichts übrig läßt als die dürre Berichterstattung sammt den pragmatischen Reflexionen über die officiellen Haus- und Staatsactionen. Insbesondere muß es auffallen, wie gerade die glorreichste Periode der neuern deutschen Geschichte, die der Erhebung des deutschen Volks gegen die Fremdherrschaft vor und während des Befreiungskriegs, im Ganzen so arm an lesenswerthen Denkwürdigkeiten geblieben ist. Viel mag dazu zwar die Vergessenheit und zum Theil gar schnöde Verachtung beitragen, in welche diese große Zeitperiode, ganz ohne ihr Verschulden an sich selbst, lediglich durch die Täuschung gekommen ist, welche sie allen Denen bereitete, die eine Verjüngung des deutschen Volksthums, einen Aufschwung des deutschen Nationallebens in immer mehr sich entwickelnder innerer Einheit und Freiheit aus ihr hervorgehen zu sehen hofften. Jedoch allein aus diesem Grunde ist jener Mangel nicht zu erklären, denn man könnte immer noch fragen: Wie kommt es denn nun, daß gerade die große und besonders ihrer Stellung im Staate wegen bedeutende Anzahl Derer, welchen jenes matte Ergebniß erwünscht sein mußte, über das Ereigniß schwiegen, welches ihnen Ansehen und gesicherte Stellung im Staate wiedergegeben hatte? Die Antwort hierauf ist einfach die, daß diese Classe von Leuten, deren Staatsideal in einer Maschinerie besteht, in welcher das Volk wie bewußtlose Räder fungirt und nur die fruges consumere nati oder die bevorzugte höhere Beamtenschaft mit Bewußtsein den Impuls und die Leitung gibt, nichts mehr wünschen mußte, als sich im ungestörten Besitz ihrer wiedererworbenen Stellung zu erhalten, dagegen aber die selbstthätige Regung und das Bewußtsein, welches der Freiheitskampf in die Massen gebracht, niederzuhalten. Man wollte sich wol der Früchte des Kampfes erfreuen, nichts aber weiter von den — gefährlich geachteten — Mitteln und der Arbeit hören, welche jene Früchte errungen hatten. Was Wunder daher, daß man die Erinnerung daran nicht nur vermied, sondern in vielen Beziehungen sogar verpönte; daß also von dieser Classe am allerwenigsten für Aufhellung jenes Zeitraums in seinen speciellen Verhältnissen zu erwarten war. Ein dritter Grund endlich liegt in einer gewissen phlegmatischen Schüchternheit, die dem deutschen Volkscharakter eigen ist und die ihn hindert mit seiner eigenen Person auf die Weltbühne hervorzutreten oder Andere darauf zu ziehen. Was für Anfeindungen hat in dieser Beziehung Varnhagen von Ense nicht auszustehen gehabt, der jetzt doch fast allein das Memoirengenre in der deutschen Literatur auf eine Art vertritt, die den höhern Ansprüchen stylistischer und darstellender Kunst entspricht; wie ist nicht von allen Seiten, seiner angeblichen Rücksichtslosigkeit halber, auf ihn hineingehackt worden, obschon gerade Das an ihm zu rügen wäre, daß er lange nicht genug frei und ungeschminkt heraus-

geht und durch künstliche Verarbeitung seinen desfallsigen Werken den echt memoirenhaften Charakter unreflectirter Individualität und den Reiz benimmt, welchen der bewußtlose, reine Erguß der ganzen eigenen Individualität, sowie die unvermittelte Auffassung und Darstellung der Dinge und Persönlichkeiten gewährt. Um so mehr muß man sich daher freuen, wenn irgend in der deutschen Literatur ein beachtenswerthes Werk auftaucht, welches vom allgemein wissenschaftlichen Standpunkt abstrahirend, das individuelle Leben zu seinem Gegenstande macht und zu schildern unternimmt, wie es sich innerhalb der großen Welt- und Staatsereignisse, welche die Geschichte uns wissenschaftlich vorführt, geltend machte und gestaltete.

Ein solches Buch ist die vorliegende „Geschichte des Lützow'schen Freicorps", deren Verf. ausdrücklich erklärt, nicht eine detaillirte systematische Kriegsgeschichte — die man vom Lützow'schen Freicorps schon von Ad. S. besitzt — liefern zu wollen, sondern „ein möglichst treues Bild von der Eigenthümlichkeit des Lützow'schen Freicorps zu entwerfen und seine Schicksale nur insoweit zu verfolgen, als ihre Erzählung diesem Zwecke diente". Noch mehr als die ausdrücklichen Worte der Vorrede zeigt aber das Werk selbst, daß es dem Verf. mehr darum zu thun gewesen ist, uns das Wesen des Lützow'schen Corps, das Leben und Treiben desselben, den Geist, der in ihm waltete, mit einem Wort die Zustände desselben mit lebendigen Farben und in individuellen Bildern darzustellen, als uns das Knochengerüst einer abstracten systematischen Kriegsgeschichte zu geben, die ja doch im Grunde bei so einem unselbständigen Bruchtheil des Ganzen, wie das Lützow'sche Freicorps die größte Zeit seines Bestehens über war, überhaupt unmöglich ist. Offen und wahr legt der Verf. die Verhältnisse des Corps bei seinem Entstehen, seinem Fortgang und in seiner letzten, längern Periode dar, wo es aufgehört hatte, ein selbständiges Ganze zu sein, und verwebt diese Darstellung mit so viel lebenvollen und charakteristischen Zügen, daß wir dadurch ein anschauliches Bild des Ganzen bekommen. Wenn dies Bild nicht so interessant und eigenthümlich ist, als Mancher es von einem Freicorps, insbesondere von dem so sehr berühmten Lützow'schen erwartet haben mochte, so liegt das nicht an dem Verf., sondern an dem unglücklichen Geschick des Corps und den Bedingungen, unter denen es ins Leben trat und sich weiter ausbildete. Denn freilich dürfen wir uns nicht mehr verhehlen — aus dem Berichte des Verfassers geht dies unwiderleglich hervor —, daß die Bildung des Corps ein durchaus verfehltes Unternehmen war. Jetzt, nachdem die Zeit alle persönlichen Sympathien und Antipathien verwischt, ist es wol erlaubt, dies unumwunden einzugestehen, um so mehr, als unter der damaligen aufgeregten Stimmung ein Misgriff wie der, welcher in der Bildung des Lützow'schen Corps lag, wohl zu verzeihen ist, da er blos aus einem edeln Enthusiasmus hervorging, der sich nur in der Wahl der Mittel vergriff und über die Ausführbarkeit seiner Plane irrte. Der Verf. selbst sagt, der wenn auch nicht bewußte Gedanke, der die Stiftung des Corps geleitet, sei der gewesen: zum Sammelpunkte, nicht nur für Preußen, sondern für die Deutschen aller Stämme im Kampfe gegen Napoleon zu dienen und dadurch den Gedanken einer Einheit Deutschlands in einem Bilde Wirklichkeit zu geben. Man sieht, der Gedanke war zu ideal, als daß er in einem Freicorps zur vollkommenen Realisation hätte kommen können. Denn entweder mußte dies nur aus der Elite der deutschen Jugend bestehen — und diese dem Feind in einem besondern Corps entgegenzuwerfen war ebenso thöricht als unpraktisch; oder man mußte andere, gemeinere Elemente mit aufnehmen — dann ging aber der ideale Zweck verloren, ohne daß der prosaische, ein tüchtiges, homogenes Streifcorps zu gründen, erreicht worden wäre. Dazu kam noch, daß die Stifter des Corps, sonst ganz tüchtige aber in der Schule mechanischen Militairdienstes, der nicht selbständig und nach den Umständen zu organisiren und zu handeln weiß, aufgewachsene Militairs waren, die ein Bataillon, Regiment, oder Brigade ganz gut commandirt haben würden, aber am allerwenigsten zum Organisiren einer aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten und die verschiedenartigsten Ansprüche machenden Truppe, sowie zu Anführern eines Streifcorps paßten, die alle moralischen Hülfsmittel nicht in höherer Autorität und von oben herab gekommenen Befehl, sondern im eigenen Geist und Charakter finden sollten. Sie waren zu allem fähig, nur nicht zu Häuptlingen einer Schar Parteigänger. So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß das Lützow'sche Corps als Parteigängercorps so wenig that, und erst dann anfing mehr zu leisten, als es, einem andern systematischen Corps einverleibt, auf das Niveau eines gewöhnlichen Corps regelmäßiger Freiwilligen herabstieg. Die richtige Einsicht in dies Verhältniß kann man als das historische Ergebniß des vorliegenden Werkchens betrachten, das überhaupt auch einen neuen Beleg davon gibt, daß weit mehr der allgemeine Enthusiasmus des Volks als einzelne hervorragende Persönlichkeiten die glücklichen Resultate des Befreiungskriegs herbeigeführt haben, der keinen einzigen wahrhaft großen Charakter oder genialen Geist aufzuweisen hat. Eine Erscheinung, die bei der allgemein damals hervorgehenden idealen Aufregung zwar auffallen muß, aber sich sehr gut daraus erklärt, daß Alle, die damals zu höhern Stellen gelangen konnten, noch in der alten mechanisch-unnationellen politischen wie militairischen Schule gebildet waren. In Bezug auf dieses Verhältniß hätten wir gewünscht, eine zusammenhängende, nicht blos indirecte und zerstreute Charakteristik der Anführer des Corps zu finden. Es ist dies wol auch ein Mangel, der aus der oben erwähnten schüchternen Ängstlichkeit der Deutschen, ja nicht anzustoßen, herrührt. 43.

Notizen.

Um den Vorwurf voreingenommener Parteilichkeit abzuwenden, möchte es nicht ungeeignet sein, den Ausstellungen deutscher Blätter an Victor Hugo's Antrittsrede in der Akademie folgendes englische Urtheil aus dem „Athenaeum" zur Seite zu stellen: „Hugo's Rede war eine stark gefärbte Declamation, die nach unserer Ansicht wahrscheinlich viele seiner Freunde nicht befriedigt — seine Bewunderer sicherlich getäuscht hat — augenscheinlich aber darauf berechnet, die Versammlung, wo sie gehalten wurde, günstig zu stimmen, wobei sie über die Erörterung der literarischen Fragen, von deren Erwartung ohne Zweifel die Masse der Gesellschaft erfüllt war, unter dem Deckmantel hochtönender — für ein englisches Ohr bombastischer — Berufungen an die Nationaleitelkeit hinwegging. Wenn das pariser Publicum nicht sich überredet hat, daß die französische Akademie der anerkannte Tempel nicht der französischen, sondern der europäischen Wissenschaft sei, gegen welche sich die Literatur aller übrigen Länder unterthanenpflichtig erkläre, so ist dies nicht Victor Hugo's Fehler. Die Verhandlungen einer so berühmten Körperschaft, wie die der französischen Akademiker ist, können in der Achtung der Fremden durch derartige Marktschreiereien schwerlich gewinnen."

Den Nachforschungen eines Hrn. F. F. Spenser von Halifax nach der alten Heimat seiner Familie, ist es gelungen, nicht nur diese, sondern auch ihre Identität mit der des Dichters der „Feenkönigin", Edmund Spenser's, ausfindig zu machen. Sie befindet sich in dem kleinen Dorfe Hurstwood bei Burnley in der Grafschaft Lancaster; die Umgebung soll das romantische Gepräge einer Alpengegend tragen; und hierher zog sich der Dichter jedenfalls, nach den erlittenen akademischen Unannehmlichkeiten, zu seinen Verwandten nach Nordengland zurück. Die Familie des Dichters scheint fast 400 Jahre lang, vom Anfange der Regierung Eduard's II. zu Anfang des 14. Jahrhunderts bis 1690, zu Hurstwood gelebt zu haben. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 218. — 6. August 1841.

Leben des königlich preußischen Staatsministers Freiherrn vom und zum Stein. Ein Denkmal. Zwei Theile. Leipzig, F. Fleischer. 1841. Gr. 12. 3 Thlr.

Der wachsende Sinn des deutschen Volkes für seine öffentlichen Charaktere, besonders aber das Interesse, das sich gegenwärtig an die Männer knüpfen mußte, die vor einem Menschenalter durch ihre kühnen und großartigen Maßregeln den preußischen Staat aufs neue emporhoben und auf die Befreiung der deutschen Nation wesentlich wirkten, hat auch das Andenken Stein's, des ersten Gesetzgebers des neuen Preußens, lebhaft hervorgerufen. Eine vollständige Geschichte des bedeutungsvollen Mannes und seiner Wirksamkeit lag deshalb nicht fern; aber die Arbeit ist schwer Der Persönlichkeit Stein's hat Moritz Arndt ein einfaches und würdiges Denkmal gesetzt, wie es für die unzweideutige, gerade und gesinnungsvolle Natur des Verstorbenen angemessen war; eine beiweitem vielseitigere Bedeutung hat jedoch Stein als politischer Gesetzgeber und Leiter: und hier wird nur in der Gegenwart ein philosophischer Geschichtschreiber, der über den Tendenzen und Spannungen unserer Epoche steht, das Verdienst und die Bedeutung des Mannes entwickeln können.

Das vorliegende Buch gibt uns Gelegenheit, einen Blick auf jene Gesetzgebung zu werfen. Stein war 1780 als Bergrath zu Wetter in preußische Dienste getreten aus Vorliebe zu Friedrich II., zum Director des Bergamtes, dann zum Präsidenten der Kriegs- und Domainenkammer und endlich zum Oberpräsidenten der drei westfälischen Kammern gestiegen, als sein Ruf eines Mannes von Kenntnissen, Energie, unermüdlicher Thätigkeit und bewährter Gesinnung Friedrich Wilhelm III. bewog, ihn 1804 an die Stelle des verstorbenen Ministers Struensee zu berufen; er erhielt zur Verwaltung das Zoll- und Accisedepartement, die Seehandlung, die Bank, den Handel und das Gewerbe. Die preußische Verwaltung litt damals an Weitläufigkeit und übergroßer Zersplitterung. Stein bewährte sich deshalb gleich anfänglich als ein einsichtsvoller Reformator, indem er die Salzadministration auflöste und deren Geschäfte an das Berg-, Hütten- und Accisewesen übertrug; bald vereinigte er auch die Bank und die Seehandlung. Noch bedeutender griff aber die Emission von 10 Millionen Papiergeld ein, zu welcher er 1806 im Februar den König bewog, eine Maßregel, die freilich durch den gänzlichen Mangel an Geld im Staate gerechtfertigt erschien, die aber besonders darum Misbilligung erregte, weil die Schuld gar nicht fundirt werden konnte. In Folge eines Zerwürfnisses mit dem Cabinetsrathe Beyme nahm jedoch der reformatorische Minister 1807 schon wieder seine Entlassung und kehrte auf seine Güter im Nassauischen zurück. Nach dem unglücklichen Frieden zu Tilsit, als es ersichtlich, daß der preußische Staat nur durch die Erweckung aller seiner physischen und moralischen Kräfte aus dem Abgrunde gerettet und zu neuer Bedeutung erhoben werden könnte, erinnerte sich Friedrich Wilhelm III. des Talents und der Energie des Herrn von Stein und vertraute demselben im Herbste 1807 die oberste Leitung des Staates an. Es gehörte von Seiten des Berufenen nicht wenig Muth, Resignation und Liebe für Preußen wie für das gebeugte Deutschland dazu, um eine so hohe, aber schwierige Stellung anzutreten.

Alsbald erfuhr man aber auch die durchgreifenden und umgestaltenden Maßregeln von Stein's tiefer, kühner und sicherer Politik. Die Erweckung, Bildung und Benutzung aller individuellen Kräfte der Gesellschaft war der nächste Zweck, den sich Stein und Die, welche ihm zur Seite standen, vorsetzten. Die Privilegien des alteuropäischen Staates, welche die Kräfte und deren Entfaltung beschränkten, wurden aufgehoben, alle Individuen sahen sich nun gegeneinander frei und traten als Staatsbürger mit gleichen Rechten und Pflichten hervor: und vielleicht wußten in diesem Augenblicke, wo allein die Noth gebot, jene großen Reformatoren selbst nicht, daß sie mit einem solchen Umschwunge in der bürgerlichen Gesellschaft den Grundstein zu einem neuen, höhern Staatssysteme legten, zu dem sich selbstwissenden und selbstbestimmenden, zum protestantischen Staate. Während Scharnhorst mit der Bildung eines neuen Heerwesens beschäftigt, das jedes Standesprivilegium ausschließen sollte, publicirte der Minister Stein eine Reihe organischer Gesetze, die zunächst die totale Befreiung, Erweckung und Umänderung der bürgerlichen Gesellschaft in Aussicht stellten. Diese Gesetze umfaßte ein Edict vom 9. Oct. 1807, „den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Land-

bewohner betreffend". Nach diesem Edicte ward der Besitz von Rittergütern allen Staatsbürgern freigegeben; der Adel selbst konnte jetzt Bauerngrundstücke erwerben, Handel und Gewerbe treiben, ohne seine Standesehre einzubüßen; größere Grundstücke konnten parcellirt, kleine zusammengezogen werden. Aber was das Wesentliche war, nach diesem Edicte hörte auch der Rest der Leibeigenschaft, die Erbunterthänigkeit, auf, sowie alle Hand- und Geldleistungen, die nicht an den Grundstücken, sondern an der Person hafteten. Als eine Consequenz dieser ungeheuern Reform, die nur ausgeführt werden konnte, weil sie das Bedürfniß der Gesellschaft für sich hatte, muß das Gesetz vom 27. Juli 1808 gelten, „die Verleihung des Eigenthums der Immediat-Einsassen in den Domainen von Ostpreußen, Lithauen und Westpreußen betreffend". Die Domainenbauern, die bisher an den Grundstücken, welche sie bebauten, kein Eigenthumsrecht hatten, sich jede andere Feststellung der Leistungen und jede Vertauschung gefallen lassen mußten, erlangten durch dieses Gesetz die Grundstücke als ihr völliges Eigenthum mit allen Rechten und Vortheilen, welche der bäuerliche Grundbesitz mit sich führte; sie traten dadurch in die Reihe besitzender, fleißiger und das Staatsinteresse lebhaft theilender Bürger. Diesen Befreiungen entsprach das Gesetz vom 29. März 1808, das den Mahlzwang in den Provinzen aufhob, wo dieses drückende Privilegium zum Vortheile der einen gewerbtreibenden Classe noch bestand; ferner das Gesetz vom 24. Dec. 1808, das, von noch umfassenderer Bedeutung, die Aufhebung des Zunftzwanges und das Verkaufsmonopol des Bäcker-, Höker- und Schlächtergewerkes feststellte. Neben diesen, die alten Schranken vernichtenden Maßregeln hat aber auch Stein in der kurzen Zeit seiner obersten Leitung durch die von ihm geschaffene und ausgegangene, aber erst im November 1809 vom Könige unterzeichnete Städteordnung ein positives Fundament zu der organischen Entwickelung des neuen Staates gelegt. Die Ausbildung der autokratischen Staatsgewalt hatte nicht allein das Volk überhaupt von jeder Theilnahme und jedem Interesse an der Leitung des Staates entfernt, sondern auch die Bürger in den Städten aller Theilnahme an der städtischen Verwaltung und der Erwählung ihrer Obrigkeiten beraubt; das Interesse an dem Wohle des öffentlichen Wesens und aller Gemeinsinn war dadurch in den Bürgern erloschen, sodaß die erste Bedingung eines lebendigen Staates, die lebendige Gemeinde, fehlte. Durch die Städteordnung von Stein wurden zunächst 600 Gemeindewesen zur obersten Staatsgewalt in das Verhältniß einer moralischen Person wiederum gesetzt; und wer die Grundzüge dieser ältern Städteverfassung, die später allerdings beschränkt ward, kennt, wird nicht leugnen, daß sie das Bewußtsein der Gemeinden hervorrufen, den Wohlstand fördern, das Interesse am Staate beleben und den Keim zu einer tüchtigen, patriotischen Nationalvertretung legen mußte. Erwähnt müssen aber auch die trefflichen, die politische Entfaltung des Staates mittelbar berührenden Gesetze werden, vom December 1808, welche die Centralisation und Vereinfachung des Verwaltungsorganismus und den Provinzialbehörden eine feste Geschäftsordnung vorschrieben. Auch können wir die Verordnung nicht übergehen, welche Stein (vom 24. Nov. 1807) bewerkstelligte, „zur Conservation der Schulden im Besitz- und Nährstande". Die Partei der Privilegirten, die bei jenen nothwendigen Reformen ihre Sonderinteressen dem Wohle des Ganzen opfern mußte, hat den großen Reformatoren, namentlich Stein, nicht selten Gleichgültigkeit und Härte gegen den derzeitigen Besitzstand vorgeworfen; dieses vorübergehende Gesetz zeigt aber, wie auch Stein darauf bedacht war, das Eigenthum seinen zeitlichen Besitzern durch gesetzlichen, jedoch mit dem Wohle des Ganzen verträglichen, Schutz zu conserviren, indem nach demselben alle Executionen und Subhastationen bis zum 24. Juni 1810 eingestellt wurden, um bei der allgemeinen Verschuldung und Entwerthung des Eigenthums das Vermögen der Schuldner und der Gläubiger durch den Aufschub der Auseinandersetzung zu bewahren.

Als ein Beschützer des Tugendbundes und Ermunterer der deutschen Patrioten mußte Stein im Januar 1809, durch Napoleon gezwungen, seine Verwaltung niederlegen; ja, er wurde sogar von demselben in die Acht erklärt. Ehe er aber nach Östreich floh, erließ er ein Schreiben an die oberste Verwaltungsbehörde Preußens, das wol weniger als ein politisches Glaubensbekenntniß gelten kann, sondern vielmehr die praktischen Maßregeln ausspricht, die Stein in Bezug auf die Reform Preußens noch vollzogen wissen wollte. Der Verfasser theilt dieses Schreiben in ganzer Ausdehnung mit und wir geben hier die wesentlichen Punkte desselben wieder, weil es die Wirksamkeit und den Einfluß Stein's auf den preußischen Staat schlagend charakterisirt. Nachdem er ausgesprochen, daß der letzte Rest des Feudalismus, die Erbunterthänigkeit, vernichtet, und der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, „der Willen freier Menschen", gegründet, das unumschränkte Recht zum Erwerb des Eigenthums proclamirt, dem Volke die Befugniß, seine ersten Lebensbedürfnisse sich selbst zu bereiten, wiedergegeben, die Mündigkeit der Städte erklärt sei, so empfiehlt er den Behörden zum Maßstabe seiner Ansichten und Handlungen noch folgende Punkte: 1) Die Regierung kann nur von der obersten Gewalt ausgehen; es seien schon deshalb vom Generaldepartement die Vorschläge zu den Maßregeln gemacht worden, daß das Recht, die Handlungen eines Mitunterthanen zu bestimmen und zu leiten, mit einem Grundstücke nicht mehr ererbt oder erkauft werden könne. 2) Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab; die Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit sei deshalb eingeleitet worden. 3) Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet, folglich darf keine Gesindeordnung bestehen oder eingeführt werden, welche die Freiheit des Volkes lähmt und die Erbunterthänigkeit in einigen Punkten wiederherstellt. 4) Eine allgemeine Nationalrepräsentation ist nothwendig; denn der König, wiewol sein Recht und seine Gewalt heilig, muß ein Mittel haben, die Wünsche des Volkes kennen zu lernen und ihnen Leben

zu geben, und das Volk darf nicht gleichgültig an der Regierung des Staates bleiben.

Mein Plan war daher — fährt er fort — jeder active Staatsbürger, er besitze hundert Hufen oder eine, er betreibe Landwirthschaft, oder Fabrikation, oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe, oder er sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation; denn nur auf diese Weise kann der Nationalgeist positiv erweckt und belebt werden.

5) Die schroffe Trennung zwischen Adel und Bürgerstand muß aufhören und der Adel reformirt werden. 6) Die allgemeine Pflicht zur Vertheidigung des Vaterlandes ist lebhaft zu begründen. 7) Es müssen zur Aufhebung der Frohnen gesetzliche Mittel aufgestellt werden, denn bestimmte Dienste, die der Besitzer des einen Grundstückes dem Besitzer des andern leistet, führen zur Abhängigkeit und zur willkürlichen Behandlung der Dienenden und sind dem Nationalgeiste nachtheilig. 8) Der religiöse Sinn des Volkes muß neu belebt werden. 9) Die Erziehung und der Unterricht der Jugend bedarf der sorgsamsten Pflege, damit ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen könne.

Wenn auch der preußische Staat seit jener großen reformatorischen Epoche alle Consequenzen der Stein'schen Gesetzgebung nicht verfolgt hat, so hat doch diese Gesetzgebung Stein's und ihre theilweise Entwickelung durch Hardenberg die Gesellschaft von den hemmenden Banden der Privilegien und des Kastenwesens des Mittelalters vollkommen befreit, die Intelligenz und das sittliche Selbstgefühl gesteigert, eine hoffnungsvolle Zukunft angeregt und zuvörderst den nächsten Zweck erfüllen helfen, daß die preußische und die deutsche Erde von dem Joche und den Armeen Napoleon's befreit wurde. Allein man würde die unermeßlichen Folgen und Verdienste jener Gesetzgebung verkennen, wollte man dieselbe nur als eine außerordentliche, vorübergehende Maßregel betrachten. Der letzte Schritt aus dem alten, unfreien Feudalstaate in den freien, protestantischen Staat war erst geschehen, als die objective Freiheit des Individuums gesetzlich ausgesprochen wurde und jeder Staatsbürger nun seine verliehenen Kräfte, Fähigkeiten und natürlichen Zwecke realisiren konnte. Der preußische Staat nahm deshalb auch erst factisch jene höhere, protestantische Gestaltung an, als er jene Gesetze proclamirte; er hat dadurch als Vorläufer unter den rein germanischen Staaten zur Entwickelung eines freiern politischen Lebens unberechenbar beigetragen und sich seine Zukunft und seine Politik ein für alle Mal gezeichnet. Ja, als Preußen nach den Befreiungskriegen sein wahres Interesse verkannte, als es sich mit der katholischen Staatspolitik Östreichs verband, um die Restauration des politischen Absolutismus allenthalben im europäischen Staatensysteme durchführen zu helfen, als es die Entwickelung des staatlichen Lebens zur constitutionnellen Form in Deutschland nicht eben begünstigte und ermuthigte, so war vielleicht jene ins Leben getretene Gesetzgebung, jener große unwiderrufliche Fortschritt Preußens in seinen socialen Verhältnissen, das Palladium, das Preußen selbst und das übrige Deutschland vor heftigern Rückschritten zu der Weise des alten privilegirten Europa bewahren mochte.

(Der Beschluß folgt.)

Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789 — 1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 12. 2/3 Thlr.

Diese Gleim'schen „Zeitgedichte" bilden einen achten oder Supplementband zu J. W. L. Gleim's sämmtlichen Werken, welche 1811 in Halberstadt erschienen. Ihr spätes Erscheinen, und gerade erst jetzt, ist durch die Zeitverhältnisse verursacht. Als der Herausgeber Gleim's Werke sammelte, durften sie nicht gedruckt werden, denn Napoleon herrschte in Deutschland. Es konnte schon für ein Wagstück gelten, daß er jene Werke von so ausschließend deutschem Sinne und voll entschiedenen Hasses gegen Alles, was von den Franzosen an Freiheitsbäumen und Gleichheitsmützen ausgegangen war, nicht nur überhaupt damals herausgab, sondern sie auch (als Unterthan des Königreichs Westfalen) dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und dem königlich preußischen Hause widmete. Diese Zeitgedichte aber hätten vor keiner Censur, auf die ein französischer Einfluß denkbar war, zu Recht bestanden. Sie mußten deshalb unter sieben Siegeln verschlossen bleiben, bis Napoleon's Herrschaft gebrochen war. Doch auch da stellten sich Hindernisse in den Weg. Die Erinnerung an ein gemeinsames Deutschland wurde sehr bald in den Hintergrund gerückt, und es bedurfte erst der allerneuesten Ereignisse, die wieder den deutschen Patriotismus weckten, es bedurfte die Rheinfrage und das Becker'sche Rheinlied, um den Herausgeber anzumahnen, daß es Zeit sei, des alten Vater Gleim politische Stimmen an sein Volk dem Druck zu übergeben.

So sind die Gaben, die uns vorliegen, so alt ihr Dasein ist, denn allerdings ein Zeitereigniß. Man betrachte sie, sagt Dr. Körte, nicht sowol als Poesien, sondern vielmehr als schmerzenreiche Herzensergießungen, als ernste Mahnungen und Warnungen eines treuen Eckhart, eines für sein Vaterland jugendlich entbrannten Greises, der nicht allein das Elend seiner Zeit in seinem ganzen Umfange erkannt und dessen unselige Folgen für die nächste Zeit vorauserkannt hat, sondern der auch, mit unerschütterlichem Vertrauen auf die Tüchtigkeit seines Volks, dessen dereinstige Erhebung mit fester Zuversicht weissaget. Gleim war, als er das erste dieser Gedichte niederschrieb, im 71. Lebensjahre, das letzte sang er im 84. Er erlebte nicht mehr, was er vorausgesagt; er starb schon am 18. Febr. 1803. So läßt sich denn an diese Gaben der Vergangenheit, die durch ihren Stoff und den festen deutschen Sinn ihres Verfassers zur Gegenwart sprechen, kein Maßstab unserer heutigen Kritik anlegen. Wir haben sie zu nehmen als richtende und prophetische Stimmen aus dem Grabe. Nicht Alles paßt mehr; aber um so überraschender wirkt mancher Ausspruch, weil es ist, als wäre er erst jetzt gethan, als Product von Conflicten, die wir selbst erlebt, deren Dröhnung wir noch im Augenblick fühlen.

Die „Zeitgedichte" sind in vier Abschnitte getheilt. Dem ersten ist die Überschrift gegeben: „Ist Aufklärung oder Dummheit die Quelle der Revolutionen?" Was Gleim's Antwort war, braucht nicht erwähnt zu werden. Am 22. März 1791 schreibt er:

> Die Dummheit ist kein Zaum! — Will König Salomo
> Sein Volk in Ruhe sehn, so mach' er's klug und froh,
> Der Satan ist nur stark im Traurigen und Dummen.
> Im Fröhlichen kann er nicht brüllen und nicht brummen.
> Die Dummheit ist kein Zaum! — Will König Salomo
> Sein Volk in Ruhe sehn, so mach' er's klug und froh.

O daß es mit goldenen Buchstaben auf allen Thoren und allen Wegweisern stände! Und die es verstehen sollten, würden

es doch nicht lesen. Am 12. Febr. 1799 ruft Gleim, der achtzigjährige Greis:

> Die dumme Lehre: daß wir w i s s e n
> Nichts können, daß wir g l a u b e n müssen,
> Bringt uns um Alles, hier auf Erden
> Und dort im Himmel; denn sie werden
> Allmälig ja durch sie
> Dumm wieder, wie das liebe Vieh!

Der zweite Abschnitt lautet: „Die Franzosen und ihre Revolution." Von A bis Z, von 1789—1802 eine Anklage, eine Warnung, mit einer merkwürdigen Consequenz durchgeführt, aber nicht mit gleicher Sehergabe. Doch singt er freilich schon am 16. März 1791 vom „witzigen Franzosen".

> Er schwelgt mit seinem Witz in seinem Ständesaal;
> Halb Tiger und halb Lamm, rennt er in seinen Gassen
> Und hängt an den Laternenpfahl
> Die Janitscharen und die Waffen!
>
> Er ist sein Henker selbst; wer weiß, was noch geschieht?
> Er hat an Witz zu viel und an Verstand zu wenig,
> Er weiß von keinem Ernst, er singt sein Gassenlied
> Und henkt wol selbst noch seinen König!

Die Antwort jenes französischen Ministers während der Restauration, als der Erklärung der Menschenrechte gedacht wurde, finden wir schon bei Gleim, der 1793 schreibt:

> Von Menschen p f l i c h t e n schrieb der weise Cicero,
> Von Menschen r e c h t e n nicht. Du sollst den Nächsten lieben,
> Sprach Christus —

Am entschiedensten aber spricht sich Gleim's Gesinnung hinsichtlich der neuen Ideen in dem 1792 „An die Freiheit" gerichteten Gedichte aus:

> Kommst du her von Otaheite,
> Göttin, dann besing ich dich,
> Dann so sei willkommen; breite
> Deine Flügel über mich!
>
> Mit den schönsten Sommerrosen,
> Göttin, kränz ich dich, wie dort;
> Aber kommst du von F r a n z o s e n,
> Dann so fleuch nur wieder fort!
>
> Dann so hab' ich nichts zu schaffen,
> Ausgelassenheit! mit dir;
> Dann so greif ich zu den Waffen:
> „Weib", sag ich, „hinweg von mir".

Am 13. August schreibt Gleim ein Manifest der gegen die große Nation vereinigten Mächte, welches 15 Jahre später seltsamerweise allerdings in Erfüllung ging. Im August 1800 ruft er den Franzosen zu, den Thron wiederherzustellen, der neue Mann sei gefunden, der einst das Oberhaupt der Häupter, der überwundenen ganzen Welt werden könne! Aber schon im October 1801 grollt er mit Pitt, er sei nicht mehr sein Mann. Der Geist Gottes sei von ihm gewichen, da er einen Vergleich (Friede von Amiens) mit Wölfen geschlossen. Und nun braust die Wuth des alten Deutschen gegen den Corsen fort, wie vorher gegen die Franzosen. Gleim mußte bei seinen Gesinnungen nothwendigerweise auch mit Klopstock in Conflict gerathen. Die Differenz spricht sich in dem zweizeiligen Gedichte aus:

> Klopstock sah den Freien, Gleim den Knecht:
> Von Beiden wer sah recht?

Der dritte Abschnitt lautet: „Bonaparte — Napoleon." Da heißt es gleich im ersten Gedichte, Napoleon solle nicht mit seinen Thaten prahlen: „Deine Thaten sind der Welt großer Schandfleck." Er räth ihm freundlich, mit dem Geraubten sich in ein Land zu flüchten, wo noch keine peinlichen Halsgerichte für den Straßenräuber existiren! Die Exclamationen des Greises werden ein schwacher Hauch machtlosen Unmuthes. Daß einige seiner Prophezeiungen, an die er selbst kaum glauben konnte, später eintrafen, gibt ihnen keinen wahren Werth. Die Sehergabe, welche ihm der Herausgeber in den Noten vindiciren möchte, hatten damals viele alte Leute, die sich durchaus nicht in die Dinge finden konnten, die freilich ungeheuerlich waren und abweichend von allem Erlernten und Erlebten. Die Nemesis kam von anderwärts her, nicht um der guten, alten Ordnung willen.

Weit erquicklicher ist der vierte Abschnitt: „Die Deutschen." Da wird der Greis ein Jüngling in Anmahnung zu vaterländischer Ausdauer, Kraft, Einigkeit und unverzagtem Muth. Es ist rührend, wie er sich selbst getreu bleibt, was bei so Wenigen damals der Fall war; man muß ihn selbst abhalten (1791) mit in den Krieg zu gehen. Die Zänkereien zwischen Adel und Bürger, die Lobredner des Auslandes und so manches Andere, was noch heute traurige Gültigkeit hat, bewegt ihn schon und er kämpft mit männlichem Eifer dagegen.

> Auf Brüder! Gebt den Bruderkuß:
> Wir lieben bis ins Grab
> Das Vaterland; k e i n S a n d k o r n muß,
> O D e u t s c h l a n d, von dir ab!
>
> Wir lieben unser Vaterland!
> Hör's jeder Bösewicht,
> Uns zu verführen ausgesandt:
> Wir w o l l ' n ein andres nicht.
>
> Wir sind die Glücklichen, wir sind,
> Was du n i c h t bist, im Ruh
> An unserm Herd, und nicht so blind,
> Du, Freiheitsknecht wie du.

Und zu der alten französischen Foderung der Rheingrenze ruft Gleim schon 1797:

> Den R h e i n will er zur Grenze haben,
> Den Rhein? den lieben Vater Rhein?
> Wir alle Franken und wir Schwaben,
> Wir alle D e u t s c h e n sagen: Nein!

Diesseitigen Unzufriedenen redet der Veteran auch manches mahnende Wort, gut gemeint, aber wir zweifeln, ob es wie damals nicht, heute Anklang finden würde. Jedenfalls sind die Lieder des alten Grenadiers eine zeitgemäße Gabe, um die ihr Herausgeber unsern Dank verdient. Leset! 41.

Literarische Notiz.

Der vielschreibende G. P. R. James hat soeben wieder eine dreibändige Novelle in die Welt gesetzt, die unter dem Titel „Corse de Leon, or the brigand" für ein in zweiter Classe stehendes Product eines in erster Classe rangirenden Schriftstellers gelten dürfte. Sie spielt unter der Regierung Heinrich's II. von Frankreich und schließt mit dessen Tode und der Vereinigung eines lang getrennten Liebespaares, Bernard de Rohan und der schönen Isabella. Die Schilderung Heinrich's ist der Glanzpunkt des Buchs. Es ist König Heinrich, wie er in der Geschichte leibt und lebt; nichts Verfeinertes, nichts Übertriebenes, er selbst in propria persona. Der Held ist ein Brigand, nicht nach dem altenglischen Recepte von einem Gentleman:

> Linked with one virtue and a hundred crimes,

sondern ein gallischer Robin Hood oder ein en gros arbeitender Crispin, der wegnimmt, wo es ist, und hinthut, wo es fehlt, die Armen beschützt, die Reichen züchtigt und den Patriziern, die er verachtet, mit gutem Beispiele vorangeht. Die Liebesaffairen sind je nach dem Geschmacke des Lesers geschmackvoll oder geschmacklos, Sünden gegen die Wahrscheinlichkeit fehlen und eine geschickte Verflechtung des Erdichteten mit dem Geschichtlichen macht das Ganze zu einer glaubhaften Erzählung. Aber bei Individualisirung der Heldin hat den Verf. sein gewohntes Glück verlassen. Hier geht die Zeichnung bisweilen auf Stelzen. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 219. —— 7. August 1841.

Leben des königlich preußischen Staatsministers Freiherrn vom und zum Stein. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 218.)

Der Verfasser des vorliegenden Buches zählt wol die Thatsachen der Stein'schen Gesetzgebung auf, aber ein freies, geläutertes Bewußtsein, ein philosophisches, die Staatszwecke und die Zukunft ermessendes Auge besitzt er nicht, um das noch unerfüllte Ziel jener großen Gesetzgebung zu begreifen und die legislatorischen Verdienste Stein's wahrhaft zu entwickeln. Allein der Beruf des Verf., ein Biograph Stein's zu werden, scheitert auch ebenso sehr an dem gänzlichen Mangel des Talents und der Bildung für einen Geschichtschreiber, abgesehen davon, daß ihm selbst die nöthigen, bis jetzt unbekannten, aber sicherlich vorhandenen Materialien fehlen, die ein bestimmtes Licht auf Stein's politischen Charakter und auf dessen Verhältniß zur Politik des wiener Congresses werfen. Da indessen der unbekannte Verfasser ein sehr heftiger, anklagender und, wie aus seinem Streite mit einem berliner Kritiker hervorgeht, von seinem Unvermögen nicht überzeugter Mann ist, so müssen wir ihm und uns und unsern Lesern das Übel zufügen, den Inhalt und die Construction des Opus, sowie einige Proben von des Autors Geistes- und Bildungsweise mitzutheilen; daß wir dabei von Mittheilungen über die Persönlichkeit Stein's absehen, versteht sich von selbst.

Das Werk zerfällt in eine Reihe von Abschnitten, die nicht etwa das Leben Stein's genetisch zu entwickeln versuchen, sondern die, auf eine fragmentarische Weise, den Stoff auseinanderfallen lassen und nur die einzelnen Seiten, welche sich in dem Leben oder Wirken des Mannes darbieten, zum Gegenstande haben. Die Behandlung in diesen einzelnen Abschnitten ist aber ebenso ungeschickt als die Behandlung des Ganzen; sie bieten selten etwas Anderes als ein Aggregat von historischen Notizen, ausgezogenen Stellen und weitschweifigen, declamatorischen Tiraden. Zuvörderst gibt der Verf. von S. 1—72 einen Umriß von dem Geschlechte und dem Leben Stein's. Er spricht vorläufig bis S. 27 von den Verdiensten und dem Charakter desselben, zählt die Titel und die Würden auf, berichtet von den Fürsten von Nassau und ihren Lehnsleuten, und gelangt sonach auch auf das reichsfreiherrliche Geschlecht Derer von und zum Stein. Daran knüpft sich ein kurzer Lebenslauf und eine zweite abstracte, eingestreute Charakteristik des Helden, die insofern einen Blick in die Natur desselben thun läßt, als sie der biographischen Skizze Arndt's entlehnt ist. Der zweite Passus, der uns in die Wirkungssphäre Stein's versetzen soll, ist „Preußens Zustände und Charaktere 1804—6" überschrieben. Eine Darstellung des damaligen Preußens nach seiner Verfassung und seinen innern Zuständen, seiner unglücklichen Politik, sowie der Charaktere, in deren Händen die Existenz des gebeugten Staates lag, war allerdings nothwendig, um auf einem solchen Grunde das Bild des Reformators hervortreten zu lassen. Aber was thut unser Verfasser! Er erzählt fragmentarisch die Geschichte des Hauses Hohenzollern von 1414 an, theilt daneben die Allocution des Papstes Clemens' XI. gegen die eigenhändige Krönung Friedrich's I. mit, sowie die lange Adresse der Anspacher und Markauer, die diese einst Friedrich Wilhelm III. überreichten, als sie von Preußen an Baiern abgetreten werden sollten, und kommt dann wol auch in einzelnen Notizen und Sentenzen auf das damalige Verhältniß Preußens zu Napoleon zu sprechen; von einer concreten Darstellung der Zustände ist aber nicht die Rede. Hierauf beginnt der Verf. mit preußischen Charakteren. Die Titel der ganzen schmählichen Schandliteratur, welche nach der Schlacht von Jena über Preußen aufflog, sowie die dagegen gerichtete Cabinetsordre des Königs werden mitgetheilt. Nach einer kurzen Phrase über die Person des Königs gelangt er zu der Königin Luise, und in welcher Weise der Verf. darzustellen und zu charakterisiren vermag, davon mag seine Abhandlung über die Königin ein Beweis sein. Es heißt z. B.:

> Er liebte (der König) die Tugend, und die Tugend in dem Bilde der Schönheit glänzte mit ihm auf dem Throne seiner Väter, der statt auf festen Säulen zu ruhen, über einem verderblichen Krater steht. Er liebte die Tugend in der Königin Luise. Sie, dem Beherrscher des Landes zunächststehend, hatte von der Natur Alles empfangen, was ihr Geschlecht nur Liebenswürdiges bieten kann. Sie war die schönste Königin und eine noch schönere Seele, ganz Weib im eigentlichen Sinne des Wortes. Ihr Charakter war Hingebung in den Willen des Königs, ihres Gemahls, innige Anhänglichkeit an ihn, durch Liebe genährt und erhalten, ein reines Bild der Unschuld und hoher sittlicher Weiblichkeit.

Dann, zu ihrer Geschichte übergehend, fährt unser Verf. in einem noch hohlerm Pathos fort:

Ihre Tage waren ein fortdauernder Sturm, jetzt von der Wogengewalt hoch emporgeschnellt, jetzt in die Tiefe hinabgeschleudert, ihr Leben war eine Gewitternacht, dunkel und schwer; nur der Mond blickte durch Wolkenrisse auf sie herab und erleuchtete ihre Pfade. Der Sonnenstrahlen fielen nur wenige darauf. Aber sie war nicht kleinmüthig; im bedrängtesten Augenblicke ihres Lebens schrieb sie Goethe's Gesang u. s. w.

Nun folgen zwei Verse des Liedes „Wer nie sein Brot mit Thränen aß".

Nach diesen romantischen Excursen wird der Verf. wieder historischer; er erzählt, daß der Königin Vater in Diensten des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, Ludwig IX., gestanden, und dieses Factum gibt ihm Gelegenheit, in eine nähere Geschichte und Charakteristik dieses hessischen Fürsten und seiner Familie einzugehen: wir können mit Recht fragen, warum erzählt er nicht auch von den Ahnen und den Seitenverwandten dieser Familie? Mit einer langen Abhandlung von der Abneigung zwischen Napoleon und der Königin wird geschlossen. Dann muß der, auf die Lage des preußischen Staates nur vielleicht was den Ausbruch des Krieges betraf influenzirende Prinz Louis Ferdinand herhalten; sein unglückliches Geschick, nicht seine Intriguen, die den Krieg bezweckten, wird erzählt, darauf seines Liebesverhältnisses mit Pauline Wiesel Erwähnung gethan und nachträglich noch eine drei Seiten lange Schilderung des Prinzen von Varnhagen von Ense beigefügt. So kommt er endlich auch auf preußische Staatsmänner und Generale zu sprechen. Er berichtet vom Minister Haugwitz, vom Herzoge von Braunschweig, vom Grafen Kalckreuth und schließt mit Lombard und Lucchesini; aber Alles zersplittert sich in entlehnte Notizen, und die Beurtheilung der Thätigkeit von Haugwitz ist einseitig und nach der Darstellung seiner Feinde gehalten. Der dritte Abschnitt bis S. 174 enthält Stein's politisches Glaubensbekenntniß. Auf die abstracte Versicherung, daß Stein kein politischer Schriftsteller und Staatstheoretiker, sondern praktischer Staatsmann gewesen, und daß ihm als Ideal für die Verfassung Deutschlands ein Kaiserthum wie unter den Hohenstaufen gegolten, daß er endlich deshalb auf eine Centralisation der Nation in große Massen, oder wenigstens auf eine Theilung zwischen Östreich und Preußen gedrungen habe, geht er nochmals auf ein abstractes Verzeichniß von Stein's politischen Tugenden ein, und theilt darauf das Sendschreiben desselben an die oberste Verwaltungsbehörde, dessen Inhalt wir oben angezogen haben, mit. Der vierte Abschnitt stellt Stein als preußischen Staatsminister dar, der mit der kategorischen Versicherung schließt, daß Das, „was Stein ruhmvoll begonnen, Hardenberg ebenso ruhmvoll vollendet" habe. Die Gesetzgebung Stein's von 1807—8, die er im vorhergehenden Abschnitte hätte entwickeln sollen, gibt ihm nun das Thema zum fünften. Der Schluß dieses Abschnitts bezeichnet die ganze Unklarheit und den politischen Dilettantismus des Verf.; er möge darum hier Platz finden:

Auf dem von ihm gelegten Fundamente gebaut, entwickelten sich Preußens Zustände. Obgleich unumschränkt, ist Preußens Regierung eine der geschicktesten der neuern Zeit, scharfsinnig genug gewesen, um der freisinnigen Verbesserung eine Bahn zu eröffnen, die wenig Aufsehen in Europa erregt, weil sie weder von prunkenden Worten begleitet noch von Zeitungsschreibern herausgestrichen wird, die jedoch einen mächtigen Einfluß auf die Gesellschaft geübt hat. Während man in einigen andern deutschen Staaten pomphaft die Einführung vertretender Formen und das Entstehen gesetzlicher Freiheit verkündigte, beschäftigte sich die preußische Regierung unausgesetzt, aber still und ruhig, mit der Emancipation ihrer Angehörigen. Die Fesseln der Gemeinden wurden zerbrochen und beseitigt, der Stände Stufenleiter wurde weniger drückend, weniger voneinander entfernt, sorgsam verwischte man die Ursache und vertilgte die Keime jeder möglichen Staatsumwälzung. Die öffentliche Macht befestigen auf das Wohlergehen aller Stände, das ist die alleinig wahre und gute Politik. Nicht hängt der Staaten Wohlergehen ausdrücklich von dem Mechanismus volksthümlicher Wahl und Vertretung allein ab, und es ist wahrlich nicht gnügend, zu erklären, daß ein Staat constitutionnell sei, um sein Glück zu sichern. Eine andere Vorausbildung ist ihm unumgänglich nothwendig; um wahrhaft frei zu sein, muß ein Volk zuerst die Freiheit zu ermessen, zu würdigen verstehen. Halb republikanische Anstalten einer unmündigen Volksmenge überlassen, die derselben sich nur bedienen dürfte wie einer Brandfackel, um das ganze Staatsgebäude zu vernichten, heißt der Vernunft und der Erfahrung geradezu Hohn sprechen. Preußen ist jetzt Dem, was man hohe politische Fähigkeit nennen könnte, viel näher als andere Staaten mit constitutionnellen Verfassungen, Preußens constitutionnelle Fortschritte sind reell, nicht illusorisch. Viele der Übel, woran es gelitten, sind bereits gehoben, ungerechte, belästigende Vorrechte sind abgeschafft und der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze in Preußen so tief, so unerschütterlich festgewurzelt, daß er durch keine Tyrannei, durch keine mögliche Anarchie je erschüttert werden kann. Haben sich auch in letzterer Zeit hier und da in der Gesetzgebung und Staatsverwaltung anscheinend retrograde Bewegungen und Tendenzen kundgegeben, Preußens Lebensprincip und Lebensbedingung ist Fortschreiten; es ist in der Natur des preußischen Staates begründet, trotz aller Gegenbestrebungen.

Es ist nicht zu begreifen, wie der Verf., als man ihn darauf aufmerksam machte, diesen zweiächselnden Mischmasch nicht selbst abscheulich finden, und wie er der Behauptung, daß solche Tiraden mit der Anerkennung und Lobpreisung der Stein'schen Gesetzgebung nicht übereinstimmen, zornig entgegentreten konnte.

Der sechste Abschnitt führt die Überschrift: „Stein in der Acht und Verbannung"; er enthält Notizen auf Notizen, sowie der siebente wiederum Bruchstücke aus dem Briefwechsel Stein's mit dem Grafen Münster mittheilt. Im achten Abschnitt wird sodann von der Centralverwaltung der Verbündeten unter Stein gesprochen. In Folge der Äußerung, daß Stein 1813 bei seiner Ankunft in Königsberg mit den Russen die Stände der Provinz zusammenberufen und eine allgemeine Landesbewaffnung gefodert habe, wird zuerst fünf Blätter hindurch eine Debatte über die ersten Gründer des Landwehrinstituts gepflogen; alsdann folgt der Bericht über die Einsetzung Stein's als Chef der Verwaltungsbehörde und das Fragment eines Stein'schen Briefes, in welchem er selbst die Wirksamkeit jener Centralbehörde bezeichnet. Die 1814 von Eichhorn herausgegebene Schrift, die sich gründlich über die Thätigkeit dieser Verwaltung, ihre Beziehungen zu den verschiedenen Parteien und Interessen, wie über die Verdienste, Einwirkungen und Absichten Stein's verbreitet, wird an-

merkungsweise wol erwähnt, aber nicht benutzt; dafür theilt jedoch der Verf. auf 20 Seiten die Fragmente einer Kritik jener Schrift von Varnhagen von Ense mit, die als solche wol gut sein mag, aber über Das, was wir hier erfahren möchten, keinen positiven Aufschluß gibt. Mit einer Stelle aus dem Briefwechsel mit v. Gagern fertigt sodann der Verf. das Verhältniß Stein's zum wiener Congresse ab.

Der zweite Theil der Schrift beginnt (Abschnitt 9) mit „Stein und seinem Sanssouci Kappenberg". Von S. 1 — 13 erzählt der Verf. die Geschichte der Burg Kappenberg und ihrer Besitzer bis ins graue Alterthum hinauf, dann bis S. 17 die Erwerbung derselben durch Stein und endlich spricht er wol auch von dessen zwischen Büchern und Verwaltung getheilter, friedlicher Muße. Plötzlich zeigt er hierauf des Helden Krankheit und Tod an und beschreibt bis S. 24 das Ceremoniel seiner Leichenbestattung. Der zehnte Abschnitt ist „Stein in seinen Briefen an den Freiherrn von Gagern" überschrieben. Von S. 26 — 35 wird zunächst eine Recension dieser Briefe von Menzel mitgetheilt, wiewol Letzterer gegen den rohen Ausfall auf Goethe, der in der Mittheilung unseres Verf. enthalten ist, protestirt hat. Dieser Recension folgt ein Referat der augsburger „Allgemeinen Zeitung" über Referate von diesen Briefen, und bald darauf die beiden Referate aus der „Preußischen Staatszeitung" und aus der „Hanoverschen Zeitung" selbst. Der elfte Abschnitt berichtet über den von Stein für die Herausgabe der Quellen der deutschen Geschichte gestifteten Verein. Der zwölfte Abschnitt enthält die Belege für Stein's Thätigkeit auf dem westfälischen Landtage von 1826, 1828 u. 1831. Wir enthalten uns jeder Bemerkung über die *unzweckmäßige* Behandlungsweise, theilen aber einige Stellen aus einer vom Verf. eingeflochtenen Episode mit, zu welcher ihm die Julirevolution Veranlassung gibt, und wahrscheinlich auch die Abneigung, welche Stein gegen dieselbe, sowie überhaupt gegen die französischen Staatsumwälzungen empfand.

> Kaum hatte der Kanonendonner der Julitage in Frankreichs Hauptstadt geschwiegen, die Barrikaden waren weggeräumt aus den Straßen, die neue dreifarbige Fahne flatterte auf dem alten Thurme der Kirche Notre-Dame und die Pflastersteine flogen nicht mehr, da gelüstete Vielen im lieben Deutschland nach *gleichem* Kugel- und Straßenpflastersteinspiele, als sei es ein Kinderspiel mit Gelächter und Gejauchze, das höchstens nur eine Beule am Kopfe oder einen Riß in den Hosen absetze.
>
> Glühendes Verlangen, ein solches Spiel anzusehen mit eigenen Augen und selbst mitzuspielen, bemächtigte sich Vieler. Stark prickelte es ihnen in Händen und Füßen. Das deutsche Hausherz gerieth aus seinem alten, gewohnten bequemen Schlage in schnellere Bewegung, und „die Partei der Bewegung" trat ins Leben, zu genießen die unbekannten Freuden der Zwietracht und Entzweiung, da seit Jahren die Segnungen der Eintracht und des Friedens zum Ekel geworden. Als nun gar der Geschützdonner von der Seine in den Flintenschüssen Brüssels sich erneuerte, holte man in Deutschland — es war Zeit — die rostigen Feuergewehre aus den Plunderkammern, Pistolen und Waidmesser von den Wänden, putzte sie, rief: es lebe die Freiheit! übte das Revolutionslied: „Allons enfants de la patrie!" ein und begann in vielen deutschen Ländern und Ländchen „lebende Bilder" in Miniatur nach der Julirevolution zu geben.
>
> In Baiern strich man die Civilliste des Königs und des Kunstfonds; in Baden trieb die warme Treibhausluft des Salons der Ständeversammlung die Preßfreiheit hervor und preßfreie Zeitschriften sproßten urplötzlich wie Pilze auf, ebenso giftig und leicht zerstörbar wie sie. Während man das ganze Großherzogthum mit einer neuen Steuer der Hunde beglückte, rüttelte man zugleich an der alten Zehntpflicht, welche als ein Jahrtausend alter Stamm dastand, um sie auf ein Mal zu stürzen und mit den tief und festgewachsenen Wurzeln auszurotten. Im Kurfürstenthume Hessen verdammte das Volk Mauthhäuser zum Autodafé und in Rheinbaiern feierte die deutsche Journalistik Bacchanalien. Trunken hing der politische Silen Rheinbaierns auf dem Esel, den Schwanz in der Linken, ein Langohr in der Rechten, und schnitt Gesichter und excellirte in Capriolen, bis er sammt seinem Thiere stürzte, um nicht wieder aufzustehen.
>
> Die ganze politische Wirthschaft Rheinbaierns machte bankrott. Badens Preßfreiheit stieg blutjung ins Grab, sammt ihrem kreischenden Söhnlein, dem „Freisinnigen", und viele andere papierene Sprecher und Vertreter der deutschen Volksfreiheit sanken ihm nach ins stille Grab.
>
> Die frankfurter Bundestagsbeschlüsse, welche, wenngleich längst vorher geahnet und erwartet, dennoch Viele wie ein Blitz aus heiterm Himmel trafen, waren die Ärzte, welche die psychische Cholera, die in Deutschland Geist und Herz verdarb, Treu und Glauben störte, auf einmal radical curirten und alle Traumthrone und Schaumverfassungen, alle Nebelconstitutionen und Dunstrepräsentationen wie Seifenblasen hinweghauchten und die ganze Partei der Bewegung und Raserei wiederum zu Ruhe und Verstand brachten. Die Geister und Unholde der Gährung und des Widerstreites flohen und die Fittige des Engels der Eintracht und des Friedens rauschten über Deutschlands Gauen.

Kann es wol eine widerlichere Kannegießerei geben, als uns hier der Biograph von Stein auftischt? Reimt es sich, die Maßregeln Stein's, die alle alten und lästigen Servituten abolirten, zu loben und dennoch das Rütteln an der Zehntpflicht zu bedauern? Ist es für einen gesinnungsvollen Mann, für einen Geschichtschreiber, der es unternimmt einen großen deutschen Charakter darzustellen, geziemend, in ekelhaft ausschweifenden Phrasen politische Bewegungen und die demokratischen Verfassungen, Zustände und Richtungen des deutschen Westens zu schmähen? Es ist nicht zu begreifen, wie der Verf. jene erste glimpfliche Zurechtweisung, die ihm von Berlin aus gegeben wurde, nicht stillschweigend, und über seine literarischen Ausschweifungen in sich gehend, hinnehmen konnte! Der dreizehnte Abschnitt tritt den Conflict Stein's mit dem französischen Staatsminister Bourrienne breit. Der vierzehnte verbreitet sich über die Zwistigkeiten Stein's mit der nassauischen Regierung. Der funfzehnte berichtet von Stein's äußerer Erscheinung nach Arndt's Beschreibung und bringt Züge und Anekdoten aus seinem Leben. Der sechszehnte enthält aber Ideen, Gedanken und Urtheile Stein's aus seinen Briefen. Wie unzweckmäßig gerade die Verwendung solcher Fragmente zur Charakteristik Stein's ist, wird Jedermann einsehen, der nur Arndt's Schilderungen von demselben gelesen hat.

Noch haben wir der Einleitung zu dieser Biographie zu erwähnen, die der Verf. „zu Schutz und Trutz" geschrieben hat. Er klagt in dieser Einleitung den deutschen Journalismus, namentlich die Tendenzen der augsburger „Allgemeinen Zeitung" an, in roher und heftiger

Weise. Es mag sein, daß die Presse, namentlich die politische, mannichfaltigen Corruptionen auch in Deutschland unterliegt; aber kann sich ein Mann darüber beklagen, der die Preßfreiheit schmäht und die karlsbader und frankfurter Beschlüsse so gewaltig preist? 36.

The Canadian naturalist. A series of conversations on the natural history of Lower-Canada. By *P. H. Gosse*. Mit Kupfern. London 1841.

John van Voorst, der Verleger dieser Schrift, widmet sich ausschließend der Herausgabe solcher Werke, die hohen wissenschaftlichen Werth mit ausgezeichneter künstlerischen Ausstattung verbinden, oder wenn nicht wissenschaftlich, mindestens künstlerisch sind. Werke der erstern Art sind Yarrell's „Brittische Fische", Bell's „Vierfüßige Thiere in Großbritannien", „Das Thierreich" von Rymer Jones, Bevan's „Honigbiene", Beale's „Naturgeschichte des Walfisches" u. a.; Werke letzterer Art: Miller's „Ländliche Skizzen", desselben „Schönheiten des Landes" und die vortrefflichen Stahlstiche zu Gray's „Dorfkirchhof". An die Prachtwerke ersterer Gattung reiht sich „Der canadische Naturforscher", ein Buch, das von den Standpunkten der Kunst und Wissenschaft auch für Deutschland Empfehlung verdient. Der Verf. gehört zu jenen, England vorzugsweise eigenen Auswanderern, die durch Erziehung, Vermögen, Geschmack und Lieblingsstudien der „alten Gesellschaft" zugewiesen werden, aber allen Comforts entsagen und als Colonisten sich der „neuen Gesellschaft" zuwenden. Nur das rauhe, seiner Gesundheit nachtheilige Klima von Untercanada hat den Verf. vor einigen Monaten nach England zurückgebracht. In Canada hatte er das Dorf Compton, 13 Meilen von der Stadt Sherbrooke und 20 vom Grenzstaate Vermont, zu seinem Aufenthalte und zum Mittelpunkte seiner naturhistorischen Forschungen gewählt, und ein zierlicher Stich gibt ein Bild seiner dortigen Niederlassung. Das Resultat seiner Beobachtungen hat er, ohne daß man deshalb eine Kinderfibel erwarten darf, in Gespräche zwischen einem Vater und dessen Sohne gekleidet und außerdem in monatliche Reihenfolge getheilt, sodaß vom Januar bis December jeder Monat die ihm eigenthümlichen Naturerscheinungen enthält. Auf jeder Seite gibt sich der Verf. als warmer, innigster Naturfreund kund, unterdrückt jedoch alle poetischen Ergüsse, ist ein echt praktischer Entomologist und hat als solcher für das kleinste Insekt Auge und Sinn. Er erzählt von Bären, Wölfen, Eichhörnchen und Singvögeln, von Balsaminen und Ahornen, von Tigermotten und Rühr-mich-nicht-an, und daß er später von Schmetterlingen, Käfern und Spinnen handelt, ist für ihn kein Grund, warum er nicht auch vom Getreidebau und von der Fabrikation des Ahornzuckers sprechen sollte. Ein interessanter Gegenstand knüpft sich an den andern, und was zur Sache gehört, wird erwähnt. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 220. —— 8. August 1841.

Über die Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert.

Dritter und letzter Artikel.*)

Von dem äußersten Westen her durch die Länder Europas wandernd, so viel es verstattet war an der Hand der europäischen Staatengeschichte, sind wir bis an die Grenzen der gebildeten Welt gedrungen, zu den Polen, den Slawen des russischen Zars; von dort findet man sich schon zu dem türkischen Halbmond zurecht.

Geschichte Polens von Rich. Roepell. Erster Band.

In der polnischen Geschichte lag ein Stoff vor, wie ein Historiker zu seiner ersten bedeutendsten That ihn immer nur wünschen kann. Das noch rege Gedächtniß der Theilungen Polens, ihrer blutigen, doch bis zum heutigen Tage währenden Folgen ist wol geeignet, das Interesse auch auf die frühern Zeiten des Volkes zu lenken, das doch erst in sich zerfallen mußte, ehe es die nothgedrungene Beute stärkerer Nachbarn werden konnte; dazu kommt, daß der slawische Völkerkreis von Jahr zu Jahr an welthistorischer Wichtigkeit gewinnt, nicht blos durch Rußlands übermächtige politische Stellung, sondern beiweitem mehr durch das rege Geistesleben, das unter den einzelnen Stämmen erwacht ist, das lebhafte Zurückgehen auf des Volkes alte Sprache, Literatur und Geschichte und das eifrige Verkehren mit der Wissenschaft und dem Geistesleben der westlichen Nachbarn — Bemühungen, die auch dem Leben ihre Früchte zu tragen bestimmt sind, die Nationalität zu heben und zu stärken, sie, wo sie gebrochen, wenigstens geistig zu bewahren und in den getrennten Massen das Bewußtsein der Verwandtschaft, eines gemeinsamen Volksthums zu erhalten. Dabei ist dieses Interesse nicht so leicht auf den ersten Anlauf zu befriedigen: ungerechnet den Mangel an literarischen Hülfsmitteln, wird es schon an und für sich dem Deutschen eine schwere Aufgabe sein, den nationalen Geist der Slawen unbefangen aufzufassen und zu würdigen, denn die Analogien des eigenen Lebens, die das Verständniß auch der übrigen germanischen und romanischen Nationen uns erleichtern, reichen nicht hinüber in die Geschichte eines Volkes, das schon in seiner Abstammung wie in allen geistigen und bürgerlichen Verhältnissen ein fremdes ist, dessen historische Entwickelung durch die abendländischen Elemente, die es in sich aufnahm, nicht gehoben, sondern gehemmt, oder vielmehr in dem innersten Wesen gebrochen und den zerrüttendsten Verhältnissen zugeführt wurde.

Man wird schon jetzt mit Zuversicht behaupten dürfen, und Ref. will um so weniger seine gemüthliche Theilnahme verhehlen, als er überzeugt ist, sein anerkennendes Wort in alle Wege vertreten zu können, daß die Gelegenheit, die wir soeben angedeutet, auf einem vielversprechenden, aber wenig angebauten Felde Ernte zu halten, hier auf das ergiebigste ausgebeutet worden. Die Ergebnisse der Druckwerke sind durch die handschriftlichen Schätze Polens und Warschaus vervollständigt und dieser Stoff mit pragmatischer Einsicht, in geistiger Durchdringung, zu künstlerischen Gruppen verarbeitet; — was in den Augen des Ref. von höchstem Werth ist — fern von allen philosophischen Floskeln ist die Darstellung einfach dahin gerichtet, des Volkes Eigenthümlichkeit, wie sie in seiner staatlichen Organisation nicht weniger als in allen andern Lebensbethätigungen zur Erscheinung gekommen, aus der Geschichte klar hervortreten zu lassen. Hr. Dr. Roepell, dem historischen Publicum schon durch seine Habsburger und den Herzog von Friedland rühmlichst bekannt, hat die zeitgemäße eindringendere Beschäftigung mit der Geschichte der slawischen Nationen begonnen.

Dieser erste Band beginnt mit einer geographischen Übersicht der Landschaften, welche der Schauplatz der nachfolgenden Geschichten sind, alle

dem weiten Tieflande angehörig, das von der Wolga bis über die Elbe hinaus, und von den Küsten des Eis- bis zu den Gestaden des schwarzen Meeres den ganzen Osten Europas erfüllt. Jeder äußern Gliederung entbehrend, stellt sich dieses Tiefland im Gegensatz zum Südwesten unsers Erdtheils als eine vom Meer nirgend durchbrochene, in sich geschlossene, continentale Landmasse dar, deren innerer Bau in seiner Einfachheit jener äußern Gestalt vollkommen entspricht. Kein Gebirge im wahren Sinne des Worts ragt über seine wellenförmigen, wenige hundert Fuß im Durchschnitt sich erhebenden Hügel hervor und sondert einzelne Theile zu selbständigen Ganzen ab. Die großen Ströme durchziehen in fast stets sich gleichbleibender Normaldirection von Süden nach Norden oder umgekehrt das Land, ihre Wassersysteme gehen zum Theil ineinander über, und nirgend bilden sie selbst mit ihren größtentheils flachen Ufern hervortretende, trennende Grenzen. Nur im Norden und Süden fassen mäßige, mehre Meilen breite Bodenanschwellungen gleich Uferrändern das Tiefland ein.

*) Vgl. Nr. 136 und 175—177 d. Bl. D. Red.

Mit Mühe enthalten wir uns, aus den einzelnen landschaftlichen Gruppen, die dieser allgemeinen Charakteristik folgen, die interessantesten Punkte hervorzuheben; nur die Skizzirung Krakaus und seiner Umgebungen zeichnen wir ab:

Steigt man von der hohen Tatra in dem Felsenthale des nordwärts strömenden Dunajec herab, so gelangt man, wo der Fluß das Gebirge verläßt, in eine gegen drei Meilen breite Thalebene, in welcher die Weichsel in östlicher, wenig nach Norden gewandter Richtung als ein noch mäßiger Strom dahinfließt.... Westwärts treten die Bergfüße der Karpaten dem Strome näher, dessen jenseitiger nördlicher Thalrand sich gleichfalls zu zackigen Felsen und steilen Höhen erhebt. Hier schaut von einem derselben, Wawel, dem Schauplatz uralter Sagen, das einst prächtige, jetzt in Trümmern liegende Königsschloß der Jagellonen auf die alte Haupt- und Krönungsstadt des polnischen Reiches herab. Mit zahlreichen Thürmen, prächtigen Kirchen und alterthümlichen Gebäuden geschmückt, zieht sich Krakau am Fuß der Berge in dem Thale der Weichsel entlang. Jenseit derselben erblickt man auf hohem Berge das Kloster Tyniec, eine der ältesten und reichsten Benedictinerabteien Polens; seitwärts den malerischen Grabhügel Kosciuszko's; in der Ferne nach Süden heben sich die Höhen der Karpathen an dem Horizonte deutlich heraus. Ihre Vorberge erfüllen hier fast das ganze Land im Süden der Weichsel, das, von dem schönen und kräftigen Menschenschlag der Goraly bewohnt, mit seinen tiefen Flußthälern, seinen steil aufsteigenden Felsen und Höhen, seinen Wäldern und Wiesen einen romantischen Anblick gewährt. Eine Menge von Burgen, theils die Stammschlösser edler und berühmter Geschlechter, theils zur Vertheidigung des Landes von den Fürsten erbaut, treten in ihren Ruinen auf den Felsen und aus den Wäldern hervor.....

Ein scheinbar unscheinbares Capitel: „Die historische Sage der Polen", dürfte vielleicht die gelungenste Partie des Werkes sein. Denn schwieriger als die historische Erzählung und die Exposition der Institute, Rechtsformen, Sitten eines Volkes — schwieriger ist es und bedarf mehr als einer kritisch-pragmatischen, einer an die dichterische grenzenden Thätigkeit, die flüssige Substanz der Sage in die mannichfachen Gestaltungen der Überlieferung und des spätern Pragmatismus deutend zu verfolgen und aus den fremdartigen Ansätzen den in ihr ruhenden Kern abzulösen. Hr. Roepell gibt die polnische Stammsage größtentheils nach Kadlubek's Chronik. Nachdem der echte volksthümliche Gehalt von den gelehrten, reflectirenden, rhetorischen Zuthaten ausgeschieden, ergibt sich das Resultat, daß

eigentlich nur der zweite Haupttheil des Sagenberichts, von Leschek dem Sieger im Wettkampfe um die Königskrone an, echte polnische Sage enthält, während der erste Theil desselben nur die allgemeinen Grundzüge theils pommerscher, theils chrobatischer Sage uns bietet und im Ganzen weniger das Gepräge wahrer Sage, als das einer gelehrten Fabelei trägt. In jenen poetischen Erzählungen aber, von Leschek, Popiel, Piast und Maschko stellten sich uns die Hauptwendepunkte der Schicksale des eigentlich polnischen Volkes vorhistorischer Zeit dar: die ursprüngliche Einheit aller Slawenstämme nämlich und ihre Sonderung, das Emporkommen eines Herrschergeschlechts bei den Großpolen und die Einführung des Christenthums. Nur diese drei wichtigsten Entwickelungselemente des Volkes hat die Sage uns aufbewahrt, alles Einzelne, was zwischen ihnen liegt, hat sie als gleichgültig fallen lassen und damit angedeutet, daß wirklich im Verlauf jener Jahrhunderte keine weitern folgenreichen Veränderungen in den Zuständen des Volkes eingetreten sind.

Erst durch die Berührung mit dem fränkischen Reiche Karl's des Großen, seit nach der Unterwerfung der Sachsen und der engern Vereinigung Baierns die vordern Slawenstämme an die germanischen Landschaften grenzten, beginnt das geschichtliche Dasein der Slawen. Zunächst um die eben colonisirten Gebiete vor ihren räuberischen Einfällen zu sichern, dann um das Gebot und Recht christlicher Mission zu erfüllen, beginnen die Deutschen den mächtigen, längs der ganzen Ostgrenze sich hinziehenden Kampf, Jahrhunderte lang, unter wechselnden Erfolgen, denn auch nach den blutigsten Niederlagen wecken Freiheitslust und die Anhänglichkeit an die alten Götter erneuerte Erhebung: zuletzt unter Otto's des Großen Führung erringen die geordneten Mächte den Sieg und Bisthümer und Marken ordnen die Verhältnisse der andern Stämme. Indem die Waffen der Deutschen nunmehr auch in die östlichen Gegenden zwischen der mittlern Oder und Weichsel eindringen, werden auch die Polen, bereits zu einem kräftigen politischen Ganzen vereinigt, in die geschichtliche Bewegung hineingezogen. Auch sie unterliegen dem Andrange des deutsch-christlichen Abendlandes, und Mieczyslaw wird „ein Mann des Kaisers", der Otto dem Großen Tribut und Heeresfolge leistet und von seiner eifrigen Gattin das Christenthum empfängt. Hier deutet die Geschichte den Sinn der alten Traditionen, die wir oben erwähnten: dieser Polenherzog Mieczyslaw ist jener Meschko in Kadlubek's Chronik, und von seinem Übertritt zum christlichen Glauben spricht die Sage, wenn sie erzählt, daß er sieben Jahre lang blind an Augen und Vernunft erzogen und mit sieben Kebsweibern die Nächte zugebracht habe, bis er endlich himmlisch erleuchtet der böhmischen Dubnawka sich vermählt, die wilde Rebe des Heidenthums auf den wahre Weinstock Christi gepflanzt worden.

So ging Polen aus der Einsamkeit des Slawenthums, in der es bisher neben den andern Stämmen ein eintöniges Leben geführt, in den europäischen Völkerverband über, und zugleich hatte es in diesen Berührungen mit einem ausgebildeten staatlichen Organismus und der römisch-katholischen Kirche die Keime eines neuen geistigen Lebens in sich aufgenommen, deren Einbildung in das ursprüngliche Volksthum seitdem seine Aufgabe war. Wie es der eben erwachenden Jugend geziemt, sprechen diese Anregungen sich sogleich in eiligem Streben nach Selbständigkeit aus, in der Loslösung von der deutschen Oberhoheit. Dies ist die That Boleslaw Chrobri's, des gefeierten Sohnes Mieczyslaw's, der ringsher die anwohnenden Völker besiegte, unter dessen gesegnetem Scepter „Frieden und Freude und aller Dinge Fülle" über das Land sich ergossen: nachdem Otto III. auf seiner abenteuerlichen Pilgerfahrt nach Gnesen ihn „des römischen Volkes Freund und Bundesgenossen" genannt und für Polen wie für alle von den Barbaren eroberten und noch zu erobernden Lande die kirchlichen Rechte des Reiches verliehen, riß er die polnischen, durch ihn politisch organisirten Stämme von der Reichsunterthänigkeit los; die Vereinigung der vordern Slawenwelt war das Ziel, das er mit Geschick und Ausdauer verfolgte. Mit ihm beginnt das Heldenzeitalter des polnischen Volkes, reich an blutigen Schlachten und Kriegen, unter Fürsten an persönlicher Kraft Boleslaw gleich, doch

ohne dessen politische Einsicht, — Fürsten, die nur um augenblicklicher Zwecke willen, aus Krieges- und Beutelust, zur Vertheidigung des Landes in das Feld ziehen und ebenso wenig an ein planmäßiges Festhalten des Errungenen, eine dauernde Sicherung des Erworbenen denken. Gewissermaßen ein äußerster, nach Osten vorgeschobener Grenzposten der abendländisch-christlichen Welt, fast ringsum von heidnischen, zum Theil noch sehr rohen Völkern, den Pommern, Preußen, Lithauern, Jadzwigen umgeben, und in der Abwehr ihrer feindlichen Einfälle und Gegeneinfällen fortdauernd beschäftigt, kann es nicht Wunder nehmen, daß Kampf und kriegerische Sitte fast das einzige Lebenselement waren, in dem die Polen während dieser Zeit sich bewegten, daß die althergebrachten Lebensverhältnisse und der ganze Geist dieses Lebens nur langsam durch Christenthum und abendländische Cultur gebrochen wurden, um so mehr, da auch die verderbte, von den weltlichen Gewalten abhängige Kirche keines tiefer gehenden Einflusses fähig war. Daher zeigen die bürgerlichen Verhältnisse des Volkes unter diesen Einflüssen sich noch höchst ungeordnet und willkürlich.

Auf der breiten Grundlage einestheils persönlich und dinglich, theils nur dinglich unfreien, mit vielen Diensten und Abgaben belasteten Bauernstandes erhebt sich ein in seinem Grundbesitz freier, allen seinen Mitgliedern gleiche Rechte gewährender, kriegerischer Adel als allein vollfreier Stand hervor, welchem nur noch die Kirche als freie Grundbesitzerin an die Seite tritt. Allen dreien gebietet ein Fürst, dessen Gewalt sie alle unterworfen sind, soweit sie sich nicht geradezu empören. Von ihnen allen nimmt er unmittelbare Abgaben und Dienste in Anspruch. Seiner Gerichtsgewalt unterliegen der Adel nicht anders als alle Hintersassen; nach einem und demselben Landrecht werden Alle gerichtet.

Das zweite und letzte Buch dieses Bandes schildert den Kampf um die Monarchie und deren völlige Auflösung, darin den ersten Bruch der altpolnischen Verfassung, der während des 14. u. 15. Jahrhunderts sich vollendet. Als die hauptsächlichsten Momente dieser Entwickelung heben sich hervor: die von Boleslaw III. Krzywousti angeordnete Theilung des Reiches unter seine Söhne, das, eine Zeit lang noch kümmerlich durch das Institut der Senioratsherrschaft zusammengehalten, durch mehr als hundertjährigen Kampf der Theilfürsten in innerer Zwietracht aufgelöst und in eine Reihe unabhängiger Herzogthümer zerspalten wird; die mächtige Stellung, welche während dieser wüsten Kriege und seit die Aufmerksamkeit der Päpste dauernder dem europäischen Osten sich zuwendet, die Kirche gegenüber den weltlichen Herren erlangt, namentlich durch die Exemtion ihrer Unterthanen und Güter von den fürstlichen Gerichten, Lasten und Pflichten, analog den Freiheiten, die ihr in den übrigen abendländischen Reichen schon vorher zugefallen waren; das kräftigere Vordringen der Deutschen, weniger in Kampf und Schlacht als in friedlicher Colonisation, indem mit den deutschen Anbauern, welche die Geistlichkeit, nachher auch Fürsten und Adel auf ihren verödeten Ländereien ansiedeln, deutsche Sprache, Sitte, Recht und Verfassung, besonders das germanische Immunitätswesen eindringt und dadurch die bisherige Geschlossenheit der Kastellaneibezirke und die daran gebundene Einheit der Rechtsverfassung und Administration durchbrochen wird. Wir machen hier besonders auf das zehnte Capitel aufmerksam, in welchem diese Einwirkung des deutschen Lebens auf das Slawenthum mit folgendem Resultate abschließt:

In Summa: die Einkünfte, die Dienste, welche der Fürst früher erhalten hatte, wurden gemindert, die durchgreifende Administration des Landes durch die Zersprengung der alten Kastellanei- und Vicinalbezirke erschwert oder gehemmt, das früher unmittelbare Verhältniß des Fürsten zu den Bauern in großer Ausdehnung vernichtet, durch Alles seine Macht bedeutend geschwächt. Das ist doch immer auf der einen Seite das Resultat der Immunitätsprivilegien, während sie auf der andern ganzen Gemeinden eine Theilnahme an der öffentlichen Gewalt gewährten, der Geistlichkeit, dem Adel und auch den Städten eine selbständigere, freiere Stellung zum Fürsten gaben und hierin allerdings einen Fortschritt zu einer mehr organischen freiern Staatsform auch für Polen herbeiführten.

Eine Reihe von Beilagen, der Zahl nach 20, erläutern oder untersuchen wichtigere Partien des Werkes; für die Freunde der deutschen Geschichte dürften die dritte, über den ersten Kampf Mieczyslaw's mit dem sächsischen Grafen Wichmann, die sechste über die Stellung Mieczyslaw's und Boleslaw Chrobry's zu dem deutschen Reiche, die zehnte über Kaiser Heinrich's V. Zug nach Polen von besonderm Interesse sein. Ungern haben wir eine kritische Angabe und Charakteristik der polnischen Geschichtsquellen vermißt, denn die Notizen in der Einleitung sind doch zu dürftig und abgerissen.

(Der Beschluß folgt.)

Nacht und Morgen. Ein Roman von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowski. Drei Theile. Aachen, Mayer. 1841. Gr. 12. 3 Thlr.

Man hört jetzt oft die Klage äußern, daß der Genius der Literatur entflohen und daß unter den vielen talentvollen Schriftstellern sich kein einziger als alles überstrahlendes Gestirn erhebe. Man sonnt sich in Fielding's und Sterne's Werken, man sucht „Don Quixote" und „Gilblas" hervor, man rühmt das Gedrängte, die Kürze, die Aufhäufung der Gedanken, jenes klare Kennen, statt des Umschreibens der Dinge, und kann die Längen und Breiten der neuern Autoren, besonders Bulwer's, nicht überwinden. Ich glaube kaum, daß die Mitwelt entscheiden kann, ob ein Autor classisch sei, und kann deshalb auch jetzt noch nicht bestimmen, ob Bulwer's Werke das Schicksal der Walter Scott's haben werden, welche, trotz ihrer oft gerügten Schilderungsbreite, doch jetzt nach Jahren in allen Ländern und von allen Ständen mit Freuden gelesen werden. Die breitere Ausmalung der jetzigen Romane ist dem natürlichen Verlauf der Dinge gemäß. Die frühern Autoren gaben, wie die frühern Maler, Skizzen der Haupt- und Nebenfiguren, jetzt verlangt man auch Vorder- und Hintergrund und sorgfältige Staffage, und wehe dem Autor, der sich die geringste Verzeichnung am Finger der Nebenfigur, dem Schweif des Hundes, dem Laub des Baumes zu Schulden kommen läßt.

Wenn nun der Leser sich an Fielding's und Sterne's Schriften erfreute, im Lehnstuhl und in aller Behaglichkeit sich dem Eindruck hingab, stolz war, daß Menschen solche Gedanken haben, solche Gefühle hegen, und beides also niederschreiben konnten, und mit Freuden las und immer wieder liest und lesen wird, so vergaß er doch nie, daß er las. Die Federn späterer Autoren wußten den hervorgerufenen Gruppen und Gestalten Farben und Formen zu geben, und man glaubte Bilder zu sehen, Walter Scott belebte sie sogar und sie schienen an

dem Leser vorüberzuziehen, zu athmen und zu fühlen wie er. Bulwer geht noch einen Schritt weiter, und der Leser wähnt sich unter diese Gruppen versetzt; er lebt und fühlt mit ihnen, er ist der Held, er wird verfolgt, flieht, hat Todesangst, Thüren gehen auf und wieder zu, Gewehre werden gerichtet, losgedrückt, die Kugeln sausen vorbei, er ist immer ein Haar breit von der Gefahr und kommt nicht aus dem Herzklopfen heraus. Diese Lebendigkeit der Darstellung ist Talent und großes Talent, und das erfindungsreiche Gewebe von Begebenheiten und deren Zusammenstellung ist Genie.

Von diesen beiden Locomotiven in der Werkstatt der Literatur zeugt wieder „Morgen und Abend". Ref. sieht sich zwar ungern abermals in die schlechte Gesellschaft gezogen, die jetzt so sehr an der Tagesordnung in den Romanen ist, und muß den Helden bei Spitzbuben und Abenteurern begleiten und sich für diese als für gefallene edlere Naturen interessiren. Ref. hat nun eine gewisse Abneigung gegen diese häufige Wiederholung solcher Scenen; das durfte indeß sein Urtheil nicht bestimmen, und als er mit Herzpochen das Buch geschlossen, sagte er — es ist gut.

„Im Leben bilden der Geist und die Umstände die wahren Jahreszeiten und bestimmen die Finsterniß und das Licht. Von zwei Menschen, die auf derselben Erde stehen, schwelgt der eine in der Freude des hellen Tages und der andere verschwindet in der Einsamkeit der Nacht. Denn für Hoffnung und Glück scheint immer die Sonne und der Anmuthstrahlende lebt immer in der heitern und hellen Luft; für Sorge und Armuth verändert sich die Nacht nicht mit dem Wechsel der Stunden, oder mit dem Schatten an der Sonnenuhr; der Morgen lächelt dem reichen Erben, Nacht umhüllt den Heimatlosen und Gottes Auge verweilt auf Beiden."

Dieses ist die Erklärung des Titels „Nacht und Morgen", und den durch Nacht und Morgen ziehenden Gestalten folgt man gern. Der Hauptcharakter, der des jungen Philipp Morton, ist gut gehalten und durchgeführt von dem Moment an, wo er als trotziger, verzogener Erbe eines Titels und großer Reichthümer, im Übermuth seines Alters und seiner Stellung dem Kaiser entgegentritt, sowie in dem Augenblicke, wo durch mangelnde Zeugnisse der Vermählung seiner Mutter mit dem plötzlich ums Leben gekommenen Vater er von seiner Höhe herab, als Bastard und verarmt, als Buchhalter dient und später mit dem kleinen Bruder flieht, für ihn arbeitet, dann in Gesellschaft Gawtrey's, des Chefs eines Heirathsbureaus, Spielers und Falschmünzers, herumzieht, bis er nach vielen Erlebnissen als Hauptmann Vaudemont in London auftritt und durch verschiedene Zufälligkeiten, sowol wahrscheinliche als unwahrscheinliche, wieder zu seinem Vermögen, Titel und Rechten gelangt. In seinem Lieben und Entsagen, in seinen Ausbrüchen des ungestümen Charakters, in seinem Fluch am Todtenbette der Mutter und in dem stolzen Zurückweisen der Unterstützung seiner Verwandten, in seinen Ergüssen des Gefühls in Erbitterung und in Milde, wie er durch die Schule des Unglücks geläutert, in der des Glückes besteht, ist er immer ein kräftiger und schöner männlicher Charakter, der nicht einen Augenblick das Interesse des Lesers verscherzt. Auch sein Bruder bleibt dem ihm schon als Knaben ertheilten gutmüthigen, sanften, mit dem Egoismus des Schwachen begabten Charakter treu und gelangt ohne Kampf zum Glück. So sind alle Erscheinungen der Haupt- und Nebenfiguren gut und treu gezeichnet und der Faden des Romans mit unendlicher Phantasie gesponnen und verwickelt, sodaß der Leser nicht aus der Spannung herauskommt. Die Entwirrung geschieht zwar oft auf überraschende Weise, ist aber auch oft etwas an den Haaren herbeigezogen, und der entscheidende Moment, die Auffindung des wichtigen Trauscheins aus einem alten Schreibtisch, ermangelt so sehr der Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht den gehörigen Effect macht. Daß Lord Lillburn, der Schwager des Mannes, der Philipp's Erbtheil an sich gerissen, den alten, das Document bergenden Schrank gekauft, das Kind seiner unehelich gezeugten Tochter, das er entführte, um es zu verführen, in der Nähe des Zimmers mit dem Schranke eingesperrt hat, und als er ihr ein Geschenk aus dem Schranke suchen will, das verborgene Fach und das Document entdeckt; daß gerade in diesem Augenblick sein Schwager hereinkommt und durch ein Gespräch über Philipp die Aufmerksamkeit des, in diesen verliebten Mädchens erregt, und sie das Papier, welches ins Kamin geworfen wird, auffängt; und als die beiden Herren sie fassen, um es ihr zu entreißen, Philipp gerade herbeieilt — ist eine solche Kette von überraschenden Ereignissen, die Schlag auf Schlag aufeinander folgen, daß man kaum zu Athem kommt und die Unwahrscheinlichkeit derselben gar zu sehr herausgefühlt wird.

Zwei sehr gelungene Figuren sind Gawtrey, der Vagabund, und Lord Lillburn, der Weltmann, welche beide den Unterschied des Verbrechers und des Lasterhaften, die Furcht vor Gott und die vor dem Gesetz, besonders herausheben. Der Verbrecher, der sich oft gegen das Gesetz vergangen, bis zuletzt eine edle Natur beibehalten, für Freunde und das Enkelkind seiner frühern Geliebten mit Aufopferung seiner selbst gesorgt hat, stirbt, verfolgt von den Dienern der Gerechtigkeit, während der lasterhafte Lillburn, der seinen Freund verrathen, seine Geliebte unglücklich gemacht hat, der falsche Spieler mit den egoistischsten Grundsätzen eines Weltmanns, geachtet und geehrt in der Gesellschaft dasteht. Beide Figuren sind trefflich gezeichnet und geben dem Autor Gelegenheit, Menschenkenntniß und Lebenswahrheiten auszusprechen, während die blödsinnige Fanny, oft außerordentlich poetisch, der Mignon etwas gleicht und das wärmste Interesse erweckt. Auch an Humor fehlt es nicht, und das Heirathsbureau, welches Gawtrey dirigirt, mit der Gesellschaft von Heirathslustigen und dem glücklichen Paar, was als Beispiel dienen soll und immer vorgeführt wird, liefert sehr komische Scenen und der Leser fühlt sich so sehr in den verschiedenen Richtungen befriedigt, daß „Nacht und Morgen" wol für einen der bessern Romane Bulwer's gelten kann. 44.

Historische Miscellen.

Das Betragen des Kurfürsten Moritz von Sachsen, welcher 1552 gegen die Übermacht des Kaisers sich aufzulehnen begann, hatte bei dem argwöhnischen Herzog von Alba große Zweifel erregt gegen die Aufrichtigkeit des Kurfürsten. Er machte daher dem Kaiser den Vorschlag, man solle Moritzen unverzüglich nach Hof rufen und von seinem Benehmen Rechenschaft geben lassen. Allein Granvella, Bischof von Arras, der sich auf seine Feinheit in der Politik viel zugute that und Karl's erster Minister war, verwarf die geäußerten Bedenklichkeiten und erklärte mit Verachtung: „ein deutscher Trunkenbold sei zu dumm, einen Entwurf zu machen, den er nicht gleich einsehen und verrücken könne." Wie beschämt mußte Granvella sich fühlen, als sein Gebieter kurze Zeit nachher durch die schleunigste Flucht von Innsbruck vor dem in diese Stadt als Sieger einziehenden Kurfürsten Moritz sich zu retten genöthigt war!

Man erzählt, daß, als einmal der Cardinal Granvella einige Jahre nach Karl's V. Tode gegen den König Philipp bemerkte, daß dieses eben der Tag sei, an dem Karl die Regierung niedergelegt habe, der König ihm geantwortet habe: „Und eben der Tag, an dem es ihm gereuete." Die Anekdote hat nichts Unwahrscheinliches, indem Philipp II. sich gestehen mußte, seinen Vater nach dessen Abdankung schlecht behandelt zu haben, da derselbe Mühe hatte, sein bedungenes Jahrgeld von Philipp zu erhalten. Auch Karl selbst soll, nachdem er dem Thron entsagt hatte, wenn er den von ihm mit so vieler Härte behandelten Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen im Gemälde erblickte, geäußert haben: „Hätte ich diesen da bleiben lassen, was er war, so wäre ich auch das geblieben, was ich war." 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 221. — 9. August 1841.

Über die Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 220.)

Geschichte des russischen Staates von Ph. Strahl. Zweiter Band.

Wäre die literarische That nicht so gediegen und wacker, schon der Muth verdiente Anerkennung, dieses Volkes Geschichte in seinen trübsten Jahrhunderten, während der tatarischen Abhängigkeit zu durchforschen. Jedes Blatt ist hier mit Blut geschrieben; überall begegnen uns List und Zwietracht, sklavische Unterwürfigkeit, die Greuel der wildesten Barbarei, auf der einen Seite barbarische Nomadenhorden — um nur ihre äußerliche Erscheinung zu schildern — „häßliche kurze Gestalten mit dicknochigen, breiten und fleischigen Gesichtern, kleinen enggeschlitzten Augen, schwarzbrauner Gesichtsfarbe, schmuzigem Barte, langem Zopfe, kahler Platte und hoher Mütze"; auf der andern diese russischen Fürsten, die, statt bei der allgemeinen Gefahr sich enger an ihr gemeinschaftliches Oberhaupt anzuschließen, lieber Hader und Kampf mit ihm beginnen, ihn zu erniedrigen und sich zu erhöhen suchen, durch demüthige Bitte sich die Gunst des Großkhans erwerben. Die Einfälle Tschingis-Khan's, die Schlacht an der Kalka und die Unterwerfung Jaroslaw II. Wsewolodowitsch; das Jahrhundert der völligen Knechtschaft, durch die Zwistigkeiten der stammverwandten Fürsten noch schimpflicher, nur durch Alexander Newskij's weise Verwaltung unterbrochen; das Aufkommen der moskowitischen Nuriks in slawischer Schmiegsamkeit gegen die Tataren und slawischer Tücke gegen die Mitfürsten; der Verfall der tatarischen Macht, über die Dimitrij IV. Iwanowitsch, der Donische, den ersten glänzenden Sieg erficht; die Befreiung Rußlands durch den kräftigen Iwan III. Wassiljewitsch — dies würden etwa die Epochen sein, in welche die russischen Begebenheiten von dem Einbruche der Tataren bis zu dem Ende (die Überschrift sagt fälschlich Antritt) der Regierung Iwan's III. einzuordnen.

Eine ausführliche Beschreibung, sagt Hr. Prof. Strahl, indem er eine der tristen Geschichten bei Seite liegen läßt, würde den Leser jedoch nur ermüden und nicht erfreuen, daher enthalten wir uns derselben. Indem wir diese Bemerkung in umfassenderm Sinne uns zu Nutze machen, schließen wir mit einer Probe der trefflichen, fließenden Darstellung, die nur bisweilen etwas Überschwengliches und Rhetorisches hat und, wie es dabei wol zu geschehen pflegt, aus mühsamem Echauffement in nüchternem Schlusse abknappt. Es ist die Eroberung Wladimirs durch Batu-Khan im Februar 1238:

> Längerer Widerstand ward den Belagerten fast unmöglich; da sie aber ihren gewissen Tod vor Augen sahen, so beschlossen sie als Helden und Christen zu fallen, der Nachwelt aber ein rührendes Beispiel eines hochherzigen Untergangs zu geben und zu zeigen, daß sie lieber mit Ehre sterben, als ohne dieselbe ein Sklavenleben führen wollten. Wie in den alten Tagen die wenigen in Athen Zurückgebliebenen nach dem Abzuge der Ihrigen bei Xerxes' Vordringen sich in die Akropolis flüchteten, hier sich tapfer vertheidigten und den Heldentod starben, Keiner sich ergab und entweder durch Feuer oder Schwert umkam, so versammelte sich auch hier Fürst Wsewolod, seine Gemahlin, die Bojaren und viele angesehene Beamte in der Kathedrale zur heiligen Mutter Gottes und nahmen, vom Erzbischof Mitrophan eingesegnet, das große Engelskleid. In stiller Feier weihten sich Alle dem gewissen Tode und kein Herz blieb ungerührt, als die erlauchten Fürsten, die mächtigen Bojaren, die frommen geistlichen Hirten und das treuergebene Volk ihre letzten Gebete zum Himmel sandten und bei ihrem Abschiede von Welt und Leben noch an der Schwelle des Todes ihre Hände zum Allmächtigen emporhoben für Rußlands Glück und Rettung. So verging unter Schluchzen und Beten die grause Nacht vom 6. zum 7. Februar. Doch kaum war die Frühmesse vorüber, so legte der Feind die Sturmleitern an, drang unaufhaltsam vor und bemächtigte sich der Stadt. Die Fürsten und Bojaren griffen zu ihren Schwertern und traten dem Feinde entgegen; die Gemahlin des Fürsten Georg aber, ihre Tochter, Schwiegertochter und Enkelin nebst vielem Volke schlossen sich in die Domkirche, die alsobald der siegende Feind in Brand steckte. Da rief der Bischof Mitrophan mit lauter, wehmüthiger Stimme: „Herr, strecke deine unsichtbare Hand aus und empfange in Frieden die Seelen deiner Knechte!" segnete Alle und weihte sie dem unvermeidlichen Tode. Viele erstickten im Rauche, Andere kamen in den Flammen um, und einen großen Theil mordete der eindringende, nach Raub und Beute lüsterne Feind. Keiner blieb am Leben und die an so vielen Schätzen reiche Domkirche sank in Asche und bedeckte mit ihren Ruinen die Leichen. Auch die Fürsten Wsewolod und Mstislaw, die sich durchschlagen wollten, fanden im Kampfe außerhalb der Stadt einen ehrenvollen Tod.

Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, von J. W. Zinkeisen. Erster Band.

Die Schwierigkeiten, welche einem Historiker aus den geistigen Elementen seines Stoffes erwachsen, kehren bei

einer Geschichte des osmanischen Reiches in noch verstärktem Grade wieder, als wir schon bei Hrn. Roepell's Werke zu bemerken Gelegenheit fanden, ja fast bei keinem andern Volke innerhalb dieses Cyklus möchte ein gleiches Maß zu überwinden sein. Nach dem türkischen Sprüchworte bedarf man schon, um zu der angeborenen eine andere Sprache zu lernen, einer neuen Seele: wie viel reicher als eine Sprache ist die Vergangenheit eines Volkes mit all seinen Schicksalen, Thaten, Instituten! Der verehrte Hr. Verf. — unsern Lesern schon von frühern Werken, wie seit diesem Jahre vielleicht aus täglicher Lecture bekannt — erklärt es geradezu für eine Unmöglichkeit, ganz in den Geist, in das innere Leben eines Volkes einzudringen, welches sich in einer eigenthümlichen, von der europäisch-christlichen Welt so verschiedenen Sphäre zu einer hohen weltgeschichtlichen Bedeutung entwickelte. Auch bei dem klarsten Bewußtsein über den Zusammenhang zwischen dem innern Leben und der äußern Geschichte eines Volkes, so fest man auch davon überzeugt sein mag, daß ein richtiges Erfassen der Individualität, dieses sittlichen Elements im Dasein eines Volkes, die nothwendige Voraussetzung jenes höhern Pragmatismus sei, der seine Vollendung in der harmonischen Durchdringung des Geistigen und Leiblichen in der Vergangenheit hat: der Ideenkreis, in dem wir leben, entfernt uns unwillkürlich von der Möglichkeit eines solchen Verständnisses, und der Historiker ist fast gezwungen, mit Gedanken, die jener Sphäre fremd sind, mit einer aus diesen Ideen bestimmten Anschauungsweise, mit einem fertigen, außerhalb des Gegenstandes gewordenen Urtheile — hier möchte man fast sagen, Vorurtheile christlicher Bildung und feindlicher Stellung an das eben nicht viel versprechende Werk zu gehen.

Inwiefern indessen die vorliegende Bearbeitung in den Cyklus der Staatengeschichte eingereiht ist, mindern sich diese in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten. Es muß hier doch vorzüglich gelten, einerseits die Beziehungen des osmanischen Reiches zu der europäischen Staatenwelt, die diplomatische Stellung der Pforte, andererseits gerade unter dem Einflusse dieser Bezüge das innere Leben desselben aufzufassen. Das vorliegende Werk gibt sich als eine „Geschichte des osmanischen Reiches in Europa": die asiatischen Verhältnisse kommen nur so viel in Betracht, als die europäischen dadurch erklärt werden.

Von diesem Standpunkte aus, indem die Beziehungen des osmanischen Reiches zu dem europäischen Staatensystem der Faden ist, an den die Darstellung sich anknüpft, bestimmt sich auch die Gliederung des Werkes. Es sind die vier großen Epochen des Wachsthums, der Blüte, des schwankenden Dahinsinkens und des endlichen Verfalls, welche die Pforte in ihrer Theilnahme an dem europäischen Völkerleben durchlebt hat. Von den zwölf Perioden, in welche die türkische Geschichte darnach am füglichsten zu zerschlagen, stellt dieser Band nur die erste dar, den Wachsthum des osmanischen Reiches bis zur Eroberung Konstantinopels durch Mohammed II. Da es unmöglich erscheint, auf beschränktem Raume aus 850 Seiten einen Extract zu geben, der mehr wäre als eine dürftige Inhaltsanzeige, der die Frische und Lebendigkeit der Darstellung nicht in eine nackte Aufzählung bekannter Thatsachen verwandelte: so glaubt Ref. seiner Pflicht dadurch am besten zu genügen, daß er der interessantesten Partien einige, sofern sie kurz sind, in den eigenen Worten des Hrn. Verf. dem geneigten Leser vorlegt.

Toghrulbeg, der Enkel Seldschuk's, der Begründer der seldschukischen Macht, ist dem Khalifen Kaim-bamr-illah zu Hülfe gezogen, und nachdem er den letzten Buiden und den empörten Sklaven Nessasiri besiegt, empfängt er die höchste Gewalt des Emirobumera, d. i. des Fürsten der Fürsten in feierlich symbolischer Handlung:

Auf seinem Throne hinter einem schwarzen Schleier, angethan mit dem schwarzen Mantel Mohammed's und den Stab des Propheten in seiner Hand, empfing der Khalif den Sieger von Mossul gleich nach seinem triumphirenden Einzuge in seinem Palaste. Toghrulbeg weilte einige Augenblicke aufrechtstehend an den Stufen des Thrones, küßte die Erde und ließ sich dann auf dem Throne nieder, welcher zur Seite des Khalifen für ihn bereitet war. In einem Decrete, welches hierauf sogleich vorgelesen wurde, erkannte ihn der Khalif als unumschränkten Herrn aller Staaten, welche der Höchste ihm anvertraut habe, und Statthalter aller Moslemim an. Nach diesem erfolgte die feierliche Bekleidung Toghrulbeg's mit sieben Ehrenkleidern, welche er eins über das andere anzog, sieben Sklaven aus den sieben verschiedenen Provinzen des Reiches der Khalifen wurden ihm zum Geschenke vorgeführt, sein Haupt ward mit einem aus Goldstoff gewirkten und von Moschus duftenden Schleier umhüllt; als Zeichen seiner Herrschaft über Arabien und Persien empfing er aus den Händen des Khalifen zwei Kopfbinden und zwei Schwerter, und ein doppelter Handkuß, wozu ihm der Khalif seine Rechte reichte, vollendeten anstatt des nochmaligen Kusses zur Erde diese heilige Weihe, nach welcher Toghrulbeg öffentlich als Beherrscher des Ostens und Westens ausgerufen wurde.

Sodann die erste Festsetzung der Osmanen in Europa, die abenteuerliche Eroberung von Tzympe 1356. Sultan Urchan, der in Vorderasien das Reich durch feste Ordnungen begründet, will auch jenseit des Hellesponts erobern und fodert seinen Sohn dazu auf: mit Gottes Hülfe und Urchan's Segen, meint Suleiman, würde es ihm wol gelingen, die Krone und das Scepter den Händen der Feinde zu entringen.

Nachdem er bei nächtlicher Weile auf den Ruinen von Cyzikus, unweit Aidindschik, mitten unter den herrlichsten Denkmalen untergegangener Größe, seinen Geist zur Vollendung des schwierigen Unternehmens gestärkt hatte, berieth er sich mit den ausgezeichnetsten Männern seines Hoflagers, Adschebeg, Ghasi Fasil, Evrenos und Hadschi Ilbeko über die Art und die Mittel, die Eroberung des griechischen Reiches zu versuchen und wo möglich in kürzester Zeit zu vollenden. Man kam überein, daß es vor Allem nöthig sei, jenseit des Hellesponts einen festen Punkt zu gewinnen, von welchem aus man dann weiter in das Innere des Landes vordringen könne. Das Küstenschloß Tzympe bot sich hierzu wie von selbst dar. Adschebeg und Ghasi Fasil bestiegen gleich in der ersten Nacht nach dieser Berathung einen leichten Nachen und setzten nicht ohne Gefahr nach Europa über, um über die Lage und Besatzung des Schlosses die nöthige Kundschaft einzuziehen. Vom Zufall begünstigt, fanden sie gleich bei der Landung in den längs den Küsten angelegten Weingärten einen Griechen, welchen sie gefesselt mit nach Asien nahmen und vor Suleiman selbst durch Drohungen und Zureden zum Eingeständniß alles Dessen brachten, was er über den Zustand der Festung Tzympe wußte. Seinen Aussagen zufolge war die Burg nur schlecht vertheidigt und der Zu-

gang zu ihr leicht und ohne Gefahr; auch erbot er sich selbst, den Osmanen den Weg dahin zu zeigen. Da es aber für den Augenblick an Schiffen fehlte, auf denen die zur Einnahme des Platzes nöthigen Truppen hätten übergesetzt werden können, so ließ Suleiman in der Eile aus rohen Baumstämmen, welche mit Riemen aus Ochsenfellen nothdürftig zusammengebunden wurden, zwei große Flöße anfertigen, auf welchen er schon in der folgenden Nacht mit 80 seiner tapfersten Genossen nach Thracien hinüberfuhr. Der kühne Streich gelang wider Erwarten. Die Überfahrt war glücklich und das Schloß ward noch vor Tagesanbruch ohne den geringsten Widerstand überrumpelt und eingenommen. Die wenigen Einwohner wurden, im Schlafe überfallen, in Fesseln geschlagen und als Sklaven nach Asien abgeführt, wo sie dem Heere des Sultans einverleibt wurden. Gleich in der ersten Nacht ließ Suleiman durch die in den benachbarten Häfen befindlichen Fahrzeuge noch 300 Mann seiner Truppen aus Asien herüberholen, und innerhalb drei Tagen betrug die osmanische Besatzung von Tzympe schon 3000 Köpfe.

Endlich in der letzten Katastrophe des byzantinischen Reiches, während der letzten grauenhaften Nacht vor der Eroberung Konstantinopels, der letzte Kaiser, Konstantin Dragases, eines bessern Schicksals würdig:

Kaiser Konstantin behauptete, von allen Seiten gedrängt, bis zum letzten Augenblicke eine würdige Haltung und leuchtete Allen, denen der Muth gebrach, als Beispiel von Charakterstärke und edler Resignation vor. Noch am Abend vor dem Sturme versammelte er seinen Hofstaat, die Großen seines untergehenden Reiches, die Befehlshaber der Truppen, das Volk, soweit es nicht zur Bewachung der Mauern gebraucht wurde, um sich, sprach ihnen in einer langen Rede Muth zu, erinnerte sie an die Treulosigkeit des Sultans und verhieß ihnen den Beistand des Himmels als den schönsten Lohn der Tapferkeit und Ausdauer in diesem Kampfe um das Dasein des Reiches, der Hauptstadt und der Ihrigen. Seine Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck. Wie neu gestärkt, gelobten Alle tapfer auszuhalten; man trennte sich unter Thränen und Jeder eilte nach seinem Posten zurück. Der Kaiser begab sich nach der Sophienkirche, empfing hier mit seinem Gefolge das Abendmahl und nahm von Allen, die gegenwärtig waren, förmlich Abschied. Da brach auch ihm das Herz; er konnte sich der Thränen nicht enthalten; der Schmerz übermannte ihn einen Augenblick, aber er sammelte sich schnell wieder, riß sich los, eilte hinaus, warf sich auf sein Pferd und machte selbst, von Wenigen begleitet, zum letzten Male die Runde bei den verschiedenen Wachtposten. Es war eine kurze, heitere Sommernacht. Schon graute der Tag, als der Kaiser seine Runde bei dem Thore Kaligaria, dem äußersten Posten auf der Landseite nach dem Hafen hin, beschloß. Die ganze Nacht hatte man hier auf den Wachtthürmen das Getöse der Geschütze und Belagerungsmaschinen vernommen, welche die Osmanen näher an die Mauer heranrückten...... Noch war der Tag nicht angebrochen, noch funkelten hier und da die Sterne, als der Sturm begann......

Neben den Kriegs- und Schlachtberichten, die mit Serailgeschichten den größten Theil der blutgetränkten Annalen von Osman's Stamm erfüllen, hat Hr. Zinkeisen mit besonderer Sorgfalt auch die gesetzgebende, auf Heeresordnung und Colonisation der eroberten Länder gerichtete Thätigkeit der Sultane erforscht, und die Schlußbemerkungen dieses Bandes fassen die innern Zustände nach der ersten Periode noch einmal lichtvoll zusammen, um darin zugleich die materiellen und moralischen Grundlagen zu zeigen, auf denen Mohammed II. und seine Nachfolger das stattliche Staatsgebäude der osmanischen Macht aufführten. Denn es ist nur ein Irrthum, obwol ein weitverbreiteter, als hätten die Osmanen in Europa nur Lager geschlagen und mit leichter Mühe nach Asien zurückgeschlagen werden können. Die Sultane waren von Anfang an keine planlosen Eroberer; es lebte in ihnen, wie in dem ganzen Volke, neben der Überlegenheit kriegerischer Talente ein ordnender Instinct, eine schaffende Kraft, wie sie kein anderer Stamm asiatischer Weltstürmer besessen hat, die schon im voraus sie zu Begründern eines neuen Staats auf den Trümmern zweier Reiche, des seldschukischen in Asien und des byzantinischen, in Europa stempelte. 81.

Lieferungs-Literatur.

Als ein „nothwendiges Ergänzungswerk für die Literatur der Revolutionsgeschichte" wird folgendes in Lieferungen erscheinende Werk angekündigt: „Histoire-musée de la république française depuis l'assemblée des notables jusqu'à l'empire", von Augustin Challamel (Jules-Robert). Das Werk erscheint in 60 Wochenlieferungen, welche zwei Bände, jeden von 500 Seiten bilden werden. Im Texte befinden sich illustrirende Holzschnitte, auch sind 120 Zeichnungen beigegeben, Abbildungen von den merkwürdigsten Kupferstichen, Caricaturen, Medaillen, historischen Portraits, Sitten- und Modebildern jener Zeit, ferner 100 Facsimile der interessantesten Handschriften. Lieferungswerke sind auch folgende: „Voyage pittoresque en Asie et en Afrique", ein allgemeines Résumé der in diesen Welttheilen in alter und neuer Zeit ausgeführten Reisen, zusammengestellt von Eyriès, einem der Gründer der „Annales des voyages", und „Voyage pittoresque dans les deux Amériques", von den Redacteuren der „Voyage autour du monde", unter der Leitung des Herrn von Orbigny, Verf. des Buchs „Voyage dans l'Amérique méridionale". Beide Werke gehören zusammen, bilden zwei Bände und werden mit 500 Vignetten geziert sein, welche Ansichten, Waffen, Trachten, Volksscenen, Portraits, Gebräuche, Alterthümer, Denkmäler, Naturseltenheiten, merkwürdige Thiere und Pflanzen darstellen, von den Herren de Sainson und J. Boilly gezeichnet und von den besten Künstlern in Kupfer gestochen sind. Auch an sorgsam ausgeführten Karten wird es nicht fehlen. Hierher gehört auch das „Univers pittoresque ou histoire et description de tous les peuples, contenant l'exposé de leurs religions, moeurs, coutumes". Das Werk erscheint in Lieferungen oder 40 Bänden und wird 2300 Kupferstiche enthalten, welche die vorzüglichsten Ansichten, die alten und neuen Denkmäler, die Costume, Meubles u. s. w. darstellen. Eine große Anzahl von Bänden ist bereits fertig. Derjenige, welcher Östreich, Preußen und die kleinern deutschen Staaten enthält, wird von Lebas, Mitglied des Instituts, bearbeitet und befindet sich unter der Presse. Endlich ist noch zu nennen: „L'Espagne artistique et monumentale, vues et description des sites et des monuments les plus notables de l'Espagne", mit Zeichnungen und Beschreibungen der Gebräuche, Sitten, Waffen und Trachten derjenigen Epochen, welche für die Kunstgeschichte die wichtigsten sind. Die dirigirende Société espagnole, worunter sich außer den Literaten und Künstlern auch Capitalisten befinden, rühmt sich, bei diesem Unternehmen von durchaus patriotischen Tendenzen geleitet zu sein. Auch dieses Werk erscheint in Lieferungen. 5.

Bibliographie.

Achert, J., Dramatische Versuche. 1stes Bändchen enthaltend: Der Eremit von Gauting oder Alles muß echt sein und der geprellte Wittwer. Gr. 12. Karlsruhe, Holtzmann. $18^{1}/_{4}$ Ngr. (15 Gr.)

Bastide, Jenny, Anaïs. Übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Baumstark, E., Ant. Friedr. Justus Thibaut. Blätter der Erinnerung für seine Verehrer und für die Freunde der reinen Tonkunst. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr.

Beleuchtung der Schrift: Die Kölnische Kirche im Mai 1841. Gr. 8. Düsseldorf, Schreiner. 5 Ngr. (4 Gr.)

Bibliothek deutscher Schönheiten aus dem Gebiete der Poesie und Prosa. 6ter Band. Genius aus Herder's Werken. — Auch u. d. T.: Genius aus Herder's Werken. Als Register zu dessen Gesammtausgabe bearbeitet von J. Günther. Gr. 16. Jena, Mauke. 10 Ngr. (8 Gr.)

Blüthen der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung u. s. w. von A. Baumstark. 6tes Bdchn. — Auch u. d. T.: Geschichte der griechischen Dichtkunst in darstellender Übersicht. Gr. 16. Karlsruhe, Groos. 10 Ngr. (8 Gr.)

Das Cajütenbuch oder nationale Charakteristiken. Vom Verfasser des Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären ꝛc. 2 Bände. 8. Zürich, Schultheß. 4 Thlr.

Conversations-Abende im Salon der Gräfin von S***. Herausgegeben von C. Herloßsohn. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Fest. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Corvin-Wiersbitzky, O. v., Der Niederländische Freiheitskrieg nach den besten Quellen bearbeitet. 1ster Band. Mit Portraits. Gr. 16. Leipzig, Fr. Fleischer. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Des Volkes Stimme über den Streit um den Bischof Dräseke. Gewidmet dem ungekannten und doch überall bekannten, dem tief geschmähten und doch hochgeehrten, dem hart bekämpf- und doch ritterlich siegenden Herrn G. v. C. 8. Leipzig, Wöller. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Förster, F., Die Perle auf Lindahaide. Festspiel in Romanzen und lebenden Bildern, gedichtet von etc. Zur Feier der Allerhöchsten Vermählung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen Friedrich von Dänemark mit Ihrer Hoheit der Prinzessin Karoline von Meklenburg auf dem Grossherzoglichen Schlosse zu Neu-Strelitz dargestellt. Im Juni 1841. Gr. 4. Mit 7 Bildern. Neustrelitz u. Neubrandenburg, Dümmler. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Fragmente über Deutschlands insonderheit auch Baierns Welthandel und über die Freiheit der Ströme. II. 8. München, Franz. 5 Ngr. (4 Gr.)

Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen. Herausgegeben von *J. M. Lappenberg*. Gr. 8. Bremen, Heyse. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Henke, K. L., Die Citadelle von Antwerpen. Kriegsroman aus dem Jahre 1832. 8. Leipzig, Meißner. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Heyde, von der, Das Censur-Gesetz nebst Zusätzen, Ergänzungen und Erläuterungen. Systematisch geordnete Sammlung der bis zum Jahre 1841 über das Censurwesen bekannt gewordenen gesetzlichen Vorschriften. Ein unentbehrliches Handbuch für Buchhändler, Leih-Bibliothekare, Antiquare, Lithographen, Kunsthändler und Buchdrucker. Gr. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 1 Thlr.

Hita, G. P. de, Die Zegries und Abencerragen. Nach den Guerras civiles de Granada. Aus dem Spanischen in Romanzen übersetzt und bearbeitet von G. Graf von Ingenheim. 8. Berlin, Stange. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Hoffmann, C. F., Greyslaer. Eine romantische Erzählung der Mohawk-Indianer zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von H. Künzel. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Homberg, Tinette, Biographien berühmter Griechen, in genauer Verbindung mit der gleichzeitigen Geschichte Griechenlands dargestellt. Nebst ausführlichen Nachrichten über Erziehung, häusliches Leben, Stellung der Frauen, Sitten, Poesie, Kunst u. s. w. bei den Griechen. 2ter Band: Dorier, Aeolier, Achäer. Gr. 12. Crefeld, Funcke. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Hoser, J. K. E., Das Riesengebirge und seine Bewohner. Herausgegeben von der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Gr. 8. Prag, Ehrlich. 2 Thlr.

Kapp, A., Die Gymnasialpädagogik im Grundrisse. Gr. 8. Arnsberg, Ritter. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Kausler, R., Der Begriff der Wissenschaft. Philosophische Thesen. 8. Stuttgart, Krabbe. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Kirschbaum, Der jüdische Alexandrinismus eine Erfindung christlicher Lehrer. Oder: Beiträge zur Kritik jüdischer Geschichte und Litteratur. 1stes Buch. Jüdisch-griechische Originale, vorzüglich Philo und Sirach. Gr. 8. Leipzig, Fritzsche. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Die Lehre von den Landständen nach gemeinem deutschen Staatsrechte. Ein publicistischer Versuch von *F. A.* 8. Lemgo, Meyer. 1 Thlr.

Leibrock, A., Balduin von Scharfenstein oder die Kaiserwahl zu Frankfurt. Ein Ritter-Gemälde aus der Zeit des Kaisers Rudolph von Habsburg. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22½ Ngr. (2 Thlr. 18 Gr.)

Lessing, C. F., Vollständiger Beweis, 1. dass wir bis itzt noch kein verständiges System der Philosophie gehabt haben, und 2. die modernen Philosophien von Kant bis Hegel Phantasien, nicht aber Wissenschaften sind. 1ster Band. Gr. 8. Breslau, Grass, Barth u. Comp. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Pyrker, J. L., Perlen der heiligen Vorzeit. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 15 Ngr. (12 Gr.)

Bunte Reihe. Deutsche Original-Novellen der beliebtesten Erzähler neuester Zeit. Neue Folge. 2ter Band. Die Piebnitzer. Humoristische Erzählung von Fr. Lubojatzky. Die Erbschaft. Erzählung von George. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Schütz, H., Vermischte Gedichte. Gr. 16. Carlsruhe, Holtzmann. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Sherwoods ausgewählte Erzählungen. Eingeleitet von G. Plieninger. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Roxobel. Von Mrs. Sherwood. Aus dem Englischen übersetzt von Louise Marezoll. 1ster Theil. Gr. 16. Stuttgart, Belser. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Spee, F. v., Trutz-Nachtigall. Nach der ersten Ausgabe von W. Friessem, Köln 1649. Mit Einleitung und Erklärungen von B. Hüppe und W. Junkmann. Ein Anhang enthält die Melodien der ersten Ausgabe bearbeitet von G. Fölmer. Gr. 12. Coesfeld, B. Wittneven. Münster, Theissing. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Steffens, H., Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. 3ter, 4ter Band. 8. Breslau, Max u. Comp. 3 Thlr.

Stolle, F., Deutsche Pickwickier. Komischer Roman. 3 Bände. Leipzig, Meißner. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Strahlheim, C., Allgemeine Geschichte der letzten fünfzig Jahre 1789—1840. 1ster Band. Mit 4 Stahlstichen. [1stes, 2tes Heft.] Gr. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Walmiki. Bruchstücke aus *Walmiki's* Ramajana, übersetzt von *A. Holtzmann*. Gr. 8. Karlsruhe, Holtzmann. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Werder, K., Logik. Als Commentar und Ergänzung zu Hegels Wissenschaft der Logik. 1ste Abth. Gr. 8. Berlin, Veit u. Comp. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Wuttke, H., Persönliche Gefahren Friedrichs des Großen im ersten schlesischen Kriege mitgetheilt zum 10. April 1841 am Jahrestage der molwitzer Schlacht. Als Vorläufer einer Geschichte der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich II. und der Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 10 Ngr. (8 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 222. —— 10. August 1841.

Dante's lyrische Gedichte.

Als vor nun 14 Jahren die erste deutsche Übersetzung von Dante's lyrischen Gedichten in Begleitung des Originaltextes und eines erklärenden Commentars erschien, fehlte es an Vorarbeiten fast gänzlich. Keine europäische Sprache hatte eine Übersetzung aufzuweisen; weder eine prosaische, noch eine metrische, der Form des Originals, gleich der damals gelieferten, sich anschließende. Für die Erklärung des, einer solchen so sehr bedürfenden, Textes war selbst in Italien nichts, für die Kritik so gut als nichts gethan. Unter solchen Umständen mußten die Bestrebungen der Herausgeber mehrfach hinter der Aufgabe, die sie sich gestellt hatten, zurückbleiben. Jetzt, wo diese Sammlung fast durchgängig umgearbeitet der Presse aufs neue übergeben wird, dürfen die Herausgeber, deren erstem Versuche schon so freundliche Theilnahme geschenkt worden, noch günstigere Erfolge hoffen. Abgesehen von der größern Einsicht und Übung, welche sie selbständig gewonnen zu haben hoffen, abgesehen von dem Fleiße, der sie keine Zeile ohne die sorgsamste Prüfung wieder aufnehmen ließ, sind die Hülfsmittel seit jener Zeit um Vieles bereichert worden. Wenn auch Rossetti's phantastische Träumereien die richtige Deutung nur wenig gefördert, so fehlt es ihrem Urheber doch nicht an gründlicher Kenntniß der italienischen Lyrik in ihren beiden ersten Jahrhunderten. Lyell's reimlose Uebersetzung (1835) zeugt von ebenso gewissenhafter Treue als seltener Sprach- und Sachkunde. In demselben Jahre erschien die Ausgabe von Fraticelli, die zugleich mit philologischem Fleiße kritisches Material zusammenträgt und nicht ohne Geschick bearbeitet, und zugleich die Erklärung dieser schwierigen Gedichte wenigstens vorzubereiten versucht. Auch die Arbeiten von Galvani (über die Poesie der Troubadours) und von Nannucci (über die Literatur des ersten Jahrhunderts der italienischen Sprache) bieten manche treffliche Bemerkung.

Wiederholte Reisen nach Italien haben mich mit einer beträchtlichen Anzahl ungedruckter Gedichte bekannt gemacht, die in den Handschriften mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit Dante beigelegt werden. Eine Auswahl aus diesen wird, außer den Bußpsalmen und den lateinischen Eklogen, welche gleichfalls in der ersten Ausgabe fehlten, und nun von Kannegießer übersetzt erscheinen, die neue Ausgabe bereichern. Von noch größerm Interesse als die letzten sind für jetzt vielleicht einige Proben jener neuentdeckten Gedichte des Vaters der italienischen Poesie.

Ich wähle zu dem Ende zuerst die Canzone, welche der verbannte Dichter nach dem Tode Heinrich's VII., durch dessen Macht er in die Heimat zurückzukehren gehofft hatte, an die Vaterstadt, als an eine Geliebte richtet, welche wiederzusehen ihm nun alle Hoffnung benommen ist:

Zu Euch, o hehre Frau, zurückzukehren,
Genommen ist er mir, der süße Wahn;
So schwankt denn nun mein Kahn
Für immer trostlos auf des Lebens Fluten.
Auf ewig soll ich Euch zu schaun entbehren;
Verschlossen hat das Schicksal mir die Bahn,
Auf der, mich Euch zu nahn
Allein geziemend war, mir zuzumuthen.
Drum muß mein Herz in solchen Schmerzen bluten,
Daß ich in Klag' und Seufzern ganz vergeh. —
Nur Qual dünkt mich und Weh,
Daß noch der Tod mein Leben nicht beendet.
Was soll ich thun? — Stets wachsen meine Gluten,
Und, ach, die Hoffnung schwindet mehr als je.
Nicht andern Schutz erspäh
Ich irgendwo, weil Alles Qual mir spendet,
Als wenn der Tod will helfend zu mir kommen,
Und jede Nerve heißt ihn laut willkommen.

Zur Trügrin ward die Hoffnung, die verwiesen
Mich von der Lust hat, die Eu'r Anblick beut,
Der täglich mehr erfreut;
Denn es zerschnitt der Tod ein theures Leben. —
Die Liebe, die uns Alles überwiesen,
Sie hatte mir, in Qual und Dürftigkeit,
Zur Hülfe für mein Leid,
Den Rath als Friedensförderer gegeben,
Mich ganz zu weihen liebevollem Streben. —
Ruhm zu erwerben, schied ich einst von Euch,
Schon scheidend sehnsuchtreich
Zu kehren heim, erhöht an Lob und Preise.
Dem Herrn folgt' ich; und wer auch vorgegeben,
Daß je ein Herr gelebt, an Güt' ihm gleich,
Der lügt bei dem Vergleich;
Denn niemals war noch Tapferkeit so weise.
Klug, mäßig, stark, gerecht und reich an Gaben
War er wie Keiner, den man je begraben.

Er war zum Thron erhöht nach alten Rechten,
Und kraft des Willens jeden Volks gewählt;
Von Geistesmuth beseelt
War er wie Keiner je zu allen Zeiten.
Nie konnt' ihn Geiz und niemals Hochmuth knechten,
Des Schicksals Tücke war an ihm verfehlt,
Vom Unglück neu gestählt
Begegnet' er dem Feind zu gutem Streiten.

So mußten Recht und Neigung mich denn leiten,
Daß ich so theurem Herrn mich ganz ergab. —
Wich von der Wahrheit ab,
Wer gegen ihn erhob sein freches Dräuen,
So durft' ich so Verirrte nicht begleiten.
Der Gegner Haß bot mir zu ihm den Stab;
Und macht nun auch das Grab
Das Süße bitter, ist nichts zu bereuen;
Denn Gutes soll man thun nur weil es gut,
Und irren kann niemals, wer Rechtes thut.

Wol Manche gibt's, die Ehr' und Preis erblicken
Im Vorzug, welchen die Natur verlieh;
Mich aber dünkt, daß sie
Sorglos ihr Leben führen ohne Frommen.
Nicht fremde Gunst vermag die Brust zu schmücken;
Nur, die aus ehrenhaftem Sinn gedieh,
Die innre Ehre, die
Allein ist unser, nur die That willkommen. —
Wie wäre dann dem Ruhm sein Werth genommen,
Weil solches Herren Tod die Welt beweint?
Wie falsch der Wahn, erscheint
Dem Geiste klar, der sich in Höhres senkte. —
O Seele, die du weilst im Kreis der Frommen,
Beweinen sollte dich, so Freund als Feind,
Wenn diese Welt vereint
Der Gute mit dem Tugendhaften lenkte:
Beweinen seine Schuld, wer dich betrogen;
Den Tod beweinen, wer mit dir gezogen.

Mich selbst beweinen muß ich, weil gestorben
Mein Herr ist, den ich mehr geliebt als mich,
Durch den zu kehren ich
Gedacht zum Ziel von allem meinen Sehnen.
Am Leben ist mir jede Lust verdorben,
Weil mir des Trostes Hoffnung ganz entwich,
Grausamer Tod, durch dich.
Dich klag' ich an; zerstört hast du mein Wähnen,
Ich würde zu der schönsten Lust von denen,
Die je Natur in schönen Weib's Gestalt
Erschuf, heimkehren bald,
Und ihren Reiz verklärt durch Tugend finden.
Die Hoffnung nahmst du mir; ich fühl's in Thränen,
Nie drückte Jemand schwerern Grams Gewalt,
Als der Verbannung Halt. —
Des Heiles Hoffnung seh ich gänzlich schwinden:
Er ist gestorben, ich bin im Exile;
Drum leb' ich trostlos schmachtend weit vom Ziele.

Geh hin mein Lied, geh grade nach Toscana
Zur größten Lust, die je geschaffen, fort.
Und bist du dann am Ort,
Erzähle klagend, wie ich schwer getroffen.
Allein durcheilst vorher du Lunigiana,
So grüß den Markgraf Franceschino dort;
Mit schmeichlerischem Wort
Sag' ihm, noch führ' ich fort, auf ihn zu hoffen.
Und beugt mich auch die Ferne schwer darnieder,
So bitt' ihn doch für mich um Antwort wieder.

Zwei Ballaten, die zum Cyklus des „Convito" gehören, und gleich diesem die Grausamkeit der Geliebten anklagen, mögen nachfolgen:

Weil du gewahrst, wie jung du bist und schön,
Wie deine Blicke Amor's Flammen schüren,
Läßt grausam du zum Stolze dich verführen.

Wol hast in Härte du dich überhoben,
Weil du bemüht, mir Tod zu geben bist.
So glaub' ich thust du nur, um zu erproben,
Ob Amor's Kraft zu tödten fähig ist.
Weil du, vor Andern, mich gefangen siehst,
Läßt du durch meine Schmerzen dich nicht rühren. —
O, möchtest je du seine Macht verspüren.

In einer weißen Botin Pilgertracht
Mach eilig dich, Ballate, auf; berichte
Der schönen Herrin, an die ich dich richte,
Wie schwach der Gram mein Leben schon gemacht.

Von meiner Augen Loos sollst du beginnen,
Die, schauend einst die englische Gestalt,
In Sehnsuchtskronen pflegten zu erglänzen.
Jetzt, wo ihr Anschaun sie nicht mehr gewinnen,
Bedräuet sie so sehr des Tod's Gewalt,
Daß sie zwei Marterkronen rings umkränzen.
Weh mir! nach welchem Ziel, zu welchen Grenzen
Send' ich zu ihrer Lust sie aus? — Dem Tode nah
Triffst du mich an, bringst du nicht Trost von da,
Wo sie verweilt. — Ballate, habe Acht.

Den Schluß möge ein im Exil gedichtetes Sonett machen:

Entbehrte ich den holden Anblick nicht
Der Herrin, die ich anzuschaun begehre,
Um die in Seufzern ich mich hier verzehre
So fern von ihrem schönen Angesicht;
Dann schiene, was mit drückendem Gewicht
Mich martert und mir auspreßt manche Zähre,
Sodaß ich kaum des Todes mich erwehre,
Gleich Einem, dem die Hoffnung ganz gebricht —
Mir leicht und ohne Grund zur Traurigkeit.
Doch weil ich jetzt muß ihren Anblick missen,
Vergeh' ich fast in bangen Kümmernissen;
Und so ist alle Hoffnung mir entrissen,
Daß, woran jeder Andre sich erfreut,
Mir umgekehrt nur Schmerzen bringt und Leid.

Karl Witte.

Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben von Garlieb Merkel. Zwei Bände. Leipzig, Köhler. 1840. 8. 4 Thlr.

Zwei Bände; doch da der Verf. am Ende des zweiten noch sehr am Anfang seiner Lebensbahn steht, so dürften, wenn er auch schon im ersten einige Übersprünge in spätere Zeiten gemacht hat, leicht zehn, wenigstens sechs daraus werden. Die Periode, in der Merkel's Name zu denen des Tages gehörte, ist so weit vorüber, daß ein großer Theil unserer neuern Leser schwerlich eine klare Vorstellung von seiner literarischen Stellung hat. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, diese näher und im Detail zu würdigen; allein der ganze Werth des Buches hängt davon ab, daß man wenigstens im Allgemeinen mit den literarischen und Lebensverhältnissen des Mannes bekannt sei. Das 18. Jahrhundert hatte bis in die ersten Jahrzehnde des 19. herein, neben seinen selbständigen literarischen Sonnen erster Größe, eine Anzahl Planeten, was wir am liebsten im Wortverstand, schweifende Sterne nennen, deren Bahn durch jene Fixsterne bestimmt wurde, die ihr Licht mehr von diesen borgten als erhielten, und denen es meist die größte Freude machte, ja ihre Haupttendenz bildete, sich als dunkle Körper vor jene zu schieben und so scheinbare Flecken derselben zu bilden. So schweiften nun inzwischen die ewigen Sonnen eines Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul, der Schlegel, Tieck, die Planeten Kotzebue, Lafontaine, Schütz, Merkel u. s. w. Während jene durch ihre Lichtstrahlen die Keime einer geistigen Wunderwelt ins Leben riefen, sodaß sie die Erde überblühte, und ihr noch heute den reinsten Duft, die edelsten Früchte schenkt, trieben diese den lauten Marktverkehr mit den Erzeugnissen der Feder, als Selbstfabrikanten oder kritische Sortimentshändler. Die Stellung, die Kotzebue als schaffender Autor einnahm, hatte Merkel etwa als Journalist und Kritiker; zwar nicht mit dem allgemeinen Erfolg, auch

nicht mit dem unbestreitbaren Verstandestalent jenes einst die Welt des Tages so beherrschenden Mannes, doch mit hinlänglicher Gewandtheit und Rührigkeit, um ebenfalls auf dem täglichen literarischen Curszettel zu stehen. Eine durchgehende Eigenschaft dieser Local- und Tagesberühmtheiten, dem Welt-Ewigkeitsruhm Jener gegenüber, war die, sich das Ansehen eines unendlich rechtschaffenen Eifers für die Tugend zu geben, aber doch durch ihr ganzes Beginnen meist eine ganz entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. Man darf diesen Männern einen gewissen, sogar bedeutenden Grad des Talents nicht absprechen; daß sie ihre Mitwelt so beherrschten, ist schon ein vollgültiges Zeugniß dafür; es ist auch nicht zu leugnen, daß sie eine Thätigkeitsgabe, ein rastloses Eifern und Arbeiten besaßen, wovon höhern Organismen oft etwas zu wünschen gewesen wäre; doch *Allen hatte* der ewige Rathschluß des Schicksals an einem *gewissen* Punkt ein Halt zugerufen, wodurch ihnen eine Grenze der geistigen Erkenntniß festgestellt wurde, über die sie durchaus nicht hinauszukommen und es auch schlechterdings nicht zu fassen vermochten, daß es jenseit desselben ein Gebiet gebe, das nur für sie allein in ewiger Finsterniß lag. Dieses Nichtbegreifen eines Höhern war der Fluch, der sie belastete, der sie in die Verdammniß der Unsittlichkeit stürzte. Sie waren verurtheilt den Mond für eine flache Scheibe zu halten und so Verleugner und Bekämpfer des höchsten Göttlichen zu werden. Allerdings ein Fluch, aber, insofern ein menschliches Wesen überhaupt zurechnungsfähig ist, ein selbstverschuldeter, durch den Dünkel des gemeinen Verstandes, die Selbstgenügsamkeit eiteln Thuns. Diese merkwürdige Erscheinung der literarischen Zustände Deutschlands, etwa drei Jahrzehnd hindurch, läuft streng parallel mit der höchsten geistigen Entwickelung. Sie dürfte vielleicht eine unmittelbare Folge dieser selbst gewesen sein, da das Große, Überlegene fast immer die Angriffe des Kleingeistes ins Leben zu rufen pflegt; andererseits hing sie aber auch wol mit vielen historischen und socialen Zuständen der Zeit zusammen. Doch dies näher zu erörtern, kann hier nicht unsere Aufgabe sein; wir wollten nur den Boden bezeichnen, auf dem Merkel stand und wirkte.

Die Gewächse, welche auf solchem Boden sprießen, müssen natürlich von seiner Natur die ihrige annehmen. Wenn das *naturam expellas furca* überhaupt schon wahr ist, so wird es noch wahrer für eine Individualität, die nicht mehr frische Kräfte erzeugt, sondern schon im Abfall begriffen ist. Daß also der alte Merkel nicht aus anderm Stoff gebildet, von anderer Geistesnatur ist als der junge, läßt sich voraussetzen. Das Buch bestätigt die Voraussetzung. Wo der Autor mit seinem Urtheil in jenes verschlossene Gebiet hineindringen will, greift er ewig fehl, sündigt er fortdauernd; er kann das Große nicht groß sehen und muß seines Gleichen bewundern. In diesem Sinne werden wir alle seine Bemerkungen über Persönlichkeiten und Zustände finden. Da wo er auf dem Gebiet des gewöhnlichen Verstandes zu thun hat, wo er auf der *platten* Erde verkehrt, da sieht er scharf, handelt er in seiner Sphäre vernünftig, sogar sittlich, und man verdankt seiner langen Erfahrung, seinen vielen Erlebnissen und Bekanntschaften, seinem Gedächtniß, seiner schnellen Combinationsgabe mehre recht anziehende Beisteuern zu der Detailgeschichte seiner Zeit. Dies unsere allgemeine Ansicht über die geistige Linie, die das Buch hält. Nun ein Referat über seinen äußerlichen Gehalt und einige Hindeutungen für den Leser, der schnell das Anziehendere herauswählen, minder Anziehendes überschlagen möchte.

Wir haben zuerst die Vorrede zu betrachten, die wir auf besonders ausgedrückten Wunsch des Verfassers nicht überschlugen. *Die erste* Hälfte derselben ist eine Eitelkeit, ganz im Geschmacke der geistigen Richtung des Verfassers überhaupt, die zweite enthält den Bericht über eine kritische Unbill, die dem Autor widerfahren ist. Wir wollen ihm in diesem literarischen Rechtsfall immerhin Recht geben; allein was hatte dies mit seinem Buch zu thun, wo sich dies einfach, wie jede gute Sache, auf sich selbst hinstellen sollte? Hier mehr als irgendwo beweist sich, was wir zuvor sagten, daß auch ihm ein geistiges Halt zugerufen ist, über das er keinen Zoll breit hinauskann. Denn sonst würde er sehen, daß gerade diese Vorrede die völlig entgegengesetzte Wirkung haben muß, die er sich davon verspricht. Er sollte wünschen, man lese sie nicht; denn sie muß durch Fassung und Ansichten gerade so gegen ihn einnehmen, wie er hofft, daß sie ihn bei seinen Lesern in ein vortheilhaftes Licht setzen werde.

Der Verf. gibt uns nun ferner in mannichfaltiger Abwechslung Vieles, was ihn selbst betrifft und was Andere angeht. Wir gestehen unverhohlen, daß das Erstere uns das Uninteressantere ist; erst da, wo seine Verhältnisse sich mit denen anderer ausgezeichneter Männer seiner Zeit berühren, werden sie fesselnd für uns. Das Capitel über seinen Vater nehmen wir im Sinne der Pietät, in dem es geschrieben ist, gern hin; weniger zieht uns seine Jugendbildung an; sie liefert indessen großentheils den Schlüssel zu seinem ganzen Wesen; dieses zerrissene, ungründliche, unvorbereitete Studium (dem er sogar später grundsätzlich das Wort redet, als er von seiner Immatriculirung in Leipzig spricht) hat die Naturanlage des Halbverstehens und Halbeindringens in die Dinge noch verfestigt und vervollständigt. Er ist von vorn herein auf den schlüpfrigsten Boden gerathen, in die Schauspielerwelt, und hat seine geistigen Debuts mit Aufsätzen über Schauspieler und einem Selbstversuch als solcher gemacht. Doch zieht uns aus dieser Jünglingsperiode ein Charakter an, der des Schauspielers Grohmann; auch sind uns die Mittheilungen über liefländische Sitten, Erziehung, Lebensansichten, Standes- und Rangverhältnisse angenehm belehrend geworden. Wendet der Autor dagegen seinen Blick betrachtend in sein Inneres, so erfreut er uns wenig; gerade zur Selbstbeschauung gehört eine so specifische andere Natur als die seinige, daß er diesen Versuch, das größte, tiefste, schwierigste Räthsel zu lösen, besser unterlassen möchte. Wahrlich nicht umsonst schrieb der delphische Gott das „Erkenne dich selbst" an seine Pforten; es war die echte Prüfung der geistigen Mächtigkeit, bei der, wie bei der Prüfung der Geschütze, das doppelte Maß von Kraft angewendet wird, um sich der Haltbarkeit zu versichern.

Offenbar den wichtigsten Moment in der literarischen Laufbahn des Verfassers bildet sein Werk „Die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts" (Leipzig 1796). Der Beurtheiler gegenwärtiger Schriften bekennt, es nicht gelesen zu haben; es wurde durch die Zustände jener Zeit erzeugt und hat mit der Veränderung derselben seine Lebenswärme verloren, wenngleich es als ein historisches Monument stets seine Bedeutung behalten muß. Ist es wahr, daß Merkel dadurch einen wirksamen Anstoß zur Abschaffung der fürchterlichen Verhältnisse der Leibeigenschaft in den liefländischen und benachbarten Provinzen gegeben hat, so hat er sich dadurch des Dankes aller Wohlgesinnten für immer versichert und sich Ablaß erworben für viele literarische Frevel, die er begangen zu haben nicht freigesprochen werden kann. Er beweist, daß es mit ihm wie mit den Andern seines geistigen Niveau, insbesondere mit Kotzebue ging; ihr Unrecht bestand viel weniger darin, das Unrechte zu thun und zu wollen, als das Größere und Höhere durchaus nicht zu fassen und sich von dem Druck, den es naturgemäß durch seine Überlegenheit gegen sie übte, zur Feindseligkeit gegen dasselbe hinreißen zu lassen, weil sie stets das dunkle, aber richtige Gefühl hatten, die bloße Existenz dieses Größern sei eine Kriegserklärung gegen die ihrige. Sie verwechselten dann nur die Dinge mit den Personen und ließen letztern entgelten, was jene verschuldeten. Darum ist dieser feurige, edle Eifer, mit dem Merkel sich der Sache der menschlichen Berechtigungen in der Vertheidigung der Letten annimmt, psychologisch ganz wohl mit seinen Verkleinerungen und Anfeindungen alles Höhern wie er selbst zu vereinigen. Uns bleibt die Pflicht, sein Gutes ebenso, wo möglich noch entschiedener hervorzuheben als sein Übles, und so sei ihm denn wiederholter

Dank gesagt für diese schriftstellerische That seines Lebens; eine männliche, eine Ehrenthat!

Wir übergehen als von geringerm Belang den Abschnitt bis zu seiner zweiten „Hofmeisterei", wie er sich ausdrückt; denn auch in den Formen, die er wählt, prägt sich oft eine gewisse niedere Anschauung aus, und um so schärfer, je höher der Gegenstand steht, über den er sich ausläßt. (So z. B. in seiner dem Buch sehr fremdartig eingestreuten Abhandlung über die Urreligion.)

Doch mit besonderm Nachdruck weisen wir auf den Anhang des ersten Bandes hin; er wird nicht nur Aufmerksamkeit, sondern wir glauben sogar Aufsehen erregen, indem er für einen großen Theil der deutschen Leser, insbesondere für die Bewohner Preußens, die wichtigsten Interessen des bedeutsamsten Zeitabschnitts, den sie durchlebt haben mögen, berührt. Der erste der Aufsätze ist überschrieben: „Charaktere und Schilderungen eines Preußen im J. 1805." Das berühmte Gentz'sche Tagebuch scheint den Autor auch zu seinen Bekenntnissen und Enthüllungen veranlaßt zu haben. Allein der Unterschied ist ein großer; Merkel, ein Geist von ungleich untergeordneter Structur, hatte auch nur eine dieser entsprechende Lebensstellung. (Wir wollen jedoch damit keineswegs sagen, daß wir Gentz in sittlicher Beziehung über ihn stellen; im Gegentheil, er stand in dieser Hinsicht gerade um so viel tiefer, als er durch seine geistige Befähigung höher stand, weil diese eben zu höhern Foderungen der Sittlichkeit an ihn berechtigte.) Was daher Merkel mittheilt, kann lange nicht das Gewicht haben, weil es nur ein Echo der allgemeinen Meinung ist, die zwar wol im Ganzen immer ziemlich das Rechte trifft, im Einzelnen aber sehr selten wohlbegründet ist. Doch glauben wir, daß er in Dem, was er über Gentz sagt, vollkommen Recht hat. Denn zu der Zeit, als Merkel ihn kannte, hatte dieser noch durchaus keine höhere Stellung in socialen Verhältnissen, als eben Merkel selbst. Wir selbst haben noch manchen der jetzt ergrauten Schwelggenossen als Zeugen über dessen völlige Gesunkenheit abgehört. Neu aber und von großem Interesse ist der Umstand, daß Gentz das berühmte Memoire an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung, worin er die Preßfreiheit fodert und mit glühender Beredtsamkeit vertheidigt, nicht aus einer wirklichen Begeisterung für diese Idee, sondern im Sinne einer intriguanten Coterie geschrieben habe, um auf diesem Wege Einfluß auf den wohlmeinenden, das Rechte und Edle suchenden König zu gewinnen. Und nicht der Geist der Schrift, sondern der Verfasser, in dem man bei solcher Sprache den Heuchler erkennen mußte (so schlecht war sein Ruf), machte, daß die Wirkung gänzlich ausblieb, sodaß ein umgekehrter Erfolg eintrat. Merkel drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Gentz war der talentvollste Genosse jener Clique, und wenn auch nicht ihrer bisherigen fanatischen und politischen Frevel und Intriguen (es ist das Ministerium Gräfin-Lichtenau, welches hier gemeint ist), doch ihrer Orgien; er erhielt den Auftrag, sich recht weise und moralisch zu maskiren. Er fertigte sein bekanntes „Sendschreiben" an. — Am Abend nach seiner Thronbesteigung fand es der König auf seinem Tische. Die Grundsätze und Ansichten darin machten anfangs einen guten Eindruck auf ihn und der Cabinetsrath Mencken selbst empfahl es dem König als beachtungswerth. Doch sobald man den Verfasser entdeckte, durchschaute man auch den Plan, der es hervorgebracht hatte, und warf es bei Seite. Daß ein Gentz Tugend und Weisheit lehren wollte, war in der That auch allzu komisch und — unverschämt." So wäre denn, hätte Merkel Recht, der Vorwurf der Abtrünnigkeit aus Gentz's Leben gestrichen, doch nicht zu seiner sittlichen Erhöhung. Denn er stände dann als Einer da, der auch nicht einmal in seinem Leben einen wahrhaft begeisterten Moment gehabt, sondern nur, mit voller Erkenntniß des Guten, dieses verrathen und dem Schlechten gehuldigt und gedient hätte. Es wäre also nicht eine, sondern eine fortdauernde Abtrünnigkeit und fortdauernde Verrätherei; im Grunde ist der Unterschied gering, ob man 50 oder 40 Jahr diese Rolle gespielt hat! Dem Cabinetsrath Lombard ergeht es in Merkel's Darstellung noch schlimmer als Gentz; ob mit Recht oder Unrecht, das möge dahingestellt bleiben! So viel ist aber gewiß, es gibt eine geheime Geschichte der J. 1805 und 1806 für Preußen, die noch immer eine geheime ist und vielleicht ewig eine bleiben wird. Alle Erinnerungen aus jener Zeit lesen sich aber mit dem höchsten Interesse; so auch diese.

Ein zweiter Anhang: „Aus dem Sommer und Herbst 1806", schildert ebenfalls die verhängnißvolle Zeit des Zusammensturzes der preußischen Macht; indessen ist hier der Autor der Mittelpunkt seiner Darstellungen, und es sind somit mehr die Reflexe der Weltereignisse in seiner Persönlichkeit, als diese Ereignisse selbst, die er uns vorträgt. Indeß auch in diesem Verkleinerungsspiegel bleibt das Große groß, das Erschütternde erschütternd.

Wir gelangen zum zweiten Bande. Da wir über den Geist des Ganzen und Inhalt des ersten Bandes ziemlich ausführlich gewesen, genügt es hier wol, den Stoff in der Kürze anzugeben, damit der Leser wisse, was er findet. Der Band ist für die persönlichen Verhältnisse des Autors insofern viel anziehender, als seine fortgeschrittene literarische Wirksamkeit ihn in vielfache Berührungen mit hochgeachteten Männern der Wissenschaft und Dichtkunst gebracht hat. Der Autor geht zuerst nach Leipzig, von dem er uns eine lebendige Schilderung macht und mehrer damals berühmter Professoren gedenkt, z. B. Platner's. Dann begibt er sich nach Jena. Dies gibt ihm natürlich Anlaß, uns von seiner Beziehung zu Goethe, Schiller, Paulus, Fichte, Schütz und dessen „Allgemeiner Literaturzeitung" u. s. w. zu sprechen. Das nahe Weimar bestimmt ihn gleichfalls zu einem Aufenthalt daselbst. Überall thut er sich etwas auf seine „Letten" zugute; er hat allerdings ein Recht dazu, allein man kann von jedem Recht auch einen Misbrauch machen, und so dünkt uns denn auch, der Verf. erwähne diese seine Arbeit etwas zu oft. In Weimar ist es vorzüglich Herder, mit dem Merkel in nähere Verbindung tritt. Es gibt Individualitäten, die er, dünkt uns, sehr richtig auffaßt, und zu diesen gehört Herder, andere freilich auch völlig schief, z. B. Goethe. Es wird ihm eine Anstellung als Secretair des dänischen Premierministers Grafen Schimmelmann zu Theil, ein Verhältniß, aus dem er sich gewiß zu einer bedeutenden Stellung emporzuschwingen vermocht hätte, wenn er verstanden hätte, es richtig zu fassen. Seine Berichte aus diesem Zeitraum und seine Schilderungen Kopenhagens und der dänischen Zustände überhaupt (die der Verf. dieses Aufsatzes über 40 Jahre später so ganz anders kennen gelernt hat) sind lebendig, belehrend, fesselnd. Überhaupt muß man die Leichtigkeit und Klarheit seiner Darstellung, wo es sich um Gegenstände handelt, die ihm zugänglich sind, anerkennen. Auch dieser Band hat zwei Anhänge, einer, der in Briefen ausgezeichneter Männer besteht, und ein anderer, der von den kirchlichen Wirren in Deutschland handelt. Dieser letzte ist vielleicht der schwächste Theil des Buchs, obgleich wir mit der Grundansicht des Autors völlig einverstanden sind; doch das Wie, welches ihn dahin führt, zeigt nur, daß dieser Stoff wiederum zu denen gehört, die ihm in ihrer wahren Natur ewig verschlossen sind und bleiben werden.

Suchen wir nun die Summe Dessen, was das ganze Buch uns darbietet: so ist es eine leichte, unterhaltende, mannichfaltige, sogar wichtige Verhältnisse berührende Lecture, von der man sich zwar eigentlich nicht befriedigt finden wird, die man jedoch ungern aus der Hand legt, wenn man Muße hat, dem Verfasser auf seinen wechselnden Lebensstationen, die ihn in gar vielfältig anziehende Beziehungen bringen, zu folgen. Es ist zugleich ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte eines der wichtigsten Zeiträume für unser Vaterland, von einem Augenzeugen, da er in der Stellung war, Manches recht nah und deutlich zu sehen, was für Andere ziemlich bewölkt und umnebelt geblieben ist. Jedenfalls also ein Buch für viele Leser. 71.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 223. —— 11. August 1841.

Morgenland und Abendland. Bilder von der Donau, Türkei, Griechenland, Ägypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich. Vom Verfasser der Cartons. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. 1841. Gr. 16. 2¼ Thlr.

So viel wir wissen, ist der Verf. dieses trefflichen Reiseberichts noch nicht genannt und wir befinden uns außer Stande, der gerechten Neugierde des Lesers über den Punkt der Autorschaft Befriedigung zu geben.*) Hin und wieder sind wir zwar hierüber wol zu Vermuthungen gelangt, und es scheint wenigstens so viel gewiß, daß der Verf. den mit aristokratischer Gemüthlichkeit Reisenden angehört; allein unsere Vermuthungen fanden sich an andern Orten widerlegt. Zuweilen schien es uns auch, als wenn dieser Bericht aus verschiedenen Relationen zusammengeflossen sein könnte, was durch die Vielseitigkeit verschiedenster Richtungen und Kenntnisse unterstützt zu werden schien; allein dagegen sprach wieder, daß wir überall derselben liebenswürdigen und begeisterten Persönlichkeit, sowie denselben Mängeln des Styls und derselben sehr eigenthümlichen Darstellungsweise begegneten. Wie dem nun auch sei, der Berichterstatter hat großen Anspruch auf unsern Dank für seine Gabe; er hat der Gewissenspflicht jedes wahren Reisenden, nach Kräften zu der Allgemeinheit des Wissens und zur richtigen Würdigung des von ihm näher als von Andern Angeschauten beizutragen, vollständig genügt. Empfänglich und leicht hingerissen von Allem, was er Schönes und Großes antrifft, jedoch nie den Boden der Geschichte, der Kritik verlierend, Natureindrücken höchst zugänglich, aber mit einem Geiste, der von Wissenschaft und gutem Kunsturtheil erfüllt ist, jugendlich und naiv, ein Freund der Natürlichkeit im Menschengeist, ein guter Beobachter der Gesellschaft, nicht geirrt durch die einzelne Erscheinung, sondern diese subsumirend und unterordnend, in der Kunstgeschichte, der Archäologie und in der Historie gut bewandert und dabei immer aus der frischen, lebendigen Anschauung her, treu und zwanglos, wie ohne Absicht referirend, zwischen den politischen Systemen und ihren Extremen frei und mitten innen schwebend, bildet er den liebenswürdigsten Reiseführer, den wir uns wünschen können, der uns an jeder Stelle fesselt und unterhält, und von dessen Erzählungen wir auch nicht ein Wort verlieren möchten. Dies hindert jedoch nicht, daß nicht einzelne Partien seines Berichts in rein wissenschaftlicher Würdigung einen höhern Rang ansprechen sollten als andere, und so wollen wir gleich hier, obwol wir keine Zeile seines Referats ohne Theilnahme und Befriedigung gelesen haben, doch den Reisebericht aus Griechenland und den aus Spanien als die hervorstechendsten Partien des Werkes und als seine werthvollsten Bestandtheile bezeichnen. Wenn die andern Theile gut, lehrreich und unterhaltend sind, so sind diese in der That auf seltene Art genußreich, unterrichtend, lebenvoll und fesselnd.

*) Man nennt wol mit Grund den Major von Hallbronner als Verfasser. D. Red.

Wir wollen in kurzer Übersicht an uns vorübergehen lassen, was er uns bietet.

Die Reise selbst ist, wie es scheint, blos der Lust und dem Genuß geweiht und zu beiden wohnen dem Berichterstatter allerdings ungewöhnliche Anlagen bei. Keine der gewöhnlichen Reisecalamitäten, keine noch so große Anstrengung, keine Täuschung, kein Unfall seltener Art raubt ihm die zum freudigsten Genuß erfoderliche Stimmung und seine körperlichen Kräfte erscheinen wie unbesiegbar, seine Empfänglichkeit jeder Anstrengung überlegen. Specielle Zwecke verfolgt er nicht; aber obgleich der Archäolog und der gebildete Militair in ihm unverkennbar sind, so hat er für Natur, Volkssitte, Culturzustände und Geschichte der Volksentwickelung doch ein stets offenes Auge.

Die Reise beginnt mit der Donaufahrt ins schwarze Meer, auf dem Flusse, den er seinen „vaterländischen" nennt, und von dem er sagt, daß er nun endlich seine große Aufgabe, „Europa mit dem Morgenlande zu verbinden", zu erfüllen anfange. In der That, welche Masse der Erkenntniß verdanken wir schon jetzt der kaum begonnenen, noch immer vielfach gehemmten Donaufahrt! Welchen Schleier haben hier die Dampfschiffe schon gelüftet!

> Die Zustände Ungarns wurden klarer, die Politik Rußlands in den Fürstenthümern ist enthüllt, das türkische Reich liegt in seiner Ohnmacht vor uns und das Gaukelspiel des ägyptischen Paschas wird nicht mehr die verblendeten Zuschauer täuschen.

Es verdient schon hier bemerkt zu werden, daß der Verf. eine Probe seines tiefen politischen Blickes, seiner durchdringenden Einsicht darin ablegt, daß er, so vielen täuschenden Berichten gegenüber, schon im Frühjahr 1840

den nahen und unvermeidlichen Fall der ägyptischen Macht mit der größten Bestimmtheit und unter Bezeichnung aller der, nun allgemein bekannt gewordenen Schäden und Krankheiten voraussagt, welche diesen Fall herbeiführen mußten.

Man muß die Donau bereisen — fährt er fort — um den Zusammenfluß der Völker, der Racen zu begreifen, ihre Interessen, ihre Wünsche, und um einzusehen, daß, wenn die Menschheit überhaupt einer Vereinigung ihrer materiellen und geistigen Kräfte zu wahrem Frieden, freiem Handel und allgemeiner Wohlfahrt fähig ist, wir jetzt oder niemals an der Schwelle großer Begebenheiten stehen.

Mit poetischem Blick gibt der Verf., während er auf dem Dampfschiff Zriny bei Mohácz, Peterwardein, Semlin, Belgrad, Alt-Orsowa durch den Kaszan, durch das eiserne Thor, die Katarakte, die er als so unbedeutend beschreibt, Widdin, Rustschuk u. s. w. vorüberschifft, Bemerkungen über die Verbesserungen, deren die Donaufahrt fähig ist und die leicht ausführbar erscheinen. In Widdin wurde der Pascha besucht; in Silistria herrschte die Pest. Gallacz, Tulscha u. s. w. führen in den trügerischen Pontus ein und zwei fernere Tage und Nächte bringen den Reisenden in den Bosporus. Diese Wunderstraße, welche Byron die schönste Operndecoration der Welt, der Verf. ein zauberisches Werk der Natur nennt, wird von ihm in seiner stufenweis anwachsenden Schönheit geschildert, bis dahin, wo Beilerbei und Tchiragan, Beschicktasch, Dolmabaktscha und Skutari ein dichteres Wogen einer gutgekleideter Bevölkerung, und ein wahres Getümmel von Schiffen und andern Fahrzeugen auf den blendenden Anblick der dreistädtigen Stambul vorbereiten. Wir setzen diesen Anblick als bekannt voraus und halten uns, um zu Bedeutendern und Fremdern zu eilen, überhaupt nicht bei der so eigenthümlichen Schilderung Konstantinopels auf, dieser goldenen Pforte des Orients. Die Reform, die von Europäern gegründeten Institute beschäftigen den Berichterstatter vielfach; er ist weit entfernt, Alles darin zu loben, aber aus seiner Darstellung entnimmt man doch, daß die Reformanstalten mit ganz anderm Geiste und in viel richtigerm Streben fortgeführt werden, als dies in Ägypten der Fall ist, wo sie sämmtlich den Tod in sich tragen. Die hohe Schule von Adlie weiß er fast nur zu loben. Der Verf. sieht und spricht den jungen Sultan und gibt uns von ihm folgende Schilderung:

Nun kam der Sultan selbst, ein hoher junger Mann, sehr gerade zu Pferde sitzend, blaß und ernst, leichter Anflug vom Barte, schönes Profil und blitzendes, durchdringendes Auge, gerade vor sich hingerichtet Sein Gesicht ist ohne Bewegung, belebt ist es voll Anziehung. Der häßliche rothe Fes war tief über Stirn und Ohren herabgezogen; eine Demantagraffe zierte den Kopfputz, und der Herrschermantel der modernen Sultane, ein olivenfarbener lang herabhängender Tuchkragen war am Halse durch ein Brillantschloß zusammengehalten. Der Sultan grüßte uns flüchtig und mit europäischer Grazie, ehe er vom Pferde stieg, und wurde von dem dicht nachdringenden Volke mit großem Geschrei begrüßt, das durch die Hiebe der Kawesse gedämpft werden mußte.

Dieser wirklich kaiserlichen Erscheinung gegenüber, bietet späterhin der Empfang bei dem alten Mohammed Ali ein wahrhaft klägliches Gegenbild dar. Wir übergehen die Bilder aus der türkischen Hauptstadt, den Besuch der Moscheen, der Badehäuser, Casernen, sieben Thürme, die Derwische, die Gesellschaftsscenen aus Pera, dem Todtenfelde, die Bazars und die Bends. Wie der Verf. über die Reform denkt, mag aus folgender Stelle über den Hattischerif entnommen werden.

Wie jede altmuselmännische Spannkraft entwichen ist, sehen wir an diesem famösen Manifest, das, ohne allen Zusammenhang mit Sitte und Bedürfniß, wie von Menschen verfertigt scheint, die eben an der Table d'hôte einige Phrasen moderner Institutionen auffangen und eiligst zu Papiere bringen, um ja nichts zu vergessen. Die Stellung der Rajahs, das eigentlich Entscheidende ist in der Zerstreuung ausgeblieben.

Die Türken sind nicht geistlos, sie sind nur indolent; die Hebel aber, Gewalt oder Noth, fehlen in diesem saubern Constitutionswerk.

Über den Gang des Reformationswerkes und die hierbei thätigen Individuen enthalten die Abschnitte: „Casernen", „Der Seraskier" u. a. m. neue wissenswerthe Details. Dem Sultan Mahmud war es Ernst mit dem Unternehmen, und er scheute persönlich so wenig Mühe und Anstrengung, daß er z. B. selbst seinen Reitunterricht von vorn anfing und wochenlang auf dem bloßen Pferde exercirte, gegen alle Landessitte; allein sein Fehler war, daß er in seinem Eifer Resultate sehen wollte, bevor das Werk noch begonnen hatte. Dies war besonders bei allen Unterrichtsanstalten der Fall, die verändert, ja verlassen wurden, wenn die Früchte nicht sogleich zu Tage kamen. Nur die große Gardeschule, von Namik-Pascha gegründet, in welcher über tausend Offizierzöglinge gebildet werden, und die schon erwähnte medicinische Schule Adlie erfreuten sich nachhaltiger Pflege und gedeihen deshalb, obgleich man auch hier anfängt, die fremden Lehrer vorzeitig zu entlassen und durch türkische zu ersetzen. So fand sich in der Gardeschule z. B. kein Lehrer des Französischen vor, obwol kein Zögling ohne Kenntniß des Französischen die Schule verlassen soll. Der Gehalt der Armee stuft sich jetzt folgendermaßen ab. Der Gemeine erhält 5 Francs monatlich, der Unteroffizier 13, der Mulasim (Lieutenant) 30, der Jus-Baschi (Hauptmann) 50, der Bimbaschi (Major) 110, der Kaimakan (Oberstlieutenant) 200, der Miri Alai (Oberst) 300, der Leva-Pascha (Brigadier) 650, der Ferik-Pascha (Divisionsgeneral) 4000, der Muschir-Pascha (Obergeneral) 8000 mit 60 Rationen u. s. w. Der Sold wird pünktlich bezahlt; die Caserneneinrichtungen sind meist vortrefflich, die Stallordnung musterhaft, aber der Zwangseinkauf der Bedürfnisse das Verderben des Landes. Die materiellen Interessen werden aufs sträflichste vernachlässigt und die Disciplin besteht darin, daß der General gelegentlich dem Obersten einige Fuchtel ertheilt, sich sonst aber von ihm die Speisen auftragen läßt. Folgende Schilderung eines türkischen Incroyable ist anziehend. Es ist der Oberst Reschid Bei, früherer Geliebter des alten Sünders Chosrew. Eine kleine Figur mit lebhaften Gesichtszügen, goldene Brillen, die zum Fes seltsam aussehen, sprang herein (die Scene ist beim Seraskier Namik), schwang sich rücklings auf einen Stuhl und machte sich lustig über die ganze türkische Geschichte. Er erzählte uns, er habe den Auftrag

erhalten, vier Bataillone vor uns manoeuvriren zu lassen, dies jedoch abgelehnt; denn was könne man mit Truppen machen, die nicht einmal eine Frontveränderung ausführen könnten, während unter den 15 Gardeschwadronen keine einzige zum Angriff zu bringen sei. Die Artillerie sei zerstreut, und um die Armee kümmere man sich so wenig, daß kein Mensch wisse, wo sie eigentlich zu finden sei.

So perorirte der kleine Mann in Einem fort, blähte und spreizte sich gewaltig und sprach dabei ein so affectirtes Französisch, daß ich ihn anfangs für einen Renegaten hielt. Er war sieben Jahr in Paris gewesen und nun der completeste Fat, den Konstantinopel besitzt. Der Himmel schütze die Türken vor solchen schlechten Übersetzungen aus dem Französischen.

Wie es stets zu gehen pflegt, hat eine Kleinigkeit, die unsinnige Kleiderreform, dem seligen Sultan gerade am meisten zu schaffen gemacht und ihm den glühendsten Haß zugezogen. Die Abschaffung des Turbans gegen den Fes, der weder vor dem Hieb noch vor dem Sonnenstich schützt, ist Widersinn.

Europa — sagt der Verf. — hat das Amt der Befreiung übernommen; soll es segenbringend sein, so ist nicht sowol die Brutalität eines Paschas, sondern das Reich der Finsterniß und Entadelung eines ganzen Volks zu stürzen.

Über die Dardanellen geht der Verf. in eine militairische Untersuchung ein, auf welcher wir ihm nicht folgen können; jedoch wird der vom Hauptmann v. Moltke angegebene Defensionsplan sachkundig gelobt. Troja und sein Kampffeld begeistern den Verf. zu einer glühenden Schilderung; durch die französisch-englischen Flotten hindurch erreicht er Smyrna.

Das so lobwürdige Reisewerk unsers Verf. erscheint einerseits in einem sehr günstigen Augenblick, indem die Blicke des Occident lebhaft auf die von ihm geschilderten Länder und Völker gerichtet sind, andererseits in einem sehr ungünstigen Moment, insofern als die trefflichen Arbeiten des Baron Moltke und des Hrn. v. Schubert ihm theilweise seinen Inhalt vorwegnehmen. Von beiden mit ihm rivalisirenden Schriften ist in d. Bl. umständlichere Rechenschaft erst jüngst gegeben worden, und wir müssen uns daher bescheiden, über den Bericht, der uns vorliegt, kürzer und gedrängter zu sein, als wir es ohne diesen Umstand zu sein gewünscht hätten. Besonders trifft dies die Reise, welche jetzt folgt, durch Palästina und die klein-asiatische Küste, den Libanon, über welche Landestheile das Schubert'sche Werk ein so helles Licht verbreitet. Unser Reisende ist darüber nicht weniger anziehend, nicht weniger lehrreich, und wenn er seinem Rivalen auch an gelehrtem Wissen und an Detailnotizen nachsteht, so übertrifft er ihn dagegen an politischem Scharfblick und Ergründung der innern Volks- und Landesverhältnisse. Wie dem auch sei, wir müssen über diesen Theil seiner Reise hinwegeilen, um unsern Lesern Wiederholungen des eben erst Vernommenen zu ersparen. Wir fassen zunächst daher im Pyräus Posto, um bei der Wanderung durch Griechenland etwas zu verweilen. In der Abenddämmerung den Sund von Chios, Samos und Ikaria durchschiffend, sieht der Reisende zum ersten Mal jene dem ionischen Himmelsstrich eigenthümliche Farbenschöne, jene zauberische Lichtwirkung, deren schwacher Reflex, nach Italien hinüberspielend, schon dort das Entzücken aller Reisenden ausmacht. Diese Schönheit von Licht und Farbe ist nirgend so wiederzufinden, nicht jenseit des Libanon, nicht in Ägypten und nicht in der neuen Welt. In wenigen, aber sprechenden Zügen gibt der Reisende ein belebtes Bild von der Hauptstadt Griechenlands, dem ehrwürdigen Phönix: Athen.

Eine breite, schnurgerade Landstraße, und auf ihr graubärtige Palikaren in alten münchener Fiakern, Kameelzüge, Frauen auf Eseln mit dem Säugling an der Brust, Alles im buntesten Gewirr, in dichte Staubwolken gehüllt, führt uns durch einen immer dichter werdenden Olivenhain, von der aufblühenden Pyräusstadt in zwei Stunden nach dem lebensfrohen Athen ein. Zuerst erscheint der gelbe Theseustempel; nun betritt man die neue Stadt, schöne Häuserreihen, nach allen Richtungen laufende Straßenzüge verkünden einen ordnenden Geist, der das Chaos bewältigt. Wo vor 16 Jahren nur sechs ärmliche Hütten standen, um die Nordabhänge der Akropolis, spannt sich ein reizender Halbkreis eleganter und solider Wohnungen und zieht sich gegen den neuen Königsbau hin; mitten hindurch läuft die schöne Hermesstraße, von der des Äolus und der Minerva durchschnitten, und vorstädtische Häusergruppen füllen den Raum nach dem Lykabettos hin. Der Verkehr und das Gewühl in diesen Straßen erinnert an die größern Städte Italiens, denn die Lebhaftigkeit und das Schreibedürfniß der Griechen übertrifft noch die jenes Volks ... So ragt nun diese junge Schöpfung aus den Trümmern der alten, so oft zerstörten, doch niemals vernichteten Stadt der Minerva hervor, gleich der Rose auf dem Gottesacker, wehmüthig-hoffnungsvolle Gefühle erweckend ...

(Die Fortsetzung folgt.)

Sokrates als Genius der Humanität. Ein Seitenstück zu Fr. Schleiermacher als religiöser Genius Deutschlands. Dargestellt in einer Rede von Joh. Wilh. Hanne. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1841. 8. 1/3 Thlr.

Mit welchem Rechte und mit welchem Erfolge Hr. Hanne den verewigten Schleiermacher als den religiösen Genius Deutschlands dargestellt hat, ist uns nicht bekannt, da wir seine Rede nicht zu Gesicht bekommen haben. Was nun aber die vorliegende Rede anbetrifft, so erkennen wir gern in derselben des Hrn. Hanne guten Willen, auch den mit der griechischen Literatur weniger vertrauten Lesern diejenige Überzeugung von der Größe und Wichtigkeit des Sokrates beizubringen, welche das Gemeingut aller wahren Freunde und Kenner der griechischen Literatur ist. Demnach hat er nach einleitenden Bemerkungen über den Hebraismus und Hellenismus den Sokrates in seinen verschiedenen Beziehungen, besonders zu den Sophisten, zu seiner vertrautern Umgebung und endlich in den letzten Tagen seines Lebens so geschildert, daß die Zuhörer muthmaßlich ein ganz anschauliches Bild erhalten haben werden. Es würde nach unserm Dafürhalten zum Vortheil desselben gewesen sein, wenn sich der Verf. mancher undeutlichen Ausdrücke und unpassenden Bilder enthalten hätte, die eine zu sichtliche Nachahmung des neuern deutschen Styls in den Schriften eines Laube, Mundt, Beurmann und Anderer verrathen. Namentlich sind in einer Schrift, welche doch aus den einfachen Büchern des Xenophon und aus den bei allem dichterischen Schwunge so klaren Dialogen des göttlichen Plato geschöpft sein muß, eine Anhäufung von Ausdrücken, wie „Coincidenzpunkt", „incarnirt", „Totalität" u. dergl., oder an neugebildeten Wörtern als „Verinnerlichung" und „das Anundfürsichsein" u. a., gerade keine Ausstattung, abgesehen davon, daß wol schwerlich alle Mitglieder des braunschweigischen Kreises für literarische Abendunterhaltungen dem Redner in solchen Ter-

minologien haben folgen können. Auch widerstrebt es durchaus der antiken Würde, wenn gesagt wird, daß Sokrates habe die Sophisten auf den Faden seiner göttlichen Dialektik gezogen und schnurren lassen, wie die Maikäfer! Daß Hr. Hanne von Sokrates, als er sich zum Gastmahl des Agathon begibt, sagt, er sei nicht mit „Manschetten und Vatermördern" angethan gewesen, hat er wol seinen Zuhörerinnen zu Liebe gethan, denen die einzelnen Theile der griechischen Männerkleidung freilich nicht so bekannt waren als solche moderne Kleidungsstücke. 11.

Miscellen.

Monsieur de Latour.

Über diesen berühmten Maler unter Ludwig XV. von Frankreich enthalten die literarischen Zugaben von Kay's „Edinburgh portraits" einiges, historisch Interessante. „Nachdem Monsieur de Latour", heißt es dort, „in seinem 33. Jahre Mitglied der königlichen Malerakademie geworden, erhielt er bald einen Ruf nach Hofe. Sein freier und unabhängiger Sinn bewog ihn das abzulehnen, was für Andere Gegenstand eifrigsten Strebens war. Endlich fügte er sich aber den wiederholten Befehlen des Monarchen. Der Ort, welchen Ludwig gewählt, ihm zu seinem Portrait zu sitzen, war ein mit Fenstern umgebener Thurm. „Was soll ich in dieser Laterne?" fragte Latour unwillig, „wissen Eure Majestät nicht, daß zum Malen ein einziger Luftzugang gehört?" „Ich habe diesen abgelegenen Ort gewählt, damit wir nicht gestört werden", entschuldigte der König. „Ah so", versetzte der Maler, „das hab' ich nicht gewußt, daß ein König von Frankreich nicht einmal in seinem Hause Herr ist." Später aufgefodert, nach Versailles zu kommen, um Madame de Pompadour zu malen, gab er mürrisch zur Antwort: „Meine Empfehlung an die Frau Marquise und ich liefe nicht in der Stadt herum, um zu malen." Erst auf dringende Vorstellung seiner Freunde sagte er zu, vorausgesetzt, daß er mit Madame allein gelassen würde. Diese Bedingung wiederholte er bei seiner Ankunft und bat außerdem um Erlaubniß, damit er à son aise malen könne, sich wie zu Hause betrachten zu dürfen. Nach diesfallsiger Gewähr legte er Knieschnallen, Strumpfbänder und Halstuch ab, hing seine Perücke an den Arm einer Girandole und setzte ein seidenes Käppchen auf. So deshabillirt, hatte er kaum seine Arbeit begonnen, als der König eintrat. „Hatten wir nicht ausgemacht, Madame", sagte der Künstler, indem er aufstand und sein Käppchen lüftete, „daß kein Mensch uns stören solle?" Die Marquise bejahte, der König lachte und bat, in der Arbeit fortzufahren. „Ich kann Eurer Majestät nicht gehorchen, 's ist unmöglich", versetzte Latour; „wenn die Frau Marquise wieder allein ist, mag sie mich rufen lassen." Damit nahm er Knieschnallen, Strumpfbänder, Halstuch und Perücke, und murmelte, während er das Zimmer verließ, laut genug für die Anwesenden: „Sehr unangenehm, gestört zu werden." Die Favorite des Königs willigte in die Laune des Künstlers und das Portrait wurde vollendet. Es war in Lebensgröße, erhielt seinen Platz im Louvre und gilt für das ausgezeichnetste dieser Art. Latour malte die ganze königliche Familie und Hof und Stadt umlagerten sein Atelier. Bei einer seltenen Gabe geselliger Unterhaltung, einem reinen Geschmacke, wissenschaftlicher Bildung, einem weit umfassenden Gedächtnisse und einem trefflichen Herzen konnte es ihm an Freunden nicht fehlen. Sein Haus war der Sammelplatz aller Illustrationen der Kunst, der Philosophie und der Literatur. Dabei Günstling des Königs und des muthmaßlichen Thronerben, war der künstlerstolze Latour ohne Dünkel, gab er zweimal den Orden des heiligen Michael zurück."

In einem der neu aufgefundenen Briefe von Horace Walpole schreibt dieser: „Als die Herzogin von Gordon vor einigen Wenden eine Gesellschaft verlassen wollte, sagte sie zu Dundas: ‚Herr Dundas, Sie sind ans öffentliche Reden gewöhnt, wollen Sie meinen Bedienten rufen?'"

Ein Diener wurde mit einem Auftrage an den berühmten Thiermaler, James Howe, geschickt und fragte bei seinem Eintritt: ob er der Mann sei, der das dumme Vieh male? „Der bin ich", antwortete Howe, „wollt Ihr etwa gemalt sein?" 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 224. —— 12. August 1841.

Morgenland und Abendland. Vom Verfasser der Cartons. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

Der Schilderung Athens und seiner in unsterblichem Reiz blühenden Umgebungen folgt ein Einblick in das königliche Haus und Regiment, und der Verf. zeigt hier den sachkundigen, wie er dort den begeisterten Reisenden zeigte. Die Erscheinung des hohen königlichen Jünglings in reicher Albanesertracht, auf wildem Rosse mit flatternder Fustanella, keck, fremd, freundlich die Menge grüßend, die ein liebendes Band um ihn schlingt, dann die zarte, feine Gestalt in Filzhut und Schleier, gleichfalls zu Pferde, von der schönen Tochter Bozzaris' begleitet, die junge Königin der Griechen, geben zu reizenden Schilderungen den Stoff. Ebenso anspruchslos wie sein Auftreten im Volk, ist des Königs Hofhalt; das Gepräge geordneter, maßhaltender Beschränkung, der Eindruck glücklicher Thätigkeit und häuslichen Glücks gibt sich überall wieder. Der König ist ernst, die Königin anmuthig um ihn bemüht und die Annäherung an Beide leicht und einfach. Über die Regierungsweise des Königs und die Personen seiner Umgebung geht der Reisende in ein lehrreiches Detail ein; er ist voller Zorn gegen die kriechende, selbstsüchtige und verdorbene Generation der Fanarioten, welche den jungen Fürsten belagert und ihn mehr und mehr von seinem Volke zu isoliren trachtet. Was ihm vor allen Dingen Noth zu thun scheint, ist ein Regiment mit vollkommen patriarchalischen Elementen: mehr Selbstvertrauen in dem jungen Fürsten, vollständige Anlehnung an das Volkselement. Er wünschte eine Regierung, etwa wie die Ludwig's des Heiligen oder Ludwig's XII. in Frankreich, streng und stark gegen die Häupter, mild und sanft, selbstregierend, selbst Recht sprechend, dem Volke gegenüber; offene Übung der Gerechtigkeit auf schnellen Reisen, Entfernung aller Parteiführer aus seiner Nähe, Beseitigung alles unnützen Schreibwesens, Ernst gegen die Primaten, kurz eine thatkräftige, patriarchalische, kunstlose Regierung. Wir glauben, der Verf. hat den Charakter des Volkes gut durchblickt und mit seinen frommen Wünschen den Nagel auf den Kopf getroffen; denn von der Sprache der Journale, so wild und unbändig sie auch in der Ferne erscheint, hat der König nichts zu fürchten, wenn das Volk seinen Heiland in ihm erkennt. Der König von Griechenland hatte einen Staat, ein Volk, eine Hauptstadt, aber er hatte kein Haus. Gärtner's Vorschlag siegte, und die Königsburg, zweistöckig, einfach aber höchst anmuthig, wurde in die Nähe des alten Stadiums gebaut, wo die Nähe des Ilissus und der Volksgärten Kühle und Schatten verbreiten.

Nachdem die Reisevorbereitungen erledigt, Pferde, Waffen, Assignationen, der Küchenapparat und Führer herbeigeschafft sind, beginnt die Reise ins Innere, welche die ganz eigenthümlich anmuthige Darstellung auch für uns zu einem wahren Genuß gemacht hat. Des Verf. Naturmalerei ist überall lebhaft, klar im Colorit, nirgend übertrieben, überall, wir fühlen es, wahr und treu. Was er zu schildern unternimmt, ist entweder rein aus der Wirklichkeit aufgefaßt, oder beruht auf festem Grunde der Wissenschaft. Sein richtiger Geschmack führte ihn überall zu Schönheit und Maß: keine Zeile ist zu viel; nirgend fehlt etwas Wesentliches. Kein Land in der Welt hat ursprüngliche Sitten so treu bewahrt, eine so unabsehbare Masse alter Erinnerungen so rein auf uns vererbt, wie Griechenland. Fast jeder Schritt zeigt dem Freunde der Geschichte, dem Kunstkenner, dem Archäologen irgend einen werthen Gegenstand. Eine Reise in Griechenland ist an geistigen Genüssen mit keiner andern in der Welt zu vergleichen, und vielleicht tragen selbst die leiblichen Entbehrungen dazu bei, diese Genüsse zu erhöhen und zu vergeistigen. Beide schildert der Verf. uns treu und auf neue Art. Wie zur Heroenzeit finden wir den Griechen noch stolz, dem Fremden abhold, zanksüchtig, prahlerisch, geschwätzig, durch Leidenschaft zur Unwahrheit geneigt, undankbar, seinen Werth überschätzend. Noch lebt der fußbeschwingte, lungenstarke Achäer, fernsehend, erhabenen Hauptes, wie ihn Homer schildert; noch ist der geschliffene Athener da, der rauhe Lakonier, der Hirt Arkadiens. Noch ist das Land vorhanden, mit seinen unzähligen, so kühn geformten Vorgebirgen, von Buchten durchschnitten, die tief ins Innere dringen, diese malerische Zusammenstellung von Land und Wasser, dieser Wechsel der Landschaft von schneebedeckter Bergspitze zum lachenden Orangenhain hinab, diese Pracht von Blüte und Blume, diese harmonischen Farbentöne, diese Beleuchtung am Morgen, am Abend, ja diese Töne der Sprache, diese Fülle der Menschenform und diese Denkmale menschlicher Kunst.

Der Verf. empfiehlt den Mai zum Reisen in Griechenland. Eine halbvollendete Fahrstraße führt zuerst über Eleusis nach Platäa, ein Bergpfad von hier über Leuktra nach Theben, das mit Kasa durch eine gute Straße verbunden ist. Im Vaterlande des Epaminondas macht ein Gendarmerieoffizier den Wirth; die große gutbestellte Ebene von Livadia wird am andern Tage durchzogen, Orchomenos, der Schacht unzähliger Inschriften, besucht und vom Kopaissee gegen den Parnaß hin eingelenkt, welcher schauerlich düster über die baumlose Ebene von Chäronäa herabschaut. Die Schilderung des Parnasses, das Bivouak zu Delphi, das einem Amphitheater ähnlich im Angesicht des Landes sich auf den Stufen des Gebirges erhebt, den Rückweg nach Krissa aus den Schluchten des Musenberges müssen wir dem Leser empfehlen, welcher malerische Schilderungen sucht. Von Korinth aus wird das Land der Sikyoner, das älteste Königreich in Europa, besucht; unter der Stadt Sikyon wurden die isthmischen Spiele gefeiert, da, wo die ersten Ägyptier sich niederließen. Überall hier grenzen die Schauer der Unterwelt an die lieblichsten Gefilde, mit goldenen Tinten übergossen. Die kraterähnlichen Schluchten des Sophiko und des alten Kleonä, Nemea, das cyklopische Mikenä, dessen Hauptthor noch unversehrt in seiner ägyptischen Form dasteht, führen nach Argos, von wo auf guter Fahrstraße ein Fiaker die Reisenden nach Navplia bringt. Welch ein Wechsel der Scenerie und welcher Reiz in diesem Wechsel! Der lernäische Sumpf ist ausgetrocknet, und der Weg nach Sparta führt eine große Strecke auf erträglichem Wege fort; Tegea vorbei, wird das Hochplateau von Tripolitza, Mantinea, Vurlia erreicht. Der silberne Eurotas durchströmt ein herrliches Thal mit Orangenbäumen erfüllt, umschlungen vom Taygetus- und Menelausgebirg. Mitten durch ziehen Hügel, an deren Ausläufen Sparta lag, ohne Burg, ohne Ringmauer. Die Schilderung dieses Locals ist mit großer Vorliebe ausgeführt und von höchster Lebendigkeit. Von hier wendet sich die Reise nach Messene und Phigalia. Auf der Ebene von Sinano lag Megalopolis, jetzt weite Trümmer. Auf dem Diaphorti ist die Geburtsstätte Jupiter's. Durch hohe Eichwälder führt der Pfad nach Messene, über dem sich der Ithome prachtvoll erhebt und wo Pans Reich anfängt. Die Tempel von Phigalia, die zierlichsten Reste des hellenischen Alterthums, auf einsamer Bergspitze über einem Orangengarten, 36 aufrechtstehende Säulen darbietend, gewähren die größte Überraschung, deren der Kunstfreund in Griechenland theilhaft werden kann. Sie haben die türkische Verwüstung Messeniens überlebt und das Thal umher blüht von neuem auf. Hiernächst wird Olympia besucht. Unfern Karytena hängt Kolokotronis' Castell am Felsen über den Alpheus. Seine Tochter führt die Reisenden in dem Neste umher.

Ich lernte den Vater — sagt der Verf. — in Athen kennen, ein Greis von 80 Jahren, warm im Umgang, mit einem Adlerblick im Auge. Sein Benehmen scheint treuherzig, doch der Fuchs lauert im Hintergrunde; er gab uns das Bild eines mittelalterlichen Raubritters.

Am Alpheus verirrt der Reisende und gelangt nach einer abenteuervollen Nacht nach Olympias versunkener Pracht.

Wer kann beschreiben — ruft er aus — wer wiedergeben, was er in der Stunde empfunden, die er über Olympia verbracht hat?

Von Patras aus wurden hiernächst noch Elis, das Kloster Megaspilion und andere Punkte besucht, und hiermit die hellenische Reise, von der der Verf. sinnig sagt, daß sie weniger geeignet sei zu unterrichten, als unvergeßliche Gefühle zu geben, die unsere innere Bildung befördern, beschlossen. Sein allgemeines Urtheil über die Griechen fällt, im Ganzen genommen, sehr günstig aus. Die Griechen sind eitel und gefallsüchtig, die Männer mehr noch als die Weiber, welche nur auf den Inseln, in Smyrna und Konstantinopel schön sind; allein die Eitelkeit ist bei ihnen nicht Frucht der Leerheit, sondern des Bewußtseins ihrer höhern Natur, besonders gegenüber den Türken. Der Grieche ist ein geistig regsamer Mensch — die Revolution z. B. ging recht eigentlich aus dem Heißhunger nach Bildung hervor; er ist scharfsinnig, gewandt, höchst fähig, Menschen zu durchschauen. Kein Rangunterschied gilt ihm; so schmeichelnd, ja kriechend er sein kann, so ist sein Sinn doch nicht sklavisch. Reste antiker Größe, hohe Selbstbeherrschung, ungemeine Naturanlagen kann Niemand in seinem Geiste verkennen. Das antike Redebedürfniß beherrscht ihn noch; man begreift die tagelangen Reden von den Schlachten der Alten, wenn man die heutigen Griechen kennt. Geiz und Geldgier ist die heutige Nationaluntugend, sie ist verzeihlich, denn ehedem vermochte ja Geld Alles. Die Verbrüderung, eine Art Ehe in der Freundschaft ist den Griechen ganz eigenthümlich; abscheulich findet der Verf. den griechischen Gesang durch die Nase. Lehrreich und der Beachtung werth ist der Abschnitt „Griechische Zustände". Der Verf. geht hier zu tief ein, als daß wir ihm folgen könnten; er lobt die Municipalverfassung Armansperg's und kommt auf Das zurück, was noth thut, eine kräftige Eigenregierung des Königs. Zum Schluß besuchen wir mit ihm die Phäakeninsel, Korfu, Ithaka, Zante, die reizend genug geschildert werden; die Reise geht dann nach Ägypten.

(Der Beschluß folgt.)

Zur neuesten Shakspeare-Literatur in England.

So wenige sichere Angaben man auch über die Lebensgeschichte Shakspeare's hat, so überwiegen diese doch noch beiweitem diejenigen, welche wir über die Geschichte seiner Werke besitzen. Man könnte nach dem Vorgange anderer ähnlicher Scherze eine Abhandlung schreiben, worin erwiesen würde, daß der Mann gar nicht gelebt habe, sondern daß Heminge und Condell, welchen man die erste Ausgabe seiner Werke verdankt, deren Urheber seien. Man weiß nichts davon, daß Shakspeare den Druck irgend eines seiner Stücke beaufsichtigt, daß er überhaupt eine Bewilligung zu ihrem Drucke ertheilt habe; es befindet sich bei keinem derselben eine Dedication, nur bei wenigen Prologe. Die Frage, warum Shakspeare seine Stücke nicht selbst herausgegeben habe, könnte ihre Beantwortung in dem Umstande finden, daß man zu seiner Zeit weder in den gesetzlichen Bestimmungen noch in den herrschenden moralischen Begriffen ein Eigenthumsrecht auf geistige Productionen gekannt und Shakspeare, der Theilhaber zweier Theater war, nur darin, daß er seine Werke im Manuscript zurückhielt, einen Schutz dagegen gefunden

habe, daß sich andere Schauspielergesellschaften derselben hätten bemächtigen können. Sein Streben ging mehr nach Gewinn als nach Ruhm, nach einer ehrenvollen Unabhängigkeit, nach Erlangung der Mittel, die ihm in spätern Jahren sein Zurückziehen nach und gnügendes Auskommen zu Stratfort sichern sollten. Mit der eigentlichen Chronologie der Shakspeare'schen Werke sind wir ganz unbekannt: die Zeitabschnitte, während welcher sie erschienen, bleiben uns ein Räthsel. Nach dem bestimmten Zeugnisse von Meres, welcher zu der Zeit schrieb, da Shakspeare's Stücke im Drucke und am volksthümlichsten waren, sind ungefähr zwölf davon vor 1598 geschrieben; ebenso erwähnen gelegentliche Notizen bei Henslowe u. A., daß andere in dem oder jenem Jahre geschrieben seien. Dessenungeachtet fehlt es allenthalben an Sicherheit; selbst die Originalität der Erfindung wird *fast bei allen* in Frage gestellt und das Recht der Autorschaft *von* dreien oder vieren stellt man in England fast geradezu in Abrede. Alles dies hat wunderlichen Vermuthungen, geistreichen, aber meist höchstens plausibeln Folgerungen zum Anlasse gedient.

Im J. 1589 findet sich Shakspeare, wie es Collier nachgewiesen hat, im Besitze eines Viertelantheils an dem Blackfriastheater. Durch unmittelbaren Kauf kann er nicht in diesen Besitz gekommen sein; denn er war nach London mit keinem andern Reichthume gekommen als dem seines Geistes. Man muß daher annehmen, daß er entweder durch seine Einkünfte als Schauspieler den Erfolg seiner dramatischen Leistungen und die Unentbehrlichkeit seiner Dienste für die Gesellschaft, oder, wie Dryden zu seinem Antheil am Kingshouse, durch eine bestimmte Stipulation, in einer gewissen Zeit eine gewisse Anzahl von Stücken für sein Theater zu schreiben, dazu gelangt sei. Nun läßt sich aber wieder fragen, welches seine dramatischen Leistungen vor 1591 gewesen seien; denn in diese Zeit setzt man sein von keiner Seite mehr angefochtenes erstes Stück „Die beiden Edelleute von Verona". Man könnte zur Erklärung des dieser Frage zu Grunde liegenden Zweifels den „Perikles" und den „Andronikus" anführen; aber obschon Dryden's Ansicht, daß namentlich der erstere Shakspeare's erste Leistung gewesen sei, bedeutenden Anhang gefunden hat, so will man ihn doch immer noch nicht in England, wenigstens nicht ganz, als von demselben herrührend gelten lassen; man sträubt sich dagegen, indem man behauptet, man schände dadurch des Dichters Andenken; seine erste Leistung könne keine so arme gewesen sein; nach diesem Vorgange habe aus Shakspeare nie der Dichter des „Lear", „Cymbeline" u. a. werden können, „Perikles" aber enthalte nichts von seinem großen Talente; alle Spuren seiner Phantasie und seines Ausdrucks, die unverkenntlich sein, mangeln dem Stücke; man hält daher die Beweise gegen die Echtheit desselben noch großentheils für schlagend. Sicherlich begann, einer nicht unbegründeten Annahme zufolge, Shakspeare's dramatische Laufbahn mit Abänderung bereits beliebt gewesener Stücke und Anpassung derselben an den damaligen Stand der Bühne. Es war dies allerdings nichts Ungewöhnliches: Jonson fertigte zu der Zeit, da sein Ruhm bereits gesichert war, wiederholte Zusätze zu dem „Jeronymo", einem Stücke aus der Zeit des alten „Andronikus". Shakspeare's Wirksamkeit beim Aufblühen seines Talents wäre demnach mit dem Verfahren des Kukuks in der naturgeschichtlichen Erzählung vergleichbar; dabei theilte er aber jedem Stoffe den erhabenen Schwung des Genius mit, der mit ihm ins Leben getreten war; das Reis, welches er aufhob, würde in jeder andern Hand ein dürrer Stock geblieben sein; in der seinigen blühte es und gedieh. Was schon volksthümlich und beliebt war, dem gab er durch neue Reize neue Beliebtheit; er richtete als Theaterdichter die vorhandenen Stücke seiner Gesellschaft zu ersprießlichen Zwecken ebenso zurecht, wie als Theatertheilhaber und Verwalter die Garderobestücke heute zu der Rolle des Tamerlan, morgen zu der des Timon. Als Shakspeare auftrat, waren Marlowe, Greene, Lyly, Peele u. A. beliebte Theaterdichter; doch hat man nicht genau entdecken können, welche Stücke im Besitze der Bühne waren. Man hatte Geschichten voll Krieg und Blutvergießen, Komödien voll rohen und natürlichen Humors und einige stattliche Trauerspiele im Style Seneca's oder in der Art des „Königs Kambyses". Was vorhanden war, benutzte Shakspeare; die Entwürfe lagen ihm fertig zur Hand und mit seiner immer geschäftigen Phantasie und seinem Gedankenreichthum gestaltete er sie so um, daß sie dem Publicum besser gefielen und der Kasse mehr eintrugen. Freilich sah man dieses Verfahren, diese dauernden Bearbeitungen und Verbesserung von Werken gleichzeitiger Schriftsteller, die meistens Universitätsleute waren, häufig mißliebig an. Greene beklagt sich über Shakspeare als eine emporgekommene Krähe, die sich in die Federn fremder Phantasien gehüllt habe, bis er in seiner eigenen Einbildung sich für den einzigen Shake-scene (Spiel mit Shakspeare's Namen) im Lande gehalten habe; Greene starb im Sept. 1592; jene Äußerung stammt aus der Zeit seiner letzten Krankheit, da er vor Schwäche kaum schreiben konnte; diese Zeit war aber gerade, den Commentatoren zufolge, noch die Kinderzeit der Shakspeare'schen Muse; man muß daher unwillkürlich fragen, auf welche Stücke Greene sich bezogen habe. Namentlich kommt hier „Heinrich VI." in Betracht, den man in der Regel als das früheste historische Stück Shakspeare's ansieht; aber auch hier sind die Meinungen über die Autorschaft unsers Dichters, oder über den Umfang derselben keineswegs einig: die neueste Untersuchung der Frage findet sich in einer dem zweiten Bande der „Pictorial edition" der Shakspeare'schen Werke von Charles Knight beigefügten Abhandlung.

Unter den Stücken, welche sich bei Shakspeare's dichterischem Auftreten auf der Bühne befanden, gab es auch aus Chroniken entlehnte und geschichtliche Stoffe. So ist Shakspeare's „König Johann" unbezweifelt auf ein früheres Stück desselben Namens begründet, wovon ein, 1591 gedrucktes Exemplar vorhanden ist. Ebenso existirten zwei Stücke über Richard II. vor Shakspeare's Drama dieses Namens, und vor 1588 gab man ein kunstloses Drama: „Die glorreichen Siege Heinrich's V.", auf welche Grundlage Shakspeare's „Heinrich IV." (zwei Theile) sowol, als sein „Heinrich V." sich stützen. Ebenso verhält es sich mit „Richard III." und nach Malone's Ansicht mit „Heinrich VI." (drei Theile). Demnach war „Heinrich VIII." der einzige Stoff, den Shakspeare zuerst auf die Bühne gebracht hat, und selbst diese Ausnahme ließe sich vielleicht in Frage stellen. Knight's ganzes Streben geht dahin, auch „Heinrich VI." ganz für Shakspeare in Anspruch zu nehmen und namentlich Malone zu widerlegen, welcher behauptet, der erste Theil von „Heinrich VI." sei ganz oder zum beiweitem größten Theile von einem und demselben Verf., und zwei anonyme Stücke: „Der erste und zweite Theil des Kampfes der beiden erlauchten Häuser von York und Lancaster, nebst dem Tode des guten Herzogs Humphrey" seien die Quelle des zweiten und dritten Theils von „Heinrich VI." und das Werk eines, von dem des ersten Theils ganz verschiedenen Verfassers. Es ist eigenthümlich, daß Beide, Malone und Knight, für und gegen die Autorschaft Shakspeare's bezüglich „Heinrich's VI." in dessen eigenem Interesse streiten: Malone dagegen, um ihn von dem Vorwurfe einer schlechten Schreibart, Knight dafür, um ihn von dem des Plagiats zu reinigen. Malone's Abhandlung darüber fand den Beifall Porson's und ebenso traten Collier und Campbell seiner Ansicht bei, sodaß diese bis auf Knight's jetzige Opposition ziemlich allgemeine Geltung in England hatte. Die Beweisführung des Letztern ist in kurzem folgende: Die beiden Theile der „Contention of the two famous houses of York and Lancaster" und der erste Theil „Heinrich's VI." müssen Einen Verfasser gehabt haben; sonst wäre der Eingang der ersten „Contention" ganz abgerissen hingestellt; der Zusammenhang zwischen dieser und „dem ersten Theile" liegt offen da und zeugt für ein großes zusammenhängendes Ganze. Die „Contentions" nehmen die Handlung da wieder auf, wo „der erste Theil" schließt, und setzen die in letzterm vorkommenden Thatsachen als bekannt voraus. „Der erste Theil" ist in sich nicht abgeschlossen, sondern enthält manche Auswüchse, die blos zum Behufe einer Fortsetzung eingefügt sind.

Eine und dieselbe Hand ist durchgängig erkenntlich, und zwar die Shakspeare's. Die beiden „Contentions" waren der erste Grundriß zu des Dichters „zweiten und dritten Theile"; dies zeigt die Identität des Charakters und der behandelten Umstände, die Gleichheit der Gedanken, sowie im Baue der Verse. Die Eingänge der beiden „Contentions" entsprechen völlig denen des „zweiten und dritten Theils"; die Scenen laufen in gleichmäßiger Ordnung fort.

Malone's Abhandlung ist in vielen Stücken von Knight widerlegt, aber doch hat auch dieser noch keineswegs alle Schwierigkeiten gehoben. Bei seiner Behauptung, daß der erste Theil „Heinrich VI." identisch mit einem von Nash 1592 erwähnten Stücke und mit dem im Frühlinge desselben Jahres häufig von Henslowe's Truppe gegebenen anonymen „Heinrich VI." sei, ist der Umstand übersehen, daß der „erste Theil" zu einer Vorstellung auf der Bühne nicht abgeschlossen genug ist. Ganz bedeutungslos ist in kritischer Hinsicht die Frage, wer die „Contentions" geschrieben haben solle, wenn nicht Shakspeare, da die Verfasser aller auf die Gegenwart gekommenen Werke aus jener Zeit einer solchen Schöpfung nicht gewachsen schienen. Abgesehen von den schon angeführten Beispielen, die auch Knight als gültig anerkennt, schreibt er selbst gelegentlich den größern Theil des „Timon von Athen" einem ältern Dichter zu, der nur in seiner Phantasie existirt und ebenso gut auch die „Contentions" geschrieben haben könnte. Übrigens ist von einem Plagiate, von dessen Vorwurfe Knight seinen Dichter zu retten sucht, im eigentlichen Sinne gar nicht die Rede; höchstens wäre es ein solches, wie es sich fortwährend von Chaucer bis auf Burns herab ununterbrochen wiederholt hat. Letzterer z. B. entlehnte zahlreiche Bestandtheile aus alten Gesängen; ebenso borgte Shakspeare Entwürfe, Scenen und Reden aus bereits Vorhandenem; Beide machten aber das Bearbeitete gerade durch ihre Bearbeitung zu ihrem eigenen Producte, an welchem ihre Zuthaten die größten Schönheiten bilden. Knight läßt die Andeutung Hallam's ganz unberücksichtigt, daß Greene der Verfasser der „Contentions" sei; desgleichen führt Meres diese nicht in dem Verzeichnisse der Schriften Shakspeare's auf. Durch Behauptungen wie die, daß der „Hamlet" von 1603 der erste Entwurf des „Hamlet" von 1604, und „Romeo und Julie" von 1597 der der verbesserten Ausgabe von 1599 sei, wird Knight zu der ganz unerweislichen Annahme genöthigt, daß Shakspeare den Druck seiner eigenen Werke beaufsichtigt: er macht den Dichter in directem Gegensatze zu der Schilderung Ben Jonson's zu dem fleißigsten Ausarbeiter seiner Werke, den sein oder irgend welches Zeitalter besessen haben würde.

(Der Beschluß folgt.)

Solomon de Caus.

Miß Costello gibt in ihrem jüngsten Werke aus Frankreich folgenden interessanten, von Marion de Lorme im Februar 1641 aus Paris geschriebenen Brief: „Ihrem ausdrücklichen Begehren gemäß mache ich Ihrem englischen Lord, dem Marquis von Worcester, die Honneurs von Paris. Ich führe ihn, oder vielmehr er führt mich von einer Sehenswürdigkeit zur andern, wählt stets die ernstesten und wichtigsten Gegenstände, spricht sehr wenig, hört außerordentlich aufmerksam zu und heftet auf Diejenigen, die er ausfragt, seine zwei großen blauen Augen, als wolle er in den Mittelpunkt ihrer Gedanken dringen. Mit keiner erhaltenen Auskunft ist er in der Regel zufrieden und sieht die Dinge nie in dem Lichte, in welchem sie ihm gezeigt werden. Sie können das aus einem Besuche abnehmen, den wir in Bicetre machten, wo er sich einbildete, in einem Tollhäusler ein Genie entdeckt zu haben. Wäre dieser Wahnsinnige nicht völlig rasend gewesen, so bin ich fest überzeugt, Ihr Marquis hätte um seine Freilassung gebeten und ihn mit nach London genommen, um gemächlich von früh bis Abend seine Tollheiten anzuhören. Wir gingen über den Hof des Tollhauses und ich, mehr todt als lebendig vor Angst, drängte mich fest an meinen Begleiter, als hinter ein Paar ungeheuern Eisenstäben ein schauderhaftes Gesicht erschien und eine rauhe Stimme ausrief: ‚Ich bin nicht toll, ich bin nicht toll; ich habe eine Entdeckung gemacht, die das Land, die sie annähme, bereichern würde.' ‚Was hat er denn entdeckt?' fragte ich unsern Führer. ‚O', antwortete dieser und zuckte die Achseln, nichts von Bedeutung, Sie würden es in Ihrem Leben nicht errathen: den Gebrauch vom Dampfe des kochenden Wassers.' Ich lachte. ‚Der Mann', fuhr der Schließer fort, ‚heißt Solomon de Caus; er kam vor vier Jahren aus der Normandie, um dem Könige einen Bericht über die wunderbaren Wirkungen vorzulegen, die seine Erfindung haben könne. Ihm nach sollte man meinen, es ließen sich mit Dampf Schiffe lenken und Wagen in Bewegung setzen; es gibt, mit einem Worte, kein Wunder, das dadurch seiner Behauptung zufolge nicht hervorgebracht werden könnte. Der Cardinal schickte den Tollhäusler fort, ohne ihn anzuhören. Solomon de Caus aber ließ sich nicht abschrecken, sondern folgte dem Cardinal mit unermüdeter Halsstarrigkeit auf jedem Tritte und Schritte, bis der, verdrüßlich, ihm überall zu begegnen und von seiner Tollheit zum Sterben gelangweilt, den Befehl gab, ihn in Bicetre einzusperren, wo er nun seit drei und einem halben Jahre ist und, wie Sie eben gehört haben, allen Fremden zuruft, er sei nicht toll, sondern habe eine kostbare Entdeckung gemacht. Er hat sogar ein Buch über die Sache geschrieben, das ich selbst besitze.' Lord Worcester, der von alledem kein Wort verloren, versank in tiefes Nachdenken, foderte dann das Buch, las etliche Seiten und sagte: ‚Der Mann ist nicht toll, bei mir zu Lande wäre er, statt eingesperrt zu werden, belohnt worden; laßt mich zu ihm; es würde mir lieb sein, ihn über Dies und Jenes zu befragen.' Er wurde also in die Zelle geführt, kam aber nach einiger Zeit traurig und gedankenvoll zurück. ‚Jetzt ist er allerdings toll', sagte er; ‚Unglück und Gefangenschaft haben ihn seiner Vernunft beraubt, aber seine Tollheit habt Ihr zu verantworten; als Ihr ihn in jene Zelle warfet, habt Ihr das größte Genie seiner Zeit eingesperrt.' Wir gingen hierauf fort, doch hat er seitdem nichts Anderes gethan als von Solomon de Caus geredet." 74.

Notiz.

Endlich ist es der öffentlichen Meinung gelungen, in Bezug auf ihre Foderung der Zulassung des großen Publicums zu den Nationalschätzen und Denkmälern in England, wenigstens das Zugeständniß zu erringen, daß eine Änderung in den Zutrittspreisen zu der Westminsterabtei angezeigt worden ist, wornach der Besuch des ganzen Innern für 6 Pence, der des Schiffs- und des Querflügels für 3 Pence gestattet ist. Die Oberaufsicht dabei ist dem Großconstable von Westminster übertragen. Das „Athenaeum" nimmt Gelegenheit, hiermit die gleichzeitige Verstümmelung von Gemälden in der königlichen Akademie und in der Suffolk-Street-Galerie zusammenzustellen, und daran die Bemerkung zu knüpfen, daß jene Unthaten gerade an theuern Ausstellungen verübt worden seien, wo Niemand ohne Bezahlung zugelassen werde, um sich ein sogenanntes gewähltes und respectables Publicum zu sichern; während in der Nationalgalerie, wo sich viel theurere Bilder wie jene finden, wo der niedrigste Gewerbsmann mit seiner Familie freien Zulaß hat, noch nie auch nur ein Versuch zu einer solchen Schändlichkeit vorgekommen sei. Es ist als Thatsache erwiesen, daß an Einem Tage 32,000 Menschen zum britischen Museum ohne den geringsten Schaden für die Anstalt zugelassen worden sind. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 225. —— 13. August 1841.

Morgenland und Abendland. Vom Verfasser der Cartons. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 224.)

Wir müssen uns über den Inhalt des zweiten Bandes, der Ägypten, Palästina, Damaskus und den Libanon umfaßt, der Kürze befleißigen. In Ägypten findet der Verf. wenig zu loben; seine Opposition gegen Mohammed Ali und sein System ist entschieden und beruht auf gut dargestellten Gründen. Er erblickt überall den Schein, statt des Wesens der Sachen ergriffen, und weissagt mit der größten Sicherheit die Ereignisse, die wir seitdem ins Dasein haben treten sehen: den gänzlichen Ruin der ägyptischen Macht bei dem ersten und kleinsten äußern Anstoß. Diese Prophezeiung erweckt natürlich das größte Vertrauen zu der Richtigkeit seines unverblendeten Blickes.

Von Alexandria aus erhalten wir ein Bild von der ganzen innern Verwaltung des Landes. Boghosbei, ein echter Despotenminister, blindes Werkzeug seines Herrn, *eine Rechenmaschine*, ohne alle höhere Auffassung, ist der wahre Schöpfer des kurzsichtigen, engherzigen und verderblichen Systems, nach welchem Ägypten mehr ausgesogen als regiert wird. Hier gibt es nur ein Mittel, sich über die Macht des Fürsten zu täuschen, und dies ist, wenn man die Flotte und das Arsenal besucht. Dies Blendwerk, bei dem man selbst der Europäer nicht entbehren kann, hat die meisten Reisenden getäuscht. Die Persönlichkeit Mohammed Ali's findet der Verf. höchst widerwärtig. Stolz, ohne Würde, Unruhe ohne Geist, sprühende Augen über unedeln Gesichtszügen, unstät, trippelnd, gemein in seinen Bewegungen, armselig in seinen Umgebungen, keine Spur von Majestät in der ganzen Erscheinung, so malt ihn der Reisende, und schlimmer noch ist das Bild von seinem Sohne Ibrahim und seinen präsumtiven Reichserben. Besteuerung und Justiz werden in lehrreichen Abschnitten, die Nilreise selbst, die sich von Kairo über Theben, Ombos bis Philä und die Katarakten ausdehnt, der Besuch der Pyramiden u. s. w. in anziehenden Bildern an uns vorübergeführt. Unter diesen mehr oder minder bekannten Gegenständen verdient das Abenteuer in Tentyra mit der ersten Almate Ägyptens, der schönen Safie, entlassenen Geliebten Saidbei's, des Enkels Mohammed Ali's, Auszeichnung. Doch wir müssen alle diese anziehenden Gemälde übergehen, um mit dem Verf. auf flüchtigem Dromedar durch die Wüste nach dem gelobten Lande, nach Jerusalem, durch das heilige Land der Christen, wo er sich ebenso glaubenstreu als unterrichtet zeigt, nach Syrien, zu der Perle des Orients, nach Damaskus zu eilen. Von diesem Orte, in dem die ganze und eigene Schönheit des Orients ihn anlächelt, ist der Reisende entzückt, begeistert, hingerissen, so sehr, daß selbst unter den andalusischen Schönheiten seine erinnerungsreiche Phantasie stets nach den Vergleichungspunkten aus diesem Stammlande des maurischen Volksthums zurückkehrt, wo er mit Recht seine Wurzeln sucht und erkennt.

So ist z. B. die Bauart der Häuser noch heute in Sevilla dieselbe wie in Damaskus. Der eigentliche Wohnplatz ist der innere Hof, gegen die Straße hin durch ein Gitterthor geschlossen. Über dem Hofe, auf dem Wasser spielen, laufen offene schwebende Galerien hin; im Hintergrunde ist eine offene Halle der Empfangsaal; Boden und Wände sind mit Mosaik in edelster Zeichnung, der obere Theil mit Alabasterreliefs, der untere Theil mit Schreinerwerk in kostbaren Holzarten, Marquetteriearbeiten mit Perlmutterverzierungen ausgelegt, und Divans laufen umher, von denen man gar nicht mehr aufstehen möchte. Diese schöne häusliche Einrichtung in Andalusien und in Syrien weiß der Verf. nicht genug zu preisen; allein er sagt nicht, daß sie, im Grunde genommen, die der Alten, der Griechen und Römer war, wie uns Pompeji zeigt. Ebenso überraschend sind die Bazars, die Frauen, welche hier unverschleiert einhergehen, die schönen Kinder, das Gewühl auf den Straßen, die reizenden und unglaublich billigen Kaffeehäuser und endlich der Glanz und die Pracht der Natur in dem paradiesischen Thale, in dem Obstbaumpark, der Damaskus umgibt und in dem ein malerischer Punkt mit dem andern wechselt. Kurz, Damaskus ist noch heute wie zur Khalifenzeit die Perle des Orients, ein wahres Eldorado, vom Hauran, wie vom Antilibanon her überblickt, von innen oder von außen angeschaut. Und in diesem Paradiese herrschte das Entsetzen! Der unselige Christenmord hatte gerade die ganze Bevölkerung in starren Schrecken gestürzt; alle Barbarei der ägyptischen Herrschaft, vom Parteigeist aufgestachelt, kam gerade an den Tag. Der Reisende erzählt davon die lesenswerthesten Details, die wir jedoch dort nachzulesen überlassen müssen. Reich, lebendig und fesselnd ist hierauf der Rückweg durch den

Antilibanon über Balbeck, von dem eine äußerst sprechende Schilderung geliefert wird, und durch die Schlünde und Gründe des weglosen großen Libanon mit seinen Drusendörfern, nach der schönen Küste von Beirut, und die unglaublichen Fehlgriffe des ägyptischen Regiments in diesem Lande treten uns klar vor Augen. In dem freundlichen Beirut ruhte der Reisende von den fast fabelhaften Mühseligkeiten einer Libanonreise endlich auf europäische Art aus, hier, wo die Sitte des Orients täglich mehr vor der europäischen Lebensform zurücktreten muß.

Der dritte und letzte Band führt uns zunächst nach Rhodus und Cypern. Larnaka und Rhodus, freundliche, zierliche Städte mit europäischen Comforts, Kos in Orangengärten verborgen und die stolze Felsenburg Malta. Die Dampfschiffahrt im Mittelmeer, dies unermeßliche Band, das die Gestalt der Länder und Sitten zu verwandeln im Begriff steht, wird uns in ihren unerwarteten Erfolgen wie in ihren noch bestehenden Mängeln geschildert. Das sonst fast unzugängliche Südspanien hat sie so zugänglich gemacht wie Paris oder London. Von Malta aus, wie von Marseille oder Cette, von Neapel oder Livorno aus kann man auf französischen und englischen Dampfschiffen — die erstern verdienen den Vorzug — die Südküste Spaniens besuchen, in Barcelona, Valencia, Malaga, Cartagena, Cadix, Gibraltar, Lissabon landen, seine Besuche im innern Lande machen, auf Tag und Stunde nach dem Reiseplan abreisen und überall findet man billige Fahrt, gute Bedienung, feine Gesellschaft, behagliche Reisecomforts. Welch ein Fortschritt im Völkerverkehr! Und wie muß diese immer steigende Berührung der Menschen, der Völker, die Sache der Humanität, der Bildung, des Wohlseins fördern? Wahrlich wir stehen mitten in einem höchst revolutionnairen Zeitalter, dem jeder Tag ein altes Vorurtheil zum Opfer fällt. Nur die Verschiedenheit wird bald noch übrig bleiben, welche die Natur bedingt, keine des Herkommens und der Sitte kann diesem Sturm widerstehen; ja, was jetzt noch von den Völkern Besonderes zu sagen ist, wird bald in das Fabelreich gehören.

Der Verf. landet zuerst in Malaga, am Fuß seines dreifachen rothbraunen Gebirgsgürtels malerisch gelegen. Der Reisende warnt vor den neuentstandenen Hotels in Spanien und empfiehlt die altspanischen Fondas, die billig (Kost und Wohnung für einen Kronthaler täglich) und bequem sind. Die Schönheit der Frauen, die ihre alte reizende Mantilletracht in Südspanien noch größtentheils beibehalten und selten gegen Shawl und Hut vertauscht haben, die Würde, die Höflichkeit, der stets gesittete Anstand der Männer, hier groß und schön, die gänzliche Abwesenheit alles Gemeinen und Pöbelhaften in der ganzen Bevölkerung frappiren ihn zunächst, und er kommt auf diese Gegenstände in häufigen Vergleichungen zurück. Überhaupt ist er ein eingenommener Beurtheiler des spanischen Nationalwesens, besonders des weiblichen Theils und der südlichen Hälfte Spaniens. Die zwanglose Natürlichkeit der Frauen, die Gefälligkeit der Männer, der Sinn für Anstand und Schönheit im ganzen Volke geben zu oft wiederkehrenden Betrachtungen Anlaß, und diese Stufe sittlicher Bildung scheint ihm den Mangel der wissenschaftlichen wol zu ersetzen. Froh und glücklich besteigt der Reisende dann die andalusische Landkutsche zu einer romantischen Fahrt durch die malerischen Berggründe nach Alfuente, nach Granada. Jede Zeile seines Berichts, dem Natürlichkeit und Unbefangenheit einen hohen Reiz mitgeben, bietet uns etwas Anziehendes dar; bald ist es die Erscheinung eines Majo, jeder wunderlichen Eigenthümlichkeit Südspaniens, bald ein maurisches Bauwerk, bald ein gothischer Dom; dann eine Räuberscene, dann ein politischer Parteihader; endlich ein reizendes Stadtbild oder eine hohe imposante Naturscene, mit der er uns unterhält: niemals ist er leer, unbedeutend oder breit und wortreich. Die Vega von Granada, eine reichgeschmückte Braut des Naturgottes, ist sein Entzücken.

Wer dies Thal gesehen — sagt er — muß Halt machen auf der Bahn der Reiselust — er hat das Vollendetste der Schöpfung gesehen. Mit Recht spricht der Spanier: „El que no ha visto Granada, no ha visto nada"; die Ebene von Damaskus selbst tritt ins Dunkle, mit diesem Eden verglichen.

Dies Gemisch von Berg zu Thal und Flüssen, von Stadt und Garten und Meer, dieser Sammetteppich zwischen Felsborduren und Schneewänden hat in der That seines Gleichen nicht. Der Verf. beschreibt darin die reizendsten Umzüge und weiß uns stets zu Theilnehmern seines Enthusiasmus zu machen, sei es nun, daß er Alhambra und Generalife besteigt und uns ein prächtiges Bild dieser ewigjungen Maurenpaläste entwirft, oder daß er den Rosen von Granada nachgeht, die Schönheiten der *Alameda* mustert, daß er in die Schlünde des Helenagebirges niedersteigt, den Stürzen des Darro und Genil folgt, oder eine Frauentertullia im innern Hofe eines Bürgerhauses von Granada beschreibt und uns zur Theilnahme an ihrem reizenden Geschwätz einladet. Über den politischen Parteikampf in Spanien bringt er uns ganz eigene Ansichten dar, sehr abweichend von den gewöhnlichen. Er sieht die Sache an, als sehr auf der Oberfläche des Volkslebens schwimmend, als ein leichter, höchst vergänglicher Schaum. Es ist gar nicht Ernst damit; das revolutionnaire Element ist gar nicht vorhanden; nur das Gesindel der Factiosos — so und nicht anders heißen in Andalusien alle Parteigänger ohne Unterschied, und man kennt die Namen Carlisten und Comuneros gar nicht — ergreift diese Fahne, um darunter eine altgewohnte Raub- und Plündersucht zu verbergen; der Bürger weiß kaum von diesem Parteikampf und folgt blind den Befehlen seiner Obrigkeit, ohne viel nach ihrer politischen Farbe zu fragen. Die Reise durch die Mancha nach Aranjuez ist anders, aber nicht minder glücklich beschrieben; eine bequeme Diligence, mit zehn Maulthieren bespannt, legt den Weg von Granada bis Aranjuez in sechs Tagen zurück und rastet Nachts von 5 — 2 Uhr Morgens; die Landstraßen sind bekanntlich trefflich. Nordwärts der Sierra Morena, die über Jaen und Carolina erreicht wird, beginnt die eintönige Reise durch die Mancha, zwar nicht so baumlos, wie sie oft geschildert wird, aber doch scharf contrastirend mit dem andalusischen Naturreiz. Auch die Menschen zeigen sich schmuzig, unfreundlich, bettelhaft, der poetische Hauch, der über dem Leben des Südspaniers ruht, Gesang- und

Tanzlust, die phantastischen Majos, Alles verschwindet. Von den Factiosenkämpfen spricht man, als wenn sie in Rußland vorgefallen wären. Manzanares, Ocaña und eine lange öde Landschaft führen endlich nach Aranjuez, von dessen Reizen der Verf. die blühendste Schilderung entwirft. An Größe und Schönheit möchte der Park, der die alte Residenz der spanischen Könige umgibt, wol kaum seines Gleichen haben. Das ganze Thal des Tajo ist in einen Park umgeschaffen, dessen tiefdunkle Alleen in tausend Verzweigungen und zahllosen Wasserstücken in Versailles nur schwach und dürftig nachgeahmt sind, der sich *dreimal in immer weiterm Umkreise* selbst umfängt und *in dem Alles* anzutreffen ist, was eine solche Anlage nur *reizend* machen kann. Der Verf. selbst ein Carlos, lehrt seine Reisegefährtinnen hier Schiller's „Don Carlos" kennen, diese aber hielten die Sache für eine alte Mythe, eine fabelhafte Sage: „eine Liebe, die nicht gegenwärtig *empfunden* wird, ist für diese Naturkinder nicht vorhanden". Die schönen Tage von Aranjuez rauschen auch ihm vorüber, und bei 24 Grad Hitze erreicht er das dürre Plateau von Madrid. Eine kurze, farbenreiche, lebenvolle Schilderung der Hauptstadt unterhält uns auf die angenehmste Art. Madrid hat kaum einen andern Reiz als hohe Häuser und ein interessantes Volksleben und schöne Frauen, obgleich von ganz anderer Form als die Andalusierinnen. Was die schlechte Erziehung Übeles stiftet, macht der heitere und erregbare Naturgeist des Volkes gut. Für Wissenschaft, ja selbst für Kunst ist in jüngster Zeit viel, fast Unglaubliches geschehen, mitten in Elend und Volkskrieg. Eine erstaunliche Menge von Journalen und nicht weniger als sieben Akademien verbreiten ein, freilich immer eingeschränktes, aber doch anwachsendes geistiges Leben in dem *sonst so abgestorbenen* Madrid, das in dem Museum, in dem *Kunstverein*, an dessen Spitze Madrazo steht, zwei wirklich unvergleichliche Kunstinstitute besitzt. Die Komödie der Cortes gibt zu stark satirisch gefärbten Bildern, ein Stiergefecht zu einer meisterlichen Schilderung im Geiste des römischen Carnevals und das zur Nachtzeit erwachende Volksleben allerdings zu den lieblichsten Bildern Veranlassung. Der Besuch im Escorial wird jeden Leser befriedigen, der diese granitene Nekropolis der spanischen Könige näher kennen lernen will, jetzt verlassen und öde, *wie die* Pyramide von Ghizé.

Von Madrid wendet sich der Reisende wieder dem Süden zu, der ihm so theuer ist. Auf der Reise nach Sevilla fällt die Diligence Räubern in die Hände, und der Verf. bringt drei bange und mühselige Tage unter den Factiosos zu, nachdem die Escorte schmählich die Flucht ergriffen hatte.

Ich hatte gerühmt — sagt der Verf. — keinen unartigen Spanier getroffen zu haben und jetzt, den Händen der Räuber entronnen, kann ich dies nur wiederholen. Es ist nicht möglich, dies schlechte Metier mit mehr Anstand, ja Verbindlichkeit und gutem Humor zu betreiben, als wir es erlebt hatten. Nur die Bettler sind in Spanien unartig; einer, den der Verf. abwies, indem er ihm Vorhalt machte, antwortete gravitätisch: „Señor, ich habe Geld von Ihnen verlangt, aber nicht Belehrung." Das ist auch arabisch, daß nie ein Bettler dankt.

Der Feinheit, Biederkeit und Liebenswürdigkeit des ganzen Volks zollt der Reisende stets ein unbedingtes Lob. In Cordova, in Sevilla endlich schwärmt der Verf. wieder nach seiner anziehenden Weise umher, für jeden schönen Eindruck heiter und offen. Quien no ha visto Sevilla, no ha visto maravilla! Dies Pendant zu dem Spruch von Granada stellt Sevilla jenem gleich. Die Gemälde, welche er uns von dieser Stadt, ihren reizenden Patios (Höfen), in welchen der Sevillaner sein häusliches Leben zur Schau stellt, ihren Kirchen, Prachtbauten, Alameden, ihrem maurischen Alcazar, Thürmen, sprühenden Fontainen, von ihrem Pompeji, der alten Italica, ihren Frauen, im Fächer und Mantillaspiel unvergleichlich, entwirft, müssen wir dem Leser zu seiner Freude überlassen und eilen mit dem Reisenden nach Cadiz und endlich nach Lissabon. Hier contrastiren Schmuz, Armuth, ungraziöses Benehmen des Volks, Formlosigkeit der Weiber, Elend und Verkommenheit des geistigen wie des physischen Lebens scharf mit der andalusischen Blüte. Es ist ein ganz anderes Volk; der edle Stolz des Spaniers, was er vom Araber, was er vom Gothen sich erhalten hat, hier hat es mit den unedelsten Elementen eine traurige Mischung eingegangen. Für den Spanier ist Alles, für den Portugiesen nichts zu hoffen — als eine Verschmelzung mit seinem begabtern Nachbar. Die Bilder von Lissabon werden uns rasch und lebendig vorübergeführt; in Cintra, dessen Naturwunder für den Schmuz und die versinkende Pracht der Hauptstadt Ersatz geben, fühlen wir uns wohl und mit Theilnahme empfangen wir, was von der königlichen Familie uns Anziehendes berichtet wird. Prinz Ferdinand wird uns als beliebt im Lande, die Königin als eine freundliche blonde Niederländerin und Hr. v. Diez als das wahre Factotum im Reiche geschildert.

Wir müssen zum Schlusse eilen. Der liebenswürdige Reisende verläßt Lissabon auf dem französischen Dampfschiff Phénicien, berührt noch einmal Cadix, nachdem er die Meerstraße von Tarifa durchkreuzt, Gibraltar, landet in Malaga, dem furchtbar heißen Cartagena, sieht Alicante, Valencia, Sagunt, Tarragona, das schöne Barcelona, die blühendste Stadt Spaniens, in der er gerade zur Lösung der Katastrophe zurechtkommt, welche dem Lande einen neuen Herrn gab; schildert uns Espartero, übermüthig, unbesonnen, verzagt und zum Werkzeug, nicht zum Wirken geboren; seinen Linage, grob, finster, gewaltsam und ebenso unfähig zum Herrscher als jener; berührt dann Marseille, durchreist die Provence, die seiner verwöhnten Empfindung übel zusagt, und entläßt uns mit dem traurigen Bilde Frankreichs und der Franzosen, gegenüber dem Glanzgemälde Andalusiens. In Genf, am Rhein, wo ihm Becker's Lied seltsam entgegenschallt, nehmen wir Abschied von dem treuen, beneidenswerthen Wanderer, der so viel sah und uns so unendlich viel Schönes vorüberführte. Die Pflicht des Dankes bleibt uns allein noch übrig; seine reiche stets anmuthige Erzählung hat uns genußreiche Stunden gewährt — wer er auch sei, er hat viel bei uns zu gut! Der begabte Wanderer ist kein Stylist, und namentlich misbraucht er das Bindewort „und" oft auf ärgerliche

Weise. Vielleicht ist seine Reisebeschreibung um so dankenswerther, weil er kein Stylist ist. 29.

Zur neuesten Shakspeare-Literatur in England.

(Beschluß aus Nr. 224.)

Aus der gegebenen Skizze von Knight's Abhandlung, die, ungeachtet der gemachten Bemerkungen, geistreich ist und alle Beachtung verdient, mag erhellen, daß seine „Pictorial edition of the works of Shakspere" keine gewöhnliche Illustrationsausgabe ist: er ist in der Shakspeare-Literatur ganz bewandert; alle alten Ausgaben sind verglichen, die Hülfsmittel, welche die frühern Commentatoren bieten, nicht übersehen, wobei das eigene Urtheil keineswegs aufgegeben ist. Der Plan der Ausgabe beruht auf den drei Abtheilungen in Comedies, Histories und Tragedies. Die zwei ersten erschienenen Bände enthalten die gesammten Histories von „König Johann" bis auf „Heinrich VIII." in einer nicht auf die literarhistorische, sondern auf die geschichtliche Chronologie begründeten Ordnung, ein Verfahren, was aus dem Grunde empfehlenswerth scheint, weil man nach der andern Methode Hume's „Geschichte der Stuarts", als den Theil, welcher von seiner englischen Geschichte zuerst erschien, vor der der Tudors und Plantagenet drucken lassen müßte. Auf dem ersten Bande war der Herausgeber noch nicht genannt; erst aus dem Titel des zweiten ersah man, daß er und der Verleger identische Personen sind. Die zunächst und zuletzt erschienene Lieferung enthält „Twelfth night". In derselben befindet sich eine ebenso interessante als überzeugende Widerlegung der Sage über Shakspeare's eheliches Misverhältniß. Diese ist von den bedeutendsten literarhistorischen Autoritäten behauptet worden, man hat dahin eine Stelle aus dem Gespräche des Herzogs mit Viola im zweiten Acte des Stücks gedeutet; vor Allem aber hat man sich auf des Dichters Testament gestützt, in welchem seiner Gattin nur mit wenigen Worten gedacht wird, die das bekannte geringfügige Vermächtniß eines Bettes verfügen. Knight beweist mit einer einfachen, aber schlagenden Auseinandersetzung des englischen Erbrechts, daß die scheinbare testamentarische Uebergehung seiner Gattin keineswegs den daraus gezogenen Schluß begründe, sondern im Gegentheile darauf hinweise, daß für die Stellung derselben nach des Gatten Tode die bestehenden Bestimmungen des englischen Rechts in Anwendung zu kommen hatten, welche ihr, ohne einer weitern Erwähnung in dem Testamente zu bedürfen, von selbst ein gewisses sicheres Auskommen verbürgten. Obgleich nur die Wiedereinführung einer ältern Schrift in die literarischen Kreise betreffend, muß doch das Verdienst anerkannt werden, welches sich der Erzbischof von Dublin durch Wiederherausgabe der „Remarks on some of the characters of Shakespere" seines Oheims Thom. Whately erworben hat. Das nicht umfangreiche Werkchen enthält eine meisterhafte Analysis und Vergleichung der Charaktere Macbeth's und Richard's III. Die nähere Aufgabe ist die Contraste zwischen diesen beiden Helden nachzuweisen, die sich trotz der großen Ähnlichkeit ihrer Stellungen, Zwecke und Laufbahnen ergeben; die entferntere, gerade in diesem Verschiedenen bei Gleichartigem, Shakspeare's hohes Talent in Charakterbildungen, seine große Gabe, individuelle Eigenthümlichkeiten zu schildern, nachzuweisen. Die Schrift erinnert lebhaft an die Zeiten der Montague und Farmer, wo poetische Begeisterung in England in ihrem schönsten Glanzpunkte stand und Alles, was sich auf den großen Dichter bezog, für ein Ereigniß galt. Nur in dem Einen möchte sich bei dem psychologischen Commentare Whately's mit diesem rechten lassen, daß er den Seelenzwiespalt, welcher das beherrschende Element in Macbeth's Charakter ist, zu sehr für Symptome der Furcht erklärt.

Noch müssen zwei umfangreiche literarische Unternehmungen erwähnt werden, welche von einem in England erwachten Streben zeugen, die Kenntniß Shakspeare's zu einem förmlichen Studium zu erheben. Schon neulich ward auf die durch Herausgabe der Memoiren des englischen Schauspielers E. Alleyn bethätigte Wirksamkeit des englischen Shakspeare-Vereins aufmerksam gemacht. Unter den Werken, auf welche dieser zunächst sein Augenmerk gerichtet hat, werden hervorgehoben: „Sir Thomas More", ein historisches Stück, über Leben und Tod des genannten Staatsmanns geschrieben und für die Bühne erlaubt um 1590, im Originalmanuscripte im britischen Museum aufbewahrt. Das Tage- und Rechnungsbuch des Philipp Henslowe, in welchem dessen verschiedene Verhandlungen in Bezug auf Schauspiele, Schauspieler und dramatische Schriftsteller eingetragen sind, nach der Orginalhandschrift in Dulwich College. Bis jetzt sind nur unvollständige Stücke daraus bei Malone gedruckt. „The school of abuse", von Stephen Gosson. „An apology for actors", von Thom. Heywood. „Tartlon's news out of purgatory", „Pierce Pennyless his supplication to the devil", von Thom. Nash. „The pleasant comedy of Patient Grissell", von Thom. Dekker, Heinr. Chettle und Will. Haugthon; nebst einer Einleitung über den Ursprung der Erzählung von Griseldis und ihre Behandlung auf den Bühnen verschiedener europäischer Länder. Greene's „Orpharion". „Chrestoleros", sieben Bücher Epigramme von Thom. Bastard. „Pasquil's bastard", „Fests", „Catharos Diogenes in his singularity, christened by him a nettle for nice noses", von Thom. Lodge. „The crown garland of golden roses", von Rich. Johnson. „Look to it, for I'll stab ye", von Sam. Rowlands. „A royal arbour of loyal poesai": Balladen und Gedichte, zum Theil auf Shakspeare's „Viel Lärmen um Nichts", „Wintermärchen", „Kaufmann von Venedig" u. s. w. gegründet. Eine Sammlung handschriftlicher Piecen, die in Bezug auf Dichter, Stücke, Schauspieler und Theater während der Zeit Elisabeth's, Jakob's I. und Karl's I. stehen, theils in Prosa theils in Versen.

Daneben erscheint eine „Shakspeare library", bis jetzt drei Theile, welche alle die Werke, Romane, Novellen und dergleichen enthalten soll, aus welchen Shakspeare der allgemeinen Annahme nach Entwürfe zu seinen Dramen entlehnt hat. Das Publicum erhält dadurch Gelegenheit, in den Besitz einer Reihe von interessanten und zugleich seltenen, deshalb aber nur mit vielen Kosten zu erlangenden, zum Theile gar nicht mehr aufzutreibenden Werken zu billigem Preise zu gelangen. Bis jetzt sind in der Sammlung erschienen Greene's „Pandosto", die Grundlage des „Winter's tale" und Lodge's „Rosalynd", worin der Stoff zu „As you like it" enthalten ist. Demnächst sollen folgen: „The history of Hamlet", nach dem einzigen vorhandenen Exemplare, welches in der Bibliothek des Trinity College zu Cambridge aufbewahrt ist; Rich's „Apollonius and Sylla", die wahrscheinliche Quelle von „Twelfth night", Twine's „Pattern of painful adventures", das Original des „Perikles" mit einleitenden Bemerkungen des um Shakspeare verdienten Collier.

Endlich ist noch auf dem Gebiete der plastischen Kunst eine Erscheinung zu nennen, welche werth ist, daß ihrer bei dieser Gelegenheit schließlich gedacht werde. Der englische Künstler Lough hat ein Modell zu einer demnächst auszuführenden Marmorstatue, Ophelia darstellend, geliefert, welches an Zartheit und malerischer Phantasie nicht leicht in neuerer Zeit übertroffen sein soll. Der Ausdruck des Wahnsinns ist nicht blos in den Äußerlichkeiten, in dem Stroh- und Mohnkranze, womit die Stirne geziert ist, und in der, die rechte Schulter entblößt lassenden Draperie wiedergegeben, sondern vorzüglich in den wilden Zügen des Gesichts, deren Ausdruck aber die Schranken nicht überschreitet, welche die Kunst bei der Darstellung selbst der aufgeregtesten Leidenschaft zu beachten hat. Um die Lippen schwebt ein kummervolles Lächeln, welches unwillkürlich an das mitten in ihrer Geisteszerrüttung sich aufrechthaltende Bewußtsein erinnert. Die ganze Darstellung des Künstlers soll der Situation entsprechen, in welcher Ophelia die Worte spricht: „Aber ich muß weinen, wenn ich denke, daß sie ihn in den kalten Boden gelegt haben." 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 226. —— 14. August 1841.

Der Dichter Immermann.*)

Im Laufe der vorhergehenden Betrachtungen ist Immermann nur als Theaterdirector, nicht als Dichter und Schriftsteller beleuchtet worden. Ich muß es nun zwar einer andern Stelle vorbehalten, den geschiedenen Freund in dieser Hinsicht ausführlicher und gründlicher, wie er es verdient, zu würdigen, kann es mir aber doch nicht versagen, schon hier wenigstens einige Hauptgesichtspunkte anzudeuten, unter denen mir der Verfasser des „Merlin", „Tulifäntchen", „Münchhausen" aufzufassen scheint.

Es wäre endlich Zeit, daß diesem wahrhaft großen und lange verkannten Dichter sein volles Recht widerführe. Er ist allerdings kein feilender, architektonisch symmetrischer Platen, dessen Werth und Bedeutung ich durchaus nicht verkenne, der aber die hohe Vollendung, die ihm eigen ist, mehr nach der Seite der Metrik hin und im Detail der Ausführung, als in der oft äußerst mangelhaften Composition des Ganzen bewährt und besonders an gestaltenbildender Schöpferkraft unendlich hinter Immermann zurücksteht. Die Verse des Letztern (denn seine Prosa ist in der Regel von tadelloser Eleganz) sind gewiß nicht immer zu loben. Aber selbst die Härten derselben, die falschen und gewaltsamen Reime u. s. w. hängen, nach einer andern Seite hin, mit einem entschiedenen Vorzuge zusammen. Diese Unregelmäßigkeiten sind eine (vielleicht in solchem Grade nicht nothwendige) Folge davon, daß seine Poesien der Erguß eines vollen, frischen und dabei bis zur Rauheit männlichen Lebens, nicht eines halbweiblichen Schönheitsinnes oder feilenden Verstandes sind. Dieselben gleichen nicht sowol einer regelrecht fallenden Cascade, als einem Wald- und Felsenbache, der über Kieseln schäumt, sich auch wol hier und da durch Gestrüppe drängt, aber dafür am heißen Tage einen erquickenden und kräftigenden Trunk bietet.

Er selbst hat zuweilen darüber geklagt, daß ihm die Anmuth fehle. Und ohne Zweifel ist hier ein Mangel fühlbar; nur darf dieser nicht zu schwer und streng genommen werden. Ungeachtet jener Rauheiten sind ihm die süßesten und zartesten musikalischen Wirkungen keineswegs fremd. Immermann hat in seinem „Merlin", seinem „Tristan" u. s. w. so melodische und dabei so wundersame Töne angeschlagen, wie sie nur eine Weihe in den zartesten und innigsten Geheimnissen der Poesie zu gewähren vermag.

*) Vgl. Nr. 141 — 145 und 182 u. 183 d. Bl. D. Red.

Doch nicht blos einzelne lyrische Stellen können hier angeführt werden, ganze Gestalten, ja ganze Werke des Dichters sind von dem Geiste der Anmuth, wie z. B. das unvergleichliche „Tulifäntchen", durchhaucht. Es ist ihm zwar nur selten gelungen, ein zartes, jungfräuliches, naives Mädchenbild und die Gefühle einer reinen jugendlichen Liebe mit Glück und Wahrheit zu schildern; aber wiegt nicht die eine Gestalt der blonden Liesbeth und die Schilderung ihres Liebesbundes mit Oswald so schwer, daß wir den Dichter mit Recht unter diejenigen zählen dürfen, die in der Darstellung dieser Regionen des Lebens einen der schönsten Preise errungen haben.

Ein gewisser Mangel an Anmuth, der dessenungeachtet bestehen bleibt, wird jedenfalls durch Vorzüge anderer Art reichlich aufgewogen, die mit einem hohen Grade weiblich zarter Anmuth schwer zu vereinigen sind. An genialer, markiger, naturgewaltiger Kraft können wir Immermann nur mit Goethe in seiner frischesten, jugendlichen Zeit vergleichen. Hinsichts eines tüchtigen, echt männlichen Bedürfnisses nach einem vollen, gesättigten Gesammt- und Volksleben aber, hinsichts der tiefen, gemüthsvollen, aus der innersten Wurzel seines eigenen gesunden und energischen Lebens hervorwachsenden Vorstellung, die er davon im Busen trug, hinsichts der echt patriotischen und zugleich männlich selbständigen Begeisterung, die als der innerste Pulsschlag seines Herzens pochte und ihn bei hoher Freisinnigkeit das Andenken Friedrich's des Großen und des J. 1813 als die theuersten Penaten seines Herdes verehren ließ, ist gewiß keiner unserer großen Dichter ihm an die Seite zu setzen. An Goethe ist hier offenbar gar nicht zu denken, und auch bei Schiller bleibt Das, wonach er ringt, entweder, wie in den „Räubern", ein luftiges, enthusiastisches, über alle Wirklichkeit hinaufgedunsenes Wolkenbild oder condensirt sich doch nur, in seinen spätern Dichtungen, zu dem vermittelten abgeleiteten Leben eines Begriffs und philosophischen Gedankens. Es wird beiweitem nicht so unmittelbares Leben wie in den Dichtungen Immermann's.

Die Aristophanische, manchmal an misanthropische Ver-

stimmung streifende Laune des Letztern, mit der er sich nach den verschiedensten Seiten hin angreifend und satirisch unzufrieden zeigt, darf uns hieran nicht irre machen. Wenn dieselbe auch zum Theil aus einer gewissen Lust an einer scharfen und herben Auffassung der Dinge, sowie (wenigstens in den Werken der mittlern Epoche) aus einer gekränkten oder falsch gestellten Persönlichkeit hervorgeht, so beruht doch auch sie, nach ihrer edlern Seite hin, eben auf jenem großen und echten Bedürfnisse, auf einer tiefen und innigen Liebe. Eben seine Wärme für Das, worauf es ihm ankam, ließ ihn Alles, was damit im Widerspruche stand, besonders alles Halbe, Schwächliche und Gemachte, was unter der Larve eines edeln Bestrebens einherprunkte, mit unversöhnlicher Ironie und humoristischer Heftigkeit verfolgen. Es war nur natürlich, daß er auf diesem Wege mit den meisten Erscheinungen unserer heutigen halbirenden und so gern mit erhabenen Vorwänden kokettirenden Cultur in Kampf gerieth, obwol es ganz irrig sein würde, daraus auf einen absichtlichen, consequenten, systematischen Krieg gegen diese letztere zu schließen. Die Anfoderungen und Wünsche des Dichters fingen auch immer mehr an sich auszuklären und mit der Gegenwart, die ihn umgab, mit den Hoffnungen unserer Zukunft (man erinnere sich nur an die herrliche Stelle über das deutsche Volk im ersten Bande des „Münchhausen", sowie an den Schluß dieses Romanes) auszusöhnen, und zwar nicht in der abstract verständigen Weise der „Wanderjahre" Goethe's, sondern aus vollstem Herzen und mit ergreifender Begeisterung des Gemüthes.

Vielleicht erinnert uns kein neueres Dichtwerk so an die Komödien des Aristophanes wie der „Münchhausen" Immermann's. In keinem Falle „Die verhängnißvolle Gabel" und der „Ödipus" Platen's, wenn sie auch hinsichts der Form den Schöpfungen des genialen Atheniensers ungleich näher stehen. Fehlt ihnen doch die Frische, Vielseitigkeit und Heiterkeit, die leichte, freie, natürliche Bewegung und Entfaltung, die uns in den Dichtungen des Aristophanes und jenem Romane Immermann's hinreißen. Sie stellen sich zu sehr als Kunstproducte dar, um uns eine Gattung der Poesie vergegenwärtigen zu können, die bei der höchsten auf sie verwandten Kunst doch zugleich, wie kaum eine andere, aus dem natürlichen Boden eines reichen, gegenwärtigen Volkslebens erwuchs. Auch die märchenhaften Lustspiele Tieck's, obwol sie mit jener Frische und leichten Heiterkeit in überschwenglicher Fülle ausgestattet sind, sondern sich wesentlich von der Richtung des hellenischen Dichters ab. Wenn sich die Heiterkeit des letztern mit der etwas schwerfälligen Verdrüßlichkeit Platen's (besonders in seinem „Romantischen Ödipus") nicht vertragen will, ist ihr doch ebenso die harmlose Gutmüthigkeit fremd, die bei dem liebenswürdigen, anmuthvollen Tieck mit den von ihm bekämpften Richtungen mehr spielt, als sich zu einem zermalmenden Ringen darauf einläßt. Auch hat es Tieck in seinen Lustspielen vornehmlich mit Theater und Poesie zu thun, einem Gegenstande, dem unter den erhaltenen Stücken des Aristophanes nur ein einziges gewidmet ist.*) Im „Münchhausen" dagegen wird, wie im Aristophanes, unsere ganze Zeit, unser geselliger, bürgerlicher, politischer Zustand nach den verschiedensten Beziehungen mit einer Schärfe beleuchtet, die zuweilen, ohne des poetischen Behagens verlustig zu gehen (z. B. in der Gespenstergeschichte), an Grausamkeit grenzt und den herbsten persönlichen Angriff nicht scheut. Wie im Aristophanes (und wir dürfen es sagen, ungleich stärker als bei ihm) klingt auf der andern Seite jenes Bedürfniß nach einem kräftigen, gesättigten Gesammtzustande, jenes Bewußtsein desselben in der eigenen männlichen Dichterbrust in den reinsten und herrlichsten Accorden hervor. Eben weil dieses Bewußtsein ein eingeborenes und gewachsenes ist, sich nicht als Begriff, Theorie und Schematismus darstellt, bleibt dem Dichter die freieste Stellung, die keckste, übermüthigste Äußerung der Laune den Erscheinungen der Welt gegenüber gestattet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Selbst dieses betrachtet die Dichter, deren Wettstreit es uns vorführt, weniger mit ästhetisch-kritischem, als mit moralisch-politischem Auge.

Die Religion im Leben, oder die christliche Sittenlehre. Reden an Gebildete, von **Heinrich Gelzer**. Zürich, Höhr. 1839. Gr. 8. ⅔ Thlr.

Der Verf., gegenwärtig Lehrer der Geschichte an der Universität Basel, gab 1838 mit vielem Beifall aufgenommene Vorlesungen heraus, unter dem Titel: „Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte." Die hier vorliegenden sind gleichzeitig und ziemlich vor demselben Privatkreise in Bern gehalten waren. Er wollte durch sie dem von mehren Seiten ihm ausgedrückten Wunsche entgegenkommen, in den Stand gesetzt zu werden, die sittliche Lebensansicht, von welcher er in den geschichtlichen Vorlesungen ausging, in ihrem innern Zusammenhange, abgelöst vom historischen Stoffe, zu erkennen; in ihm selbst war das Bestreben lebendig, seine sittlichen Überzeugungen zu einer das Ganze des Lebens umfassenden Anschauung durchzubilden. Zur Antwort auf die Frage, wie sich diese Arbeit zu seinen historischen Studien verhalte, weist er auf den engen und bedeutsamen Zusammenhang zwischen Geschichte und Sittenlehre hin, welche beide denselben Gegenstand haben: den geistigen, handelnden Menschen. Die Form der Vorlesungen war durch die Versammlung, vor welcher er sprach und in welcher große innere und äußere Verschiedenheit, des Alters, Geschlechts, der Ansicht u. s. w. obwaltete, bedingt: sie mußten sich von selbst zu Reden gestalten. Als höchstes, fast einziges Ziel galt ihm, das Principielle, die tiefsten Lebensfragen der christlichen Ethik dem lebendigen Bewußtsein der Zuhörer nahe zu bringen, sodaß Jeder in den Stand gesetzt würde, aus dem Gegebenen die reichste Fülle praktischer Consequenzen zu entwickeln. Eine streng wissenschaftliche Form, Erörterung von Streitfragen, kritische Sichtung der bisherigen Literatur darf man daher nicht erwarten, ist nur berechtigt, nach der geistigen Begründung zu fragen, an welcher es aber auch keineswegs mangelt. Die Literatur auf eine fruchtbare Weise zu berücksichtigen, lag nicht in des Verf. Absicht, dagegen aber durchwebt er den Vortrag — nach unserm individuellen Gefühl nicht ohne einiges Übermaß — mit Stellen aus den bekanntesten Dichtern.

Wenn er die Hoffnung ausspricht, durch seine gedruckten Reden aus der Mitte der schon gewonnenen Freunde heraus ein noch größeres und allgemeineres Einverständniß bei Gleichgestimmten anzuregen und zu begründen, so glauben wir ihn in

derselben bestärken zu dürfen. Freilich sind uns bei unserer wiederholten Lecture des Büchleins — denn es gehört zu denen, die man nicht wohl nur ein einziges Mal lesen kann, mit denen man sich gern immer vertrauter macht — Zweifel und Bedenken aufgestoßen und geblieben; doch würde eine ausführliche Darlegung und Begründung derselben hier nicht am rechten Orte sein; wir denken uns daher, von etwaigen Andeutungen abgesehen, bei ihnen nicht aufzuhalten, sondern den Raum lieber dazu zu benutzen, daß wir, zwischen dem Verf. und den Lesern vermittelnd, unser Bestreben dahin richten, jenes von ihm und auch von uns gewünschte Einverständniß anzubahnen, zu erleichtern. Wir haben ihn aufrichtig schätzen gelernt; er selbst nannte ja in den geschichtlichen Vorlesungen Deutschland der Schweizer geistiges Vaterland; wir freuen uns innigst des geistigen fördernden Verkehrs und Verbandes zwischen den deutschen und den schweizerischen, nur durch leidige politische Trennung abgekommenen Stammesgenossen, der durch literarische, von deutscher Art und Bildung durchdrungene, so tüchtige Productionen wie die des Verf. stets unterhalten und enger geknüpft wird, und hoffen und wünschen daher bei unserer freundlichen Absicht um so mehr, keinerlei Misdeutung oder Misstimmung bei Hrn. Gelzer durch unsern Widerspruch, wo oder wie solcher etwa hervortreten sollte, zu erregen. Seine Reden erinnern in mehr als einer Beziehung an Schleiermacher's berühmte über die Religion, seine christlich-dogmatischen Überzeugungen an die theologische Anschauung unsers Luther, den er in den geschichtlichen Vorlesungen so unbefangen anzuerkennen und so geistreich zu würdigen wußte: doch wollen wir auch hiermit nur andeuten und es den Lesern selbst überlassen, die Parallele durchzuführen, so weit sie sich durchführen läßt. Wir beschränken uns darauf, ihnen das Ziel des Verf., sowie den Standpunkt, von welchem aus sein Büchlein uns vornehmlich lieb und werth geworden, auch ihnen lieb und werth, der Auffassung und Anschauung Vieler vielleicht auf die günstigste Weise nahe gebracht werden kann, zu bezeichnen, und sodann die Hauptideen der Reden hervorzuheben und, was uns als ihr Kern erscheint, in ein solches Licht zu rücken, daß der Wunsch, sich genauer mit ihnen bekannt zu machen, um so lebhafter erwache.

Gern glauben wir es ihm, daß ihn zur Übernahme seiner *Arbeit nicht die Zufälligkeit* blos persönlicher Motive, sondern *die Zuversicht* geführt, „dadurch zu einer hohen und ernsten Aufgabe unserer Zeit an seinem Theil ein Geringes beizutragen". Worin aber besteht zufolge seiner Ansicht diese Aufgabe? Seit dem Zeitalter der Reformation haben die edelsten menschlichen Interessen, die religiösen, nie wieder eine solche Bedeutung gewonnen, eine solche Macht über die Gemüther geübt wie in unsern Tagen; allgemein wird man es inne, daß erst dann unsere Zeit zu ihrem Frieden gelangen könne, wenn ihr von innen geholfen werde. Daß unser Jahrhundert auch eine geistige und religiöse Mission habe, muß Jeder erkennen, dem die Zeichen der Zeit nicht ganz unverständlich sind. Daß in der äußern Welt so Vieles eine andere Gestalt gewinne, daß Handel und Politik die Schlagworte und Triebräder der Gegenwart geworden, daß neue Ansichten und Foderungen in den meisten Lebensgebieten nach äußerer Geltung ringen — das Alles liegt vor eines Jeden Augen. Aber es täuscht sich, wer in diesen Äußern die volle Gegenwart begriffen zu haben meint. Gerade in Zeiten großer Anstrengung und Thätigkeit nach außen steigen aus der Tiefe des menschlichen Gemüths und Geistes am mächtigsten Bedürfnisse und Gedanken anderer Natur; wenn im Äußern Alles sich wandelt, verlangt der tiefere Mensch in seinem Innersten nach einem unwandelbaren Halt und Grund, in welchem sein ganzes Wesen ausruhe und von wo aus er seine Gegenwart begreife, über seine Zukunft sich beruhige. Dies ist es, was auch in unsern Tagen sich überall ankündigt. Während Frankreich zum Bewußtsein seiner ungeheuern Leere kommt, erkennt das geistige Deutschland, das sich von jeher am lebhaftesten und ernstesten mit religiösen und sittlichen Fragen beschäftigt, seinen Beruf, den Mittelpunkt alles Strebens, den innern, geistigen Frieden wiederzugewinnen, woran es seit mehr als einem halben Jahrhundert zerstörend und bauend gearbeitet. Sind dies nun die Gedanken des Verf., so können wir uns nur vollkommen zustimmend erklären, theilen dagegen aber die Ungunst nicht, mit welcher er jene kritische Richtung zu betrachten scheint, die „systematisch an der Untergrabung und Zerstörung der bisherigen sittlichen und religiösen Grundlagen eines Theils vom Volke arbeitet". Wir halten sie nicht blos für natürlich und nothwendig, sondern auch für förderlich, damit alles Unechte aus unserer christlichen Anschauung ausgeschieden, damit das Echte um so eher und gewisser erfaßt werde, und zwar nicht so, als wirkte sie allein indirect dahin; wir meinen vielmehr, daß sie, trotz ihrem anscheinend nur verneinenden Auftreten, auch positive Tendenzen und Stoffe zum Bauen in sich berge. Denn wie das ganze Streben seit länger als einem halben Jahrhundert ein zugleich zerstörendes und bauendes gewesen, so ist sie eine der Spitzen, einer der Ausgangspunkte desselben und theilt seine Eigenthümlichkeit, seinen Charakter, nur so, daß sie sich zunächst allerdings als zerstörend ankündigt. Die subjective theoretische Anschauung der christlichen Wahrheit, insbesondere der Person und des göttlichen Lebens des Erlösers, welche sich unter dem bestimmenden Einfluß der damaligen Philosophie und der gleich dieser vom Christenthume noch nicht gänzlich durchdrungenen, sondern jüdische und heidnische Elemente in sich bergenden Denkart und Vorstellungsweise der christlichen Welt in den ersten christlichen Jahrhunderten gebildet, zur Herrschaft emporgearbeitet, in bestimmten dogmatischen Formeln durch die großen Concilien festgestellt war, hatte sich in der abendländischen Christenheit bis zur Reformation, und von dieser im Wesentlichen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fortgepflanzt; denn auch die Reformation war namentlich in Betreff der Vorstellungen von der Person des Erlösers bei den durch die Concilienschlüsse fixirten stehen geblieben. Allein jene Vorstellungen wollten sich auf die Länge nicht mehr vertragen mit der vorschreitenden biblischen Kritik, mit der neuen, von der des Alterthums sich immer mehr entfernenden Philosophie, mit der ganzen vorgeschrittenen neuen Weltanschauung und Bildung. Die Bedingungen der bisherigen tausendjährigen christlichen Denkart hatten sich mehr und mehr verloren; das jüdisch-heidnische Element darin wurde als solches erkannt; der Ausscheidungsproceß, eine neue Entwickelung des Christenthums begann. Das Bild der nicänischen Väter von Christo hielt die schärfere kritische Prüfung nicht aus, der es unwahr zu erscheinen anfing; die neuere Bildung fühlte sich bei ihm nicht mehr befriedigt, sie konnte ihm, so, wie es war, die alte Verehrung nicht mehr zollen, meinte Züge eines Zerrbildes an ihm zu erblicken, ja das Ganze erschien ihr wol als Caricatur. Und doch wurde ihm selbst in der protestantischen Kirche der Anspruch auf Alleingültigkeit beigelegt; Niemand sollte den Herrn und Meister anders sich vorstellen, sein göttliches Leben anders verstehen, sich deuten dürfen, als die Christenheit sich ihn die Jahrhunderte daher, zumal vom 3. und 4. an vorgestellt, sein Leben verstanden und sich gedeutet hatte. Natürlich regte sich der Gegensatz. Es erhob sich zugleich die Bildung der Neuzeit, die Kritik, das protestantische Freiheitsgefühl gegen das alte Bild der Kirche, seine Wahrheit, den Zwang, der es hütete, und kündigte sich als Rationalismus an, der zunächst und zumeist zerstörte, in der Hitze des Angriffs und des Streites nicht blos das kirchliche Dogma, sondern auch das darin enthaltene christliche Element antastete, dieses wohl zu erfassen, neu festzustellen strebte, jedoch eine lange Zeit hindurch hierbei beim Bauen wenig Glück hatte, obwol er die Aufgabe desselben oft ausdrücklich anerkannte, sie nur in seinen Ausartungen verleugnete, große Arbeit an sie verwendete. Es wollte ihm nicht gelingen, eine Anschauung vom Erlöser und dessen göttlichem Leben und solche Formen für dieselbe zu finden, die zugleich wahr und würdig wären, zugleich mit dem besser und tiefer durchdrungenen Inhalt der biblischen Urkunden übereinstimmten und mit den um-

gewandelten, geläuterten, das Jüdisch-Heidnische ablehnenden Vorstellungen der Neuzeit harmonirten. Er wußte lange nur ein bloßes mattes Scheinbild vom Erlöser hinzustellen, in welchem der Charakter der Göttlichkeit des Letztern, wie sich die Christenheit dieselbe bis dahin gedacht, ausgetilgt war und doch auch die Züge des in ihm waltenden göttlichen Lebens nicht hervortraten, wie sie hätten hervortreten können, ohne in Widerspruch zu gerathen mit der neuern Bildung und ihrer Anschauung, hervortreten sollen und müssen, um die Gemüther zur höchsten Verehrung und Liebe zu entflammen, zur Unterwerfung und Hingebung zu nöthigen, um ein wahrhaftes Bild zu geben, übereinzustimmen mit dem apostolischen Zeugniß: „das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohns vom Vater, voller Gnade und Wahrheit". Mehr und mehr wurde auch in der Anschauung des — zumal des geistlosen — Rationalismus, indem sein mindestens überwiegendes Verneinen, sein Herabziehen des Höchsten in die ordinairste Gewöhnlichkeit auffiel, verletzte, in seinem alltäglich-nüchternen Bilde vom Herrn die Unwahrheit und Unwürdigkeit erkannt; der Zwang war gebrochen und der Gegensatz trat zurück; die verneinende Kritik hatte das Ihrige gethan, ja ihr Ziel übersprungen; nach der einen Seite hin war die Zeitbildung versöhnt, ihr Bedürfniß befriedigt; mehr und mehr Kräfte wendeten sich wieder dem Bauen zu; und während man nun hier noch bei den alten religiösen Grundlagen und Anschauungen verharrt, oder sie und den Zwang, der sie selbst und bei ihnen festhalte und fessele, zurückzuführen trachtet, dort an ihrer Untergrabung, ihrer gänzlichen Zerstörung fortarbeitet oder aber nur für die Freiheit des Denkens, der christlichen Wahrheit, der Vorstellungen vom Erlöser kämpft, während die im vorigen Jahrhundert emporgekommene neue Richtung und Tendenz noch theilweise in ihrer alten Weise sich regt und rührt, wird zugleich — nicht ohne mancherlei Verirrungen — im lebendigsten Aufschwunge auf das emsigste gestrebt, das echte und schönste Ziel jener Richtung in Freiheit, Wissenschaftlichkeit und Liebe zum Erlöser zu erreichen. Mit einem Worte: die besten, ernstesten, von den höchsten Ahnungen durchdrungenen, mit den kostbarsten Gaben ausgerüsteten, vom lebendigen Wesen des Evangeliums ergriffensten Geister und Kräfte streben und ringen, das göttliche Leben des Erlösers in seiner ganzen Fülle zu erfassen, sein Bild so erhaben, so wahr zu erschauen und den Gläubigen hinzustellen, als die ganze gesammelte Kunde, Bildung und Anstrengung der Zeit es vermag, damit es die jetzige Christenheit befriedigen könne, damit das Zerstreute vor ihm sich wieder sammle, die Herzen der Gläubigen an ihm immer mehr wieder erwärmen, das entschwundene Gefühl der Gemeinschaft an ihm wiedererwache und somit der Grund gelegt werde zu einer verjüngten, neu auf- und auszubauenden, das christliche, das göttliche Leben des Erlösers wahrhaft in sich darstellenden und fortpflanzenden, das ganze Dasein wohlthätig durchdringenden Kirche. Und an diesem edeln Streben und Ringen nimmt auch unser Verf. seinen schätzbaren Antheil, zu den guten Früchten dieser preiswürdigen, heilbringenden Arbeit gehören seine Reden; namentlich von diesem Standpunkte aus mögen die Leser sie sich empfohlen sein lassen. Eine solche Auffassung wird aber um so weniger unstatthaft erscheinen können, da der Verf. den Erlöser als das zur Wirklichkeit gewordene Ideal der Sittlichkeit (worauf wir zurückkommen werden) darstellt (zu welcher ganzen Gedankenrichtung er ohne die neuere Hinwendung der Theologie zum Positiven nicht hätte gelangen können), während er die Aufgabe der Sittenlehre — des „christlichen Lebensgesetzes, nach welchem das gesammte Leben in allen seinen Richtungen sich bestimmen, leiten und beherrschen lassen muß" — darin setzt, zu ermitteln, welchen Standpunkt die christliche Überzeugung in der Familie, im bürgerlichen, im kirchlichen Vereine einem Jeden anweise, oder aber, wie Familie, Kirche, Staat und Schule (oder Wissenschaft) im Lichte christlicher Erkenntniß erscheinen, wie sich der religiös Belebte in denselben bewegt, sodaß Sittenlehre in seinem Sinne nichts Anderes ist als die Religion im Leben, gleichsam nur die andere Seite der Religion, daß er durch seine Vorträge eben die Wahrheit zur Anschauung bringen will, daß die vollendete Religion durch und durch sittlich, die vollendete Sittlichkeit durch und durch religiös sei, und daß eben das Christenthum beides verwirkliche: die Sittlichkeit der Religion und die Religion der Sittlichkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

„The moneyed man" (der Geldmensch) von Horace Smith, Verf. von „Brambletye house", ist zwar keine ausgezeichnete, aber eine ganz tüchtige und in die Zeit passende Novelle. Das Tagebuch eines jungen Bankier, eines Sprößlings vom Stamme der Geldaristokratie, auferzogen in den häßlichsten Vorurtheilen des Ultra-Torysmus, insolent, weil angesehen, und herzlos, weil reich, dient der Erzählung zur Grundlage und liefert ein treues Gemälde der im Laufe der Zeit sich fortbildenden Phasen des menschlichen Geistes. In den einleitenden Capiteln pulsirt Swift's ironische Ader. Die chinesische Mauer ist ein Maulwurfshaufen, verglichen mit der Demarcationslinie, welche der junge Mark Hawkwood zwischen sich und seinem leiblichen Vetter zieht, dem Sohne eines Tabackshändlers, der in Charter-Haus sein Schulkamerad ist. Später begeht Hawkwood in Gesellschaft der Brummel, der Hanger, der Fitzpatrick, der Morrise und all der saubern Herren, die eine Zeit lang die Soireen Georg's IV. bildeten und in London den Ton angaben, eine Menge Unbesonnenheiten, die der Verf. gut durchgeführt hat. Dann stirbt Hawkwood's Vater — bankrott. Wie der Sohn früher seine Geliebte, die arme Fanny, so verstößt ihn jetzt Augusta, seine reiche Braut. Da erwacht er, folgt dem edeln Beispiele seiner Schwester Edith, ermannt sich an der sittlichen Stärke Welford's und wird ein nützlicher Staatsbürger. Viele Charakter sind trefflich gezeichnet, mit sicherer Hand, nach dem londoner Leben.

Nachdem Lady Chatterton durch „Rambles in the south of Ireland" und „A good match" ihren Namen auf die lange Liste englischer Schriftstellerinnen gebracht hat, bringt sie in drei Bänden „Home sketches and foreign recollections" eine Art Tutti frutti, etwas Zusammengelesenes aus dem Schreibetische, woran hoffentlich zu seinem und seines Verlegers Besten kein deutscher Übersetzer sich vergreifen wird. Die Collectaneen bestehen in Beschreibungen von Landschaften, kritischen Kunstbetrachtungen, geschichtlichen Reminiscenzen, unwahrscheinlichen Abenteuern, Bemerkungen über Musik und musikalische Großmeister, literarischen Besprechungen, kleinen Geschichten, Skizzen des menschlichen Herzens, häuslichen Scenen, Sitten und Gebräuchen fremder Völker, philosophischen Gedanken, moralischen Reflexionen und einem halben Schock ähnlicher Dinge „zum Aufzählen zu zahlreich", wie die londoner Auctionatoren beim Verkauf alten Gerumpels zu sagen pflegen. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 227. — 15. August 1841.

Der Dichter Immermann.

(Fortsetzung aus Nr. 226.)

Die Vorstellung des Dichters von Dem, was er bedurfte und verlangte, war so wenig eine theoretisch-fixirte, daß sie sich in fortwährender Wandlung zeigte und in die verschiedensten Formen kleidete. Zwar blieb sie dessenungeachtet ihrem innersten Kerne nach eine feste und sichere, ja eine festere als da, wo dieser Kern gänzlich in die hohle Schale einer nachgebeteten oder auch selbsterdachten Formel aufgegangen ist. Doch scheute sie fast zu sehr vor jeder dauernden Einzwängung in eine solche zurück. Immermann zeigte sich in seinen politischen und religiösen Bekenntnissen, in seinen Ansichten vom Leben und über sociale Verhältnisse, wie in seinem Urtheile über Bücher und besonders Personen nach momentanen Eindrücken wechselnd. Er that sich sogar bei seiner Abneigung gegen alle Leistenhaftigkeit und Begriffsknechtschaft des Geistes auf diese zu weit getriebene Freiheit etwas zugute. Diese Seite seiner Persönlichkeit trat zunächst in seinen Gesprächen und im mündlichen Verkehre zu Tage, hat aber auch auf seine Schriften den allerwesentlichsten Einfluß geübt. Es läßt sich nicht leugnen, daß er sich dabei oft von persönlichen Beziehungen und Verstimmungen leiten und verleiten ließ. Die wunderlichsten Behauptungen, Aufstellungen und Hypothesen, zu denen er, wenn die Gesellschaft ihm nicht recht behagte, mehr seine Zuflucht nahm, als daß er sich darin gefallen hätte, konnten verwirren und lästig werden. Aber eben diese auf einer so gesunden Basis ruhende Freiheit und Flüssigkeit wurde auch eine unerschöpfliche Quelle des Lebens für seine Umgebung und verhinderte alles Einrosten in einmal durchgesprochenen Meinungen und Ansichten, wie es sich besonders in einem kleinern, auf sich selbst beschränkten geselligen Kreise so leicht erzeugt. Es wurde dadurch seinem reichen, schöpferischen Geiste möglich gemacht, in seinen Unterredungen mit immer neuer überraschender Herrlichkeit zu walten. Ich bin so glücklich gewesen, mit mehr als einem ausgezeichneten und berühmten Manne in nähere Berührung zu treten, muß aber bekennen, daß ich etwas Ähnliches wie den imponirenden Eindruck der Persönlichkeit Immermann's und seines freien, bildreichen, mit Gewalt des Blitzes hier und da einschlagenden und in ungeahnte Tiefen leuchtenden Gespräches niemals empfunden habe.

Doch hatte diese Freiheit allerdings auch ihre erheblichen Nachtheile und artete, nicht blos im Gespräche, zuweilen in unzulässige Willkür aus. In seiner Poesie äußerte sich diese letztere in einer zu freien, beinahe launenhaften Behandlung des Stoffes, gewaltsamer Erfindung und leichtsinniger Motivirung. Die Fessellosigkeit des Geistes, die er sich zu bewahren wußte und die eines der Grundelemente seines Wesens war, ging nämlich nicht blos aus seiner Abneigung vor den Banden der Theorie und des Begriffes hervor. Sie beruhte ebenso auf einem gewissen imperatorischen Bewußtsein, einem Vollgefühle geistiger Herrschermacht, die ihn seine Stoffe und Gegenstände nicht immer so schonen und anerkennen ließ, wie sie es fodern durften. Er fühlte sich gleich von vornherein als unbedingter Gebieter seiner poetischen Stoffe, statt um ihre Gunst, wie Jakob um Rahel, erst werbend zu dienen, ehe er die Rechte des Hausherrn geltend machte. Da sich mit diesem Gefühle seiner Macht jene kühne, sich in immer neuen Vorstellungsweisen und Ansichten der Dinge ergehende Beweglichkeit des Geistes verband, so gerieth er durch Beides in Gefahr, die volle ruhige Wahrheit der Gestalten, die er an andern Stellen in ungeschminkter naiver Reinheit, in scharfen und sichern Linien zeichnete, zu Gunsten einer geistvollen und blendenden, aber unhaltbaren Reflexion umzubiegen. Die Reflexion, der Begriff, deren Herrschaft er vermeiden wollte, drang so durch eine Hinterthüre in seine Poesie herein, um einen viel bedenklichern Einfluß auszuüben. Die Gefahr, die von dieser Seite her drohte, wurde um so wichtiger, als er den entschiedenen Beruf hatte, Gestalten mit Fleisch und Blut zu schaffen. Wo überhaupt blos wesenlose Schemen wandeln, kommt nicht viel darauf an, ob sie sich so oder so geberden. Ja, es ist vielleicht recht gut, wenn wenigstens ein pikantes, geistreiches Theorem die Marionetten als Faden regiert, selbst wenn es auch, wie immer dergleichen Theoreme, nur ein halbwahres sein sollte.

Alle diese Übelstände machen sich übrigens ungleich häufiger und erheblicher in seinen dramatischen als epischen Dichtungen (vielleicht mit Ausnahme einiger Balladen) bemerklich. Auch der Mangel an Anmuth, von welchem oben die Rede war, findet hier ungleich mehr seine Stelle. In den meisten seiner Dramen ist ein gewisses sprödes und selbst unbeholfenes Wesen nicht zu verkennen, wie

denn überhaupt sein Beruf zum Epos und Romane den zum Drama (wenigstens dem theatralischen) gewiß entschieden überwog.

Jene störende Willkür der Auffassung wurde zum Theil auch dadurch befördert, daß Immermann zwar sehr viel politischen, doch nicht ebenso viel historischen Sinn hatte. Noch in seinen düsseldorfer Anfängen liegt ein Beispiel Dessen, was ich meine und was in seinen Gesprächen noch häufiger als in seinen Dichtungen offenbar wurde, vor. Wie wahr und tiefeindringend ist hier Alles, was er über die Stimmung und Verhältnisse der Rheinlande während der französischen Herrschaft und der Befreiungskriege, sowie in den letztvergangenen Jahren sagt, wie herrlich sein Ausspruch über Görres u. s. w. An derselben Stelle wird bemerkt, daß zweimal im Laufe der Vergangenheit die Gelegenheit versäumt worden sei, einen mächtigen, selbständigen Staat zwischen Maas und Weser zu gründen. Man könnte, wenn man von verunglückten Aussichten auf ein großes Reich am Rheine hört, an die Theilungen der Karolinger und vielleicht die Plane Karl's des Kühnen, wenigstens in Beziehung auf die Länder nach der Maas und französischen Grenze hin, denken. Dagegen war ich, wie ich bekenne, ein wenig verwundert, als ich sah, daß Immermann den Heirathsversuch des Kurfürsten Gebhard von Köln und die Katastrophe der Jakobe von Baden im Auge habe. Scheinen mir doch beide Vorfälle weit von der universalhistorischen Wichtigkeit, die ihnen hier Immermann beilegt, entfernt. Allerdings bilden sie interessante Momente in einer Geschichte der Reformation oder der Cultur und Sitten. Auch in einer des deutschen Staatslebens verdienen sie ihre Stelle. Aber wenn es auch gelungen wäre, die kurkölnischen Länder durch Erblichkeit zu consolidiren oder die jülichsche Gebietsmasse zusammenzuhalten, würde sich doch daraus schwerlich ein Reich von erheblicher Bedeutung, eine selbständige Macht auch nur zweiten Ranges entwickelt haben.

Das poetische Interesse an beiden Begebenheiten hat hier Immermann sichtbar verführt, ein historisches Gewicht, das für die eine wie die andere zu schwer ist, an dieselben zu hängen. Ein Misgriff ganz ähnlicher Art thut sich in dem der Geschichte der Hohenstaufen entnommenen Drama „Kaiser Friedrich II." kund. Immermann läßt seinen Kaiser im Anfange des Gedichts drohen, ja, fast den Entschluß aussprechen, den Papst zu dem Pfarrer Roms, der er anfangs gewesen, wieder herabzubringen. Ungeachtet dieser großen Meinung von seiner Macht, die er sonach dem Kaiser in den Mund legt, reicht am Schlusse des Werkes ein bloßer Bannstrahl des Papstes hin, den Untergang Friedrich's herbeizuführen. Dieser hat aber fast sein ganzes Leben hindurch an der Last des Bannes getragen, ohne daß er dadurch sonderlich erschüttert worden wäre. Eben weil sich der Bannstrahl gegen den gewaltigen Gegner als ohnmächtig bewährte, sehen wir Papst Innocenz IV. zu den äußersten Mitteln greifen, die Bischöfe der Christenheit in einem allgemeinen Concilium um sich versammeln und hier mit deren Zustimmung und Beihülfe und unter Aufbietung aller erdenkbaren Feierlichkeiten das Anathem über den kaiserlichen Ketzer sprechen. Und auch dadurch wäre dieser und sein Geschlecht schwerlich besiegt worden, wenn nicht andere gehäufte Unfälle, Krankheit, Alter und endlich der Tod desselben der Kirche die Hand geboten hätten. Von der andern Seite kannte aber Friedrich die Macht, gegen die er ankämpfte, zu gut, um so sanguinische Hoffnungen, wie sie ihn Immermann aussprechen läßt, zu nähren. Das ist eben der Charakter jenes großen Conflicts, daß wir zwei Mächte im Kampfe erblicken, die so tief in dem Geiste und der Meinung ihrer Zeit wurzeln, so als nothwendig und zum Heile der Christenheit unentbehrlich gefühlt und gedacht werden, daß jede nur auf Schwächung, nicht auf den Umsturz des Gegners rechnen kann, daß es sich nur, mit einem Lieblingsbilde jener Zeit zu reden, darum handelt, welche von beiden das leihende Licht der Sonne oder das geliehene des Mondes vertreten solle.

Ich bin auf den „Friedrich II." Immermann's hier darum näher eingegangen, weil uns dadurch Dasjenige, was ich oben hinsichts eines gewissen Mangels an historischem Sinne bei Immermann gesagt habe, sowie seine hier und da hervortretende Eigenmacht in Behandlung seiner poetischen Stoffe veranschaulicht wird. Doch können die Fehler dieses Trauerspiels bei Beurtheilung des Dichters nicht zu schwer in die Wagschale fallen, da er es später nicht mehr anerkannt und aus der Sammlung seiner Werke weggelassen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Religion im Leben, oder die christliche Sittenlehre. Reden an Gebildete, von Heinrich Gelzer.

(Beschluß aus Nr. 226.)

Der Verf. handelt seine Aufgabe in 14 Vorträgen ab und wir beginnen nunmehr, den Gang seiner Hauptgedanken darzulegen, in deren Reihe ein eudämonistisches Element in bedeutsamer Stellung vorkommt, worüber wir mit ihm rechten würden, wenn wir nicht fürchten müßten, daß uns unsere Einwendungen zu weit führten. Wir lassen es daher bei einer Hindeutung auf unser Bedenken bewenden, wollen auch ausdrücklich anerkennen, daß es der Wege, selbst der guten Wege zum Ziele mehre gebe. Der, den er einschlägt, ist nun der folgende:

Nachdem er in der ersten Rede seinen Zweck angegeben und den Begriff der Sittenlehre bestimmt, beantwortet er die Frage, wie sich sein Unternehmen „zu unserer Zeit und zu unsern Bedürfnissen" verhalte, ob es ein zeitgemäßes sei? dahin, daß die Zeit die innere Belebung der Einzelnen bedürfe, woran die christliche Sittenlehre eben arbeite, wie denn auch nur, weil man diese Hülfe nicht wolle, nirgend recht geholfen werde. Er erinnert dabei an Preußens Beispiel, das sich aus dem tiefsten Verfalle durch geistiges Leben wieder gehoben, und bemüht sich die Überzeugung zu begründen, daß alles Verlangen unserer Zeit nach etwas Neuem fruchtlos bleiben müsse, so lange sie nicht in ein neues Leben eintauche. Nur auf diese Weise wollte und konnte ja auch der Erlöser Israel und überhaupt der „nach etwas Neuem" verlangenden jüdisch-heidnischen Welt helfen. Hierauf verfolgt der Verfasser von der zweiten Rede an seinen Weg im sichtlichen Bestreben, willkürliche Voraussetzungen zu vermeiden, jede Behauptung sicher zu begründen und seine Hörer Schritt vor Schritt weiter und von Erfahrung zu Erfahrung, von Einsicht zu Einsicht fortzuführen, die ganze Untersuchung in zwei Theile zerlegend: wie das natürliche Leben des

Einzelnen sich zum christlichen Leben erhebe, zur Herrschaft des christlichen Geistes im persönlichen Leben oder im Gemüthe, und wie das christliche Leben des Einzelnen sich in der Gemeinschaft, im sichtbaren Leben entwickele und darstelle: was dann die Herrschaft des christlichen Geistes im gesellschaftlichen Leben ist, welches unter der Form der Familie, des Staats oder der Kirche zum Vorschein kommt, sodaß also die Untersuchung von dem einzelnen Menschen ausgeht, und sodann denselben in die Familie und von da in Kirche und Staat begleitet. Fassen wir sie nun von ihrem Ausgangspunkte an ins Auge.

Der letzte und wahrste Grund in Allem, was wir thün, ist der Trieb nach Glück. Der Mensch will glücklich werden durch Besitz, Genuß, Macht, und zwar, weil er dies dreifache Ziel in sich *nicht* findet, außer sich, in der Natur, der sichtbaren Welt. Er findet aber in ihr das Glück nicht, denn mit dem Streben nach Besitz, Genuß, Macht ist immer und nothwendig Unfrieden verbunden. Die Liebe zu den sichtbaren Gütern und diese selbst sind gleich vergänglich, und eben darum gleich unvermögend, ein echtes Glück zu gewähren. Sobald man das Unzulängliche der sichtbaren Güter anerkannte, hat man im Wesentlichen immer drei Hauptversuche gemacht und macht sie noch heutzutage, das in der sichtbaren Welt umsonst gesuchte Glück zu erreichen. Der über die Natur sich erhebende Mensch spricht zu sich selbst entweder: „Entsage allen Gütern der sichtbaren Welt und sei dir selbst genug!“ (Stoicismus) oder: „Vergeistige jene Güter, indem du in der sichtbaren Welt nur nach geistigen Gütern strebst!“ (Spiritualismus) oder: „Bezähme deine Lust an den sinnlichen Gütern durch den Gehorsam gegen deine Pflicht; wo deine Pflicht gebietet, da laß deine Lust schweigen!“ (Tugend oder Gesetzlichkeit, Moralität.) Mit diesen Richtungen oder einer derselben beginnt das sittliche Streben im Menschen. Allein die Erhebung über die sichtbare Welt durch Entsagung, durch Geistesbildung, durch den Gehorsam gegen die Pflicht führt zwar zur Veredlung, nicht aber zur Beglückung, zur vollendeten Ruhe des sittlichen Daseins; die Entzweiung ist noch nicht aufgehoben; denn die bloße Überwindung der sinnlichen Lust allein verleiht noch nicht die Kraft zum Guten, ist darum auch noch nicht die höchste Sittlichkeit, und der bloße Kampf gegen die angeborene Natur führt allein *noch nicht* zum Frieden und ist darum auch noch nicht die Beglückung des Menschen; die geistige Bildung sucht ihre Nahrung in Wissenschaft und Kunst, die wol die Bedeutung haben, den Menschen auf die Höhe der freien und reinen Entwickelung des geläuterten Geistes zu heben, wol ein Versuch zur Sittlichkeit, aber unvermögend sind, die bleibende Kraft des sittlichen Lebens zu verwirklichen, ihre Bestimmung nur bei dem sittlichen Menschen erreichen, sodaß der Geist seine Einheit und Seligkeit nur in der Sittlichkeit, nicht im Wissen und nicht in der Kunst findet; die Moralität endlich veredelt, hebt zwar den Menschen, macht ihn erst dieses Namens recht würdig, noch nicht aber zum einigen, freien, seligen Menschen, denn sie vermag nicht den *tiefen Zwiespalt*, in welchen jedes Menschenherz zerrissen ist, den Widerstreit zwischen unserer natürlichen Lust am irdischen Glücke und den Anfoderungen der Pflicht, dem, Freiheit verlangenden Durste nach Glück und dem, Gehorsam gebietenden Gewissen aufzuheben; weiß uns nicht sicherzustellen gegen die Eingriffe unserer niedern Natur, kann das doppelte Leben, zwischen welchem der Mensch hin und her schwankt, nicht verschmelzen in ein einiges und befriedigtes Leben. Wenn der Mensch also auch seine höchsten Kräfte entwickelt, so hat er daran doch noch nicht genug, um seine wahre Bestimmung zu erreichen, und wenn er auch das Edelste, was in ihm liegt, entwickelt, so hat er daran nicht genug, um zu der vollendeten Sittlichkeit zu gelangen, die ihren Frieden und ihr Glück in sich selbst trägt. Nun aber hat die höchste sittliche Vollendung in der Person des Erlösers unter uns gelebt, in welchem sich das sittliche Ideal als Wirklichkeit, als historische Wahrheit darstellt; und die Gewißheit hiervon ist kein Privatgedanke, keine Sektenmeinung, sondern seit 18 Jahrhunderten hat die christliche Menschheit in diesem Gedanken gewurzelt, Tausende haben daran sich aufgerichtet, Tausende sind in dieser Gewißheit entschlafen: in dieser Wahrheit ist ein Eckstein unserer Sittlichkeit begründet.

Hiermit haben wir nun die Leser in den Mittelpunkt der Darstellung und der Ideen des Verf. hineingeführt. Wahrhaft ergreifend, herzgewinnend und erhebend ist das Bild des Erlösers, wie er es mit ebenso viel Kunst als Innigkeit seinen Hörern und Lesern hinstellt, und es ist unmöglich, daß es, so hingestellt und angeschaut, keinen Eindruck, daß es einen andern als einen tiefen, bewältigenden machen sollte, bei allen Denen, die nur „reines Herzens sind“. Wir dürfen es den Lesern d. Bl. wenigstens nicht ganz vorenthalten. Nachdem die fünfte Rede den innersten Lebenspunkt des Erlösers in der vollendeten Verschmelzung seines eigenen Seins und Wollens mit dem göttlichen Willen und mit göttlicher Führung, in seiner Liebe zu dem Ewigen und Göttlichen, noch mehr, in seiner Liebe zu der Quelle alles Ewigen und Göttlichen, seiner Einheit mit dem Vater, in welcher Vereinigung mit dem höchsten Gute er über jedes andere Bedürfniß erhoben, reich bei aller Armuth, genießend im Entbehren, stark in der Schwäche ist, aufgedeckt hat, heißt es weiter:

„Er aber ruht nicht aus in der eigenen Beseligung, daß er selbst unauflöslich *Eins* sei mit seinem Vater: das ist ihm nicht genug. Den Segen, den er in sich trägt, möchte er ausströmen lassen auf Die, welche er seine Brüder und Schwestern heißt; herbeirufen möchte er alle zum Mitgenusse an dem Leben, das ihn befreit und beglückt. Er kennt nur einen Schmerz, einen tiefen, kaum zu heilenden: den Schmerz über das Elend der Menschheit, und über die fortströmende Quelle dieses Elendes: die menschliche Schuld und ihre furchtbar anwachsende Macht. So ist das einzige Leid, welches auf seiner reinen Seele lastet: *Mitleid*; diesem einen hohen Gefühle ist jeder Athemzug seines Lebens gewidmet. Es ist der eine Gedanke der Rettung, der ihn beseelt und durchdringt, überall, wo er auftritt und wo er sich zurückzieht, unter seinem Volke und im engern Kreise der Freunde. Und immer ist dieser rettende *Gedanke* auch rettende *That*; wo sein segnender Blick hinreicht, da schwindet die leibliche Noth, alle die Gebrechen und Zerrüttungen, die sich, wie ein graues Netz, um unser Dasein gewunden haben. Doch nicht die *leibliche* Noth vorzugsweise ist es, die seine Gedanken der Liebe ausfüllt. Daß er die Menschen sehen muß in ihrer Verirrung und innern Entzweiung, tief hinabgesunken unter die hohe Bestimmung, deren sie völlig vergaßen, und die er doch noch in ihnen liebt im Glauben, daß sie wiedererwachen werde — *das* erfüllt ihn mit größerm Mitleiden als jedes irdische Leid. Und nun je treuer wir ihn sehen in dem Berufe, *frei* zu machen die Leiber von dem Drucke, der sie in den Staub der Erde beugt, und noch mehr: *frei* zu machen die *Seelen* von der unwürdigsten Knechtschaft, sie aufzurichten über den Traum des Vergänglichen zu dem milden Lichte des Ewigen, sie zu erheben über den Gram des sittlichen Zwiespaltes zu der geläuterten Freiheit eines frohen Gehorsams — je treuer wir ihn sehen in diesem rettenden Berufe: desto mehr steigt die Gewalt des Widerstandes, die Tücke der Feinde, die Verblendung der Menge, Misverstand nnd Ärgerniß der Seinigen. Wie oft wird die Hand zurückgestoßen, die er zur Hülfe bietet; wie oft die geleistete Hülfe durch die böswilligste Misdeutung befleckt und zum Tadel verkehrt! Je reicher der Segen, den er säet, je üppiger der Undank, den er erntet; er möchte ausruhen im ungestörten Umgange mit seinen wenigen Getreuen und in der Bildung ihres ergebenen Gemüthes. Aber oft genug begegnet ihm selbst hier der Kleinmuth, die eitle Selbstsucht, ein enger Sinn, ein schwaches Verständniß. So bleibt ihm oft kein menschlicher Trost, nur die Stille der Nacht, die Einsamkeit eines Berges, der erquickende Umgang mit seinem Vater. Die Gewalt, die er überwinden wollte, scheint nun dennoch obzusiegen; die Macht der Selbsucht, die er tilgen möchte in den Gemüthern durch die Glut einer bes-

fern Liebe: sie scheint jetzt ihre Triumphe zu feiern. Denn er fällt und mit ihm — so scheint es — die Sache, für die er lebte. Er unterliegt und endigt mit dem Loose eines Verbrechers. Eine bange Stunde des innern Kampfes ist auch ihm nicht erspart. Aber unterliegend, erdrückt, ist er doch nicht gebrochen; der klare Himmel seiner Seele ist nicht zerstört. Eben jetzt, wo er verlassen scheint von seinem Vater, wo das Schicksal ihn zermalmt, wo die Menschen ihn von sich ausstoßen: eben jetzt wohnt göttliche Ruhe in seinen Blicken, in seinem Innern Frieden in Liebe. Er weiß sich dennoch eins mit seinem Vater; er fühlt sich versöhnt mit seinem Geschicke; er verharrt in Liebe gegen die Menschen. In aller Verlassenheit weiß er sich noch getragen und umfangen von Vaterhänden. Er hält fest an der Gewißheit: das Geschick, welchem er zu unterliegen scheint, müsse doch zu einem unendlichen höhern Siege führen; auch dies Geschick seines Unterganges sei aufgenommen in den ewigen Plan der Rettung, dem sein Leben galt und sein Sterben. Und die Liebe gegen sein Geschlecht besteht die härtesten Proben; der Undank Derer, für welche er lebte, höhnt ihn, und er fleht für die Feinde, daß ihre Verblendung ihnen nicht angerechnet werde; seine letzte Stiftung inmitten der Leiden ist: der verlassenen Mutter einen Sohn zu geben und dem verwaisten Freunde eine Mutter. So stirbt er, da Alles gegen ihn verbunden scheint; er, versöhnt mit Allen, in Liebe zu Allen."

Mit einem Worte, dem Verf. ist hier eine in ihrer Art unübertreffliche Paraphrase des Johanneischen „Und das Wort ward Fleisch, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohns vom Vater, voller Gnade und Wahrheit", gelungen. Wir aber meinen nun, die Aufgabe, die wir uns gestellt, die Leser in seinen Ideenkreis hineinzuführen und sie zu bestimmen, durch eigene Lecture sich mit demselben vertraut zu machen, erfüllt zu haben, wenn wir den Inhalt der sechsten bis zur letzten Rede noch kurz angedeutet. Der Verf. weist darin zunächst nach, daß es einen Zusammenhang gebe zwischen der Vollendung des Erlösers und unserm Suchen, einen Übergang von unserer Entzweiung zu seiner Einheit, und schildert sodann das Leben in der sittlichen Freiheit und das sittliche Leben in der Gemeinschaft, der Familie (Ehe, Erziehung, Freundschaft, Geselligkeit), der Kirche und dem Staate. In dem Allen bemüht er sich, statt die Hörer und Leser hindrängen und hinzwängen zu wollen zu irgend einer Meinung oder Lebensansicht, ihnen das Leben, wie es Jeder selbst in sich erfahren kann, darzulegen und vor sie hinzustellen, lebendige Gemälde und Anschauungen zu geben, und ohne Zweifel ist diese Weise eine sehr geeignete und förderliche, namentlich vor einem Kreise, wie er ihn beim lebendigen Vortrage hatte und an welchen er sich durch die gedruckte Rede doch auch zunächst wendet. In dieser dürfte als ein zu großer Wortreichthum erscheinen, was bei dem an dem Ohre vorüberrauschenden mündlichen Vortrage als ein zweckmäßiges Verdeutlichen des abstracten Gegenstandes durch Vervielfachung des Ausdrucks, der Bilder willkommen sein mochte. Am wenigsten befriedigend däuchte uns das über Geselligkeit Gesagte. Und ob wol nicht einige Zweifel bei der Art der Entscheidung und noch mehr bei der Begründung der Frage über die Unauflösbarkeit der Ehe selbst bei den im Resultat Einverstandenen sich erheben möchten? Doch wie dem sei, und wenn des Verf. Arbeit auch nur ein, noch nicht vollendender Versuch sein sollte, ein Gebäude der christlichen Sittenlehre, den Denkenden, wahrhaft Gebildeten der Zeit zur Genüge, aufzurichten: sie ist eine gedankenreiche, gedanken- und ausdrucksklare und vereinigt somit bei einem ehrenwerthen Streben Vorzüge in sich, welche sich gegenwärtig nicht zu oft beisammenfinden. 26.

Literarische Notizen.

Zu den interessantesten und wichtigsten im Laufe des Jahres 1840 in Paris gedruckten Schriften gehört unstreitig folgendes Buch: „De la démocratie en Amérique, par *A. de Tocqueville*, seconde partie" (2 Bde.). Da Tocqueville Frankreich seit 1830 von demokratischen Ideen ganz beherrscht sah, schloß er daraus, daß die Julirevolution sich von den Ideen zu den Institutionen erstrecken würde, und daß sein Vaterland zu einer völligen Umgestaltung im demokratischen Sinn bestimmt sei. Demzufolge glaubte er, er könne nichts Nützlicheres für Frankreich thun, als die Demokratie in einem Lande zu studiren, wo sie in voller Kraft ist, wo die Staatseinrichtungen und die Ideen vollkommen zusammenstimmen. Man weiß, mit welcher Ausdauer und mit welchem Talent Hr. v. Tocqueville seinen Plan ausgeführt hat. Sein Werk ist wirklich der Geist der Gesetze der Demokratie. Aber nach seiner Rückkehr von Amerika hat er gewiß mehr als einen Zweifel hinsichtlich der Umgestaltung, die er sich für sein Vaterland gedacht hatte, geschöpft. Man merkt es an der zweiten Folge seines Werkes, die nun fünf Jahre nach dem ersten erschienen ist. Der Verf. zeigt sich darin der Zukunft weit weniger gewiß; sein Glaube schwankt. Die Franzosen fühlten von jeher mehr das Bedürfniß der Gleichheit als der Freiheit. Von den zahlreichen, in diesen beiden Bänden behandelten Gegenständen ist ohne Zweifel der bei den Franzosen jetzt so herrschende Individualismus der wichtigste in Ansehung der Größe und Ausdehnung des fraglichen Übels. Übrigens umfaßt Tocqueville in diesem zweiten Theile seines Werkes alle Formen, alle Zufälle des socialen Lebens in den Vereinsstaaten Amerikas. Kein Volk in der Welt gleicht weniger den Franzosen als die Nordamerikaner. Der Amerikaner ist vor Allem ein Geschäftsmann, der calculirt und Vermögen zu erwerben sucht; hat er außerdem einige Leidenschaften, so sind sie alle diesem herrschenden Charakter untergeordnet. Der Franzose hingegen hält sich vor Allem mit Recht oder Unrecht für eine Person von Bedeutung, oder will eine sein, dieses beschränkt ganz besonders seine Geschäfts- und Berechnungskraft und verändert nicht weniger die Bedingungen, welche er dem Wohlstande setzt. Wie kann man denn erwarten, daß so beschaffene Menschen sich wie die Amerikaner emsig zeigen, für jede Art von Unternehmung miteinander in Verbindung zu treten und nur auf die Stimme des wohlverstandenen Interesse zu achten? Um sich zu associren, muß man darauf eingehen, seine Individualität in einem großen Ganzen verschwimmen zu lassen; um dem wohlverstandenen Interesse zu gehorchen, muß die Leidenschaft schweigen. Tocqueville hat aber das Leidenschaftliche im Charakter seiner Landsleute zu sehr vergessen; alle Lehren, die er ihnen bestimmt, richten sich an den Verstand, während es die Leidenschaft ist, die er modificiren oder bändigen sollte. Seinem Werke fehlt das Erwärmende, Hinreißende und Überredende.

Als ein wahrer Gewinn für die Literaturgeschichte Frankreichs ist folgendes Werk anzusehen: „Histoire littéraire de la France avant le douzième siècle, par *J. J. Ampère*" (3 Bde., Paris 1839). Der Verf., Professor der französischen Literatur am Collège de France, ist dem Antrieb, den die Herren Cousin, Guizot und Villemain durch ihre öffentlichen Vorträge gaben, auf eine rühmliche Weise gefolgt. Ampère's Werk zeichnet sich durch eine große und gewissenhaft erworbene Gelehrsamkeit, philosophischen Geist und eine umfassende, von einem sichern und richtigen Geschmack geleitete Kritik aus. Das Werk ist in drei Bücher getheilt, welche den ganzen Zeitraum von der Niederlassung der Griechen und Römer in Gallien bis an das Ende des 11. Jahrhunderts umfassen. Das erste geht von der Niederlassung der Griechen und Römer bis zur Eroberung Galliens durch die Franken, das zweite von dem letztern Zeitpunkte bis zu Karl dem Großen, das dritte von diesem bis ins 11. Jahrhundert. Vor diesen drei Büchern geht ein Abschnitt, der zur Einleitung in die eigentlich sogenannte Literargeschichte dient. Die sechs einleitenden Capitel handeln von der Urgeschichte Frankreichs, die, obgleich dunkel, nicht ohne Interesse ist. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 228. — 16. August 1841.

Der Dichter Immermann.

(Fortsetzung aus Nr. 227.)

Als das Vorzüglichste und Reinste der historischen Dramen, sowie als das bühnenmäßigste Drama Immermann's ist der zweite Theil seines „Alexis" hervorzuheben. Auch der erste Theil dieses Gedichts hat große Schönheiten. Es ist ihm darin gelungen den Charakter des russischen Volkes und besonders die Seite des Altrussenthums mit einer Lebendigkeit, Wahrheit und plastischer Rundung abzuspiegeln, die nichts zu wünschen übrig lassen. Im Bereiche der Immermann'schen Dichtungen dürfte diese Darstellung nur von der des westfälischen Bauernlebens in seinem „Münchhausen" erreicht und noch übertroffen werden.

Die Willkür und Gewaltsamkeit der Behandlung, von welcher oben die Rede war, kommt, wie gesagt, weit mehr in den frühern dramatischen Werken Immermann's als in den spätern epischen zum Vorschein. Er hat sich hier in Erfindung, Motivirung und Gestaltung oft äußerst geschmeidig und glücklich bewiesen. Wir finden, was die letztere angeht, eine ganze Reihe von Figuren im „Münchhausen", deren sich Shakspeare wahrlich nicht zu schämen hätte! Ich weiß keinen Dichter, der so in steigender Progression gewachsen ist und sich von Mängeln und Auswüchsen gereinigt hat, sodaß wir gar nicht bestimmen können, in welche Höhen sich dieser, in der frischesten Manneskraft blühende Aar noch erhoben hätte, wenn ihm von der Vorsehung die volle Entwickelung und Ausbeutung seiner Kräfte vergönnt gewesen wäre.

Doch auch, wenn wir nur das bereits Geleistete betrachten, können wir wol nicht mit Mazerath übereinstimmen, wenn er bei aller Gerechtigkeit und Anerkennung, die er im Übrigen Immermann widerfahren läßt, denselben doch nur denjenigen Talenten beizählt, die mehr darauf angewiesen sind, einmal eingeschlagene Richtungen weiter fortzusetzen und auszubilden, als eine zeugende Kraft auf die Literatur ihres Volkes in genialer Ursprünglichkeit auszuüben. Allerdings hat Immermann mehr mit Nachahmung begonnen. Noch in seinen „Epigonen" ist der Einfluß Goethe's, besonders des „Wilhelm Meister", in Form und Inhalt nicht zu verkennen. Ja, einzelne Gestalten und Verhältnisse können geradezu als Reminiscenzen genannt werden. Aber wie äußerlich und unwesentlich sind diese Ähnlichkeiten, mit der tiefen Verschiedenheit zwischen beiden Dichtern verglichen, die sich uns gerade in diesem Gedichte so scharf entgegendrängt. Noch entschiedener tritt das Neue, Eigenthümliche des Immermann'schen Wirkens in dessen „Münchhausen" hervor. Und kann man etwa die Bedeutung seines „Merlin" und „Tristan" dadurch bezeichnen, daß man beide Gedichte als Nachklänge der romantischen Schule, von der sie im Innersten abweichen, classificirt oder den „Merlin" mit dem Goethe'schen „Faust" ohne weiteres in eine Gattung wirft. Das tiefste Leben dieses Immermann'schen Dramas ist von demjenigen des „Faust", an den man allerdings noch am ersten erinnert wird, verschieden. Man könnte sagen, daß der „Merlin" eher aus Opposition gegen Goethe als aus nacheifernder Verehrung desselben hervorgegangen ist. Auch möchte es schwer sein, in der Form eine größere Ähnlichkeit nachzuweisen, wenn man sich nicht an die allgemeinsten Eigenschaften beider Gedichte, deren mythisch-symbolisch-dramatische und zugleich über das Theatralische und Bühnenmäßige hinausgehende Gestaltung halten will.

Das Neue und Eigenthümliche in den Dichtungen Immermann's beschränkt sich offenbar nicht blos auf die Um- und Weiterbildung eines schon errungenen, von seinen Vorgängern aufgegrabenen Besitzes. Wir dürfen ihm nachrühmen, daß er in seinem dichterischen Schaffen nicht nur eine höchst bedeutende und ursprüngliche Persönlichkeit bewährt, sondern auch mehr als einer bis dahin stummen oder schwach vertretenen Lebensmacht unserer Zeit und unsers Volkes die Sprache gegeben hat, Beides nicht etwa rhetorisch, sondern in lebendigen, aus dem genuinsten Schöpferdrange hervorgewachsenen poetischen Gebilden. Indem ich deshalb (so viel die „Epigonen", den „Münchhausen" u. s. w. betrifft) auf das oben im Allgemeinen über Immermann und dessen Dichtungen Bemerkte verweise, auf die Aristophanische Stellung des Dichters, auf den vollen Brustton eines männlich tüchtigen Lebens, der aus seinen Werken hervortönt, auf die Wendung dieses Lebens nach den großen Mächten eines volksthümlichen Gesammtlebens hin und das Bedürfniß, auch in den letztern den Ausdruck einer ähnlichen Tüchtigkeit und Gesundheit zu finden, erlaube ich mir den „Merlin" Immermann's und dessen besondere Bedeutung noch etwas näher mit einigen Worten zu beleuchten. Muß man doch

dieses Gedicht entschieden als das geheimnißvollste und wundersamste Kind der Immermann'schen Muse anerkennen als dasjenige, worin Immermann sein eigenstes Selbst vielleicht am gründlichsten niedergelegt hat.

Besonders in der Hauptperson hat sich der Dichter in mehr als einer sehr wichtigen Beziehung abgespiegelt. Zuvörderst finden wir hier jenen vollen Brustton, jene Hingebung an die objective Welt, jenes Leben in derselben wieder. In gewaltigen Klängen rauscht es uns entgegen. Denn Alles, sagt Merlin, was da lebt und regt

Und sich in eigner Formation bewegt,
Steht näher mir, als ich mir bin;
Des Königs hoher Fürstensinn,
Der Frauen sanfte Veilchentreue,
Des Ritters Wagen und der Jungfraun Scheue,
Des kleinsten Bürgers armer Werkeltag,
Des letzten Bauern Fleiß und Ungemach,
Das Alles ist mir werth und wichtig
Viel wicht'ger als mein Ich, so schwach und nichtig.

Weil ich denn ganz mich an das All verschenkt,
Hat sich das All in mich zurückgelenkt
Und in mir wachsen, welken, ruhn und schwanken,
Nicht meine, nein, die großen Weltgedanken.
Sie ziehen feierlich die ernste Bahn,
Ich flieg, 'ne Feder, mit zum Ocean,
In dessen Schoos gebadet, sie, die hehren,
Mit heil'ger Grausamkeit mein Ich verzehren.

Ein oberflächlicher, ja selbst ein aufmerksamer Beobachter der eigenen Persönlichkeit Immermann's möchte nun zwar die letztere in obiger Stelle nicht ganz wiedererkennen wollen. Er dürfte, nicht ohne Grund, bestreiten, daß Immermann bereit gewesen sei, sein Ich in solchem Grade aufzugeben. In gewissem Sinne mag dies eingeräumt werden. Aber auch bei Merlin ist ja keine blos passive oder contemplative Hingebung gemeint. Auch er verlangt recht sehr mit dabei zu sein, ja, er geht so weit, sich als der berufene Tröster, als der verheißene Paraklet zu verkündigen und sich als solcher an die Spitze des verhängnißvollen Irrzuges nach dem Grabe zu stellen. Wie seinem Merlin war es aber unserm Freunde nicht um ein Genießen seines Ich in sich selbst nach Art jenes Klingsohr zu thun, welchem Merlin vorwirft, daß ihm „die Erde, See, das Firmament für eine Leiter einzig, sich zu steigern" gegolten habe. Er wollte vorankämpfen, ringen und wirken, das nach außen hin zu erstreitende Ziel blieb die Hauptsache. Nicht zum müßigen Genusse, sondern zum Handeln berufen und die Gewalt seiner Kräfte empfindend, wollte er allerdings sich in diesem Ziele, aber nur mit Rücksicht auf dasselbe und dessen objective Geltung, nicht in einsamem Selbstvergnügen empfinden. Er konnte eben wegen dieser Richtung die Anerkennung, Beihülfe, das Mitwirken Befreundeter nicht entbehren.

Noch in einer andern Beziehung schien er von seinem Merlin abzuweichen, wie sich derselbe in obiger Stelle ausspricht. Doch auch diese Abweichung ist nur scheinbar. Das Interesse Merlin's geht unmittelbar auf das Weltganze, auf die Angelegenheiten der Menschheit in ihren allgemeinsten und weitesten Dimensionen. Immermann dagegen verlangte zunächst nach Befriedigung im eigenen geselligen Kreise, der Stadt, Provinz, dem Lande, worin er lebte. In seiner eigenen Umgebung ein Leben, wie er es bedurfte, zu gründen, etwas Tüchtiges hinzustellen, eine Vereinigung dazu hervorzurufen, war seine nächste Aufgabe. Jede Erhitzung für ein Fernliegendes und Fremdes mit Vernachlässigung des Nahen und Einheimischen war ihm zuwider. Eben weil es ihm auf Thätigkeit für sich selbst ankam, weil er sich bei seiner naturfrischen Kräftigkeit an einer bloßen Begriffsbefriedigung, an einer idealen Schwärmerei für die Fortschritte der Menschheit nicht begnügen lassen konnte, sondern etwas Concretes, Greifliches und Wirkliches als Gegenstand seiner Begeisterung verlangte, weil auf der andern Seite seine Stellung eine beschränkte, sein Wirkungskreis ein vielfach gehemmter war, fühlte er keine Neigung, sich nach der Rolle eines weltumfassenden Weltverbesserers zu drängen und gleichsam mit nicht erreichenden Lippen darnach zu schnappen. Aber in das kleinste Einzelne, das er umfaßte, trug er ein Herz für das Ganze und Große, einen Geist, der es damit in Beziehung zu setzen wußte, hinein. Er bewährte sich gerade in dieser Beschränkung als ein deutscher Mann im vollsten und echtesten Sinne. Jene Worte seines Merlin quollen ungeachtet derselben in aller und jeder Hinsicht aus dem innersten Urgrunde seines eigensten Lebens.

Man muß nun freilich die Verkörperung Immermann's in der Figur des Merlin nicht zu scharf, besonders aber nicht als eine zu bewußte und absichtliche auffassen. Man würde ihm das bitterste Unrecht thun, wenn man z. B. aus der Gegenüberstellung Merlin's und Klingsohr's, den

es selber ganz und stark erhalten, daß er die Menschen halb und schwach gefunden

und bei welchem Immermann, wenigstens theilweise, an Goethe denken mochte, eine selbstbewußte Überschätzung des eigenen Werthes im Vergleiche zu unserm größten Dichter herauszubeuten suchte. Immermann wollte sich im Merlin nur insofern schildern, als er darin seine tiefste Überzeugung, worauf es ankomme, niederlegte, ohne sich über die Frage, ob sein eigenes Wirken dieser Überzeugung genüge, mit selbstgefälliger Bestimmtheit zu entscheiden. Er vermißte Das, was ihm Bedürfniß war, bei Goethe, den er im Übrigen aufrichtig zu verehren wußte, und sprach es aus. Nicht als ob er sich hochmüthig über denselben erheben wollen, sondern höchstens in dem Sinne, in dem Schiller schrieb, daß auch ihm etwas übrig bleibe, was Goethe nie erreichen könne.

Und hatte er nicht ein Recht, seinem begründeten Selbstgefühle in dieser Hinsicht Worte zu geben, selbst wenn dies weit bewußter geschehen wäre, als es im „Merlin" der Fall ist.

Denn wenn man jemals bei einem Gedichte nicht von Absichtlichkeiten des Dichters sprechen kann, ist es beim „Merlin". Der Zustand, in dem sich Immermann befand, als er denselben niederschrieb, hatte durchaus etwas Träumerisch-Prophetisches. Er rang umsonst darnach, seine Freunde über den Plan und Sinn des Gedichts aufzuklären. Man sah, daß eine Macht in ihm arbeitete und

dichtete, zu der er sich gewissermaßen als dienendes Organ verhielt, deren pythische Aussprüche er, ohne sie deuten zu können, verkündete.

Diese Macht war allerdings niemand anders als das eigenste Wesen seines Wesens, das sich in einem dichterischen Werke zu gestalten, sich verständlich zu machen rang, ohne sich selbst verständig zergliedern zu können. Da, wo in solchem Grade, wie hier, die geheimste Eigenthümlichkeit des Dichters das Centrum des Gedichtes bildet, kann dieses ihm selbst nicht klar werden.

Die Seite, nach der sich Immermann in diesem ganzen Drama, vornehmlich aber in der Hauptperson, am *tiefsten aus*gesprochen hat, ist die religiöse, oder doch der Standpunkt und Entwickelungsmoment, den das religiöse Leben zu der Zeit, wo er das Gedicht schrieb, in ihm gewonnen hatte. Die Doppelnatur der Hauptperson, die uns zugleich als ein Sohn des Satans (oder gnostischen Demiurgos) und einer reinen christlichen Jungfrau entgegentritt, ist nur ein Abbild des Zwiespaltes, in welchem sich die kräftige Seele Immermann's damals befangen sah. Das innigste und echteste religiöse Bedürfniß erfüllte ihn. Ich erinnere mich noch mit tiefer Bewegung eines Spazierganges, wo er mir von zwei Momenten seines Lebens sprach, in denen er Gott vollkommen gefühlt und ihm gleichsam ins Antlitz geschauet habe. Auch seine religiösen Bekenntnisse waren, ihrer äußern Form nach, jenem Schwanken und jener Flüssigkeit unterworfen, auf welche oben *hingewiesen* worden ist. Immermann's rationalistischer Verstand, seine Abneigung vor allem Gemachten und Künstlichen, sowie vor allem Formelwesen hielt ihn ab sich mit geschlossenen Augen in die Wogen des Dogmatismus zu stürzen, und ließ ihn die Zweifel, die ihm *blieben, weder* überwinden, noch ableugnen. Doch machte sich *auch hier* und hier vor Allem ein fester, und zwar positiv-christlicher Grundtypus bemerklich. Jene Zweifel vermochten dieses christliche Grundelement nur zu umschleiern, nicht in seinen Tiefen zu erschüttern. So oft ich ihn von der Person des Heilandes, von dem Erlöser sprechen hören, geschah es mit der Innigkeit eines alten Reformators, mit einer eingewachsenen, echt protestantischen Überzeugung, die in unsern Tagen, so selten geworden ist und sich durch die gläubigsten Augenverdrehungen *unserer* Patentformen nicht ersetzen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Hercules Kühne, oder Guyana im Jahre 1772, von Eugène Sue. Aus dem Französischen von P. Sauger. Karlsruhe, Macklot. 1841. 8. 1⅙ Thlr.

Es ist eine recht hübsche Idee, einen Menschen darzustellen, dem alle Welt irgend eine besondere Eigenschaft zuschreibt, von welcher auch nicht ein Fünkchen in ihm glimmt, und der damit gewissermaßen gewaltsam einem Glücke zugedrängt wird, dem er, sich selbst überlassen, ewig fern geblieben wäre. So ist denn auch Hercules Kühne von seinem Vater nolens volens zum Helden gestempelt worden, obgleich der ganze Mensch fast als personificirte Stupidität erscheint. Von Vließingen aus verbreitet sich sein Heldenruf nach Guyana, wo selbst die Neger und Eingeborenen ihn als den „stolzen Löwen" fürchten und bewundern. Er steht schon an den Pfahl gebunden, um gebraten und verzehrt zu werden, kommt aber doch glücklich davon, heirathet eine Kreolin, die in Folge einer Prophezeihung ihn längst erwartet hat, und bringt den Rest seiner Tage bei Vlissingen auf einer reichen Besitzung glücklich zu. Antheil können wir an ihm nicht nehmen und überhaupt erregt das Buch solchen eben nicht. Es erscheint zu sehr als einseitiges Wiedergeben gelesener Reisebeschreibungen und gibt daher kaum halb, was der Titel verspricht, nämlich Guyana im Jahre 1772. Capitain Stedmann's Reisebeschreibung, welche vorzugsweise zu dem Buche Gevatter gestanden, erfüllt diesen Zweck vollkommener und wol ebenso unterhaltend, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß der Roman manche schöne und ansprechende Situation bietet.

2. Der Freiherr von Roche-Corbon, oder der Bannfluch. Aus dem Französischen des Horace de Saint-Aubin von v. Wedell. Zwei Theile. Wesel, Prinz. 1841. 8. 2 Thlr.

Da das Übersetzen einmal Mode geworden ist, so muß man es sich schon gefallen lassen, hier und da ein Buch auf dem Markte zu finden, von dem man nicht eigentlich weiß, warum es da ist. Zu diesen Büchern gehört auch das genannte. Nach dem ersten, als Conspectus dienenden Capitel ist man geneigt, ein reiches buntes Leben entwickelt zu sehen, wie es die Anarchie unter Karl VI. und die Rivalität zwischen Orleans und Burgund so leicht darbietet, und wenn der Verf. auch Bedenken trägt, von manchen Scenen der tiefsten Unsittlichkeit den Schleier zu heben, so bleibt doch genug übrig zu einem ansprechenden, lebenvollen und wirklich großartigen Bilde. Das hat aber nicht sein sollen. Einige Scenen, aus dem Verhältnisse des Freiherrn zu dem Kloster Marmoutier entwickelt, haben allerdings Zeichnung und Farbe, sowie aber der Freiherr durch den Bannfluch des Klosters ausgestoßen ist, wird er ein Spielball von Verhältnissen, die in Nebel gehüllt sind. Der Verf. beruft sich vielleicht auf seinen Conspectus im ersten Capitel. Dann aber hat er vergessen, daß er keine Geschichte, sondern einen Roman schreiben wollte. Wir hätten ihm gern den Conspectus erlassen gegen ein Bild jener Zeit, durch künstlerische Fortschreitung anschaulicher Scenen vor uns entwickelt. Darauf müssen wir verzichten! Der Freiherr wird von Personen und Ereignissen hin- und hergezogen, denen wir keinen Antheil zuwenden können; wir müssen uns sogar gefallen lassen, gegen Ende des Buchs noch einige Nachrichten von des Freiherrn Charakter hinzunehmen, der billig schon im Anfange festgestellt sein mußte. Daß eine stehende Figur solcher Romane, ein geheimnißvoller und einflußreicher Zigeuner, nicht fehle, versteht sich von selbst. Im Allgemeinen läßt sich von dem Buche sagen: der Wille ist besser als die That! Wir zweifeln aber, daß darin ein Lob liege.

3. Die Schöne aus der Vorstadt. Von Ch. Paul de Kock. Aus dem Französischen von Fr. Lindner. Drei Bände. Breslau, Verlags-Comtoir. 1841. 8. 2 Thlr.

Ein junger Mensch aus der Provinz, Alexis, findet in Paris einen Freund, der den Ungehobelten in die Schule nimmt und zum Lehrbuch die Grisetten wählt. Indessen hat Alexis schon früher sich heftig in eine Cousine verliebt, die nun als Weltdame ihren Spaß mit ihm treibt. Ein Abenteuer führt ihn inmittels mit einem jungen Mädchen zusammen, die er fortwährend verliert und wiederfindet. Sie ist die Tochter eines des Diebstahls beschuldigten und zu fünf Jahre Gefängniß verurtheilten Mannes, und hat daher alle Ursache, sich möglichst zu isoliren. Alexis wird nun zwischen den Grisetten, der Cousine und der Unglücklichen sehr geschickt hin- und hergeschoben und polirt. Am Ende muß der Gemahl der Cousine den Knoten lösen, der als alter Wüstling das junge Mädchen gewaltsam eingeschlossen hält. Sie wird von der Gemahlin gefunden, Alexis mit dem Freunde herbeigerufen; die Unschuld des kurz vorher gestorbgnen Vaters der Unglücklichen ist ebenfalls dargethan und der Schluß ergibt sich von selbst. Paul de Kock's Manier ist bekannt. Er gibt leichte, aber sehr bestimmte Cra-

vonzeichnungen; er behandelt die Menschen, deren er bedarf, mit vielem Geschick als sein Material, mit welchem genau nicht mehr noch weniger geleistet wird, als sein Zweck nothwendig macht, und er weiß sie meist in ansprechende Verhältnisse zu bringen. So gewährt denn auch dieses Buch eine ganz gute Unterhaltung und ungeachtet der leichten Darstellung, der schon vielgebrauchten Motive manche klare Einsicht in das Treiben der Welt.

4. **Leben und Abenteuer Valentin Vox, des Bauchredners. Von Sherry. Aus dem Englischen von C. Brinckmeier. Erste bis fünfte Lieferung. Mit Abbildungen nach Onwhyn. Braunschweig, Meyer sen. 1840. 8. 1⅓ Thlr.**

Daß ein Bauchredner vielen Spuk und Spaß in der Gesellschaft anrichten könne, ist eine bekannte Sache, und fast muß man sich wundern, daß er nicht schon längst von Romanschriftstellern benutzt ist. Wie jedoch Sherry diese seltene und seltsame Erscheinung gebraucht, hat für deutsche Leser nur ein zweifelhaftes Interesse. Freilich macht es Spaß, den Helden allerlei Unheil in Versammlungen anrichten zu sehen: allein theils ist unser Antheil an solchen englischen Zusammenkünften nur beschränkt, theils fragen wir billigerweise nach den Motiven der Verbindung solcher Scenen mit dem Romane, und da finden wir denn keine genügende Antwort. Außerdem gibt das Buch solcher Scenen insofern zu viele, als im Grunde die eine wie die andere ist. Die Geschichte selbst dreht sich um die schon oft besprochenen und von Romanschriftstellern dargestellten Greuel der englischen Privatirrenhäuser, und wenn der Unglückliche, welchen Habsucht der Verwandten in eine solche Höhle geworfen, etwa durch Hülfe der Bauchrednerei daraus erlöst wird, wenn der Bauchredner selbst durch eine reiche Heirath mit einem liebenswürdigen Mädchen verbunden wird, so nimmt das Buch, welches mit den vorliegenden fünf Lieferungen noch nicht geschlossen ist, ein glückliches Ende. Für Leihbibliotheken ist dasselbe übrigens eine ganz gute Aquisition. 34.

Literarische Notiz.

Das jetzt erschienene „Journal of a residence of two years and a half in Great-Britain", von Jehangeer Nowrojee und Hirjeebhay Merwanjee, ist eine in jedem Falle interessante Erscheinung, die nicht mit andern nur dem äußern Anscheine nach verwandten Werken verwechselt werden darf, welche zum größten Theile, entweder den Reiz der Sonderbarkeit benutzend, auf bloße materielle Speculation berechnet sind, oder, auf mehrer oder minderer Erdichtung beruhend, einem in den meisten Fällen falschen und deshalb sich selbst vernichtenden Humor zum Tummelplatze dienen. Das Tagebuch der beiden jungen Söhne des östlichen Indiens ist in einem liebenswürdigen Tone und einem einfachen, würdigen Style gehalten. Bietet es auch für den Engländer und den Europäer überhaupt wenig Neues dar, indem es speciell zur Belehrung der Landsleute der Verfasser geschrieben ist, so muß man sich doch über deren originelle Bemerkungen, über den gesunden und empfänglichen Sinn, der sich allenthalben ausspricht, freuen. Die beiden Reisenden gehören der nach ihrem Ahnherrn sogenannten Lowjeefamilie an, welche bereits in der fünften Generation der ostindischen Compagnie die wesentlichsten Dienste geleistet und sich dadurch eine bedeutende, ehrenvolle Stellung in den Präsidentschaften erworben hat. Lowjee Nasserwanjee trat zuerst in die Dienste der Gesellschaft, indem er als Oberbaumeister dem Baue eines an einen parsischen Schiffszimmermeister in Contract gegebenen Schiffes, the Queen, zu Surate vorstand, dem Haupthandelsplatz an der indischen Westküste, wo früher alle Schiffe gebaut wurden. Der Inspicient von Seiten der Regierung zu Bombay war mit der Ausführung sowie mit den Talenten Lowjee's so zufrieden, daß er ihn mit Erfolg dazu beredete, in Bombay eine Schiffswerfte zu errichten. Lowjee ward hierdurch 1735 der Gründer des besten indischen Schiffsarsenals, und Bombay, vordem eine kleine unbedeutende Insel, begann sich zufolge davon in seinem Wohlstande so rasch zu entwickeln, daß es jetzt, nach einem Jahrhunderte, als eine der ersten indischen Städte dasteht. In ununterbrochener Aufeinanderfolge ward das Unternehmen von den Nachkommen Lowjee's bis auf heutigen Tag fortgeführt; besonders erwarb sich sein Enkel Jamsetjee den Beifall und die Theilnahme aller Sachverständigen, sowie die wiederholte ehrenvollste Anerkennung der Compagnie. Auch der jetzige Oberbaumeister auf der Werft zu Bombay im Dienste der Compagnie, Nowrojee Jamsetjee, dessen Sohn und Neffe die beiden Reisenden sind, hat für die Marine Schiffe, wie die Asia, den Bombay und Calcutta, sämmtlich von 84 Kanonen, gebaut, die als die besten und stärksten Zweidecker in der Welt anerkannt sind. Andere Mitglieder der Familie machten sich durch bedeutende Handelsunternehmungen als Theilhaber der größten und ältesten Häuser in Bombay vortheilhaft bekannt. Jehangeer Nasseerwanjee steht nach dem Vorgange seines Vaters in besonderer Beziehung zu dem französischen Handel und versieht gewissermaßen die Stelle eines französischen Generalconsuls; zum Zeichen der Anerkennung seiner Dienste erhielt er vom Könige der Franzosen eine goldene Medaille mit einem Schreiben von Marschall Soult, der ihn in seines Gebieters Namen dessen besonderer Gunst versicherte. Eine ähnliche Stellung nimmt er zu der amerikanischen Schiffahrt ein. Veranlassung zu der in dem Tagebuche beschriebenen Reise war, mit den durch Anwendung der Dampfkraft bewirkten Fortschritten in der Schiffsbaukunde gleichen Schritt halten zu können und sich deshalb in England die erfoderliche Belehrung bei eigener sorgfältiger Beobachtung zu verschaffen. Auf Anregung des damaligen Oberaufsehers, Contreadmirals Sir Charles Malcolm, und anderer Freunde kam daher der Oberbaumeister bei der Regierung darum ein, zwei seiner Familie dahin zu senden, welche das Vorhaben billigte und die beiden jungen Architekten mit Empfehlungen an den Hof der Compagniedirectoren versah. Sie traten ihre Reise am 29. März 1838 an und sind nach anderthalbjährigem Aufenthalt in Großbritannien, völlig mit dessen Ergebnissen befriedigt, in ihre Heimat zurückgekehrt, um dort von den erworbenen Wissensschätzen die ersprießlichste Anwendung zu machen. Bei aller Empfänglichkeit für die Eindrücke, welche die Wundererscheinungen in dem fremden Lande auf sie machten, blieben sie doch ihrer Sinne mächtig genug, um ein selbständiges, oft tadelndes Urtheil über die ihnen neue Welt abgeben zu können. Von wahrer Naivetät, gesundem Urtheil und ergötzlichem Humor zeugt die Art, wie sie sich z. B. über die Behandlung einer berühmten Ballettänzerin von Seiten des Publicums äußern: „Es war der letzte Abend, an welchem die beliebte französische Tänzerin, Taglioni, in England tanzte: ein englischer Freund fragte uns, wie uns ihr Tanz gefalle. Er für seinen Theil hatte großes Gefallen daran; uns aber erschien es wenig interessant, und wir waren höchlichst erstaunt, zu hören, daß man ihr für jedes Auftreten auf der Bühne 150 Guineen bezahlt habe!!! Man denke nur — 150 Guineen jeden Abend zu bezahlen in England an ein Weib, dafür, daß sie eine lange Zeit, wie eine Gans auf einem Beine steht, dann ein Bein gerade ausstreckt, drei oder vier Mal sich mit dem so ausgestreckten Beine herumdreht, daß sie sich so tief verbeugt, daß sie sich beinahe auf den Boden setzt, daß sie gelegentlich von einer Seite der Bühne auf die andere springt. Diese ganze Hüpferei dauerte, was auf ihre Rolle kam, keine ganze Stunde — und für diese Stunde jeden Abend mehr Geld zu bekommen, als sechs Weber in Spitalfields, die wunderschöne Seidenstoffe fertigen, alle zusammen bei einer Arbeit von 14 Stunden an jedem Tage in 12 Monaten verdienen können! Hätten wir nicht Beweise gesehen, die uns überzeugten, die Engländer seien ein aufgeklärtes Volk, wir würden sie für sehr toll gehalten haben, so eine Tanzpuppe zu bezahlen." 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

／Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 229. —— 17. August 1841.

Der Dichter Immermann.

(Beschluß aus Nr. 228.)

Es waren zwei Vorstellungen und Potenzen, die in der Zeit, wo er den „Merlin" dichtete, sein Innerstes theilten. Diese bestanden auf der einen Seite in jener christlich-religiösen Ansicht von Gott, die damals eine beinahe ascetisch-puritanische Färbung hatte, indem er Gott als einen dem Weltlichen fremden, ja feindlichen auffaßte, auf der andern in einer lebensvollen energischen Durchdringung mit der Herrlichkeit, Fülle und Schönheit des Irdischen und Weltlichen. Matzerath hat Immermann einen deutschen Römer genannt, und auch mir ist er manchmal wie einer der Imperatoren (etwa Septimius Severus) vorgekommen, der in einem spätern bescheiden-bürgerlichen Dasein den Stolz und die Härten seines frühern abbüßen müsse. Doch war es eigentlich mehr ein Nachklang altnordischer Schroffheit und Heidenherrlichkeit, der in Immermann, dem Nachkommen eines alten Schwedenkriegers, mit einem christlichen Lebenselemente im Kampfe lag. Es fiel ihm schwer, das letztere mit der erstern, mit der Freude an der Kraft und Lust des irdischen Daseins vollkommen auszugleichen, da seine christliche Ansicht in voller Reinheit und Strenge festgehalten wurde und er auf eine Umbildung und Verbildung derselben in der Weise der neuesten philosophischen Bemühungen nicht eingehen konnte.

Damals, als er den „Merlin" dichtete, war der Zwiespalt zwischen den heidnischen und christlichen Bestandtheilen seines Wesens, das Gefühl ihrer Unvereinbarkeit, durch äußere Verhältnisse gesteigert, auf seinen Gipfelpunkt gediehen. Man hörte ihn zuweilen von der Nothwendigkeit eines neuen Messias träumen, der Gott und Welt (nach Art seines Merlin) zu versöhnen kommen werde. Noch häufiger mochte er in innern Kämpfen herumringen, die sich hier und da in auffallenden Aeußerungen Luft machten. Er sah sich zu der Annahme eines mit Gott entzweieten und doch göttlich-herrlichen Weltschöpfers hingedrängt, von dem er einmal äußerte, daß er ihm so lieb sei wie Gott. Man sieht, wie aus diesem Allen ein Gedicht wie „Merlin" hervorgehen konnte, ja mußte, wie es nur den poetischen Ausdruck dafür enthält. Besonders der Schluß, wo Merlin allen Verheißungen und Drohungen des Satans gegenüber, und obwol er sich von Gott vergessen, verstoßen, zertrümmert glaubt, doch sein unwandelbares Festhalten an demselben, die Unmöglichkeit, von ihm zu lassen, erklärt und seine Erklärung mit dem Tode besiegelt, ist ganz Immermann. Dieser so erhabene und herrliche Schluß enthält nicht nur die (wenn auch in Dunkel und süßes Grauen verhüllte) Lösung des Gedichts, sondern auch die Rechtfertigung und, ich wage es auszusprechen, Heiligung des Dichters. Der Glaube, der selig macht, wird er nicht im tiefsten in einer solchen, durch alle Misverhältnisse, Verlockungen und Zweifel nicht zu erschütternden Gewißheit von Gott und dem Bewußtsein der Untrennbarkeit von demselben bestehen?

Doch Immermann sollte in einer spätern, durch eine edle Liebe beseligten Epoche seines Lebens eine noch reinere und mildere Lösung jenes herben Zwiespaltes gewinnen. Sein ganzes Wesen war in dieser Zeit zu größerer Milde und Heiterkeit durchgedrungen, wie sie sich in so vielen Stellen seines „Münchhausen" und „Tristan", ja, in dem innersten Principe beider Dichtungen, trotz der satirischen Streifzüge der erstern, kundthut. Mit den göttlichen Satzungen in Frieden gelangt, bedurfte er einen von Gott abgefallenen Weltschöpfer nicht mehr, dessen Weben in poetisch-sinnlicher Lebensfülle zu der spiritualistischen Strenge Gottes im Gegensatze stehe. Natur und Welt durchdrang sich ihm mit göttlichem Leben, mit dem Leben desselben Gottes, von dem auch Christus gezeugt hatte.

Gott — schrieb er ungefähr ein Jahr vor seinem Tode — ist mir überall und in Allem. Meine Weltbetrachtung fällt ganz mit der Betrachtung ewiger, in den Dingen fortwirkender, nicht todter, sondern in Liebe lebendiger Gesetze zusammen. Wo ich gehe und stehe, was ich thue und treibe, ich fühle mich an der Brust des ewigen Vaters, ich habe ein felsenfestes Vertrauen auf diesen meinen Gott, der mir zwar nicht alle meine Wünsche gegeben, mich aber immer bis zu dem Punkte geführt hat, wo ich sein Regiment auch in dem Widrigsten als heilig und gerecht erkennen mußte.

Ich bin — fährt er fort — kein kirchlicher Christ. Ich gehe sehr selten in die Kirche, weil ich nur selten das Bedürfniß dazu habe. Die Sacramente haben mich immer erbaut und beglückt, wenn ich ihrer theilhaftig geworden bin. Aber auch das geschieht nicht oft. Das Christenthum ist mir eine ewige Thatsache der tiefsten Wahrheit und Nothwendigkeit und ich komme immer auf Christum zurück als auf meinen Erlöser. Aber die eigentliche christliche Stimmung habe ich doch nur, wenn ich mich in die ganze Geschichte der Kirche versenke. Zu dem Evangelium, für sich betrachtet, habe ich Zeitenlang

kein Verhältniß; auch Christus, wie er blos im Evangelium erscheint (nicht der in der Kirche fortwirkende), verbirgt sich wol für mich in einen Nebel. Dann kommen aber wieder Zeiten, wo auch die Uranfänge des Christenthums mir höchst nahe treten und wo mich namentlich die Leidensgeschichte bis zu Thränen erschüttern kann. Ich lasse in dieser Beziehung ganz meine Natur walten und zwinge mich zu nichts. Einzelne Sprüche aus dem Zusammenhange zu reißen und sie zu richtenden Formeln für individuelle Verhältnisse zu machen, ist mir ein Greuel. Ich hasse das geradezu und finde darin eine totale Verkennung Christi, der eben in die Welt kam, um die Welt von dem Buchstaben der Vorschriften zu erlösen. Sein einziges Gebot ist die Liebe, d. h. nicht die quängelnde, thränenreiche Liebe, sondern der heilige Drang, sich mit Entäußerung alles Starren und Ablehnenden in die tiefsten und feinsten Beziehungen unsers Nächsten hineinfühlen und denken zu können, und aus dieser Hingebung an seine Natur und sein Geschick ihm Trost, Hülfe, Zurechtweisung zu finden.

An ein ewiges Leben glaube ich. Ich halte dafür, daß das Feinste, Individuellste, die geistige Person, das Ich mit einem Worte, was nur ein Mal vorkommt (denn auch der gewöhnlichste Mensch hat Seiten, die kein anderer besitzt), auch das Höchste und Beste in uns ist, und daß es daher unvernünftig wäre, anzunehmen, dies könne zerstört werden, da die ganze Aufgabe des Lebens nur ist, dieses Ich zu der Gestalt herauszuarbeiten, die ihm Gott bestimmte.

Aber über diese Dinge enthalte ich mich der Ausmalungen, weil, sobald man sie sich in einem bestimmten Bilde vorstellen will, auch sogleich unlösbare Widersprüche sich erheben. Mein Glaube und mein Gefühl ist ein einfacher, lichter Punkt in meinem Innern, eine gestaltenlose Hoffnung.

Es geziemt mir nicht, diesen von der innigsten Religiösität wie von dem heiligen Geiste der Wahrheit durchwehten Bekenntnissen, die ich hier zu befruchtender Mittheilung bringe und die gewiß jedes wahrhaft fromme Gemüth erbauen werden, eine schwächende Bemerkung beizufügen. Wir sehen darin den geschiedenen Freund auf den Flügeln der Ahnung über die Schwelle der Unendlichkeit schweben, über die er bald darauf, nicht blos in geistiger Betrachtung, schreiten sollte. Indem unsere Blicke dem so früh Vollendeten folgen, dem noch so reiche Garben auf Erden wuchsen, freuen wir uns, daß ihm wenigstens vergönnt gewesen ist, sein eigenes Selbst, „jenes Feinste und Individuellste, das nur ein Mal vorkommt“, bis zu dem harmonischen Frieden durchzubilden, der sich in den mitgetheilten Bekenntnissen ausdrückt.

Friedrich v. Üchtritz.

Torquato Tasso's Leben, mit Proben aus den Gedichten: Rinaldo und Aminta und dem Dialog: der Familienvater. Von Karl Streckfuß. Berlin, Duncker u. Humblot. 1840. 8. 1 Thlr.

In der Vorrede (S. III) sagt Hr. Streckfuß: außer den bekannten Werken von Manso, Serrassi, Ginguené, Black u. A. habe er vorzüglich die Schriften, und unter diesen hauptsächlich die Briefe und lyrischen Gedichte Tasso's benutzt und auf solche Weise Manches beigebracht, was von seinen Vorgängern theils nur mangelhaft mitgetheilt, theils übergangen worden und doch für Tasso's Charakter und Geschick bezeichnend sei. Demzufolge wäre es in literarischer und historischer Hinsicht wünschenswerth gewesen, daß Hr. Streckfuß mittels durchgehender Verweisung auf seine Quellen und Vorgänger und vergleichender Zusammenstellung des von ihm Vorgefundenen mit den Resultaten seiner Forschungen die Übersicht der letztern erleichtert hätte. Indeß dieser nur für den Gelehrten von Fach vorhandene Mangel hebt nicht die ungleich würdigere und schönere Theilnahme auf, welche die angezeigte Schrift zu finden ebenso wohl durch ihren Gegenstand als durch dessen Darstellung geeignet ist. Hierüber Folgendes: Tasso ist in dem „Befreiten Jerusalem“ keiner jener Dichter im höchsten Sinne des Worts, welche, indem sie in des Lesers Bewußtsein durch die organische Vollendung ihrer Schöpfungen eine eigenthümliche Weltanschauung hervorrufen, zugleich durch dieser Schöpfungen objective Wahrheit wol würdig sind Sehern und Propheten verglichen zu werden; Tasso ist ein alexandrinischer Poet; sein Werk soll leisten, was Kunst und Poesie nach den in Tasso's Zeitalter herrschenden und von ihm vorgefundenen Ansichten zu leisten berufen waren. Diese Aufgabe löst er mit unendlicher Virtuosität, und nicht zu viel sagt man, wenn man ihn auf dem bezeichneten nicht ersten und höchsten Standpunkte für vollendet hält. Sobald aber das Ideal eines Dichters nicht das Ergebniß seines eigenen innern Lebens ist, alsdann ist es auch für das Verständniß des Werks desselben von geringer Erheblichkeit zu wissen, welchen Einfluß äußere Lebensverhältnisse auf das intellectuelle Sein des Dichters hatten. Vielleicht sprach Hr. Streckfuß selbst sich in diesem Sinne aus, wenn er (S. III) sagt: „In seinem Epos finden wir kaum die Spur einer bestimmt hervortretenden Individualität, aus welcher wir auf seine Lebensansichten und seine Verhältnisse zur Welt eine Folgerung ziehen könnten.“ Für den Deutschen sind alle biographische Nachrichten über Tasso so interessant um deswillen, weil er in ihnen den Stoff wiederfindet, den Goethe so unendlich schön und ergreifend, mit so inniger und wahrer Auffassung des Gegebenen behandelt hat. Tasso's Verhältniß zur Prinzessin Leonore wird in Deutschland für alle Zeiten ein Gegenstand wärmster Theilnahme bleiben. Dankenswerth ist es daher, daß die angezeigte Biographie, laut der Vorrede ursprünglich nur für die Gesammtausgabe der Streckfuß'schen Übersetzungen von den drei berühmtesten italienischen Dichterwerken bestimmt, „als besondere Schrift Denjenigen dargeboten wird, welche sich mehr für Tasso als des Verfassers Übersetzungen interessiren dürften“.

Wäre es nun ein verdienstliches Unternehmen, wenn für den „Torquato Tasso“ Goethe's geschähe, was ein Kenner und Verehrer Goethe's für dessen „Natürliche Tochter“ unter dem unstreitig fingirten Namen Friedrich Zirklaup gethan hat und das Schauspiel im Vergleich mit den wirklichen Lebensereignissen der Hauptperson analysirt würde; dürfte das Ergebniß zu größerer Verherrlichung Goethe's ausfallen, als es bei der „Natürlichen Tochter“ der Fall war, so könnte man wünschen, daß Hr. Streckfuß die Lösung dieser Aufgabe mit seinem Werke verbunden hätte, wo nach Ref. Bedünken dies leicht ausführbar gewesen wäre. Nicht tadelnd bemerken wir, daß es unterblieben ist. Wie ein Schriftsteller seine Aufgabe gelöst hat, darüber steht dem Leser eine Stimme zu, was und wieviel er zu seiner Aufgabe machen wollte, kann nur in seltenern Fällen Gegenstand von Lob oder Tadel sein. Gewiß aber wird uns Hr. Streckfuß nicht zürnen, wenn wir die Äußerung nicht unterdrücken, daß wir, dankbar für das Empfangene, uns gern durch noch umfassendere Leistungen zu noch größerm Dank verpflichtet fänden. Auch die neuerlich vom Grafen Alberti aufgefundenen und zum Theil öffentlich bekannt gemachten Papiere hat Hr. Streckfuß nicht unbenutzt gelassen. Gefreut hat es uns — denn Ref. findet darin seine eigene Ansicht bestätigt — daß Hr. Streckfuß „nicht (S. VI) durch äußere Hülfsmittel in den Stand gesetzt, ein sicheres Urtheil in dem Streite abzugeben, jene Papiere nach innern Gründen für echt hält“.

Im Besitze des Königs von Preußen befindet sich ein Blatt, auf welchem in handschriftlichem Original (S. VII u. S. 137) folgendes noch nicht in der Alberti'schen Sammlung befindliche Gedicht Tasso's zu lesen ist:

Se taccio, il duol s'avanza,
Se parlo, accresce l'ira,

Donna bella crudel, che mi martire
Ma pur perdo speranza
Che l'umiltà vi pieghi,
Che nel silenzio ancor son voti e prieghi.
E prego amor che spieghi
Nel mio doglioso aspetto
Con note di pietà l'occulto affetto.

Des Hrn. Streckfuß Übersetzung:

Wenn ich schweige, wächst das Leiden,
Wenn ich rede, wächst der Zorn,
Schöne Herrin, die mich grausam peinigt.
Doch verlier' ich auch die Hoffnung,
Daß die Demuth noch euch beuge,
Denn im Schweigen auch sind Wünsch' und Bitten;
Amorn bitt' ich zu erklären,
Durch mein Angesicht von Kummer,
Mit des Mitleids Zeichen die verborgne Neigung.

Hierunter befinden sich von Leonorens Hand folgende buchstäblich abgeschriebene Worte:

con licentia dela rima et del poeta
era meglio dire li oculti affetti.

„Mit Erlaubniß des Reimes und des Dichters war es besser zu sagen: Die verborgenen Neigungen."

Am Schlusse der Vorrede äußert Hr. Streckfuß die Erwartung, streng werde es von vielen Lesern getadelt werden, daß seine Schrift die Fehler Tasso's rücksichtslos entschleiere. Aber eben unter solchen Tadlern wünsche er viele Leser zu finden, selbst auf die Gefahr hin, seine Darstellung in den von den jüngern Literaten bedienten Zeitschriften als eine philisterhafte völlig verdammt zu sehen. Denn manche solcher Tadler würden wol noch der Besinnung fähig sein und solchenfalls durch die Schicksale Tasso's zu der Überzeugung kommen, daß auch der größte Mann nur ein Theil des großen Ganzen sei und sich selbst zerstöre, wenn er, losgerissen von dem Ganzen, den Bedingungen Trotz bieten wolle, unter welchen der Zusammenhang der Menschen und Dinge bestehe.

Obschon nun Ref. Alles, was sociale und bürgerliche Ordnung heißt, gewiß nicht minder hochachtet als Hr. Streckfuß, so dünkt es ihm doch irrig und ungerecht, Tasso's Lebensereignisse als ein warnendes Beispiel zu gebrauchen, um von Verletzung jener Ordnung abzuschrecken. Nach dem Schlusse der Schrift zu urtheilen (S. 200 u. 201) bildet jene Warnung eine Haupttendenz derselben. Nur dann wird das Genie Alles leisten, wozu es die Natur bestimmt hat, wenn es versteht, auch die untergeordneten Geistes- und Seelenkräfte mit sich in Einklang zu bringen. Nur dann wird es seinem Besitzer selbst Segen und Glück bereiten. Im Raume, von welchem dies Erdenleben beschränkt ist, muß es wirkend sich bewegen, gedrängt und wieder drängend, und nur der Verstand kann es lehren, durch dies verworrene Gedränge mit festem Schritte und siegreich die Bahn zu brechen. Dieser wird ihm sagen, daß Mäßigung und Ordnung es sind, die ihm den sichern Weg zum Ziele bahnen, die ihm, wenn es am Ziele angelangt ist, die Früchte seines Strebens sichern können. Wie, nach Johannes von Müller's großartigem Schlusse seiner „24 Bücher", die Geschichte das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! den Völkern und Fürsten zuruft, so die Biographie den einzelnen Menschen. Ihr Wenige, denen der Himmel aus freier Gunst, nicht durch euer Verdienst, seine größte Gabe, das Genie, verlieh — noch mehr, ihr Viele, die ihr in gefährlicher Verblendung sie euch verliehen wähnt, hört, wie Tasso's gequälter Geist euch zuruft: Mäßigung und Ordnung! Wer diesen Zuruf überhört, der ist gerichtet.

Keine unfreie Handlungsweise läßt sich als Verletzung eines Gesetzes betrachten, also auch nicht die Äußerung eines krankhaft zerrütteten Seelenzustandes, und daß zu diesem schon früh der Grund in Tasso gelegen, scheint Hr. Streckfuß selbst anzuerkennen. Nachdem er (S. 8) davon gesprochen, wie wunderbar schnell in dem kleinen Kinde, das man nie habe lächeln und nur selten weinen sehen, und dann in dem heranwachsenden Knaben sich die ausgezeichnetste Begabung des Geistes entwickelt habe, bemerkt er (S. 9 u. 10), eine solche unnatürlich schnelle Entwickelung zeitige auch den Keim der Zerstörung, den jeder Mensch mit auf die Welt bringe, und die erste das Maß überschreitende Begünstigung der Natur habe vorzeitigen geistigen und körperlichen Verfall zur Folge. Demnach möchte selbst jene finstere Ansicht, welche den Wahnsinn als die stete Folge vorhergehender Schuld betrachtet, bei Tasso eine Ausnahme zu machen haben, und es scheint die Auffassung Goethe's auch die historisch richtigere zu sein, indem uns das Schauspiel im Verlaufe der Handlung die Entwickelung und den endlichen Ausbruch jener innern Zerstörung zeigt, deren entschiedene Kennzeichen wir in leisen, aber sehr wohl verständlichen Worten schon in den ersten Scenen angedeutet finden. Man erinnere sich z. B. der Stelle Act 1, Auftritt 3, wo der von der Prinzessin mit dem Kranze gezierte Tasso in die Worte ausbricht:

O nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er sengt mir meine Locken,
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es ist zu viel!

Wo Tasso auf die Worte des Alfons:

Wer früh genießt, entbehrt in seinem Leben
Mit Willen nicht, was er einmal besaß;
Und wer besitzt, der muß gerüstet sein.

erwidert:

Und wer sich rüsten will, muß eine Kraft
Im Busen fühlen, die ihm nie versagt.
Ach! sie versagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt sie mich, die angeborne Kraft,
Die standhaft mich dem Unglück, stolz dem Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieses Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöst?,
Es sinken meine Knie! Noch einmal
Siehst du, o Fürstin, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte; nimm ihn weg!
Daß, wie aus einem schönen Traum erwacht,
Ich ein erquicktes neues Leben fühle.

Demnach scheint es dem Ref. nicht am rechten Platze, wenn z. B. bei einer Verfügung des Testaments, welches der siebenundzwanzigjährige Tasso errichtete und in die Hände seines Freundes Hercules Rondinelli niederlegte*), (S. 35) auf die wichtige Wahrheit verwiesen wird, daß ohne Ordnung und Sparsamkeit die Erreichung aller höhern Lebenszwecke gestört werde. Indem wir uns enthalten, über andere zahlreiche Stellen zu berichten, welche den Tasso tadeln, weil es ihm bald wie im Unglück, so auch im Glück an derjenigen Kraft gebrach, womit gegen Widerwärtigkeiten gerüstet zu sein, er in der mitgetheilten Stelle des Schauspiels sich rühmt, können wir uns nicht enthalten des Hrn. Streckfuß Äußerungen (S. 39 fg.) hervorzuheben, in welchen darum, daß Tasso an dem Hofe zu Ferrara, jeder Dienstverpflichtung völlig entbunden, nur auf seine Studien und die Vollendung seines Gedichts angewiesen sei, Alfons und die Prinzessin zurechtgewiesen werden, die ihn

*) „Meine Sachen, welche bei Abraham für 25 Lire, und sieben Stück gewirkte Tapeten, welche bei Herrn Ascanio für 13 Scudi versetzt sind, und die, welche sich in meiner Wohnung befinden, mögen verkauft werden. Von Dem, was übrig bleibt, werde meinem Vater ein Grabmal errichtet. Und wenn in irgend etwas ein Hinderniß entstehen sollte, so möge Herr Hercules sich an die Gunst der erlauchten Madame Eleonore wenden, in welche ich das Vertrauen setze, daß sie aus Liebe für mich ihm freigebig sein wird."

sich so ganz und gar dem Praktischen hätten entschwinden lassen, was Niemanden, auch nicht dem größten Dichter gut thue. Der Geist des Menschen, heißt es hier, ertrage es nicht fortwährend mit dichterischer Begeisterung in höhern Sphären zu schweben. Nach solchem Fluge müsse er zurückkehren in die niedrigern Regionen, um dort von seinem Fluge sich auszuruhen. Ganz allein das Leben auszufüllen, wären nur diejenigen Künste geeignet, welche wie Malerei und Sculptur zugleich eine sorgsame handwerksmäßige Beschäftigung erfoderten.

Hier scheint Hr. Streckfuß nicht an den Componisten gedacht zu haben, der seine Ideen auf noch kürzerm Wege darstellt als selbst der Dichter, und nun stelle man sich einen Mozart vor, der, nachdem er den „Don Juan" componirt hat, in den niedern Regionen des Lebens ausruhen, seine Kräfte als referirender Rath oder ausfertigender Secretair sammeln soll. Tage, Wochen, ja Monate, heißt es weiter, würden kommen, in welchen der Dichter gänzlich unfähig zum Schaffen, dem nachtheiligsten Einflusse auf die Gesundheit des Geistes ausgesetzt sei, wenn er sie dennoch im fruchtlosen Grübeln und Brüten hinbringen, nicht sich mit einem Gegenstande beschäftigen wollte, der sich auch ohne Begeisterung behandeln lasse und daher auch täglich dem festen Willen zugänglich sei.

Offenherzig gesagt, hierein sich zu finden, ist Ref. versagt. Sowie die Lerche von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang singt, kann der Dichter allerdings nicht Verse machen. Bedarf denn aber der große Dichter, welcher die Erscheinungen der Geschichte und des Lebens in organischen Gebilden reproduciren und uns ihre tiefste und ewige Bedeutung zu offenbaren berufen ist, hierzu nicht immenser Studien? Hat z. B. wol für Schiller's „Wallenstein" genügt, was der Hr. Verf. den Flug der Begeisterung zu nennen scheint? Konnte der „Wallenstein" fertig werden ohne historische Studien, die jedem Professor der Geschichte zur größten Ehre gereichen würden? Wäre Ludwig Tieck was er ist, wenn er nicht ein Wissen in sich vereinigte, das außerordentlich bleibt, auch nachdem er seine Zeit nie anders als nach selbstgewähltem, eigenem Berufe verwendet hat, unerreichbar aber in jeder bürgerlichen Anstellung geblieben wäre? Der Dichter, der wirkliche Dichter, der nicht, wie einmal Tieck im Scherz und nach muthwillig verdrehender Etymologie sagt, ein Verdünner statt Verdichter ist, findet keinen Gegenstand menschlichen Wissens und Forschens ausgeschlossen von seinem Berufe und hat also, auch wenn er nicht componirt, genug zu thun, um vor seelenanstrengender, erfolgloser müßiger Grübelei bewahrt zu sein. Somit glauben wir den Alfons und die Prinzessin genugsam verwahrt zu haben gegen die Lection, die ihnen (S. 41) gegeben wird, Ersterm „weil er nicht dem Torquato ein mäßiges, die höhern Geisteskräfte nicht außer Anspruch lassendes Geschäft angewiesen und mit Ernst auf Erfüllung der obliegenden Pflichten gehalten", Letzterer, weil sie „nicht ihre Gewalt über ihn benutzt, um ihn auf richtiger Bahn zu erhalten".

Eine erfreuliche und, wie sich von selbst versteht, werthvolle Zugabe, bildet die Übersetzung von dem vierten Gesange des „Rinaldo", des von Amor gesprochenen Prolog aus dem „Aminta" und des „Der Familienvater" überschriebenen Dialogs. Dahingestellt lassen wir, ob A. W. Schlegel's Übersetzung des gedachten Prologes in den „Blumensträußen" u. s. w. (Berlin 1804) nicht die anderweite Übersetzung entbehrlich gemacht hätte. 96.

Bibliographie.

Almanach der Belehrung und Unterhaltung auf dem Gebiete der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde gewidmet von H. Berghaus. 5ter Jahrg. Mit 1 Bildniß und 3 Karten. 16. Gotha, J. Perthes. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Bernhard, C., Sämmtliche Werke. Aus dem Dänischen im Vereine mit K. L. Kannegießer und O. L. B. Wolff vom Verfasser. 7ter bis 9ter Band. Christian VII. und sein Hof. — Auch u. d. T.: Christian VII. und sein Hof. 3 Bände. 8. Leipzig, Weber. 3 Thlr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 1ster, 2ter Band. [Umschlag-Titel.] — Mit d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. T.: Die Nachbarn. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. 2 Theile. 2te verbesserte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 15 Ngr. (12 Gr.)

Bunsen, Ch. C. J., Die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche. 1ste Abth. Die Liturgie der stillen Woche mit Vorwort. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Döring, H., Friedrich Wilhelm's III., Königs von Preußen, Lebens- und Regierungsgeschichte. Gr. 12. Quedlinburg, Ernst. 20 Ngr. (16 Gr.)

Dumas, A., Napoleon. Deutsch von H. Elsner. 8. Stuttgart, Hallberger. 25 Ngr. (20 Gr.)

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. [17te Lief. 2te Abth.] Geschichte des preußischen Staats von G. A. H. Stenzel. — Auch u. d. T.: Geschichte des preußischen Staats von G. A. H. Stenzel. 3ter Theil. Von 1688 bis 1739. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. Subscr.-Pr. für die 17te Lief. in 2 Abth. 4 Thlr.

— — [18te Lief. 1ste Abth.] Geschichte von Dännemark, von F. C. Dahlmann. — Auch u. d. T.: Geschichte von Dännemark. Von F. C. Dahlmann. 2ter Band. Mit 1 Karte. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. Subscr.-Pr. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Gödel, K., Die Herrenhäuser Allee. Komische Novelle. 8. Celle, Schulze. 10 Ngr. (8 Gr.)

— —, Der Franzose, Russe und Altdeutsche oder das aufgehaltene Weltrad. Komisches Heldengedicht. Gr. 8. Celle, Schulze. 10 Ngr. (8 Gr.)

Held, Liebe. Tragödie in fünf Acten. Gr. 16. Erfurt, Selbstverlag. 1 Thlr.

Hoffmann, G. C. J., Philosophie der Rede oder Grundlinien der Rhetorik wissenschaftlich dargestellt. Gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Kock, Ch. P. de, Jenni oder die drei Blumenmärkte von Paris. Aus dem Französischen von *O. von Birkeneck*. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 1 Thlr.

Die Livländischen Landesprivilegien und deren Confirmationen. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Lotz, G., Bilder aus der Laterna magica eines Blinden. 2 Bände. 8. Berlin, Jonas. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Menzel, K. A., Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. 9ter Band. Die Zeiten Leopolds I. und Josephs I. — Auch u. d. T.: Deutsche Geschichte unter Leopold I. und Joseph I. Gr. 8. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 3 Thlr.

Neumeister, R., Johann von Schwaben. Trauerspiel in 5 Akten. 8. Leipzig, Barth. 15 Ngr. (12 Gr.)

Raumer, Fr. v., Die Korngesetze Englands. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 10 Ngr. (8 Gr.)

Sammlung der vorzüglichsten neuern Reisebeschreibungen, mit besonderer Beziehung auf Naturkunde, Kunst, Handel und Industrie bearbeitet. Herausgegeben von Phil. Hedw. Külb. 1ster Band. Fr. Dubois de Montpereux Reise um den Caucasus, zu den Tscherkessen, Abchasen u. s. w. 1stes Heft. Mit 1 Lithographie. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 20 Ngr. (16 Gr.)

Schwegler, F. C. A., Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts. Gr. 8. Tübingen, Fues. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Tiedge's, C. A., Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von K. Falkenstein. 1ster Band: Tiedge's Jugend und Mannesalter. 8. Mit T.'s Bildniß. Leipzig, Teubner. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 230. —— 18. August 1841.

L'Irlande sociale, politique et religieuse, par M. *Gustave de Beaumont*. Zwei Bände. Paris 1840.

Mit vielem Rechte bemerkt der Verf. dieses ausgezeichneten Buches, daß kein Land mehr als Irland die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und Philosophen verdient; denn kein Land wie dieses hat während der ununterbrochenen Dauer von sieben Jahrhunderten bald unter der einen, bald unter der andern Form eine so beständige und harte Unterdrückung erdulden müssen. Dennoch hatte die Lage Irlands bis jetzt keine vollständige Beschreibung gefunden; die Ursache davon ist sehr einfach. Irland ist seit dem 17. Jahrhundert durch politische Einrichtungen und Gesetze mit England verbunden, während es fortwährend durch Gefühle und Sitten von demselben geschieden blieb. Um sich also eine richtige und vollständige Ansicht von ihm zu verschaffen, mußte man zugleich die Einrichtungen und Gesetze Englands wie die Sitten und Gefühle Irlands kennen. Hatte man sich diese Kenntnisse verschafft, so mußte man die Ergebnisse beider Untersuchungen vergleichen und prüfen, ob sich daraus nicht die ganz natürliche Erklärung von befremdenden Thatsachen ergebe, von denen sich der Geist beim ersten Anblick nicht Rechenschaft zu geben vermag. Man ist daher Leuten, die wie Hr. v. Beaumont mehre Jahre ihres Lebens diesem Geschäft widmeten, wahrhaft dafür zu Dank verpflichtet; denn um die Wahrheit ans Licht zu bringen, hat er keine Mühe gescheut, hat zwei Reisen nach Irland unternommen und die verborgensten und geringsten Winkel des Landes untersucht, hat alle Urkunden des Landes, alte wie neue gelesen, und hat endlich, was noch mehr werth ist, die angesehensten Männer aller Parteien gefragt. Darum ist sein Buch auch, trotz einiger Fehler und Lücken, eines der bedeutendsten in der neuern französischen Literatur.

Was Hrn. v. Beaumont, wie allen Denen, die Irland zum ersten Male besuchen, am meisten auffiel, sind *die schreienden Gegensätze*, die es bietet. Gewiß ist Irland nicht das einzige Land, wo die Extreme übermüthigen Luxus und empörender Armuth vorkommen; aber überall anderwärts werden sie durch Mittelglieder verbunden, welche die schreiende Dissonanz mildern und keine so erschreckliche Kluft erblicken lassen. In Irland dagegen, wenigstens auf dem Lande, fehlen diese Mittelglieder ganz und das Auge sieht nichts als prächtige Schlösser und elende Hütten; die Mittelclasse ist daselbst nur erst im Entstehen begriffen, und auf eine Bevölkerung von acht Millionen zählt man kaum weniger als drei Millionen Dürftige. Was ist nun die Ursache dieses unglücklichen Zustandes und wodurch kann ihm abgeholfen werden? Diese doppelte Frage ist so oft bisher aufgeworfen und doch nicht gelöst worden. Ob es Hrn. v. Beaumont völlig gelungen, wagen wir nicht zu behaupten; daß er aber, besonders was die erstere Frage betrifft, weiter vorgedrungen ist als seine Vorgänger, dies scheint gewiß.

Vor Allem hat Hr. v. Beaumont eingesehen, daß man in der Geschichte Irlands die Erklärung zu dessen gegenwärtigem Zustande suchen muß. Deshalb schickt er dem kritischen Theile seines Werkes eine Einleitung voraus, die einen Überblick der zu wenig bekannten Geschichte Irlands enthält. Da dieser historische Abschnitt gewissermaßen die Basis des ganzen Gebäudes ausmacht, so möge es erlaubt sein, das Wesentliche daraus mitzutheilen.

Es war 1169, unter Heinrich II., als die Anglonormannen zum ersten Male Irland betraten, um alle Nachtheile der Eroberung und keinen ihrer Vortheile über dasselbe zu bringen. Anderwärts bewirkte die Eroberung eine Vermischung einander bis dahin fremder Racen und erneute dadurch die politischen Einrichtungen, kräftigte die Sitten, reinigte den Glauben und förderte den Fortschritt der Civilisation. In Irland dagegen brachte sie jene Verschmelzung der verschiedenen Racen nicht hervor und diente nur dazu, Sieger und Besiegte zugleich zu verderben und sie zu einem ewigen Kampfe zu verurtheilen. Hr. v. Beaumont erklärt sehr gut, wie die Ursachen, welche die Eroberung leicht machten, diese zugleich auch hinderten sich auszudehnen und zu befestigen. Die erste dieser Ursachen war die Zerstückelung Irlands, das in eine Menge Fürstenthümer vertheilt war, welche, zu vereinzelt und zu schwach, um einem kriegerischen Einfall zu widerstehen, doch zu zahlreich und unabhängig waren, als daß man sie hätte mit einem Male unterwerfen können. Die zweite Ursache war die fortdauernde Verbindung zwischen den Eroberern und deren Mutterlande. Die Anglonormannen, die sich nur auf einigen Küstenpunkten festgesetzt hatten, betrachteten ihre irländischen Besitzungen nur wie ein Pachtgut oder eine Factorei, und schon seit 1295, unter Eduard I., galt

gewöhnliche Abwesenheit der großen Grundbesitzer in den Augen eines Theils von Irland für ein Nationalunglück. So herrschten innerhalb des eroberten Gebiets die Anglonormannen mit ihren Ansichten, Sitten, Einrichtungen, ganz wie sie dieselben aus England mitgebracht hatten; außerhalb desselben dagegen die Irländer mit ihren Gesetzen, Bräuchen, Glaubensmeinungen, ganz so wie sie diese von ihren Vätern überkommen hatten; und unter diesen beiden, voneinander so verschiedenen Völkern bestand nun ein fortwährender, bald heimlicher, bald lauter Krieg, der jede Verschmelzung unmöglich machte. Dies war der Zustand Irlands während mehr als anderthalb Jahrhunderten.

Indeß war doch Ein Umstand, der diesem traurigen Verhältniß endlich ein Ende machen und zwischen den in Irland ansässigen Engländern und den Irländern eine wohlthätige Annäherung vorbereiten sollte. Die Engländer hatten es nämlich sehr passend gefunden, die feudale Organisation Englands auf das eroberte Land überzutragen, um sich derselben zur Unterdrückung der Irländer zu bedienen; allein zugleich fanden sie es gar nicht für gut, daß der König von England kraft seiner feudalen Oberherrlichkeit es sich herausnahm, ihnen Gesetze vorschreiben und sie im feudalen Dienstverhältnisse erhalten zu wollen. Mit dem 13. Jahrhundert entspann sich zwischen dem König von England und den in Irland ansässigen Engländern ein anhaltender Streit, der Die, welche denselben Boden bewohnten, in gemeinsamem Interesse zu vereinigen nicht verfehlen konnte; auch ersieht man aus den alten Geschichtsbüchern, daß die Anglonormannen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts Sprache und Gesetze des überwundenen Volks angenommen hatten. Noch mehr als dieses letztere selbst lehnten sie sich am Ende gegen die englische Herrschaft auf, sodaß es von ihnen hieß, sie seien irländischer als die Irländer selbst, Hibernis hiberniores. Hätten sie damals die Unabhängigkeit erlangen können, so wären die Spuren der Eroberung zweifelsohne wol bald wieder verschwunden; allein den Engländern war zu jener Zeit nicht weniger als heutzutage daran gelegen, kein unabhängiges Irland aufkommen zu lassen und Meister desselben um jeden Preis zu bleiben. So griffen sie 1366 unter Eduard III. zum ersten Male zu einem Mittel, das, mehrmals seitdem angewendet, durch immerwährende Erneuerung und Eroberung alle Gewaltthätigkeiten und Schrecken derselben zu bleibenden machen mußte. Dies Mittel bestand, wie man weiß, darin, den alten, mit den Eingeborenen bereits verschmolzenen Eroberern neue, noch gar nicht mit dem überwundenen Volke in Berührung gekommene zu substituiren. Deshalb wurden die in Irland geborenen Engländer für unfähig zum Besitz von Grundeigenthum erklärt und andere Engländer kamen an ihre Stelle. Um nun auch zu verhindern, daß diese nicht wie jene endlich ihren Ursprung vergäßen und zu Irländern würden, wurde das berüchtigte Statut von Kilkenny gegeben, das den Engländern bei Todesstrafe verbot, sich mit den Irländern zu verheirathen und nach deren Gesetzen und Sitten zu leben. So wurde es zu einem Verbrechen für den Engländer, wenn er sich, wie der Irländer, einen Schnurrbart wachsen ließ und Irisch sprach, wenn er in Verhältnisse freundschaftlicher Nachbarschaft mit ihnen trat und ihnen z. B. auf englischen Ländereien das Weiderecht bewilligte.

So blieb es seit dem Statut von Kilkenny rechtlich festgesetzt, daß künftighin in Irland nicht blos zwei durch politische Rechte gesonderte Völker, sondern auch zwei durch physische Absonderung geschiedene Racen wohnen sollten, von denen die eine absolut zur Herrschaft, die andere absolut zur Knechtschaft bestimmt war. Darf man sich wundern, wenn aus diesem Verhältniß ein mehrhundertjähriger wüthender Krieg entstand?

Hätte sich die Eroberung gleich über die ganze Insel erstreckt, so hätte das Statut von Kilkenny trotz der aus England kommenden geschärften Befehle doch nicht lange in seiner ganzen Strenge bestehen können. Denn es ist wol möglich, die Trennung zweier nebeneinander lebenden Racen und die Unterwerfung der einen unter die andere aufrecht zu erhalten, wenn ein tiefer natürlicher Unterschied sie trennt, wie die schwarze und weiße; zwischen der englischen und irländischen Race aber war der Unterschied zu gering, als daß es bei bleibendem Nebeneinanderleben nicht endlich zu einer Verschmelzung zwischen ihnen gekommen wäre. Was sie getrennt hielt, war der Umstand, daß fast bis zum Ende des 16. Jahrhunderts die eigentliche Eroberung nicht über einen kleinen Küstenstrich hinausging, der noch unter Heinrich VIII., 400 Jahre nach dem ersten Einfall der Engländer, nicht über sieben Stunden sich erstreckte. Erst auf dem Gipfel seiner Macht unternahm dieser König die Unterwerfung des ganzen Landes, in der, mochte sie nun scheitern oder gelingen, für Irland die Keime einer bessern Zukunft lagen. Aber im Augenblick, wo durch eine vollkommene Unterwerfung des ganzen Landes der Racenunterschied, wenn auch nicht ganz mit einem Male verschwinden, so doch schwächer werden sollte, trat ein anderer Unterschied ein, der noch viel dauerhafter und lebendiger war, nämlich der Religionsunterschied. England hatte den Protestantismus angenommen und wollte, daß Irland ein Gleiches thue. Heinrich VIII. verlangte von letzterm, daß es nicht blos in politischer, sondern auch in religiöser Hinsicht der Suprematie Englands sich unterwerfe. Dies war eine Tyrannei, schlimmer als jede andere, und der Irland einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzte.

Wir würden die Grenzen eines Journalartikels überschreiten, wollten wir hier den schrecklichen Kampf, der unter Heinrich VIII. begann und anderthalb Jahrhunderte später unter Wilhelm III. endigte, durch alle seine Phasen begleiten. Kein Mittel der Gewaltherrschaft blieb während dieses langen blutigen Zeitraums unversucht; von der Confiscation des Eigenthums in Masse bis zur Deportation der Einwohner wurden alle zu wiederholten Malen in Anwendung gebracht. In dieser Hinsicht befolgten Elisabeth und Jakob I., Karl I. und Cromwell, Karl II. und Wilhelm III. in gleichem Geiste dieselbe Politik. Dessenungeachtet und trotzdem daß die Katholiken in Irland aller ihrer Rechte und Güter beraubt, verfolgt, decimirt und

geraubt waren, verhielt sich doch immer noch ihre Zahl zu der der Protestanten wie vier zu eins, obgleich sie von elf Millionen Acker Land nicht mehr als eine besaßen, und noch dazu das Obereigenthum dieser Million in den Händen von fünf bis sechs großen englischen Familien concentrirt war. So war die Eroberung vollständig, denn den Boden hatten die alten Einwohner des Landes zu besitzen aufgehört.

Man muß dabei wohl beachten, daß ihnen jetzt nicht mehr wegen ihrer Qualität als Irländer, sondern wegen ihrer Eigenschaft als Katholiken ihr Eigenthum entzogen wurde. Der Unterschied der Racen hatte aufgehört und der der Religion war an jenes Stelle getreten, sodaß jetzt ein protestantischer Irländer mit unter den Siegern und ein katholischer Engländer in Irland mit unter den Besiegten gezählt haben würde. Da aber dieses umgekehrte Verhältniß nur sehr selten eintrat, da so gut wie alle Irländer trotz allen Verfolgungen und Versuchungen dem Glauben ihrer Väter treu blieben und der Katholicismus völlig zum integrirenden Theil der irländischen Nationalität wurde, so ergab sich aus der Veränderung des Princips der Trennung keine wesentliche Änderung in der Lage der Irländer. Vielmehr diente das religiöse Gefühl dem Nationalgefühl nur zur Stärkung, und zu dem alten Groll und Haß gab es ein neues Motiv.

Man weiß, daß zu jener Zeit in Irland eine neue Art von Unterdrückung, die gesetzliche und systematische, begann. Während des Kampfes war England gegen das katholische Irland gewaltsam, willkürlich, den Eingebungen der Leidenschaften und den Bedürfnissen des Augenblicks folgend verfahren. Nachdem der Kampf beendigt war, glaubte es die Unterdrückung regeln zu müssen. Hieraus entsprang unter Wilhelm und Anna jene Strafgesetzgebung, die ein Jahrhundert darauf von Burke für das schmählichste, aber auch eingreifendste und raffinirteste Werkzeug zur Unterdrückung, das jemals von Menschen ersonnen worden sei, erklärt wurde. Man verbot nun zwar den Katholiken nicht mehr ihrem Gottesdienste treu zu bleiben, aber man umgab die Ausübung desselben mit so vielen Hindernissen und verfänglichen Restrictionen, daß er so gut wie unmöglich wurde.

Außerdem wurden die katholischen Irländer des Rechts, ins Parlament zu wählen und gewählt zu werden, beraubt, von allen Anstellungen im Heer, dem Seewesen, der Justizpflege, ja selbst vom Advocatenstande ausgeschlossen, zur Erwerbung von Grundeigenthum und zur Schließung langer Pachtverträge für unfähig erklärt, bei der Ausübung eines Gewerbes den hohen Auflagen und Plackereien, mit denen die ausschließlich protestantischen Corporationen sie überhäuften, sich zu unterwerfen genöthigt und so zugleich in ihrem politischen und in ihrem bürgerlichen Leben bis ins Innerste gelähmt und niedergetreten. Selbst ihr häusliches Leben ward nicht geschont, denn gewisse Gesetze entzogen auf der einen Seite dem katholischen Vater das Vormundsrecht über seine Kinder und erklärten ihn auf der andern, wenn eines derselben protestantisch wurde, seines Vermögens für verlustig, um es dem zum Protestantismus übergetretenen Kinde zu geben. Eine der empörendsten Bestimmungen dieser Gesetzgebung war die, welche allen Protestanten die Erlaubniß gab, jedes einem Katholiken gehörige Pferd gegen Erlegung von 5 Pf. St. ohne Weiteres zu nehmen, sowie jene, welche den katholischen Irländern den Besitz von Waffen selbst zur Vertheidigung der Person untersagte. Dies war die Lage der Irländer um den Anfang des 18. Jahrhunderts, wobei noch zu bemerken ist, daß die Praxis nicht etwa jene Gesetze milderte, vielmehr ist es durch nur zu viele Thatsachen bewiesen, daß der Egoismus der Engländer sie im Leben nur noch schärfte und auf die schamloseste Weise misbrauchte. Wenn es sich um die Papisten handelte, kümmerten sich die Engländer weder um Gerechtigkeit noch um Menschlichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Entwickelungsganges der brandenburgisch-preußischen Monarchie; mit besonderer Beziehung auf die Persönlichkeit der Regenten, die Hausverfassung und die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse des Gesammtstaates zu den einzelnen Gebietstheilen und zu auswärtigen Staaten. Von Hermann von Ohnesorge. Leipzig, Hinrichs. 1841. Gr. 8. 2⅚ Thlr.

Von diesem Buche ist zuerst zu erwähnen, daß es eine Jugendarbeit des in seinem 22. Lebensjahre am 7. Aug. 1840 verstorbenen Verfassers ist. Überblickt man nun das in demselben auf 628 Seiten Geleistete, so hat man nicht allein Ursache, zu bewundern, daß er, kaum zwei Jahre nach Beendigung des akademischen Cursus, hat so viel schreiben können, sondern man muß auch seiner Belesenheit, seinem ausdauernden Fleiße, seiner einfachen Darstellung und strengen, nüchternen Auffassung alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; ja noch mehr, wenn man aus dem Vorworte eines Ungenannten erfährt, daß das vorliegende Werk nur der Grundstein eines großen geschichtlich-staatsrechtlichen Werkes über den preußischen Staat hat sein sollen. Aber auch so wie es vorliegt, ist es eine brauchbare Quellen- und Urkundensammlung, die als nützliche Beilage zu jeder preußischen Geschichte gelten kann und für den praktischen Gebrauch zur Lösung oder Beleuchtung staatsrechtlicher Fragen eine willkommene Aushülfe bieten wird. Denn schon die genaue Nachweisung der Urkunden, Verträge und Gesetze in den Werken eines Gercken, Pauli, Möhsen, König, Moser, Raumer, Helwing, Manso, Lancizolle, Klüber und anderer preußischer Geschichtschreiber, aus denen der Verf. sein Buch zusammengetragen hat, da er selbst kein neues Material geben konnte, ist verdienstlich und wird ganz besonders diese Schrift als einen erläuternden Commentar anderer historischer Werke empfehlen.

Den Anfang macht eine einleitende Übersicht der Gebietsentwickelung der preußischen Staaten. Der sonderbare Fehler auf S. 32, daß die Fürstenthümer Neuschatel und Valengin schon im baseler Frieden Lehne des Marschall Berthier geworden wären, wird später verbessert. Hierauf folgt die Geschichte des Entwickelungsganges der brandenburgisch-preußischen Regenten und ihrer Regierung. Im ersten Abschnitte: Die Beherrscher der Mark Brandenburg und des Königreichs Preußen in ihrem persönlichen Charakter, können wir nicht überall mit Hrn. von Ohnesorge übereinstimmen. Recht gut sind seine Skizzen Albrecht's des Bären, Waldemar's, des Kurfürsten Friedrich I., des Albrecht Achilles, auch billigen wir seine strengen Urtheile über Johann Sigismund, Georg Wilhelm und

[illegible] II., und [illegible] durch den Schluß mit den bizarren Anfangsworten des Abschnitts über den großen Kurfürsten; aber es ist ungerecht, Friedrich Wilhelm I. einen Tyrannen im vollsten Sinne des Wortes zu nennen, und verräth jugendlichen Dünkel, über Friedrich II. zu urtheilen, daß er „in fast unedler und unhöflicher Überspannung der Einzige genannt sei“, oder von „einem Sündenregister“ desselben und von „großen, völkerrechtlichen Sünden“ zu sprechen. Eine reihenweise Übersicht aller Beherrscher mit einem — meist passenden — Schlagworte für Jeden macht den Schluß dieses Abschnittes, dem sich ein zweiter über die Hausverfassung der brandenburgisch-preußischen Regenten anreiht. Unter den gründlichen Ausführungen, denen man die Jugend des Verfassers nicht ansieht, nennen wir vorzugsweise die Abhandlungen über das angeblich Widerrechtliche in den Besitzungen der beiden Agnes und über das Hausgesetz des Markgrafen Albrecht. Das Testament Friedrich Wilhelm's vom 9. Febr. 1686 (dies ist nach Preuß' „Biographie Friedrich's des Großen“ der richtige Tag, nicht der 16. Febr., wie Hr. von Ohnesorge geschrieben hat) glaubt derselbe als Thatsache annehmen zu müssen. Richtiger würde er sich hierüber geäußert haben, wenn er die von Orlich („Geschichte des preußischen Staats im 17. Jahrhundert“, I, 554—560) beigebrachten Facta und besonders die daselbst mitgetheilte Eingebung Otto Schwerin's des Jüngern zu Rathe gezogen hätte.

Der dritte und letzte Abschnitt erörtert die äußern Verhältnisse der preußischen Regenten, zuerst Titel, Wappen und Rang. Hier ist nur (S. 227) falsch, daß die polnischen Erwerbungen im J. 1795 von Friedrich Wilhelm II. „das Herzogthum Warschau“ genannt sind, sie hießen vielmehr „Neuostpreußen“. Darauf handelt der Verf. von dem Lehnsverbande Preußens zum deutschen Reiche, von dem Erzkämmereramte und der Kurwürde, von der Theilnahme an der Kaiserwahl, von dem Verhältniß zu den Reichscollegien, von den Reichskriegen u. s. w., ja selbst die Reichsacht ist nicht vergessen. Weiter wird die staatsrechtliche Stellung zum deutschen Bunde und die Stellung im europäischen Staatensystem beschrieben. Der letzte Abschnitt ist recht eigentlich ein Commentar zu den gelehrten Übersichten, die Pölitz in seiner größern Geschichte der preußischen Monarchie von den einzelnen Bestandtheilen dieses Staats gegeben hat. Zuvörderst beschäftigt sich der Verf. mit den kirchlichen Staaten Magdeburg, Halberstadt und Quedlinburg, dann mit den landsässigen Bisthümern Brandenburg, Havelberg, Lebus in der Mark und mit dem Johanniterorden. Sodann geht er auf die weltlichen Staaten über, Pommern, Schlesien, Preußen, Jülich, Kleve und Berg, die oranische Erbschaft, Ostfriesland, Tecklenburg, Lindau und Ruppin. Auch wird hier der verschiedenen Erbverbrüderungen mit Sachsen, Hessen und den Fürsten von Hohenzollern gedacht. Zuletzt ist eine kurze Übersicht der durch die Verträge der J. 1814 und 1815 herbeigeführten Veränderungen des Gebietszustandes angefügt worden. 11.

Mancherlei.

Die Zwillingschwestern Theologie und Philosophie leben in schwer zu schlichtender Fehde. Was für Beilegung derselben durch unparteiische Vermittler zu thun wäre, wird verhindert durch ihren beiderseitig geliebten Bruder, den Dogmatismus, welcher streng und unnachgiebig Foderungen schärft, ausschließlich und allein Recht haben will, ja den Schwestern selber Tugend und Seligkeit abspricht, wenn sie seiner Leitung und Satzung nicht mit unbedingtem Vertrauen zu folgen gesonnen sind. Zu ihm zieht eine Erbsünde das Menschengeschlecht, darum kehrt er stets wieder in der Menschengeschichte. Denken geschieht in Worten und [illegible] Meister, [illegible] erwächst feste Satzung. Ihrer ursprünglichen Natur gemäß soll Philosophie des Gedankens Macht wiederherstellen und hat darum fortwährend in der Welt zu thun. Sie geräth dabei oft mit theologischer Wortfassung in Zwiespalt und wird dann von der theologischen Dogmatik angefeindet; ja, sie bildet in ihrer Schule besondere [illegible], die mit sich auf eigenem Boden streiten; sie vergißt ihre Wiege und ihren Beruf. Theologie erbaut aus Worten eine Kirche und kann nicht immer die Gedanken der Gläubigen darin festhalten; sie sollte sich erinnern, die kirchenbewohnende Religion trachte nach dem Himmel, und dieser sei höher als die Kirche. Statt dessen zankt und verdammt man wegen Kirchen und Nebenkirchen. Käme einmal die volle Macht des Gedankens und die reine Himmelsliebe von den Sternen zur Erde, so würden die philosophischen Leiber und theologischen Kirchen verklärt sein durch ein großes wunderbares Licht des Wissens und Glaubens für ewigen Frieden und Gemeinschaft der Geister; und der arme, hierhin und dorthin schwankende Erdensohn mag dieses Bild der Erlösung sich bewahren wie das Bild des tausendjährigen Reichs. Wollen die Wortleiber der Philosophen sich flüchten unter das Wortdach der Kirche, und will dieses von jenen neue Stützen und Ziegel sich fertigen lassen, so bleibt das alte Übel und die Menschheit steht fern von ihrer Erlösung.

Es gibt Etwas im Menschen hinter ihm selber, das heißt, hinter seinen Eigenschaften, seinem Conterfei, seinem Spiegelbilde, ein An sich hinter dem Für sich und für Andere, welches gleich einem unbekannten Lande von Einigen wol erblickt, aber von den Meisten kaum vermuthet wird. Und doch kommt nach Hegel aus dem An sich das Für sich zur Wirklichkeit, gibt also über diese erst die rechte Auskunft. Ich kannte einen Theologen, der war fromm, wollte Allen Alles sein, namentlich in der Religion. Den Verständigen entlief er ins Mystische, den Mystikern ins Verständige, war Katholik von Geburt und durch protestantische Schriften gebildet, von seinen Glaubensgenossen und ihren Gegnern beiderseitig gepriesen, vertheidigte die lateinische Messe und schrieb deutsche Gebetbücher. Seine Kirche mochte auf ihn zählen, da er etwas galt, doch nicht unbedingt, weil er strenger Consequenz und Obedienz auswich. Leicht ergriffen vom Scheine hinsichtlich der Menschen und Sachen, ward er getäuscht von Heuchlern und Schmeichlern; ob seine Frömmigkeit nicht theilweiser Schein, war schwer auszumitteln, aber seine Freundschaft war es, wie manche seiner Anhänger in späterer Zeit mit Verwunderung einsahen. Vielleicht ward durch theologische Milde die Kraft menschlicher Anhänglichkeit geschwächt, vielleicht durch Schwäche der letztern die erstere hervorgerufen und Beides in die unbestimmte Farbe der Allgemeinheit verwaschen. Ich kannte einen Philosophen, edel in Gesinnung und Gefühlen, wechselnd in persönlichen Neigungen. Leicht beweglich durch Ansprechendes, besonders durch Geist, gewöhnt an Huldigung, ward er doch beider bald überdrüssig und Neuheit des Umgangs befriedigte ihn mehr als Gewohnheit desselben. Empfindlich gegen Vernachlässigung, übte er dieselbe nicht selten gegen Andere. Zuverlässig in seinem redlichen Willen und alles Schlechten Feind, ward er Freunden manchmal unzuverlässig und gegen schlechte Menschen zu duldsam, dadurch oft von ihnen hintergangen und sich selbst betrügend im Urtheil über Personen und Sachen. Gerechtigkeit machte ihn zu Zeiten treuer und nützlicher seinen Widersachern als seinen Anhängern, seine Liebe war mehr eine der Eigenschaften als der Persönlichkeit, darum blieben entschiedener Haß und entschiedene Verdammniß ihm fremd. Milde der Natur und Nachsicht aus Gewohnheit gaben einen größern Schein von Schwäche, als die praktische Philosophie empfehlen und billigen mag. 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 231. —— 19. August 1841.

L'Irlande sociale, politique et religieuse, par M. *Gustave de Beaumont*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 230.)

War denn aber während der Leiden des katholischen Irlands wenigstens der protestantische Theil dieser Insel frei und glücklich? Keineswegs, und hier erscheint die Schmählichkeit des politischen Verhältnisses von Irland zu England, dessen Keime Hr. v. Beaumont mit großem Scharfsinn nachgewiesen hat, in ihrem ganzen Lichte. Kraft eines stillschweigenden Vertrags hatte nämlich das protestantische Irland dem Joche Englands sich unterworfen, unter der Bedingung, daß dieses ihm hinwiederum zur Unterdrückung des katholischen Irlands fortwährend Beistand leiste. Es bestand nämlich seit Heinrich VII. ein Gesetz, Poyninggesetz genannt, welches das irländische Parlament dem englischen vollkommen unterordnete und letzterm völlig das Recht gab, Irland ganz nach Gutdünken zu regieren. Indessen hatte das irländische Parlament immer bis zur Einführung der berüchtigten peinlichen Gesetze gegen dieses Gesetz protestirt. Erst um diese Zeit hörten die Protestationen auf und das protestantische Parlament Irlands willigte in seine eigene Erniedrigung ein. Eine Folge hiervon war der völlige Ruin der irländischen Industrie, welche dem Egoismus der Engländer ein Dorn im Auge war. So wurden die noch immer zahlreichen unbedeutenden Wollfabriken, welche mehren Grafschaften noch einigen Wohlstand und Gewerbthätigkeit verliehen, zu Gunsten der englischen Wollmanufacturen durch gesetzliche Maßregeln vernichtet, ohne daß das irländische Parlament sich dagegen auch nur gerührt hätte.

Es ist ganz unnöthig, eine solche Politik gegen ein überwundenes Volk näher zu qualificiren; nur wundern muß man sich, daß ein Volk von mehren Millionen diesen Druck so lange ertragen konnte. Dennoch brachen seit der völligen Knechtung Irlands unter Wilhelm III. nur erst 1760 Volksaufstände daselbst aus, und noch dazu hatten sie damals weder einen politischen noch einen religiösen Charakter. Die kleinen Pachter erwiderten zwar die Bedrückungen der großen Grundeigenthümer und der Geistlichkeit mit Mord und Brand, doch zeigte noch nichts an, daß eine große nationelle Bewegung sich vorbereite. Doch schon 18 Jahre nachher, beim Ausbruch des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, nahm die Stimmung Irlands einen andern Charakter an. Der Gedanke an das schwer verletzte eigene Recht wachte in den Irländern auf, das Beispiel der Amerikaner setzte die Geister in Aufregung, und England, durch den Krieg jenseit des Oceans geschwächt und durch die in Irland herrschende Aufregung erschreckt, sah sich zum ersten Male genöthigt, den Irländern Zugeständnisse zu machen und den drohenden Sturm durch Milderung der harten Strafgesetze zu beschwören. Bald darauf, als während des amerikanischen Krieges Irland mit einem Einfall der Franzosen bedroht war, bildete sich der große Verein der Freiwilligen zu dem Behufe, jedem feindlichen Einfall zu begegnen. Dieser Verein wurde aber bald zu einer Art militairischem Parlament, das seine Anführer wählte, öffentlich verhandelte, Beschlüsse votirte, Bittschriften an der Spitze des Bayonnets überreichte und, wiewol fast ausschließlich aus Protestanten bestehend, kühn seine Stimme für die ewigen Grundsätze des Rechts erhob. Man weiß, daß neue, den Katholiken gemachte Zugeständnisse, sowie die Abschaffung des Poyninggesetzes und die damit geschehene formelle Anerkennung des irländischen Parlaments die Ergebnisse der Schritte der Freiwilligen waren.

Bis dahin war der Kampf nicht über den Kreis der alten englischen Staatseinrichtungen und der von diesen geheiligten Rechte hinausgegangen; und einige dieser Rechte sind mit dem Staatsleben der Engländer und ihrem politischen Glauben dermaßen verwachsen, daß sie dieselben immer für unverletzlich und unumgänglich hielten und auch während der strengsten Bedrückung den Irländern nicht gänzlich zu entziehen wagten. So erfreuten sich diese z. B. immer des Rechts, ihre Gedanken zu veröffentlichen und zu öffentlichen Versammlungen zusammenzukommen. Mit Hülfe dieser ihnen übriggebliebenen Rechte auch die übrigen, deren sich England erfreute, zu erringen, dies war noch im vorletzten Decennium des vergangenen Jahrhunderts der letzte Zweck der heißesten irländischen Patrioten. Allein unter dem Einfluß der französischen Revolution entstand bald eine beiweitem kühnere Partei, die nicht mehr im Namen der englischen Gesetze, sondern im Namen der Menschenrechte rundweg völlige Gleichheit zwischen Katholiken und Protestanten verlangte. Diese Partei gebar 1792 den Verein der vereinigten Irländer, der neue Zugeständnisse, zum dritten Male nun, von den Engländern erwirkte. Hätte der Verein der vereinigten Irländer richtiges Maß

gehalten, so würde schon damals die berüchtigte Strafgesetzgebung den letzten Stoß erhalten haben. Unglücklicherweise aber träumte ein Theil der Mitglieder des Vereins von einem völligen Bruch mit der Vergangenheit und Gründung eines unabhängigen irländischen Freistaats, und flößte durch diese abenteuerlichen Pläne den besonnenern Köpfen einen solchen Schrecken ein, daß diese sich wieder der Regierung näherten, um größeres Unglück abzuwenden. An der Spitze der letztern Partei standen nicht blos die beiden berühmten Kämpfer für die Emancipation der Katholiken, Burke und Grattan, sondern auch die ganze katholische Geistlichkeit selbst. Die erste Folge davon war eine Reaction, welche die Regierung benutzte, um die Freiwilligen aufzulösen und das Heft wieder in die Hände zu nehmen; die zweite Folge war der blutige und nur mit so vielen Greueln unterdrückte Aufstand von 1798, und die dritte die Bill zur Vereinigung des irländischen mit dem englischen Parlament.

Was seitdem im politischen Schicksale Irlands sich ereignet hat, ist zu bekannt, als daß es speciell erwähnt zu werden brauchte. Es reicht hin, zu bemerken, daß die Emancipation der irländischen Katholiken im J. 1829, gleichwie die Zugeständnisse von 1778, 1782 u. 1793 nur durch die unvermeidliche Nothwendigkeit England abgerungen wurden. Peel's eigene, im Parlamente gesprochenen Worte: „Ich habe die Emancipation bewilligt, weil sie unvermeidlich war", bezeugen dies.

So wären wir denn nun zu dem Zeitpunkt gekommen, wo im äußerlichen staatsrechtlichen Verhältniß so gut wie jeder Unterschied zwischen Engländern und Irländern gefallen ist und beide Völker als gleichberechtigt dastehen. Wer sollte nun nicht glauben, daß mit dem Sturze der Beschränkungen, welche so unsagliches Elend über Irland gebracht hatten, nun nicht auch dieses Elend selbst aufhören würde? Und doch ist dem nicht so: der materielle Zustand des irländischen Volks ist jetzt jämmerlicher als zur Zeit der größten politischen Unterdrückung, und unter der anscheinend ruhigen Oberfläche gähren und regen sich noch alle die alten Leidenschaften, welche so oft in unheilvollen Aufständen ausbrachen. Welches sind nun die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung?

Die eine, und zwar allgemeine Ursache ist der überall wiederkehrende Umstand, daß mit Ausrottung eines Übelstandes nicht zugleich auch die Übel und ihre Folgen, welche derselbe im Lauf der Zeit schon erzeugt hat, ausgerottet sind, und daß sich in der Weltgeschichte der Ausspruch des Dichters:

> Das eben ist der Fluch der bösen Saat,
> Daß sie fortzeugend Böses muß gebären,

leider nur zu sehr bewährt. So hat die irländische Emancipation zwar alle die Rechte, deren Entziehung die Wurzel aller Übel war, an denen die Irländer litten, diesen wiedergegeben; nicht aber hat sie ihnen das einmal entzogene Grundeigenthum, den durch lange Knechtschaft zerstörten innern sittlichen Halt, den Charakter selbstbewußter Freiheit, die durch Entziehung aller Objecte einer geordneten Thätigkeit verlorengegangene Liebe zu einem geordneten thätigen Leben wieder verleihen können. Mit einem Wort, die Emancipation hat den Irländern zwar die gleiche abstracte Möglichkeit zu einem glücklichen Leben wie den Engländern gewährt, nicht aber die concrete Wirklichkeit der dazu nöthigen Hülfsquellen und geistigen Fähigkeiten. So fehlen den armen Irländern nach wie vor eigener Grund und Boden, Capitalien, eine heimische Industrie, ein zuträgliches System des Ackerbaues; es fehlen ihnen ferner die sittlichen Eigenschaften, die allein das Aufblühen des Volkswohlseins möglich machen: Thätigkeit, Beharrlichkeit, Umsicht und Voraussicht. Wie gesagt, um die Irländer auf die gleiche Stufe von Wohlhäbigkeit wie die Engländer zu erheben, ist es nicht genug, sie nur hinsichtlich der Gesetzgebung mit den Letztern auf gleichen Fuß zu stellen und ihnen gleiche Vortheile einzuräumen; man muß auch noch die materiellen Hindernisse fortschaffen, die sich ihrer socialen Emancipation entgegenstellen. Hier kommen wir auf die zweite, specielle Ursache, aus der Hr. v. Beaumont vorzüglich, wenn auch vielleicht zu ausschließlich den fortdauernden elenden Zustand der an Naturgaben so reichen grünen Insel zu erklären sucht, nämlich das Verhältniß der irländischen Aristokratie zum Volk.

In Irland wie in England herrscht die Aristokratie, und doch befindet sich das letztere Land dabei wohl und hängt an seinen aristokratischen Einrichtungen und Gewohnheiten, während das erstere dabei leidet und die Adelsherrschaft verflucht. Dies kommt daher: in England ist der Adel, aus einer vollkommenen Verschmelzung des sächsischen und normännischen Elements hervorgegangen, Jahrhunderte lang der Leiter aller nationellen Regungen und Bewegungen gewesen, hat immer an der Spitze aller großen Unternehmungen gestanden und ist so der höchste Ausdruck der nationellen Ansichten, Gefühle und Bedürfnisse geworden. Mochte es die Gründung oder Vertheidigung der Freiheiten des Landes, die Ausdehnung seiner Macht, die Entwickelung seines Reichthums gelten, immer nahm der englische Adel den ersten Rang ein und behielt sich in dem Kampf um jene Interessen den größten Antheil an den Gefahren und Anstrengungen vor. Daher kommt die Achtung und das Vertrauen, welches der englische Adel, trotz aller ihm anklebenden großen Mängel, doch allgemein im Lande genießt; daher aber auch die Freiheit und Kraft des Landes, das er regiert. Dagegen ist nun der irländische Adel sowol durch Abkunft wie durch Religion dem Lande entfremdet und hat sich nie in einer andern Absicht um die Masse des Volks bekümmert, als um sie zu unterdrücken, zu beschimpfen und zu berauben. Daher erklärt sich auch der erbliche Haß, deren Gegenstand er ist, sowie das Elend und die materielle Knechtschaft, in der das Land noch jetzt schmachtet. Eine schlechte Aristokratie ist die Quelle alles Übels, an denen Irland leidet, dies ist das Princip, von dem Hr. v. Beaumont bei seiner Deduction ausgeht und von dem er in einer strengen Analyse alle übrigen Übel abzuleiten sucht. Wir müssen gestehen, daß er hierin zu ausschließlich verfährt, und daß er vielleicht zu viel seinem logischen Bestreben, alle Leiden Irlands aus einem Principe zu erklären und in einer Formel zu

[illegible], nachgegeben hat. Denn wenn man bedenkt, was Cromwell an Irland that, daß seine Soldaten alle Katholiken ihres Eigenthums beraubten und sie rein auf Connaught beschränkten; daß sie, um schneller mit ihnen fertig zu werden, in einem Tage tausend junger Mädchen sich bemächtigten und sie als Sklaven nach Jamaica verkauften; daß sie endlich sämmtlichen Grund und Boden unter sich vertheilten und nichts den alten Eigenthümern ließen; mit einem Wort, wenn man bedenkt, daß die schwerste Tyrannei, die je auf Irland lastete, die tiefsten Spuren und die bittersten Erinnerungen darin zurückließ, die Cromwell'sche war, so ist wol so viel gewiß zuzugeben, daß *die* Aristokratie nicht gerade die Quelle der Leiden Irlands war. Wol aber behält der Verf. ganz Recht, wenn man seinen Ausspruch auf die Gegenwart Irlands restringirt und die Aristokratie für die gegenwärtige Hauptquelle des Unglücks, das noch auf Irland lastet, erklärt, wiewol auch hierin zugestanden werden muß, daß es unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders kommen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Toussaint. Ein Roman von Theodor Mügge. Drei Theile. Stuttgart, Hoffmann. 1840. 8. 5 Thlr.

Dieser wahrhaft historische Roman hat das Nachspiel der französischen Revolution auf S.-Domingo, den Kampf der Farbigen und Schwarzen um ihre natürliche und politische Freiheit zum Gegenstande. In der neuern Geschichte dürfte wol nicht leicht eine zweite Episode gefunden werden, die sich zu einer dichterischen Behandlung mehr eignete als dieser Freiheitskampf. Schauplatz und Handlung ist begrenzt; die Pracht, der Reichthum und die groteske Gestaltung der tropischen Natur, die entfesselten Leidenschaften der heißblütigsten Gemüther eröffnen eine Scenerie voll objectiven Lebens und ergreifender Schicksale. Was aber dem Ganzen in der That eine dramatische Entwickelung und einen, dem künstlerischen Interesse angemessenen Schluß herbeiführt, ist der Umstand, daß sich die ganze sittliche Macht dieser Umwälzung in der Person und in dem Schicksale eines Helden individualisirt: dieser Held ist — Toussaint-Louverture. Unser Dichter hat diesen außerordentlichen Charakter gebührendermaßen in den Vordergrund gestellt, alle übrigen sehr zahlreichen Gestalten gruppiren sich um ihn, und die großen Massen und Parteien treten erst in dem Momente auf den Schauplatz, in welchem sie mit dem wunderbaren Manne in Berührung kommen, denn erst dann treiben sie auch in den allgemeinen Strom der Ereignisse. Es gereicht hierbei Hrn. Mügge zum großen Lobe, daß er die gründlichsten Studien über die Natur des Tropenlandes und über die sociale und politische Geschichte der Insel Haiti angestellt hat. Nicht minder ist es ein rühmliches Zeugniß von der Freiheit und Gestaltungsfähigkeit seiner Phantasie, wie von echt dichterischer Intuition, daß er den Begebenheiten wie den Personen ihren durch die Geschichte überlieferten Charakter bewahrte: Toussaint, sowie die übrigen Hauptpersonen, welche den Schauplatz beleben und die einzelnen Scenen verbinden und motiviren, sind gewissenhaft mit geschichtlicher Wahrheit aufgefaßt und gehalten, nur daß im Lichte der Poesie ihre Umrisse begrenzter, schärfer, idealer hervortreten. Indessen wagen wir, was die Composition der Dichtung betrifft, dem Dichter einen Vorwurf zu machen. Er scheint den Plan gehabt zu haben, in seinem Gemälde die Natur und die Leidenschaft von den Frauen aller der verschiedenen Racen darstellen zu wollen, die sich hier gegenüberstehen und bekämpfen; so vieles Interesse diese Contraste aber auch würden gewährt haben und so sehr Hr. Mügge dazu befähigt, die Liebesglut eines südlichen Herzens zu veranschaulichen, würde es doch augenscheinlich die an sich sehr weitschichtige Anlage der Dichtung über die Gebühr ausgedehnt haben, hätte er wollen diesem Plane nachkommen. Er hat ihn wol sonach im Laufe des Romans von selbst fallen lassen; indessen konnte er sich nicht enthalten in zahlreichen Episoden einmal gefaßte Ideen zu verfolgen und eine Reihe von interessanten Liebesgeschichten zu entwickeln, die wol an sich spannen und den Leser fesseln, die aber den weitläufigen Zusammenhang des Ganzen zerreißen, die Übersicht erschweren und den ernsten Leser im Genusse der großen Charaktere und der großen Situationen stören. Die Schilderungen der Tropennatur und die Zeichnungen von den einzelnen Schauplätzen, ebenso die eigenthümliche Denk-, Gefühls- und Handelsweise der verschiedenen Racen, die hier in Conflict gerathen, alles Das ist auf eine meisterhafte und ergreifende Art ausgeführt.

Da Toussaint die Seele des Romans ist, so endet derselbe auch ganz angemessen mit dem Falle des Helden. Der allgemeine Verlauf der Begebenheiten ist aus der Geschichte selbst so bekannt und die einzelnen Vorfälle und Situationen, durch welche sich die Charaktere entwickeln, so mannichfaltig und complicirt, daß wir uns hier mit einer abstracten Schilderung der vorzüglichsten Gestalten, welche uns vorgeführt werden, begnügen müssen. Das Freiheitsgeräusch und die Proclamation der Menschenrechte erschüttern auch den Boden vom französischen Domingo und die in grausamer Unterdrückung und Behandlung seufzenden Neger, die den beiweitem größten Theil der Inselbevölkerung bilden, jauchzen laut auf. Mord und Empörung brechen überall aus, aber die meisten Pflanzer, die in der Abschaffung der Sklaverei einen Eingriff in ihre Rechte sehen, wissen den Freiheitsrausch der afrikanischen, hülflosen Kaste, wie die Foderungen der Mulatten mit grausamer Gewalt zu unterdrücken; Ogé und seine Genossen erleiden auf Cap français den Henkertod. Eine düstere, unheilverkündende Wuth nach Befreiung und Rache gährt in den heißen afrikanischen Gemüthern und alle Zeichen sind vorhanden, daß der Tag einer blutigen Vergeltung nicht fern sei. Mit dem Beginne des Romans geht auch die Morgenröthe dieses Tages auf. Angereizt durch die Spanier und durch die schon kämpfenden Mulatten, erheben sich auf allen Punkten die durch Verschwörung und geheime Zusammenkünfte vorbereiteten Neger. Mord, Brand, Züge von furchtbarer Grausamkeit, wie von rührender, kindlicher Anhänglichkeit dieser Naturkinder, mischen sich, bis sich nach und nach die Banden durch ihre Führer organisiren und das Paradies der neuen Welt mit seinen wunderbaren Thälern, Gebirgen und hohen jungfräulichen Wäldern sich in ein allgemeines Feld der Zerstörung und des Krieges gestaltet. Der Neger, sonst so sanft und gefügig, ist ganz in seiner afrikanischen Natur erwacht; die Freiheit, die Rache, der Genuß, katholische Priester, die fanatischen Obis Afrikas, die heilige Jungfrau und die heilige Schlange von Kongo, darunter die weiße Fahne der Bourbonen, kurz Alles entflammt ihn vorläufig, und die Gebirge Domingos sind Zeugen von unerhörter Tapferkeit, von unbezähmbarem Muthe, aber auch von unerhörtem Elend und Frevel; Weiße und Schwarze übertreffen sich in blutiger Vergeltung. Bei den Negern ist aber Alles, das Gute und Böse, Instinct; ihr blind flammender und wüthender Charakter ist auch derselbe bei ihren Anführern; sie sind Söhne Afrikas und diese Farbe bricht immer noch durch, als selbst das Genie Toussaint's Geist und Ordnung und Freiheitsbegriff mit Glück in das Heer und die Bevölkerung seiner schwarzen Brüder zu bringen sucht: wer ihre Leidenschaft weckt, für den geben und nehmen sie den Tod. Toussaint ist allerdings ausgenommen. So geschickt auch der Dichter den Contrast des natürlichen Charakters der verschiedenen, zum Theil begabten Negerchefs festhält, sie sind alle wahre Afrikaner. Jean François, ein Neger aus königlichem Geblüt, ist das anfängliche Haupt der Schwarzen. Der Roman schildert ihn nach geschichtlicher

Wahrheit als einen Krieger, jung, schön, tapfer, muthvoll, klug, ja weise; aber in den Händen der schlauen Spanier kann er das Naturkind nicht verleugnen; er wird eitel, fanatisch katholisch, nachdem man ihn zum General und Granden des Reichs gemacht hat. Dessalines ist in der Dichtung dasselbe abergläubische, kalte, geschickte und tapfere Ungeheuer, das immer vom Blute trieft und decimirt, wie ihn die Geschichte beschreibt. Moses, der Neffe Toussaint's, ein herrlicher Mensch voll Energie und Intensivität, ein unversöhnlicher Feind der Weißen, erleidet in einer Empörung gegen die Dictatur seines Onkels den geschichtlichen Tod, zu welchem er in der Dichtung jedoch nicht allein aus politischen Gründen, sondern auch aus leidenschaftlicher Liebe zu einer schönen, für ein afrikanisches Gemüth doppelt liebenswürdigen Europäerin geführt wird: seine Leidenschaft, seine Klage und Verzweiflung über die schwarze Farbe seiner Haut, die er für das einzige Hinderniß hält, das ihm die Gegenliebe entzieht, bildet eine der ergreifendsten Episoden des Werks. Der sanfte und menschliche Maurepas, der tapfere und treue Bélair mit seiner schönen schwarzen Gemahlin, später der verschlossene, kluge, muthige und abtrünnige Christoph und noch viele andere ausgezeichnete Schwarze, welche die Geschichte nennt, treten im Romane, wenn auch nur flüchtig, doch immer charakteristisch und im dichterischen Lichte hervor.

In die Bewegung und das Schicksal der Schwarzen, wie ihres großen Führers, greift eine andere Kaste der Inselbevölkerung ein, von den Erstern an physischem und moralischem Charakter verschieden: die Kaste der Gelben. Diese Gelben sind der Inbegriff aller der Spielarten und Racen, die aus der Vermischung des schwarzen und weißen Blutes hervorgegangen; afrikanisches Feuer und europäische Intensivität des Geistes mischen sich in ihnen und bilden einen eigenen Kraftmenschen. Viele derselben sind die anerkannten Söhne reicher Pflanzer, besitzen Freiheit, Reichthum und Bildung und stehen in jeder Hinsicht als die Nebenbuhler der reichen weißen Pflanzer da, von denen sie aber als solche gehaßt und verachtet werden. Um ihre Rechte und ihr Ansehen um so mehr zu stärken, haben die freien Farbigen nur Ein Ziel, nämlich: die Befreiung ihrer ganzen Kaste; die Nationalversammlung in Frankreich hat ihre Freiheit verkündigt und die weißen Tyrannen haben sich dieser Befreiung widersetzt. Unter der Anführung Rigaud's, des Goldschmieds von Jacmel, machen sie nun ihre Rechte geltend, die Waffen in der Hand, die Neger aufwiegelnd; doch als die Schwarzen ihre Sache zur allgemeinen erheben, trennt sich die gelbe Race; Rigaud stößt die Gemeinschaft Toussaint's von sich, beide sind entschiedene Feinde, bereit einer den andern zu vernichten: die Situationen, in welchen diese Helden zusammentreffen, gehören zu den schönsten und bedeutendsten Momenten des Romans. Rigaud ist nach der dichterischen Darstellung eine kühne, herrliche Natur, voll Ernst, Überlegung, Muth, Tapferkeit, ein hoher, stolzer Mann, der bei alle diesen glänzenden Eigenschaften zum Spielballe der kleinlichen und undankbaren Politik Napoleon's wird. Ihm zur Seite steht sein feuriger Bruder, Augustin, ferner der schwärmerische, republikanische und alle die Helden an Dauer und Glück überragende Pétion. Eine innige und tiefe, vielleicht etwas zu sentimental gehaltene, Leidenschaft fesselt in dem Romane Pétion an die schöne und in allen südlichen Reizen strahlende Gemahlin Augustin's, eine Creolin. Die Geschichte dieser Liebe und der Schicksale dieses Weibes füllt mehre Abschnitte; ob die Motive hierzu von dem Dichter in den französischen Memoiren, die er überall gründlich zu Rathe gezogen, aufgefunden wurden, vermögen wir nicht zu sagen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Jakob Locher, gekrönter Poet und Redner, behauptete in einem 1498 zu Venedig herausgegebenen Leben des römischen Dichters Horatius, welcher bekanntlich in seinem 57. Jahre gestorben ist, daß derselbe mehr nicht als 44 Jahre alt geworden sei, denn Horaz sage das selbst (Epist. I, 30, 26—28):

> Forte meum si quis te percontabitur aevum
> Me quater undenos sciat implevisse Decembres,
> Collegam Lepidum quo duxit Lollius anno

und somit hätte also Flaccus das Jahr, in welchem er gestorben, selber angegeben! Wol möchte man hier mit Lucian („De electro seu cygnis" c. 3.) dem gekrönten Dichter Locher zurufen: „Die gesunde Vernunft ist nicht die Sache der Poeten."

So sehr der König Ludwig XIV. von Frankreich an Lobhudelei gewohnt war, so fand er doch die eines Dichterlings:

> Si Dieu n'était pas Dieu,
> Notre Roi le serait —

übertrieben und ahndungswürdig. Nur etwa Martial's viertes Epigramm des neunten Buchs hält damit eine Vergleichung aus, in welchem in 14 schwülstigen Versen gesagt ist, daß, wenn der Kaiser Domitianus Gläubiger sein wolle von den Göttern im Olymp, diese sich für concursmäßig erklären müßten. Noch abenteuerlicher indessen ist in anderer Beziehung der Ausruf des Papstes Gregor VII.: „O heilige, gebenedeite Sünde, die du uns Jesum Christum gegeben hast!" 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 232. —— 20. August 1841.

L'Irlande sociale, politique et religieuse, par M. *Gustave de Beaumont*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 231.)

Daß das Verhältniß des grundbesitzenden Adels zum Volke jetzt zum schreiendsten Misverhältniß geworden und der Grundschaden ist, an dem Irland siecht, wird recht deutlich, wenn man es mit dem Verhältniß der Aristokratie zum Volke in England vergleicht. Im Oberhause vermöge seines Rechts, im Unterhause vermöge seines Einflusses herrschend; mächtig mittels des Instituts der Friedensrichter in der policeilichen, der richterlichen und der ganzen Provinzialverwaltung des Landes; im Besitz des Monopols der Vertheidigung des Vaterlandes mittels der Käuflichkeit der Offizierstellen; durch die Abhängigkeit, in welcher die Staatskirche von ihr steht, mit der religiösen und sittlichen Leitung des Landes bekleidet; selbst den öffentlichen Unterricht und mehre Gewerbe zum Theil beherrschend, ist die englische Aristokratie — und war es noch mehr — die wahre Beherrscherin des Landes, ganz abgesehen davon, daß der beimeitem größte Theil des Grundeigenthums in ihren Händen sich befindet. Nur durch einige andere, dem altsächsischen Leben entstammende und im Volk fest wurzelnde Institute demokratischer Natur ward dieses Übergewicht der Aristokratie in etwas aufgewogen, besonders aber durch das patriarchalische Verhältniß der Gutsherren zu ihren Hintersassen, sowie durch den Umstand gemildert, daß der englische Adel fortwährend in Verbindung mit dem Volke bleibt, sich aus ihm rekrutirt, in dasselbe zurücktritt, dasselbe liebt, mit Einem Wort national ist und sich nie vom Volke scheidet. So kam es, daß die Concentrirung der Regierung, der Rechtspflege, der Heeresleitung, der Kirche, des Unterrichts, des Grundeigenthums, also aller Elemente des politischen, bürgerlichen, geistigen und körperlichen Lebens auf eine kleine Anzahl von Familien in England nicht nur der Entwickelung der Nation nicht schädlich, sondern sogar förderlich werden konnte. Nun verpflanze man aber einmal eine solche Aristokratie und solche Einrichtungen in ein Land, wo durchaus gar kein Band zwischen dem Adel und dem Volke besteht, und sehe, was da daraus hervorgehen wird. Ist es nicht einleuchtend, daß der unerträglichste Despotismus daraus entstehen muß; ein Despotismus, der nur in blutigen Aufständen, zu denen die Verzweiflung das unterdrückte Volk von Zeit zu Zeit treibt, einen Zügel finden wird? Ist es nicht einleuchtend, daß, so lange ein solches Verhältniß wie zwischen Spartanern und Heloten noch irgend besteht, weder Wohlfahrt noch Ruhe für das Land zu hoffen ist? In Irland besteht aber gerade dies Verhältniß noch bis auf einen gewissen Punkt.

Wie ist nun diesem Übel abzuhelfen?

Zwei Wege gibt es, um dieses zu bewerkstelligen: entweder muß man die Institutionen lassen und die Menschen ändern, oder die Menschen lassen und die Institutionen ändern; d. h. mit andern Worten: entweder muß man die eingedrungene englische Aristokratie durch eine nationelle irländische ersetzen, oder man muß die erstere belassen und nur die Gesetze und Privilegien, die ihr ein so großes Übergewicht geben, abschaffen.

Letzteres ist die Ansicht des Hrn. v. Beaumont, da das Erstere zu den Unmöglichkeiten gehört, indem es gar keine Elemente zu einer irländischen Aristokratie gibt, und um eine zu schaffen, nichts Geringeres nöthig sein würde als eine neue Confiscation der Ländereien des gegenwärtigen protestantischen Adels, um sie den Nachkommen der alten irländischen Adelsfamilien zu geben: eine Maßregel, an deren Anführung nur ein Unsinniger denken kann und für welche das irländische Volk sehr wenig dankbar sein würde, da ihm durch Jahrhunderte langen Druck alle Aristokratie verhaßt geworden ist und es sich wenig geneigt finden lassen dürfte, an dem Tage, wo es ihm gelungen die englische Aristokratie zu vertreiben, eine irländische an deren Stelle zu setzen, statt die confiscirten Ländereien unter sich zu vertheilen. Hr. v. Beaumont hat daher Recht, in der Reform der aristokratischen Einrichtungen das Mittel zu suchen, Irland zu heben und den Zustand seiner Bewohner zu bessern. Worin soll aber diese Reform bestehen, bis wie weit soll sie gehen? Dies ist der wichtige Punkt, der noch zu bestimmen ist.

Die Antwort hierauf kann uns nur die Erkenntniß des materiellen Grundes vom elenden Zustande Irlands gewähren, die hinwiederum, da dort wie in England dieselben Gesetze herrschen, am besten sich aus einer Vergleichung beider Länder ergibt. Die englischen Gesetze in Betreff des Grundeigenthums haben, wie man weiß, bsonders zum Zweck, alle Zersplitterung und Besitzesveränderung desselben zu vermeiden. Daher kommt es, daß alles Grund-

eigenthum in die Hände einer geringen Anzahl von Familien gelangte. Aber neben diesem privilegirten Landeigenthume hat sich in England ein anderes gebildet, welches der Gewerbfleiß geschaffen, die Sparsamkeit vermehrt hat und das, täglich mächtiger werdend, schon gleichen Schritt mit seinem stolzen Nebenbuhler hält. So kommen in England auf 16 Millionen Einwohner nur 5 Millionen, die sich lediglich mit dem Ackerbau beschäftigen, und mehr als zwei Drittel der Volksmenge sind also von den Herren des Grundes und Bodens unabhängig. In Irland dagegen leben nur anderthalb Millionen Menschen von den 8 Millionen, die die ganze Insel bewohnen, von Handel und Gewerben, während alle Übrigen an den Boden gefesselt sind, da ihnen jedes andere Existenzmittel abgeht. Nun wende man einmal die englischen Eigenthumsgesetze auf einen solchen Zustand der Dinge an und sehe, was daraus hervorgehen muß: auf der einen Seite eine elende und herabgewürdigte Bevölkerung eigenthumsloser Ackerbauer, welche keine Hoffnung, selbst einmal Eigenthümer zu werden, oder ihr Loos durch Einsicht und Thätigkeit zu verbessern, aufrecht erhält und antreibt; und auf der andern Seite eine harte, selbstsüchtige, gefühllose Classe von Grundeigenthümern, die nur daran denken, das größtmögliche Einkommen mit der geringsten Anwendung von Capitalien von dem Boden zu erlangen. Da nun die Erde in dem unglücklichen Lande die einzige Hülfsquelle bildet und Jeder ein Stückchen davon haben muß, um nicht Hungers zu sterben, so wirft sich alle Welt mit einer wahren Wuth der Verzweiflung auf den Landbau und streitet sich um jedes Fleckchen Boden. Daher die befremdende Erscheinung, daß die Pachtungen in dem Maße sich vermehren, als das Elend wächst. Dazu stehen zwischen dem Grundherrn und dem eigentlichen Bebauer des Bodens oft drei bis vier Mittelspersonen, von denen jede ihren Profit machen will und die alle auf dem armen Landmann lasten. Außerdem ist noch in Betracht zu ziehen, daß der Boden bei diesem Bearbeitungssystem die Hälfte weniger erzeugt als in England und Schottland, und daß sich so alle Übelstände der Latifundien mit denen der zu großen Zerstückelung des Grundbesitzes in Irland vereinigt finden. Das einzige Mittel zur Abhülfe so eines Zustandes — darüber sind mit Hrn. v. Beaumont alle übrigen Schriftsteller, die diesen Gegenstand behandelten, einig — kann nur darin bestehen, der Masse des Volkes zu einem steten Grundbesitz zu verhelfen.

Hr. v. Beaumont nun will zu diesem Ziele nicht durch Gewaltmittel, wie ein agrarisches Gesetz, gelangen, sondern hält es für hinreichend, wenn die Fideicommisse und das Erstgeburtsrecht abgeschafft und von der andern Seite das Eigenthum von allen gesetzlichen Fesseln, die den Verkehr mit demselben hemmen, befreit wird, damit eine Veräußerung desselben möglich und dadurch nach und nach ein Stand kleiner Grundeigenthümer gebildet werde. In dieser Hinsicht ist die Dunkelheit, die in Folge des Mangels an öffentlichen Documenten auf dem Grundeigenthum ruht, eine der Hauptschwierigkeiten, die dem Verkauf und der Zerstückelung desselben hindernd entgegentreten; nicht minder beschränkend wirken die ungeheuern Kosten, welche eine Untersuchung unvollkommener Eigenthums- oder Besitzrechte verursacht. Die Nützlichkeit von Reformen in diesem Bezuge wäre daher ebenfalls augenfällig.

Ein anderer Punkt in den aristokratischen Institutionen Irlands, der nach Hrn v. Beaumont noch einer Reform bedarf, betrifft die Verwaltung des Landes. Zwar scheint es, als habe Irland in politischer Hinsicht nichts mehr zu wünschen übrig; wie England ist es im Besitz der wesentlichen Rechte, auf denen nach englischen Begriffen die politische und bürgerliche Freiheit beruht: Geschworenengericht, Unabhängigkeit der Richter, Verantwortlichkeit der Beamten, Petitions- und Associationsrecht, persönliche und Freiheit des Unterrichts, Recht, ins Parlament zu wählen und darin zu sitzen, Befähigung zur Erlangung aller Staatsämter ꝛc. Unglücklicherweise wird diese Rechtsgleichheit durch einen Umstand zu einem nur nominellen oder wenigstens precairen gemacht. In diesem Augenblicke zwar, wo die Whigregierung die bösen Gelüste der irländischen Aristokratie im Zaum hält und sie verhindert, die Werkzeuge zu misbrauchen, die das Gesetz noch in ihren Händen gelassen hat, — in diesem Augenblicke besteht zwar diese politische Rechtsgleichheit, einige Ausnahmen abgerechnet, so ziemlich. Aber man setze eine jetzt nur zu gewisse Ministerialveränderung voraus und all die gerühmte Gleichheit besteht nur dem Namen nach. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte nämlich die irländische Aristokratie, da sie sich unfähig fühlte, ihre Aufgabe durchzuführen, unter dem Titel einer Erleichterung ein Gesetz durchgesetzt, welches der vollziehenden Gewalt erlaubte, sowol in allen Ortschaften, wo die Friedensrichter zur gewöhnlichen Rechtspflege nicht ausreichten, besoldete und absetzbare Richter anzustellen, als auch die vierteljährlichen Zusammenkünfte der Friedensrichter durch einen wohlunterrichteten Mann aus der Mitte des Juristenstandes präsidiren zu lassen. Dieses Gesetz diente der jetzigen Regierung gegen die Toryaristokratie, die es gegeben hat, um das Land einer unparteilichen Rechtspflege sowie einer billigen Verwaltung theilhaftig zu machen. Zu gleicher Zeit suchte sie auch durch die Wahl von aufgeklärten und liberalen Männern zu Lordlieutenants, Sheriffs, Richtern ꝛc., so viel es in ihrer Macht stand, dem Grundübel der aristokratischen Einrichtungen in der Landesverwaltung abzuhelfen. Aber diese Einrichtungen bestehen nichtsdestoweniger, und denselben Tag, wo ein Ministerium, das es mit der irländischen Toryaristokratie hielte, ans Ruder käme, würde Irland wieder einer Unterdrückung anheimfallen, die um so härter sein würde, als seine Tyrannen Revanche zu nehmen und angebliche Unbill zu rächen hätten. Dann würden wieder wie früher fanatische Protestanten Recht über eine katholische Bevölkerung sprechen, die Verwaltung führen und die Steuern eintreiben; den fanatischesten Protestanten würde dann die Staatsgewalt zur Befriedigung ihrer Leidenschaften und Interessen zu Gebote stehen.

Gegen diese drohende Gefahr sieht Hr. v. Beaumont nur in einer größern Centralisation der Verwaltung zu Händen der Regierung ein Schutzmittel. Hiergegen könnte man einwenden, daß, so lange eine Whigregierung bestehe,

[illegible] nicht nöthig sei, daß aber, komme ein Toryministerium wieder, es einerlei sei, ob die toryistische Regierung oder die toryistische Aristokratie die Verwaltung leite. Dem ist aber nicht so; denn zwischen Unrecht thun und Unrecht geschehen lassen, ist ein großer Unterschied, besonders wenn außerdem noch das formelle Recht auf Seiten der Unterdrücker ist: d. h., um deutlicher zu sprechen, selbst ein Ultratorycabinet, würde, wenn es die ganze Verwaltung Irlands unter eigene Verantwortlichkeit nehmen sollte, Bedenken tragen, die höchsten Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit, die in einem Lande wie England immer so viel Macht und allgemeine Anerkennung gefunden haben, zu verletzen; wogegen selbst ein aus gemäßigten Tories bestehendes Cabinet große Mühe und nur geringen Muth haben würde, der irländischen Aristokratie zu widerstehen, wenn sie den freien Gebrauch ihrer, durch die jetzige Whigregierung in der Ausübung zwar beseitigten, aber nicht aufgehobenen Privilegien foderte und sich im Namen des Gesetzes wieder der Verwaltung des Landes bemächtigte.

Ist dem nun also, so ist es auch klar, daß das einzige Mittel, Irland für immer der Tyrannei seiner Aristokratie zu entziehen, darin besteht, dieser definitiv auch das formelle Recht auf die Verwaltung des Landes zu entziehen. Man begreift leicht, daß bei dem gegenwärtigen moralischen wie materiellen Zustand des Landes dieses Recht nicht der irländischen Demokratie zugetheilt werden kann, ohne daß auch sie es hinwiederum misbrauche. Es bleibt daher weiter nichts übrig, als allein der Regierung das ganze Heft in die Hand zu geben, indem man die ganze Verwaltung des Landes ihr unmittelbar anheimstellt; nur allein eine bureaukratische Verwaltung ist für Irland in seinem jetzigen Zustande passend. Schon sind, ungeachtet der Opposition des Oberhauses, einige Schritte auf dieser Bahn geschehen, und zwar mit vollkommener Billigung von Seiten der irländischen Partei im Unterhause. Dahin gehören unter Anderm die Gesetze, welche dem Friedensrichter und den großen Geschworenengerichten vorschreiben, alle ihre Amtsverrichtungen öffentlich vorzunehmen; ferner die, welche der Centralregierung das Recht zur Wahl und Beaufsichtigung mehrer besoldeter Beamten verleihen; dann die, welche drei Centralverwaltungen schufen, eine für die öffentlichen Bauten, eine andere für den Elementarunterricht, und endlich eine dritte für die Armen; hierher gehört endlich besonders das Gesetz vom 20. Mai 1836, welches der Aristokratie die Verfügung über die Gendarmerie nimmt und sie ausschließlich dem Lordlieutenant überträgt. Von solchen theilweisen Maßregeln zu einer allgemeinen und gründlichen ist aber noch ein großer Schritt; denn jene einzelne Maßregeln helfen nur momentan und nur wenig, und nur von einer radicalen Reform der Verwaltung ist nachhaltige Hülfe zu erwarten.

(Der Beschluß folgt.)

Toussaint. Ein Roman von Theodor Mügge. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 231.)

Ein dritter Kreis von interessanten Gestalten, die die Composition der Dichtung bilden, geht aus der Partei der Weißen hervor. Diese Partei, nach privatlichen und politischen Leidenschaften und Interessen unter sich [illegible] gespalten, ist nur in Einem verbunden: in dem Hasse, in der Grausamkeit und Treulosigkeit gegen die Schwarzen und Farbigen. Zunächst stehen die alten, übermüthigen und hartnäckigen Pflanzer, die Eingeborenen, die sogenannten Creolen der Insel; sie theilen sich in die, welche von den Engländern Hülfe und Unterstützung in der Wiederunterjochung der Neger erwarten, und in die Anhänger der Bourbons und des ancien régime: ihr gegenseitiger Haß ist tödtlich. An der Spitze der Erstern steht das geschichtliche Parteihaupt, der Marquis von Charmilly, der in die Entwickelung der Dichtung noch durch das Liebesgeschick seiner Nichte, Helene, verflochten ist: er ist ein Mann ebenso verhärtet als gehärtet; der Vertreter der alten Stockfranzosen erscheint aber in der Person des Marquis von Borel: grausam und leidenschaftlich, gleicht er seiner Gemahlin, einer kalten, stolzen und dennoch rachsüchtigen und wollüstigen Creolin, die selbst die Huldigung Toussaint's, des alten, häßlichen Negers, aufnimmt, als sie glaubt durch denselben auf den Thron von Haiti gesetzt zu werden. Eine andere Reihe von Charakteren, Scenen und effectvollen Vorgängen entwickelt sich aus der Masse der von der französischen Regierung abgesandten Mächte; Domingo ist für das officielle Frankreich ein wahres Grab, und die es zurücksendet, müssen vielleicht ihr Haupt unter die Guillotine legen. Blanchelande, seine schwankenden Maßregeln, dessen Absetzung in der stürmischen Assemblée der Pflanzer auf Cap français, die Anklage, die die republikanische Tochter gegen ihren Vater erhebt und die ihn zum Tode führt; dann die Republikaner Santhonay und Polverel, ihre blutigen Kämpfe gegen den Gouverneur Galbaud, die furchtbare Vernichtung dessen Anhangs, der Brand und die Verwüstung der Capstadt durch die beiden französischen Parteien, das Tollmorden der von Santonax herbeigerufenen Negerbanden Macayas, alle die grauenhaften Ereignisse, alle die blutbefleckten Männer, die sich folgten, bald siegend, bald besiegt, sowie in Paris die Parteien fielen oder stiegen, alle diese Brände der Leidenschaften, die ursprünglich die Tyrannei und die Wuth der alten Pflanzer auf die herrliche Insel herabgerufen — schildert uns die Feder des Dichters mit durchdringender und erschütternder Wahrheit. Später tritt auch Laveaux auf, der Freund Toussaint's, Hédonville, die Engländer unter Maitland, und zuletzt der Generalcapitain Leclerc, Schwager Napoleon's, Gemahl Paulinens, die nach Domingo kommt, um sich hier, wäre das Glück und ihr Bruder dafür, eine Krone aufzusetzen. Der Kampf Leclerc's mit Toussaint, die Scenen des Unglücks, des Verraths, des Todes, die diesen Kampf begleiteten, die üppigen und leichtsinnigen Feste Paulinens, die sie inmitten der allgemeinen Pest und des mörderischen Schlacht- und Parteigewühls gibt, Alles ist ebenso nach geschichtlicher Wahrheit wie dichterisch lebendig wiedergegeben. In diesem Verderben aber, in dem allgemeinen Untergange erhält sich, treu der Geschichte, ein Franzose, der auf das Schicksal Toussaint's und auf die Wendung der Begebenheiten einen entschiedenen Einfluß hat: der Artillerieoffizier Reginald von Vincent. Sein persönliches Schicksal ist mehrfach an Toussaint geknüpft, er liebt und verehrt den Menschen und das Genie, aber die Diensttreue verbietet ihm sich eher mit Toussaint zu verbinden, als dieser mit Laveaux gemeinschaftliche Sache gemacht hat. Vincent ist ein edler, republikanischer Charakter, tapfer, aber menschlich, treu und ehrenhaft; aber schmerzlich wendet er sich von seinem schwarzen Freunde, als dieser den eindringlichen Rath des Freundes nicht hört und die Hand insgeheim nach einer Königs-, anstatt einer Bürgerkrone ausstreckt. Vincent hat aber auch noch ein anderes Interesse und eine andere Rolle im Verlauf des Romans. Er liebt die Nichte Charmilly's, des heftigsten Feindes der republikanischen Partei, und die romantischen Schicksale dieser Liebe und das rührende Ende dieses mitten unter blutigen Gefahren geschlossenen Bundes geben reiche und schöne, wenn auch nach unserm Dafürhalten hier nicht gehörige, Episoden der Dichtung.

Der Mittelpunkt und der geschichtliche Träger des großen Dramas mit allen seinen Auftritten und Scenen ist — Toussaint-Louverture. Gleich der Anfang des Romans führt uns auf die Pflanzung Breda, wo wir den zweiundfunfzigjährigen Sklaven als Kutscher des Intendanten der Pflanzung treffen. Toussaint ist unter seinen schwarzen Brüdern nicht ausgezeichnet durch körperliche Vorzüge, sondern durch die Erinnerung, daß er der Enkel eines mächtigen afrikanischen Königs sei; noch mehr aber gilt er durch die Weisheit seines Rathes, durch die Milde und Würde seines Betragens, durch die Wissenschaft in den Heilkräutern und durch wunderbare, psychologische Gewalt, mit welcher er selbst Thiere zu bändigen versteht. Er scheint seinen schwarzen Genossen ein Wesen mit geheimnißvoller, zauberischer Macht; sein Blick fesselt, er ist durchdringend, er geht bis ins Innere: Schwarze und Weiße unterliegen jederzeit diesem dämonischen Blicke. In der That aber ist Toussaint ein Denker und zugleich ein Mann von ungeheuerer Energie und Zucht des Willens, und dieser sein großer Charakter ist die Quelle seiner Macht über Menschen und Verhältnisse; unter allen Zonen, Zeiten, Völkern, unter allen Kasten gibt es solche Charaktere, sie sind stets die Ersten unter ihren Genossen: aber in großen geschichtlichen Umwälzungen steigen sie empor, vollziehen den göttlichen Geist der Geschichte, herrschen, glänzen und fallen oft schneller im Strome der Ereignisse, als sie stiegen, wenn sie die Frucht der Arbeit ihrer Person vindiciren wollen, wie Toussaint, wie Napoleon. Die Ereignisse auf Domingo treffen das schwarze Genie in seiner Hütte, inmitten seines glücklichen Familienlebens, nicht unvorbereitet. Heftiger Drang nach Wissen und Bildung hat ihn schon früh in den Umgang mit Priestern geführt, er lernt von ihnen lesen und schreiben, während er das Vieh hütet; später als Kutscher findet er Muße und Mittel genug, sich in den Gebrauch einer Reihe classischer Geschichtschreiber und Philosophen zu setzen, unter denen Epiktet, aus begreiflichem Grunde, sein Lieblingsautor. In dieser Lage liest er aber auch die bekannte Schrift Raynal's, und — Toussaint fühlt dabei, daß eine große Mission an sein Herz pocht, daß er der verkündigte Spartakus der Schwarzen werden müsse. In seinen Planen und Aussichten für die nächste und fernste Zukunft ist er jedoch stets undurchdringlich und wol wenige große, Völker und Staaten gestaltende Männer besitzen eine solche Selbstbeherrschung und eine solche Verschlossenheit wie er: Niemand versteht seine Politik, Niemand ist sein Vertrauter, Niemand in seiner Hand mehr als Werkzeug; aber wäre es anders, würde es für ihn und für Sache der Freiheit jederzeit tödtlich sein. Den großen Gedanken der Freiheit einzig in der Brust, muß er den träumenden Sklaven heucheln; als spanischer Offizier und Parteigänger muß er die schlauesten katholischen Priester betrügen, während sein Busen eine Religion und eine Moral verschließt, die sein denkender Geist aus der Natur und der Geschichte groß gezogen; er muß endlich noch sein Talent und seine Einsicht vor den eifersüchtigen Blicken Jean François' und seiner übrigen Genossen verbergen; er muß alle die ehrgeizigen, kurzsichtigen und eiteln Kampfgenossen täuschen und nicht minder die Weißen, die Mulatten, die Franzosen, die Engländer. Wie oft muß seine Brust in der Einsamkeit aufseufzen! Die Gewalt der Rede steht, wie fast allen großen Männern, Toussaint stets zu Gebote; er vereint in seinen Worten die Schlichtheit des Natursohnes mit der Schärfe und Gewandtheit, wie sie nur die Bildung besitzt: das Bewußtsein persönlicher Überlegenheit spricht aus seinen Reden, die er dem Heere, oder bei diplomatischen Gelegenheiten hält, und die von der Geschichte meist treu aufgezeichnet, im Romane aufs trefflichste benutzt worden sind. Einige seiner Antworten sind so schlagend, dabei so kühn und großartig, daß sie einen Spartaner zieren würden. Als nach der Capitulation mit Leclerc Toussaint in einer glänzenden Versammlung der Franzosen gesteht, daß er ihnen ein neues, bedeutendes Heer leicht hätte entgegenführen können, und man ihn widerlegend fragt, wie er dies Heer habe bewaffnen wollen, antwortet er: „Ich würde die Waffen von Ihnen geholt haben." Nachdem Toussaint einmal die Stellung eingenommen hat, in welcher es möglich ist, den Gedanken einer allgemeinen Befreiung seiner Brüder auszuführen, entwickelt er eine Thätigkeit, die an das Übermenschliche streift, dabei aber auch Besonnenheit, Umsicht, das Talent des Feldherrn, des Gesetzgebers, des Staatsmannes — und Alles ohne Schule, ohne Geräusch. Wenn man seine Feldzüge liest, die Art, wie er die wilden Banden zu organisiren versteht, die Anordnungen, welche er zur Begründung der bürgerlichen und politischen Existenz aller Racen, aller Parteien der Insel trifft, so verdient dieser alte Sklave nicht weniger Bewunderung und Anerkennung als Napoleon, sein Feind, der den schwarzen Nebenbuhler haßt, ohne Grund verachtet und mit den Mitteln Frankreichs stürzt. Toussaint ist vielleicht noch mehr, wie Napoleon, durch sich selbst der Dictator seines Landes geworden; er will darum, daß man ihm sein Verdienst zugestehe, seine Gewalt und seine Autokratie anerkenne; er ist begierig, von den Europäern diese Auszeichnung zu empfangen, die ihm sein Genie und Talent in der That erworben. Aber hier liegt auch der Grund, daß Toussaint auf dem Gipfel seiner Macht nicht mehr die Freiheit der Insel, sondern seine Herrschaft, die Krone von Haiti, anstrebt. Er ist stets noch wohlwollend, gerecht, mäßig und, was seine Person betrifft, einfach; er haßt in seinem Herzen den Prunk und den Glanz, den Flitter, den sich die Götter der Erde anlegen, aber er betrachtet ihn als ein Mittel, die Achtung für seine Persönlichkeit zu heben, mit Einem Worte, er glaubt wie Napoleon, daß er den König spielen müsse. Neid und Verrath von Seiten der Weißen wie der Schwarzen, die erst unter ihm bedeutende Männer wurden, zwingen ihn die Waffen niederzulegen, obschon er nie seine Thätigkeit und sein Feldherrntalent so mächtig entfaltet als in der letzten Zeit; Neid und Verrath führen ihn endlich auch als Gefangenen nach Frankreich. Er stirbt im Kerker, den ihm ein Mann bereitete, dessen Geschick, wenn auch in andern Dimensionen, von dem seinen wenig verschieden ist; aber auch im Elende noch bleibt er der große, unzugängliche Charakter und sorgt dafür, daß er wie Cäsar mit edelm Anstande falle. Als ihn Napoleon fragen läßt, wo er die Schätze verborgen habe, die er während seiner Verwaltung gesammelt und die Frankreich zurückverlange, gibt er die Antwort: „Sagen Sie dem Consul, daß er mir ganz andere Schätze geraubt." Daß Toussaint wahrscheinlich durch Gift geendet, dieses Factum läßt der Dichter, vielleicht mit Unrecht, unbenutzt. 36.

Notiz.

Politische Maximen aus dem chinesischen Alterthume.

Die göttliche Verehrung, welche die Beherrscher Chinas von ihren Unterthanen verlangen und erhalten, scheint das Werk eines erst in späterer Zeit eingerissenen Verderbnisses zu sein, indem noch jetzt in China einzelne Maximen und Aphorismen im Umlauf sind, welche den in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei uns Europäern, zum Theil durch hohe fürstliche Personen selbst in Schwung gebrachten Ansichten über das Wesen der Stellung eines Staatsoberhauptes nicht unpassend sich anreihen können. Wenigstens führt J. F. Davis in seinen „Sketches of China" aus einem alten Landesschriftsteller eine Vergleichung des Kaisers mit einem Fische an, in welcher es heißt: „Das Wasser kann ohne den Fisch bestehen, aber der Fisch kann nicht ohne das Wasser leben." Desgleichen heißt es: „Die Sonne des Himmels ward zu Gunsten der Welt erschaffen, die Welt nicht für die Sonne." Ja, ein Kaiser aus alter Zeit hat sich die Bemerkung erlaubt: „Der Herrscher ist ein prächtiges Schiff, das auf dem Wasser schwimmt; aber das Wasser kann es auch überwältigen." 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 233. —— 21. August 1841.

L'Irlande sociale, politique et religieuse, par M. *Gustave de Beaumont*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 232.)

Wir kommen nun zu dem dritten, Abhülfe bedürfenden Punkte in den Institutionen Irlands, zur religiösen Frage, der wichtigsten von allen denen, die Hr. v. Beaumont behandelt.

Vor Allem muß man die nützlichen und verständigen Reformen anerkennen, welche seit zehn Jahren hinsichtlich der anglicanischen Kirche in Irland vorgenommen worden sind. So ist die Zahl der Bischöfe sowie ihr Einkommen beschränkt worden; ferner hat man den Protestanten das unbillige Recht genommen, die Katholiken behufs der Instandhaltung der protestantischen Kirchen zu besteuern; endlich ist der Zehnte in eine von dem Eigenthümer zu bezahlende Grundrente, deren Einkassirung der Staat übernommen hat, umgewandelt worden. Wie kommt es nun, daß diese sehr reellen Verbesserungen keine nachhaltige Wirkung hervorgebracht haben und daß gegen die anglicanische Kirche jetzt noch derselbe Haß rege ist wie vor zehn Jahren. Die Ursache davon ist, daß das Übel weit weniger in den dieser Kirche anklebenden — meist nun abgeschafften — Misbräuchen, als vielmehr in ihrer Einführung und der Art ihres Bestehens überhaupt liegt. Denn welche sonderbare Abnormität ist es nicht, die Kirche der kleinen Minderzahl der Episcopalen (denn von den acht Millionen Bewohnern Irlands sind sechs und eine halbe Katholiken, über 600,000 Dissenters und nur der Rest Episcopalen) auf Unkosten der übrigen Religionsgesellschaften leben und schwelgen zu sehen, während diese noch überdem für sich die Kosten ihres eigenen Cultus und Klerus tragen müssen. Mögen die Dissenters sich weniger über dies Misverhältniß beklagen; dies ist begreiflich, denn sie sind meistens wohlhabend und dabei so gut Protestanten wie die Episcopalen, von denen sie im Grunde nur in kirchenrechtlicher Hinsicht abweichen; aber hinsichtlich der armen Katholiken ist die Ungerechtigkeit, die darin liegt, schreiend und wird für sie immer ein Gegenstand ewigen Misvergnügens und heimlichen Zorns sein.

Steigt man von dem Allgemeinen zu den Einzelheiten herab, so findet man in dem Verhältniß der anglicanischen Kirche zu der Einwohnerzahl noch weit auffallendere Misverhältnisse. Oft hat man ein gewisses anglicanisches Kirchspiel, dessen sämmtliche Pfarrkinder nur in drei Personen, dem Pfarrer, Küster und Lauter, bestanden, zum Beleg angeführt. Dies Beispiel ist aber lange nicht das einzige und Hr. v. Beaumont führt 42 Pfründen und 198 Kirchspiele an, die noch vor kurzem genau in demselben Zustande sich befanden. Es existirt sogar eine Diöcese, die von Emly, die auf 96,000 Einwohner nur 1200 Anglicaner zählt, für welche in derselben 15 Kirchen, 17 Pfründen und 31 Geistliche von der Gesammtzahl der Einwohner unterhalten werden. Die Gesammtzahl der anglicanischen Geistlichen in Irland beträgt 2435, welche zusammen ein Einkommen von mehr als einer Million Pf. St. haben; ein Drittel von dieser Summe kommt allein auf den hohen Klerus. Hierbei muß man bedenken, daß alle diese Einkünfte früher der katholischen Kirche in Irland gehörten und ihr in den Religionskriegen nur mit Gewalt entrissen wurden, um den Groll der irländischen Katholiken begreifen zu lernen, die für einen Cult, den sie verabscheuen, drückende Steuern zahlen müssen, damit dessen müßige Geistliche im Überfluß schwelgen können, während ihre eigenen Priester, nur auf freiwillige Gaben angewiesen, in den beschränktesten Umständen leben.

Es ist also nicht wahr, daß die seit zehn Jahren mit Irland vorgenommenen Reformen den gerechten Beschwerden dieses Landes gründlich abgeholfen hätten und daß wirkliche religiöse Gleichheit in diesem Lande bestehe. In England besteht zwar auch keine größere Gleichheit zwischen den Bekennern der verschiedenen Confessionen; aber dort bilden die Episcopalen die große Mehrheit, sodaß das Misverhältniß nicht so schreiend ist. Für Irland kann es sich daher nicht, wie für England, darum handeln, vom politischen und philosophischen Standpunkte aus zu untersuchen, ob eine mit gewissen Vorrechten ausgestattete Staatskirche eine vortheilhafte Einrichtung sei; vielmehr kann es hier nur gelten, das drückende Joch einer Kirche abzuwerfen, deren Privilegien die Mehrzahl in ihrem innersten Gefühl verletzen und die Bevölkerung von einer Steuer zu befreien, die doppelt verhaßt ist, weil sie zugleich auf den geistigen wie auf den materiellen Interessen lastet.

Wie ist es nun aber ohne Reaction und ohne Gewalt möglich, die Vorrechte der anglicanischen Kirche in Irland zu beseitigen? Nur zwei Wege zeigen sich zu diesem Zwecke: entweder muß man jede Confession ihre Geist-

lichen selbst bezahlen lassen und dabei das enorme Eigenthum der anglicanischen Kirche nach der Kopfzahl vertheilen, oder der Staat muß mit Übernahme der anglicanischen Kirchengüter und Einkünfte auch die Besoldung der Geistlichen aller Religionsparteien übernehmen. Von diesen beiden Mitteln scheint das erstere zwar das einfachere, aber, näher besehen, führt es große Übelstände mit sich. Fürs erste würde es, wollte man die zeither so übermäßig dotirte anglicanische Kirche allein auf die Freigebigkeit ihrer Angehörigen anweisen, eine zu harte Prüfung für dieselbe sein, als daß man denken könnte, sie würde sich nur einigermaßen auf gütlichem Wege dazu verstehen. Zweitens aber — und das ist der bedenklichste Punkt — müßte nicht eine völlige Unabhängigkeit des ohnehin von Natur zur Herrschsucht und Proselytenmacherei geneigten katholischen Klerus bei völliger Gleichstellung seiner Kirche mit der anglicanischen Gefahren für die andern Confessionen und die Staatsgewalt herbeiführen? Jetzt zwar, wo der Katholicismus von dem Fanatismus der anglicanischen Kirche und den Gewaltthaten der Orangisten noch bedroht wird, predigt der katholische Klerus Toleranz und zeigt hinsichtlich der Glaubensfreiheit die liberalsten Ansichten; die Erfahrung zeigt aber in andern Ländern, daß dies nicht die innere Überzeugung desselben ist, und daß er eine völlige Gleichstellung bei vollkommener Unabhängigkeit vom Staat nur dazu benutzen würde, die wahre Glaubensfreiheit und das gleiche Recht aller Kirchen zu untergraben und zu beeinträchtigen. Deshalb wäre es gut, wenn er durch die Besoldung in einige Abhängigkeit vom Staat käme, ganz abgesehen davon, daß er dadurch auch unabhängiger vom Volke würde und seinen Leidenschaften und Vorurtheilen nicht mehr zu schmeicheln brauchte, um leben zu können.

Dies war auch beim Beginn dieses Jahrhunderts Pitt's Absicht und die ganze katholische Geistlichkeit zollte ihm damals ihren Beifall; aber der engherzige Bigotismus Georg's III. hinderte damals die Ausführung dieses Plans; und wollte man jetzt wieder darauf zurückkommen, so würde er im Schoos der katholischen Geistlichkeit selbst, der ihre Unabhängigkeit vom Staat über Alles geht, den größten Widerstand finden. Indessen hat man allen Grund zu glauben, daß dieser Widerstand nicht unüberwindlich sein dürfte.

Also, in der bürgerlichen Ordnung gleiches Erbrecht für alle Kinder, in der politischen Abschaffung der aristokratischen Privilegien zu Gunsten der Centralregierung; in der religiösen gleiche Besoldung aller Geistlichen durch den Staat, und zu diesem Behufe Rückgabe der Kirchengüter an den letztern, dies sind die Reformen, die Hr. v. Beaumont vorschlägt und von denen er die Abstellung aller Übel, an denen Irland noch leidet, hofft. Leider glauben wir diese Hoffnung nicht so unbedingt mit ihm theilen zu können. Dies weiter auszuführen, gestattet der Raum d. Bl. nicht; es mögen uns daher nur einige kurze Andeutungen erlaubt sein. Hr. v. Beaumont selbst sieht es ein, daß die wichtigste Reform, die mit dem Irländer vorgenommen werden müsse, darin bestehe, ihn aus der Art von freiwilliger Leibeigenschaft, mit der er jetzt an der Scholle haftet, zu befreien und ihn durch ein sicheres Besitzthum zum unabhängigen Manne zu machen. Daß dies weder durch Centralisation der Verwaltung, noch durch völlige materielle Gleichstellung der verschiedenen Religionsparteien geschehen könne, sieht Jedermann ein; es kann sich daher blos fragen, ob die wichtigste der von Hrn. v. Beaumont vorgeschlagenen Reformen, die Reform in den Erbschaftsgesetzen, dies zu bewirken fähig sei. Wir glauben dies entschieden verneinen zu können. Das ganze Ergebniß einer Aufhebung des bisher geltenden Erstgeburtsrechtes würde eine sehr langsame, erst nach Verlauf von vielen Jahrhunderten fühlbare Zerstückelung der gegenwärtigen großen Besitzungen sein, deren einzelne Theile dann entweder den Nachkommen der jetzigen Besitzer, oder Andern, die sie durch Kauf an sich zu bringen vermochten, nicht aber den armen Irländern anheimgefallen sein würden, denn diese sind ja eben zu arm, um selbst, wenn die Stückchen Land, die sie bebauen, feil wären, sie an sich zu bringen.

Die Illusionen, die sich Hr. v. Beaumont in dieser Beziehung macht, scheinen aus dem Mangel von Berücksichtigung des nationalwirthschaftlichen Moments in dieser Sache hervorgegangen zu sein. Wäre dies nicht, so hätte er begreifen müssen, daß selbst ein agrarisches Gesetz, d. h. eine Vertheilung des Grundeigenthums an die gegenwärtigen bäuerlichen Proletarier Irlands, diesen zwar einige Erleichterung, jedoch noch immer kein Loos gewähren würde, das sich mit dem der Bauern in den übrigen Ländern Europas in Vergleich stellen ließe. Der einfache Grund hiervon ist das Misverhältniß der Menge der ackerbauenden Bevölkerung zum Areal des Landes. Ein Vergleich mit Frankreich, dem Lande Europas, wo die Zertheilung des Grundeigenthums am weitesten gediehen und folglich die Zahl der kleinen Grundbesitzer am größten ist, wo man schon anfängt, über das daraus entstehende Misverhältniß zu klagen, wird dies am besten beweisen. In Frankreich rechnet man auf die Quadratmeile durchschnittlich 2000 Menschen, die vom Ackerbau leben, wogegen in Irland fast 4500, also mehr als noch einmal so viel auf den gleichen Flächenraum kommen. Wie soll also hier eine Maßregel wie die von Hrn. v. Beaumont vorgeschlagene ausreichend sein, hier, wo nicht einmal der Vorschlag Sismondi's, die jetzigen kleinen Zeitpächter zu Erbpächtern mit einer mäßigen Pachtsumme zu machen, ausreichen würde, ganz abgesehen davon, daß der Ackerbau auf so zertheiltem Grund und Boden, ohne die nöthigen Capitalien, weder den Brutto-, noch viel weniger den Nettoertrag wie unter einem richtigern Verhältniß der Bodenvertheilung und bei hinlänglichem Betriebscapital gewähren würde, und daß trotz der gerühmten Fruchtbarkeit einzelner Theile Irlands doch unendlich große Strecken nur aus unfruchtbarer Haide und Mooren bestehen. Daß selbst, was wir schon oben behaupteten und durch einen Vergleich mit Frankreich zu beweisen suchten, ein agrarisches Gesetz nicht viel helfen würde, ergibt sich auch noch aus einer andern einfachen Berechnung: Was anders nämlich könnten die irländischen bäuerlichen Proletarier durch eine Vertheilung des Grun-

des und Bodens gewinnen als die Rente, die sie jetzt an die Grundeigenthümer bezahlen? Nun aber beträgt die Gesammtsumme aller Pachtgelder, welche die Irländer gegenwärtig an ihre Grundaristokratie zahlen, die Summe von 6 Millionen Pf. St., es würde also, bei den 6½ Millionen Ackerbauern, auf den Kopf nicht mehr als ein Beneficium von noch nicht ganz einem Pf. St. kommen. Man sieht also, das materielle Hauptübel, an dem Irland jetzt leidet, liegt nicht blos in dem falschen Verhältniß der Aristokratie zu ihren factischen Unterthanen, sondern im Misverhältniß der ackerbauenden Bevölkerung zum Bodenraum überhaupt; ein Misverhältniß, das weder durch Auswanderung in Masse, noch durch Erweiterung der Industrie, noch endlich durch ein agrarisches Gesetz zu heben ist. Zu der erstern Maßregel würde nämlich eine zu große Geldsumme nöthig sein, als daß man sich vorstellen dürfte, England würde sie für die verachteten Irländer, an deren Elend es mehr gewöhnt ist, als an das der Sklaven in Westindien, bewilligen; das andere Mittel widerstreitet zu sehr dem eigenen Interesse Englands, als daß es glaublich wäre, es würde die Capitalien, die es allein doch nur liefern könnte, dazu herstrecken; die dritte Maßregel endlich wäre blos in Folge einer blutigen Revolution denkbar, und wer würde diese als ein Auskunftsmittel herbeirufen wollen?

Nach alle dem scheint es daher nicht wahrscheinlich, daß der materielle Zustand der Irländer in Bälde eine wesentliche Verbesserung erfahre. Man wird sich auch hier mit Palliativmitteln und der Erhaltung des in der neuesten Zeit so beliebten status quo begnügen und sich schon freuen müssen, wenn es nicht schlimmer wird. Dies wird so lange dauern, bis endlich eine Katastrophe eintritt, oder die Bevölkerung an innerm Siechthum sich verzehrt und dahinstirbt; eine Erscheinung, wie sie sich uns bereits, wiewol aus andern Ursachen, in Spanien und mehren orientalischen Staaten darbietet.

Zum Schluß sei es uns erlaubt, noch ganz kurz auf ein Ergebniß und ein Problem der Geschichte Irlands den Nationalökonomen und den Historiker aufmerksam zu machen. Das erstere betrifft den bekannten optimistischen Grundsatz, daß die Bevölkerung eines Landes in den Subsistenzmitteln, die dasselbe liefere, einen Regulator finde, und daß jene sogleich stille zu stehen oder abzunehmen anfange, sobald diese unzureichend würden. Kein nationalökonomisches Axiom kann durch den Zustand Irlands wol mehr Lügen gestraft, oder wenigstens stärker restringirt werden als dieses; denn lange schon waren die Subsistenzmittel der Bevölkerung Irlands unzureichend und wurden und werden es mit jedem Tage mehr, und dennoch hat dieselbe sich seit 60 Jahren verdreifacht. Das Problem dagegen, das uns die Geschichte Irlands bietet, besteht in der noch immer nicht hinlänglich erklärten tiefen Nationalantipathie der Engländer gegen die Irländer, welche die Erstern gleich von vornherein zu einem Verfahren gegen die Letztern geführt hat, das in der neuern Zeit nur noch in dem Verhältniß der weißen Race zu den Negern, oder im Vertilgungskriege der Nordamerikaner gegen die Indianer eine Analogie und in diesen Fällen eine Erklärung in dem Racenunterschiede findet, aber bei zwei hinsichtlich der Abstammung sich so nahe stehenden Völkern, wie den englischen und irländischen, völlig unerklärlich scheint. Denn wie kam es doch, um gleich bei der nächsten Erscheinung stehen zu bleiben, daß sich keineswegs zwischen den germanischen Angelsachsen und den keltischen Wallisern und Schotten eine so tief eingewurzelte Antipathie wie zwischen jenen und den Iren, die ja mit diesen zu Einem großen Volksstamme, dem keltischen, gehören und selbst fast ganz dieselbe Sprache wie die Gaelen in Schottland (will man ja doch in der neuesten Zeit den Ossian zu einem Iren machen) sprechen, ausgebildet hat? Also die Nationaleigenthümlichkeit der Irländer kann es nicht allein sein, welche die große Kluft geschaffen hat; das Factum der Eroberung allein auch nicht, denn wie viele andere Eroberungen unter gleichen Verhältnissen haben nicht ganz entgegengesetzte Resultate herbeigeführt; der Religionsunterschied auch nicht, denn dieser trat erst ein, als der nationelle schon völlig ausgebildet war; es muß vielmehr ein eigenthümliches Zusammentreffen vieler Umstände gewesen sein, das dieses Phänomen bewirkt hat. Aber eben welches die verschiedenen Coefficienten, die jenes Resultat erzeugten, gewesen seien, wie sie sich gegenseitig bedingen und verhalten, dies scheint uns nicht hinlänglich aufgeklärt und eine würdige Aufgabe für den Geschichtsforscher zu sein.

Seit wir Vorstehendes niedergeschrieben haben, sind uns E. M. Arndt's „Erinnerungen aus dem äußern Leben" zugekommen. Ein Aufsatz über die Gestaltung der agrarischen Verhältnisse, den dieses so höchst interessante Buch enthält, spricht sich in der treffenden und gerade auf das Ziel gehenden Weise des Verfassers auch über Irland aus. Wir können uns nicht enthalten, die betreffende Stelle, die mit der von uns oben ausgesprochenen Ansicht über die Möglichkeit einer radicalen Besserung der irländischen Zustände zusammentrifft, zum Schluß hier mitzutheilen. Sie lautet folgendermaßen:

Das irländische Elend kann kaum ein Gott mehr bessern, auch nicht einmal eine Auswanderung. Das Geschrei, Irland sei so elend durch fanatische Unterdrückung der Katholiken durch die englische Hochkirche, gilt nur für einzelne Zweige der Verwaltung und für einzelne Stände. Das Hauptübel sind ein paar Millionen Menschen zu viel. Wie ist dieses plus oder vielmehr nimium entstanden? Gerade auf demselben Wege, worauf wir in Deutschland auch immer weiter vorwärtsschreiten, nämlich durch die Zerstückelung größerer Landgüter in viele zu kleine. Diese Zerstückelung, in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts vollbracht, hatte einen örtlichen politischen Grund, der in den Erfolgen, die heute zu Tage liegen, für alle Staaten warnend sein sollte. Es ging diese Zerstückelung nämlich von den großen Landherren aus, welche aus großen Gütern von tausend und fünftausend Morgen Land eine Unendlichkeit kleiner Gütchen von fünf, zehn bis funfzehn Morgen schnitten. Und warum? Um in ihren kleinen Pächtern abhängige Wähler zu gewinnen, die ihnen bei der Bewerbung um eine irländische Parlamentsstelle ihre Stimmen geben mußten. Dies Unglück hat die Einwohnerzahl Irlands in sechzig, siebenzig Jahren mit unglaublicher Geschwindigkeit über alles Maß vermehrt und zeigt sich nicht blos als ein irländischer Jammer, sondern drückt durch die nach England und Schottland über-

wandernden irländischen Arbeiter an vielen Stellen auch die englischen bis zur verzweifelnden Hülflosigkeit herab. Dies ist in Irland die tiefe Krankheit der Zeit; dies wächst von Tage zu Tage immer mehr in der Schweiz und in Frankreich rc. 43.

Bibliographie.

Berg, Edm. v., Lauterbach am Harz und seine Umgebungen. Zunächst für die Besucher der Wasserheilanstalt. Mit 1 Stahlstich, 1 Plane der Burg Scharzfels und 1 Charte. Gr. 12. Clausthal, Schweiger. 1 Thlr.

Beschreibung einer Wanderung nach dem Rigi. Mit historisch-geographischen Notizen. Rückerinnerung an das Jahr 1837 des Einsamen vom Berge. Mit einem Anhange vermischter Gedichte. Gr. 12. Ulm, Rübling. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerika's. 10ter bis 12ter Band. Dr. Bird's ausgewählte amerikanische Romane. 4ter bis 6ter Theil. — Auch u. d. T.: Dr. Bird's ausgewählte amerikanische Romane. 4ter bis 6ter Band. Der Waldteufel. 3 Theile. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Corberon, Comte de, Lettres à l'opposition en Hanovre. Première lettre. Sur l'adresse de la deuxième chambre à S. M. le Roi Ernest-Auguste. In-8. Nordhausen, Schmidt. 15 Ngr. (12 Gr.)

Downing, Ch. T., Fan-Kuei oder der Fremdling in China. Übersicht der Sitten, Gebräuche, Meinungen, Gesetze, der Religion, des Handels und der Politik des Chinesischen Volks. Nach der zweiten Auflage des Originales, mit Bezugnahme auf die neuesten Ereignisse umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen, von C. Richard. 2 Bände. Gr. 8. Aachen, Mayer. 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Eichendorff's, J. Freih. v., Werke. [1ste, 2te Lief.] 1ster Theil. Gedichte. [1stes Heft. Mit dem Bildniß des Dichters.] — 4ter Theil. Kleinere Novellen. [1stes Heft.] 8. Berlin, Athenäum. 20 Ngr. (16 Gr.)

Engel, Kypros. Eine Monographie. 2ter Theil. Gr. 8. Berlin, Reimer. 3 Thlr.

Fränkel, W. B., Das Bekenntniß des Proselyten. Das Unglück der Juden und ihre Emanzipation in Deutschland. Gr. 8. Elberfeld, Hassel. 15 Ngr. (12 Gr.)

Gerle, W. A., Der bürgerliche Salon. Genrebilder aus der Gegenwart. 1stes, 2tes Bändchen. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Glaser, J. J., Des Hauses Fluch und des Hauses Segen. Ein Beitrag zur Begründung der öffentlichen Wohlfahrt und des Glückes der Familien. Gr. 12. Bern u. St. Gallen, Huber u. Comp. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Hellas und Rom. Vorhalle des klassischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nach den besten vorhandenen Übertragungen herausgegeben und mit fortlaufenden biographischen und literär-geschichtlichen Erläuterungen begleitet von Prof. K. F. Borberg. Mit einem Vorwort von J. K. v. Orelli. 1ste Abth. Die Dichter des Hellenischen Alterthums. 1ste Lief. 8. Stuttgart, Göpel. 15 Ngr. (12 Gr.)

von Heyden, Randzeichnungen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen. 2ter Theil. Gr. 12. Leipzig, Einhorn. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Kiesewetter, R. G., Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesanges vom frühen Mittelalter bis zu der Erfindung des dramatischen Styles und den Anfängen der Oper. Mit musikalischen Beilagen. Gr. 4. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Kock, C. P. de, Jenny, oder die drei Blumenmärkte in Paris, und: Eine musikalische Morgenunterhaltung. Die Vergeltung. Von C. de Bernard. Drei Novellen. Aus dem Französischen von C. Brinckmeier. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr.

Kreuz und Krone. Canzone. Allen Preussen gewidmet. Gr. 8. Berlin, Nauck. 1840. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Kutter, Peter, Antonio Farfallo. Der Bandit aus Ehrgefühl und Menschenhaß. Ein Sittengemälde unserer Zeit. Gr. 8. Ulm, Rübling. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Marx, A. B., Die alte Musiklehre im Streit mit unserer Zeit. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1 Thlr.

Merckel, W. v., Das Denkmal Herrmanns. Gedicht. Roy.-8. Magdeburg, Heinrichshofen. 5 Ngr. (4 Gr.)

Des Sächsischen Kapellmeisters Naumann's Leben, in sprechenden Zügen dargestellt. Gr. 12. Dresden, Naumann. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Ohnesorgen, F., Die beiden Kaiser oder Bildergallerie aus dem Kriegsleben von 1812. Ein Cyclus kriegshistorischer Novellen, Novelletten, Romanzen, Skizzen und Schilderungen. 1ster, 2ter Band. Gr. 12. Paderborn, Wesener. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Röse, F., Über die Erkenntnißweise des Absoluten. Gr. 8. Basel, Schweighauser. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Salvador, J., Das Leben Jesu und seine Lehre, die Geschichte der Entstehung der christlichen Kirche, ihrer Organisation und Fortschritte während des ersten Jahrhunderts. Aus dem Französischen von H. Jacobson. 2 Bände. Gr. 8. Dresden, Walther. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Sammlung deutscher Volkslieder, welche noch gegenwärtig im Munde des Volkes leben und in keiner der bisher erschienenen Sammlungen zu finden sind. Herausgegeben von W. Walter. 8. Leipzig, Rein. 1 Thlr.

Schellenberg, E., Gedichte. Gr. 12. Berlin, Reimer. 20 Ngr. (16 Gr.)

Tanne, F., Edelwolf von Tyren. Historisch-romantische Rittergeschichte aus dem Jahre 1263. 2 Theile. Klein 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

— —, Geronimo, der Räuberhauptmann, und sein Zögling Leonardo. Romantische Erzählung. 2 Bände. Kl. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

— —, Jobst von Bahner oder: Die Zerstörung des Klosters Marienborn. Ritter- und Klostergeschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert. Klein 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Thal, K. v., Die Raben des schwarzen Waldes. Historisch-romantische Räubergeschichte. 2 Theile. Mit lithographirter Abbildung. Kl. 8. Nordhausen Fürst. 2 Thlr. 3¾ Ngr. (2 Thlr. 3 Gr.)

Ulrich von Lichtenstein mit Anmerkungen von *Theodor von Karajan*. Herausgegeben von *K. Lachmann*. Gr. 8. Berlin, Sander. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 Gr.)

Barrentrapp, G., Über Pönitentiarsysteme, insbesondere über die vorgeschlagene Einführung des pennsylvanischen Systems in Frankfurt. Gr. 8. Frankfurt a. M., Barrentrapp. 25 Ngr. (20 Gr.)

Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch für 1842. Von B. von Guseck. 15ter Jahrgang. Mit 8 Stahlstichen. 16. Leipzig, Baumgärtner. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Wachsmann, C. von, Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1842. 5ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Gr. 16. Leipzig, Focke. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Weltgegenden. (Eine Sammlung schöngeistiger Produkte der beliebtesten und berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands.) Herausgegeben von *Chlodwig*. Mit Beiträgen von Th. Apelt, B. Auerbach, L. Bechstein u. s. w. 1ster Jahrg. 2ter Band. Süden. 8. Cottbus, Meyer. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Zimmermann, A., Geschichte der Mark Brandenburg unter Joachim I. und II. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 234. —— 22. August 1841.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, Verliebter Roland, als erster Theil zu Ariosto's Rasendem Roland, nach den bisher zugänglichen Texten der Urschrift zum ersten Male vollständig verdeutscht, mit Glossar und Anmerkungen herausgegeben von Gottlob Regis. Nebst dem Portrait des Dichters. Berlin, Reimer. 1840. Lex.-8. 4 Thlr.

Als vor etwa 10 Jahren der verstorbene Ernst Fleischer an einen zweiten Band seines „Parnasso italiano" dachte, welcher unter Anderm den „Orlando innamorato" enthalten sollte, erschien ihm und dem Herausgeber, dem ebenfalls verstorbenen Adolf Wagner, noch das gerathenste, den Bojardo in der Überarbeitung des Berni, als der in Italien allein bekannten und noch geachteten Form dieses Gedichts, abdrucken zu lassen; und nur auf dringende Bitten und Vorstellungen des Ref. entschlossen sie sich den Versuch zu machen, des wirklichen Originals habhaft zu werden, welches in Deutschland so selten war, daß Bouterwek einst erklärt hatte, das sei das einzige Buch, welches er für seine Literärgeschichte sich nicht habe verschaffen können, und daß man ernstlich zweifeln konnte, ob man in Deutschland ein Exemplar des ursprünglichen Textes würde finden und zum Abdruck erhalten können. Eine Auffoderung des Ref. an die Besitzer einer solchen literarischen Seltenheit hatte den besten Erfolg, und A. Wagner konnte seinen Abdruck nach einem, wenn auch sehr incorrecten Text, wie alle uns bis jetzt zu Gesicht gekommenen leider sind*), veranstalten; und so erschien 1833 im „Parnasso italiano continuato" der erste in Deutschland besorgte Abdruck des ursprünglichen „Orlando innamorato", und fast der erste Abdruck überhaupt seit beinahe 300 Jahren. Noch etwas früher zwar, aber ohne daß die leipziger Herausgeber etwas davon gewußt hätten, war in London 1830 ein anderer, und wir müssen es gestehen, viel besser gerathener und unendlich besser ausgestatteter Abdruck durch Panizzi besorgt worden, welchem sieben verschiedene alte Ausgaben zu Gebote standen, die er auch gewissenhaft benutzt hat. Und so hat sich denn die Angelegenheit des Bojardo innerhalb 10 Jahren bei uns so geändert, daß, während man früher an der Existenz auch nur Eines Exemplars in Deutschland zweifelte, wir jetzt nicht allein einen deutschen und einen englischen Abdruck besitzen, sondern, was noch viel auffallender sein muß, in eben diesem Zeitraume zwei meisterhafte Übersetzungen eines Werkes erschienen sind, welches noch vor wenigen Jahren unendlich Wenige sich rühmen konnten, auch nur gesehen, geschweige denn gelesen zu haben. Meisterhaft müssen wir beide Übersetzungen, die von Gries, welche in Stuttgart 1835 — 39 erschienen ist, über welche wir früher auch schon berichtet haben, und die hier näher anzuzeigende von Regis, nennen, obwol sie in Ton und Farbe unendlich voneinander abweichen. So interessant es auch wäre, die Arbeit des trefflichen Gries, der mit gerechtem Stolze auf seinen Tasso, seinen Ariost, seinen Calderon u. s. w. zurückweisen kann, mit der Arbeit des jüngern, aber nicht minder begabten, durch die unübertreffliche Übersetzung und Bearbeitung des Rabelais schon längst bewährten Regis zu vergleichen, um sich zu überzeugen, wie bei gleichem Streben nach der gewissenhaftesten Treue und bei gleichem unleugbaren Talente, doch so ganz verschiedene Auffassung und Darstellung des alten Dichters möglich gewesen, so wollen wir doch eine solche Zusammenstellung, durch welche auch bei der ängstlichsten Unparteilichkeit doch leicht der Eine oder der Andere sich verletzt fühlen möchte, lieber vermeiden; und da wir früher dem trefflichen Gries seine ihm gebührende Anerkennung haben zu Theil werden lassen, uns diesmal allein auf Regis beschränken, ganz als ob der wunderliche Zusatz auf dem Titel seines Werkes: „daß es die erste vollständige Verdeutschung des Originals sei", buchstäblich richtig wäre. Diesen Zusatz, worüber sich Gries, dessen Übersetzung, ob auch früher begonnen, wissen wir freilich nicht, unleugbar aber doch früher vollendet und erschienen ist, mit Recht, als über ein unbilliges Ignoriren seiner Leistungen beklagen könnte, wollen wir mit milderer Interpretation uns dahin erklären, daß Regis, in der Vorahnung einer baldigen zweiten Auflage seines Werkes, nur habe sagen wollen, daß der Bojardo hier zum ersten Male von ihm vollständig übersetzt erscheine.

Schon von vornherein muß es ein günstiges Vorurtheil für diese Übersetzung erwecken, daß Regis, der Über-

*) Auch Panizzi sagt: „Every one of the editions of the original poem of Bojardo, at least as far as I have seen, is shamefully incorrect."

setzer des Rabelais, sie unternommen hat. Wer die ungeheuern Schwierigkeiten dieser letztern Arbeit kennt und weiß, wie glücklich Regis sie überwunden hat, der muß sich freuen, daß der alte Meister Bojardo, der den heutigen Italienern wenig mehr zusagt, weil sie sich an seine Derbheit und unverfälschte Natürlichkeit, noch mehr aber an den edeln Rost seiner nichts weniger als toscanisch classischen Sprache stoßen, unter uns einen Übersetzer gefunden hat, welcher vor allen andern befähigt ist, diese eigenthümliche Farbe des Originals in unserer Sprache wiederzugeben; und das ist es denn auch, was wir ganz vorzüglich an seiner Arbeit rühmen müssen, daß es wirklich und in der That nicht sowol eine Übersetzung im gewöhnlichen Sinne, als vielmehr eine wahre Verdeutschung ist, uns nicht blos den Sinn des Originals in einer allgemeinen charakterlosen Sprache, sondern die ganze charaktervolle Eigenthümlichkeit des Dichters und seines Werkes wiedergibt. Wer den Unterschied englischer Stahlstiche von den alten deutschen Holzschnitten kennt und zu empfinden im Stande ist, der wird auch verstehen, was wir meinen, wenn wir sagen: Regis hat den alten italienischen Holzschnitt in deutschem Holzschnitt wiedergegeben, und sich vor nichts mehr gehütet, als seinem Original etwa die glatten und sanften Tinten moderner Kupferstiche zu geben. Daß er dadurch Manchem minder genießbar erscheinen wird, ist wol gewiß; wem er aber misfällt, dem wird auch das Original ebenso wenig zusagen. In dieser Art möchte es dem Übersetzer so leicht Niemand in Deutschland gleichthun, und Niemand vermöchte es auch, der sich nicht, wie er, durch die Übersetzung des Rabelais darauf vorbereitet und sich dadurch eine ungewöhnliche Meisterschaft in Handhabung der Sprache erworben hätte. Wie es denn aber dem Menschen selten gegeben ist, die zarte Linie, welche das Zuviel vom Zuwenig trennt, stets im Auge zu behalten und zu beobachten, so wird es wol Manchem scheinen, als ob Regis, aus Abneigung gegen alles Geleckte und Geglättete, hie und da, mehr als sein Original ihn dazu nöthigte, an das Harte und allzu Derbe gestreift habe, und diesem Urtheile möchten wir nicht ganz widersprechen, jedoch mit dem Zusatze, daß, wenn einmal nach einer Seite hin gefehlt werden soll, wir dem Übersetzer des Bojardo, dem Charakter dieses Dichters gemäß, lieber etwas zu viel Rauhheit und Derbheit zugute halten wollen, als wenn er den edeln Rost der Sprache und die derbe, naive Gesinnung des Originals durch aufgetragenen modernen Firniß abgeglättet und unkenntlich gemacht hätte: ganz aus demselben Grunde, weshalb uns der unverfälschte Bojardo, mit allen seinen Härten, Archaismen, Provinzialismen und wahren Incorrectheiten, doch tausendmal lieber ist als die zierliche, von der Accademia della crusca als testo di lingua gebrauchte Bearbeitung des Berni. Ein Anderes, woran vielleicht auch wol Mancher Anstoß nehmen wird bei dieser Übersetzung, ist, daß Regis seinen alten Dichter überall und auch da treu übersetzt hat, wo er in derb sinnlicher Lust gegen die modernern Begriffe der Schicklichkeit verstößt. Hierüber aber müssen wir ihn durchaus in Schutz nehmen. Wer dergleichen nicht vertragen, nicht als ein nothwendig aus der Natur des romantischen Epos und der darin geschilderten Welt Hervorgehendes begreifen kann, der bleibe überhaupt von den Dichtern jener Zeit weg, und sehe überdies noch zu, wie er die Inconsequenz rechtfertigen möge, die nur äußerst selten und dann nur derb und natürlich auftretende Sinnlichkeit im Bojardo zu verwerfen, und sich doch mit den, nach unserm Gefühl tausendmal widerwärtigern, weil mit der Natur des Gedichts im Widerspruch stehenden Schlüpfrigkeiten des Tasso befreunden zu können.

Bei einem Dichter wie Bojardo, dem es nicht, wie etwa dem Tasso, um Prunkstücke und sogenannte schöne poetische Stellen in seinem Gedichte zu thun war, sondern der mit inniger Liebe zu seinem Gegenstande, ohne um die Gunst des Lesers zu buhlen, Alles und Jedes treu und wahr, wie es seine Natur erfodert, zu erzählen bemüht ist und der niemals nach Effect hascht, ist es schwer einzelne Stellen herauszufinden, um daran die Art und Kunst des Übersetzers, welche wir im Obigen anzudeuten suchten, anschaulich zu machen. Weit entfernt daher nach irgend einer bedeutenden Scene des Gedichts, wie etwa der Tod Agrican's und andere dergleichen zu suchen, wollen wir hier aus dem schlichten Eingange der ganzen Erzählung ein kleines Bruchstück mittheilen, welches dennoch vollkommen hinreichen wird den Ton sowol des Originals, als der Übersetzung dem Leser deutlich vor Augen zu bringen. König Karl hat zu Pfingsten ein großes Turnier bei Paris veranstaltet; heidnische und christliche Ritter sind dabei versammelt; der Dichter schildert die Ordnung der Tafeln beim Festmahle:

A la seconda (mensa) fur Duchi e Marchesi
E nella terza Conti e Cavalieri;
Molto furo onorati i Maganzesi
E sopra a tutti Gano da Pontieri;
Ranaldo avea di foco gli occhi accesi
Perchè quei traditori, in atto altieri
L'avean tra lor ridendo assai beffato
Perchè non era com' essi addobbato.

Pur nascose nel petto i pensier caldi
Mostrando nella vista allegra fazza;
Ma fra se stesso diceva: ribaldi,
Se io vi ritrovo doman su la piazza,
Vedrò come starete in sella saldi,
Gente asinina, maledetta razza:
Che tutti quanti, se 'l mio cor non erra,
Spero gittarvi alla giostra per terra.

Herzög' und Markgrafen sind an der zweiten,
Grafen und Ritter um die dritte her;
Viel Ehr' erwies man da den mainzer Leuten,
Vor Allen aus dem Gan von Poitiers.
Rinaldens Augen feuersprühn von weitem,
Weil diese aufgeblas'nen Schelmen sehr
Ihn unter sich verspottet und verirt,
Daß er sich nicht so bunt wie sie staffirt.

Doch barg er in der Brust sein heißes Blut,
Schaut fröhlich drein, als wär' er weit vom Hasse,
Sprach aber bei ihm selber: Schurkenbrut,
Find' ich euch morgen nur auf der Terrasse,
Laßt sehn dann, ob ihr sitzt im Sattel gut,
Ihr Eselvolk, vermaledeite Rasse!
Denn im Turnier, irrt mich mein Herz nicht weit,
Werf' ich euch all herunter wie ihr seid.

Re Balugante, che in viso il guardava
E indovinava quasi i suoi pensieri,
Per un suo Turcimanno il domandava:
Se nella corte di questo Imperieri
Per roba o per virtute s'onerava?
Acciò che lui che quivi è forestieri,
E de' costumi de' Cristian digiuno,
Sappia l'onor suo render a ciascuno.

Rise Ranaldo e con benigno aspetto
Al messagier diceva: rapportate
A Balugante, poich 'egli ha diletto
D' aver le genti Cristiane onorate:
Che i ghiotti a mensa e le putane in letto
Sono tra noi più volte accarezzate;
Ma dove poi convien usar valore,
Dassi a ciascun il suo debito onore.

Der König Balugant, der ihn gehegt
Im Aug', und schier errathen aus der Fern',
Schickt einen Dolmetsch an ihn ab und frägt:
Ob man den Mann am Hofe dieses Herrn
Nach seinen Kleidern oder Thaten wägt?
Damit er selbst, hie fremd, und insofern
Er von der Christen Sitten noch nichts wüßte,
Erführ, wie jeglichen man ehren müßte.

Da lächelt Reinald und entgegenet
Mit gutem Blick dem Boten ohn' Erboßen:
Sag Baluganten, weil ihn freuen thät
Nicht gegen Christenehre zu verstoßen,
Daß wir dem Wanst am Tisch, der Dirn im Bett
Wol oft bei uns auch pflegten liebzukosen;
Doch wo es Tapferkeit zu zeigen gilt,
Man jeden nach Verdienst in Ehren hielt.

Wie Regis seinem Verdienste um den Rabelais dadurch die Krone aufgesetzt, daß er ihn mit einem von wahrhaft riesenhafter Belesenheit und Erudition strotzenden Commentar begleitet, so hat er es auch hier beim Bojardo gethan. Die Anmerkungen verbreiten sich über Alles, was zum unmittelbaren Verständniß des Gedichts zu wissen nöthig ist: einen gründlichern Unterricht über die ganze halb historische, halb sagenhafte Welt, welche dem romantischen Epos der Neuern zum Grunde liegt, gewährt das hierauf folgende „Glossar, oder alphabetische Einleitung in den verliebten Roland", worin theils über Personen und Gegenstände, welche im „Orlando innamorato" vorkommen, theils über des Dichters Leben und Schriften ausführliche Nachrichten ertheilt werden. Hier entwickelt sich vor den Augen des erstaunten Lesers eine Welt von größtentheils wenig oder gar nicht bekannten Personen, Verhältnissen und Dichtungen, welche ihn nicht blos mit dem Bojardo, sondern mit der ganzen romantischen Welt des Mittelalters bekannt macht. Namentlich sind die Artikel Bojardo, Alexander der Große, Karl der Große, Mainzer, Reali di Francia, Rinaldo, Roland, Rüdiger und die dazu gehörigen Stammtafeln das Product einer ungeheuern Belesenheit und eines musterhaften Fleißes. Es lebt wol schwerlich jetzt noch ein Anderer, der Regis in der Kenntniß dieser Dinge sich auch nur entfernt vergleichen dürfte. Die alten Volksbücher und Romane der Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutschen, Alles, was in Deutschland, Italien, Frankreich und England darüber schon gesammelt und geschrieben worden, hat er gründlich durchforscht und benutzt, und die ältesten wie die neuesten Schriften über diese Sachen sind ihm nicht entgangen. Wenn es auch der Charakter dieser Blätter nicht an sich schon verböte, so würde doch Ref. Bedenken tragen, die wenigen Punkte in Anregung zu bringen, wo er von der Meinung des Übersetzers und Commentators abzuweichen sich berechtigt glaubt, weil es ihm eine thörichte Anmaßung scheinen müßte, mit seinen geringen literärischen Hülfsmitteln und seiner, im Vergleich mit Regis, gar zu unbedeutenden Kenntniß dieser Dinge sich einzelne Ausstellungen zu erlauben. Er schließt daher mit dem Wunsche, daß dieses in der deutschen Literatur bis hierher unvergleichliche Werk die lebendigste Theilnahme finden und jüngere Gelehrte auf diesem noch so wenig betretenen Wege rüstig fortzuwandeln begeistern möge. 100.

Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin, Duncker und Humblot. 1841. 8. 1⅓ Thlr.

Des Verf. biographisches Talent ist zu bekannt, als daß wir nicht auch eine kleinere Gabe seiner Hand aus diesem Gebiet bestens willkommen heißen sollten. An Schwerin's Namen knüpfen sich freudig stolze und tragisch erhebende Erinnerungen. Sein Tod in der Schlacht bei Prag gehört zu den würdigsten Kriegsthaten jener an tapferer Hingebung so reichen Zeit. Mehr durch diesen, wie durch sein Leben und Wirken hat er sich den ruhmvollen geschichtlichen Namen erworben, durch den sein Andenken bewahrt ist. Eine vorzugsweise glänzende That hat nicht selten die Folge, daß eben durch diese der Überrest eines sonst gewiß sehr hervortretenden Leben ins Dunkel tritt; man ist zufrieden, sich das Gedächtniß an einen großen Mann durch seine strahlendste Handlung zu bewahren. Zum Theil erging es so mit Schwerin; über seinem glorreichen Tod hat man es versäumt sich seines rühmlichen Lebens genauer zu erinnern. Der Autor hilft uns diesen Fehler auf die angenehmste Art verbessern; auch die Lebensgeschichte eines minder bedeutenden Mannes würde man in solcher Darstellung gern lesen, wie viel mehr die eines Schwerin. Es sei erlaubt, hier einige Punkte herauszuheben, die, der frühern Laufbahn des Helden angehörend, weniger bekannt sind. Curd Christoph von Schwerin ist am 26. Oct. 1684 in Pommern, bei Anklam, auf dem Gute Löwitz geboren. Er genoß eine für jene Zeit sehr sorgfältig geleitete Erziehung, weshalb er sich denn auch später durch feinere Bildung vor seinen Zeitgenossen, z. B. den Herzog von Dessau (vulgo der alte Dessauer) auszeichnete. Seine Kriegsschule machte er zuerst in holländischen Diensten; er focht hier unter Eugen und Marlborough, den größten militairischen Celebritäten seiner Zeit; unter andern bei Hochstädt, am 13. Aug. 1704. Späterhin trat er in mecklenburgische Dienste, wo er im 23. Jahre bereits die Stellung eines Obersten erhielt. Im December 1712 machte er eine höchst interessante diplomatische Reise nach der Türkei, zu Karl XII., was ihm den unschätzbaren Vortheil brachte, in nahe persönliche Beziehungen zu diesem Könige zu treten, dessen kriegerischer Ruhm damals jeden andern überstrahlte. Der Autor drückt sich über dieses Verhältniß folgendermaßen aus: „Für alle ausgestandenen Mühen und Gefahren fand Schwerin reiche Schadloshaltung in dem täglichen Umgang und den reichen Gesprächen des wunderbaren Kriegshelden, der die Welt fortwährend in Staunen setzte und in dessen Nähe gelebt zu haben, schon Merkwürdigkeit und Zauber war. Seine Unterhaltung, ausschließlich auf Kriegs-

thaten und Kriegswesen gerichtet, galt für die belehrendste Weihe, der man in diesem Fache theilhaftig werden könne. Sie in solcher Fülle wie Schwerin genossen zu haben (er blieb fast zehn Monate in der Türkei) galt als ein beneidenswerthes Glück, und gewiß hat diese Reise dem spätern Rufe seiner großen Kriegserfahrung einen stärkern Vorschub gethan, als wenn er ein paar Feldzüge mehr mitgemacht hätte; er selbst pflegte dies rühmend auszusprechen." Schwerin war als schwedischer Unterthan geboren; erst durch den stockholmer Frieden von 1720 gelangte Preußen zum Besitz Pommerns bis an die Peene, und jetzt trat Schwerin als Generalmajor in preußische Dienste. Hier stieg er schnell zu den höchsten militairischen Würden empor, und beim Ausbruch des ersten schlesischen Krieges befehligte er in der Schlacht bei Mollwitz als Feldmarschall. Von hier ab ist seine Geschichte durch die der Kriege Friedrich's des Großen ebenso bekannt geworden wie diese selbst. Wir kehren daher von diesen historischen Notizen zurück und wenden uns wieder zu dem Verfasser des Buches. Er hat uns die Jugendgeschichte Schwerin's besonders anziehend gemacht durch die geschickte Einwebung und lebendige Darstellung der Specialgeschichte jener Zeit insbesondere der Mecklenburgs. Mit schaudernden Erstaunen sehen wir, wie jung die Erinnerungen an die barbarischste Fürstenwillkür in Deutschland noch sind! Aus den gigantischen Fortschritten zum Bessern, welche wir seitdem gemacht haben, können wir die zuverlässigste Hoffnung schöpfen, daß dieses Fortschreiten auch noch ferner andauern und unser Vaterland binnen kurzem das Ziel einer überall gesetzlich begründeten Regierungsordnung, bei der die Völker Theil an der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten haben, erreichen werde. So wird die Vergangenheit uns in jedem klar aufgefaßten, geschichtlichen Wort Lehrerin, Trösterin und sichere Prophetin für die Zukunft. Vortrefflich ist die Charakteristik Schwerin's am Schluß des Buches; hier ist der Autor auf dem Felde, wo er der Meister der Meister genannt werden muß. Klarheit und tiefe Beobachtung, Mannichfaltigkeit und Deutlichkeit erfreuen uns mit gleichen Gaben; auch dürfen wir an der Treue nicht zweifeln, da er Schwächen, Fehler und rauhe Härten des berühmten Mannes nicht verhehlt. Weniger glücklich behandelt er das Kriegsgeschichtliche. Er ist, dünkt uns, in der Darstellung der Schlachten viel zu detaillirt (besonders für den nächsten Zweck des Werkes), wenn er den Leser, den ein generelles Interesse zu dem Buche führt, berücksichtigt; und er ist es nicht genug, wenn er es in Absicht hat, den militairischen Leser, der ohne Specialkarten und genaue Angaben über alles Detail nicht bestehen kann, zu bedenken. Daher verschwinden die zwei größten Momente in der Lebensgeschichte Schwerin's unter dem getümmelvollen Bilde der Umgebung, in der sie uns der Autor vorführt. Er hätte sie eher davon lostrennen, als sie so tief darin verwickeln sollen. Wir meinen erstlich: Schwerin's Benehmen bei Mollwitz, wo er Friedrich II. zu einem so wichtigen Schritt, der nachher von so übler Folge für Schwerin wurde, bestimmt, dem, das Heer vor Ausgang der Schlacht zu verlassen; und zweitens seinen Tod bei Prag, der bei der großen Darstellungsgewalt des Verf. gewiß zu einem tief ergreifenden Eindruck erhoben werden konnte, wo der Leser sogar in Gefahr ist, bei den vielen ermüdenden Schlachtdetails, die er wol gar leicht flüchtig überläuft, über diesen großen Moment hinwegzulesen. Doch das sind nur kleine Einwendungen gegen ein Buch, das uns durch sein Ganzes so fesselt und gewinnt. Jedenfalls hat die Specialgeschichte dadurch einen charakteristischen Beitrag gewonnen, der ihr viel werth sein muß und uns zu neuem Dank gegen den Autor, dessen literarische Gaben uns ihm schon so vielfach verbunden haben, verpflichtet. 71.

Notizen.

Das Schloß der Schönen auf der Insel Kythnos.

Auf der griechischen Kythnos (heutzutage Thermia, wegen der dortigen warmen Bäder) liegt eine Ruine, ein Palaeokastron, auch das Schloß der Schönen genannt, auf dem schmaten Gipfel eines furchtbar schroffen Felsens, der in die See hinaushängt und nur durch einen schwer zugänglichen Isthmos mit der Insel verbunden ist. Es ist die Ruine eines wohlbefestigten Städtchens aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, welches damals der Hauptort der Insel gewesen zu sein scheint. Die Mauern, so viel davon noch an den Felsen klebt, sind von fränkischer Bauart und haben Schießscharten; im Innern sind nur unförmliche Trümmerhaufen. Dieses Schloß der Schönen hat, wie Roß in seinen „Reisen auf den griechischen Inseln" (Bd. 1, S. 112) erzählt, seine Ilias, seine Ἰλίου πέρσις, gehabt, nämlich in einem Volksliede, das seinen Untergang besang; allein die Führer, setzt Roß hinzu, versicherten uns, daß die letzten alten Leute, welche es noch auswendig gewußt, bereits gestorben wären. Hier hausten, so erzählt das Lied, vor Jahrhunderten arge Seeräuber, welche das Meer bis zu der, acht bis zehn Seemeilen entfernten Insel Keos mittels einer langen Kette zu sperren und auf diese Weise viele Schiffe zu fangen pflegten. Die großen Schätze und Reichthümer, welche sie gesammelt hatten, lockten die Türken, und dieselben kamen mit großer Macht hierher; allein sie belagerten das unzugängliche Felsennest ein Menschenalter lang, d. i., wie das Lied sagt, 26 Jahre vergebens. Endlich verkleidete sich ein Türke als eine schwangere Frau, nahm noch einen Säugling in die Arme und begehrte so Einlaß, als ein unglückliches, vom Feinde verfolgtes Weib. Die Tochter der Pförtnerin öffnete aus Mitleid das Thor, und die in einem Hinterhalte versteckten Belagerer drangen ein, metzelten die Vertheidiger nieder und legten das Städtchen in Asche. Roß fand später in der Stadt ein altes Mütterchen, welches noch einige Bruchstücke jenes kythnischen Nationalepos im Gedächtnisse bewahrte, und wovon Roß eines a. a. O. mittheilt. Dasjenige Lied, welches sich in den „Neugriechischen Poesien" von Theod. Kind (Leipzig 1833) S. 6 fg. als ein Ganzes befindet, scheint ein Theil jenes kythnischen Nationalepos, wenn auch mit Änderungen und Zusätzen aus neuerer Zeit, zu sein.

Der See Phonia im Peloponnes.

Ueber diesen See in der alten Provinz Achaia theilt Pückler, welcher 1836 in Griechenland war, im zweiten Theile seiner „Griechischen Leiden" Folgendes mit. Der genannte See stand schon in älterer Zeit in dem Rufe mysteriöser Eigenschaften, und noch jetzt behauptet man, daß er regelmäßig 13 Jahre bestehe und dann 13 Jahre lang wieder verschwinde. Sollte dies auch Fabel sein, so ist doch so viel gewiß, daß der See von Phonia oft mehre Jahre ganz austrocknet, dann aber plötzlich ohne alle äußere Veranlassung mit gefährlichen Überschwemmungen aus unbekannten Felsenhöhlen hervorbricht und lange Zeit sein grünschlammiges Bett ganz ausfüllt. Von diesem See sagt schon Strabo, daß sich bei seinen Überschwemmungen oft monströse Fische gezeigt hätten, die man vorher nie gesehen, und die im Flusse Ladon, der aus jenem See entspringt, nach dem Alpheus und durch diesen dem Meere zugeführt würden. Im J. 1835 habe, nach sehr langer Ruhe, ein solcher Ausbruch der Seewässer stattgefunden, und die Fährleute, wie mehre Bauern, von denen wol anzunehmen ist, daß sie von Strabo's Nachricht nie etwas vernommen haben, seien in die Stadt (Pyrgos) gekommen, um zu melden, daß sie kolossale Schlangen mit einem stierähnlichen Kopfe und blendendweißem Halse im Ladon dem Meere hätten zuschwimmen sehen. Auf eine derselben hätten sie Jagd gemacht, ihrer aber nicht habhaft werden können. Pückler hatte diese Notizen seinerseits wieder von Agamemnon, Doctor der Medicin in Pyrgos, einem warmen Verehrer des Alterthums und sehr unterrichteten Manne, und er setzt hinzu, daß dieser Mann jene Bauern sorgfältig verhört, alle aber in ihren Aussagen einstimmig gefunden habe. Die Sache ist jedenfalls ebenso interessant, als einer nähern Untersuchung würdig, die ihr ja wol auch nunmehr zu Theil werden wird. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 235. — 23. August 1841.

Über das „Annuaire de la Société des étudiants de l'université libre de Bruxelles", nebst einigen Worten über unsere deutschen Universitäten.

Das vorstehende Buch, welches Aufsätze der Studirenden auf der vor nicht gar langer Zeit gegründeten freien Universität Brüssel enthält, hat mir den gegenwärtigen Zustand unserer deutschen Universitäten wieder recht lebhaft vor die Seele gerufen. Die Vergleichung liegt so nahe und bietet, meines Bedünkens, so gute Fingerzeige dar, daß ich nicht umhin kann, noch einmal jenen in der letzten Zeit so oft besprochenen Gegenstand zu berühren. Ich glaube dies um so mehr thun zu dürfen, als es nicht meine Absicht ist, chimairische Entwürfe aufzustellen, sondern blos auf die Ursachen aufmerksam zu machen, welche den jetzigen Zustand unserer Hochschulen bedingen.

Bekanntlich wurde vor einigen Jahren über die Reform derselben heftig gestritten. Der Streit, wie ähnliche, legte sich, nachdem man viele Schriften darüber gewechselt: allein die Sache selbst ist um nichts besser geworden. Mir kommt es vor, als habe man sich damals umsonst herumgestritten und sei auf den rechten Punkt noch nicht gekommen. So viel sah man allenthalben, daß eine Reform der Universitäten Noth thue, daß namentlich unsere akademische Jugend immer schlechter, roher, ungebildeter, materiell gesinnter würde: aber um diesem Übel abzuhelfen, brachte man blos rein äußerliche Mittel in Vorschlag, deren Unzulänglichkeit auf den ersten Blick einleuchten mußte. Unsere Universitäten gehören mit zu denjenigen schwachen Seiten unserer Zeit, welche nicht für sich curirt werden können, sondern auf das innigste mit dem ganzen öffentlichen Zustande zusammenhängen. Will man eine Reform der Universitäten, muß man auch eine Reform unserer öffentlichen Verhältnisse verlangen: jene ist ohne diese rein unmöglich. Das Hauptübel aber, welches die Universitäten mit unserm öffentlichem Zustande gemein haben, ist der Mangel an Freiheit. Und so lange diese nicht gegeben ist, so lange mögt ihr Plane zu Reformen entwerfen, so viel ihr wollt, ihr werdet doch auf keinen grünen Zweig kommen. Nur auf einem freien Boden gedeiht die Blume des Geistes: sowie man es jetzt treibt, kommen nichts als Treibhauspflanzen zum Vorschein. Die Wahrheit jenes Satzes wird von der ganzen Geschichte der Universitäten bestätigt. Nie befanden sie sich in schönerer Blüte als zur Zeit ihres Entstehens, wo sie, hervorgerufen durch ein tief gefühltes geistiges Bedürfniß, unabhängig von jedem äußern Einflusse, als freie selbständige Corporationen sich organisirten. Später, als sich die Kirche und dann die weltliche Macht einmischte, verloren sie schon von jenem lebenskräftigen Charakter, den sie im Anfange behaupteten, von jener geistigen Frische und Regsamkeit, und nahmen dafür einen starren stereotypen Charakter an, wie es denn gerade die Universitäten waren, welche am meisten den geistigen Fortschritt hinderten. Doch war dadurch, daß die Lehrfreiheit für jeden Einzelnen nicht erschwert war, immer noch die Möglichkeit einer Regeneration gegeben, wie diese im Reformationszeitalter erfolgte. Dies blieb seitdem doch noch ein großer Vortheil, daß auf der Universität Jeder lehren durfte, wenn er sich dazu berufen fühlte, und ferner, daß die innere Organisation und Verwaltung derselben ihrem Gutdünken allein überlassen war: sie bildeten immerhin sehr ehrenwerthe Corporationen, welche durch eine gewisse Unabhängigkeit von irgend einem äußern Einflusse eine moralische Macht bildeten, auf welche sich die öffentliche Meinung berufen konnte, der Willkür und dem Despotismus gegenüber, eine Macht, welcher kein Fürst sich so leicht zu widersetzen wagte. Diese Stellung behaupteten sie bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein.

Erst neuerdings, nach der Auflösung des deutschen Reichs, nach dem Zusammentreten des deutschen Bundes, nach der Unterdrückung der sogenannten demagogischen Umtriebe erhielten sie ihre jetzige Farbe, d. h. sie hörten auf freie, selbständige Corporationen zu sein, welche sich selbst regierten, selbst Bestimmungen über die Anordnung der innern Verhältnisse erließen. Sie wurden vielmehr unmittelbar unter die Regierungen gestellt, welche alle die Rechte an sich nahmen, deren Ausübung früher die Freiheit der Universitäten bezeichnet hatte: in der That ist von jener frühern Unabhängigkeit kaum eine Spur mehr da. Auch die Berufung an sie über wichtige sociale Fragen ist nicht mehr gestattet: früher durfte man bei Streitigkeiten zwischen Fürsten und Unterthanen auf das Gutachten der Juristenfacultäten verweisen: dieses Recht der Universitäten, in solchen Fällen ihre Stimme abzugeben,

ist aber bekanntlich in neuester Zeit auch aufgehoben worden.

Und fragen wir nun, ob durch diese Vormundschaft des Staats die Universitäten gewonnen haben, so müssen wir dies auf das entschiedenste verneinen. Männer von Erfahrung, welche seit langen Jahren akademische Würden bekleiden, gestehen unbedingt, daß sich der Geist unserer studirenden Jugend, im Vergleich mit früher, bedeutend verschlechtert habe. Vielleicht, daß sie heutzutage mehr äußern Anstrich hat, aber dafür findet sich auch mehr Roheit der Gesinnung, Lust am Gemeinen, Mangel an wahrhaft wissenschaftlichem Streben, dagegen eine recht ausgeprägte materielle Richtung.

Es ist lächerlich, wenn man, wie es wol geschehen, den Grund davon in der akademischen Freiheit der Jugend suchen wollte, und es verräth eine völlige Unkenntniß des menschlichen Herzens und der menschlichen Natur, von der Beschränkung jener etwas Heilsames zu erwarten. So unnatürlich und abgeschmackt es wäre, wenn man dem Knaben sein Spielzeug nehmen wollte, in der Hoffnung, ihn desto eher zum gereiften Manne bilden zu können, ebenso abgeschmackt ist es, wenn man die Jugend in ihrer freien Bewegung hemmen will. Jedes Alter hat seine besondere Richtung und seine besondern Neigungen: es kann nicht von dem einen in das andere übergreifen, wenn dies nicht wider alle Natur geschehen soll: es ist eine Anomalie, welche eher von schädlichen, als von wohlthätigen Folgen für die Zukunft ist, weil dadurch die natürliche Entwickelung gestört wird. Der Knabe ist mir zuwider, der, anstatt mit seinen Kameraden draußen herumzuschwärmen, als gehorsames Söhnchen bei der Mama hübsch zu Hause bleibt, oder der, anstatt sich an den gewöhnlichen Kinderspielen zu erfreuen, altklug sich mit seiner kleinen Weisheit brüstet. So halte ich auch nicht viel von dem Studenten, der die Zeit seiner akademischen Jahre nicht genießt, und zwar mit Freude und in vollen Zügen, sodaß er später immer noch eine angenehme Erinnerung daran hat. Die Jugend soll sich ihrer Jugend freuen, soll lustig und heiter sein, soll Geniestreiche vollführen, Alles soll passiren: nur — und das bitte ich sehr zu bedenken — soll keine Roheit dabei sein, d. h. keine innerliche Roheit. Die akademische Freiheit, von welcher die Roheit ausgeschlossen ist, wird niemals schädlich sein und niemals bösartig. Es ist nun freilich die Frage, wie man die Roheit unmöglich macht. Ich glaube dadurch, daß der junge Mann das Bewußtsein bekommt, er sei nicht blos deshalb auf der Universität, um sich später durch Das, was er gelernt, sein Brot zu verdienen, daß er vielmehr ein höheres Streben, eine höhere Idee in sich trägt, welche ihn erhebt und sittlich durchbildet. Und dies ist nach meiner Meinung der Hauptpunkt, auf welchen gesehen werden sollte, dies Streben nach dem Höhern in den jungen Leuten zu erzeugen, oder wenigstens die Möglichkeit zu geben, daß es sich erzeugen kann. Man hat dies von einer Seite wol eingesehen und den Grund von der niedern materiellen Richtung, welche unsere Jugend genommen, vorzüglich in dem Mangel an Aufmerksamkeit für die sogenannten allgemeinen Wissenschaften gesehen: man hat es namentlich an mehren Universitäten getadelt, daß für die Philosophie gar nichts geschehe. Das ist allerdings eine Ursache, aber nicht die einzige und nicht die erste. Denn man hat schon oft die Erfahrung gemacht, daß ganz tüchtige Männer, welche die philosophischen Disciplinen an einer Universität lehrten — ich nenne nur Ludwig Feuerbach in Erlangen — doch auf keinen grünen Zweig gelangen konnten. Der Grund muß also tiefer liegen, und es ist kein anderer, als daß man höhern Ortes nicht darauf bedacht ist, aus den studirenden Jünglingen Menschen zu ziehen, mit freiem Urtheil, mit gereifter geistiger Bildung, sondern blos brauchbare Maschinen, Handlanger. Das, was der Staat verlangt, ist materiell so unbedeutend, so niedrig, so wenig erhebend, in so enge Grenzen eingeschlossen, und formell doch wieder so ungeheuer viel, eine so außerordentliche Masse von Gedächtnißwerk, daß der junge Mann auf der Universität einmal die Neigung verliert, sich eine allgemeine wissenschaftliche Bildung zu erwerben, da so wenig Rücksicht darauf genommen wird, und zweitens, wenn er auch das Bedürfniß hätte, doch viel zu wenig Zeit übrig behält, um sie sich anzueignen. Und wie? da ihr also dem Jüngling selbst gar keine Zeit laßt, die höhern geistigen Bedürfnisse zu befriedigen, ja es nicht einmal wünscht, wie könnt ihr denn erwarten, daß andere Menschen aus unsern höhern Lehranstalten hervorgehen als solche, bei welchen die materielle niedrige Richtung die überwiegende ist, und in Folge derselben Gemeinheit der Gesinnung, innerliche Roheit?

Das Hauptübel ist also, daß sich der Staat ungebührlich in die Entwickelung unserer geistigen Bildung einmischt, daß er diese bevormundet, nach seinen speciellen Zwecken sie umzumodeln strebt. Daraus läßt sich denn beinahe Alles erklären. Aber mehre Einrichtungen, die unmittelbar aus jenem Bestreben entspringen, haben besonders dazu mitgewirkt, den gegenwärtigen unerfreulichen Zustand unserer Universitäten herbeizuführen und zu erhalten. Vor Allem gehört hierher die Beschränkung der Lehrfreiheit. Früher war es Jedem verstattet, wenn er sich tüchtig fühlte, auf der Universität als Lehrer aufzutreten. Heutzutage hat er die Erlaubniß von Staatsbehörden nöthig. Und woran ist diese geknüpft? Lediglich an die Willkür derselben. Denn erst nachdem der Staat die Erlaubniß gegeben hat, wird der junge Mann geprüft, muß er die herkömmliche Disputation halten, nicht, wie man doch vernünftigerweise erwarten sollte, vorher, ehe er die Erlaubniß erhalten. Und diese Erlaubniß ist in den meisten deutschen Staaten so außerordentlich schwer zu erlangen, daß man fast glauben sollte, sie sei die größte Vergünstigung und enthalte außerordentliche Vortheile. Dies ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr hat der angehende akademische Lehrer jetzt kaum einen Boden, auf dem er stehen könnte. Er stößt überall auf die größten Hemmnisse, welche zu überwinden gar nicht einmal in seiner Macht steht. Es ist nicht meine Meinung, es dem jungen Docenten so gar leicht zu machen. Die Kraft

soll sich ergeben: wo kein Hinderniß ist, gegen das man anzukämpfen hat, wird sie leicht in sich selbst vergehen. Nur mache man es nicht zu arg und binde dem jungen Manne wenigstens die Hände nicht. Dies geschieht aber fast allenthalben. Besonders ist das Institut der Examina, wie es in vielen deutschen Staaten, vorzüglich aber in Baiern eingerichtet ist, von dem größten Nachtheile, wo nämlich blos Professoren, und zwar nur einige privilegirte, examiniren dürfen, in deren Willkür es gegeben ist, Jeden durchfallen zu lassen, der nicht bei ihnen gehört hat. Dadurch aber, daß man den jüngern Talenten auf den Universitäten nicht den gehörigen Spielraum gewährt, können diese nur verlieren. Dies wird Jeder zugestehen, welcher die hohe Bedeutung der Universitäten erkennt, die Mittelpunkte nämlich zu sein für die jedesmalige geistige Bildung der Nation, was sie nur dadurch sein können, daß ihnen beständig frische Kräfte zufließen.

Und weil mich denn der Gegenstand darauf führt, so will ich doch auch etwas von den Autoritäten sagen. Nie war wol auf den hohen Schulen die Herrschaft der Autoritäten, der sogenannten Namen, größer als in unserer Zeit. Warum dies jetzt so sei, erklärt sich recht gut aus der herrschenden Richtung, welche dem Einzelnen keine Freiheit des Urtheils mehr gestattet, sondern von ihm verlangt, blindlings auf die Worte des Meisters zu schwören. Nun ist es keineswegs meine Meinung, diese Herrschaft der Autoritäten ganz und gar zu verwerfen. Warum sollen bedeutende Männer in ihren spätern Jahren nicht den Ruhm genießen, der die Frucht ihres ganzen Lebens ist? Allein es gibt eine doppelte Gattung von Autoritäten. Die eine begreift solche Männer, welche, begabt mit einer Fülle von Geist, beständig fortschreiten und in sich immer neue Keime der wissenschaftlichen Erkenntniß tragen, Männer, welche geistig nie alt werden, sondern in ewig frischer Jugend blühen. Die zweite Gattung begreift solche, welche, von mittelmäßigen Geistesgaben, zufällig den günstigen Moment ergriffen haben, um in irgend einer Wissenschaft durch ein Compendium oder dergleichen einem allgemein gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, wodurch sie sich einen Ruhm verschafften, der sich unbilligerweise an ihren Namen kettete, die aber nun aufhörten weiter fortzuschreiten, vielmehr auf dem Punkte stehen blieben, wo sie angefangen hatten berühmt zu werden. Es ist klar, daß die erste Gattung die vorzüglichere ist und daß diese nur von wohlthätigem Einflusse auf die Jugend sein kann. Es ist aber merkwürdig, daß man diese in der Regel weit weniger anerkennt als die zweite: wahrscheinlich deshalb, weil die Masse der Individuen doch zu den Mittelmäßigen gehört, die an ihres Gleichen mehr Gefallen finden. Und doch ist jene zweite Gattung von Autoritäten sehr nachtheilig, weil sie, wie gar nicht anders sein kann, da sie nicht fortschreiten, die Wissenschaft stagnirend und leblos machen und dem Jüngling nicht Anregung gewähren zu freier selbständiger Fortbildung, sondern ihm blos ihr System eintrichtern. So lange daher von obenherab so sehr auf dergleichen Autoritäten und nicht vielmehr auf die Sache selbst gesehen wird, so lange werden die Jünglinge auch mehr todte Maschinen als selbständige Menschen werden.

Das Schönste von Allem aber ist, daß den Lehrern sogar vorgeschrieben wird — freilich ist es ausdrücklich noch nicht überall verordnet, aber in manchen Staaten doch schon — wie sie lehren sollen, in welchem Sinne, in welcher Richtung. Dies hebt die freie selbständige Entwickelung der Wissenschaft gänzlich auf. Selbst die Lehrer können auf diese Weise nichts Anderes werden als geistige Automaten. Die Folge von allen diesen Dingen ist nun weiter nichts, als was wir gesehen haben. Die Universitäten sind Broterwerbsanstalten geworden und werden bald den Handwerksstätten gleich stehen. Eben darum aber, weil sie den höhern Sinn nicht pflegen sollen, kann er auch nicht in den Studirenden erwachen, und ihr werdet daher, je weiter das Ding fortgeht, eine immer schlechtere, rohere, ungebildetere Jugend bekommen. Das sind die Früchte des Systems!

Während nun die Jugend auf unsern deutschen Universitäten versauert und verdumpft, indem Alles wieder auf den Gedächtnißkram hinausgeht, sehen wir sie in einem neuen Staate, in Belgien, mit ungemeiner Frische sich erheben, gekräftigt durch das Interesse an all den Gegenständen, welche theils auf die socialen Verhältnisse, theils auf die geistige Bildung des Einzelnen Einfluß haben. Wenn wir unsere Hochschulen der freien Universität Brüssel gegenüberhalten, so müssen wir uns innerlich unserer Schwäche schämen, zugleich aber eingestehen, daß es lediglich die Freiheit ist, welche seine Universität in kurzer Zeit so blühend machte, während der Mangel an Freiheit die Ursache unserer Schwäche und Erbärmlichkeit ist.

Die Universität Brüssel, gegründet 1834, ist durchaus nach dem Schnitte der alten: sie ist weder durch die Kirche, noch durch den Staat gestiftet, sondern als ein freies, unabhängiges Gemeinwesen, unterstützt durch die Theilnahme belgischer Patrioten, insbesondere der Brüsseler, zusammengetreten, ist Niemanden, was die innere Organisation der Universität betrifft, unterworfen als sich selbst: kurz, ist in vieler Hinsicht die Verwirklichung des Ideals einer Universität. Es sind an dieser Hochschule nicht gerade sogenannte Namen, was man in Deutschland darunter versteht, wo der Name ohne Orden und ähnliche Auszeichnungen kaum denkbar ist, aber es sind fast lauter junge tüchtige Männer, denen das Wohl der Universität wie der Wissenschaft am Herzen liegt, und die sich bemühen auf jede Weise die dort studirende Jugend anzufeuern und sie zu Männern heranzubilden, denen das Wohl und Wehe der Menschheit wenigstens ebenso nahe steht wie ihre eigene Versorgung.

(Der Beschluß folgt.)

Neue englische Literatur.

1. Life of Mary, Queen of Scots. By *Henry Glasford Bell*. London 1840.

„Die Welt wird alt und wird wieder jung", aber von der schönen und unglücklichen Marie von Schottland wird fortwährend geschrieben, gedruckt und gelesen. Gleich Shakspeare hat

sie eine starke Bibliothek gefüllt, und es scheint, erste Auflagen reichen nicht mehr aus, denn obengenanntes Buch ist eine zweite Auflage laut — Titelblatts. Das leistet nun freilich in England für die Wahrheit der Thatsache keine Gewähr. Die Druckerschwärze hält sich dort im Allgemeinen länger schwarz als in Deutschland. Hier würde oft das Braune zum Verräther werden. Dort druckt man einen neuen Titel und die zweite Auflage ist von der ersten nicht zu unterscheiden. Aber Herr Bell hat zu gegenwärtiger zweiten Auflage ein Vorwort geliefert und das weist den Verdacht einer Fälschung zurück. Also, donec probetur contrarium, praesumenda est editio secunda. Mit einem gewissen Scheine von Bescheidenheit mißt der Verf. den schnellen Absatz seines Buches der regen Theilnahme für Maria's Schicksale bei. Um so merkwürdiger contrastirt diese Bescheidenheit mit der Art und Weise, wie Hr. Bell von ältern Historiographen spricht. Hr. Bell ist nämlich ein junger Historiograph, schrieb vor einigen Jahren für eine edinburger Zeitung die dortigen Theaterberichte, gab dann einen Band Gedichte heraus, von welchen keine zweite Auflage erschienen ist, und versuchte sich zum ersten Male im historischen Fache mit vorliegendem „Life of Mary, Queen of Scots". Ehe noch Schütz in Mainz denselben Gegenstand behandelte, behandelte ihn in England ein gewisser Robertson. Der kommt nun in Bell's Buche namhaft schlecht weg. Er soll Maria's Leben geschildert haben „with the frigidity, which that writer imagined constituted historical dignity", und weiter heißt es von ihm: „no one has said so much of Mary to so little definite purpose as Robertson". Das sind jedenfalls kühne Aussprüche eines jungen Historiographen über einen Robertson; ich möchte sie Flecken in einem Buche nennen, das seine Verdienste hat. Der Verf. hat viel und sorgsam gelesen, und manches seltene und werthvolle Werk benutzt. Doch ist ihm bei seiner Beschreibung von Maria's Hinrichtung Jones' „Records of royalty" entgangen, das gerade hierüber die allein authentischen Urkunden enthält. Um eine Probe aus Bell's Buche zu geben, wähle ich seine Zeichnung von Maria's Charakter. Daß ich sie nicht für durchaus richtig erachte, soll nichts für deren Unrichtigkeit beweisen.

„Mariens Schwächen neigten sich fast ohne Ausnahme auf der Tugend Seite. Sie entstanden theils aus zu warmem Blute, theils aus Mangel an Erfahrung. Obwol sie 44 Jahre und zwei Monate alt wurde, sollte man doch nie vergessen, daß sie bei ihrer Ankunft in England erst das 25. Jahr vollendet hatte, und daß die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens einem Alter von 16 bis 25 angehören. Begabt mit Gefühlen, ebenso stark und lebhaft wie ihr, jedem Argwohn fremder Edelsinn, bedurfte Marie ganz besonders jener Erfahrung, deren Lehre Das ist, was die Welt Klugheit nennt. Die große Volksheerde, die nichts von zarten Empfindungen, nichts von dem Einflusse geheimer Seelen- oder Sinnentriebe weiß, findet sehr leicht die gemeine Schaftrift. Aber sie, deren Geister nach einem höhern Willen, zu ihrem Glück oder Unglück, von äußern Umständen mächtig beherrscht werden, deren Phantasien lebendiger und deren Eindrücke schärfer sind, sie bedürfen des Beistandes der Zeit, ihrer Einbildungskraft die Flügel zu beschneiden, über die glühenden Gemälde der Hoffnung einen nüchternen Schatten zu werfen und die schwere Kunst zu erlernen, einen idealen Maßstab von Glück und Tugend so zu verkleinern, daß er für die minder romantische Wirklichkeit paßt. Wäre Marie älter geworden im Staatsleben, so streitet jede Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Welt einstimmig ihre hohen Talente anerkannt haben würde. Oft kündigt sich das Genie in der Jugend blos durch Überspanntheit und Unklugheit an, aber seine Fehler sind Fehler des Urtheils, und diese entspringen aus einer Überfülle des Empfindungsvermögens. Die Gefühle des Herzens haben sich zu früh zur Blume entwickelt, früher als der Verstand seine Reife erlangte. Maria's Jugend war ihr größtes Unglück oder vielmehr der Quell ihrer meisten Misgeschicke. Sie sah und beurtheilte die Menschen nicht, wie sie sind, sondern wie sie wünschte, daß sie seien. Im Bewußtsein der Aufrichtigkeit ihres eigenen Charakters und der Zärtlichkeit ihrer eigenen Gesinnungen, schloß sie sich zu schnell an und vertraute zu unbedachtsam. Oft, wenn es zu spät, erkannte sie sich getäuscht, und dann wurde sie mistrauisch gegen ihr eigenes Urtheil und verlangte nach dem Rathe Anderer. Dann verfiel sie wieder in das entgegengesetzte Extrem. Als sie bei ihrer Rückkehr nach Schottland sich so unbedingt den Rathschlägen Murray's fügte, that sie, was wenige Königinnen, jung und geschmeichelt wie sie, gethan haben würden, und was, wäre sie älter oder erfahrener gewesen, sie nicht hätte thun sollen."

2. Amusement in high life. London 1840.

Da Unmöglichkeiten länger nicht existiren, so ist es zwar nicht unmöglich, mir jedoch im hohen Grade unwahrscheinlich, daß selbst der genügsamste Leihbibliothekleser an der „Amusement in high life" Geschmack finden sollte. Meines Erachtens ist das Buch eines der miserabelsten Tageserzeugnisse, und ich würde es völlig unerwähnt gelassen haben, wenn nicht das Gerücht ginge, daß eine wirklich vornehme Dame als Verfasserin im Hintergrunde stehe und es daher wol geschehen dürfte, daß irgend ein englisches, der vornehmen Literatur huldigendes Journal großes Aufheben davon machte und dies einige deutsche Hände zum Ausstrecken veranlaßte. Das Ganze besteht aus einem Dutzend Erzählungen, und der blaue, grüne oder gelbe, jedenfalls abgeschabte Faden, an welchen sie gereiht sind, ist — das Eintreffen einer Gesellschaft in Toddington-Hall, das Einfallen von Regenwetter, dadurch verhindertes Jagen, Reiten und Fahren und hieraus erwachsendes Übereinkommen, daß Jeder und Jede eine Geschichte schreiben sollen. Das ist hinreichende Entschuldigung für die Erbärmlichkeit, nur nicht für den Druck der Fabrikate. Die Hand, welche sie der Lesewelt übergibt, macht die Vorbemerkung, daß sie es auf Verlangen der Freunde und Freundinnen thue, zu deren Unterhaltung sie geschrieben. Solche unkluge Freunde haben schon viel in der Literatur zu verantworten; dennoch glücklich, wer so leicht zu befriedigende Freunde besitzt!

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 236. — 24. August 1841.

Über das „Annuaire de la Societé des étudiants de l'université libre de Bruxelles", nebst einigen Worten über unsere deutschen Universitäten.

(Beschluß aus Nr. 235.)

Von dem ungemein regen wissenschaftlichen Sinn, welcher die brüsseler Studirenden erfüllt, vermag nun wol nichts ein besseres Zeugniß abzulegen als das „Annuaire", welches ich mir zu besprechen vorgenommen habe. Diese Schrift hat in Belgien und sonstwo viel Aufsehen gemacht, was schon der Umstand beweist, daß sie einige Monate nach ihrem Erscheinen vergriffen worden ist. Sie enthält, wie ich schon angedeutet, Aufsätze der brüsseler Studirenden. Diese haben nämlich einen literarischen Verein gestiftet, dessen Mitglieder von Zeit zu Zeit zusammenkommen, um sich über wissenschaftliche Materien zu besprechen, oder über diesen und jenen Gegenstand, der Interesse erregt, eine Abhandlung vorzulesen. Mit dem J. 1840 machte diese Gesellschaft den Anfang, die vorzüglichsten jener Abhandlungen drucken zu lassen: einmal wol, weil aufgefodert von den dortigen Lehrern, welche dadurch anfeuern wollten; zweitens, um sich gegen die Beschuldigungen Übelwollender zu vertheidigen. Denn man glaube nicht, daß in Belgien diese Universität Brüssel allgemeinen Beifall finde. Es ist namentlich die zahlreiche katholische Geistlichkeit, welche den größten Haß gegen sie empfindet, da sie vor Allem die Freiheit der Forschung, die Unabhängigkeit von jedem geistigen Zwange zum Principe macht, ein Princip, mit dem natürlich die katholische Geistlichkeit, die belgische zumal, nicht einverstanden sein kann. Von ihr sind auch gegen die Universität Brüssel die heftigsten Beschuldigungen ausgegangen, und das vorliegende „Annuaire" der Studirenden hat vorzüglich mit die Absicht, die Verdächtigungen von Seiten der katholischen Geistlichkeit zu entkräften.

Es wäre lächerlich, wenn man an diese Aufsätze den höchsten Maßstab anlegen wollte, wenn man fragte, welchen unmittelbar wesentlichen Vortheil die Wissenschaft daraus ziehen könnte. In der That bringen die Aufsätze nichts wesentlich Neues: die Ideen und Grundsätze, die darin ausgesprochen sind, sind die unserer Zeit überhaupt, die Ideen des Fortschritts und der Freiheit, oder im Besondern die der brüsseler Professoren, namentlich Ahrens' und Altmeyer's, welche wiederum Anhänger und Fortbildner des Systems von Krause sind. Dies sagen die Verfasser auch selbst. Allein, wie gesagt, man hat keine ungebührlich hohen Ansprüche zu machen. Es ist genug, wenn sich ein tüchtiges Streben darin offenbart, und das ist auf keine Weise zu verkennen. Man sieht den Aufsätzen wol an, daß die Verfasser an Leib und Seele von ihrem Gegenstande ergriffen sind: sie haben eine äußerst wohlthuende Frische, ja eine Kühnheit der Sprache und des Charakters, die uns um so mehr anspricht, je seltener wir bei uns dergleichen zu sehen bekommen.

Der erste Aufsatz gleich: „Christianisme et philosophie", hat jene gerühmten Eigenschaften in hohem Grade. Religion und Philosophie; beginnt er, seien eigentlich nur zwei Hälften eines und desselben Ganzen, der Ausdruck von dem intellectuellen Fortschritte der Völker. Die Religion ist Philosophie, aber eine populaire, die Philosophie ist Religion, aber frei von der Äußerlichkeit des Cultus. Beide haben dasselbe Ziel, die Erkenntniß des höchsten Wesens. Aber die Religion ist mehr als Philosophie, und die Philosophie mehr als Religion, je nachdem man sie faßt. Zwei Vermögen, die sich aufs innigste durchdringen, ohne sich zu vermischen, Gefühl und Intelligenz, sind die unterscheidenden Merkmale von Religion und Philosophie. Die Religion wendet sich vorzugsweise ans Gemüth, die Philosophie an den Geist. Beide aber müssen sich verbinden und haben es immer gethan, wenn eine neue Epoche in der Geschichte eintreten soll. War dies geschehen, trennten sie sich wieder: die Religion ward starr, verlangte blos blinden Glauben, während die Philosophie weiter schreitend, skepticirend die Grundlagen der Religion untersuchte. Endlich, wenn die Menschheit reif war, vereinigten sie sich wieder, um eine neue Weltanschauung einzuführen. So geht es von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Diese allgemeinen Sätze ließen sich nun, meint der Verfasser, am besten bei der Geschichte der christlichen Religion veranschaulichen. Von dieser gibt er denn eine recht gute gedrängte Übersicht bis zur Gegenwart, wobei er nicht versäumt die Barbarei und Tyrannei der Kirche in den letzten Zeiten des Mittelalters zu schildern, und weist dann zuletzt auf die Nothwendigkeit einer Vereinigung der Philosophie und Religion in unserer Zeit, oder

vielmehr auf eine Reinigung und Fortbildung dieser durch jene hin. Er deutet dafür in 50 Thesen die Hauptgrundsätze an und setzt namentlich das eine wesentliche Erfoderniß, nämlich die Annahme, daß Gott das geistige und natürliche Element als höchstes Wesen in sich vereinigen müsse, weiter auseinander. Eine ungemeine Frische und Lebendigkeit geht durch den ganzen Aufsatz hindurch. Der Verfasser heißt G. Tiberghien.

Der dritte Aufsatz, von J. Eug. Cattoir, enthält eine aus Quellen geschöpfte Widerlegung der „Revue de Bruxelles", des Hauptorgans der katholischen Partei in Belgien, welche behauptete, daß die Kirche niemals das System des Galilei als ketzerisch und gottlos verdammt hätte.

Der fünfte, von Massart, vertheidigt den Professor der Geschichte in Brüssel, Altmeyer, gegen die Angriffe eines katholischen Theologen auf dessen alte Geschichte.

Der sechste, von François van Meenen, enthält den Beweis, daß die Lehre von der Schöpfung, welche die Philosophie von Krause und Ahrens lehre, dieselbe sei, wie sie die Kirche annehme, daß nämlich Gott die Welt aus sich selbst geschaffen hat, und daß alles Endliche nur ist durch Gott.

Der Aufsatz: „Quelques réflexions à propos de l'exposé des vrais principes en matière d'instruction publique par M. van Bommel", ist einer der keckſten, muthigsten und lebendigsten. Die Hauptfrage dieses Aufsatzes ist, ob der Geistlichkeit, der katholischen insbesondere, das Recht zustehe, sich in den öffentlichen Unterricht zu mischen und diesen zu beherrschen, welches auf das entschiedenste verneint wird. Es wird gezeigt, wie der gegenwärtige Katholicismus wieder darauf hinausgehe, die Menschheit in ihrem Fortschreiten zu hemmen und sie wieder in die alte Verdummung und Verfinsterung zurückzuführen. Der Aufsatz ist von Josse Gilbert.

Die Abhandlung: „Sur l'opposition religieux au moyen âge", von Ch. Lavry, enthält eine gute Zusammenstellung der populairen Oppositionsmänner im Mittelalter, namentlich der französischen Troubadours.

Der Aufsatz: „Notice sur Giordano Bruno" gibt kurz und bündig die Lebensumstände und vorzüglichsten Ansichten des Philosophen. Mit Recht wird darauf aufmerksam gemacht, daß Bruno bisher zu wenig berücksichtigt worden sei in der Geschichte der Philosophie, und daß er recht gut neben Baco und Descartes stehen könne, mit denen man die Geschichte der neuern Philosophie zu beginnen pflege.

Endlich der Aufsatz: „Coup d'oeil sur le Manuel d'histoire du moyen âge depuis la mort de Charlemagne, par J. Moeller", eifert gegen die Ansicht, welche Möller aufstellt, daß die Geschichte des Mittelalters nur ein guter Katholik wahrhaft beschreiben könne, wodurch die Würde und Unabhängigkeit der Geschichtschreibung zu Grunde gehe, und bekämpft gelegentlich das Streben des belgischen Katholicismus, die Andersgläubigen zu verfolgen und zu tyrannisiren.

Man sieht, der wesentliche Charakter sämmtlicher Aufsätze ist der der Opposition, und zwar einer zum Theil sehr positiven Opposition, namentlich gegen den Despotismus der Kirche, welche den Fortschritt und die freie Entwickelung der Menschheit hemmt. Die Kühnheit und Unerschrockenheit aber, mit welcher diese Opposition geführt wird — man bedenke, daß die Verfasser selbst meistens Katholiken sind — hat etwas außerordentlich Wohlthuendes, da sie die Hoffnung in uns wiederbelebt, daß in der Jugend der Sinn für die höhern Bestrebungen der Menschheit noch nicht ganz erstickt worden sei; und wir glauben mit vollem Rechte unsere deutschen Studirenden auf das Beispiel der brüsseler aufmerksam machen zu dürfen, um sich an ihm wieder zu erheben und zu kräftigen. Auch habe ich noch so viel Vertrauen zu unserm deutschen Geiste, der, wenn er auch schlummert, doch nie ganz erlischt, daß ich wol sagen darf: wir würden, dürften wir nur, stünden nur nicht so viele äußere Hemmungen im Wege, gewiß nicht weniger leisten können als unsere westlichen Brüder. 112.

Neue englische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 56.)

3. The Fleet registers, by *W. Burn*. London 1840.

Ein Buch voll Curiositäten und noch etwas mehr, ein Blick in die Sittengeschichte des londoner Volkslebens aus dem vergangenen Jahrhunderte. Zu den merkwürdigsten Sonderbarkeiten der damaligen Zeit gehören die, in dem Buche besprochenen, im bekannten Fleetgefängnisse und in dessen nächster, die Freiheit genannten Umgebung vollzogen wordenen Trauungen. Es ist wahr, die Männer, welche sie verrichteten, waren nicht ohne Ausnahme ordinirte Geistliche; es gab Betrüger, die unter solchem Deckmantel ihnen ins Gewerbe pfuschten; und es ist auch wahr, daß jene ordinirten Geistlichen der Auswurf der Geistlichkeit, daß sie im Fleetgefängnisse wegen Schulden verhaftet und liederliche, gottvergessene Menschenkinder waren. Aber in Bezug auf die von ihnen vollzogenen Trauungen kommt das nicht in Betracht; die Trauungen und die darüber ausgestellten Zeugnisse hatten gesetzliche Gültigkeit. Jedes Paar, das sich zur Einsegnung anmeldete, wurde ohne Verzug und unwiderruflich verbunden. Keine Fragen wurden ihm vorgelegt, kein Eid ihm abgenommen; höchstens fanden einige Präliminarien statt in Betreff der Gebühren, oder des nach der Ceremonie zu verabreichenden Trinkquantums. Doch geschah es auch keineswegs selten, daß, um zu dem Getränke zu verschreiten, das Ende der Ceremonie nicht einmal abgewartet und solche später von einem betrunkenen Geistlichen an einem betrunkenen Brautpaare vollbracht wurde. Diese allerliebsten Diener eines heiligen Berufs hielten ihre plyers oder barkers — Männer und Frauen, wie sie jetzt in gewissen Straßen Londons vor Trödelbuden und ähnlichen unfashionablen Geschäftslocalen die Vorübergehenden „anbellen" und „drängen", damit sie eintreten und kaufen sollen, und die damals unter jenen Namen die Nachbarschaft des Fleetgefängnisses durchstreiften, um auf Trauung bedachte Paare vor den „rechten Pfarrer" zu bringen. Herr Burn erwähnt in dieser Beziehung einen, in seinem Besitze befindlichen Kupferstich von 1747, mit der Unterschrift: „A Fleet wedding between a brisk young sailor and landlady's daughter at Roderiff". „Der Stich", sagt er, „stellt den alten Fleetmarkt sammt dem Gefängnisse dar, und zeigt den Matrosen, die Wirthin und deren Tochter, die alle drei eben aus einer Miethkutsche gestiegen sind und auf welche zwei plyers hastig eindringen, während zu der Letztern Unterstützung zwei Fleetpfarrer in pontificalibus herbeieilen. Am Rande stehen folgende Verse:

Scarce had the coach discharg'd its twenty fare,
But gaping crowds surround th' amorous pair;
The busy plyers make a mighty stir,
And whisp'ring cry: „D' ye want the parson, sir?
Pray step this way — just to the pen in hand,
The doctor's ready there at your command.“
„This way,“ another cries, „sir, I declare,
The true and ancient register is here.“

Th' alarmed parsons quickly hear the din,
And haste with soothing words t' invite 'em in:
In this confusion, jostled to and fro,
Th' enamour'd couple know not where to go;
Till slow advancing from the coach's side
Th' experienc'd matron came — an artful guide —,
She led the way without regarding either,
And the first parson splic'd' em both together.“

Einer der berüchtigtsten dieser skandalösen Pfarrer war ein Schotte, George Keith. Er errichtete sein Trauungsbureau erst in May-fair, dann auf dem Fleetmarkte und betrieb sein Geschäft so schwunghaft, daß auf Ansuchen mehrer Geistlichen der Bischof von London sich bewogen fand, ihn zu excommuniciren. Und fürwahr hatten die Geistlichen Ursache, sich über ihn zu beklagen, denn an einem Pfingstfeste wurden von ihm und seinem Gehülfen mehr Paare getraut als in zehn Kirchen zusammengenommen. Er starb 1755 in einem Alter von 89 Jahren, nachdem er längere Zeit vorher sein Geschäft dem hochwürdigen Dr. Gaynham, vertraulich der Höllenbischof genannt, käuflich überlassen. „In der frühesten Zeit,“ bemerkt Herr Burn, „wurden die Trauungen wirklich in der Fleetkapelle vollzogen. Als aber die Praxis sich erweiterte und der Raum nicht mehr zureichte, richteten im Bezirke der Fleetfreiheit sowol die Pfarrer in ihren Wohnungen als die Schenkwirthe in ihren Häusern eigene Kapellen ein. Jeder Schenkwirth hielt für sein Etablissement einen Pfarrer, den er im Durchschnitt wöchentlich mit 20 Schillingen besoldete. In ihren eigenen Kapellen bezogen die Pfarrer die vollen Gebühren, von denen sie jedoch an die plyers eine Tantième abzugeben hatten. An beiderlei Orten lag es den Pfarrern ob, die Trauungen zu registriren. Die Orte selbst wurden nicht selten durch ein Aushängeschild bezeichnet, mit der Aufschrift: Hier wird wohlfeil getraut — Weddings performed cheap here.“ Es ist dem Verf. bei so bewandten Umständen leicht zu glauben, daß unter dem Titel: Fleetweddings sehr ruchlose Dinge geschahen. Für Geld waren die Pfarrer stets bereit, Fälschungen in ihren Registern vorzunehmen, Trauungen vor oder nach zu datiren, unbegründete Zeugnisse auszustellen und sogar Personen zu trauen, die blos die Anfangsbuchstaben ihrer Namen nannten. Wollte daher ein Mägdlein oder ein Witwlein durch den Beweis, daß sie vor Contrahirung einer Schuld verheirathet gewesen, ihre Gläubiger betrügen, so begab sie sich in eins jener Trauungsinstitute, miethete für wenige Schillinge einen Mann, dergleichen hier immer zur Hand waren, um die Bräutigamsstelle zu vertreten, gewährte dem Geistlichen einen kleinen Gebührenzuschuß und wurde pro tempore getraut, warauf der Geistliche an irgend einer freigebliebenen und in die Zeit passenden Stelle seines Registers den Trauact eintrug und demgemäß den Schein ausfertigte. Auch ließen die Pfarrer „gegen guten Klang“ sich willig finden, jede etwaige Niederschrift in ihrem Register zu vertilgen, und unter andern Namen wurde ein und derselbe Mann in ein und derselben Woche von ein und demselben, ihn recht gut kennenden Pfarrer zwei und mehre Male copulirt. Oder verlangte ein Libertin nach dem Besitze eines jungen, arglosen Mädchens, das nur als seine Gattin ihm angehören wollte, suchte er sie zu einer Fleettrauung zu bereden, nannte einen falschen Namen oder nur einen Anfangsbuchstaben, und konnte die Betrogene nach Willkür verlassen, ohne einem gerichtlichen Anspruche, vielleicht auch nur seiner Entdeckung sich auszusetzen. Desgleichen brauchten Väter, die ihren natürlichen Kindern die Rechte ehelich geborener verschaffen wollten, sich blos an einen Fleetpfarrer zu wenden, der gab ihnen unter beliebigem Datum das gewünschte Heirathscertificat. So geschah es, daß alle Stände um des einen oder des andern Zweckes willen in den Fleetinstituten erschienen, „entlaufene Söhne und Töchter edler Pairs, irische Abenteurer und reiche bethörte Witwen, Landjunker und Damen aus St.-Giles, Bedienten und verblühte Schönheiten, Soldaten und Hausmägde, Jünglinge unter zwanzig und Frauen über siebzig Jahre, erledigte Maitressen und von ihren frühern Bewunderern ihnen erkaufte Männer, Nachtwandlerinnen und berauschte Lehrlinge, Frauen, die bereits Männer, und Männer, die bereits Frauen hatten, junge, mit Gewalt dahin gebrachte und in terrorem zum Ehestande gezwungene Erbinnen, gemeine Tagarbeiter und ihnen aus den Armenhäusern von den Kirchspielsvorstehern übergebene Frauen, oder vice versa. Ja, es haben contrahirende Parteien aus einem Hause der Sünde nach einem Fleetpfarrer geschickt und er ist gekommen und hat sie getraut.“ Von der Bemerkung, daß Kirchspielsvorsteher von dem Fleetunwesen Gebrauch gemacht, nimmt Herr Burn Veranlassung, eine andere einschlagende Greuel, die sogenannten Kirchspielsheirathen — parish weddings — zu besprechen. Was darunter zu verstehen, ergibt sich aus einer der beigebrachten pièces justificatives, einem „Paragraph“ der „Daily post“ vom 4. Juli 1741. Er lautet folgendermaßen: „Vergangenen Sonnabend gaben die Vorsteher eines gewissen Kirchspiels in der City, um eine Last von ihren Schultern loszuwerden, einem elenden blinden Manne, der unter dem Namen Ambrose Pally bekannt ist und in Moorfields die Geige spielt, 40 Schillinge und die Gebühren für eine Fleettrauung, um nunmehro sammt Frau und etwaigen Kindern dem Kirchspiele Shoreditch zur Last zu fallen. Ihrer Sache gewiß zu gehen, schickten sie den Büttel, der Ceremonie beizuwohnen. Eingeladen und uneingeladen stellten sich viele Arme ein und die erwähnten 40 Schillinge wurden verjubelt. Solch unedles Kirchspielsgebahren verdient wirklich Bewunderung, wie es denn auch zum Erstaunen ist, daß eine so oft und mit so vollem Rechte beklagte Unregelmäßigkeit gleich diesen Fleettrauungen von der Citybehörde nicht allein geduldet, sondern vielmehr gehegt und pflegt wird.“ Zweierlei macht sich hierbei bemerklich, einmal, daß die „Daily post“, ihres gerechten Unwillens ungeachtet, eine offenbare Schändlichkeit, weil vom Gesetze nicht dafür erklärt, blos mit dem milden Worte irregularity belegt, und daß zweitens, indem sie die Fortdauer derselben der Citybehörde, dem Lordmayor und Genossen, in die Schuhe schiebt, sie damit den wahren Grund der ungebührlichen Duldung nennt. Aber selbst der Citybehörde wurde die „Unregelmäßigkeit“ endlich zu arg, und die in einem Fleetinstitute vollzogene Trauung des ehrenwerthen Heinrich Foy mit Georgiana Caroline, ältester Tochter des Herzogs von Richmond, füllte die Schale des öffentlichen Skandals zum Überlaufen. Eine Bill ging durchs Parlament, bestimmend, daß vom 25. März 1754 an jede, an einem andern Orte als in einer Kirche oder öffentlichen Kapelle, ohne Aufgebot oder Licenz, eine Trauung verrichtende Person der Felonie schuldig befunden und auf 14 Jahre deportirt werden, auch die Trauung selbst null und nichtig sein solle. Diese, obgleich nicht ohne starken und heftigen Widerspruch zum Gesetze erhobene Bestimmung schaffte die berüchtigten Fleet-marriages ab und brachte indirect den Grobschmied von Gretna-Green in Aufnahme. Die Fleetpfarrer betrieben jedoch ihr Gewerbe bis zum letzten ihnen gestatteten Augenblicke. Noch am Vorabende der eintretenden Gesetzeskraft copulirte Einer — 61 Paare. Die nachtheilige Folge aber, welche der erwähnte George Keith in einer mit seinem Portrait ausgestatteten Schrift: „Observations on the act for preventing clandestine marriages“, von besagter Bill verkündete, die, daß die Abnahme der Volkszahl in England sich vom 25. März datiren werde, hat sich nicht bestätigt. Dagegen gebührt ihm allerdings der Ruhm, durch seine Schlechtigkeit England zu einem guten Gesetze verholfen zu haben, ein Trost, mit welchem er seine Schrift fol-

gendermaßen schließt: „If the present act in the form it now stands should (which I am sure is impossible) be of service to my country, I shall then have the satisfaction of having been the occasion of it, because the compilers thereof have done it with a pure design of suppressing my chapel, which makes me the most celebrated man in the kingdom, though not the greatest." Das Burn'sche Buch ist gut geschrieben und dürfte den behandelten Gegenstand in keiner Hinsicht dunkel lassen.

4. Political almanac, and the Annual black book. By *R. J. Richardson.* London 1840.

Den Inhalt dieses Schriftchens von 64 eng gedruckten Seiten nennt der Titel, der den Zusatz hat: Besoldungen, Pensionen, Sinecuren, Emolumente, Ämter, Leibrenten, Privilegien und Machtvollkommenheiten der Armee, Marine, Kirche, Gerichtshöfe, Civilliste, Commissarien und anderer, von den Steuern Zehrenden. Der Zweck des Büchelchens ist auf dem gelben Umschlage gedruckt: „Read! Mark! Learn and inwardly digest the annual black book or touchstone of political humbug, chicanery and fraud." Gewidmet ist es den Steuernzahlenden des vereinten Königreichs, und in der gut geschriebenen „Address to the people of the united kingdom", heißt es unter Anderm: „I have compiled this book, that those blind and besotted men, called reformers, may see how useless it is to talk of gradual reform, of bit-by-bit legislation, of political economy, and I hope that they will conclude at once to reform it altogether, by constituting a legislative assembly founded upon the free voices of the whole people, annually elected from amongst themselves." Abgesehen von der Natur des Zweckes gebührt dem Verf. das Lob, nicht ihm den Inhalt angepaßt, sondern diesen den parlamentarischen Vorlagen treu entnommen und die Resultate langer Rechnungen zu einer kurzen, deutlichen Übersicht vereinigt zu haben. Viel Stoff zu Betrachtungen gewährt namentlich die Pension-list. Es finden sich da Pensionairs und Pensionairinnen mit in die Tausende gehenden Summen, deren Verdienste um das Land schwer zu erweisen sein dürften, z. B. sechs Fitzclarence, bekanntlich Kinder des Herzogs von Clarence, später Wilhelm IV., von Mistres Jordan, vier Damen und zwei Herren, von denen Letztere einträgliche Ämter bekleiden und Erstere insgesammt reich vermählt sind. Wer daher Alles in England Allem in Deutschland vorzieht, kann sich aus dem schwarzen Buche schnell überzeugen, daß er schon in staatsökonomischer Hinsicht von Allem in England nicht genau unterrichtet ist. 74.

Historische Miscellen.

Die abergläubische Verehrung der Spanier vor der geheiligten Person des Papstes war so groß, daß der 1557 von Philipp II. nach Rom abgesandte Herzog von Alba, vielleicht der stolzeste Mann seines Jahrhunderts und von Kindheit an gewöhnt ungezwungen mit Fürsten umzugehen, das Geständniß ablegte: er sei, als er sich dem Papste genähert, so aus der Fassung gekommen, daß er seine Anrede mit Stammeln angefangen und die ganze Gegenwart des Geistes ihn verlassen habe.

Casembrot, Herr von Beckenzel, Graf Egmont's Secretair, ward 1568 auf Befehl des Herzogs von Alba auf das grausamste gemartert, damit er seinen Herrn und Freund anklagen möchte, und als dennoch nichts aus ihm herausgebracht werden konnte, was zur Verurtheilung des Grafen hätte dienlich sein können, gerieth Alba darüber so sehr in Wuth, daß er befahl, den Gefolterten von Pferden in Stücken reißen zu lassen.

Die Niederländer waren seit lange her in dem Besitz des Vorrechts, sich vor keinem Richter stellen zu dürfen als dem ihres Wohnorts, und kein Bürger konnte zum Tode verurtheilt werden, wofern er nicht sein Verbrechen bekannt hatte. Darauf wurde nicht mehr geachtet. Personen von allen Ständen wurden von dem Ort ihres Aufenthalts entfernt und so weit weggeführt, daß es ihnen unmöglich ward, die Falschheit der wider sie angebrachten Beschuldigungen vor den willkürlich niedergesetzten Richtern darzuthun. Die Gewissenlosigkeit, womit diese Richter ihre Urtheile gegen die ihnen von der Inquisition überlieferten Schlachtopfer fällten, übersteigt fast allen Glauben. Es wurde 1568 ein Befehl gegeben, einige Gefangene hinzurichten. In dem Verzeichnisse befand sich der Name eines Mannes, der gar noch nicht verhört war und dennoch die Todesstrafe erlitt. Einige Zeit hernach befahlen die Richter diesen Mann vor Gericht zu führen, erhielten aber zur Antwort, daß derselbe, dem frühern Befehl zufolge, bereits hingerichtet sei. Zugleich wurden Beweise seiner Unschuld vorgelegt. Darüber geriethen einige der Blutrichter dennoch in Verlegenheit; allein der spanische Rechtsgelehrte Vargas beruhigte sie damit: „daß es ein Glück für die Seele des Hingerichteten wäre, daß er unschuldig gestorben sei."

Einige Katholische von Adel und sogar der Präsident Viglius, der vormals allen willkürlichen Maßregeln des Cardinals Granvella beigepflichtet hatte, dessen Herz nun aber bei dem gegenwärtigen Elend seiner Landsleute erweicht war, hatten den Muth, dem König über die Grausamkeit seines Statthalters Alba Vorstellung zu machen. Selbst der Papst foderte den König zu größerer Mäßigung auf. Vergebens. Philipp, der zur Dankbarkeit für seine Errettung aus einem furchtbaren Sturme, welcher bei seiner Überschiffung aus den Niederlanden nach Spanien 1559 einen großen Theil seiner Flotte vernichtete, das finstere Gelübde gethan hatte, sein Leben der Vertheidigung des katholischen Glaubens und der Ausrottung der Ketzerei zu widmen, blieb diesem Gelübde bis zum letzten Athemzuge treu, und sah selbst mit ruhiger Gelassenheit zu, wie die Opfer der Inquisition den qualvollen Tod auf dem Scheiterhaufen erlitten. Noch in demselben Jahre 1559 befanden sich in den Gefängnissen der Inquisition zu Valladolid über 30 zum Feuertode verurtheilte Personen. Philipp verlangte von den Inquisitoren, daß sie den Tag zur Vollstreckung des Urtheils, bei der er selbst zugegen sein wolle, ansetzen sollten. Die fürchterliche Ceremonie ward mit der größten Feierlichkeit vollzogen, und Philipp, von seinem Sohn Don Carlos, von seiner Schwester und von seinem Hofleuten und Wachen begleitet, wohnte ihr bei. Nachdem er eine Rede von dem Bischof von Zamora angehört, stand er von seinem Sitz auf, zog sein Schwert, zum Zeichen, daß er den heiligen Glauben vertheidigen wolle, und ließ sich von dem Generalinquisitor einen Eid abnehmen, daß er die Inquisition und ihre Diener wider alle Ketzer und Abtrünnige, oder Andere, welche sich dem heiligen Officium widersetzen würden, vertheidigen und die Unterthanen in allen seinen Staaten zwingen wolle, ihren Befehlen Gehorsam zu leisten. Unter den Verurtheilten war ein Edelmann, Don Carlos di Sessa, welcher, zum Scheiterhaufen geführt, den König um Barmherzigkeit anflehte mit den Worten: „Kannst du, o König, so die Martern deiner Unterthanen ansehen? Errette uns von dem grausamen Tode, wir verdienen ihn nicht." „„Nein"", erwiderte Philipp zornig, „„ich wollte selbst Holz hinzutragen, meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Bösewicht wäre wie du."" Hierauf sah er der schrecklichen Hinrichtung mit einer Fassung und Gelassenheit zu, die das fühlloseste Herz zu erkennen gab. Zum Heile der Menschheit ist Posa's Prophezeihung *) eingetroffen:

— — — — — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipp's Zeiten;
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln.
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen
Und die Nothwendigkeit wird menschlich sein.

25.

*) Schiller im „Don Carlos", Act 3, Auftritt 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 237. —— 25. August 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Erster Artikel.

Das Jahr Vierzig zeigt dem Beobachter im Spiegel der Weltgeschichte mancherlei politische und artistische Denkwürdigkeiten und kündet sich in vielfacher Beziehung als *eine neue Ära* an; in literarhistorischer Beziehung scheint jedoch die Achtzehnhundertvierzig keine neue Ära künden zu wollen. Die Schar der deutschen Poeten schreitet im einmal betretenen Gleise fort, und aus dem Kreise taucht keine neue großartige Gestalt hervor. Selbst minder reich an Blüten als im Jahre 1839, wie d. Bl. bezeugen, obwol vollbelaubt und von emsigen Kunstgärtnern gepflegt, steht der Baum deutscher Lyrik da. Weniger Damenverse, weniger Lyrisch-Episches, weniger Übersetztes, aber viel Addenda, Corrigenda und selbst Delenda! Wir beginnen den Jahresbericht mit etwas aus der scherzenden Epik, einem aufgewärmten Heldengedicht, welches in zwei Jahren sein hundertjähriges Jubiläum feiern könnte, und welches auch aus dem Grunde unsere Beachtung verdient, weil man es als den ersten Versuch dieser Gattung in Deutschland betrachten kann. Es ist

1. Der Renommist. Ein scherzhaftes Heldengedicht von J. F. Wilhelm Zachariä. Mit einleitendem Vorworte von Justus Zachariä. Berlin, Bethge. 1840. Gr. 12. 5/12 Thlr.

Wilhelm Zachariä, geboren 1726, galt unsern Großvätern und Großmüttern als ein Dichter von glänzender Phantasie, feiner Satire und bilderreicher Sprache. Man bewunderte seine „Tageszeiten", übersetzte sie ins Italienische und Französische; man fand in „Die vier Stufen des weiblichen Alters" ein reizendes Gemälde mit blendendem Colorit, und die ästhetisch-gebildeten Mütter empfahlen das Buch ihren Töchtern als eine ethische Belehrung und eine angenehme Schilderung der Natur; von seinen Liedern urtheilte der damalige Kritikus, sie seien leicht versificirt und voll Empfindung; seine Schönen waren schon minder steif, als Hagedorn's und Günther's Schönen waren; seine „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier" waren in den Händen der Kinder und in der „Sammlung auserlesener Stücke der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten" trat er als Antholog von Geschmack auf. In vorliegendem Werke, welches zuerst 1742 erschien, ließ er alle Zaubereien seines Witzes, seiner Satire, seiner Phantasie spielen. Der deutsche Bursch, wie er in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf unsern Hochschulen leibte und lebte, tritt hier in seiner ganzen unnachahmlichen Nationaleigenthümlichkeit auf. Alle Herrlichkeiten und Localitäten des leipziger und jenaer Studentenlebens und -Treibens spielen hier prismatisch gebrochen in die Augen des Lesers, und man kann denken, welchen Genuß der ergötzliche Schwank den studirenden Zeitgenossen wie den frühern Raufbolden unter den Studenten verschaffte, von denen mehr als Einer im Helden sein Spiegelbild oder sein Ideal sahe. Sogleich der Beginn des ersten Gesanges lehrt uns den Inhalt des Ganzen kennen:

> Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
> In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
> Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
> Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte.
> Ich singe, wie sein Muth so manchen Feind bekämpft,
> Und wie sein Siegesschwert des Stutzers Stolz gedämpft.
>
> Mod' und Galanterie eröffnen ihm vergebens
> Die blumenvolle Bahn des sanftern Musenlebens;
> Umsonst gebraucht Roman der Liebe ganze List;
> Selinde strahlt umsonst, er bleibt ein Renommist:
> Bewundernswerth im Sieg und groß auch noch im Falle,
> Verläßt er Leipzigs Zwang und rettet sich nach Halle.
>
> Wirf einen Blick auf mich, o Göttin Schlägerei,
> Damit mein Heldenlied des Helden würdig sei!
> Laß in dein Heiligthum die scheue Muse sehen,
> Und laß sie den Gebrauch der Jen'schen Welt verstehen;
> Daß sie die Sprache faßt, die der Student nur spricht,
> Und nie entweihet ward vom komischen Gedicht.

Diese Sprache wird in der That hier auch getroffen. Recht fein ist die Zeichnung der contrastirenden Charaktere des wilden Raufbold, der, von Jena relegirt, auf einem Philisterpferde, Kalmuck geheißen, nach Leipzig flüchtet, und des Studenten Sylvan, der früher in Jena studirt und den das galante Leipzig in einen Stutzer umgewandelt hat. Raufbold trifft in Leipzig drei aus Jena früher relegirte Studenten, mit denen er einen Nachtcommers nach dem jenaer Comment hält, eine leipziger Ballgesellschaft beunruhigt und seine Bekanntschaft mit Sylvan erneuert, der es übernimmt, ihn zu entjenaisiren und zum leipziger Zierling umzuschaffen. Da Raufbold in Selinde, eine leipziger Schöne, deren erklärter Courmacher Sylvan ist, entbrennt, so verspricht Letzterer, ihn bei ihr einzuführen, wenn er auf das jenaer Burschencostum verzichtet und Stutzerputz anlegt. Die Liebe siegt über den Comment. Raufbold, durch Sylvan zum Stutzer umgeschaffen, wird in Selindens Boudoir geführt, wo er sich jedoch durch sein Benehmen lächerlich macht. Entrüstet und Rache glühend eilt er nach Hause, wirft das verhaßte Stutzerkleid ab, legt Pfundsporen, Kanonen und Schläger wieder an, reißt das kunstvolle Toupée auseinander, verstäubt den Puder und fodert den Sylvan. Noch vor dem Duell wird ein siegreiches Treffen mit den leipziger Schnurren oder Universitätsbütteln geliefert, wo ihm die drei Commilitonen brüderlich beistehen. Das Duell, recht frisch und lebendig erzählt, endet aber, o Jammer, mit einer Wunde, die Raufbold vom Stutzer empfängt, worauf er beschämt und wüthend auf dem getreuen Kalmuck nach Halle entflieht. Die epische Maschinerie ist ganz passend und, wie es uns scheint, in Pope's

Geist geschaffen. Den Raufbold umschwebt Pandur, der Schutzgeist der Studentenschlägerei, den Sylvan aber außer Thanathos (wofür der Dichter wol einen passendern Namen hätte wählen können) ein Heer von Genien und Amoretten, im Dienste der Mode, die aus Versailles herbeigerufen wird; auch fehlen die Sylphen und Gnomen der Galanterie als Complimentenschar nicht.

Doch eine besondere Zierde des vor uns liegenden Buchs sind acht sarkastische Federzeichnungen von Hosemann, dem wir eine geistige Verwandtschaft mit dem Briten Hogarth nicht absprechen können. Das Titelblatt, das uns die Einzelfigur des Helden darstellt, gibt zugleich in sinnigen Umrissen und Emblemen die Particulargeschichte Raufbold's. Die Karyatidensäule rechts zeigt die Symbole der damaligen Stutzerwelt, Amoretten mit Scheren, Puderbeutel und Theemaschine, links als Piedestal einen wilden Gesellen, der eine Schwanzperücke durchsticht, Hieber, Pfeifen und Bierkannen; über dem Ganzen schwebt die Göttin Mode in ihrem mit Möpschen bespannten und von Amoretten begleiteten Wagen hin. Das Bild, gegenüber dem Titelblatt, stellt die Sausscene der Jenaer, das Zertrümmern der Straßenlaternen und eine Verfolgung von Seiten der jenaer Philister höchst gelungen dar; laufend und mit Pumpzetteln in den Händen schreien dem Flüchtling nach ein magerer Hebräer, ein dicker Bierwirth, ein Schneider und ein Hausphilister. Die Darstellung der Ballscene scheint minder gelungen als die beiden Figuren Raufbold und Sylvan zu S. 35, sowie die Ansicht vom Boudoir Selindens, woselbst der oben aufgehangene Käfig charakteristisch ist. Die Schnurrenschlägerei und die Duellscene sind ebenfalls gelungene Darstellungen zu nennen.

Ein Enkel des alten Wilhelm, Justus Zachariä, hat es über sich genommen, das Buch nach beinahe hundert Jahren wieder ins Publicum einzuführen. In der in Knittelversen geschriebenen Vorrede thut der junge Herausgeber sein Äußerstes, witzig zu sein, sagt aber selbst unverhohlen, Großpapas poetischer Geist sei auf keinen Sohn und Enkel übergegangen; ja, er läßt den Geist des Alten sprechen:

> Was Genie! — mit solcher Vorwortsbrühe
> Beschüttet ein Enkel den alten Zachariä?
> Und stichelt und prickelt so gar beiher,
> Als ob mein Renommist kein Meisterstück wär.
>
> Mit häkelnden Ketten mich zu behangen!
> Selbst Gottsched, hätte sich's nicht unterfangen,
> Der, wenn auch ein Großmaul und Erzpedant,
> Als Doctor doch auf dem Katheder stand.
>
> Du Gimpel, kaum zum Reimschmidt geboren,
> Merk dir's — und schreib es hinter die Ohren,
> Für dein Salbadern, zum Honorar,
> Ist viel zu viel noch ein Freiexemplar!

Indessen stimmen wir ihm bei, wenn er, sein eigener Apologet werdend, ausruft:

> Verjüngt wird sich das Alter drin schauen,
> Die Jugend sich am Vergangnen erbauen;
> Zugreifen darf nur zu Trost und Heil
> So Jung als Alt und nehmen sein Theil.
>
> Ich aber hab' dran vorweg vor Allen
> Ein Quasi-Pietäts-Wohlgefallen!
> Was ich bin — das schlagt Euch in den Wind —
> Großvaters jüngstes Enkelkind!

2. Romanzen von Karl Ulmer. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1840. 16. ⅔ Thlr.

Nicht Romanzen in dem Sinne, welchen wir dem Worte unterzulegen gewohnt sind, werden uns in diesem auf feinem Papier mit winzigen Lettern gedruckten Duodezbändchen geboten, sondern Genrebildchen, in denen sich allerlei Begegnisse und Zustände des Lebens malen. Freilich gibt es hier oft behandelte Zustände, oft dagewesene Begegnisse, Situationen und Bilder, die größtentheils so geringfügig sind, daß Rhythmus, Reim und Bild sie kaum in die Kategorie des Gedichtes zu erheben vermögen. Man wird dabei an Ferrand erinnert, der auch gern der Menschheit Schnitzel in seinen Liedern kräuselt. Indessen malt der Verf. mit leichtem Pinsel, seine Umrisse sind keck und verrathen eine geübte Hand, und wer nicht eben große Ansprüche an Dichtkunst macht, nimmt gern fürlieb. In „Die Späher" (S. 19) ist es kein übler Gedanke, daß Dichter und Mond als treue Genossen durch die Thürspalte das Liebchen belauschen. Aber andere sind doch gar zu dürftig, skizzenhaft und ungenügend. So soll auch, man höre, „Das Schiff" (S. 37) eine Romanze sein:

> Die Schiffer lichten die Anker,
> Es knarren und rasseln die Kahn;
> Das Schiff entglitscht auf schwanker
> Und schaumumgorner Bahn.
>
> Im Wasser flirrt und blinkt es,
> Die Brandung rauschet hohl;
> Vom Borde grüßt und winkt es,
> O Schifflein, fahre wohl!

Man sieht, die Herren machen sich's jetzt bequem. Sie geben uns einen geschliffenen Feuerstein und befehlen uns, ihn für einen Diamanten zu halten. Sie meinen, die lakonische Kürze ihrer Verse werde dadurch pikant, daß sie Gefühle, Leidenschaften und psychische Situationen ahnen und errathen lassen, vergessen aber, daß die Mehrzahl der Leser sich mit Ahnung und Dämmerlicht nicht begnügt. Wir erwähnen blos noch, daß (S. 119) „Die irrenden Geister" eine Romanze ist. Wäre Ref. Corrector eines Exercitiums, so würde er den Verf. fragen: Warum schreiben Sie Haubt und tot, statt Haupt und todt? Denn das kann dem Setzer nicht imputirt werden, da es zu oft vorkomt.

3. Der Gulden. Nach Giambattista Casti aus dem Italienischen von Theobald Wolkoff. Berlin, Hayn. 1840.

Giambattista Casti's Heiterkeit, seine mild-satirische Laune und die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung machten ihn zu einem Liebling Kaiser Joseph's II., der ihn aus Montefiascone zu sich berief, ihn gern um sich sah und ihn sogar an Metastasio's Stelle zum Poeta caesareo und Intendanten der k. k. Schauspiele ernannte. Sein Hauptwerk ist „Gli animali parlanti", in welchem sich, neben einem bis zur Ausgelassenheit gehenden Scherz, ein tiefer Sinn und eine nicht geringe Kenntniß des Menschen und politischer Verhältnisse bekunden. An die „Animali parlanti" schließt sich ein satirisches Gedicht in zwölf Gesängen unter dem Titel: „Poema tartaro", wozu ihm der Hof der russischen Katharina II. den Stoff gab. Eine komische Oper, „Cicerone" betitelt, nebst Novellen folgten; aber von einer Schrift dieses Satirikers unter dem Titel „Der Gulden" hat Ref. nie etwas gelesen oder gehört; er kennt mithin auch das Original nicht und vermag eben deshalb vorliegende Übersetzung, die mehr Bearbeitung scheint, nicht zu beurtheilen. Übrigens trägt das kleine Werk den Charakter Casti's; doch ist darin, wie in den „Animali parlanti", der Scherz etwas zu weit ausgesponnen; denn 60 Sonette ist zu viel über ein Thema, von welchem es (S. 1) heißt:

> Der Gegenstand von meinem Sang ist der:
> Harpax hat mir 'nen Gulden vorgeschossen,
> und mahnt mich täglich hundertmal nunmehr,
> und mahnt mich, ob umsonst, doch unverdrossen;
> drum hab' ich diesen schlimmen Manichä'r
> in vielen Weisen darzustell'n beschlossen.

Allerdings viele, zu viele Weisen; ein Thema, das in so viele Variationen aufgelöst und zerfasert ist, daß sie sich nothwendig wiederholen und — ermüden müssen. Das fühlt er auch selbst und sagt im letzten Sonett:

> Wenn meine Schmerzenstöne sind erschollen,
> wie sie durch diese Jammerblätter ziehn,
> die Klagen, die bis hieher mir entquollen
> um den, der mir den Gulden vorgeliehn;

Der sagt wol: nimmer hätt' ich also sollen
behandeln niedern Gegenstand; es schien,
als hätt' ich das Geschenk misbrauchen wollen,
mit dem Apollo meinen Geist belehn.

Doch, wie kann der wol irgend wissen, wo
der Sporn zu meinem Sang und welcher Schmerz
mich seufzen macht und mir betrübt das Herz?

Wer auch kann wissen, ob ich nicht oft so
im Innern, was ich wirklich muß erdulden,
klag' unter diesem Bilde von dem Gulden?

Ist nun letzteres der Fall und ist das Ganze das Bild eines innern Zustandes, so bekommt es eine andere und höhere Ansicht und Casti hatte ebenso viel Recht, einen Gulden in 60 Sonetten zu besingen, wie ein Nachahmer Petrarca's in 300 Sonetten die schöne Hand seiner Geliebten. Der Übersetzer zeigt *in einem* Vorsonett und einem paar Nachsonetten seinen Beruf als solcher und auch wol seine geistige Verwandtschaft mit Casti; nur hat er die Form des italienischen Sonetts nicht studirt und Petrarca würde gewaltig mit dem Kopfe schütteln, wenn er die viciöse Stellung der Reihen und Reime sähe.

4. William Shakspeare's sämmtliche Gedichte. Im Versmaße des Originals übersetzt von Emil Wagner. Königsberg, Bon. 1840. 8. ½ Thlr.

Eine Zugabe zur Übersetzung der dramatischen Werke Shakspeare's von A. W. v. Schlegel und L. Tieck, die sich wahrscheinlich mit der Übertragung der lyrischen und epischen Werke des grossen Dramatikers nicht befassen mochten. Es ist hier weder Ort noch Zeit, zu untersuchen, ob die Sonette, „Venus und Adonis", „Der leidenschaftliche Pilger", „Einer Liebenden Klage" und „Tarquin und Lucretia", Gedichte, die Hr. E. Wagner selbst Papierschnitzel, unter dem Schreibtische des Dichters gefunden, und Splitter, die dem Meisel des grossen Bildners entfielen, nennt, würdig sind, sorgfältig übertragen und dem Publicum der Jetztzeit dargeboten zu werden; sie wären auch vielleicht nicht erschienen, wenn der Verleger es nicht gewünscht hätte, der dem Publicum Shakspeare's sämmtliche Werke wahrscheinlich geben wollte. Hr. Wagner hat sich zunächst an die sogenannten Sonette gemacht, über deren poetischen Werth die *ersten Beurtheiler* und Commentatoren Shakspeare's, wie *Steevens und Malone*, so wenig ein günstiges Urtheil fällen wie die Kritiker der neuesten Zeit. So viel steht fest, wo die Empfindung in ihnen nicht ausreicht oder den Dichter im Stich läßt, ruft er seinen Witz, die Antithese und das Wortspiel, oft allerdings mit Glück, zu Hülfe. Der Form nach sind sie gar keine Sonette, und der Vater dieser Dichtform, Petrarca, würde, wenn er sie sähe, sie ebenfalls nicht billigen mögen. Wir haben die zweite Nummer mit dem Original verglichen und geben dem kundigen Leser Original und Übersetzung:

When forty winters shall besiege thy brow,
And dig deep trenches in thy beauty's field,
Thy youth's proud livery, so gaz'd on now,
Will be a tatter'd weed, of small worth held:
Then being ask'd, where all thy beauty lies,
Where all the treasure of thy lusty days;
To say: within thine own deep-sunken eyes,
Were an all-eating shame, and thriftless praise.
How much more praise deserv'd thy beauty's use,
If thou couldst answer — „This fair child of mine
Shall sum my count, and make my old excuse —"
Proving his beauty by succession thine.
This were to be new made when thou art old,
And see thy blood warm, when thou feel'st it cold.

Dies ist also wiedergegeben:

Wenn eine vierzig Winter lange Zeit
In deiner Schönheit Feld furcht tiefe Spur,
Ist welkes Kraut der Jugend stolzes Kleid,
Jetzt hoch bestaunt, und dann verachtet nur.
Gefragt dann: wo blieb deiner Schönheit Glück,
Wo all der Schatz aus schöner Tage Traum?
Zu sagen: in dem eignen hohlen Blick —
Das wäre Schimpf und leeren Ruhmes Schaum.
Gebrauch der Schönheit doch ist mehr Ruhm werth,
Wenn du einst sagst: — von meinem Sprößling hier
Sei Rechnung und Entschuldigung gelehrt —
Denn einst gehörte seine Schönheit dir.
Das gäbe neues Leben, bist du alt,
Und warmes Blut dir, wenn schon deines kalt.

Daß hier das Poetische „besiege thy brow" im Prokrustesbett abgeschnitten ist, daß das Traum und Schaum durch Reimnoth herbeigeführt wird, könnten dem Rigoristen und Splitterrichter Waffen gegen den Übersetzer reichen; solchen zählen wir uns indessen nicht zu und bekennen, daß, wenn sich sonst von dem einen auf alle Sonette schließen läßt, die Übertragung nicht ungelungen genannt werden darf, besonders wenn man erwägt, mit welchen Schwierigkeiten der Sonettübersetzer allemal zu ringen hat. Den Sonetten folgt „Venus und Adonis", welches Gedicht Shakspeare selbst in einer Zuschrift an den Grafen von Southampton „den ersten Erben seiner Erfindungskraft" nennt, mithin wol voranstehen sollte. Es ist überladen mit Übertreibungen, Schwulst, müßigen Witzeleien und besonders lasciven Schilderungen, sodaß wir es in unsern Tagen auf keiner Dame Putztisch legen möchten. „Der leidenschaftliche Pilger" sind einzeln hingeworfene Gedanken, erotische, fragmentarische Witzspiele, zum Theil aus Shakspeare's Schauspielen genommene kleine Gedichte, mit ziemlich losen Banden zu einem Ganzen geflochten. Ausgezeichnet schön ist das kleine reizende Lied aus dem Lustspiele „Gleiches mit Gleichem": Take, oh take those lips away etc., das auch Herder in seine Volkslieder aufgenommen hat, hier aber treuer also wiedergegeben ist:

Fort, o fort die Lippen dein,
Die so süß gespielt mit Schwüren,
Und der Augen Dämmerschein,
Die den Morgen irre führen!
Meine Küsse gib zurück,
Liebessiegel — falsch ihr Glück.
Birg, o birg der Hügel Schnee,
Die dein frost'ger Busen trägt,
Wo die Knöspchen auf der Höh
Stehn, wie der April sie hegt;
Doch zuvor entlaß mein Herz
Dieser Fesseln kaltem Erz.

Recht treu und brav — nur immer matt gegen die Süßigkeit des Originals! Unbedeutender ist „Einer Liebenden Klage". Endlich das an das Epos anstreifende Gedicht „Tarquin und Lucretia", welches Shakspeare's Ruhm als Epiker ebenso wenig zu gründen vermag. Des Lesers Geduld wird durch ermüdende Weitschweifigkeit, schwülstige Reden und lange Monologe auf eine harte Probe gesetzt und des Dichters Witz geberdet sich mitunter wie ein Capriolen machender Bauerbursche auf dem ländlichen Tanzboden beim Pfingstgelag; wie leicht und rasch bewegt er sich dagegen in seinen Dramen, z. B. in „Romeo und Julie". Der Übersetzer hat auch hier das Seine gethan.

5. Gedichte von Maria v. Plessen. Berlin, Plahn. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Maria v. Plessen hat nach ihrer eigenen Angabe auf dieses Buches Titel bereits einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Unterhaltungsliteratur gegeben; hier führt sie sich mit dem kurzen und gewinnenden Vorwort:

Die kleinen Blümchen flehn um eine Stelle
Auf Deutschlands grosser, schöner Blumenau,
Wird ihnen auch nur eines Sommers Helle
Und schmückt sie auch nur eines Sommers Thau

in das Gebiet der Lyrik ein. Klein sind allerdings die Blumen; die Kürze der einzelnen Nummern bekundet, daß es ihrer Begeisterungsflamme, die rasch auffackert, aber ebenso rasch wie-

der sinkt, an Brennstoff fehle. Ihr Gefühl ist intensiv warm; aber es verirrt sich nicht selten in eine dem fraulichen Gemüth unbekannte und selbst unholde Sphäre. Wie wunderlich nimmt sich z. B. im weiblichen Munde das „Räuberlied" (S. 12) und das „Polenlied" (S. 31) aus! Wie düster ist oft ihre Ansicht von der Natur, dem Menschenleben, dem Jenseit! Wie trostlos und niederschlagend ertönt ihre Klage in „Dahin" (S. 18), und in „Verheißung" (S. 36). „Das letzte Lied" (S. 43) gehört zwar auch in diese Kategorie; doch ist mehr Wahrheit, Fraulichkeit, Weichheit darin. Finden sich auch hin und wieder Zeugnisse und Beweise, daß das Religiöse ihr Herz bewegt und ihre Laute stimmt (man lese z. B. „Letztes Gebet", S. 100, und „Christus", S. 30), so fehlt ihr doch echtweibliche, demüthige, liebende Hingebung an Das, was droben ist und ewig währt. Sonst klingt mancher Wohllaut aus ihrer Lyra Saiten. Daß das jetzt so beliebte Romanzenwesen und -Unwesen bei ihr wenig Anklang findet, sowie daß ihr Lied nirgend an ein Vorbild erinnert, ist uns Anlaß herzlicher Freude gewesen. Der in die lyrischen Gaben eingewebte Aufsatz in ungebundener Rede: „Papiere aus dem Leben eines Wahnsinnigen", ist psychologisch unbedeutend und konnte überhaupt wegfallen. Zu den bessern der kleinen Lieder gehört u. a. „Gewißheit" (S. 160), welches wir als Probe geben:

> Es war ein Traum! — ich hab' ihn ausgeträumet,
> Er brach des Körpers Kraft, der Seele Ruh,
> Die Welle meines Lebens tobt und schäumet
> Und eilt dem Meer der Ewigkeiten zu.
>
> Wird sie, dem Tropfen gleich, im All entschwinden?
> Steigt in dem Strahl der Sonne sie empor?
> Wird sich aus ihr ein neuer Tag entzünden,
> Schwebt sie beglückt zu höhrer Wesen Chor?
>
> Wird sie den Geisterkönig ewig schauen?
> Fällt auch auf sie ein Strahl von seinem Licht?
> Wie? oder dräut ihr der Vernichtung Grauen?
> Heil dir, mein Gott, vernichten kannst du nicht.
>
> Du hast uns aus der Nacht hervorgerufen,
> Zur That, zum Glück, zum Segen und zum Leid.
> Die Palme grünt an deines Thrones Stufen,
> Und deine Krone ist Unsterblichkeit.

Dem lieben Gott läßt sich freilich von uns Erdenwürmern kein „Heil dir!" zurufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zu Swift's Charakter.

In einem der neuaufgefundenen und vom „Dublin university magazine" veröffentlichten Briefe des Dr. Sheridan erzählt dieser folgenden charakteristischen Zug des berühmten Swift: „Während Swift Drapier's Briefe erscheinen ließ, gab er sich die größte Mühe, seine Autorschaft zu verheimlichen. Die Einzigen im Geheimnisse waren ich und Robert Blakely, sein Tafeldecker, der ihm zugleich als Amanuensis diente. Da jedoch Robert keineswegs einer der correctesten Abschreiber war, erhielt ich sein jedesmaliges Manuscript zur Durchsicht, machte es „druckgerecht" und stellte es dann dem Drucker auf eine Weise zu, die, wenn einigermaßen möglich, die Entdeckung verhindern mußte. Da geschah es, daß am Abende des Tages, wo auf die Entdeckung des Verfassers von Drapier's viertem Briefe mittels öffentlichen Anschlags eine Belohnung von 300 Pf. St. gesetzt worden war, Robert Blakely ohne seines Herrn Erlaubniß über die gewöhnliche Hausstunde ausblieb. Der Dechant, hiervon unterrichtet, befahl die Thüre zu schließen. Am folgenden Morgen erschien der arme Mensch zerknirscht von Reue; aber der Dechant wollte keine seiner Entschuldigungen hören, riß ihn fürchterlich herunter und gebot ihm, augenblicks die Livree auszuziehen und das Haus zu verlassen. „Bildest du dir ein, du Bösewicht", rief er, „daß, weil ich in deiner Gewalt bin, du dir solche Freiheiten erlauben darfst. Fort aus meinem Hause, du Schlingel, und nun geh hin und laß dich für deine Verrätherei bezahlen." Mistreß Johnson, die zufällig anwesend war, schickte in der Angst ihres Herzens zu mir, daß ich kommen möchte, die Sache zu vergleichen. Bei meiner Ankunft fand ich Robert in der Vorhalle weinend und die Hände ringend. Er erzählte mir das Vorgefallene und daß sein Herr ihn aus dem Dienste gejagt. „Nun, nun", sagte ich, „sei deshalb nicht außer dir; ich will den Dechant schon dahin zu bringen suchen, daß er dich behält." „Das ist's nicht, was mich am meisten schmerzt", erwiderte der redliche Bursche; „wie leid es mir auch thun würde, einen so guten Herrn zu verlassen, aber daß er schlecht genug von mir denkt, daß ich hingehen und für Geld ihn verrathen könnte, das ist's, was mir durch die Seele schneidet." Als ich dem Dechant das hinterbrachte, rührte ihn der Edelmuth eines Mannes dieses Standes. Er verzieh ihm und nahm ihn wieder zu Gnaden an. Damit jedoch nicht zufrieden, ergriff er die erste sich bietende Gelegenheit, ihn für seine Treue zu belohnen. Als nämlich bald nachher die Stelle des Stabträgers bei der Kathedrale zur Erledigung kam, rief er Robert zu sich und fragte ihn, ob er eigene Kleider habe. Auf erfolgtes Ja befahl er ihm, die Livree abzulegen und seine Kleider anzuziehen. „Was habe ich denn wieder gesündigt, daß ich fortgeschickt werden soll?" stammelte der Erschrockene. „Thu, wie ich geboten", fuhr Swift auf. Sobald Robert in eigenen Kleidern erschienen, versammelte Swift die übrige Dienerschaft und bedeutete sie, daß jener nicht länger ihr Kamerad Robert, sondern Herr Blakely sei, Stabträger an der St.-Patrickskirche, eine Stelle, die er ihm für seine treuen Dienste verliehen. Der Überraschte küßte seinem Herrn die Hand und dankte ihm tausendmal, erbat es sich aber als höchste Gunst, ihn auch ferner und zwar unentgeltlich bedienen zu dürfen, indem er gewiß sei, daß Keiner es ihm besser nach Sinn machen könne. Robert war ein zu trefflicher Diener und mit Swift's vielen Eigenheiten zu vertraut, als daß dieser das Anerbieten hätte ablehnen sollen. Er blieb daher noch längere Zeit in seiner frühern Eigenschaft, ohne das Zeichen der Dienstbarkeit zu tragen, und obwol Swift ihm keinen Lohn gab, gab er ihm doch das Doppelte in Geschenken." 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 238. — 26. August 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

6. Gedichte von Lor. Diefenbach. Gießen, Ricker. 1840. Gr. 12. 5/6 Thlr.

Hier tritt in einem äußerlich unscheinbaren Buche ein Sänger auf, der sich mit ganzer liebender Seele der Natur zuneigt, sie im bunten Wechsel ihrer Erscheinungen belauscht und ihre Zauberbilder als Symbole hinstellt und sinnig deutet; aber die Natur ist auch nicht undankbar gegen ihn für diese Hingebung, sie gestattet ihm, soweit dies möglich ist, einen Blick in ihre geheime Werkstatt, löst ihm manches Räthsel, beschenkt ihn mit Organen, mittels deren er ihren Zauber erblickt, ihre Düfte einathmet und ihre Wonnen trinkt. So erscheint ihm „Der Mond" (S. 25) als der Erde freundlicher Gefährte; die Schatten, die seinen Spiegel trüben, sind leise Schmerzen, die er über das schlaflose Leid der Erdenbewohner empfindet und die sein helles Auge trüben. Hören wir, wie er den Frühling genießt; so sollte ihn jedes denkende und empfindende Wesen genießen:

> Ich lasse die Gedanken los,
> Sie mögen frei spazieren,
> Und ich will mich gedankenlos
> Im Freien erlustiren,
> Mich betten in der Wiese Schoos
> Und nicht philosophiren:
> Warum der Wiese Schmelz so grün,
> Warum dort oben Wolken ziehn,
> Warum ich Mensch hier unten bin.
> Das Vöglein weiß nicht, daß es ist,
> Und wen sein Jubel preist und grüßt;
> Und doch gibt ihm der liebe Gott
> Des Daseins Lust und Schutz in Noth,
> Verleiht ihm Theil an seinem Reich,
> Den Weisesten und Frömmsten gleich.

Für ihn hat ferner der Frühling eine Heilkraft, wirksamer als Alles, was des Galen und Hippokrates Rüsthaus oder die Officinen unserer Pharmaceuten zu geben vermögen; in Bezug darauf lese man „Frühlings Heilkraft" (S. 37). Man höre, wie zart gedichtet und innig empfunden „Blume und Welle" (S. 49) ist:

> Die Blume steht seufzend am Bach
> Und blickt der Welle voll Sehnsucht nach,
> Die flüchtig die ewig Gefesselte küßte.
> Sie klagt: „Wenn die fliehende Welle doch wüßte,
> Wie ich mit all meinen Farben und Düften
> Ihre reine, durchleuchtige Schönheit liebe,
> Gewiß, sie bliebe!"
> Die Welle sendet zurück mit den Lüften
> Der Blume ihr sehnend, erinnerungsvoll Grüßen:
> „Ach, daß ich dich habe verlassen müssen!
> Ach, hättest du doch meine Sehnsucht empfunden,
> Als uns eines Augenblicks Wonne verbunden:
> Du wärest gewiß mit der Liebenden gerne
> Geflohen zur Ferne!"
> Und die Lüfte künden den liebenden Sinn
> Der Sehnenden, Einsamen her und hin;
> Doch die Blume muß bleiben, die Welle entweichen;
> Und sie können sich nimmer auf Erden erreichen.
> Da löst sich das Wesen der Blume in Duft
> Und die Welle hebt am Abend sich als Wölkchen in die Luft.
> Als vor Liebe und Leid sie zu sterben gemeint,
> Hatte ewige Liebe sie droben vereint!

Nur ein Dichter kann solches Lied machen! Den Übergang zum zweiten Abschnitt: „Liebe und ihre Verwandten", macht folgender Prolog:

> Liebe will sich nicht begnügen:
> In verblümten Blumenbildern,
> In natur-entliehnen Zügen
> Ihr geheimes Sein zu schildern.
> Maskenlos, sich frei bekennend,
> Will sie jetzo vor Euch treten,
> Ihrem heil'gen Namen nennend.

„Der Liebe Wesen und Recht" (S. 72), „Zur Liebeskunde" (S. 74) und „Dichterliebe" (S. 79) geben Kunde und Zeugniß, daß der Verf. auch in diesem Gebiete der Gemüthswelt nicht als Fremdling wandle; nur „Desengaño" (S. 146) enthält einen unklaren oder überspannten Gedanken. Der dritte Abschnitt hat zur Überschrift „Kunst" und gibt vorzugsweise Bild und Reflexion über Musenkunst. Wenn des dritten Schildes Aufschrift lautet: „Biographische Lyrik", so darf man nicht dabei an biographische Denksteine und Memorabilien aus dem Leben ausgezeichneter Menschen denken, sondern der Dichter blickt in die eigene Gemüths- und Herzenstiefe; er gibt eine Monographie der eigenen intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Innerlichkeit, mithin etwas echt Lyrisches, und der Leser wird diese Persönlichkeit, ohne sich angezogen zu fühlen, nicht gewahren. Leid thut es uns, daß Raum und Plan d. Bl. nicht gestatten, einige Proben daraus zu geben. Die folgenden „Geistlichen Dinge" werden wir versucht Baustücke zu einem Tempel der Religionsphilosophie zu nennen. Hin und wieder will es uns bedünken, als habe der Dichter Hegel's Vorlesungen gehört; man sehe z. B. die „Lieder der namenlosen Kirche" (S. 229). Wir können uns nicht enthalten, „Tröstende Ermahnung" (S. 241) als Probe mitzutheilen, die bezeugen wird, wie doch mitunter auch die Gabe des guten Hausvaters Verstand, in eine poetische Hülle gewickelt, sich genießbar und schmackhaft machen läßt:

> Du murrst, der Frühling wolle nicht erscheinen,
> Da du ihn doch so tausendmal ersehnet,
> Weil er ja vordem kam zu dieser Zeit.
> Wer hat ihn vormals, frag' ich, dir gesendt?
> Und fodertest du damals ihn, ein Recht?

War er nicht ehr Geschenk des lieben Gottes,
Das du nun, nachgeniessend, solltest danken,
Nicht aber gierig immer wieder fordern,
Nein, nur erhoffen, leise nur erbitten
Und wieder danken, wenn's auch später kommt —?
Vergangne Freude reicht die süße Frucht:
Die Hoffnung auf zukünft'ge; du aber
Reißt vor der Reife Zeit sie ab, und sieh!
Sie ist verwandelt in die bittre Frucht
Der Ungeduld, des freudelosen Harrens.

Wie wird es dir ergehn am Lebensende?
Der liebe Gott gab dir so viele Jahre
Auf Erden, Haus und Hof und Blütenduft;
Klagst du ihn an, weil dies Geschenk so köstlich,
So schön war, daß du ungern es verlierst?
Weil er dir nicht ein wenig Recht darauf,
Die nach dir Werdenden beraubend, gab?
Viel lieber nimm das letzte Jahr mit Freude
An ihm und allen andern vorigen
Und reiche gern sie, wie du sie empfingst,
Das Sollen wollend, Dem, der nach dir folgt,
In der endlosen Erbenreihe, die
Dies Theil des ew'gen Lebens soll genießen,
Stets würdiger, ein immer wachsend Gut.

Unter den „Erzählenden Gedichten", die den Beschluß machen und deren nicht viele sind, möchten wir „Christbescheerung" (S. 247) auszeichnen, und somit resultirt aus der kurzen Relation des Inhalts das Urtheil: Hr. Diefenbach gehört zu begabtern Naturen, die nicht eben durch glanzreichen Bilderschmuck, frappanten Witz oder erzwungenen Weltschmerz den Sinn bestechen und blenden, wol aber durch Gedankenklarheit, eine edle Sprache, lebendige Anschauung und Gefühlswärme sich den Weg in das Herz zu bahnen wissen.

7. Frühlingsblüten aus dem Garten der Musen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1840. Gr. 12. 5/12 Thlr.

Der anonyme Schweizerjüngling, der hier im Vorworte kühn und selbstgefällig auftritt, beginnt die auf 64 Seiten gedruckte Sammlung seiner Lieder mit einem Sprachfehler. „Das Laub schon fallet", sagt er, „der Herbst ist da!" Das erweckt kein günstiges Vorurtheil. Die nachfolgenden Lieder können dieses aber nicht wegschaffen und zerstören. Sie sind unbeholfen, prosaisch, schwülstig, in Summa Jugendsünden.

8. Harfentöne aus der Hütte eines Einsamen am Rhein. Freiburg, Wagner. 1840. 8. 1/2 Thlr.

Der Titel des Buchs ist das Beste daran. Waltete hier nicht etwas mehr Gemüthlichkeit, so wäre es schlechter als das vorige. Merkwürdig wird es dadurch, daß die Lieder reimlos sind. Wir haben hier an einem schlagenden Beispiele gesehen, daß der Reim in der That dem Unbedeutenden und Flachen ein Relief gibt; fehlt er im modernen Liede, so wird es, wie Kant in seiner „Anthropologie" sagt, tollgewordene Prosa.

9. Beiträge zur Poesie und Poetik. Herausgegeben von Victor Philipp Gumposch. Erstes Heft. Leipzig, Kummer. 1840. 8. 5/12 Thlr.

Beiträge zur Poesie haben wir allerdings gefunden, und wenn Gedankenfülle, Correctheit der Sprache und Bilder schon den Dichter machen, so könnte man sie willkommene Beiträge nennen; aber von Poetik steht kein Wort im Heftlein; oder will der Verf. im Dargebotenen eine Theorie aufstellen, sagend: ex ungue leonem? Es ist Lyrisches, dem Epischen sich Zuwendendes (gar nicht übel), Epigrammatisches und Lyrisch-Dramatisches („Konrad der Jüngere", ein Trauerspiel), was uns auf 115 Blattseiten entgegentritt. Gleich im ersten Liede geht Pegasus mit dem Verf. durch; denn er ruft da aus:

Wem entgegenschäumen Weineswellen,
Purpurn, wie der mächt'gen Liebe Glut,
Wenn Umarmungen die Brust ihr schwellen,
Perlend, wie der Abendkässe Flut:
Künd' im Chor seine Festgedanken,
Die des Weines Geister ihn gelehrt!
Was kein Kopf erdachte, das ertranken
Jubelnd, die vom Rebensaft bethört.

Rausch ist nur der Kern vom Leben,
Gottes Rausch gebar die Welt
Und des Himmels-trunknes Beben
Diesen Ball zusammenhält.

Ein „Kaffeelied" (S. 18) ist läppisch. In „Tasso's Klage" sind gute Gedanken. „An die Tugend" ist ebenfalls gedankenreich. „Die zwei Gnaden", eine Legende (S. 57), ist ein unanständiger, von einem Kuttenmann unkeuscher Phantasie ausgeheckter Schwank, in welchem aber der Erzählungston getroffen ist. Dem Dichter Ludwig Tieck ist das Büchlein dedicirt. Die Worte auf dem Titelblatte: Erstes Heft, deuten auf eine Fortsetzung. A la bonne heure!

10. Gedichte von Ludwig Köhler. Meiningen, Keyßner. 1840. Gr. 12. 1/2 Thlr.

Nicht ohne jenes ungünstige Vorurtheil, das die Mediocrität der Zeit in poetischer Hinsicht und hier noch obenein eine gewisse äußere Unscheinbarkeit so leicht erweckt, nahmen wir das Buch zur Hand; aber die Lecture desselben zerstörte nach und nach dieses Vorurtheil; je weiter wir fortschritten, um so befriedigter wurden wir, und als wir ohne Ermüdung und Überwindung bis zur letzten Blattseite gekommen waren (was heutzutage bei derartiger Lecture nicht immer der Fall ist), so staunten wir selbst, uns so bald und so leicht am Ziele zu sehen. Ohne daß nämlich hier der Genius seine Blitze leuchten läßt und ohne daß die Neuheit glänzender Ideen uns frappirt, fühlt man sich angezogen durch die Klarheit der Gedanken, durch die Ruhe im Ausdruck, durch die Correctheit der Sprache, durch die sinnige Wahl der Bilder und vor Allem durch die so seltene Harmonie im Spiel der producirenden Seelenkraft. Man fühlt während des Lesens und meist am Schlusse jedes Gedichts, daß der Verf. noch jung und im Werden ist; aber jeder Vers prognosticirt günstig für dieses Werden, und wie schwer es auch in unsern Gesangs überlustigen Tagen sein mag, eine kleine Domaine im Gebiet der lyrischen Dichtkunst selbständig zu verwalten, der Verf. wird bei redlich fortgesetztem Streben zu dieser Selbständigkeit gelangen. Detaillirte Belege über dieses allgemeine Urtheil durch Auszüge zu geben, verbietet uns einestheils der enge Raum, der uns hier für die Besprechung ähnlicher Erzeugnisse gestattet wird, anderntheils aber der Umstand, daß der Verf. den Standpunkt eines Musterbildes in dichterischen Bestrebungen noch keineswegs erreicht hat.

11. Haideblümchen, gepflückt am Eingange des Dichterhaines von Leopold Moltke. Leipzig, Schreck. 1840. 8. 2/3 Thlr.

Ein ziemlich langes Subscribentenverzeichniß, ein Blick auf die Überschriften der Gedichte, ein paar Blicke auf diese selbst und der Titel des in Commission gegebenen Buchs gaben uns den ästhetischen Standpunkt an, auf welchem der Verf. steht, sowie die Verhältnisse und Umstände, unter denen solche Bücher gedruckt werden. Noch Glück genug für den Kunstrichter wie für den Leser, wenn sie aus solcher Schrift eine wackere Gesinnung herauslesen und sich aus derselben kein dünkelhafter Anspruch auf Lob oder kindische Eitelkeit offenbart.

12. Dichtungen von Karl Wilhelm Vogt. Augsburg, Rieger. 1840. Gr. 12. 5/12 Thlr.

Hier tritt ein Baier und zwar im löschpapiernen Gewande auf, den aber doch Mutter Natur viel reicher begabt hat als den vorigen Sänger aus der sandigen Mark. Seine epischen Sachen und Sächelchen aus dem vaterländischen Sagengebiet klingen nicht übel, seine Naturgemälde haben ein frisches Colorit, den patriotischen Fest- und Gelegenheitsliedern entqualmt kein widrig-betäubender Weihrauch und die tiroler Lieder schließen sich nicht unwürdig an die Versuche ähnlicher Art an. Was wollen wir mehr?

13. Lotosblumen. Gedichte von F. W. Krug. Bonn, Habicht. 1840. 8. 1 Thlr.

Weder leichte Waare, noch nichtige Spreu; nirgend Kokettrie mit Zeitphrasen oder modernen Lieblingsideen; überall ein redliches Streben nach möglichster Gediegenheit in Form und Geist. Das Interesse für die Sachen wächst im Laufe der Lecture. Er erwärmt nicht durch das Mittel der Phantasie, dithyrambischer Begeisterung und einer Ausstellung von prächtigen Bildern, wol aber durch das Licht eines klaren Geistes und weiß Den zu fesseln, der in poetischer Lecture etwas mehr sucht als die Beschleunigung der Flucht einer langweiligen, bleibeschwingten Lebensstunde. Er gibt eine Reflexionspoesie, seinem Individualleben, der Natur und der Geschichte entflossen, die er unter dem Collectivnamen „Lotosblumen" faßt; nach den geographischen Systemen der alten in Sanskrit geschriebenen Vedas nämlich und der ihre Dogmen erläuternden Puranas, deren jeder mit einer Schöpfungsgeschichte oder einem geographischen Capitel beginnen muß, wird das Continent unter dem Bilde einer Lotosblume (Padma heißt sie in Sanskrit) gedacht, welche auf der Fläche des Oceans schwimmt. Auch beginnt die Sammlung mit einer Apostrophe an die Lotosblumen:

> Ihr, die ihr in erhabner Schönheit Prangen,
> Und fruchtgeschwellt, zu lieblichem Genuß,
> Stets badet eure hellen Rosenwangen
> Im heil'gen Ganga- und im Neilosfluß,
> Den grünen Leib von Waffenschmuck umfangen,
> Von Schild und Speer, nehmt, Padmas, meinen Gruß!
> Wie fern sie auch bleibt eurem hehren Strahle,
> Doch seid ihr meiner Dichtung Ideale!

Der erste Cyklus hat die Überschrift: „Natur, Liebe und Vaterland", und hier bekundet sich in jedem Verse des Verf. Neigung zu sittlich-religiösen Reflexionen. „Deutschland" (S. 32) möchten wir auszeichnen. Die Epigramme sind unbedeutend. Der zweite Abschnitt: „Leben und Geschichte", bekundet Vorliebe für historische Sujets und mag auch wol Blätter aus dem eigenen Leben, dem innern nämlich, bringen. Ein längeres Gedicht in diesem Abschnitt in vier Gesängen, „Die Perspective" betitelt, gibt die Relation einer phantastischen Luftreise in den Orient und Ansichten über die profane und geistliche Sagengeschichte der Ur- und Vorwelt. Er gibt dazu weitläufige Noten und Explicationen, die da beweisen, er blicke mit besonderer Vorliebe auf dieses Stück; indessen haben wir manches Abstruse darin gefunden. Viel besser gerathen sind die romantischen Klänge: „Des Kaisers Friedrich Barbarossa Jugendminne und Liebestreue" (S. 84). Im dritten Abschnitt: „Glaube, Kirche", ist der Sänger ganz in seinem Elemente. Gleich das erste Stück darin: „Die große Geburtsfeier vor 18 Jahrhunderten, oder Immanuel's Menschwerdung", läßt sich, da es sich der drastischen Form nähert, als ein treffliches Oratorium betrachten, das freilich hier keines Auszugs fähig ist. Die ihm folgenden Festlieder für Christen verlangen einen denkenden Leser, aber befriedigen auch solchen. Sämmtliche Lieder in dieser Rubrik bekunden eine gewisse Verwandtschaft der Theologie mit der Poesie, die wir beide die ideale Betrachtungsweise der Welt, ausgesprochen in schönem Wort, nennen möchten. Den Beschluß bilden Übersetzungen aus griechischen und lateinischen Lyrikern, orientalischen Dichtern (eine Perlenschnur von hundert Sprüchen des Ali Ben Abi Taleb, halb trocken, halb wunderlich), aus französischen, besonders romantischen Schriftstellern, und aus dem Holländischen des Da Costa. „Moses auf dem Nil", nach Victor Hugo, ist hier unbezweifelt das Gelungenste.

14. Gedichte von F. Berge. Stuttgart, Cast. 1840. 8. 3/4 Thlr.

Uhland hat mit seinem bekannten: „Singe, wem Gesang gegeben" u. s. w. tausend Dichterlingen unserer Zeit ein Palladium aufgestellt, hinter welchem verschanzt sie quinkeliren und ihre Lieder kühn und keck ins Publicum streuen. Zu solchen gehört auch gegenwärtiger, wahrscheinlich noch junge Sänger. An Druckfehlern, Gauwörtern, unreinen Reimen, prosaischen Stellen, unzusammenhängenden Gedanken, falschem Pathos und auch Reminiscenzen fehlt es nicht, wol aber an rhythmischem Takt, einer idealen Welt- und Naturansicht und an allen Postulaten einer guten Poetik. Das Wort an „Marie" (S. 50) ist das erträglichste Stück im Buche.

15. Gedichte von H. Lotze. Leipzig, Weidmann. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.

> Sieh vor deinen Fenstern unten
> Wie der Messe tolles Spiel
> Hell von Trachten fremd und bunten
> Ebbt und flutet ohne Ziel!
>
> Hier ein wild Gesicht, als spränge
> Grad' es erst aus Burgverließ;
> Dort im Schmuck der Faltenhänge
> Mann von Erzerum, Tiflis.
>
> Hier der Alpen freie Lüfte
> Auf Tirolerangesicht,
> Während im Gesicht voll Klüfte,
> Noch das Meer dort wild sich bricht.
>
> Von der fernen Länder Wundern
> Spricht der Eine hier beredt;
> Geizig bei den alten Plundern
> Horchend dort der Andre steht.
>
> Liebe, so im bunten Spiele
> Führ' ich dir die Lieder vor;
> Klänge gehn vorüber viele,
> Locken flüchtig kaum dein Ohr.

So lauten die fünf ersten Strophen dieser Liedersammlung, und was sie versprechen, halten sie auch: Mannichfaltigkeit in den Formen, bunte Spiele einer glänzenden Phantasie, Gegenwärtiges und Vergangenes, Hohes und Tiefes, Frohes und Trauriges, Geträumtes und Erlebtes, Todtes und Lebendiges, und das Alles ist in einer so blühenden Sprache dargestellt und so körnig und prägnant, daß wir den Geist des Verf. bewundern müssen. Er scheint Goethe's: „Bilde, Künstler, rede nicht, nur ein Hauch sei dein Gedicht", zum Grundsatz für seine Poetik erhoben zu haben, und das andere Wort jenes Dichterfürsten: „Zart Gedicht, wie Regenbogen wird auf dunkeln Grund gezogen, darum behaget dem Dichtergenie das Element der Melancholie", scheint seine dichterische Persönlichkeit vollkommen zu bezeichnen; nur daß er das religiöse Moment hat, das Jenem abging. In der That wird er manchmal zum bloßen Gedanken, so fein und ätherisch gestaltet er das Wort; wie er denn auch (S. 72) fragt:

> Bin ich noch ich? Und nicht dies Wallen
> Der Klänge vielmehr selbst durch Nacht?
> Nein, nein! ich bin dahin, zerfallen!
> Ich woge jetzt in weiter Pracht
> Ein Meer von schwellenden Accorden,
> Ein See der Sehnsucht, goldner Schein:
> Wie bin ich groß und frei geworden,
> Und überwand der Enge Pein.

Dabei versteht er die Kunst, für jedes Phänomen der Innenwelt ein Analogon in der äußern Natur zu entdecken; seine Seele rinnt, so zu sagen, in die Natur, wie dies mehre treffliche Naturlieder bezeugen. Wie hübsch ist im „Bergmannsliede" (S. 33) der Gedanke: Ich wollte, ich könnte am Firmament die Bergleute klettern sehen, und

> So kletterst du Gedankenschar
> Im Geiste kühn und wunderbar!
> Ein heiliger Azur ist rund
> Gespannet um die Welt so bunt.

Wie fromm und schön ist: „Vorübergehn der Wächter" (S. 12); wie weich „Die Sennerin", mit ihrer tiefgefühlten Klage (S. 14); ferner „Nächtliche Thränen" (S. 19); man höre die Worte aus dem Gedicht mit der Überschrift: „Vom andern Leben" (S. 21):

O klage nicht, als müsse schwinden,
Was ewig du dein eigen weißt:
Du wirst den Liebling nimmer finden,
Du findest den geliebten Geist.
Der Erde Scherz wird zur Geschichte,
Des Lebens Ernst wird zum Gedicht,
Das irdisch Liebe wird zu nichte;
Die Liebe selber wird zu Licht!

In gleich frommem Geist ist abgefaßt: „Empor" (S. 25), „Gebet" (S. 27), „Trost der Einsamen" (S. 28) und „Neujahrsnacht" (S. 184), und so mag er, wie S. 40, die Klage um einen todten Hund anstimmen, oder das Fortepianospiel eines schönen Kindes mit einer Seefahrt vergleichen, wie S. 74, oder er mag, wie auf S. 80 geschieht, einen Schleier der Wehmuth über die abendliche Flur breiten, oder er mag „Auf dem Flusse" (S. 131) der Geliebten seine Sehnsucht beim weichen Wellenspiel offenbaren, immer offenbart er eine gewisse Vielseitigkeit des Gefühls und ein anmuthiges Bewegen auf jedem Gebiete der Phantasie.

Sonach scheinen diese Lieder vortrefflich zu sein und sich vor Tausenden auszuzeichnen, die das Heer der modernen Dichterlinge in die Welt hineinsingt; aber sie laboriren an einem Gebrechen: sie sind häufig unklar und unverständlich; man weiß oft gar nicht, wo der Verf. hinauswill; man sucht am Schlusse des Liedes Pointe und Schlußstein vergebens; er versteht es nicht, Gedanke, Empfindung und Bilder zu steigern, oder, wie die Schule es nennt, in der Klimax aufzusteigen und dem architektonischen Liedesbau einen würdigen Schlußstein zu setzen. Diese Verworrenheit, dieses Schwanken und Speerwerfen, ohne daß das Ziel getroffen wird, schildert er selbst (S. 140):

So steigen auf sehnsüchtige Gedanken,
Verfinstert, wettergleich in meiner Brust.
Die Blitze hell mit vorgeworf'nen Pranken
Zerreißen scheuer Träume bunte Lust;
Weit zielt der Speer, die wüsten Fluten schwanken;
Weit ab zerfährt in Nebel unbewußt
Gestalt und Ziel, es rauscht das öde Meer,
Und ewig zielt und nimmer fliegt der Speer.

Oder auch S. 142, wo es heißt: „Und ich weiß nicht, was ich will; träumend einem süßen Bilde muß ich folgen fromm und still." Wie unverständlich ist: „Ballabend" (S. 25), „Gegenwärtigkeit" (S. 159), „Epistel" (S. 163), wo sich, beiläufig gesagt, ein Fünffüßler unter die Sechsfüßler einschmuggelt; in „Weinsberger Fatum" (S. 152) und „Pflanzenweisheit" (S. 219) steigert sich diese Unverständlichkeit geradehin zum Nonsens; was denkst du dabei, Leser, wenn es heißt:

Weisheit der Pflanzen ist, zu wachsen aus dem Grund,
Geschoben aus der Nacht hinaus ins blaue Rund.
Hinaus nur, nirgendwo hinein sie widerstreben;
Anfang nimmt wol das Blühn, das End' ihm wird gegeben.
Laß solch verwirrend Wort nicht deinen Trost dir rauben,
Wenn Pflanzenweisheit wird jetzt zu der Menschen Glauben.
Nicht so das Erste wird träg zu dem Letzten wieder;
Vielmehr das Letzte stieg als Anfang gnädig nieder!

Wir müßten sämmtliche Epigramme, mit Ausnahme eines einzigen, sowie alle Vierzeilen abschreiben, wenn wir diese Verworrenheit in den Begriffen, diesen Flug der Phantasie in die Region mystischer Nebel noch mehr belegen wollten. Was könnte der Verf. bei seinen Anlagen leisten, wenn er es wagte oder vermöchte, sich ans Licht zu arbeiten! Es ist kaum glaublich, daß er ein so abstruses Ding wie „Das Gesetz der Welt" (S. 62) fabricirt und wiederum „Die Heimat" (S. 64) geschrieben habe!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Dänemark.

In Dänemark, wie jetzt fast überall, gehören die Novellen zu der Tagesordnung, worunter aber die große Mehrzahl ganz ephemere Producte sind, die kaum einer Erwähnung verdienen, weil sie aller Poesie bar sind. In diese Kategorie gehören: „Skizzer af Wollert Konow" (Kopenhagen 1839); „Paul, poetisk Fortælling" (Kopenhagen 1840), von Christian Alfred; und „To Maaneder i Kjøbenhavn" (Kopenhagen 1840), Originalnovelle von Jules Bern. Dagegen sind folgende: „Humoristiske Noveller" (Kopenhagen 1841), von Torkel Trane, einer besondern Aufmerksamkeit werth. Unter diesem Titel hat der pseudonyme Verf. zwei Novellen, „Patriotisme" und „Soeressen", herausgegeben, welche unleugbar zu dem Besten, was die dänische ästhetische Literatur in den letztern Jahren hervorgebracht hat, gehören. Reiche Poesie, ein wahres und echtes Gefühl, tiefe Bekanntschaft mit den feinsten Fäden des menschlichen Herzens, ein sprudelnder, nie gesuchter, immer natürlicher Humor durchdringt das Ganze. Das erotische Element tritt mit einer solchen Zartheit hervor, als wäre es Psyche selbst, die unter Amor's erstem Kuß erwachte. Die Sprache ist männlich und kräftig, leicht und natürlich; nicht selten erhebt sie sich mit einem lyrischen Schwunge, mit einem Bilder- und Gedankenreichthum, mit einem Duft und einem Farbenglanz, welcher hinreißt und bezaubert, ohne zu betäuben oder zu blenden; bisweilen sinkt sie, wenn der Gegenstand es erfodert, zu den niedern Regionen des Conversationstons, ja der Volkssprache herab, ohne doch jemals die feine Grenze des Schicklichen zu überschreiten. Alle Charaktere sind bestimmt gezeichnet. Erwähnung verdient auch folgende Novelle: „Gamle Minder" (2 Thle., Kopenhagen 1841), herausgegeben von Karl Bernhard. Diese neueste Novelle des auch pseudonymen Verfassers besitzt nicht allein Eigenschaften, welche dieselbe für das große Publicum anziehend machen, sondern auch wahre Schönheiten in den Einzelnheiten, eine glückliche Auffassung in vielen der vorkommenden Charaktere und eine sorgfältige und geschmackvolle Behandlung einer Menge von Details. Aber an der Seite dieser guten Eigenschaften leidet diese Novelle an einem innern Mangel, welcher der Grund ist, daß sie im Ganzen keinen befriedigenden Eindruck hinterläßt — an einer merkwürdigen Planlosigkeit, die nicht blos in den einzelnen Elementen der Handlung zum Vorschein kommt, sondern auch auf die Charakterzeichnung nachtheilig eingewirkt hat. Der Verf. verbreitet sich weitläufig über die Motive, die er nachher liegen läßt; er richtet die Aufmerksamkeit der Leser auf große Resultate hin, die nachher in Dunkel eingehüllt werden; er schildert effectvolle Situationen, deren nothwendige Folgen ausbleiben; er läßt den Leser sich für Personen interessiren, die nachher weder in die Handlung eingreifen, noch sich bedeutend zeigen: kurz, er spannt die Erwartung, befriedigt sie aber nicht. Die Sprache in dieser Novelle ist im Ganzen rein und fließend, der Ausdruck leicht und ungezwungen.

Die mathematische Literatur wurde durch folgende Schrift vermehrt: „Differential- og Integral-Regning" (Kopenhagen 1840), von C. Jürgensen. Sie ist geeignet, Anfänger in den ersten Gründen dieses Theils der Mathematik fest zu machen. Dieselbe erschöpft zwar ihren Gegenstand nicht, aber die Darstellung des Verfassers zeichnet sich größtentheils durch Kürze und Klarheit aus. Insbesondere ist der Integralrechnung erster Theil sehr kurz behandelt, doch ohne der Vollständigkeit großen Abbruch zu thun. Aber dies macht doch das Buch nur für Diejenigen brauchbar, welche bereits einige Kenntniß derselben erworben haben und sich eine gute Übersicht der ersten Principien von diesem Theile der Mathematik zu verschaffen wünschen. Darum ist das Buch auch besser zum Leitfaden bei Vorlesungen, als zum Selbststudium geeignet. Es ist mehr ein Lehrbuch für Anfänger als ein streng wissenschaftliches Werk. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 239. —— 27. August 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

16. Gedichte von F. v. Pechlin. Stuttgart, Cotta. 1840. 8. $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Ein recht behagliches Gefühl ergriff uns, als wir, aus der Loße'schen Nebelregion tretend, gegenwärtige Lieder zur Hand nahmen, die still und klar dahinfließen gleich einem Strom mit lachenden Umuferungen, auf dessen Grunde das Auge die kleinste Kiesel- und Muschelgestaltung deutlich erkennt; überdies gehört es zu ihrer Eigenthümlichkeit, daß sich Gedanke und Empfindung in ihnen steigert und in wohlgeformten Schlußsteinen culminirt. In drei Theile: Christliches, Weltliches und Heidnisches, läßt der Verf. sein Material zerfallen. Das Erstere wird durch eine treffliche Elegie „Am Grabe des Erbprinzen Konstantin Löwenstein" eingeleitet. Das ihr folgende „Räthsel des Lebens" ist ein didaktisches Gedicht und hat all die Trockenheit, welche derartigen Schöpfungen des Verstandes eigen zu sein pflegt, aber auch ethischen Takt, wackere Gesinnung und frommen Sinn. Einer gelungenen Übersetzung des „Stabat mater" folgt, mit der bekannten Inschrift Dante's über das Höllenthor an der Spitze, eine Betrachtung der Ewigkeit unter dem Titel „Hölle". Die Sprache in derselben ist rein, wohltönend und die dogmatische Ansicht liberal. Minder möchte eine Übersetzung des „Dies irae, dies illa" gefallen, welches heutzutage zu oft wiedergegeben wird. „Katholicismus und Protestantismus" (S. 47) ist ein langer Controversdialog zwischen beiden Kirchen, über Glauben und Cult, welcher sich von aufreizendem Polemisiren und vorurtheilsvoller Parteilichkeit weise entfernt hält. Ein „Pange, lingua" macht den würdigen Beschluß des „Christlichen". Das „Weltliche" beginnt mit einer Nänie auf den Tod des Herzogs Wilhelm von Nassau, deren beide letzte Strophen also lauten:

> Es rollet Flut auf Flut ins Meer der Zeiten,
> Und diese Fluten schwellt der Augenblick,
> Das Schönste, Beste muß vorübergleiten:
> Das ist des Ird'schen Wandel und Geschick.
>
> Doch gibt es Herzen, die, so lang sie schlagen
> Für Fürstenwerth, für Edelsinn und Güte,
> Sein Bild im Herzen ihrer Herzen tragen
> Mit treuergebnem, dankbarem Gemüthe.

S. 91 bringt uns unter der Überschrift „Das Meer" ein prachtvolles und anziehendes Seegemälde. Die Jägerlieder, die ihm folgen, sind für Leute vom Fach gewiß vom höchsten Interesse und frisch und keck ins Leben gehaucht. „Clotilde", eine poetische Erzählung von S. 111—142, spielt ebenfalls in der Jägerwelt und bekundet Talent für Episches. Über die Sonette bemerken wir im Allgemeinen, daß sie nicht ohne sentimentale Pointe und ohne die Euphonie sind, welche diese eigensinnige Form verlangt, und dasjenige derselben, welches „Poetische Begeisterung" überschrieben ist, beweist, daß sein Verf. sich nicht als Neu- und Fremdling in der Dichterwelt ergehe:

> Es schlägt der Blitz in eine volle Seele,
> Auflodernd strahlt in uns ein Lichtgedanke,
> Er macht sich Bahn, es sinkt die enge Schranke:
> Genug, daß ich den ersten Ausdruck wähle.
>
> Ich weiß, daß mir der zweite dann nicht fehle,
> Daß der mit neuen Bildern weiter ranke,
> Und daß ich, immer reicher, nimmer schwanke,
> Daß bis zum Schluß sich Sinn und Wort vermähle.
>
> Entrückend uns der Zeit, dem engen Raume,
> Schwebt uns voran ein naher Genius:
> Wir streben nach in einem wachen Traume.
>
> Zu welchem hohen Glück bin ich erkoren?
> Ich schiffe auf des Lebens klarem Fluß.
> Die Hülle sinkt, die Psyche ist geboren.

Des Buches letzte Abtheilung gibt uns Mythologisches, in der Sprache des Verf. „Heidnisches", und zwar den lieblichsten Mythus des Alterthums, die bekannte Erzählung des Apulejus „Psyche" in gereimten trochäischen Strophen. Lebendig und in epischer Kürze erzählt, läßt es, wie alles übrige, vermuthen, der Verfasser sei über die Jahre des Lebens, wo es gährt und braust in der Menschenbrust, hinaus; Nüchternheit, klare Besonnenheit und freundlicher Ernst dictirten ihm jede Strophe in dem auch äußerlich anständig erscheinenden Buche.

17. Weiland Joseph Em. Hilscher's Dichtungen. Originale und Übersetzungen aus Byron, Moore, Goldsmith, Southey, Waller, Lamartine, Ariosto, Foscolo. Herausgegeben mit einem biographischen Vorwort von Ludwig August Frankl. Pesth, Heckenast. 1840. Gr. 12. 2 Thlr.

Hilscher war ein östreichischer Corporal, der am 2. Nov. 1837 zu Mailand als Fourier starb. Sein lithographirtes Portrait schaut uns auf des Buches erstem Blatte gar ernst und melancholisch an. Sein psychisches Bild, welches seine Gedichte freilich am genügendsten zeichnen, entwirft der Herausgeber des Hilscher'schen literarischen Nachlasses also: „Seine Jugend schuf Luftschlösser und Feenpaläste; aber je anmuthiger diese Luftspiegelungen seiner Phantasie vorschwebten, desto drückender lastete die Macht der Wirklichkeit. Er fühlte den Gott im Busen, aber auch die Montur am Leibe. Mit dem bekannten Ungestüm des Genies warf er sich der Poesie in die Arme; aber die Götter fanden sich unbehaglich auf der Wachstube; Apollo's Gesang wird von dem Schlage der Trommel übertönt; die Musen und Grazien fliehen den gemeinen Soldaten. Innerer Beruf und äußeres Geschick trat vor seine Seele; je klarer und reiner er jenen spürte, desto herber und bitterer dieses; er fühlte die Flügel an den Schultern und sah die Kamaschen an den Füßen, und Trübsinn beschlich seinen Geist, verdüsterte sein Gemüth und füllte ihn mit Mismuth. Am Herde der Werkelthätigkeit, beim Brande von Misverstehen und Unglimpf ge-

rieth sein Blut in Kochen und übersprudelte in Spott und Verhöhnung. Ironie sprudelte brennend heiß aus seinen Reden; man vermied den Tropf und nannte ihn einen Narren; Einige ergötzten sich daran, wenn er Andere durchhechelte, rannten aber heulend davon, wenn er sie selbst berührte." In solcher äußern Situation und Stimmung ward er mit Byron bekannt. Die Funken, die dieser Genius sprühte, fanden in seinem Gemüthe den empfänglichsten Zunder. Nächst Byron riß ihn Heine hin; doch weht des Erstern Geist lebendiger in seinen Originaldichtungen. Von Shakspeare begeisterte ihn „Romeo und Julie", „Othello" und „Lear"; „Hamlet" dagegen rühmt er nicht. Mit Ausnahme Lamartine's, waren ihm die Franzosen zuwider. Tasso, Calderon und Goethe verehrte er unendlich, namentlich des Letztern „Faust". Collin schätzte er. Müller's „Griechenlieder" entflammten ihn. Grabbe's Dramen erschütterten ihn, waren ihm jedoch zu grell. Aus Jean Paul excerpirte er viel. Platen liebte er, ereiferte sich aber gewaltig über Immermann. Tieck ergriff ihn, da er entschieden der Romantik den Vorzug gab und die Classiker verwarf, von denen er meinte, sie wären gemüthlos und hätten von Liebe keinen Begriff. Die in der Biographie mitgetheilten Brieffragmente bekunden keinen classischen Styl, wol aber, daß der Biograph das psychische Leben Hilscher's richtig erkannt und treu geschildert habe.

In den Originaldichtungen, deren — und dies ist ein gutes Zeichen — wenige sind, weht, wie gesagt, Byron's Geist und Sprache; das Gedicht „Den Fröhlichen" (S. 41) schließt:

> O wie muß ich Euch beneiden,
> Gönn' ich Euch doch Alles gern;
> Laßt, o laßt mich immer scheiden,
> Folgen meinem trüben Stern!
> Ach! Ihr wißt von keinem Leide,
> Das verzehrend nimmer ruht,
> Wißt es nicht, wie weh die Freude
> Und wie weh das Mitleid thut.

„Aufschluß" (S. 43) gibt uns wirklich Aufschluß über den Gemüthszustand, die Stimmung und die Gefühlsweise des unglücklichen Mannes, der mehr am gebrochenen Herzen als an den Strophen starb. Hier ist es:

> Ihr nennt mich kalt. Ich bin es, ja! und kalt
> Wie Gletschereis, an dem umsonst der Strahl
> Der Sonne übt die schmelzende Gewalt,
> Die Laub und Blüten sich erschafft im Thal.
>
> Und ungesellig — Ja, ich bin es! gleich
> Dem Aar, der horstend in dem Steingeklüft
> Nicht wohnen mag im niedrigen Gesträuch,
> Und finster, einsam nur die Luft durchschifft.
>
> Und bin ich so, so bin ich es mit Recht,
> Denn Ihr seid wie die Wüste, aber kühl,
> Miskennend, was in mir ist wahr und echt,
> Habt ihr gehöhnt, gemisbraucht mein Gefühl.
>
> Ihr habt die Blüten meiner Brust zerstört
> Und Dornen mir ins öde Herz gesäet,
> Zu arger Wallung mir das Blut empört
> Und Wolken mir ins Angesicht geweht.
>
> Drum laßt mich kalt und ungesellig sein.
> Was frommt's, mit Euch zu leben im Verkehr?
> Ich habe nichts mit Eurer Art gemein,
> Und bin für Euch, Ihr seid für mich zu leer.

Nach manchen andern elegischen Hauchen des beengten Herzens, unter denen sich sein letztes Gedicht „Allerseelentag" (S. 56) auszeichnet, nennen wir noch, seine Persönlichkeit schlagend charakterisirend, „Der Pilger" (S. 68):

> Als ich die Hand euch scheidend gab,
> Als Herz am Herzen ruhte
> Und ich dann hastig griff zum Stab
> Und zu dem Muschelhute,
> Da rührte euch mein letzter Blick,
> Ein schnell von Nacht verschlungnes Licht —
> Doch bei euch weilen kann ich nicht:
> Fort treibt den Pilger sein Geschick.
>
> Dem sein Geschick ist winterkalt,
> Wie sein Gesang verdüstert,
> Der wilder von den Saiten hallt,
> Wo Liebe zärtlich flüstert.
> Vergebt ihm, was sein Blick nur sprach,
> Vergebt dem schwergebeugten Mann,
> Der sich mit euch nicht freuen kann,
> Dem Manches sank und brach.
>
> Es sank und brach, und auf der Flucht
> Von Dem, was noch geblieben,
> Fand er bei euch, was er gesucht,
> Doch fort hat's ihn getrieben.
> O denkt an seinen Scheideblick,
> Denn er enthüllt sein tiefstes Ich:
> Er nahm den innern Kampf mit sich
> Und ließ den Frieden euch zurück.
>
> Und euch zurück blieb all sein Licht,
> Der Reichthum seiner Liebe,
> Ihm leuchten Mond und Sterne nicht,
> Denn seine Nacht ist trübe;
> Und wie der wilde Regenbach
> Die Blume mit zum Abgrund reißt,
> Treibt rastlos ihn der finstre Geist —
> Wünscht ihm den Frieden nach!

Und wer sollte, wer könnte ihm ein: Have, pia anima, versagen; und da ein Theil des Ehrensoldes für das Buch zur Beschaffung eines Grabkreuzes für seine Ruhestatt verwendet werden soll, so wünschen wir der Schrift viele Käufer. Aus den mitgetheilten Proben sehen Leser und Kunstrichter ohne Zweifel, daß seine Gedichte sämmtlich den Stempel eines tiefen aber verwundeten Gefühls tragen und man sie Wehmuthslaute eines vom Leben wundgedrückten Herzens nennen könnte.

Was seine Übersetzungen und Nachbildungen anbelangt, die den größten Theil des Buchs einnehmen, so sind sie gelungen zu nennen; doch können wir Marsano's Urtheil über ihn in dieser Beziehung: „Seine Übersetzungen Byron's sind das Vorzüglichste, was Deutschland in diesem Theile der Literatur aufzuweisen hat", nicht anders als übertrieben nennen. Deutschland hat auch in dieser Hinsicht neuerlich Vieles aufzuweisen, was sich wahrlich nicht ohne Unehre den Hilscher'schen Leistungen an die Seite setzen läßt, wie dies zum Theil auch aus den Relationen in d. Bl. sich ergibt. Von bedungener Fabrikarbeit speculativer Buchhändler ist hier freilich die Rede nicht; aber wir erinnern nur an die in d. Bl. besprochene Übertragung des „Childe Harold" von Pommer-Esche. Nach einem meisterhaften Zueignungsworte an Byron's Manen gibt er „Manfred" ganz im Versmaße des Originals. Das Bruchstück einer türkischen Erzählung „Der Giaur" ist ebenfalls ganz wiedergegeben, sowie der „Gefangene von Chillon". Höchst bedauerlich ist dagegen, daß er vom „Corsaren" blos den ersten Gesang übersetzt hat; nicht blos, weil seine Übertragung uns vorzüglich gelungen scheint, sondern auch, weil diese Erzählung unter allen derartigen Arbeiten Byron's den meisten epischen Werth hat. Der Konrad ist eine echt Byron'sche Figur, und doch ohne jene sittliche Verzerrung, die man an den meisten seiner übrigen Helden und Heldinnen wahrnimmt. Wir haben das ahnungsschwere, elegische Lied Medora's: „Deep in my soul that tender secret dwells" etc. mit dem englischen Original genau verglichen und es nicht nur höchst wortgetreu, sondern auch leicht und anmuthig übertragen gefunden; blos in zwei Versen ist durch Zusammenziehen des Sinnes ein schöner Gedanke verloren gegangen. Auch ist hinsichtlich der Form zu loben, daß der Übersetzer stets männliche Reime im Deutschen hat, wie sie das englische Original bietet. Die folgenden Ga-

chen haben wir mit Vergnügen gelesen; sie sind nach Southey, Goldsmith, Waller, Thomas Moore, Lamartine, Ariost, und den Beschluß macht Ugo Foscolo's „Gesang von den Gräbern", dem eine kurze Biographie Foscolo's vorhergeht. Wir bemerken blos bei Lamartine's „Herbst", daß der Übersetzer sich in der Form total vergriffen hat, wenn er des französischen Dichters gereimte Couplets: „Salut! bois couronnés d'un reste de verdure!" in deutsche Sechsfüßler verwandelt und gar pathetisch beginnt: „Sei mir gegrüßt, o Wald, dem ein Restchen von Grün noch Schmuck ist!" Ohne Übersetzerberuf war Hilscher gewiß nicht; er täuschte sich aber, da er wähnte, mit Byron in psychischer Verwandtschaft zu stehen.

18. Gedichte von Nikolaus Österlin. Wien, Gerold. 1840. Gr. 12. ⅔ Thlr.

Es ist eine bloße façon de parler, wenn dieser südostdeutsche Belesprit in der Widmung an den berühmten Erzbischof von Erlau, Ladislaus Pyrker, also singt:

Sang ich doch nur so leise vor mich hin!
Nicht anders singt das Vöglein auf den Auen.
Es wirbelt wol sein Lied mit heiterm Sinn,
Doch will es sich nur seinen Sang vertrauen,
Und fragt nicht an, ob Eins vernommen ihn.

Denn wenn er nicht gern vernommen werden wollte, sich auch wol selbst nicht gern hörte und gedruckt sähe, so würde er seine Verse im Pult verschlossen gehalten haben. Er beginnt mit der Beschreibung des Parks zu Lilienfeld, und zwar in Hexametern, nennt die Pappeln daselbst Edens Wächter und sittige Jungfrauen, den im Thale „hinkollernden" Fluß einen lustig muthwilligen Knaben, das freundliche „Dorfel" ein unter Strauchwerk hervorgukendes Kind und ruft aus: „Lilienfeld, wie bist du so schön, so hirtlich, so kindlich!" Zum Schlusse sagt er dem Schöpfer dieses Edens, dem Abte daselbst, viel Schönes. Außerdem besingen elf andere Lieder, in mannichfache Formen gegossen, die schönen Environs dieses Eden, an dem er ein Claude Lorrain werden möchte. Unter den erotischen Sachen, hier „Mirtenblätter" genannt, ist folgendes Sturm- und Drangsonett (S. 64):

Laß ab, o Weib, mit deinen Zauberblicken,
Laß ab von mir, nicht kann ich widerstehen!
Soll ich in Himmelswonne untergehen?
Soll Liebe bis zum Wahnsinn mich bestricken?

Dein Lächeln könnte Engel selbst berücken,
Ein Heil'ger fiele, müßt' er so dich sehen,
Und ich, ein Mensch, ich sollte widerstehen?
Laß ab von mir, mich tödtet das Entzücken!

Ich hab' gerungen, wie der Mann nur muß,
Gekämpft mit meiner Seele höchster Kraft,
Doch nun zermalmt mich diese Leidenschaft.

Drum laß mich los! — Auch nicht mehr einen Kuß!
Ob im Entsagen auch das Herz mir bricht —
Ich bin ein Mann — und hier gebeut die Pflicht.

S. 69 steht ein Lied, vom entgegengesetzten Gefühl dictirt, unter der Aufschrift: „Gib uns unser täglich Brot", welches so lautet:

Du Erbarmer aller Noth!
Tritt heran zu unserm Herde,
Gib Gedeihen deiner Erde,
Gib uns unser täglich Brot!

Also fleht das reiche Leben,
Das da woget ungemessen,
Und nicht Eines wird vergessen,
Einem Jeden wird gegeben.

Nur das Eine gilt für Alle:
Nicht zu treiben todt im Schwalle,
Sich zu rühren, sich zu regen,
Und an Rechtes Hand zu legen.

Dann wol strömt aus tausend Quellen
Gottes Huld herab den Segen,
Und des Himmels Bronnen schwellen (?)
Allen Wesen Brot entgegen.

Und vor Augen solche Lehre,
Treibe jeder rasch sein Brot,
Hoffend, daß es sich bewähre:
Durch die Arbeit kommt das Brot.

Diese beiden Proben mögen als Pole des poetischen Könnens und Schaffens dieses Sängers gelten. Auch im Epischen versucht er sich. Ein historisches Gedicht in gereimten fünffüßigen Jamben in drei Gesängen: „Friedrich der Schöne bei Mühldorf", hat wenigstens das Gute, daß die Handlung lebendig vorschreitet. Historische Noten, dem Buche als Anhang beigegeben, erklären es. Den Schluß bilden 22 fromme Sonette: „Perlen des Glaubens und der Gottesliebe"; sie huldigen keiner Zeitrichtung oder Confession und bekunden stellenweis viel Gefühlswärme. Recht lebendig tritt uns übrigens Österlin's poetische Eigenthümlichkeit nicht vor die Seele, und es ist nicht leicht, sein Bild treffend und mit wenigen Pinselzügen zu malen, weil seine Verse, ohne eben schlecht zu sein, doch zu unbedeutend sind, um als Originale und Muster zu glänzen. Es trifft bei ihnen ein, was das Motto des Buchs sagt:

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönen, sie verhallen in der Zeit.

(Der Beschluß folgt.)

Julian Ursyn Niemcewicz.

Der Tod des greisen Niemcewicz, der am 21. Mai d. J. zu Paris erfolgt ist, muß ganz Polen mit Trauer erfüllen, der Verlust trifft nicht nur eine Familie, sondern das ganze Volk. Denn treu und beständig hat Niemcewicz von früher Jugend bis zum Grabe dem Vaterlande gedient, all sein Sinnen und Wirken war unablässig auf dessen Wohl gerichtet, für das Vaterland allein griff er nach der Feder wie, wenn es Noth that, zum Schwerte, für dasselbe unterzog er sich freudig jeder Arbeit und Beschwerde, der Gefangenschaft, Verbannung, dem Verlust des Vermögens, und wie er für das Vaterland geduldet hatte, so legte er noch zuletzt seine müden Glieder fern von demselben nieder.

Der denkwürdige Reichstag vom Jahre 1789, der zur Verbesserung des nationalen Lebens in Polen einen so bedeutenden Anstoß gegeben hat, hat auch noch das Verdienst, daß er bei Erneuerung der Landboten unter so vielen andern ausgezeichneten Männern Julian Ursyn Niemcewicz auf den öffentlichen Schauplatz berief. Was auf diesem Reichstage Edles und Heilbringendes für Polen unternommen wurde, Niemcewicz nahm an Allem nicht nur den lebhaftesten Antheil, sondern durch sein geistiges Übergewicht, seine Bildung und seine Beredtsamkeit stand er auch einem Malachowski, Potocki, Matuszewicz, Kicki und andern redlichen Männern in Bekämpfung von Vorurtheilen, des Eigennutzes und der Böswilligkeit kräftig zur Seite. Doch genügte es nicht, auf dem Seym selbst siegreich durchzudringen, auch das Volk mußte für die dort gefaßten heilsamen Beschlüsse gewonnen und zur richtigen Würdigung derselben geführt werden. Als nun Mostowski, Weyssenhoff u. A. in der Absicht, die öffentliche Meinung im Sinne der wohlmeinenden Fraction des Reichstags zu leiten, eine politische Zeitschrift (die „Gazeta narodowa") gründeten, schloß sich Niemcewicz, der sich im Dienste für das Vaterland von Niemanden übertreffen ließ, sogleich an diese Männer an, und ihm verdankt die Zeitschrift hauptsächlich den Anklang und den Einfluß, den sie von Anfang an sich erwarb. Ihr mußte es zum großen Theile zugeschrieben werden, daß die Gesetzesvorschläge, die auf Begründung des Gemeinwohls hinzielten, im Volke mit Enthusiasmus

aufgenommen und die gegen die hergebrachten Misbräuche ankämpfenden Landboten fast auf Händen getragen wurden, dagegen wieder alle Diejenigen der öffentlichen Verachtung anheimfielen, die das liberum veto mit seinem ganzen übeln Einflusse aufrecht zu erhalten sich bestrebten. Die Überzeugung, daß eine geschickte Verspottung der nationalen Schwächen oft mehr fruchte als die bestausgearbeiteten Traktätlein über Moral und politische Ökonomie, und ein lebhafter Witz zogen Niemcewicz auf einige Zeit von den Gesetzbüchern ab und Warschau sah damals mit Entzücken auf der Bühne die erste wahrhaft nationale Komödie „Powrot posta" (Die Rückkehr des Gesandten), in der neben der Sucht nach dem Fremdländischen und der Flachheit und Leichfertigkeit der polnischen Dandies auch das veraltete und verknöcherte Volks- und Familienleben in trefflich gezeichneten Persönlichkeiten dargestellt ist.

Als das Vaterland mehr des Schwertes als der Feder bedurfte, stand Niemcewicz sogleich wieder in der Reihe der Vaterlandsvertheidiger da und theilte nach der Niederlage bei Maciejowice die Gefangenschaft Kosciuszko's in Petersburg. Vom Kaiser Paul in Freiheit gesetzt, begab er sich nach dem freien Amerika, wo er eine Zeit lang im Hause Washington's lebte und ein Ehebündniß mit einer Amerikanerin einging. Nach dem Abschlusse des tilsiter Friedens schwankte er aber wieder keinen Augenblick, das häusliche Glück, das er gefunden, dem Vaterlande zu opfern, er eilte nach Polen und wurde sofort vom Könige Friedrich August zum Senatorcastellan und Secretair des Senats ernannt. Da ward ihm ein weites Feld geöffnet, auf dem er sich die wichtigsten Verdienste um das neuerstehende Vaterland erwarb, seinen Eifer schreckten keine Hindernisse zurück, insbesondere erkannte er es als seine Aufgabe, auf dem Gebiete des geistigen Lebens seine Landesgenossen zu regeneriren. Er schrieb darauf seine Hauptwerke. Er ahnete die hereinbrechende romantische Poesie und bahnte der neuen Ära, die mit Mickiewicz begonnen hat, den Weg durch seine „Historischen Gesänge", dann verfaßte er den ersten nationalen Roman „Johann von Teneczyn" und stellte in seiner „Sammlung von Memoiren über Altpolen" das Muster auf, wie historische Denkmäler zusammenzustellen seien. Diesen Werken folgten seine vortreffliche „Geschichte des Königs Sigismund III." (3 Bde.), einige Lustspiele und Fabeln. Als Präsident der Gesellschaft von Freunden der Wissenschaft war er die Seele dieses Vereins und munterte durch sein Beispiel zur Thätigkeit auf.

Die Ereignisse des Jahres 1830 entfernten ihn zum dritten Male aus dem Vaterlande, er ging mit seinem edeln Freunde, dem Fürsten Czartoryiski in die Verbannung, mit dem er auch wegen seines Antheils an der Revolution von Rußland als Hochverräther verurtheilt wurde. In den letzten zehn Jahren hat Niemcewicz wol die bittersten Lebenserfahrungen gemacht, nicht sowol weil er, seines Habes und Gutes in Polen beraubt, keine Aussicht hatte, sein geliebtes Vaterland wiederzusehen, sondern weil er, der dem Vaterlande Alles geopfert hatte, seiner politischen Gesinnung und besonders seiner treuen Freundschaft zu dem Fürsten Czartoryiski wegen verkannt und hämischen Angriffen und Verfolgungen von Seiten der demokratischen Partei ausgesetzt war. Und doch hätte er es verdient, als Vater, Führer aller Emigranten dazustehen, in der Liebe zu ihm hätten alle vereinzelten Glieder, alt wie jung, sich verbunden fühlen müssen. Diejenigen, die sich nicht entblödet haben, noch nach Niemcewicz's Absterben ihm seine Anhänglichkeit an Czartoryiski zum Vorwurfe zu machen, mögen noch wenig von der Freundschaft erfahren haben, die, in der Jugend geschlossen, das ganze Leben hindurch andauert. Wenn ihm aber von derselben Seite her vorgeworfen wird, daß er in seinem Alter mit den Fortschritten der Gegenwart sich nicht habe vertraut machen können, daß er ihren Werth nicht begriffen habe (freilich, die absurden Ideen hirnloser Scribler verwarf er) und in den letzten Jahren nichts mehr hätte schreiben sollen, so ist das nur ein Beweis, daß von dieser Seite her Niemcewicz's Eigenthümlichkeit gar nicht erkannt worden ist. Denn gerade ihm war es vor allen Andern gegeben, wie er als Repräsentant der verhallenden Stimmen altpolnischer Literatur dastand, noch in spätern Jahren Dasjenige, was in der Literatur Neues sich zeigte, seiner vollen Bedeutung nach zu erfassen. Was ihn unter den polnischen Schriftstellern noch besonders auszeichnet, ist aber seine Ausdauer, seine Unermüdlichkeit, er starb fast mit der Feder in der Hand.

Der bisher immer rüstige 87jährige Greis fühlte einige Wochen vor seinem Ende, daß der Augenblick herannahe, an dem er diese Welt verlassen sollte, doch war in seinem Zustande nichts Auffallendes zu bemerken, außer daß sich eine Schwäche in den Füßen einstellte. Öfter schwebte ihm auch das bis dahin ferngebliebene Bild des Todes vor, er fuhr seltener aus, besuchte dagegen häufiger und zu verschiedenen Stunden des Tages die Kirchen, ging zur Beichte und zum Abendmahl, und öfter fand man in seinen Händen außer der heiligen Schrift, in der er täglich zu lesen pflegte, das Werkchen „De imitatione Christi". „Nichts interessirt mich mehr auf dieser Welt", schrieb er am 24. März an einen Landsmann, „ich habe nichts Anderes vor Augen als die Zukunft und den Tod, ich fühle, daß ich scheide." Am 17. Mai befand er sich bei dem Fürsten Czartoryiski; als er sich von ihm trennte, ergriff ihn plötzlich eine tiefe Rührung und er sagte, er sei heute zum letzten Male hier zu Gaste gewesen. Am folgenden Tage schrieb er an seine Freundin, die Gräfin K.: „Venez me voir, car je m'en vais." Am 19. Mai waren alle seine Freunde bei seinem Neffen Karl Niemcewicz, hier ließ er allen bei seinem Scheiden seinen Segen zurück, doch kam er anscheinend gesund nach Hause, und noch am folgenden Morgen schrieb er einige Worte in sein Tagebuch, frühstückte und las nach gewohnter Weise. Gegen Mittag begann er über Kälte zu klagen, obgleich der Tag warm und angenehm war, und legte sich zu Bette. Sein Neffe ging nicht mehr von seiner Seite und als ihn am andern Morgen der Arzt, nach dem Niemcewicz selbst noch verlangt hatte, besuchte, fand dieser ihn sterbend, die Hände erstarrt, die Augen gebrochen. Sanft, ohne Schmerz, ohne Röcheln schlummerte Niemcewicz hinüber. An dem Lager des Patriarchen hatte der Tod seine Schrecken ganz abgestreift, er erschien freundlich und mild. Niemcewicz hinterließ ein sorgfältig aufgezeichnetes Testament, seinen Nachlaß theilte er unter seine Verwandten und Freunde in Paris, doch hatte er auch seine fernen Freunde und seine alten Diener, sowie literarische Anstalten nicht vergessen. Am 24. Mai früh wurde die Leiche, nachdem in der Kirche de l'Assomption eine feierliche Messe gelesen worden, nach dem Thale bei Montmorency gebracht, wo Niemcewicz mit dem General Kniaziewicz einige Jahre verlebt und zu ruhen ausdrücklich gewünscht hatte. Nie haben sich die Emigrirten zahlreicher versammelt, um einem ihrer Landsleute die letzte Ehre zu erweisen, zu Wagen, zu Fuß, wie jeder konnte, legten mehr als 200 die fünf Meilen von Paris zurück. Am Grabe schilderte zuerst der Fürst Czartoryiski, seine eigene Rührung niederkämpfend, in edeln Worten die Größe des gemeinsamen Verlustes, nach ihm sprach General Kniaziewicz. „Ich verzweifle nicht", sagte er, „an dem Schicksale eines Volks, wenn das wahre Verdienst noch solchen Lohn im Tode erlangt. . . . . Die Ausdauer in Verbannung wird uns Allen nicht schwer, denn wir werden bald aus ihr erlöst werden. Aber Euch jüngern Genossen sei Niemcewicz ein Muster. Früh seid Ihr für das Vaterland in den Kampf gezogen, Ihr habt Verbannung und Armuth geerntet, o liebt es bis ans Ende, ohne zu erkalten, wie der Verklärte, bis zum letzten Hauche. O daß Ihr, glücklicher als wir, auf dem heimatlichen Lande Euch ein Grab suchen möget!" Dann trug noch Anton Gorecki ein ergreifendes Gedicht vor, worauf der Sarg unter Gesang in die Gruft gesenkt wurde. Niemcewicz hinterläßt bedeutende Manuscripte, zu deren Herausgabe Karl Sienkiewicz von ihm autorisirt ist.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 240. —— 28. August 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 239.)

19. Gedichte von Johann Langer. Zwei Theile. Leipzig, Volckmar. 1840. Gr. 12. 1¾ Thlr.

Ein Östreicher, wie Hilscher; aber eine von diesem völlig abweichende Personalität. Dort war etwas Schroffes, Dissonirendes, was nicht jeder Natur zusagt; hier ist etwas Freundliches, Harmloses, Gefälliges; eine Poesie für Jedermann, populair genug, um in jedem Stande aufgefaßt, und doch auch nicht etwa so platt und alltäglich, um von dem Gebildetern, der sich nicht mit Hausmannskost in dieser Art begnügt, verschmäht zu werden. Sehen wir auf die Fähigkeit und den intellectuellen Standpunkt des Mannes, so müssen wir die gebildete Sprache, die Leichtigkeit der Versification, die Klarheit und Gewandtheit im Ausdruck rühmen; auch ist er gewiß nicht ohne Beruf für das Epische und der Leser wird die Romanzen nicht ohne Befriedigung lesen. Sehen wir auf seine Gesinnung, so leuchtet uns eine freundliche Gefälligkeit entgegen; würde er ohne dieselbe so viele Gelegenheitsgedichte gemacht haben? Noch strahlender leuchtet sein Patriotismus hervor. Was liebt der Mann seinen Kaiser, seine Kaiserin, sein Wien, seinen Prater! Wir Nordwestdeutschen in Dresden und Berlin lieben und ehren auch unsere angestammten Landesfürsten und unsere Hauptstädte; aber nicht so eingefleischt, nicht so durch und durch:

> Das ist mein Wien! — wie sich mein Herzschlag reget,
> Wie alle Pulse freudig sind und laut!
> So wallt's und glüht's im kräft'gen Jünglingsbusen,
> Naht schüchtern ihm die wunderholde Braut.
> Das ist mein Wien — wo ich die Welt begrüßte,
> Der Ankergrund, wo meine Wiege stand,
> Es ist die Braut, an die Natur und Leben,
> Mein liebend Herz mich unauflöslich band.
> Sei mir gegrüßt, du Tochter grauer Zeiten,
> Aus deinem Schwesterkranz ragst du hervor,
> Gestirn der Liebe, du Asyl des Friedens,
> Du Säule an des Glaubens Tempelthor! —
> In deinen Mauern wohnt die alte Treue,
> Erbt fort und fort vom Vater auf den Sohn,
> Und hanget fest mit diamantnen Ringen
> An deines Herrschers felsenfestem Thron.

Man lese im zweiten Theile: „Eine Perle aus dem Lebenskranze der Kaiserin" (S. 59), „Willkommen, Jubelruf der Gemeinde Leopoldstadt am Tage der freudigen Rückkehr des Landesvaters" (S. 182), „Worte des Herzens, am Tage der feierlichen Aufstellung des Bildes Sr. Maj. des Kaisers Ferdinand I.", und besonders „Wiens Anblick vom Spinnenkreuz" (S. 203), ein humoristisches Zweigespräch zwischen einem Poeten und einem Alltagsmenschen, die sich beide im Geiste ihres Charakters im Lobe der geliebten Kaiserstadt erschöpfen. Sein Freundschaftsgefühl dürfen wir nicht vergessen. In einem Liede „An der Urne von August Lafontaine" (Thl. 1, S. 63) klagt er, daß man den Mann verkannt, daß man ihm seinen Ruhm nicht gegönnt habe, daß Niemand seinen Sarg kränze, und schließt mit den rührenden, gefühlvollen Worten:

> Und wie ich einst in jenen Sternennächten
> Beglückt in deinen Bruderarmen lag,
> Will weinend ich den Kranz der Bruderliebe flechten,
> Damit bekränzen deinen Sarkophag.

Sehen wir uns nach einem Geistesverwandten von ihm um, so fällt uns sein heiterer Landsmann Castelli ein. Er theilt mit diesem die Geschicklichkeit, einer Lage, einem Verhältniß, einer Physiognomie eine Ansicht abzugewinnen und darüber in Antithesen und Witzspielen sich zu verbreiten. Diese Geistesverwandtschaft geht aus vielen Nummern hervor. Man vergleiche z. B. „Cholera und Liebe", ein allerliebstes antithetisches Witzspiel (S. 94), „Lob der Cholera" (S. 97), „Das Lied vom Herzen" (S. 129), „Lottonummern für junge Mädchen" (S. 140), „Der moderne Freier" (Thl. 2, gleich das erste Stück) und „Revue eines Freiers" (S. 30), sowie fast sämmtliche Epigramme und wird uns in unserer Ansicht beistimmen. Schiller ist seine ganze Liebe. Auf Goethe ist er nicht so gut zu sprechen. Nachdem er das hoffährtige Wesen des Dichterfürsten besprochen, läßt er die Werke desselben die kritische Revue passiren (Thl. 1, S. 150):

> Der wüste Faust führt den gewalt'gen Reihen,
> Gar „schöne Träume" weiß er — wohl gewählt —
> Uns wird „so wohl als wie fünfhundert Säuen",
> Wenn er nach Phrynenweise sie erzählt. —
>
> Dem Selbstmord hast du laut das Wort gesprochen,
> Als dein Genie mit Werthern uns bedacht,
> Mehr Übel als die Cholera verbrochen,
> Hat seine Sucht der jungen Welt gebracht.
>
> Gibst Stella du als Muster für die Frauen? —
> Ist Meister dir ein achtungswerther Mann? —
> Beust du, was wir in den Mitschuld'gen schauen,
> Für edle Früchte guter Sitten an? —
>
> O, wie belehrend sind die Wahlverwandten?
> Doch leider nicht mit der Moral verwandt! —
> Wem Sorgen weit den süßen Schlaf verbannten,
> Der nehm' Eugenien zur Hand;
>
> Den Bürger-General und Was wir bringen,
> Die neusten Distichen, den Opernquark, —
> Den keine Prima Donna wünscht zu singen; —
> Vielleicht ein Zögling aus der Lilli Park. —
>
> In Reis' und Leben hast du breit beschrieben,
> Wie Alt' und Jung' Altäre dir gebaut,
> Was du für tausend Tändelein getrieben,
> Wenn du so manchen großen Herrn geschaut. —
>
> Vergib, dies mein Päan — o Herr und Meister —
> Ich weiß, daß du daran dich nicht erfreust, —
> Heiß mich nicht, wie der Derbste deiner Geister,
> Den Herold seines Kaisers thuen heißt. —

Drei Bilder aber glühn im Himmelsglanze,
Da stehst du groß, ja unerreichbar, da;
Sie dienen dir zum schönsten Lorberkranze:
Torquato — Egmont — Iphigenia! —

Sie werden groß der spätsten Welt erscheinen,
Sie reißt der Zeitenwirbel nicht hinab. —
Nun ruhe sanft — ich geh' mich auszuweinen
An meines frühvergess'nen Schiller's Grab!

In einem Nachtstück: „Der Traum des Knaben" (Thl. 2, S. 66) bekommt der Plagiarius und literarische Spitzbube eine beherzigenswerthe Warnung. Hr. Langer hat sich namentlich dieses Vergehens nirgend schuldig gemacht. Er ist ein freundlicher, gemüthlicher, harmloser Sänger; sein lithographirtes Bild, das der Sammlung als Zierde beigegeben ist, kündet auch seine Bonhommie in allen Zügen.

20. Liedertafel. Von Johann Gabriel Seidl. Wien, Gerold. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.

Vor längerer Zeit hatten voreilige Journalisten unsern gemüthlichen J. G. Seidl zu Cilli in Untersteier elendiglich umgebracht und verscharrt. Er protestirte jedoch bald gegen das Attentat in einem hübschen frischen Liede und wir freuen uns, daß er hier die Tafel neu gedeckt und mit bunten Liedern beschickt hat, wünschen auch von ganzer Seele, daß er es noch öfter thun möge, wie wir ihn denn schon einige Male in d. Bl. als einen reichen und freundlichen Gastgeber der Art charakterisirt haben. Der Geschmack, mit welchem er gegenwärtiges poetische Symposion veranstaltet, die Aufmerksamkeit, mit der er für jedes geladene Individuum irgend etwas ihm Zusagendes auftischt und mit der er als Wirth Allen Alles zu werden strebt, die Bemühung, die Speisen nicht durch überseeische Gewürze oder Hyperpikantes der Neuzeit, wie es der jetzt überreizte Gaumen verlangt, sondern durch gesunde und doch feine Zuthat zu würzen, machen diese „Liedertafel" in der That zu einem Gastmahl, welches zu den besten unserer Zeit gehört. Er erscheint nicht blos als Gastgeber, sondern auch als Hirt; denn er sagt von sich (S. 23):

Meine Lämmer sind die Gedanken,
Die treib' ich am Abend ins Thal,
Damit sie den Unmuth verlernen
Und spielen im sonnigen Strahl.
Wohlauf, meine lieben Gedanken,
Und schweift nach Belieben umher,
Durchstreift im behaglichen Fluge
Der Wiesen balsamisches Meer.

Das thun sie vorzugsweise im ersten Abschnitt, „Ländliches" benannt, dessen Schlußlied den Inhalt des Ganzen also kurz recapitulirt:

Als ich hinausgetreten
In Gottes freie Natur,
Da sah ich anfangs Hütten
Und Kirchlein und Dörfer nur.

Ich stand und schwärmt' im Thale,
Blieb vor der Mühle stehn,
Ließ meine Thränen im Lethe
Des Stromes untergehn;

Trieb meine Gedanken zur Weide,
Trug in den Wald mein Glück
Und kehrt' am Ende wieder
Zum lieben Menschen zurück.

Doch wenn ich umher nun blicke,
Was da noch blüht und webt,
Und klingt und girrt und säuselt,
Und allenthalben lebt:

Da will mich der Stoff schier erdrücken,
Denn was mich da letzt und labt,
Das hätte ja Alles auch noch
Recht auf ein Lied gehabt.

Der zweite Abschnitt: „Lenzcommando, Heimweh, Erinnerungen", beginnt mit einer sinnigen Allegorie, in welcher er den Lenz auf grüner Au ein militairisches Exercitium machen läßt. In den Liedern dieses Abschnitts offenbart sich neben der Naturliebe auch viel patriotisches Gefühl und heimatlich-edler Stolz, der dem Östreicher so eigenthümlich ist, und nicht wenige Liederbäche entquellen diesem Born. Im dritten Abschnitt: „Stimmungen, Tageszeiten", plaudert und koset er mit der Muse, wie man mit einer trauten geistreichen Freundin in der Dämmerstunde Ideen tauscht, oder ihr das Herz ausschüttet. Als ansprechend notiren wir daraus „Gärtner Tod" (S. 105), „Mein Grab" (S. 108) und das sinnige, wenn auch etwas zu spitzfindig tändelnde Lied „Obligation", unter welcher er sein eigenes Leben und das eben gesungene Lied, als ein Procentchen davon, versteht. In „Männerschmerz" (S. 128) kommt das wahre Wort vor:

Was man nicht klagt, was man mit Grauen
Nur läßt aus hohlen Augen schauen,
Das ist's, was Männerherzen bricht;
Was wir uns nur mit Thränen sagen
Und uns, die Händ' uns schüttelnd, klagen,
Ist, Bruder, lang das Schlimmste nicht.

Farbig, frisch und duftreich sind hier die „Tageszeiten" geschildert. Abschnitt 4: „Nachklänge, Geständniß, Carneval." Läuft hier auch manches Lied mitunter, welches den Mann, den der Herbstwind des Lebens bereits anzuwehen scheint, minder kleidet, so ist doch viel Schönes, Gediegenes, Gedankenvolles und Sentimentales darunter, z. B. S. 153, wo er die eigenen poetischen Leistungen bespricht:

Denke dir, ich sei gestorben,
Und dies sei mein Testament,
Welches dir, was ich erworben
Und dir nun vermache, nennt.

Dir vermach' ich tausend Träume,
Und wol mehr noch — nimm sie hin;
Kinder sonnenheller Räume,
Wo ich nicht mehr heimisch bin.

Tausend Lieder, dir gesungen,
Jedes: du im Widerschein,
Froh und trüb', wie sie erklungen,
Nimm sie hin, sie sind ja dein!

Hundert Briefchen, klein geschrieben,
Groß gefühlt, halb toll, halb klug,
Allzu frostig, übertrieben, —
Zum Zerreißen gut genug!

Hochgedanken, Segenspläne,
Rührungen, — wer zählte sie?
Nimm den Tand, daß er dich mahne:
„Er war schwach, gemein doch nie!"

Dann ein Päckchen kleiner Sünden:
Küsse, zahllos hingestreut,
Nimm sie — mancher wird sich finden,
Der dir einlöst, was dich reut.

Und so Manches noch — ach! Alles, —
Was ein Todter nicht mehr braucht;
Und was werth war des Verfalles,
Sei verfallen, sei verraucht.

Eins nur kannst du, Kind, nicht haben,
Dieses Restchen, „Herz" genannt,
Denn das lass' ich mir begraben,
In ein Fleckchen besseres Land.

Ist's verkümmert gleich und trocken,
Gottes Sonn' ist lind und lieb,
Ihre lauen Küss' entlocken
Oft der Gruft den schwächsten Trieb.

Und so sei's versucht im Harme,
Ob, wenn neu der Lenz erglüht,
Nicht vielleicht mein Herz, das arme,
Auch noch einmal treibt und blüht.

Aus dem fünften Abschnitt: „Betrachtungen", notiren wir „Abendgebet" (S. 198), „Einem Getäuschten" (S. 204), „Optische Täuschung" (S. 218), „Auf dem Kirchhofe" (S. 222) mit dem rührenden Schluß:

Was weint ihr denn? Ich kann euch nicht verstehn;
Warum zerfließt ihr denn in Jammerlaute?
Habt ihr wol je den Sämann weinen sehn,
Wenn er sein Korn der Erde anvertraute?

Schön ist auch das diesem folgende „Grablied". Für die Tändeleien und Reimspiele des sechsten Abschnitts hat der Dichter als Apologie das Motto vorgesetzt:

Das Tändeln, Spielen, Singen, Scherzen,
Wer räumt es nicht den Dichtern ein?
Ist's doch ein Vorrecht ihrer Herzen,
So lang, als möglich, Kind zu sein.

Des „Sängers Abschied" (S. 241) gehört hier zu der Sammlung wenigen Liedern, die wir trivial nennen müssen. Zu tändelnd und des Dichters unwürdig sind „Das ABC der Liebe", „Einmaleins der Liebe" und das spielende „A E I O U". An einigen Sonetten möchten wir rügen, daß sie die Klimax der Empfindung und der Steigerung des Affects entbehren; andere beginnen vielversprechend und pathetisch, und andere matt und unbefriedigend; doch einige genügen in jeder Art; wie schön ist z. B. das letzte! Die „Überschriften" endlich sind zum Theil höchst geistreiche Sentenzen und Gnomen, von denen wir gern ein halb Dutzend zur Ergötzung mittheilten, indessen begnügen wir mit dem einen:

Ich weiß, ich bin nicht der und der,
Die man jetzt lobt, mit gutem Recht mitunter:
So wie mir's einfällt, geb' ich's her, —
Vielleicht, will's Gott, ist doch was Gutes drunter.

Gewiß, gewiß, recht viel! *) 82.

Literarische Notizen.

Das lateinische Geschichtsbuch des Mönchs Richer, Zeitgenossen des Hugo Capet, welches zum ersten Male in den „Monumenta Germaniae historica" durch Pertz veröffentlicht und von Guerard der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften empfohlen wurde, wird jetzt durch Guadet für die Gesellschaft der französischen Geschichte übersetzt und mit einem Wiederabdruck des Textes begleitet werden. Richer's Schrift ist für die Franzosen besonders deshalb interessant, weil sie über die Genealogie des Hauses Bourbon ganz neue Aufschlüsse gibt. Man konnte bisher die gerade männliche und legitime Linie des Hauses bis auf Robert den Starken (861) verfolgen, aber mit Robert's Vater beginnt die Ungewißheit und die Verschiedenheit der Angaben. Der Mönch Richer dagegen bestätigt durch unzweifelhaftes Zeugniß die Tradition, daß Robert der Starke Sohn des Witikind war, nicht des berühmten Heerführers der Sachsen, sondern eines einfachen deutschen Kriegsmanns, Witichinus, advena germanus. Borel d'Hauterive hat in seiner „Revue historique de la noblesse" noch Aufklärungen von Wichtigkeit über denselben genealogischen Punkt gegeben. Mithin stammen auch die französischen Könige, wie fast alle Herrscher in den civilisirten Ländern Europas, von germanischem Blute ab. Übrigens ertheilt dieselbe Nummer der „Revue historique de la noblesse" interessante von Colbert nachgelassene Nachrichten über den Adel von Touraine und Anjou im 17. Jahrhundert, Anekdoten über den Fürsten von Ligne und „Tablettes nobiliaires", Nachrichten über adlige Familien, wie sie jeder Nummer beigefügt werden.

Von Merle d'Aubigné's „Histoire de la réformation du seizième siècle" erschien der dritte Band, nachdem die beiden ersten bereits eine zweite Auflage und die englische Übersetzung sogar eine vierte Auflage erlebt haben. Der Verf. setzt darin die Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz fort und beginnt mit der Geschichte der Reformation in Frankreich. Theodor von Beza hat über diese wenig bekannte Periode nur drei oder vier Seiten, und Merle d'Aubigné sah sich daher auf ein arbeits- und mühevolles Studium alter Manuscripte verwiesen. Über die in diesen religiösen Bewegungen hervortretenden Personen, Lefèvre d'Etaples, Margarethe von Valois u. s. w. bringt er ganz neue, auf glaubwürdige Quellen gestützte Aufschlüsse.

In Paris erschienen an belletristischen Neuigkeiten oder werden als nächstens erscheinend angekündigt: „Pierre et Jean", von E. Souvestre (2 Bde.); „Nuits espagnols", von Ch. Marchal; „Bianca Teobaldi", von A. Dilmans; „Simonne", von Victor Mangin; „Les sentiers perdus", von A. Houssaye; „La nuit de la Toussaint", von Ch. Ledhuy; „Colomba", von Prosper Mérimée; „Robert d'Arbrissel", von E. Ménard. Felix Pyat's fünfactiges Drama „Les deux serruriers" ist, mit einer Vorrede begleitet, jetzt ganz in der Form erschienen, die es vor den von der Censur dagegen gemachten Einwendungen hatte. Die durch die Censur für nothwendig erachteten Änderungen sind am Schlusse des Dramas abgedruckt.

Mit dem Motto „Urbi et orbi" erschien in Paris: „Le nouveau sceau enlevé ou la Dracéniade, poëme héroï-comique; suivi de la fée, légende par le docteur *Hermolaus*." Das Buch, sagt ein Journal, verdanke seine Entstehung einer eleganten und gewandten Feder; der Verf. habe darin ein Ereigniß geschildert, welches die Stadt Draguignan aufs lebhafteste interessire. 5.

Bibliographie.

Alethophilos, Christianus, Was ist Pietismus? Wer sind, und was wollen die Pietisten? 8. Berlin, Wohlgemuth. 5 Ngr. (4 Gr.)

Barter, R., Geduld in Leiden. Aus dem Englischen übersetzt von C. W. T. Kuntze. 8. Berlin, Bethge. 15 Ngr. (12 Gr.)

Der sichere Führer des Menschen zum Himmel. Unterredungen eines Lehrers mit einem Schüler. Aus dem Werke R. Barters „Des armen Mannes Haus-Buch." Aus dem Englischen übersetzt von J. H. L. Schröder. 1stes Heft. 8. Berlin, Wohlgemuth. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 3ter Band. — Mit d. T.: Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen von João Baptista Gomes. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von A. Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr. (16 Gr.)

— — 4ter Band. — Mit d. T.: Das neue Leben von Dante Alighieri. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr. (16 Gr.)

— — 5ter Band. — Mit d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. T.: Die Töchter des Präsidenten. Erzäh-

*) Der zweite Artikel folgt im Monat September. D. Red.

lung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 2te verbesserte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 10 Ngr. (8 Gr.)

Blumer, J. H., Der Liebe Duldung. Drama in fünf Akten. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 20 Ngr. (16 Gr.)

Bohn, E., Christlicher Meerestempel. Gr. 8. Bremen, Geisler. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Bund, A., Die Ritter von der Finkenburg. Kl. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 2½ Ngr. (1 Thlr. 2 Gr.)

Burkhart, K. F. C., War Heinrich Pestalozzi ein Ungläubiger? Ein Beitrag zur Würdigung des Religiösen in seinen Bestrebungen, mit besonderer Rücksicht auf die Selbstbiographie von J. Ramsauer. Gr. 8. Leipzig, Hartknoch. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Busch, G. F., Der Aufruhr in Osterode oder: Der wilde Jakob und seine Zechbrüder. Erzählung aus dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts. Kl. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Chamisso, A. von, Gedichte. 6te Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

Corberon, Comte de, Souvenirs du Levant. — Mit d. T.: Fragments d'un voyage en Grèce et en Turquie. 2e édition. 8. Nordhausen, Schmidt. 15 Ngr. (12 Gr.)

Dumas, A., Der Ritter von Harmental. Historischer Roman. Aus dem Französischen von G. Lotz. 4 Theile. 8. Hamburg, Herold. 3 Thlr.

Fragmente über Deutschlands insonderheit auch Bayerns Welthandel und über die Freiheit der Ströme. III. 8. München, Franz. 5 Ngr. (4 Gr.)

George, Ibrahim Pascha. Historisch-romantisches Gemälde aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. 8. Leipzig, Meißner. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Grützmann, A., Liebesnovellen. 2 Bändchen. 8. Nordhausen, Schmidt. 20 Ngr. (16 Gr.)

Heinzen, K., Gedichte. 8. Köln, J. u. W. Boisserée. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Herder's, J. G. von, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Mit einer Einleitung von H. Luden. 4te Auflage. 2 Bände. Gr. 8. Leipzig, Hartknoch. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Kobbe, Th. von, Priessnitz und Gräfenberg. Aus meinem Tagebuche zur Unterhaltung und Belehrung aller Derer, welche auf dem Gräfenberg gewesen sind, oder Solcher, die sich einer Wasserkur dort oder anderswo unterwerfen wollen. Nebst einem Anhang der die Behandlung einiger Krankheiten und mehrere der jüngst dort vorkommenden Krankheitsfälle enthält. 8. Oldenburg, Schulze. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Kohl, J. G., Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland. 2 Theile. Nebst 1 Karte der Ostseeprovinzen und 8 Kupfertafeln. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 5 Thlr. 15 Ngr. (5 Thlr. 12 Gr.)

Konrads von Würzburg Silvester von *W. Grimm*. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr.

Lehrfreiheit und Hörfreiheit. Ein Nothruf der Universität Leipzig. Gr. 12. Dresden, Walther. 5 Ngr. (4 Gr.)

List, F., Das nationale System der politischen Ökonomie. 1ster Band. Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr.

Mittermaier, C. J. A., Die Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung geprüft nach den Foderungen der Wissenschaft und nach den Erfahrungen über den Werth neuer Gesetzgebungen, und über die Schwierigkeiten der Codification, mit vorzüglicher Rücksicht auf den Gang der Berathungen von Entwürfen der Strafgesetzgebung in constitutionellen Staaten. 1ster Beitrag. Gr. 8. Heidelberg, K. Winter. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Tante Strumpfs hinterlassene Papiere. Herausgegeben von und zum Besten seiner strumpflosen Familie. 6ter, 7ter Band. — Auch u. d. T.: Mörder und Gespenster aus Tante's Tagebuch, oder: Chronik der ungebildeten Welt. — Tante Strumpf bei der Einholung. Berliner Lokal-Scenen. Gr. 12. Berlin, Bade. 15 Ngr. (12 Gr.)

Der ächte Pietismus als die einzige Heilsquelle unserer Zeit. Seinen Feinden und seinen falschen Freunden. Gr. 8. Berlin, Wohlgemuth. 5 Ngr. (4 Gr.)

Psyche. Aus F. Horn's Nachlasse. Ausgewählt von G. Schwab und F. Förster. 2ter, 3ter Band. Gr. 16. Leipzig, Teubner. 2 Thlr.

Rasmus, G., Gedichte. 8. Leipzig, Hunger. 25 Ngr. (20 Gr.)

Rau, H., Die Pietisten. Roman aus dem Leben der neuesten Zeit. 3 Bände. 8. Stuttgart, Cast. 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 Gr.)

Ries, J., Das merkantilische Gleichgewicht. Gr. 8. Berlin. 6¼ Ngr. (5 Gr.)

Rotteck, K. von, Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten. Für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet. 10ter Band. Geschichte der letzten 25 Jahre. — Auch u. d. T.: Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre. Von C. H. Hermes. 1ster Band. [1ste Lief.] Gr. 8. Braunschweig, Westermann. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Sammlung der für die Stadt Leipzig erlassenen, annoch gültigen wohlfahrts-polizeilichen Anordnungen. Herausgegeben von G. E. Herold. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Schlegel's, F. v., Geschichte der alten und neuen Literatur. Bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Th. Mundt. 1ste, 2te Lief. 8. Berlin, Athenäum. 20 Ngr. (16 Gr.)

Deutsche Literaturgeschichte in Biographien und Proben aus allen Jahrhunderten, zur Selbstbelehrung und zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten. Von G. H. F. Scholl und T. F. Scholl. Lex.-8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Schuchmannn, F. D., Le médecin malgré lui. Comédie en un acte, en vers. Créveld, Schüller. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Strauss, D. F., Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt. 2ter Band. Gr. 8. Tübingen, Osiander. 3 Thlr. 5 Ngr. (3 Thlr. 4 Gr.)

Thibaut's, A. F. J., juristischer Nachlaß. Herausgegeben von C. J. Guyet. 1ster Band. Code Napoleon. — Auch u. d. T.: Lehrbuch des französischen Civilrechts in steter Vergleichung mit dem römischen Civilrecht von A. F. J. Thibaut. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von C. J. Guyet. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Thöl, H., Das Handelsrecht. Als gemeines in Deutschland geltendes Privatrecht mit Berücksichtigung des außerdeutschen Handelsrechts dargestellt. 1ster Band. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Vatke, W., Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt. Gr. 8. Berlin, Bethge. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Wachsmann, C. von, Erzählungen und Novellen. Neue Folge. 11ter bis 14ter Band. — Auch u. d. T.: Erzählungen und Novellen. Zweite Folge. 5ter bis 8ter Band. 8. Leipzig, Focke. 6 Thlr.

Wheaton, H., Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne. Avec un précis historique du droit des gens européen avant la paix de Westphalie. In-8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Wigand, P., Die Corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 241. — 29. August 1841.

Wilhelm Waiblinger's gesammelte Werke. Mit des Dichters Leben von H. v. Canitz. Neun Bände. Hamburg, Heubel. 1840. 8. 5⅙ Thlr.

Eine Gesammtausgabe ehrt das Andenken Waiblinger's, der schon im sechsundzwanzigsten Lebensjahre seinen großen Entwürfen und den Hoffnungen entrissen wurde, welche gar manche Freunde seiner Muse auf ihn setzten. Immerhin bleibt es ein günstiges Zeichen, wenn die Schriften eines so frühe verstorbenen Autors würdig geachtet werden, in einer Sammlung vereinigt dem Publicum vorgelegt zu werden, — auch wenn eine solche Ausgabe nicht eben durch den Beifall und die Ungeduld der Leser gefodert und nothwendig gemacht worden ist, wenn sie auch zunächst mehr ein Versuch ist, dem Autor die Aufmerksamkeit und Gunst eines größern Kreises von neuem zuzuwenden. Gefodert war nun wol eine Gesammtausgabe von Waiblinger's Schriften nicht, aber sie konnte doch schwerlich unternommen werden, wenn nicht des Dichters einzeln erschienene Werke ihrer Zeit mit Beifall wären aufgenommen worden, und sie wird von einer kleinern Anzahl wenigstens gebilligt und bewillkommt werden, wennschon sie nicht in einem ausgebreiteten Kreise den Beifall findet wie die schon mehrmals aufgelegte Gesammtausgabe der Schriften Wilhelm Hauff's, der, ein Landsmann, ein Zeit- und Studiengenosse Waiblinger's, ebenso frühe wie dieser starb. Eine Vergleichung dieser beiden begabten jungen Männer, welche zum Theil unter denselben äußern Lebensbedingungen heranwuchsen und Beide im Beginn ihrer vielversprechenden Laufbahn weggerafft wurden, könnte auf manche interessante Punkte führen, aber wir wollen uns hier auf Waiblinger allein beschränken.

Waiblinger's Lebensschicksale, persönliche Verhältnisse und Individualität würde in diesen Zeilen nicht weiter berührt werden, als sofern die Erörterung seiner Dichtungen es unumgänglich erfoderte, wenn nicht den Schriften ein „Leben des Dichters" vorangeschickt wäre, bestehend theils aus einer Autobiographie, theils aus einer Ergänzung von der Feder des Herausgebers, Hrn. v. Canitz. Jene geht nur bis zum vierzehnten Jahre des Dichters, war von ihm in Rom als ein Gruß an seine Freunde in Deutschland geschrieben und durfte allerdings in einer Sammlung seiner Werke nicht fehlen. Die Gründe, welche Waiblinger bestimmten, die Beschreibung seines Lebens nur bis zu seinem vierzehnten Jahre fortzuführen, bis zu der Zeit, wo die schweren Kämpfe, Verwirrungen und Verwickelungen begannen, wo ernstere Leidenschaften an die Stelle der kindischen und knabenhaften Grillen und Phantasien traten — diese Gründe hätten wol auch den Herausgeber abhalten sollen, die spätern Schicksale und Lebensverhältnisse des Dichters in ein genaueres Detail auszumalen; er hätte sich auf allgemeine Umrisse beschränken und die groben Indiscretionen vermeiden sollen, durch welche manche noch Lebende verletzt werden müssen. Das Interesse und der Nutzen, welche man allerdings ganz treuen und rückhaltlosen Darstellungen des Lebens und der Entwickelung ausgezeichneter Geister, namentlich auch solcher „wilden und stürmischen Geister, die das Schicksal so frühe verwüstet" (Bd. IV, S. 117), zugestehen muß, wird ohnehin bedeutend geschmälert durch eine Parteilichkeit für den jungen Dichter, welche als Gesinnung des Herausgebers, als eine gewisse Pietät gegen den Todten, Entschuldigung, ja Anerkennung verdient, aber denn doch durch schonende Verhüllung und Bemäntelung manches Nachtheiligen die richtige Anschauung des reichbegabten Jünglings erschwert. Auch das ist ein Übelstand, daß der Verf. des Lebensabrisses Waiblinger nicht persönlich gekannt hat, was sich doch durch die sorgfältigsten Erkundigungen und Berichte von Andern nie ganz ersetzen läßt. Daß Hr. v. Canitz keine Mühe gespart, um sich Nachrichten über Waiblinger's ganzes Sein und Wesen zu verschaffen, verräth seine ganze Darstellung, aber „um ihn der Welt darzustellen, wie er war", dazu war persönliche Bekanntschaft beinahe unerlaßlich. Hr. v. Canitz verschweigt nun zwar keineswegs die Unregelmäßigkeiten, welche dem jungen Dichter zur Last fallen, aber er bezeichnet sie mit den mildesten, schonendsten Namen und glaubt sich verpflichtet, den ungünstigen Urtheilen, ja Verleumdungen entgegenzutreten, durch welche seine Landsleute, zumal Schwaben, in ihrer Kleinlichkeit und Engherzigkeit sich gegen seinen gesammten Charakter und gegen sein Andenken versündigt haben sollen. Wir möchten dem Verf. die Freude keineswegs verderben, den Charakter des Dichters in einem günstigern Lichte darzustellen, als das ist, worin man denselben gar häufig erblickt; namentlich stimmen wir ihm vollkommen bei in der Ansicht, daß die unverschuldete, wenigstens gewiß nicht einzig durch seine Schuld herbei-

geführte Armuth Waiblinger's während der ersten Zeit seines Aufenthalts in Rom, daß sein S. 135 geschilderter abenteuerlicher, fast bettelhafter Aufzug, daß seine Gleichgültigkeit gegen äußere Schicklichkeit nicht wenig zu den ungünstigen Ansichten beitrugen, die man von seinen Sitten und seinem Charakter hegte, und wir glauben gern, daß man dem armen, abgebrannten, hülflosen Poeten dieselben leichtsinnigen Verirrungen als unheilbare Verwahrlosung und wüstes, dissolutes Wesen anrechnete, die man einem wohlhabenden Manne mit einer festen Stellung im Leben, von guter Familie und ansehnlichen Verbindungen als geniale Jugendstreiche hätte passiren lassen. Aber wenn Hr. v. Canitz Waiblinger überhaupt als einen Verkannten und Verleumdeten ansieht, so dürfte diese Betrachtungsweise vielleicht im Folgenden eine Berichtigung finden.

In jedem gebildetern Menschen und in einem Autor, in einem Dichter wol mehr als in irgend einem Andern, ist eine gewisse Duplicität, eine zweifache Persönlichkeit — eine ideale und eine empirische, welche so zu sagen miteinander abwechseln; die höchste, intellectuelle und ethische Bildung besteht darin, daß die empirische Persönlichkeit in die ideale aufgenommen, zu ihr erhoben, mit ihr zu einer gediegenen, unauflöslichen Einheit verschmolzen, daß dem Menschen das Ideale zur andern Natur wird, und es versteht sich von selbst, daß es bis zur Erreichung dieses Höchsten unzählige Mittelstufen gibt; das andere Extrem ist, wenn die empirische, gemeine Persönlichkeit die ideale ganz niederhält, unterdrückt, verschlingt, — dies ist die Gemeinheit, welche ebenfalls eine Menge von Arten und von Graden in sich schließt. Ein Drittes endlich findet da statt, wo die ideale Persönlichkeit intellectuell zwar und ästhetisch, aber nicht in gleichem Maße auch sittlich gepflegt und gehoben wird, und bei solchen Naturen wird leicht der Gegensatz, welcher bei den Übrigen nach der einen oder der andern Seite hin mehr und mehr verschwindet, ein stehender, das Ideale und das Empirische behauptet sich abwechselnd und gewissermaßen zugleich in seinem Rechte, der neutrale Wille dient bald jenem, bald diesem. Nicht selten nun kommt es vor, daß Einer glaubt, seine ideale Persönlichkeit ganz fleckenlos erhalten zu können, wenn auch die empirische ziemlich tief sinke; Manche setzen sogar ihren Stolz darein, sich mit großer Kraft aus den Fesseln und Umstrickungen des empirischen Treibens plötzlich wieder aufraffen und ermannen zu können; und allerdings hat oft das Talent, das Genie und in gewissem Sinn auch der Charakter eine Spannkraft, welche lange Zeit dem Idealen mitten in dem Taumel und den Orgien der sinnlichen und gemeinen Welt noch das Leben fristet, und Phantasie und leicht zu Gebote stehende Begeisterung versetzen einen ausgezeichneten Künstler oder Dichter mitten aus der plattesten, ja gemeinsten Wirklichkeit plötzlich in das seinem edelsten Wesen eigentlich gemäße höhere Element, in welchem er sich jedoch vermöge der Schwäche seines Willens und der Stärke seiner Neigungen und Gewohnheiten nicht dauernd zu erhalten vermag.

Gehen wir von diesen allgemeinen Sätzen auf Waiblinger über, so scheint uns, er habe zu den zuletzt charakterisirten Naturen gehört. Er war eine mit geistigen Anlagen und Talenten, sowie mit lebendigen, energischen Sinnen reich ausgestattete Natur. Von Kind an zeichnete er sich, wie er selbst gewiß vollkommen glaubwürdig erzählt, durch ungemein lebhafte Phantasie, durch einen mächtigen Trieb nach Wissen und Lernen, durch Sehnsucht nach dem Schönen, dem Wunderbaren und Idealen und durch seinen Hang zu seltsamen Unternehmungen und Abenteuerlichkeiten aus. Seine wirklich ausgezeichnete Begabung erschien noch außerordentlicher durch ihre ungemein frühe Entwickelung, und er mußte sich wol seinen Altersgenossen bedeutend überlegen fühlen. Dadurch wurden die „Herrschsucht und der wilde Ehrgeiz, die sich früh in ihm zeigten", natürlich sehr genährt und das mächtige Streben nach dem Idealen, nach dem Hervorbringen des Großen und Schönen blieb nicht unbefangen und naiv; es war frühe schon gepaart mit Eitelkeit und Ruhmsucht, die ihm gar zu sehr den äußerlichen Zweck vors Auge stellten. Indessen mochte es noch unschädlich bleiben, wenn der Jüngling, der Gymnasiast sich in seinen stolzen Träumen mit dem Lorber eines Shakspeare oder Byron, eines Schiller oder Goethe geschmückt sah, hätte er nur diese Hoffnungen in sich verschlossen gehalten und sich dadurch zum gewissenhaftesten Streben anfeuern lassen! Aber theils überhob er sich seiner intellectuellen Vorzüge gegen seine Altersgenossen wie gegen Ältere auf unkluge und verletzende Weise, theils mochte seine ohnehin heftige und unbändige Natur in dem Gefühle seiner Verwandtschaft mit den größten Geistern einen Vorwand, eine Berechtigung finden, sich von manchen Regeln und Gesetzen des gewöhnlichen Lebens zu entbinden, in deren Verletzung er den Stempel des Genies erblicken mochte. Ungünstig wirkten auf ihn die Verhältnisse seiner Studienjahre. Schon daß er in das theologische Stift in Tübingen zu treten sich durch die Umstände veranlaßt oder genöthigt sah, vermuthlich von Anfang an ohne Neigung für die Theologie, jedenfalls aber in den spätern Jahren entschlossen, nie die theologische Laufbahn einzuschlagen, schon dies versetzte ihn in eine falsche Stellung; denn ohne die ökonomischen und leiblichen Benefizien dieser Anstalt missen zu wollen, lebte er in beständiger, kecker Opposition gegen ihren Geist, ihre Gesetze, ihre Zwecke und ihre Vorsteher und wußte sich mit Trotz, mit Spott und Witz und mit List für den Zwang zu rächen, den sie ihm doch auferlegte. Eine solche Lage war eines freisinnigen Geistes nicht würdig und mußte Waiblinger innerlich einigermaßen beschämen und demüthigen, wenn er auch äußerlich seiner Opposition und List sich rühmte. Das ideale Ich war in schlimmen empirischen Verhältnissen, gegen welche gleichgültig zu werden, ihm nun Bedürfniß und Aufgabe war. War nun sein Sinn in dieser Beziehung etwas abgestumpft, so konnte er leicht auch gegen Anderes, was dem idealen Leben nicht förderlich, ja ihm zuwider war, nachsichtiger und gleichgültiger werden; es konnte sich in ihm ein halb unbewußtes System ausbilden, wonach er sein ideales Leben,

sein wissenschaftliches Streben und sein poetisches Schaffen ganz abschloß von seinem wirklichen Leben, wonach er mit seinem höhern, durch keine Zerstreuungen, Unregelmäßigkeiten und Genüsse afficirten Ich im goldenen Äther der Poesie schwebte. Bei seinen Talenten und gereifterer Entwickelung, vermöge der er freilich die allermeisten Studenten weit übersah, und vermöge seines nicht kleinen Selbstgefühls glaubte er unter seinen Altersgenossen keine oder nur sehr wenige ihm irgend Ebenbürtige und Geistesverwandte zu finden; und bei seiner sehr geselligen und mittheilsamen Natur hatte er doch das Bedürfniß, sich auszusprechen, dem er, bald um Andere zu belustigen, bald um sich über sie zu belustigen, genügte. Diese Auffassungsweise von Waiblinger's Wesen dürfte durch seine eigenen Äußerungen bestätigt werden; in den „Drei Tagen in der Unterwelt", geschrieben nach einer seiner düstersten Lebensepochen, sagt er: „Wir sehen zwei Naturen in uns", und noch ausdrücklicher nennt er den Kirchhof den Ort, „wo ich allein wahr und Mensch sein, allein die Maske abnehmen konnte, unter der wir jedes Menschengesicht täuschen müssen". Ja, Waiblinger täuschte Andere — ob er es mußte, lassen wir ununtersucht — aber er täuschte auch sich selbst — Andere, die er intellectuell weit unter sich stehen sah, die er nicht würdig achtete, ihnen sein Innerstes und Bestes, seinen idealen Schatz aufzuschließen und mitzutheilen, über die er sich auch durch die Freiheiten erhob, welche er sich als ein Privilegirter des Genies nahm, die er mit Schnurren, witzigen Einfällen und kecken Reden jeder Art unterhielt und wol auch „für Narren hielt", wie der schwäbische Ausdruck ist, die seinen Witz belachten, sein Talent anerkannten, seinem Geiste huldigten, aber doch nicht Alles, was er vorbrachte, für baare Münze nahmen, ihn halb für einen Lustigmacher und Prahler, ihn nach seinem Reden und Treiben für viel frivoler, grundsatz- und sittenloser hielten, als er im Innersten war, und das Ideale in seiner Poesie blos als eine Frucht des Talents, als Etwas gelten ließen, mit dem es einem so wüsten Menschen nicht Ernst sein könne. Mancher, auf welchen Waiblinger von seiner intellectuellen und ästhetischen Höhe geringschätzig herabsah, erwiderte wol diese Gesinnungen in anderer Beziehung, und jene Achtung, welche dem Talente so fördernd zu statten kommt, schien Waiblinger beinahe absichtlich zu verschmähen. Aber er täuschte auch sich selbst, wenn er sein inneres ideales Leben durch all das unregelmäßige äußere Treiben und Wesen nicht zu gefährden glaubte, wenn er sich beredete, daß dies Alles nur eine Maske seines innern hohen Seins sei, die er um Anderer willen vornehme; wenn er sich nicht gestand, daß Leichtfertigkeit und Genußsucht eine zu große Macht über seine Natur erlangten und selbst seinem geistigen Streben manche nicht ganz lautere Elemente mittheilte; wenn er für Beweis und Äußerung genialer Kraft ansah, was Folge des Temperaments und unbeherrschter Neigungen war. Großes Unrecht geschah ihm gewiß dadurch, daß man seine Maske für sein wahres Wesen nahm und das Edle und Geistige in seiner Poesie für Heuchelei erklärte; gewiß trug er immer einen edeln Kern in sich; aber was er selbst Maske nennt, war ihm doch nicht so ganz äußerlich und fremd; Hochmuth und falsches Ehrgefühl oder falsche Scham war es, was ihn trieb in jener Maske zu gehen, welche nach und nach mit ihm zusammenwuchs. Verschlimmert wurde seine Stellung im Leben dadurch, daß er keine weiche, schmiegsame, liebenswürdige Natur war, daß er etwas Herrisches, Trotziges, Starres in seinem Wesen hatte, so warm und heftig auch seine Gefühle und Neigungen waren; und dem Armen wird gar oft selbst die Unabhängigkeit des Geistes, die man dem Reichen als Verdienst anrechnet, zum Verbrechen gemacht, oder entzieht ihm wenigstens Hülfe und Mitleid.

Hat diese Auffassung von Waiblinger's Eigenthümlichkeit Wahrheit, so wird man zugeben müssen, daß der talentvolle Jüngling, bei allerdings ungünstigen äußern Umständen, doch die ungünstige Gestaltung seines Schicksals zum nicht geringen Theile selbst verschuldet oder herbeigeführt, daß er selbst die Verkennung und Unterschätzung, worunter er litt, herausgefodert und sich zuweilen selbst durch seine edeln Eigenschaften, durch die Richtung, die sie nahmen, oder durch ihre eigenthümliche Verbindung mit seinen sonstigen Gewohnheiten oder Neigungen geschadet hat. Innig zu bedauern ist aber Waiblinger gewiß insofern, als er gerade in dem Zeitpunkte, wo seine äußern Verhältnisse sich erfreulicher zu gestalten anfingen, wo er, dem Druck der Sorge und Noth entnommen, zu gediegenern, größern Arbeiten sich anzuschicken gedachte, wo er durch ernste Leistungen die Extravaganzen seiner Jugend hätte vergessen machen und vielleicht sein übermüthiges Selbstgefühl einigermaßen rechtfertigen können, vom Tode hingerafft wurde, ein Schuldner noch gegen seine Verheißungen, gegen seine Anfoderungen an sich selbst, noch nicht gründlich versöhnt mit den Menschen und dem Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Engländer über Deutschland.

Henry F. Chorley, von welchem das „Athenaeum" vor einiger Zeit Correspondenzberichte über das braunschweiger Musikfest und aus Norddeutschland überhaupt mittheilte, hat in drei Bänden eine Reihe Reiseskizzen, bezüglich auf Kunst und Gesellschaft, herausgegeben unter dem Titel: „Music and manners in France and Germany." Sie sind die Frucht von sechs Reisen in beiden Ländern; die auf ihnen niedergeschriebenen Notizen waren jedoch ebenso wenig, wie die Reise selbst, darauf berechnet gewesen, ein Buch daraus zu machen; nur die letzte Reise im vergangenen Herbst war mit dem Gedanken unternommen worden, für frühere Eindrücke Bestätigungen oder Berichtigungen zu erholen, da die Laune oder Sympathie des Augenblicks oft eine spätere Sichtung oder Sanction nöthig gemacht hatte. Persönliches Detail ist möglichst beschränkt worden. Zweck des Buches ist, des Verf. Landsleuten, für welche dergleichen Reiz hat, eine Auswahl von Schilderungen ihnen minder bekannter Partien aus dem theatralischen und musikalischen Leben der Deutschen und Franzosen zu geben. Über angeführte Thatsachen und Resultate suchte sich der Verf. immer die Gewährschaft von Freunden aus beiden Nationen zu sichern, die in den betreffenden Gegenständen bewandert sind oder vollendete Bildung besitzen. Theilnahme an Musik und Drama, und zwar

nicht blos in Bezug auf Genuß, sondern auf das Streben eigener Leistung glaubt Chorley in Deutschland bei allen Classen der Bevölkerung angetroffen zu haben. Berlin hält er für die anerkannte Stadt des Kriticismus — man darf nicht sagen der Prätension; denn ein Zelter hat ihrer Musik vorgestanden, eine Rahel ihre gesellschaftlichen Cirkel geziert und Professoren wie Waagen sind mit der Pflege und der Ordnung ihrer Kunstwerke beauftragt; aber — fügt er mit einer feinen Wendung hinzu — wenn der Geist der Kritik bei der Analysirung von Thatsachen und Grundsätzen sich herabläßt, sich um Personen und Begebenheiten zu bekümmern, so bekommen Laune und Empfindlichkeit so leicht etwas mitzureden, wie Vernunft. So freundlich heißen die Einwohner Fremde willkommen, so angenehm ist trotz seines Anstrichs von Prätension der Ton in ihrer Gesellschaft — gebildet ohne Ostentation —, daß ich nur wünschen kann, sie wären gegeneinander freundlicher. In Berlin die Runde mit Besuchen machen, heißt so viel, als sollte man auf Eiern tanzen, wobei man mit jedem Tritte in Gefahr ist, eine Schale zu zerbrechen. Ich fragte, von natürlichem Interesse getrieben, nach Frau v. Arnim, deren gedruckter Briefwechsel mit Goethe ihr das Recht gibt, zu den ausgezeichnetsten Frauen ihres Vaterlandes gezählt zu werden; ein Dutzend Stimmen machten einen Wettlauf, mich zu versichern, ihre Briefe seien keine „Briefe eines Kindes" und fochten ihren Ruf mit der an Frauen gehässigsten Waffe — mit einem Waschkalender an. Wenn ich die gastlichen Aufmerksamkeiten von * * rühmte, so kühlte man mich mit der geraden Frage ab: „Sie gehen dahin? Es ist ein schlechtes Haus." Wenn ich nach Mendelssohn's Musik fragte, entmuthigte mich ein trockenes „Ja! er hat Talent wie ein Knabe", eine zweite Frage zu thun. Chorley bereichert die Schilderung dieses ihm unergötzlichen Frag- und Antwortspiels noch durch eine Reihe von Beispielen, auf die musikalische Welt bezüglich; die Erscheinung ist ihm um deswillen minder auffallend, weil an Berlin dieser Charakter kein neuer sei. Er führt für diese Behauptung die Autorität Burney's an, welcher sagt: „Musikalische Streitigkeiten werden in Berlin mit mehr Hitze und Animosität geführt als irgendwo." Und noch früher als Burney Berlin besuchte, schrieb Voltaire an Mad. Denis in demselben Briefe, worin er die Schönheiten des Opernhauses und die treffliche Aufführung der „Iphigenia in Aulis" rühmt: „Berlin est un petit Paris. Il y a de la médisance, de la tracasserie, des jalousies d'auteurs, et jusqu'à des brochures." Chorley fügt hinzu: ein ziemlich genauer dreijähriger Verkehr mit den musikalischen Kreisen der französischen Hauptstadt habe ihm keine solche Masse künstlerischer Zwietracht und geistiger Alterationen kundgegeben, als drei Wochen gelegentlicher und oberflächlicher Bemerkungen zu Berlin.

In England hat Chorley seinen also außer Fassung gebrachten Muth wieder gesammelt und läßt sich durch jener berliner Lästerreden Erinnerung nicht abschrecken, von Frau v. Arnim ein Bild zu entwerfen, welches von einem Enthusiasmus zeugt, wie ihn jene merkwürdige Frau nur je bei einem ihrer lebhaftesten Bewunderer erregt haben kann. „Selbst wenn ich Willens wäre", sagt der Verf., „zu veröffentlichen, was im Vertrauen des Privatverkehrs vorüberging, so würde es doch unmöglich sein, jene Zusammenkunft in ihren Einzelnheiten zurückzurufen. Solch einem raschen, lebhaften und immer veränderlichen Flusse von Beredtsamkeit bin ich nie begegnet, selbst bei Frauen nicht, — nie einem solchen Schatze von geistreichem Gespräch und feiner Bildung, noch einem so kindlichen und kunstlosen volksthümlichen Wesen. Es war mir, als läse ich eine unterdrückte Seite ihrer seltsamen und poetischen „Briefe eines Kindes"; denn wenige berühmte Personen sind auf dem Papiere und in der persönlichen Unterhaltung so identisch wie Frau v. Arnim. Nie sah ich eine ausdrucksvollere und imposantere Haltung als die ihrige. Es ist in ihr ein Zug von Mignon und Fenella; ein gewisser von romantischem Zauberglanze umstrahltes geistiges Feuer, das über der zerstörenden Macht der Zeit erhaben ist." Chorley findet diese Identität in Schrift und Leben in den verschiedensten Zügen wieder; mit diesem Sichgleichbleiben setzt er selbst die Ausdauer in Verbindung, „mit welcher sich Frau v. Arnim durch das Studium einer fremden Sprache zum Zwecke ihrer einzigen Übersetzung ihrer eigenen Briefe hindurchhalf: und hätte der Leser sie einmal alle ihre Hoffnungen und Befürchtungen, die Abmahnungen ihrer erfahrenern Freunde und die unerschütterliche Beharrlichkeit, mit welcher sie sich in das Chaos von Sache, Person und Idiom bei Verwirklichung ihrer Absicht stürzte, beschreiben gehört, so würde er vielleicht mit mir fühlen, daß so uncorrect und barock, ja zu Zeiten kaum verständlich die sogenannte englische Sprache ist, in welche die „Briefe eines Kindes" übertragen sind, doch keine andere Übersetzung so sehr dem Sinne und der Persönlichkeit der Verfasserin entsprechen würde. Keine Übertragung würde dem Buche bei den Millionen Eingang verschaffen. Doch Die, welche das Band zwischen der Musik und der sichtlichen und unsichtbaren Welt ergründen wollen, ohne dessen Erfassen Niemand in die Musik Deutschlands eindringen kann, sollten die betreffenden Briefe nicht misachten, selbst vorausgesetzt, daß sie sich um die darin enthaltenen lebenathmenden Charaktergemälde nicht kümmerten."

Man sieht aus dem Angeführten, daß der Verfasser Alles, Volksleben, Sitten, Abenteuer und Literaturzustände auf die Musik zurückführt, deren Besprechung den Grundstoff des Werks bildet; ob aber, bei unserm deutschen Volke wenigstens, die musikalische Ader so stark ströme, wie Chorley es schildert, mag bei eigener näherer Betrachtung vielleicht zweifelhaft scheinen; ja, bei dem Übergewichte, welches in unserer Zeit ein vager Kunstdilettantismus über die ernsten Literaturinteressen unverkennbar gewonnen hat, wäre es selbst noch eine andere Frage, ob unserer ganzen Nation ein so überschwenglicher Enthusiasmus für Musik anzuwünschen wäre, wie ihn Chorley selbst besitzt, wie er in ihm seine und unsere Gefühle zusammenstimmend glaubt. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 242. —— 30. August 1841.

Wilhelm Waiblinger's gesammelte Werke. Mit des Dichters Leben von H. v. Canitz. Neun Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

Die Frage, ob Waiblinger jene Verheißungen würde erfüllt, jenen Anfoderungen genügt haben? führt uns auf die Prüfung seines poetischen Talents, seiner Begabung. Die Werke enthalten die „Erinnerungen aus der Kindheit", „Die Briten in Rom", „Francesco Spina", „Das Märchen von der blauen Grotte", „Das Blumenfest", „Die heilige Woche", „Drei Tage in der Unterwelt", das Drama „Anna Bullen", „Die Nacht in St.-Peter", Gedichte, die „Vier Erzählungen aus Griechenland", „Wanderungen in Italien", „Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn" und manche kleinere Aufsätze. Von diesen Schriften fallen nur die griechischen Erzählungen, „Anna Bullen" und die „Drei Tage in der Unterwelt" in die Periode vor Waiblinger's Abreise nach Italien im Herbst 1826, die übrigen sind die Früchte seines vierjährigen Aufenthalts daselbst. Mehre Romane aber und andere Sachen, die er auf der Universität schrieb, sind verloren gegangen, und sein „Phaeton", den er als Gymnasiast schrieb und als Student drucken ließ, ist aus dieser Sammlung weggeblieben, vermuthlich weil er ihn selbst verdammte. In den „Drei Tagen in der Unterwelt" nämlich, findet der Dichter in einem Irrenhause seinen eigenen wahnsinnigen Phaeton, der ihm entsetzliche Vorwürfe macht und ausruft: „Ach, ach! ich jammernswürdiges Kind der Liebe, das du in deinem eigenen Wahnsinn noch als wüthender Knabe zeugtest; nicht genug, daß du nicht reif warst, als meine Mutter, diese wahnsinnige Muse, mich empfing, ich selbst war's nicht, als sie mich geboren!" u. s. w. Gewiß hätte Waiblinger selbst den „Phaeton" nicht aufgenommen; aber der Herausgeber hätte es vielleicht doch thun dürfen; der zu seinem Vergnügen und zu seiner Bildung Lesende zwar verliert nichts daran, aber wer des Dichters Entwickelung und Wesen recht kennen zu lernen wünscht, vermißt doch den „Phaeton". Dieser Roman verräth in seinem Namen schon die Nachahmung; Waiblinger wurde dazu veranlaßt durch den „Hyperion" Hölderlin's, den er aus seinen Dichtungen und persönlich hatte kennen lernen. Zu den aus dem „Hyperion" und dem „Werther" gezogenen Stimmungen, Gefühlen, Leidenschaften gesellte Waiblinger in dieser Jugendarbeit alle seine eigenen zum Theil unklaren, zum Theil überspannten Anschauungen und Ahnungen, Kunst, Wissenschaft, Religion, Poesie, Welt, Liebe, Freundschaft, Literatur betreffend, in einer überschwänglichen und oft bombastischen Sprache. Es sollte so zu sagen ein dithyrambischer Roman sein, aber es fehlte ihm ebenso sehr ein wirklicher Gehalt als alle künstlerische Form und Besonnenheit. Unverkennbar jedoch spricht sich in diesem Jugendwerke eine tiefe, glühende Begeisterung für das Griechenthum aus, welches dem Dichter auch noch später als das Höchste, als die wahre, irdische Verklärung des Menschlichen erschien, eine innige Sehnsucht, die Anschauungen und den Geist der glücklichen und „reizenden Athener" wiederzubeleben, ein Schwärmen für die classischen Überlieferungen und Erinnerungen und für den classischen Boden.

In etwas veränderter Gestalt trat diese Richtung und Stimmung des Dichters auch wieder in den „Liedern der Griechen" und den „Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands" hervor. Der Aufstand und Kampf der Griechen hatte damals die deutsche Jugend entzündet; aber Waiblinger war noch von einem andern Einflusse mächtig angeregt. Die leidenschaftlich-melancholische Poesie Byron's, in ihrer Bitterkeit und Zerrissenheit, ihrer Frechheit und ihrer Glut und Pracht zog den jungen Dichter gewaltig an; er fühlte sich dem Lord in vielen Beziehungen verwandt und mochte glauben, ein deutscher Byron zu sein oder werden zu können; sein Herausgeber erzählt, er habe in einem Roman sich selbst unter dem Namen „Lord Lilly" geschildert. So sind denn auch die vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands unverkennbar Nachahmungen von Byron's Erzählungen, leidend an den Gebrechen der Vorbilder und dazu noch an den gewöhnlichen Fehlern der Nachahmungen. Daß sie aber dabei doch bedeutende Vorzüge und Schönheiten haben, soll nicht geleugnet werden. Der Raum verbietet eine ausführlichere Analyse und gestattet nur einige allgemeine Bemerkungen. Bekanntlich sind wilde, unheimliche, mit Gott und der Welt zerfallene, grausame, aber leidenschaftlicher Liebe fähige Männer, engelschöne, taubensanfte Frauen und Mädchen, Contraste einer himmlischen Natur und eines durch große Erinnerungen geheiligten Bodens mit entsetzlichen Thaten und einer schauervollen Gegenwart, aufopfernde Hingebung, süße

Zärtlichkeit, berauschende Wollust, schwarzer Verrath, blutiger Mord, geheimnißvolle Verwünschungen und bittere Verzweiflung, in einer heftigen Sprache, in rhapsodischer Form, mit den brennendsten und grellsten Farben gemalt und zu melodramatischen Effecten verarbeitet, — das sind die Elemente der durch Byron aufgebrachten (meist griechischen oder orientalischen) poetischen Erzählungen. Aber wenn Byron diese wilden, fast formlosen Compositionen mit einer bezaubernden Sprache, mit entzückenden Schilderungen, mit den prachtvollsten, genialsten Fulgurationen der Leidenschaft ausstattete, so gelang es darum doch einem andern, wenn auch höchst begabten Dichter, nicht ebenso, mit ungefähr denselben Elementen gleich hinreißende Schöpfungen hervorzubringen. Waiblinger war fürs erste Byron's Nachahmer, und sodann fehlte ihm die eigene Anschauung Griechenlands, die er nun durch Lecture und Phantasie zu ersetzen bemüht war, die aber dann doch componirt und nicht aus Einem Stück und Guß war. Und fühlbarer noch war dieser Mangel in Beziehung auf die Kenntniß des Lebens und der Sitten in Griechenland und im Orient. An innern und äußern Erfahrungen stand er weit hinter seinem Vorbilde zurück; diesen Mangel aber suchte er durch eine unmäßige Breite und Ausführlichkeit, besonders in Schilderung von Äußerlichkeiten und manchmal auch von Gemüthszuständen gut zu machen. Seine Beschreibungen von Scenen, von Häusern, Gärten, Gemächern, Kleidungen und körperlicher Schönheit sind üppig und glänzend, in einer wohllautenden, dem Ohre schmeichelnden Sprache, aber sie ermüden durch Übermaß. Alles hat überhaupt eine noch viel sinnlichere Färbung als bei Byron und das psychologische Interesse wird beiweitem weniger gespannt und befriedigt. Die Schilderungen der Frauen, des „wunderlieblichen" Lächelns, der „Wollustaugen", der „Purpurköpfchen", „Lockenblüten" u. s. w. sind manchmal beinahe à la Clauren; die psychologische Motivirung geht fast immer in Sprüngen; wie in „Kalonasore" der Franke das erste Mal der schönen Griechin einen Besuch macht, erzählt er: „Meine Arme streckt' ich wüthend (!!) nach dem schönen Wesen aus"! und sein Gram verschwindet ebenso plötzlich, als er wieder hervortritt. Einzelne Schilderungen sind von einer wahrhaft brutalen Sinnlichkeit und viele Stellen erinnern nicht blos im Allgemeinen an ein dem Dichter vorschwebendes Muster, sondern an ganz bestimmte einzelne Abschnitte. Während meist Byron dem Dichter vorleuchtet, ist der sechste Abschnitt der ersten Dichtung eine eben nicht bedeutende Nachahmung der berühmten Stelle in Goethe's „Faust", wo dieser alles Irdische und Himmlische verflucht. Trotz des Bestrebens, das Original zu überbieten, ist dieser Fluch doch durch Überladung und Flickverse matt. Endlich hat Waiblinger in der Form es sich allzu leicht gemacht. Byron hat seine Erzählungen gereimt und dadurch die künstlerische Form gerettet, die durch die Art der Composition wol öfters verletzt wird; Waiblinger bedient sich meist reimloser Trochäen, welche kaum schwieriger als Prosa sind, zumal da er sich dabei noch manche Freiheit nimmt. Mit den reimlosen Trochäen wechseln jedoch auch gereimte, reimlose und gereimte vier- und fünffüßige Jamben, sogar, was störend auffällt, einmal ein Sonett, und dieser Wechsel, diese Formlosigkeit, macht keinen angenehmen Eindruck. Ist aber an den griechischen Erzählungen Vieles auszusetzen, so muß man doch immerhin eine höchst lebendige, glänzende, kräftige und oft schlagende Sprache rühmend anerkennen, eine lebhafte, oft nur zu üppige, in kühnen Bildern schwelgende Einbildungskraft und ein inniges, leidenschaftliches Gefühl, welches besonders in einigen mehr lyrischen Abschnitten rührend und ergreifend, in der anmuthigsten Form sich ausspricht. Kurz, die Erzählungen zeigen viele Elemente der Poesie, wenn auch noch kein selbständiger Dichtergenius daraus hervortritt und der Stoff noch nicht durch künstlerische Bildung bewältigt ist.

Ein Beweis, wie sehr es W. um wirklichen, künstlerischen Fortschritt zu thun war, mag darin gefunden werden, daß er bald von dieser leichten, rhapsodischen Form, oder Formlosigkeit, sich zum Drama wandte, welches dem Dichter strengere Gesetze auferlegt und neben der schaffenden, gestaltenden Phantasie auch den ordnenden Verstand in hohem Grade in Anspruch nimmt. Ob die Wahl seines Gegenstandes, Anna Bullen, ganz glücklich war, dürfte zu bezweifeln sein; der Gegenstand erinnerte einerseits gar sehr an eine andere, in England von den Pairs zum Tode verurtheilte und enthauptete Königin, an die von Schiller verherrlichte Maria Stuart, und andererseits waren mehre der Hauptpersonen von Waiblinger's Stück schon in Shakspeare's „Heinrich VIII." aufgetreten. Daher lagen Vergleichungen und Parallelen sehr nahe, bei welchen der junge Dichter kaum zu gewinnen hoffen durfte. Auch darf man wol behaupten, daß das Drama selbst die starken Einflüsse Schiller's und Shakspeare's nicht verleugnet. Der Ton, die Sprache ist im Ganzen mehr nach Schiller gebildet, steht aber an Kraft, Fülle und Gediegenheit meist schon gegen diesen und mehr noch gegen den unendlich reichen und kernhaften britischen Dichter zurück und hat oft etwas Gedehntes; an Shakspeare dagegen erinnert die Einmischung des Komischen und Humoristischen ins Ernste und Tragische. Die Heldin des Stücks hat viele Züge mit Schiller's Maria und seiner Königin im „Don Carlos" gemein, besonders gegen das Ende, während ihre leichtmüthige Unbefangenheit ihr eigen und recht gut gezeichnet ist. Heinrich's VIII. Charakter ist mit vielem Talent durchgeführt, aber tiefere Originalität hat doch weder das Stück im Ganzen, noch auch ein einzelner Charakter, so ergreifend manche Scenen und Situationen sind, so große Fortschritte der Dichter in der psychologischen Motivirung gemacht hat. Auch verdient die Mäßigung und Haltung im Ganzen, zumal bei einer so überschwänglichen Einbildungskraft, nicht geringes Lob. Der Eindruck ist ergreifend, schmerzlich-rührend, aber doch, für ein an sich so trauriges Sujet, versöhnend. Das Stück ist, nach der Angabe des Herausgebers, noch nicht aufgeführt worden; gewiß würden manche Scenen einen großen Effect machen, denn obgleich die Handlung nicht gerade reich zu nennen, ist doch ein genügender Fortschritt

derselben zu rühmen. Wenn übrigens bei einem angehenden dramatischen Dichter das Ungeheuerliche, Bizarre, Formlose und Wilde oft größere Hoffnungen erweckt — die freilich nicht immer sich erfüllen — als das gemäßigt Angelegte und kunstvoll Durchgeführte, so wird man wol von Waiblinger sagen dürfen, daß er keinen eminenten Beruf gerade zum Dramatiker durch sein erstes und einziges Drama bewährt habe. Möglich jedoch, daß ein mehr begeisternder Gegenstand, in reifern Jahren bearbeitet, sein Talent in noch glänzenderm Lichte gezeigt, neue Kräfte in ihm geweckt, daß die historische und nationale Begeisterung auch den Dichter noch höher gehoben hätte. Noch während seiner Studienjahre nämlich trug sich Waiblinger mit der Idee, die Thaten und Schicksale der Hohenstaufen dramatisch, in der Art Shakspeare's etwa, zu bearbeiten, und spricht mit Entzücken von dieser Aufgabe in den „Drei Tagen in der Unterwelt", Bd. IV, S. 168; daselbst sagt er: „Freilich, wer hätte Kraft und Muth dazu?" Doch verlor er die Idee nie aus der Seele, machte in Italien hin und wieder Vorbereitungen dazu, wurde aber immer wieder durch den Drang des Augenblicks davon abgehalten. Raupach hat bekanntlich den Gedanken so ziemlich realisirt und der geniale Grabbe wenigstens einen Anfang gemacht, auch Immermann sich daran versucht; Konradin's Schicksal ist von mehr als einem Dramatiker behandelt worden; wie sich Waiblinger's Behandlung zu all diesen Bearbeitungen würde verhalten haben, ist natürlich nicht zu errathen; nur das sprechen wir als unsere Ansicht aus: an genialer Kraft würde er Grabbe nicht erreicht haben.

(Der Beschluß folgt.)

Nichts Neues unter der Sonne.

Dasselbe sagt Chaucer in den altenglischen Worten: „There is no new guise that is not olde." Damit soll allerdings keineswegs behauptet sein, daß unter der Sonne nichts Neues geschehe, denn

> was Menschenwitz erdacht
> und Menschenhand geschaffen —
> einst war es nicht.

Es soll nur heißen, daß Vieles für neu ausgegeben wird, was in der That alt ist, vor Zeiten existirt hat und wieder vergessen worden. Oft entdeckt sich das, noch öfterer mag es in Folge von Mangel an Aufzeichnung unentdeckt bleiben. Horaz bemerkt, schon vor Agamemnon hätten der Tapfern viele gelebt. Wir kennen sie nicht, weil kein Homer „ihre Namen dem Liede gegeben". Wenige Principien sind im laufenden Jahrhunderte schärfer angegriffen und hartnäckiger vertheidigt worden als der Grundsatz: Zunahme und Abnahme der Bevölkerung beruhen auf den Subsistenzmitteln. Der Satz ist einige Jahrhunderte alt. Vor 200 Jahren schrieb Sir Walter Raleigh in seiner „History of the world": „Der Anwachs der Menschen ist von der Art, daß, wenn nicht Pest oder Kriege sie bisweilen zu Tausenden wegrafften, die Erde trotz allen menschlichen Fleißes sie nicht ernähren könnte." Dasselbe behauptete bereits vor Raleigh der scharfsinnige Italiener Giovanni Botero, wenn er in seiner, 1589 erschienenen „Ragione di stato" sagt: „Wo nicht auf Vermehrung der Subsistenzmittel Bedacht genommen und für die Erziehung der Kinder Sorge getragen wird, da bewirkt keine Aufmunterung zum Heirathen eine Vermehrung der Volkszahl. Woher käme es sonst, daß das Menschengeschlecht vor 1000 Jahren ebenso zahlreich war wie jetzt? Die Städte fangen mit wenigen Einwohnern an und vergrößern sich bis auf einen gewissen Grad. Darüber gehen sie nicht hinaus, wie wir an Rom, Neapel und andern Orten sehen." Später meint Botero, selbst wenn alle Mönche und Nonnen sich verheiratheten, würde das ohne Vermehrung des vorhandenen Betrags an Subsistenzmitteln eine Steigerung der Volkszahl im Allgemeinen nicht zur Folge haben. Das sind denn Vordersätze, denen weder Wallace, noch Young, noch Franklin, noch Malthus ein Wesentliches beigefügt. Sie haben solche blos erläutert und zum Gegenstande öffentlicher Besprechung gemacht; aufgestellt sind sie von ihnen nicht worden. Als neue Modification der alten Theorie erscheint hingegen die Idee des Schotten Macculloch, daß der Drang des Volksanwachses eine Aufmunterung zum Fleiße und deshalb ein Mittel zu Vermehrung der Lebensbedürfnisse sei, oder der von einem Dr. Alison in Edinburg versuchte Beweis, daß Mangel und Elend, worin Malthus eine Beschränkung der Volksvermehrung gesehen, eine Sorglosigkeit erzeuge, welche das Gegentheil bewirke — videatur Irland.

Ein anderer Gegenstand vielfacher und interessanter Discussionen ist in neuester Zeit die Utilitas, die Nützlichkeit, oder die Behauptung, daß sowol die Moral als die bürgerliche Regierung keinen andern Hauptzweck haben dürfe als das Beste der Menschen. Gewöhnlich gilt Bentham für den Urheber dieser Maxime. Bentham aber verhehlte nie, daß er den ersten Wink von einem Principe größtmöglicher Glücklichmachung den Schriften des Dr. Priestley verdanke. Gleichwol hat Priestley auf die Autorschaft jener Maxime ebenso wenig Anspruch wie der gefeierte Bentham, mit dessen Namen sie identificirt worden ist. Joannes Bodinus, dessen politische Schriften Dugald Stewart auf den Scheffel gestellt hat, erscheint bis jetzt als der Erste, der seine Augen auf eine utilitarische Philosophie gerichtet. In seiner „Republik", die er 1599 in französischer Sprache herausgab, thut er die wichtige Frage: „Was hat der bürgerliche Verein zum Gegenstande?" Und antwortet sehr richtig: „das größte Wohlbefinden jedes einzelnen Bürgers". Worin dieses größte Wohlbefinden bestehe, unterwirft er dem Ermessen und den Bestimmungen der Gesetzgeber, der Moralisten und der Theologen. Jener nämlichen Idee huldigte im 17. Jahrhunderte der Bischof Cumberland, denn in seinem berühmten oder berüchtigten Werke „De legibus naturae" deutet er darauf hin, daß es am räthlichsten sein dürfe, alle menschliche Handlungen und Institutionen aus dem Gesichtspunkte ihrer Nützlichkeit zu betrachten und demgemäß zu beurtheilen. Deshalb erklärt auch Hallam in seiner Einleitung zur europäischen Literatur den ehrwürdigen Prälaten für den Stifter der utilitarischen Schule. Aber weder Priestley noch Cumberland machten einen bleibenden Eindruck. Der von ihnen ausgeworfene Same lag für die befruchtende Atmosphäre zu tief. Ein Zufall mußte ihn der Oberfläche näher bringen, ehe er keimen und zum Baume aufwachsen, Zweige treiben und Früchte tragen konnte — ob süße oder sauere, gute oder schlechte, wird vielleicht einmal auf einem andern Blatte zu lesen sein.

Wie im Reiche der Ideen und der Speculation, so wissen auch im Reiche der Physik viele der wichtigsten Entdeckungen kaum, wen sie Vater nennen sollen. Roger Bacon, der Wunderdoctor, wie seine Zeitgenossen ihn titulirten, obgleich er ein entschiedener Feind der Magie und Wunderthäterei, weil des festen Glaubens war, daß Kunst und Natur in vereinter Kraft größere Wunder hervorzubringen vermöchten als angebliche übernatürliche Potenzen — Roger Bacon ahnete bereits im 13. Jahrhunderte, also lange vor der Existenz naturforschender Gesellschaften, mehre der neuesten und denkwürdigsten Resultate der Naturlehre. „Es können Werkzeuge erfunden werden", sagt er, „mittels welcher die größten Schiffe unter der Leitung eines einzigen Menschen schneller fahren, als wenn sie voll bemannt wären; Werkzeuge zum Fliegen können erdacht werden, wo Jemand, bequem sitzend und in seinen Gedanken durchaus nicht gestört, mit künstlichen Flügeln nach Art der Vögel die Luft schlägt;

Fuhrwerke können construirt werden, die ohne Hülfe von Thieren sich unglaublich schnell fortbewegen; es bedarf nur der Erfindung eines kleinen Instruments, die schwersten Lasten aufzuheben oder niederzulassen; ein Mittel kann ersonnen werden, durch welches Ein Mensch tausend Menschen wider ihren Willen an sich zu ziehen vermag, und ebenso sind Maschinen denkbar, welche die Menschen in den Stand setzen, auf Meeresgrunde oder auf dem Boden der Flüsse ungefährdet einherzugehen." Es ist nicht gut möglich, in diesen Schattenrissen eines genialen Denkers den Luftballon, die Taucherglocke, das Dampfschiff, den Dampfwagen, die Hebel- und Wasserkraft zu verkennen.

Sonderbar genug findet sich eine Andeutung von Newton's berühmter Gravitationslehre in einer — Novelle, die von einem gewissen Francis Godwin um das Jahr 1599 oder 1600 zu Oxford erschien und unter dem Titel: „Der Mann im Monde" — also nebenbei auch dieser Titel eines vor Jahren vielbesprochenen Buches nichts Neues unter der Sonne — die Reise des Domingo Gonsalez nach jenem Planeten erzählt. Die Geschichte ist unterhaltend, sagt Hallam; aber die Philosophie überrascht. Godwin stimmt nicht blos der Ansicht des Kopernikus bei, sondern spricht auch sehr deutlich von einer, der Erde und dem Monde eigenen, mit der Entfernung abnehmenden Anziehungskraft. „Ihr müßt nämlich wissen", sind seine Worte, „daß der Mondkörper keineswegs ohne Anziehungskraft; nur ist sie um Vieles schwächer als die der Erde. Springt daher Jemand mit aller seiner Kraft in die Höhe — wie Luftspringer thun, wenn sie ihre Geschicklichkeit zeigen wollen — und erreicht er eine Höhe von 50—60 Fuß, so ist er außerhalb der Attractionskraft des Mondes." Durch einen solchen Sprung gelang es Gonsalez, aus dem Monde auf die Erde zu entkommen.

Die Italiener nehmen für ihren Landsmann Caesalpin die Ehre der Entdeckung des Blutumlaufs gegen Harvey in Anspruch. Paley's von einer Uhr entlehnter Beweis für das Ineinandergreifen der Schöpfung ist oft als schlagend gerühmt worden. Aber 2000 Jahre vorher berief sich Sokrates zu gleichem Zwecke auf die Statuen des Polyklet und die Gemälde des Zeuxis. Die Römer besaßen Buchstabenstempel und die Chinesen druckten wahrscheinlich ebenso früh mit hölzernen Typen. Und nun vollends die Geschichte von der Dampfkraft und der Dampfschiffahrt. Wo ist da des Fadens Anfang? — Fulton mag der Erste gewesen sein, der die Erfindung praktisch bewährte, als er 1807 auf dem Hudson Reisende per Dampfschiff beförderte, aber 1788 war auf dem See von Dalswinton in Dumfriesshire Dampfschiffahrt versucht worden, sechs Jahre früher besaß der Marquis von Jouffroy auf der Saone bei Lyon ein 140 Fuß langes Dampfboot, 1775 machte der Franzose Perier mit einem Dampfschiffe glückliche Experimente*), und 1759 verlas Professor Robison in Glasgow eine Abhandlung über die Möglichkeit, Schiffe und Wagen mittels Dampfmaschinen in Bewegung zu setzen. Wie daher der Gedanke, die Dampfkraft auf solche Art anzuwenden, über 80 Jahre sich nachweisen läßt, so ist auch James Watt keineswegs der Erfinder der Dampfmaschine. Er hat sie nur verbessert. Er verbesserte die von 1712—74 vielfach gebrauchte Dampfmaschine eines gewissen Newcomen; Newcomen hatte die von Savery und Papin gebauten Dampfmaschinen verbessert; Savery und Papin verdankten ihre diesfallsigen Ideen dem Marquis von Worcester; der Marquis von Worcester schuldete seine Weisheit einem Ingenieur Ludwig's XIII., Solomon de Caus; dieser hatte sie vom Italiener Baptista Porta; möglich, daß Letzterer sie aus den Schriften des Deutschen Mathesius geschöpft, der 1571 einen Tractat über die mächtigen Wirkungen schrieb, welche „durch die vulkanische Kraft einigen eingesperrten Dampfes" erzeugt werden könnten; Mathesius hatte vielleicht gehört oder gesehen, wie Blasco de Garay, ein spanischer Offizier, 1543 zu Barcelona ein Schiff zeigte, das auf dem Wasser fortschwamm „ohne Segel oder Ruder, mittels einer Vorrichtung, von welcher ein großer Kessel voll kochenden Wassers einen Hauptbestandtheil bildete", und wer weiß, ob nicht Blasco de Garay ein Nachtreter des unbekannten Mannes war, der 1125 die Kathedrale von Rheims mit einer Orgel versah, bei welcher „heißes Wasser zu Hervorbringung der Töne mitwirkte". Allein auch das ist immer noch nicht der Anfang des Fadens. Der läuft wenigstens zurück bis auf Hero von Alexandrien, der im 2. Jahrhunderte vor Christo lebte und von „einer sich im Kreise drehenden Kugel" spricht, zu welcher ihm das Phänomen eines von einem siedenden Wasserkessel durch den Dampf abgeworfenen Deckels die erste Idee geboten. Also fort mit dir, Hochmuth des 19. Jahrhunderts: — es gibt nichts Neues unter der Sonne. 74.

*) Ruddiman's „Weekly Mercury" von 1779, eine damals in Edinburg erschienene Zeitschrift, enthält folgende, in Deutschland vielleicht kaum gekannte Correspondenznachricht. „Zweibrücken, den 8. September. Ein bei der französischen Gesandtschaft zu Wien attachirter Herr hat ein Boot mit Rädern erfunden, die er durch Feuer in Bewegung setzt. Er fährt darin die Donau hinauf und ein großes Schiff soll nach demselben Princip gebaut werden. Ein venetianischer Mechanikus ist auf die Idee gekommen, ein Boot mittels Feuers fortzubewegen. Ob er aber Räder gebraucht, ist zur Zeit noch unbekannt."

Literarische Notiz.

In Paris erscheint ein Buch in Lieferungen, das den Titel führt: „Histoire criminelle du gouvernement anglais depuis les premiers massacres de l'Irlande jusqu'à l'empoisonnement des Chinois, par *Elias Regnault.*" Die Zusammenstellungen dieser politischen Gewaltthaten, die hier französischer Nationalhaß unternommen, ist immer noch frappant genug, wenn man auch die Unwahrheiten und Übertreibungen davon abzieht. Das Buch soll folgende Haupttitel enthalten: 1) Die Metzeleien in Irland, das nach einer 600jährigen Besetzung noch immer wie in den ersten Tagen eines feindlichen Einfalls gemishandelt und verwüstet wird. 2) Die Plünderungen in Indien; die als Mittel zur Unterwerfung organisirte Hungersnoth; die Erpressungen von Warren Hastings; die Ermordung Tippo Saib's und der ganzen Familie desselben; die blutigen Hinrichtungen durch Arthur Wellesley (Herzog Wellington). 3) Die diebische Wegnahme der Insel Ceylon, die den Holländern, den Verbündeten Englands, gehörte. 4) Die Ermordung Paul's I. 5) Die Besetzung Maltas gegen die Verträge. 6) Die Justizmorde in Neapel auf Befehl Nelson's und Acton's. 7) Die Intriguen der englischen Agenten in Paris, in der Vendée und in Tirol. 8) Die Beschießung von Kopenhagen. 9) Die Fesselung Portugals. 10) Die Complotte der englischen Agenten gegen das Leben Bonaparte's. 11) Die durch Geldunterstützung genährte Bestechung; die 20 Milliarden, die es zur Bekämpfung der französischen Revolution verwendete. 12) Die Folter der Pontos und die Schändlichkeiten von St.-Helena. 13) Die Hinrichtungen in Canada. 14) Der Verrath von Praga. 15) Die Organisation der Sklaverei durch die Manufacturindustrie und den Pauperismus. 16) Endlich die wohlbedachte Vergiftung der Chinesen durch das Opium und den Gewinn von diesem schändlichen Handel. Es dürfte gewiß nicht uninteressant sein, wollte ein Kundiger der politischen Geschichte, aber mit mehr Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit, als es hier geschehen, die Gewaltstreiche und völkerrechtlichen Unthaten zusammenstellen, deren sich die civilisirten Völker Europas, oder ihre Regierungen, in ihrer Politik zueinander nur in den letzten drei Jahrhunderten schuldig gemacht haben. In diesem Spiegel würde manche Glorie erbleichen, manches Bild des Verraths, der Grausamkeit, der Eigensucht hervortreten und Frankreich würde vielleicht nicht besser wegkommen als England. Zu dieser Arbeit müßten aber freilich die geheimen Archive der Regierungen geöffnet sein. 124.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 243. —— 31. August 1841.

Wilhelm Waiblinger's gesammelte Werke. Mit des Dichters Leben von H. v. Canitz. Neun Bände.

(Beschluß aus Nr. 242.)

Die „Drei Tage in der Unterwelt", auch aus den Studienjahren des Dichters herrührend, enthalten neben bittern Äußerungen über sein eigenes Schicksal und Ausbrüchen einer entsetzlichen Zerrissenheit und Verzweiflung besonders im Vorworte, aber auch in den drei Tagen selbst, Ansichten und Urtheile über Poesie, Literatur, Kunst, Musik und verwandte Gegenstände, sowie über viele Schriftsteller, Dichter und Dichterinnen, über Lebende und Todte, in humoristischer Einkleidung. Ist auch der Witz und der ganze Ton oft etwas unartig und ungezogen, so versöhnt doch die Entschuldigung des Verfassers und die Art, wie er von seinem eigenen Werke, dem „Phaeton", spricht, mit manchen Auswüchsen, zumal da die Urtheile größtentheils, wenn auch ziemlich schroff und übermüthig ausgesprochen, doch nicht unrichtig sind und von echter Begeisterung für das wahrhaft Schöne und Große zeugen. Der Verf. charakterisirt gar manche Dichter sehr treffend und parodirt einige recht glücklich; das Privilegium des Humors aber, frei und derb zu sein, misbraucht er öfters gar zu arg, und sein unbestreitbarer guter Witz ist noch mit manchen studentischen schlechten Witzen versetzt.

In Rom, in Italien, wo er die letzten vier Jahre seines Lebens zubrachte, begann für Waiblinger eine ganz neue Epoche. Die Sehnsucht nach dem classischen Boden lag tief in seiner Seele; er war entzückt, als sich ihm die Aussicht eröffnete, nach Italien zu reisen, und in allen seinen Schriften aus seinen letzten Jahren spricht sich eine wahre Trunkenheit des Bewußtseins aus über das Glück, in Rom oder an den andern durch große und schöne Erinnerungen geweihten Orten zu weilen, zu leben. Italien, und besonders die ewige Stadt, wurde seine geistige Heimat; Rom, mit seiner großen alten und neuen Geschichte, seinen Göttern, Helden, großen Männern, schönen Frauen, seinen Ruinen und Tempeln, seiner herrlichen Natur und seinen Bergen, mit seinem fröhlichen Volksleben und Carneval, wurde seine Religion, sein Cultus. Es ist kaum zu viel mit diesen Worten gesagt; denn in Wahrheit war ihm Rom beinahe das Heiligste, was er kannte, und der Aufenthalt an dieser geweihten Stätte übte auch einen heilsamen, reinigenden Einfluß auf seine Poesie aus, wenn schon diese auf dem classischen Boden nur allmälig sich einer classischen Reinheit und Würde annäherte. So natürlich jedoch die Empfänglichkeit eines classisch gebildeten jungen Dichters und seine Begeisterung für die herrliche Roma mit der Fülle ihrer Vergangenheit und Gegenwart ist, so manche lebendige, warme, köstliche Schilderung und Ergießung in Prosa und in Versen sie Waiblinger entlockte, die man mit Belehrung und Genuß, mit süßer Sehnsucht oder Erinnerung liest, so will uns doch bedünken, Waiblinger habe in dieser Hinsicht mehr eine ungemeine Empfänglichkeit, als den beherrschenden und schöpferischen Genius des Dichters bewährt. Er war ganz von den großen und entzückenden Eindrücken hingenommen und eingenommen, er konnte kaum etwas Anderes, er war bemüht sie sogleich wieder poetisch auszuprägen, er schrieb und dichtete fast nur über Italien. Und dies verräth, scheint uns, zu wenig dichterische Freiheit und Kraft, zu wenig Widerstandsfähigkeit und Selbstthätigkeit. Er sagt:

> Mich bedünkt, man kann noch etwas ganz Neues, Niegesagtes für dies Land thun, man kann es noch in einem großen Lebensgemälde darstellen, in welchem nach Shakspeare's Weise auch das Pöbelhafte seine Stelle finden müßte, man könnte sich dadurch aufs ruhmvollste auszeichnen, sich einen bleibenden Namen erwerben, und es wäre eine würdige Vorarbeitung (?) in Betreff der Selbstüberwindung auf die dramatische Laufbahn .... ich habe schon den Plan gemacht, meine Fabel bis aufs einzelnste ausgesponnen, eine Fabel, die an sich schon auf jedem Boden interessirte und die noch dazu Gelegenheit gibt, italienische Eigenthümlichkeit in Natur und Leben aufs vollkommenste anschaulich zu machen u. s. w.

Von solcher Stimmung und Gesinnung zeugen alle seine Schriften; aber es kam kein großes Ganze zu Stande, sondern theils Gedichte, epigrammatische und elegische, theils Reiseschilderungen und Wanderungen, theils Erzählungen in Prosa, welche italienisches Leben, Sitten und Eigenthümlichkeiten zum Gegenstande und Rom und andere Gegenden Italiens, Genzano, Capri u. s. w. zur Scene haben. Die Gedichte, meist Distichen, Epigramme und Elegien, unverkennbare Abkömmlinge von Goethe's „Römischen Elegien" und „Venetianischen Epigrammen", sind großentheils lebendig, anschaulich, geistreich, mitunter durch eine nicht eben harmlose Polemik verbittert, aber in der Form ziemlich nachlässig, und häufig ist der Gedanke nicht zur poetischen Reife gediehen, wenn er anders ber-

selben fähig war. Die prosaischen Beschreibungen von Reisen, Wanderungen im Gebirge, von Natur, Denkmalen, Menschen und Sitten sind in hohem Grade ansprechend, unterhaltend, abwechselnd, in ebenso blühender als fließender Sprache geschrieben und Reisenden in Italien sehr zu empfehlen. Die Erzählungen endlich haben größtentheils dieselben Verdienste, aber die Absicht, eine interessante und spannende Fabel mit Schilderungen italienischer Natur und Sitten zu verbinden, gibt ihnen doch etwas Zwitterartiges und theilt das Interesse in einer nicht ganz wohlthuenden Weise. Wenn man aber bedenkt, daß Waiblinger diese Erzählungen, Märchen und Gedichte, mit welchen er sein Taschenbuch füllte, doch unter einem gewissen Zwange schrieb, daß er seine Muse etwas forciren mußte, um Stoff herbeizuschaffen, wird man nachsichtiger darüber urtheilen und der Mannichfaltigkeit der Erfindung, dem reizenden Wechsel der Situationen, den begeisterten Schilderungen und der anmuthigen Glätte des Styls Lob und Anerkennung nicht versagen. Das Taschenbuch fand bedeutenden und verdienten Beifall. Auch muß man die Fruchtbarkeit bewundern, mit welcher Waiblinger seinem Gegenstand immer neue reiche Ernten abgewann. Als eigenthümlicher Zug in seiner Darstellung und Auffassung des Lebens und der Natur Italiens darf wol bezeichnet werden eine außerordentliche Empfänglichkeit für die sinnliche Erscheinung und geistvolle malerische Darstellung derselben mit den lebhaftesten und doch harmonischen Farben. Durch einen gewissen sinnlichen Ungestüm unterscheiden sie sich z. B. von Goethe's ruhig plastischen Schilderungen, wie auch von dem würdevollen Pathos in der Frau von Staël „Corinna".

Immerhin wird Waiblinger neben den geistvollsten und lebendigsten Schilderern Italiens, neben Goethe, W. Müller, Rehfues, Schlegel, denen sich neuerlich A. Reumont, Meyer, Gaudy und die Gräfin Hahn-Hahn angeschlossen, seine Stelle einnehmen, doch hiermit hätte sich sein hochstrebender Geist schwerlich begnügt, sein Vorsatz war, wieder zur freien poetischen Production zurückzukehren, wofür er die italienischen Studien als eine Vorbereitung betrachten mochte, — aber hier schnitt die Parze seinen Lebensfaden ab. Für seine Jahre ist auch Das, was er wirklich geleistet, schon bedeutend, und wir wollen mit Denjenigen nicht streiten, welche von seinen reifern Jahren noch weit Größeres, entschieden Treffliches erwarteten; doch sei erlaubt, auf zweierlei aufmerksam zu machen. Waiblinger war eine sehr frühe Natur; er war seinem Alter immer voraus; es ist die Frage, ob er im dreißigsten oder sechsunddreißigsten Jahre viel reifer gewesen wäre als im sechsundzwanzigsten. Er erzählt selbst, Schwab habe ihm prophezeit: er werde im vierzigsten Jahre schon ein Greis sein, und erklärt dies für sehr wahr und richtig. Ist es nun wahrscheinlich, daß er zu größern, originalern poetischen Schöpfungen sich würde aufgerafft haben? Wären nicht wirklich fruchtbare Keime großer Dramen etwa, wie der Cyklus der Hohenstaufen hätte sein sollen, auch unter äußerlich ungünstigen Verhältnissen aufgegangen? Und dann erwäge man dies: beinahe in allen seinen eigentlich poetischen Productionen war Waiblinger von Vorbildern bedeutend abhängig; er folgte im „Phaeton" Hölderlin, in „Anna Bullen" Schiller (und Shakspeare), in den griechischen Erzählungen Byron, in den Gedichten in Italien Goethe und endlich noch in einigen Oden Platen, vielleicht im „Märchen von der blauen Grotte" Tieck — hätte er wol noch in der Poesie einen eigenen Styl gefunden? Es ist möglich, aber uns, offen gestanden, nicht wahrscheinlich. Waiblinger's Dichtertalent scheint uns überhaupt mehr weiblich als männlich zu sein, mehr empfängliche, fruchtbare üppige Einbildungskraft als schöpferische Phantasie, mehr Enthusiasmus als Genie. Man kann an ihm sehen, wie ein Dichter eine außerordentliche Begabung haben kann, ohne doch etwas wirklich Classisches oder auch nur Originales zu leisten; denn ohne Zweifel ging Waiblinger an vielseitiger Begabung und Bildung, an reicher und kühner Einbildungskraft, an Begeisterung und Talent für die Kunstform gar Manchen vor, die in einer beschränktern Sphäre etwas in seiner Art Befriedigenderes geschaffen haben. Wie man aber auch über sein Leben und seine Poesie denke, ob man nun die Ungunst der Verhältnisse anklage, die „seine Dichterkraft nicht zur Reife kommen lassen wollte", wie Günther von sich klagte, ob man finde, daß seine geistige Entwickelung zu frühzeitig und daher einseitig gewesen und daß er seine poetische Kraft vor der Zeit verschwendet und zersplittert habe, oder ob man überhaupt in seinem Geist und Gemüth die tiefere Harmonie vermisse: gewiß wird man etwas Ahnungsvolles und Wahres in seinen eigenen, schon oben berührten Worten finden, worin er „von dem Schicksale" spricht, „das wilde und stürmische Geister so frühe verwüste". Und wenn man seinen frühen Tod unter mancherlei Bekümmerniß und Sorge bedauern muß, so muß man ihn doch wieder glücklich preisen, wenn man diesen Tod vergleicht mit dem langen, traurigen, schattenhaften Leben desjenigen Dichters, den Waiblinger in seinem ersten Romane nachahmte. Auf classischem Boden, „gesättigt vom Gastmahle des Lebens", durfte Waiblinger sterben, mitten unter großen Entwürfen, während Hölderlin in dem von ihm so bitter gescholtenen Deutschland als Greis fortvegetirt. Während seines Aufenthalts in Tübingen beschäftigte sich Waiblinger viel mit dem wahnsinnigen Dichter; in Rom schrieb er einen Aufsatz über ihn, der durch seine Klarheit, Ruhe, Besonnenheit und Liebe wohlthuend anspricht. Sonderbare Fügung! In diesem Aufsatze konnte Waiblinger von dem umnachteten Dichter, ohne den Vorwurf der Indiscretion fürchten zu müssen, sprechen wie von einem Todten; und Hölderlin überlebt den jugendlichen Dichter, der so zu sagen seinen Nekrolog schrieb, nunmehr schon elf Jahre! 23.

Blicke aus der Reformation des 16. Jahrhunderts in die kirchlichen Wirren unserer Zeit, von Georg Pleißner. Altenburg, Helbig. 1841. 8. 1 Thlr.

Der geistreiche und scharfsinnige, mündlich und schriftlich für Licht und Wahrheit kämpfende und durch seine Schicksale

bei dem altenburger Consistorialrescript bekannte Dr. Jonathan Schuderoff, seit 30 Jahren Superintendent und Oberpfarrer in Ronneburg, feierte dort am 1. Advent 1840 sein fünfzigjähriges Amtsjubelfest. Von frühern Körperleiden ziemlich hergestellt, predigte er biblisch nach Eph. 4, 11—15 über die Fragen: „Was sollte ich und wozu kam — was wollte und was that ich und was darf ich hoffen und wünschen?“ Andere kirchliche Feierlichkeiten unterblieben, nach seinem Wunsche, in der rauhen Jahreszeit. Von vielen Seiten, vom herzoglichen Consistorium mit einem Sendschreiben, sowie vom Hofrath Eichstädt in Jena, von den Städten Ronneburg und Eisenberg mit dem Ehrenbürgerrecht, von vielen Mitgliedern der Landesgeistlichkeit durch eine von dem gelehrten Veteran und alten Freunde Dr. Böhme in Lucka gelieferte exegetische Dissertation, von Deputationen aus Drakendorf, der ersten Amtsstelle, von den Predigern und Schullehrern seiner Ephorie, von der altenburgischen Bauernschaft, die ebenfalls einen, dem bekannten Landmann Kresse ähnlichen Dichter unter sich hatte, wurde der Jubelgreis beglückwünscht. Unter den zahlreichen Liebesgaben von Verwandten und Freunden war von dem Sohne Dr. Ph. Ed. Schuderoff, Pfarrer in dem nahen Dorfe Reichstädt: „Das Amt des evangelischen Geistlichen, dessen Kreuz, Freude und Krone, ein Spiegel für Geistliche und Nichtgeistliche in drei Gesängen, nebst einer poetischen Epistel“ (Leipzig 1840), von dem Schwiegersohn Pleißner die obige Schrift. Der festlichen Tafel fehlte es auch nicht an geistigen Genüssen.

Pleißner lebt in der Nähe der Muldenthäler, die endlich theils als verächtliche Betrüger, größtentheils aber als bedauernswerthe, kurzsichtige Betrogene auswanderten, vorher aber noch durch ihre Verketzerung und Wehrufe Samen des Unkrauts genug ausstreuten, Menschen mit Gott und der Welt unzufrieden, über ihren Glauben ängstlich, gegen Kirchen- und Schullehrer mistrauisch und diesen bei Gemeinden und einseitigen Patronen zu schaffen genug machten. „Nicht Eine Gemeinde“, heißt es (S. 21) sehr wahr, und so verhielt es sich auch im Altenburgischen, „hatte früher Sehnsucht nach gewissen altkirchlichen Heilslehren in bekannter Auffassung und Darstellung, bis man der leichtgläubigen Glaubensschwäche eingeredet hatte: die christliche Kirche brenne überall.“ Daß dies wirkte, ist auch nicht zu verwundern, denn wenn man in allen Sonntagsreden den Menschen in dem Schmuze des Erbsündenkothes herumzieht und ihm kein anderes Mittel zur Reinigung und Rettung darbietet, als sich in dem Blute des Lammes zu waschen; wenn der schlichte, von leiblicher Mühe und Noth niedergedrückte Bürger und Landmann in der Kirche und von seinem Seelsorger nur ausgemachte Heilslehren erwartet und nun unaufhörlich Warnungen vor den umherschleichenden Wölfen in Schafskleidern, vor dem Unglauben, vor den Weltkindern und ihrer Lust, fürchterliche Drohungen mit der Hölle und ihren ewigen schmähligen Qualen mit donnernder Stimme und zorniger Zuversicht hört: muß ihm nicht endlich bange werden und er, nach dem Argumentum a tuto, gern das heidnische Babel verlassen? Pleißner schrieb damals die kleine Broschüre: „Die Fanatiker im Muldenthale“ (Altenburg 1839), die der starrsinnige Altlutheraner Ludwig Fischer mit Wuth angriff, aber im „Theologischen Literaturblatt“ in vieler Hinsicht unrichtig beurtheilt wurde, indem Pleißner keine Geschichte der neuesten religiösen Unruhen in Sachsen, wozu ihm ganz andere Quellen, besonders aus Dresden, offen stehen müßten, sondern nur einen Beitrag aus seinem Kreise und zunächst eine Nothwehr und Abwehr für diesen liefern wollte. In der Vorrede ist eine Antikritik.

Man wird von einer solchen Gelegenheitsschrift nicht neue Untersuchungen und Aufschlüsse, noch weniger Erschöpfung in dem unerschöpflichen Stoffe suchen. Aber es sind helle „Blicke“ in die große Vergangenheit und ernste Gegenwart, und Pleißner hat es bewährt, daß ihm die „redlichste Absicht, die innigste Liebe für seine Kirche vom Anfange bis zum Ende geleitet, daß er nur das Allgemeine und Ganze festgehalten habe, ohne irgend ein bitteres Gefühl, als nur den natürlichen Schmerz, welchen jeder Protestant empfinden muß, wenn er die edeln Reformatoren von ihren eigenen angeblichen Bekennern so unverantwortlich misverstanden oder verunglimpft, die Freiheit der Kirche aber, welche sich dem Ziele Jesu unter allen am meisten genähert hat, in ihrem eigenen Schooße gemishandelt und bedroht sieht.“ Wer muß nicht einstimmen bei dem Andenken an die neuesten Skandale in unserer Kirche, an den Stephanismus, an die fanatische Gesangbuchsstürmerei von Stier, Wimmer u. A. und, was die Krone aufsetzt, an die Verfluchungspredigt von Krummacher, dem der ehemals so hochgeachtete, aber in dieser Sache so kleinlich und engherzig handelnde Vater die Thüre nach Elberfeld hätte weisen sollen, wenn nun einmal dort die blinde Ignoranz die Anathema nicht versteht (Paulus Gal. 1, 8), wider sich selbst (Röm. 12, 14) und wider Jesum (Matth. 5, 43, 44) will predigen lassen, und an die erbärmliche Vertheidigung dieser rohen Predigtweise, was unsere Theologie, Religion und Kirche den Spöttern und Indifferentisten sehr empfehlen und die Kirchlichkeit bei gebildeten Laien vortrefflich fördern wird!!!

Das Buch ist in kräftiger, blühender Sprache geschrieben, die anzieht, auch wenn man dem Verf. nicht durchgängig beistimmt, und es wird gebildeten Lesern eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung gewähren. Für manche von ihnen sind die fremden, wissenschaftlichen Ausdrücke erklärt; jedoch wäre zu wünschen, daß hier und da über blos Angedeutetes mehr gesagt worden wäre, z. B. S. 114 über die Greuel in Genf 1558; S. 127 über die von Schleiermacher gegebene Eidesformel auf die Symbole, welche schwerlich diese Leser kennen. Abschnitt 1: „Die Aussaat der Zeit.“ Nach einer treffenden Vergleichung der leiblichen und geistigen Aussaat und Ernte heißt es S. 10: „In einer Zeit, die fast Alles aus den alten Fugen rückte und die Formen der Vorwelt nicht länger dulden wollte, darf es um so weniger befremden, wenn auch auf dem Altare der Kirche, wohin wir jetzt zunächst blicken, so manches Weihgefäß von dem verwitterten Fußgestell herabgenommen und bei Seite gesetzt wurde. Bei dem ewigen Vordringen der Menschheit muß ja endlich das Alte veralten, sowie der Greis nicht ewig jung bleiben und der Welt die Dienste und Kräfte seiner Jugend und Kraftjahre bewähren kann. Ohne deswegen undankbar gegen die Verdienste und Wohlthaten des Veralteten zu sein, darf man wol endlich sagen: bis hierher und nicht weiter. Es ist ein Erziehungsmittel gewesen für seine Zeiten und Geschlechter; mehr konnte, mehr sollte es nicht sein. Es aber noch fest halten zu wollen, nachdem es von den Schwingen der Zeit überflügelt und seinem Lebenskreise entrückt wurde, hieße, wie die Ägypter bei ihren Gastmählern, vertrocknete Mumien in den Kreisen des frischen Lebens aufstellen. Und auch bei diesen sollte ihr Anblick zu dankbarer Anerkennung und ernsten Erinnerungen wecken.“ Hier war es wol der Erwähnung werth, daß es Altes (selbst auch im Alten Testament) gibt, das nie veraltet, sondern ewig gültig bleibt. Man weiß, was man Alles voreilig, anmaßend oder auch frivol unter die Rubrik gebracht hat: es habe sich überlebt und sei zu antiquiren. Was S. 14 von der Kirchlichkeit der Landgemeinden gerühmt wird, hat mindestens in der Nähe von ansehnlichen Städten seine Ausnahmen, von wo aus Schwätzer, Büchertrödler die Weisheit auskramen: Religion sei nur Pfaffentrug; oder wo halb aufgeklärte Dorfhonoratioren durch Wort und Beispiel den kirchlichen Sinn zerstören und unleidliche Träger kirchlicher Lasten, oder Leute, die, wie die Kriegsknechte, wol auch gern ein Stück von den Kleidern der Gekreuzigten, etwa ein Grundstück, mit losen möchten, sprechen Amen! S. 15 wird darauf hingedeutet. Wenn es aber S. 18 heißt: „Das Volk muß, wie in Jesu und Luther's viel bewegten Zeiten, Alles hören und lesen können“, so muß Ref. mit Kor. 1, V. 23 widersprechen, so gern er wahre Volksbildung fördert und so wenig er über jedes freie, selbst irrige

Antheil unter Bürgern und Landleuten ängstlich ist. Der Verf. weiß selbst, wie viele Vorkenntnisse, Zeit- und Prüfungsgaben dazu gehören, wenn man aus den jetzigen Streitigkeiten sich herauswirren will, wieviel leeres Stroh zu dreschen ist. Dafür gebe man dem Volke eine unbedenklich gesunde Nahrung nach dem Rathe des würdigen Preusker und anderer Stifter von Volksbibliotheken. Es gibt ja unermeßliche Schätze des wahrhaft Wissenswerthen, das nützlich belehrt und dem Herzen wohlthut. Hat der Eine oder der Andere Lust in die Dornen der Streittheologie zu greifen, weil sie ihn, wie etwa in Bremen, Magdeburg, im Muldenthal unmittelbar berühren, so mag er es thun; aber anrathen wollen wir es nicht. — Abschnitt 2: „Die Reformation des 16. Jahrhunderts." Kräftig ist Luther's Muth und Demuth S. 26 geschildert: „Ein einziges Buch ist seine Waffe, ein langgeprüfter, festbegründeter und heiliger Glaube seine Stärke, mit dem Schwerte des Geistes tritt er der Verblendung seiner Zeit entgegen. Und schnell eilen die verwaisten Herzen ihm zu, von allen Seiten bieten schützende Hände sich dar, mit jedem vordringenden Schritte wird die große Weltscene belebter, die geweihte Schar stärker, kräftiger, muthiger, kühner, das Kampfgewühl verworrener und gefahrdrohender, der Sieg oft schwankender, aber die heilige Feuersäule leuchtet voran, die große, allnährende Glaubensfrucht ist gereift und Niemand kann es wehren, daß der Herr der Welten seine guten Geister aussendet, die gereifte Himmelsernte zu sammeln." — Abschnitt 3: „Die Reformatoren." Eine richtige Vergleichung Luther's und Melanchthon's nach Schiller's: „Denn wo das Strenge mit dem Zarten ꝛc." mit den beherzigenswerthen Bemerkungen: „Zeigen die Stichnamen Lutheraner und Philippisten auch hier, wie schnell das Edelste Parteisache wird und wie selten es ohne leidenschaftliche Beimischung bleibt, so minderte diese Spaltung doch die einseitige und römelnde Richtung der jungen Kirche." S. 53: „Die Reformation war nicht das Werk eines Einzigen, sondern ein gemeinsames unter göttlichem Schutze und Siege, und wir verrücken sogleich, wie jetzt Viele thun, den richtigen Standpunkt, wenn wir den Kräftigsten und Kühnsten für Alle nehmen." Was der Verf. S. 84 für den Rationalismus sagt, ist wahr, nur möchten auch die Schroffheiten einzelner Rationalisten erwähnt werden, die mehr behaupteten, als nach der Beschränkung des menschlichen Erkenntnißvermögens aus der übersinnlichen Welt zu erweisen ist; mehr niederrissen als aufbauten, die jedoch, da sie nicht, wie unsere Neuevangelischen, die Vernunft perhorresciren, es annehmen mußten, wenn Andere aus vernünftigen Gründen zeigten: hier seid ihr nicht rational. Allein daß ein solcher Rationalismus Mistrauen in christlich frommen Gemüthern erregte und seinen Feinden Veranlassung gab, Naturalismus, Atheismus, schöngeisterische Frivolität ungerechterweise ihm ebenfalls beizumessen, ist sehr begreiflich. — Abschnitt 4: „Die symbolischen Bücher." Gut gewürdigt. Ein einfaches Glaubensbekenntniß von Dem, was Jesus zur Seligkeit fodert, womit man als Christ in der Christenheit anerkannt, legitimirt und als Christ behandelt würde und das man dem Nichtchristen als befriedigend vorlegen könnte, wenn er zu unserer Religion treten wollte, wäre gewiß zu wünschen, und Hüffell, Bretschneider, Röhr u. A. haben zweckmäßige Vorschläge gethan. Aber dazu ist am allerwenigsten Aussicht. — Abschnitt 5: „Die Universitäten. Ihre großen Verdienste um die Reformation." Abschnitt 6: „Die Fürsten. Ihr Ruhm bei denselben." Abschnitt 7: „Kirchliche Hülfsmittel." Abschnitt 8: „Reactionen." Abschnitt 9: Schlußwort. Möge der Verf. fortfahren in dieser Sphäre, hier und da etwas ruhiger und milder gegen Hochgestellte. 69.

Literarische Notizen.

Camille Duteil hat die erste Abtheilung eines Werkes veröffentlicht, welches „Dictionnaire des hiéroglyphes" betitelt ist. Das System der Hieroglyphenerklärung dieses Gelehrten weicht ganz ab von dem, welches der berühmte Champollion der Jüngere in seiner „Grammaire égyptienne" aufgestellt hat. Die französische Kritik rühmt das neue System als ein Ergebniß tiefer Studien und großen Scharfsinns und sagt von dem Buche selbst, daß es mit außerordentlicher Klarheit geschrieben sei. Als Beispiel hiervon wird die Erklärung Duteil's über den Begriff der Sphinx angeführt. Der Löwe ist nach Duteil das Symbol des Wassers, welches die Erde befruchtet, und die Löwin, welche der Löwe befruchtet, ist demnach das Symbol der Erde. „Die Ägypter", fährt er, auf diese Prämissen gestützt, fort, „stellten gewöhnlich die symbolische Löwin ruhend dar, um die anscheinende Unbeweglichkeit der Erde anzudeuten; und wenn sie specificiren wollten, daß die Löwin, das Symbol der Erde im Allgemeinen, das Symbol Ägyptens insbesondere wäre, dann gaben sie dieser Löwin einen ägyptischen Kopfputz, oder den Kopf einer ägyptischen Frau. Manchmal sogar stellten sie, um die Fruchtbarkeit dieser (ägyptischen) Erde zu bezeichnen, die mit einem Frauenkopfe versehene, ruhende Löwin mit mächtigen Brüsten dar — ein Symbol, das man übersehen muß: die fruchtbare Erde Ägyptens. Hier ist, sagt er nun, die berühmte Sphinx, welche Räthsel aufgab und die Menschen verschlang! denn alle Erzeugnisse der Erde sind Räthsel für uns, und die Erde verschlingt uns Alle." Diese Erklärung ist allerdings so geistreich als ungezwungen und stimmt sehr zu Gunsten dieses neuen Systems. Champollion der Jüngere sah in der Sphinx die Verbindung eines Menschenkopfes mit dem Körper eines Löwen, er meinte, daß dieses Symbol die moralische Kraft im Vereine mit der physischen andeuten solle und so die Bezeichnung von Meister, Herr, habe. Die Frage, warum auf der Sphinx zuweilen die Statue des Nils anzutreffen sei, erklärt Duteil „weil der Nil sich über die ägyptische Erde ergieße". „Das Werk", schließt der französische Kritiker, „wird in der gelehrten Welt heftige Debatten erregen und zu wichtigen Aufschlüssen über die Geschichte und die Civilisation des alten Asien führen und veranlassen."

Gegenwärtig verkauft man zu Paris, Quai Napoleon, Nr. 33, eine kleine Sammlung von Liedern für das Volk, deren eines ganz besonderes Glück macht. Es führt den Titel: „Napoleon und Jesus Christus, oder die zwei unsterblichen Menschen." Über dem Liede steht ein Holzschnitt, der Napoleon darstellt nach der Statue der Vendômesäule, und daneben Christum am Kreuze mit einem Heiligenscheine. Besonders charakteristisch ist der zweite Vers dieses Liedes, der also lautet:

> Jésus dans sa plus tendre enfance
> Promettait vertu et candeur;
> Napoléon d'experience
> Etonna ses instituteurs.
> Jésus aimait le prolétaire,
> Faisait le bonheur des élus;
> Napoléon aimait la guerre
> Et son peuple comme Jésus.

Zu welcher Verwirrung politischer und religiöser Begriffe müßte es gekommen sein, wenn ein solches Lied in dem Gemüthe des Volkes wirklich Anklang finden könnte!

In Paris erscheint auf Subscription in Lieferungen ein umfangreiches Werk: „Le moyen-âge monumentale et archéologique." Es will die Ansichten von den merkwürdigsten Bauwerken in Europa aus dieser Epoche geben, nach Zeichnungen von Chapuy, und mit einem erklärenden Texte von den berühmtesten französischen Archäologen. Wird dieses Werk in der That mit den künstlerischen und wissenschaftlichen Kräften ausgeführt, die es eigentlich erfodert, so muß es einst als kostbare Quelle für das Studium der mittelalterlichen Kunst gelten. 124.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 244. —— 1. September 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Südöstlicher Bildersaal. Herausgegeben vom Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen". Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1841. 8. 10⅙ Thlr.

Lange Zeit bildete die Autorschaft des berühmten Verstorbenen eines der beliebtesten Themata einer gewissen literarischen Schule. Man fand ihre Bedeutung hauptsächlich darin, daß im „Verstorbenen" der erste Fürst auf die Arena der deutschen Literatur herabgestiegen sei und dieser dadurch den Stempel der Salonsfähigkeit aufgedrückt habe. Dabei ließ man nicht ohne einige Selbstgefälligkeit durchblicken, wie man alle Ursache habe, ihn als einen Herrn Collegen zu betrachten. Abgesehen von der Unrichtigkeit jener Behauptung, die nur dann sich etwa rechtfertigen ließe, wenn man statt des allgemeinern Worts: Literatur, das speciellere: Tagesliteratur, setzte, liegt in dieser Ansicht ebenso viel Eitelkeit als Servilismus, welchen letztern man jener Coterie, nach ihren frühern weltreformatorischen Tendenzen, gar nicht hätte zutrauen sollen, der jedoch aus der neuesten Richtung, die sie eingeschlagen hat, sehr erklärlich wird. Wir wissen nicht, ob der „Verstorbene", „Semilasso", oder welche Namen und Gestalten auch der erlauchte Literat in seiner Proteusnatur annehmen mag, sich durch die Gesellschaft, in die er durch jenes Urtheil sich plötzlich gesetzt sah, sehr geschmeichelt gefühlt haben mag; nur das wissen wir, daß er selbst anders denkt und nicht seine Bedeutsamkeit im Fürsten, sondern im Autor sieht, wie S. 330 fg. im ersten Theil der „Griechischen Leiden" am unwiderleglichsten beweist. Auch Die möchten irren, welche aus der Protection, die jene Schule der Durchlaucht zu Theil werden ließ, etwa auf eine mehr als äußerliche Analogie der Geister, auf eine innere Wahlverwandtschaft schließen wollten: während jene Literaten auch in den sublimsten Ergüssen ihres Geistes nie ganz die Natur literarischer Plebejer verleugnen konnten, bewahrte der „Verstorbene", auch wo er sich zu dem gemeinen Treiben der andern Sterblichen herabließ und in Sprache und Anschauung der Roture einging, immer seine vornehme Haltung und ließ sich nur selten, durch gereizte Eitelkeit zur Leidenschaftlichkeit verführt, zu einem Herausfallen aus seiner nicht künstlich angeeigneten, sondern von Natur und Geburt ihm bestimmten Rolle hinreißen. So kam es, daß dieser trotz allem Sichgehenlassen fast keinen Augenblick den grand seigneur verleugnete, während hinter dem affectirten Vornehmthun jener nur allzu häufig die beschränkte Kleinlichkeit des literarischen Magisterthums hervorguckte.

Hiermit wären wir bei den Gegnern des „Verstorbenen" angekommen. Denn welcher Übergang wäre wol natürlicher als der von unberufenen Gönnern zu boshaften oder böswilligen Tadlern und Schmähern? Mit ihnen jedoch ist nicht so leicht fertig zu werden; nicht sowol wegen des Gewichts ihrer Anklagen, als wegen ihrer Verschiedenartigkeit. Die Demokraten tadeln ihn wegen seiner aristokratischen Geburt und Natur, die Aristokraten wegen seiner halben Abtrünnigkeit, die Frommen wegen seiner Freigeisterei, die moralischen Rigoristen wegen seiner Frivolität, die Reichen, weil er auf das Geld zu wenig, die Armen, weil er auf Besitz zu viel gibt; die Sparsamen finden seine Verschwendung und die Geldstolzen sein Schriftstellern für Honorar, die Hungerleider seine Vorliebe für gutes Essen und Trinken und die Genügsamen seine Freude am Luxus, die Stillen im Lande seine Weltlust und die Seßlinge seine Unstetigkeit, die Philanthropen seine Vorliebe für Mohammed Ali und die Deutschthümler endlich das Deutsch-Französisch seiner Sprache zu rügen. So erleben wir hier das sonderbare Schauspiel, eine Individualität von den entgegengesetztesten Seiten angegriffen zu sehen und zu gleicher Zeit Parteien und Tendenzen zu misfallen, die sonst in den Gegenständen ihres Lobes und Tadels gewöhnlich im schärfsten Widerspruch stehen. Eine Erscheinung, die zwar durch die Menge scheinbarer Widersprüche in den Schriften des

„Verstorbenen" äußerlich erklärt, deren inneres Räthsel aber nicht dadurch gelöst werden kann. Entweder sind die Widersprüche in der Erscheinung des „Verstorbenen" nur durch eine gänzliche Abwesenheit eines Kerns seiner Persönlichkeit, durch eine vollkommene Haltungslosigkeit und Zerfahrenheit seines Wesens zu erklären — dann aber begreift man nicht, wie er nur den geringsten Theil der Bedeutung zu erringen vermochte, die man ihm nicht absprechen kann —; oder die verschiedenen Gegner desselben haben den Mittelpunkt seiner Individualität nicht begriffen und sind deshalb an den, scheinbar freilich einander oft schreiend widersprechenden Manifestationen derselben stehen geblieben. Alle wollten ihn mit dem einen objectiven Maß von ihrem speciellen Standpunkte aus messen; und paßte er nicht zu diesem Maße, so wurde das verurtheilende Zeter über ihn ausgeschrien. So maßen die Einen ihn an dem Maßstab der Speculation, die Andern an dem der Religion und der Sittlichkeit, wieder Andere an dem der Politik, noch Andere an dem der Kunst und der Wissenschaft u. s. w., und überall ward er unzureichend befunden. Ein Schicksal, das der „Verstorbene" mit allen Genien, die sich selbst einziges Maß und Gesetz sind und dadurch auch für Andere werden, mit Sokrates und Diogenes, Mohammed und Hildebrand, Jakob Böhme und Goethe u. s. w. gemein hat, das ihn aber nicht irren darf, da auf die Verkennung bei der Mitwelt immer die Anerkennung bei der gerechtern Nachwelt zu folgen pflegt. Nur Zeit braucht der Genius, um Vorurtheile und egoistische Interessen zu überwinden. So wird schon einst die Zeit kommen — und wir hoffen, sie ist nicht fern — wo dem „Verstorbenen", nachdem ihn pharisäische Beschränktheit und Selbstsucht gekreuzigt, auch sein Auferstehungsmorgen tagt. Denn auch er ist ein Genius in seiner Art, der nur von seinem individuellen Standpunkte aus und mit dem Maß seiner eigenen Größe gemessen werden darf, um zu finden, daß er überall am rechten Platze steht und immer dem an ihn gelegten Maßstabe Genüge leistet.

Worin besteht nun aber seine Genialität? Welches ist der eigentliche Mittelpunkt seines Wesens? Ist es seine aristokratische Vornehmheit oder seine weltmännische Gewandtheit seine Vielerfahrenheit, oder seine Weltklugheit, sein Raffinement des sinnlichen Lebens oder sein fashionabler Cynismus, sein Esprit oder sein Humor, seine feine Beobachtungsgabe oder sein Talent der lebendigen Darstellung? Nichts von dem Allen; denn alles dies sind zwar hervorspringende Eigenschaften des „Verstorbenen", aber sie constituiren nicht das Charakteristische seiner Individualität, sondern dienen nur dazu, dasselbe weiter auszuführen und der Individualität ihre bestimmte Gestalt zu verleihen, in welcher sie vor uns steht. Welches ist nun das x, von dem aus die eigenthümliche Erscheinung des „Verstorbenen" zu begreifen ist? Welches ist der Genius, der ihn beseelt? Es ist der Genius der Genusses, des Vergnügens in seinem höchsten Raffinement. Dies ist der Schlüssel, der alle die scheinbaren Widersprüche in dem Wesen des erlauchten Schriftstellers löst, der es begreiflich macht, wie er in dem einen Augenblick in sentimentalen Ergüssen und im andern in frivolen Obscönitäten, in ernsten Lucubrationen und malitiösen Sarkasmen, in rigoistischer Erfüllung der Pflichten geselliger Courtoisie und höfischer Etikette und schonungsloser Preisgebung der Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten hoher, höchster und allerhöchster Personen, in Vertheidigung feudalistischen Junkerthums und in boshafter Kritik des trägen Conservatismus und Absolutismus, im Hohn alles positiven protestantischen Christenthums und in der Romantik des Aberglaubens, mit einem Worte, wie er in den disparatesten Gefühlen, Zuständen, Urtheilen, Gesinnungen und Ansichten sich gefallen kann. Alles dies hat nämlich keinen absoluten Werth für ihn, sondern erhält nur insofern Bedeutung, als es ihm für den Zweck seines Lebens, den Genuß, dient. Dieser ist sein Ziel, jenes nur Mittel dazu. Und eben darin zeigt er sich als vollendeten Vergnügling, als wahren Genußkünstler, als Genie im Genuß, daß er diesen nicht einseitig in dieser und jener Sphäre, sondern mit universellem Blick überall zu finden und zu nehmen weiß, wo er sich ihm nur darbieten mag. Diese Universalität ist das erste Kennzeichen des Genius, der sich dadurch vom beschränktern, auf ein Gebiet reducirten Talent unterscheidet. Das zweite aber besteht in dem hohen Raffinement, wodurch er die Genüsse der verschiedenen, einander so oft widersprechenden Sphären zu vermitteln weiß; es bildet gewissermaßen die Dialektik im Systeme der Genußsucht. Ein Blick in die Schriften des erlauchten Verf. wird dem Leser leicht begreiflich machen, was wir hiermit sagen wollen; vorzüglich aber ist sein vorliegendes Werk geeignet, uns über diese Eigenthümlichkeit recht klar zu machen, denn in ihm gibt er seine innerste Eigenthümlichkeit ganz unverschleiert.

Epikur — beginnt er es — ließ das menschliche Glück in Vergnügen bestehen, aber keineswegs im bloßen Sinnengenuß. Richtig verstanden, ist gegen diese Ansicht wenig einzuwenden, und ein liebender Gott scheint bei seiner Schöpfung auch nichts Anderes als unsere Glückseligkeit bezweckt zu haben. Ich bekannte mich daher schon seit lange zu derselben Lehre; doch das wahre Vergnügen zu suchen und zu finden, ist eine große Kunst, die noch kein Philosoph erschöpfend gelehrt hat... Zu Dem, was ich mir selbst als besonders nöthig abstrahirt habe, um vergnügt zu leben, gehören vorzüglich zwei Dinge: Wechsel und Maß. Das schöne Sprüchwort: „Entbehre und genieße", ist hierin schon mit einbegriffen, und will man auch noch ein Wortspiel darin finden, so habe ich nichts dawider; denn allerdings sind gute Wechsel (von denen der geniale Heine so richtig sagt, daß sie und das Christenthum die beiden größten Erfindungen der Juden sind), Creditbriefe in der Fremde und bedeutende Einkünfte zu Hause, kurz Geld, ein ebenso nothwendiges Ingredienz zum Leben eines Vergnüglings als Gesundheit. Um daher genau zu sein, wollen wir sagen: Das Vergnügen dauernd, in dem Zustande unserer und vielleicht jeder Civilisation finden zu können, bedarf es: Gesundheit, Geld, Abwechselung und Selbstbeherrschung.... Man kann dabei nicht genug die Regel einschärfen: sich zu gewöhnen, Alles, was einem geschieht, Großes und Kleines, immer von der besten Seite anzusehen. Dies ist viel wichtiger, als ängstlich jeden Verdruß und jede Unannehmlichkeit sich abzuwehren, die im Gegentheil sehr wohlthätig, als Lebenspfeffer, auf uns wirken.... Ein englischer Doctor, der ein diätetisches Buch für die elegante Welt geschrieben hat, räth, um sich wohl zu befin-

den, vor Allem ein gutes Gewissen an. Der Rath ist heilsam, aber ein wenig oberflächlich. Weit tiefer werden wir die Sache fassen, wenn wir sagen: Man suche im Allgemeinen für seine Seele Zuversicht durch Liebe, und entferne, so viel man kann, die zwei ignobelsten Feinde des Menschengeschlechts: Neid und Furcht. Aber Tugend üben und gut sein, ist noch nicht hinlänglich und erschöpfend zum Glücke. Festigkeit und Klugheit sind ebenso nöthig zu diesem günstigen Resultat als Tugend. Manchen sehr guten Menschen habe ich stets unglücklich, blos aus Mangel jener Eigenschaften, gesehen, ja selbst von seinem Gewissen gequält, weil er den Umfang seiner Pflichten nicht zu beurtheilen verstand und sich zurechnete, was ihm nicht zuzurechnen war. Und wie viele schlechte und elende Schufte habe ich gekannt, die ein vortreffliches Gewissen zu haben behaupteten und selbst halb daran glaubten, weil sie nie gegen die Gesetze verstießen, folglich nicht meinten, etwas fürchten zu müssen! Eine ausdauernde Zuversicht werden aber die Einen so wenig wie die Andern erlangen, weil sie den Schwerpunkt der Existenz nicht zu finden fähig waren.

Es zeugt daher ebenso von richtiger Selbsterkenntniß wie von Wahrhaftigkeit in der Darstellung seines Innern, daß der erlauchte Verf. dem ersten Bande seines Buches als zweiten Titel den: „Der Vergnügling" gegeben hat, denn in ihm spricht sich, wie gesagt, das Wesen seines innersten Naturells wie seiner Lebensweisheit aus. Es würde jedoch sehr oberflächlich sein, wollte man die ganze Erscheinung des Subjects, welches der „Verstorbene" in seinen Werken und besonders in diesem uns vorführt, mit dieser einzigen Qualification für erschöpft halten; die Erscheinung ist zu mannichfaltig, als daß sie vollständig von dieser Seite allein aus begriffen werden könnte. Man würde einseitig werden und in den Fehler der Abstraction verfallen, wollte man die andern concreten Elemente verkennen, deren Complex erst die interessante Individualität bildet, deren Widerschein uns in den Schriften des „Verstorbenen" blendet. Nur den Mittelpunkt dieser Elemente bildet die Genußsucht, um die sich in verschiedener Entfernung und Stellung die andern Elemente reihen, um, auf jene reagirend, sie näher zu bestimmen und so der ganzen Erscheinung erst wahre Realität zu geben. Das wichtigste Element der in den Schriften des „Verstorbenen" sich kundgebenden Individualität ist nach dem Hedonismus ohne Zweifel der Aristokratismus: das verstorbene Subject ist zwar vor allem Vergnügling, aber aristokratischer Vergnügling und, noch näher bestimmt, eitler, geistreicher aristokratischer Vergnügling, denn die Eitelkeit und der Esprit sind dem Range nach das dritte und vierte seiner Grundelemente, denen noch eine Menge anderer, welche aufzuzählen überflüssig ist, in verschiedenem Verhältnisse sich anreihen. Am hervorstechendsten unter diesen letztern möchte die Intelligenz und ein malitiöser Humor, am unbemerklichsten der Sinn für Religiosität und Moral sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Lebensbilder aus Dänemark in Novellen und Erzählungen von Karl Bernhard. Vierter bis sechster Band. Leipzig, Weber. 1840. 8. 3 Thlr.

Als Ref. im vorigen Jahre die drei ersten Bände dieser „Lebensbilder" anzeigte*), sprach er es als Nothwendigkeit an, Karl Bernhard's Schöpfungen bald einer nähern Zergliederung unterziehen zu müssen. Das möchte mit einiger Sicherheit schon jetzt geschehen. Man kann z. B. sagen: Wie der Verf. die Gegenwart zum Felde seiner Thätigkeit erkoren, benutzt er ihre Schwächen und Lächerlichkeiten überall zum Rahmen eines wohlgedachten Bildes innern Lebens, und vorzugsweise ist es die Jugend, und unter dieser zunächst wieder die weibliche, die er mit allen ihren Umbildungen in Gefühlen und Neigungen durchschauend umfaßt. Gewiß hat dies, im Verein mit einer zu Tage liegenden moralischen Tendenz, Anlaß zu der Vermuthung gegeben, Karl Bernhard sei eine Dame. Ref. weiß im Augenblick nicht, ob die Persönlichkeit schon sicher herausgestellt ist: allein, wie viele Gründe auch für jene Vermuthung sprechen, so ließen sich doch auch wol ebenso viele für das Gegentheil auffinden. Jedenfalls hat Karl Bernhard Anspruch auf die Anerkennung, daß er seine Leute kenne und zu behandeln wisse. Man könnte ferner sagen: Bei aller Vertrautheit des Verf. mit dänischer und deutscher Literatur, mit dänischem und deutschem Sein und Leben sei doch eine französische Bildung nicht zu verkennen, die eine gewisse stereotype Repräsentation bedinge, wie sie namentlich in den ältern Personen seiner Erzählungen sichtbar wird. Sie sind fertig, fest abgeschlossen, sie ändern sich nicht mehr, sie haben immer Recht, denn sie legen Alles und Jedes nach ihrem stabilen Sinne zurecht. Darin liegt allerdings Wahrheit, allein mehr eine gemachte, für die Bühne brauchbare, als gelebte Wahrheit. Vielleicht hat diese Wahrnehmung, im Verein mit dem ersten Roman des Verf.: „Das Glückskind", den Glauben veranlaßt, Karl Bernhard gehöre dem diplomatischen Kreise an. Daß er damit ebenso wol eine Dame sein könne, ist einleuchtend bei der bestehenden Wahlverwandtschaft zwischen Damen und Diplomatie. Sei er nun in der Gesellschaft Dame, oder Diplomat, oder Beides, in der Kette jener Wesen, welche den elektrischen Funken geistreicher Unterhaltung leiten, ist er ein nie versagendes Glied, wie die vorliegenden Bände von neuem bethätigen. Vorzugsweise ist es im sechsten Bande „Der Kinderball", welcher durch einfache psychologische Entwickelung tiefe Blicke in die Natur des Weibes verräth und uns eine Tragödie bietet, wie sie täglich an unserm Auge, meistens unbeachtet, vorübergeht. „Tante Franziska", im fünften Bande, ist eine scharfe Strafpredigt gegen die Lieblosigkeit der Welt in ihrer Stellung gegen jene unglücklichen Wesen, die auch einmal jung waren und geliebt haben, und, von einem Frosthauche getroffen, als unentwickelte Knospe langsam verdorren. „Der Commissionnair", in demselben Bande, ist so ein leichtes, lustiges, luftiges, französisches Bild, daß wir uns über den dänischen Grund und Boden desselben fast verwundern; daß wir ferner behaupten würden, dasselbe nächstens als Lustspiel auf der Bühne zu sehen, wenn die Novelle nicht selber schon durchaus dramatisch gehalten wäre, damit also dem Dramatiker gar manche Schwierigkeiten in den Weg wirft. Weniger zusagend erscheint im vierten Bande „Die Declaration". Gleich dem Beginne der Geschichte fehlt die innere wie die äußere Nothwendigkeit und das Ganze leidet an einer gewissen Zerflossenheit: es will nicht recht zusammengehen und fährt am Schlusse gar auseinander. Es stehen noch viele Punkte zur Erledigung, wie in dem Entwurfe zu einem größern Romane. Wenn es wahr ist, daß eine gute Erzählung mit jedem Punkte müsse aufhören können, ohne unsere innere, ästhetische Befriedigung zu stören, so ist gegen dieses Axiom in der „Declaration" am meisten gesündigt. Sollen wir nun sagen, was denn eigentlich das Ansprechende, das Fesselnde bei Karl Bernhard ist, so möchten wir als solches die einfache klare Zeichnung der Situationen, denen wir auf unserm Lebenswege täglich selber begegnen, hervorheben: wir finden uns und unsere Nachbarn in diesem Spiegel wieder und freuen uns der guten alten Bekanntschaft. Ansprüche an außergewöhnliche Anstrengung unserer Geistesthätigkeit, um irgend einen Charakter und das Motiv seines Handelns und Denkens zu erschöpfen, werden nicht gemacht, und, sei dies nun Eigenthümlichkeit oder Berech-

*) Vgl. Nr. 279 d. Bl. f. 1840. D. Red.

nung des Verf., eben das weckt in uns solche Ansprüche ganz von selbst. Es ist oft nur ein allbekanntes Wort, eine gewöhnliche Bewegung, was eben da, wo sie erscheinen, eine weite und tiefe Aussicht nothwendig erschließen muß, und eben auf der zarten Grenze, wo das Kind zum ersten Male einer neuen Welt das träumerische Auge zuwendet, wo die Jugend, die so wenig vom Leben weiß, sich für sein Leben entscheiden soll, eben da ist Karl Bernhard Meister, und die Jugend ist, wie schon gesagt, hauptsächlich Aufgabe seiner Darstellung. Ist in Karl Bernhard ein „junges Dänemark" vertreten, so wünschen wir dem jungen wie dem alten Dänemark Glück.

2. Die erste Liebe eines Prinzen. Historischer Roman von Amalie Schoppe. Zwei Theile. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1841. 8. 2 Thlr.

Gewiß gehört es zu den Ausnahmen, die erste Liebe des Jünglings, der Jungfrau vom Glück angelächelt zu sehen. Wie alles Schöne und Edle, selbst das Große und Erhabene im höchsten Glanz ihrer Herrlichkeit und Macht ein tragisches Element in sich tragen, welches rasch genug und oft furchtbar sich entwickelt, wenn das gemeine Leben seine Hand nach jener Macht und Herrlichkeit ausstreckt, das ist eine Erfahrung so alt wie die Welt, und Geschichte und Poesie wissen davon zu sagen und zu singen. Und da kein Mensch dem gemeinen Leben näher steht als eben der durch Geburt oder Glück gehobene, so ist „Die erste Liebe eines Prinzen" sicher schon der Prolog zu einer Tragödie. Der Prinz von Lamballe liebt als Knabe schon ein armes Bauermädchen, und als der Herzog von Chartres, später Philipp Egalité, sein Schwager geworden und dies Verhältniß entdeckt hat, da fördert er selbst eine geheime Mesalliance, um, mit dem Gesetz in der Hand, demnächst Lamballe's Reichthümer an sich zu raffen, nebenher auch leichter Gelegenheit zu finden, Geneviève zu misbrauchen. Wo damals der Blick eines Orleans auf ein glückliches Verhältniß traf, da war Frieden und Ruhe verloren. So muß denn auch Geneviève sich von der scheinbaren Untreue ihres Gatten überzeugen, um in Gram und Verzweiflung ihr Leben zu vernichten. Das Buch kann auf den Titel eines historischen Romans wol keinen Anspruch machen, wenn von einem solchen verlangt wird, daß der Schauplatz desselben auch seine ganze Zeit zum Hintergrunde habe. Doch hat die Verf. ihr Buch nicht ungeschickt behandelt, sodaß namentlich Frauen das Werk einer Frau, die, als solche und als Deutsche dazu, den Muth hatte, sogar eine Duthé vorzuführen, mit Antheil lesen und einige Nachlässigkeiten im Styl sowie einige grammatikalische Unachtsamkeiten wol nicht bemerken werden.

3. Master Humphrey's Wanduhr. Humoristisches Lebensgemälde von Boz. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Mit Federzeichnungen nach Cattermole und Browne. Vier Theile. Leipzig, Weber. 1841. 8. 4½ Thlr.

Der alte Humphrey und etliche andere alte Herren bilden eine Art literarischen Clubs. Das Gehäuse einer alten Wanduhr birgt allerlei Manuscripte, welche Stoff zu Vorlesungen und Besprechungen hergeben, so unter Anderm die „Geschichte des Bogenmachers" unter Königin Beß, so „Das Bekenntniß" aus der Zeit Karl's II., ein psychologisches Bild von schönster Ausführung. Nun aber nimmt das Buch eine andere Richtung. Der alte Humphrey nämlich geht manchmal Abends spät seinen Betrachtungen auf den Gassen nach, und ein solcher Abendgang bringt ihn mit einem jungen Mädchen und ihrem Grosvater zusammen, deren Schicksale den Club bald ganz zur Seite schieben. Die Schwäche des Grosvaters, der aus Liebe zu dem Kinde heimlicher Spieler ist, um sie reich zu machen, wirft ihn mit dem Kinde bald genug arm auf die Landstraße und damit in ein höchst wechselvolles Leben hinaus. Hier bewährt sich denn des Kindes Treue und Heldenmuth gegenüber dem fast blödsinnigen Alten, und wie das am Ende noch werden mag, wollen wir nicht zu errathen versuchen, da mit den vorliegenden vier Theilen das Werk nicht geschlossen ist. Nach seiner Anlage können noch vier Theile folgen, ja, es kann ein Buch ohne Ende werden, ohne daß wir müde würden, ihm zu folgen. Doch ist unter diesen Umständen irgend ein kritisches Urtheil über die Ökonomie des Buchs nicht wohl zulässig, und Ref. mag daher kaum die Frage hinstellen: inwiefern die Wanduhr des alten Humphrey überhaupt ein nothwendiges Requisit sei, um das Gegebene zur Erscheinung zu bringen? Ob sie mit den Schicksalen des lieben jungen Mädchens und so mancher andern Personen in Verbindung stehen könne? Freuen wir uns vorläufig des Gegebenen, das, wenn wir auch den Master Quilp als eine, wenn nicht verunglückte, doch unglückliche Caricatur ansprechen, des Reizenden, Komischen, Rührenden und Wahren doch gar viel bietet, und mögen wir immer gespannt auf den Ausgang des Processes gegen den unglücklichen Kit sein. Dergleichen Processen begegnen wir in englischen Romanen häufig und sind gewiß, einen Beweis für die Mangelhaftigkeit im Gerichtswesen und der Juryverfassung in einem Lande zu finden, welches stark zu loben in Deutschland einmal allgemeine Mode war. Jean Paul z. B. versäumte nicht gern eine Gelegenheit, uns einen grandiosen Engländer vorzuführen. Jetzt ist das anders! Wir Deutschen sind zu der Einsicht gelangt, daß ein Dorado nirgend zu finden sei, und daß irgend ein Gutes in andern Ländern, dessen wir etwa entbehren, auch ein nicht Gutes gegenüber habe. So dürfte es denn gar nicht befremden, den unschuldigen Kit im nächsten Theile gehenkt zu finden nach allen Rechten und Regeln. Hoffen wir jedoch das Beste und überhaupt für das Buch glückliche Fortsetzung und befriedigendes Ende! Die demselben vorgedruckten biographischen Nachrichten vom Verfasser, Charles Dickens, verdienen dankbare Anerkennung. 34.

Literarische Notizen.

Hr. von Omalius d'Halloy gab in Paris heraus: „Des roches considérées minéralogiquement", ein beschreibender Abriß über die vorzüglichsten Steinarten, mit einleitender Betrachtung über ihre Zusammensetzung, ihre Classification und Benutzung für den industriellen Gebrauch; Souquet de Saint-Girons eine „Métrologie française", eine Art Gesetzbuch für das metrische System, welches besonders in Bezug auf die Münzen vollständig ist, viele mit großer Geduld angefertigte synoptische Tabellen enthält und dem natürlich trocknen Gegenstande soviel Interesse als möglich abzugewinnen weiß. Die Akademie der Wissenschaften zu Toulouse hat ein beifälliges Urtheil darüber ausgesprochen.

Unter den Memoiren, welche als Beiträge zur Geschichte unserer Zeit angesehen werden können, dürften die neulich in Paris erschienenen „Souvenirs d'un invalide" genannt werden, welche Hrn. de Puybusque, ehemaligen Militairunterintendanten, zum Verfasser haben. Es sind Scenen voll Interesse, deren Zeuge der Verf. war; Völkerstudien, auf dem Platze selbst gemacht; zahlreiche meist neue und unbekannte Anekdoten, welche mit Leichtigkeit und Unparteilichkeit vorgetragen sind. Die pikante Mannichfaltigkeit und Feinheit sind dieselben, wie in Puybusque's frühern Werken: „Les prisonniers français en Russie" und „Lettres sur la campagne de 1812".

Hr. Buhot de Kersers gab eine „Histoire de Latour-d'Auvergne, premier grenadier de France" heraus, worin der Verf. mit Talent die ihm zugängliche Correspondenz seines Helden, Familienpapiere und Berichte von Verwandten, zu einer authentischen Geschichte dieses Mannes benutzt hat, der nicht blos durch seinen Charakter, seinen Muth, seine Tugenden im öffentlichen und Privatleben, sondern auch durch seinen Geist und, wie man jetzt weiß, auch durch seltene Kenntnisse ausgezeichnet war. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 245. —— 2. September 1841.

Südöstlicher Bildersaal. Herausgegeben vom Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen". Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Allein aus der Vereinigung so verschiedenartiger Eigenschaften in Einem Subjecte sind die widersprechenden Urtheile über denselben und die entgegengesetzten Erscheinungen an demselben zu erklären, und nur die Erkenntniß des gegenseitigen Verhältnisses dieser Eigenschaften, ihrer relativen Stärke und der daraus folgenden wechselseitigen Überordnung und Unterordnung derselben vermag den Maßstab zu einer unbefangenen Würdigung jener Erscheinungen und einen Faden im Labyrinth jener Widersprüche zu gewähren. Wir haben oben die Stufenleiter der verschiedenen concurrirenden Qualitäten ihrer Bedeutung nach kurz zu bestimmen gesucht; versuchen wir jetzt nun mit Hülfe dieses Schlüssels uns den Weg zum Verständniß der literarischen Erscheinung zu bahnen, die uns vorliegt.

Doch ehe wir diesen Versuch beginnen, müssen wir ein Misverständniß zu beseitigen suchen, das sehr nahe liegt und in das die Leser der Schriften des „Verstorbenen" nur zu leicht verfallen. In einer merkwürdigen Stelle im ersten Theil der „Griechischen Leiden", in welcher er von sich selbst in seiner Eigenschaft als Autor handelt und auf die wir noch später zurückkommen werden, sagt der erlauchte Verfasser:

> Welchem Umstande aber habe ich dies (nämlich seine europäische Berühmtheit) zu verdanken? Nicht meinem vornehmen Namen, ebenso wenig meinem schwachen Talent, in dem Hunderte mich übertreffen. Nein, der Grund ist der, daß in dieser großen heutigen Welt des Trugs und Selbstbetrugs — ich vielleicht einer der Wahrsten geblieben bin; daß ich den moralischen Muth und die innere Freiheit besitze, mich wirklich ganz und vollständig so zu geben, wie ich bin; und wenn ich eine Maske vornehme, dies immer nur eine scherzende ist, nie eine solche, die zu täuschen beabsichtigt. Dies hat das Publicum mit seinem stets richtigen Takte gefühlt, und deshalb bin ich ihm werth geworden.

Nun hat aber freilich das Publicum sehr häufig nur den ersten Theil des vorstehenden Passus berücksichtigt und den letztern — daß der „Verstorbene" nur eine Maske des Lebenden ist — unberücksichtigt gelassen. Daher neben dem rauschenden Beifall die vielen persönlichen Angriffe, die der hohe Autor zu erdulden gehabt hat. Und doch ist nichts ungerechter und geringere Einsicht verrathend als dies. Denn wie sehr man auch zugeben muß, daß subjective Wahrhaftigkeit die erste Tugend des gefürsteten Literaten ist, so hat man doch nur gar zu sehr verkannt, daß sie sich in ihm auf doppelte Weise, die gewöhnlich prosaische und eine ideell-poetische, geltend macht. Offenbar nämlich ist es, daß in den Werken des „Verstorbenen" eine doppelte Subjectivität sich geltend macht: auf der einen Seite die gemein-empirische des wirklichen Autors, auf der andern die durch den Humor desselben zu einem Ideal — freilich mitunter ein Ideal in absteigender Linie — gesteigerte eigene Individualität, was der „Verstorbene" Maske zu nennen beliebt. Häufig gehen nun diese beiden Seiten Einer Individualität ineinander über, und schwer ist es, zu bestimmen, wo überall die eine angeht und die andere aufhört; z. B. bei den Zoten, die der Verf. erzählt, ist es nicht leicht anzugeben, ob das „urkräftige Behagen" des Lebenden, oder die mephistophelische Poesie des „Verstorbenen" sie mehr ans Tageslicht der Literatur gefördert hat. Im Ganzen und Großen aber ist die Differenz jener beiden Seiten einer Individualität, wie sie sich in den Werken des „Verstorbenen" zeigt, festzuhalten, und ungeschickt, wenn nicht unrecht ist es, dem Fürsten Pückler entgelten zu lassen, was die poetisch-mephistophelische „Maske" des „Verstorbenen" gesündigt haben mag. Nur von dem Letztern galt, was wir oben von der Potenz und der Wechselwirkung seiner verschiedenen charakteristischen Eigenschaften äußerten, und nur mit ihm werden wir es vorzugsweise hier zu thun haben. Dabei wollen wir es jedoch nicht verschmähen, auch auf Stellen, wo der Lebende zur Erscheinung kommt — Stellen, die häufig voll der feinsten Beobachtungen und treffendsten Urtheile sind — aufmerksam zu machen; aber die Stellen, wo der Lebende nur erscheint, „wie er sich räuspert und wie er spuckt", worin zum Staunen des gemeinen Lesevolks mit sichtbarem Selbstgefühl beschrieben wird, wie ein vornehmer Reisender die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht macht, was und wie er ißt, trinkt und verdaut, schläft und wacht, und was dergleichen körperliche Verrichtungen mehr sind, die sich freilich bei einem vornehmen Herrn großartiger ausnehmen mögen als bei der Canaille — diese Stellen möge man uns erlauben bei Seite zu lassen; sie mögen vielleicht für einen Kammerjunker von Wichtigkeit sein,

um aus einem vergleichenden Studium dieser Verrichtungen die verschiedene Eigenthümlichkeit kaiserlichen, königlichen, herzoglichen und simpel fürstlichen Schlafens, Wachens, Essens, Trinkens, Verdauens rc. erkennen zu lernen; für einen Leser, der mit den Gewohnheiten jener allerhöchsten, höchsten und hohen Kreise nicht bekannt ist, werden sie aber ohne Interesse sein.

Offenbar hat dieses der hohe „Verstorbene" auch gefühlt und uns diesmal mehr mit den Details des prosaischen Theils seines Lebens verschont, als früher der Fall war, wo vielleicht irgend eine oder die andere Seite aus dem Tagebuche seines Kammerdieners in die fürstlichen Memoiren sich einschlich. Dafür hat er desto mehr die ideelle Seite seines Daseins herausgekehrt und — um ja jeder Verwechselung mit jener vorzubeugen — sich zum poetischen Kunstwerk objectivirt, indem er einen Roman durch die ganze Reiseschilderung verflicht, der kein anderes Sujet hat, als an mehren, miteinander sogar in Collision gerathenden Persönlichkeiten doch nur das eine ideelle Wesen des Verf. zur Erscheinung zu bringen. Denn nicht genug, daß er — um die Redeweise des „Verstorbenen" beizubehalten — in einer Maske sich selbst gegenüberstellt, so ist diese Maske noch dazu eine mehrfache, und wir haben das eigenthümliche Schauspiel, Einen Charakter durch verschiedene poetische Personen dargestellt zu finden. Der Einfall ist nicht blos ingeniös, sondern zeugt auch von einem tiefen Studium der menschlichen Charaktere, denn häufig vereinigen sich in einem und demselben so disparate Eigenschaften, daß nur die prosaische Erfahrung, nicht aber die poetische Wahrheit sie zu einer Individualität vereinigen könnte. So hat denn nun auch unser Verf. seine Eigenthümlichkeiten an den Personen, deren gegenseitiger Conflict die Fabel des Romans bildet, veranschaulichen wollen, sein dadurch andeutend, daß die Geschichte seines ganzen geistigen Lebens aus den Conflicten verschiedener Eigenschaften hervorgehe. Denn daß diese Personalitäten des Romans nichts Anderes darstellen als den fürstlichen Hrn. Verf., mit seinen guten und übeln Eigenschaften, im Spiegel der, beide zum Kunstwerk idealisirenden Phantasie gesehen, bedarf wol hinsichtlich der einen Figur, des Hrn. v. Rosenberg, gar keines Beweises, da an seine Person auch der prosaische Theil des „Bildersaal", die eigentlichen Reiseerlebnisse, geknüpft sind. Daß jedoch auch die andern Romanfiguren, die Grafen Erdmann und D.... nur Masken des „Verstorbenen" sind, ergibt sich für jeden über das unmittelbar Stoffliche in den Gedankeninhalt des Buchs eindringenden Leser schon aus der ganzen Textur der Fabel wie aus der Idee, die den Personen der Grafen Erdmann und D.... zu Grunde liegt. Aber auch fast ganz direct wird ihre Identität mit dem „Verstorbenen", sowie die Identität der Figuren untereinander selbst angedeutet.

Einmal nämlich wird (S. 274) der Graf D.... folgendermaßen geschildert:

> Es däuchte mir (dem Hrn. v. Rosenberg im Traume), ich läse ihm (dem Grafen Erdmann) den Rest meiner Geschichte vor. Als ich dem Ende nahe war, hörte ich ihn plötzlich stöhnen und mit gebrochener Stimme ausrufen: „Gott, schonen Sie meiner! Ich bin ja selbst jener Graf Louis D....", und als er aufgerichtet vor mir da saß, zog er sein schwarzes Pflaster vom Gesicht, und mit Entsetzen glaubte ich mich selbst aus einem Spiegel hervorschauen zu sehen. „Ja, Doppelgänger", rief er, „Ich und du, wir sind Eins. Denn wäre auch Einer von uns im Himmel und der Andere in der Hölle, wir sind doch nur Einer, und müssen uns zuletzt immer wieder zusammenfinden."

Und ein ander Mal:

> Er war damals ungefähr dreißig Jahre alt, von mittlerer Größe, feiner blasser Gesichtsfarbe, dunkeln Augen, kastanienbraunem, etwas gelocktem Haar und einem liebenden Ausdruck in seinen, zwar wenig regelmäßigen, aber originellen, höchst beweglichen und auffallend geistreichen Zügen. Eine durch Gewohnheit angenommene Ruhe, ich könnte beinahe sagen Indolenz, machte doch leicht bei ihm einer lebhaften Erregung Platz, und der außerordentliche Glanz, der dann seine Augen umstrahlte, das lieblich schalkhafte Lächeln, das seinen Mund umspielte, das ganze hinreißende Feuer seines Wesens ließen in solchen Augenblicken ahnen, wie gefährlich er den Weibern zu werden im Stande sei.

Man muß gestehen, der Verf. ist ein geschickter Portraitmaler und weiß zu schmeicheln, ohne der Wahrheit des Ausdrucks zu schaden, eine Kunst, die nur von der andern, ihm ebenfalls eigenen, übertroffen wird, das lebendige Original in eine höchst lächerliche Caricatur zu verwandeln und im carikirten Portrait doch das durchaus nicht caricaturähnliche Original ganz wiedererkennen zu lassen; was er freilich nie mit sich selbst, sondern nur mit Andern thut.

Also der „Verstorbene" und Hr. v. Rosenberg und die Grafen Erdmann und D.... sind im Grunde von derselben Substanz, die sich nur auf verschiedene Weise hypostasirt hat. Der „Verstorbene" bildet den unsichtbaren Gott Vater dieser Dreieinigkeit, denn er hat ja eigentlich das ganze Buch mitsammt der darin befindlichen Fabel gemacht; sein alter ego, seine poetische Incarnation ist der Hr. v. Rosenberg, und von beiden, von jenem als materiellen, von diesem als ideellen Träger des Romans geht der mephistophelische Geist der beiden Grafen aus. Der hohe Hr. Verf. wird uns diesen Vergleich verzeihen; denn um Verzeihung müssen wir ihn bitten, da er mit dergleichen abergläubigen Dogmen sehr cavalierement umspringt und also eine daher genommene Vergleichung für insultirend halten könnte. Wie dem aber auch sein mag, Eins ist gewiß, daß die Gestaltungen, zu welchen diese Trias in dem vorliegenden Buche sich offenbart, als eine kostbare Hinterlassenschaft des „Verstorbenen" anzusehen sind, denn in ihnen kommt eine ganze Seite unserer modernen Civilisation zur poetischen Erscheinung, nämlich eine wichtige und umfangreiche Kategorie der modernen Aristokratie, der sinnlich-eitele Aristokratismus.

Man sehe hierin nicht etwa einen verächtlichen Seitenblick auf den Verf. des „Bildersaal"; was wir hier sagen, geschieht in rein objectivem Interesse, ebenso wie er selbst mit rein objectivem Geiste die sociale Sphäre, in die ihn Geburt wie Naturell versetzten, aufgefaßt und zur Darstellung gebracht hat. An keinem Orte wären subjective Neigungen und Abneigungen am unrechtern als

bei einem Buche, das — wenn es erlaubt ist, Großes mit Kleinem zu vergleichen — wie Machiavell's „Fürst" ganz von der objectiven Seite, als eine Darstellung des Lebens, insbesondere des Lebens eines aristokratischen Individuums, wie es wirklich ist, betrachtet sein will. Wollte man nicht blos in zufälligen Kleinigkeiten und einzelnen Excursen, sondern in Allem und Jedem vom Buch, vorzüglich in der eingeflochtenen Fabel und den eingeschalteten Einfällen die eigene Gesinnung des Verf. erkennen, so würde man freilich ein ganz anderes Urtheil fällen müssen. Wie gesagt indeß, diese Betrachtungsweise scheint uns ganz ungeeignet, und wir ziehen die objective vor, schon aus dem Grunde, weil dadurch das Buch, wie auch die übrigen Schriften des „Verstorbenen", eine über den Bereich der Amusementsliteratur hinausgehende, bleibende Bedeutung erhält. Wir wiederholen daher nochmals, daß Das, was wir oben schon zur Charakteristik des Wesens des „verstorbenen" Verfassers sagten und noch weiter sagen werden, durchaus nichts mit dem lebenden zu thun hat, sondern lediglich die Subjectivität betrifft, welche uns gegenständlich als Totaleindruck aus den Werken des Verstorbenen entgegentritt. Höchstens werden wir uns bei einigen hors d'oeuvre erlauben, an den eigentlichen Verf. selbst uns zu halten. Denn sollen wir unsere Meinung über das Schriftstellerthum dieses offen aussprechen, so glauben wir eben, daß er — mit einzelnen Ausnahmen — bei allen seinen Schöpfungen gar keinen eigentlichen sogenannten Zweck, d. h. ein Streben besitzt, seine Gesinnung, wenn er deren hat, zu verwirklichen, ihr bei Andern Geltung zu verschaffen, sondern daß sein Schaffen lediglich Selbstzweck ist, d. h. daß er es dabei blos darauf abgesehen hat, sich selbst damit genug zu thun und zu amusiren, ohne die Prätension zu machen, Andere belehren oder bessern zu wollen. Eine solche anmaßliche Absicht, die sich mit moralischen, wissenschaftlichen oder artistischen Bestrebungen brüstet, war bei der bescheidenen Selbstgenügsamkeit des Verf. um so weniger möglich, als diese keiner sogenannten positiven Normen außer ihr bedarf oder sie anerkennt und lediglich in dem heitern Spiel ihrer Gedanken ihre Befriedigung findet. Natürlich ist es daher, daß der Verf., da er für alle dergleichen Tendenzen, wie sie aus der Gesinnung befangener oder nicht auf der Höhe des Lebens stehender Individuen entspringen, gänzlich indifferent ist, auch nicht mit dem Maßstab der Moral, Wissenschaft oder Kunst gemessen werden darf. So ist z. B. Das, was uns unmoralisch an ihm scheint, dies im Grunde keineswegs für ihn selbst, denn er steht darüber, und von ihm gilt, was er nach des Missionnair Wolff Berichte von den Sufis sagt:

> Viele Laster und Sünden, die in den heiligen Büchern verdammt werden, sind es nicht bei ihnen, wie z. B. Trunkenheit, Ehebruch und alle fleischlichen Sünden. Sie denken, daß Jemanden, der die innere Vortrefflichkeit hat, alle diese Dinge keinen Schaden thun können.

Ein Anderes aber ist das objective Sujet seiner Werke, welches er zum Theil vielleicht unbewußt zur Erscheinung fördert und das den eigentlichen Gehalt derselben bildet. Dieser ist es, den wir hier vor allem mustern wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von C. F. L. in Magdeburg. [illegible], O. Wigand. 1841. 8. 2 Thlr.

Wir können nicht umhin zuerst etwas aus der Vorrede herauszuheben: „Biedre deutsche Nation! Ein in deiner Sprache Redender, ein mit Leib und Seele zunächst dir Angehörender (begeistert für das Edelste und Höchste) tritt mit offenem, unverfälschtem Herzen dir entgegen! Verkenne ihn nicht! Verleugne nicht die Sympathie, mit welcher dein Herz, so weit es noch deutsch und unverdorben ist, ihm entgegenkommen muß. Rein christlicher Glaube, echt christliche Hoffnung und ungeheuchelte christliche Liebe: dies sind die Leitsterne, die ihm auf seinem Lebenswege, in stets ungetrübter Reinheit, vorgeschwebt und geleuchtet haben: und einzig und allein durch sie sind denn auch die Gefühle ins Leben gerufen, die — zu einer einzigen Gesammtempfindung verschmolzen — den Drang zur Sprache in ihm erweckt, die seinem Geiste die geschilderten Gestalten und Bilder gezeigt, die seiner Feder die Worte, deren er zu dieser Schilderung bedurfte, dictirt, kurz: die ihm alles Dasjenige zugeführt und gegeben haben, was ihm zu der — gezwungenen — Ausströmung seines Herzens Bedürfniß war!" u. s. w.

So dringend und inständigst von dem guten Manne aufgefodert, wollen wir uns denn auch rechte Mühe geben, diese „gezwungenen" Ausströmungen des Herzens nicht zu verkennen, und treulich alles Gute referiren, was wir bei eifrigem Suchen gefunden haben. Zuerst spricht sich in diesem starken Bande von Gedichten eine recht gute Gesinnung aus. Der Verf. ist gewiß ein recht guter Mensch und seine Lebensansichten sind, wenn auch nicht tief, doch moralisch, liberal und einem Manne angemessen, der bei mäßiger Bildung sich doch noch für etwas mehr interessirt, als blos für seine eigene Person. Auch sieht man, daß der Verf. nicht unbelesen ist in unsern Dichtern; zumal scheinen Bürger und Schiller seine Lieblingsdichter zu sein, woher es denn auch kommen mag, daß man sehr häufig sogar wörtlich an sie erinnert wird. Z. B. in dem Gedichte „Elda":

Mutter.
Störe nicht die Ruh des Todten!
Gottes Thun ist wohlgethan!
Glücklich, glücklich, wer vergessen,
Wer sein Leid bezähmen kann!

Tochter.
Laß mich, Mutter, bei dem Todten,
Gott hat, ach, nicht wohlgethan u. s. w.

Mutter.
Kind! bewahr den Mund vor Sünde
Einer richtet dich und mich!
Blicke zu dem Vater oben,
Ruf nicht seinen Zorn auf dich!

Tochter.
Mutter, ist's, ihn lieben, Sünde,
Braucht's nicht Seligkeit für mich!
Keinen Vater gibt es oben u. s. w.

Wenn das auch nicht so schön ist wie die Stelle in der „Leonore", so ist es doch ziemlich ähnlich. Es würde uns nicht schwer werden, eine Anzahl Reminiscenzen an alte poetische Bekannte hier aufzuzählen, die trotz der Verwässerung leicht zu erkennen sind. Ja, wir sind überzeugt, daß in diesem Buche auch nicht ein einziges Gedicht ist, bei dessen Verfertigung unserm guten Verf. nicht irgend ein schon vorhandenes aus unserer Literatur wenigstens dunkel vorgeschwebt hätte. Derselbe hat in seiner Ehrlichkeit sicher nicht daran gedacht, daß das etwas Schlimmes sei, sondern ist vielleicht der Meinung, daß

alle Dichter nach solchen Schemas Verse machen. Aber ist ihm nie die Frage gekommen, nach welchen schon vorhandenen Schemas Schiller und Bürger wol gedichtet haben möchten? Ein dritter Vorzug ist der, daß dem Verfasser gar leicht die Reime kommen, sodaß es ihm nicht schwer wird, seine Gedanken in Reimen kund zu thun, wobei er noch den Vortheil hat, daß der Reim ihm auch dann und wann wieder zu einem Gedanken behülflich ist. Daraus erkläre ich mir wenigstens die Thatsache, daß seine Verse verständiger sind wie die Prosa in der Vorrede.

Alle diese Vorzüge beziehen sich aber nur auf die Balladen, Romanzen, Oden, Elegien, Sinngedichte u. s. w. Eine besondere Abtheilung ist mit der Überschrift: „Gedichte und Lieder für Liebende" versehen, und hier treffen wir wirklich auf manches niedliche Gedicht, in welchem der Verf. sich so selbständig und keck bewegt, daß man kaum begreift, wie er ein und derselbe mit jenem Versificre sei, der uns bis dahin gelangweilt. Eine frische Sinnlichkeit, die sich eben nicht genirt, ist der charakteristische Zug dieser erotischen Poesien; man wird freilich auch an Bürger erinnert, aber der Verf. ist hier nicht Nachahmer, sondern Seelenverwandter. So z. B.

W a r n u n g.

Ihr Mädchen, ihr Mädchen,
Seid auf der Hut!
Es wogt mir im Herzen,
Es kocht mir im Blut.

All möcht ich euch herzen
Und küssen gleich.
Drum lasset das Necken,
Ja hütet euch.

Die Arme sind rüstig,
Sie drücken sehr,
Und wen sie umfangen,
Dem hilft's nicht mehr.

Ich küß euch, ich küß euch
G'rad auf den Mund,
Und küß euch und küß euch
Die Lippen wund.

Und mögt ihr auch zappeln
Und mögt ihr auch schrein,
Ich halt euch und saug nur
Mich fester ein.

Und wolltet ihr zürnen
Und schmollen dann,
Gleich fang ich, gleich fang ich
Von vorne an.

Das ist gewiß ein allerliebstes, ausgelassenes Lied; wir sehen aber in der That nicht ein, was es mit dem rein christlichen Glauben, der echt christlichen Hoffnung und der ungeheuchelten christlichen Liebe, denen die Vorrede die Vaterschaft zu sämmtlichen Gedichten vindicirt, zu thun hat. Will der Verf. einen guten Rath anhören, so lasse er Glaube, Liebe und Hoffnung vorläufig unterwegs und auch den deutschen Patriotismus, die Philosophie u. s. w., wenigstens in seinen Gedichten, und halte sich dafür an die Mädchen, für die er besser paßt. Oder sind die erotischen Lieder etwa von einem andern Verf., der mit merkwürdiger Selbstverleugnung dieser heitern Kinder einer fröhlichen und begabten Muse Autorschaft an den deutschen Patrioten voll Glaube, Liebe und Hoffnung abgetreten hat? 125.

A u s I t a l i e n.

Der Gedanke, aus den monumentalen Inschriften Venedigs sich Mosaiksteine zu Bildern seiner ehemaligen Größe und seiner mannichfachen Bedeutendheit auszulesen, war gewiß gar kein schlechter, aber Hr. Cicogna, der ihn faßte, war nicht der Mann, um ihn durchzuführen. Zwischen diese Steine klebt er so viel feines Cements, daß die Farben, die sie zeigten, verschwinden. Alles, was sich in Bezug auf die Person, die in der Inschrift erwähnt wird, erzählen läßt, Alles, was Hr. Cicogna von des Besprochenen Vettern und Muhmen bekannt ward, auch was sich nur von seinen Namensvettern beibringen ließ, das paßt er zusammen und knüpft daran eine prunkend reiche Literatur, die beim Nachsehen häufig jedoch nichts weiter gibt als den Namen des Mannes, von dem gelegentlich die Rede war. So machte der brave Abate Cancellieri seine vielen Bücher, deren Recept Hr. Cicogna geerbt zu haben scheint. Jetzt stehen die „Iscrizioni veneziane" bei dem 16. Hefte, aber es werden nahe an 1600 nothwendig sein, wenn die Inschriften, die Venedig noch besitzt, in gleicher Weise erschöpft werden sollen; die Nachtraghefte, die er einzuschieben pflegt, ungerechnet. Das 16. Heft bespricht nur die Inschriften auf S.-Giorgio und wer die Geduld hat, aus diesem Meere von Angaben die ihm wichtigen herauszusuchen, sie zu säubern und vorzurichten, aus dem hier gegebenen Buche sich selbst eins zuzubereiten, der wird immer noch manches Brauchbare finden, wenn auch bedeutend weniger, als der Umfang des Werks versprach.

Eine vollständigere Ausgabe, als man von Ugo Foscolo's Werken besaß, hat unter dem Titel: „Prose e poesie edite ed inedite di *Ugo Foscolo*, ordinate da *Luigi Carrer*, corredate di note e di una vita dell' autore" (Venedig 1841) begonnen. Sie soll in einem Bande Alles vereinigen, was von diesem geistreichen Phantasten übrig ist, und Luigi Carrer, selbst als Dichter geschätzt, scheint der Mann zu sein, der einem Geistesverwandten diesen Liebesdienst leisten durfte. Er läßt die Sammlung in Heften ans Licht treten, die nach Sectionen geordnet sind. Kritik, Beredtsamkeit, Dichtkunst und Briefliches geben die Abgrenzung für diese Sectionen ab. Jede bringt bisher nur handschriftlich Vorhandenes. Doch würde Foscolo ebenso wenig einer dieser Reliquien seine Berühmtheit verdanken, als irgend ein gefeierter Dichter sie seinen nachgelassenen Schriften verdankt hat. Vieles in dieser Zusammenstellung kann nur die Achtung vor des Verf. Namen hier aufzunehmen bewogen haben; stände es unter den Schriften eines N. N., so würde man es als Mittelgut überschlagen, oder höchstens als ein Zeitdenkmal dort haben ruhen lassen. Namentlich in der, Beredtsamkeit überschriebenen Abtheilung findet man solche besser vergessene Aufsätze. Sie gemahnen in ihrer klingenden, aber mit hohlem Pathos prunkenden Sprache wie David'sche Bilder, mit ihren akademischen Effecten und ihrer eiskalten Berechnung. Am genußreichsten sind sicher die Briefe, die das Eigenthümliche des nie zum Gleichgewicht gekommenen Mannes am wahrsten zeigen dürften, vorausgesetzt, daß man sie abdruckt, wie sie geschrieben wurden. Die an Ritter Ugo Brunetti gerichteten hat man von den andern getrennt, bei denen eine Zeitfolge beobachtet ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 246. — 3. September 1841.

Südöstlicher Bildersaal. Herausgegeben vom Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen". Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Wir bemerkten oben schon kurz, daß die Durchführung des in allen Schriften des Verf. sich versteckter oder offener hindurchziehenden Sujets des geistreich eiteln aristokratischen Vergnüglings eine über die Tagesliteratur hinausreichende Bedeutung gewinne. Wir müssen nun angeben, worin dieselbe besteht. Es ist eine alte Wahrnehmung, daß eine abgelaufene Epoche, eine abgethane Zeitrichtung, eine herabsinkende Macht und verschwindende Größe gewöhnlich in dem Momente ihres Untergangs, nicht aber nach demselben oder im Augenblick ihres Zeniths, einen Darsteller finde, der sie noch vor ihrem völligen Verschwinden poetisch oder prosaisch zu fixiren und so geistig der Nachwelt zu überliefern verstehe. Dies hat Homer mit dem ablaufenden heroischen Zeitalter der Griechen, Livius mit der untergehenden römischen Republik, der Dichter der Nibelungen mit den Nachklängen des Urgermanenthums, Shakspeare mit dem verschwindenden Mittelalter, Cervantes mit dem herunterkommenden Ritterthum, Walter Scott mit dem untergehenden schottischen Volksleben und dem englischen Feudalleben gethan, und unser „Verstorbener" leistet diesen Dienst der modernen Aristokratie; doch nicht eigentlich der ganzen, sondern vorzüglich nur einer Kategorie derselben. Wenn man nämlich unsere modernen Adeligen nach ihrer verschiedenen socialen Stellung in Krautjunker, Kammerjunker, Fahnjunker, diplomatische Junker, Domherren, Bojaren, Lords und Roués eintheilen darf, so ist es augenfällig, daß vorzüglich die letzte Gattung in den Werken des „Verstorbenen" repräsentirt wird. Aber wie, wird man sagen, einen so durch und durch romantischen Charakter wie unsern Verf. mit der abgestorbenen französischen Rouerie in Verbindung zu bringen? Dieser Einwurf ist jedoch nicht schlagend, denn er beweist nur ein halbes Erfassen dieser aristokratischen Erscheinung. Wol ist der alte Roué — ich möchte ihn den classischen, den Marquis-Roué nennen — verschwunden; aber die Rouerie besteht noch und hat im romantischen Roué eine Verjüngung gefunden. Beide, der classische wie der romantische, sind nur Spielarten derselben Art, wie Bologneser- und Wachtelhündchen, und der erstere hat mit dem aristokratischen Bologneser das gemein, daß sie so gut wie verschwunden sind. Doch davon unten ein Mehres. Worin besteht nun aber die unterscheidende Eigenthümlichkeit des Roué? eben in der geistreichen Genußsucht des eiteln Subjects, das überall sich Selbstzweck, Höchstes und Letztes ist. Wenn der Krautjunker sein Vergnügen an Ochsen und Kühen findet, der Kammerjunker in etikettenmäßiger Dienstbeflissenheit, durch einen gnädigen Blick auf den Gipfel höfischen Glücks gehoben wird, der Fahnjunker seinen Stolz im Commandiren wie im Aufgeben der eigenen Persönlichkeit in den Zwang der Subordination sucht, der diplomatische Junker der Convenienz sich zum Opfer bringt, um überall zu erspähen, zu vermitteln und zu erschleichen; wenn der Domherr an der Seite tugendsamer Fräulein mit Genugthuung selbst in heiligen Conventikeln den Vorzug des Vollbluts neben der nicht stiftsfähigen Canaille erkennt; wenn der Bojar im Fressen und Saufen sein Geschäft und im Leuteschinden seinen Genuß sieht; wenn der Lord in der Verachtung alles an Reichthum, Besitz, Geburt unter ihm Stehenden schwelgt; wenn alle diese noch etwas außer sich bedürfen, um ihren Adel zu empfinden, und dies mit mehr oder weniger Mühe e r a r b e i t e n müssen: findet der Roué im Cultus der eigenen Persönlichkeit das Ziel seines Lebens. Worin könnte sich aber dieser Cultus schöner offenbaren als in einem geistreichen Genußleben, in einem Leben, das nicht arbeitet, um zu genießen, sondern dessen einzige Arbeit eben nur der Genuß ist? Denn der Genuß bildet ja die Blüte der eigenen Existenz und am vollendetsten muß er also da sein, wo diese zur vollkommensten Entfaltung kommt. Welche Entfaltung der Existenz wäre aber vollkommener als die, wo alles nur auf das eigene Subject bezogen wird, ihm dienen muß, und dieses allein sich Ziel und Maß ist, kein anderes Gesetz außer sich anerkennend als das, daß gut ist, was i h m förderlich und nützlich ist. Ganz gleichgültig sind daher die Mittel, w e l c h e den Genuß gewähren, w e n n sie nur Genuß gewähren, denn nichts hat ja einen Werth an sich, sondern nur in Beziehung aufs eigene Subject, und dieses entfaltet sich am schönsten, je mehr es, indem es die Dinge außer sich genießt, sich selbst zum Genusse wird. Das e i t l e Subject, d. h. das Subject, das nur sich selbst sucht, muß daher nothwendig im Genuß aufgehen und in ihm seine höchste Befriedigung finden, wie hin-

wiederum der Genuß in seiner höchsten Potenz, im Raffinement, nur im eiteln Subjecte seine erfüllte Realisation finden kann. Beides sind correlative Begriffe, die hinwiederum auf einen dritten führen, auf den des Esprit, da das Raffinement nur darin sich genug thun kann, wenn es den eigenen Geist des Menschen zum Mittel des Genusses macht, und da es das höchste Vergnügen gewähren muß, auch alle übrigen materiellen Genüsse durch den Geist zum höchsten Kitzel der Lust zu steigern; denn die raffinirteste Lust ist eben — dies weiß jeder Vergnügling, von Aristipp bis zu Gentz — nicht die sinnliche, sondern die geistige, und soll jene den höchsten Reiz erhalten, so muß sie vergeistigt werden, dies bildet dann die geistige Wollust, bei der der Geist zum stimulirendsten Ätzmittel — um in Gentz'scher Ausdrucksweise zu bleiben — wird. Hierdurch unterscheidet sich der Roué insbesondere vom Bojaren und Lord, die beide zwar auch Genuß suchen, aber dessen Befriedigung nicht in sich selbst, sondern in beschränkten und gemeinern Sphären finden, sodaß der Genuß bei ihnen häufig zur gemeinen Arbeit und ihr Dasein nur zu sehr ein vergnügungsloses wird, indem ihre Langweile nicht einmal durch die abspannende Erschlaffung, welche die geistige Wollust hinterläßt, gemildert und zur geistig-körperlichen Abschwächung erhoben wird.

So wären wir also zum Resultate gekommen, daß der Roué den erhabensten Typus des „Vergnüglings" bildet, indem er allein die Eigenschaften vereinigt, welche den höchsten Genuß gewähren und sichern können: Besitz, vornehme Geburt, hohe sociale Stellung, Geist, Lebenslust und alle „nobeln Passionen". Zugleich wäre damit auch der Tadel Derer, die Anstoß an den Widersprüchen des „Vergnüglings" nehmen und darum gar ihm zuweilen Gesinnungslosigkeit zum Vorwurf machen, beseitigt. Gesinnung bei einem Vergnügling! Wer verlangt denn diese von ihm? Höchstens könnte sie dann nur bei ihm gesucht und verlangt werden, wenn sie zu einem neuen Genre des Genusses führte. Dann wäre sie aber keine Gesinnung mehr, sondern etwas Höheres und Besseres geworden. Denn was ist Euere Gesinnung, die jetzt das dritte Wort jedes Moralitätsnarren bildet, anders als die fixe Idee, nicht nur Euch, sondern auch Andern das Leben durch ein unbekanntes x sauer zu machen, das den Maßstab für alle Würdigkeit und Nichtswürdigkeit abgeben soll! Wer also noch so weit zurück ist, einem „Vergnügling" seine Gesinnungslosigkeit — im Felde der Polemik nennt man's bekanntlich Parteilosigkeit — zum Vorwurfe zu machen, sollte lieber zu Hause bleiben, denn er hat nicht begriffen, daß das Leben ein höheres Spiel, und die Gesinnung nichts als der allem Spiel abholde Puritanismus ist.

Von einer solchen Puritanertugend ist unser „Verstorbener" glücklicherweise fern und über jene Beschränktheit hinaus, welche in den Tugenden einer hausbackenen Moral etwas mehr als die Satzungen der Convenienz sieht, nöthig um das gemeine Volk im Zaum zu halten. Auch er beobachtet zwar diese Convenienz, ohne sich doch, wo ein höheres Princip mit ihr in Collision kommt, einseitig an sie zu binden. So ist er ein strenger Beobachter der Courtoisie, feiner gesellschaftlicher Sitte, zarter Rücksichtnahme, decenten Anstandes; aber sollte er diese Tugenden so weit treiben, die Wahrheit in andern Beziehungen zu verschweigen? So spricht er z. B. nie anders als in den hochachtungsvollsten Ausdrücken von der Person des Grafen Armansperg und dessen Familie, verschweigt aber nicht im geringsten die lächerlichen Misgriffe, die sich die Regierung desselben in Griechenland zu Schulden kommen lassen; noch weniger verschweigt er einen Vorfall, in welchem der Graf zwar eine ziemlich tragikomische Rolle spielt, der aber, trotz seiner für prude Leserinnen zu großen Natürlichkeit, doch vielleicht für Hippologen von Wichtigkeit sein kann. Man höre:

Mein Gaul — erzählt er — hatte keinen andern Fehler, als zu amoroser Natur zu sein. Es war deshalb bereits in Athen berühmt, wo die ganze Familie Armansperg einst von demselben Thiere in nicht geringen Schrecken und Allarm versetzt wurde. Nachdem nämlich auf einem friedlichen Spazierritt der Unbändige, welcher sich damals im Besitz des Schwiegersohns des Grafen befand, damit angefangen hatte, seinen Herrn abzuwerfen, begann er einen mörderischen Kampf mit den Pferden der Damen, welche, trotz einer kurzen Vertheidigung der muthigen Gräfin Mutter, bald voll Entsetzen ihr Heil in der schleunigsten Flucht über das Blachfeld suchen mußten. Jetzt aber ward Se. Excellenz der Reichskanzler selbst von dem nun frei umherrasenden Hengste auf das wüthendste angegriffen, sehr unehrerbietig gebissen, stark beschädigt und endlich vom Pferde herabgearbeitet, obgleich er eine Stute, so groß als das trojanische Roß, ritt. Diese aber war eben an dem ganzen Unglück schuld, und noch am Boden liegend, mußte der erschöpfte Staatsmann nebst Familie Zeuge sein, wie der Sieger ganz unbefangen seine Hochzeit mit der geraubten Helena feierte, welche all dies Unheil durch die Macht ihrer kolossalen Reize angerichtet hatte.

Außer den sämmtlichen verliebten Aventuren (die eben erzählte nennt der „Verstorbene" eine „interessante und virile"), welche diesem seinem Hengste passirten, versäumt der Verf. auch nicht sämmtliche Hundehochzeiten, die im Kreise seiner Rüden vorkamen, genau zu referiren: ein Zeichen der Liebe, mit welcher vornehme Herren diesen Thieren zugethan sind. Es versteht sich, daß derlei Berichte sämmtlich in einer Redeweise abgefaßt sind, die nicht durch prudes Verdecken und zweideutige halbe Andeutungen sich lächerlich macht, sondern die vielmehr darthut, wie ein kühner Genius, der einer selbstsichern Haltung und anerkannten socialen Stellung sich bewußt ist, das naturalia non sunt turpia auch auf die heikeligsten Gegenstände anwenden und dabei des Beifalls der vornehmen Welt gewiß sein darf, wenn er sonst nur Alles mit der gehörigen Eleganz vorträgt. Beiläufig bemerkt, ersieht man daraus, daß die Sitten unserer Aristokratie keineswegs so steif und pretiös sind, wie Leute niederer Extraction häufig aus Unwissenheit annehmen, vielmehr keinen Gegenstand aus dem Kreise der Besprechung ausschließen, wenn diese nur sonst nicht in gemeinen Formen sich bewegt und die Gesetze des feinen Anstandes verletzt. Ein glänzendes Beispiel, wie sehr unser Verf. diese anerkennt und besonders wie sehr er weibliche Schamhaftigkeit zu ehren und zu schonen weiß, gibt das Verfahren, welches er befolgt, wenn er eine Anekdote erzählt, die zwar den, mit mehr histo-

rischem Sinn begabten Männern erträglich, jedoch für weibliche Ohren etwas zu stark sein möchte: er pflegt dann nämlich entweder vor die betreffende Stelle die warnenden Worte zu setzen: „Nicht für Damen" (ähnlich wie man an den Thüren gewisser Anstalten in Gasthäusern die Worte angeschrieben steht: „Für Herren", „Für Damen"), oder den Passus verkehrt drucken zu lassen, weil er dann sicher sein kann, daß kein schönes Auge ihn lesen und keine Wange im Roth der Schamhaftigkeit erglühen wird. Wo ein solcher Avis nun nicht steht, da kann man einem solchen Kenner und Befolger feiner Sitte wol unbedingt sich hingeben und annehmen, daß auch die vielen Stellen, an denen die vorzüglich in den mittlern Ständen herrschende Pruderie Anstoß nehmen könnte, gewiß die Gesetze des sittlichen Anstandes, wie sie von den in diesem Bezuge gesetzgebenden Kreisen der höhern und höchsten Stände ausgehen, nicht verletzen. Um so unbedenklicher theilen wir eine solche Anekdote mit, da sie für die Geschichte der europäischen Diplomatie in Konstantinopel, sowie der orientalischen Sitten vielleicht nicht ohne Wichtigkeit ist, und wahrscheinlich auch nur deshalb von unserm Verf. mitgetheilt ward. Er nimmt nämlich Veranlassung, bei der Erklärung des Namens seines Hengstes Karagus auf dessen Namensvetter, den schwarzen Riesen Karagus, überzugehen und in Betreff der im Orient theatralisch vorgestellten Person des letztern Folgendes zu erzählen:

Der seit kurzem erst in Konstantinopel angekommene d . . . . . e Gesandte — fährt er fort — beschloß ein großes Fest zu geben, und wünschte dasselbe durch etwas ganz Besonderes und Ungewöhnliches auszuzeichnen. Noch unbekannt mit den Sitten des Landes, fiel er auf die Idee eines Schauspiels, worauf ihm von einem Spaßvogel die Pantomime des Karagus empfohlen ward, welche dieser mit Recht als eine der geschicktesten dramatischen Darstellungen der Türken anpries. Das diplomatische Corps, inclusive der Damen, war vollständig versammelt, sowie mehre ausgezeichnete Fremde. Man hatte sich eine Weile in dem üblichen Kreise solcher Fêten umhergedreht und Niemand ahnte, was bevorstand, als plötzlich ein Vorhang im Saal aufrollte und alle voll Erwartung der angenehmen Überraschung entgegensahen — doch schon bei der ersten Scene verbreitete sich Staunen und Schrecken unter allen Zuschauern über die unerwartete Natur dieses orientalischen Divertissements und die schamlos zur Schau getragene stupende Conformation des Helden. Bald aber nahmen die greulichsten Obscönitäten dergestalt zu, daß sie nicht mehr ertragen werden konnten. Der entsetzte Wirth, mehr todt als lebendig, wollte Einhalt thun, doch selbst die Dragomans waren in der Angst davongelaufen, die türkischen Schauspieler aber, gar nicht verstehend, was man von ihnen begehre, fuhren, in der Meinung, noch nicht genug gethan zu haben, unaufhaltsam fort, immer gesteigerte, namenlose Dinge auf der Bühne au plus grand naturel darzustellen. Jetzt erhoben sich die Damen ꝛc.; nur die ledigen Männer, die vor Lachen kaum zu sich kommen konnten, ergötzten sich bis zum Ende an dem Doppelschauspiel einer so unbezahlbaren Scene. Der arme Hausherr ward krank vor Verdruß und verließ bald darauf Konstantinopel für immer.

Leser, die an solchen „unbezahlbaren" Geschichten Gefallen haben, werden ihre Rechnung, wie in dem frühern, so auch in diesem Werke des erlauchten Verf. finden, dessen genaue Verbindung schon mit so hochgestellten Männern wie dem Fürsten Metternich und der Elite des österreichischen Adels ihn gegen jeden Verdacht schützt, als ob er in der Erzählung solcher Historien gemeinern Motiven nachgegeben habe. Sie müssen nothwendig gegen den guten Ton nicht verstoßen; denn wie wäre sonst die bedeutende Rolle zu erklären, die die Werke wie die Person des „Verstorbenen" in dem socialen Leben der höchsten Kreise spielen?

Ein anderes Beispiel vom Geschick des „Verstorbenen", der Wahrheit die Ehre zu geben und dabei alle Rücksichten chevaleresker Galanterie auszuüben, wie man es nur von einem geborenen Cavalier von altem Schrot und Korn erwarten darf, gibt die feine Polemik, die er (S. 282 fg.) gegen seine Gegnerin, die Lady Morgan, und ihre Schriftstellerei eröffnet. Übertroffen wird diese Vereinigung so widersprechender Eigenschaften nur durch die seltene Verbindung hofmäßigster Loyalität mit scharfzüngiger Freimüthigkeit, die jener häufig einen pikanten Beigeschmack von Ironie gibt. So spricht der „Verstorbene" z. B. nie anders als in den Ausdrücken des loyalsten Enthusiasmus von seinem verehrten Landesherrn, ohne die schwachen Seiten, die dessen Regierung gehabt, und das System, welches von ihm ausgegangen, im mindesten zu schonen. Insbesondere entgehen seiner Rüge nicht die Bedrückungen, welche sich die preußische Regierung unter Friedrich Wilhelm III. gegen den Adel erlaubt hat, indem sie die Leibeigenschaft aufhob, die Frohnden und andere Grundlasten ablösbar machte ꝛc. und dadurch einen Stand demoralisirte, indem sie ihn zu emancipiren glaubte. Denn anerkannt ist es wol, daß der Bauernstand, der unter dem patriarchalischen Regiment seiner Grundherren eine Sittlichkeit bewahrt hatte, um die ihn diese hätten beneiden können, jetzt, nachdem er desorganisirt in die große anorganische Masse des selbständigen Pöbels gestoßen worden ist, ebenso viel in moralischer Hinsicht eingebüßt hat, als seine Feudalherren in pecuniairen. Am schlagendsten, weil kürzesten, zeigt sich die Paarung der oben erwähnten disparaten Eigenschaften in folgender Stelle:

In Preußen, wo Absolutismus und Jakobinismus seltsam Hand in Hand gehen, ruft man fortwährend: König und Vaterland! und wirft dazu gelegentlich dem besten und mildesten der Monarchen die Fenster ein, während man, das Vaterland betreffend, noch immer nicht recht weiß, ob man Preuße oder Deutscher sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Victor Hugo.

Victor Hugo, das gefeierte Haupt der französischen Romantiker, hat bekanntlich am 3. Juni seinen Sitz in der Académie française als Nachfolger Lemercier's erlangt. Diese Wahl ist allerdings in Literatur und Wissenschaft als ein Sieg zu betrachten, denn er verspricht, daß sich die extremen Parteien des französischen Geistes verstehen, durchdringen und in dieser Vermittelung von ihrer Einseitigkeit frei machen wollen. Leider scheint aber das erste Auftreten des Romantikers in dem Kreise der Classiker diesen großen und für die französische Literatur fruchtbaren Zweck nicht in Aussicht gehabt zu haben: Victor Hugo hat, statt einer wissenschaftlichen, die Natur des Actes berührenden Rede, eine politische Dithyrambe gehalten. Das „Morgenblatt" theilte jüngst in einer deutschen Übersetzung diese Rede in extenso mit und das frühere Urtheil eines deutschen

Correspondenten, daß sie ein merkwürdiges Gemisch von Erhabenheit und Trivialität, von Eitelkeit und schülerhafter Logik sei, sehen wir durch und durch gerechtfertigt. Eine wahrhaft romantische Willkür, die von der innern Nothwendigkeit der Dinge ganz abstrahirt, ist hier auf die Spitze getrieben; Völker, Thatsachen und Charaktere müssen dem Redner dazu verhelfen, den politischen Tagesansichten des französischen Volkes zu schmeicheln, um sich selbst wahrscheinlich die politische Tribune zu eröffnen. Diesem Drange V. Hugo's, auch politisch groß und historisch zu werden, würde Niemand widersprechen, hätte er es nur nicht thun wollen, wo er eine andere große Mission hatte; hauptsächlich aber, hätte er es nur nicht thun wollen mit so wenig Respect vor der Geschichte, den Völkern, den Charakteren und dem logischen Geiste. Dem eiteln Subjecte fehlt aber das Wollen der Wahrheit, darum fehlt auch der Gott der Wahrheit, die Logik — Alles ist Calcul.

Im Eingange der Rede macht sich Hugo zum Träger aller der pomphaften Überschwenglichkeiten aufs neue, mit denen er gewohnt ist, die Größe Napoleon's, treffend oder nicht treffend, zu verherrlichen. „Der Kaiser", sagt er, „war herrlich wie ein Gott und groß wie die Welt, durch seine Gewalt, durch sein Genie, durch seinen gottberufenen Glanz hat er Alles beherrscht und überragt, mit Ausnahme von sechs Denkern und Dichtern, nämlich: Ducis, Delille, Madame Staël, Benjamin Constant, Chateaubriand und Lemercier." Hiermit ist ihm die Gelegenheit zu einer Lobrede des politischen Charakters Lemercier's gegeben. Mit Recht ist V. Hugo eingewandt worden, daß gerade der politische Charakter Lemercier's und das Benehmen desselben gegen Napoleon jenen ersten Theil der Rede paralysirt, ja als eine Lüge hinstellt, da Lemercier's Opposition einen rein politisch-moralischen Ursprung hatte. Weder Lemercier, noch viele andere Feinde Napoleon's, noch die Könige und Völker, die ihn zuletzt erdrückten, haben sich gegen Napoleon, das Genie, sondern gegen Napoleon, den Unterdrücker der französischen Freiheit und den Tyrannen der Völker, aufgelehnt, sodaß gerade bei einer solchen Antithese die göttliche Herrlichkeit Napoleon's erlischt. Diesen Ruhm der Opposition gegen Napoleon, den Unterdrücker der politischen Freiheit, theilen aber mit Lemercier Chateaubriand und Madame Staël nach sehr bekannten Verhältnissen kaum.

Auch die Rheinfrage hat ihren Platz in der Rede, wenn auch V. Hugo dieselbe mit Lamartine sehr friedlich und kosmopolitisch abhandelt. „Wol", sagt er, „sind die materiellen Grenzen Frankreichs gegenwärtig beschränkt: sicherlich aber sind sie es nicht auf dem ewigen Planiglobus, wo Gott die Meere, die Flüsse und die Berge zur Grenze gemacht. Was liegt daran, daß die Congresse, die Coalitionen und die Reactionen ein Frankreich gebildet haben; die Dichter und Schriftsteller haben ein anderes gemacht. Außer den sichtbaren Grenzen hat die Nation auch ihre unsichtbaren, welche erst da aufhören, wo die Sprache derselben nicht mehr gesprochen wird — an den Grenzen der gebildeten Welt überhaupt." Nun, Niemand wird etwas dagegen einwenden, wenn V. Hugo die wahren Grenzen einer Nation dahin setzt, wo ihr Geist und ihre Bildung und deren Träger, ihre Sprache, aufhört; aber es ist nur eine zu grobe Nationaleitelkeit des französischen Akademikers, wenn er seinem Volke die Macht und das Recht des Geistes allein vindicirt und alle andern civilisirten Völker im Meere des französischen Geistes schwimmen läßt; es ist sogar eine statistische Lüge, was die Ausbreitung und Generalisirung der französischen Sprache betrifft, denn bis jetzt war es die englisch-germanische Sprache, welche Civilisation und europäische Bildung über die entferntesten Länder der Erde ausbreitete. „Frankreich", heißt es in diesem Tone weiter, „hält immer noch die Fackel der Nationen. Ich, der ich nichts bin, habe das Recht, es zu sagen: diese Epoche ist groß durch die Wissenschaft, groß durch die Industrie, durch die Beredtsamkeit, durch die Poesie und die Kunst. Seit dem Tode des großen Goethe ist der deutsche Gedanke in den Schatten getreten, seit dem Tode Byron's und Walter Scott's ist die englische Poesie erloschen. In dieser Stunde gibt es auf der ganzen Erde nur Eine flammende, lebende Literatur; dies ist die französische Literatur! Wo auf der ganzen Fläche der drei Continente eine Idee entsproßt, so hat sie ein französisches Buch gesäet."

Diese jämmerlichen Lobhudeleien, womit der neue Akademiker sich selbst und seine Nation herabsetzt und die ebenso unvernünftig wie gegen alle empirische Wahrheit sind, würden uns Deutschen nur ein Lächeln abzwingen, wenn wir die politischen Ansichten und Bestrebungen vergessen könnten, die jüngst in Bezug auf uns und unsere Erde laut wurden. So müssen wir aber allen diesen und andern romantischen Prahlereien von der Universalität der französischen Nation mit aller Verachtung begegnen, weil sie augenscheinlich den Grund oder den Zweck haben, solchen unsinnigen und unredlichen Planen und Hoffnungen zu schmeicheln. Und wie schülerhaft ist es von V. Hugo, seiner Nation darum das Primat des Geistes zu vindiciren, weil gewisse Individuen gestorben, die die geistigen Träger einer Nation und einer Epoche zu Zeiten waren! wie beschränkt, daß er den Strom des Geistes bei den Völkern nur in der Poesie anerkennt! welche Kritik, die Walter Scott eine solch universelle Bedeutung zumißt! Mit Recht ist V. Hugo von Hrn. v. Salvandy geantwortet worden, daß Frankreich nicht mittels jener Todesfälle, sondern mittels seiner eigenen großen Geister groß sei. 124.

Literarische Notizen.

Von Alphonse Karr erschien in Paris: „Hortense"; von Ch. Rabou: „Le pauvre de Montléry"; „Païda", von Marcellin Pochet-Dassin; „Théodore et Marie", von einem Ungenannten; „Recueil de chants historiques français, depuis le douzième jusqu'au dix-huitième siècle, avec des notes et une introduction, par *Le Roux de Lincy*, ancien élève de l'école des chartes", erste Reihe, welche das 12., 13., 14. und 15. Jahrhundert umfaßt; „Zizi, Zozo et Zaza, histoire de trois étages", von E. Vanderburch (2 Bde.); „Une année à Florence", von A. Dumas, ein Buch voll pikanter Anekdoten und dramatischer Scenen. Die vor kurzem erst erschienenen „Gerbes de poésie", von Gout-Desmartres, die man ihrer Anmuth wegen rühmt, sind bereits in einer zweiten Auflage erschienen.

Unter dem Titel „Analyse raisonnée des travaux de Georges Cuvier" gab Hr. Flourens, bleibender Secretair der Akademie der Wissenschaften, ein Buch heraus, welches bestimmt ist, die von dem berühmten und genialen Gelehrten für die Naturwissenschaften gewonnenen Resultate zu popularisiren. Man rühmt die rein literarische Form des Buches, das Anziehende des Styls und die Klarheit der Auseinanderlegung, Eigenschaften, welche den darin behandelten Gegenständen, die durch ihr technisches Lexikon sonst dem größern Publicum unzugänglich sind, wol bei der nach Aufklärung strebenden Menge Eingang verschaffen können. Flourens ist übrigens auch als Professor der vergleichenden Physiologie am Jardin des plantes Cuvier's Nachfolger.

Eine neue französische Übersetzung des Martial erschien unter dem Titel: „Les épigrammes de *Martial*, traduites en vers français par *Constant Dubos*, professeur émérite de rhétorique au collège royal de Louis-le-Grand." Jules Janin, der zu Zeiten auch den Gelehrten und Philologen spielt, schrieb dazu einen „Essai sur la vie et les ouvrages de Martial".

In zwei Bänden erschien in Paris: „Traité de la prérogative royale en France et en Angleterre, suivi d'un essai sur le pouvoir des rois à Lacedémone", von Lorieux. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 247. —— 4. September 1841.

Südöstlicher Bildersaal. Herausgegeben vom Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen". Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 246.)

Noch interessanter ist jedoch die Art und Weise, wie der „Verstorbene" als ironischer Hofmann sich dem König von Baiern gegenüber in Athen benimmt. Wir können nicht weitläufiger über dies Thema sein, weil uns sonst leicht die Censur das Handwerk legen könnte. Desgleichen geht er völlig in der Bewunderung des Fürsten Metternich auf, der ihm „als der nothwendigste, wahrscheinlich der unersetzliche Mann in Europa erscheint, der fähig ist, uns der neu sich bereitenden Zeit, ohne Schiffbruch und die gewaltigsten Krisen, mit Weile und Maß friedlich entgegenzuführen", und doch äußert er bald darauf:

> Haben Sie niemals drei Minister freundlich nebeneinander sitzen sehen, wovon jeder etwas anders denkt und will? Hier betrachten Sie den Fürsten Metternich, ihm zur Rechten den Hrn. v. Tatitscheff und zu seiner Linken den Grafen Ste.-Aulaire. Es wird nun blos darauf ankommen, welcher von diesen Dreien der geschickteste Mystificateur ist.

Gewiß diese seltene Verbindung von Rücksichtslosigkeit mit strictester Observanz der geselligen Convenienz kann nur in einem Geiste vor sich gehen, der vollkommen über den Dingen steht, mit tiefer Ironie Nichtigkeit aller sogenannten positiven Gesetze erkannt hat und dahin gelangt ist, Alles nur nach der Beziehung zu beurtheilen, in der es zu seiner eigenen erhabenen Subjectivität steht. Er wird also jene positiven Potenzen nur insofern anerkennen, als sie in das geistreiche Spiel seines Lebens passen, und auch da nie ohne eine gewisse Ironie. Darf man sich da wundern, daß alle positive Religion sehr wenig zu dem Dichten und Trachten des Vergnüglings paßt und von ihm sehr en bagatelle behandelt wird. Wie wäre dies auch anders möglich bei einem Institute, das doch am Ende überall mehr oder weniger auf Selbstentäußerung, Hingabe, Aufgehen in einem höhern Unendlichen beruht, während das Wesen des „Vergnüglings" gerade im Gegentheil, im potenzirten Gefühl und Genuß seiner selbst und im Beziehen alles Andern auf denselben besteht. Höchstens wird er die positiven Religionen nur insofern schätzen, als sie sich von dem dürren übersinnlichen Glauben und rigoristischer puritanischer Askese entfernen und sich mehr und mehr mit dem süßen vollen Leben verquicken und ihm hingeben; als sie nicht alles Verdienst in ein freudenleeres inneres Leben in Gott, in eine von Kunst und Sinneslust verlassene Gottesverehrung, sondern vorzüglich in einen mit allem Reiz der Welt geschmückten Cult setzen. Ganz natürlich ist es daher, daß er den tristen Protestantismus, besonders wenn er im Gewande des Orthodoxismus auftritt, nicht sonderlich leiden mag. Völlig verhaßt sind ihm aber der Methodismus und die englische Hochkirche, weil sich in ihnen das starre, übersinnliche Princip des Protestantismus mit fanatischer Vornirtheit, die einem geistreichen Manne mehr als die Sünde zuwider sein muß, verschwistert. Über den deutschen protestantischen Rationalismus äußert er sich gar nicht: natürlich, da derselbe, insofern er noch etwas Positives anerkennt, für den „Verstorbenen" unter die Kategorie des Orthodoxismus fällt, insofern er dies aber nicht thut, als positive Religion gar nicht mehr gelten kann. Am meisten Gnade vor dem geistreichen „Vergnügling" finden noch Mohammedanismus und Katholicismus. Wie könnte auch die Lehre vom Paradies mit den schönen Huris, die Gestattung von vier Weibern, der ganze berauschende morgenländische Duft, der den Mohammedanismus durchweht, ohne Anklang bei ihm bleiben? Auch dem Princip schöner Sinnlichkeit, das sich durch den Katholicismus zieht, dem prächtigen und sinnlich-schönen Cultus desselben, der Nachsicht, die er gegen Sünder aller Art bezeigt, der Nahrung, welche er der Phantasie leiht, den romantischen Schauern, die er erregt, kann er seine beifällige Anerkennung nicht versagen, wiewol es zu viel verlangt hieße, wollte man fodern, daß er seinen Witz und seine Satire ungenutzt an den Lächerlichkeiten, die diese beiden Religionen an sich zeigen, vorübergehen lassen sollte. Immer aber geschieht dies in der Art, wie er eine allerhöchste, höchste oder hohe Person, der er eben erst die Hand geküßt, dann lächerlich macht, mit einem gewissen Respect für die unzerstörbare aristokratische Würde, die darin steckt und die ihn seine Verwandtschaft selbst mit dem verspotteten Gegenstande noch fühlen läßt. Denn wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir den relativen Vorzug, den der „Verstorbene" vorzüglich dem Katholicismus gibt, eben in die Salonsfähigkeit desselben, in seinen vornehmen Anstand, in seine aristokratische Natur, in seine ganz weltmännische Haltung gegenüber der gemeinen Moral

setzen: alles Dinge, die dem Protestantismus abgehen, ihm, dem selbst der Pietismus sein unscheinbares plebejisches Gepräge und seine demokratische Rücksichtlosigkeit nicht nehmen konnte. Hat denn der Protestantismus je eine so große Rolle an Höfen gespielt wie der Katholicismus? haben protestantische Beichtväter in Verbindung mit Maitressen je ganze Länder regiert? haben protestantische Geistliche je in geselliger Hinsicht den katholischen Abbés an die Seite gestellt werden können? und wo hat der Protestantismus nun gar etwas aufzuweisen, was der glanzvollen Erscheinung und dem fürstlichen Hofgepränge katholischer Bischöfe gleichkäme, des Papstes ganz zu geschweigen?

Nur Eines hat uns an dem Verf. in dieser Beziehung gewundert: nämlich seine Opposition gegen das Muckerthum, die nur aus einer gänzlichen Verkommung seines Wesens bei einem „Vergnügling" hervorgehen kann. Wenn er vom Pietismus, trotz den Bestrebungen hoher Kreise, ihn zu parfumiren und salonfähig zu machen, nichts wissen will, so ist das erklärlich, denn jene Bestrebungen haben dem Pietismus noch nicht jenen Geruch von Schusterpech und Leinweberschlichte nehmen können, der ihm von Haus aus anhängt. Schon weniger erklärlich ist seine Abneigung gegen den protestantischen Mysticismus, da dieser doch verschiedene geistig-stimulirende Elemente enthält, und da der Verf. doch dem mohammedanischen und selbst dem katholischen Mysticismus gar nicht abgeneigt ist. Man kann diesen Widerwillen nur aus einer Verwechselung des Mysticismus mit dem Pietismus erklären. Aber wie in aller Welt war es möglich, daß der „Vergnügling" das Muckerthum, diese Emancipation des Fleisches auf dem Felde des Protestantismus, so durch und durch verkennen konnte? War dies etwa eine der seltenen Inconsequenzen, die sich der „Verstorbene" dann und wann zu Schulden kommen läßt? oder spricht in dieser Opposition etwa nicht die Maske des „Verstorbenen", sondern der lebende Fürst P.? Wie dem auch sein mag, ein Fehler ist es immer, daß der „Vergnügling" nicht einsieht, wie im Muckerthum allein der Protestantismus durch eine sublimirte Sinnlichkeit einen reizenden Beigeschmack und eine gewisse Poesie erhält, wie sie der Romanticismus fodert. Ganz abstrahiren wollen wir übrigens davon, daß schon der Umstand, daß das Muckerthum nur in den hohen Kreisen seine hauptsächlichsten Anhänger fand, dem „Verstorbenen" einen Wink über die Bedeutung und die aristokratische Natur desselben hätte geben müssen.

Gern gingen wir auch noch auf die politischen Ansichten unsers Roué ein; allein wir müssen befürchten zu weitläufig zu werden, wollten wir uns hierin auf eine weitere Auseinandersetzung einlassen. Wir können uns derselben um so eher enthalten, als die politischen Ansichten in diesem Werke des „Verstorbenen" weniger in den Vordergrund treten als in einigen seiner frühern Schriften. Nur einen Punkt können wir nicht übergehen, da er in der ganzen neuesten publicistischen Thätigkeit desselben von großer Wichtigkeit ist. Wir meinen seine Vorliebe für asiatische Regierungsform und insbesondere für das Regiment Mohammed Ali's, die sich auch in diesem Werk aufs deutlichste ausspricht. Manchem könnte es auffallen, wie der Verstorbene, der in einer seiner frühern Schriften eine gewisse Hinneigung zu parlamentarischen Formen verrieth, ja sogar die Grundzüge einer parlamentarischen Verfassung nach seinem Sinn gab, nun auf einmal zum Partisan morgenländischer Pascharegierung habe werden können. Allein dieser Widerspruch verliert sein Auffälliges, wenn man näher zusieht und erkannt, daß der „Verstorbene" nicht etwa aus fadem Liberalismus eine sogenannte parlamentarische Regierung will, sondern nur um dem verhaßten Bureaukratismus, wie dem immer anmaßlicher werdenden Plebejerthum, von denen er so sehr zu leiden hat, eine Schranke zu setzen. Dieser Haß darf bei einem Edelmann nicht Wunder nehmen, der in dem unglücklichen Lande zu Hause ist, wo die Bauern nicht so patriarchalisch regiert werden wie die ägyptischen Fellahs, sondern wo „Absolutismus (Beamtenregierung) und Jakobinismus (Emancipation des Nährstandes) seltsam Hand in Hand gehen". Ohne Zweifel betrachtet er also die parlamentarische Regierungsform nicht als um ihrer selbst willen anerkennenswerth, nicht als dem Ideal am nächsten kommend, sondern nur als eine Übergangsstufe von der elenden jetzt herrschenden bureaukratischen zur einfachern und darum weit vorzüglichern orientalischen Regierungsart. Diese ist das Ideal des Verf., denn welche Staatsverwaltung gewährte dem Individuum mehr Freiheit als die orientalische und hielte das Ganze doch energischer zusammen? Ganz natürlich ist daher die Bewunderung, welche der Verstorbene für den vom großen-Mogul 1585 publicirten Codex bezeigt, „dessen Weisheit", wie er meint, „wir noch heute bedürftig wären". Vorzüglich findet folgender Satz dieses Codex seinen Beifall: „Bringt die Unzufriedenen zu ihrer Pflicht zurück, abwechselnd durch Strenge und Güte, wohl abgemessen nach ihren verschiedenen Stellungen in der Gesellschaft", sodaß er den letzten Theil des Satzes von „wohl" an gesperrt hat drucken lassen und die folgende Anmerkung darunter gesetzt hat:

> Dieses wird den Liberalen nicht gefallen, und doch ist es nicht nur weise, sondern auch gerecht. Man will Gleichheit vor dem Gesetz. Gut — aber Gleichheit der Sache, nicht dem Worte nach. Ich bitte, mir ehrlich die Frage zu beantworten: ob z. B. das Stehen am Pranger eine in ihren Wirkungen gleiche Strafe für einen vornehmen Staatsbeamten oder einen Fuhrmannsknecht sei, im Fall Beide etwas veruntreut hätten.

Der dieser Ansicht gemachte Einwurf, daß die höhere Bildung des Vornehmen diesen um so mehr von einem solchen Verbrechen hätten abhalten sollen als einen ungebildeten Fuhrmannsknecht, daß daher ein Verbrechen, von einem Vornehmen begangen, viel strafwürdiger sei, als wenn es von einem Ungebildeten herrühre, zeugt nur von großer Unkenntniß unserer Aristokratie; denn nur bürgerlicher Beschränktheit kann es einfallen, von einem Edelmanne denselben zarten Sinn für banausische Moral zu fodern wie von einem Fuhrmannsknecht.

Noch ein Zug, welcher besonders die Verwandtschaft des „Verstorbenen" mit orientalischer Art und Weise bekundet, findet sich im ersten Theil der „Griechischen Leiden" (S. 191), wo ausführlich erzählt wird, wie das Pferd eines ihn begleitenden Gendarmen den Fuß seines Lieblingshundes gequetscht habe. Dieses veranlaßt nämlich den Verf. zu dem Ausrufe:

Es war in diesem Augenblick gut, daß ich kein Sultan bin. Denn als solcher geboren und erzogen, würde ich wahrscheinlich in ungebändigter Wuth den Gendarmen erschossen haben.

Wir müssen gestehen, hier geht der Typus des Roué etwas in den des Bojaren über; doch kommt die Neigung zu diesem Übergange häufig bei dem „Verstorbenen" vor, sodaß man wol das Recht hat, sie als einen seinen Grundcharakter modificirenden Zug anzusehen, der seinen Ursprung vielleicht in der slawischen Lebensart hat, die in manchen Theilen der Lausitz und Schlesiens noch vor kurzem während der patriarchischen Feudalherrschaft herrschte.

So glauben wir denn, den Roué, diesen Typus aristokratischer Genußsucht, wie er sich aus den Werken des Verstorbenen herausstellt, geschildert zu haben in seinen Hauptzügen: höchster Cultus der eigenen privilegirten Persönlichkeit; Erhabenheit über alle Gesetze, die das nur sich selbst lebende Subject beschränken, vereinigt mit der strengsten äußerlichen Beobachtung gesellschaftlicher Etikette; höchstes Gut der raffinirteste subjective Genuß; Beziehung aller Dinge auf denselben und übermüthige Verachtung alles Dessen, was damit nicht in Verbindung steht. Noch bleibt uns übrig zu zeigen, worin das Wesen des heutigen Roué, des romantischen, im Gegensatz zum ausgestorbenen classischen Marquis steht. Am deutlichsten wird dies dem Leser aus dem Roman werden, den der Verf. seiner Reiseschilderung einzuflechten für gut befunden hat. Es wird darin der Typus des Roué auf eine so allseitige und treffende Weise zur Anschauung gebracht, wie es auf so kurzem Raume und mit so einfachen Mitteln wol noch nie geschehen ist. Wir können nicht auf die Fabel selbst eingehen, da wir sonst die Hälfte der Erzählung abschreiben müßten; sie behandelt ein altes Thema, die Verführung eines jungen Mädchens durch einen abgefeimten Roué, und entwickelt sich zwischen den verschiedenen Persönlichkeiten, in die sich, wie wir schon oben auseinandersetzten, die Individualität des Verstorbenen differenziirt hat, zwischen dem etwas marquisartigen Hrn. v. Rosenberg, der auch den Träger der übrigen Reiseschilderung abgibt, und dem Grafen Erdmann, der wiederum sein doppelgängerisches Gegenstück in dem Grafen D..., diesem Ideale eines Roué, findet. Aber das möge uns erlaubt sein, die unmittelbar die Person und die Denkungsart dieses Charakters schildernden Stellen auszuheben, um dadurch ein Bild zu vollenden, wie es vielleicht nur jetzt noch, kurz vor dem völligen Verlöschen der alten westeuropäischen Aristokratie, nicht aber in 50 Jahren mehr zu geben möglich ist.

Seine Geburt und das Leben in der großen Welt — heißt es nach der das körperliche Äußere des Grafen Erdmann schildernden Stelle, die wir oben zum Beweis der idealen Identität zwischen ihm und dem „Verstorbenen" anführten — hatten ihm jenen vornehmen und sanftgebietenden Anstand gegeben, der, wenn er mit Geist und Milde des Charakters gepaart ist, auch dem Rohesten imponirt. Zu diesen Vortheilen gesellte sich eine tiefe Menschenkenntniß, viel Leichtigkeit und Gewandtheit des Betragens, oft aber auch bei genauerer Bekanntschaft eine rührende Schwärmerei, mit aller scheinbaren Naivetät eines glühenden Enthusiasmus und eines innigen Gefühls gepaart. Alles dies wurzelte jedoch weit mehr in seinem Kopfe als in seinem Herzen. Nicht daß man das letztere hätte bös oder schlecht nennen können. O nein, es war kalt, nur der Kopf und die Sinne heiß und verwegen. Solche Naturen täuschen nicht nur Andere, namentlich die Weiber, leicht, sondern auch oft sich selbst, sie glauben wirklich zu lieben, und dichten nur Liebe, sie glauben zu fühlen, und spiegeln nur Gefühl. Ungebunden und rücksichtlos verfolgte Sinnlichkeit, eine horrible Moral hinsichtlich des sechsten Gebots, ein stolzes Hinwegsetzen über alle Schranken, die den Vulgairen zurückschrecken, tollkühnes Wagen, wo es nöthig, und doch dabei auch gewandte Verstellung und unerschütterliche Beharrlichkeit, wo Zwecke dieser Art nicht anders erreicht werden konnten, Alles dies endlich mit einer satirischen Mephistophelesader durchwebt, der nichts heilig blieb — das ungefähr waren die gefährlichsten Eigenschaften, welche 2c.

Man wird schon aus den von uns unterstrichenen Stellen gesehen haben, welche Züge uns in dem Bilde des romantischen Roué als die charakteristischen erschienen sind, die es von dem classischen aus der Zeit Ludwig's XIV. und XV. unterscheiden. Es ist dies der Zug des Teuflischen, das sogar künstlich alle höchsten Gefühle und Regungen, alle edeln Gesinnungen, alle erhabenen Gedanken in sich zu erzeugen weiß, aber einzig um durch sie zum raffinirtesten Genuß zu gelangen; denn, heißt es an einer andern Stelle, wo die Freuden des Blindseins, das Süße der Gott ergebenen Melancholie der Blinden, die Empfindung des nie zu ergründenden Unendlichen, die nie gestillte Sehnsucht, das schwermüthige Brüten über die Räthsel der Seele geschildert werden:

Wer das echte (d. h. höchst raffinirte) Vergnügen sucht, muß auch diese Seite seines Wesens cultiviren und Vortheil daraus zu ziehen wissen.

Unerläßliches Requisit zu diesem Genuß ist die Ironie, ja Selbstironie, die in dem Mangel aller Unmittelbarkeit und in der einseitig aufs höchste getriebenen Reflexion besteht, die nichts unbewußt thut, denkt und fühlt. Ganz im Sinne dieser Romantik des Genusses, die mit Himmel und Hölle, Tugend und Laster, Engeln und Teufeln, Aufklärung und Aberglauben spielt, um sich einen vorübergehenden Kitzel zu verschaffen, ist es, wenn sie neben den innigsten Gefühlen auch das Gräßlichste sucht, gleichsam als Senf und Pfeffer zu jenem, um die erschlafften Nerven mit „etwas Ätzendem" zu stimuliren. So ist es ganz natürlich, wenn der Hr. v. Rosenberg auf eine schauerliche Schilderung von dem Erdbeben in Lima im J. 1825 äußert:

So wenig einladend Ihre Schilderung erscheint, so möchte ich doch ein namhaftes Opfer bringen, um eine solche Erfahrung in mein Leben mit aufnehmen zu können. Ich beneide Sie wirklich darum.

(Der Beschluß folgt.)

1. Blüten der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung. Mit einem geschichtlichen Überblicke und den nöthigen Erläuterungen begleitet von A. Baumstark. Erstes bis fünftes Bändchen. Karlsruhe, Groos. 1840. Gr. 16. 1⅔ Thlr.
2. Classische Blumenlese. Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien, Idyllen, Gnomen und Epigrammen der Griechen und Römer, nach den besten Verdeutschungen, theilweise neu bearbeitet. Mit Erklärungen für alle gebildeten Leser herausgegeben von Ed. Moerike. Erstes Bändchen. Stuttgart, Schweizerbart. 1840. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Ziemlich lange Titel! — doch hat Ref. die Mühe sorgfältiger Abschrift geduldig über sich genommen, da er der Ansicht, daß auf diese Weise die nöthige Auskunft über Inhalt und Zweck dieser beiden Werke am geeignetsten eingeleitet wird. Gleich allen Blüten- und Blumenlesen sind sie für die weitern Kreise der Lesewelt, für die Stunden belehrender und erheiternder Lecture bestimmt: die vorliegenden gedenken demnach die Erzeugnisse antiker Poesie dem gebildeten Publicum durch eine Auswahl der schönsten Gedichte in den besten Übersetzungen zugänglich zu machen und, wo Sinn und Geschmack für diese reinste und gesundeste Nahrung erwacht ist, eine bequeme Übersicht, eine unmittelbar auf die Alten selbst gegründete Orientirung über das gesammte Gebiet der altclassischen Literatur zu gewähren. Dabei hat Hr. Prof. Baumstark noch praktische Zwecke im Auge, wogegen Die freilich, zu deren Nutz und Frommen er sich gerüstet, mit einem „Der Herr bewahre uns vor unsern Freunden!" leicht protestiren möchten: er lebt nämlich der zuversichtlichen Hoffnung, daß je zugänglicher die Kenntniß antiker Dichtungen und Ideen, je größer die Zahl der Freunde des Alterthums auch unter dem größern Publicum wird, desto mehr müsse auch die Bedrängniß abnehmen, die der Geist unsers Zeitalters den Studien der alten Literatur auf Schulen und Akademien bereite. Auch für die Gewänder, in denen die Alten hier auftreten, sind die Titelworte bezeichnend, denn man findet hier meist das von Übersetzungen schon vorhandene Treffliche aneinandergereiht, von Hrn. Moerike hier und da dem Zwecke des Werkes gemäß umgearbeitet, in beiderlei Werken auch manchen neuen Versuch eigener Hand.

Solche Blätter-, Blüten- und Blumenlesen — am Ende doch immer einem und demselben Garten entnommen — sehen gewöhnlich einander sehr ähnlich, und auch unter den vorliegenden Werken dürfte am Ende der Hauptunterschied in der größern oder geringern Auswahl liegen. Hr. Moerike hat die Dichter der Griechen und Römer zusammengestellt: in diesem ersten Bande finden wir von homerischen Hymnen den auf den delischen Apollon, Aphrodite, Dyonisos, Demeter, Kriegslieder von Kallinos und Tyrtäos, Gnomen, Trink- und Liebeslieder von Theognis, Theokrit's Idyllen, Bion und Moschus, von römischen Dichtern Catull, Horaz und Tibull; ein zweites Bändchen soll bald nachfolgen. Reicher ist der Blumenflor, der unter Hrn. Baumstark's Pflege erwachsen, denn allein die epische Dichtkunst der Griechen füllt zwei Bändchen, die drei folgenden sind ihrer elegischen, lyrischen und dramatischen Poesie gewidmet, und noch vier Bändchen, deren baldiges Erscheinen verheißen wird, sollen die Blüten der römischen Dichtkunst aufnehmen. Daraus würde indeß dem letzten Werke noch gerade kein bedeutender Vorzug erwachsen, vielmehr können beide Werke immer nebeneinander bestehen, dem Freunde der Alten, wie gerade das Bedürfniß sich stellt, auf längerer oder kürzerer Ausflucht zur Begleitung.

Sollte Ref. jedoch schärfer befragt werden, welches von beiden Werken das empfehlungswerthere sein dürfte, welches er etwa lieber besitzen würde, so möchte er doch wol zuletzt an Hrn. Baumstark sich halten, vorzüglich der Anmerkungen wegen, die hier reichhaltiger und tiefer eingehend als in dem andern Werke. In dieser Beziehung hat Ref. in den Erwartungen, mit denen er die „Classische Blumenlese" in die Hand nahm, nicht wenig sich getäuscht, und nur der Verlagsbericht auf dem Titelumschlage gab ihm völlige Gewißheit, daß der Dichter des „Maler Nolten" diese Blumen mit so dürftigen Bemerkungen in die Welt eingeführt habe. Mag das zweite Bändchen auch noch Mythologisches, einiges Allgemeine aus der alten Geographie und einige Versmaße nachträglich mitzutheilen versprechen: das „gebildete Publicum", dem man Einleitungen, wie gleich die über Homer anbieten darf, müßte in seiner Schulbildung äußerst vernachlässigt sein, wenn es solche abgebrochene Geschichte erst von Hrn. Moerike lernen sollte, überhaupt des Verständnisses der antiken Welt schwerlich fähig, schwerlich solcher Lecture geneigt. 81.

Notizen.

Dr. Trentowski, ein Russe, der unlängst in Deutschland ein Buch herausgegeben hat: „Vorstudien zur Wissenschaft der Natur", gibt uns in demselben unter Anderm folgende Phrasen zum Besten. Den Elefanten nennt er — wandelnde Fleischinsel und thierischen Verstandesphilosophen; den monotheistischen Gott — den allmächtigen Johann ohne Land; die Metaphysiker — die Hohlbohrer der Wirklichkeit; den menschlichen Leib — das Meisterstück in der materiellen Damastweberei Gottes; die Wahrheit — eine himmlische Wachtel; die Welt — die Redoute Gottes und seiner Ebenbilder; den Verstand — unwillkürlichen Veitstanz von Vorstellungen; die Scholastik — den Silberfasan des Mittelalters; das menschliche Erkennen — die göttliche Wissensdoublette, oder vielmehr die Berliner Jahrbücher des göttlichen Wissens. Außerdem kommen noch Ausdrücke vor, wie: metaphysische Gurgeljägerei, Jungfernöl der Gegenwart, Rosenparterre des Daseins, Magenmontgolfiere des Allentaurs. 124.

Ein deutscher Correspondent des „Athenaeum" nennt als das „Buch der Bücher", welches jetzt in Deutschland die hervorstechendste literarische Curiosität sei, die „Posthumous notes of a prince", jedenfalls die „Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen", der Angabe nach eine Übersetzung aus dem Französischen. Zugleich vermuthet er aber den Verfasser in der Person des Legationsraths Dr. Köller's (Kölle?) in Stuttgart zu finden, welcher diese kabbalistische Hülle für seine deutschen Ansichten absichtlich gewählt habe. Das Buch selbst wird ein Corollarium zu Machiavelli's „Principe" genannt. Zum Erweise seiner hohen Bedeutung folgen einige Stellen aus Wolfgang Menzel's Beurtheilung desselben.

Der mit den im vorigen Jahre begonnenen geologischen Untersuchungen des russischen Gebiets beschäftigte Engländer, Hr. Murchison, beabsichtigte, den neuesten Nachrichten zufolge, die Umgebungen von Orenburg und des Uralgebirges und, unter günstigen Umständen die Grenzstriche des asiatischen Rußlands seinen Forschungen zu unterwerfen. Andererseits steht Hr. Lyell im Begriffe, zu gleichen Zwecken eine Reise nach Amerika anzutreten; sein nächstes Ziel ist Neuschottland, worauf er das Stromthal des St.-Lorenzflusses und die nordamerikanischen Staaten durchforschen wird. 47.

Ein interessantes Reisewerk ist folgendes: „Voyage à Madagascar et aux îles Comores (1823 à 1830)", von B. F. Leguével de Lacombe, mit einer historischen und geographischen Einleitung über Madagaskar von Eugen de Froberville, einem Atlas, acht Ansichten und Costumbildern von V. Adam und zwei geographischen Karten. Der Verfasser hat sich auf Madagaskar und den Comoren acht Jahre lang aufgehalten. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 248. —— 5. September 1841.

Südöstlicher Bildersaal. Herausgegeben vom Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen". Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 247.)

Auffallen darf es daher nicht, wenn in der Geschichte des Grafen Erdmann das Wunderbar-Unheimliche eine so große Rolle spielt, denn wie vom Cardinal zum Freigeist nur ein Schritt ist, so ist auch wiederum nur ein Schritt von der Freigeisterei zum unheimlichsten Aberglauben. Das non plus ultra von Unheimlichem, und zwar von ekelhaft Unheimlichen, was auch dem graziösesten Roué nicht zu vergeihen ist, bietet die Katastrophe, welche der Roman des Hrn. v. Rosenberg in Athen findet; denn es geht daraus nichts Anderes hervor, als daß die Geliebte des reisenden Hrn v. Rosenberg, Madame Ramor (man beachte den Namen), der von ihrem geheimnißvollen Mann die Ohren abgeschnitten sind, im Grunde nichts Anderes ist als die Hündin Norma, die der Geheimnißvolle dem Hrn. v. Rosenberg als „Retterin in der Noth" geschenkt hat, deren Hochzeiten mit dem „Spaniel" Francis Hr. v. Rosenberg so ausführlich beschreibt und welche dieser bei dem Geheimnißvollen ebenfalls mit abgeschnittenen Ohren wiederfindet. In der That, diese hyperromantische Wendung, wo man die Geliebte in der Hündin und die Hündin in der Geliebten wiedererkennt, geht noch weit über mysteriöse Verzauberungen, wie sie sich E. T. A. Hoffmann erlaubt hat. Nicht minder anstößig ist die Badescene auf Cephalonia, die nur zu sehr nach griechischer Liebe riecht. Doch wir wollen dem Leser des Buchs nicht vorgreifen, und können es auch nicht; denn so mysteriös verwickelt ist die Fabel des Romans, daß es unmöglich wäre, sie in der Kürze anzugeben, und noch unmöglicher, die Räthsel dieses grausam-wollüstigen Wirrwarrs zu lösen. Nur dies bemerken wir, daß Liebhaber des Romantisch-Grauenhaften vollkommen ihre Rechnung dabei finden werden. Denn da wimmelt's von Verführungen aller Art, Doppelgängern, Zauberern, Verzauberungen, natürlicher und unnatürlicher Wollust, Blutschande, Mord, Grausen und Entzücken, den geheimnißvollsten Verwickelungen und Erscheinungen aller Art; und doch dienen im Grunde alle darin agirende Personen blos zu Einem Zweck und stellen — nur nach verschiedenen Seiten — Einen Charakter dar: den des aristokratischen romantischen Roué. Um den Lesern d. Bl. jedoch nicht blos durch Raisonnements und Reflexionen, sondern durch ein Beispiel darzuthun, was wir darunter verstehen, wählen wir eine Geschichte aus, die Hr. v. Rosenberg dem Grafen Erdmann zum Besten gibt, und mit der der „Verstorbene" selbst eine Apologie des Romantischen — wie er es versteht — zu geben beabsichtigt.

Vor einigen Jahren — heißt es S. 41 im „Vergnügling" — reiste ein junger Mann durch ***, eine kleine Stadt im nördlichen England, und nahm für die Nacht sein Quartier bei Bekannten, in einer Stube, welche die Aussicht auf einen unmittelbar davor liegenden Kirchhof hatte. Der junge Mann war von starker Constitution, munterm Charakter und nichts weniger als ein Visionnair, sodaß man vermuthen darf, er habe keine andere Absicht gehabt, als sich nach dem Wetter umzuschauen, als er vor dem Zubettegehen um Mitternacht noch einmal das Fenster öffnete und seine Blicke über den Kirchhof schweifen ließ. Doch als seine Augen die Richtung nach der seitwärts stehenden Kirche genommen hatten, konnte er sie nicht mehr davon abwenden — sie blieben unwillkürlich auf ein hell erleuchtetes Fenster in der Gegend des Altars geheftet, hinter dem von Zeit zu Zeit sich etwas zu bewegen schien, während doch die Kirche selbst verschlossen war und überall der Nacht lautlose Stille herrschte. Er beobachtete, nicht ohne einige Alteration, dies Schauspiel mehre Minuten lang stillschweigend, bis er sich vollkommen überzeugt hatte, daß keine Täuschung seiner Sinne obwalten könne, denn das Licht brannte fortwährend in gleicher Helle. Entschlossen, den wunderbaren Umstand aufzuklären, weckte er jetzt die Hausleute, welche mit gleichem Erstaunen Dasselbe sahen. Nach einigem Aufenthalte verschaffte man sich die Schlüssel des Kirchhofthores nebst einer Leiter, und nachdem man mit Mühe die in ihren rostigen Angeln knarrende Thüre geöffnet, näherte sich der junge Mann mit drei Gefährten der Kirche, das geheimnißvolle Licht immer fest im Auge behaltend, welches sich in keiner Art veränderte. Endlich war man, oft über die Gräber stolpernd, von denen eines ganz frisch aufgegraben schien, bis an die Kirchmauer gelangt, hatte die Leiter an das große Altarfenster gesetzt und becomplimentirte sich nun, wer zuerst hinaufsteigen sollte, um genauer den Grund dieser unheimlichen Illumination zu erspähen. Es ward für billig gefunden, daß der Fremde, welcher die Andern zu Zeugen aufgerufen, auch die Untersuchung beginne, und demzufolge bestieg er, obgleich von einigen kalten Schauern heimgesucht, sich ein Herz fassend, die halb losen Sprossen der gebrechlichen Leiter, während alle übrigen ihm auf dem Fuße folgten und Jeder hart auf seinen Vordermann drängte.

Der Anblick, der sich ihnen darbot, als sie die Höhe erreichten, wäre wol hinreichend gewesen, auch einen Kühnern zu entsetzen. Von der Communiontafel war der Vorhang, wie es in den englischen Kirchen nur bei der Ceremonie des heiligen Abendmahls zu geschehen pflegt, bis nahe an die Wand zurückgezogen worden. Zwei brennende Kirchenkerzen standen darauf

und drei Becher Wein; die Stelle der heiligen Oblate aber hatten einige Teller mit kalter Küche eingenommen, und statt der heiligen Bücher sah man nur Karten und Spielmarken auf der Tafel. Um diese her saßen vier Gestalten, scheinbar eifrig in einer Whistpartie begriffen. Drei davon glichen jungen Wüstlingen, mit rothem, erhitztem Antlitz; ihre Kleidung in Unordnung, Hohn und Trunkenheit in ihren Mienen. Diese nahmen fleißig, wiewol mit tiefem Schweigen, die gefüllten Becher in Anspruch. Der Vierte aber, welcher den Platz des dummy (mort, oder todten Mannes) einnahm, zeigte weniger Theilnahme, denn es war nur ein der Verwesung schon naher Leichnam. Das grünlichweiße Antlitz dieses schauderhaften Figuranten contrastirte gräßlich mit den lachenden Gesichtern der Schwelger, und als sein Kopf jetzt rückwärts über die Lehne herabzusinken und seine Augenhöhlen nach den unberufenen Zuschauern oben hinaufzustarren schienen, stieß unser Freund unwillkürlich einen lauten Schrei aus. Im Augenblick verlöschten die Lichter in der Kirche, und da der Schreck, der sich den Gefährten des jungen Mannes doppelt mitgetheilt hatte, diese ohne Zweifel zu Bewegungen verleitete, welche die morsche Leiter nicht mehr vertragen konnte, so brach diese zusammen, und die unglücklichen Geisterseher langten in weit schnellerer Zeit unten an, als sie früher zum Hinaufklettern gebraucht hatten. Glücklicherweise war jedoch Niemand ernstlich verwundet. Man schickte den am wenigsten Beschädigten nach Haus, um die zerbrochene Laterne mit einer neuen zu vertauschen, denn es war jetzt stockfinster geworden. Eine geraume Zeit verging, ehe der Bote mit der Laterne zurückkehrte. Beinahe wäre aber auch diese zweite Aufklärungsmaschine wieder zertrümmert worden, als die Gesellschaft beim Schein derselben, mit emporsträubendem Haar, gewahr wurde, daß ihre Zahl sich noch um Einen, und zwar den identischen Leichnam aus der Kirche vermehrt habe. Gesunde wie Lahme gaben Fersengeld und begruben sich immediat darauf in ihre Betten, mit Shakspeare ausrufend: „Es gibt Dinge in dieser Welt, von denen sich die Philosophen nichts träumen lassen."

Die Geschichte machte indeß nicht wenig Aufsehen, und als man am andern Morgen ex officio zur Untersuchung schritt, fand man den Leichnam noch immer an der Thür liegen, wonach bald ausgemittelt ward, daß er in vorletzter Instanz dem frisch geöffneten Grabe, früher aber einer Seele angehört habe, die hier lange als Bürger und Schneidermeister gelebt und vor acht Tagen das Zeitliche gesegnet hatte. Gerichtlich ward die Sache nicht weiter verfolgt, doch wußte bald Jedermann, wie sie zusammenhing, obgleich Jeder eine abweichende Version aufzuweisen hatte. Die wahrscheinlichste von allen war die, welche drei notorischen Wildfängen der Umgegend eine Wette zuschrieb, die zu erfüllen sie den abscheulichen Unfug getrieben hatten.

Graf Erdmann vermag in dieser Handlung kein Verbrechen zu sehen und erklärt sie nur für eine Tollheit, die er außerdem noch für weit genialer hält als folgenden Schwank, den er nun seinerseits zum Besten gibt.

Zwei Adjutanten des Fürsten Poniatowski — erzählt er — wetteten mit einigen Kameraden, am hellen Mittag vor dem Palais des Fürsten in Krakau die große Promenade entlang, wo um diese Stunde der größte Theil der schönen Welt versammelt zu sein pflegt, bis zum botanischen Garten, eine halbe Stunde weit, vollkommen nackt, wie sie der liebe Gott erschaffen, zu reiten — und führten diese unanständige Cavalcade, wie man denken kann, zum nicht geringen Schrecken der spazierengehenden Damen, im kurzen Galopp ihrer Pferde gemächlich aus, ihre Bekannten unterwegs ganz harmlos grüßend. Als man, empört über eine so öffentliche Hohnsprechung aller guten Sitte, bei ihrem Chef Klage führte und Einige sogar heftig auf eclatante Satisfaction drangen, wußte dennoch der nachsichtige Fürst die Kläger mit Scherzen zu beschwichtigen. Und nicht viel härter war der Verweis, den er den jungen Tollköpfen selbst gab. „Messieurs", schloß er seine Mercuriale, „si vous voulez absolument vous montrer tout nus aux dames, que ce soit au moins en tête à tête, et à l'une après l'autre, mais pas en plain midi à tout le beau sexe à la fois."

Können diese beiden Erzählungen nicht für loci classici gelten, die letztere zur Charakteristik des alten französischen Roué mit seiner naiven Frechheit, der erstere zur Charakteristik des modernen Wüstlings mit seiner frechen Unnatur? Diese Unnatur erhält jedoch ihre höchste Vollendung noch durch das diabolische Raffinement, welches der romantische Roué im Umgange mit dem andern Geschlecht entfaltet. Daß Graf D.... hierin das Unglaubliche leistet, wird man gern glauben: sein System zur Verführung der Weiber, welches S. 236 fg. des „Vergnüglings" entwickelt wird, liefert den theoretischen Beweis dafür; praktisch belegt er es durch seine Handlungsweise, die ihn in einem Briefe an seinen Freund folgendermaßen sich äußern läßt:

Ich liebe das Mädchen, ja ich liebe sie tief innig! — jeden Tag habe ich das süße Gift mit wilderm Entzücken in mich gesogen, und was liegt mir jetzt noch an ihrer Verführung im gewöhnlichen Sinne! Das harmlose unerfahrene Kind würde, sobald ich es wollte, der Schlußscene wenig mehr als höchstens einige Thränen entgegenzusetzen haben — doch ihren Körper zu besitzen, genügt mir nicht mehr; ich muß auch — und vorher noch — ihre Seele haben! Sie soll wissen, wer ich bin, sie soll erfahren, daß ich sie um ihren Bräutigam betrogen, um sie bequemer verführen zu können — Alles das soll ihr klar werden, wie der sonnenhelle Tag — und wenn sie dennoch mein bleiben, ganz, ohne Bedingung mein zur Wonne wie zum Verderben, rücksichtslos für alles übrige in der Welt, nur mein bleiben will — dann .... ja, und was dann?

Haben wir hier nicht den romantischen Roué in seiner höchsten Vollendung, und wäre es möglich, ihn vollendeter zu schildern, als dies im vorliegenden Werke des „Verstorbenen" geschieht? Wir bezweifeln es, denn Niemand vereinigt so alle Eigenschaften zu diesem Zwecke als unser Verf., die schriftstellerischen sowol als die sächlichen. Wie wäre es auch möglich, den Roué in dieser Vollkommenheit darzustellen, wenn nicht alle Elemente desselben, ideell wenigstens, im Darsteller vorhanden wären? ganz sowie überhaupt jeder Dichter nur dann wahre Gestalten, Gefühle und Situationen schildern kann, wenn er den Urtypus davon in seinem Innern trägt, den er mittels der schaffenden Phantasie nur zu bestimmten Formen erweitert. Der wahre Dichter wird daher überall nur Anklänge seines Innern geben, selbst wenn er die Nachtseite der menschlichen Natur schildert; aber ebenso wenig, wie wir dem Dichter, der einen Bösewicht zeichnet — obwol er diesen nur nach der ideellen Analogie, die er davon in seinem Innern findet, mit Wahrheit reproduciren kann — einen solchen bösen Charakter zum Vorwurf machen können, ebenso wenig können wir unsern Verf. seiner subjectiven Befähigung zur Schilderung eines Roué wegen tadeln. Er folgte nur einer Naturnothwendigkeit, dem Drange seines Innern, wenn er Das, was potentiell in ihm schlummerte, in festen Gestalten fixirte und es sich und Andern ideell so zum Bewußtsein brachte; ein Beginnen, das freilich, wenn es mit der höchsten Virtuosität durchgeführt werden soll, d. h. so, daß das Bewußtsein des Gegensatzes

zwischen dem schildernden Subject und dem geschilderten Object ganz schwindet, sein Misliches hat und nicht ohne ein gewisses Selbstpreisgeben, eine Ironie seiner selbst möglich ist. Es paßt hierauf ganz, was der Verf. bei Gelegenheit seines „Beitrags zur Dienstlehre" bemerkt:

Wie kann man Machiavell's Leben, seine Schriften und Briefe studirt haben, ohne sich zu überzeugen, daß er in vollem Ernste und nach seiner Überzeugung den „Fürsten" schrieb, — aber gerade darin liegt eine furchtbare Ironie.

Es ist dies die Ironie, die aus dem Conflicte des Bewußtseins des Besitzes eines Edlern, Höhern, Bessern mit dem Hingegebensein an die Macht der gemeinen Wirklichkeit, an die finstern Gewalten der empirischen Nothwendigkeit entsteht; ein Conflict, den der reine Dichter durch vollkommene Verobjectivirung überwindet, der aber bei dem Schriftsteller, dem es nicht gelungen, zur vollendet abgeschlossenen Kunstform durchzubringen, einen Zwiespalt zurückläßt, der nur in jener „furchtbaren Ironie" aufgeht. Der Verf. scheint diesen innern Zwiespalt, der aus dem Hineinragen der Subjectivität des Schriftstellers in die objective Darstellung so leicht entsteht, gefühlt zu haben; daher noch am Schlusse seines Werks in der „Nachschrift des Autors" die ausdrückliche Erklärung:

Verwechselt mich nicht mit meinem Doppelgänger, die unüberlegte Leichtfertigkeit des Weltkindes nicht mit meiner innern Überzeugung. Fühlt, was Wahrheit ist, und was Fiction.... Prüfet Alles, und nur das Heilsame und Nützliche behaltet, das Andere soll euch nur als Spiegelbild der Wirklichkeit zu unterhalten versuchen. Darin folgt mir durch Streben und Irrthum, durch Fortschritt und Rückgang, wie es mehr oder minder in jedes Menschen Leben ersichtlich wird. Daraus entnehmt Lehre wie Abmahnung, bis einst vielleicht auch der in seinem Innern völlig klar Gewordene sich Euch mitzutheilen vermag.

Eine Erklärung, die ganz mit unserer Ansicht über das Verhältniß des Verf. zu den in seinen Schriften ausgesprochenen Meinungen, Gesinnungen, Ansichten, Gefühlen u. s. w. übereinstimmt.

Doch dem sei nun, wie ihm wolle, wir begnügen uns an dem Resultat seiner literarischen Thätigkeit und danken ihm für die Bereicherung unserer Einsicht in das Wesen der heutigen Aristokratie, die er uns durch diesen Beitrag zur Schilderung des Denkens, Thuns und Treibens unserer exclusiven Kreise gewährt hat. Sein Werk wird eine reichhaltigere Quelle für einen Culturhistoriker späterer Jahrhunderte abgeben, als viele systematische historische Werke der Gegenwart. Vielleicht ist es ihm selbst nicht bewußt geworden, was er geleistet; dies mag leicht der Fall sein, denn nur selten können wir die Tragweite unserer Handlungen berechnen; gewiß aber ist es, daß in ihm und seinen Schriften eine ganze Seite unserer modernen Aristokratie ihren concentrirtesten Ausdruck gefunden hat, der um so unbefangener erscheint, als er absichtlos ist.

Dies über den „Verstorbenen"; nun noch ein paar Worte über den Lebenden. Vor allen sei hier des „Bescheidenen Beitrags zur Dienstlehre" gedacht, dieser unübertrefflichen Schöpfung humoristischer, nicht aber „furchtbarer" Ironie, die nur zur furchtbaren Satire wird. Ihn müssen wir unbedingt dem Lebenden zuschreiben; denn nicht das phantastische Spiel des „Verstorbenen", nur die tiefe Beobachtung und das treffende unbefangene Urtheil eines Lebenden, dem es allein um Wahrheit zu thun ist, konnte diese köstliche Humoreske schaffen. Wir können leider nichts aus ihr mittheilen, weil wir, um einen Begriff davon zu geben, sie ganz mittheilen müßten; aber wir können versichern, daß schon um ihretwillen es sich lohnt, den „Vergnügling" zu lesen. Was die eigentlichen landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen betrifft, so brauchen wir ebenfalls kein Wort zu verlieren, denn die Virtuosität des Verf. in diesen Bezug ist nur zu bekannt und bewährt sich auch vollkommen in den vorliegenden drei Bänden, besonders in den beiden letzten, die Griechenland und die ionischen Inseln umfassen, wogegen im erstern der Roman des Roué den größten Theil des Platzes wegnimmt und nur die Schilderung Maltas Zeugniß für die Kunst des Verf. in der Landschafts- und Sittenmalerei ablegt. 43.

Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des Kaiserthums Östreich vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In treuen Abbildungen mit biographisch-historischen Notizen von Joseph Bergmann. Erstes Heft. Wien 1840.

Gerade vor 100 Jahren erschienen Köler's „Münzbelustigungen" und gewannen sich durch den Reichthum ihres Inhalts, die Gediegenheit der Bearbeitung und selbst durch die Mannichfaltigkeit ihrer Form einen Beifall und den numismatischen Studien eine Theilnahme, die auch jetzt nach 100 Jahren dem Buch noch Freunde sichert, die zu ihm, wie zu einem Bunarbaschi, einer Quelle mit 100 Mündungen, in tausend Fällen des geschichtlichen Zweifels und selten ohne Trost ihre Zuflucht nehmen. Belustigungen sucht man jetzt weniger bei Münzen. Seit man gerade die vorzüglich hochschätzt, auf denen weder ein Reim noch Spruch zu lesen, und statt eines zierlichen Bildes ein oft kaum zu deutender Typus, manchmal eine barbarische Fratze zu sehen ist, hat die Münzkunde ein etwas moroseres Ansehen bekommen. Statt wie sonst sich an Coselgulden zu ergötzen, fragt man sehr ernsthaft, ob ihr Feingehalt auch die Echtheit verbürge, und fodert bei Margarethengroschen Urkunden und Belege. Die Münzkunde ist sehr wissenschaftlich geworden und eine bloße Zusammenstellung ohne Wahl aufgegriffener Medaillen möchte jetzt schwerlich viel Glück machen. Desto sicherer darf ein Werk auf Beifall rechnen, das durch den monumentalen Anhalt der Münzen einzelne geschichtliche Gebiete zur Anschauung bringt und ihre Bedeutendheit dadurch ins Licht stellt, daß es ihre mehr als subsidiaire, ihre fast selbständige Wichtigkeit hervorhebt. Das Werk, das Hr. Bergmann beabsichtigt, ist ein solches. Es will Schaumünzen auf ausgezeichnete Männer des „östreichischen" Kaiserthums bekannt machen, die geschichtliche Beigaben zu einem Ganzen machen werden. Zweierlei sei erlaubt, bei dem Titel zu bemerken: erstens, daß Hr. Bergmann, als ein dem Mittelalter Vertrauter, hoffentlich die edeln Frauen nicht ganz ausschließen wird, und dann, daß er wol auch das östreichische Kaiserthum in dem Umfange der jetzigen östreichischen Monarchie verstehen werde. Bei beiden Erweiterungen werden seine Abonnenten gewinnen, die befugt sind, sich in dem Unternehmen ein Werk wie Litta's „Famiglie celebri italiane" zu versprechen. Schon das erste Heft, das den Text zu 19 Münzen (aber freilich beiweiten nicht lauter Schaumünzen) bringt, die von und für Bischöfe von Trient, meistens aus dem Geschlechte der Freiherren von Madruzzo geprägt wurden, hätte leicht ein geschichtliches kleines Kunstwerk werden können, wo der Text mit der graphischen Unterlage nicht allein in Wechselbeziehung, sondern in eine Art Wettstreit getreten wäre. Hält Hr. Bergmann

diese Ansicht fest, so darf er gewiß sein, daß sehr lebhafter Beifall ihm nicht fehlen wird, lebhafterer als der dem Marchese Litta zu Theil ward, der durch eine sonderbare Grille sein treffliches Werk wenig brauchbar einrichtete. Oft wird es bei folgenden Heften dann wol zweifelhaft werden, ob der Text um der schönen Abbildungen willen da sei, oder ob die Abbildungen nur dem Texte sich anschließen; aber das Ganze wird doch dem Verf. Ehre bringen und auch der reichen kaiserlichen Sammlung, die zu seinen Untersuchungen ihm so reichliches Material bietet. 8.

Zur russischen Literatur.

Bei der diesjährigen (zehnten), durch die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Petersburg erfolgten Vertheilung der Demidow'schen Preise erhielt das Werk von Postels und Ruprecht „Beschreibung der Seegewächse" den vollen Preis von 5000 Rubel Aff. Der halbe Preis von 2500 Rubeln wurde folgenden Werken zuerkannt: der „Anatomia chirurgica" von Pirogow, der juristischen „Encyklopädie" von Rewolin, der „Beschreibung der Kanäle Rußlands" von Stuckenberg, der „Physiologie" von Filomafitskij, der „Beschreibung der Provinz Armenien" von Chopin und der „Türkisch-tatarischen Grammatik" von Kasembeck. Die Schriften von Stuckenberg und Chopin befinden sich noch in Manuscript, zu ihrem Abdrucke hat die Akademie 3000 und 1500 Rubel Aff. ausgesetzt. Der Verf. der tatarischen Grammatik ist seiner Abkunft nach Tatar und Prof. seiner Muttersprache an der Universität Kasan. Er hat durch sein Werk, in dem er besonders Jaubert gefolgt ist, bekundet, wie gründlich er das Tatarische studirt hat.

Nach einem Berichte von Brosset, der sich in einer der letzten Nummern des Bulletin der Akademie zu Petersburg befindet, ist die chinesische Bibliothek im Asiatischen Museum dieser Akademie die zahlreichste nach der pariser. Sie enthält 1071 chinesische Werke in 1364 Bänden, im Ganzen 510 einzelne Piecen. Besonders bemerkenswerth ist eine allgemeine Geschichte von China und eine Statistik in 300 Bänden. Den Grund zu dieser Bibliothek legten die Bücher, welche der russische Gesandte aus Peking an den Kaiser Peter I. eingeschickt hat.

In Moskau besteht seit 1805 eine von dem Prof. Fischer von Waldheim gegründete naturhistorische Gesellschaft, welcher der Gründer noch jetzt vorsteht. Die Gesellschaft hat ihre Memoiren in 15 Bänden und in einer besondern periodischen Schrift „Abhandlungen der ersten russischen Naturforscher" herausgegeben, darunter viele sehr anziehende Beiträge zur Zoologie, Geognosie u. s. w. von Rußland.

Der Oberst Muchanow, bekannt in der russischen und polnischen Literatur als Herausgeber der Memoiren Zolkjewski's, hat in Paris auf diesen großen Hetman sich beziehende Documente und Werke gesammelt, da er die Absicht hat, eine Lebensbeschreibung Zolkjewski's in russischer Sprache herauszugeben. Zugleich sammelt er Materialien zu einer umfassenden Geschichte der Kosacken. 7.

Bibliographie.

Bechstein, L., Botenlauben. Vorläufer und Skizze. 16. Meiningen. 10 Ngr. (8 Gr.)

Becker's Weltgeschichte. 3te Auflage, neu bearbeitet von G. L. Staedler. 3ter Theil. Geschichte der neueren Zeit. — Auch u. d. T.: K. A. G. Becker's Geschichte der neuern Zeit. 3te Auflage. Gr. 8. Berlin, Frantz. 15 Ngr. (12 Gr.)

Bowitsch, L. B., Nordlichter. 1ste Lief. Gr. 12. Wien. 10 Ngr. (8 Gr.)

Farsistan. Persische Scenen und Legenden. Aus dem Tagebuche eines britischen Touristen von W. F. Guttenstein. 8. Karlsruhe, Macklot. 18¾ Ngr. (15 Gr.)

Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten in Novellen von Bertram, E. Karoli und A. v. Sartorius. 8. Berlin, Vereins-Buchhdlg. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Galle, F., Geistliche Stimmen aus dem Mittelalter zur Erbauung gesammelt. Gr. 12. Halle, Lippert. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Glaßbrenner, A., Schilderungen aus dem Berliner Volksleben. 1stes und 2tes Heft. 8. Berlin, Frantz. 20 Ngr. (16 Gr.)

Gotthold, F. A., Der Religions-Unterricht in den evangelischen Gymnasien nach dem Bedürfniß der jetzigen Zeit. 8. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 5 Ngr. (4 Gr.)

— —, über des Fürsten Anton Radziwill Kompositionen zu Göthe's Faust. Nebst Göthe's späteren Einschaltungen und Änderungen. 2te mit einem Nachtrage vermehrte Ausgabe. 8. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 5 Ngr. (4 Gr.)

Graff, E. G., Über den Buchstaben Q. Gr. 4. Berlin, Nikolai. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Groos, F., Meine Lehre von der persönlichen Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode. Neu bearbeitet. Meinen Kindern gewidmet. 2te Auflage. Kl. 8. Mannheim, Hoff. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Guttenstein, W. F., Albion. Historisch-politische Skizzen. 8. Karlsruhe, Macklot. 18¾ Ngr. (15 Gr.)

Haltaus, K., Allgemeine Geschichte vom Anfang historischer Kenntniß bis auf unsere Zeit. Für höhere Lehranstalten und Geschichtsfreunde bearbeitet. 2ter Band. Geschichte des Mittelalters. Gr. 8. Leipzig, Fest. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Heimsoeth, F., Beiträge zur richtigen Lectüre der griechischen Dramen. I. Vom Vortrage des Chores. — Auch u. d. T.: Vom Vortrage des Chores in den griechischen Dramen. Gr. 8. Bonn, Habicht. 15 Ngr. (12 Gr.)

Das Kaisergrab. Phantasie von A...... von H....., geb. D..... Gr. 12. Passau, Pustet. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Krug's gesammelte Schriften. 10ter bis 12ter Band. 4te und letzte Abth. Encyklopädische und vermischte Schriften. 3 Bde. Gr. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 5 Thlr. 15 Ngr. (5 Thlr. 12 Gr.)

Nasse, Fr., Die Unterscheidung des Scheintodes vom wirklichen Tode; zur Beruhigung über die Gefahr, lebendig begraben zu werden. Gr. 8. Bonn, Habicht. 10 Ngr. (8 Gr.)

Oertel, F. M., Die Staatsgrundgesetze des deutschen Reiches. Zusammengestellt, eingeleitet und historisch erklärt. Gr. 8. Leipzig, Köhler. 2 Thlr. 15 Gr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Paniel, K. F. W., Die verschiedenen theologischen Richtungen in der protestantischen Kirche unserer Zeit. Zur Verständigung für denkende Christen zunächst in den weltlichen Ständen, und mit Bezug auf Krummacher's Bremische Verfluchungssache herausgegeben. Gr. 8. Bremen, Schünemann. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Perlen. Taschenbuch romantischer Erzählungen für 1842. Von R. Heller. 16. Leipzig, Ph. Reclam jun. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Preusker, K., Die Stadt-Bibliothek in Großenhayn; in Hinsicht ihrer Verwaltung und ihres jetzigen Besitzthums dargestellt, im Auftrage der Bibliothek-Commission. 2te, vervollständigte Auflage. Gr. 8. Großenhayn. 3 Ngr. (2½ Gr.)

Quevedo, F. G. de, Der Glücksritter. Spanisches Sittengemälde. Mit Erläuterungen versehene deutsche Bearbeitung von W. F. Guttenstein. 2 Bändchen. 8. Karlsruhe, Macklot. 1 Thlr.

Rotteck's, C. von, gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne H. von Rotteck. 1ster Band. Jugendliche Versuche. Literarische Erstlinge. Historische Aufsätze. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ulrici, H., über Princip und Methode der Hegel'schen Philosophie. Ein Beitrag zur Kritik derselben. Gr. 8. Halle, Lippert. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 249. —— 6. September 1841.

Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Henrich Steffens. Erster und zweiter Band.

Zweiter Artikel.*)

Es ist der große, eigenthümliche Vorzug unsers genialen Steffens, daß er äußere und innere Zustände und Erlebnisse in ihrer vollen Frische und Wesenheit, wir möchten fast sagen, nicht blos malerisch, sondern vielmehr plastisch zu reflectiren versteht. Das gibt allen seinen Werken Werth und Charakter, namentlich diesen seinen Erinnerungen, auf deren zwei erste Bände wir noch einmal zurückkommen, ehe wir über die soeben erschienenen beiden folgenden berichten, — fest überzeugt, dadurch den Lesern d. Bl. nichts Unerwünschtes zu bieten, wenn wir uns auch einer ungebührlichen Verspätung schuldig bekennen müssen. Betrachteten wir in unserm frühern Artikel den sinnigen Knaben an der liebenden, kranken Mutter Hand nicht ohne Interesse, so wird hoffentlich auch des Jünglings Bild und Leben der Theilnahme nicht entbehren, ja, dieselbe leicht in noch höherm Grade gewinnen, da der geistige Horizont sich hier erweitert und gar manche interessante Gestalt in den Kreis tritt, dessen Mittelpunkt der Erzählende bildet. Das Leben der Kindheit ist nämlich mit dem ersten Bande geschlossen; der zweite schildert uns das Universitätsleben, das literarische und politische Treiben der reifern Jugend bis zu Steffens' Abreise von Kopenhagen und umfaßt demnach die Jahre 1790—94. Es ist dieses ein verhältnißmäßig kurzer, aber inhaltreicher Zeitraum, bei welchem der Erzähler mit aller der natürlichen Vorliebe und Innigkeit verweilt, welche die Erinnerung an den eigentlichen Lenz- und Wonnemond des männlichen Lebens selbst in des Greises Brust immer wieder aufs neue weckt und nährt. Ist doch in dieser Periode Alles Kraft und Entwickelung; darum werden auch die Federzüge und Pinselstriche in Erzählungen und Gemälden aus dieser Zeit unwillkürlich viel kräftiger und bestimmter, die Gruppen lebendiger, die Physiognomien der Einzelnen schärfer und kecker. Den Beweis dafür mag unser Verf. selbst liefern, und zwar in dem höchst geistreich mit van Dyk's Meisterschaft entworfenen und ausgeführten Portrait des interessanten, auch in Deutschland bekannten Dichters Rahbek. Einige kurze Notizen zur Andeutung des historischen Fadens mögen uns den Weg dazu bahnen.

Genießend und arbeitend, sinnend und träumend, aber schon mit Entschiedenheit und in klarer Liebe der tiefern Naturforschung zugewandt, gelangte der Knabe Henrich an die Grenze des Jünglingsalters und bezog 1790 die Universität Kopenhagen, die aber damals nicht mehr des alten, im 17. Jahrhunderte erworbenen Ruhmes sich erfreute. Die Zeit, als die Bartholin, Ole Worm, Torfäus, Otto Sperling u. s. w. hier glänzten, war vorbei, und als Steffens die Hochschule bezog, waren in der medicinischen Facultät, der er sich anschloß, sein Onkel Bang und der als Accoucheur bekannte Saxdorf fast die einzigen, die einen bedeutenden Ruf hatten. Die meisten sonstigen Gelehrten der Stadt waren entweder nicht bei der Universität angestellt, oder ihre Gelehrsamkeit trug hier wenig Früchte. Das erste Studienjahr war allgemeinen Studien gewidmet.

Meine Erwartungen von den Vorträgen der Professoren waren unermeßlich, mein Fleiß in dem ersten Semester grenzenlos, und kaum begreife ich selbst, wie ich im Stande war, so viel zu leisten. Ich hörte täglich sieben Vorlesungen, und da ich bald unter meinen Mitstudirenden den Ruf erhielt, als wenn ich in der Philosophie und Physik, ja, selbst in der Mathematik damals unter den jüngsten Studirenden ungewöhnliche Kenntnisse besäße, so schlossen sich bald mehre an mich an. Allerdings war mein ganzes Betragen geeignet, die Aufmerksamkeit fast gewaltsam auf mich zu richten. Was ich so lange in stiller Einsamkeit mit mir herumgetragen hatte, das brach jetzt unaufhaltsam in einen Strom der Rede aus. Im Hause meines Vaters fand ich keinen, dem ich mich mittheilen konnte. Hier befand ich mich unter einer Menge von Jünglingen, die alle mit mir nach einem Ziele strebten, und ich nahm bald wahr, daß sie in allen realen Kenntnissen weit hinter mir waren. Da trat nun die Neigung zu belehren mit Macht hervor. Die Vorträge wurden Gegenstände einer ausführlichen Auseinandersetzung, nicht selten einer unreifen jugendlichen Kritik. Ich mochte wol Vielen zudringlich erscheinen, aber bald merkten die Ärmern, daß sie wol Nutzen von mir ziehen konnten .... So warf ich mich schon in der ersten Zeit meiner akademischen Laufbahn zum „Manuductör" (Führer) Anderer auf; und wenn ich sieben Stunden hindurch Vorlesungen gehört hatte, verwandte ich drei bis vier Stunden zum Repetiren der eben gehörten Vorträge mit armen Studenten, die keinen Manuductör bezahlen konnten. Mit der Philologie gab ich mich freilich nicht ab, wol aber mit den Gegenständen, die für das philosophische Examen gefodert wurden.

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 10 d. Bl. D. Red.

So brachte Steffens den ersten Winter seiner akademischen Studien in großer Anstrengung zu. Von den Lehrern, die er hörte, nennt er einige jener „Professorenoriginale, die jetzt immer mehr verschwinden": Riisbeigh, Gamborg, den Deutschen Kratzenstein und den Historiker Professor extraordinarius Snedorf, durch welchen letztern er zuerst die Quellen der dänischen und norwegischen Geschichte kennen lernte und den er „unendlich lieb" gewann. Der liebenswürdige Mann starb leider bald; denn er erhielt ein Reisestipendium, ging nach Deutschland, wo er in Jena Reinhold's Vorlesungen beiwohnte, und von da nach England, wo er von der Outside einer Postkutsche herunterstürzte und starb. Ein Zusammenleben der Studirenden fand eigentlich nicht statt; vorübergehende Berührungen durch die Vorlesungen führten selten zu einer genauen Bekanntschaft; ein gemeinschaftliches Interesse zeigte sich nirgend, außer durch Zufall veranlaßt, wenn sich die Studenten in ihrem Rechtsgefühle verletzt glaubten. Einen wirklich komischen Fall dieser Art theilt Steffens S. 38 fg. mit, er enthält reichen Stoff zu einem höchst ergötzlichen Lustspiele, das etwa unter dem Titel: „Werther's Leiden, ein Studentenschwank", Furore und volle Kassen machen könnte, wenn es den rechten Bearbeiter fände.

Einer meiner entfernten Verwandten Cr. zeichnete sich auf der Universität durch seine Unwissenheit und fast an Blödsinn grenzende geistige Beschränktheit aus. Wahrscheinlich durch den Einfluß meines Onkels Bang, der sich für verpflichtet hielt, für alle Glieder seiner ausgedehnten Familie Sorge zu tragen, erhielt dieser arme Mensch eine Stelle in einem der reichsten Collegien (eine Art akademischer Stiftungen) und man rächte sich an dem einfältigen Menschen auf eine auffallende, ja fast grausame Weise, die freilich seine fast unglaubliche Unwissenheit und grenzenlose Geistesschwäche nur zu entschieden bewies. Eine Übersetzung von „Werther's Leiden" ward angekündigt. Es war während der Vormundschaft der verwitweten Königin, und sie ward verboten. Nun ward viel über diese Schrift und über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des Verbotes hin und her gesprochen. Bei dieser Gelegenheit hörte nun der arme einfältige Mensch, daß ein Sohn von Jerusalem, dem bekannten Schriftsteller, die Veranlassung zu diesem Gedichte gegeben hatte. Man versicherte, daß er Professor in Kopenhagen gewesen wäre, wo seine Witwe noch lebe. Auch stellte man die unglückliche Geschichte des Selbstmordes ihm so dar, als hätte sie eben erst stattgefunden. Als Cr., obgleich er theologischer Candidat war, Alles glaubte, ging man noch weiter. Der Professor Jerusalem wäre, versicherte man, aus Gram über den Selbstmord des Sohnes gestorben. Es wäre anständig, ein lateinisches Trauergedicht zu verfertigen und der Witwe zu übergeben. Man verfertigte daher in Cr.'s Namen ein solches Gedicht voll von Sprachschnitzern, ließ es drucken und setzte seinen Namen darunter. Mein Liebling unter den Professoren, Snedorf, damals Candidat, stellte, da er eine zarte Gestalt besaß, die Witwe vor. Er empfing die Repräsentanten der Mitglieder des Collegiums als Witwe, in Trauer gekleidet, blaß und in Thränen gebadet. Cr. mußte das lateinische Gedicht überreichen und als Wortführer die tiefe Theilnahme der Studirenden aussprechen. Snedorf soll bei dieser Gelegenheit seine Rolle musterhaft ausgeführt haben; aber man ging noch weiter .... Es war gebräuchlich, daß die armen Studenten, die das größte Collegium (die Regenz) bewohnten, Gestorbene aus den höhern Classen zu Grabe trugen. Dieses demüthigende Vorrecht bildete einen Theil ihrer Einnahme. Man stellte nun dem Cr. vor, daß es billig wäre, daß ein so berühmter Mann, wie der Professor Jerusalem, nicht durch arme Studenten, sondern durch Candidaten, durch die Mitglieder eines ansehnlichen Collegiums zu Grabe getragen würde. Dazu wäre aber die Erlaubniß des Propstes der Regenz nöthig. Eine Deputation begab sich also nach seiner Wohnung in der Regenz. Als sie vor seiner Thüre standen, stießen seine Begleiter den armen Cr. hinein, schlossen hinter ihm zu, und er stand allein dem Propste gegenüber. Zwar war er etwas aus der Fassung gebracht, als er sich von seinen Begleitern verlassen sah, aber dennoch trug er zum Erstaunen des Professors die Bitte vor und erfuhr nun erst von diesem, auf welche Weise man ihn zum Gegenstande eines schimpflichen Spieles gemacht hatte. Diese Geschichte verbreitete sich über die ganze Stadt; bei uns Jüngern aber erregten solche und ähnliche Geschichten, die man sich erzählte, eine um so größere Theilnahme, je seltner sie waren.

Als das erste halbe Jahr unter angestrengter Arbeit in den reinphilosophischen Vorstudien verflossen war, überließ sich Steffens ganz seiner Neigung und nahm mit heißer Begierde die Studien wieder auf, die er in der letzten Schulzeit getrieben hatte, besuchte die Vorträge über Anatomie, Chemie und Naturgeschichte; zur Erholung diente ihm die Beschäftigung mit der vaterländischen Geschichte. Das Griechische und selbst das Lateinische trat in dieser Periode in den Hintergrund. Zwar machte der um die Zukunft seines unbemittelten Neffen allzu ängstlich besorgte Onkel, in dessen Hause er schon längst lebte, noch einen ernstlichen Versuch, ihn zum Studium der praktischen Theologie zu vermögen; allein vergebens. Steffens' Richtung war entschieden.

Die realste Wirklichkeit eines unüberwindlichen, wissenschaftlichen Triebes bildete mein innerstes Dasein, und jetzt wurde mir diese Wirklichkeit selbst, durch welche alles Andere im Leben für mich Bestand erhielt, abgeleugnet. Ich sollte ursprünglich nichts sein und erst durch die sogenannte Erfahrung in der Zukunft etwas werden. Dies wollte mir keineswegs einleuchten; ich vermochte es nicht mich zu diesem abstracten Idealismus der Erfahrenen zu erheben. Es war, das sehe ich ein, ein Kampf um mein innerstes Dasein, den ich durchzukämpfen hatte. Daß mein Onkel auf keine Weise auch nur einen Begriff hatte von einem solchen Rechte einer ursprünglichen Persönlichkeit, daß er durchaus nicht geneigt war, es anzuerkennen, das sah ich wol ein. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als ihn durch Fleiß, Eifer und durch die Hoffnung, die ausgezeichnete Männer von mir hegten, allmälig zu der Überzeugung zu bringen, daß mein Unternehmen nicht so thöricht wäre, als es ihm schiene. Doch diese Hoffnung konnte nur in einer entfernten Zukunft erfüllt werden, und bis dahin mußte ich leben. Meine Studien setzten aber eben ein sorgenloses Leben voraus, und ich bedurfte in der That, so jung ich war, nicht die Erfahrung meines guten Verwandten, um einzusehen, daß ich mich in einem Kreise bewegte, aus dem ich mich nicht herausfinden konnte. Auch wäre mein Schicksal ohne Zweifel sehr hart gewesen, ich würde es getheilt haben mit so vielen Jünglingen, die, zu einem ähnlichen Kampfe aufgefodert, zu Grunde gehen, wenn nicht Bang, wie sehr er sich auch durch mich gekränkt fühlen mußte, wie entschieden er mich auch seine Unzufriedenheit merken ließ, sich dennoch entschlossen hätte, das Versprechen, welches er der sterbenden Schwester gegeben, zu erfüllen. Von jetzt an gehörte ich zu seiner Familie und wurde vielfältig von ihm unterstützt .... Ich manuducirte die Studirenden, gab den Pharmaceuten Unterricht in den ersten Elementen der Chemie, gab Stunden, arbeitete für einige Journale, schriftstellerte sogar, machte kleine Schulden, weil mein Verhältniß zu Bang nicht unbekannt war. Oft war ich meiner Ansicht nach reich, am häufigsten hatte ich nichts, denn eine jede Summe, die ich erhielt, wurde in Büchern, in Naturalien angelegt, öfters wol auch den geselligen Freuden geopfert; ich lebte bei dem Allen völlig sorglos und wahrhaft

glücklich. Die kleinen Verlegenheiten, in die ich nicht selten gerieth, quälten mich nur vorübergehend. So verfloß die Zeit vom Herbste 1792 bis zum Frühlinge 1794, von meinem 19. bis zum 21. Lebensjahre, eine Zeit, an die ich immer, so kurz sie war, mit großer Freude zurückdenke. Sie war sehr reich, und wenn ich auch in meiner Umgebung keine bedeutende Rolle spielte, so nahm ich doch an Allem, was um mich her geschah, lebhaften Antheil .... und zu meinen Freunden gehörten Männer, die theils damals nicht ohne Bedeutung waren, theils später sich auszeichneten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Buch deutscher Parodien und Travestien. Herausgegeben von Z. Funck. Erster Cyklus. Erlangen, Palm. 1840. Gr. 8. 1½ Thlr.

Wir stehen nicht an, die literarische Bastardfamilie der Parodie und Travestie an und für sich als die unerfreulichste Kunstform zu bezeichnen, die zu erfinden war. Zwar besitzen wir eine „Batrachomyomachie", welche angeblich antik sein soll; dennoch aber möchten wir behaupten, daß die Griechen unfähig gewesen seien, zu begreifen, was wir unter einer Travestie oder Parodie verstehen. Läßt es im griechischen Kunstgeiste sich denken, daß Jemand aus der Gruppe des Laokoon oder aus der der Niobe eine Caricatur, eine komische Scene, einen Spaß gemacht hätte? Wir glauben nicht! Unserer Meinung nach findet ein solcher Widerspruch statt zwischen dem heiligen Ernst der Kunst und dem Versuch, aus denselben Elementen, welche diesem dienten, das Lächerliche zu construiren, daß ein solcher Versuch nichts Anderes hervorrufen kann, als eine absolute Negation, das durchaus Nichtige. Hiernach beschränkt sich das Gebiet der Parodie und Travestie auf das Krankhafte und Verfehlte in den echten Kunstbestrebungen, und nur dies kann in ihr Bereich fallen, dies aber freilich mit vollem Rechte. So begriffen, haben wir eine reale Kunstbedeutung des Parodistischen, und wir begreifen, warum ein großer Theil der deutschen Parodien einen so unerfreulichen Eindruck machen müsse. An einem Beispiel mag dies klarer werden. Das Gefühlvolle ist ein echtes Kunstelement, in seiner richtigen und gesunden Anwendung unfähig der Parodie. Wenn aber Kotzebue in den „Hussiten vor Naumburg" das Gefühl zu einer Krankheit steigert und Empfindungen ohne Wahrheit und Natur zum Hauptelement seiner Dichtung macht, so hat die Parodie ihre Stelle gefunden. Es gibt daher auch wenig bessere deutsche Parodien als Mahlmann's „Herodes vor Bethlehem" ist. Die Gewalt des Schicksals über das Menschenloos ist ein richtiger, echt poetischer Gedanke; wenn aber Müllner in der „Schuld" und Werner im „Februar" diese Gewalt auf die Jämmerlichkeiten des socialen Zufalls reducirten, so greift die Parodie allerdings mit ihrem Recht ein, das Verkehrte zu stigmatisiren. Nun aber fragen wir Jeden, der uns bis hierher gefolgt ist: welches Recht gewährt Schiller's „Lied an die Freude", seine „Glocke", sein Monolog aus „Wallenstein", sein „Abschied Hektor's", welches Recht gewährt Goethe's „Kennst du das Land", seine „Zueignung", sein „Faust", sein „König in Thule" der Parodie? Indem sie sich an solche Gegenstände vergreift, nur ihre Form sich aneignend, ihren Geist aber nicht erkennend, oder nicht beachtend, indem sie so gewissermaßen sich selbst vernichtet und ihr Wesen aufgibt, erscheint Das, was wir das Unerfreuliche nennen und als ein Absolut-Nichtiges bezeichnen müssen.

Die große Mehrzahl der deutschen Parodien und Travestien gehört dieser letztern verkehrten Bestrebung an, und eine bunte, ideenlose Sammlung deutscher Parodien, Richtiges mit Verfehltem mischend, kann daher unmöglich eine erfreuliche Wirkung hervorbringen. Dies ist denn auch der Fall der vorliegenden Sammlung, deren Herausgeber auch nicht darauf gefallen ist, zwischen dem Guten und dem Schlechten in dieser Gattung nach einem Kunstprincip zu unterscheiden. Eine Bemerkung ist hier jedoch noch nöthig. Es gibt Parodien, die an sich unrechtmäßig auftreten, weil der Gegenstand an sich zur parodistischen Behandlung kein Recht gab, die aber, indem sie den Stoff selbst verwandeln, die entstehende Metamorphose selbst zu einer eigenthümlichen Kunstform gestalten, welche uns befriedigt. Solche Parodien, die eigentlichen Travestien, haben ein besonderes Recht zu gelten und nehmen ihre eigene Stelle ein. Wir rechnen dahin beispielsweise Blumauer's „Äneide", sowie mehre gelungene Versuche von Langbein und Roller. Ganz werthlos und verwerflich erscheinen uns hingegen die Parodien in veränderter Mundart, in plattdeutscher oder jüdischer Dialektform, die wir durchaus nicht zu den erfreulichen Kunsterscheinungen zu zählen, ja, wo sie sich an edle Hervorbringungen der Dichtkunst anklemmen, geradezu für auszurottende Schmarotzerpflanzen zu halten genöthigt sind. Nicht ein Kunstverständiger wird in der That davon einen erfreulichen Eindruck empfangen, wenn Hr. Brandenburg z. B. den „Gang nach dem Eisenhammer" in folgender Art paraphrasirt:

> En trüer Knecht was Michel Klu
> Dem Praester, sinen Herrn,
> Recht togedohn, un wat de Fru
> Aem seggte, däh he gern;
> Se was nicht brummsch, se was so goat,
> Doch ok, wenn se ut Dewermoat
> Aem närrsche Ding' ok hödd moal heeten,
> He hädd sik loaten nischt verdreeten —

oder wenn der „Taucher" in einen jüdischen „Wasserschlupfer" sich verwandeln muß, um kaum einmal mit einem spaßhaften Gedanken uns ein Lächeln abzugewinnen. In dieser ganz unwürdigen Gattung, die mit der Literatur nichts mehr gemein hat, begegnen uns in dieser Sammlung leider zu viele und zu widerwärtige Versuche, als daß wir dem Herausgeber nicht unser Misfallen daran zu erkennen geben müßten.

Die Gerechtigkeit erheischt dagegen, daß wir auch die gelungenern Stücke etwas näher bezeichnen, mehr oder minder geeignet, für diese an sich nicht sehr empfehlenswerthen Versuche einige Theilnahme zu erwecken. Vor allen Dingen muß sich darin Geist, gute Kritik und Geschmack zeigen; ja, Geschmack ist hier das dreimal nothwendige Element, wie das Geld zum Kriegführen. Dies Element findet sich in der normalen Proportion in Blumauer's „Äneide", mit Lust, Laune und einem statthaften Zweck gepaart. Es findet sich in Schütz' „Theaterpredigt", in Langbein's „Poststationen" von Rich. Roos, in Anton's „Des Recensenten Bußpredigt", in Saphir's „Monolog einer kritisirenden Jungfrau", in der „Sehnsucht nach Krähwinkel" von Eginhart, im „Ordensfest" von Herloßsohn, im „Kaffee" von Köller, Parodie der Schiller'schen „Glocke" und in seiner Gattung ein Musterstück, das selbst wieder eine gewisse Popularität zu erlangen vermochte. Indem wir diese Arbeiten auszeichnen und ihnen eine relative Anerkennung bezeugen, vermögen wir immer nicht einzusehen, warum eine geistreiche Satire nicht lieber eine ganz freie Richtung erwählen, warum sie sich in Form und Gruppirung an ein anderes Dichterwerk anfesseln soll, das einen ganz andern Inhalt zum Vorwurf nimmt? Und wir können diese selbstgewählte Unfreiheit immer nur dann begreifen, nur dann gerechtfertigt finden, wenn es sich darum handelt, jenen Inhalt selbst der Verspottung preiszugeben. Dies aber bildet die zuerst von uns bezeichnete, einzig zulässige Tendenz der Parodie oder Travestie, womit wir denn auf unsern Ausgangspunkt wieder zurückkommen; denn jene selbstgewählte Unfreiheit würde kaum zu erklären sein, wenn es nicht so ungemein schwierig wäre, in einer freien Satire das richtige Maß zu finden, was denn verleitet hat, sich lieber an Gegebenes zu halten, als den Stoff frei zu handhaben.

Der Herausgeber bevorwortet, wohl zu wissen, daß manchem der hier gegebenen Stücke das poetische Element fehle, und rechtfertigt ihre Aufnahme durch die Absicht einer gewissen Vollständigkeit und Mannichfaltigkeit. Wir finden ihn nicht im Recht, von der Kritik beseitigte Versuche hier wiederabzudru-

chen; ein solches Verfahren grenzt an Buchmacherei, und wir hätten daher gewünscht, er hätte den Grundsatz festgehalten, nur Hervorbringungen aufzunehmen, die ihm selbst einen poetischen Werth zu haben schienen. Er hätte uns hierdurch in den Stand gesetzt, über sein Urtheil — zu urtheilen, was jetzt nicht thunlich ist. Hiernach können wir ihn denn auch nicht auffodern, zu einem zweiten Cyklus vorzugehen, und dies um so weniger, als uns vorliegende erste Reihe Alles zu erschöpfen scheint, was etwa von einigermaßen Beachtenswerthem in dieser Gattung vorhanden sein möchte. Habent sua fata libelli, ist ein altbekannter Satz, und so wollen wir denn auch nicht dafür gut sagen, daß diese Sammlung von Parodien und Travestien nicht ihre Liebhaber finden möchte, obwol die Gattung uns eines literarischen Erfolgs wenig benöthigt zu sein scheint. Auffallend aber ist, daß die Begriffsgrenzen zwischen Parodie und Travestie wol noch nirgend auf anerkannte Weise festgestellt worden sind, und daß auch der Herausgeber, welcher hierzu den nächsten Beruf hatte, die Schwierigkeit mit großer Leichtigkeit umgeht. Irren wir nicht, so hat die Parodie es mit Verspottung des Einzelnen, die Travestie aber mit einer solchen Gestaltung des ganzen Inhalts zu thun, daß daraus, anstatt des ernsten und tragischen Eindrucks, ein komischer oder launiger Effect hervorgeht. Die „Äneide" von Blumauer würde daher eine Travestie, der „Kaffee" von Röller eine Parodie sein. Wir sind jedoch nicht sicher, ob diese Definition in jedem Falle durchgreift, da es auch eine parodistische Species gibt, welche Travestie und Parodie in sich verschmilzt, d. h. wo die Grundidee verändert und die Einzelnheiten, selbst bei nachgebildeter Formgebung, der Verspottung preisgegeben werden. Dies ist z. B. im „Herodes vor Bethlehem" der Fall und wiederholt sich im „Schicksalsstrumpf", wie in der „Verhängnißvollen Gabel". Mit einem Wort, über diese Begriffsbegrenzung schwebt zur Zeit noch einiges Dunkel, das der Herausgeber vor allen Dingen aufklären möge, ehe er an eine Fortsetzung seiner Sammlung geht. 39.

Literarische Notizen.

Der Generaladvocat Victor Foucher, welcher sich speciell mit legislativen Arbeiten beschäftigt, hat soeben einen „Code civil de Russie" erscheinen lassen, welcher die achte Lieferung der „Collection des lois civiles et criminelles des états modernes" bildet. Eine Einleitung gibt einen Abriß der Geschichte der Gesetzgebung und des Gerichtswesens im russischen Kaiserreich. Von desselben Verfassers wichtigem Werke „Assises du royaume de Jérusalem" ist soeben der zweite Band erschienen. Auf den im letztern Werke behandelten Gegenstand hat auch die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, welche mit großem Eifer die von den Benedictinern angefangenen kostbaren Sammlungen fortsetzt, ihr Augenmerk gerichtet. Diese Partie ist dem Grafen Beugnot zugefallen und der erste Theil davon bereits erschienen. Der Text der von den ersten Kreuzfahrern verfaßten Gesetze ist bekanntlich verloren gegangen, nachweislich mit der Eroberung Jerusalems durch Saladin. An ihrer Stelle gelangten in den morgenländischen Besitzungen der Christen, vornehmlich im Königreiche von Cypern, mehre Werke, an deren Spitze man dasjenige des Johann von Ibelin, Grafen von Askalon, setzen muß, zum Ansehen und zur Geltung von Gesetzen und behaupteten sich mehre Jahrhunderte in dieser Geltung. Der Text des eben genannten Werkes, sorgsam mit den Manuscripten verglichen, welche die königliche Bibliothek davon besitzt, bildet die interessantere Partie des Bandes. Doch sind darin noch mehre andere Werke mitgetheilt, z. B. das Buch des Philipp von Navarra, das älteste, welches über die Gesetzgebung und das feudale Gerichtswesen im Morgenlande verfaßt worden ist. Beugnot hat diesen ersten Band mit einer gelehrten und interessanten Vorrede versehen, welche für sich allein ein der Akademie würdiges Werk bilden würde.

Man weiß, daß Philarète Chasles einer der unermüdlichsten Mitarbeiter am „Journal des débats" ist; hören wir, mit welcher imposanten Heroldsstimme dieses Journal die Gelehrsamkeit seines Mitarbeiters zu verkünden weiß. Philarète Chasles hat nämlich das Doctorat durch die Vertheidigung folgender Thesen erworben: „De l'autorité historique de Flavius Josèphe", und: „De teutonicis latinisque linguis". Die „Débats" ergießen sich nun folgendermaßen: „Diese beiden Thesen, vortreffliche kritisch-historische und philologische Arbeiten, wurden von ihm mit glänzendem Erfolge aufrecht erhalten; mit derselben Stärke, womit man ihn angriff, vertheidigte er sich. In seiner lateinischen Disputation bewährte er eine tiefe Kenntniß der nordischen Sprachen, ihrer Entwickelungen, ihrer Fortschritte, Ähnlichkeiten und Unterschiede. Als gelehrter Philolog und sinnreicher Philosoph stand er da; dann behandelte er Das, was die Grammatik, und Das, was die Philosophie der Sprachen betrifft, mit gleicher Leichtigkeit. In seiner französischen Disputation über Flavius Josephus bekämpfte er diesen Schriftsteller und wußte die Rolle des Anklägers, die er übernommen hatte, mit einer wahrhaft seltenen Lebendigkeit und Eleganz der Sprache zu behaupten. Hr. Chasles hat in dieser Disputation, welche fünf Stunden dauerte, die Probe von großem Rednertalent abgelegt. Er zeigte Klarheit und Wärme, Geist und Leben, Eigenschaften, welche Demjenigen nothwendig sind, der öffentlich über Geschichte und Literatur sprechen muß. Diese beiden Doctorthesen sind die glänzendsten, welche die pariser Facultät seit einigen Jahren vertheidigen gehört hat." Die beiden Disputationen sind bereits im Druck erschienen.

Aus der Schule Fourier's und dem Bureau der „Phalange" gingen hervor: „Débâcle de la politique", von Victor Considérant; „Le fou du Palais royal, dialogues sur la théorie de Fourier", von Cantagrel; „Manifeste de l'école sociétaire". A. Paget's „Introduction à l'étude de la science sociale" erschien in zweiter Auflage; ferner ein Wiederabdruck der „Oeuvres complètes" von Ch. Fourier. Der erste Band enthält: „Théorie des quatre mouvements et des destinées générales", zweite vermehrte, mit Anmerkungen des Verfassers und einer Vorrede der Herausgeber versehene Auflage; der zweite bis sechste Band die „Théorie de l'unité universelle", zweite Auflage des „Traité de l'association domestique agricole", wovon der erste Band erschienen ist; die übrigen werden von sechs zu sechs Wochen, und mit dem sechsten zugleich „Le nouveau monde industriel et sociétaire" ausgegeben werden.

Zu Neapel erschien ein Lehrbuch der Musik unter dem Titel: „Teoriche elementari di musica", von Alessandro Mampieri; und „Memorie de' compositori di musica del regno di Napoli, raccolte dal Marchese *di Villarosa*". 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 250. —— 7. September 1841.

Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Henrich Steffens. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Unter Steffens' Freunden nimmt neben Münter (später Bischof von Seeland) und dem Botaniker Hornemann unstreitig Rahbek eine der bedeutendsten Stellen ein. Die Lebendigkeit, mit welcher Steffens 36 Jahre später sein Bild malte, zeigt, daß er ihn seit jener Zeit in treuen Herzen bewahrt hat, obgleich die Verhältnisse sie früh schon trennten. Wir haben unsern Lesern die Aufstellung dieses Bildes versprochen, weil wir glauben, des edeln Jünglings innerstes Wesen spiegele sich am reinsten und wahrsten in seinen Freunden ab.

Es war Rahbek ein in vieler Rücksicht eigenthümlicher Mann. Schon sein Äußeres fiel auf; er war von mittlerer Größe und ging etwas gebückt, den Kopf vorwärts gebogen. Seine gewöhnliche Tracht war schwarz, damals nicht so häufig als jetzt, seine Haare waren brennend roth und sein Gesicht hatte fortdauernd einen, doch keineswegs auffallend rothen Teint. Der Dichter Pram verglich ihn mit einer angezündeten Fackel. Er war sehr kurzsichtig; während er sprach, pflegte er beide Hände dem Gesicht nahe zu bringen und mit dem rechten Daumen die innere Fläche der linken Hand zu reiben. Er schien dann in die Hand hineinzusprechen. Der Ton seiner Stimme war sehr hoch und grenzte an die Fistel. Er sprach, wie die meisten Dänen, langsam und bedächtig, und sein etwas breites Gesicht zeichnete sich nicht durch hervorstechende Züge aus, wol aber deutete es auf höhere Bildung, Verstand und große Herzensgüte. Er war der Sohn eines nicht ganz unvermögenden Beamten und Hausbesitzers in Kopenhagen, war auf einer der besten gelehrten Schulen in der Provinz (Herlufsholm) gebildet und hatte sich daselbst ausgezeichnet. Auch auf der Universität überstand er die höchste Schulprüfung (das große Philologicum) mit Ehren. Eine große Neigung zog ihn von der gewöhnlichen Laufbahn ab; er reiste mehre Jahre in Deutschland, lebte in sehr vertrauten Verhältnissen mit Schröder in Hamburg und mit Iffland in Manheim. Als er zurückkam, ward er Professor der Ästhetik. Rahbek war, kann man sagen, was man in der gemeinen deutschen Burschensprache ein fideles Haus, wol auch ein altes bemoostes Haupt nennt; nur muß man alles Geringe und Widerwärtige sich wegdenken. Man muß an der Stelle der armseligen Verbindungsstreitigkeiten sich den edelsten vielseitigen Sinn für Wissenschaft und Kunst, mit seltenen Kenntnissen verbunden, vorstellen. Durch ein ausgebreitetes Studium waren ihm alle Dichter der alten und neuen Sprachen bekannt, er aber liebte dabei vorzugsweise die literarische Thätigkeit, die sich lebendig mit der Gegenwart beschäftigte, sowie seine Lebensart überhaupt ihn der Jugend anschloß. Es lebte wol kaum in irgend einem Lande ein Mensch, der so viele Duzbrüder hatte wie er; er gefiel sich in dieser unermeßlich ausgebreiteten Brüderschaft und konnte seine Brüder in einigen Familien bis zur vierten Generation aufzählen; er duzte sich mit dem Großvater, dem Vater, dem Sohne und dem Enkel zugleich. Wenn man alles Enge und Beschränkende wegdenkt, so konnte man ihn wol den Senior einer jugendlichen Verbindung nennen, die heiter, zuweilen übermüthig und rücksichtlos, aber zugleich mit dem Höchsten und Edelsten, mit eigenen Aufgaben beschäftigt, fleißig und mühsam arbeitend war. Neben der erstarrten Universität und den alten verkümmerten Professoren bildete er das aufregende und belebende Princip. Seine Vorträge waren uns angenehm, aber noch in einem viel höhern Grade sein Umgang belebend. Er war nicht blos der fernstehende Lehrer, er war auch der vertraute Freund, dem man ohne Scheu auch seine Thorheiten wie seine Zweifel mittheilen konnte. Er half, wo Hülfe nöthig war, er rettete, wo die Noth drängte, und seine Belehrungen erschienen nie in der steifen Form der Doctrin, die oft abschreckt und Widerstand erzeugt: es war vielmehr der freundschaftliche Rath, der ohne alle starre abstracte Form, hülfreich und natürlich aus dem nächsten subjectivsten Bedürfnisse hervorging, die Bedrängniß aufhob, die Verwickelung löste und so, warnend für die Zukunft, von dem scheinbar beschränkten Standpunkte aus, desto eindringlicher ward und eine höhere und allgemeinere Bedeutung erhielt. Ich lernte ihn erst im Frühling 1793 kennen und verlebte das letzte Jahr in seinem vertrauten Umgange. Ich kann diese Bekanntschaft als die eigentliche Aufnahme in den Kreis der Freunde, die meiner ganzen geistigen Bildung eine Richtung gaben, deren Einfluß, wie ich wol erkenne, sich über mein ganzes Leben erstreckt, mit Recht betrachten. Ich verdanke den Brüdern Münter diese Bekanntschaft, wie so Vieles. Rahbek war damals 35—36 Jahr alt, ich 20. Der Mann, den ich durch das Gerücht kannte, dessen Vorträge mich anzogen, dessen mächtiger Einfluß auf die Literatur seines Landes meine Verehrung foderte, hatte wol Manches von mir schon gehört. Er trat mir auf seine unbefangene Weise, als wäre ich ein alter Bekannter, entgegen und redete mich schon im Laufe des Gesprächs mit dem vertraulichen Du an. Ich war äußerst bewegt, mir schien es, als hätte ich nun durch diese Bekanntschaft plötzlich eine höhere Stufe des Lebens erreicht, und bei meiner Neigung, mich gern und willig den Männern hinzugeben, die mich in meiner innern reichen Verwirrung zu fördern versprachen, gewann er mich ganz und auf immer.

Rahbek hatte ein Mittel, welches, eingreifender als jedes andere, Leben und geistige Beschäftigung miteinander verband, und das war nun eben das Theater. Eine dramatische Gesellschaft unter dem Namen „Borups Selskab" — ich erinnere mich nicht, ob durch ihn gestiftet oder nur von ihm belebt — vereinigte einen Kreis von jungen Männern und bildete den eigentlichen Mittelpunkt ihrer Vereinigung. Die Frauen waren von diesem Kreise ausgeschlossen. Die Frauenzimmerrollen wurden von Jünglingen gespielt, und dadurch waren schon manche unangenehme Verwickelungen, die in andern dramatischen Gesellschaften Eigen-

tigkeiten, unnütze Ausgaben, gefährliche Leidenschaften, wol auch nicht selten Skandal erzeugten, glücklich vermieden. In dieser Gesellschaft war Rahbek Herr und Meister. Er bestimmte die Stücke, er vertheilte die Rollen, und obgleich Alles das Ansehen der Berathung hatte, so fand zu meiner Zeit wenigstens kaum jemals eine Opposition gegen seinen Willen statt. Die Beschäftigung mit den Stücken, die aufgeführt werden sollten, war nur ein wahres Studium.

Es wurde nur selten gespielt; wenn ich mich recht erinnere, nur alle Monate ein Mal und in den Sommermonaten gar nicht. Desto größere Sorge konnte auf jede Vorstellung verwandt werden, und wer spielte, konnte in den letzten Tagen vor der Aufführung eines Stückes kaum etwas Anderes treiben. Die Stücke wurden gelesen, die Entstehung des Stückes, die Absicht des Verfassers, die Art, wie eine jede Rolle genommen werden mußte, wurde ausführlich besprochen. Die Einwohner von Kopenhagen schätzten sich glücklich, wenn sie den Vorstellungen beiwohnen konnten; man drängte sich fast mehr zu diesen als zu denen des öffentlichen Theaters, und viele von den verdientesten Schauspielern, wenn sie nicht selbst beschäftigt waren, wohnten ihnen bei. Ich spielte nur zwei oder drei Mal, und man hatte mancherlei gegen mein Spiel einzuwenden. Die eigene Zuversicht, mit der ich in der früher erwähnten Gesellschaft auftrat, war verschwunden, das mannichfaltige Gerede über die Art, wie meine Rolle genommen werden müßte, machte mich irre. Es ging mir hier wie bei der Rede. Ich vermag nur dann zu reden, wenn ein Gegenstand mich ganz erfüllt, wenn er in seiner Totalität mit allen seinen Theilen mir lebendig vorschwebt. Eine Rede, die äußere Rücksichten anerkennen, deren Inhalt aus den Verhältnissen der Gegenwart entstehen soll, gelingt mir nie. Die von Goethe so hoch geschätzte Fähigkeit, eine jede dargebotene Gelegenheit ergreifen zu können, um sie zum Gegenstande einer gelungenen Rede oder eines Gedichts zu machen, besitze ich gar nicht. Das Bild, welches ich mir etwa von einer Rolle gemacht hatte und innerhalb welchem ich mich wenigstens frei und bequem bewegen konnte, ward durch die fremde Reflexion zerstört und mit dem mir aufgedrungenen ward ich nie fertig.

Desto mehr zeichneten sich Andere aus. Es waren unter uns Schauspieler, die einen wirklichen Ruf erhielten. Rahbek selbst spielte gern, ja mit Leidenschaft, wußte wol auch die für ihn passenden Rollen zu wählen, aber die schneidende Eigenthümlichkeit seiner Sprache war ihm doch fortdauernd im Wege. Auch das öffentliche Theater erhielt aus unserer Mitte ein Mitglied, den Sohn eines angesehenen Beamten, einen geistreichen jungen Mann. In unserer Gesellschaft galt er für ein großes Talent; der engere Raum, in dem wir uns bewegten, die Dürftigkeit der Umgebung, durch welche die Zuschauer nicht zerstreut werden konnten, auch ihre zutrauliche Nähe, lenkte die Aufmerksamkeit auf die zarteren Einzelnheiten des Spiels, auf die Mimik. Selbst Rahbek scheint es übersehen zu haben, daß der Beifall, der unter solchen Umständen erworben wird, keineswegs auf einen ähnlichen auf einem öffentlichen Theater schließen läßt. Ja, die Gewohnheit, für einen engern Kreis ein sorgfältig durchdachtes Miniaturbild der Rolle zu entwerfen, kann wol die Fähigkeit, ein aus der Ferne ansprechendes Bild, welches in großen Zügen hingeworfen werden muß, zu Stande zu bringen, ganz vernichten. H. war ein geistig interessanter junger Mann, seine Neigung zum Theater war Leidenschaft geworden, besonders zeichnete er sich durch ein unglaubliches mimisches Talent aus. Einige seiner wunderlichsten Meisterstücke der Art genossen seine Freunde. Er löschte Abends das Licht aus; wir saßen im Dunkeln und nun hörten wir die Stimme eines hereintretenden, uns wohlbekannten Universitätslehrers eine Flasche Wein fodern; ein Zweiter folgte darauf, ein Dritter, Vierter, ja nach und nach wol bis sieben oder acht Personen. Es waren alle uns wohlbekannte respectable Männer und die Sprache eines jeden ward bis zur Täuschung nachgeahmt. Sie fingen erst ein langsames, etwas langweiliges Gespräch untereinander an, dieses ward immer wärmer, Rede und Antwort wechselten schneller, sie geriethen in einen Streit, der immer heftiger ward, endlich verloren sie alle Haltung, schimpften sich wechselseitig aus, Keiner ließ den Andern zu Worte kommen, sie schrien sich an, sie fielen sich in die Haare, es war vollkommen, als wenn mehre wüthende Menschen in der Stube wären, und dennoch unterschieden wir ganz deutlich die Stimmen der Männer, die wir sonst nur in ruhiger und würdiger Haltung zu hören gewohnt waren. Ein sehr verständiger junger Mann, der sein Fach mit Ernst behandelte, der solche seltene Fähigkeiten besaß, mußte als Schauspieler die größten Hoffnungen erregen. Auch das Publicum erwartete viel und wir lauerten auf den Tag seines öffentlichen Auftretens mit großer Ungeduld; freilich trat er auch mit Beifall auf, aber wir mußten uns selbst sagen, daß er den Eindruck nicht hervorrief, den wir Alle erwarteten. Er schien ein Anderer zu sein, sein Spiel verlor sich in den großen Räumen. Daß er Schauspieler geworden war, fiel in Kopenhagen vielleicht weniger auf als anderswo; die Schauspieler waren nicht, wie oft in Deutschland, abenteuerliche Menschen aus fernen Gegenden, von deren frühern Schicksalen man nichts wußte, oder auch das Seltsamste erfuhr; sie waren meist unter unsern Augen erwachsen, und man verband mit der Beschäftigung eines Schauspielers, schon seit Holberg's Zeiten, etwas Sittenbeförderndes und Rühmliches. Das Vorurtheil, welches, damals wenigstens, anderwärts die Schauspieler aus der Gesellschaft ausschloß, war hier geringer und Madame Rosing galt für eine der respectabelsten Frauen der Stadt. H. erkannte nur zu bald, daß er seine ganze Zukunft zerstört hatte. Das Publicum war nicht mit ihm zufrieden und er glaubte hinlänglichen Grund zu haben, um nicht mit dem Publicum zufrieden zu sein. Sie hatten, glaube ich, beide Unrecht.

Indessen wurde unsere Belustigung, die wir wol auch ein Studium nannten und die uns so glücklich machte, nicht in allen Kreisen gleich beurtheilt. Die Alten glaubten, daß wir von allen gründlichen Studien abgelenkt würden; ein Glaube, der freilich bald verschwinden mußte. Denn eben die jungen Männer, die sich später in ihren erwählten Fächern am meisten auszeichneten, die tüchtigsten Beamten wie die gründlichsten Gelehrten, sind die Mitglieder dieser Gesellschaft gewesen. Hier lernte ich zuerst Thorwaldsen kennen, dessen bewunderungswürdiges Talent auch damals schon in Dänemark anerkannt wurde. Er erschien höchst einnehmend, seine schlanke Gestalt, seine ausgezeichneten, regelmäßigen Gesichtszüge und sein stilles Wesen mußten einen Jeden anziehen. Er sprach gern über sein Fach und durch ihn erhielt ich zuerst einen anschaulichen Begriff von der Kunst. Die Kunstwelt lag mir überhaupt immer noch fern. Von der Malerei wie von der Bildhauerkunst hörte ich wenig, und mein Auge verstand es nicht die schöne Gestalt rein als solche aufzufassen und geistig zu würdigen. Obgleich die dänische Regierung verhältnißmäßig freigebiger als irgend eine andere in Europa Künstler ermunterte und unterstützte, obgleich die Dänen früher durch Zoëga, Carstens, wie auch später durch Thorwaldsen, in Rom sich auszeichneten, so war dennoch das Verständniß der Kunst im Lande selbst innerhalb eines sehr engen Kreises eingeschlossen. Kunstinteresse galt für eine Art vornehmer und seltene Liebhaberei, und mir schwebte sie als etwas durchaus Seltsames und Wunderbares, aber zugleich als etwas Verborgenes vor. Was die Griechen in der Plastik, was die Italiener in der Malerei geleistet, hatte ich wol im Allgemeinen erfahren, und Rafael, Correggio, Michel Angelo waren mir zwar wie Phidias und Praxiteles historisch wohl bekannt, aber die Kunstwelt erhob sich für die stille Sehnsucht im fernen Süden, wie die Gebirge, die ich näher kennen zu lernen wünschte, im Norden. Daß in meiner Nähe Gegenstände der Kunst oder der Gebirgsnatur lagen, die der Aufmerksamkeit und des Studiums werth waren, erfuhr ich erst, nachdem ich meinem Vaterlande halb entfremdet war. Thorwaldsen war der erste Künstler, den ich überhaupt in der Welt kennen lernte, seine Gestalt hatte schon etwas Plastisches, die Natur schien mit der formen-

der, göttlichen Gewalt auch selbst die schöne Form gegeben zu haben, ich sah mehre seiner Modelle, er sprach einige Male mit mir über seine Entwürfe; kaum wird der große Künstler sich dieser Gespräche erinnern. Die Augen, die so lange verschlossen gewesen waren, konnte ich nicht öffnen. Ich war einem Erblindeten ähnlich, der noch keine Gegenstände zu unterscheiden vermag, den das Licht schmerzlich trifft; eine wunderbare Sehnsucht ergriff mich, aber das Schicksal wollte, daß die kaum eröffneten Augen sich bald wieder schlossen; nur wie ein Traum traten jene Augenblicke der plötzlichen Erhellung mir vorübergehend entgegen und erhielten die schlummernde Sehnsucht .... Die dänische Jugend liebte damals die geselligen Freuden, nicht die erschlaffenden Diners, die später Mode wurden, vielmehr die lustigen abendlichen Trinkgelage, die freilich oft bis in die Nacht hinein dauerten. Man glaube jedoch nicht, daß diese so besonders unmäßig waren, vor Allem nicht da, wo Rahbek diese gesellige Lust leitete. Der Wein, den wir genossen, ward mehr besungen als getrunken. Die Zeit, in welcher ich lebte, und die nahe Vergangenheit, die gefeiert wurde, bildete in Dänemark besonders die Epoche der Trinklieder aus. Ihr Hauptthema war muthige Sorglosigkeit, die alle Bedrängnisse des Lebens als ein heiteres Spiel mit Humor auffaßte, belächelte und mit Leichtigkeit abwies. Wenn ich diese Lieder — und Rahbek selbst hat mehre verfertigt —, wie sie durch eine Menge Dichter entstanden waren und noch für unsern lustigen Kreis zu meiner Zeit gedichtet wurden, überschaue, so muß ich vorzüglich den Reichthum, der in dem scheinbar einfachen Thema sich aufthat, die immer von neuem ergötzende Mannichfaltigkeit der Bilder und Darstellungen bewundern, sowie die natürliche Leichtigkeit der dichterischen Sprache. Man sah aus dieser, daß wir mit ganzer Seele dabei waren, und ich gestehe, daß es mir schwer wird, diese fröhlichen Momente meiner frühern Jugend mit dem Gefühle einer besondern Reue zu betrachten. —— Wir hatten uns einige Tage hindurch mit einem Eifer, den ich jetzt wol belächeln kann, mit einem Stücke, oft mit einem mittelmäßigen, beschäftigt. Es war uns während dieser Zeit wichtig und bedeutend. Wenn nun die Rollenvertheilung stattgefunden hatte, suchte ein Jeder sich in die seinige lebendig zu versetzen. Es war uns ein sehr ernsthaftes Geschäft. Wir trieben von diesem Augenblicke an leicht nicht etwas Anderes und betrachteten den Tag der Aufführung wol nicht ganz ohne Sorge, aber doch als einen Tag des zukünftigen Triumphs. Nun kamen die lustigen und auch manchmal quälenden Stunden der Proben: die Unordnung steigerte sich, Rahbek tadelte, wies zurecht, belehrte. Vergebens drang er darauf, daß wenigstens die Generalprobe mit der Genauigkeit einer wirklichen Aufführung dargestellt würde. Die Frauenanzüge der jungen Männer waren selten vollständig bei der Hand; die letzte Probe schloß gewöhnlich mit Sorgen aller Art; aber sie dienten nur dazu, die Aufmerksamkeit eines Jeden für die Stunde der Aufführung in Spannung zu erhalten. Diese kam heran, wir erfuhren leicht durch Mitglieder der Gesellschaft, die nicht mitspielten, die Zufriedenheit der Zuschauer. Gewöhnlich glaubte ein Jeder, daß er Grund habe, mit sich zufrieden zu sein, und so strenge Rahbek auch in den Proben war, so milde beurtheilte er doch gewöhnlich begangene Fehler bei der Aufführung. Nach dieser zeigte er sich fast mit Allem zufrieden. Es war ihm selbst darum zu thun, die Fröhlichkeit des nun folgenden Gelages nicht zu stören, und irgend ein lustiger Irrthum, der dem Ganzen nicht schadete, ward so aufgefaßt, daß er nicht kränkte, vielmehr die Lust nur steigerte. Die Zuschauer hatten sich entfernt, ein Jeder warf seine Theaterkleider ab. Ein langer Tisch ward auf der Bühne zwischen den Coulissen des letzten Actes gedeckt und das frohe, aber frugale Mahl nahm nun seinen Anfang. So lange es auch dauerte, leerte doch kaum Einer seine Flasche; die Gespräche waren mancherlei Art; von dem gegebenen Stücke wurde gar nicht gesprochen, wenn nicht irgend etwas bei der Aufführung zu einem heitern Scherz Anlaß gab. Oft nahmen diese Gespräche eine ernsthafte Wendung, denn der aufgeregten, innerlich fröhlichen Stimmung sagte der Ernst besonders zu. In diesen Stunden kamen dann die Werke und die Schicksale dänischer Dichter zur Sprache. Mir waren die vorzüglichsten Werke der dänischen Poesie schon von früher Jugend an bekannt. Die beiden Heroen der naheliegenden Vergangenheit stellten die beiden sich widerstrebenden Momente meines eigenen Daseins dar: Ewald den trüben Ernst und Wessel den leichtsinnigen Übermuth.

(Der Beschluß folgt.)

Life of Petrarch. By *Thomas Campbell.* Zwei Bände. London 1841.

Nur Wenigen von der ästhetischen Schule, welche am Scheidepunkte des Jahrhunderts in England ihre Blütenzeit hatte, ist es von dem unerbittlichen Schicksale vergönnt gewesen, den heutigen Tag zu schauen. Wir nannten jene Schule eine ästhetische; denn ebenso wenig, wie sie eine bloße Dichterschule war, ebenso sehr war die Kunsttheorie, die sie sich zu eigen gemacht hatte, entfernt, in einen einseitigen Kriticismus zu verfallen: das Talent der Darstellung prägte sich nicht minder scharf als in ihren schaffenden in ihren beurtheilenden Werken aus; das poetische und das kritische Genie hatte sich bei ihr in gleichförmiger Bildung so durchdrungen, daß beide voneinander bedingt waren: ein Literaturzustand, wie ihn die Gegenwart mit ihren scharf gesonderten Richtungen, ihren bis zur Einseitigkeit ausgeprägten Tendenzen kaum zu fassen und zu würdigen vermag. Eben deshalb gestaltet sich bei Allen, deren literarische Anfangspunkte sich an jene Vergangenheit anlehnen, die Erinnerung an sie zu einem aus Bewunderung, Pietät und Wehmuth gemischten Gefühle; eben deshalb erheben nur Wenige jener wenigen Überbleibsel selten noch in der Gegenwart ihre Stimme. Zu diesen Wenigen gehört Thomas Campbell. Sein in neuester Zeit erschienenes Werk: „Life of Petrarca" (2 Bde.) konnte nirgend so sehr zur Geltung eines literarischen Ereignisses gelangen, wie gerade in England; aber dessenungeachtet bildet es eine Erscheinung von allgemeinem Interesse, weil es ganz den Charakter seiner Zeit in unsern Tagen abspiegelt, zu welcher diese letztern kaum mehr zu rechnen sind. Campbell zeigt sich in diesem seinem jüngsten Werke als Schriftsteller wie als Mensch so ganz in seinem bekannten, natürlichen, von aller Affectation freien Wesen, daß die Erwartungen, welche durch die bloße Nennung seines Namens auf dem Titelblatte erregt werden, sich durchgängig bestätigen; man kann sich, ohne das Buch noch gelesen zu haben, ohne Täuschung der Vermuthung hingeben, daß seine Schilderung Petrarca's genau das eigene Bild widerspiegeln werde, das er sich von ihm entworfen hat, daß sie weder durch sophistischen Pedantismus noch durch vorgefaßte Theorien eine trübe Färbung erhalten haben, wol aber durch des Biographen eigene Ansichten über das Wesen des Menschen, wie durch dessen poetisches Temperament in erhöhtem Lichtglanze strahlen werde. Doch dürfen diese Erwartungen, namentlich in der letztern Beziehung, keineswegs aus Misverständniß überspannt werden: einer herben Täuschung würden sich vor Allen die sentimentalen Freunde der Prosa ausgesetzt finden; nicht viel weniger demselben Schicksale würde die Voraussetzung begegnen, die Biographie eines so zarten Dichters wie Petrarca aus der Feder eines mit hoher Phantasie begabten Dichters müsse vor Allen die poetische Kritik und die ästhetische Beleuchtung zu ihrer Grundlage haben; ebenso die in Idealen schwärmende, transscendentale Auffassung, welche ein specielles Eingehen in ihre Lieblingsideen erwartet. Nichts von dem ist der Fall. Campbell zeigt sich als zu aufrichtiger Gegner solcher Einseitigkeiten, als daß er selbst sie sich zu Schulden kommen ließe: er folgt ganz nur seinem eigenen Gefühle, und dieses leitet ihn mehr zur philosophischen und politischen Auffassungsweise des Lebens des Dichters, wie seiner Zeit; dabei ist die psychologische Beobachtung eine vorherrschende;

sodaß er sich mehr an das Gemälde des Menschen Petrarca als des Dichters hält. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Ganze dadurch eine nüchterne Färbung erhält; selbst wo er seinen Gegenstand mehr als Dichter auffaßt, geschieht dies mehr mit dem Blicke eines Burns als anderer Dichter seines Landes. Beweis dafür sind vor Allem seine Schilderung und Beurtheilung der beiden Glanzpunkte in Petrarca's Leben: seiner Liebe zu Laura, verbunden mit seinen weitern Beziehungen zu dem andern Geschlechte, und seiner Krönung auf dem Capitol.

Mit gleicher Unumwundenheit und Offenheit macht Campbell den Leser mit der Entstehungsgeschichte seines Werks bekannt: er gesteht geradezu, daß er zu dessen Abfassung mehr durch Zufall als durch einen vorgefaßten Plan geleitet worden sei. Der verstorbene Archidiakonus Coxe hatte nämlich der Bibliothek des Britischen Museums eine von ihm verfaßte Biographie Petrarca's im Manuscripte hinterlassen. Der Buchhändler Colburn ließ davon eine Abschrift zu dem Behufe machen, sie herauszugeben, und zu letzterm Zwecke ward Campbell von ihm angegangen, der auf den Vorschlag bereitwillig einging, in der Voraussetzung, daß Coxe einem öffentlichen Institute von der Art, wie das Museum, nur ein gut ausgearbeitetes, lesenswerthes Werk übermacht haben könne. Nach Beschaffung des nöthigen und zu erlangenden Materials legte sich Campbell mit Eifer auf das Jahre lang vernachlässigte Studium der italienischen Literatur. Aber welche Enttäuschung? Das Manuscript von Coxe verlief sich bereits 12 Jahre vor Petrarca's Tode; zudem war die Biographie in einem höchst gespreizten und weitläufigen Style verfaßt. Vergebens suchte Campbell diesen Mängeln abzuhelfen und dabei die möglichste Treue zu bewahren. Coxe's Handschrift liegt heute, wie vordem, Allen, die irgend einen Zweifel in die Offenherzigkeit Campbell's setzen sollten, auf dem Museum vor. Dieser glaubte weder Petrarca noch Coxe einen Dienst mit der blossen Veröffentlichung des vorliegenden Manuscripts zu thun. Indessen wollte er die einmal gemachten Vorarbeiten nicht unbenutzt lassen, und aus dieser Rücksicht entschloß er sich, das in Rede stehende Werk herauszugeben, für welches er alle Verantwortlichkeit auf sich selbst nimmt.

Neues ist demnach in dieser Biographie nicht zu erwarten: Campbell stützt sich ganz auf seine Vorgänger, und wenn er einen weitern Blick auf das von ihm durchwanderte Gebiet wirft als jene, so findet dies seine Erklärung darin, daß er auf den Schultern seiner Vorgänger steht. Nur mit Unrecht würde man ihm aber diesen Umstand zum Vorwurfe machen; denn Studien über Petrarca und dessen Literaturperiode können nur noch in Italien, sofern das erforderliche Material zugänglich ist, gemacht werden. Während daher diese Aufgabe für jeden befähigten Transalpinen offen bleibt, kann man von einem nordischen Biographen nur eine auf gründliches Studium der vorhandenen Quellen sich stützende, von genialem Urtheile zeugende, der Form nach schätzenswerthe Darstellung der Lebensgeschichte Petrarca's verlangen. In diesen Schranken hat sich Campbell weislich gehalten: bei ihm findet sich keine Prahlerei mit einer, alle Vorgänger überwiegenden Kenntniß der italienischen Literatur, kein hochtrabender Anspruch auf geistreiche Entdeckungen. Er gesteht, daß er im Ganzen dem Texte von de Sade, dem Nachkommen Laura's, folge und dabei nur den Berichtigungen Baldelli's Rücksicht schenke. Demzufolge ist auch von Polemik und spitzfindigen, aber zugleich ermüdenden Untersuchungen über zweifelhafte Daten und Ereignisse in Petrarca's Leben bei Campbell keine Rede. Er stellt keine weitläufige Auseinandersetzung und Zergliederung des Verhältnisses seines Helden zu seiner geliebten Laura an, sondern widerlegt die mannichfachen einseitigen Urtheile darüber mit seinem scharfen, nüchternen Verstande. Man glaubt vielleicht, jeder Andere könne ohne ein tieferes Eindringen in die betreffende italienische Literatur ein gleiches Werk liefern: man würde sich sehr irren. Den besten Gegenbeweis liefert die Einleitung des Buchs, die eine kurze, aber scharfe Charakteristik Petrarca's enthält. Die damaligen literarischen wie politischen Zustände sind mit solcher Kunstfertigkeit geschildert, daß sie einen passenden Rahmen zu des Dichters Bilde bilden. Mag auch in diesem Bilde mancher fremdartige Zug angebracht sein: weder hat sich der Bildner dessen zu schämen, noch das Bild darüber zu beklagen. 80.

Literarische Notizen.

Eins der interessantesten Werke, welche die schwedische Presse in jüngster Zeit geliefert hat, ist dasjenige von Afzelius: „Fädernesländets Sagohäfder." Der Zweck dieses Werkes ist, die Geschichte Schwedens aus Traditionen, Sagen, Gesängen, Denkmälern und Legenden zu erläutern. Nach den zwei bereits erschienenen Bänden zu urtheilen, ist Schweden auf diesem Gebiete reicher als man bisher geglaubt hat. Afzelius hat sich übrigens schon als erster Herausgeber schwedischer Volkslieder bekannt gemacht. Hierher gehört auch Reuterdahl's Sammlung von alten schwedischen Sprüchwörtern, aus einem vier oder fünf Jahrhunderte alten Manuscript, welches die Bibliothek der lunder Universität besitzt. Zu erwähnen ist das „Ordbok öfver Svenska språket", wovon zwei Nummern erschienen sind, welche indeß nur eine bescheiden und lehrreich geschriebene Einleitung enthalten. Ein schwedisches Review (das ältere, welches in Upsala erschien, ist eingegangen) soll in Lund unter der Redaction einer Gesellschaft von Literaten erscheinen. Der berühmte Crusenstolpe, welcher seit seiner Einkerkerung bereits drei Werke geschrieben und veröffentlicht hat, gab heraus: „Morianen, eller Holstein-Gottorpska huset i Sverige", ein interessantes Werk, wovon die beiden ersten Bände bereits eine zweite Auflage erlebt haben und der dritte nächstens erwartet wird. Es ist eine Art historischer Roman, welcher mit anziehender Treue und Wärme die Schweden und ihre Sitten, den Hof und die Verwaltung Friedrich Adolf's und seiner Nachfolger schildert. Als Prosaist dürfte Crusenstolpe unter den schwedischen Schriftstellern leicht der vorzüglichste und einer Übersetzung ebenso würdig sein als Frederike Bremer, die in unserer weiblichen Zeit allerdings, dem Urtheile des Publicums gegenüber, gewisse Vorzüge voraushat. Lenström gab eine Geschichte der schwedischen Literatur in zwei Bänden und Beiträge zur Ästhetik heraus, die als Originalwerke wenig Verdienst haben, aber die interessante Gelegenheit geben, die Meinungen der vorzüglichsten schwedischen Kritiker, Hammarsköld, Geijer, Atterbom u. s. w., zu vergleichen. Von Rector Almquist's „Buch von der Rose" erschien ein neuer Band, welcher zwei Novellen enthält, und von Prof. Palmblad, dessen novellistische Werke jetzt in einer Gesammtausgabe erscheinen sollen, ebenfalls eine neue Novelle „Liebe und Politik". Übrigens sträubt sich gegen Almquist's Bemühung, die Frivolität der modernen französischen Romanschriftsteller in Schweden gangbar zu machen, der gesunde Sinn der Schweden immer stärker und nachdrücklicher. Dem ernsten und keuschen Sinne der Germanen können solche Tendenzen, in Deutschland wie in Schweden, nur zeitweise aufgezwungen werden. *)

Der berühmte Angelo Mai hat abermals in Palimpsesten drei neue bisher noch nicht herausgegebene Fragmente des Dio Cassius aufgefunden, welche die Ausgabe desselben Geschichtschreibers bereichern sollen, die von den Herren Didot für ihre „Bibliothèque des auteurs grecs" vorbereitet wird. Angelo Mai interessirt sich für diese Bibliothek speciell und hat seinen Fund an Hrn. Ambroise Firmin Didot selbst eingesandt.

„Souvenirs de la terreur" heißt ein Werk von Georges Duval, welches mit einer historischen Einleitung von Charles Nodier versehen und empfohlen ist. L.

*) Vgl. Nr. 74 d. Bl. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 251. —— 8. September 1841.

Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Henrich Steffens. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 250.)

Nur ungern übergehen wir, was unser Verf. hier zur Charakteristik dieser beiden merkwürdigen Männer und der Literaturperiode, welcher sie angehörten, folgen läßt (Th. II, S. 112 — 123), und fassen den Faden da wieder auf, wo er uns wieder zu Rahbek führt, um dessen Bild zu vollenden, indem wir ja die Lesung des Buches selbst durch unsern Bericht nicht überflüssig machen, sondern vielmehr dazu allen Ernstes anregen möchten.

Wenn nun in unserm frohen Kreise ernste Gegenstände und Unterhaltungen, die oft sehr belehrend waren, uns während der ersten Hälfte unserer Mahlzeit beschäftigten, so wurde gegen den Schluß der Inhalt der Gespräche wie lebhafter, so auch lustiger und rücksichtloser. Rahbek deutete die veränderte Stimmung der Gespräche gewöhnlich durch das Absingen folgender Strophen aus einem Wessel'schen Drama an:

> Den Weisesten zu allen Zeiten
> Sah man ja oft auf Stöcken reiten,
> Doch niemals von der Weisheit fort.
> Wir hieraus dieses lernen können,
> Man darf sich klug, wie er war, nennen,
> Und Narr doch sein am rechten Ort.

Rahbek hatte eigentlich gar keine Stimme. Das Lied klang wie ein Nachtwächterlied und seine Rede unterschied sich von seinem Gesange fast nur dadurch, daß der Fistelton, in dem er gewöhnlich sprach, höher, schneidender und schärfer ward. Dieser Gesang war daher nichts weniger als angenehm; die Bemerkung, daß man zuweilen ein Thor sein dürfe, ohne die Ansprüche auf Klugheit aufzugeben, einige Male wiederholt, kam mir etwas albern vor. Diese Art Thorheit, sollte sie eine Bedeutung haben, müßte, glaubte ich, aus heiler Haut hervortreten und ohne alle Bemerkung. Diese Reflexion selbst schien mir eine Thorheit, die jenseits der erlaubten läge, und dennoch hat dieser schlechte Gesang und dieses triviale Lied mit einer großen Gewalt sich in meine Erinnerung hineingebohrt und jene frohe Stimmung glücklich und heiter verlebter Jugenstunden wird in ihm wach. Ich reflectirte während des Gesanges weder über diesen, noch über die Reflexion, und das leichte Spiel mit allen Lebensverhältnissen, der Scherz und die Einfälle, die sich aneinander reiheten, stärkten, ergänzten, immer bedeutungsvoller wechselseitig hervorriefen, daß oft der echte Witz mit seinem schweren Inhalte in leichter anmuthiger Bewegung wie ein bedeutungsvoller Genius zum Vorschein kam, uns überraschte und entwich, gaben diesen Abenden und Nächten einen Werth, den sie mein ganzes Leben hindurch behalten haben. Es war das Thema zu einem Lustspiele des ganzen Daseins, welches mitten aus dem tiefsten Trauerspiele in den mannichfaltigsten Variationen mich bis in mein höchstes Alter begleiten wird; es war die innige Freude an dem heitern Scherze, die schuldlose Ironie, die den Ernst des Lebens begleiten muß, wenn dieser nicht seine lebendige Bedeutung verlieren soll. Mir sind diese Stunden unschätzbar geblieben; denn eine anmuthige Gunst des Schicksals muß man es nennen, wenn die Grazien nicht ganz entweichen aus dem Kreise tanzender Faunen und Satyrn .... Wie unschuldig, ja, naiv war das ganze literarische Leben, vergleichen wir die Zeit meiner Jugend mit der jetzigen. Die ganze populaire Naturwissenschaft bestand in wenigen Abbildungen von Thieren und Pflanzen, mit welchen man die Kinder zu ergötzen suchte. Das allgemeine Streben der populairen Schriftsteller war aber, die Sittlichkeit zu befördern. Man schrieb gegen den Luxus, man wollte ein einfacheres, häuslicheres Leben einführen, Alles sollte höchst tugendhaft und löblich sein, nicht so sehr der Staat, die Familien aber sollten sich einschränken, und man stemmte sich, immer lauter mahnend, wenn auch vergeblich gegen das fortrollende Rad zunehmender Bedürfnisse und Belustigungen. Man hat in einem großen Lande, dessen Literatur sich über einige 20 Millionen Menschen verbreitet, nicht leicht eine Idee von der Einfachheit und zusammenwirkenden Kraft einer bestimmten Richtung in der Literatur eines kleinen Staates, die sich, wie damals wenigstens, völlig einseitig in der Hauptstadt des Landes concentrirte. Zwar war der Freiheitstaumel auch hier erwacht und konnte sich selbst unbefangener äußern als in den meisten Gegenden von Deutschland; aber dessenungeachtet blieb jene moralische Tendenz der Schriftsteller sehr mäßig, und das große Ziel der Freiheit, glaubte man doch noch immer, müsse auf einfache Sittlichkeit sich gründen und eine patriarchalische Gestaltung annehmen. In Kopenhagen stand damals das Volk dem Schriftsteller, dieser jenem näher. Allerdings bildet sich eine enge städtische Literatur in einer jeden bedeutenden deutschen Stadt aus; aber sie bleibt gering, ja, sie tritt wol selbst auf eine auffallende Weise gemein hervor; es ist eine Art fortdauerndes Straßengeklätsch, welches sich entschieden von der mächtigeren Literatur, die von der Richtung des Geistes in ganz Deutschland ausgeht, trennt und fast nichts mit dieser gemein hat. In Kopenhagen sollte diese Trennung auf solche Weise nicht stattfinden; und wenn auch das Volk dadurch bessere Tagesblätter erhielt, so entstand doch zugleich das Übel daraus, daß die Literatur des Landes selbst in das momentane Straßengeklatsch heruntergezogen wurde. Armselige persönliche Streitigkeiten erhielten eine geisttödtende literarische Bedeutung, selbst der bessere Schriftsteller wurde in einen Kreis hineingezogen, der jeden höhern, freiern, geistigen Sinn beschränken mußte. Wenn dieses auch durchaus nicht von Rahbek galt, so beschäftigten ihn doch literarische Kämpfe der Art mehr wie billig. Die englische Literatur hatte damals einen größern Einfluß auf die Ausbildung der allgemeinen dänischen, als selbst die deutsche .... Young's „Nachtgedanken" schwebten den elegischen, Thomson's „Jahreszeiten" den Dichtern, welche die Natur besangen, fast ausschließlich vor. Im Allgemeinen theilten die Gelehrten

den Haß der Engländer gegen die Philosophie und eine praktische Moral war hier, wie 20 — 30 Jahre früher in London, die vorherrschende Tendenz der Schriftsteller. Offenbar schwebte dem Rahbek der Addison vor, als er ein Blatt, welches, irre ich nicht, ein paar Mal wöchentlich herauskam, gründete. Als ich ihm näher trat, hatte dieses Blatt schon mehre Jahrgänge erlebt, und als ich vom Auslande zurückkam, lebte es noch. Ich weiß nicht, wie lange es sich erhalten hat. Es war aber von großem Einfluß, und wie viel auch Rahbek angefeindet wurde, behielt er doch immer unter dem Volke und in den höhern Kreisen ein bestimmtes Ansehen. Diese Zeitschrift hatte nun eine ästhetisch-moralische Tendenz. Zwar kamen oft politische Äußerungen vor, aber zu den eigentlich kühnen Schriftstellern gehörte Rahbek keineswegs. Überhaupt war er in allem seinen wissenschaftlichen und ästhetischen Treiben ein Eklektiker, er wagte es nicht leicht, es mit Jemand zu verderben. Zwar hatte er für diese Zeitschrift Gehülfen, doch ward er von diesen so wenig unterstützt, daß man ihn nicht blos als den Herausgeber, sondern vielmehr als den Verfasser betrachten mußte. In unserm Kreise galt es für eine große Auszeichnung, wenn man irgend einen Beitrag für seinen „Zuschauer" liefern durfte, ja, wenn man nur in diesem Blatte erwähnt wurde. Das Letztere geschah gewöhnlich mit mancherlei zierlichen Umschreibungen, und überhaupt erhielt Rahbek's Sprache durch das Bemühen, selbst in den bedenklichsten Fällen einen jeden Anstoß zu vermeiden, bei einer jeden Äußerung die gar zu entschiedene Meinung zu umgehen und Alles gehörig zu beschränken, etwas Auseinanderfließendes, eine gewisse Unbestimmtheit, die für mich wenigstens höchst abstoßend war.... Aber wenn auch manche Opposition gegen sein unbestimmtes und furchtsames Herumtappen sich bei den Entschiedenern unter uns regte, so erhielt sich doch im Ganzen sein überwiegendes Ansehen. Ja, seine Art zu schreiben und zu sprechen steckte uns sogar an, und selbst seine misfallende Eigenthümlichkeit wurde nicht selten nachgeahmt. Uns selbst mochte das weniger auffallen, dem Nachahmenden am wenigsten, denn die mimische Nachbildung einflußreicher Persönlichkeiten ist immer bewußtlos; aber in den fremden Kreisen, die nicht so eng an Rahbek sich anschlossen, ja, wol seinen Einfluß zu hemmen suchten, wollten Viele solche Copien erkennen, die dann nicht selten Gegenstand des Gespöttes wurden. Ich war nicht verblendet genug, um dieses zu übersehen. Meine persönliche Zuneigung zu ihm blieb unverändert; ich trat nicht selten als sein eifriger und heftiger Vertheidiger hervor; aber die Ahnung einer gewissen Beschränktheit, einer Armuth der Gedanken, eines Ausschließens des tiefen Geistigen drängte sich mir doch immer klarer auf. Um gegen Rahbek gerecht zu sein, muß man die Verhältnisse, aus welchen seine Bildung hervorging, wie die Zeit, in welcher er lebte, erwägen. Ein Mann, der in einem andern Kreise hemmend sein würde, konnte in unserm auf eine wohlthätige Weise anregend erscheinen, und er war es wirklich. Er bildete einen belebenden Mittelpunkt, wo dieser sonst durchaus fehlte. Es gab neben ihm dänische Schriftsteller, die viel bedeutender, tiefer, in ihren Ansichten entschiedener waren als er. Wir erkannten sie als solche; aber keiner übte einen Einfluß auf uns wie er. Auch war seine Beschränktheit schon durch ihre Unbestimmtheit weniger gefährlich, denn die Jugend liebt eine kecke Einseitigkeit mehr als das vielseitigste Schwanken. Rahbek selbst diente dazu, die Schranken, innerhalb welcher er sich bewegte, niederzureißen, denn er war ein allseitiger Verehrer und unerschöpflich in vielseitig umschriebenen Lobeserhebungen. .... Rahbek hat ein sehr hohes Alter erreicht. In zwei ganz verschiedenen Entwickelungsmomenten meines Lebens traf ich später mit ihm zusammen. Ich habe nie vergessen, was ich ihm in meiner Jugend verdankte, selbst nicht, als ich seinen Einfluß zu hemmen suchte. Er ist vor sieben oder acht Jahren erst gestorben und ich habe mich herzlich gefreut, als mein Freund, Bischof Münter, an seinem Grabe mit inniger Wärme an die Zeit erinnerte, in welcher er der bedeutendsten dänischen Jugend so wichtig ward.

Bei Betrachtung dieser lebenvollen, geistreichen Skizze weiß man in der That nicht, ob man die Frische der Erinnerung, oder die Innigkeit der Empfindung, oder die Schärfe der Zeichnung, oder die Naivetät und Wahrheit, welche das Ganze durchdringt, mehr bewundern soll. Unwillkürlich aber denkt man dabei an des greisen Goethe's schönes Wort:

Ein jugendlich seliges Wahnleben spiegelt sich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab. Das lange Zeit fortgehegte, auch wol erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern. Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgesprochen und abermals abgespiegelt. Bedenkt man nun, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höhern Leben emporsteigern, so wird man der optischen Erscheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen Dessen, was in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Kirche, auch wol der politischen Welt sich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt. (Nachgelassene Werke, Bd. IX.)

Gern möchte Ref. die Wahrheit dieses Wortes an Steffens auch noch durch das Bild seiner ersten Liebe beweisen, um so erst die Schilderung des ganzen Jünglings, der ohne Freunde und Geliebte — sei sie im Ideal oder Wirklichkeit — zum höhern sittlichen Dasein sich nicht entwickeln kann, in rechter Weise zu vollenden; allein die ihm gesteckten Grenzen sind erfüllt und erreicht. Suche man das Weitere in dem trefflichen Buche *selbst*, über dessen soeben erschienene zwei folgende Bände wir nächstens berichten, um den strebsamen Jüngling ins reifere, fruchtbringende Mannesalter zu begleiten. 37.

Alfred von A. von Sternberg. Dessau, Aue. 1841. 8. 1⅙ Thlr.

Es waltet eine Art von Wahlverwandtschaft ob zwischen dem Wirken des Autors und dem nächtlichen Spaziergang des diable boiteux, indem der eine wie der andere unbekannte Zustände enthüllt und verborgene Triebfedern erschließt. Sternberg eröffnet dem Leser in seinem „Alfred" einen Blick in die geheime Werkstatt der Literatur; er läßt ihn den Dampf des Kessels sehen, das Lärmen des Räderwerks vernehmen, von der Maschine, welche Tausende von Büchern ihm jährlich zu Freud und Leid in die Hände spielt und durch deren Vermittelung Gedanken in der Welt circuliren, Gefühle im Menschen angeregt werden und ein langsames Umschaffen des Bestehenden, ein neues Kleid des Jahrhunderts nach und nach zu Stande kommt. Daß zu dem hoch über die Wolken fliegenden Luftballon ein schwärzlicher Dampf gehört, daß die göttliche Aloe aus einer reich gedüngten Erdscholle emporschießt, daß die höchste und schönste Poesie uns durch Druckerschwärze und Preßbengel mitgetheilt wird, das weiß Jedermann so gut, daß man es leicht vergessen kann; und doch sind diese gemeinen Kräfte des Gedeihens und Verbreitens rein und edel, im Vergleich mit den in der Werkstatt der Literatur, im Arsenal der Kritik oft eine Rolle spielenden Motiven, und Sternberg liefert uns in „Alfred" die verschiedensten Gruppen, deren einige höchst tragisch sind, und führt uns einige Verleger und Autoren auf, die als Typus gewisser Classen von Verlegern und Autoren gelten sollen. „Es gibt Buchhändler, die wie Fürsten gewirkt und der Literatur unbeschreiblich viel Gutes gethan haben; in den Händen dieser Männer ruht ein Zweig der Intelligenz, der hundertfältige Früchte tragen kann, wenn er mit Liebe gepflegt

wird. Begründet ist jedoch ihr Geschäft, wie jedes andere, auf mercantilische Speculation."

Rehrmann — der Buchhändler, wie er sein sollte, der den Ruhm seiner Firma und den des deutschen Buchhandels, sowie der ganzen Literatur, neben seinem mercantilischen Geschäft im Auge hat, der den Autor ehrt, schätzt, liebt, den Gedanken versteht, im Manuscript nicht nur einen Handelsartikel, im Buch nicht nur eine loszuschlagende Waare sieht, der nicht nur Verleger, sondern auch Mensch ist und nicht das Geld als einzige Gottheit anerkennt. Ihm gegenüber steht Hr. *Potter*, der in allem das Gegentheil von Hrn. Rehrmann ist; er hält auf den Buchstaben des Contracts mehr als auf das Wort, taxirt ein Werk nach Dem, was es einbringt, nicht nach Inhalt und Tendenz und betrachtet die Autoren als sein Werkzeug, seine Creaturen, weil er sie zahlt. Gelderwerb ist sein eigentlicher Zweck, die Mittel, die dazu führen, sind ihm gleichgültig. Sehr komisch ist das offene Bekenntniß eines Packträgers über die Manipulation des Bücherverkaufs der reisenden Handelsdiener, wie er Goethe's „Farbenlehre" den Färbern, die „Wahlverwandtschaften" im Einband eines Gesangbuchs los wird und die indischen Gedichte, die Niemand kaufen will, hinter ein Kochbuch binden läßt. Der Blick in die Fabrik der Kritik ist unerfreulich, mag aber wol nicht ohne Wahrheit sein; seitdem unwürdige Federn sich ungestraft an Meisterwerken vergreifen können, ist die Kritik nicht mehr ein Verdienst krönendes Capitol, ihre Lorberkränze haben ihren Werth verloren und ihre Pfeile sind nicht mehr gefährlich.

Die beiden Journale Rehrmann's und Potter's „Vorwärts" und „Rückwärts" und deren beider Tendenzen stehen ebenso im Contrast zueinander als die Herausgeber. Während das eine darnach strebt, dem Publicum einen höhern Schwung zu geben, lockt das andere durch beißenden Witz, verletzende Persönlichkeiten, literarischen Klatsch die Leser und nährt sich von den Pfützen am Fuße des Parnaß, der sein Haupt in die Wolken erheben sollte. Auf dem Gipfel desselben thront der aristokratische Autor, Graf Alfred Duborn mit edelm Streben, edelm Herzen, im Schoos des Luxus, den er durch den Ertrag seiner Werke zu vermehren sich nicht scheut; er ist reich, schon von der Wiege an gefeiert und steht als Mensch, als Graf und als Autor hoch. Dem Adel, der ehedem durch Waffenthaten seine Auszeichnung gewonnen, der die Kaste der bevorzugten Streitbaren repräsentiren sollte, weist er jetzt die Vertilgung der Irrthümer und Vorurtheile, vor allen die der eigenen an; er müsse überall das Köstlichste für sich zu gewinnen streben und jetzt die seltensten Blüten der Intelligenz, die seltensten und schönsten Früchte der Wahrheit, das reizendste und kostbarste Kleid der Sitte für sich zu erreichen suchen. Nur dann könne man ihm in dem aufgeklärten, thätigen, forschenden Jahrhundert die Palme nicht streitig machen; so nur könne er noch etwas gelten, in einer Zeit, wo er durch Geburt nichts mehr gilt.

Die Zeit ist vorbei, wo der aristokratische Name des Verfassers das Werk ehrte, jetzt muß das Werk den Namen ehren; die Zeit ist vorbei, wo der adelige Autor dem Product Nachsicht verschaffte, jetzt schärft er nur die Kritik und steigert die Ansprüche, und das ist recht, denn wir leben nicht mehr in der Zeit der Titel, sondern in der der Verdienste. Gewiß ist die Stellung eines durch Geburt, Talent, Genie und Vermögen ausgezeichneten Autors ein großes Loos unter den menschlichen Schicksalen hienieden und seinem literarischen Wirken sind die schönsten Adlerflügel verliehen, die ihn der Sonne zutragen müssen, während keine Erdenmacht ihn hemmen kann. Er, den keine Sorgen drücken, dem Menschen und Verhältnisse zulächeln, dem das Vergnügen eine angenehme Beschäftigung, die Beschäftigung ein Vergnügen ist, den die Verleger aufsuchen, dessen Werke zu verlegen sie sich erbieten, der nach Lust, Muße, Überzeugung schreiben kann, dem die Grazien und Musen nicht als Mägde, Haushälterinnen, Sklaven halb freiwillige, halb erzwungene Dienste leisten, der mit ihnen tändeln, sie wachend und träumend empfangen darf; wie glücklich ist er, im Vergleich mit jener traurigen Gruppe, die Sternberg uns in diesen Blättern als Dr. Welter mit seiner bleichen Gattin und fünf Kindern, die er durch seine Feder, durch seine Gedanken ernähren muß, vorführt. Dieser Mann von Talent, der als geistiger Tagelöhner am Schreibtische ackert, im Schweiße seines Angesichts, wie der Bauer auf dem Felde, der seufzt, lechzt, verzweifelt und vergeht, dessen am Pflug gespannter Hippogryph jeden Augenblick zu verscheiden droht, und dem die Armuth durch die höhere Bildung und höhere Stellung in der Welt in der Gegenwart noch drückender wird, während die thätige Phantasie des Autors das Elend der Vergangenheit und das der Zukunft zugleich umfaßt: „das gebrochene Herz, das die Situationen eines frivolen Romans, die Liebeserklärung einer Kokette, die Schilderung schamloser Wollust, mit dem Vorsatz des Selbstmords im Herzen, niederschreiben mußte." Ein entsetzliches, sich leider in jetzigen Zeiten oft wiederholendes Bild.

Nicht weniger traurig, und nicht weniger aus dem Leben genommen, ist die Erscheinung des Hrn. *Franz* — des jungen Dichters, der Recensionen schreiben muß, um sein Leben kärglich zu fristen, während der Druck seiner Gedichte verschoben wird, je nachdem es Potter's Handelsspeculationen, der das Manuscript schon bezahlt hat, beliebt, wodurch der günstige Moment vorübergeht und alle Hoffnung auf Ruhm des jungen Mannes scheitert. Wie manches Talent mag auf diese Weise, von den Verhältnissen nicht unterstützt, untergegangen sein, und wie traurig wendet sich der Leser von der bleichen Gestalt des jungen Dichters hinweg und dem gräflichen Autor zu, den das Glück in jeder Hinsicht begünstigt. Das Anerbieten der Redaction des Rehrmann'schen Blattes „Vorwärts" reizt den jungen Mann durch die Aussicht, die Resultate seines Nachdenkens über die moderne Literatur selbständig und auf eigene Weise kund zu thun. Er hat bis jetzt durch seine Werke nur amusirt, jetzt will er nutzen, seinem Leben und seinen Schriften eine ernstere Richtung geben. Möge der Autor hier selbst über Alfred's Wirken als Redacteur sprechen:

„Der unbesetzte Stuhl der Kritik hatte zur Folge gehabt, daß Deutschland mit einer Masse von Poeten überschwemmt worden, die jede ihre eigene Weise mitbrachten, ohne doch dabei originell zu sein. Im Gegentheil, es gab vielleicht nur zwei, höchstens drei wahre und ursprüngliche Dichter, die übrigen machten aus einem zweifelhaften Talent eine entschiedene Begabung, und da sie zugleich Niemand über sich erkannten, so sangen sie auf gut Glück ihre Liederchen ab, in der festen Überzeugung, ganz Deutschland höre ihnen zu. Alfred hütete sich wohl, sich mit diesen Herren einer unfruchtbaren Lyra in einen offenen Krieg einzulassen; er suchte nur in der Stille sie unter ein gemeinsames Oberhaupt zu bringen. Er zeigte ihnen, oft mit ihren eigenen Worten belegt, wie in England und Frankreich gewisse große Talente als Stimmführer der Menge aufgetreten seien, denen die Andern sich freiwillig angeschlossen, um eine Gesammtkraft zu bilden, die mit ihrer Phalanx eher im Stande war, in die zähe Masse des Publicums einzudringen, als einzelne flüchtige, zerstreute und wehklagende Poeten. Hierin liegt eine Ungerechtigkeit, daran ist nicht zu zweifeln; denn ein Byron zieht einen großen Theil des Ruhms eines Shelley, Wordsworth und Moore mit in seine Persönlichkeit und macht sie dadurch so überwiegend; aber es ist die Frage, ob, wenn jene Dichter darauf bestanden hätten, jeder einzeln mit seinem Lichte umherzugehen, diese kleinen Pünktchen nicht völlig verloren gegangen wären, anstatt daß sie jetzt, vereinigt, einen Pharus bilden, den man weit in der Nacht flammen sieht. In den Dichterfreundschaften und Verbindungen liegt eine erfolgreiche Klugheit."

„Die Kritik muß sich zu diesen Verbindungen verhalten wie ein weiser Herrscher gegen die verschiedenen Parteien seines Reichs. Sie muß immer das oberste Gesetz der Schönheit über sie wach erhalten. Ihr kommt es durchaus nicht zu, sich für eine dieser Partien entschieden zu erklären, sie kann es ebenso mit dem classischen, wie mit dem romantischen Dichter halten,

insofern nämlich beide wirklich Dichter sind. Die Kritik ist keine positive Gewalt, sie spricht, wie die Geschichte, nur die Resultate aus und zeigt immer wieder auf die ewigen Tafeln, in denen die Gesetze der Wahrheit und Schönheit eingegraben stehen. Deshalb ist eine tyrannische und immer tadelnde Kritik so höchst schädlich; je mehr sie mit Geist geübt wird, desto schädlicher. Man hat genug gethan, wenn man die Weizenkörner sammelt; wozu in dem Staube, den wir durch das Sieb abgesondert haben, noch herumwühlen? Nur, um sagen zu können: das Alles haben wir abgesondert? Eine lächerliche und schädliche Eitelkeit."

„Je mehr also aus Alfred's Journal jene gehässigen, säuerlichen und albernen Tageskritiken verschwanden, desto häufiger fand der denkende Leser Aufsätze darin, die, von einer geschickten Feder geschrieben, jede Absichtlichkeit versteckten und nichts weiter zu sein schienen, als historische Blicke auf gewisse Zeiten und Verhältnisse. Bald war hier der Moment der Entwickelung einflußreicher Ideen festgehalten, bald dort aus einem unscheinbaren Anfang große Begebenheiten hergeleitet. Ohne mit Gesinnung und Gründlichkeit prahlen zu wollen, hatten diese kleinen Skizzen dennoch beides und waren recht eigentlich die leitenden Artikel des Journals. Da sie keine trockenen Abhandlungen waren, so wurden sie nicht überschlagen und durch die Menge der Leser, die sich daran machten, wurde das Körnchen Wahrheit immer weiter getragen. Man verglich, man combinirte, so gut oder schlecht wie Jeder es vermochte, aber immer lag die Anwendung auf unsere Zeit nahe. Auf solchem indirecten Wege sind oft die größten Wahrheiten verbreitet worden. Aber es ist schwierig und es gehört ein philosophischer Kopf dazu."

„Viele Leser würden kein Zeitblatt in die Hand nehmen, wenn sie nicht in demselben kleine Geschichtchen fänden. Auch Alfred rückte solche in seinem Journal ein, doch nahm er zu diesem Zweck keine Romänchen und verkrüppelte Novellchen, keine Phantasien ohne Phantasie und Lebensbilder ohne Leben. Die erhabenen Gesetze des guten Geschmacks waren ihm in allem heilig und die Poesie wird durch solche kleine Nadelstiche, die man ihr beibringt, oft am ärgsten gepeinigt. Er wählte kleine Biographien, interessante Züge aus dem Leben der Künstler, kleine Genrebilder des öffentlichen Lebens — immer etwas Positives, und wo er ein Spiel der Phantasie aufnahm, gab er es mit der Ungebundenheit und köstlichen Farbenfrische, die an dem größten Dichter entzücken. Aber solche kleine Juwelen waren selten. Ein Blatt, das periodisch erscheint, muß sich nicht zur Aufgabe machen, immer erhaben und poesiereich zu sein; ebenso wenig wie das Theater, wenn es täglich Vorstellungen gibt, täglich Meisterwerke bieten kann."

Alfred Duborn ist ein würdiger Romanenheld und verdiente über mehre Theile zu präsidiren, da man sich nur ungern von ihm trennt. Dagegen sehen wir Blumers, den witzigen, teuflischen Recensenten, der für Potter's Journal arbeitet und diesen Blättern durch scharfe Kritik, Persönlichkeiten und literarische Kleinstädterei zahlreiche Abonnenten verschafft hat; der den reichen Ertrag seiner leichtfertigen, gewissenlosen Feder in den Kaffeehäusern vergeudet und nur zur Einlieferung der versprochenen Arbeiten zu bringen ist, indem Potter ihm die nöthigsten Kleidungsstücke entführt und ihn so an das Haus bindet; er gibt jenes ekelerregende Bild des gesunkenen Genius, des im Schriftsteller untergegangenen Menschen.

Die verschiedenen Zustände sind mit Verstand, mit Gemüth und warmer Theilnahme geschildert, und haben von des Autors geistreicher, so kunstreich ausmalenden Feder beinah Leben erhalten; die beiden Buchhändler stehen als Hauptpersonen im Vordergrunde, während die andern Figuren größentheils nur skizzirt sind und die schöne, blondgelockte, räthselhafte Camelia wie ein Schattenbild beinahe gänzlich verschwindet und von dem lockern Faden des Romans nicht gehalten werden kann. Sie, die Tochter eines Verbrechers, wird von Alfred geliebt, und als ihr Vater im Kerker gestorben, verschwindet sie — und läßt des Lesers Fragen: Warum? wohin? wozu? unbeantwortet. Die Schilderung der Tippischen Familie und Soirée ist auf geistreiche Weise caricirt, und Paulson's, Rehmann's ersten Buchhalters, romantische Liebe zu einer Unbekannten, welche sich als Potter's Tochter ausweist, und seine Verbindung mit ihr ist mit viel Humor durch das Interesse für Hauptbegebenheiten und Hauptpersonen hindurchgewunden, wie ein buntes, farbiges Band um einen frischen, grünen Kranz. Dem Büchelchen „Alfred" wäre ein zweiter Theil zu wünschen; es trägt den Keim dazu in sich. 44.

Literarische Notizen.

Hr. Ch. Labitte hat einen Band voll interessanter und pikanter Untersuchungen unter dem Titel: „De la démocratie chez les prédicateurs de la Ligue" herausgegeben, eigentlich eine der Facultät der Wissenschaften zu Paris eingereichte Bewerbungsschrift um das Doctorat, die jedoch unter Labitte's Händen ein sehr treffliches Geschichtswerk geworden ist. Das „Journal des débats" benutzt diese Gelegenheit zu folgenden Exclamationen: „Es waren schreckliche Leute, diese Prediger! Das Evangelium wandelte sich in ihrem Munde zu aufrührerischen Declamationen um, welche gar sehr denjenigen gleichen, die wir jetzt alle Tage hören. Wird man endlich dahin gelangen, die Hohnreden und Verbrechen unserer Vorfahren zu vermeiden, wenn man sie uns so vor Augen legt? Wir hoffen, daß Diejenigen, welche nicht mehr von den Leidenschaften, von der aufgeschraubten Sprache, von dem falschen Patriotismus unserer Zeit übertölpelt sein wollen, zu Labitte's Werke greifen werden."

„Exil et patrie, poésies d'un Helvétien", heißt ein kleiner Band Dichtungen, welche hübsch gereimt, polirt, für den Salon gedichtet sind, aber nichts von dem Charakter jener mächtigen und wilden Gebirgsnatur verrathen, den man in den Gedichten eines Schweizers zu finden wünscht und hofft. Die „Revue critique" von Cherbuliez, welcher zugleich der Verleger des Büchleins ist, macht hierbei folgende Bemerkung: „Die meisten dieser Dichtungen gehören allzu sehr jener erborgten Literatur an, welche bisher fast ausschließlich in der französischen Schweiz geherrscht und den Aufschwung des nationalen Geistes niedergehalten hat. Als Poesien können wir sie nur loben, aber der Titel eines Schweizers, unter welchem sie dem Publicum dargeboten werden, berechtigte uns, etwas mehr zu erwarten; doch fragt sich allerdings, ob überhaupt die französische Sprache für diese nationale Entwickelung geeignet ist." Wir fühlen uns veranlaßt, wiederholt auf die echt germanische Richtung der Cherbuliez'schen „Revue critique" hinzuweisen, welche ihr, obgleich sie im Centrum des französischen Lebens erscheint, für den Deutschen einen eigenthümlichen Reiz und Werth ertheilt.

In drei Bänden erschien in Paris: „De l'unité spirituelle, ou de la société et de son but au-delà du temps", von A. Blanc de Saint-Bonnet; ferner „De l'humanité et de ses divers ordres de civilisation", von Joanny Bonnetain. Die „humanité", „civilisation" und „société" sind gegenwärtig literarische Modeartikel in Frankreich, insofern sie dort mit der französischen Menschheit, Civilisation und Gesellschaft für identisch gelten.

Ein merkwürdiges Buch ist A. Siguier's Schrift: „Des grandeurs du catholicisme", worin alle Speculationen von den ehrwürdigsten des asiatischen Alterthums bis zu den europäischen des Mittelalters, vom Pentateuch bis Bossuet, vom Vyasa Kapila und Zoroaster bis Cousin, und die Grundsätze des Katholicismus in ihren Verhältnissen zur Gesellschaft näher geprüft sind. 5.

Hierzu Beilage Nr. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 4. 8. September 1841.

Leibnitz's Deutsche Schriften. Herausgegeben von G. E. Guhrauer. Zweiter Band. Berlin, Veit und Comp. 1840. Gr. 8. 2¾ Thlr. *)

Hr. Dr. Guhrauer, der diesen zweiten Band der „Deutschen Schriften" Leibnitz's Alexander von Humboldt gewidmet hat, sagt in seinem Dedicationsschreiben an denselben: „Binnen hier und einigen Jahren erleben wir die zweite Säcularfeier seines (Leibnitz's) Geburtstages. Wie schön, wenn unterdessen an ein des großen Mannes und der Nation würdiges Monument gedacht würde; jenes monumentum aere perennius aber, *eine kritische Ausgabe seiner sämmtlichen Werke!*" Welcher Deutsche, der Interesse hat für die Bildung seines Vaterlandes, der dessen große Männer kennt und ehrt, wird in diesen Wunsch nicht einstimmen! da durch Hrn. Guhrauer's Arbeit so deutlich dargethan worden, wie viel noch zu thun ist, damit den Deutschen ein solcher Schatz werde. Nicht genug, daß bisher in den Sammlungen der Leibnitz'schen Schriften manches Bedeutende fehlte, was durch Hrn. Guhrauer zu Tage gefördert und in dem vorliegenden Werke mitgetheilt ist; es fehlt noch an einer eigentlich kritischen Behandlung des früher Vorhandenen, an historischen Forschungen, die über einzelne Schriften des großen Mannes erst das rechte Licht verbreiten müssen. So wurde derselbe zuvor weniger als Politiker, Staatsrechtskundiger und Diplomatiker betrachtet, als er verdiente, wiewol wir gern zugeben, daß sein höchstes Verdienst in das eigentliche Gebiet der Wissenschaft fällt. Jenes hat Hr. Guhrauer in mehren Einleitungen zu Schriften dieses und des ersten Bandes, wie auch in einer besondern nicht längst erschienenen Schrift: „Kur-Mainz in der Epoche von 1672", auf eine gründliche Weise dargethan und sich dadurch nicht wenig auch um Leibnitz verdient gemacht. Seine Bemühung ist von dem literarischen Publicum anerkannt worden, und so wird dieses demselben dankbar sein für eine vollständige Biographie Leibnitz's, wozu er Hoffnung macht. Denn vielleicht übersieht Keiner sowie er die Quellen, aus denen für eine solche zu schöpfen ist und die er so geschickt zu behandeln weiß. Aber auch zu Verwirklichung des obengenannten Wunsches sollte er sich ermuthigt fühlen. Es ist wahr, die Aufgabe ist eine große; doch ist Hr. Guhrauer wie nur Einer dazu gerüstet; eine Biographie Leibnitz's, wie er sie geben kann, würde die tüchtigste Vorarbeit sein, und da Preußen vor allen den Wunsch hegen muß, ein solches Monument errichtet zu sehen, sollte nicht sein hochgesinnter, von edlem Eifer für die Wissenschaften beseelter König gern, was ein Fürst vermag, für die Verwirklichung jenes Wunsches thun?

Wir müssen uns hier mit einer Anzeige des Inhalts des zweiten Bandes begnügen, wobei freilich recht bemerklich wird, wie viel uns bei allem Reichthum, den die beiden Bände enthalten, doch von dem ganzen Leibnitz fehlt, wenn wir nur die deutschen Schriften besitzen, wie nothwendig, um auch nur diese recht zu würdigen, der Blick über die sämmtlichen Werke und ein Eindringen in dieselben ist. Der Herausgeber wollte seinen Autor als Schriftsteller in der Muttersprache hervorheben. Ein natürliches Verlangen; aber dieses hätte auf einem kürzern Wege mit größerer Leichtigkeit geschehen können. So hat Hr. Guhrauer in dieser Hinsicht eigentlich mehr gethan, als man erwartete, in anderer aber das Verlangen nach umfassenderen Leistungen lebendiger gemacht. Im Vorbeigehen bemerken wir, und hier an einem großen Beispiele, wie schwer es doch ist, aus seiner Zeit, dem Sinn und der Gewohnheit derselben in der Praxis herauszugehen, wenn man auch in der Theorie noch so hoch über derselben steht. Man lese Leibnitz's treffliche „Gedanken über die Verbesserung der deutschen Sprache" (im ersten Band der „Deutschen Schriften"), und sehe dann, wie schwerfällig er sich in seinen Schriften, besonders in den Briefen, in Behandlung dieses Materials benimmt.

Der zweite Band also enthält zuvörderst einen Nachtrag zu den Schriften Leibnitz's aus der Jugendperiode mit einem Vorworte, welches theils früher Mitgetheiltes berichtigt, theils das Mitzutheilende in das rechte Licht setzt; ferner einen Nachtrag zu den Schriften aus der mittlern Periode, ebenfalls begleitet von einem Vorwort. Es sind zwei bisher ungedruckte philosophische Abhandlungen, die sich in der königlichen Bibliothek zu Hanover befinden: „Von dem höchsten Gut" und „Vom Verhängnisse". Beide werden den Philosophen als Vorläufer des später ausgebildeten philosophischen Systems ihres Verfassers willkommen sein. Dann folgen Schriften der höhern Periode: „Briefwechsel Leibnitz's mit Jablonski, dem berlinischen Hofprediger, über die Union der Protestanten und die Errichtung der königlichen Societät der Wissenschaften zu Berlin." Auch für diesen, der zwei so höchst interessante Gegenstände betrifft, der Leibnitz in seiner Humanität, seiner Klugheit, seinem wissenschaftlichen Streben, seinem edeln Eifer so herrlich darstellt, ist die Einleitung des Herausgebers sehr lehrreich. Siebzehn Beilagen von Leibnitz und Andern sind dem Briefwechsel zugegeben. Nach diesem bekommen wir einen „Auszug verschiedener die neue preußische Krone angehender Schriften"; darauf den „Monatlichen Auszug aus allerhand neu herausgegebenen nützlichen und artigen Büchern", den man bisher dem Secretair und Gehülfen Leibnitz's, J. G. Eckhard, zuschrieb, den aber Hr. Guhrauer am Ende des Werks in Beilagen Leibnitz vindicirt. Manches Vortreffliche enthält dieser monatliche Auszug, wie die Recension von Locke's „Philosophischem Versuch, betreffend den menschlichen Verstand" und von Dickinson's „Physica vetus et vera", die ein Zeugniß von Leibnitz's aufgeklärtem Geiste gibt. Aber sollte nicht manches Unbedeutende in dieser Monatschrift aus einer andern Feder geflossen sein? Hiernächst finden wir Leibnitz's Schrift „Von dem Ursprung der Franken" v. J. 1716. Einzelne „Briefe" desselben, zum Theil bisher unbekannt, „Denkschriften" und „Vermischte Bemerkungen und Urtheile" machen den Schluß des zweiten Bandes, dem noch jener „Excurs über den Monatlichen Auszug" nebst Anmerkungen und Berichtigungen zum ersten und zweiten Bande zugegeben sind. 14.

*) Vgl. über den ersten Band in Nr. 161 d. Bl. f. 1838. D. Red.

Das delphische Orakel in seinem politischen, religiösen und sittlichen Einfluß auf die alte Welt, dargestellt von Wilhelm Götte. Leipzig, G. Wigand. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Von den christlichen Kirchenvätern wurden die heidnischen Orakel als das Werk des Teufels und seiner Genossen betrachtet und manche beschrieben sogar mit einer Art von Deutlichkeit, wie der böse Geist von den Wahrsagenden Besitz genommen. Diese einst faßlichen Erklärungen sind in neuern Zeiten mit dem Teufel selbst unfaßlicher geworden, und man hat auf Menschenbetrug und Gaukelkunst die Erscheinung zurückzuführen gesucht. Wiederum auch solches erledigt nicht den Gegenstand, weil nur Derjenige betrogen wird, der eine Wahrheit im Betruge voraussetzt, weil wiederholte Betrügereien und Gaukeleien sich selbst zerstören, weil ein Bedürfniß des Betrogenen vorhanden sein muß, dem der Betrug abzuhelfen verheißt und selbst bei eintretenden Täuschungen die Erwartung wirklicher Hülfe aufrecht erhält. So schuf das bleibende Bedürfniß des

Goldbesitzes die gleißenden Künste der Goldmacherei, der Drang nach geheimer Weisheit die mystischen Einweihungen, das Trachten nach Geisterumgang, die Geisterbeschwörungen und das Ringen nach Erforschung der Zukunft die Orakel. Letzteres verbindet sich außerdem mit Religion, als dem ursprünglichsten und unverwüstlichsten Bedürfniß des Menschen, und hierauf gründet sich aller Priestereinfluß und alle Priesterherrschaft, welche unmöglich wären ohne ein Bedürfniß, beherrscht zu werden. Gehen daraus Institute hervor, so wirken sie für eine gewisse Zeit, bis Ausartungen, wie in allen menschlichen Dingen, zum Vorschein kommen und den Untergang des Eingerichteten herbeiführen; an der Stelle heidnischer Tempel erheben sich gothische Thürme und Minarets, wo einst Orakel standen, mögen Anachoreten ihren Sitz aufschlagen, und der päpstliche Stuhl des Mittelalters verliert an Würde und Bedeutsamkeit in einem unpäpstlichen Neualter. Was ein Jegliches zu seiner Zeit für die Zeitgenossen gewesen, berichtet eine unparteiische Geschichte.

In diesem Sinne sucht der Verf. durch gelehrte Zusammenstellung der Nachrichten alter Schriftsteller uns das unter den Griechen berühmte Orakel zu Delphi zu vergegenwärtigen. Mantik ist besonders dem Polytheismus eigen, der die Natur mit göttlichen Wesen bevölkert, während der Monotheismus mehr der Speculation vertraut und das Mantische als Aberglauben ausscheidet. Die mantische Bedeutung des Vögelflugs zeigt sich allenthalben im Heidenthum, es kennt im Orient und Occident Orakel und letztere sind von ersterm wol nach Griechenland gekommen. Eine Art Priesterschaft, mehr oder weniger streng abgeschlossen, ist damit verbunden, ihr sind die dafür erfoderlichen Kenntnisse eigen und auch Delphi hat seine Pythia. Bei ihr wird das Schicksal erforscht und eine Gottheit verkündet durch sie ihren Willen. Wenn Aristophanes die Orakel verspottet, sollte man vermuthen, sie hätten bei dem Volke wenig Glauben gefunden, allein was sich festes Zutrauen erworben, wird so leicht nicht erschüttert, man lacht über die Spötter und hält das Verspottete in Ehren.

Die Lage von Delphi in einer Gebirgsgegend war ganz für Orakel geeignet, wie denn Gebirgsbewohner und ihre Umgebungen religiösen Gefühlen günstig sind; Delphi galt für den Mittelpunkt Griechenlands und der ganzen Erde, und über einer ausdünstenden Höhle war der Dreifuß, als Sitz der Prophetin, errichtet. Der Tempel prangte mit Reichthümern und Werken der Kunst, aus dem Innern strömte der lieblichste Duft von Wohlgerüchen, er war die Wohnung des pythischen Apollo, dessen Diener reichliches Auskommen durch die Gaben der Besuchenden fanden. Auch war dem delphischen Orakel die Sitte nicht fremd, auf Dinge Anspruch zu machen, die nicht sein waren, Antheil zu verlangen an Erwerbsquellen der Staaten und bei politischen Angelegenheiten sich Vortheile auszubedingen. In Delphi war die jährliche Versammlung der Amphiktyonen, hier wurden die pythischen Spiele gefeiert, das Orakel war sehr gut von den Geheimnissen der Staaten und vornehmer Familien unterrichtet. Da man eine directe Einwirkung des Gottes auf die Orakelverkünderin annahm, hielt man jungfräuliche Reinheit und Unverdorbenheit vielleicht am fähigsten, den Gott in sich aufzunehmen, und die Dämpfe der Höhle versetzten sie in einen unnatürlichen Zustand. Weil einst die Jungfräulichkeit einer schönen Priesterin nicht unangetastet blieb, wählte man später Weiber über 50 Jahre, die durch ihren Anzug einen Schein der Jugend sich geben mußten. Man scheint sie mit sorgfältiger Prüfung unter den delphischen Frauen gesucht zu haben und ihnen war wol ein ziemlicher Grad von Bildung unerlaßlich, jedoch die Priester um die Pythia im Innern des Tempels verkündeten die Antworten und hatten die geheimen Fäden des Gespinnstes von Täuschung in Händen. Sie gehörten zu den angesehensten Familien von Delphi und mußten vermöge ihrer hohen Stellung und des ihnen geschenkten Zutrauens die wissenschaftlichen Kenntnisse damaliger Zeit in sich vereinigen, ja manche Aussprüche erregen nach verschiedenen Zweigen der menschlichen Kenntnisse Erstaunen. Apollo selber war ja Princip der Wissenschaft und Pflege des Schönen und Wahren lag in seinem Cultus.

Hätten die Orakel zu jeder Zeit gesprochen, so wäre der Übelstand eingetreten, daß man unvorbereitet antwortete; allein anfangs ertheilte die Pythia nur einmal im Jahre Orakel, erst später alle Monate, ausnahmsweise auch wol an andern Tagen, nur mußten diese keine unglücklichen sein, und man hatte dadurch eine Ausflucht, wenn man abgeneigt war, sich zu äußern. Opfer und Reinigung gingen vorher, die Ordnung, in welcher die Fragenden vorgelassen wurden, bestimmte das Loos. Sie kamen in die Nähe des Allerheiligsten, aber nicht in dieses selbst, der Ort war von wenigem Licht erhellt, die Pythia gerieth in einen wildaufgeregten Zustand, welcher durch Verstellung und künstliche Mittel erklärbar ist. In früherer Zeit, wo der Glaube stärker sein mochte, war die Methode der Orakelertheilung weniger künstlich als in der spätern. Die Dunkelheit der Aussprüche schadete nicht dem Glauben daran, sie waren oft in Versen, oft auch in schlichter Prosa abgefaßt, Apollo richtete sich nach dem Gegenstande und der Zeit, und das Zweideutige konnte die Empfänger zur weitern Untersuchung und zum Nachdenken über ihre Lage auffodern.

Über Entstehung des delphischen Orakels herrschten fabelhafte Sagen, man wird hingewiesen auf eine fremde Herkunft und zwar nach Kreta und Ägypten. Zunächst wirkte es nur auf die Umgegend, auf Amphiktyonie, dann bei wachsendem Ansehen in weiterm Kreise. Der Amphiktyonenbund sammelte sich um diesen Mittelpunkt, das delphische Heiligthum stand unter seinem Schutz. Anfangs betrafen die Aussprüche mehr Privatgegenstände als öffentliche Angelegenheiten, später auch diese, wobei im Ganzen wol gilt, daß nur solche von den Schriftstellern aufbewahrt wurden, welche zufällig eintrafen, und daß alle diejenigen Sprüche, in denen ungewisse und künftige Dinge mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, unecht oder wenigstens verdächtig sind. Die Dorier unter den Griechen wurden von Delphi besonders begünstigt, dort suchte man Sanction für Änderungen der bürgerlichen Verfassung und kriegerische Unternehmungen, für Thronstreitigkeiten, die politische Bedeutsamkeit war nicht gering. Das Orakel stand mit Themistokles in Verbindung und auch mit den Persern, buhlte oft um die Gunst feindlicher Mächte. Aussendung von Colonien ward gern von ihm befördert und dadurch sein Einfluß erweitert. Höchste Autorität besaß es in Religions- und Glaubenssachen, wobei die Toleranz auffallend ist, die es an den Tag legte, die man jedoch als eine Eigenthümlichkeit des Polytheismus im Gegensatz zum Theismus betrachten darf. Auf die Frage, welcher Cultus den Göttern der angenehmste sei, antwortete das Orakel zu Delphi: „Derjenige, welcher gesetzlich in jedem Staate eingeführt ist." Seine Bemühungen für Erhaltung eines friedlichen Zustandes des griechischen Staates und Humanisirung sind nicht zu verkennen, es erklärte den Sokrates, welchen Athen erst für einen Sonderling, dann für einen gefährlichen Neuerer hielt und endlich zum Tode verurtheilte, für den weisesten Mann.

Die Zeit von Griechenlands Blüte war nicht mehr Blütenzeit des Orakels, es sank allmälig von der Höhe seines Ansehns, je mehr Kunst, Wissenschaft und geistige Bildung allgemein wurden. Man befragte weniger den Apollo, und wenn es geschah, war dieses für die Menge, oder einen Staasvortheil berechnet. Nun ist ein Fehler des polytheistischen Religionssystems, daß, wenn Bildung den Glauben zerstört, der die poetischen Gebilde desselben belebt, hierauf ein Unglaube folgt, der nichts mehr heilig hält und die heilloseste Ruchlosigkeit in seinem Gefolge hat. So bei den spätern Griechen, der delphische Tempel ward durch Plünderung entweiht, Philipp von Macedonien befragte das Orakel nur der Förmlichkeit wegen, auch Alexander that dies, brauchte die Religion als ein Werkzeug, welches immer unbedeutender, unwirksamer und verächtlicher wurde. Sehr erklärlich wird man daher finden, wenn

das Orakel in großen und öffentlichen Dingen zu verstummen anfing. Was verloren war, konnte nicht wiedergewonnen werden und das Orakel mußte zum Beruf gemeiner Wahrsagerei herabsinken. Als endlich die Römer Griechenland zur Provinz machten, hatten diese wenig Vertrauen zu solchen Instituten, es kamen zwar römische Privatpersonen oder selbst Gelehrte, vom alten Ruf des Heiligthums angezogen, nach Delphi, fragten wol auch über persönliche Gegenstände, allein ihre Achtung war geringe, Sulla bemächtigte sich aller Tempelschätze, das Orakel schwieg politisch in den Kämpfen zwischen Cäsar und Pompejus und unter Nero ward es völlig aufgehoben. Wenn darum Eusebius und Andere das Verstummen der Orakel der Geburt Jesu Christi zuschreiben, so liegen wol entschiedener die Ursachen davon in der Umgestaltung der griechischen Nation, ihrer Sitten und Verfassungen, wobei aber diese Ursachen ziemlich dieselben sind, welche das Christenthum ins Leben riefen. Totale Umgestaltung in den Gemüthern bedurfte die Irreligiosität und Unsittlichkeit der Zeit, und indem das Christenthum den Polytheismus vertilgte, brachte sein Triumph den Orakeln Untergang, dies war aber nicht die einzige sondern die letzte Ursache, indem es durch seine Erhebung zur Staatsreligion Instituten den Todesstoß gab, welche theilweise schon lange nur ein Scheindasein geführt hatten, oder, wie das delphische, aus andern Ursachen, unabhängig vom Christenthume, verstummt waren. Kaiser Julian der Abtrünnige konnte das delphische Orakel nicht wieder heben, wiewol es eine gewisse Wirksamkeit während seiner Regierung und bis auf Theodosius behauptete. Erst die dauerhafte und feste Begründung des Christenthums als Staatsreligion brachte die Orakel für immer zum Schweigen.

Unser Verf. vergleicht am Eingange seines Werks und an einigen andern Stellen Papstwesen und Hierarchie des Mittelalters mit dem Cultus und Orakelwesen des Alterthums, wie beide für eine frühere Zeit vielleicht so wohlthätig, als später verderblich gewesen, wie mit der französischen Revolution unter dem Namen von Philosophie und Aufklärung ein ähnlicher Unglaube wie zu den sinkenden Zeiten Griechenlands eintrat, der das Gebäude eines anderthalbtausendjährigen Cultus untergrub und einriß. Deutschland sei vor dem Unglück durch besonnenen Sinn und Protestantismus bewahrt worden. Wenn wir nun unsere Gegenwart fragen, wo sie seitdem stehe? — so scheint es, „man suche wieder Orakel"; zwar nicht diejenigen des Heidenthums, sondern diejenigen des Mittelalters, des römischen Christenthums, und das Bedürfniß dafür steige mit der fortschreitenden Bildung unserer Zeit. Dadurch könnte kommen, daß, wie einst Orakelwesen durch Christenthum besiegt wurde, jetzt das Christenthum dem Orakelwesen unterläge und ein neuer Kaiser Julian alles vorbereitet fände zu Wallfahrten nach heiligen Orten, zur gläubigen Aufnahme priesterlicher Sprüche und, wenn die Jahrhunderte vollkommen rückläufig wären, zur Wiederherstellung des pythischen Stuhles zu Delphi. Wer Orakel sucht, wird sie finden, der einzelne Mensch wie der Zeitgeist, und zugleich irgendwo die Höhlen und deren betäubenden Dunst dazu.

50.

Ernste Novellen und Skizzen. Sehnsuchtsklänge nach der Heimat. Von J. E. Nürnberger. Kempten, Dannheimer. 1839. Gr. 12. 1 1/2 Thlr.

Es ist schon eine lange Reihe von Jahren, daß der Verf. in mehrfacher Weise sich als Schriftsteller bethätigt hat, und noch länger ist es, daß ich den Bestrebungen deutscher Literaten mit Antheil folge. Wenn ich gestehe, dennoch erst durch vorliegendes Buch eine genauere Bekanntschaft mit dem Verf. angeknüpft zu haben, so darf dies hoffentlich mir nicht zum Nachtheile gereichen: wenigstens ist nicht selten der erste Eindruck der lebendigste und wahrste.

Die astronomischen Beschäftigungen des Verf. leiteten ihn zu jenen höchsten Fragen, auf welche bis jetzt eine völlig genügende Antwort nicht zu erlangen war: Präexistenz, Fortdauer und die Form derselben. Das Dasein vor unserer irdischen Erscheinung beruht auf Muthmaßungen, Ahnungen, Träumen. Sind wir wirklich schon einmal früher in irgend einer Form thätig gewesen, so hindert uns nichts an dem Glauben, daß wir es von Ewigkeit waren, und nehmen wir dabei mit dem Verf. ein geistiges und selbst körperliches Fortschreiten, eine stets reinere und schönere Entwickelung an, so müssen wir, in Betracht der Gebrechlichkeit unseres irdischen Daseins, dem Himmel noch dankbar dafür sein, daß es ihm nicht gefällig war, uns ein klares Bewußtsein des frühern Zustandes zu schenken. Ich will damit nur sagen: Wenn ein Bewußtsein früherer Existenz, eine genaue Kenntniß des Punktes, bis zu welchem wir in unserer Entwickelung vorgeschritten waren, uns nicht vergönnt ist, so mögen Muthmaßungen und Ahnungen von einem vorirdischen Dasein in mancher Beziehung ihr Gutes haben, der Gewinn für reinere Erkenntniß dagegen wird immer nur höchst relativ bleiben. Am wunderlichsten aber gestaltet sich die Annahme einer Seelenwanderung hier auf Erden ohne ein solches Bewußtsein. Der Verf. ist diesem Glauben geneigt, und wohl ihm, wenn er dabei sich gut befinden kann! Wenigstens ist er im Stande, die Menschen dieser Erde sich als unzerreißbare Kette einer großen Brüderschaft zu denken. Wie aber nun weiter? Die Kirchensysteme und auch der Verf. lassen mit seinem Tode den Menschen auch von dieser Erde scheiden und in Räume übergehen, welche die Systeme: Himmel, Fegefeuer, Hölle, der Verf. aber: Jupiter, Venus u. s. w. nennen. Ich frage daher billig: Werde ich mit meinem Tode diese Erde verlassen, oder erst noch einige Jahrtausende hindurch in andern Körpern hier auf Erden mein Heil versuchen? Nehmen wir überhaupt Seelenwanderung an, so dürfen wir sie, soll anders eine gründliche Fortbildung stattfinden, nicht auf das Menschengeschlecht beschränken, nicht einmal auf die Geschlechter desselben unter sich; ebenso wenig kann es von erheblichem Nutzen sein, diese Wanderung ohne Bewußtsein derselben zu beginnen und fortzuführen, und folgt uns dieses Bewußtsein nicht auch in eine andere Welt — doch darüber ist schon manches Wort gesprochen und geschrieben! Auch der Verf. dreht sich in diesem Kreise durch alle Mittheilungen des vorliegenden Buchs und, wie es bei solchem Drehen zu geschehen pflegt, verliert er sich in eine Monotonie der Gedanken und Darstellung, die es leicht macht, ihm Todesfurcht anzubeweisen, aber wirklich schwer, seine Darstellungen zu Ende zu lesen.

Das Buch soll Novellen enthalten. Das Einzige, welchem diese Bezeichnung zu geben sein möchte, ist „Enrico", eine Erzählung, welcher der Verf. den kühnsten Titel gegeben hat, der jemals einer Novelle zu Theil wurde: er nennt sie „Jupitersnovelle". Natürlich erwarten wir die Darstellung einer großartigen Phantasiewelt, und wirklich ist so etwas versucht. Wie aber die hauptsächlichsten Dinge mit der Bezeichnung „unbeschreiblich", und durch die stets wiederkehrende Formel: „vermittels eines dem Jupiter eigenthümlichen Mechanismus" abgethan werden, so liegt in der ganzen Erzählung nicht das Mindeste, was in uns den Glauben zu erwecken vermöchte, wir seien nicht auf dieser sublunarischen Erde. Die übrigen erzählenden Mittheilungen: „Die vier Kerzen", „Der Erbschleicher", sind mit vielem Raisonnement des Verf. über Zufall, Prädestination, Vorsehung und dergleichen ausgestattet. Dann kommen Briefe und Tagebücher, und wie in denselben die gleiche Monotonie vorherrscht, so verletzt es auch, daß sie mit der Absicht ihrer Veröffentlichung geschrieben sind. Endlich finden wir nicht selten Anmerkungen mit der Unterzeichnung: „Die Redaction." Das ist nun, wie ich zufällig erfahre, nicht etwa eine vom Verf. eigens für dieses Buch angeordnete Redaction, sondern die Redaction der „Abendzeitung", welche daher den ganzen Inhalt des Buchs schon einmal in ihren Spalten mitgetheilt haben muß. Mit der Redaction dieses Buchs ist es also flüchtig zugegangen, denn die Anmerkungen, die nichts als exclamatorische Fingerzeige enthalten

und in der „Abendzeitung" an ihrem Platze sein möchten, nehmen sich in dem Buche wirklich seltsam aus.

Gewiß hat der Verf. einen nicht kleinen Kreis von Lesern, der sich mit seinen Ansichten beruhigen kann, und vielleicht sind diese Leute sogar glücklich damit. Ich aber bekenne offenherzig, daß ich sie für höchst unglücklich und unglückselig zugleich halte, daß ich von ganzer Seele wünsche, sie mögen ihre Existenz nach dem Übergange in ein anderes Dasein, hienieden oder anderswo, recht deutlich erkennen, damit sie niemals wieder der Gefahr eines vagen Scheinlebens verfallen. 34.

Geschichte von Rügen und Pommern. Verfaßt durch F. W. Barthold. Zweiter Theil. Hamburg, F. Perthes. 1840. Gr. 8. 2⅓ Thlr.

Da Ref. schon bei Anzeige des ersten Theils von diesem trefflichen Geschichtswerke Gelegenheit hatte, sich über Geist und Charakter desselben auszusprechen *), so will er sich jetzt darauf beschränken, den Inhalt des vorliegenden Theils kurz anzugeben, und nur einige wenige Bemerkungen, wozu ihm das Lesen desselben den Stoff darbot, hinzufügen.

Dieser zweite Theil reicht von der Bekehrung Pommerns zum Christenthume bis zum Tode Barnim's I. im J. 1278. Inhalt des dritten Buches: Otto, Bischof von Bamberg, Bekehrer der Pommern. Wratislav I. Stiftung der pommerschen Kirche. Ohnmacht der ersten christlichen Herzoge im Kampfe mit Sachsen und Dänen. Fall des Heidenthums. Heinrich des Löwen Ausgang. Pommern ein unmittelbares Lehn des deutschen Reichs beim Sinken Polens. Erste Spuren der Verbindung slawischer mit deutscher Bildung in Pommern. 1124—87. Inhalt des vierten Buches: Verfall der pommerschen Macht im Gedränge zwischen den Dänen und Brandenburgern. Sieg der Brandenburger. Umwandelung Rügens und Pommerns in deutsche Länder. Städte. Auflösung des Herzogthums Ostpommern. Tod Barnim's I. Anfänge der der deutschen Hanse in Pommern. 1280.

Wer die Geschichte Pommerns aus Kanzow, Micrälius, Gebhardi und Sell kennt, wird finden, daß unser Verf. des Neuen sehr viel gibt. Die Sichtung des vorhandenen Stoffs und die Benutzung des neuerworbenen machte häufige Rechtfertigung durch Noten unter dem Texte nöthig. Doch hofft er noch, seine Geschichte Pommerns in vier Bänden bis auf d. J. 1650 herabführen zu können.

Höchst anziehend und belehrend ist des Verfassers Erzählung von der Verbreitung des Christenthums in Pommern und von dessen frühesten Schicksalen in jenem Lande. Vor allem ist das Bild des milden, verehrungswürdigen Bekehrers der Pommern, des Bischofs Otto von Bamberg, mit der größten Liebe und Sorgfalt gezeichnet. Erst das Christenthum öffnet den Slawen den Eingang in Europa, dem sie sonst fremd blieben. Der Kampf aber, welcher mit der Durchbildung der Hierarchie schloß und durch das wormser Concordat 1122 die Diener der Religion von der Willkür des weltlichen Armes befreite, der Kirche einen neuen Impuls verlieh und in ihren Werkzeugen feurigern Eifer für das als wahr Erkannte hervorrief, trug einerseits Männer von solcher Kraft und Reinheit des Willens wie den Apostel Pommerns empor, andererseits befähigte derselbe viele Geschlechter der Mitlebenden nacheinander, in der geistigen Trunkenheit der Kreuzzüge den Sieg des Glaubens über die Stätten zu verbreiten, welche der Wandel des Erlösers geweiht hatte. So ist die Bekehrung der Pommern aus derselben thatdürstigen Verzückung hervorgegangen, welche die Wallbrüder ins heilige Land trieb und später die Entdeckung neuer Welttheile zur Folge hatte; alle diese vereinzelten Erscheinungen lassen sich zurückführen auf die innerste Gemüthserschütterung, welche die Völker des Abendlandes am Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts überkam. Bischof Otto war von der seelenrettenden, segensreichen Gewalt, welche auch nur die Bekehrung und Übung der Sacramente, das Bekenntniß Christi wirkt, in der Tiefe seines Gemüths überzeugt, und sein frommer Schmerz trug es nicht, so viel Seelen in der Blindheit ewig verdammt zu wissen, da er ihnen helfen konnte. Weigert sich auch der prüfende Sinn, die Sacramente und das Dogma als Wesen des Christenthums anzuerkennen, so war es doch ein preiswürdiges Zeichen einer edeln Natur Otto's, die Beruhigung, die Zuversicht, die Sehnsucht, den Frieden und den Glauben in Anderer Seelen zu pflanzen, welche er selbst in sich verspürte, und — sei es auch nur ein Wahn — für das Heil seiner Brüder zu arbeiten. Otto steht auf der lichtesten Höhe seiner Zeit; ihn richtet die glühende Überzeugung, die er mit allen erleuchteten Genossen seines Jahrhunderts theilte. Das Beste, was er besaß, ohne Rückhalt, brachte er seinen geistigen Söhnen. In demjenigen Christenthum, welches Otto den Pommern nur bieten konnte, lag für die erste Generation die Gewöhnung an den Gedanken der Einheit Gottes und die Hoffnung, das Gesetz, als Abwehr gegen schandbare sittliche Verirrung, für die folgenden Geschlechter die reiche Saat höherer Cultur, welche sich aus dem Samenkorn entwickeln mußte.

So erfreulich die Geschichte Otto's und seiner Thätigkeit als Bekehrer der heidnischen Pommern ist, so traurig ist die im nächsten Buche folgende Erzählung von dem Verfall der pommerschen Macht in dem Gedränge zwischen den Dänen und Brandenburgern, bis endlich das deutsche Volksthum über das Slawenthum den Sieg davonträgt. Das alte Slawenthum stellt sich auch beim Verf. im hohen Grade geistlos und barbarisch dar; es mangelt demselben an allen schönen und großen Zügen in diesen langen und harten Kämpfen, an Plan und Ausdauer im Widerstande. Es währt zwar eine längere Zeit, bevor die Pommern völlig unterworfen sind, und manchmal suchen sie ihre Fesseln zu brechen. Das geschieht aber nur, weil die Einflüsse von Deutschland gar zu spärlich herüberreichen und mit dem Neuen auch neue Lasten und Beschränkungen herübergebracht wurden, deren Druck das Neue verhaßt machen mußte. Hätte man die deutschen und kirchlichen Einflüsse bei jenen Völkern zweckmäßiger organisirt und dieselben besser behandelt, so wäre nach aller Wahrscheinlichkeit das Werk der ersten Bekehrer gar nicht gefährdet worden. Der ausgezeichnetste und hervorragendste Fürst, der uns in dieser Geschichte begegnet, ist der Herzog Swantopolk, den der Verfasser mit großer Vorliebe behandelt; er vertheidigt ihn mit Glück gegen manche Vorurtheile und weiß das Interesse der Leser für diesen Charakter zu erwecken. Der Fortsetzung und Beendigung dieses gediegenen Werkes, welches sich nicht blos auf Rügen und Pommern erstreckt, sondern auch in die polnische, brandenburgische, mecklenburgische und dänische Geschichte vielfach eingreift, sieht jeder Geschichtfreund erwartungsvoll entgegen. 13.

*) Vergl. Nr. 148 u. 149 d. Bl. f. 1840. D. Red.

Historische Miscellen.

Zu Anfang des Winters 1552 belagerte Kaiser Karl V. Metz selbst gegen den Rath seiner erfahrensten Offiziere. Er war damals 52 Jahre alt und vom Podagra so heimgesucht, daß er sich in einer Sänfte mußte tragen lassen. Die Ungunst der Witterung, welche tödtliche Seuchen unter den Belagerern verbreitete, vereitelte alle noch so großen Anstrengungen derselben und Karl war endlich genöthigt den Vorstellungen seiner Generale, die ihn beschworen, den Rest seiner Armee durch einen zeitigen Rückzug zu retten, nachzugeben. Dies preßte ihm den Ausruf aus: „O Glück, nun sehe ich, daß du, wie andere Weiber, dir junge Günstlinge wählest und die alternden verlässest!"

Als Kaiser Rudolf II. am 8. (18.) Mai 1594 seinen feierlichen Einzug zum Reichstag in Regensburg hielt, befand sich dabei auch eine Kutsche mit vier Pferden, darauf Sr. kaiserlichen Majestät englischer Kammerhund geführt wurde. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 252. —— 9. September 1841.

Das Studium der altromantischen Poesie in Frankreich.

Als die Fixsterne unserer Literatur sich unter den Horizont zu neigen begannen, da wandten die Poeten sich zurück in unser Mittelalter und zu den frühern Lebensäußerungen des Christenthums, als Extract daraus eine neue Poesie hoffend, allein nicht bedenkend, daß dieselbe da überall fröhlich quille, wo sich das Leben frisch und lebendig regt, und daß, ehe man zu einer neuen Poesie gelangen könne, erst das Leben neu anzufangen sei. Bei einer ähnlichen Wendung ihrer Literatur suchen auch die Franzosen neuerdings Stoff für ihre Thätigkeit in den alten Handschriften ihrer Bibliotheken, Anreiz zum Dichten in den Fabliaux und Reimchroniken aus der frühesten Zeit ihrer Nationalliteratur. Wie man jetzt, nachdem man die schöne Poesie der Griechen und Römer kennen gelernt, keine Scheu hegt, sie kalt und gemüthlos zu nennen, und die Vortrefflichkeit der Poesie in das geheimnißreiche Dunkel des 12. u. 13. Jahrhunderts versetzt, so war eine Sitte (welche die Nachahmer der Griechen und Römer noch nicht ablegen wollen), mit noch geringerer Einsicht und in stolzer oder verstockter Verkennung des schönen Strebens einer neuen Zeit nach Freiheit und Erkenntniß, jenen poetischen Erzeugnissen des Mittelalters einen nur sehr relativen Werth für Historie oder Sprache beizulegen, nicht ohne sich selbst und Diejenigen zu bedauern, die sich eines so peinigend mühsamen Studiums unterziehen müßten. Man braucht, um diese Ansicht zu finden, nur irgend ein Handbuch der französischen Literatur vor der Restauration nachzuschlagen; selbst der jüngere Ampère mit seiner Empfänglichkeit für das Poetische dieser Dichtungen fand wenig Glauben bei solchen. Da indeß die Zeit jede Verkleinerung oder Übertreibung unausbleiblich rächt, konnte es nicht fehlen, daß der einmal gegebene Anstoß am Ende zu gründlichen Untersuchungen anregen mußte, und so zeigt sich denn jetzt bei den Franzosen vielfache Neigung und Lust für das Studium ihrer ältesten Poesie und berechtigt, die gedeihlichsten Resultate zu erwarten. Frankreichs poetische Vorzeit wird dadurch allmälig mit der Gegenwart in nähere Beziehung treten und die seit Franz I. durch widrige Einflüsse in ihrem natürlichen nationalen Bildungsgange gewaltsam gehemmten und zur kalt vornehmen Hofpoesie gemachte französische Literatur dürfte mit der Zeit wieder in die alten Bahnen einlenken und demnach die große Kluft verschwinden, welche die Franzosen heutiges Tags von dem literarischen Geschmack aller benachbarten Völker trennt.

Unter den kürzlich bekannt gemachten ältern französischen Dichtungen bemerken wir „Les tournois de Chauvenci, donnés vers la fin du 13ième siècle, décrits par *Jacq. Brétex*; dann „Le dit de ménage", herausgegeben von Tributien, und eine „Moralité joyeuse, à IV personnages, c'est à scavoir: le Ventre, les Jambes, le Coeur et le Chef." Der „Roman de la Rose", welcher länger als drei Jahrhunderte in Frankreich für den Triumph des Genies gehalten und von Etienne Pasquier (st. 1615) mit der „Divina commedia" des Dante verglichen wurde, ist nun auch in neufranzösische Verse übertragen worden, wie man vor zwanzig Jahren bei uns das Nibelungenlied ins Neudeutsche übertrug. Jedoch läßt sich hier die Modernisirung ganz leidlich an. Der „Roman de la Rose" ist nämlich ein ursprünglich geistloses, unpoetisches, auf einer schmuzigen Obscönität basirtes didaktisch-allegorisches Gedicht, welches durch Bearbeitung und Auslassung des Schlechten und Unzüchtigen, des allzu Breiten und Langweiligen an Gehalt und Interesse gewinnt, während solches Modernisiren der Nibelungen ein heilloses Zertrennen und peinliches Gliederausreißen ist; denn unser Epos ist ein organisches Ganze; jeder Ausdruck, jedes Wort ist der Abdruck der zum Grunde liegenden erhabenen Idee und hängt so innig zusammen mit Dem, was er bezeichnen soll, daß er nicht weggenommen werden darf, ohne zu zerreißen, und das gilt von jeder Zusammenfügung, Folge, ja Stellung der Worte in demselben. Das ist eben das Zeichen einer echten Poesie, daß sie allein das Wort gefunden hat, in dem der Gedanke sich ausdrückt, das sich gleichsam fest auflegt auf das Bild, welches in der Tiefe des Gemüths ruht und es bedeckt. Was aber die französischen Rittergedichte betrifft, so leidet dieses darauf eben keine Anwendung. Diesen Gedichten, von denen keins mit dem epischen Rittergedichte des Ariosto verglichen werden kann, fehlt jenes helle organische Leben des Nibelungenliedes; sie sind schon einmal, so zu sagen überspinnen, und Veränderung oder gar Auslassung möchte nicht als zerstörend, vielmehr als Gewinn zu betrachten sein. Damit wollen wir jedoch nicht aufmuntern zu einer Modernisirung die-

ser französischen Gedichte, indem wir unbedingt abrathen würden, was, wie man sagt, im Werke ist: eine Übertragung jener versificirten Ritterromane aus der Sprache und Mundart jener Zeit in die jetzt lebende. Sie würden dabei ihren eigentlichen Vortheil, die reine Sprache, verlieren, aber das Langweilige, Unpoetische und Unrhythmische ihrer Manier noch härter heraustreten machen. Die prosaischen Bearbeitungen, welche man bereits im 15. u. 16. Jahrhundert von diesen gereimten Ritterromanen veranstaltete, erfreuen sich schon jenes Gewinns auf die allein mögliche Art. Ferner kann wol bei einer Übersetzung ein gleiches Verhältniß zum Grunde liegen zwischen der fremden und einheimischen Sprache, durchaus nie beim Modernisiren, daher auch deshalb nothwendig eine gänzliche Untreue entsteht. Wie man einen Dialekt als solchen wieder in einen andern übersetzen könnte, nicht aber in die ausgebildete Sprache, so und noch viel weniger kann man eine solche kindliche und naive Sprache, wie das Romanzo (die französische Volkssprache des Mittelalters) in die Sprache der heutigen Gebildeten und Dichter übersetzen, die dagegen in jeder Beziehung kalt und frostig, steif und unlebendig erscheint. Es ist eine Verbindung zwei gegeneinander streitender Punkte, deren Zerstörendes man leicht fühlt, und die Sprache, die daraus entsteht, alte Worte und Wendungen in neuen Formen, ist wie geschlagen, dann wie zusammengepreßt, gewaltsam und ungefüg. Endlich geht es dem natürlichen Rhythmus, der jene Gedichte belebt, nicht besser: auf eine ungeschlachte Weise wird er vernichtet, oder durch einen fremdartigen ersetzt.

Eine andere Art der Modernisirung, daß die Idee eines alten Gedichts aufgefaßt und aufs neue nach den Ansichten der neuen Zeit wiedergestaltet werde, erscheint hingegen nicht blos wünschenswerth, sondern zugleich nothwendig für das zukünftige Heil der französischen Literatur. Es fehlt allerdings nicht an Solchen, welche auch diese Art der Modernisirung verwerfen und fragen: woher die Nützlichkeit und Nothwendigkeit, diese Gedichte zu modernisiren? Es liegt etwas Unheiliges darin, einzugreifen in das Eigenthum eines Dichters oder einer Nation; warum läßt man jener Zeit nicht das Ihrige? Diejenigen, welche sich Kenntnisse der altfranzösischen Sprache und des Mittelalters verschaffen, was zu diesem Zweck nicht allzu schwer ist, mögen sie lesen und sich daran erfreuen, und die Kritik hat nur einen reinen Text zu liefern; den Andern überlasse man, was ihre Zeit gibt. Ein Franzose, der seit 300 Jahren in seiner Literatur an das gewaltsame Ausstoßen fremder und einheimischer Bildungselemente gewohnt ist, würde diese Einwendungen vielleicht stillschweigend hinnehmen; wir antworten darauf: In jener schönen Unersättlichkeit des menschlichen Gemüths, in dem beständigen Fortschreiten und daher in dem liebevollen Umfassen und Ansichziehen, das besonders unsere deutsche Literatur charakterisirt und ihr die Ausdehnung und Freiheit gegeben, der sie sich erfreut und das auch anfangs der französischen Nationalliteratur eigen war, bevor sie in ihrem ruhigen Entwickelungsgange gestört ward — darin liegt der Nutzen, die Nothwendigkeit dieses Modernisirens. Gehen wir zurück auf die frühen Zeiten der französischen Poesie, so zeigt sich diese Neigung schon eben in der Übertragung jener Menge altenglischer Gedichte, wie die Sagen vom König Artus und der Tafelrunde, welche geraume Zeit vor den englischen Kriegen, wahrscheinlich durch Normannen, nach Frankreich gebracht und dort zu Romanen benutzt wurden. Die französischen Dichter bearbeiteten den fremden Stoff so eifrig, daß der fabelhafte britische Artus in kurzer Zeit für einen Franzosen galt; auch griechische und römische Gedichte, der trojanische Krieg und die Äneide, wie das Leben und die Thaten Alexander's von Macedonien wurden romantisch in Frankreich bearbeitet, viele nicht versificirte französische Ritterromane des 15. und 16. Jahrhunderts sind nach dem Muster spanischer und portugiesischer Originale geschrieben; ebenso wurde jedes Product einheimischer Poesie nach den Bedürfnissen und Ansichten der Zeit verändert. Clement Marot stellte, wie Hans Sachs bei uns, bei einer ungemeinen Belesenheit das Leben der Alten mit sicherer Hand in den Kreis seiner Welt. Bis dahin war die französische Poesie, wenn auch im Allgemeinen roh und ungebildet, doch nicht unnatürlich und erkünstelt; um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als das Studium der classischen Literatur durch Franz I. Bemühungen und den Fleiß gelehrter Philologen in Frankreich allgemein geworden, änderte sie sich ganz, indem sie sich zu vervollkommnen glaubte, und verließ den von den Vorfahren angegebenen Weg, auf dem sie, wenn auch langsam, zu der Vortrefflichkeit, Ausdehnung und Freiheit hätte gelangen können, deren sich die deutsche und englische Poesie erfreuen. Die Radicalfehler der französischen Poesie von jenem Zeitraume an waren erstens die sklavische Nachahmung der Alten, nicht dem Geiste, sondern der äußern Form nach, und zweitens das ängstliche Bestreben, dem pariser Publicum, vorzüglich aber dem Hofe zu gefallen. Durch das Erste wurde die strenge, aber enge Regelmäßigkeit der Form, die Gemessenheit, aber auch die Engbrüstigkeit, die Marmorglätte, aber auch die Marmorkälte bewirkt, welche die Producte französischer Dichter der spätern Jahrhunderte charakterisirt; durch das Zweite gewann die französische Poesie, die kein Wort, keinen Gedanken und noch weniger ein Gefühl aussprach, das nicht bei Hofe hätte erscheinen können, Eleganz, Feinheit und Schönheit der Convenienz in hohem Grade, aber sie verlor dafür alles Das, was die Poesie zur Poesie macht: Gefühl, Wahrheit, Naivetät, Tiefe, Individualität, Unschuld, Einfachheit, Natur und schrumpfte allmälig, anstatt eine nationale oder menschliche Dichtkunst zu werden, zu einer bloßen Hof-, Toiletten- und Damenpoesie zusammen. Erst seit ungefähr 20 Jahren hat man in Frankreich angefangen, sich gegen diese antikisirende und courtisirende Richtung der Poesie aufzulehnen und das Bestreben geäußert, die verschollenen Erzeugnisse einheimischer, sowie die bis dahin verachteten Producte ausländischer Dichtungen in den Kreis der modernen französischen Literatur hineinzuziehen. Auf welchem Punkte jenes löbliche Bestreben in neuerer Zeit steht, darüber gibt die Literatur der Übersetzungen aus dem Englischen, Deutschen,

Spanischen, Italienischen und die neuen Ausgaben und Umarbeitungen der altfranzösischen Gedichte des 13. u. 14. Jahrhunderts belehrenden Aufschluß. Allein noch immer hat es kein moderner französischer Dichter gewagt, die Idee eines jener ältern Gedichte in neuer, den Ansichten der Zeit angemessener Ausgestaltung an den Tag zu bringen, wie es die französischen Poeten im 15. Jahrhundert mit ihren Vorgängern gethan. Was aber historisch sich als richtig zeigen läßt, was die Zeit anerkannt und gebilligt hat, dagegen sollte man vor Allem sich nicht wehren und sich freuen, wenn eine tüchtige Modernisirung das Schönste der altfranzösischen Poesie dem jetzt lebenden Geschlecht wiedergäbe und zu eigen machte. Und dieses kann nicht für ein freches Eingreifen in fremdes Eigenthum gelten, da das Alte unberührt bleibt, nur jenes Modernisiren, wo die alten Formen blos in neue verwandelt werden, macht den Anspruch, dasselbe Gedicht zu sein, während es, ohne ihn durchsetzen zu können, viel weniger ist. In der Art aber, wie jenes Übertragen geschah, kann allein das Muster liegen, das man jetzt zu befolgen habe. Vor der Poesie verschwindet alle Rücksicht auf wissenschaftliche Bearbeitung, auf Alterthümlichkeit u. s. w.; sie will blos in ihrer Zeit sein. Äneas erscheint als französischer Ritter und muß seine griechische Abkunft verleugnen, wenn er neben den andern stehen darf; ähnlich ist es in den Bearbeitungen vom trojanischen Kriege. Es war ein sehr richtiges Gefühl, wenn die Franzosen ihre versificirten Romane aus dem 13. u. 14. Jahrhundert späterhin nicht lesen mochten und sie im 15. Jahrhundert durch Auflösung in Prosa verständlich und eigentlich erst national machten; andere wurden durch ein regelmäßigeres Sylbenmaß und erneuerte Sprache der Zeit accommodirt. Noch im 16. Jahrhundert ließ Franz I. von dem Werke des Portugiesen Vasco Lobeira, des wahrscheinlichen Erfinders der Amadise, französische Übersetzungen und von den französischen Romanerzählungen des Amadis und ähnlicher irrender Ritter neue Bearbeitungen anfertigen, und hierdurch wurden die Ritterromane noch einmal für lange Zeit beliebt.

Durch diese prosaischen Ausgaben des 16. Jahrhunderts steht jene Ritterromantik der Gegenwart so ziemlich nahe, ja diese leben in einem großen Theile von Frankreich, trotz aller revolutionnairen Stürme der letzten 50 Jahre, die so viele Traditionen entwurzelt, noch immer als Volksbücher fort, daß durch einen treuen Abdruck mit Beobachtung der heutigen Rechtschreibung am besten gesorgt wäre; oder auch, daß ein Dichter sie aufnehmen und geschmückt mit Allem, was sein reiches Gemüth oder die Bildung seiner Zeit gibt, wiedererzeugen wolle; denn durchaus modern müßte die Modernisirung ausfallen, Jedem verständlich und Jeden ansprechend. In diesem echten Sinne hat Tieck unsere deutschen Volksmärchen, die heilige Genovefa, den Kaiser Octavian modernisirt und ist überhaupt derjenige Dichter, in all dessen Poesien der altdeutsche Geist herrscht und sich so gestaltet hat, wie er in neuerer Zeit wieder lebendig werden konnte. Ebenso wäre es für Frankreich zu wünschen, daß die altfranzösische Poesie in dem Geiste eines großen Dichters wiedergeboren und wiederverjüngt würde. Man hält eine solche Bearbeitung für unmöglich, wie man es auch bei uns gethan, bis Tieck und Goethe das Gegentheil mit so glücklichem Erfolg bewiesen; das ist ja gerade eine Eigenschaft großer Dichter, daß sie uns mit Dem überraschen, was Andern unerreichbar scheint. Wie wir Denjenigen nicht tadeln, der das Schwert seiner Vorfahren, für seinen Arm zu schwer und zu groß, abbricht, weil er sich vertheidigen muß, noch auch Den, der sich aus einem großen Tempel, den die Götter verlassen haben, eine Kapelle aufbaut, die er seinem Gotte weihet, so kommt hier die Frage nicht in Betracht: ob solche neue Gestaltungen und Umbildungen besser seien als das Original? eine Frage, die auch viel allgemeiner ist und eigentlich dahin lautet: ob die Poesie neuerer Zeit besser sei als jene? Darauf wird aber Niemand jetzt unparteiisch antworten können, wo Jeder von seiner Zeit befangen und entweder dafür oder dagegen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur slawischen Literatur.

Der Custos bei der kaiserlichen Bibliothek in Wien, Bartholomäus Kopitar, hat daselbst unter einem sehr weitläufigen Titel einen „Hesychii Glossographi discipulus et ἐπιγλωσσιστης Russus" herausgegeben, welche Schrift als sehr wichtig angekündigt worden ist und auch insofern ein Interesse hat, als der Herausgeber die Absicht hatte, sie dem Thronfolger von Rußland bei dessen Anwesenheit in Wien zu überreichen, was aber unterbleiben mußte, da die zu dem Werke gehörige Tafel bis zur Ankunft des Großfürsten im Stich nicht vollendet werden konnte. Es ist nicht zu verkennen, daß der Herausgeber, den der erste slawische Sprachforscher seiner Zeit, Dombrowsky, einst seinen „conjunctissimum Copitarium" nannte, auch hier, wie bei Herausgabe anderer slawischer Werke, Zeugniß von seiner Gelehrsamkeit abgelegt hat, aber er hat sich auch wieder zu einer jetzt gar nicht mehr modernen Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit in Bekämpfung seiner literarischen Gegner hinreißen lassen. Das etwa 100 Seiten starke Heft enthält auf den ersten 25 Seiten ein in Wien im Manuscript befindliches griechisch-slawisches Wörterbuch, das ein junger Russe, Rusniake, Serbe oder Bulgar im 12. oder 13. Jahrhunderte in Konstantinopel sich angelegt hat, um die Bedeutung der griechischen Wörter seinem Gedächtnisse einzuprägen, sicherlich nicht in der Erwartung, daß „der erste wiener Slawist" im 19. Jahrhundert dies Wörterverzeichniß commentiren und mit demselben den Thronfolger eines der mächtigsten Reiche der Erde begrüßen würde. Es enthält dieses Wörterbuch manches Beachtungswerthe für das griechische und slawische Sprachstudium, dient aber hier gewissermaßen nur zur Einleitung der philologischen Miscellen, welche die übrigen drei Viertel des Buchs einnehmen. Sie waren dem Herausgeber offenbar die Hauptsache, hier findet er Gelegenheit, theils Ergebnisse eigener Forschungen, theils seine Meinung über die Forschungen Anderer mitzutheilen, und es mag kaum einen berühmten Namen unter den slawischen Gelehrten geben, der hier nicht auf die herbste Weise angetastet würde. Manche der Angegriffenen haben aber bereits ihre Vertheidigung nicht ohne Glück versucht.

Als im J. 1818 in Prag das Vaterländisch-böhmische Museum gegründet wurde, beeilten sich Böhmen wie Slawen, welche seltene Überreste aus der Vorzeit Böhmens besaßen, ihre Beiträge zu der beabsichtigten Sammlung vaterländischer Alterthümer einzusenden. Unter Andern schickte Jemand, ohne sich zu nennen, ein altes Manuscript ein, das aus vier Pergamentblättern bestand und ein Bruchstück aus einem national-historischen Volksgedichte zu sein schien. Es erzählte ein Ereigniß aus dem Leben der Libussa: „Das Gericht der Libussa", aus

dem 7. Jahrhundert n. Chr. Die böhmischen Gelehrten erklärten es für echt und für einen sehr wichtigen Überrest des ältesten böhmischen Schriftwesens; nur Joseph Dobrowsky war der Meinung, daß Gedicht sei untergeschoben und erst in neuester Zeit fabricirt, ja er hatte sogar die Gelehrten Jungmann und Hanka sowie Joseph Linde (gest. 1834) in Verdacht, daß sie durch Übersendung dieser von ihnen angefertigten Schrift mit dem Publicum sich einen Scherz haben machen wollen. Dobrowsky veröffentlichte sein Urtheil in einer Kritik von Rakowiecki's Ausgabe der „Prawda ruska" (Warschau 1820) und das Ansehen des „Altmeisters kritischer Geschichtsforschung in Böhmen" reichte hin, seiner Meinung allgemeinen Eingang zu verschaffen. Später äußerte Dobrowsky zwar, daß das Gedicht wol auch aus früher Zeit stammen könnte, doch hat er seine Meinung nie ausdrücklich widerrufen. In neuester Zeit hat Prof. Palacki in Prag das Gedicht einer gründlichen Kritik unterworfen und dasselbe in dem ersten Bande der in Verein mit Schaffarik begonnenen, äußerst wichtigen Sammlung „Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache" (Prag 1840) veröffentlicht. Der Inhalt ist: Chrudosz, der die Sitten der Deutschen kennen gelernt hat, will bei Beerbung seiner Ältern vor seinem jüngern Bruder Stoglowy ein Vorzug haben, Libussa läßt ihn vor Gericht (poprawa) fodern und trägt den versammelten Ständen auf, nach dem Rechte zu entscheiden, erklärt aber zugleich, daß, wenn es dem Volke gefiele, es auch ein neues betreffendes Gesetz (nalez) ergehen lassen könnte. Es stellen sich nun neben die Fürstin Jungfrauen mit der Rechtstafel, mit dem ganzen Apparate zur Abhaltung von Gottesurtheilen, mit einer Urne zum Einsammeln der Stimmen u. s. w. und das Urtheil wird öffentlich verkündigt. Ein solcher Verlauf einer gerichtlichen Verhandlung kann wol nur bei einem schon weit in der Cultur vorgeschrittenen Volke erwartet werden und kann bei den Czechen — die nach Schaffarik's Auseinandersetzung zwischen den Jahren 451—459 nach Bojohemien eingewandert sind — schon zur Zeit der Libussa im 7. Jahrhundert unmöglich stattgefunden haben. So schnell haben weder Römer noch Germanen eine gerichtliche Praxis ausgebildet. Dazu kommen noch andere Umstände, die den spätern Ursprung des Gedichts verrathen, insbesondere, daß Libussa nicht wie von Kosmas als einfache Königstochter, die den Landmann Przemysl zu ihrem Gatten erkor, sondern umgeben von höchster königlicher Pracht und Herrlichkeit geschildert wird. Wenn nun auch die Abfassung des Gedichts nicht in die Zeit der weisen Tochter Krok's zu setzen ist, so ist es doch sicher sehr alt, und Palacki hat mit der ganzen Fülle seiner Gelehrsamkeit die Gründe dafür zusammengestellt, daß das Gedicht aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts herrühre. Außer dem „Gericht der Libussa" enthält der erste Band der erwähnten „Denkmäler" einige Bruchstücke aus einer Übersetzung des Evangeliums Johannnis aus dem 10. Jahrhundert, welche von Dobrowsky gleichfalls für untergeschoben erklärt worden sind, ferner das leitmeritzer Privilegium aus dem 11. oder 12. Jahrhundert und ein böhmisches Wörterbuch, die sogenannte „Mater verborum" aus dem 13. Jahrhundert. Weitere Documente bis zu Jahre 1375 werden später erscheinen.

Eine großartige Sammlung böhmischer Werke hat die literarische Gesellschaft des Museums zu Prag begonnen. In vier Abtheilungen beabsichtigt dieselbe herauszugeben: 1) Eine „Bibliothek der altböhmischen Literatur", die alle handschriftlichen oder bereits gedruckten, doch seltenen altböhmischen Werke, insbesondere historische Documente bis ins 17. Jahrhundert hinein enthalten wird. 2) Eine „Neuböhmische Bibliothek", neue wissenschaftliche Schriften und Werke zur schönen Literatur. 3) Eine Reihe Übersetzungen der Classiker aller Völker und aller Zeiten. 4) Eine „Hausbibliothek", nämlich Originalwerke zur Belehrung und Moral. Der Herausgeber der ersten Abtheilung ist Wazlaw Hanka, von derselben ist als erster Theil erschienen: „Viktorina Kornelia ze Wšehrd, knitry dewatery prawiech a ſiediech i o dskach zemé Céké" (Neue Bücher über die Gerichte und die Landtafeln des czechischen Volks), von Victorin Kornelius (Prag 1841), einem der berühmtesten prager Professoren und einem der ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit. Die erste Ausgabe seines Werks erschien 1508; der Rechtsgang, die Gesetze, die noch bis vor 100 Jahren in Böhmen Geltung hatten, die Regierungsform, die Ämter u. s. w. sind darin sehr genau und vollständig beschrieben, eine deutsche Erklärung der alten ungebräuchlichen Rechtsterminologie hat Hanka beigefügt, eine Lebensbeschreibung des Autors der Historiograph Palacki.

Zwei Bruchstücke des altböhmischen Heldengedichts „Der böhmische Alexander", welche in dem budweiser Stadtarchive aufgefunden worden sind, theilt Prof. Kaubek in der Zeitschrift des Museums mit. Die Entstehung dieses Gedichts wird in die Zeiten Johann's von Luxemburg versetzt. Überhaupt zeigt es sich, daß die literarische Thätigkeit, die in Böhmen neuerdings sich offenbart hat, an Kraft und Umfang immer mehr zunimmt. Die Zeitschrift des Museums wird auch ferner von Schaffarik, der den Ruf an die berliner Hochschule entschieden abgelehnt hat, geleitet werden. Von den Zeitschriften, die im vorigen Jahre entstanden sind, haben der „Wlastimil" (Der Patriot), der sich einen „Freund der Aufklärung und Heiterkeit" nennt und die „Dennica", eine Zeitschrift von gleicher Tendenz, den zweiten Jahrgang begonnen. Von dem durch manches treffliche Gedicht bekannten Karl Sabina ist ein Band lyrischer Gedichte „Basne" (Prag 1841) erschienen. Daneben hat ein satirisches Gedicht auf die Gegenwart „Snemy zwjrat" (Der Rath der Thiere, Prag 1841), und ein neuer Roman von Joseph Tyl „Der unbekannte Jüngling" Aufmerksamkeit erregt. Tyl gibt auch ein dramatisches Taschenbuch heraus, in dem Nachrichten über die böhmische Bühne zu finden sind. Ein neues Trauerspiel „Virginia" hat der durch die Tragödie „Angelina" vortheilhaft bekannte böhmische Dichter Turinsky herausgegeben.

In Prag ist eine „Grammatik der wendisch-sorbischen Sprache in der Oberlausitz, im Systeme Dobrowsky's abgefaßt, von J. P. Jordan" erschienen. Diese Sprache ist wegen der rein slawischen Elemente, die sich darin bewahrt haben, und ihrer Einfachheit wegen nicht unwichtig, obgleich sie nur eine geringe Literatur besitzt. Es haben sich namentlich in dieser Sprache viele slawische Stammwörter erhalten, die sich in andern Dialekten nicht vorfinden. Bekanntlich haben die Lausitzer in Folge der Reformation eine zwiefache Schrift und Orthographie angenommen, der evangelische Theil neigt sich zur deutschen Schreibweise, der katholische zur böhmischen. Durch diese Trennung ist die Literatur eines Volks, das kaum 60,000 Seelen in sich faßt, unbedeutend geblieben und besteht fast nur in Andachtsbüchern. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 253. —— 10. September 1841.

Das Studium der altromantischen Poesie in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 252.)

Was unsere Meinung über den Werth der altfranzösischen Poesie anlangt, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß wir diejenigen Gedichte, die man unter dem Namen der Romantischen vernünftigerweise begreifen kann, d. h. die im Romanzo (in der Volkssprache) geschriebenen, keineswegs für jene unübertrefflichen Rittergedichte halten, für die sie von einigen neuern Kritikern ausgegeben werden. Der Grund selbst ist schön, aber gänzlich entstellt durch die Behandlung. Es zeigt sich darin, was sich überall zeigen muß, sobald die Unschuld der Naturpoesie (in welcher sie sicher und unbewußt auf einer Höhe steht, zu welcher die Kunst erst allmälig und langsam aufsteigen muß) verloren gegangen: jene Hülflosigkeit der innern Armuth, jener Mangel an Freiheit in Beherrschung des Stoffs. Diesem unterliegend, umfaßten die Dichter niemals das Ganze, welches daher lose und unbegrenzt voneinanderfällt: ohne Takt, stellen sie nicht das Große in den Dingen und Menschen als den festen Mittelpunkt hin, um welchen der Schwall der Zufälligkeiten und die übrigen Gegenstände rundlaufen; es fehlt auf diese Weise ein fester Charakter, an welchem Alles sich hält und erleuchtet. Weil Alles zufällig und willkürlich geworden, so ist diesen Dichtern auch Alles gleich wichtig. Daher ihre peinliche Ängstlichkeit, ja nichts Kleinstes zu vergessen, daher die lichtlose Verwirrung, womit Kleines und Großes, Nothwendiges und Zufälliges untereinandergeworfen ist; eine unbeschreibliche Geschwätzigkeit drängt sich durch die Geschichte und treibt sie, mit Vernichtung jedes Interesse, nach allen Seiten hin, wie Laune oder Zufall will. Ja, man hat durchgehends den Eindruck, als sei die Darstellung der Geschichte, das Außerwesentliche, blos vorgenommen, um darüber reden zu können. Hierzu kommen die hart aufeinanderfallenden Reime, fast immer ohne Rhythmus, sodaß die langmüthigste Geduld dazu gehört, ein Gedicht von 20—24,000 solcher Verse durchzulesen.

Was aber nun das Schöne, der Vorzug jener Gedichte sei? Eben jener unverwüstliche Grund, der immer noch durchbricht, und da es Dichter waren, die die Sprache in ihrer Gewalt hatten, so kann es nicht fehlen, daß einzelne Situationen sehr lieblich und reizend erzählt sind, währenddem gleich darauf ein paar Hundert Verse anheben zu sagen, woher das Gedicht gekommen und was die Liebe sei; denn dabei sind sie gar unerschöpflich, und weil das immer von neuem wiederholt wird, so ist es auch dann zuwider, wenn es gut gesagt sein sollte. Beiweitem das Vorzüglichste ist der artige Roman „Tristan de Léonois", welchen Luces de Gast ums J. 1280 nach Einigen selbst verfaßte, nach Andern aus einem lateinischen Original übersetzte. Es kommt darin freilich auch manches Breite und Gedehnte vor; indessen haben sehr viele Situationen eine überaus anmuthige Frische und zarte Schönheit (wir nennen nur Tristan und Isoldens Liebesleben in der heimlichen Grotte), und das Ganze hat einen sanften, elegischen Anstrich, welcher der Natur der Darstellung angemessen ist, nicht nur wegen des Widerspruchs zwischen dem innern Gefühl und den äußern Verhältnissen, der Vergänglichkeit der Jugend, welche dem Reiz und selbst der Freude derselben immer schon eine gewisse wehmüthige Empfindung ihrer flüchtigen Kürze zugesellt, und besonders auch, weil die höhere Sehnsucht doch nie sich ganz befriedigt fühlt. Die poetische Umgebung, das Wunderbare und die ritterlichen Sitten und Thaten, mit denen im Tristan die Schicksale der Liebe verwebt erscheinen, wirken durchaus verschönernd und für das Gefühl erhöhend. Dieser elegischen Dichtung ward die heitere und fröhliche von Lancelot zugesellt, worin echt französischer Ritter- und Leichtsinn athmet. Neben diesen ist der „Tyturell" anzuführen, dessen Sylbenmaß und ungemeine Zierlichkeit der Rede sehr einschmeichelnd ist und dessen mystische und allegorische Tendenz sich durch Tiefe und innere Lebendigkeit auszeichnet. Der hierher gehörige Roman, der „Kleinbritische Artus" (Le petit Artus de Bretaigne) betitelt, hat wenig Interesse und Bedeutung. In den Rittergedichten aus dem Sagenkreise von Karl dem Großen leuchtet noch hier und da viel von dem schönen Grunde durch. Die Geschichte von den Haymonskindern, welche Huon de Villeneuve im J. 1200 verfaßte, ist sehr verwickelt und hat in dieser metrischen Bearbeitung wenig Ergötzliches. Bei den übrigen „Huon de Bordeaux", „Ogier le Danois", „Flor et Blanchefleur" rc. ist mehr oder weniger derselbe Fall. So verhält es sich mit den Rittergedichten der altfranzösischen romantischen Poesie. Größtentheils Übersetzungen frem-

der Sagen (nur die von Karl dem Großen sind in Frankreich entsprungen, die von Artus und der Tafelrunde stammen aus England und sind dort allein in ihrer Reinheit zu suchen), sollten sie eigentlich nicht für Erzeugnisse altfranzösischer Poesie ausgegeben werden; denn selbst der Nation waren sie damals fremd; sie konnten nicht aus dem Volke entspringen, auch nicht zu ihm zurückkehren. Die Ritter jener Zeit erhielten durch ihr Herumziehen, durch die Kreuzzüge eine gewisse eigenthümliche Bildung, in welcher sie diese Gedichte übersetzten oder bearbeiteten und eine adelige Poesie stifteten. Es war gleichsam eine gelehrte, ihnen allein zuständige Poesie, die aufgeschrieben wurde, nicht vom Volke gesungen (daher der Mangel an Rhythmus), und weil diese Handschriften in großer Anzahl übrig sind *), so beurtheilt man die ganze Poesie der damaligen Zeit darnach und nennt Das altfranzösische Nationalgedichte, was doch nur als eine besondere Erscheinung in derselben, als die Kunstpoesie einer gewissen Classe berücksichtigt werden darf, nicht als das Resultat einer allgemeinen Volksbildung. Das Volk sang damals ganz andere Lieder, die freilich untergingen, da sie im Leben und nicht auf dem Pergamente waren, für deren Existenz wir indessen Zeugnisse haben, und welche allein die Poesie jener Zeiten ausmachten. Diese Volkslieder waren in Aller Munde, aber namen- und vaterlos, wußten sie Den nicht anzugeben, der sie zuerst articulirt. Einmal hervorgegangen und an den Tag gelassen, überraschten sie durch ihre Volksmäßigkeit die Menge, daß die Nation in ihrer Gesammtheit sie adoptirte und Vaterstelle bei ihnen vertreten wollte; aber eben dadurch muß es uns auch wahrscheinlich bedünken, daß sie meist Kinder der Liebe und einer augenblicklichen Begeisterung waren. Ohne Zweifel wurden manche dieser Lieder von Geistern ausgeworfen, die nicht vorher und nicht hernach weiter mehr gedichtet haben. Einer der hellen, klaren, lichten Lebensmomente war ergriffen worden, aus ihm sprang der blaue Blitzesfunken in einem Schlag hervor und fernhin sprühte der ganze Umkreis im elektrischen Lichte. Die ganze Menge fühlte sich erregt, ohne viel zu fragen, woher ihr der Schlag gekommen sei. Viele von diesen Volksliedern sagen ausdrücklich, wie sie beim Weine und in froher Lust des Lebens geworden; scherzhaft stillt eins die Nachfrage um den Ursprung durch die Antwort, der Storch habe es mitgebracht, in ganz ähnlicher Weise wie ein altes deutsches Volkslied sagt: Es habens die Gänse über das Wasser gebracht. Beinahe alle diese Lieder mußten aufhören Privateigenthum zu sein, ehe sie öffentliches Nationalgut werden konnten, und an vielen hat die Gemeinde ohne allen Zweifel ihr Recht ausgeübt und sie mannichfaltig nach der herrschenden Temperatur und Stimmung umgebildet. Die Chroniken von Caen und Rouen erzählen gar viel von den mancherlei Liedern, die zu verschiedenen Zeiten in den Thälern der Normandie gesungen und von dort aus in die benachbarten Provinzen verbreitet worden; wie die Musikweisen zugleich mit dem Inhalt der Lieder häufig gewechselt, wie besonders die Gesänge eines lustigen Walkmüllers, Olivier Basselin *), zu einer gewissen Zeit bei den Bewohnern des Virethales (Unternormandie) beliebt gewesen seien und sich weit über die Grenzen des Virethales hinaus verbreitet, sodaß man sie und ähnliche Lieder Val de Vire, nach dasiger Aussprache Vau de Vire genannt, woraus allmälig Vau-de-Ville entstanden. Auch bei uns erzählt die für die Geschichte der deutschen Volkssitten so interessante limburger Chronik gar viel von den zahlreichen Liedern, die zu verschiedenen Epochen am Rhein und an der Lahn gesungen worden, und wie vorzüglich die Gesänge eines fränkischen Bruders zu einer gewissen Zeit in Aller Mund gewesen. In Frankreich wie in Deutschland ging ein fröhliches Brausen durch die guten, wohlfeilen Zeiten des 13., 14. und zum Theil des 15. Jahrhunderts hindurch, nur dann und wann und örtlich durch Pestilenz, Kriegsverheerung, Heuschreckenzüge, Hungersnoth und Judentodtschlag unterbrochen. Als späterhin die äußern Verhältnisse drückend wurden und theurer die Lust, und chronischer und weit mächtiger die Übel, wurden die Chöre immer dünner, weniger Neues wurde hervorgebracht, des Alten viel vergessen; die guten Stimmen wurden weggefangen für die Höfe, viel wüstes, schwirrendes Getöne trat an die Stelle des reinen, metallenen Klingens; die Singvögel zogen fort und fette Ortolanerzüge lagen dafür in den Büschen. Mit den Kleidermoden drang später auch die individuelle Poesie der höhern Stände zum Volke herab, und in unsern Tagen existirt nichts Nationelles und Charakteristisches mehr im französischen Volksgesange als einige wenige Überreste, die man in den verschiedenen Provinzen von Frankreich antrifft und billig in eine Sammlung bringen sollte, wie bei uns Arnim und Brentano, fleißigen Bienenvätern gleich, die überall herumfliegenden alten deutschen Volkslieder gesammelt, eben in dem Augenblicke, wo sie verschwärmen wollten, und ihnen

*) Noch manches Hundert befindet sich ungedruckt in den französischen Bibliotheken und die Geschichte des Ursprungs der Romane ist bisher wenig aufgehellt und so verwickelt, daß nur von Dem etwas Tüchtiges, Sicheres und Gründliches geleistet werden könnte, der Muth und Muße hätte, sein halbes Leben in Bibliotheken zuzubringen. Daß sich von den neuern französischen Forschern einer dazu verstehen wird, bezweifeln wir. Es bleibt daher einem deutschen Gelehrten vorbehalten, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Es wäre für uns um so wünschenswerther und nöthiger, die Geschichte des Romans bei den Franzosen aufgeklärt zu sehen, als ohne genaue Kenntniß der altfranzösischen Romane die deutsche Literatur und Poesie des Mittelalters ewig dunkel bleiben wird. Heinrich von Belbeck, Hartmann von der Aue, Albrecht von Halberstadt, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strasburg, Konrad von Würzburg, der Verfasser des „Reineke de Voß" u. A. haben französische Originale theils übersetzt, theils vor Augen gehabt.

*) Eine neue Ausgabe der Basselin'schen Lieder hat Ludwig du Bois veranstaltet: „Vaux-de-Vire *d'Olivier Basselin*, poète normand de la fin du 14ième siècle, suivis d'un choix d'anciens Vaux-de-Vire" (Paris, Caen und London 1821, 4.). Die erste 1576 gedruckte Ausgabe dieser Vaux-de-Vire soll von der Geistlichkeit unterdrückt worden sein, und die zweite, von der nur noch zwei Exemplare vorhanden, scheint derselben Sorgfalt seine Vernichtung zu verdanken.

eine Stätte zubereitet, in der sie überwintern konnten und gegen fernere Unbill geschützt waren. Wie die Herausgeber des „Wunderhorns" die Bürgerkrone verdient haben um ihr Volk, so würden sich auch die französischen Autoren hochverdient machen, welche die noch übriggebliebenen alten Volkslieder ihres Vaterlandes sammelten und vom gänzlichen Untergange retteten, was sich noch retten läßt. Diese Poesie ist mehr als irgend eine andere ein treuer Spiegel des Volkes, dessen Wesen und Physiognomie darin deutlich zu erkennen; und da in der Neuzeit das Nationalgepräge so verwischt ist und der Metallglanz die reinen Formen in den spielenden Reflexen abweiset, so muß jede Nation, um die Grundlage ihres Wesens doch einigermaßen zu begreifen, sich selbst in den Formen größerer Gebundenheit aufsuchen, wo sie noch schärfern Schnitt und schärferes Gepräge gezeigt. Hat die Muschel ihre Perle hervorgebracht, dann mag sie selbst verwesen, ihr Kleinod bleibt zurück im Perlmutterglanze liegend. So viel von solchen Perlen sich in Frankreich noch vorfinden, sollte man in eine Schnur reihen; es würde dadurch ein bedeutender Überrest vom Leben, Dichten und Trachten der französischen Nation aufbewahrt werden, und es möchte nicht schwer halten, die allgemeinen Lineamente ihrer Persönlichkeit aus diesen Elementen herauszulesen und zu zeichnen.

(Der Beschluß folgt.)

Theresens Briefe aus dem Süden. Herausgegeben von einem Freunde der Verfasserin. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1841. 8. 1½ Thlr.

Briefe, geschrieben von einer Dame auf einer Reise durch Italien, Sicilien, Griechenland und die Türkei an einen ältern Freund. Die junge Dame ist eine gewaltige Enthusiastin und leidet auf eine gefährliche Weise am Weltschmerz. Dieser Weltschmerz macht ihr aber zum wenigsten ebenso viel Genuß, wie er ihr Plage verursacht, denn er verschafft ihr diese fortwährende flackernde Aufregung, die ihr Bedürfniß ist, ohne die sie nicht sein kein und in der sie sich gar wohl gefällt. Sie sagt von sich selbst: „stürmischer wie der Wind, immer unersättlich, immer bewegt, athemlos und außer sich". Sie thut uns zuweilen recht leid. Sie ist entweder in Verzweiflung, oder in Entzückung, und das Merkwürdigste dabei ist, daß sowol Verzweiflung als Entzückung immer nur in der Einbildung bestehen und auf einer unbewußten Unwahrheit beruhen.

Von den mannichfaltigen Gemälden und Bauwerken, die sie gesehen und die einen großen Theil des Buchs einnehmen, erfahren wir weiter nichts als die Ausrufungen „schön!" (dieses Wort kommt auf jeder Seite einige Male vor) „lebendig!" „lebensvoll!" u. s. w. Die gute Dame versteht nichts von der Kunst und hat nicht die mindeste Fähigkeit, ein Kunstwerk zu genießen. Da sie aber gebildet ist, so schraubt sie sich pflichtschuldigst zu einem bedeutenden Enthusiasmus für die Kunst hinauf, und um so lieber, als sie dadurch wieder in die ihrem Wesen so nöthige Aufregung versetzt wird. Der mailänder Dom ist ihr das „höchste Kunstwerk, was Menschenhände je in Basreliefs, Statuen und Arabesken, an deren feiner Spitzenarbeit man den Styl vergißt, hervorgezaubert haben". Sonst wird sie besonders von solchen Kunstgegenständen hingerissen, wo sie den „Schmerz" mitfühlen kann. Deshalb gefallen ihr die Gruppe der Niobe und des Laokoon gar wohl; höher aber noch als alle andern schätzt sie das „Meisterwerk", das die Sammlung des Grafen Tosti einschließt und den Ugolino darstellt, wie er mit seinen vier Kindern im Thurme verhungert. In dem Palaste Pitti fällt ihr ein Bild auf, welches „unscheinbar und unbemerkt" in einer Ecke der Gemäldesammlung hängt und die Hinrichtung der Anna Bulen darstellt. „Als ich es sah, blieb ich unbeweglich stehen. Ich sah nur Anna, ich fühlte den Streich auf ihren zarten Nacken, ich hörte den Schrei, der sie vom Leben schied. Ich begriff die herzzerreißende Qual, da sich die Unglückliche zum Tode führen ließ und an ihren stockenden Pulsschlägen die kurzen Minuten ihres jungen Lebens zählte. Arme Anna! auch du warst schön genug, voll Hoffnung auf ein langes, glückliches Dasein, auch du hattest von einer weiten Zukunft, von seltenen Genüssen geträumt! Sowie dir das Beil mit einem Schlage das zarte Gewebe all deiner Seligkeiten zerriß, so sind Millionen deiner Schwestern, wenn auch nicht am Beile gestorben, doch wie du betrogen um alle ihre Träume, dem Grabe, dem einsamen Grabe zugeeilt" u. s. w. Von dieser Art sind die Kunstbetrachtungen der Dame, sie malt sich das Sujet auf ihre Weise aus und bekümmert sich weiter nicht um die Kunst. Wir können nicht umhin hier die Überzeugung auszusprechen, daß eine wirkliche Hinrichtung der Dame noch ungleich mehr schmerzlichen Genuß verschaffen würde, als alle diese nachgebildeten Schmerzenszustände und wenn eine aufrichtige Selbstprüfung überhaupt noch möglich, so wird sie uns darin beistimmen.

Nebenbei erfahren wir auch allerlei literarische Urtheile. Goethe mag sie nicht; der ist ihr zu kalt und bekommt zuweilen einen Seitenhieb. Desto höher schätzt sie Wienbarg's „Ästhetische Feldzüge". Uhland ist ein Talent ohne Genie, Börne wird vertheidigt u. s. w.

Die Schilderung des Verlustes ihres einzigen kleinen Sohnes ist ergreifend — sie führt uns während der letzten Augenblicke ans Krankenbette — und dennoch, obgleich die Gefühle der Verf. bei diesem Anlasse sich gewiß am wahrsten aussprechen, so hätten wir die Stelle weggewünscht. Welche Mutter, der Gefühlsschwelgerei nicht zur Leidenschaft geworden, mag so ausführlich die qualvollen Augenblicke ausmalen. Selbst in diesen Mutterschmerz schleicht sich die unwahre Phrase ein. Was soll das heißen: „Das geliebte Kind ist dahin zurückgekehrt, woher es gekommen war, zu den Engeln des Himmels." Der Glaube, daß das gestorbene Kind jetzt ein Engel sei, ist schön und natürlich; daß es aber schon früher auch ein Engel gewesen — glaubt die Verfasserin es wirklich? oder ist es auch nur eine angewöhnte, bombastische Phrase, von der sie sich, wie von so vielen Andern, keine Rechenschaft gibt? Nach Allem sind wir der Meinung, daß der ältere Freund wohlgethan hätte, wenn er diese Briefe nicht herausgegeben hätte und wenn er seiner unruhigen Correspondentin überhaupt etwas mehr Demuth predigte. Die Rahel und Bettina sind seltene Früchte, die nicht jedes Jahr auf den Bäumen wachsen. 125.

Camillo Porzio.

Camillo Porzio, der Verfasser der bekannten und wegen des Styles und der Darstellung sehr geschätzten Geschichte des Aufstandes der Barone gegen König Ferdinand von Neapel, entwirft in einer in den J. 1577—79 für den Vicekönig Marquis von Mondescar geschriebenen Relation über das Königreich Neapel, die nicht viel mehr ist als ein trockenes geographisches Compendium, folgende Schilderung der Einwohner des Landes:

„Die Bewohner sind zwar in drei Classen getheilt, Plebejer, Adelige und Barone, aber ihr Charakter ist nicht untereinander verschieden. Sie sind alle neuerungssüchtig, fürchten sich wenig vor der Justiz, halten viel auf den Ehrenpunkt, lieben mehr den Schein als die Wirklichkeit, sind muthig und blutgierig. Was aber das Schlimmste, mit der gegenwärtigen Regierung sind sie insgemein wenig zufrieden. Diese Unzufriedenheit entsteht nicht in Haß gegen den König (damals Philipp II.), denn sie lieben und feiern ihn: da aber die Plebejer durch die übermäßigen Abgaben und den Unterhalt der vielen

der Sagen (nur die von Karl dem Großen sind in Frankreich entsprungen, die von Artus und der Tafelrunde stammen aus England und sind dort allein in ihrer Reinheit zu suchen), sollten sie eigentlich nicht für Erzeugnisse altfranzösischer Poesie ausgegeben werden; denn selbst der Nation waren sie damals fremd; sie konnten nicht aus dem Volke entspringen, auch nicht zu ihm zurückkehren. Die Ritter jener Zeit erhielten durch ihr Herumziehen, durch die Kreuzzüge eine gewisse eigenthümliche Bildung, in welcher sie diese Gedichte übersetzten oder bearbeiteten und eine adelige Poesie stifteten. Es war gleichsam eine gelehrte, ihnen allein zuständige Poesie, die aufgeschrieben wurde, nicht vom Volke gesungen (daher der Mangel an Rhythmus), und weil diese Handschriften in großer Anzahl übrig sind *), so beurtheilt man die ganze Poesie der damaligen Zeit darnach und nennt Das altfranzösische Nationalgedichte, was doch nur als eine besondere Erscheinung in derselben, als die Kunstpoesie einer gewissen Classe berücksichtigt werden darf, nicht als das Resultat einer allgemeinen Volksbildung. Das Volk sang damals ganz andere Lieder, die freilich untergingen, da sie im Leben und nicht auf dem Pergamente waren, für deren Existenz wir indessen Zeugnisse haben, und welche allein die Poesie jener Zeiten ausmachten. Diese Volkslieder waren in Aller Munde, aber namen- und vaterlos, wußten sie Den nicht anzugeben, der sie zuerst articulirt. Einmal hervorgegangen und an den Tag gelassen, überraschten sie durch ihre Volksmäßigkeit die Menge, daß die Nation in ihrer Gesammtheit sie adoptirte und Vaterstelle bei ihnen vertreten wollte; aber eben dadurch muß es uns auch wahrscheinlich bedünken, daß sie meist Kinder der Liebe und einer augenblicklichen Begeisterung waren. Ohne Zweifel wurden manche dieser Lieder von Geistern ausgeworfen, die nicht vorher und nicht hernach weiter mehr gedichtet haben. Einer der hellen, klaren, lichten Lebensmomente war ergriffen worden, aus ihm sprang der blaue Blitzesfunken in einem Schlag hervor und fernhin sprühte der ganze Umkreis im elektrischen Lichte. Die ganze Menge fühlte sich erregt, ohne viel zu fragen, woher ihr der Schlag gekommen sei. Viele von diesen Volksliedern sagen ausdrücklich, wie sie beim Weine und in froher Lust des Lebens geworden; scherzhaft stillt eins die Nachfrage um den Ursprung durch die Antwort, der Storch habe es mitgebracht, in ganz ähnlicher Weise wie ein altes deutsches Volkslied sagt: Es habens die Gänse über das Wasser gebracht. Beinahe alle diese Lieder mußten aufhören Privateigenthum zu sein, ehe sie öffentliches Nationalgut werden konnten, und an vielen hat die Gemeinde ohne allen Zweifel ihr Recht ausgeübt und sie mannichfaltig nach der herrschenden Temperatur und Stimmung umgebildet. Die Chroniken von Caen und Rouen erzählen gar viel von den mancherlei Liedern, die zu verschiedenen Zeiten in den Thälern der Normandie gesungen und von dort aus in die benachbarten Provinzen verbreitet worden; wie die Musikweisen zugleich mit dem Inhalt der Lieder häufig gewechselt, wie besonders die Gesänge eines lustigen Walkmüllers, Olivier Basselin *), zu einer gewissen Zeit bei den Bewohnern des Virethales (Unternormandie) beliebt gewesen seien und sich weit über die Grenzen des Virethales hinaus verbreitet, sodaß man sie und ähnliche Lieder Val de Vire, nach dasiger Aussprache Vau de Vire genannt, woraus allmälig Vau-de-Ville entstanden. Auch bei uns erzählt die für die Geschichte der deutschen Volkssitten so interessante limburger Chronik gar viel von den zahlreichen Liedern, die zu verschiedenen Epochen am Rhein und an der Lahn gesungen worden, und wie vorzüglich die Gesänge eines fränkischen Bruders zu einer gewissen Zeit in Aller Mund gewesen. In Frankreich wie in Deutschland ging ein fröhliches Brausen durch die guten, wohlfeilen Zeiten des 13., 14. und zum Theil des 15. Jahrhunderts hindurch, nur dann und wann und örtlich durch Pestilenz, Kriegsverheerung, Heuschreckenzüge, Hungersnoth und Judentodtschlag unterbrochen. Als späterhin die äußern Verhältnisse drückend wurden und theurer die Lust, und chronischer und weit mächtiger die Übel, wurden die Chöre immer dünner, weniger Neues wurde hervorgebracht, des Alten viel vergessen; die guten Stimmen wurden weggefangen für die Höfe, viel wüstes, schwirrendes Getöne trat an die Stelle des reinen, metallenen Klingens; die Singvögel zogen fort und fette Ortolanerzüge lagen dafür in den Büschen. Mit den Kleidermoden drang später auch die individuelle Poesie der höhern Stände zum Volke herab, und in unsern Tagen existirt nichts Nationelles und Charakteristisches mehr im französischen Volksgesange als einige wenige Überreste, die man in den verschiedenen Provinzen von Frankreich antrifft und billig in eine Sammlung bringen sollte, wie bei uns Arnim und Brentano, fleißigen Bienenvätern gleich, die überall herumfliegenden alten deutschen Volkslieder gesammelt, eben in dem Augenblicke, wo sie verschwärmen wollten, und ihnen

*) Noch manches Hundert befindet sich ungedruckt in den französischen Bibliotheken und die Geschichte des Ursprungs der Romane ist bisher wenig aufgehellt und so verwickelt, daß nur von Dem etwas Tüchtiges, Sicheres und Gründliches geleistet werden könnte, der Muth und Muße hätte, sein halbes Leben in Bibliotheken zuzubringen. Daß sich von den neuern französischen Forschern einer dazu verstehen wird, bezweifeln wir. Es bleibt daher einem deutschen Gelehrten vorbehalten, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Es wäre für uns um so wünschenswerther und nöthiger, die Geschichte des Romans bei den Franzosen aufgeklärt zu sehen, als ohne genaue Kenntniß der altfranzösischen Romane die deutsche Literatur und Poesie des Mittelalters ewig dunkel bleiben wird. Heinrich von Veldeck, Hartmann von der Aue, Albrecht von Halberstadt, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strasburg, Konrad von Würzburg, der Verfasser des „Reineke de Voß" u. A. haben französische Originale theils übersetzt, theils vor Augen gehabt.

*) Eine neue Ausgabe der Basselin'schen Lieder hat Ludwig du Bois veranstaltet: „Vaux-de-Vire d'*Olivier Basselin*, poète normand de la fin du 14ième siècle, suivis d'un choix d'anciens Vaux-de-Vire" (Paris, Caen und London 1821, 4.). Die erste 1576 gedruckte Ausgabe dieser Vaux-de-Vire soll von der Geistlichkeit unterdrückt worden sein, und die zweite, von der nur noch zwei Exemplare vorhanden, scheint derselben Sorgfalt seine Vernichtung zu verdanken.

eine [illegible] zubereitet, in der sie überwintern konnten und gegen fernere Unbill geschützt waren. Wie die Herausgeber des „Wunderhorns" die Bürgerkrone verdient haben um ihr Volk, so würden sich auch die französischen Autoren hochverdient machen, welche die noch übriggebliebenen alten Volkslieder ihres Vaterlandes sammelten und vom gänzlichen Untergange retteten, was sich noch retten läßt. Diese Poesie ist mehr als irgend eine andere ein treuer Spiegel des Volkes, dessen Wesen und Physiognomie darin deutlich zu erkennen; und da in der Neuzeit das Nationalgepräge so verwischt ist und der Metallglanz die reinen Formen in den spielenden Reflexen abweiset, so muß jede Nation, um die Grundlage ihres Wesens doch einigermaßen zu begreifen, sich selbst in den Formen größerer Gebundenheit aufsuchen, wo sie noch schärfern Schnitt und schärferes Gepräge gezeigt. Hat die Muschel ihre Perle hervorgebracht, dann mag sie selbst verwesen, ihr Kleinod bleibt zurück im Perlmutterglanze liegend. So viel von solchen Perlen sich in Frankreich noch vorfinden, sollte man in eine Schnur reihen; es würde dadurch ein bedeutender Überrest vom Leben, Dichten und Trachten der französischen Nation aufbewahrt werden, und es möchte nicht schwer halten, die allgemeinen Lineamente ihrer Persönlichkeit aus diesen Elementen herauszulesen und zu zeichnen.

(Der Beschluß folgt.)

Theresens Briefe aus dem Süden. Herausgegeben von einem Freunde der Verfasserin. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1841. 8. 1½ Thlr.

Briefe, geschrieben von einer Dame auf einer Reise durch Italien, Sicilien, Griechenland und die Türkei an einen ältern Freund. Die junge Dame ist eine gewaltige Enthusiastin und leidet auf eine gefährliche Weise am Weltschmerz. Dieser Weltschmerz macht ihr aber zum wenigsten ebenso viel Genuß, wie er ihr Plage verursacht, denn er verschafft ihr diese fortwährende flackernde Aufregung, die ihr Bedürfniß ist, ohne die sie nicht sein kein und in der sie sich gar wohl gefällt. Sie sagt von sich selbst: „stürmischer wie der Wind, immer unersättlich, immer bewegt, athemlos und außer sich". Sie thut uns zuweilen recht leid. Sie ist entweder in Verzweiflung, oder in Entzückung, und das Merkwürdigste dabei ist, daß sowol Verzweiflung als Entzückung immer nur in der Einbildung bestehen und auf einer unbewußten Unwahrheit beruhen.

Von den mannichfaltigen Gemälden und Bauwerken, die sie gesehen und die einen großen Theil des Buchs einnehmen, erfahren wir weiter nichts als die Ausrufungen „schön!" (dieses Wort kommt auf jeder Seite einige Male vor) „lebendig!" „lebensvoll!" u. s. w. Die gute Dame versteht nichts von der Kunst und hat nicht die mindeste Fähigkeit, ein Kunstwerk zu genießen. Da sie aber gebildet ist, so schraubt sie sich pflichtschuldigst zu einem bedeutenden Enthusiasmus für die Kunst hinauf, und um so lieber, als sie dadurch wieder in die ihrem Wesen so nöthige Aufregung versetzt wird. Der mailänder Dom ist ihr das „höchste Kunstwerk, was Menschenhände je in Basreliefs, Statuen und Arabesken, an deren feiner Spitzenarbeit man den Stein vergißt, hervorgezaubert haben". Sonst wird sie besonders von solchen Kunstgegenständen hingerissen, wo sie den „Schmerz" mitfühlen kann. Deshalb gefallen ihr die Gruppe der Niobe und des Laokoon gar wohl; höher aber noch als alle Antiken schätzt sie das „Meisterwerk", das die Sammlung des Grafen Tosti einschließt und den Ugolino darstellt, wie er mit seinen vier Kindern im Thurme verhungert. In dem Palaste Pitti fällt ihr ein Bild auf, welches „unscheinbar und unbemerkt" in einer Ecke der Gemäldesammlung hängt und die Hinrichtung der Anna Bulen darstellt. „Als ich es sah, blieb ich unbeweglich stehen. Ich sah nur Anna, ich fühlte den Streich auf ihren zarten Nacken, ich hörte den Schrei, der sie vom Leben schied. Ich begriff die herzzerreißende Qual, da sich die Unglückliche zum Tode führen ließ und an ihren stockenden Pulsschlägen die kurzen Minuten ihres jungen Lebens zählte. Arme Anna! auch du warst schön genug, voll Hoffnung auf ein langes, glückliches Dasein, auch du hattest von einer weiten Zukunft, von seltenen Genüssen geträumt! Sowie dir das Beil mit einem Schlage das zarte Gewebe all deiner Seligkeiten zerriß, so sind Millionen deiner Schwestern, **wenn auch nicht am Beile gestorben**, doch wie du betrogen um alle ihre Träume, dem Grabe, dem einsamen Grabe zugeeilt" u. s. w. Von dieser Art sind die Kunstbetrachtungen der Dame, sie malt sich das Sujet auf ihre Weise aus und bekümmert sich weiter nicht um die Kunst. Wir können nicht umhin hier die Überzeugung auszusprechen, daß eine wirkliche Hinrichtung der Dame noch ungleich mehr schmerzlichen Genuß verschaffen würde, als alle diese nachgebildeten Schmerzenszustände und wenn eine aufrichtige Selbstprüfung überhaupt noch möglich, so wird sie uns darin beistimmen.

Nebenbei erfahren wir auch allerlei literarische Urtheile. Goethe mag sie nicht; der ist ihr zu **kalt** und bekommt zuweilen einen Seitenhieb. Desto höher schätzt sie Wienbarg's „Ästhetische Feldzüge". Uhland ist ein Talent ohne Genie, Börne wird vertheidigt u. s. w.

Die Schilderung des Verlustes ihres einzigen kleinen Sohnes ist ergreifend — sie führt uns während der letzten Augenblicke ans Krankenbette — und dennoch, obgleich die Gefühle der Verf. bei diesem Anlasse sich gewiß am wahrsten aussprechen, so hätten wir die Stelle weggewünscht. Welche Mutter, der Gefühlsschwelgerei nicht zur Leidenschaft geworden, mag so ausführlich die qualvollen Augenblicke ausmalen. Selbst in diesen Mutterschmerz schleicht sich die unwahre Phrase ein. Was soll das heißen: „Das geliebte Kind ist dahin zurückgekehrt, woher es gekommen war, zu den Engeln des Himmels." Der Glaube, daß das gestorbene Kind jetzt ein Engel sei, ist schön und natürlich; daß es aber schon früher auch ein Engel gewesen — glaubt die Verfasserin es wirklich? oder ist es auch nur eine angewöhnte, bombastische Phrase, von der sie sich, wie von so vielen Andern, keine Rechenschaft gibt? Nach Allem sind wir der Meinung, daß der ältere Freund wohlgethan hätte, wenn er diese Briefe nicht herausgegeben hätte und wenn er seiner unruhigen Correspondentin überhaupt etwas mehr Demuth predigte. Die Rahel und Bettina sind seltene Früchte, die nicht jedes Jahr auf den Bäumen wachsen. 125.

Camillo Porzio.

Camillo Porzio, der Verfasser der bekannten und wegen des Styles und der Darstellung sehr geschätzten Geschichte des Aufstandes der Barone gegen König Ferdinand von Neapel, entwirft in einer in den J. 1577—79 für den Vicekönig Marquis von Mondescar geschriebenen Relation über das Königreich Neapel, die nicht viel mehr ist als ein trockenes geographisches Compendium, folgende Schilderung der Einwohner des Landes:

„Die Bewohner sind zwar in drei Classen getheilt, Plebejer, Adelige und Barone, aber ihr Charakter ist nicht untereinander verschieden. Sie sind alle neuerungssüchtig, fürchten sich wenig vor der Justiz, halten viel auf den Ehrenpunkt, lieben mehr den Schein als die Wirklichkeit, sind muthig und blutgierig. Was aber das Schlimmste, mit der gegenwärtigen Regierung sind sie insgemein wenig zufrieden. Diese Unzufriedenheit entsteht nicht in Haß gegen den König (damals Philipp II.), denn sie lieben und feiern ihn: da aber die Plebejer, durch die übermäßigen Abgaben und den Unterhalt der vielen

Truppen verarmt und in beständiger Noth sind, so schieben sie es den Gouverneurs zu, obgleich es in den allgemeinen Verhältnissen liegt. Sie leben in immerwährendem Krieg: denn ist Friede mit fremden Mächten, so gibt es Krieg mit Verbannten, mit Räuberbanden und Corsaren. Der Adel ist unzufrieden, weil er keine Einkünfte vom Gemeinwesen bezieht und weil er den Weg zu den Ehrenämtern im Krieger- und Gelehrtenstande beinahe versperrt sieht. Die Ämter und Beneficien, welche zu den Zeiten der aragonesischen Könige ihm gehörten, finden sich nun fast sämmtlich in den Händen von Fremden. Auch die Barone sind abgeneigt: denn sie werden über ihre Kräfte mit Donativen belastet, und die königlichen Beamten hetzen ihre Unterthanen so gegen sie auf, daß sie dieselben kaum noch in Gehorsam zu halten vermögen. Da überdies die Barone hochmüthig sind, so ertragen sie es höchst ungern, daß sie wegen jeden kleinen Vergehens vor Gericht gezogen werden, und sowol in der Art des Processirens wie in den Strafen nur ein sehr geringer Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Unterthanen gemacht wird." So war der Zustand der Neapolitaner im ersten Jahrhundert der spanischen Herrschaft. Porzio schließt dann mit den Worten: „Es ist wahr, seit der Ankunft Ew. Excellenz in diesem Reiche scheinen Volk, Adel und Barone günstiger gestimmt zu sein, und allgemein hoffen Alle, und jeder insbesondere, daß durch Ew. Excellenz Talente, Klugheit im Verfahren und Herzensgüte, den übeln, die Alle bedrücken, auf solche Weise abgeholfen werden werde, daß sie nicht mehr zu klagen haben werden, sondern sich eines heitern und zufriedenen Lebens freuen können." Aber dies ist nur eine gewöhnliche Schmeichelei und captatio benevolentiae.

Camillo Porzio stammte von einer kandiotischen Familie, die sich im 15. Jahrhundert in Neapel niederließ. Sein Vater Simon war Arzt und Philosoph, Schüler des berühmten paduaner Professors Pietro Pomponaccio, wegen seines Tractats „De immortalitate animae" häretischen Andenkens, und selbst im J. 1520 Professor der Logik zu Pisa. Camillo wurde zu Neapel gegen 1525 geboren, studirte die Rechtswissenschaft in Bologna und Pisa und führte sodann, in begütertem Stande, ein ziemlich bewegtes Leben in seiner Heimat. Aus seinen Briefen ist bekannt, daß er sich in Tropea in Calabrien (Calabria ultra) der Operation der Rhinoplastik 1561 mit Erfolg unterzog. Sein Todesjahr ist ebenso wenig bekannt wie das seiner Geburt: er lebte noch 1603. Das obengenannte Werk: „Congiura de' baroni del regno di Napoli contra il Re Ferdinando I." (zuerst gedruckt in Rom 1565), ist nur von geringem Umfange, aber die italienische Literatur zählt es zu ihren classischen Schriften. „Ich kann nicht umhin (sagt der erste Prosaist Italiens in unserer Zeit, Pietro Giordani, in einem Aufsatz über Rosmini's Leben des großen Trivulzio), der italienischen Jugend, wenn sie tüchtige Studien liebt, die Lecture dieses köstlichen Büchleins anzuempfehlen. Denn ich bin der festen Meinung, daß im ganzen Königreich Neapel nie, in Italien selten, ein Geschichtswerk geschrieben worden ist, welches so viel Schönheit und Vollkommenheit vereinigt." Der bekannte Paolo Giovio war der Erste, der in Porzio den Gedanken anregte, den Baronenkrieg zu schildern, wobei er in dem Buche des Giov. Albino: „De bello intestino", einen tüchtigen Vorgänger hatte; die Ermunterungen von Seiten des gelehrten Erzbischofs von Salern, nachmaligen Cardinal Seripando, ließen dann seinen Entschluß zur Reife kommen. Lange war es das einzige Werk, welches man von Porzio hatte; erst kürzlich wurde eine andere Schrift von ihm bekannt gemacht, welche die Begebenheiten des J. 1547 erzählt: die Verschwörung des Grafen Fieschi von Lavagna gegen Andrea Doria, den Aufstand der Neapolitaner wegen der Einführung der Inquisition unter dem Vicekönig Pietro da Toledo, endlich die Ermordung des Herzogs von Parma und Piacenza, Pier Luigi Farnese. Eine Übersicht der politischen Verhältnisse Europas von 1544 – 47 geht der Erzählung voraus. Die Accademia Pontaniana zu Neapel ließ diese Geschichte, nebst der schon genannten Relation, in einem dünnen Quartbande drucken, der nicht in den Handel gekommen ist und den Titel führt: „L'Istoria d'Italia nell' anno MDXLVII e la Descrizione del Regno di Napoli di *Camillo Porzio*, per la prima volta pubblicate per cura dell' Accademia Pontaniana colle memorie intorno la vita del Porzio scritte da *Agostino Gervasio*" (Neapel 1839). Die Relation ist, wie gesagt, ein trockenes geographisches Compendium, sie ist aber doch nicht ohne Werth, weil sie das älteste statistische Document über jenes Land ist. Nur macht es sich etwas seltsam, daß alles das an Den gerichtet ist, der die Verwaltung des Landes zu leiten hat. Die Einkünfte des Königreichs werden auf drei Millionen Gold (wahrscheinlich Dukaten) geschätzt — „Abgaben", sagt der Verf., „welche in Betracht des Umfangs des Landes an sich bedeutend sind, aber mehr noch wegen der Art und Weise, womit man sie einsammelt, zur Last fallen, sodaß es keine Zunft und keinen Stand gibt, der nicht verschuldet wäre und sich zu gleicher Zeit von den Abgaben und dem Wucher bedrängt fände." Die Notizen über Porzio's Leben, worüber man bisher nur wenige genaue Daten hatte, sind jedenfalls sehr dankenswerth. 107.

Literarische Notizen.

Von Catlin erscheint nächstens in London ein Werk in zwei Bänden: „Manners, customs and condition of the North American Indians", mit 400 Illustrationen nach seinen eigenen Zeichnungen. Catlin durchstreifte acht Jahre lang die Wildnisse und Prairien von Nordamerika, in den britischen, amerikanischen und mexicanischen Gebieten, mit der Hoffnung, eine vollständigere und genauere Schilderung von den Sitten und Gewohnheiten der wilden Stämme liefern zu können, als je ein Reisender vor ihm. Um so glühender war sein Eifer, da er sich überzeugt hält, daß diese zahlreichen und interessanten Stämme der Menschenfamilie ihrem Untergange mit reißendem Schritte entgegeneilen, daß sie immer mehr verschwinden, je mehr die Cultur sich ihren Grenzen nähert, daß sie, wie sie sich selbst ausdrücken, im Begriffe sind, zu den Schatten ihrer Väter zu gehen, entgegen der sinkenden Sonne. Während jener acht Jahre seiner gefahrvollen Reisen und Untersuchungen war es ihm möglich, 48 verschiedene Stämme zu besuchen, die im Ganzen aus 400,000 Köpfen bestehen und deren größter Theil noch im ursprünglichen Naturzustande lebt. Von Profession Künstler, nahm er bis zu den entferntesten Tribus seine Leinwand und Malerpinsel mit sich, sodaß er mit 500 an Ort und Stelle verfertigten Ölbildern zurückkehrte, von denen etwa 300 Porträts von den Häuptlingen, Kriegern u. s. w. sind, meist lebensgroß und mit ihrer Bewaffnung und Gewandung dargestellt; die übrigen 200 stellen ihre Tänze, Ballspiele und andere Spiele, landschaftliche und Dorfansichten, religiöse Gebräuche u. s. w. dar und enthalten mehr als 3000 Figuren. Diese Gegenstände waren in London in der Egyptian hall unter dem Namen „North american museum" öffentlich ausgestellt.

Angekündigt sind in Paris: „Histoire des églises du désert chez les protestants de France, depuis la fin du règne de Louis XIV jusqu'à la révolution française", von Ch. Coquerel (2 Bde.); „Histoire du synode de Dordrecht considéré sous ses rapports religieux et politiques dès 1609 à 1619", von H. Chatelain; „L'homme en face de la bible, ou droits respectifs de la bible sur l'homme et de l'homme sur la bible", von Boucher. Letzteres Werk erwarb den Preis in einem Concurs, welchen das Journal „L'espérance" über die Frage, daß und ob jeder Mensch das Recht habe, die Bibel zu lesen, eröffnete.

Der schnellfingrige Historiker Capefigue hat ein neues Werk: „Les cent jours", in zwei Bänden erscheinen lassen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 254. —— 11. September 1841.

Das Studium der altromantischen Poesie in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 253.)

Diese alten Volkslieder üben auf Jeden, welchen eine kalt vornehme Bildung noch nicht für die Eindrücke ursprünglicher, naiver Poesie verschlossen gemacht hat, einen ganz eigenen Zauber aus; sie haben den Hauptreiz aller Dichtung: Anspruchlosigkeit und Wahrheit, und man kann ohne Übertreibung sagen, daß diese Lieder mehr Poesie enthalten, als alle französischen Gedichte des 17. u. 18. Jahrhunderts zusammengenommen, die lyrischen Erzeugnisse unserer Tage nicht zu vergessen. Wenn wir von diesen zu jenen übergehen, ist es, wie wenn wir aus einer Industrie- und Spinnschule in die freie, offene Natur treten, die uns aus jenen Liedern anwehet. Betäubt von dem Rasseln und Schnurren aller Stutz-, Flöten- und Kukuksuhren, von dem Gepinker der Spiralen, von dem bedächtigen, langsamen, regulirenden Hin- und Herschritt der Pendel, dem innern Reiben und Gleiten der Zähne thun uns die reinen, einfachen Fortschreitungen in diesen Volksgesängen wieder wohl, wenn wir heraustreten aus der Werkstatt in das Leben. Wir sind nicht in Versuchung, diese Lieder etwa für reine Naturpoesie zu erklären, die Denen, die sie üben, wie im Traum anfliegt, die aus dem höchsten Übermuth des Lebens hervorgegangen und fernab in den ersten Morgenstunden unter den Morgenträumen der Gattung der Nationen und der Individuen zu suchen ist, wo mehr noch des wilden Bluts tobt, das in späterer Sittsamkeit allmälig nach abwärts sich verwässert und nach aufwärts sich alkoholisirt. Die frühern Geschlechter haben diese Naturpoesie in ihrer ursprünglichen Form meist mit ins Grab hinabgenommen, wie Alles, was ihnen lieb gewesen, Pferde, Weiber, Sklaven, Waffengeräthe. Noch findet man zerstreut in den Grabhügeln goldene Bienen, Sporen, Siegelringe um die Gebeine her, aber die ganze Gestalt zerfällt vor dem Lichte in Staub zusammen. Nur einzelne Accente, die Grundaccorde leben von diesen alten Gesängen, und wir behaupten, daß sie aus dieser Volkspoesie noch am lautesten ertönen. Wie nämlich diese Poesie am meisten räumliche Verbreitung gewonnen hat, so hat sie auch zeitlich die meiste Tiefe erlangt; eine starke Pfahlwurzel hat sie senkrecht hinab in die Zeit gesenkt, während die adelige Poesie mehr horizontale Ausläufer an der Oberfläche um sich her verbreitet. Durch Tradition hat ein Theil des alten gediegenen Metalles sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Die Gelehrten haben sich früh schon von der Pflege losgesagt; das Volk hat sie noch mit seinen andern alten Gebräuchen aufbewahrt. Jedes Jahrhundert hat freilich seine eigenthümliche Zuthat beigemischt, aber aus derselben Quelle, aus der das erste sie geschöpft, und wie guter, alter Wein darum nicht Namen und seine Natur verliert, weil Viele nacheinander in langen Jahren mit Maß von ihm getrunken und dann aus dem jedesmaligen Jahrgang ihn wieder aufgefüllt, so ist es auch um dies alte Öl beschaffen, das, wenngleich es durch so viele Zeiten durchgeronnen, doch noch nicht von seinem milden Feuer verlassen ist. Das halten wir für das eine Element dieser Volkspoesie, die fernste Quelle, aus der sie hervorgebrochen. Aber wie der Strom durch die Zeiten in seinem Bette dahingeeilt, hat er auch zahllose Nebenströme aufgenommen, deren jeder wieder aus eigener Quelle ausgegangen, und sie sind die andern Elemente in der Zusammensetzung des Ganzen. Denn nimmer ruht der Bildungstrieb und über alle Zeiten ist das Leben ausgebreitet. Ehe die geschlossene Schule gewesen, waren die Dichter in die Masse des Volks aufgenommen, und nur die Organe seine Poesie; wie aber jene sich getrennt, da flogen noch immer die Lieder als geflügelte Boten hin und zurück, bis die Schule endlich sich allzu hoch verstieg, wo das Volk sie denn zwar größtentheils aus dem Gesicht verlor, aber darum nicht den alten Gesang verstummen ließ, und wol auch aus seinen Mitteln ihn noch vermehrte und weiter ausbildete.

Wie scharf sich die Kunstpoesie der höhern Classen in Frankreich von der Volkspoesie absonderte, erhellt aus dem bereits oben erwähnten Umstande, daß die Franzosen von ihren großen versificirten Rittergedichten aus dem 13. u. 14. Jahrhundert im 15. neue Bearbeitungen machten, und zwar in Prosa, weil die poetische Sprache im Laufe zweier Jahrhunderte veraltet und den Meisten unverständlich geworden. Wie auffallend Vielen die Meinung sein mag, wir gestehen es offenherzig: diese Gedichte erscheinen wiederum viel reiner und poetischer in diesen ihnen später zu Theil gewordenen prosaischen Bearbeitungen. Hier ist durch Wegschneidung des Geschwätzigen das Ganze strenger zu-

sammengefaßt, und die reizend naive Sprache der eben entstehenden Prosa spricht das Poetische viel klarer aus, als jene oft mühsam sich aneinanderdrängenden Reime. Das hat das Volk auch wol empfunden, daher alle in Prosa aufgelösten Ritterromane Volksbücher geworden und zum Theil noch sind.

Was die provenzalischen Lieder betrifft, so erscheinen sie durchaus als die Kunstpoesie jener adeligen Bildung und Diejenigen verkennen ihre Natur sehr, die sie als eine große Erscheinung südfranzösischer Nationaldichtung ausrufen, gleichwie man bei uns die Minnelieder für eine wichtige Äußerung volksthümlich deutscher Poesie hat ausgeben wollen. Wie ganz entfernt sind diese provenzalischen Gedichte von der Einfalt, der Wahrheit, dem Epischen und dem natürlichen Rhythmus (sie haben einen sehr feinen, künstlichen, den kaum die gebildete Kunst in der jetzigen französischen Sprache erreicht) der spätern nordfranzösischen Volkslieder, wie sie z. B. in der citirten Ausgabe der „Vaux-de-Vire" von Olivier Basselin gefunden werden. Das Zarte, Anmuthige, die wehmüthige Klage in diesen Liebesmelodien wird nicht leicht verkannt werden; aber dennoch sind es nur Variationen eines einzigen Themas, und wiewol sehr reich und üppig, fruchtbar und lebendig, stellen sie nur eine einzige Seite des menschlichen Gemüths dar; auch sprechen sie bisweilen eine Gesinnung aus, die unmoralisch, selbst niedrig und gemein genannt werden muß, und wenn auch Moral noch keine Poesie ist, so ist doch Unmoralität sicher unpoetisch; und da die Troubadours auf ihren Streifzügen, wie ihr Gewerbe mit sich brachte, an jede schöne und vornehme Dame ein paar zärtliche Worte, dringende Liebesklagen und zerschmelzende Seufzer richten mußten, so sind sie oft unwahr und stehen an Innigkeit, Wahrheit und Reinheit der Empfindung unsern Minnesängern nach, denen sie an Gewandtheit, Witz, Leichtigkeit und Künstlichkeit der Darstellung überlegen sind. Die nordfranzösischen Lyriker, wie der Graf Thibaut von Champagne (König von Navarra), der Graf Karl von Anjou (König von Neapel), der Schloßhauptmann von Coucy, der Comte de la Marche, Thierry de Soissons und die übrigen Liederdichter von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Schluß des 15. ahmten die provenzalische Poesie nach und übertrafen in einzelnen Stücken ihre Vorbilder.

Die Fabliaux und Contes, welche wahrscheinlich im 12. Jahrhundert aus dem Morgenlande nach Frankreich gebracht und schnell beliebt wurden, sind entweder Märchen, worin Zwerge, Riesen, Feen und Ungeheuer eine große Rolle spielen, und alsdann Übersetzungen morgenländischer Originale oder Erzählungen, die echt französische Zustände und Sitten der damaligen Zeit behandeln. Einige von diesen letztern, welche sich im Durchschnitt in schlüpfrigen Situationen und lüsternen Schilderungen gefallen, sind äußerst interessant, naiv und zart, wahrhaft romantische Poesie. Meistens findet man sie versificirt, zuweilen wechselt auch Prosa mit Versen ab. Eine dritte Gattung der Fabliaux hat eine moralische Tendenz und ist ohne Belang; eine vierte, die nach der heiligen Geschichte oder nach Legenden unter dem Namen Contes dévots, oder auch Miracles bearbeitet wurde, zeichnet sich durch nichts aus, ist an Kunstwerth allen drei andern untergeordnet und über alle Beschreibung abgeschmackt. Als fünfte Gattung sind noch die satirischen Fabliaux anzuführen, unter denen die köstliche Erzählung vom Reineke Fuchs am merkwürdigsten ist. *)

Endlich die allegorischen und Lehrgedichte: der schon erwähnte „Roman von der Rose" gehört zu den besten in der Art, obschon er nicht viel besagen will; die übrigen Allegorien, die durch den „Roman von der Rose" angeregt wurden, wie das Gedicht von der Pilgerschaft des Wilhelm de Deguilleville, die allegorisch-moralisirenden Gedichte: „Le champ vertueux de bonne vie" und „L'Evangile des femmes", von Jean du Pin, sind ganz frostige, geistlose, unpoetische Producte.

Schließlich wollen wir eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche sich beim Studium der romantischen Poesie gewiß Jedem aufgedrungen: daß der Cyklus der altfranzösischen Dichtungen auch im entferntesten nichts aufzuweisen hat, was unserm altdeutschen Nibelungenliede an die Seite gesetzt oder nur verglichen werden kann. In diesem wahrhaften Nationalepos, worüber Friedrich der Große noch so schnöde sprach und auf dessen Hoheit in neuerer Zeit zuerst Tieck in seiner Vorrede zu den „Minneliedern" aufmerksam machte, wurde aufbehalten, was nicht wieder ersetzt werden konnte, das Bild einer vergangenen Zeit, in welcher ein großes Leben frei, herrlich und doch wieder so menschlich erscheint. Denn Das ist es, was uns in der Poesie entzückt, jene Verbindung des Göttlichen und Irdischen: wie der Mensch fest und liebend steht auf der Erde, sein Haupt aber aufwärts zum Himmel richtet, so soll die Poesie sein; tief in die Erde dringen ihre Wurzeln, ihre Zweige geben Schatten und Obdach, ihre Blüten aber steigen hinauf in den blauen Tag, wo sie im Abendroth stehen, an seinem Thau sich erfrischen, dann die Sterne schauen und die heilige Nacht. Ein solches Heldenleben ist in dem Nibelungenliede, wie es blüht in Liebe, Krieg, Zorn und Lebenslust, endlich sich selbst gewaltsam vernichtet; und darüber weht eine klare und heitere Ruhe der Dichtung, wie die Sonne auch über eine zerstörte Welt leuchtet, still und unbekümmert in hellem Glanz. Wer mag ohne Rührung das Treuliche an Siegfried lesen? oder wie Rüdiger Leib und Seele hingibt im Kampf mit seinen Freunden, denen er die Waffen hinreicht gegen sich selbst, daß den grimmen, Könige spottenden Hagen die Gabe erbarmt und er absteht vom Streit gegen ihn? oder wie Wolfhart nicht beklagt sein will, da er von Königs Händen so herrlich todt liege? Ja, dieser Kampf mit einem ungeheuern Schicksal, das Alles unaufhaltsam hinunterreißt, gehört mit zu dem Größten, das je in der Poesie aufgestanden, wogegen Homer nichts Ähnliches aufzuweisen hat, der wol reicher ist und geschmückter, aber nicht von solcher Tiefe. Dennoch, wie sich hier ein großes Gemüth offenbart, so scheut sich auch Keiner, seine Furcht

*) Die neueste Sammlung von altromantischen Märchen ist die von Méon: „Nouveau recueil de fabliaux" (2 Bde., Paris 1823).

und Alles, was menschlich, zu bekennen; denn das ganze Leben, wie es sich äußert, ist poetisch, nicht das Einzelne darin, und nur aus dem gemeinsamen Boden kann das Große aufwachsen. Und diese Unschuld, die nur der Ausdruck des innersten Gemüths, ist, was unsere Nationaldichtung so unendlich hoch stellt und das allein in einem solchen Volksliede gefunden wird, weil keine Kunst dahin gelangt. 56.

Joan of Arc, the Maid of Orleans. By *Thomas James Serle*, author of „Merchant of London" etc. Drei Bände. London 1841.

Wenn eine Fiction, um gut zu sein, schlechterdings neu sein müßte, so war es kein guter Gedanke des in der englischen Novellenliteratur vortheilhaft bekannten Serle, das Aufzeichnen der Geschichte des Mädchens von Orleans einem ihrer Zeitgenossen, einem Mönche, in die Feder zu legen. Wenn aber die Güte einer Fiction weniger in deren Neuheit als in deren Behandlung besteht, so hat Serle eine Novelle geliefert, die den besten jetzigen Erscheinungen dieser Art sich unbedingt zur Seite stellen darf. Die Täuschung versetzt den Leser unwillkürlich in die treffende Zeit und macht ihn, wie zufällig, mit den Personen bekannt, die auf der Blutbühne jener Zeit Rollen spielten. Jacques Alain kommt schon als Knabe mit Johanna in Berührung, sieht sie, kaum dem Kindesalter entwachsen, in ihres Vaters Hütte, liebt sie, hütet sie, lebt von nun an blos für sie, und nachdem die Tragödie ihres Lebens zu Ende, entsagt er der Welt und verbringt den Rest seiner Tage in der Stille einer Klosterzelle, über das Seltsame der Begebenheit nachdenkend und darauf sinnend, die Reinheit von Johanna's Beweggründen darzulegen und die Größe und Hoheit ihres Charakters der Nachwelt klar zu machen. In der Anordnung seiner Geschichte ist der Verf. von der Einfachheit abgewichen, die dem Sinne eines solchen Aufzeichners wol am angemessensten gewesen wäre. Statt sofort in die Mitte der Erzählung „hineinzuplumpen", würde der Annalist mit dem Anfange angefangen und die Ereignisse nach ihrer Folge niedergeschrieben haben. Allein jenes medias in res ist Tagesgeschmack und Serle hat sich nicht die Kraft der Opposition zugetraut. Im übrigen hat Jacques' Liebe zu Jeannetten nichts an sich, was dem Mönche die Scham ins Gesicht treiben könnte. Sein Gefühl für sie ist Ausfluß jener mächtigen Sympathie, von welcher edle, ritterliche Naturen zu Dem hingezogen werden, was wahrhaft groß und wahrhaft gut. Das entdeckt sich, sobald er die Unmöglichkeit erkennt, daß die Bahn, die das begeisterte Mädchen betreten, ihn und sie zum Traualtare führe. Seine Liebe wird dadurch nicht gemindert. Ein treuer Freund, begleitet er sie und ist Zeuge der glänzenden Erfolge, die eine Zeit lang ihr Unternehmen krönten. Wie in der Zeichnung des Mönchs hat der Verf. auch in dem von der Familie d'Arc aufgestellten Gemälde seine Geschicklichkeit erwiesen. Damit soll nicht behauptet sein, daß er den Geist des Zeitalters ohne Ausnahme richtig erfaßt und mit seiner Schöpfung stets in Einklang gebracht. An mehr als einer Stelle ist das offenbar nicht geschehen. Es liegt aber auch kein unabweislicher Einwand vor, daß es im 15. Jahrhunderte eine Familie wie die d'Arc'sche gegeben haben könne — jenes bekanntlich eine Zeit, wo eine gewisse Hinneigung zu Extremen alle Stände beherrschte. Den meisten und glücklichsten Fleiß hat der Verf. auf seine Heldin verwendet. Ihre Gestaltung ist die lieblichste und schönste, die Ref. sich denken kann. Die Art, wie der Gedanke, Frankreichs Retterin zu werden, in ihrem Geiste entsteht; die leisen, vorsichtigen Anzeichen, durch welche er sich äußerlich kund gibt; die Wirkung, die er auf ihr ganzes Sein und Thun ausübt; die Bewegung, Sorge und Trauer, welche das unvollkommene Begreifen der großen Idee in die Familie bringt, und Johanna's Streben, die Bewegung zu stillen, der Sorge zu steuern, die Trauer in Freude zu verwandeln: Alles das ist eine meisterhafte Schilderung. In die weitern Vorgänge hat Serle die geschichtlichen Thatsachen auf eine Weise eingeflochten, daß selbst wer mit ihnen vertraut ist, sie gern noch einmal lesen wird. Statt aber zum Schlusse eine haarsträubende Beschreibung des Flammentodes zu geben, den das Mädchen von Orleans zu Rouen starb, hat der Verf. vorgezogen, in dem Eindrucke, welchen die Nachricht auf den weit entfernten Jacques Alain machte, den Schauder anzudeuten, den Frankreich empfand. Neben dem Reichthum der Gedanken und dem klaren, lebendigen, gedrängten Style rühmen die englischen Kritiker auch die Reinheit der Sprache. 74.

Notizen.

Bei einem heftigen Gewitter in Derbyshire im Laufe des Monats Juli fiel in dem mit halbgeschmolzenem Eise vermischten Regen eine große Masse von Fischen und Fröschen aus der Luft herab. Die Fische waren ½—2 Zoll lang, einige wenige beträchtlich größer; einer wog drei Unzen; viele hatten sehr scharfe Spitzen auf dem Rücken und gehörten zu der in England suttle-backs genannten Gattung. Man fand sie zum großen Theile noch lebendig; ebenso die Frösche, deren Größe von der einer Pferde- bis zu der einer Gartenbohne war: sie sprangen sobald als möglich fort; doch war eine große Masse von ihnen auf dem harten Boden zerschmettert. Man hatte mehre in ganz gesundem Zustande aufbewahrt.

T. P. Courtenay, der sich namentlich durch seine Biographie Sir Will. Temple's sowie durch seine Abhandlung über die historischen Charaktere in Shakspeare's Stücken eine achtbare Stelle unter seinen literarischen Zeitgenossen in England erworben hatte, hat vor kurzem einen traurigen Tod gefunden.

Zu den neuesten Erfindungen gehört die von Kirchenglocken von Glas; eine solche ist in Schweden verfertigt worden und ihr Ton soll schöner als der irgend einer Metallglocke sein. 47.

Bibliographie.

Aglaja. Auswahl des Neuesten und Interessantesten aus der schönen Literatur aller Völker. Handbibliothek zur Unterhaltung und Erheiterung. I. Jahrg. 1sten Bandes 1ste Lief. Gr. 8. Stuttgart, Wachendorf. 8¾ Ngr. (7 Gr.)

Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Geschichte des elften Jahrhunderts, aus Fragmenten und Excerpten hergestellt von W. Giesebrecht. Als Anhang eine Abhandlung über die Kirchenspaltung nach dem Tode Nicolaus II. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Back, F., Das Kloster Ravengirsburg und seine Umgebungen. Ein Beitrag zur ältern Geschichte des Hundsrückens. 1ster Band. Gr. 8. Coblenz, Hölscher. 1 Thlr.

Balzac, H. de, Beatrix oder die erzwungenen Neigungen. Ein Roman. Kl. 8. Wesel, Prinz. 2 Thlr.

Beckmann, F., Der Eckensteher Nante im Verhör. Komische Scene. 28ste Auflage. Mit 1 colorirten Steindruck. Kl. 8. Berlin, Rücker u. Püchler. 10 Ngr. (8 Gr.)

Bender, J. H., Das Lotterierecht. 2te verbesserte Auflage. Gr. 8. Gießen, Heyer, Vater. 1 Thlr.

Bereslas, F., Der Aemsen-Immen-Krieg. Ein komisches Heldengedicht in fünf Gesängen. Sich selbst und andern zur Kurzweil gedichtet, und allen Freunden des kunstfertigen Geziefers gewidmet. 8. Berlin, Haude u. Spener. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Bernhardi, D., Laokoon, oder Hermes und Perrone. Gr. 8. Köln, Eisen. 1840. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Blanc, L. G., Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht.

finden wir sie nicht in dem Charakter, sondern in dem Unglücke dieses Volkes. Ist doch allen gedrückten und gemishandelten und diesem Drucke und dieser Mishandlung nur mit Widerwillen und in steter Hoffnung ihrer dereinstigen Abwehrung sich fügenden Völkern dieser Vorwurf mit ähnlichem Grunde gemacht worden — von denen, welche der römischen Waffengewalt und List erlagen, bis zu den Irländern, Neugriechen u. s. w. hinab. Weit entfernt, Falschheit vertheidigen zu wollen, räumt Ref. nie und nimmermehr das Recht des Vorwurfs Denen ein, welche sie hervorgerufen haben. Wollen wir die Geschichte aus dem sittlichen oder gar ascetischen Gesichtspunkte allein betrachten, was sehen wir dann Anderes in derselben, als was schon Bongarsius in ihr findet — das Elend der Menschen, und nachdem die große Mutter Erde einmal mit Bruderblut besudelt worden ist, dieses Blut in beständigen Strömen über dieselbe fließend? Aber aus dem Munde der Gewalt gesprochen, liegt ein bitterer Hohn in dieser Betrachtungsweise.

Der Vorwurf der Parteisucht, welche das unglückliche Land seit Jahrhunderten zerrissen hat, ist noch leichter abzuweisen. Er erinnert so recht eigentlich an das gemeine Sprüchwort: Wer den Schaden hat, der darf für den Spott nicht sorgen. Nur daß dieser Spott Denen sehr übel steht, die aus jenem Schaden ihren Nutzen gezogen und ihn gepflegt und genährt haben. In dieser Parteisucht und Zerrissenheit liegt ja eben das ganze Unglück des polnischen Volkes. Wäre ihm, welches doch so manchen großen Mann hervorgebracht hat, ein Peter, ein Napoleon, ja auch nur ein Gustav III. beschieden worden, der mit gewaltiger Hand oder mit List die Hyder der Aristokratie und des Jesuitismus wenigstens daniedergehalten hätte, so hätte es nicht länger mehr die abnorme Verbindung einer Republik mit dem Königthume geliefert, sein Reichstag wäre mit seinem liberum veto nicht länger ein Sprüchwort geblieben und das Land selbst hätte so wenig dem Golde als den Waffen vergrößerungssüchtiger Nachbarn offen gestanden.

Die Parteisucht aber einem Volke ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise vor dem andern vorzuwerfen, scheint dem Ref. mindestens sehr unpsychologisch und unhistorisch. Sie liegt in dem angeborenen Hange des Menschen nach eigener Macht und Selbständigkeit, und sollte sie auch mit dem Unglücke des Ganzen erkauft werden. Das mit dem christlich-germanischen Staatenverbande gleichsam verwachsene Feudalsystem nährte diese Parteisucht so recht eigentlich, und so hatte denn — um gar nicht der Welfen und Ghibellinen zu gedenken — in Deutschland eine jede Reichsstadt, eine jede Grafschaft ihre eigene Vaterlandsliebe. Nur in den Ländern, in denen es der Gewalt und List gelang, diese vielleicht mit gleicher Gewalt und List aufgerichteten Einzelnherrschaften zu zertrümmern oder der Gesammtmacht unterzuordnen, hörte diese Parteisucht einigermaßen auf und der Patriotismus der Provinzen ging in den des ganzen Landes über. Unserm deutschen Vaterlande wurde dieses Glück nicht zu Theil, wenn es auch für den Mangel politischer Festigkeit dadurch reichlich entschädigt wurde, daß es, weil ohne einen Centralpunkt, der seine geistige Bewegung einseitig beherrscht hätte, in unendlichen Strahlen eine solche Bewegung weit um sich her verbreitete, welche, aus gleich vielen Mittelpunkten ausgehend, in reicher Mannichfaltigkeit und glücklicher Freiheit einer höhern Einheit als der politischen diente.

Aus Strömen Blutes tauchte in vielen Staaten die Monarchie hervor. In England ging in dem Kampfe gegen dieselbe fast der ganze Adel unter. Dieses Blut, gewiß nicht das unedelste, wurde Polen erspart. Es wurde ihm sein Adel erhalten, in den gleichsam das Mark des Volkes überging. Um dieses zu besiegen, mußte also jene Kraft gebrochen worden. Man sah nun in dem unglücklichen Lande kaiserliche Dukaten, russische Rubel und preußische Friedrichsdor nebeneinander im raschen Umlaufe. Gewiß eine traurige Erscheinung! Aber man erkauft nicht mit Golde, was man für Silber haben kann. Und daß der ganze Adel nicht käuflich war und die Gesammtkraft des Volkes nicht in diesem allein bestand, zeigt die Geschichte, von der Constitution vom 3. Mai 1792 an, bis zur letzten Einnahme von Warschau. Oder waren die Helden, welche Polen, Italien, Spanien *), Deutschland und Rußland mit ihrem Blute tränkten, von französischem Golde bestochen und nur Edelleute?

Das Unhistorische dieses Vorwurfes zeigt übrigens auch das Beispiel anderer Länder. Um nicht zu weitläufig zu werden, erinnert Ref. nur an Schweden. Haben wir denn die elenden Kämpfe der Hüte und Mützen vergessen, vergessen, daß Gustav's III. Siegeslauf durch Adelsverschwörungen aufgehalten wurde, daß der Mörder des Tyrannen (denn dieses Wort kann, wie die Vaterlandsliebe, in den engsten Particularbegriff gezwängt werden) ein Edelmann war, und daß Rußland mehr durch den schwedischen Adel als durch die sinnlose Ritterlichkeit Gustav's IV. von dem unbehaglichen Gefühle befreit wurde, welcher der in Petersburg von Finnland aus gehörte schwedische Kanonendonner in Katharina II. so oft erregt hatte?

So ist also die nicht blos in Deutschland, sondern auch in dem größten Theile des civilisirten Europas für Polen herrschende Sympathie, wenn auch oft in Parteisucht und manche Verkehrtheit ausartend, einer der schönsten Beweise, daß das Unglück — möge es auch zum Theil verschuldet sein, und welches wäre ganz ohne Schuld? — noch eine Theilnahme freier Liebe findet, und es ist dieses ein Zug, um den Ref. sein deutsches Vaterland um keinen Preis verkümmern möchte. Gewiß wiegt er den Ruhm der diplomatischen Feinheit auf, mit welcher die Theilung Polens eingeleitet wurde.

Daß der Standpunkt des Verf. obigen Werkes ganz der russische ist, gesteht dieser selbst gleich von vornherein.

*) Ref. glaubt hier die glänzende Waffenthat des polnischen Lanzierregiments der Garde bei Sommo-Sierra der unverdienten Vergessenheit entreißen zu müssen. Diesen Paß, durch welchen die Hauptstraße von Burgos nach Madrid führt und der durch 13,000 Mann und 15 Geschütze vertheidigt wurde, nahmen die Polen in wenigen Minuten.

Er klagt nämlich in der Vorrede, daß fast immer nur die Gegner der Russen das große Wort geführt, sie selbst aber nur geschwiegen hätten. Da sei denn Alles, was zu ihrer Rechtfertigung oder Vertheidigung diene, weggelassen oder unterdrückt worden. Damit nun nicht den vorliegenden Ereignissen, deren naher Augenzeuge er gewesen, Ähnliches begegne, habe er deren Geschichte unternommen. Er habe daher, zum Nachtheile der künstlerischen Darstellung, sich erst vor den Augen der Leser einen reinen Boden schaffen, das Unkraut der verbreiteten Unwahrheiten ausreuten müssen, ehe er auf dem also gereinigten Grunde die Saat der Wahrheit, wie er sie erkannt, niederzulegen vermocht hätte.

Von diesem Standpunkte aus erkennt denn der Verf. in der Unzufriedenheit der Polen mit der russischen Regierung nur die Folgen ihres unbeständigen und nach Neuem haschenden Charakters. Er hat hier ein um so leichteres Spiel, als sie der Großmuth Alexander's, der doch Polen als ein erobertes Land behandeln konnte, weit nationalere Institutionen als Napoleon, dem sie sich so ganz hingegeben hatten, verdankten, als der Kaiser, mit wirklich edler Berücksichtigung ihrer Gefühle, den General Zajonczek zum Statthalter von Polen ernannt hatte, als unter der russischen Herrschaft in fast alle Zweige der Verwaltung Ordnung zurückkehrte und Polen kaum je eines solchen Wohlstandes sich erfreute als unter dem russischen Scepter. Um diese Überzeugung wird sich Ref. durch alles Geschrei der Polen und durch das noch lautere ihrer Freunde unter Deutschen und Franzosen nicht bringen lassen. Er hat das vermeintliche Glück der Polen in der gerühmten französischen Zeit selbst angesehen, kennt aus ganz unparteiischen Berichten ihre angeblich so gedrückte Lage unter der russischen Regierung und würde, wenn ihm als friedlichen, nur um den eigenen Wohlstand bekümmerten Bürger die Wahl frei gelassen worden wäre, diesen Druck jenem glänzenden Glücke vorgezogen haben. Übrigens muß der Wahrheit zur Ehre gestanden werden, daß, wenn der Wohlstand der Polen, als Süd- und Neuostpreußen, unter der preußischen Regierung, mit Ausnahme der mehr in die Augen fallenden Zweige der öffentlichen Verwaltung, als Chausseebau und Verschönerung der Städte, wol solider war als unter der russischen, die gänzliche Verachtung aller Nationalität unter jener Regierung das Gewicht unbedingt auf diese Seite ziehen mußte. Die Russen schonten doch die polnische Volksthümlichkeit, sie sahen in den Polen wenigstens ein besiegtes fremdes Volk, während die Preußen und wol auch die Östreicher dasselbe zu Deutschen umformen wollten. Dieses und ähnliches Verfahren und manche andere Umstände, zu denen ein gewisser vornehmthuender Übermuth deutscher Beamten und Ansiedler gehört, welchen der Slawe weit weniger verzeiht als den der Brutalität, hinter dem er noch etwas von Muth und Kraft wittert, haben die Deutschen den slawischen Völkern überhaupt sehr verhaßt und einen Deutschen in russischer Sprache mit Beutelschneider ziemlich sinnverwandt gemacht.

Aber der Verf. scheint ganz die Macht und den Zauber der Idee zu verkennen, die — das hat die Herrschaft Napoleon's auf einer und die der Preußen auf der andern Seite gezeigt — ebenso neben äußerm Drucke und Unbehagen bestehen kann, als sie unter der väterlichsten Regierung ihre Nichtachtung nie verzeihen läßt. Und wenn der Verf. auch auf diesen Zauber und jene Macht dadurch einiges Gewicht zu legen scheint, daß er die wirklich zarte Schonung polnischer Volksthümlichkeit von Seiten des edeln Kaisers Alexander und selbst sein weniger anerkanntes und an Talleyrand's Ränken gescheitertes Bestreben der völligen Wiederherstellung Polens gebührend hervorhebt: so vergißt er doch, daß eine auf der Spitze des Schwerts von einem mehr als hundertjährigen Feinde dargebotene Wohlthat eine wenigstens sehr drückende und demüthigende ist.

Aber er geht von seinem particulairen Standpunkte noch weiter. Er leugnet — wir wollen gar nicht sagen die Rechtmäßigkeit, sondern — das Billige und Naturgemäße des Bestrebens der Polen nach Wiedervereinigung mit ihren ehemaligen, namentlich lithauischen Provinzen. Da kommt ihm seine reiche Geschichtskenntniß sehr zu statten, bei welcher er uns bis in das 13. Jahrhundert zurückführt und uns die eigentlichen Lithauer als einen kleinen lettisch-preußischen Volksstamm zwischen der Wilia, dem Niemen und der Düna und unter den russischen Fürsten von Polotzk und Kiew zinsbar zeigt. Unter drei großen Fürsten (Gedimin, Olgerd und Witold) reißen sie in dem folgenden Jahrhunderte ein russisches Fürstenthum nach dem andern an sich und erbauen aus russischen Trümmern einen mächtigen lithauischen Staat. Fast gleichzeitig entreißen die Polen den Russen, noch zuckend von den blutigen Wunden, welche ihnen die Tataren geschlagen, das schöne Fürstenthum Halicz, das jetzige Galizien. Durch die Vermählung Jagaillo's mit einer polnischen Prinzessin geht Lithauen in Polen unter und auf der Synode zu Brest (1595) wird mit Gewalt und List die, jetzt mit vielleicht gleichen Mitteln aufgehobene Union eingeführt.

Auf diese geschichtliche Deduction (Bd. I, S. 193—203) gründet der Verf. nun den Schluß, daß das eigentliche Polen sich kaum über die Woiwodschaften Masovien, Kalisch, Podlachien und Plock erstrecke und der Aufstand in der Ausdehnung, die er bald genommen, gar nicht volksthümlich gewesen sei. Ref. räumt dem Verf. gern das Schlachtfeld, das er sich gewählt, und überläßt es Geschichtskundigen ihn auf demselben zu bekämpfen. Aber die Consequenzen einer so weiten historischen Ausführung fürchtend, möchte er bescheiden fragen: Welcher unserer großen Staaten steht auf solchem Grunde sicher? Der Status quo muß doch gewisse Grenzen haben, über die nicht hinausgegangen werden kann, wie es ja auch ein durch Verjährung des Besitzes erlangtes Recht gibt. Ein solches historisches Recht, nach dem unter Anderm Rußland Galizien wieder an sich zu reißen befugt wäre, würde zu einer weit größern Zerrüttung des Bestehenden führen als das, welches die von dem Verf. bestrittene Nationa-

litát der Polen, wie sie noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein anerkannt wurde, erzeugen könnte. Übrigens leert der Verf. seine geschichtliche Deduction durch die eigene Darstellung des Aufstandes von ihrer Kraft und ihrem Marke aus, indem er, mit Ausnahme von Volhynien, fast alle altpolnischen und neurussischen Provinzen einem durch Feuer unterminirten Boden vergleicht. Was aber der Sache, der er dient, am meisten in den Augen des Ref. schadet, ist, daß er, der doch so reich an historischen Hülfsmitteln ist, die Theilungen Polens nur mit der flachen Bemerkung beseitigt, daß sie nicht die Ursache, sondern die Wirkung des Verfalles der Reiches waren. Wem ist es auch eingefallen, in ihnen die erstere zu suchen? Und wie konnte nach der dritten und letzten Theilung des Gebliebenen noch von einem Verfalle des nicht Daseienden die Rede sein? Allerdings waren die Theilungen die Wirkungen des Verfalles des Reiches. Denn stand es kräftig da, so würde die erste Theilung nicht auf blos diplomatischem Wege erfolgt sein und ihr blutiger Ausgang, wenn auch bei der ungeheuern Übermacht gelungen, nicht so leicht zur Wiederholung eingeladen haben. Ref. erlaubt sich dem Verf. eine Stelle, nicht aus dem verhaßten Rulhière, oder einem andern Russenfeinde, sondern aus Johann v. Müller vorzuhalten, der von einem ganz allgemein historischen Standpunkte sagt:

Endlich — am 26. Sept. des 1772. Jahres, in dem 1296. seit nach dem Untergange des abendländischen Kaiserthums ein System zusammen existirender Staaten sich in Europa zu bilden begann, **wurde den Grundsätzen und Verträgen, auf welche ihr Dasein und Gleichgewicht nach und nach gegründet worden, der erste Hauptstoß beigebracht.** Im Namen der Kaiserin Königin Maria Theresia, der Kaiserin und Selbstbeherrscherin Katharina II. und Friedrich's II., Königs von Preußen, wurde von den Gesandten dieser Mächte dem König und der Republik Polen zu erkennen gegeben: daß die drei verbundenen Mächte, zu Verhütung fernern Blutvergießens und Herstellung des Friedens in Polen, sich einverstanden hätten, gewisse und unzweifelbare Rechte auf einige polnische Provinzen geltend zu machen; daher sie einen Reichstag begehren, der über neue Grenzen sich mit ihnen vergleichen möge .... Ehe die Grenzscheidung, wodurch Preußen zu einigen Wiederabtretungen vermocht wurde, zu Stande kam, wurden aus solchen Gegenden die Heerden weggeführt, die Waldungen umgehauen, die Vorräthe geleert, selbst die nöthigsten Werkzeuge mitgenommen, die Auflagen vorauserhoben. **Gott wollte damals die Moralität der Großen zeigen .... Wir sahen in den polnischen Händeln, was der militairische Despotismus gegen die heiligsten Rechte der Nationen vermag.** (Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte. Bd. 3, S. 392 fg.)

Nach dem zu Anfang Gesagten kann selbst der Verf. in der Angabe seines russischen Standpunktes unmöglich einen Tadel finden. Eine solche Folgerung würde den Berichterstatter um so mehr schmerzen, als er das vorliegende Werk mit voller Überzeugung ein sehr werthvolles, ja ausgezeichnetes nennt, das gewiß vor allen Geschichten des polnischen Aufstandes, von welchem Standpunkte sie auch geschrieben sein mögen, den Vorzug verdient und durch Darstellung, Behandlung des Stoffes und Kritik den besten Kriegsgeschichten an die Seite gestellt werden kann. Die Darstellung ist nicht blos fehlerfrei (eine, an deutschen Kriegsgeschichten seltene Eigenschaft), sondern auch würdevoll, anschaulich und höchst lebendig. Die Behandlung des Stoffes ist so geschickt und vielseitig, als der particulaire Standpunkt des Verf. es gestattet, und die Kritik würde, wenn die Vorrede nicht der bloßen Anstellung des Verf. bei der Person des russischen Oberfeldherrn erwähnte, auf einen ausgezeichneten Offizier von hohem Range schließen lassen. So scheint der Verf. aber eher ein bürgerliches Amt bekleidet zu haben, womit Ref., ein alter Soldat, keinen Tadel aussprechen will, da ihn die scholastische Unterscheidung zwischen Priestern und Laien, die sich auf kirchlichem Boden so breit macht und auch in andere Gebiete übergegangen ist, sehr anwidert und er Civilpersonen kennt, die auf dem Felde der Kriegswissenschaft und Kriegsgeschichte ebenso manche Militairs vom Fache überragen, als der Bibliothekar Lessing den Hauptpastor Göz zu Hamburg auf dem der Theologie überragt hat. Sogar als historisches Kunstwerk würde diese Geschichte einen ehrenvollen Platz einnehmen, wenn ihr Verf. der steten und oft ermüdenden Widerlegung mancher Erzeugnisse der Polen und ihrer noch weit mehr übertreibenden Freunde unter den Deutschen sich zu enthalten vermocht hätte. Eine solche Widerlegung von Erzeugnissen des Augenblicks stört die Einheit, zerstreut die Wirkung und ist ganz nutzlos, da sie, nur für die Zeit der Aufregung berechnet, in der sie wol einigen Knalleffect bewirkten, nach derselben durch ihre maßlosen Übertreibungen aber schon größtentheils sich selbst widerlegt haben. Welcher Geschichtschreiber des deutschen Befreiungskrieges würde sich auf eine Polemik gegen — um von den Flugschriften gar nicht zu reden — Niemeyer's „Heldenbuch" einlassen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Ein echt französisches Buch trägt den Titel: „De l'intervention armée et de l'état présent de l'Europe." Der Verf. erklärt sich darin gegen jede Intervention und prüft die Ereignisse der letzten 25 Jahre, um die Unstatthaftigkeit und Unrechtlichkeit militairischer Interventionen und ihre der Entwickelung der Freiheit schädlichen Folgen nachzuweisen. Nichtsdestoweniger verlangt er, daß Frankreich, selbst auf Gefahr eines allgemeinen Kriegs hin, seine angeblich natürlichen Grenzen sich zurückerobern müsse, als ob dies nicht ebenfalls eine Intervention im größern Maßstabe sein würde! Eine Intervention deshalb, weil sich dieser Eroberungszug auf die angeblichen Sympathien der Bewohner des Rheinlands für Frankreich stützen müßte! Neben sehr sinnreichen Betrachtungen finden sich darin auch wol kecke Aussprüche wie diese, daß es wol ein Königreich Preußen, aber keinen Preußen gäbe! daß ein Land existire, welches Deutschland hieße, aber kein deutsches Volk! u. s. w. — alte abgenutzte französische Scheinphrasen, die freilich mancher Deutsche undeutsch genug ist, nachzusprechen.

In zwei Bänden erschienen in Paris: „Lettres sur Nismes et le Midi, histoire et description des monuments antiques du Midi de la France, par *J. F. A. Perrot*, antiquaire etc." (mit 150 Vignetten u. s. w.); ferner: „Édifices de Rome moderne, publiés par *P. Letatrouilly*, architecte", enthaltend die berühmtesten Gebäude im Renaissancestyl, das in 20 Lieferungen erscheint. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 256. —— 13. September 1841.

Geschichte des polnischen Aufstandes und Krieges in den Jahren 1830 und 1831. Nach authentischen Quellen dargestellt von Friedrich von Smitt. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 255.)

Die Beschreibungen der Schlachten und Operationen sind meisterhaft und zeugen von sehr richtiger Beurtheilung und einem feinen militairischen Takte. Sie werden jeden wissenschaftlichen Militair befriedigen, und die Charakteristiken der handelnden Personen, möglich treu und mit oft recht feiner Farbenmischung, werden Solche, welche ihre Psychologie in dem Gewirre der Lager und unter dem Lärmen der Tribunen studirt haben, gewiß sehr ansprechen. Als sehr dankenswerthe Zugaben erkennt Ref. die Angaben der Kritik, welche eine jede größere Kriegsbegebenheit in den verschiedenen Heeren gefunden hat und die der Verf., natürlich von ihren groben Formen und ihren Accidenzen entkleidet, in würdiger Haltung wiedergibt. Wer das Gewicht und den Werth der öffentlichen Meinung unter den Soldaten auch nur nach der bekannten Schecke des gebliebenen Marschalls Turenne kennt, wird diese Zugaben mit gleichem Danke annehmen. Sie zeigen außerdem den jedesmaligen Geist der Heere und tragen dazu bei, das nur zu sehr aufstrebende Gefühl junger Offiziere wohlthätig danieder zu halten und ihnen die schwierige Stellung eines höhern Anführers darzuthun.

Was die benutzten russischen Quellen betrifft, so lassen die Anstellung des Verf. bei der Person des Feldmarschalls Diebitsch, die Gunst seines Stabschefs, des Grafen Toll, die ihm bewilligte Benutzung des Archivs zu Wilna, mehre in der Vorrede angegebene Umstände und endlich sein Werk selbst keinen Zweifel, daß ihm die besten Nachrichten zu Gebote standen, sowie er auch die Quellen des andern Theils sorgfältig und, nach seinem Standpunkte, mit gewissenhafter Treue benutzt hat. Es hat dem Ref. besondere Freude verursacht, hier eine sehr ehrenvolle Anerkennung der Schrift: „La guerre de Pologne en 1831, par *Brzozowski*", und dessen Verfasser an mehren Stellen als einen gemäßigten, einsichts- und talentvollen Schriftsteller bezeichnet zu finden. Ref. hatte schon früher in d. Bl. Gelegenheit genommen*), diese Schrift als eine vorzügliche Quelle zu empfehlen, und nach seitdem erlangter genauerer Bekanntschaft mit dem Gegenstande ist seine Achtung für ihren Verfasser noch bedeutend erhöht worden.

Was die dem Werke zugegebenen Pläne betrifft, so entsprechen sie demselben keineswegs durch Genauigkeit und Richtigkeit der Situation. Sie können nur als Croquis gelten und sind als solche in Ermangelung eigentlicher Pläne wünschenswerthe Zugaben. Endlich ist noch der genauen und oft mit Mühe verbundenen Ermittelung der gegenseitigen Streitkräfte und deren detaillirter Angabe in besondern Tabellen dankend zu erwähnen.

Indem Ref. nach dem langen Eingange zu dem Werke selbst übergeht, muß er sein Bedauern ausdrücken, bei dem ihm zugemessenen Raume weder einen Auszug noch solche Bruchstücke geben zu können, welche sein Urtheil einigermaßen zu bestätigen vermöchten. Erstes Buch: „Polen in den 15 Jahren der russischen Herrschaft." Mit einem sehr passenden Motto aus Serra's (ehemaligen französischen Gesandten in Warschau) „De bello Sarmatico".

Der Verf., ein feuriger Lobredner des unvergeßlichen Kaisers Alexander, stellt denselben als den Verfechter der polnischen Sache vor seinen übrigen Verbündeten dar. Es ist ohne Verleugnung aller objectiven Gerechtigkeit in Alexander's Benehmen gegen die Polen von dem Augenblicke an, da sie voll Schuldgefühls 1812 in Wilna sich ihm zu Füßen warfen, allerdings Großmuth nicht zu verkennen, und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, daß sein Herz wirklich väterlich für dieselben schlug. Die Constitution, welche er ihnen gab, war, selbst nach den Urtheilen entschiedener Russenfeinde, sehr liberal und den Verhältnissen und Bedürfnissen der Zeit und des Landes weit angemessener als die, welche Napoleon ihnen verliehen hatte und die nur ein Werk der Eile war. Alexander's Großmuth und landesväterliche Gesinnungen ließen ihn die Civilliste zum Besten des Staats verwenden, die Krondomainen den Nationaldomainen einverleiben, einen Creditverein stiften, eine Bank gründen u. s. w. Die Stelle in der Rede des Fürsten Adam Czartoriski am $\frac{24}{12}$. Dec. 1815, dem Geburtstage des Kaisers, an dem die neue Verfassung bekannt gemacht wurde: „durch Macht allein konnte Alexander herrschen, aber geleitet von dem kräftigen Geiste seiner Tugenden, wollte er nicht blos durch Macht,

*) Nr. 15 u. 16 d. Bl. f. 1834. D. Red.

sondern auch durch Dankbarkeit, durch Anhänglichkeit und durch jene Wunderkraft herrschen, die statt des Schreckens Verpflichtung, statt des Zwanges Dahingebung und freiwillige Aufopferung erzeugt", ist demnach gewiß ebenso wahr als sachgemäß. Wenn daher der Verf. immer nur von der Undankbarkeit der Polen redet, so kann ihm kaum etwas Anderes entgegnet werden, als daß diese Wohlthaten, wie schon bemerkt, ihnen auf der Spitze des Schwertes geboten wurden und auf diese Weise tief gewurzelte Erinnerungen nicht verlöschen konnten. Auch mögen doch wol alle Absichten des Kaisers nicht erreicht worden und deren manche an dem bösen Willen der Beamten, mit dem er bekanntlich sein ganzes reiches Leben hindurch zu kämpfen hatte, gescheitert sein. Auf diesen Punkt, die eigentlich wunde Stelle der russischen Regierung, weist der Verf. mit einer leisen Schonung hin, die fast an die Furcht streift, sein hellglänzendes Bild durch Schattirungen zu verdunkeln.

Den auf den $\frac{1}{13}$. Sept. 1820 zusammenberufenen Reichstag eröffnete der Kaiser nach den innern Zuckungen, die sich schon damals in einem großen Theile von Europa gezeigt hatten und nur Vorboten heftigerer Bewegungen waren, mit einer sehr merkwürdigen Rede, in welcher er unter Anderm sagte:

Ohne Zweifel erheischt das Jahrhundert, in dem wir leben, schützende Gesetze zur Grundlage und Gewähr der gesellschaftlichen Ordnung, aber dasselbe Jahrhundert legt auch den Regierungen die Pflicht auf, diese Gesetze vor dem unheilbringenden Einflusse stets unruhiger und blinder Leidenschaften zu bewahren.

Es erhob sich auf diesem Reichstage eine sehr heftige Opposition gegen die Gesetzesvorschläge der Regierung und es zeigte sich überhaupt nun klar, daß Polen von jenen Zuckungen nicht unberührt geblieben war. Von dieser Zeit an wurde das anfangs wirklich gute und dann wenigstens ungetrübte Verhältniß zwischen dem Kaiser und den Polen völlig gestört und es begannen die geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Verschwörungen auf der einen Seite, welchen die geheime Policei mit all ihren wirklichen und eingebildeten Schrecken von der andern Seite entgegengesetzt wurde. Das bis dahin ziemlich enge Band zwischen Regierer und Regierten wurde immer weiter gezogen, bis es denn, kaum noch an einem dünnen Faden haltend, in Folge der durch die Julirevolution allgemein verbreiteten Erschütterung völlig riß. Wenn der Verf. hier nur Undank, Verrath und Treulosigkeit sieht, so verweist ihn Ref. auf die Geschichte, namentlich des J. 1813, da bekanntlich die dem Kaiser Napoleon und den Fürsten des Rheinbundes geleisteten Eide unter die Sache der Freiheit gestellt wurden, und der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, auch außer den Jüngern Loyola's Anerkennung fand. Er weiß recht wohl, daß das frühere Unrecht das spätere nicht heilige, aber er mag auch diese Heiligsprechung nicht dem glücklichen Erfolge einer Handlung überlassen. Endlich weiß er, daß es höhere Gesetze in der Weltregierung gibt als menschliche Verträge, und daß selbst die der Natur sich nicht an diese binden lassen. Alle diese Betrachtungen können zwar zu keinem bestimmten Resultate und moralischen Axiom geführt werden, wol aber dazu beitragen, einen Geschichtschreiber von hohem Werthe und unverkennbar redlicher Absicht vor dem Versinken in die Classe der Parteischriftsteller zu bewahren.

Zweites Buch: „Vorbereitungen und Ausbruch des Aufstandes am $\frac{17}{29}$. November."

Wenn man nur die politischen, materiellen und räumlichen Verhältnisse ins Auge faßt, so erscheint kaum ein Unternehmen thörichter als das der plötzlichen Schilderhebung Polens gegen den russischen Staaten- und Länderkoloß und seine Bezeichnung als eine bloße Wagniß einiger Unterfähndriche und Studenten, kurz, junger erfahrungsloser Leute völlig richtig. Aber auch abgesehen von den ganz unerwarteten Fällen (chances), die sich in der Wirklichkeit als gewaltige Mittelglieder in den Lauf der Begebenheiten drängten und deren Kette zu sprengen drohten, gewährt eine eingehendere Betrachtung schon eine verschiedene Ansicht und das Unternehmen wird, ohne von seiner Kühnheit etwas zu verlieren, zu einem wenigstens naturgemäßen. Ref. erlaubt sich diese Meinung, mit Beiseitesetzung des später anzugebenden strategischen Verhältnisses, durch Folgendes zu begründen.

Der russische Koloß leidet an seiner Übergröße, daher denn schon Peter der Große den Plan gefaßt haben soll, ihn durch Zusammenziehung kleiner, aber gedrungener und kräftiger zu machen. Es fehlt ihm jene Federkraft, welche z. B. Frankreich besitzt, und die namentlich *Napoleon* in den 100 Tagen, da er zur Wiederherstellung, Ausrüstung und Vereinigung seines Heeres kaum so viele Wochen als Rußland Monate bedurfte, auf so bewunderungswürdige Weise an den Tag gelegt hat. Rußlands treffliches Heer war durch den Türkenkrieg zwar moralisch gehoben, aber in seinen materiellen und personellen Elementen tief erschüttert worden. Bei jener Steifheit und Unbeholfenheit, die, wenn auch durch Alexander's rastlose Bemühungen auf unglaubliche Weise gemindert, dem russischen Reiche noch von seinem, man könnte sagen, asiatischen Ursprunge geblieben sind, waren diese Elemente bei Ausbruch des polnischen Aufstandes lange nicht wiederhergestellt worden. Die Ergänzung des materiellen Elements mochte noch die leichtere sein, wenn sie auch in dem Geiste seiner Staats- und Heerverwaltung wol Hindernisse genug fand. Aber das personelle Element konnte durch die Zusammentreibung von Rekruten auf eine Entfernung von oft mehren tausend Wersten nicht so leicht wiederhergestellt werden. Das Hinderniß des räumlichen Verhältnisses wird durch die schlechte Militairökonomie noch ungemein vergrößert, indem nämlich der Oberst eines Regiments, kümmerlich bezahlt und doch zu einem ungewöhnlich hohen Aufwande genöthigt, wie sonst die Hauptleute in den deutschen Heeren, in dieser Ökonomie seine eigentliche Nahrungsquelle sieht und so zu sogenannten Passe-volants oder Blinden eine besondere Vorliebe hat, welche der gleich schlecht besoldete Brigadegeneral aus leicht erklärlichen Ursachen nicht selten theilt. Daher, und weil es an selbständigen Musterinspectoren fehlt, welche zu der Intendantur in coordinirtem Verhältnisse stehen und die comptabilité der Truppen con-

trolliren, ist das Misverhältniß der Zahl der wirklichen Streiter zu der in den Listen angegebenen nirgend größer als in den russischen Heeren. *)

Dagegen sehen wir das polnische Heer auf kleinem Raume vereinigt, und bei der weit kürzern Dienstzeit seiner Soldaten, durch Einberufung der Verabschiedeten in kurzer Zeit und ohne durch diese Vergrößerung an innerm Werthe zu verlieren, leicht auf die doppelte Stärke zu bringen. Seine Ausrüstung war durch die Bemühungen des Großfürsten Konstantin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gediehen und der Trefflichkeit der polnischen Soldaten ist schon oben gedacht worden. Es fehlte ihm nichts als ein leitendes Haupt, das gerade aus einer Revolution viel leichter hervortaucht als aus einem geregelten und durch eine Menge Rücksichten gehemmten Verhältnisse.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bei Ausbruch des Krieges von 1812 betrug der Nominalbestand des ganzen russischen Heeres 600,000 Mann. Den Effectivbestand aber gibt Clausewitz (gewiß noch viel zu hoch) auf 420,000 Mann an. Auch er klagt über die vielen Misbräuche in dieser Hinsicht, die halbe Gesetzlichkeit gewonnen hätten. (Der Feldzug von 1812 in Rußland, S. 13.)

Romanenliteratur.

1. Der neue Cäsar. Ein Seitenstück zu „1813" und „Elba und Waterloo". Von Ferdinand Stolle. Drei Theile. Leipzig, Meißner. 1841. 8. 4½ Thlr.

Seinem allgemeinen Charakter nach brauchen wir dieses neue Product der Stolle'schen Muse nicht näher zu bezeichnen. Wir finden darin dieselbe enthusiastische Verehrung Napoleon's, denselben Reichthum historischer Notizen und interessanter Anekdoten, dieselbe oft in Nachlässigkeit übergehende Leichtigkeit der Darstellung, dasselbe Geschick, die Spannung zu wecken und rege zu erhalten, dieselbe Fertigkeit, die historischen und romantischen Interessen wo nicht künstlerisch zu verweben, doch in bunter, ansprechender Weise wechseln zu lassen, dieselbe nicht tief eingehende, aber äußerlich gut abspiegelnde Charakteristik einer Masse interessanter Persönlichkeiten — kurz alle die Fehler und Tugenden, die der Verf. schon in seinen frühern Werken an den Tag gelegt hat. Stolle's Arbeiten, obschon sie nicht auf einen hohen Kunstwerth Anspruch machen können, weil sie sich nicht aus einer bestimmten, individualisirten Uridee, sondern blos aus einer allgemeinen Stimmung und Gesinnung heraus entwickeln und daher in ihrer ganzen Construction etwas Lockeres, Compilatorisches, Mosaikartiges haben, werden trotzdem in der Unterhaltungsliteratur immer als willkommene Gaben empfangen werden, weil er den Gegenstand, über welchen er schreibt, mit Wärme und Lebendigkeit in sich aufgenommen hat und das Talent besitzt, ihn mit derselben Wärme und Lebendigkeit wiederzugeben. Daß dieses Object fast in allen seinen bisherigen Productionen dasselbe geblieben ist, hat man ihm als Einseitigkeit getadelt. Ich wüßte nicht, was dagegen Triftiges vorgebracht werden könnte. Es liegt ja in jedem Einen wieder Alles; im Mikrokosmus spiegelt sich der Makrokosmus, im Individuum die Welt ab. Es kommt eben nur darauf an, daß man im Einen wieder Alles zu entdecken weiß, und bei einem Individuum wie Napoleon kann dies nicht schwer werden. Im vorliegenden Roman führt uns Stolle seinen neuen Cäsar während der glänzendsten Zeit seines Lebens vor, nämlich vom Sommer 1804 bis zu Frühling 1806. Wir finden ihn zunächst im Lager von Boulogne, damit umgehend, die englische Küste zu gewinnen und seinen bittersten Feind zu demüthigen. Von da begleiten wir ihn nach Paris zur Krönungsfeier, und mit dem Herbst 1805, nachdem er seinen Plan gegen England hat aufgeben müssen, folgen wir ihm nach Deutschland, wo er in einer ununterbrochenen Reihe von Siegen die östreichischen und russischen Heere niederwirft, durch die Schlacht bei Austerlitz den Krieg beendigt und im preßburger Frieden Frankreich zur ersten Macht Europas erhebt. Von allen Ereignissen, die in diese Zeit fallen und mit Napoleon in Beziehung stehen, erhalten wir eine bald ausführlichere, bald kürzere Darstellung, in einigen Stellen romantisch ausgeschmückt, in andern populair-historisch, ja zuweilen trocken-actenmäßig. Überall zeigt sich deutlich das Bestreben, den Kaiser trotz mancher Schwächen, die mitgetheilt werden, in das glänzendste Licht zu stellen, und zwar nicht blos von Seiten seiner Größe, sondern ganz besonders auch von Seiten seiner Herzensgüte und Liebenswürdigkeit. Die Darstellung seiner Größe verliert zuweilen durch die Art und Weise, wie er redend eingeführt wird. Er spricht nicht kurz und lakonisch genug; seine Reden enthalten manche etwas hohle Phrase, selbst einige von denen, die als wirklich von ihm herrührend bezeichnet sind. Wie grossartig steht dagegen Friedrich der Große im „Cabanis" von W. Alexis da. Jedes Wort, das derselbe spricht, ist der unverkennbarste Ausdruck des Genius, kernig und gediegen, ohne allen rhetorischen Flitterputz. Auch hat es Stolle nicht verstanden, seinen Helden selbst da, wo er fehlt, als wahrhaft groß und genial erscheinen zu lassen. Die Art und Weise, wie er gegen den Admiral Bruix seinen Willen durchsetzt, hat etwas Kleinliches, Ängstliches, es gibt sich darin nicht das Bewußtsein der höhern Einsicht, sondern nur ein Trotz, eine Eifersucht auf einen sich ihm kräftig entgegenstellenden Willen zu erkennen. Auch in dieser Beziehung gewährt Friedrich in dem bezeichneten Roman ein ganz anderes Bild. Auch er widersetzt sich der richtigen Ansicht Ziethen's und des ganzen Heeres — aber mit welcher genialen Ruhe und geistigen Überlegenheit weiß er seinem Irrthum im Gespräch das Übergewicht zu verschaffen! Weit gelungener ist das Bild von Napoleon's gemüthlichen Eigenschaften. Wie viele von den dazu beigebrachten Charakterzügen Wahrheit, wie viele Dichtung sind, kann hier nicht untersucht werden. Jedenfalls hat Stolle damit seinem Helden einen wesentlichen Dienst geleistet; denn dieser wird dadurch manchem Herzen, das bis jetzt für seine starre Größe unempfänglich gewesen ist, näher gerückt werden. Auf diesen Effect hin ist besonders der eingeflochtene Roman angelegt. Napoleon begründet darin das Glück einer ganzen Familie; er zeigt sich dabei gegen die Söhne eines alten Gardisten auf eine wahrhaft väterliche Weise. Der Roman selbst enthält keine tiefern Elemente, bietet aber fesselnde und ansprechende Partien und darf daher dem Publicum, das sich auf eine leichtere Weise gut zu unterhalten wünscht, bestens empfohlen werden.

2. Liebesnovellen. Von Philipp Otto v. Münchhausen. Kassel, Fischer. 1841. Gr. 12. 1¼ Thlr.

Diese Novellen sind echte Kindeskinder der „Heutigkeit" und tragen als solche manche Tugenden, aber auch alle Fehler ihrer Grossmutter. Die Heutigkeit ist eine geistreiche, gefühlvolle Dame, aber weil sie an einen philiströsen Mann, das materielle Interesse, verheirathet, fühlt sie sich unglücklich, weiß nicht, was sie will, und leidet ewig an Migräne. Sie bringt ganz hübsche und talentvolle Kinder zur Welt, z. B. unsern Philipp Otto von Münchhausen; aber die meisten derselben sind schwächlich, saugen zu viel der malcontenten Muttermilch ein und statt sich neu und selbständig zu entwickeln, werden sie getreue Copisten, ja oft bloße Äffchen der Frau Mama. Sie folgen ihr in die Salons und lernen dort von ihr Witz und Esprit, sie schleichen ihr nach auf die Schleichwege des liebebedürftigen Herzens und lernen dort von ihr Sentiment und Hinwegsetzung über die Schranken einer engherzigen Sitte; sie beobachten sie zwischen ihren vier Pfählen und lernen hier von

ihr Ennui, Desperation und Weltschmerz. Otto v. Münchhausen ist noch keins der hoffnungslosesten unter diesen Kindern; er selbst hat noch ein Selbst in sich, aber desto treuer hat er den Geist seiner Mutter auf seine eigenen Kinder, diese „Liebesnovellen" fortgepflanzt. Während er sich zuweilen über die Fehler seiner Mutter zu erheben sucht, sitzen sie ihrer Großmutter noch auf dem Schoose: ebenso altklug, ebenso zerfallen in sich selbst, ebenso an bittern Reflexionen käuend. Die erste, längste und bedeutendste dieser Novellen heißt „Lothar". Von der zum Grunde liegenden Erzählung kann kaum die Rede sein. Es ist die alte Geschichte. Lothar verliebt sich in eine jüngere Schwester, die schon Braut ist, während sich die ältere, die frei ist, in ihn verliebt. Aber auch die Braut verliebt sich in ihn, in einer herzergreifenden Scene gestehen sich Beide diese Liebe, aber im nämlichen Augenblicke werden sie auseinandergerissen, weil die Ankunft des Bräutigams gemeldet wird. Die Braut wird krank, sehr krank, aber leidlich wiederhergestellt und die Hochzeit geht vor sich. Nach einiger Zeit besucht Lothar das junge Ehepaar und bei dieser Gelegenheit stirbt die junge Frau am gebrochenen Herzen. Lothar geht mit einem jungen Prinzen auf Reisen und kommt dermaßen geheilt nach Deutschland zurück, daß er nicht übel Willens ist, mit der unterdessen ebenfalls vermählten ältern Schwester ein neues Liebesverhältniß anzuknüpfen. Diese declamirt zwar gegen die Ehe, aber handelt nicht dagegen, und damit schließt die Geschichte. Von diesem Stückchen Fleisch ist eine große Suppe gekocht, an sich freilich ziemlich dünn, aber etwas gekräftigt durch allerhand Suppenkräuter: Reflexionen und Gespräche über Poesie, Musik, Frauenschicksal, Emancipationen, Hegel'sche Philosophie, Weltschmerz u. s. w. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Verfasser diese Gedanken recht gewandt vorträgt. Sein Styl ist rund und rasch, im Allgemeinen von modernem Zuschnitt, nur in einzelnen Stellen veraltet und aufgeschniegelt. Auch die Gedanken sind zum Theil neu und treffend; aber der großen Masse nach können sie nur als Wiederholungen der schon oft ausgesprochenen Zeitideen gelten und, was das Schlimmste ist, es ist in ihnen kein inniger Zusammenhang, kein nothwendiger Fortgang zu finden, sie tragen ganz die Willkürlichkeit einer wirklichen Salonconversation und sollen sich doch über dieselbe erheben; oft leiden sie auch an Schwulst und Colloraturenkram und es fehlt ihnen ein solider, kerniger Inhalt. Am meisten gilt dies von dem Briefe über Musik. Wenn es darin u. A. heißt: „Was ich vernahm, war kein ungeregeltes Irren, bei jedem neuen Satze componirte sich in meinem Kopfe ein anderes Bild, in meinem Herzen ein neues Gefühl; die Töne blieben nicht im Ohre, sie drangen bis zur Seele. Und wie es kühn und gewaltig noch weiter vorwärts eilte, dachte ich gar nicht mehr an Musik, ich glaubte bald das Ringen der Verzweiflung zu vernehmen, bald die Stimme des Jubels, ich sah hier jammernde Mütter, da unglücklich Liebende, Tyrannen und freie Männer, Liebesschwüre, heiße Küsse, tapfere Kämpfer, Lust und Tod. Ein Drama wie „Romeo und Julie" zog schwerterklirrend, liebeflüsternd durch meinen Kopf, aber es schwand wieder mit den Tönen": so sind das lauter Tiraden, mit denen kein Schilling für die Musik gewonnen wird. Gerade weil die Musik dem Genießenden so reine Gefühlssache ist, darf sie es nicht auch dem Reflectirenden sein. Ihre Wirkungen beruhen auf durchaus objectiven Erscheinungen, und nur über diese ist mit Gediegenheit zu sprechen. Dazu gehört aber ein Kenner und zwar ein solcher, der mit den musikalischen Kenntnissen zugleich eine tüchtige philosophische und ästhetische Bildung besitzt. Treffender sind die Reflexionen über literarische und sociale Gegenstände z. B. über das Verhältniß des jungen Dichters zum Geschäftsleben; in dieser Beziehung hat der Verfasser manches wahre und beherzigenswerthe Wort einfließen lassen. So muß auch die Zeichnung Ida's als einer geistreichen, pikanten Dame gelungen genannt werden; er hat darin gezeigt, daß ihm der moderne Witz, wie er in den höhern Cirkeln gehandhabt zu werden pflegt, mit Leichtigkeit zu Gebote steht. Die übrigen Novellen: „Richmond", „Noch eine romantische Liebe", „Ein Ballintermezzo", „Eine Saison im Bade Kissingen" sind kaum Novellen zu nennen; am ehesten kann noch die „Romantische Liebe" darauf Anspruch machen, obschon sie in Anlage und Styl gar zu sehr den Stempel einer Jugendarbeit trägt. „Richmond" und „Eine Saison im Bade Kissingen" sind eigentlich nur Schilderungen der im Titel genannten Localitäten und über das „Ballintermezzo" ist gar nichts zu sagen. Gesammturtheil: Der Verf. besitzt Geist und poetische Anschauung; aber es geht ihm die Gabe der künstlerischen Gestaltung und einer stofflichen Phantasie ab.

3. Still-Leben. Bilder aus dem Leben eines Landgeistlichen. Nürnberg, Korn. 1840. 8. 3/4 Thlr.

Diese Bilder erinnern an Zeiten, die vorüber sind, an die Zeiten des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau. Der Verfasser schildert uns darin mit breiter Behaglichkeit das Leben eines jungen Landpredigers: seinen Einzug in das Pfarrdorf, seine häusliche Einrichtung, seine Amtsverwaltung, seine Taufen, seine Abendmahlsreichungen, seine Versöhnungen, seine Leichenbegleitungen u. s. w., und erzählt uns dabei meistentheils Dinge, die schon wer weiß wie oft erzählt sind und eigentlich gar nicht erzählt zu werden brauchten, weil man sie jederzeit und aller Orten in der Nähe hat, um sie in der Wirklichkeit kennen zu lernen. Sie sind indeß mit Liebe und Gemüthlichkeit geschrieben, verrathen einen zwar etwas beschränkten, doch wohlmeinenden, gesunden Sinn und enthalten neben den gewöhnlichen auch einige interessantere Skizzen, die das Gepräge tragen, daß sie unmittelbar dem Leben entnommen sind. Unter diesen möchte besonders „Das Christusröcklein", „Das Kerzenmännlein" und „Der alte Sebastian" zu nennen sein. Das Ganze erinnert an die „Mittheilungen aus dem Leben Oberlin's" von Schubert, bleibt aber weit dahinter zurück. 126.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 257. —— 14. September 1841.

Geschichte des polnischen Aufstandes und Krieges in den Jahren 1830 und 1831. Nach authentischen Quellen dargestellt von Friedrich von Smitt. Erster und zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

Der Verf., als loyaler Russe alle Revolutionsmänner verabscheuend, macht sich viel damit zu schaffen, die Verkehrtheiten und Extravaganzen der polnischen zu zeigen. Ref. fühlt für dieselben keine besondere Sympathie, namentlich für Diejenigen unter ihnen, die sich dem Brande, den sie entzündet hatten, später vorsichtig zu entziehen wußten. Aber betrachten wir sie von dem Standpunkte der Revolution, so finden wir, daß ihnen wenigstens das relative Verdienst bleibt, den Brand schnell über das ganze Königreich verbreitet und Halbentschiedene und Gleichgültige so in die Revolution gezogen zu haben, daß ihnen die Rückkehr wenigstens gefährlich wurde. Und dieses gab dem Unternehmen eine Kraft, die, geschickt geleitet, große Ergebnisse versprechen konnte.

Um aber in das Königreich zu gelangen, mußte das russische Heer die lithauischen Provinzen durchschreiten und, um in ersterm bestehen zu können, aus denselben seine Subsistenzmittel ziehen, sowie wieder die Ergänzung und Verstärkung seiner persönlichen und materiellen Streitmittel diese Provinzen nothwendig zu passiren hatten. Kurz, entweder unmittelbar aus diesen Provinzen oder mittelbar durch dieselben gingen die vielfachen Wurzeln und Adern, die dem in dem Königreiche kämpfenden Heere seine Nahrungs-, Ersatz- und Verstärkungsmittel zuführten. Diese Wurzeln und Adern konnten aber zerschnitten, ja vertilgt werden, wenn es den Revolutionsmännern gelang den Brennstoff in jene Provinzen zu tragen, den ganzen Boden so zu unterhöhlen und mit diesem Stoffe zu füllen, daß es nur der günstigen Gelegenheit bedurfte, um die dünne Erdkruste, auf der die russischen Truppen und Wagentransporte sorglos dem Heere nachzogen, mit einem Male zu sprengen und diese in dem ungeheuern Erdbrande zu verschlingen, dessen verheerendes Feuer sich schnell bis in den Rücken ihrer Kriegsvölker verbreitet hätte. Der Erfolg hat bewiesen, daß jene Revolutionsmänner sich hierin keineswegs verrechnet hatten. Sie brauchten den Brennstoff nicht einmal in jene Provinzen zu tragen, sondern den schon vorhandenen blos zu nähren und jene Gelegenheit nur zu erwarten. Aber ihre tolle Ungeduld ließ dieses nicht zu; ihre eigentliche Stärke verkennend und von der Kraft einer Defensive noch weniger als die Anführer ihres Heeres einen richtigen Begriff habend, überluden sie jenen Stoff durch die ungeschicktesten und unzeitigsten Diversionen, brachten sie das Feuer zu einem frühreifen Ausbruche, welches daher mit der Zerstörung ihrer besten Streitkräfte schnell gelöscht wurde, während ihr treffliches Heer, so geschwächt, seiner endlichen Niederlage fast täglich entgegensah. Das haben die Revolutionsmänner verschuldet, deshalb sind sie schwer anzuklagen, nicht aber weil sie die einmal betretene Bahn mit reißender Schnelligkeit verfolgten. Hier stehen sie groß da, hier hatten sie sich keineswegs verrechnet, sondern gezeigt, daß sie ihren Meistern in Frankreich das Handwerk sehr gut abgelernt hatten. Aber indem sie sich in ihrem Aberwitze in das ihnen ganz fremde Gebiet der Strategie verirrten, mit ihrer nicht verdauten kriegsgeschichtlichen Kenntniß von steten Diversionen träumten und schwatzten und ihre Generale in diesen Strudel mit hinabzogen, ernteten sie nur Verderben und wohlverdienten Spott.

Noch thörichter und fast gleich verderblich handelte die sogenannte gemäßigte Revolutionspartei, für die der Verf. einiges faible zu haben scheint. Sie wollte das nach ihrer Weisheit toll gewordene Roß wieder kirren, träumte immer von Interventionen und wähnte durch diplomatische Künste das Verderben von ihrem Vaterlande abzuwenden. Leider fanden auch diese Philister in dem Heere Anklang und der General Skrzynecki, anstatt die über einige russische Heerabtheilungen erfochtenen Siege rasch zu verfolgen, forschte in den englischen und französischen Zeitungen nach den Ergebnissen jener diplomatischen Combinationen!!

Drittes Buch: „Fortgang des Aufstandes bis zur Bekanntmachung des russischen Manifestes."

Viertes Buch: „Von Bekanntmachung des Manifestes bis zum Ausbruch des Krieges." Dieses Buch enthält die Angabe und Eintheilung der gegenseitigen Streitkräfte und erwähnt unter den kleinern und ungeregelten Formationen der Polen der ephemeren Erscheinungen der „goldenen Fahne", des „weißen Adlers" und der „Höllenjäger".

Der auch hier sehr unterrichtete Verf. tadelt mit Recht manche Anordnungen Chlopicki's und namentlich die, die neuausgehobenen Truppen nicht unter die alten Regimen-

ter vertheilt, sondern aus ihnen neue Regimenter gebildet, ja diesen nicht einmal durch Stämme von alten Offizieren und Unteroffizieren die nothwendige Haltung und Festigkeit gegeben zu haben. Chlopicki, so ein Ehrenmann und trefflicher Mensch er auch war, hat der Sache der Revolution überhaupt sehr geschadet. Er haßte sie aus Überzeugung und diente ihr aus Vaterlandsliebe, und aus diesem Widerspruche folgte eine Halbheit der Maßregeln und der Gesinnung, die ihn nur auf dem Schlachtfelde verließ, auf dem er wirklich glänzend hervorstrahlte. Brzozowski stimmt in jenen Tadel ein, wie denn überhaupt seine treffliche Geschichte, bei aller Unreife des Augenblicks, der sie das Dasein verdankt, was das Militairische betrifft, mit der vorliegenden stets zusammengehalten zu werden verdient. Besonders ist dieses am Schlusse dieses Buches der Fall, da der Verf. als Resultat seiner Untersuchungen die auffallende Behauptung aufstellt, daß die Polen nicht einen bedeutenden Erfolg errungen hätten, wo die Mehrzahl nicht auf ihrer Seite gewesen wäre.

Fünftes Buch: „Vom Ausbruch des Krieges bis zur Schlacht von Grochow."

Über die Operationen der Polen und namentlich darüber, ob sie durch eine kräftige Offensive den feindlichen Operationen hätten zuvorkommen oder sich in der Defensive halten sollen, ist in ihrem Heere viel gestritten worden und auch Brzozowski und unser Verf. sind darüber verschiedener Ansicht. Jener spricht sich nämlich für die Offensive und für nichts Geringeres aus, als die anrückenden russischen Colonnen theilweise zu schlagen. Allein zu einer solchen Maßregel bedurfte es eines Feldherrn von der Kühnheit, Raschheit und dem strategischen Adlerblicke Napoleon's, der mittels einer selten glücklichen Wahrscheinlichkeitsberechnung von seinem Hauptquartiere, ja oft seiner Hauptstadt aus die Sammelplätze seiner Colonnen auf viele Tagemärsche mit solcher Sicherheit vorher bestimmte, daß die des Feindes schon gleichsam auf dem Papiere getrennt waren, sowie auch dazu Untergenerale erfodert wurden, von denen man gewiß sein konnte, daß sie diese Plätze zu der bestimmten Zeit erreichten. Aber wir sehen in dem polnischen Heere weder diese, noch weniger einen solchen Feldherrn. Ferner zeigt unser Verf., daß die Russen, auf diese Offensive der Polen vorbereitet, in solcher Verbindung miteinander marschirten, daß ihre Colonnen, anstatt getrennt zu werden, wol eher die der Feinde getrennt und theilweise geschlagen hätten. So verführerisch also dieser Plan auch war, so manches Wahre die Behauptung Lelewel's, daß die Revolution nur angreifen müsse, in politischer Hinsicht auch haben mag, so wurde er doch von Chlopicki mit Recht verworfen. Nur beging man den ungeheuern Fehler, die Magazine, für eine Offensive an den Grenzen angelegt, den Russen in die Hände fallen zu lassen.

Die Defensive bot den Polen aber mehre unleugbare Vortheile. Meister der drei Punkte Warschau, Modlin und Sierock, waren sie, wenn man dieses nur befestigt und die theils noch unvollendeten, theils verfallenen Werke jener beiden Plätze vollendet und wiederhergestellt hätte, auch Herren des durch diese Punkte gebildeten Dreiecks (auf das schon Napoleon ein großes Gewicht legte), der Weichsel, der Narew und des Bug, aller in das Herz des Königreichs führenden Straßen und so im gewissen Sinne auch des ganzen Landes. Es boten sich ihnen eine Menge Fälle (chances), die Russen, durch diese Flüsse getheilt, mit Übermacht anzugreifen und zu schlagen, sowie auch die stete Möglichkeit, Diversionen in das befreundete Lithauen zu machen. Selbst als Chlopicki, bei jener unglücklichen Halbheit, da er noch Dictator war, weder Sierock befestigt, noch die Werke von Warschau und Modlin in gehörigen Stand gesetzt, noch endlich an diesen Orten Brückenköpfe angelegt, sondern überhaupt fast alle materiellen Kriegsmittel vernachlässigt hatte, hätte diese Defensivstellung, die alle Vortheile innerer Operationslinien in sich vereinigte, von entscheidendem Nutzen werden können: wie denn der geistvolle Clausewitz die Vertheidigung die stärkste Kriegsform nennt. Aber es mußte keine leidende Vertheidigung sein, sondern eine Vertheidigung, die jeden Augenblick in die kräftigste, wenn auch nicht weite Offensive überzugehen bereit war, eine Vertheidigung endlich, die sich nicht auf augenblickliche Abwehrung des Gegners, um ihn verstärkt wiederkehren zu lassen, beschränkte, sondern dessen Vernichtung beabsichtigte. Alles dieses wurde aber vernachlässigt, und wenn es dennoch den Polen gelang, den schwankenden Sieg auf einige Zeit an ihre Fahnen zu fesseln und ihre endliche Niederlage noch lange aufzuhalten, so muß dieses ihrer außerordentlichen Tapferkeit, der Tüchtigkeit ihrer Divisionsgenerale und den Fehlern des russischen Oberfeldherrn zugeschrieben werden. Überhaupt fehlte es in dem polnischen Heere nicht an Intelligenz — mehre geistvolle Entwürfe, namentlich Prondzinski's, beweisen es —, wol aber an der Willenskraft eines Blücher oder Suwarow, gleich stark den einmal eingeleiteten Plan bis zu seinem Endpunkte zu verfolgen und die oft vorlaut werdende und störende Intelligenz seiner Umgebungen in die gebührende Schranken zu verweisen.

(Der Beschluß folgt.)

Die polnisch-mnemonische Lehrmethode in Paris.

Exposé général de la méthode mnémonique polonaise perfectionée à Paris, suivi d'une application spécial à l'histoire par *J. Bem*. Paris 1839.

In diesem „Exposé général" erhalten wir eine ausführliche Mittheilung über die seit mehren Jahren in Paris mit großem Erfolge angewendete polnisch-mnemonische Lehrmethode. Wenn wir nicht irren, ist dieselbe eine sehr beachtenswerthe Erscheinung auf dem Gebiete der Pädagogik und wir erlauben uns daher in Folgendem auf dieselbe aufmerksam zu machen.

Die polnisch-mnemonische Lehrmethode wurde von dem Polen Jazwinski erfunden und seit 1833 in Paris mit solchem Erfolge angewendet, daß mehre gelehrte Gesellschaften, denen der Erfinder seine Resultate vorlegte, demselben das Zeugniß gaben, keine bessere Lehrmethode zu kennen, und ihn durch die Medaillen, welche sie für ausgezeichnete Leistungen zu vertheilen pflegen, ehrten und belohnten. Als Hr. Jazwinski Paris verlassen hatte, bildete sich mit Genehmigung und unter dem Schutze des königlichen Rathes der Universität aus Professoren der Universität, der königlichen Collegien und aus andern namhaften Gelehrten eine Gesellschaft für Ausbreitung der polnisch-mnemonischen Lehrmethode, welche Hrn. Taillefer, Inspecteur

de l'Académie de Paris, zum Präsidenten wählte. Um die Ausbildung dieser Methode hat sich nach dem Zeugnisse Jullien's der tapfere Divisionsgeneral der ehemaligen polnischen Armee, J. Bem, besonders verdient gemacht. In dem vorliegenden Werke gibt uns derselbe 1) die allgemeinen Grundsätze dieser Methode, 2) die Anwendung derselben auf die allgemeine Geschichte und die Geschichte Frankreichs und 3) allgemeine Betrachtungen über den Gang des Unterrichts bei Anwendung dieser Methode, und wir müssen demnach in ihm den hauptsächlichsten Vertreter dieser neuen Methode anerkennen.

Den Erfolg dieser Lehrmethode legte die Gesellschaft für Ausbreitung der polnisch-mnemonischen Lehrmethode durch Prüfungen, welche sie mit den nach dieser Methode unterrichteten Zöglingen auf dem Stadthause zu Paris am 23. Dec. 1836, 12. Jan., 18. Mai und 10. Aug. 1837 hielt, dem größern Publicum vor. Der dem angeführten Werke vorgedruckte Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft berichtet darüber im wesentlichen Folgendes: Sechs Mädchen, fünf in einem Alter von 5—13 Jahren, eine von 18 Jahren, von denen die jüngste nur einen Monat, die älteste nur 16 Monate unterrichtet worden war, wurden am 23. Dec. 1836 in der biblischen, alten und neuen Geschichte, im Rechnen und in Sprachen examinirt und setzten sämmtliche Zuhörer durch die Schnelligkeit und Richtigkeit ihrer Antworten in Erstaunen. Die kleinern Schülerinnen nannten z. B. bei jedem gegebenen Jahre die gleichzeitigen Regenten mit dem Jahre ihrer Regierung von 20 verschiedenen Staaten Europas ohne allen Anstoß. Dies erfodert für 1800 Jahre unserer Zeitrechnung eine Kenntniß von mehr als 36,000 Thatsachen. Die älteste Schülerin, Julie Joly, nannte sogar von 50 verschiedenen Staaten Europas die gleichzeitigen Regenten mit dem Jahre ihrer Regierung bei jedem von den Zuhörern gegebenen Jahre. Dies setzt für 1800 Jahre die Kenntniß von mehr als 90,000 Daten voraus. Die Zöglinge multiplicirten und dividirten sodann jede Zahl von 1—2000 mit 1—9 ebenso schnell wie richtig aus dem Kopfe, erhoben dieselben zum Quadrate und zogen mit gleicher Leichtigkeit die Quadratwurzel aus. Ebenso leicht memorirte Julie Joly nach dieser Methode 50 Wörter der verschiedensten europäischen und asiatischen Sprachen, welche ihr während des Examens von den Zuhörern aufgegeben wurden. Die Prüfungen vom 12. Jan. mit denselben Schülerinnen und vom 10 Aug. mit andern Zöglingen gaben dieselben erfreulichen Resultate. Mit Schnelligkeit und Sicherheit wurden die Zahlen von 1—10,000 zum Quadrat erhoben und ebenso leicht aus jeder Zahl die Quadratwurzel gezogen. Knaben, welche zwei Monate unterrichtet worden waren, beantworteten alle Fragen über 24 chronologische Reihen, und Schüler, die nur 12—15 Lectionen gehabt hatten, wußten die hauptsächlichsten Daten aus der alten Geschichte. Ein Knabe von 13 Jahren studirte nach dieser Methode den Code civil und hatte nach acht Tagen 150 Artikel mit allen Erklärungen inne. Die Methode ist auch im königlichen College zu Versailles eingeführt, und obgleich erst der Anfang gemacht worden war, so hatte man doch schon sehr günstige Resultate erlangt und die Professoren versprachen sich die besten Wirkungen.

Diese Nachrichten werden auch von den angesehensten französischen Zeitungen, deren Redactoren den Prüfungen beiwohnten, bestätigt, und man darf an der Wahrheit dieser Mittheilungen um so weniger zweifeln, als auch der Herausgeber d. Bl., welcher im Dec. 1840 den Prüfungen solcher Zöglinge beiwohnte, dieselben überraschenden Erfahrungen machte und das Erstaunen über dieselben theilte. Solche Leistungen scheinen ein außerordentliches Gedächtniß vorauszusetzen, und doch versichern die Lehrer, daß ihre Schüler durch ein solches sich nicht auszeichneten. Es muß demnach die Methode den Vortheil gewähren, daß das Gedächtniß ohne große Anstrengung so außerordentlich viele Dinge festhalten kann, und in der That rühmt man derselben nach, daß sie auch den Unaufmerksamen zwingt, etwas zu lernen, und daß die Schüler überhaupt sehr gern nach derselben studiren. Über die Resultate dieser Methode muß man mit Recht staunen und es laden dieselben dringend zur Anwendung derselben ein. Allerdings erlernt der Schüler nach derselben, wie wir unten sehen werden, nur ein gewisses Material und auch dies auf ziemlich mechanische Weise, es ist demnach klar, daß dieselbe zur vollständigen Entwickelung des Geistes nicht ausreichen könne; allein jeder Lehrer weiß, daß die Mittheilung der Gegenstände selbst der rationellen Behandlung derselben vorausgehen muß, und daß die rationelle Methode, welcher wir in der neuern Pädagogik mit Recht huldigen, eines materiellen Grundes entbehrt und nur zur formellen Bildung führt, wenn wir nicht durch das Gedächtniß die Massen der Dinge festhalten, durch deren Wissen und Verstehen die wahre Bildung erst vollendet wird. Nun ist hinlänglich bekannt, wie viele Zeit durch das Memoriren der Gegenstände nach bisheriger Weise verloren geht, und wir müssen gestehen, daß, während wir in rationeller Behandlung der Lehrgegenstände anerkannt bedeutend fortgeschritten sind, wir in der Methode des Mittheilens alles Positiven wenigstens nicht auffallend weiter gekommen sind. Wenn sich also die polnisch-mnemonische Methode in der Weise bewährt, wie die oben angegebenen Nachrichten versichern, so muß man in derselben jedenfalls einen großen Fortschritt in der Mittheilung der positiven Lehrgegenstände und gewissermaßen die Ergänzung des Systems der neuern Pädagogik anerkennen. Ist schon aus diesem Grunde ihre Verbreitung theoretisch nothwendig, so wird sie es auch praktisch dadurch, daß wir ohne eine Hülfe, wie sie die polnisch-mnemonische Lehrmethode gewährt, kaum der Menge des Wissenswerthen Meister werden können, welche die reißenden Fortschritte der Civilisation täglich aufhäufen. Die Darstellung dieser Methode im Allgemeinen und ihrer Anwendung auf Geschichte hat uns der General Bem in obigem Werke gegeben. Wer also mit diesem höchst wichtigen Gegenstande sich genauer bekannt zu machen, geneigt oder verpflichtet ist, wird sich dem Studium desselben nach jenem Werke zu unterziehen haben. Für den Zweck aber, eine vorläufige Bekanntschaft mit diesem wichtigen Hülfsmittel des Unterrichts zu bewirken und zum tiefern Studium desselben einzuladen, wird nachfolgender Abriß der Methode genügen.

Die Unterstützung, welche durch diese Methode dem Gedächtnisse gewährt wird, beruht auf der Benutzung des polnischen Quadrats, ein Quadrat, welches in 100 gleiche kleine Quadrate so getheilt ist, daß die mittelste senkrechte und die mittelste wagerechte Linie stärker sind und demnach das große Quadrat in vier Abschnitte zu 25 Quadraten zerlegen. Diese 100 Quadrate des großen Quadrats denkt man sich von rechts nach links numerirt, sodaß das oberste linke Quadrat und das letzte rechte Quadrat = 100 ist. Für das Merken der Quadrate und ihrer Zahl entsteht hierdurch der doppelte Vortheil, daß die senkrechten Linien die Einer, die wagerechten Linien die Zehner einschließen, und daß derselbe Einer, welcher in irgend einer Stelle der ersten wagerechten Reihe steht, sich in jeder folgenden wagerechten Reihe genau an derselben Stelle mit einem Zehner verbunden wiederfindet. Auf diese Weise endigt sich jede Zahl der ersten senkrechten Reihe mit 1, jede Zahl der letzten mit 0, jede Zahl unmittelbar vor der starken senkrechten Mittellinie mit 5, hinter derselben mit 6, endlich jede Zahl der mittelsten Reihe der durch die starke senkrechte und wagerechte Mittellinie gebildeten vier Abschnitte entweder mit 3 oder mit 8. Die Zahlen der wagerechten Reihen stehen in denselben Verhältnissen, nur mit dem Unterschiede, daß, da die erste Reihe die Einer enthält, die 5., 6. und 10. Reihe nicht mit den Funfzigern, Sechzigern und Hunderten, sondern nur mit den Vierzigern, Funfzigern und Neunzigern, die 3. und 8. Reihe nicht durch die Dreißiger und Achtziger und durch die Zwanziger und Siebziger ausgefüllt sind. Wenn man diese Eigenheiten des polnischen Quadrats genau merkt, so wird man durch einige Übung bald dahin kommen, die Zahl jedes Quadrats zu wissen. Ist man dahin gelangt, so versetzt man den zu merkenden Gegenstand in das für ihn passende Quadrat

und verbindet so Sache und Zahl. Beides aber prägt sich dem Gedächtnisse um so leichter ein, als man beides in einem bestimmten Platze des großen Quadrats im Geiste vereint sieht. Die Anwendung dieses Quadrats auf das Studium der Geschichte ergibt sich von selbst. Da ein Quadrat von 100 kleinen Quadraten für die Geschichte nicht ausreichen kann, so reiht man so viele derselben wagerecht zu je fünf in einer Reihe aneinander, als die Zeitrechnung Jahrhunderte enthält. Zur Bezeichnung der verschiedenen Arten von Begebenheiten hat man jedes kleine Quadrat in neun Felder getheilt. Es läßt sich die Methode aber auch auf Einübung anderer Wissenschaften anwenden und ist bis jetzt schon auf Geographie, Arithmetik, Sprachen und Civilrecht, welche Gegenstände für diese Methode eine eigene tabellarische Bearbeitung erhalten haben, angewendet worden.

Das Verfahren beim Unterrichte ist folgendes: Der Lehrer übt zunächst die Zahlen der Quadrate sorgfältig ein, sodaß der Schüler jedes derselben ohne Anstoß mit der richtigen Zahl belegt; dann markirt er jede Begebenheit an dem großen Schulquadrate (eine quadrirte über einen Rahmen gespannte Leinwand) mit Marken, welche mittels eines kleinen an derselben befindlichen Häkchens in die Leinwand gehangen werden. Die Marken sind für die verschiedenen Zwecke verschieden gefärbt, nämlich roth, gelb, dunkelgrün, hellblau und dunkelviolett, und werden verschieden aber immer in derselben Ordnung für die zu bezeichnenden Gegenstände verwendet. Der Schüler hat ein dem Schulquadrate entsprechendes kleines cartonnirtes Quadrat vor sich und belegt die Quadrate nach dem großen Quadrat mit den entsprechenden Marken. Die bedeckten Quadrate muß sich der Schüler genau einprägen und so lange fortfahren, bis er im Geiste die betreffenden Quadrate belegt sieht und Zahl und Sache sich gleichzeitig denkt. Eine andere Übung besteht darin, daß der Schüler entweder sich die zu lernenden Gegenstände mit den für dieselben erfundenen Zeichen auf seine Quadrate einträgt und nun durch Anschauung derselben die Lehrgegenstände repetirt, oder daß er ein nach diesem Systeme durch die entsprechenden Zeichen bereits ausgefülltes, punktirtes, Blatt mit Hülfe der dazu gehörigen Tabelle fleißig durchgeht oder repetirt. Bei diesem Unterrichte ist besonders darauf zu sehen, daß man den Schüler mit Lectionen nicht überhäuft; man hat gefunden, daß anfänglich drei Lectionen für die Woche, zwischen denen die gelehrten Gegenstände gründlich eingeübt werden, vollkommen genügen.

Der Apparat, den diese Methode erfodert, beschränkt sich für den Lehrer auf drei Leinwandtafeln: 1) Ein Quadrat von drei Quadratfuß zur Erklärung des Systems und zur Unterweisung in Sprachen, Preis 3 Fr. 50 Cent. 2) Eine Tafel von 75 Quadrat für die Geschichte und Rechnen, 6 Fuß hoch und 3 Fuß breit, Preis 7 Fr. 3) Eine Tafel von 25 Quadrat, für jeden Unterricht brauchbar, 6 Quadratfuß, Preis 14 Fr. Dazu gehört eine Schachtel mit Marken großen Formats in fünf Farben für 3 Fr. 50 Cent. und eine Schachtel dergleichen kleines Format für 2 Fr. 50 Cent. An Büchern bedarf der Lehrer die Bearbeitungen der vorzutragenden Gegenstände, welche für diese Methode berechnet sind. Der Schüler braucht je nach dem Unterrichtsgegenstande verschiedene Quadrate, die zu 10, 15—30 Cent. zu haben sind.*) Außer diesen eine Schachtel Marken, entweder Perlen zu 60 Cent. oder Metallplättchen zu 1 Fr. 20 Cent. Die halbe Schachtel kostet 50 Cent. Der jährliche Aufwand an Quadraten für einen Schüler wird vom Collège royal de Versailles auf 2 Fr. — 2 Fr. 50 Cent. angegeben. Alle zum vollständigen Apparate gehörigen Gegenstände sind in Paris stets zu haben. 127.

*) Die punktirten Quadrate mit den Tabellen, welche die Lehrgegenstände enthalten, sind verhältnißmäßig theurer.

Notizen.

Altersstatistik der französischen Akademiker.

Unter 900, von 1635—1838 ernannten Mitgliedern der vier Akademien, deren Namen Hr. Chateauneuf zusammengestellt hat, sind

138 im 20.—30. Jahre.
240 = 30.—40. =
262 = 40.—50. =
142 = 50.—60. =
90 = 60.—70. =
26 = 70.—80. =
2 = 80.—90. =

erwählt worden. Davon waren 147 aus dem Süden, 156 aus dem Norden und Osten, 122 aus den mittlern Provinzen, 231 aus Paris, 20 aus den Colonien und dem Auslande gebürtig. Zu den alten Akademien gehörten 567, zu dem Institute 333; 742 waren am 31. Dec. v. J. verstorben, 156 (158?) noch am Leben. Rechnet man ihr Alter zur Zeit ihrer Erwählung zusammen, so ergibt sich die Zahl von 39,756; demnach wären 44 Jahre das durchschnittliche Alter der Ernennung; doch weicht dieses in den verschiedenen Akademien um Einiges voneinander ab: 46 Jahr in der französischen Akademie, 45 Jahr in der Akademie der Inschriften, 41 in der Akademie der Wissenschaften. Die mittlere Lebensdauer der 742 verstorbenen Mitglieder betrug 67 Jahr 10 Monate, die ihrer akademischen Function 26½ Jahr. Von den 156 noch lebenden standen 51 in dem Alter von 60—70 Jahren, 17 von 70—80, 8 von 80—90 Jahren. Von den Mitgliedern der alten Akademie waren am genannten 31. Dec. noch 2 am Leben, Cassini und Pastoret.

Zufolge der vierzigjährigen Beobachtungen des Astronomen Taylor zu Madras tritt der nordöstliche Monsun am 19. Oct. ein, sehr selten 10 Tage früher oder später. Obgleich der Nordostwind bis Mitte Februar weht, so erstreckt sich seine Wirkung doch selten über den 10. Dec. hinaus. Längs des Gestades läuft mit seiner Richtung eine Strömung hin, welche bei Tage zu-, Nachts abnimmt. Die höchste Schnelligkeit, drei Meilen in der Stunde, wird am 1. Nov. erreicht; von da an sinkt sie bis zum 10. Dec. auf eine Meile in der Stunde herab. An stürmischen Tagen steigt die See in dieser Zeit 2½ Fuß über ihre mittlere Fläche und sinkt in demselben Maße unter sie hinab, doch erreicht sie in besondern Fällen das Doppelte dieses Betrags. Bei Neu- und Vollmond steigt die Flut 2 Fuß 10 Zoll hoch; zur Zeit der Viertel 1 Fuß 9 Zoll; der mittlere Stand des Thermometers zu Madras ist 81°, 7, der des Barometers 29,964; die größte Masse Regens 48, 75 Zoll.

An dem elektromagnetischen Telegraphen hat ein Hr. Bains eine sinnreiche Vorrichtung angebracht, mittels welcher der telegraphische Bericht im Augenblick seiner Ankunft, mithin auch alsbald nach seinem Abgange nicht nur abgestattet, sondern auch in Druck abgefaßt werden kann. Ein alphabetisches Zifferblatt, auf welchem durch einen Zeiger das gemeldete Wort oder der betreffende Satz Buchstabe für Buchstabe angezeigt wird, steht durch die leitenden Drahte mit einem Rade in Verbindung, an dessen Rande entsprechende, erhaben gearbeitete Zeichen angebracht sind. Diese werden durch eine einfache Vorrichtung mit Druckerschwärze überzogen und durch einen mit dem Zifferblatte in Verbindung stehenden Drücker so abgepreßt, daß sie ihren Abdruck auf einem mit weißem Papiere bedeckten Cylinder zurücklassen. Die Operation scheint ganz sicher zu sein; ihre Schnelligkeit würde durch die Anwendung von Symbolen noch vermehrt werden; ebenso könnte man mit abkürzenden Charakteren die Einrichtung so vervollkommnen, daß man jedes Gesprochene fast in demselben Augenblicke 300 Meilen weit davon drucken könnte. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 258. —— 15. September 1841.

Geschichte des polnischen Aufstandes und Krieges in den Jahren 1830 und 1831. Nach authentischen Quellen dargestellt von Friedrich von Smitt. Erster und zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 257.)

Den Heldenkampf von Wawer ($\frac{19}{7}$. Februar), in dem die russische Tapferkeit sich zuerst an dem polnischen Heldenmuthe brach, die Schlacht von Grochow ($\frac{25}{13}$. Februar) und den in derselben ausgeführten glänzenden Reiterangriff des russischen Obersten Meiendorf, die Schlacht von Iganie (10. April, 29. März), die schöne Waffenthat Zamojski's, der mit einem kleinen Trupp Uhlanen drei Fahnen mitten aus dem russischen Fußvolke wie im Sturmwinde fortriß und glücklich mit ihnen davoneilte, Uminski's Verschwendung des Blutes seiner Tapfern, um den Brückenkopf bei Liw wiederzunehmen, die nutzlosen Entsendungen Sierawski's und Dwernicki's, Chrzanowski's Flugmarsch (da er mit Fußvolk und Reiterei zum Theil unter Gefechten in 54 Stunden 120 Werste zurücklegte) und viele andere merkwürdige Begebenheiten und einzelne Züge dieses außerordentlichen Kampfes übergeht Ref., des Raumes gedenkend, um den Faden bei dem neunten Buche („Skrzynecki's Zug gegen die Garden und Schlacht von Ostrolenka") wieder aufzunehmen.

Wir sehen hier den Obergeneral Skrzynecki in seinem Hauptquartiere zu Jendrzejewo, östlich von Warschau, mit seinem Generalquartiermeister Prondzynski (der Chef des Generalstabes Chrzanowski war entsendet worden, um Dwernicki zu unterstützen) in den heftigsten Discussionen über die auszuführenden Operationen. Diese Discussionen waren leider nichts Neues und endeten mit dem gänzlichen Bruche Beider. Sie waren unstreitig Männer von großem Verdienste, und hätte Skrzynecki, wenn auch vielleicht selbst unfähig, einen Plan zu entwerfen, militairischen Takt genug besessen, um von den meist geistvollen Entwürfen seines an solchen nur zu reichen Generalquartiermeisters einen mit Sicherheit auszuwählen, und Beharrlichkeit genug, um ihn aus- und durchzuführen, so würde dieser Krieg wol andere Erfolge gehabt haben. Skrzynecki war gewiß ein tüchtiger Divisionsgeneral, aber nur ein solcher. Indeß sind wahre Feldherren seltene Erscheinungen und ein Oberanführer mit den größten Mitteln und der Willenskraft eines ausgezeichneten Divisionsgenerals kann neben einen tüchtigen Chef des Generalstabes schon sehr viel leisten. Aber dazu werden Einheit Beider und namentlich jene Selbstverleugnung erfodert, die den Oberanführer nicht in das Gebiet des Strategen und diesen nicht an das des Oberanführers greifen läßt. Dieses war aber hier keineswegs der Fall. Denn Skrzynecki wollte nicht allein Stratege, sondern auch Diplomat, Prondzynski Obergeneral sein und so verrückten Beide das Verhältniß. Zum Obergeneral war übrigens dieser wol noch weniger geeignet als jener zum Strategen: denn er war, wie unser Verf. von ihm sagt, ein Mann von starkem Geiste, aber schwachem Charakter. Zu dem Allen kam noch die oben angedeutete fixe Idee des Obergenerals, durch Interventionen und politische Combinationen den Knoten lösen zu sehen, den er als Krieger nur durch das Schwert zu zerhauen hatte.

Indeß kann selbst das trägste Roß durch stetes Anspornen in eine heftige Bewegung gesetzt werden. Dieses sah man auch bei Skrzynecki. Nachdem der Plan, über einen Flügel des russischen Hauptheeres herzufallen, von ihm lange bestritten, dann angenommen und wieder aufgegeben worden war, und dieses Befehle und Gegenbefehle erzeugt hatte, ließ er sich endlich von Prondzynski dazu bewegen, mit seiner Hauptmacht über den Bug und die Narew zu gehen, und zu versuchen, die in und um Lomza zwischen diesen beiden Flüssen isolirt stehenden Garden durch Übermacht zu erdrücken. Dieser Plan, der, wenn auch zum Theil auf der irrigen Voraussetzung beruhend, daß die Garden als sybaritische „Herrchen" (wie die Polen sie spottweise nannten) nur schwachen Widerstand leisten und sich überfallen lassen würden, dennoch viele Chancen für sich hatte, versprach, glücklich ausgeführt, in jeder Beziehung große Resultate, von denen der entgegengesetzte moralische Eindruck, den die Niederlage der Haustruppen des Kaisers auf die Polen und Russen gemacht haben würde, wol das wichtigste war. Er wurde trefflich eingeleitet und so geschickt und geheimnißvoll ausgeführt, daß Diebitsch einem vermeintlichen Angriffe der Polen durch einen Anfall auf Kaluszyn zuvorzukommen suchte, dort aber anstatt deren Hauptheer nur den General Uminski traf und auch nach einem Gefechte mit demselben durch die Gefangenen die falsche Nachricht erhielt, der Feind habe auf die erhaltene Nachricht seines Vorrückens von diesem Angriffe abgestanden und sich nach Warschau zurückgezogen. So

gerieth er aus einer Täuschung in die andere, aus der er erst acht Tage später vollständig gerissen wurde! Unterdessen war das polnische Heer bei Sierock, dem Vereinigungspunkte der Narew und des Bugs, über diese Flüsse gegangen. Aber als man die Vorhut der russischen Garden erreichte und diese sich erst nach einem unerwartet tapfern Widerstande zurückzog, kehrte in Skrzynecki die gewohnte Unentschlossenheit zurück. Er wollte über Alles Gewißheit haben, ehe er seine Operationen, deren Seele hier die größte Schnelligkeit war, fortsetzte, und endlich in dem Angriffsbereiche des Gros der Garden angekommen und von den Seinigen zu einem Angriffe auf dieselben dringend aufgefodert, rastete er zwei volle Tage, die von dem Feinde zur Ordnung und Fortsetzung seines weitern Rückzuges trefflich benutzt wurden. So wurde aus einem überraschenden Anfalle eine laue, zögernde Offensive, die, wenn sie auch die Polen bis an die russische Grenze führte, an der guten Haltung der Russen und ihrer besonnenen Führung durch den Großfürsten Michael eigentlich völlig scheiterte und an die Fabel des kreisenden Berges erinnerte!

An der russischen Grenze (bei Tykocyn) angekommen, konnte der polnische Oberfeldherr natürlich nicht dort verweilen, ohne sein Heer der Gefahr auszusetzen, durch den dem Großfürsten unterdeß zu Hülfe geeilten Feldmarschall Diebitsch von Warschau abgeschnitten und von diesem und jenem in Front und Rücken genommen zu werden und so zwischen zwei Feuer zu gerathen. Es erfolgte daher ein ebenso übereilter Rückzug, als das Vorrücken zögernd gewesen war. In Ostrolenka angekommen, läßt Skrzynecki nur das Corps von Lubienski und einen Theil der vierten Division in und bei diesem Städtchen und zieht mit dem Gros seines Heeres über die Narew. Dort überläßt sich Alles der größten Sorglosigkeit. Die Reiterei sattelt ab, das Fußvolk zerstreut sich, um Wasser und Holz zu holen, Skrzynecki mustert die posener Reiterei, die sich erboten hatte mit Dembinski zu einer neuen Diversion nach Lithauen zu ziehen und — der Generalquartiermeister arbeitet an seiner Anklageschrift gegen den eigenen Feldherrn! Da tönt plötzlich Kanonendonner von dem jenseitigen Ufer der Narew. Die entfernt geglaubten Russen drängen mit Übermacht und reißender Schnelle in Ostrolenka ein, ein mörderischer Kampf beginnt von Straße zu Straße, ja fast um jedes einzelne Haus in dem bald brennenden Städtchen, die Polen werden mit dem Bayonnete über die Brücke gedrängt, auf der ihnen die tapfern russischen Grenadiere folgen und sich auf dem jenseitigen Ufer festsetzen, und das treffliche polnische vierte Linienregiment, abgeschnitten und umringt, muß sich mitten durch die Russen mit Bayonnet und Kolben den mit Blut und Leichen bedeckten Weg über die Brücke zu seinen Waffenbrüdern bahnen. Diebitsch kann seine Tapfern nicht hülflos auf dem rechten Ufer der Narew stehen und sie in der Gefahr lassen, in dieselbe geworfen zu werden, sowie diesen das Verweilen auf dem Posten, auf welchen ihr ungestümer Muth sie getrieben, und das Zurückgehen über die Brücke unter dem Feuer der Polen gleiche Gefahr drohen. So ist also der Kampf planlos auf das jenseitige Ufer mehr getrieben als verlegt worden! Noch plan- und ordnungsloser versuchen die Polen die auf diesem Ufer sich immer mehr anhäufenden Russen über die Narew zurückzuwerfen. Aber zerstreut und in fast gar keiner Kampfbereitschaft können sie diese Angriffe nicht mit dem Nachdrucke und der numerischen Stärke ausführen, welche die verzweifelte Tapferkeit der Russen erfodert. Da erscheint der Oberfeldherr, die Gefahr der Seinen und die Möglichkeit, die übergegangenen russischen Haufen zu vernichten, gleich richtig erkennend. Hätte seine Sorglosigkeit ihn nur Anstalten zur Zerstörung der hölzernen Brücke treffen lassen, so war jene Gefahr abgewendet und diese Möglichkeit verwirklicht. So mußte aber beides mit kostbarem Blute erkauft werden. Allein auch dieses wird unnütz verschwendet, indem Skrzynecki, die Rolle eines Feldherrn mit der eines Regimentsbefehlshabers unzeitig vertauschend und durch die immer drohendere Gefahr und die schwer auf ihm lastende Verantwortlichkeit aus einem zaudernden Heerführer in einen verwegenen Parteigänger umgeschaffen, anstatt eine starke Truppenmasse zu sammeln und zu einem kräftigen und erfolgreichen Angriffe mit Ruhe anzuführen, mit der Wildheit der Verzweiflung eine Abtheilung nach der andern in das Feuer theils sich stürzen läßt, theils mit sonst rühmlicher Tapferkeit selbst hineinführt. So zertrümmert er in nutzlosen Einzelngefechten sein treffliches Heer an den schwächern russischen Haufen! So erleidet dieses die erste wirkliche Niederlage. Diese wäre völlig gewesen, wenn der russische Oberfeldherr die fliehenden Polen hätte verfolgen lassen. Er blieb aber in Ostrolenka, den Mangel der Verpflegung vorschützend!

In Warschau angekommen, weiß Skrzynecki mit der Klugheit eines politischen Parteigängers die Aufmerksamkeit der Regierung und aller Parteien durch einen wahren Act der Frechheit von sich und seiner Niederlage abzuwenden. Die Rolle eines geschlagenen Heerführers mit der eines durch glänzende Siege zum Übermuthe aufgeschwellten Feldherrn wechselnd, nimmt er eine Deputation der Regierung, welche, den römischen Senat nach der Niederlage von Cannä nachahmend, ihm und seinem Heere eine Dankadresse überbringt, mit feierlicher Würde an, geht in eine Anklage dieser Regierung und ihrer vielköpfigen Zusammensetzung über und wirft, da hierauf der Landbote Ledochowski bei dem Reichstage einen Reformantrag macht, gleichsam einen Brand in den schon ohnedies aufgehäuften Brennstoff!

Das zehnte und letzte Buch dieses Bandes enthält die Aufstände in Lithauen und Podolien, des Feldmarschalls Diebitsch Tod und Gielgud's Zug gegen Wilna. Es schließt sich an das Ganze würdig an und enthält außer trefflichen Schilderungen manche sehr richtige Bemerkungen, unter denen nur die nachstehende hier einen Platz finden kann.

Der Hauptunterschied des lithauischen Aufstandes von dem in dem Königreiche war, daß ihm ein Mittelpunkt, wie er ihn dort hatte, abging; denn so lange Wilna in den Händen der Russen blieb, konnte der dort befindliche Centralausschuß nur unsicher und unbestimmt handeln. Im Königreiche, wo sich die ganze Macht des Aufstandes wie in einem Brennpunkte zu

Warschau vereinigte, konnten die gesammten Kräfte mit Einheit und Nachdruck auf das gleiche Ziel gerichtet werden; in Lithauen dagegen, wo man eines solchen Mittelpunktes ermangelte, zersplitterten sich die Anstrengungen auf einzelnen Punkten der Peripherie.

Der schwache und unfähige Gielgud unternimmt, nachdem er die passende Zeit dazu verloren und sich durch eine Entsendung geschwächt hatte, im Rausche der Feste, die ihm als den Befreier Lithauens gegeben worden waren *), einen vergeblichen Angriff auf Wilna. Seine Truppen werden geschlagen und nur durch die Tapferkeit des trefflichen ersten Uhlanenregiments von der gänzlichen Niederlage gerettet.

In diesem Buche erwähnt der Verf., und zeigt dadurch eine lobenswerthe Achtung für die Begeisterung der unglücklichen Polen, der Familie Mycielsky in Posen, einer wahren Heldenfamilie, deren Mutter vier Söhne in das Königreich schickte, von denen drei den Tod auf dem Schlachtfelde starben und der vierte mit Wunden bedeckt in die Heimat zurückkehrte.

Ref. schließt diesen Bericht mit dem aufrichtigen Wunsche, daß das ausgezeichnete Werk recht viele Leser finden und dessen Verf. ihm bald den letzten Theil nachfolgen lasse.

128.

*) Ein ähnliches Beispiel von Berauschung bietet die Geschichte der gleichzeitigen Unruhen in dem Canton Neufchatel. Bourquin hatte dem preußischen Commissar, General Pfuel, seine Unterwerfung erklärt und sich in die Waadt zurückgezogen. Dort wurden ihm Feste über Feste gegeben, in deren Rausche man ihn gewöhnlich mit Wilhelm Tell verglich. Das war mehr als er vertragen konnte. Er machte daher einen Einfall in den Canton, welcher ein ebenso schnelles als schmähliches Ende nahm.

Strauß und dessen „Christliche Glaubenslehre" von einem Altengländer beurtheilt.

Das Juliheft des „Foreign quarterly review" enthält eine derbe Widerlegung der von Strauß in seiner „Christlichen Glaubenslehre" aufgestellten Behauptungen und Grundsätze. In den gelehrten Theil dieser Widerlegung wollen wir hier, der Dürre der Behandlung wegen, um so weniger eingehen, da wir, der Berichterstatter, kein Theologe von Profession und der theologischen Spitzfindigkeiten, so grundgelehrten Gottesgelahrten gegenüber, aufrichtig gestanden, nicht hinlänglich kundig sind, um das leere Stroh, welches hier gedroschen wird, von dem korn- und mehlreichen zu unterscheiden. Dagegen sind uns des Briten allgemeine Bemerkungen um so interessanter gewesen. Das philosophische Vollblut in Deutschland wird sagen, daß sich hier das bornirte Altengland durch den Mund eines seiner unphilosophischen Zeugen kund thue; aber man wird doch wider Willen einräumen müssen, daß die Engländer, trotz all ihrer Unphilosophie, noch immer das erste Volk der Erde und, trotz ihrer Beschränktheit, in allen wissenschaftlichen und industriellen Gebieten und in allen Weltgegenden zu Hause sind. Hat doch in Deutschland selbst ein schlichtes, fast unbedeutendes Liedchen das nationale Bewußtsein mehr gestärkt als aller Transscendentalismus und philosophischer Skepticismus! Es gab eine Zeit, wo man in gewissen Kreisen in Strauß den Begründer einer neuen Heilsordnung vermuthete und prophezeite, aber Strauß hat nie aus und zu dem Herzen des deutschen Volks gesprochen; ihm fehlt jener gesunde Menschenverstand, der, wie bei Luther, mit einem Kernspruche mehr Wirkung erzielt als ein ganzes Rudel philosophischer Systeme; ihm fehlt die Inspiration, die ursprüngliche Begabung, die populaire Beredtsamkeit, die Sprache, die aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht; seine letzten Versuche, etwas Positives zu geben, scheinen selbst die Anhänger seiner negativen Bestrebungen nicht befriedigt zu haben. Strauß's in Vorschlag gebrachter Cultus des Genius befriedigt als Religion die Menge noch ebenso wenig, als Bettina's sogenannte Schwebereligion, für die sie wol wenig Apostel finden wird, welche hinausgehen in alle Welt, um zu belehren alle Christen und alle Völker. Überhaupt läßt sich literarisch weder eine neue Religion machen, noch eine alte umstürzen, und wenn alle Journale der Welt zu Hülfe gerufen werden.

Unser Brite, auf den wir nun zurückkommen wollen, geht mit Strauß nicht so glimpflich um als wir; er ist gröber. Er sagt in der Einleitung, daß unter den zahlreichen Werken, womit die erfinderische Kraft der deutschen Brüder die Literatur bereichert hätten, keins so absonderlicher Art wäre als die „Christliche Glaubenslehre" von Strauß; es sei das unübersetzbarste Werk, welches je in dieser unübersetzbaren Sprache erschienen wäre. Es enthalte Subtilitäten, welche den Ruf jesuitischer Schlauheit verdienten, spinozistische Unbestimmtheiten und Speculationen, dabei all jene schöne mystische Träumerei, welche in dem Vaterlande des Autors erblich wäre, aufgeputzt mit Allem, wodurch die Sophisten und Platonisten das Licht finster, das Verständliche dunkel machten. Der Verf. habe darin keck die Maske von sich geworfen und aus einem Deisten, den er im „Leben Jesu" herausgestellt, habe er sich durch eine leichte Wandlung in einen Atheisten verkehrt. Es sei Schade, daß ein Mann von so unzweifelhafter Fähigkeit, ein esprit fort in zwiefachem Sinne, der sich von den meisten seiner Classe, welchen die Bezeichnung esprit faible viel eher gebührte, sich merklich unterschiede, dahin gekommen sei, die trostlosen Lehrsätze seines Buches zu verbreiten. Dasselbe sei auf die Voraussetzung gebaut, daß die menschliche Vernunft Alles zu enthüllen im Stande sei, daß der Mensch dazu keiner äußern Hülfe bedürfe, vielmehr werde jede Vermittelung abgeleugnet und so sei das Buch aller Offenbarung, allen Glaubenssystemen, aller Hoffnung auf Gott feindselig. Alles der Zuversicht zu entkleiden, Alles mit seinen Grundsätzen zu vergiften, dies sei offenbar des Verf. Zweck, und so habe er Alles unbarmherzig geschändet, was die Erde noch Göttliches und Edles habe.

Nachdem der Verf. seine Gelehrsamkeit, seine Kenntniß des Hebräischen, Newton, Marsh, Barrow, Leibnitz, Böhme, Fichte, Schelling, sogar den Infusoriologen Ehrenberg u. A. aufgeboten, um Strauß in seinen Einzelnheiten zu widerlegen, sagt er am Schlusse: „Dies Buch würde selbst dann schwer zu begreifen sein, wenn es in unserer Sprache geschrieben wäre, viel weniger in der deutschen, welche von Tag zu Tag unverständlicher wird und sich in ihren raisonnirenden Processen immer mehr verwickelt. Wir hören, daß Strauß in der Achtung sinkt, selbst unter seiner Brüderschaft der esprits forts. — — Unwissentlich hat er wenigstens der Welt eine Wohlthat erzeugt, indem er sich in vorliegendem Werke so vollständig blosgab, daß Niemand mehr unschlüssig sein kann, ein Verdict über ihn auszusprechen. Als Literat gelüstet es uns zwar nicht nach Einschränkungen der Presse, aber wenn jemals ein Werk die Unterdrückung durch den Censor oder den Custos morum verdiente, so ist es ohne Frage dieses. Glücklicherweise wird es der dunkeln Natur seiner Gegenstände gemäß nur unter Denen circuliren, welche den Lehrstoff, den es enthüllt, prüfen und seinen Werth würdigen können, welchen wir, wenn man nach unserm Urtheil fragt, nicht sehr hoch anschlagen können." Allerdings stimmen wir mit dem Urtheile des Briten nicht vollkommen überein, vielmehr müßte es uns wundern, wenn uns die Orthodoxie Altenglands nicht bekannt wäre, den censurfreien Briten gerade in Bezug auf dieses Buch an die Censur appelliren zu hören; denn eine streng wissenschaftliche Untersuchung, mag ihre Grundlage noch so falsch, ihr Resultat noch so irrthümlich

sein, kann Namens der Wissenschaft fodern, daß man ihr keine Fesseln anthue. Um so mehr müssen wir bedauern, daß der britische Kritiker leider Recht hat, wenn er behauptet, daß die deutsche Sprache zu immer unentwirrbarern Räthseln und Dunkelheiten gemisbraucht werde, welche dem praktischen Engländer oft wie Ausbrüche eines angehenden Wahnsinns erscheinen mögen. Gegenüber diesen halb mystischen Sprachräthseln und halb witzigen Spielen mit Worten und Begriffen, die sich zu einem seltsamen Zirkeltanz verschlingen und sogar eine neuerschienene Logik bis zur Undurchsichtigkeit verdichten, ist die productive Seite der Literatur, die natürlich nach Einfachheit und Deutlichkeit streben muß, nur zu fördern und anzuerkennen. Aber um unsere poetischen, dramatischen und novellistischen Werke kümmert sich die englische Kritik überhaupt nicht viel. 70.

Zur polnischen Literatur.

Graf Eduard Raczynski hat vor kurzem den dritten Theil des großen und prachtvollen Werkes „Gabinet medalów polskich" (Cabinet polnischer Medaillen, Posen 1841) herausgegeben. Dieser Theil enthält die Medaillen aus der Regierungszeit der beiden Könige August II. und III. (1697—1763) und in einem Anhange die Medaillen, welche zu Ehren der polnischen Heiligen geschlagen worden sind. Die Abbildungen sind nicht minder schön wie die in den beiden frühern Theilen. Der Text ist aber hier ganz anders behandelt worden. Die französische Übersetzung, die in den beiden ersten Theilen dem polnischen Text gegenübergestellt ist, ist fortgeblieben, und statt der Erklärung der Medaillen und der Erzählung der auf dieselbe bezüglichen Thatsachen finden sich Auszüge aus bisher noch ungedruckten Memoiren, Briefe u. s. w., welche der Herausgeber mehren Archiven, insbesondere dem dresdner, entnommen hat. An diesen Documenten finden die Medaillen ihre Erklärung, und es ist nicht zu leugnen, daß durch die Mittheilung solcher historischer Documente das ganze Werk ein doppeltes Interesse erlangt hat und daß dadurch so manches Ereigniß aus der polnischen Geschichte eine neue Beleuchtung erhält.

Ferner hat Graf Raczynski unter dem Titel: „Obraz Polaków i Polski" (Bild Polens und der Polen, Posen 1840—41), eine Sammlung von Denkschriften, Tagebüchern, diplomatischen und Privatcorrespondenzen, Reisebeschreibungen und anderen Schriften, die zur Erläuterung des Zustandes Polens im 18. Jahrhundert dienen, nach Handschriften abdrucken lassen. Schon liegt eine ziemlich lange Reihe von 13 Bänden vor. Sie enthalten zuvörderst Memoiren eines Geistlichen, Andreas Kitowicz, welche sich auf die letzten Regierungsjahre August's III. und einen Theil der Regierung Stanislaus August's beziehen. Der Verf. derselben führte ein bewegtes Leben, war erst Soldat, dann Geistlicher, nahm an der barer Conföderation Theil, mischte sich in viele Angelegenheiten und kam mit den vornehmsten Wortführern seiner Zeit in Berührung. Er liefert in vielen abgerissenen Notizen, Erzählungen, Beschreibungen eine Geschichte seiner Zeit; Manches, z. B. den stürmischen Reichstag von 1762, die barer Conföderation beschreibt er ausführlicher, im Allgemeinen aber zeichnet er scharf, rücksichtslos, als feuriger Patriot und heftiger Feind der Russen und ihrer Anhänger. Weiter enthält die Sammlung die sehr interessanten Memoiren Wybicki's, über welche in d. Bl. ausführlich gesprochen werden soll, dann Materialien zur Geschichte des Königs Stanislaus Leszczynski und eine freimüthige Schilderung des Zustandes der Bildung in Polen unter August III. von dem berühmten Hugo Kollątaj.

Noch vor zehn Jahren konnte neben einer polnischen Zeitung im Großherzogthum Posen eine andere Zeitschrift nur mit großer Anstrengung und mit großem Aufwande fortgesetzt werden. Wie mächtig nun der polnische Geist in dem letzten Jahrzehnd hier erwacht ist, davon gibt schon die Anzahl der erscheinenden polnischen Journale hinlänglich Zeugniß. Sieben Zeitschriften erhalten sich nicht nur ohne Mühe, sondern einige finden sogar sehr bedeutenden Absatz. In Posen selbst erscheint außer einer politischen Zeitung, welche auch oft literarische Nachrichten enthält, zuvörderst der „Tygodnik literacki" (Literarisches Wochenblatt) im vierten Jahrgange, er repräsentirt jetzt die Richtung eines Theiles der jüngern Generation unter den Polen, tritt oft mit der allgemeinen Meinung in Opposition und streitet gegen die Adelsaristokratie, den mittelalterlichen Katholicismus u. s. w. Bei einer Anzeige einer neuen in Berlin erschienenen polnischen Übersetzung des Werkchens „De imitatione Christi" wird, was in einem polnischen Journale unerhört ist, heftig gegen die Lehre vom Ablaß, wie sie die katholische Kirche noch lehrt, gegen die Ausmalungen der Hölle u. s. w. gesprochen. Der Graf E. Raczynski hatte in einem eben erschienenen Schriftchen über die im posener Dom zum Andenken an zwei polnische Könige eingerichtete Kapelle gesagt, daß die in derselben angebrachte Reihe der polnischen Wappen den spätesten Nachkommen die Verdienste des Adels ins Gedächtniß zu rufen bestimmt sei. „Diese Verdienste sind es aber eben", fügt der „Tygodnik" mit bitterer Ironie hinzu, „denen Polen seine heutige Glanzperiode verdankt." Der Tod des französischen Republikaners Garnier-Pagès wird mit den Worten anzeigt: „Möchten die Grundsätze eines der würdigsten und edelsten Verfechters der heiligen Sache des Fortschritts die Herzen unserer Jugend mehr und mehr durchdringen und das heilige Feuer der Liebe zum Volke sich in ihnen entzünden." Neben dem „Tygodnik" hat sich ein neues Blatt „Orędownik" (Der Bote), redigirt von den Professoren Poplinski und Lukaszewicz, welche früher an dem „Tygodnik" Theil nahmen, Bahn gemacht. Es zeichnet sich durch gediegene historische Aufsätze, Erzählungen von Czaykowski, Kraszewski aus. Beide genannte Blätter enthalten außerdem Kritiken polnischer Werke, literarische Notizen und dergl. Ihnen schließt sich der „Dziennik domowy", eine Modenzeitung, an, in der schon manche hübsche Erzählung gestanden hat. Drei Zeitschriften erscheinen in Lissa. Der „Przyjaciel ludu" (Volksfreund), eine Art Pfennig-Magazin, hat schon den achten Jahrgang begonnen, es fährt unter der Redaction des Bibliothekars Lukaszewicz fort, die Polen insbesondere mit ihrem eigenen Vaterlande vertraut zu machen. Die eingedruckten Holzschnitte sind aber zuweilen sehr schlecht. Die beiden andern Zeitschriften sind: die „Szkołka niedzielna" (Sonntagsschule), welche für die Bewohner des flachen Landes bestimmt ist und von der Religion und dem Berufe des Landwirths handelt, und der „Przewodnik rolniczo-przemyslowy" (Journal für Industrie und Ökonomie).

Unter dem polnischen Titel: „Błędy" (Fehler, vor denen man sich beim Französischsprechen zu hüten hat) ist in Posen ein scharfes satirisches Schriftchen in französischer Sprache erschienen. Man wird gewarnt nicht „des anges" zu nennen „toutes vos grimacières de province", oder „Aristocrate, un homme plus rangé que ses voisins" oder zu sagen: „combinaison stratégique pour déposer les armes dans un pays voisin", wie während der polnischen Revolution geschehen ist, „capitaine pour sous-lieutenant avancé après la guerre, émigré pour un individu, qui quitte le pays, parcequ'il n'y a rien a faire"; ferner heißt es: „N'appellez pas: un homme important un gamin presomptuex", oder „un grand historien un écrivain qui nous fait des histoires dans l'intérét de son parti", oder „patriote un homme faisant bon marché de la reputation des autres"; dann wird gefragt: „Pourquoi Mr. N. se fait-il appeller comte? — Quel mal y a-t-il? mon chien s'appelle citron et il n'est pas un citron pour cela." Zuletzt heißt es: „Nationalité veut dire je crois, onanie sociale", und „Quand un membre de la diète est porté par ses collègues, ce n'est pas un triomphe, mais uniquement pour qu'il puisse coucher chez lui." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 259. —— 16. September 1841.

Reiseliteratur.

1. Mittheilungen einer Reise durch die südlichen Staaten des deutschen Bundes, einen Theil der Schweiz, Tirol, die Lombardei und durch Piemont bis Genua, im Sommer 1839. Von C. v. Decker. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Jeder Reisende hat ein Lieblingssteckenpferd, welches er reitet, wenigstens jeder, der ein Notizen- und Tagebuch anlegt, um es gelegentlich auch herauszugeben. Nur die Wenigsten reisen in das Blaue hinein, ohne Zweck, ohne Nebenabsichten, zum bloßen Zeitvertreib. Diese sollten jedoch lieber auf ihrer Scholle, hinter dem Ofen und auf ihrem Lehnstuhl sitzen bleiben und sich mit einem Ausfluge von Berlin nach Treptow, von Wien nach dem Prater, oder von Leipzig nach dem Rosenthale oder den Kuchengärten, höchstens mit einem Abstecher nach irgend einem fashionabeln Badeorte genügen lassen. Die Reiseliteratur bietet daher einen sehr mannichfaltigen Prospect. Der Belletrist besucht und beschreibt vorzüglich Theater und Schriftsteller und trägt seine Scholle Journalismus überall mit sich; der Kunstenthusiast steht vor jedem Bilderladen still, sucht die Kirchen und Museen heim, oder bemüht sich gar, in seiner Reisebeschreibung seine theoretischen Ansichten über Malerei, Architektur und Sculptur zu verarbeiten; der Naturforscher beschäftigt sich mit der Flora und hebt jedes Steinchen auf, das ihm im Wege liegt; der bloße Naturfreund klettert in den Bergen umher und schildert Mond- und Sonnen-Auf- und -Untergänge; der Mediciner macht seine Studien in Kranken- und Irrenhäusern und im anatomischen Museum, und eine interessante Leiche auf dem Secirtische ist ihm willkommener als Tausende von Lebenden, die ihm auf der Heerstraße begegnen; der eigentliche Kernmensch, wie Arndt, sucht das Menschenleben in allen seinen wechselreichen Erscheinungen und Nuancen auf und weiß Natur und Kunst und Wissenschaft in ein lebendiges Verhältniß zum Menschen zu setzen. Oberst v. Decker, als Belletrist und Bühnendichter unter dem Namen Adelbert vom Thale bekannt, reitet uns auch ein Steckenpferd seiner Lieblingsneigung vor, das Militair und besonders die Artillerie, welche seine Waffe ist. Wir sagen nicht, daß dieser militairische Charakter des Buches keine andern Richtungen aufkommen lasse, wir sagen nur, daß er der Hauptcharakter des Buches sei, welcher dasselbe von andern Reisebeschreibungen wesentlich unterscheide. Hr. v. Decker spricht auch von vielen Gegenständen, welche mit dem Militair gar nichts zu thun haben, er sucht nur die militairischen Einrichtungen und Anstalten in den verschiedenen Staaten, die er auf seiner Reise berührt, vorzugsweise auf, bespricht sie jedoch in einer einfachen deutlichen Weise, welche die Lecture auch dem Laien genießbar, selbst lehrreich macht. Das erste Capitel enthält einige Bemerkungen über die Reise von Königsberg nach Berlin, die er selbst zum Theil als eine Höllenfahrt bezeichnet. In Berlin vergnügt er sich an den großartigen neuen Verschönerungen, welche die Stadt in jüngster Zeit erfahren hat, besonders an der Umgestaltung oder, wenn man so sagen darf, Verparkung des Thiergartens, der früher ein ziemlich ungezogener Wald war. An dem berliner Volksleben findet der Reisende viel Anziehendes und viele Originalität heraus, obgleich er besser von einem Pöbelleben gesprochen hätte, denn ein eigentliches Volksleben hat nach unserer Ansicht Berlin nicht. Der Verf. nennt auch den berliner Dialekt weich und drollig, wenigstens im Munde des weiblichen Geschlechts zweiter Ordnung — bekanntlich versteht man sich in Preußen sehr auf ordnungs- und tarifmäßige Eintheilungen — und findet ihn noch immer angenehmer als das singende dreieckige Gequak (!) der Leipziger, und das „juter Jott" erträglicher als das „ei Herr Jeses!" Wir wollen darüber nicht rechten; uns ist bisher der leipziger Dialekt, dessen gesangsmäßige Modulation allerdings im Munde der Männer unangenehm auffällt, im Munde des weiblichen Geschlechts sogenannter zweiter Ordnung wenigstens gutmüthiger und minder spitzig maliciös als der berliner Jargon vorgekommen. S. 13 befindet sich ein bedeutender Panegyricus auf Louis Schneider, bei welchem der Reisende ein Mittagsessen zu sich nahm, wobei, wie der Verf. bemerkt, die Witzfunken gesprüht haben sollen. Nach ihm wäre Hr. Schneider, der allerdings viele sehr schätzenswerthe Eigenschaften und ausgebreitete Kenntnisse besitzt, nicht blos ein feiner Komiker, sondern auch durch seine humoristischen schriftstellerischen Leistungen bekannt. Allerdings ist es jetzt in Deutschland nicht schwer, den Ruf eines feinen Komikers und eines humoristischen Schriftstellers zu erwerben, da wir von wirklicher Feinheit und echtem Humor kaum einen Begriff mehr haben. Oder ist folgende Anekdote, welche

bei jener Mittagstafel erzählt wurde, ein Zeugniß von Feinheit und Humor? Sie lautet:

Der Buchhändler B.... lebte mit seiner Frau in Unfrieden und schickte sie ihrem Vater nach Hamburg zurück, bediente sich dabei eines gewöhnlichen Remittentenzettels. Der Herr Schwiegervater schnitt blos die beiden untern mit Petitschrift gedruckten Zeilen: aufgeschnittene und beschmuzte Exemplare werden nicht zurückgenommen, ab und sandte sie als Quittung mit der Dame zugleich dem Ehemann wieder zu.

Der Verf. findet diese Anekdote sehr pikant; wir finden sie, mit seiner Erlaubniß, berlinisch gemein und würden Bedenken getragen haben, sie wieder hier abdrucken zu lassen, wenn es uns nicht darauf angekommen wäre, darzuthun, was man in Berlin häufig für fein, pikant und humoristisch hält. Harmloser ist folgender Eckensteherwitz. In der berliner Post findet der Ankommende bereits angespannte Wagen vor, die ihn, auf Verlangen, dahin befördern, wohin er befördert sein will.

Bei dieser Gelegenheit — erzählt der Verf. — soll sich kürzlich ein spaßhafter Vorfall ereignet haben. Ein Reisender findet das Fuhrlohn von 15 Silbergroschen zu hoch, dingt sich einen Eckensteher für zehn, dieser nimmt eine Droschke für vier, setzt sich mit dem Gepäck hinein, steckt die übrigen sechs Groschen in die Tasche und sagt: „So, lieber Herr! ich werde geschwind voranfahren, kommen Sie nur immer sachte hinterdrein!"

Die Reise geht von Berlin mit geringem Aufenthalt nach Kassel, dessen Umgebungen er schön, dessen geselligen Charakter er jedoch höchst langweilig und einförmig findet. Auch sind einige Bemerkungen über das kurhessische Militair eingeflochten. Im Nassauischen gefällt es dem Reisenden äußerst wohl und die nassauische Artillerie besonders erwirbt die Bewunderung des Verf. Auch scheint man hier zugänglicher gewesen und dem Reisenden freundlicher entgegengekommen zu sein als in Kassel. Von da nach Mainz, weiter nach Darmstadt, wo der Reisende abermals eine genaue militairische Ocularinspection anstellt. Uns fiel folgende Bemerkung auf:

Seine königliche Hoheit der Großherzog erscheint bei allen Gelegenheiten stets in Uniform, was für ein gutes Zeichen gelten kann.

Man vergesse nicht, daß wir hier eine Militairperson sprechen hören. Daher wird man auch folgende Bemerkung nicht übel deuten:

Früher und noch bis zum J. 1806 dienten die Soldaten allerdings zwanzig Jahre, jetzt lernen sie in ebenso vielen Monaten doppelt so viel, und wenn die kostbare Zeit nicht mit mancherlei unnützen Dingen getödtet würde, könnte noch viel mehr geleistet werden. Darin sind Alle einverstanden, aber Niemand thut etwas dazu, dem Übel zu steuern; daran ist nichts schuld als der lange Frieden. Nun, es erreicht ja jedes Ding in der Welt sein Ende, folglich wird auch der Frieden sein Ende erreichen; damit trösten wir uns nun schon 25 Jahre lang.

Dennoch — „ja ich schäme mich nicht es zu sagen", ruft der Verf. aus — treten dem Kriegsmann unwillkürlich die Thränen in die Augen, als er einer mütterlichen Zärtlichkeitsscene zwischen der Prinzessin Karl und dem kleinen Prinzen Louis beizuwohnen die Gelegenheit hat. Wir wollen ihm diese Thränen nicht übel deuten, fragen jedoch, ob er nicht schon bei viel rührendern, selbst erschütternden und herzbrechenden Scenen menschlichen Elends ungerührt und ohne Thränen vorübergegangen ist, blos weil sie in einer niedern Sphäre der menschlichen Gesellschaft sich ereigneten.

Weiter nach Manheim, Heidelberg, Karlsruhe, Baden-Baden. Der Verf. macht im Badenschen wieder viel militairische Abschweifungen und läßt sich gelegentlich in einer begeisterten Phrase über Süddeutschland im Gegensatze zum deutschen Norden aus, woraus sich ergibt, daß der Verf. gerade kein eingeknöcherter Preuße ist, der sein Land in die Mitte des Weltalls setzt wie die Chinesen das ihrige. Einen besonders militairischen Anstrich gewinnt das Buch in den Capiteln, welche des Verf. Aufenthalt in Ludwigsburg und Gmünd zum Gegenstande haben. Der Reisende wurde hier mit außerordentlicher Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit aufgenommen, auch hatte er hier Gelegenheit, mehren Manoeuvres und Exercitien würtembergischer Heeresabtheilungen beizuwohnen. Die nach dem Systeme des Generals Grafen v. Bismark organisirte würtembergische Reiterei erntet vieles Lob. In einem würtembergischen Gasthause fand der Reisende ein possirliches Bild, einen würtembergischen Jäger darstellend, welcher mit Napoleon folgendes merkwürdige Gespräch hält:

Napoleon: Ist Nörle von Hafner-Neuhausen nicht da? Nörle (präsentirt das Gewehr): Hier, Ew. Majestät. Napoleon: Er hat sich bei der gestrigen Affaire brav gehalten, bitte Er sich eine Gnade aus. Nörle: Brauch' keine Gnad', hab' blos meine Schuldigkeit gethan. Napoleon (mit dem Finger drohend): Nörle, Nörle, Er ist ein Herrgott-Sackerment.

Auf der weitern Tour durch die Schweiz ist das interessanteste Capitel dasjenige, welches das einsiedlerisch gelegene Bad Pfäfers und dessen schauerliche, wildschöne Umgebungen beschreibt. Auch in der Beschreibung der großartigen Splügenstraße bewährt sich der Reisende als guter Landschaftsmaler. Schon im Hafen von Como beginnen Hrn. v. Decker's nicolaitische Klagen über italienische Zudringlichkeit, Gaunerei, Schmuzerei und Betrügerei, und was er davon erzählt, ist zum Theil arg genug. Indeß sagt er selbst, bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Mailand, daß Hr. Nicolai zwar in vielen Stücken Italien ganz richtig geschildert, häufig aber auch die Sache übertrieben habe. Wann werden wir aber endlich über Nicolai hinauskommen? diese mit Excentricität gepaarte philiströse Erscheinung sollte längst schon vergessen, ihre Aussprüche in den Papierkorb der Verbrauchtheit geworfen sein. In Turin drängt sich das militairische Element wieder hervor; das Königreich Sardinien ist, wie die turiner Militairpersonen selbst mit Stolz sagen, das Preußen Italiens, Turin eine Casernenstadt wie Berlin. Daher die Bemerkung des Verf.:

Piemont ist ein reiner Militairstaat, und schon um deswillen fühlt man als Preuße sich hier wohl, besonders aber als Artillerieoffizier, der hier vorzugsweise in Ansehen steht;

daher auch die wahrhaft kindliche Rührung, welche den Reisenden im königlichen Waffensaal erfaßt und sich in folgenden Worten ausspricht:

Wer aber malt unser freudiges Erstaunen, als wir in einem Glasspinde mitten unter den seltensten Waffenstücken auch den Helm und Harnisch eines preußischen Kürassiers stehen sahen.

Hier parodirt der preußische Militairenthusiasmus sich

selbst. Der Reisende ist mit seinem Aufenthalte in Turin außerordentlich zufrieden. Von allen Seiten war man bemüht, sich Hrn. v. Decker liebenswürdig zu machen. Man kannte seine Schriften, die ein geborener Piemontese, General Ravichio de Peretsdorf, der jetzt in Paris lebt, übersetzt hat. Besonders machte sich der Chevalier d'Angrogna, der das Deutsche versteht und mehre artilleristische Schriften, hierunter auch eine von Hrn. v. Decker, übersetzt hat, um den Reisenden verdient. Dieser wurde auch zur königlichen Tafel geladen, wohnte den militairischen Übungen und Schaustellungen im Lager von St.-Maurice bei und erhielt bei seinem Abgange ein paar schöne Pistolen als ein Geschenk vom Könige. Das Offiziercorps von Piemont gehört nach des Reisenden Gutachten zu den gebildetsten in Europa; es sei ein Vergnügen, sagt er, ihr gegenseitiges Benehmen wahrzunehmen, das unwillkürlich an den vortrefflichen, unter den würtembergischen Offizieren herrschenden Geist erinnere. Die Reise geht nun, weniger mit militairischen Betrachtungen, um so mehr aber mit Klagen über die östreichische Grenzbeamten- und Paßplackerei belastet, nach Genua, dann über Mantua, Verona, Rivoli, Brixen, den Brenner und Innsbruck nach München, wo er einige wenig bedeutende Worte über die münchner üppige Kunstvegetation fallen läßt. Im Schlußworte vergleicht er sein liebes schwäbisches Gmünd mit dem lichtblauen Saphir, als Sinnbild deutscher Treue und Redlichkeit, das prächtige Turin mit dem Purpurglanze des strahlenden Rubins, das kunstsinnige München mit einem Solitair erster Größe, die Lombardei mit den falschen Diamanten in der Krone einer Theaterprinzessin, sein theures Preußenland endlich mit dem silberhellen Krystall vom reinsten Wasser, worin die Bürgertugenden eines treuen Volkes sich abspiegeln in den Fürstentugenden des geliebten Herrschers. Als er zuerst wieder den „schwarzen Adler" begrüßt, wie glücklich ist da Hr. v. Decker! Er begrüßt ihn „als einen theuern langentbehrten Freund, unter dessen schirmendem Fittig das Land blüht und gedeiht und der Segnungen sich erfreut, welche der gerechteste, weiseste und gütigste Monarch, der liebevollste Vater seiner treuen Kinder über Alle verbreitet, die Seine Zeichen führen u. s. w."

Der Styl des Buches ist einfach anspruchlos, aber in hohem Grade nachlässig, wie man eben ein Tagebuch zu eigener Belehrung und Erinnerung schreibt, nur nicht für den Druck. Die deutschen Schriftsteller, wir meinen die große Masse, sind noch immer nicht genug auf Eleganz und Gefeiltheit des Styles bedacht; und doch sollte stylistische und künstlerische Schönheit, nach Beseitigung des Nothwendigen, das Hauptaugenmerk jedes Buches sein, welches nicht blos dogmatisch ist. In dieser Hinsicht sollte man die Verdienste der sogenannten jungdeutschen Schriftstellerfraction, so wenig man mit ihren Principien einverstanden sein mag, nicht verkennen. Das Bestreben, elegant und selbst glänzend zu schreiben, war wenigstens bei ihr unverkennbar, wenn es auch häufig zu überstylistischen Künsteleien führte, während gegenwärtig allerdings mehre von ihnen jenem bequemen Schlafrockstyl sich zu ergeben scheinen, der in Deutschland so gebräuchlich ist. Aber weshalb wird man bei uns zu Lande, wo so viele Verdächtigung die geringe Spende von Anerkennung nutzlos und ungenießbar macht, nicht überdrüssig?

2. Freddolinen. Erinnerungen an Süddeutschland und Oberitalien. Von H. W. v. Ehrenstein. Dresden und Leipzig, Arnold. 1840. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Wir lassen der Decker'schen Reise Ehrenstein's „Freddolinen", besonders der Schlußbemerkung wegen folgen, worin der sächsische Patriotismus in einer ähnlichen, nur gemüthlichern und weniger aufgepusteten Weise, wie in der Decker'schen Schlußbemerkung der preußische sich Luft macht. Hr. v. Ehrenstein sagt:

> Doch haben alle Reize des Auslandes die Vorzüge meines Vaterlandes nicht verdunkeln können; im Gegentheil möchte ich behaupten, was ich auch Nützliches und Schönes in fremden Landen sah, so hat mich doch Alles den Werth meines Vaterlandes erst recht ermessen und schätzen gelehrt, und ich preise mich jetzt noch einmal so glücklich, im deutschen Florenz leben zu können.

So schrumpft der Deutsche doch immer wieder in die Haut seines Landes oder Ländchens zusammen! Wenn der deutsche Bauer auf dem Felde arbeitet, denkt er mit Wehmuth an die Ofenbank zurück, auf der es sich so bequem ruhen und schlummern läßt, und wenn der Reisende aus den reußischen Landen alle Herrlichkeiten Italiens angestaunt hat, meint er zuletzt doch, daß sein liebes Schleiz oder Gera Rom und Florenz weit hinter sich lasse. Dies kleinpatriotische Gefühl mag seine ehrenwerthe Seite haben, aber man sollte nur so viel Takt besitzen und es vor dem lesenden Publicum nicht zum Ausspruch bringen. Der Berichterstatter könnte ein ganzes Dutzend von Reisebeschreibungen aufführen, die alle mit einer ähnlichen Phrase schließen. Oder glauben die Herren etwa, durch das Lob, das sie dem fremden Lande gespendet, in einen hochverrätherischen oder wenigstens unpatriotischen Geruch zu kommen, und meinen sie sich durch eine Endphrase dieser Art vor jeder möglichen Verdächtigung sicher zu stellen?

Ehrenstein's Reisebeschreibung zeugt übrigens von gutem Willen, von Wärme des Gefühls und der Auffassung, von Gemüthlichkeit und selbst religiöser Empfindung. Sonst bietet sie wenig Neues, das wir auszuziehen uns versucht fühlen könnten, sowol was die Thatsachen, als noch mehr was die Raisonnements betrifft, die unkritisch und oft ebenso müßig als gewöhnlich sind. Eine interessante Beobachtung hier und da — und wer könnte nach Italien reisen, ohne irgend eine interessante Beobachtung zu machen? — entschädigt nicht für den Mangel an Gesammtinteresse und charakteristischer Färbung. Zuweilen wird der Styl etwas pompös, ohne darum schön genannt werden zu können. Die Beschreibung der Reise über den Stilfso, das wormser Joch, die höchste und großartigste Kunststraße der Welt, ist anschaulich und lebendig und unsers Bedünkens die beste Partie des Buches. „Freddolinen" nannte der Verf. seine Reiseschrift nach den kleinen blauen Blumen, die, mit des Verf. Worten zu sprechen, in Italien bescheiden auf freiem Felde bis in den Winter hinein blühen und wenn die Alpen schon längst eisige Winde entsenden, noch durch ihre Frische und ihr Arom Erinnerungen an den

Frühling bieten. Ebenso anspruchlos, meint er, möchten die Blätter seines Reisetagebuchs erscheinen, doch aber auch im Stande sein, in Allen Bilder des Frühlings hervorzurufen, und namentlich Denen noch spät den Winter des Lebens mit Lenzeshauch zu durchwehen, die wie er das Blütenland im Jünglingsalter durchzogen. In diesen blumigen Ausdrücken ist der Styl, worin das ganze Buch sich bewegt, voraus angedeutet, zugleich aber auch der bescheidene Sinn, der dem Verf. zur Ehre gereicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Luigi Carrer, der die neue Ausgabe der Werke des Ugo Foscolo besorgt, hat auch ein anderes Unternehmen begonnen, das durch die Art der Ausführung erst wird beweisen müssen, ob der Gedanke ihm hinreichend klar war, dem er hier eine Form geben wollte. Unter dem Titel: „Biblioteca classica italiana di scienze, lettere ed arti, disposta ed illustrata da *Luigi Carrer*" (Venedig) beabsichtigt er nämlich eine geschichtliche Encyklopädie zu geben, worin die Darstellung der Wissenschaften durchaus italienisch gedachten und geschriebenen Werken entnommen sei, die er bald vollständig, bald abgekürzt der Zeitfolge gemäß aneinander zu reihen beabsichtigt. Er scheidet darum seine Bibliothek, die aus 100 Bänden bestehen soll, in 12 Classen, deren erste Werke der Religion, die zweite Schriften in Bezug auf speculative und auf praktische Philosophie, die dritte mathematische Schriften enthalten würde u. s. f. Da er bei dieser neuen Anordnung bekannter Schriften nach seiner Ankündigung besonders die Sprache im Auge hat, so wird Hr. Carrer mancherlei Schwierigkeiten begegnen. Es ist nicht seine Aufgabe, durch diese Zusammenstellung etwa zu zeigen, wie die Physik und die gesammten Naturwissenschaften, oder wie die Gesetzgebung sich im Verlaufe der Jahrhunderte in Italien ausgebildet haben, weil er da ganz andere Elemente in seine Darstellung aufnehmen müßte, sondern wie auf echt italienische Weise jeder Zweig des Wissens zur Erkenntniß gebracht worden sei und wie er es werden müsse. Nicht das Was, sondern das Wie, nicht den Geist, sondern den Leib, oder noch genauer die Haut dieser wissenschaftlichen Leiber, will er neu vorführen. Die Einleitungen, die er den auszuwählenden Werken beizugeben beabsichtigt, werden daher mehr das Bibliographische und das Sprachliche ins Auge fassen. Er gedenkt erst nach der Vollendung dieser Sammlung eine eigentliche Literaturgeschichte Italiens folgen zu lassen, braucht aber zu seiner jetzigen Bibliothek nicht weniger als 100 Duodezbände, von denen seit 1839 einige 20 erschienen sind. Die Auswahl der Schriften, welche die Crusca als sprachlich classisch anerkannt hat, scheint mit der seinen ziemlich zusammengefallen zu sein; denn mehre Abhandlungen findet man hier wieder neu gedruckt, z. B. Cavalca's „Specchio di croce", Pallavicino's „Perfezione cristiana" u. s. w., die eben nur darum noch im Andenken sich erhalten, weil eine Redensart in ihnen vorkommt, die in ein Wörterbuch, in einen Sprachschatz ihren Weg gefunden hat. Der verstorbene Gamba stellte bekanntlich eine Literatur der testi di lingua zusammen, Herr Carrer gibt sie selbst in sorgfältigen Abdrücken und etwas sorgfältiger geordnet. Man muß sich wundern, daß zu einem solchen Unternehmen noch Buchhändler sich finden.

Abate Melchiorre Missirini übernimmt es im Decemberhefte der „Biblioteca italiana" von 1840 Michelangelo gegen den Vorwurf einer übereilten Flucht aus Florenz zu vertheidigen, als die Republik 1529 ihre Unabhängigkeit gegen den Papst als das Haupt der Mediceischen Familie und gegen Karl V. vertheidigen wollte, die durch den Vertrag von Barcelona auf Kosten der freien Städte Verbündete geworden waren. Selbst Sismondi hatte des Künstlers Entfernung, besonders unter den damaligen Umständen, wo er zum Collegium der IX gehörte und wo ihm persönlich die Beaufsichtigung der Festungswerke übertragen war, als zaghaft getadelt und aus Besorgnissen abgeleitet, die man jetzt, wo Dr. Gaye's „Carteggio" erschienen ist, bestimmter glaubt nachweisen zu können. Mehre haben daher in die Misbilligung dieses Benehmens eingestimmt, das auch, verhielt sich Alles, wie man es so dargestellt, bei einem so kräftigen Charakter doppelt auffallen müßte. Missirini kann die Thatsache der Entfernung von Florenz nicht leugnen, aber er leugnet den Beweggrund. Als nächsten Anlaß führt er das Benehmen seiner Collegen in der Signoria an. Michelangelo hatte mit einem sehr richtigen Blicke bemerkt, daß die Höhe hinter den Gärten von Boboli befestigt werden müsse; doch dieser Punkt fand Einspruch, wie Giov. Batt. Busini's Briefe beweisen, die handschriftlich in der Mazzuchelli'schen Bibliothek sich befinden. Man hatte Michelangelo nach Ferrara geschickt, um die dortigen Festungswerke kennen zu lernen, und als er zurückkam, um die Höhen bei S.-Miniato in dem Sinne zu verbollwerken, wie dort er es gesehen, fand er bei Niccolo Capponi und Matteo Baldassari seinen Collegen einen Widerstand, der so weit ging, daß man ihm die Arbeiten wegnahm. Schon daß er zu dem Ausschuß der IX gehörte, der nur aus den ältesten und reichsten Geschlechtern besetzt zu werden pflegte, gab Mishelligkeit. Doch am entschiedensten erregte des Künstlers Unwillen Malatesta Baglioni's Benehmen, der auf Frankreichs Rath in Sold genommen, durch die Aufstellung seines Geschützes schon den Verdacht erregte, daß er nicht die Absicht habe, es zu brauchen. Michelangelo sprach seine Besorgnisse vor der Signoria aus, fand aber statt Danks nur Vorwürfe bei der Versammlung. Der Künstler entfernte sich daher aus Florenz nicht aus Furcht, sondern in bitterm Unmuthe über die bisherigen Anordnungen. So erzählt auch Condivi den Hergang, dessen „Vita di Michel Angelo Buonaroti" bekanntlich schon 1553 zu Rom erschien, folglich 11 Jahre vor des Künstlers Tode, zu einer Zeit, wo der Widerspruch, wenn dazu Anlaß war, nicht ausbleiben konnte. Florenz mußte sich, von Malatesta preisgegeben, den Mediceern unterwerfen; aber es war ein Zeichen der Anerkennung für den Künstler, daß Clemens VII. ihm eine Zeitlang wegen der Maßregeln zürnte, wodurch er so glücklich den Planen seiner Familie entgegenwirkte. Noch rühmlicher ist es, daß er, der so glückliche Vorschläge that, um Florenz gegen äußere Feinde zu vertheidigen, seinen Beistand versagte, als Herzog Alexander Pläne von ihm zu einer Zwingburg verlangte, welche die Florentiner im Zaum halten sollte.

Man behaupte nicht, daß es den heutigen Italienern an der Fähigkeit gebreche, den Fortschritten der Philosophie, wie sie sich in Deutschland namentlich entwickelt hat, darum zu folgen, weil ihre Sprache in der durch classische Schriftsteller seit Jahrhunderten festgesetzten Form nicht Biegsamkeit genug habe, um alle Abschattungen der Begriffe leicht zu bezeichnen. Sie haben große Fortschritte in der Kunst gemacht, so philosophisch zu reden, daß es ganz wie Galimathias klingt und daß sie sich selbst nicht verstehen. Als Probe empfehlen wir die „Storia della filosofia per *Lor. Martini*; altri discorsi che possono far seguito all' opera coll' egual titolo pubblicata dallo stesso autore nel 1838" (Mailand 1840); Stellen wie folgende: „La spiritualità abbraccia l'intellettivo ed il volitivo. L'intelletto comprende tutte le facoltà passive e la volontà tutte le facoltà attive. L'intelletto intuisce di necessità l'ente." ecc., geben wol den Beweis, daß Hr. Martini reif wäre, Windischmann's Schriften zu übersetzen und davor die Worte des griechischen Komikers könnte als Motto drucken lassen:

Τοιοῦτο τῶν ξένων ἡ κατεχεῖται σκότος.

(Mit solchem Dunkel wird der Fremde dort bedient.)

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 260. —— 17. September 1841.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 259.)

3. Ein Sommer in der Schweiz. Reisebilder aus den Alpen von Adolf Strahl. Leipzig, Volckmar. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Verf. schreibt und beschreibt recht angenehm; seine Betrachtungen sind nicht tief, aber einfach wahr; seine Anschauung und Auffassung der sich ihm darbietenden Gegenstände frisch und lebendig. Bei der Masse von Reisebeschreibungen, die sich mit Süddeutschland, der Schweiz und Italien beschäftigen, läßt sich wesentlich Neues von ihnen nicht erwarten, insofern sie nur allgemeinern Charakters sind und nicht die Erforschung und Darstellung einer speciellen Branche sich vorgesetzt haben. Strahl's Hauptsujets sind die gegenständliche Natur und das Volk in seinen Sitten und Gewohnheiten. Er schildert die Umgebungen des Genfersees, den Thunersee, Interlacken, das Thal von Lauterbrunnen, die Wengeralpe, den Grindelwald, den brienzer See, das Haslithal, Luzern mit seinem See, die Aussicht vom Rugi u. s. w. So bekannt selbst bis in ihre einzelnen Details der Bergsturz auf dem Rufi= (Roß=) Berge vom J. 1806 und die Verschüttung von Goldau sind, so wird man die Schilderung, welche der Reisende von diesem furchtbaren Naturereigniß gibt, in dieser Zusammenstellung der Details mit Vergnügen oder vielmehr mit Schaudern lesen. Von hier wendet sich der Verf. nach dem Canton Zug, der unter die wenigen Cantone gehört, welche noch einen schwachen Überrest der ehemaligen Sitten und Gewohnheiten bewahrt haben. Die Weiber indeß behielten nichts als ihre alte Kopfbedeckung. Der Verf. bemerkt hierbei:

> Mit der Tracht verschwinden gewöhnlich auch bald die historischen Erinnerungen; in zwei oder drei Generationen wird man in der Schweiz wol nichts mehr vermissen als — die Schweizer.

In Zürich will es dem Reisenden gar nicht gefallen, sogar die herrlichen Umgebungen findet er durch die auffallende Symmetrie im Anbau des Landes, welche dem Bestreben, dem Boden den größtmöglichsten Nutzen abzugewinnen, ihre Entstehung verdankt, verdorben oder wenigstens im Effect gestört. Die vielen Manufacturen lassen vergessen, daß man sich in der Schweiz befindet. Die Lage gibt Zürich einige Ähnlichkeit mit Genf, während dies aber eine durchaus europäische Gesittung angenommen hat, haben Zürichs Bewohner, nach des Reisenden Behauptung, ihre Schwerfälligkeit, ihr kleinstädtisches Wesen noch nicht abgelegt. Genf besitzt eine Menge guter Gasthöfe, Zürich schlechte. Die Gesellschaft bietet wenig Unterhaltungsstoff. Alle Pforten zu den wissenschaftlichen Anstalten, Kunst= und Natursammlungen fand der Reisende verschlossen. Der Strafcodex bot, wie der Verf. wissen will, noch bis vor kurzer Zeit mehre barbarische Eigenthümlichkeiten dar, welche an die inquisitorischen Maßregeln des Mittelalters erinnerten — mit einem Worte, der Verf. empfindet eine ungemeine Freude, als er das ihm verhaßte Zürich verläßt und durch den Canton Aargau den Weg nach Bern einschlägt. Hier interessirte uns folgende Nachricht:

> In der Hauptkirche liest man auf schwarzen Marmortafeln die Namen Derjenigen, welche 1798 in der Vertheidigung ihres Vaterlandes gegen einen ungerechten Angriff gefallen sind. Beinahe dieselben Namen figuriren auf den Tafeln von Sempach, Laupen, Granson und Murten, eine wahre Aristokratie der Tapferkeit, die stets bereit ist, sich fürs Vaterland aufzuopfern.

Sodann über Freiburg, Murten, Lausanne, Genf nach dem Canton Wallis, wo Betrachtungen über die schauderhaften Cretinen, Schmuz, Faulheit und Dummheit, neben denen über landschaftliche Prospecte, die Hauptpunkte der Reisebeschreibung bilden. Doch findet der Reisende die Bevölkerung dieses Cantons sehr zuvorkommend, höflich und sanft, obgleich die Miniaturbefestigungen, welche überall in den Pässen angebracht sind, nach seiner Meinung auf eine kriegerische Nation schließen lassen. Ein kriegerisches Bergvolk aber befestigt sich gar nicht; die Berge sind seine Festungen und Donjons, im Übrigen verläßt es sich auf die Kraft des Arms, auf Schlauheit und Hinterhalte. Doch ist es bekannt, daß die Walliser 1798 gegen die Neufranzosen, besonders bei Sitten und Leuk, sich als Männer bewiesen haben. Interessant ist des Reisenden Beschreibung von seinem Aufenthalte im Hospiz. Die Gefälligkeit, Milde und Dienstfertigkeit dieser Mönche und die Art, wie sie die Höflichkeit der Weltleute mit der christlichen Liebe zu vereinigen verstehen, weiß der Reisende nicht genug zu loben.

> Wie sehr — ruft er aus — muß man die selbstverleugnende Aufopferung dieser guten Mönche bewundern, die von ihren der Menschheit geleisteten Diensten keinen Ruhm zu erwarten haben, und die auf alle Freuden dieses Lebens Verzicht leistend, sich einzig und allein dem Wohle ihrer Mitbrüder

widmen! Welch ein Unterschied zwischen der selbstsüchtigen Philosophie und der Religion, welche diese Menschen bestimmt, sich eine Wüste zum Aufenthalt zu wählen, um ganz der Erfüllung heiliger Pflichten zu leben, und die ihnen auch die Kraft gibt, die schwere Prüfung siegreich zu bestehen!

Die Klöster als eine letzte Zufluchtsstätte unglücklicher und religiös gestimmter Menschen vertheidigen wollen, ist vor dem hocherleuchteten Gerichtsstande unserer modernen Gesittung allerdings ein misliches und verfängliches Geschäft, obgleich sich fragen läßt, ob unsere Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten die Klöster, diese einzig und allein als Asyle betrachtet, in jeder Hinsicht vollkommen ersetzen können; aber so viel ist gewiß, daß, wenn es je gelänge, die moderne Philosophie an die Stelle der christlichen Religion zu setzen, wohin man strebt, wohlthätige Selbstopferungsinstitute, wie der Orden der barmherzigen Brüder oder Schwestern, oder gar dieser Mönche auf dem Bernhard fast eine Unmöglichkeit oder wenigstens Unwahrscheinlichkeit sein würden. Man sage, was man will, der Protestantismus und die moderne Philosophie wie der moderne politische Rigorismus sind gerade ebenso einseitig und unduldsam wie der Katholicismus. Die Religion, die Philosophie, die Politik sollen noch erfunden werden, welche die schroffen Gegensätze genügend vermitteln und aus allen religiösen, politischen und philosophischen Systemen das Beste in sich aufzunehmen wissen. Doch man will eben keine Vermittelung, man will von der einen wie von der andern Seite immer nur das Extrem. Und welche Phantasie gehört dazu, eine Art Mönche, die aus der Hegel'schen Philosophie hervorgegangen wären, sich vorzustellen, die mit demselben Eifer, derselben Entsagung, derselben Heldenstärke in der Erduldung von Beschwerden und Mühseligkeiten, derselben Verzichtleistung auf den Ruhm dieser Welt, die Menschenrettungs- und Klostergeschäfte im Hospiz des Bernhardberges verwalteten!

In Bezug auf den Canton Wallis macht der Reisende noch folgende Bemerkung:

> Wer die Folgen des von unsern modernen Nivelleurs so sehr beliebten Systems der Gleichheit in ihrer ganzen Nacktheit erblicken will, der gehe nach Wallis. Dort ist Alles so ziemlich gleich, d. h. Alle sind gleich elend, arm und unwissend.

Die Werke der Simplonstraße mit ihren schauervollen Abgründen und Aussichten zu beiden Seiten hatte sich der Reisende großartiger vorgestellt; blos drei Brücken entsprachen seinen Erwartungen, alles Andere fand er gerade so, wie es die höchste Noth erheischt, nicht mehr und nicht weniger. Der Reisende berührt weiterhin Domo d'Ossola, macht eine Fahrt über den Lago maggiore, kommt nach Bellinzona, dann über den Splügen und die Via mala nach Thusis und Chur. Wenn man Gelegenheit hat, viele Reisebeschreibungen durch diese Gegenden zu lesen, so fühlt man sich von diesen sich immer wiederholenden Beschreibungen der Gebirgsstraßen doch endlich ermüdet. In Vorarlberg trifft er die ländliche Einfachheit in ihrer ursprünglichen Naivetät. Um Bregenz entfalten die Bewohner eine außerordentliche Anlage zum Handel, zu industriellen Unternehmungen und ein solches Geschick zu Handarbeiten, daß sie musikalische Instrumente nur zu sehen brauchen, um sie sogleich nachzumachen. Der Reisende selbst hörte ein von einem Bauer verfertigtes Piano spielen und vortrefflich dazu singen, wie denn überhaupt die Schweizermelodien, von diesen Leuten vorgetragen, eine eigene Lieblichkeit haben. Das weibliche Geschlecht ist hier außerordentlich reizend, weiß sich vortheilhaft zu kleiden und entwickelt eine einnehmende natürliche Grazie. An das Leben der Altvordern erinnert die für den Gast lästige Sitte, daß er von dem Gastwirth zu Tische geladen wird, mit der Familie aus einer und derselben Schüssel essen, nichtsdestoweniger aber so viel zahlen muß, als ob er allein gegessen hätte. Über Appenzell, St.-Gallen, Thurgau, Konstanz, Schaffhausen, Basel, Neufchatel u. s. w. reiste der Verf. nach Genf zurück.

4. Streifzüge durch die norischen Alpen. Von F. Freiherrn v. Augustin. Wien, Rohrmann. 1840. 8. 2⅓ Thlr.

Dieses mit hübschen landschaftlichen Abbildungen versehene Buch beschreibt sehr ausgedehnt und bis in das kleinste Detail eine Wanderung durch die Thäler von Reichenau, Naßwald und Neuberg; im zweiten Capitel eine Wanderung nach Pitten, Sebenstein und Thernberg; im dritten eine Wanderung über Lilienfeld und Hohenberg nach Guttenstein; im vierten eine Wanderung durch das Potensteinerthal nach Guttenstein; im fünften Ausflüge von Reichenau aus; im sechsten eine Wanderung nach Buchberg (das sogenannte östreichische Chamouny); im siebenten die Besteigung des Gamskahrkogels in der Gastein. Die Schrift kann zugleich als Unterhaltungslecture wie Denjenigen als Führer dienen, welche diese interessanten, bald lieblichen, bald großartigen Gegenden besuchen wollen. Der Styl ist ein wenig östreichisch, nach Art der wiener Novellisten, d. h. pomphaft und stellt Alles in das blendendste Licht. Zugleich knüpft der Verf. an die besuchten Ortschaften geschichtliche Bemerkungen, an die Burgruinen alte Sagen und Historien, auch wol genealogische Notizen. Manche dieser Historien, sofern sie wahr ist, klingt schauervoll und ist mit aller barbarischen Unheimlichkeit der faustrechtlichen Zeit ausgestattet. So wird von Hans Christoph v. Buchhaim, welcher aus Raublust schon früher einen Vetter umbringen ließ und im Anfange des 14. Jahrhunderts lebte, folgende That erzählt, an deren Barbarei kaum die barbarischste Phantasie unserer Ritterromanschreiber heranreicht. Seine Gemahlin, gezwungen den brutalen Hans Christoph zu heirathen, unterhielt mit einem jungen Ritter ein Liebesverständniß. Der v. Buchhaim läßt auf den beglückten Liebhaber mit Hunden und Gefolge förmlich Jagd machen und ihn mit Spießen tödten. Hierauf sperrt er sein unglückliches Weib in einen großen eisernen Käfig, welcher vor ein Fenster der Burg gehängt wurde. Ihr gegenüber an einen Pfahl band man den Leichnam des Getödteten und gab ihr nur gerade so viel Speise, als hinreichte, ihr Leben zu fristen und ihre Qual zu verlängern. Dem Unwetter und bald wieder der heftigsten Sonnenhitze ausgesetzt, faulten ihr die Kleider vom Leibe. Der Anblick des durch die Raubvögel zerfleischten

Leichnams zerrüttete ihre Sinne. Darüber freute sich Hans Christoph dermaßen, daß er sie nur sein liebes Vöglein nannte, welches er vor das Fenster gehängt, um seinen Gesang zu hören. Erst nach einigen Wochen hatte die Arme geendet. In dieser Brutalität erkennt man die Gutmüthigkeit des jetzigen öſtreichischen Adels ebenso wenig wieder, wie in der Neigung der alten Bewohner Wiens zu Emeuten und Aufständen die Friedfertigkeit der jetzigen Wiener. Bei Erwähnung des alten berühmten Geschlechts derer von Trautmannsdorf macht der Verf. den Vorschlag zu einem Nationaldenkmal für Östreichs größte Helden. Friedrich den Schönen, dessen ritterlichen Bruder Leopold, den tapfern steierschen Ritter Baumkirchner, Stahremberg, den Vertheidiger Wiens, schlägt er dazu vor, aber vor Allem die Trautmannsdorfe, deren 16 auf dem Marchfelde neben Rudolf von Habsburg stritten, und 23 bis auf Einen bei Mühldorf 1321 in der Vertheidigung Friedrich's den Heldentod starben! So interessant viele geschichtliche Notizen sind, so erschienen uns doch manche Betrachtungen, wie die über die Einrichtungen bei dem Turnier u. s. w. nicht hierher gehörig und bereits zu bekannt.

Interessant ist eine beigegebene Gebirgskarte, ein Panorama der Alpenhäupter, wie es sich den erstaunten Blicken des Beschauers von der Spitze des Gamskahrkogels darstellt.

5. Erinnerungen einer Pilgerfahrt durch die Schweiz. Nach dem Französischen des Louis Veuillot. Augsburg, Kollmann. 1841. Gr. 12. 1⅙ Thlr.

Von dem Geiste dieses Buches wird man eine Ahnung haben, wenn man hört, daß die „Pélerinages de Suisse par *Louis Veuillot*", wovon es eine, wie in der Vorrede gesagt wird, sogar gemäßigte und bescheiden gesichtete Bearbeitung ist, im achten Hefte der „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland" außerordentlich günstig besprochen wurden. Das Buch ist eine Tendenzreise, berechnet auf Verherrlichung und Heiligsprechung der katholischen und Verhöhnung, Verunglimpfung und Verketzerung der protestantischen Religion. Ref. glaubt schon oben in einigen Bemerkungen über die Klöster, wozu ihm Strahl's Schweizerreise Veranlassung gab, dargethan zu haben, daß er auf keinem einseitigen Standpunkte steht und manchen Instituten, die dem katholischen Princip ihr Dasein verdanken, in gewissen Rücksichten eher das Wort redet, als sie geradehin verdammt; um so mehr hofft er auf Glauben Anspruch zu haben, wenn er versichert, daß ihm seit langem keine einseitigere, verblendetere und ungezügeltere Parteischrift zu Gesicht gekommen ist als diese. Gäbe sich nicht so häufig die glühende Sprache subjectiver Überzeugung kund, so würde diese Schrift auch hämisch und böswillig genannt werden müssen; jene liebenswürdige französische Wärme jedoch, die das Werkchen durchathmet, schützt den Verf. wenigstens vor diesem Vorwurfe. Hierzu ist es auch zu unbesonnen, zu wenig schlau, zu undiplomatisch und unjesuitisch geschrieben. Wir können nur eine subjective Verblendung annehmen, durch den Rückschlag herbeigeführt, den seine noch vor kurzem radical republikanische politische Gesinnung erfuhr, ein Rückschlag, der leicht ein warm glühendes Herz erschüttern und umwälzen mag, wenn es sich vertrauensvoll dem Radicalismus in die Arme wirft und plötzlich erkennt, wie haltungslos er ist, haltungslos viel weniger in seinen Principien, als vielmehr in den Individuen, die ihn vertreten und die darum nicht reussiren können, weil sie in chaotischer Geistesverwirrung und brutaler Herzlosigkeit keinen bindenden Vertrag, kein sittliches Gesetz anerkennen, meist perfide sind und doch überall Perfidität wahrzunehmen glauben und jedes Mittel, wenn es nur zum Zwecke führt, für anwendbar und heilig halten. Enthusiastische und fast kindlich gemüthvolle Menschen, wie Veuillot wirklich zu sein scheint, werden leicht von den Parteiführern gemißbraucht, hintergangen, mit Vorspiegelungen allerlei Art, durch große Worte, durch verführerische Aussichten geblendet und nach Befinden der Umstände bald vorgeschoben, bald empfindlich zurückgesetzt. Gehen ihnen dann, was früher oder später geschehen muß, die Augen über ihre Stellung auf, so stoßen sie die Individuen und leider mit ihnen auch alle Principien, denen sie früher anhingen, mit Gewalt und Abscheu von sich und werfen sich irgend einem Principe des radicalen Gegentheils, Veuillot dem radical katholischen, in die Arme, weil ihr weibliches Gemüth eines bräutlichen Anhaltepunkts bedarf. Es kann übrigens nicht fehlen, daß ein heiß empfindendes Herz wie Veuillot nicht der bloßen Lüge fröhnen kann, sondern auch jezuweilen das Wahre und Rechte trifft. „Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit", dieses Goethe'sche Motto paßt ebenso gut auf Veuillot's Schrift wie auf das Menschenleben. Doch hören wir einzelne Ansichten des Verf. Das erste Capitel beschäftigt sich mit Genf und seiner Geschichte. Bis zur Einführung der Reformation muß hier, wenn wir dem Verf. glauben wollen, ein wahres Paradies von Sitte, Tugend und Glückseligkeit gewesen sein; aber die Reformation wurde eingeführt und furchtbare Ausschweifungen und ein greuliches Chaos folgten diesen ersten Schritten auf dem Fuß. Die Unzahl der Secten und Parteien verwandelte die Stadt in eine aufgelöste und gährende Masse; und jetzt trat der Augenblick ein, wo die Sitten von Genf verrucht erscheinen und seine Geschichte schamroth macht. Unter diesen Umständen ließ es Gott zu, daß Johann Calvin Führer dieses Volks wurde.

Der Berichterstatter liebt den finstern, grausamen, herzlosen und despotischen Calvin ebenfalls nicht, es hat ihm immer bedenklich erscheinen wollen, wenn protestantische Geistliche bei Gelegenheit von Reformationsjubiläen u. s. f. in Kanzelvorträgen und Volks- und Jugendschriften Calvin neben Luther und Melanchthon stellten und in ihrem engherzigen ultraprotestantischen Eifer sogar seinen über Servet verhängten Urtheilsspruch zu vertheidigen, oder wenigstens sophistisch zu beschönigen suchten; aber Veuillot macht eine wahre Teufelsfratze aus ihm; er belastet den Geist der Reformation überhaupt mit den Vorwürfen, welche nur das Individuum treffen können, ja, wir meinen sogar, daß der Fanatismus, welcher Calvin beseelte, rein katholisch und romanisch war und mit dem germanischen Elemente der Reformation gar nichts gemein hat. „Kerker, Pranger, Staupbesen, Tod wurden nun die gewöhnlichen Zucht- und

Bildungsmittel", sagt Veuillot. Hier läßt sich nur fragen, ob es schändlicher sei, durch solche Zwangsmittel ein Volk zu einer neuen Lehre, die man für seligmachend hält, bekehren zu wollen, wie Calvin that, oder es durch noch umfassendere Zwangsmittel in den Schoos der alten Kirche zurückführen oder darin erhalten zu wollen, wie die katholischen Inquisitionsrichter gethan? Der Protestantismus hat keine Autosdafé aufzuweisen wie der Katholicismus; aber Veuillot vermeidet überall, die terroristischen Maßregeln der katholischen Kirche zu erwähnen, wogegen er andeutet, daß man nirgend mehr Hexen verbrannt habe als in den protestantischen Ländern. Solcher Verdrehungen bedient man sich, um den Geist des Protestantismus zu verdächtigen! Man verbrannte im protestantischen Deutschland wahrscheinlich Hexen, weil man weiter nichts zu verbrennen hatte und doch zeigen wollte, daß man ebenso gut Menschen verbrennen könne wie in den katholischen Ländern, weil man nicht wollte, daß die katholische Kirche etwas vorausHaben solle! Die hellflammenden Hinrichtungstage der Ketzer in Spanien, Portugal, den Colonien u. s. f., die Bartholomäusnächte, die blutrothen Dämmerungen der Judenverfolgungen übergeht der Verf. freilich! Mit anscheinender Gründlichkeit stellt Veuillot die verschiedenen Unbilden zusammen, welche die Katholiken in Genf angeblich von den Protestanten erlitten und noch zu erleiden haben. Dann heißt es:

Die katholische Religion und ihre Diener werden in öffentlichen Schriften schamlos angegriffen und verleumdet; die erhabensten Dogmen werden mit unsaglicher Gemeinheit verzerrt, die heiligsten Mysterien dem Spotte von Ignoranten preisgegeben, die schmählichsten Flugschriften unermüdlich verbreitet. Wollen aber die Katholiken darauf antworten, dann werden ihre Schriften unterdrückt u. s. w.

Und er fährt fort:

Doch konnte es diese Tyrannei und Ungerechtigkeit mit ihrem Trosse von frommen Betrügereien(!), Predigten und Flugschriften nicht verhindern, daß die Zahl der Katholiken in diesem Augenblicke bereits auf 8000 gestiegen und daß die wahrhaft religiöse Bevölkerung Genfs beinahe ausschließlich unter diesen 8000 Gläubigen zu finden ist.

Wie lächerlich, wenn ein Mitglied der katholischen Kirche die reformirte frommer Betrügereien zeihen will! Dumm und boshaft zugleich ist folgende Bemerkung:

Ganz unglaublich erscheinen aber die Belästigungen und Hindernisse, die man den Heirathen der Katholiken auf dem Lande entgegenstellt; und man wird zu dem Verdachte genöthigt, daß man die katholische Bevölkerung, weil man sie nicht reformirt machen kann, durch alle erdenklichen Mittel und mit Verachtung aller gesetzlichen Bestimmungen und Verträge wenigstens verderben wolle!

(Die Fortsetzung folgt.)

Weber und Berlioz.

So viel auch über die Aufführung des „Freischütz" im großen Opernhause zu Paris in deutschen Blättern geschrieben worden ist, erinnern wir uns doch nicht, daß man die kritische Apotheose Weber's, welche Berlioz selbst in dem Feuilleton des „Journal des débats" veranstaltete, gehörig beachtet hätte. Daher gestatten wir uns hier, nachträglich, aber nicht zu spät, einige Worte über Berlioz' enthusiastische Exclamationen. Wir kommen hier auf einen Anklagepunkt zu sprechen, den man den Deutschen nicht oft genug vorrücken kann. Während andere Völker, in gerechtem Nationalstolz und Nationalbewußtsein, ihre national gewordenen Größen, Feldherren, Künstler, Componisten, Dichter, zu bewundern fortfahren ohne an ihnen herumzumäkeln, ohne zu schwärzen was an ihnen glänzend, ohne in den Staub zu ziehen was an ihnen erhaben ist, tragen die deutsche kleinstädtische Vornehmthuerei, kritische Suffisance und unausstehlicher Brotneid offen die Absicht zur Schau, gerade die vaterländischen, populair gewordenen Genies zu bemäkeln und ihre Größe zu bezweifeln. Hiernach wäre Friedrich der Große ein bloßer gekrönter Krautjunker, Blücher, gegen die französischen Marschälle gehalten, ein ungeschlachter Haudegen, Schiller ein sentimentaler Phrasendreher, Cornelius ein bloßer Zeichnenmeister und Verbreiter katholischer Anschauungen, Weber ein Componist von Gassenhauern, Rauch nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Steinmetz u. s. w. Wie aber wenn ein Franzose an der Größe seines Ney oder Soult, dieser so oft geschlagenen Marschälle, an der Größe seines Méhul oder Boieldieu, an der Größe seines Corneille oder Racine u. s. w. zweifeln und mäkeln wollte? Er würde sich selbst ein nationales Verdammungsurtheil schreiben. Aber man frage in Berlin, sogar in Leipzig an, wie das vornehme Urtheil über Weber, diesen Schöpfer von so vielen reizenden, zum Herzen des Volks sprechenden Melodien, lautet! Man nennt ihn flach und trivial, weil das Volk ihn liebt, und doch ist es Gott, der durch das Volk spricht. Man höre dagegen, wie Berlioz über Weber's „Freischütz", urtheilt. „Es ist schwer", sagt er, „wenn man die alte und neue Schule durchforscht, eine Partitur zu finden, die durchweg ebenso untadelhaft, vom Anfange bis zum Ende ebenso interessant wäre, als die des „Freischütz", eine Composition, deren Melodie in den verschiedenen Formen, die zu bekleiden ihr beliebt, mehr Frische hätte, deren Rhythmen ergreifender seien, die an hervorragenden harmonischen Erfindungen reicher, in der Anwendung der Stimmmassen und Instrumente ohne Anstrengung kräftiger, ohne Ziererei anmuthiger wäre. Von der ersten Note der Ouverture an bis zum letzten Accorde des Finale ist mir unmöglich, einen Takt zu finden, den ich anders wünschen möchte. Einsicht, Phantasie, Genie glänzen überall mit so mächtigem Strahl, daß nur Ablerangen davon nicht geblendet werden könnten." Auf das Einzelne, z. B. wenn Berlioz die Ouverture eine gekrönte Königin, das Muster in diesem Genre nennt, näher einzugehen, würde zu weit führen. Etwas Rührendes hat es, wenn Berlioz erzählt, wie sehr er gewünscht habe, Weber auf seiner Durchreise durch Paris nach London sehen oder sprechen zu können. „Wie groß war meine Sehnsucht", ruft er aus, „ihn damals zu sehen! Mit welch zitterndem Herzen verfolgte ich ihn an dem Abend, wo er, schon leidend und wenige Stunden vor seiner verhängnißvollen Abreise nach London, der Wiederholung der „Olympia" beiwohnen wollte! Vergebens. Am Morgen desselben Tages sagte mir Lesueur: „Soeben hat mich Weber besucht. Fünf Minuten früher würden Sie mich ganze Scenen aus unsern Partituren auf dem Piano spielen gehört haben; er kannte sie alle." Wenige Stunden nachher trat ich in ein musikalisches Magazin: „Wenn Sie wüßten, wer dort gesessen hätte!" „„Wer?"" „Weber!" Auch in der Oper ist seine Mühe, Weber von Angesicht zu Angesicht zu sehen, vergebens. „Zu unbekannt, als daß ich wagen konnte, ihm zu schreiben, ohne einen einflußreichen Freund, der mich ihm vorstellen konnte, mußte ich, ohne ihn erblickt zu haben, das Haus verlassen!" So spricht ein enthusiastischer Franzose, warum müssen die Deutschen so kalt sein? Aber freilich, wir haben mehr Ehrfurcht vor einem vorlauten Ordensbande als vor dem stillen Wirken des schaffenden Genies. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 261. —— 18. September 1841.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 260.)

Im zweiten Capitel, Lausanne überschrieben, heißt es abermals, daß der Verbreitung der Irrlehre die Knechtschaft gefolgt, daß an die Stelle der Priester und Mönche, welche hier wie überall durch christliche Liebe, Wissenschaft und Glauben jene wahre Mündigkeit (!) des Menschengeschlechts vorbereiteten, welche die Kirche immer will und erstrebt, die Oligarchen von Bern getreten seien, um Lausanne unter ein ermattendes Joch zu zwingen!! Daß sich der Reisende in Freiburg, welches im dritten Capitel verhandelt ist, überaus wohl befindet, läßt sich denken, denn hier findet er Jesuiten, die nach seiner Ansicht nur der Kirche dienen, deren Gedanke auch der Gedanke der Kirche ist; die bestmögliche Gesellschaft, ja die einzig mögliche Gesellschaft ist nur in diesem Gedanken!

Ja, — ruft er aus — ich liebe sie herzlich, weil ich außer Gott meine Bekehrung ihnen zu danken habe; allein eben die Religion, worin sie mich unterrichtet haben, lehrt mich die Wahrheit über Alles lieben!

Pfui über einen gebildeten, kenntnißreichen Menschen, der sich in der Religion förmlich unterrichten lassen muß — und von Jesuiten! In Bern ist das erste Gebäude, welches sich dem Blicke des Reisenden zeigt, ein Gefängniß, für 400 Züchtlinge berechnet; das zweite eine protestantische Kirche, das dritte ein Casino. „So," ruft er ironisch aus, „fühlt man sich alsbald in einem wohlcivilisirten Lande!" Auch in Bern ist nach des Verf. Behauptung die wahre Sittlichkeit durch die Einführung der Reformation zu Grunde gerichtet worden; seitdem verlor das Volk nicht blos seine religiöse Freiheit (!), seine Ruhe, den geistlichen Trost der Priester, die Almosen der Klöster, den Kern und die befruchtende Weihe der Religion selbst, sondern es verlor auch seine politische Freiheit! Seitdem verlor es sich in brütende Stumpfheit, oder in die unwürdigen Gelüste einer finstern und heimlichen Verderbtheit unter dem gleißnerischen Mantel der Sittenstrenge, während die katholischen Bevölkerungen, von Männern geleitet, die ihren Beruf vom Himmel erhielten, in freier heiterer Beweglichkeit mit den alten Sitten die gutmüthige Munterkeit, die unbefangene Frische, die ehrwürdigen Gebräuche und den warmen Sinn für Kunst und lebendige Wissenschaft immerfort hegten und nährten! Zu den richtigen Bemerkungen gehört vielleicht diese:

Auch haben die Revolutionnaire überall, wo sie ändern und niederreißen konnten, mit einem richtigen Takte sich bemüht, das Costum der frühern Zeit abzuschaffen, als wenn das erste Merkmal der Gleichheit in schmuziger Vernachlässigung bestände; und dies hat sich auch alsbald auf die Sprachweise übergetragen, die nun in demselben Verhältnisse heftig und possierlich schwülstig wurde, in welchem sie vorher ruhig und würdevoll gewesen.

Aber der Verf. steigert seine Beschuldigungen folgendermaßen:

Tolle, verzerrte Redensarten, Maßregeln niedriger Rachsucht, Raubgesetze und einige Milderungen in der peinlichen Gesetzgebung, die nur für Spitzbuben und Verbrecher bedeutend sind und sein können: dies waren in der Schweiz wie in manchen andern Ländern die augenscheinlichsten Ergebnisse der Revolutionen.

In den Urcantonen befindet sich der Reisende wieder in seinem Elemente katholischer Verzückung; doch muß man gestehen, daß dieses katholische Element ein anderes in ihm zerstört hat, welches die gewöhnliche Krankheit der Franzosen ist: das Element des französischen Nationalegoismus in politischer Hinsicht; Veuillot, obgleich ein pariser Kind, nimmt ganz die Partei der Schweizer, der Urcantone, gegen die Übergriff der französischen Revolution, besser der französischen Herrsch- und Eroberungssucht. Der Reisende gibt uns eine dankenswürdige Darstellung jener wenig bekannten aber ruhmvollen Kämpfe vom 4. — 8. Sept. 1798 zwischen den Nidwaldenern und Franzosen und der voraufgegangenen Vorfälle. Er, ein Franzose, erzählt: Bern, Freiburg, Zürich, Luzern und Solothurn wurden geplündert, man erpreßte Millionen auf Millionen, und mit dem ungeheuern Raube nicht befriedigt, ließ der französische Gesandte die Briefe englischer Reisender auf der Post öffnen und nahm den Betrag der darin gefundenen Wechsel oder des Credits, der ihnen bei den Banquiers eröffnet war, in Anspruch. Wohin verloren sich diese Summen? fragt der Verf. Herr von Marbois wies ja bereits 1797, also vor der Plünderung der Schweiz, im Rathe der Alten nach, daß die Regierung damals 240 Millionen ausländischer Contributionen bei Seite geschafft hatte. Die perfide Willkür, womit erst eine untheilbare Republik, dann die rhodanische, die helvetische und tellianische Republik, endlich die sogenannte Einheitsverfassung von Paris aus geschaffen wurde, wird von Veuillot ebenfalls schonungslos dargethan. Sodann kommt er auf die ruhmvollen Tage von

Wollau, Richtenschwyl, Küßnacht, Immensee, Morgarten und Arth, wo Aloys Reding focht, zu sprechen; aber die verbündeten Cantone unterlagen der Übermacht; nur die Nidwaldener, welche höchstens 2000 waffenfähige Individuen jedes Alters und Geschlechts und einen Zuzug von 280 Freiwilligen aus den Nachbarthälern den 16,000 Franzosen entgegenstellen konnten, unterwarfen sich nicht. Ihr Untergang ist bekannt. Unter den Erschlagenen auf der Wahlstatt fand man 102 Frauen und 25 Kinder; überall wurde gemetzelt; 583 einzelne Wohnungen wurden geplündert und niedergebrannt, 60 Personen mit ihrem Priester am Altare von den entmenschten Horden Frankreichs, die im Namen der neubackenen französischen Freiheit die alte Freiheit der Schweizer hinwürgten, in ihrem letzten Zufluchtsorte, der Kirche von Stanz, ermordet. Aber in diesen vier blutigen Tagen hatten die Franzosen den schmachvollen Sieg mit dem Verlust von 3000 Gebliebenen bezahlen müssen. Diese und ähnliche mit Feuer und der Kraft der Wahrheit geschriebenen Partien sind es, welche den Leser auf eine Zeit mit dem Reisenden versöhnen können. Gleich darauf äußert er aber in Bezug auf die Entlibucher, sie seien so lebhaften und gewandten Geistes, weil sie katholisch seien; die Stumpfheit und Schwerfälligkeit der berner Landleute dagegen rührt, wie er zu verstehen gibt, von den Einflüssen des Protestantismus her. Wahrhaft elend und unwürdig ist die Schilderung, welche Veuillot von Zwingli's Charakter und Streben entwirft. Er nennt ihn einen zwar thätigen und kräftigen Geist, aber hochmüthig, hartnäckig, von zweideutigem Rufe und ohne sittliche Würde, von einem innern Triebe, d. h. vom Instincte des Raubvogels nach Zürich getrieben, um dort das große Werk der „Zwingli'schen Propaganda" zu beginnen u. s. w. Ich darf hoffen, daß diese wenigen Auszüge, die sich zwölffach vermehren ließen, von der Tendenz dieses Werkes einen hinlänglichen Begriff geben dürften. Der Verf. hat auch ein Gebet an die Jungfrau eingeschoben, worin es heißt: „Ist etwas Gutes und Heilsames in diesen Zeilen, so ist es dein Werk. Es gehört mir ebenso wenig an, wie die zarten Töne der Harfe angehören" u. s. w. Der Verf. kommt mir ungefähr vor wie jener einfältige Bauer, welcher, um sich das Himmelreich zu verdienen, ein Stück Holz zu dem Scheiterhaufen hinzutrug, auf dem Johann Huß, welchen man mit Vernunft und Schrift zu widerlegen unfähig war, verbrennt werden sollte. Auch Veuillot trägt sein Scheitlein Holz zu dem Scheiterhaufen herbei, den man in katholischen Landen dem Protestantismus gern errichten möchte, aber man fühlt sich versucht mit Huß auszurufen: Sancta simplicitas!

6. Ungarn durchreiset, beurtheilet und beschrieben von J. G. Elsner. Zwei Bände. Leipzig, Frohberger. 1840. Gr. 12. 3 Thlr.

Der Verfasser, bereits als ökonomischer Schriftsteller bekannt, hat eine Periode lang alljährlich, theils aus Neigung, theils in Geschäften Ungarn besucht, es nach allen Richtungen durchkreuzt, und beschreibt nun das Land, dessen größerer Gebietstheil uns fast noch eine terra incognita ist, besonders in landwirthschaftlicher Hinsicht, ohne deshalb die übrigen interessanten Seiten des Landes unerwähnt zu lassen. Man sieht, daß die Tendenz zahmerer, nutzbarerer und praktischerer Natur ist, als die Tendenz der eben besprochenen Pilgerfahrten des Franzosen Veuillot. Auch ein Nichtökonom wird das nicht gleichmäßig gut, aber immer lesbar und populair stylisirte Werk Elsner's mit Vergnügen lesen, wenn es schon ganze Partien enthält, welche eigentlich nur für den Ökonomen berechnet und genießbar sind. Der Verf. bemüht sich hauptsächlich, auf die ungemeine Productivität, deren Ungarn fähig ist, wie auf die vernachlässigte Cultur des Bodens hinzuweisen; er rügt nicht blos die Mängel, welche in der Landescultur obwalten, er ertheilt auch Rath und praktische Winke, denen der Stempel einer genauen Kenntniß und theoretischen Erfahrung aufgedrückt ist. Dies thut er sowol gelegentlich, als speciell in den beiden Schlußcapiteln des zweiten Bandes, worin er die ungarische Landwirthschaft, die Viehzucht, die Schätze des Bodens und Gewerbsfleißes, die Erhebung der Städte und des Mittelstandes bespricht, wovon er sich sogar bis zur Betrachtung der Zukunft Ungarns vom literarischen Standpunkte aus erhebt. Obgleich er Vieles rügt, so ist er doch mit Denjenigen keineswegs einverstanden, welche behaupten, das Land habe einige Jahrhunderte verschlafen und erwache nun auf einmal, wie durch ein Wunder aufgerüttelt.

Ich maße mir wahrlich nicht an — sagt er in der kurzen Vorrede — überall richtig zu sehen und zu urtheilen. Wer mir aber den Vorwurf machen wollte, ich sei parteiisch in meinen Darstellungen, der beweist, daß er Ungarn nicht kennt, oder daß er für seine Vorzüge muthwillig die Augen verschließt.

Mehr als diese Worte überzeugen von der Unparteilichkeit des Verf. die Ruhe, Umsicht und Gemessenheit der Darstellung. Von allgemeinerm Interesse sind viele Partien des Buches. Zuerst die Schilderung von Pesth, welche ziemlich umfassend ist. Der Verf. meint, daß man schwerlich in einer großen Stadt unter wenigerm Zwange leben dürfe als gerade in Pesth; denn der Ungar haßt in der Welt nichts mehr als eine beengende und sich in seine öffentlichen Angelegenheiten mischende Policei. Der Verf. besucht und schildert ferner Kremnitz, Schemnitz, Waitzen u. s. w. Die Beschreibung der unpraktikabeln, oft grundlosen Wege wiederholt sich oft, ist aber durch die lebendige Darstellung des Verf. immer interessant, besonders da wir an solche abenteuerliche Reisen in Deutschland nicht mehr gewöhnt sind. Doch wird das Reisen dem Deutschen dadurch erleichtert, daß in vielen Gegenden die Gastwirthe entweder Nationaldeutsche sind, oder doch wenigstens, wenn auch in einem verdorbenen Jargon, Deutsch sprechen. So theilte dem Reisenden ein Gastwirth mit, es sei vergangene Nacht in seinem Hause ein Mord geschehen, sodaß Jener nicht wenig erschrak. Als jedoch die Sache zur nähern Erklärung kam, fand sich, daß ihm ein Kind gestorben war. Je weiter sich der Reisende in die Einöden Ungarns verliert, desto unterhaltender wird die Reise.

Wer ein lebhaftes Bild von den Erscheinungen in den Wüsten Afrikas haben will — sagt der Verf. —, der sehe es auf den Ebenen Niederungarns bei großer Dürre. Da erschei-

nen ihm die vollkommensten Luftspiegelungen: Seen, Inseln, Ruinen, Städte u. dgl. Um ihn her tanzen in naher und weiter Ferne Wirbelwinde, welche mächtige Staubsäulen bis zum Himmel emportreiben und die ihn, wenn er gerade in ihre Bahn kommt, mit Staub überschütten. Die Hitze ist dabei unerträglich und an gutem Wasser großer Mangel. Außerdem brennen an vielen Orten Moore und von ihnen steigen Rauchmassen in die Höhe, als wenn Städte und Dörfer in Flammen ständen. Es sind ausgetrocknete Sümpfe, welche man durch das Brennen zu fruchtbarem Ackerlande umschafft.

Oberungarn unterscheidet sich wesentlich von Niederungarn; jenes, an Polen und Deutschland grenzend, hat sich von *beiden* Ländern Mehres angeeignet, auch haben sich *dort so viele* Völkerstämme festgesetzt und naturalisirt, daß fast jede Gegend einen andern Volkscharakter, ein anderes öffentliches Wesen zeigt. Anders ist es in Niederungarn, wo das mit Salpeter und Natrum geschwängerte Quellwasser auf die Gesundheit der Fremden schädlich wirkt und Ansiedelungen hindert; hier ist das eigentliche magyarische Wesen und Treiben, das in der Gegend der Theis im eigentlichen Sinne beginnt. Man findet hier unabsehbare Ebenen, auf denen man dieselbe Erfahrung macht wie auf der offenen See, d. h. man glaubt fortwährend auf dem tiefsten Punkte der Ebene zu sein, und sieht ringsum das Land sich erheben. Anfangs glaubte Elsner, es ginge stets bergan, bis er zurücksah und nunmehr bergab gefahren zu sein schien. So eben ist diese Fläche, daß sie bei der Nivellirung an vielen Orten auf die Entfernung einer Meile nicht einen Fuß Fall zeigt. Der Niederungar, der echte Magyar, ist gerade, ehrlich, gefällig und gastfrei; er nimmt den Fremden freundlich auf, ohne ihm demüthig entgegenzukommen. Spricht man seine Hülfe an, so kann man sicher auf Gewährung rechnen; wer sich mit ihm nur *unterhalten* kann, dessen Freund ist er. Gern hört er etwas Neues aus der Ferne, aber man würde ihn nur sehr schwer überzeugen können, daß es irgendwo besser sein könne als bei ihm. Die Gasthöfe fand Elsner im Innern oft viel besser eingerichtet, als er nach ihrem äußern Ansehen erwarten durfte.

Die bestgeschriebenste Partie ist die Schilderung der Landstrecken, welche von Debreczin bis tief hinab an der Theis im Sommer 1836 ausgebrannt waren und keinen grünen Halm mehr zeigten. Da wiederholen sich alle Erscheinungen der afrikanischen Wüste. So weit das Auge reicht, ruht ein graublauer Himmel auf der Erde und begrenzt den Gesichtspunkt überall in gleicher Ferne. Zuweilen scheint es, als zerrisse auf einer Seite der Vorhang und als öffne sich eine Aussicht hinter demselben. Dies ist aber nur Täuschung. Wer eine Gegend nur schön finden kann, wenn sie mit Bergen begrenzt oder durchsetzt ist, den ergreift hier ein drückendes Gefühl. Manchmal zwar äffen ihn ferne aufsteigende Wolken, von denen er anfangs fest behauptet, es seien Berge, bis er nach wenigen Minuten sich von seinem Irrthume überzeugt. In einiger Entfernung sieht man weiße Säulen, deren man oft genug wol ein halbes Hundert gleichzeitig im Gesichtskreise hat, bald nach oben, bald nach unten zugespitzt, zum Himmel emporsteigen und einen wahren Elfentanz halten. Es sind Staubwirbel, welche der Wind vor sich hertreibt. Die größern haben Gewalt genug, einen Wagen, den sie erreichen, umzustürzen. Ihre Schnelligkeit ist oft so groß, daß sie in einer Viertelstunde mehr als eine deutsche Meile durchlaufen; häufig, wenn einer gegen den andern stößt, zerstören sie sich untereinander. Auch die Luftspiegelungen sind hier oft sehr ausgebreitet, mannichfaltig und täuschend, sodaß man oft mittem im Sande von einem See eingeschlossen zu sein glaubt; und aus diesen Scheinfluten erheben sich eine Menge von Gegenständen: Gebüsche, Dörfer, Schlösser, Städte in den herrlichsten Gruppen; bald glaubt man Alleen von hohen Bäumen zu sehen, die sich in verschiedenen Richtungen durchkreuzen, bald Waldstrecken mit Lustschlössern und Pavillons, bald Dörfer mit großen Kirchen und hohen Thürmen, bald aber auch Städte, großartig und in antikem Styl gebaut. Zuletzt schrumpfen alle diese Herrlichkeiten auf einzelnstehende Bäume, Sträucher, Distel- und Dorngebüsche, Meierhöfe und elende Hütten ein. Ochsen-, Schaf- und Schweineheerden erscheinen in der Ferne wie ein Gewühl furchtbarer Ungeheuer, und während letztere größer als Pferde erscheinen, strecken erstere baumlange Geweihe empor. Das Wunder wird dadurch noch größer, daß alle diese Ungeheuer auf dem Wasser einhergehen und ihre Häupter in den Himmel zu erheben scheinen. Ebenso außerordentlich und furchtbar sind in diesen Strecken die Gewitter, die freilich ebenso schnell verschwinden, als sie losgebrochen sind. Ganz anders die Gegenden am Matragebirge, deren Schönheiten sich schon bei Sar entwickeln. Der erste Band erhält einen Anhang, welcher von den Fortschritten der Ungarn in der geistigen Cultur und von dem Leben der Einheimischen wie von dem der besuchenden Fremden handelt. Der zweite Band enthält zuvörderst einen Ausflug nach Fünfkirchen und dem Plattensee mit seinen reizenden Umgebungen und von da über Essegg nach Pesth zurück, eine Excursion von Ungarisch-Brod bis an die Matra und eine andere von Pesth nach Galizien. Die großartigen Aussichten auf das Tatragebirge, die Eisthäler, die Lomnitzerspitze u. s. w. sind mehr angedeutet als ausführlich beschrieben. Im zohler, thuroczer und trentschiner Comitate schien ihm das karpatische Gebirge mit dem Riesengebirge Ähnlichkeit zu haben, in der Gegend von Leutschau mehr mit den salzburger Alpen. Leutschau ist eine der sechszehn zipser Städte, welche trotz ihrer Kleinheit ihre seit Jahrhunderten bestehenden Vorrechte bis jetzt zu bewahren gewußt haben; sie haben ihre eigene selbständige Verfassung und halten ihre Versammlungen in Iglo. Der zähe deutsche Charakter, welcher eifersüchtig auf die alten Stadt- und Landschaftsprivilegien hält, spricht sich in der Stellung dieser deutschen Städtchen aus, welche noch ganz so wie vor 50 Jahren sind und ein Bild von den ehemaligen kleinen deutschen freien Reichsstädten geben. Sie schicken auch einen Landtagsabgeordneten ab, worauf sie sich nicht wenig zugute thun. Der deutsche Gastwirth zu Menyhard äußerte zu dem Reisenden: „Und wenn unser Herrgott vom Himmel käme, so könnte er ihnen ihre Gerechtsame nicht nehmen. Mehre Kaiser hätten dies schon versucht, ohne nur ein Iota davon nehmen zu können." Auch was der Verf. über die Adels-

aristokratie, über das deutsche und slawische Element, über die halbthierischen Zigeuner mittheilt, ist allerwege interessant, nur liegen diese Andeutungen und Betrachtungen an zu viel verschiedenen Orten zerstreut und die Résumés in den Schlußcapiteln sind zum Theil nur langweiligere Wiederholungen Dessen, was man schon gelegentlich in der eigentlichen Reisebeschreibung gelesen hat. Der Reisende erwartet von dem magyarischen Geiste, der sich jetzt so frei, lebendig und selbständig zu entwickeln beginnt, viel für Ungarns Zukunft; er achtet die Ungarn, er liebt ihr Land, er weiß um die Schätze, die es noch in seinem Schoose verbirgt; aber er weist auch immer darauf hin, daß die Betriebsamkeit und der theoretische Geist der Deutschen hierbei als Wünschelruthe hauptsächlich dienen müßten, um die Schätze zu heben, wie ja die hauptsächlichsten industriellen, intellectuellen und landwirthschaftlichen Fortschritte, welche Ungarn gemacht hat, fast nur deutschen Einflüssen zuzuschreiben sind. So sehr auch der einseitige Magyarismus jetzt beginnt, sich zu blähen und auf eigenen Füßen gehen zu wollen, so wird er das deutsche Element nicht von sich weisen können, wenn er nicht in seine alte Uncultur zurücksinken will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Dänemark.

Diejenigen, welche sich einen Begriff von der politischen Bildung der Dänen machen wollen, machen wir auf folgende gehaltvolle Schrift: „Have Staenderne i Roeskilde truffet det Rette? (Kopenhagen 1840), von F. Julius, aufmerksam. Bis in das letzte Jahrzehnd hinein wurden die Staatswissenschaften in Dänemark nicht viel gepflegt. Auf der Universität wurden sie selten vorgetragen, das Studium derselben von den Rechtsbeflissenen, die sich zum Staatsdienst vorbereiteten, fast gar nicht verlangt. Erst nach der Julirevolution ist der Eifer für sie erwacht. Auch haben in der neuesten Zeit einzelne talentvolle junge Männer dieselben gründlich studirt; aber nicht Wenige begnügen sich mit einer flüchtigen Bekanntschaft mit diesen so wichtigen Wissenschaften; sie suchen auf dieser Bahn nicht Wahrheit und gründliche Erkenntniß, sondern nur Popularität und Einfluß. Wurden früher die socialen Wissenschaften sogar von Männern vernachlässigt, die eine mehr oder weniger gründliche wissenschaftliche Bildung hatten, so mußten sie natürlich der Masse des Volks in einem noch höhern Grade fremd sein, weil ihr alle Vor- und Hülfskenntnisse, die den Zugang zu ihnen bedingen, durchaus fehlten. Unter solchen Verhältnissen gab Friedrich VI. seinem Volk eine landständische Verfassung und nun erst wurde der Mangel an politischer Bildung recht fühlbar und trieb Einzelne an, demselben abzuhelfen. Ein dankenswerther Beweis gemachten Fortschritts ist die obenerwähnte Schrift, in welcher der Verf. dem Publicum eine gründliche, im ruhigen Tone der Überzeugung abgefaßte Untersuchung über das Resultat von der Behandlung der Constitutionsfrage in der letzten Ständeversammlung zu Roskild geschenkt hat. Derselbe beginnt mit einer kurzen, ebenso sehr durch ihre Genauigkeit als durch ihr Colorit anziehenden Schilderung der Volksstimmung bei dem Thronwechsel, der Tendenz der Adressen und der nach und nach steigenden Annäherung und rastlosen Thätigkeit der Oppositionspartei, während die besonnene Reformpartei stumm blieb und erst durch die Krönungsadresse der Bürgerrepräsentanten in Bewegung kam. Darauf entwickelt er die Ermahnungen der liberalen Presse auf Veranlassung der bevorstehenden Zusammenkunft der Stände und die Wirkung davon auf den weniger aufgeklärten Mittelstand, welcher dem Strom folgte. Er hebt besonders hervor, daß des Volkes Unklarheit in politischen Vorstellungen und die schnelle Bildung der constitutionnellen Wünsche zu Anträgen an die Ständeversammlung die Menge dazu verleitete, das Verfassungswidrige in diesen Wünschen zu übersehen; daß aber die besonnene Reformpartei in der roeskildeschen Ständeversammlung ganz siegte, welche diese Petitionen für unziemlich erklärte und sie schon aus dem Grunde nicht unterstützte, sondern dieselben als historische Actenstücke einsandte. Nachdem er demnächst des Königs ganz besondere Stellung unter diesen Bewegungen, das Regierungsprogramm und die Bedeutung der Antworten auf die Thronbesteigungs- und Krönungsadressen hervorgehoben, schildert der Verf. des Regierungspersonals administrative Kräfte und Wirksamkeit.

Nicht ohne Werth für die Rechtswissenschaft ist folgendes Schriftchen: „De crimine raptus“ (Kopenhagen 1839), von F. C. Bornemann. Der Verf. hat seinen Stoff mit Scharfsinn und Gründlichkeit behandelt. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 262. — 19. September 1841.

Reiseliteratur.

(Fortsetzung aus Nr. 261.)

7. Ungarn und die Walachei in neuester Zeit. Vom Grafen von P... Leipzig, Reclam. 1840. Gr. 12. 1½ Thlr.

Nach dem Titel zu urtheilen, wird wol Niemand glauben, hier eine Übersetzung aus dem Französischen, statt ein Originalwerk vor sich zu haben. Das ist gerade so gut, als wenn man unechte Waare für echte, die mittelmäßige Copie eines Bildes für das Original feil bietet und verkauft. Es ist erstaunlich, wie schlau und erfinderisch man jetzt in allen Zweigen der Industrie geworden ist, denn man wird doch Buchhandel und Schriftstellerei, wenn sie sich solcher Betriebsmittel bedienen wollen, zuletzt nur für Industriezweige halten können, denen der geistige Stempel und eine höhere Tendenz fehlen. Vielleicht ist der Verleger vom Übersetzer hier überrumpelt worden, da man ziemlich weit in das Buch hineinlesen muß, um zu der vollen Überzeugung zu gelangen, daß man hier den bloßen deutschen Abklatsch eines französisch geschriebenen Buches vor sich habe. Wenigstens hätte man eine Aufklärung in einer Vorrede erwarten und fodern können, aber selbst eine Vorrede fehlt. Der Berichterstatter wurde zwar bald von dem gar nicht deutschen Charakter des Buches betroffen, von einer gewissen schlagenden Kürze des Styls, einer praktisch-politischen, wenn auch einseitigen Richtung, einer gewissen trockenen Gleichgültigkeit gegen die Reize der Natur und des eigentlichen Volkslebens. Der Franzose kann wol Enthusiasmus erkünsteln, einen Enthusiasmus, der mit der Phantasie und dem Gemüthe nichts zu thun hat, desto mehr mit der Schärfe des Verstandes und der an sich gewiß hoch zu achtenden strengen Ansicht von der Perfectibilität des menschlichen Geschlechts. Nur der Deutsche versenkt sich mit mystischer Wiedergebährungslust in die gegenständliche Welt, sein gemüthlicher Quietismus läßt ihn da Wurzel schlagen, und in diesem Empfindungszustande gibt er uns Gefühle und lyrische Orgien zum besten, statt Thatsachen und Principien. Des Berichterstatters Vermuthung, daß er hier mit einem ursprünglich französisch geschriebenen Reiseberichte zu thun habe, wurde erst S. 25 zu Gewißheit, als er folgende Stelle las:

Das Project, Rhein und Donau durch einen Kanal zu verbinden, ist jetzt von größerer Wichtigkeit denn je. Der König von Baiern beschloß 1825 die Idee Karl's des Großen auszuführen und die Verbindung des Rheins mit der Donau durch den Main zu bewirken. Die ziemlich langsam begonnenen Arbeiten werden jetzt mit einer für Frankreich verhängnißvollen Schnelle betrieben. Zu sehr mit unsern politischen Kämpfen beschäftigt, mühen wir uns mit eiteln Worten ab, während unsere Nachbarn diese Verkehrtheit benutzen. Wir bedenken das nicht, und doch steht hier der ganze Transitohandel von Deutschland auf dem Spiele, der verloren ist, wenn wir uns nicht vorsehen. Unser Kanalsystem, das wir Ludwig XIV. und dem Kaiser verdanken, unterstützt außerordentlich die glückliche Situation unserer vier großen Flüsse, die, schon in Verbindung mit dem Rhein, sich durch einen Kanal zwischen Rhein und Donau der letztern angeschlossen haben würden. Es war von einem Kanal zwischen Kehl und Ulm die Rede. Dieser Plan würde für uns der vortheilhafteste sein und sich auch am leichtesten ausführen lassen u. s. w.

Zugleich ist diese Stelle auch deshalb beziehungsreich, weil sie abermals darthut, daß der Franzose in seiner Selbstliebe bei Allem, was in einem andern Lande Tüchtiges unternommen wird, die Frage stellt, ob oder was es seinem Frankreich nütze oder schade! So sollen wir Deutsche, um Frankreich gefällig zu sein, schnell einen Kanal von Kehl nach Ulm anlegen! Freilich ahnt und fürchtet das Ausland, auch Graf P., die industriellen und mercantilen, zugleich die Nationaleinheit fördernden Entwickelungen, welche sich in regsamer Stille im Mutterschoose des deutschen Landes zu äußern beginnen. Das Buch des Grafen P. ist eigentlich nur ein flüchtiger politischer Streifzug mit einzelnen auf industrielle und mercantile Punkte gerichteten Flankenbewegungen. Ohne ein entschiedener Liberaler zu sein, interessirt er sich mit französischer Freisinnigkeit für die in Ungarn vorgehenden liberalen Entwickelungen, die er mit der praktischen Klarheit und Schärfe eines französischen Beobachters zusammenfaßt und beurtheilt. Den Bestrebungen des regsamen Grafen Széchényi wird großes Lob gezollt, den bäuerlichen Verhältnissen mit Recht mehr Freiheit gewünscht. England fördert die Emancipation der Sklaven in seinen amerikanischen Besitzungen, Ungarn die der Juden, aber an die Emancipation einer größern Menge von Unterjochten denken beide Länder nicht, Ungarn nicht an die der Bauern, England nicht an die der Fabrikarbeiter; denn die Aristokratie, dort der adligen Grundbesitzer, hier der Fabrikherren, fürchtet mit den bestehenden Verhält-

nissen auch den Wucher aufgeben zu müssen, den sie damit treibt. Indeß ist in der Lage der ungarischen Bauern manche Verbesserung eingetreten, mancher Misbrauch abgeschafft worden. Einer der ärgsten war wol der, daß der Adel die Einziehung der Steuern in den Dörfern früher den Juden übertrug. Mit dem Befehle des Barons versehen, begaben sich die israelitischen Banquiers in das ihnen überlassene Dorf und plünderten es, von der Unverschämtheit einiger gutbezahlten Heiducken unterstützt, buchstäblich aus. Die Geräthe des Bauern wurden verkauft, seinen Schafen die Wolle abgeschoren und seine kleinen Ersparnisse aufgesucht und mitgenommen u. s. w. (S. 48.) Wegen dieser schönen Ausbrüche ihrer Menschlichkeit redet man auch auf dem Reichstage den ungarischen Juden das Wort, während man die christlichen Sklaven, die von Jenen gemisbraucht und geplündert wurden, unter dem frühern Drucke verkümmern läßt!

An allseitiger Ergründung des ungarischen Landes und Volkes kann sich die Schrift des Grafen P. mit Elsner's Buche über Ungarn gar nicht messen, auch erhebt sich der Franzose nirgend zu der lebendigen und anschaulichen Darstellung, welche dem Deutschen in der Schilderung von Natur- und Volksscenen zu Gebote steht, dagegen hat das Buch des Franzosen manche formelle Vorzüge, eine gewisse Consequenz, Klarheit und Ordnung voraus. Graf P. besucht weiterhin Belgrad, dessen pittoresker märchenhaft orientalischer Anblick aus der Ferne ihn ebenso sehr überrascht, wie der Schmuz des Innern, der liederliche Verfall, welcher den allgemeinen Verfall des türkischen Reiches im Kleinen repräsentirt. Der Sturz von Milosch Obrenowitsch gibt ihm Gelegenheit zu einer längern Darstellung, worin er eine diplomatische Intrigue aufdeckt, „deren Früchte, trotz England, zum Nachtheile der hohen Pforte und doch mit deren Hülfe, Rußland erntete". Semlin, Semendria, Orsova, die Militaircolonien, die Bäder von Mehadia werden von dem Reisenden ebenfalls besucht und flüchtig beschrieben. Hierauf gibt ihm die Walachei Gelegenheit zu vielen oft interessanten Bemerkungen über die Geschichte des Landes, seine gegenwärtigen politischen und Handelsverhältnisse, seine materiellen Hülfsmittel u. s. w. Der Franzose verleugnet sich in diesen Beobachtungen nirgend; überall dringt er darauf, daß Frankreich innigere commercielle Verbindungen mit der Walachei anknüpfe, in den Haupthandelsstädten der Walachei und Moldau, z. B. Braïlow, Galacz u. s. w., Viceconsuln ernenne und sich weder von Östreich, von dem er gesteht, daß dessen Fortschritte in der Industrie größer seien, als die französische Gleichgültigkeit es vermuthe, noch von England auf diesen Handelsplätzen gänzlich ausschließen lasse. In Bukarest seien ohnehin französische Ideen mächtig und jeder Franzose werde wie ein Freund und Landsmann behandelt. Graf P. sucht auch aus der Sprache und allen möglichen Symptomen nachzuweisen, daß die Walachen noch halbe Römer seien, und da bekanntlich die Franzosen auf ihre Vermischung mit den alten Römern, mit denen sie sich so gern vergleichen, sich mehr zu gute thun, als auf das urgallische Element und germanischen Zusatz, so stellt sich zuletzt heraus, daß die Walachei fast nichts Anderes sei als ein Splitter, der zu dem großen Raume Frankreichs gehöre. Über Ursprung, Sprache und Treiben der Zigeuner, bei welcher Gelegenheit sogar ein deutscher Schriftsteller, Johannes von Müller, citirt wird (zu große Gnade), wird manches Interessante, wenn auch nicht so Neue gesagt, als der Verf. zu glauben scheint. Diese Donaureise schließt endlich mit ihrem Glanzpunkte, mit Konstantinopel, wo Graf P... dem Gefolge des belgischen Ministers O'Sullivan, welcher die seltene Erlaubniß zum Besuche des Serails erhielt, sich anschloß und so nicht allein die Moscheen, sondern auch die Geheimnisse des alten Sultanschlosses erforschen durfte.

Der Harem — schreibt der Verf. — besteht aus ungefähr 50 Zimmern, welche alle auf einen langen düstern Corridor gehen. Wo sind hier die Teppiche Smyrnas, die reichen Divans und die prachtvollen Tapeten Persiens? In tausend und einer Nacht. Nichts ist trauriger als das Gefängniß jener Unglücklichen u. s. w.

Zuletzt eine Betrachtung über die gegenwärtigen Zustände der Türkei, welche der Verf. für faul und unheilbar krank erklärt; die Verderbniß gewinne täglich mehr Raum, das ganze Triebwerk der Regierung sei abgestumpft, der Islam nur ein Anachronismus. Am uneigennützigsten, wird zuletzt behauptet, habe sich in der orientalischen Frage Frankreich benommen. Daran muß man freilich glauben, weil es ein Franzose sagt.

8. Reise durch Salzburg und Tirol nach Italien. Erster Band. Düsseldorf, Schreiner. 1840. Gr. 8. 1½ Thlr.

In den letzten Jahren sind einige Reisewerke über Italien erschienen, die nach der einen oder andern Seite hin trefflich und aller Beachtung würdig sind. Wir zählen zu ihnen die Schriften von Baumann und Grevérus. Leider aber sind wir übersättigt oder in der Aufmerksamkeit für literarische Erscheinungen durch die gesammte zerfahrene Gestalt des modernen Lebens gestört und zerstreut; das große Publicum will nur angenehm unterhalten, nicht belehrt sein und zieht Reisewerke in witziger, buntschillernder Skizzenform den gediegensten Itinerarwerken vor; die Gelehrten aber, die noch manches von den Genannten lernen könnten, reisen jetzt lieber selbst, schreiben über Italien selbst, glauben, es könne ja doch Niemand mehr und tiefer sehen als sie selbst, und begnügen sich höchstens mit ältern bereits anerkannten Werken. Die Zeiten sind vorbei, wo man Grevérus oder Baumann so als Autoritäten anzuführen sich veranlaßt fühlte, wie ehemals etwa Bartels oder später Kephalides. Jenen bessern Reiseschriften über Italien reiht sich das vorliegende Buch an. Doch ist zu bedauern und kaum zu erklären, daß sich der Verfasser nicht genannt hat. Anonymität schadet Werken dieser Art immer; der Name des Verfassers wirkt und haftet im Gedächtniß immer nachhaltiger als der bloße Titel nebst Angabe des Verlegers und Verlagsortes, und hat man den Titel vergessen, bei welchem Namen soll man das Kind nennen, wenn man es irgendwo empfehlen will? Etwas Anderes

ist es, wenn der Titel sehr pikant, der Inhalt sehr polemisch, maliciös und schonungslos und unter der Hand bekannt geworden ist, der Verf. sei ein Fürst oder doch nicht viel weniger. Es ist leider wahr, daß ein hochadeliger Schriftsteller, eine gräfliche Verfasserin, ein jüdischer Autor jetzt einen grossen Vorsprung vor dem blos bürgerlichen christlichen Schriftsteller voraus haben. Auch der Inhalt muß etwas Vornehmes zur Schau tragen, und Boz würde, wäre er kein Engländer und nicht als solcher dem deutschen Publicum lieb und werth, in Deutschland kein sehr erhebliches Glück machen, weil darin weder Frauen- noch Judenemancipation beantragt ist und blos die bürgerliche christliche Canaille bei ihm eine Rolle spielt. Daß er Englisch schreibt und daß man ihn in deutscher Übersetzung lesen kann, verändert den Standpunkt freilich. Doch kehren wir von dieser Abschweifung zurück. Vielleicht vermuthen wir recht, wenn wir annehmen, der Verfasser des vorliegenden Buches sei ein höherer preußischer Beamter aus den Rheinprovinzen. Er ist einer lebendigen Darstellung mächtig, weiß gut zu schreiben, berichtet über vieles Neue, faßt Bekanntes in neuer Weise auf und hat für die mannichfaltigsten Gegenstände einen freien, offenen Blick, für Volksleben wie für Naturscenen, für Kunst wie für Wissenschaft, für die historische Vergangenheit wie für die genreartige Gegenwart. Was ihn vor vielen Andern auszeichnet, ist seine gründliche classische Bildung, seine Kenntniß der Geschichte, wovon sich, besonders in der Beschreibung Venedigs und Roms, vielfache Beweise darbieten. Doch versteht der Reisende die gelehrten Elemente, die in ihm aufgehäuft sind und deren er sich gern entledigen möchte, stets in geschmackvoller und interessanter Weise zu verarbeiten. Wodurch können die Gefängnisse von San-Marco, oder die mamertinischen Gefängnisse dem Leser interessant werden, als durch Aufzählung der Greuel und Schrecken, deren furchtbare Behälter sie waren? Andere Reisende betreten und beschreiben uns auch wol diese Löcher, aber mit vor Schauder halb abgewandtem Blicke, während unser Reisende ihren geschichtlichen Moder aufwühlt und in den Chroniken und Annalen nach ihren Greueln forscht. So erzählt er uns die Kerkergeschichten vom Admiral Pisani, welcher wegen einer 1379 wider seinen Willen auf ausdrücklichen Befehl des Senats geschlagenen, verloren gegangenen Seeschlacht bei Pola gegen Lucian Doria in San-Marcos Kerkern büßen mußte, von Franz von Ferrara, von Carlo Zeno, dem tapfersten Helden Venedigs, von Carmagnola, dessen Füße man, um von ihm ein Geständniß zu erpressen, in glühende Kohlen steckte, nachdem er bereits im Dienste der Republik einen Arm verloren hatte, endlich die Kerkergeschichte von Jacopo Foscari, Sohn des Dogen Francesco Foscari, die an Ungerechtigkeit, Schändlichkeit und Grausamkeit alle übrigen Kerkererzählungen hinter sich läßt. In ähnlicher Weise führt er uns, auf Autorität der altrömischen Geschichtschreiber, die Greuel vor, deren unheimlicher Schauplatz die mamertinischen Gefängnisse und das tullianische Gefängniß, enge unterirdische Felsenlöcher waren, nach Sallust scheußlich und entsetzlich durch Unsauberkeit, Finsterniß und Geruch. Wir geben zu, daß einzelne Daten bekannt genug sind, aber sie sind nichtsdestoweniger interessant in dieser Zusammenstellung und Darstellungsweise und fesseln den Leser an Das, was der Verf. schildert, mit unheimlichem Grauen. Hier und da berichtet der Reisende über zu Bekanntes und oft Geschildertes in gar zu weitläufiger Manier; auch stimmen wir nicht immer mit den Principien überein, welche er, bei sonst höchst lebendiger und farbenreicher Beschreibung von Kunstwerken, in ästhetischer Hinsicht festhält, wenn bei ihm überhaupt von Principien und nicht vielmehr von dem blos unmittelbaren Eindrucke die Rede sein kann. Ein Urtheil über Cornelius, zu dessen großem Gemälde, das Weltgericht, er den Carton noch in Rom sah, hat uns um so mehr gefreut, weil wir in Cornelius nicht blos den größten und anregendsten Künstler des deutschen Vaterlandes, sondern auch die Persönlichkeit und den Menschen verehren. Cornelius sprach damals gegen den Reisenden nicht ohne tiefe Bewegung aus, es werde dies wol sein letztes Werk sein, wenn ihm der Himmel überhaupt dessen Beendigung verstatte. Der Reisende schildert seine Persönlichkeit wie folgt:

> Kräftig scheint der Körper des grossen Meisters, noch hat er nicht das funfzigste Jahr erreicht, keine Spur des Alters zeigt sich, dunkel ohne Grau ist das Haar, aufrecht die Haltung, und selbst die Züge des Antlitzes verrathen die volle ungeschwächte Kraft des männlichen Alters. Eine gewisse Bestimmtheit und Achtung gebietende Festigkeit drücken sich in ihnen aus, und im Auge nichts Vages, nichts Phantastisches, sondern ein klares Bewußtsein seiner selbst, ein scharfer Verstand.

Die Reise geht über Köln, Frankfurt, München in das Salzburgische und Salzkammergut, deren Naturschönheiten sehr lebendig geschildert werden. Dem Königssee geschieht indeß sein Recht nicht, der Reisende findet seinen Anblick melancholisch, todt, öde und starr. Er sah ihn aber auch an keinem sonnenhellen Tage, und Jedermann weiß, wie viel bei Gebirgsprospecten auf eine sonnenhelle oder sonst günstige Beleuchtung ankommt. Mit Recht ärgert er sich über die zum Theil häßlichen und höchst prosaischen Benennungen, welche diesen Naturschönheiten zu Theil geworden sind, während die Benennungen in der Schweiz, z. B. Wetterhorn, Schreckhorn, Finsteraarhorn u. s. w., oder am Rhein, z. B. Drachenfels, Donnersberg u. s. w. viel poetischer seien. Er führt von salzburgischen Namen an: Schafberg, Krottensee, Fuschlsee; es gibt aber im süddeutschen Alpenzuge noch viel seltsamere, halb possirliche, womit sich dies Sündenregister vermehren läßt, z. B. Pfandelscharte, Krotenkopf, Fuscherthörl, Krorenkogel, oder gar Kitzloch-Wasserfall, Schneperchen Spitze, Schuhflicker Spitze. Dagegen findet man auch einzelne charakteristische und einzelne Namen, wie Wetterstein, Wetterwand, Hocheis, Hoher Sonnenblick, Donnerkogel, Steinernes Meer u. s. w. Seine Reise durch Tirol veranlaßt ihn, eine klare und anschauliche Darstellung von der Insurrection der Tiroler und ihren wüthenden Kämpfen mit den Baiern und Franzosen zu liefern. Bei dieser Gelegenheit läßt er einen eigenhändigen Originalbrief Hofer's abdrucken, welchen ihm Johann Hofer,

des Andreas Vetter und Schloßhauptmann auf dem Schlosse Tirol, mittheilte. Ein zweites kleineres Schreiben lautet:

Habt nur Gedult, Gott wird uns alle segnen, sprecht einander Muth zue, und seid Standhaft; auf euch hoffe ich mich am meisten zu verlassen.

Schenperg (Schönberg) den 13. Aug. 1809.

in ell

Andere Hofer,

Obercommandant von Passeyer.

Sonst unterschrieb er sich auch wol: „Ehrnannter Commandant." Übrigens urtheilt der Reisende von dem Kriegsaufstande der Tiroler, die er überhaupt der Härte und Roheit beschuldigt, nicht sehr günstig; ihre Tapferkeit sei zu bewundern; aber man habe ihren Kampf in einem allzu großen Nimbus von Glorie und Ruhm dargestellt; religiöser Fanatismus, von den Geistlichen genährt, und blinde Leidenschaft, die sie vernunftlos in den Kampf und das Verderben getrieben, seien die Motive gewesen. Aber die Stimme der deutschen Nation gilt mehr als die eines Reisenden, der allem Vermuthen nach ein preußischer Beamter und an die strengste Subordination gewöhnt ist. Der Aufstand der Tiroler war viel werth in jener bangen Zeit; ihr Blut ist nicht umsonst geflossen; sie bewiesen, was ein kleines Volk, wenn es entschlossenen und heldenmüthigen Sinnes ist, gegen die Übermacht regelmäßiger Heere vermag; sie gaben das glänzendste Beispiel einer eigentlichen Landwehr und ihr Blutzeugniß wirkte segensreich auf den Nationalkrieg von 1813 zurück. In Italien besucht der Reisende Verona, Mantua, Padua, Venedig, Bologna, Ancona, Rom. Wollten wir interessante Auszüge geben, so wüßten wir in der That nicht, wo wir anfangen, wo endigen sollten. Aus mittelmäßigern Werken das Interessanteste mitzutheilen, ist schon darum Pflicht eines Berichterstatters, damit der Leser das Gute schon in der Recension beisammen hat und nicht erst in die Verlegenheit kommt, das Ganze des wenigen Interessanten wegen lesen zu wollen. Wie vortrefflich der Reisende zu schildern weiß, und zu welchem Schwunge sich zuweilen seine Reflexionen erheben, lernt man am besten aus seiner Schilderung der Campagna und der nächsten Umgebungen von Rom kennen. Der zweite Band, dem wir mit Vergnügen entgegensehen, wird uns in das blühende sonnige Leben Neapels versetzen, dem schon am Schlusse des ersten alle Pulse des Reisenden sehnsüchtig entgegenschlagen.

(Der Beschluß folgt.)

Guido von Arezzo. Sein Leben und Wirken. Aus Veranlassung und mit besonderer Rücksicht auf eine Dissertation: „Sopra la vita, le opere ed il sapere di Guido d'Arezzo", von Luigi Angeloni. Nebst einem Anhange über die dem heiligen Bernhard zugeschriebenen musikalischen Tractate. Von R. G. Kiesewetter. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1841. Gr. 4. ⅔ Thlr.

Der Name des um die Geschichte der Musik so verdienstvollen Hrn. Verf. ist hinlänglicher Bürge für den gewichtigen Werth auch dieser kleinen (nur 55 Seiten starken) Broschüre. Sie enthält eine scharfsinnige Kritik der bisherigen Nachrichten über den musikalischen Altvater Guido Aretinus und wurde besonders durch Luigi Angeloni's Schrift (Paris 1811) veranlaßt. Der Hr. Verf. prüft vorzugsweise die dem Guido bis auf heutige Zeit so verschwenderisch zugeschriebenen neuen Erfindungen in der Musik. Wie wird aber nun den blinden Verehrern Guido's zu Muthe werden, wenn sie hier wieder, aber beiweitem ausführlicher als in des Verf. „Geschichte der europäisch-abendländischen Musik" mit Gründen dargethan finden, daß der ehrwürdige Guido so viel von seinem fabelhaften Ruhme einbüßen muß, daß z. B. das Monochord, die Diaphonie, die saubere Solmisation mit der Mutation, die sogenannte Guidonische Hand und andere ihm aufgebürdete Sachen und Erfindungen durchaus nicht von Guido selbst herstammen und daß dieser nur auf die Erfindung zweier Gegenstände Anspruch zu machen hat, nämlich auf eine neue Methode des Unterrichts im Gesange zur leichten und sehr schnellen Erlernung desselben und auf zweckmäßige Notation des Gesanges auf und zwischen Linien — allerdings zwei Gegenstände, die für die damalige Zeit von so großer Wichtigkeit waren, daß der Name ihres Erfinders mit vollstem Rechte in der Geschichte der Musik aufbewahrt und gepriesen zu werden verdient. Die Meinung einiger Literaten, daß Guido in Bremen gewesen sei, nimmt der Verf. nicht an und stellt dagegen sehr triftige Gründe auf. Die letzten Seiten der Broschüre enthalten das Resultat, daß St. Bernhard nicht zu den musikalischen Schriftstellern zu zählen sei. Dieser kleine Anhang ist nicht weniger interessant als das Vorhergehende. Überall tritt die ausgebreitete Belesenheit und gründliche Sachkenntniß des Verf. glänzend hervor, der für seine, selbst dem äußern Umfange nach kleinen Arbeiten den wärmsten Dank aller Derjenigen verdient, die ein ernstes Interesse für die Geschichte der Musik haben. Zu der nachträglich gedruckten Anzeige, daß bereits eine neue Abhandlung des fleißigen Verf. „Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesanges vom frühen Mittelalter bis zu der Erfindung des dramatischen Styls und den Anfängen der Oper, mit musikalischen Beilagen" unter der Presse ist, kann hier noch die gewiß willkommene Nachricht hinzugefügt werden, daß auch bald des Verfassers „Darstellung der arabischen Musik, nach Originalquellen", als eins der gehaltvollsten Werke über diesen Gegenstand, im Manuscripte beendigt sein wird. 92.

Literarische Notizen.

Alexander le Noble hat bereits einige Früchte seiner in den Bibliotheken und Archiven der Schweiz unternommenen Forschungen veröffentlicht, nämlich einen bisher noch nicht gedruckten Brief Abälard's an Heloise, sammt einigen Hymnen in gereimten lateinischen Versen, und eine karolingische Genealogie des 9. Jahrhunderts, aus einem züricher Manuscript ausgezogen. Sie erschienen in der „Bibliothèque de l'école des chartes", einer periodischen, der Veröffentlichung ungedruckter Urkunden gewidmeten Sammlung.

Von Thomas Dick Lauder, Verf. von „An account of the morayshire floods", „Lochandu", „Wolf of Badenoch" u. s. w. erschien: „Highland rambles and long legends to shorten the way" (2 Bde.). Bentley's „Miscellany", das „Athenaeum", der „Inverness courier" und das „Dublin university magazine" sprechen sich hierüber anerkennend aus.

George Ramsey gab heraus: „Political discourses; including a discussion of the question of the ballot." Der „Aberdeen constitutional" sagt hierüber: „Das Werk ist mit Kraft und Eleganz geschrieben ... Des Verfassers vorzüglichstes Bestreben geht nach der Ausbreitung gesunder und richtiger Ansichten." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 263. —— 20. September 1841.

Reiseliteratur.
(Beschluß aus Nr. 262.)

9. Bilder aus Griechenland von Ludwig Steub. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 12. 2⅔ Thlr.

Unter den in diesem Berichte aufgestapelten Reisebeschreibungen treten diese „Bilder aus Griechenland" durch individuelle Vorzüge hervor; in keiner andern drücken sich, um so zu sagen, Geist und Leib des Verfassers so genau und lebendig ab; es ist die liebenswürdige Persönlichkeit des Reisenden, welche uns hauptsächlich an das Buch fesselt. Keiner unter den Vorhergenannten besitzt ein so ursprüngliches, gewissermaßen schöpferisches und gestaltendes Talent als Steub, womit sich classische Durchbildung, jugendlich dichterischer Schwung, Sprachfertigkeit, Laune und selbst ein Anflug von Humor verbindet. Auch das Unbedeutendste gewinnt durch Hinzutritt dieser Elemente Reiz und Interesse. Wenn er uns von S. 51—61 Theil 1 von seinen deutschen und griechischen Bedienten erzählt, welche er nach und nach in Athen in Dienst nahm, und von denen ihm der eine entlief, der andere ihn bestahl, ein dritter, natürlich ein Baier, sich und seine Dienstpflicht den freien Künsten des Zechens und Schlemmens aufopferte, ein vierter, ein Spartaner, ihm gleich am zweiten Tage vom Piräus aus folgenden lakonischen Zettel schickte: „Effendi! ich bin im Piräus bei meinem Bruder, der krank ist. Hier ist ein anderes Pädi; es ist gut, behalte es. Dein Diener Demetrius": so haben wir eine vollständige lebendig geschriebene Naturgeschichte der griechischen und bairischen Bedientenrace. Genrebilder gelingen dem Verf. überhaupt ganz vorzüglich. Er mischt sich gern unter die Schiffer, Schweinehirten, Gastwirthe, albanesischen Bauern und plaudert und geht mit ihnen in den Ergastiris, und wenn wir von der Liebenswürdigkeit seines Buches auf die Offenheit und Liebenswürdigkeit seines persönlichen Umgangs einen Schluß machen dürfen, so glauben wir gern, daß sich die Griechen, mit denen er zusammentraf, ihm ohne Rückhalt hingaben und in ihm jene germanische Gemüthlichkeit schätzen lernten, die nur zu oft, den Ausländern gegenüber, durch Plumpheit, Grobheit und Unbehülflichkeit verdeckt wird. Er erzählte ihnen dann von den „närrischen Kerln, den Germanen (früher bedienten sich die Griechen des bei den Türken gebräuchlichen, den Slawen abgeborgten Namens *Νιμτσε*, Nimtsche, wofür jetzt der alte Name, *οἱ Γερμανοι*, wieder in seine Rechte getreten ist), die das herrlichste Volk sind nach den alten Hellenen, alle Nationen lieben und von keiner geachtet werden, den Urborn aller Wissenschaft besitzen, unter 35 Fürsten getheilt, unter frostigem Himmel still und harmlos leben und vor etwa 20 Jahren den Napoleon besiegt haben". Die Griechen erscheinen bei Steub so ganz anders, als sie sonst mißliebige Touristen, welche zu vornehm oder zu griesgrämig waren, um sich mit dem Volke zu vermischen, darzustellen pflegen. Steub findet das griechische Volk im Kerne gesund, nüchtern und fleißig, rechtlich, vaterlandsstolz und menschenfreundlich. Besonders rühmt er den Schwung, den Studieneifer, die geistige Regsamkeit, den Drang nach europäischer wissenschaftlichen Bildung, welche der hellenischen Jugend im Allgemeinen inwohnen. Und wenn auch die Deutschen, unter denen sich allerdings viel abenteuerliches Gesindel befindet, in Griechenland im Allgemeinen persönlich nicht sehr beliebt noch geachtet sind, besonders bei den Anhängern des Alten, so ist doch der Ruf der deutschen Wissenschaft bei der hellenischen Jugend fest begründet, und während man früher die Hochschulen von Padua, Pavia, Pisa bezog, so sind jetzt die deutschen Universitäten, neben der von Paris, das Hauptziel der nach wissenschaftlicher Bildung strebenden hellenischen Jugend. Auch ältere Männer, welche in Deutschland studirt hatten, zeigten sich dem Reisenden für germanisches Wesen und Wissen hochbegeistert, so Glarakis aus Chios, jetzt in Patras, und Nomarch von Achaja und Elis, so Konstantinos Asopios, Professor in Korfu, der vollkommen fertig Deutsch spricht. Auch Ref. hat mehre in Deutschland studirende Griechen kennen gelernt, deren Fleiß, deren Bewunderung für deutsches Wissen, für deutsche Sprache groß waren, so z. B. einen Phanarioten in München, welcher — für einen Ausländer gewiß eine riesenmäßige Aufgabe — Grimm's „Deutsche Grammatik" aufs eifrigste studirt hatte und von Erstaunen über den großartigen Bau der deutschen Sprache hingerissen war. Wie, wenn ein alter Grieche jetzt aufstände und erführe, daß ein Neuhellene, Bibliakis, ein Buch über Griechenland in der „reichen und schönen" Sprache der deutschen Hyperboräer geschrieben habe! Ein Gespräch des Reisenden, das er mit

Mitro, einem Schweinehirten, Bakkalis, einem Krämer, und einem schönen jungen Mann, Namens Janni, bei seiner Abfahrt aus dem Piräus besonders über München hielt, worüber in Griechenland Ansichten im Schwange sind, welche der Fabel anzugehören scheinen, ist in seiner Art classisch durch die Naivetät der Redenden und die fast dramatische Haltung ihrer Charaktere. Auf Athen wirft der Verf. fast nur einen begeisterten Rückblick; ausführlicher beschreibt er Korinth und Akrokorinth, Patras, das herrliche Korfu.

Wie gut ist's — ruft er bei einem Spazierritte auf der Insel Korfu aus —, daß die Menschen der Ebenen und Haiden nicht wissen, wie schön die Welt ist; sie müßten sterben vor Sehnsucht, oder die Völkerwanderung ginge von neuem an.

Vergleicht man Steub's Berichte über Griechenland, so muß man gegen Pückler-Muskau's, Urquhart's und Anderer schwarzgallige Referate ein billiges Bedenken hegen. So lesen wir bei Steub:

Michaud macht das bedauernswerthe Hydra noch unglücklicher, als es wirklich ist. Er sagt („Correspondance d'Orient", I, 141): La population y (in Hydra und Spezzia) a été massacrée, tout y a été ravagé, surtout dans Hydra où il ne reste pas pierre sur pierre. Davon ist kein Wort wahr. Es steht noch ganz und gar. Vom Meere aus gesehen, prangt die Stadt wie ehedem in ihren besten Zeiten, und auch in ihren Gassen ist der Verfall nicht so sichtbar, da die Häuser gut geweißt und reinlich gehalten werden. Massacrirungen fanden auch nicht statt, da die Türken während des Krieges nie eine Landung veranstalten konnten.

Abermals ein Beispiel französischer Oberflächlichkeit und Sucht nach Übertreibungen des bloßen Effects wegen! Über das Verschmelzen der Albanesen oder, wie sie sich selbst nennen, Schkipetaren, mit dem hellenischen Stamme, wird manches Interessante beigebracht; auch über den schkipetarischen Dialekt, in dem übrigens nichts gedruckt worden, bis auf eine Bibelübersetzung, welche der Hauptmann von Xylander seiner Grammatik der albanesischen Sprache hauptsächlich zum Grunde legte. Ein Hydräer schrieb dem Reisenden folgende albanesische Phrase auf:

κοὺρ μὲ σίνιε κὰ καμίνι μὲ ζοκέριζ καγκίρ

neugriechisch:

ὅταν ἤρχοσουν ἀπι τὸ καμίνι (ἐξοχὴν) μὲ κουντουρίδια γεμάτο τὸν κόρφον. Nachsatz fehlt.

Die Schkipetaren selbst halten ihren Dialekt für unschreibbar; wenigstens haben sie keine eigenthümlichen Buchstaben dafür. Köstlich und humoristisch ist ein Bankett geschildert, welches der Reisende in Korinth mit drei Deutschen hält, unter denen besonders Herr Zöpfelmaier die Blicke auf sich zieht. In diesem Manne ist die gutmüthige und geschwätzige süddeutsche Kleinstädterei und Philisterei — die norddeutsche ist stumpfer und dumpfer — ergötzlich genug abgeschildert. Zöpfelmaier war Beamter in Griechenland, aber es wollte ihm in dieser Stellung gar nicht gefallen. Er raisonnirt etwa wie folgt:

Jetzt schlägt's acht Uhr; da fängt die Bureauzeit an. Ich schließe die Thür auf, und nun geht's hinein, dick und dünn, Alles durcheinander, Alles um mich herum. Daß die Leute in einer achtungsvollen Entfernung stehen blieben, warteten, bis man Einen nach dem Andern vorruft — kein Gedanke. Kyrie, Kyrie, heißt's von allen Seiten — der Eine klopft mich auf die Schulter, der Andere zupft mich am Rocke — drei oder vier fangen auf einmal an und erzählen eine ganze Geschichte, von der ich nichts verstehe — der Eine streift den Ärmel hinauf und zeigt einen Schuß, der Andere reißt das Hemde auseinander und zeigt einen Stich — die Weiber weinen. Gut! was thue ich? Mein Gott! da hat Keiner eine Gänsehaut am ganzen Leibe — da ist von Unterthänigkeit gar keine Rede! da breite ich meine Arme aus, schiebe den ganzen Umstand zurück und frage den nächsten Besten: Pos onomasese? das bedeutet, wie heißt du — und das hat mir ein guter Bekannter eingegeben, denn ich selbst habe diese Sprache nie lernen mögen, weil's eine verpfuschte Sprache ist und keinen Infinitiv hat; auch mit dem Futurum soll's ihnen schlecht gehen u. s. w.

Oder:

Da kümmert sich Keiner um den Bavaresen, wenn er auch noch so hohe Chargen hat — da rückt Keiner ein Fest, und wenn Sie erst in ein Kaffeehaus kommen! In N** da sagt die Kellnerin: 'Fehl mich Ihnen, Herr Zöpfelmaier, schaffen's eine Halbe? und einmal war eine von München da, die nannte mich gar Herr von Zöpfelmaier. Aber in Griechenland da heißt's in den Kaffeehäusern: Thelis ena Kafe, willst 'n Kaffee? orisis ena nero, magst 'n Wasser? Alles so recht despectirlich per Du, wie auf einem Maskenball.

Oder:

Übrigens habe ich mir nie viel aus diesen Raritäten gemacht in Athen und zwar aus guten Gründen. Der Plan von dem alten Athen ist verloren gegangen, und wenn jetzt noch hier und da ein Stückchen davon, wie aus einem Kellerloche in die neue Stadt heraufschaut, so weiß kein Mensch was es ist. Ja, wenn es Einem bestimmt gesagt werden könnte: das ist das Rathhaus, das ist ein Trumm von der Regierung, das ist das Zeughaus und so weiter, so würde man eher einen Gefallen daran haben. Aber so weiß man nie, wo man hintritt und was man angafft. Im Gegentheile, die Leute machen Einen noch confus, weil der Eine so, der Andere anders sagt. Ich bin vielleicht oft an der Pnyx vorbeigekommen und habe mit Fleiß nicht Acht gegeben; denn wenn ich bei dem viereckigen Rednerstande da gefragt hätte, was ist das? so hätte mir der Eine vielleicht geantwortet: eine Rednerbühne, der Andere: eine Fleischbank! — Wenn mich Einer fragte, wie sieht denn dieses Griechenland aus, so sage ich: Felsen und wieder Felsen, alle himmelhoch übereinander, ohne Baum und Strauch, ohne Laub und Gras, ohne Wasser — kein Bach, kein Fluß, kein Haus, kein Dorf — keine Menschen und kein Vieh — das ist Griechenland.

Aber Herr Zöpfelmaier beweist auch manchmal jene treffende und ergötzliche Ironie, welche der beschränkten Philisterei zuweilen wie ein Funke entfährt. Als z. B. die Rede auf Aristides kommt und daß dieser, als er verbannt werden sollte, selbst seinen Namen auf den Scherben schrieb, äußert Herr Zöpfelmaier ganz trocken: „Der wird auch schon gemerkt haben, daß es auf Einen Scherben mehr nicht ankommt." Zuletzt erbaut er die Gesellschaft mit südbairischen Schnaderhüpferln oder Schnaderhipfeln, die zum Theil allerliebst, selbst poetisch sind und von denen wir hier gern einige mittheilten, wenn wir es mit Baiern und nicht mit Griechenland zu thun hätten. Ebenso ergötzlich ist Herr Fasel geschildert, der nach Griechenland kommt, um aus den Trümmern des Alterthums und althistorischen Erinnerungen heraus Neugriechenland wiederherzustellen, und zu diesem Behufe immer ein Notizenbüchlein mit sich führt, worüber der Verf. ihn auf eine sehr launige und ironische Weise verspottet; endlich Dr. Ritterspori, aufgeblasen, geistreich, der von seinen Vorschlägen behauptet, sie kämen aus dem Innersten

der Staatswissenschaften, und welcher wünscht in Berlin zur Welt gekommen zu sein, weil er dort am richtigsten aufgefaßt und verstanden worden sei. Hübsch ist Rittersporn's Examen wegen einer Staatsanstellung geschildert. Die Commission besteht aus vier oder fünf Hellenen.

Ich trat stolz vor sie hin — erzählt Dr. Rittersporn — und sagte: Messieurs, je suis là. Dadurch wollte ich andeuten, daß die Unterhaltung französisch geführt werden müsse, denn Deutsch verstanden sie nicht. Sie legten mir nun ein Buch vor und baten mich die Stelle zu erklären, die sie mir bezeichneten. Es war der bekannte Titel: περὶ μέμψεως διαθηκῶν (zu Deutsch: von der Schaltung der Testamente), dessen Exegese mir an und für sich ein Spiel gewesen wäre. Nun machte ich aber einen unglücklichen Misgriff dabei; das ψ war mir nämlich nicht so recht geläufig, und so hielt ich es denn für ein φ und übersetzte ganz dreist: von Memphis und seinen Umgebungen. Übrigens dachte ich, ich brauche mich nicht so stricte an den Text zu halten, und so fing ich gleich einen freien Vortrag über die Pyramiden an. Das war's denn freilich nicht, allein der Irrthum kam hauptsächlich daher, weil ich nicht wußte, ob das Examen rein juridisch oder auch mit Historischem vermischt sein würde. Ich hatte nämlich die fixe Idee, Letzteres müßte der Fall sein, da ich selbst das Recht immer historisch studirt habe. — Die Commission horchte mir lange Zeit aufmerksam zu, endlich sagte mir einer: Vous êtes très savant, Monsieur — cependant, und so weiter. Indessen blieb ich bei der Klinge, und da sie nichts von den Pyramiden hören wollten, so schwatzte ich ihnen etwas von den Hieroglyphen vor und citirte Champollion und machte ihn lächerlich mit seinen Entdeckungen. Da ließen sie mich nun auch eine Zeit lang gewähren, endlich aber fingen sie an, mir verschiedene Fragen vorzulegen. Sie können sich nun an den Fingern abzählen, meine Herren, daß die Beantwortung nicht immer ganz klappte, weil die Commission die Testamente im Kopfe hatte und ich das alte Ägypten. So ging's fort, bis die gegebene Zeit vorüber war, und da standen sie auf und wünschten mir einen guten Abend.

Natürlich fiel Dr. Rittersporn durch. In diesen Figuren und in dem langweiligen mit einem itinerarium classicum schwanger gehenden Schlafmützius sind die verschiedenen Sorten deutscher Abenteurer, welche Griechenland besuchen, um es und in Griechenland sich zu verbessern, treffend genug persifflirt. 16.

Wittenberg und Rom. Historisch-romantisches Gemälde aus der Reformationsgeschichte von H. E. R. Belani. Drei Theile. Leipzig, Reclam jun. 1840. Gr. 12. 5 Thlr.

Die deutsche Sprache unterscheidet den Verdienst und das Verdienst. Wenn wir nun dem Leser sagen, daß es der Verf. mit diesem Werke blos auf den Verdienst abgesehen zu haben scheint, so wird er daraus selbst den Schluß ziehen, daß das Verdienst, welches sich Hr. Belani dadurch um die Literatur erworben hat, nicht eben allzu groß ist. Sollte aber der Leser für ein so voreiliges Urtheil zu gewissenhaft sein, so will ihm Ref. im Vertrauen gestehen, daß er seinerseits gar kein Verdienst daran hat entdecken können. Dies „Historisch-romantische Gemälde" ist nämlich weder Fisch noch Fleisch, weder ordentliche Geschichte noch echter Roman. Eins von beiden muß aber ein Werk nothwendig sein, wenn es auf irgend einen historischen oder ästhetischen Werth Anspruch machen will. Der historische Standpunkt ist ein vom poetischen so wesentlich verschiedener, daß eine vollkommene Vereinigung und Coordination gar nicht möglich ist. Entweder muß die Geschichte dem Gesetze der Poesie, d. i. der Schönheit, oder die Poesie muß dem Gesetz der Geschichte, d. i. der Wahrheit geopfert werden. Geschieht das nicht, so entsteht aus einer Mischung beider Elemente ein Mixtum-Compositum, das auf einen Geschmack, der daran nicht gewöhnt ist, leicht die Wirkung eines Vomitivs ausüben kann, oder die Zusammenkoppelung erscheint nicht anders als die des Pegasus und des Stieres. Daß sein Product kein echter Roman sein, hat Hr. Belani selbst gefühlt. Darum verwahrt er sich in der Vorrede gegen Angriffe dieser Art. „Daß es sich", sagt er, „hier um eine höhere (?) Tendenz handelt, als um irgend ein poetisches Romaninteresse, fällt in die Augen. Der Roman ist hier die Form, welche nur gewählt wurde, um dem tiefern Kern der Geschichte und dem Geiste derselben — der Lichtwerdung einer finstern Zeit — Eingang in das Volksleben zu verschaffen. Deshalb bitte ich für diese Form, die weiter keine Ansprüche macht, um mildere Beurtheilung." Gut. Aber glaubt denn Hr. Belani den Anfoderungen an eine historische Darstellung dermaßen Genüge geleistet zu haben, daß er auf solche Nachsicht Anspruch machen dürfte? Ist durch dieses historisch-romantische Gemälde irgend etwas für die Geschichte der Reformation gewonnen? Ist uns etwa für die Anschauung jener Zeit ein neuer Gesichtspunkt errungen? Sind die Data und Facta jener Zeit kritisch neu untersucht und festgestellt? Oder sind sie nur auf eine besonders vortheilhafte, sei es der Sache angemessene oder den Leser ansprechende Weise entwickelt, aneinandergereiht, sprachlich dargestellt und zu einem wohlgegliederten, organischen Ganzen zusammengefaßt? Auf alle diese Fragen muß mit Nein geantwortet werden. Die Auffassung jener Zeit ist die ganz gewöhnliche. Weder das Papstthum noch das Lutherthum wird uns von irgend einer neuen Seite dargestellt; sämmtliche Persönlichkeiten, Luther, Melanchthon, Karlstadt, Ulrich von Hutten, Leo X. u. A. zeigen sich hier wieder ganz als dieselben, als die sie auch in andern gewöhnlichen Darstellungen erscheinen, und so entbehren auch die einzelnen Handlungen und Ereignisse jeder eigenthümlichen, neuen Beleuchtung. Von einer kritischen Untersuchung und Sichtung vollends ist gar nicht die Rede, und was endlich die Entwickelung und Darstelluug betrifft, so ist diese, vom Standpunkte der Historiographie betrachtet, eine so mislungene, als man sich nur denken kann. Die Form eines Romans, weit entfernt der Geschichtsentwickelung förderlich zu sein, ist ihr im Gegentheil auf alle Weise störend und hinderlich. Erstlich ist der historische Faden wegen des Romans falsch angeknüpft; dann wird er, statt ruhig fortgesponnen zu werden, alle Augenblick durch den Roman zerrissen, und bei der Verwebung endlich muß er es erleiden, daß er — abermals um des romantischen Interesses willen — hier falsch aufgezogen, dort eingeschlagen wird und mithin gar nicht dazu gelangen kann, ein geordnetes Bild der Zeit mit klaren Figuren zu gewähren. So werden z. B. sehr viele der allerwichtigsten Ereignisse bei unwichtigen Gelegenheiten nur beiläufig oder nachträglich erzählt; dadurch kommen sie gleichsam auf die linke Seite des Gewebes zu stehen, und auf der rechten präsentiren sich statt ihrer entweder leere Stellen oder untergeordnete Figuren. Ein anderes formelles Misverhältniß ist durch die theilweise Benutzung der „eigenen, historisch-bewährten Worte" entstanden. Entweder es mußten alle Personen in der Sprache ihrer Zeit reden, oder gar keine. Nach Belani's Anlage erhalten Diejenigen, welche mit ihren eigenen Worten eingeführt werden, im Verhältniß zu Denen, die in moderner Sprache reden, eine zu isolirte Stellung, die nicht einmal immer zu ihrem Vortheil ist. Überdies scheint die Benutzung der eigenen Worte nur aus Bequemlichkeit hervorgegangen zu sein; der Verf. hat sich dadurch die Mühe erspart, das aus den Chroniken, Briefen und Acten jener Zeit Gewonnene für seinen Zweck umzugießen und umzugestalten. Diese Bequemlichkeit zeigt sich auch in der Handhabung des Styls, der sich durchweg als das Product eines routinirten, aber nachlässigen Vielschreibers zu erkennen gibt. Er zeichnet sich durch nichts aus, auch nicht durch Popularität. Er bedient sich — ebenfalls aus bequemer Benutzung des Vorhande-

nen — aller der in der Geschichtschreibung üblich gewordenen Ausdrücke einer gelehrten Terminologie, die dem Volke zum großen Theil unverständlich sein müssen, und er legt dieselben sogar Personen in den Mund, die sonst gar nicht als gelehrt dargestellt werden. Man sieht also keinen einzigen Grund dafür ein, daß die Geschichte Luther's und seiner Zeit, die schon so oft behandelt ist, in der Weise, wie es von Hrn. Belani geschehen, noch einmal behandelt ist. Es ist daher diese Arbeit ein durchaus überflüssiges, mithin verdienstloses Unternehmen, nicht nur vom ästhetischen, sondern auch vom historischen Standpunkte aus betrachtet. Der gar nicht existirende historische Werth kann daher auch nicht als Deckmantel für die poetischen Fehler benutzt werden. Deren aber sind so viele, daß sie sich kaum aufzählen lassen. Hier möge nur auf die ganz mislungene Charakteristik der beiden romantischen Hauptfiguren, Guideon und Hedwig, hingewiesen werden. Das Hin- und Herschwanken in ihrem Charakter zwischen dem Katholicismus und Protestantismus erscheint, wie es hier dargestellt ist, so unwahr und unnatürlich und macht deshalb einen so widerwärtigen Eindruck, daß man, statt an ihrem Schicksal Theil zu nehmen, einen Widerwillen gegen sie empfindet. Manche Scenen, z. B. die in Passau spielenden, tragen ganz das gemeine Gepräge der ordinairen Ritter- und Klosterromane. 126.

Bibliographie.

Apiarius, G. B., Sollte es wirklich schon an der Zeit sein, ernste Maßregeln zur Unterdrückung des Pietismus zu ergreifen? Eine höchst bedenkliche Frage, auf Veranlassung des Bremer Streits untersucht. Gr. 8. Bremen, Heyse. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Benedix, R., Der Schmuggler. — Die Nonne. Zwei Erzählungen. 8. Wesel, Klönne. 1 Thlr.

Bernd, Ch. S. Th., Die Hauptstücke der Wappenwissenschaft, verfaßt und mit vielen Beispielen und Abbildungen erläutert. 1ste Abth., enthaltend den Ursprung der Wappen, Geschichte des Wappenwesens u. s. w. — Auch u. d. T.: Das Wappenwesen der Griechen und Römer und anderer alter Völker, ein Vorbild des mittelalterlichen und neuen. Aus den Schriften und Kunstdenkmählern des Alterthumes und Mittelalters dargestellt und mit mehr als 900 Abbildungen auf 17 Tafeln erläutert. Gr. 8. Bonn, Weber. 4 Thlr.

Bernoulli, Ch., Handbuch der Populationistik oder der Völker- und Menschenkunde nach statistischen Erhebnissen. Gr. 8. Ulm, Stettin. 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 Gr.)

Ein Blick in die inneren Zustände des preuß. Staates nebst einer Analyse der „Vier Fragen" eines Ostpreußen und kurzer Kritik vier seiner Gegner. Gr. 8. Berlin, Plahn'sche Buchhdlg. 5 Ngr. (4 Gr.)

Brennglas, Ad., Buntes Berlin. 10tes Heft: „Berliner Buntes." — 11tes Heft: „Herrn Buffey's schönster Tag," oder: „Hulda's Hochzeit." Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann. Gr. 12. Berlin, Plahn'sche Buchh. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Caledon. Sammlung der besten schottischen Gedichte und Lieder älterer und neuerer Zeit. 2ter Band. — Auch u. d. T.: W. Motherwell's und R. Tannahill's Gedichte deutsch von H. J. Heintze. Mit Notizen aus dem Leben beider Dichter und erläuternden Bemerkungen. Gr. 12. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Atala. Von Chateaubriand. Die indische Hütte. Von Bernardin de St. Pierre. 16. Dresden, Bromme. 15 Ngr. (12 Gr.)

Dibelius, W., Christliche Heortologie, oder die heiligen Zeiten der Christen nach ihrem Ursprunge, ihrer Bedeutung und ihrer Feier dargestellt. 8. Halle, Kümmel. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Dirksen, H. E., Vermischte Schriften. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Besser. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Grisebach, A., Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839. 2 Bände. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 Gr.)

Hegel und Preußen. Gr. 12. Frankfurt a. M., Jäger. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Hilding, J. G. L., Der Saga Saal, eine nordische Dichtung in drei Gesängen. 8. Halle, Heynemann. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Höffmann, F. S. W., Griechenland und die Griechen im Alterthum, mit Rücksicht auf die Schicksale und Zustände in der späteren Zeit. Sechs Bücher. 1stes bis 5tes Buch oder 1ste Abth.: Das griechische Festland. — 6tes Buch oder 2te Abth.: Die Inseln und Kolonien der Griechen. Gr. 8. Leipzig, Dyk. 6 Thlr.

Jäger, J. N., Empirische Psychologie. Gr. 8. Wien, Heubner. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Irenäus, Erwiderung auf das Schreiben des Herrn Pastors Petri in Hannover, die Mission und die Kirche betreffend. Gr. 8. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Kobbe, P. v., Römische Geschichte. 2ter Theil. Von dem ersten Punischen Kriege bis Augustus. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Kunz von der Rosen, Kaiser Maximilians I. lustiger Rath. Ein Beitrag zur Geschichte der Hofnarren. Mit dessen Bildniß. 16. München, Lentner. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Marggraff, H., Johannes Mackel. Bunte Schicksale einer häßlichen doch ehrlichen deutschen Haut. 2 Theile. 8. Leipzig, Engelmann. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Norvins, Geschichte des Kaisers Napoleon. Nach der neunten französischen Auflage ins Deutsche übersetzt und vermehrt mit einer Biographie der hundert berühmtesten Feldherrn des damaligen Frankreichs, von H. Elsner. 1ster, 2ter Band. Kl. 8. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr.

Pascal's sämmtliche Schriften über Philosophie und Christenthum. Aus dem Französischen übersetzt von K. A. Blech. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Pascal's Briefe an einen Freund in der Provinz. Mit einer historischen Einleitung. 8. Berlin, Besser. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1842. Herausgegeben von Th. Hell. 31ster Jahrg., oder Neue Folge, 2ter Jahrg. Mit 3 Stahlstichen. Gr. 16. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr.

Der Raub der Draupadi, der Gattin der fünf Pândawas. Aus dem Indischen in den Versmaassen der Urschrift übersetzt von *M. Fertig*. 8. Würzburg, Stahel. 10 Ngr. (8 Gr.)

Schillers Dramen in erzählender Form, bearbeitet von Mehreren. 1stes Bändchen: Wilhelm Tell u. s. w. — Auch u. d. T.: Wilhelm Tell. Historisch-romantisches Gemälde von H. E. R. Belani. Gr. 16. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Schmid, S., Dramatische Werke. 1ster Band. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Schneider, L., Der böse Blick, oder: die Queise in den Jahren 1538, 1638, 1738 und 1838. Historischer Roman in vier Abtheilungen. 3te Abth.: Berlin vor 100 Jahren. — Auch u. d. T.: Berlin vor 100 Jahren. Historischer Roman. 8. Berlin, Hayn. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Auch eine, und zwar die allernothwendigste Vertheidigung für den Bischof Dräseke. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 5 Ngr. (4 Gr.)

Vincke, L. F. v., Der zweite Punische Krieg und der Kriegsplan der Carthager. Eine historisch-politische Vorarbeit zu einer Geschichte des zweiten Punischen Krieges. Gr. 8. Berlin, Besser. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1842. In Verbindung mit Andern herausgegeben von G. Pfleninger. 5ter Jahrg. Mit 1 Stahlstich. Gr. 16. Stuttgart, Belser. 20 Ngr. (16 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 264. —— 21. September 1841.

Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, Maler. Herausgegeben von dessen ältestem Bruder. Zwei Theile. Hamburg, F. Perthes. 1840. Gr. 8. 5⅓ Thlr.

Wenn ein ernster, sinniger, gemüthlicher Mann sich der Kunst widmet, tritt er mit ihr in ein ganz anderes Verhältniß als der muntere, rasch und leicht auffassende, wiedergebende, wechselnde. Während letzterer in seiner bald gefundenen, ihm eigenthümlichen Weise vergnüglich schafft und Andere in seinen Vorstellungskreis zieht, kostet jenem die Kunstbetriebsamkeit Anstrengung, er befriedigt selten sich selbst, und darum auch nicht Andere; während die frische Arbeit des Schnellfertigen mit allgemeiner Verständlichkeit den Beifall der Welt gewinnt, bedarf das Werk des Langsamvollendenden der Auslegung und wird daher von Wenigern gewürdigt, auch nicht immer sammt der auslegenden Nachhülfe ganz verstanden. Man hat diesen Unterschied der Künstler und Kunstwerke wol mit den Namen des Oberflächlichen und Tiefen bezeichnet, und freilich wird die Oberfläche der Gegenstände mit den Sinnen mühelos wahrgenommen, die unsichtbare Tiefe hingegen nur durch Anstrengung des Gedankens gefaßt; allein auf der andern Seite ist nicht jedes Verständliche nur gedankenlos oberflächlich, und nicht jedes Unverstandene gedankenlos tief; ja, wenn man von gemeiner Wirklichkeit und Phantasterei spräche, wäre die Sache wieder unangemessen ausgedrückt, indem jede Kunstwirklichkeit aus irgend einer Phantasie hervorging und jede Kunstphantasterei sich irgend eine Wirklichkeit angeeignet haben muß, um nur bei Werken in Frage zu kommen. Besser vielleicht ließe sich für die Kunst, wie für den Anblick der Welt, ein Vorgrund und Hintergrund namhaft machen; jener zeigt die Gegenstände deutlich, dieser undeutlich; wer Vorgrundliches schafft und darstellt, wird leicht begriffen und verstanden, wer Hintergrundliches wahrnehmbar zu machen sucht, stößt auf besondere Schwierigkeiten und wird mit Mühe verständlich. Solche hier angedeutete Doppelbestrebung fände sich wieder bei jeder Auffassung der Natur und der Menschenwelt, der physischen Phänomene und menschlichen Leidenschaften oder Charaktere, ja in jeder Kunst, wenngleich sie auf einen andern Sinn wirkt als das Gesicht, z. B. Musik; wie denn Rossini und die ihm ähnlichen Italiener als Freunde des Vorgrundes, und Beethoven mit den ihm ähnlichen Deutschen als Freunde des Hintergrundes angesehen werden könnten. Soll das Schlimmste dieser Richtungen nach ihren äußersten Enden bezeichnet werden, so wäre dies für vorgrundliche Bestimmtheit das Alltägliche, für hintergrundliche Unbestimmtheit das Verworrene und die spätesten Werke jener genannten Tonkünstler möchten auch dafür als Beispiel gelten.

Zu Erwägungen dieser Art geben die Schriften des Malers P. O. Runge Anlaß, der im ersten Zehnd unsers Jahrhunderts zu früh seiner Familie und seinen Freunden entrissen wurde. Er schätzt in den Darstellungen der Kunst weniger sie selbst und das Geschick, welches darin sich kund gibt, als die Bedeutung und den Sinn, für welchen der künstlerische Ausdruck gebraucht worden. Nur dadurch überhaupt ist er zur Kunst gekommen, er hat sich von Jugend auf gesehnt, Worte oder Zeichen, oder irgend Etwas zu finden, sein inneres Gefühl Andern deutlich zu machen, ward selten verstanden, weil, wie er meint, der eigentliche Gebrauch der Worte verloren gegangen, und es sollte doch die rechte Kunst weniger darauf sehen, wie Einer etwas sagte, sondern, daß er etwas sagte und zu sagen hätte (Th. 1, S. 5). Ihn ergreift die Natur in ihrem großen Zusammenhange, er fühlt, „die Elemente der Kunst seien nur in den Elementen selbst zu finden", und daraus entwickelt sich ihm für Malerei die Ansicht (S. 17):

> Zuerst bannten die Menschen die Elemente und Naturkräfte in die menschliche Gestalt, das ist das eigentliche historische Fach, das größte Bild, was daraus entstand, war das jüngste Gericht. Jetzt fällt der Sinn mehr auf das Gegentheil, wir sehen oder sollen sehen in jeder Blume den lebendigen Geist, den der Mensch hineinlegt, und dadurch wird die **Landschaft** entstehen, der Mensch dringt seine Gefühle den Gegenständen um sich her auf und dadurch erlangt Alles Bedeutung und Sprache. Die Freude, die wir an den Blumen haben, ist noch vom Paradiese her, die Blumen, Bäume und Gestalten werden uns dann aufgehen, und wir haben einen Schritt näher zur Farbe gethan. Die Farbe ist die letzte Kunst, die wir auf eine wunderlich ahnende Weise wieder nur in den Blumen verstehen. Ihnen liegt das ganze Symbol der Dreieinigkeit zum Grunde; Licht können wir nicht begreifen, und die Finsterniß sollen wir nicht begreifen, da ist den Menschen die Offenbarung gegeben und die Farben sind in die Welt gekommen, das ist: blau und roth und gelb. Das Licht ist die Sonne, die wir nicht ansehen können, aber wenn sie sich zur Erde oder zum Menschen neigt,

wird der Himmel roth. Blau hält uns in einer gewissen Ehrfurcht, das ist der Vater, und roth ist ordentlich der Mittler zwischen Erde und Himmel, wenn beide verschwinden, so kommt in der Nacht das Feuer, das ist das Gelbe und der Tröster, der uns gesandt wird, — auch der Mond ist nur gelb.

Aus diesen Äußerungen des Künstlers (Dresden 1801 und 1802), die er selber mystisch nennt, ergibt sich seine eigenthümliche Richtung zum Bedeutungsvollen aller sichtbaren Auffassung und Darstellung, seine Vorliebe für die Blumenwelt und auch für die sinnverhüllende Kinderwelt, sein Bestreben zur Erforschung der Farben und ihrer Verhältnisse, verbunden mit der religiösen Überzeugung einer durchgängigen Offenbarung Gottes in der gesammten Natur, welche als Seele des künstlerischen Bestrebens dessen Leistungen geistigen Werth ertheile und mit treuer Innigkeit ergriffen werden müsse.

Am zugänglichsten für Betrachtung sind Runge's durch die Radirnadel vervielfältigten vier Zeichnungen der Tageszeiten. Blätter und Blumen schießen empor, auf ihnen sitzen Kinder, schauen in die Kelche, machen Musik, Himmel und Wolken über und neben ihnen, farbige Übergänge, Dreiheit der Gruppen, in Beziehung auf Dreieinigkeit, fliegende Engel, eingeschlafene Kinder u. s. w., Alles in sinniger und wohlgefälliger Verschlingung. Die ganze Mannichfaltigkeit der Beziehungen aufzufinden, hält schwer, selbst mit Beihülfe der Erklärungen des Urhebers (S. 31), und er gesteht, indem er nur leichte Decorationen machen gewollt, sei wider Willen seine größte Composition hervorgebracht, alle vier Bilder gehörten zusammen und er habe sie bearbeitet wie eine Symphonie. Er gibt darüber (S. 82) folgende Andeutung.

Der Morgen ist die grenzenlose Erleuchtung des Universums; der Tag ist die grenzenlose Gestaltung der Creatur, die das Universum erfüllt; der Abend ist die grenzenlose Vernichtung der Existenz in den Ursprung des Universums; die Nacht ist die grenzenlose Tiefe der Erkenntniß von der unvertilgten Existenz in Gott. Diese sind die vier Dimensionen des geschaffenen Geistes. Gott aber wirket Alles in Allem; wer will gestalten, wie er den Geschaffenen berührt?

Auch hierdurch wird den Lesern seines Nachlasses kaum der volle Aufschluß des Sinnes zu Theil, wie es Vielen schon bei Lebzeiten des Künstlers in Betrachtung und Auslegung ergangen.*) Wilhelm Tischbein freute sich sehr über die Zeichnungen, zumal über die Kinderfiguren, ward aber ganz angst, als ihm die Bedeutung näher gelegt wurde, verglich es mit dem Schönsten der Art, was sonst da gewesen, mit Rafael's Arabesken und Phantasiebildern, erwähnte, daß er selbst in Italien fünf Jahre in solchen Phantasien gearbeitet, einen Rahmen gefertigt, nie fertig geworden und endlich froh gewesen, daß ein Engländer es gekauft. Runge, dem man dies meldet, begreift die Angst, hat sie selber gefühlt — aber darin liegt das Große und Schöne.

Ist es nicht natürlich, wenn sich Einer unbestimmten Phantasien hingibt, die gerade Alles, was in der Welt existirt, berühren, daß diese ihn so fortreißen, daß er nicht zu Ende kommt, bis ans Ende der Welt?

Tieck, als er die Zeichnungen sah, war ganz bestürzt, fand nie deutlicher ausgesprochen, was er immer mit der neuen Kunst gemeint habe, wie der Zusammenhang der Mathematik, Musik und Farben in großen Blumen, Figuren und Linien hingeschrieben stehe. Was ihm aber später der Künstler als erste Figur der Schöpfung (sieben ineinander gezogene Cirkel) zusandte, mag dem Dichter doch verhüllter geblieben sein.

Unausweichlich ist jedem Maler ein Umgang mit der Farbe und sie war unserm Runge eine so freundliche Erscheinung, daß er immer mit neuem Ergötzen sah, wie sie sich in allen ihren Tönen wie mit Geistern des Lichts allem Körperlichen anschmiegt und es durchdringt, um ihm das himmlische Vaterland näher und näher ans Herz zu legen, sodaß auch, je geistiger und durchsichtiger die Substanz des Körpers ist, er tiefer und inniger mit der Farbe vereinigt und vom Lichte durchdrungen wird. Daher wandte er fortwährendes Nachdenken (1806—10) auf eine Farbenlehre und kam dadurch mit Goethe in Verbindung, der mit demselben Gegenstande sich längst beschäftigte. Newton's mathematische Theorie der Lichtstrahlenbrechung, welche für Optik und Dioptrik gute Anwendung findet, konnte dem praktischen Gebrauch farbiger Pigmente, mit deren Mischung und Gegensatz der Künstler zu thun hat, wenig Hülfe gewähren, und er suchte daher alle Farben und Schattirungen auf Elemente zurückzuführen und die ursprünglichen Verhältnisse derselben zu finden. Hierauf beziehen sich die in der dritten Abtheilung des ersten Theiles vorkommenden Fragmente und Briefe. Es gibt nur drei Farben, Roth, Gelb und Blau, und aus diesen, nebst Weiß und Schwarz, entstehen alle Mischungen. Denselben Gedanken entwickelte unabhängig von Runge um dieselbe Zeit der Maler Klotz in München, und Beide haben ihre Behauptung durch Vorweis farbiger Felder und ihrer Übergänge anschaulich gemacht. Im Jahre 1810 erschien bei F. Perthes in Hamburg Runge's „Farbenkugel, oder Construction des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zueinander und ihrer vollständigen Affinität; mit angehängtem Versuch einer Ableitung der Harmonie in Zusammenstellung der Farben." Prof. Steffens begleitete sie mit einer Abhandlung „Über die Bedeutung der Farben in der Natur", und es scheint, was in dieser „Farbenkugel" praktisch dargethan wird für die Malerpraxis entscheidend gelten zu müssen, woran sich denn andere Betrachtungen über Kunst und Natur fördernd und entwickelnd anschließen dürfen.

Daß nun Runge auf seiner Künstlerlaufbahn abweichend von Andern sich Wege gesucht, ist schon aus dem Bisherigen ersichtlich, wie auch, daß er mit natürlichem Beruf sich der Kunst gewidmet. Er war 23. Jul. 1777 in der kleinen nahrhaften Handelstadt Wolgast im damaligen schwedischen Pommern geboren, das neunte Kind seines Vaters, eines Schiffsrheders und Kaufmanns. Kränklichkeit hemmte seine Fortschritte auf dortiger Schule, doch zeigte er schon in früher Kindheit ein Talent im Ausschneiden des Papiers, Drechseln und Schnitzeln in Holz, in Schattenrissen, u. s. w., und erhielt einen stümperhaften Unterricht im Zeichnen. Sein älterer Bruder (des Berichter-

*) Andere Erklärungen finden sich noch Th. 2, S. 476.

händler) verwendet ihn 1793 in seiner Commissions- und Speditionshandlung zu Hamburg; doch gereichten ihm diese Geschäfte zur Qual, und bei Gelegenheit einer Kunstausstellung entdeckt er seinen Wunsch, für Malerei zu leben (1797). Der treffliche Maler Hardorf ertheilt ihm einigen Unterricht, er zeichnet Bildnisse in Kreide, und mit Glück, kommt 1799 nach Kopenhagen, wird gut aufgenommen, aber führt bittere Klagen, daß die Lehrer auf seine Richtungen nicht eingehen wollen, welches man besser begreift, als daß er sich an Juel stark angeschlossen, dessen Prospectmalerei im strengsten kalt nordischen Colorit ihm doch schwerlich zusagen konnte. Später geht er mit Friedrich nach Dresden, arbeitet für die Preisaufgabe in Weimar und verfehlt den Preis, klagt wieder in Briefen über die verderbliche Einseitigkeit des allgemeinen Strebens, von außen nach innen, statt umgekehrt, in der Kunst wirken zu wollen. Mit dem Nachahmen der Antike und überhaupt des Heidnischen war sich nicht zu befreunden, mehr mit dem Christlichen und was sich daran schloß, was zugleich von Vielen damals im Gegensatz mit dem Herkömmlichen gepriesen und empfohlen wurde. Nach manchen überwundenen Schwierigkeiten verlobt sich Runge in Dresden (1803), geht wieder nach Hamburg, heirathet im folgenden Jahre, malt Familienbilder und Anderes, leidet mit seinen Freunden durch die spätern unglücklichen Kriegsereignisse, tritt 1807 mit seinem Bruder in Handlungsgemeinschaft, wodurch eine gewisse Festigkeit der bürgerlichen Lage gewonnen wird. Jedoch seine Kränklichkeit steigt und am Ende 1810 ereilt ihn der Tod. Am Abende des Tages nach seinem Tode gebiert die Witwe einen Sohn, der seinen vollen Namen erhält, als Bildhauer im kaiserlichen Winterpalast zu Petersburg 1839 arbeitet und an den Folgen der Anstrengung und des Klima in demselben Alter wie sein Vater stirbt. Er wieder hinterläßt unversorgt eine junge Witwe und ein zartes Söhnchen in Hamburg, zu dessen Besten der alte treue Freund Perthes den geistigen Nachlaß seines Großvaters jetzt erscheinen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Blüten spanischer Poesie. Metrisch übertragen von Friedrich Wilhelm Hoffmann. Magdeburg, Bänsch. 1841. Gr. 12. 1½ Thlr.

Übertragungen ausgewählter lyrischer Gedichte von sieben Dichtern: Luis de Leon, Garcilaso de la Vega, Diego de Mendoza, Juan Boscan, Jorge de Montemajor, Gaspar Gil Polo, Esteban Manuel de Villegas und Francisco de Rioja. Diese Gedichte gehören der sogenannten classischen Schule an, die im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts in Spanien blühte, bis sie durch die großen Nationaldichter verdrängt wurde. Fast jede neuere Literatur hat eine ähnliche Periode aufzuweisen, die sich mit dieser spanisch-classischen Literatur vergleichen läßt. Diese hat ihren Namen nämlich nicht wegen ihrer classischen Leistungen, sondern wegen der Nachahmung der alten Classiker, wodurch sie sich charakterisirt. Es war natürlich, daß die alte spanische Romanzenpoesie allmälig verschwinden mußte in dem Maße, als der Stoff zu den Romanzen ausging und der Charakter des Mittelalters allmälig verblaßte. Wo aber nun den Stoff für eine andere, zeitgemäßere Poesie hernehmen? Übergangsperioden, wo sich noch kein bestimmter Charakter entwickelt hat, taugen überhaupt nicht für selbständige Poesie. So war es natürlich, daß dichterische Gemüther, wenn das Alte verschwunden und noch nichts Neues da war, zur Nachahmung jener classischen Poesie sich wandten, die weniger individuell und von eigenthümlicher Sitte und Nationalzuständen abhängig, vorzugsweise das Allgemein-Menschliche zum Gegenstande hat und für alle Zeiten verständlich ist. So entstand die classische Schule in Spanien im 16. Jahrhundert, die man einigermaßen mit der Periode der Ramler, Kleist, Uz, Voß in Deutschland vergleichen könnte. Wenn nun auch jene spanischen Dichter ungleich gebildeter waren, wenn ihre Sprache wohlklingender und gewandter ist, als sich von unserer Vorpoesie des 18. Jahrhunderts rühmen läßt, so möchten wir doch nicht behaupten, daß die Verpflanzung dieser Gedichte auf deutschen Boden großen Gewinn brächte. Jene Vorzüge der spanisch-classischen Schule vor der unserigen sind leicht zu erklären. Die Dichter waren keine Schulpedanten, in armseligen Verhältnissen aufgezogen, in die engsten Kreise gebannt, wie unsere Ramler und Uz, sondern sie stammten aus den ersten Familien der spanischen Nation, die damals die herrschende in Europa war. Sie hatten sich in Kriegs- und Staatsdiensten umhergetrieben, hatten sich in der Welt umgesehen, und besonders ist der Einfluß, den der Aufenthalt in Italien auf mehre geübt, unverkennbar. Neben der Nachahmung des Horaz und Virgil macht sich auch schon die italienische Literatur des Petrarca u. s. w. bei ihnen geltend, was auf Zierlichkeit und Schönheit der Form nur günstig einwirken konnte. Aber zuletzt erhalten wir doch kein neues, wesentliches Moment in der Galerie der verschiedenen Nationalpoesien durch diese Dichter. Was sie bringen, haben wir schon charakteristischer von dorther geschöpft, wo sie es selbst hernahmen. Die altspanische Romanzenpoesie und die moderne des Cervantes und Calderon, das sind zwei unentbehrliche Momente in dem Bilde menschlichen Gemüths und Charakters, die Übergangsperiode ist entbehrlich, gewährt wenigstens keinen poetischen Genuß, wenn sie auch für die historische Reflexion interessant genug sein mag. So werden die Nachkommen, wenn sie von deutscher Poesie reden, gewiß von den Minnesängern gleich zu Goethe überspringen. Alles Dazwischenliegende, mit Ausnahme einzelner geistlicher Gesänge, welche die Reformation erzeugte, ist nur mehr oder weniger kräftiges Streben, einen neuen Weg zu finden.

Am meisten haben uns noch die Gedichte von Villegas gefallen, eben weil sie schon am eigenthümlichsten sind und ein gewisses selbständiges modernes Element daraus in sich tragen, wiewol Horaz, Anakreon u. A. noch immer mit deutlichen Augen daraus hervorblicken. Wir geben von diesen kleinen Gedichten folgende Probe:

Amor und Lydia.

An eines Bächleins Rande,
Hinperlend klar im Sande,
Beschattet dicht von Bäumen,
Wo Kühlung lockt zu Träumen
Bei Sommergluthenbrande,

In Schlummer sanft gewieget,
Der Welt zur Freude, lieget
Cytherens Sohn, der, wachend,
Rings helle Glut entfachend,
Der Erde Kreis durchflieget.

Sein Köcher ruht daneben;
Die Schulter leicht umschweben
Sieht man ihn sonst; den Bogen —
Sein Arm, sanft eingezogen,
Hat ihn jetzt aufgegeben.

So, schlafend hingegossen,
Sieht Lydia ihn; entschlossen
Springt sie zum kleinen Sieger,
Wie der gereizte Tieger
Kommt auf den Feind geschossen.

Raubt Bogen ihm und Pfeile
Und zielt auf ihn in Eile.
Erwacht ruft da der Knabe,
Bemerkend, wie sie habe
Genutzt die günst'ge Weile:

Wie, Rache dir zu schaffen,
Willst Pfeile, Lydia, raffen,
Du Thörichte zusammen?
Wo deine Augen flammen,
Brauchst du nicht meine Waffen.

Es thut uns leid, daß wir diese Gedichte, an deren Übertragung Hr. Hoffmann mit sichtbarem Fleiße und großer Neigung gearbeitet hat, mit keiner günstigern Empfehlung fürs Publicum ausstatten können. 125.

Ein Urtheil über die Neugriechen.

Seit langer Zeit haben wir nicht leicht ein wahreres Wort über die Neugriechen gelesen, als in Steub's, auch sonst vielfach interessanten, ebenso unterhaltenden, als lehrreichen „Bildern aus Griechenland" (Leipzig 1842). Wir können uns daher nicht enthalten, wenn wir der ebenso böswilligen und parteiischen, als ungerechten und schiefen Urtheile gedenken, die sich bis in die neueste Zeit herab über die Neugriechen mit einem gewissen Gefühle der Rechthaberei breit gemacht haben, Einiges aus der Apologie Steub's hier zu entlehnen, theils um damit den gehässigen und feindseligen Angriffen zu begegnen, theils um die Pharisäer zu beschämen, die sich nicht entblöden, Menschenliebe zu predigen und doch hier und da nach Art der Wegelagerer über Wehrlose herzufallen und sie moralisch todtzuschlagen. „Mir fiel", sagt der Verfasser (Thl. 2, S. 127), „ein, wie wenig ich von den Griechen gehalten, als ich vor zwei Jahren von München abfuhr, und wie ganz anders mein Urtheil geworden, nachdem ich zwei Jahre unter ihnen verlebt. Man hat den Griechen in der That wehe gethan. Zuerst glaubte man, die alten Republiken von Athen und Sparta lebten im Geheim noch immer fort; da spräche noch an bestimmten Wochentagen von der Pnyx herab ein Demosthenes zum Volke, und unten in der Akademie säßen noch platonische Professoren, auch die jungen Leute von Sparta liefen noch nackt am Eurotas umher, und die Herakliden seien noch immer Könige und Bürgermeister allda u. s. w. Die Wahrheit, die das Frühjahr von 1821 aufdeckte, entsprach denn freilich nicht diesen Bildern, aber das war — unsere Schuld. Um aber unsere Einfalt an den Griechen zu rächen, traten sofort Scribenten auf, die an den Neuhellenen kein gutes Haar mehr ließen u. s. w. Indessen fanden sich doch wieder Einige, die in ihrer Betrachtung unbefangen waren, und diese kamen denn darauf, daß das griechische Volk im Kerne nüchtern und fleißig, rechtlich, vaterlandsstolz und menschenfreundlich sei. Dabei wirds bleiben, wenn auch Einer oder der Andere noch dagegen ausschlägt." „Griechenland", fährt sodann Steub (S. 131) weiter fort, „lebt sich in einen schönen Frühling hinein, wenn wir's auch nicht merken wollen, wenn wir auch mit weiser Beständigkeit auf dem Worte beharren, es sei eine — verunglückte Schöpfung. Eine Ungebührlichkeit, ein Skandal, ein Verbrechen, ein Raub, ein Mord, den uns alle halbe Jahre die „Allgemeine Zeitung" aus Griechenland berichtet, erfüllt ganz Deutschland mit Entsetzen und die Klugen sprechen dann: Sie sind Türken geworden in der Länge der Zeit, und unserer Theilnahme noch nicht würdig, noch nicht reif zum Eintritt in die Völkerfamilie Europas. Aber unsere Blätter bringen täglich derlei Dinge, die unter uns selbst sich zugetragen, und die Leute lesen sie ohne Schaudern, und meinen: das thue dem Fortschritt der Zeit gar keinen Eintrag. Nach solchen Unthaten machen wir unser Urtheil; aber den Fleiß des Landmanns, die Regsamkeit des Handels, die Zunahme der Schifffahrt, die stillen Studien der Jugend, den wissenschaftlichen Eifer der Ältern, und Das, was diesem entspricht, die frisch umgelegten Felder, das wachsende Geld in den Truhen, die Thätigkeit auf den Werften, die Neubauten in den Städten und in den Dörfern, die Bildung des Herzens und des Geistes, die von Tag zu Tage kräftigern Aufschwung nimmt: das lassen wir außer Computation, weil es uns nicht alle Wochen vor Augen gelegt wird, und weil wir es, wenn es geschieht, schnell wieder vergessen. Ach ja, es ist wahr, die Nation ist mehre Jahrhunderte schlafend, träumend und weinend im Heu gelegen, und davon stecken ihr noch die Halme in dem Haar; aber das edle Antlitz ist nicht zu verkennen, die feurigen Augen, die in die Zukunft schauen, die herrliche Stirne, die denkt und schafft, und der liebliche Mund, der so viel verspricht."

Wohlan denn! so höre man doch auch hier auf die Stimme eines unparteiischen Beobachters, der längere Zeit im Lande gewesen ist, und höre endlich auf, jene Nation zu schmähen, die die Jugend der Zukunft und so manches Andere vor uns voraus hat! Im übrigen aber lasse man es sich angelegen sein, von dem Guten, was wir besitzen, dieser Nation ohne Prätension und eigennützige Absichten zukommen zu lassen, daß sie es benutze zu ihren Zwecken; mit dem Schlechten dagegen, was uns als faule Frucht der Civilisation anklebt, wollen wir sie, mehr als bisher, verschonen! 17.

Literarische Notiz.

Erschienen sind in Paris: „L'église catholique vengée du reproche de favoriser le despotisme politique et ecclesiastique", vom Abbé Sabatier, Kanonikus und Pfarrer an der St.-Annenkirche zu Montpellier; „Lettre d'un Italien à un Français sur les doctrines de M. de Lamennais"; „État du catholicisme en France 1830—40", von A. Pepin, Verf. der „Deux ans de règne" und mehrer anderer politischer Schriften. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 265. —— 22. September 1841.

Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, Maler. Herausgegeben von dessen ältestem Bruder. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 264.)

Mit Wehmuth erfüllt das vom Vater auf den Sohn forterbende Schicksal früher Gräber. Außer den Tageszeiten berichtet das zweite Buch des ersten Theiles von andern Entwürfen und Bildern Runge's, z. B. den Triumph Amor's, wie dieser, die Leier rührend und auf einem Muschelwagen sitzend, von Knaben mit Schmetterlingsflügeln theils getragen, theils umschwärmt wird und zwei derselben Blumen ins Gewölk streuen. Ein beigegebener Steindruck der Umrisse macht die Lieblichkeit der Composition anschaulich. Ähnliche Lieblichkeit und Sinnigkeit dürfen wir den andern namhaft gemachten zuschreiben, wie Lehrstunde der Nachtigall, Freuden des Weines, Blumenstudien, Quelle und Dichter, der Flucht nach Ägypten, den heiligen drei Königen, den Heimonskindern u. s. w. Zur Ausgabe der Stolberg'schen Übersetzung des Ossian wünschte Perthes einige Zeichnungen von Runge, der nun den Ossian zuerst las, wunderbar von ihm ergriffen wurde und einen ganzen Cyklus von Bildern sich entwarf. Als man aber einige Probezeichnungen an Stolberg sandte, kamen sie mit Bezeigung größter Abneigung und äußersten Widerwillens zurück, die Gedanken seien Schlegelisch und er wolle nicht durch Vignetten die Welt glauben machen, daß er an solchen Gesinnungen Gefallen finde. Was mag es doch gewesen sein? Katholische Beigabe schwerlich, sie hätte Stolberg nicht verschmäht, und die Helden waren ja Heiden; Pantheisterei — wie der Berichterstatter vermuthet — ebenso wenig, denn sie läßt sich nicht malen und war gewiß auch fromm. Vielleicht die allegorische Auslegung, welche Runge dem Gedichte gab — wenn sie anders dem Übersetzer bekannt wurde, — nach welcher Fingal die Sonne, Sworan die Erde, Cuthullin den Mond darstellt. Die Sonne offenbart dreierlei K r ä f t e, die inwendige ewige in der Zeit, die zweite ausgehend von jener, ein eilender Bote zu verkündigen den Grund ihres Wesens, die dritte, verschlungen in die Sonne, doch bestehend sein für sich im Schutz ihres Glanzes, unbewußt der eigenen Existenz, nicht wirkend in sich, nur empfangend ihr Bild. Dreierlei S c h r e c k e n gebiert die Erde, ein abgewandtes, Licht verschlingendes, das sich in Angst verbergen will, wirken will ohne Kraft, sein, ohne zu existiren; — zweitens ein in Wuth verzehren Wollendes das erinnernde Dritte, das nur Angst bringt von dem ersten; in welches Dritte es aber verschlungen wird, nicht ist und gleichwol ewig sich ängstigend vom Zorn gejagt wird in das erste. Drei sind H o f f n u n g e n, die der Mond erweckt, ein Ruhiges ist in ihm, das geht und kommt, bringt, nicht nimmt, glaubend erhält das Verlorene — das zweite, was kommt und bringt, wenn ihm die Kraft genommen, doch nicht sterbend, wieder sich wandelt und wendet zum ersten — das dritte, wieder ziehend das Trauernde um die verlorene Gestalt zum Grunde neu belebenden Glaubens. Ossian wendet sich zum Hoffen, sich selbst vernichtend in seinen Werken; in seinem Glauben an die Gestalten seines Geistes, hinter dem Untergang der ewigen Gestalt der Sonne selbst, ahnend die kommende Offenbarung des Wesens zum Sein. — Man sieht recht augenfällig an diesem Beispiel die eigene Runge'sche Art und Weise, für alle Darstellung lebender Wesen und Sachen, selbst für epische Helden und ihre Thaten, sich einen Hintergrund aufzusuchen. An Familienbildern und Bildnissen — deren mehre erwähnt werden — hing wol nicht sein Herz, und mit einiger Verwunderung liest man, daß er — wenigstens in flüchtigen Skizzen — sogenannte Genrebilder entworfen, die sich selber genügen und keines Hintergrundes bedürfen.

Den zweiten Theil des Nachlasses füllt eine Auswahl von Briefen des Malers an Verwandte und Freunde mit Zuschriften an ihn. Das Bild des Künstlerlebens und Bestrebens tritt uns darin lebendig entgegen, wie auch die Theilnahme, welche er bei vielen Zeitgenossen gefunden. Goethe schreibt ihm einmal nach Empfang eines Aufsatzes über die Farben, mehre Stellen desselben würden beinahe wörtlich in seiner Abhandlung erscheinen, und er werde mit mehr Lust und Muth seine Arbeit fortsetzen, da er nunmehr einen Künstler kenne, der auf eigenem Wege in die Tiefe der herrlichen Erscheinungen eingedrungen sei. Geringere Theilnahme, ja auch Ablehnung und Widerspruch von andern Seiten läßt sich voraussetzen.

> Wenn ich nur so weit wäre — schreibt Runge anfangs, — daß ich recht hinter die Handgriffe der Maler und Zeichner kommen könnte, und wenn sich doch Einer in dieser Hinsicht für mich recht interessiren wollte!

Von Abildgaard und Juel in Kopenhagen, die er um

Hülfe ansprach, ward er immer mit Protest zurückgeschickt. Was sie sagen, ist wol wahr, aber es ist sehr wenig. Als Männer, welche die Kunst zu reinigen versucht haben und sie durch verkehrte Mittel nur mehr verunreinigt haben, nennt Runge Mengs und Casanova. „Jener unterliegt in seinem besten Stück, das er gemacht haben soll, der Himmelfahrt in Dresdens katholischer Kirche, vielem Tadel; dieser blieb an einem Gedanken, der durch ein Bild allenfalls ausgedrückt wurde, hangen und glaubte, das Beste liege darin, wie die Glieder der Figuren lägen, kurz, wie es sich mache, das Große der Kunst liege in der äußern Composition, was ihm mit seiner schönen Zeichnung Ruf erworben. Die ältern Meister vor Rafael beweisen, daß ein Kunstwerk, welches bestehen soll, zuerst aus der reinen Empfindung hervorgehen muß und dann durch Composition, Zeichnung, Farben, Haltung, Colorit und Ton vollendet werde. Dies erreichte Rafael, die vor ihm kamen, größtentheils nur bis zur Farbengebung. Nach ihm sind große Meister gewesen, die blos einen Gegenstand ausführten, und weiter, die blos Componisten waren, weiter blos Zeichner. Laß diese drei auch Alle bis zum Ton gelangen, so erreicht es doch nicht den tausendsten Theil des ersten, denn es ist nicht aus der unsterblichen Seele des Menschen genommen und also auch vergänglich. Die Leute wundern sich und es ist ihnen unbegreiflich, wie ich habe machen können, was in meinem Bilde ist; sie meinen, ich habe es von Andern genommen, und sehen doch, daß ich Nichts gelernt habe und keine großen Werke besitze und gesehen habe, und kommen nicht darauf, daß der Mensch die Welt in sich trägt, wenn er sie liebt. Man macht sich zum Theil wunderliche Vorstellungen von mir, und wenn ich so fortarbeitete und nicht etwas in den ordinairen Weg hineinginge, müßte ich am Ende in völlige Phantasterei verfallen. Ich weiß aber zu bestimmt, was ich will, um mich auf andere mir nicht rechte Wege irre leiten zu lassen. Das Ausdauern macht den Mann."

Gekräftigt ward die Ausdauer des Strebenden durch seine religiöse Überzeugung.

Sie wissen — schreibt er an seine Mutter —, daß ich mit vielen gelehrten Leuten bekannt geworden bin, daß manche von diesen großes Vertrauen in mich gesetzt haben. Mir war es immer darum zu thun, einsehen zu lernen, wie es möglich, daß diese Leute Alles so zusammenhängend wissen konnten, und doch mitunter so wenig Liebe in sich hatten. Und da habe ich denn auch bald gemerkt, daß es mit dem Zusammenhang nur windig aussah, daß alle ihre Wissenschaft und Kunst etwas Fremdes in ihnen ist, daß sie nur selten durch ihre Wissenschaft ihr Inneres aussprechen, ja daß bei Denen, wo das auch der Fall war, trotz aller hohen Ansichten von dem Zusammenhange der Welt und trotz allem Genie, immer die niedrige Gemeinheit durchblickte, wenn ihre Wissenschaft nicht auf den Grund unserer Religion gebaut war.

Und an Quistorp:

Lieber, die Praktik und das Mechanische müssen doch auch ihren Grund in unserm Gemüthe finden. Kommt uns aber die Ahnung unsers Zusammenhanges mit dem Universum in unsere Seele durch die heilige Begeisterung von Gott, und wird in dieser Seligkeit das lebendige Kind durch unsere persönliche Kraft geboren, so ist in demselben Augenblick die Anbringung der Figuren da; und die Handgriffe werden Sie doch wol für das Kleid halten, das uns Gott auch geben wird?

Als in der damaligen Zeit (1804) manche Dichter und Künstler zum Katholicismus übertraten, schreibt Freund Klinkowström aus Dresden:

Diese jungen Leute (Riepenhausen) sind hierher gekommen, um katholisch zu werden..... Unsere Einsichtkräfte sind doch etwas Schönes und ich halte die Religion für die beste, die in steter Freude und demüthiger Ergebenheit das Leben ausdauert, und däucht mir diese gottgefälliger als krankhafte Zerknirschungen und Geißelungen; solches ist Krampf und kann nicht dauern, und steht nur oft im Wechsel mit Gleichgültigkeit und Sünde. Und das ist das Schönste, wenn wir es recht bedenken, welcher Freude wir in der ganzen Kraft unserer Zuversicht doch fähig sind in diesem armen Erdenleben. Nimm dies recht mit Güte auf, mein Otto! Ich muß mich mit Gewalt davon abziehen, und wenn dir Manches anders erscheint, so laß uns darüber uns vereinigen, aber nicht auseinanderkommen.

Die letzten Worte verrathen beinahe Furcht vor Confessionswechsel, welche sich indeß in Beziehung auf Runge unbegründet bewiesen.

Ein ähnliches Bildniß des Verstorbenen und andere Steindrücke zieren das geschmackvoll ausgestattete Werk, dessen Inhalt uns in die Zeiten des anhebenden Aufschwungs neuerer deutscher Kunst zurückversetzt und von der Gegenwart als eine Weissagung desselben angesehen werden kann. 28.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges aus Urkunden und andern Quellenschriften erzählt von Johann Wilhelm Daniel Richter. Erster Band. Leipzig, Böhme. 1840. Gr. 8. 3 Thlr.

Obschon es nicht in dem Plane dieser Blätter liegt, eine zusammenhängende und reinkritische Übersicht der gesammten deutschen Literatur zu geben, so schließen sie doch das Bestreben nicht aus, den Gang der Wissenschaften im Allgemeinen zu beobachten und Dasjenige, was sich auf deren Gebiete mit Glück oder auch ohne Erfolg geltend zu machen sucht, sowol prüfend als unterhaltend in das Publicum von allgemeiner Wissenschaftlichkeit einzuführen. Deshalb glauben wir Entschuldigung zu finden, wenn wir das in Rede stehende Werk, das, wie sich ergeben wird, den Grundsätzen und dem heutigen Stande der Geschichtswissenschaft in mehr als einer Beziehung nicht entsprechend ist, hier zur Sprache bringen. Und das Motto (Veritas dux mihi ne desis!), was der Verf. seinem Werke vorgesetzt hat, wollen wir auch zu dem unserigen machen.

Wir haben schon früher in diesen Blättern die Meinung ausgesprochen, daß eine Specialgeschichte des dreißigjährigen Kriegs ein wissenschaftliches Bedürfniß sei. Denn wenn man die zum Theil ganz neuen Materialien kennt, die in der neuesten Zeit durch Förster, von der Decken, Röse, Cosmar, Müller und Andere in einzelnen Monographien über jene unglückliche Epoche Deutschlands und eines großen Theils des übrigen Europa niedergelegt worden sind, so wird jene Meinung als vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Die Aufgabe ist aber in der That aus verschiedenen Gründen nicht leicht, obschon eine der größten Schwierigkeiten dadurch gehoben ist, daß erstens die neuen Materialien zum größern Theile bereits eine tüchtige Prüfung erfahren haben und es darum zweitens nicht sowol eines unmittelbaren Zurückgehens auf die Quellen selbst bedarf als vielmehr einer vollständigen Kenntniß derjenigen Druckwerke, welche jene Quellen entweder lediglich enthalten oder doch nach ihnen gearbeitet sind. Dessenungeachtet bleiben noch mancherlei

Schwierigkeiten übrig. Die eine erwächst aus dem grossen Umfange des Schauplatzes der Begebenheiten, aus den Verwickelungen derselben, sowie aus der Verschiedenheit ihrer Ursachen und ihres Charakters. In die Darstellung dieser Begebenheiten die nöthige Einheit, Übersichtlichkeit und Klarheit zu bringen, wird Derjenige gewiss für keine leichte Aufgabe ansehen, der diesen Abschnitt der Geschichte zum besondern Gegenstand seiner Studien gemacht hat. Ferner sind aufgeklärte politische und religiöse Ansichten unbedingt erfoderlich. Befangenheit derselben wird theils die historische Wahrheit geradezu beinträchtigen, theils Manches aus einem Gesichtspunkte betrachten, der zu schiefen Urtheilen verleitet. Wer katholische und protestantische Geschichtschreiber in diesem Punkte genauer und vergleichend gelesen hat, und unter beiden wiederum die, welche verschiedenen kirchlichen Coterien zugethan sind, wird dieser Bemerkung seine Beistimmung gewiss nicht versagen können. Endlich muss auch der Geschichtschreiber des dreissigjährigen Kriegs der Sprache vollkommen mächtig sein und ganz über ihre Kräfte gebieten können. Es liegt unleugbar in dem Auftreten der einzelnen Helden gegeneinander und in der Vielheit der einzelnen kleinen Kämpfe etwas Episches, und in dem Schicksale mancher jener Helden und der deutschen Nation überhaupt etwas Tragisches. Der Abfall der Niederlande läst sich vielfältig damit vergleichen. Und das argumentum ad hominem, möchten wir sagen, für unsere Ansicht liegt darin, dass Schiller's Genius sich von diesen Ereignissen angezogen fühlte und in der Form wenigstens die Aufgabe so meisterhaft löste. An ihm läst sich besonders lernen, wie alle Monotonie der Darstellung vermieden werden könne, in die man bei dem Charakter und dem Gange der Begebenheiten jener Unglückszeit zu verfallen Gefahr läuft, wenn man von der Sprache nicht diejenige Unterstützung zu erhalten und gleichsam ihr zu entlocken versteht, die das Interesse an der Sache und die klare Einsicht in dieselbe stets aufrecht zu erhalten im Stande ist.

Von diesen soeben ausgesprochenen Ansichten ausgehend, die wol schwerlich eine unwissenschaftliche oder überspannte Anfoderung an einen Geschichtschreiber des dreissigjährigen Krieges in sich schliessen, nahmen wir das Werk Hrn. Richter's nicht ohne gespannte Erwartung und Freude in die Hände. Und die Anfangsworte der kurzen Vorrede: „Jeder Geschichtsfreund wird gern bekennen, dass eine ausführliche, zuverlässige und gefällige Erzählung derjenigen Begebenheiten und Wirren Deutschlands, welche wir Deutschen dreissigjährigen Krieg nennen, nicht ein überflüssiges Buch sei", waren uns natürlich wie aus der Seele gesprochen. Wir lasen weiter: „Der Verf. will eine aus den Quellen geschöpfte und hinlänglich bewahrheitete Geschichte dieses Krieges so geben, dass sie dem Geschichtsfreunde gefalle und dem Geschichtsforscher einigermaßen gefalle." In dem Worte einigermaßen liegt offenbar das Streben nach einer Halbheit ausgedrückt, und diese taugt in der Wissenschaft ebenso wenig etwas als in allen andern Dingen. Der Verf. hatte drei Wege vor sich: entweder er schrieb blos für Geschichtsfreunde oder blos für Geschichtsgelehrte oder für beide zugleich. Das Letztere war allerdings nicht leicht, aber doch möglich, und Adolf Menzel konnte ihm recht gut zum Muster dienen. Dadurch aber, dass sich der Verf. gleich vornahm, dem letztern Zwecke nur halb zu genügen, hat er dem Geschichtsfreunde um nichts mehr genützt und den Gelehrten mit seinen Foderungen nicht befriedigt. Und in der That ist ein Theil des vorliegenden Geschichtswerks an dieser Klippe gescheitert. Am Schlusse der Vorrede fanden wir endlich die Worte: „Ein zehnjähriger beharrlicher Fleiss, welcher Gutes schaffen wollte, kann wol nicht hindern, dass gerechte Verdammungsurtheile über das Buch ergehen; aber er wird erwirken, dass diese Sprüche sich mildern. Der Verf. fühlt, dass das Buch Mängel hat; aber er hofft, dass der Leser diese Mängel, welche der Fleiss nicht beseitigen konnte, gütig verzeihen werde." Diese Worte machen unstreitig einen peinlichen Eindruck auf Jeden, der dem Charakter und dem Fleisse eines Gelehrten alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen geneigt ist. Jedem Schriftsteller, zumal bei seinen Erstlingsversuchen, steht Bescheidenheit sehr wohl an. Aber eine Selbstverdammung ist doch wol kaum etwas Anderes als das Bekenntniss: entweder ich habe mich einer Büchermacherei schuldig gemacht oder ich habe mich an eine Aufgabe gewagt, die meine Kräfte übersteigt. Ein Drittes voraussetzen zu wollen, welche Voraussetzung in solchen Fällen nicht immer ganz unnatürlich sein möchte: Der Stolz gukt durch die Löcher seines Mantels, das verbietet der Charakter der Vorrede sowol als der des ganzen Buchs, das durchgängig eine ausgebreitete und beinahe vollständige Bekanntschaft mit der dahingehörigen Literatur und ein stetes Ringen mit der Macht des Stoffs verräth, ohne die geringste Spur von Anmaßung oder Polemik. Überhaupt ergibt sich bei einer genauen und unparteiischen Betrachtung des Buchs sehr klar, dass des Verf. Fleiss und Belesenheit seiner Kraft zum Ordnen und Verarbeiten der Materialien beiweitem überlegen ist, dass seine Überzeugung von der Würde und den gegenwärtigen Foderungen der historischen Kunst nicht Stärke genug hat, um jene Kraft zu heben, und dass er wol einigermaßen eine den Acten entsprechende Geschichtserzählung errungen, aber eine lebendige und philosophische Anschauung der Geschichte selbst nicht gewonnen hat. Der Verfasser scheint ganz in das Studium der Quellenschriften zweiten Ranges aus dem vorigen Jahrhunderte vertieft gewesen zu sein und ihrer Herrschaft sich unterworfen zu haben, bevor er den neuern Schriftstellern seine Aufmerksamkeit zuwendete und den geistigen Gehalt der heutigen Historiographie studirte: das vorige Jahrhundert hat den Sieg über die Gegenwart davongetragen. Wenn man Hrn. Richter's Werk liest, so kann man sich der Erinnerung an Häberlin, dessen Name auch unendlich oft citirt wird, nicht erwehren: Beiden ist der Fleiss, aber auch die Trockenheit der Erzählung und eine Art Actendeutsch — sit venia verbo — gemeinschaftlich; dagegen hat Häberlin mehr Klarheit, Zusammenhang und Übersichtlichkeit in seinen Darstellungen und ist frei von den sprachlichen Sonderbarkeiten, die wir weiter unten an unserm Verf. zu rügen haben werden.

Ein wissenschaftliches Werk ist aber nicht allein vor den Richterstuhl derjenigen Wissenschaft zu ziehen, der es an sich angehört, sondern auch vor das Forum der Grundsätze, nach welchen der Verf. sein Werk ausführen zu wollen erklärt. Und auch in diesem Punkte gerathen wir dann sogleich wieder in Conflict mit Hrn. Richter, oder vielmehr der Verf. mit sich selbst. Er beabsichtigt eine ausführliche Erzählung des dreissigjährigen Krieges und das Ganze soll aus zwei Bänden bestehen. Nun aber spricht der ganze erste Band noch mit keiner Sylbe von diesem Kriege, sondern endigt, von Luther anhebend und die Reformationsereignisse fast Schritt vor Schritt verfolgend, mit dem Jahre 1608. Wie kann nun der Verf. von einer ausführlichen Geschichte jenes Krieges reden wollen, wenn er seiner Hauptaufgabe gerade nur so viel Raum gestattet, als der Einleitung? — denn die Stelle derselben soll der erste Band vertreten. — Wie ist es möglich, mit verhältnissmäßiger Ausführlichkeit die Hauptarbeit in diesen engen Schranken sich bewegen zu lassen, da ja ein Geschichtschreiber dieser verhängnissvollen Epoche Deutschlands mit allen christlichen Staaten Europas es zu thun hat? Auf diese Weise liefert der Verf. keine ausführliche Erzählung des dreissigjährigen Krieges, sondern nach seiner Art eine Geschichte des Reformationszeitalters. Jetzt drängt sich aber die Frage auf, was den Verf. auf den Weg gebracht, den er eingeschlagen hat, und warum er ihn gerade so und nicht anders verfolgt habe. Er sah nämlich ein, wie sich von selbst versteht, dass vermöge des Zusammenhanges, der in den menschlichen Ereignissen überhaupt herrscht, die Geschicke des christlichen Europas und Deutschlands insbesondere in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht verständlich seien, wenn man nicht auf die kirchlichen und politischen Erscheinungen des 16. Jahrhunderts zurückgehe und dort gleichsam die Gesetze aufsuche zur Erklärung der Dinge, die da kamen. Anstatt jedoch nach allgemeinen Resultaten zu streben, die einer

Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu Anknüpfungspunkten an die Vergangenheit dienten, und auf die Erzählung der einzelnen Begebenheiten nur so weit einzugehen, als gleichsam zur Veranschaulichung jener Resultate nöthig war, hat es der Verf. vorgezogen eine schon oben im Allgemeinen charakterisirte Darstellung des 16. Jahrhunderts, die fast jeder Reflexion und philosophischen Anschauung entkleidet ist, zu geben, gleich als wäre eine solche weder für den Geschichtsfreund noch für den Gelehrten bereits vorhanden. Das ist keine Geschichtsmethode, die von der Wissenschaft gebilligt werden kann. Ist etwa die Reformationserscheinung erklärlicher als der dreißigjährige Krieg, wenn man sie ohne Berücksichtigung der Vergangenheit betrachtet? Mußte dann nicht der Verf. nach seiner Methode noch um ein Jahrhundert weiter zurückgehen, um auch diese erklärlich zu machen? Und was wird auf diese Weise zuletzt Anderes daraus als, um so zu sagen, die Schraube ohne Ende? Wie aber ein philosophisches System gewisser Grundprincipien bedarf, die aus der reinen Vernunft abgeleitet sind und über die hinaus das Fragen aufhört, um auf denselben das Gebäude einer Philosophie zu errichten: so bedarf der Geschichtschreiber gewisser Resultate, die aus den Begebenheiten der Vergangenheit gezogen werden müssen, um die Ereignisse der Gegenwart, die mit jener Vergangenheit zusammenhängt, unter ihrem richtigen Gesichtspunkte aufzufassen und darzustellen. Daß der Verf. seinen sonderbaren Weg eingeschlagen hat, liegt unstreitig darin begründet, weil er des reichhaltigen Stoffes nicht Meister zu werden und ihn unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen im Stande war. Er hat die concreten Geschichten selbst erzählt, statt sie durch Abstractionen zu vergeistigen. Da nun aber der Verf. einmal so verfahren wollte, so hätte er es wenigstens auf eine andere und bessere Weise thun sollen. Und sein Werk macht gerade jetzt einen um so unangenehmern Eindruck, weil Ranke mit seiner gewohnten Meisterschaft, wenn auch, fast möchten wir sagen, etwas vornehm und kalt, vor kurzem dasselbe Feld bearbeitet und ganz neue Quellen benutzt hat. Denn diejenigen Quellen und Hülfsmittel, die unserm Verf. zu Gebote gestanden haben, sind bis auf kleine Überreste so gut wie völlig ausgebeutet. Für den Gelehrten konnte daher mit diesen Mitteln nichts, was wesentlich neu genannt zu werden verdiente, geboten werden, und zur Befriedigung des Geschichtsfreundes bedurfte es des gelehrten Apparats in dieser Ausdehnung und Weitschweifigkeit, mit der Hr. Richter zu Werke gegangen ist, durchaus nicht.

Der Verf. wollte aber auch eine gefällige Erzählung liefern. Ein wesentliches Erfoderniß einer solchen Erzählung ist doch unstreitig ein guter Styl und Übersichtlichkeit der Darstellung, die es möglich macht, im Einzelnen und im Ganzen sich mit Leichtigkeit zu orientiren. Rücksichtlich des erstern Punktes ist uns in der neuern Literatur Deutschlands kein wissenschaftliches Buch vorgekommen, was sich so unbehülflich, breit, geschmacklos und theilweise so sonderbar darstellte als das vorliegende. Wir haben schon oben in einer andern Beziehung auf eine Ähnlichkeit mit Häberlin hingewiesen, hier tritt sie wiederum hervor oder doch wenigstens die Zeit, in welcher jener fleißige Geschichtsforscher schrieb. Der ganzen Diction mangelt es an derjenigen Haltung und Würde, die man von einem aufrichtigen und fähigen Verehrer der Klio zu erwarten berechtigt ist. Ist denn die deutsche Geschichtsliteratur sowol gelehrten als ungelehrten Charakters so arm, daß sich Hr. Richter nicht wenigstens einen erträglichen Styl hätte aneignen können? Durch diese Misachtung oder Unkenntniß einer guten Ausdrucksweise und eines gefälligen Periodenbaues ist der Verfasser der Brauchbarkeit und Verbreitung seines Werks, soweit sein Fleiß wenigstens diese Möglichkeit herbeizuführen geeignet war, ganz besonders in den Weg getreten. Dazu kommt nun noch der wahrhaft lächerliche Einfall, die Zahlen der Jahre und Monatstage durch Ordinalien, wie im Lateinischen zu bezeichnen und sie fast durchgängig sowie die Zahlen von Geldsummen mit deutschen Buchstaben und stets, so lang sie auch sein mögen, als ein Wort zu schreiben. Daraus entstehen natürlich zeilenlange Wörter, die das Lesen erschweren, das Auge beleidigen und dem Gedächtnisse hinderlich fallen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Den Lesern der werthvollen Beurtheilung von Seb. Albin's Sammlung (Nr. 155 d. Bl.) wird es vielleicht interessant sein, zu erfahren, daß diese geschmackvolle Bearbeitung deutscher Volkslieder aus der Feder einer Dame geflossen ist. Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit noch anzudeuten, wie die Erscheinung dieses Werkes, die gerade in die Zeit der politischen Aufregung fiel, Veranlassung zu vielfachen Erörterungen geworden ist. Die Franzosen, so wenig sie auch zur Spitze der philosophischen Anschauungsweise aufzuklimmen pflegen, lieben es doch, besonders bei Besprechung wichtiger literarischer Erscheinungen, sich auf einen allgemeinern Standpunkt zu stellen, und ihre Kritik entwirft oft mit wenigen Zügen umfassende Ansichten über Kunst und Leben, die sie sich nicht die Mühe nehmen, in Systemen auszuspinnen. So hat das vorliegende Werk, das inhaltschwer, weil es eine Art von Leitfaden unsers gesammten geistigen Ganges bot, den französischen Tagesblättern Stoff zu Betrachtungen über deutsche Nationalität gegeben, die je nach dem politischen Standpunkte der Zeitschriften ihre eigenthümliche Färbung erhielten. Den wunderlichsten Anlauf, über deutsches Wesen abzusprechen, nahm bei dieser Gelegenheit Frédr. Lacroix in der „Revue du progrès“, in der bekanntlich die stürmischsten Geister Lärm blasen. Er hatte aus den einzelnen Blüten, die Seb. Albin aus unserer poetischen Literatur gewählt und zu einem duftenden Kranze gewunden hat, einen vergifteten Honig gesogen und schleuderte seinen Theaterdonnerkeil selbst gegen die Eigenschaften, die man dem deutschen Charakter bis jetzt wenigstens eingeräumt. Er vermißte in allen jenen poetischen Productionen gänzlich die selbst in der Poesie nothwendige Logik und selbst den Schatten einer Energie und geistigen Rührigkeit.

Der in Nr. 175 d. Bl. erwähnte junge französische Dichter A. Brizeux ist nicht, wie es in jener Mittheilung hieß, in Marseille, sondern lebt seit Jahren in Paris. Außer dem angeführten Werke „Marie“, das schon die dritte Auflage erlebte, hat Brizeux neuerdings eine Sammlung lyrischer Poesien unter dem Titel „Les ternaires, livre lyrique“ herausgegeben. Von Geburt Breton, behandelt er besonders mit Geschick die reichen Sagen seiner Geburtsgegend, in der noch reine Goldadern der Volkspoesie versteckt liegen. Seine lyrischen Gedichte, in Form und Ausdruck rein und geschmackvoll, folgen meistens der Richtung, die schon seine „Marie“ andeutete und den Mager im „Conversations-Lexikon der Gegenwart“ (Art. „Französische Literatur“) als eine katholisirende bezeichnet. Schon der Titel der erwähnten Sammlung deutet auf die symbolische Gewalt der Dreizahl. Vor mehren Jahren machte er, zum Theil in Gesellschaft der deutschen Maler Winterhalter, die in seinem letzten Werke erwähnt werden, eine Reise durch Italien. Eine Frucht seiner italienischen Studien ist die gediegene Übersetzung des Dante in Prosa, welche einen Theil der Bibliothèque Charpentier bildet, in der eine Reihe französischer Bearbeitungen von den Werken des Auslandes neben hervorragenden Schöpfungen der einheimischen Literatur ihren Platz finden. Er hat seiner Bearbeitung eine geistreiche Einleitung vorangeschickt. Brizeux arbeitet jetzt an einem interessanten „Dictionnaire topologique de la Bretagne“ und wird nächstens neue Poesien unter dem Titel „Les Bretons“ herausgeben. Er gedenkt auch bald eine Sammlung von Dichtungen in celtischer Sprache erscheinen zu lassen.

129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 266. —— 23. September 1841.

Östreich im Jahre 1840. Von einem östreichischen Staatsmann. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1840. Gr. 8. 4 Thlr.

Das Aushängeschild der vorliegenden Schrift erscheint übel gewählt. Ein Staatsmann würde sich wol gehütet haben, für die Darstellung östreichischer Zustände das Jahr zu fixiren, weil dadurch auf ein eben erst Gewordenes gedeutet wird. Wenn ein Mann, der mit den französischen Zuständen vertraut ist, sie schildert und die Schrift, worin es geschieht, „Frankreich im Jahre 1840" nennt, so ist dies angemessen, weil im Jahre 1830 eine Revolution in diesem Lande stattfand, weil 1840 ein Decennium Ludwig Philipp's schließt und es vollkommen der Natur der Dinge entspricht, das Facit dieses Zeitraums zu summiren. Nichts der Art rechtfertigt aber bei Östreich die Hervorhebung des Zeitabschnitts 1840; die Zustände dieses Reiches waren im Jahre 1830 ganz dieselben, obschon in diesem Decennium ein Thronwechsel vorging, ja es ist die Behauptung nicht zu gewagt, daß sie im Jahre 1850 nicht viel anders sein werden. Es scheint daher der Titel „Östreich im Jahre 1840" nur gewählt zu sein, weil der Verf. in diesem Jahre schrieb, oder das Buch in selbem erschien, zwei sehr unzureichende Motive für einen „Staatsmann". Diese stolze Bezeichnung, die sich der Verf. gibt, ist offenbar berechnet, dem Publicum glauben zu machen, ein Mann, der durch eigene Theilnahme an den höchsten Staatsangelegenheiten das innerste Wesen des östreichischen Regierungssystemes ergründet hat, lüfte den Schleier und offenbare, was vor ihm noch kein Sterblicher geoffenbart. Es ist dies aber eine Anmaßung: nicht einmal von einem Conceptspraktikanten, dem untersten in jener Hierarchie, die zu hohen Staatsämtern ansteigt, kann das Buch herrühren, geschweige von „einem Staatsmanne". So ist gleich in dem Capitel „Innere Staatsverwaltung" die Charakteristik der Behörden mangelhaft, was bei „einem Staatsmanne" um so mehr auffällt, da ihn ein Hörer der Rechte des vierten Jahrganges hierüber hätte belehren können, denn in diesem Jahrgange wird als Einleitung zu dem Studium der östreichischen politischen Gesetzkunde der Organismus der Behörden sehr ausführlich vorgetragen. Von den Hofstellen berichtet der Verf., der „Staatsmann", will ich sagen:

> Sie unterstehen theils dem Monarchen, wie dies vorzüglich bei den ungarischen Hofstellen der Fall ist, theils dem Staats- und Conferenzrathe, indem sie das eigentliche Mittelorgan zwischen diesem und sämmtlichen Länderstellen der einzelnen Provinzen bilden.

Das ist irrig, der Staatsrath ist nicht die vorgesetzte Behörde der Hofstellen. Diese selbst sind vielmehr die obersten Behörden der Monarchie und repräsentiren die Person des Kaisers, wie denn auch die Aufschrift aller Eingaben an sie lauten muß: „An Seine Majestät", mit Beifügung des Namens der Hofstelle, an welche die Eingabe gerichtet ist. Sie sind die unmittelbaren Organe der gesetzgebenden, richterlichen und vollziehenden Gewalt des Monarchen, sind keine Mittelbehörde im eigentlichen Sinne zwischen dem Staatsrathe und den Länderstellen, denn der Staatsrath hat keine befehlende Gewalt, sondern ist wesentlich consultativ, ist der Rathgeber des Kaisers. Nach dem Verf. hat es den Anschein, als hätte in Civilrechtssachen nur der Adel einen von den ersten Instanzen in den Städten und auf dem Lande verschiedenen Gerichtsstand, denn er sagt:

> Im Judicial- oder Streitverfahren *) hat sowol der Adel als der Bürger- und Bauernstand seine eigene Behörde erster Instanz. Für den Adel sind es die Landrechte der Provinzen, für den Bürger die Magistrate der einzelnen Städte, für den Bauer die Justizämter der verschiedenen Herrschaften.

Es ist aber zuvörderst falsch, daß Bürger und Bauer als solche eigene Gerichtsstände haben, sondern der Gerichtsstand wird bei diesen Unterthansclassen durch den wesentlichen Wohnsitz begründet. Wohnt der Bürger auf dem Lande, so untersteht er, was nicht den Realbesitz betrifft, dem Justizamte der Herrschaft; wohnt der Bauer in der Stadt, so untersteht er dem Magistrate. Die Gerichte erster Instanz der Städte und des flachen Landes sind übrigens nicht wesentlich unterschieden, beide sind Patrimonialgerichte. Der Adel hat einen wirklich eximirten Gerichtsstand, das Landrecht, aber nicht der Adel allein. Das Landrecht ist auch Civilgerichtsbehörde erster Instanz für die Geistlichen, für die Ordensritter, die nicht von Adel sind, für die Herrschafts- (Ritterguts-) besitzer, die nicht von Adel sind, insofern sie auf ihrer Herrschaft

*) Nicht blos hierin, sondern auch in nicht streitigen Rechtssachen, in denen, welche unter das sogenannte adelige Richteramt (officium judicis nobile) gehören.

domiciliren, für den Fiscus und für die türkischen Unterthanen, und zwar für letztere und jenen activ und passiv, d. h. sie mögen klagen oder verklagt werden. Ja, es kann das Landrecht Civilgerichtsbehörde erster Instanz auch für den Bauer werden, und zwar im folgenden Fall. Wenn der Herrschaftsbesitzer in einen Rechtsstreit mit einem seiner Gutsunterthanen geräth, so kann letzterer den Unterthansadvocaten aufrufen, ihn zu vertheidigen, und da dieser nur bei dem Landrechte Recht sucht und nimmt, ist die genannte Behörde insofern auch die erste Instanz des Bauers, wenn er von seinem Gerichtsherrn belangt wird. Dieses schöne Institut des vom Staate besoldeten Unterthansadvocaten hat der Verf., wie so vieles andere Löbliche, übergangen.*) Und da eben vom Landrechte die Rede, mag auch beigefügt werden, daß das Landrecht erste Instanz in allen Ehescheidungsangelegenheiten und untersuchende Behörde in allen Wuchersachen ist, wovon in dem Buche des Verfs. nur letzteres im Vorbeigehen (I, 109) erwähnt wird, und zwar um den Landrechten aufzubürden, „daß sie wenig Behagen zeigen, eine Wucheruntersuchung aufzunehmen, sondern sich auf jede Weise davon loszusagen suchen". Diese Behauptung ist, gelinde gesagt, eine Dreistigkeit, besonders wenn darauf folgt, es lasse sich die leichte Behandlung eines Vergehens, das in seinen Folgen so unendlich drückend ist, schwer entschuldigen. Hätte der Verf. jemals Landrechtsacten eingesehen, so würde er sich überzeugt haben, mit welcher Beharrlichkeit und mit welchem Scharfsinne gerade die Wuchersachen untersucht werden, und es ist nicht die Schuld des Richters, wenn verhältnißmäßig weniger Verurtheilungen erfolgen als bei andern Vergehen, sondern es liegt eben in dem Vergehen selbst. Höchst absurd ist die Behauptung in Betreff des Credit- und Hypothekenwesens, „daß dem Schuldner größere Rechte zugestanden sind als dem Gläubiger". Es ist bei Concurssachen weder besser noch schlimmer als in den übrigen deutschen Ländern, aber was der Verf. nicht weiß, wenigstens nicht sagt, das ist, daß im östreichischen Criminalgesetzbuche ein Paragraph vorkommt, worin es zum Verbrechen des Betruges erklärt wird, „Ränke anzuwenden, um den Credit zu verlängern", und daß man in Folge dieser Bestimmung einen Bankrotteur nicht schwer „in das Criminal", wie man zu sagen pflegt, bringen kann. Völlige Unkunde in der Gesetzgebung beweist der Verf., indem er sagt:

> Besonders wäre es zu wünschen, daß jener Paragraph in dem bürgerlichen Gesetzbuche, der den Ältern die Enterbung ihrer Kinder untersagt, genauer erläutert würde, da sich hier (— wo? —) nur zu oft der Fall ereignet, daß ein Vater seiner Concubine bei Lebzeiten das sämmtliche Vermögen zum Geschenke macht, wodurch die leiblichen Kinder, welche einer solchen Schenkung nicht wehren können, oft nicht einmal den ihnen gesetzlich zukommenden Pflichttheil erhalten.

Erstens ist es nicht wahr, daß die Ältern ihre Kinder gar nicht enterben dürfen, das bürgerliche Gesetzbuch bestimmt vielmehr ausdrücklich vier Fälle, in denen die Ältern das Recht dazu haben. Zweitens ist es falsch, daß eine Schenkung, wie die vom Verf. erwähnte, nicht angefochten werden kann; sie ist vielmehr ungültig, soweit sie den Pflichttheil verletzt, welcher für die Kinder die Hälfte des Vermögens beträgt. Wenn der Verf. es als Praxis der Criminalbehörden darstellt, daß sie die zehn Streiche, die der untersuchende Richter wegen offenbarer und beharrlicher Lügen des Inquisiten auf einmal zuerkennen darf, nach einigen Minuten und so oft wiederholen lassen, bis das Geständniß erpreßt ist, so macht sich der Verf. einer Verleumdung schuldig. Mit Bezichtigungen des Richterstandes sollte man wol viel bedächtiger sein als mit Tadel jeder andern Art, und es ist eine Schmach für den Verf., daß er eine Anklage solcher Natur auszusprechen sich nicht entblödet und dennoch seinen Namen nicht genannt hat. Das wäre er dem Publicum schuldig gewesen, damit dasselbe seine Persönlichkeit kenne, folglich irgend einen Maßstab für die Glaubwürdigkeit seiner Angaben habe, oder aber er mußte, wenn er sich zu nennen schon durchaus nicht den Muth hatte, Beweise liefern. Der Verf. dürfte erblassen, wenn auch nur ein einziges östreichisches Criminalgericht von ihm den Beweis seiner Behauptung fodern möchte, von ihm, der dem ganzen Criminalrichterstande einen schreienden Misbrauch der Amtsgewalt, eine unmenschliche Auslegung der humanen Verfügung des Gesetzgebers, nicht als ausnahmsweise vorkommenden Fall, sondern als stehende Maxime zum Vorwurfe gemacht hat! Der Verf. behauptet, daß sich im Criminalprocesse „jeder auf eigene Gefahr vertreten müsse", und daß die Beisitzer dazu dienen sollen, „die Stelle des Defensors zu ersetzen". Nichts kann falscher sein als diese Behauptungen. Defensor des Angeklagten ist nach den Bestimmungen des östreichischen Strafgesetzbuches der Richter selbst. So seltsam dies einem sächsischen Juristen vorkommen mag, der an eigene Defensoren gewohnt ist, hat doch die Erfahrung gelehrt, die Verbrecher seien es nicht, die sich in Östreich darüber zu beklagen haben, daß ihnen in der Regel keine eigenen Vertheidiger gestattet sind. Es überwiegt bei dem Richter gewöhnlich sein Charakter als Defensor des Inquisiten, und diesem Umstande ist zu einem großen Theile die äußerst milde Handhabung der Strafgerechtigkeit in Östreich zuzuschreiben. Wie so gar wenig der Verf. von der Criminalgesetzgebungspolitik versteht, geht daraus hervor, daß er (I, 105) allen Untersuchungen auf freiem Fuße den Stab bricht. Sehr übel unterrichtet ist der Verf., wenn er behauptet, es genüge in Östreich jede vorläufige Anzeige eines Dritten, auch ohne daß man über die Rechtlichkeit des Anzeigers Beweise habe, um Jemanden in eine Criminaluntersuchung zu ziehen. Dazu ist vielmehr erfoderlich, daß, nachdem das Verbrechen als Factum feststeht, in der Anzeige solche Thatsachen nachgewiesen werden, welche es wahrscheinlich machen, daß die beinzichtigte Person das Verbrechen begangen habe. In diesem Falle wird aber gegen den Angeschuldigten nicht blos in Östreich, sondern beinahe in der ganzen civilisirten Welt gerichtlich verfahren. Führt der Anzeiger erlogene Thatsachen an, so begeht er, das Ver-

*) Da der Verf. den Kronfiscal in Ungarn anführt, ist nicht einzusehen, warum er den Unterthansadvocaten in den Erblanden überging.

brechen der Verleumdung und wird von Amtswegen in Anspruch genommen. Das Unglück, daß gegen völlig Unschuldige Verdachtsgründe entstehen, welche genügen, sie in Untersuchung zu nehmen, ist von keinem Gerichtsverfahren jemals völlig zu trennen

Alle Todesurtheile — sagt der Verf. — müssen die Bestätigung des Monarchen erhalten, wobei es wesentlich erfoderlich ist, daß der Spruch durch sämmtliche drei Instanzen gleichlautend ausgefallen sei.

Der erste Theil des Satzes sollte heißen: Alle Todesurtheile müssen, um rechtskräftig zu werden, die Bestätigung des Monarchen erhalten. Aber selbst in dieser Beschränkung ist der Satz nicht unbedingt wahr. Daß die Todesurtheile beim Militair zu ihrer Vollziehung die Bestätigung des Kaisers nicht bedürfen, sagt der Verf. später selbst; aber auch die Todesurtheile durch standrechtliches Erkenntniß bedürfen keiner Bestätigung durch den Monarchen. Der zweite Theil obigen Satzes war überflüssig, da es sich von selbst versteht, daß, wenn entweder das Appellationsgericht, oder der oberste Gerichtshof schon ein Todesurtheil in Kerkerstrafe verwandelt, dasselbe gar nicht an den Kaiser gelangt. Ref. hat aus sehr glaubwürdiger Quelle, daß der höchstselige Kaiser Franz nur selten ein Todesurtheil bestätigt habe, sobald nicht bei jeder der drei Instanzen alle Räthe für dasselbe gestimmt hatten, wobei nicht erst erinnert werden darf, daß ein solches verneinendes Votum umständlich motivirt werden mußte, und daß der Monarch sowol dieses wie überhaupt alle Acten des Processes sorgfältig prüfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des dreißigjährigen Krieges aus Urkunden und andern Quellenschriften erzählt von Johann Wilhelm Daniel Richter. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Rücksichtlich des zweiten Punktes, der Übersichtlichkeit der Darstellung nämlich, die in der historischen Kunst gar wesentlich ist, hat der Verf. keineswegs das Gefällige, wie er wollte, zu treffen verstanden. Das starke Volumen des ersten Bandes ist in nur drei Bücher abgetheilt, ohne daß man jedoch die Eintheilungsgründe recht einsehen könnte, dazu ohne irgend eine Inhaltsangabe und allgemeine chronologische Bezeichnung. Sonst finden sich im ganzen Buche keine Abschnitte; der Leser wird von einem Gegenstande zum andern, von einer Begebenheit, von einer Zeit und von einer Örtlichkeit zur andern wie ein ankerloses Fahrzeug fortgetrieben. Dazu kommen noch zahlreiche, zum Theil unnöthig lange oder in die Länge gezerrte Anmerkungen, und bei Gelegenheit des Gregorianischen Kalenders (1582) sogar eine zwölf Seiten lange Episode über technische und mathematische Chronologie! Freilich stand dem Verf. hier Ideler's treffliches Werk zu Gebote, und das wird nun zu Nutz und Frommen einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges (!) weidlich ausgeschrieben. Diese Stelle beweist wiederum sehr klar, wie wenig Hr. Richter im Stande sei, einen gegebenen Stoff zu beherrschen und zumal bei einer ganz untergeordneten Sache etwas in kurzen Umrissen zu zeichnen. Der Verfasser scheint in der That bei seiner Darstellung vergessen zu haben, daß er Geschichte schreibe, d. h. Begebenheiten und Zustände schildere, die sowol selbst auf dem Gebiete der Zeit sich befinden, als sie der Mensch auch nur mittels der Zeitgesetze, an die er gebunden ist, richtig aufzufassen, in Zusammenhang zu bringen und ihnen das wahre Interesse abzugewinnen vermag. Was die Chronologie für die Geschichte im Allgemeinen ist, das eine Auge derselben, das ist sie natürlich auch für jede einzelne historische Darstellung.

Hat denn aber der beharrliche Fleiß des Verf. gar keine wissenschaftlichen Früchte getragen? Der Fleiß, wie er selbst etwas Löbliches ist, hat auch stets wenigstens etwas Gutes in seinem Gefolge. Dies gilt auch von dem gegenwärtigen Falle. Der Verf. hat seine Quellen und Hülfsmittel fleißig gelesen, benutzt und wenn auch über Gebühr oft und weitläufig citirt, doch den Vortheil dem wissenschaftlichen Leser gebracht, daß dieser beinahe den ganzen gelehrten Apparat zu einer Reformationsgeschichte in Hrn. Richter's Buche aufgeführt findet. Dem, der sich in diesem Theile der deutschen Geschichte versuchen will, ist dadurch ein dankenswerther Dienst geleistet worden. Allein auch hier hat der Verf. sich selbst einen Theil des Lohnes, auf den er hätte Ansprüche machen können, wiederum verkümmert. Anstatt nämlich die allgemeinen Werke von den Specialschriften, das Classische von dem Unclassischen, das Bedeutende von dem Unbedeutenden in einer gehörigen und wissenschaftlich nothwendigen Trennung zu halten, sowie das chronologische Verhältniß der einzelnen Quellen und Schriften in geeigneten Fällen genau zu berücksichtigen, selbst die confessionellen Verhältnisse der einzelnen Schriftsteller nicht unbeachtet zu lassen, mit einem Worte, anstatt nach den Gesetzen einer gesunden historischen Kritik zu verfahren, hat der Verf. seine Literarnotizen vielfach durcheinander geworfen, sodaß eine belehrende Übersicht über den gelehrten Apparat kaum zu gewinnen ist und öfters die Gewißheit nothwendig fehlt, wem der Verf. in seinen Darstellungen vorzugsweise folgen zu müssen geglaubt habe. Denn an einer Angabe des Verhältnisses der Quellen und Hülfsmittel zu seinem Texte ist bei dem Verf. fast nirgend zu denken. Mangelt es etwa in unserer Geschichtsliteratur an Werken, die ihn nicht hätten belehren können, welches Verfahren in dieser Angelegenheit einzuschlagen sei? Übrigens vermissen wir doch unter den so zahlreich angeführten Geschichtsbüchern einige, die viele andere aufgewogen hätten und überhaupt nicht fehlen sollten, z. B. Ranke's „Päpste", und wer der Pietro Soave Polano sei, weiß man nicht, sobald man sich nicht daran erinnert, daß dies der falsche Name des berühmten Paolo Sarpi ist, dessen Werk „Istoria del Concilio Tridentino" unser Verf. nur in der lateinischen Übersetzung kennt*), dem jener fingirte Name vorgesetzt ist. Fast möchte man glauben, Hr. Richter habe dieses Verhältniß selbst nicht gekannt, sonst würde er doch wol wenigstens eine kleine Notiz darüber gegeben haben, da er ja sonst in seinen Anmerkungen ausführlich genug ist. Indeß sollen die soeben gemachten Bemerkungen keinen erheblichen Tadel begründen wollen.

Es thut uns in der That leid, zu sehen und es offen bekennen zu müssen, daß des Verf. Fleiß kein Werk zu erzeugen vermocht hat, was den gegenwärtigen Anfoderungen der Wissenschaft und der deutschen Sprache genügend befunden werden könnte. Wir würden ihm rathen, sein Werk stylistisch und historiographisch umzuarbeiten, die Hauptwerke, die als Führer zu wählen sind, jedem einzelnen Abschnitte chronologisch geordnet vorzusetzen, kurz zu charakterisiren und ihr gegenseitiges Verhältniß kritisch zu bestimmen; dazu befähigt den Verfasser unstreitig die Bekanntschaft mit diesem Zweige der Literatur. Kurze Verweisungen darauf unter dem Texte würden dann genügen, Raum und Übersichtlichkeit aber gewonnen werden. Für die Werke untergeordneten Ranges und für einzelne wichtige Monographien wären kurze Andeutungen ebenfalls unter dem

*) So müssen wir wenigstens annehmen. Der Verf. schreibt stets Historia; in einigen Stellen findet sich aber Historia del u. s. w. was halb lateinisch und halb italienisch ist, sodaß man über die Sache nicht ins Klare kommt. Die erste lateinische Übersetzung ist vom Jahre 1620.

Texte vollkommen ausreichend. Auf diese Weise erhielten Gelehrte und Geschichtsfreunde ihre Befriedigung.

Zum Schlusse erlauben wir uns als Beispiel eine Stelle aus dem beurtheilten Werke typographisch genau hier mitzutheilen, die aber immer noch zu den bessern gehört: „Mancher der evangelischen Herren und Ritter hatte und besaß ein in der Stadt Wien seiendes Haus, und glaubte, evangelische Gottesverehrungen in demselben halten zu **dürfen**. Evangelische Geistliche predigten sehr oft in diesen Häusern den Herren und Rittern, welche in Wien wohnten oder weilten. Der Kaiser (Maximilian II.) wehrte nicht diesem Beginnen der beiden Stände, sondern sprach in dem eintausendfünfhundertvierundsiebzigsten Jahre **mündlich** aus: daß evangelischen Predigern derselben erlaubt sein möge, in der Stadt innerhalb der Ringmauer Wiens seiendem Landschaftshause zu predigen und in der Stadt Wien zu wohnen. Zwei von den evangelischen Herren und Rittern berufene Prediger Josua Opitz und Lorenz Becher walteten in diesem Landschaftshause. Lorenz Becher hörte in dem eintausendfünfhundertsechsundsiebzigsten Jahre unserer Zeitrechnung auf, Prediger des Landschaftshauses zu sein, und wurde Prediger des Nieder-Oesterreichischen Städtchens Horn. Die evangelischen Herren und Ritter Nieder-Oesterreichs gaben statt Becher's **zwei** evangelische Prediger, Johann Tettelbach und Michael Hugo, dem Landschaftshause; so daß dasselbe drei protestantische Prediger hatte, welche in ihm predigten, tauften und das Abendmahl spendeten. Tausende der Bürger und andern Einwohner Wiens waren Glieder der Versammlungen, welche, geleitet von den Predigern, Gott in diesem Hause verehrten; und diese Prediger spendeten manchem Bürger in seiner Behausung das Abendmahl, und tauften auch manches Bürgerkind in einem Bürgerhause." 54.

Zur Geschichte der Dampfschiffahrt.

Hall in seinen Bemerkungen über die westlichen Staaten Amerikas („Notes on the western states of America") führt einen neuen Bewerber um die Ehre, Erfinder der Dampfschiffahrt zu sein, in die noch immer offenen Schranken. Im J. 1785, berichtet er, faßte John Fitch, Uhrmacher in Philadelphia, den Gedanken, daß es möglich sein müsse, ein Schiff mittels Dampfkraft in Bewegung zu setzen. Der Mann war arm und wissenschaftlich ungebildet, und eine Menge Schwierigkeiten vereitelten seine ersten Versuche, die Idee praktisch zu bewähren. Er suchte beim Congresse um Unterstützung nach und wurde abgewiesen; er bot der spanischen Regierung seine Erfindung an, damit sie bei Beschiffung des Mississippi zur Anwendung kommen möchte, und fand kein Gehör. Endlich bildete sich eine Gesellschaft, aus deren Beiträgen ein Dampfboot gebaut wurde, das 1788 auf dem Delaware von Stapel lief. Groß war die Zahl der Neugierigen, die das neue und, wie die Meisten glaubten, chimärische Experiment mit ansehen oder vielmehr auslachen wollten. An Räder scheint Fitch nicht gedacht zu haben. Statt ihrer gebrauchte er Ruder, die in Gehäusen arbeiteten. Des Erfolgs hielt er sich vollkommen versichert, und sobald das Boot zur Probefahrt fertig war, ging es stattlich nach Burlington ab. Wer bis dahin gespottet, staunte; wer höhnisch gelacht, sah sehr ernsthaft aus. Fort ging das Boot und der glückliche Erfinder triumphirte über die Zweifel eines ungläubigen Publicums. Das Boot vollbrachte die Fahrt nach Burlington, eine Entfernung von 20 Meilen; indem es aber nach dem dortigen Werft einlenkte, platzte der Kessel und es mußte mit dem Strome zurückschwimmen. Fitch ließ sich nicht abschrecken, erlangte mit vieler Mühe einen neuen Kessel und hatte bald nachher die Freude, das Boot eine Fahrt nach Burlington und Trenton in Einem Tage hin und zurück machen zu sehen, ungefähr acht Meilen die Stunde. Damit begann aber für den Erfinder eine lange Reihe von Drangsalen. Immer zerbrach etwas, und hatte er eine Schwierigkeit bemeistert, stemmte sich ihm eine andere entgegen. Das beständige Zerbrechen lag vermuthlich nicht sowol an ihm als an dem damals sehr mangelhaften Kunstgeschick, das eine so complicirte Maschine nicht mit der erfoderlichen Genauigkeit herzurichten vermochte. Fitch gerieth in Schulden und nachdem er von der Ausführbarkeit seiner Idee sich überzeugt, mußte er sie aufgeben. Dieser scharfsinnige Mann, allem Anschein nach erster Erfinder des Dampfbootes, schrieb drei Bände, die er im Manuscript und versiegelt bei der Bibliothek zu Philadelphia mit dem Ersuchen niederlegte, sie 30 Jahre nach seinem Tode zu öffnen. Wann oder warum er sich nach Westen gewendet, habe ich nicht erfahren können; dagegen dürfte das gewiß sein, daß er in der Nähe vom Ohio gestorben und begraben ist. Vor ungefähr fünf Jahren wurden seine drei Bände entsiegelt. Sie enthalten hauptsächlich seine Forschungen in der Mechanik; doch erzählen sie auch seine Geldverlegenheiten und seine Täuschungen, und der glühende Eifer, mit welchem er nach Resultaten strebte und der sich auf jeder Seite kund thut, muß für ihn das Mitgefühl Derer wecken, die den Schmerz des geistreichen Mannes über verkümmerte Hoffnungen begreifen. Er spricht aufs bestimmteste vom künftigen Gelingen eines Plans, den in seinen Händen nur Mangel an Geld scheitern gemacht, prophezeit, daß in weniger als 100 Jahren unsere westlichen Ströme Dampfboote in Menge haben würden, und äußert den Wunsch, sein Grab an den Ufern des Ohio zu finden, „damit der Gesang der Bootsleute die Stille seines Ruheplätzchens beleben und die Musik der Dampfmaschine seinem Geiste Frieden geben möchte". Welch ein Gedanke! Und doch wie natürlich bei einem Manne, der sein ganzes Leben an die Erreichung eines Zweckes gesetzt, den er nicht erreichen sollte! Rührend ist die Stelle, wo er sagt: „Der Tag wird kommen, wo ein mächtigerer Mann als ich durch meine Erfindung Ruhm und Schätze gewinnen wird; aber Niemand will's ja glauben, daß der **arme John Fitch** etwas thun könne, das der Beachtung werth wäre." 74.

Literarische Notizen.

In Paris werden angekündigt: „Les idées de la révolution et les affaires d'Orient, ou double tendance de la civilisation européenne", von Agnagnosti; „Progrès social de l'Europe; pensées d'un enfant de la Grèce sur les événements de l'Orient"; „Révolutions des peuples du Nord", von J. M. Chopin, Verf. einer Geschichte von Rußland, ehemaliger Secretair bei dem Fürsten Kurakin, russischem Exambassadeur am französischen Hofe. Von den vier Bänden des letztern Werkes sind bis jetzt zwei erschienen, der dritte wird im October ausgegeben. Der Verf., unterstützt durch seine Kenntniß deutscher und russischer Quellen, und durch das Wohlwollen des jetzt regierenden Königs von Schweden mit wichtigen historischen Werken versehen, sucht besonders den Charakter der Skandinavier und Slawen, ihren Einfluß auf die Civilisation und die Zurückwirkung der Civilisation auf ihre Sitten und Institutionen zu entwickeln.

Ein zu Vevay erscheinendes neues Volksblatt führt den Titel „Feuille populaire suisse" und wird in monatlichen Heften ausgegeben. Es hat den Zweck, die Volksaufklärung und die Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu fördern und den wahren Patriotismus zu nähren. Es ist mit großer Einfachheit geschrieben und enthält zugleich einen patriotischen Kalender, worin für jeden Tag die Erinnerung an irgend ein vaterländisches Ereigniß gegeben und die vorzüglichsten Versammlungen und nationalen Feste, welche in der Schweiz stattfinden sollen, angezeigt werden. Die übrigen Rubriken sind: Unterricht und Erziehung, Wissenschaft, Industrie und Ackerbau, Literatur und Neuigkeiten, deren Tendenz hauptsächlich für den Landmann berechnet ist. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 267. — 24. September 1841.

Östreich im Jahre 1840. Von einem östreichischen Staatsmanne. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

So viele unangemessene, hämische und verleumderische Schriften über Östreich erschienen sind, hat noch keine die Frechheit in der Behauptung des Gegentheiles der Wahrheit bis zu dem Grade getrieben, daß sie die Käuflichkeit des Eintritts in den östreichischen Staatsdienst vorgab. Der Verf. hat es gethan.

Juridische Studien — sagt er I, 84 — und eine strenge Prüfung aus dem Gesammtinhalte der östreichischen Rechtswissenschaften, im Allgemeinen unter dem Namen Absolutorium bekannt *), bilden zwar ein Haupterfoderniß zu dem Eintritte in den ersten Theil (das sogenannte Conceptspersonale) der östreichischen Burraukratie. Allein nur Geld und, in Ermangelung desselben, die Fürsprache einer gewichtigen Protection vermögen die wirkliche Aufnahme des Candidaten zu bewirken.

Und auch, wo der Verf. von dem zweiten Theile der Bureaukratie, wie er es nennt, von dem Kanzlei=, Kassen=, Post=, Bauwesenpersonale spricht, sagt er:

Doch bilden auch hier Geld und Protection die Hauptbedingungen, durch welche der Eintritt in diese Ämter möglich wird.

Die Wahrheit ist, daß vier Fünftheile Derjenigen, welche in Staatsdienste treten, blutarm sind und keinerlei Art von Protection haben. Der Verf. belegt alle Diejenigen, welche von geringer Herkunft sind und sich zu hohen Staatsämtern aufgeschwungen haben, mit dem Titel „Emporkömmlinge" (I, 86). Einen Emporkömmling kann man nur einen ursprünglich niedern Mann nennen, der ein hohes Staatsamt erreichte, ohne daß dasselbe in der von ihm betretenen Laufbahn lag: einen Mann aber, welcher zwar von geringer Herkunft ist, aber einmal in Staatsdienste getreten, von Stufe zu Stufe aufsteigt, es sei im Wege der Anciennität oder überragender Fähigkeiten, kann man ebenso wenig einen Emporkömmling nennen, als einen Artilleriegeneral, der vom Kanonier im Dienstwege sich aufgeschwungen hat.

Mit Ausschluß der höchsten Stellen, welche im Allgemeinen mit weniger Ausnahme nur durch den Erbadel und die Geldaristokratie besetzt erscheinen, findet man sämmtliche Ämter der östreichischen Bureaukratie nur durch Emporkömmlinge besetzt —

behauptet der Verf., und nach seiner Logik wäre der jetzige Finanzminister Östreichs, der von bürgerlicher Herkunft ist und in dieser weit entfernt war, der Geldaristokratie anzugehören, ein Emporkömmling, ein Parvenu! Statt daß der Verf. es als ein Lebensprincip des östreichischen Beamtenstandes preist, daß Talent und Redlichkeit zu den höchsten Ämtern und Würden, ohne Rücksicht auf Geburt, führen, sind ihm so gestiegene Staatsbeamte Emporkömmlinge, was, soweit die deutsche Sprache reicht, eine beschämende Bezeichnung ist. Wer Bürgerliche, die zu hohen Ämtern gelangen, als Emporkömmlinge bezeichnet, gibt übrigens zu, daß der hohe Adel ein natürliches Anwartschaftsrecht auf dieselben habe, was mit den übrigen Ansichten, die der Verf. zur Schau trägt, im Widerspruche steht. Daß die höchsten Stellen von der Geldaristokratie besetzt seien, ist eine Erfindung des Verfs., die seiner Sucht angehört, Alles in Östreich als käuflich, als dem Gelde verfallen darzustellen. Er läßt die Richter sich bestechen, damit sie dem Verbrecher Untersuchung auf freien Fuß gestatten (I, 105); das Gesetz erscheint blos „als für den Reichthum der Geldaristokratie geschrieben" (I, 121); die „Gerichtsbeamten sind bei sämmtlichen untergeordneten Stellen der Magistrate, Syndicate und grundobrigkeitlichen Justizämtern bestechlich" (I, 121); ein großer Theil der Verzehrungssteuer, und zwar „ein größerer als durch den Erhebungsaufwand geht, durch Unterschleife der untern Beamten verloren" (I, 141); „die auf ein [illegible]

*) Der Verf. kann nie in Östreich studirt haben, sonst würde er wissen, was ein Absolutorium ist. Zuvörderst ist ein Absolutorium nicht eine Prüfung, wie aus dem unlogischen Deutsch des Verf. hervorgeht. Sondern ein Absolutorium ist nichts weiter, als ein Gesammtzeugniß über die sämmtlichen Prüfungen, die man am Ende jedes Cursus einer der vier Facultätsstudien gemacht hat. Man bekommt Zeugnisse nach jeder solchen Prüfung, das Absolutorium aber erst nachdem man das ganze Studium (Jus, Medicin u. s. w.) „absolvirt" hat, daher der Name. Keineswegs aber setzt das Absolutorium eine nochmalige strenge Prüfung aus dem Gesammtinhalte des Fachstudiums voraus, sondern dient nur zum Beweise, daß und wie man dasselbe absolvirt habe. Kurz, der Verf. weiß nichts und urtheilt über Alles. Eine crasse Unwissenheit legt er z. B. in folgendem Satze an den Tag: „Bis auf gegenwärtige Zeiten ist größtentheils die ältere Gesetzgebung aus Maria Theresia's und Kaiser Joseph's Zeiten aufrecht erhalten worden. Besonders ist diese durch den Codex Austriacus, die Constitutio criminalis Theresiana, sowie durch das allgemeine Strafgesetzbuch vom Jahre 1787 festgestellt worden." Die Theresiana gilt nur, sehr modificirt, beim Militair. Das allgemeine Strafgesetzbuch ist nicht das Josephinische, sondern das vom Kaiser Franz 1804 erlassene. Der Codex Austriacus ist veraltet.

besficit von Seiten des Gesetzes festgesetzte Strafe der Verurtheilung zu schwerem Kerker und des Ausstellens am Pranger ist selten geeignet, eine Defraudation zu verhindern" (I, 150); „der Controleur ist nur zu oft mit dem Cassabeamten einverstanden, und beide zusammen beginnen eine Manipulation, daß die Defraudation nicht so sehr die Staatskasse, als die zur Zahlung verbundenen Parteien betrifft" (I, 151); kurz, dem Verf. zu glauben, gibt es keine Redlichkeit im östreichischen Beamtenstande und die Östreicher theilen sich in zwei große Classen, in die bestechenden und in die bestochenen. Selbst die Offiziersstellen werden nach ihm gekauft:

Die durch eine stufenweise Beförderung — sagt er I, 181 — offen werdenden niedrigsten Offizierschargen erhalten ihre Besetzung durch jene Cadetten, welche ihre Fähigkeiten mit klingenden Verdiensten darzuthun vermögen, wodurch es Müller-, Brauer- und Bäckersöhnen sehr oft gelingt, zwar einige Tausende an den Mann zu bringen, sich aber das goldene Portepée zu verdienen. Wenn auch auf solche Weise verdiente Unteroffiziere und Cadetten in Schatten gestellt werden, — enfin was kümmert das den Regimentsinhaber, dem die Besetzung der subalternen Chargen bis zu dem Range des Hauptmanns zusteht.

Wer sind nun die Regimentsinhaber? Gekrönte Häupter, Erzherzoge, Prinzen, endlich östreichische Feldmarschälle, Generale der Cavalerie, Feldzeugmeister, Feldmarschalllieutenants. Es gehört wirklich eine eigene Kühnheit, selbst wenn man seinen Namen verschweigt, dazu, vor der Welt zu behaupten, Feldmarschälle, Generale der Cavalerie, Feldzeugmeister und Feldmarschalllieutenants ließen sich von Bäckern, Müllern und Brauern bestechen, um deren Söhne zu Offizieren zu ernennen, und zwar nicht als selten erhörte Ausnahme, sondern als etwas Bekanntes, Übliches, Herkömmliches!

Der Verf. spinnt nicht das Thema aus: „Something is rotten in the state of Denmark", sondern „All is rotten". Er ergeht sich in dem schrankenlosesten Pessimismus und überschreitet alles Maß erlaubten Tadels, indem er einzeln hin und wieder vorkommende Misbräuche zur Regel erhebt. Der Beamtenstand ist bestechlich und faul (I, 84), die Regimentsinhaber verkaufen Fähnrichs- und Lieutenantschargen: natürlich macht er auch den hohen grundbesitzenden Adel zum Ziel seiner Angriffe. Daß die „untern Stände an dem reichen Adel mit Misgunst emporsehen" (I, 232), ist eine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung. Ganz im Gegentheile ist das Volk stolz auf seine Großen alten Geschlechtes und freut sich der Pracht und des Glanzes, welchen sie entfalten. Der Verf. tadelt (I, 230), daß die Söhne der ersten fürstlichen und gräflichen Familien des Reiches im Militairdienste begünstigt werden, und sagt:

Es ist nichts Seltenes, einen Stabsoffizier zu erblicken, dessen Kenntnisse und persönliche Eigenschaften denselben in einem andern Lande kaum zu einer subalternen Charge qualificiren würden. Allein sein Adel, sein Vermögen, die Verbindungen seiner Familie und die Gnade des Kaisers haben jedes Hinderniß beseitigt.

Wessen Söhne sind es denn aber, die allerdings bevorzugt werden? Es sind die Liechtenstein, die Schwarzenberg, die Hardegg, die Colloredo, die Windischgrätz und wie sie alle heißen, die berühmten Geschlechter, deren Namen in jedem Jahrhundert, unter jedem Regenten, auf jedem Blatte der vaterländischen Geschichte in leuchtenden Zügen prangen, die seit einem halben Jahrtausend und länger in den Schlachten der Habsburger gekämpft und geblutet haben. Die Söhne solcher Familien, die zum Kriegerstande bestimmt sind, erhalten von der frühesten Jugend auf die angemessenste Erziehung und Bildung und gehören unbestritten zu den kenntnißreichsten Offizieren der Armee. Es ist auch ganz und gar ungegründet, daß das Avancement der Fürsten und Grafen aus historischen Geschlechtern, die subalternen Stellen ausgenommen, so gar schnell gehe, daß der Verf. ein Recht hätte, von „wenigen Jahren", und von „ohne irgend ein anderes Verdienst, als von einigen inhaltschweren Buchstaben vor dem Namen" zu sprechen und dem entgegenzusetzen: „Alten treu gedienten und durch persönliche Bravour vor dem Feinde ausgezeichneten Offizieren wird es dagegen schwer, oft selbst unmöglich, das gleiche Ziel im angehenden oder schon vorgeschrittenen Greisenalter zu erreichen." Wir brauchen nur die Laufbahn des Fürsten Karl Schwarzenberg zu nehmen, um zu beweisen, wie übel berichtet der Verf. ist. Durch außerordentliche Kühnheit und durch eine, trotz seiner großen Jugend sich kundgebende militairische Beobachtungsgabe erwarb er sich im Türkenkriege den Hauptmannsrang, stieg er in den ersten Jahren des Revolutionskrieges durch Verdienste auf dem Schlachtfelde zum Obersten und erfocht als solcher den berühmten Reitersieg von Cateau *), in welchem er an der Spitze eines östreichischen Kürassierregiments und zwölf Schwadronen schwerer englischer Reiterei 27,000 Franzosen unter Chapuis in die Flucht jagte und 32 Kanonen eroberte, ein Sieg, der von dem preußischen Militairwochenblatte **) dem von Roßbach an die Seite gesetzt wird. Bei den französischen Armeen jener Zeit würde ein solcher Sieg dem Obersten Schwarzenberg sogleich ein großes Obercommando verschafft haben, aber erst zwei Jahre nachher, im Feldzuge von 1796, in welchem er wesentlich zum Gewinne der Schlacht von Würzburg beigetragen, wurde er zur nächsten Dienstcharge, zum Generalmajor ernannt. Vier Jahre darauf wurde er, gleichfalls in Folge von Verdiensten auf dem Schlachtfelde, Feldmarschalllieutenant, und war im Jahre 1800 derjenige östreichische General, der in der Schlacht von Hohenlinden allein Vortheile erfocht und sich einer verzweifelten Lage mit dem höchsten Ruhme entriß, und wieder bildete das Gefecht von Jungingen, das er 1805 lieferte, den einzigen Lichtpunkt in diesem traurigen Feldzuge, wie es auch seine Tapferkeit war, die den Erzherzog Ferdinand von Östreich von dem Loose der Gefangenschaft rettete. Im Sommer 1806 lehnte er die Stelle eines Präsidenten des Hofkriegsrathes ***) ab, wurde 1808 Botschafter in Petersburg, kam 1809 von seiner vergeb-

*) 26. April 1794.

**) Von 1832, Nr. 824, S. 4700.

***) Vicepräsident war er bereits gewesen.

lichen Sendung noch an, um den ruhmvollsten Antheil an dem Treffen von Znaym zu nehmen, und wurde hierauf General der Cavalerie. Schwarzenberg hatte sonach 22 Dienstjahre, hatte das Ritterkreuz des Theresienordens auf dem Schlachtfelde, das Commandeurkreuz durch Acclamation des Capitels (ein kaum jemals dagewesener Fall) erhalten, war zweimal (auch bei der Thronbesteigung des Kaisers Alexander) Botschafter in Petersburg, war Hofkriegsrathsvicepräsident gewesen, — als er erst seine Ernennung zum General der Cavalerie erhielt. Botschafter zu Paris von 1810—12, erfocht er in dem russischen Feldzuge den Sieg von Podobnie über Tormassow und wurde zum Feldmarschall ernannt, weil Napoleon in einem eigenen Schreiben den Kaiser von Östreich gebeten hatte, dadurch die Verdienste des Fürsten Schwarzenberg zu belohnen. Hier haben wir hohe Geburt, ausgezeichnete Verdienste jeder Art, und doch wurde Schwarzenberg erst nach 25 Jahren, darunter 13 im Felde, Feldmarschall, und wäre es 1812 ohne den Wunsch Napoleon's noch immer nicht geworden. Der Fürst Johann Liechtenstein, einer der tapfersten Feldherren, die es jemals gegeben, wurde erst im Greisenalter Feldmarschall. Hätte der Verf. die zahlreichen Biographien östreichischer Heerführer in Schels' Zeitschrift durchzugehen sich die Mühe genommen, so würde er gefunden haben, daß selbst bei glänzender Geburt und außergewöhnlichen Verdiensten 30—40 Dienstjahre vergehen, bevor in Östreich die Würde eines Feldzeugmeisters oder Generals der Cavalerie erreicht wird. Er würde zugleich gefunden haben, daß dies ganz der gleiche Fall bei den Generalen bürgerlicher Abkunft ist, denen die des niedern oder neuen Adels gleichzurechnen sind, denn nur der historische, uralte Adel zählt in Östreich. Mindestens die Hälfte aller östreichischen Generale gehört ursprünglich dem Bürgerstande, oder dem geringern Adel an, bei welchem auch in den subalternen Stellen das Avancement außer bei ganz ausgezeichneten Verdiensten höchst langsam vor sich geht. Es findet daher beim Militair keine unkluge, blinde, übermäßige Bevorzugung der Cavaliere aus großen Geschlechtern statt, ein kenntnißloser Mann hohen Ranges wird nicht schnell befördert, wird es ebenso wenig im Civilstaatsdienste als im Heere. Eine erbauliche Schilderung entwirft der Verf. von den Großen, die ihre Laufbahn bei einer Civilstelle beginnen (I, 230):

Die erste Hälfte des Jahres geht in Reisen, die zweite in Jagd und andern Lustbarkeiten vorüber. Dies hat jedoch nichts zu sagen; seinen Platz und seine Geschäfte füllen immer einige Bürgerliche aus.

So nicht haben die Saurau, die Stadion, die Mittrowsky, die Chovinsky, die Laszanski, die Ugarte, die Chotek, die Kollowrat, die Metternich ihren Weg zu den höchsten Ämtern und Würden gemacht. Der Graf Saurau *), vor Kollowrat oberster Kanzler und Minister des Innern, war drei Jahre lang Conceptspractikant bei dem Kreisamte zu Traiskirchen, und die Beförderung des (damaligen) Grafen Metternich war anfangs nichts weniger als schnell, sie wurde es erst, als Kaiser Franz in ihm den Mann der Monarchie erkannt hatte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Aus einem der ältesten und berühmtesten Geschlechter der Steiermark.

Zu Walter Scott's „Guy Mannering".

Das „Gentleman's magazine", eines der ältesten und best redigirten englischen Journale, bringt einen Correspondenzartikel aus Bolton, in welchem die von Walter Scott selbst und Andern über die Grundlage der Novelle „Guy Mannering" veröffentlichten Äußerungen geprüft werden und das Endresultat dahin ausfällt, daß sogar Walter Scott in seinen betreffenden Erinnerungen sich geirrt, indem die Erzählung auf nichts Anderes basirt sein könne, als auf die Geschichte des James Annesley, mit welcher die Leser des „Peregrine Pickle" bereits einigermaßen bekannt sind. Der Correspondent stellt den merkwürdigen Fall aus authentischen Urkunden, hier und da mit Beibehaltung der Originalworte, zu einem Ganzen zusammen, dessen wesentlicher Inhalt folgender ist:

Lord und Lady Altham auf und zu Dunmain in der Grafschaft Werford hatten mehre Jahre in kinderloser Ehe gelebt, als die Geburt eines Erben im J. 1715 ihre Wünsche erfüllte. Am Abende des freudigen Ereignisses nahm ein junger Mann, der angeblich von Dublin kam und sich Master Richard Fitzgerald nannte, die Gastfreundschaft des Hauses Dunmain in Anspruch und trank mit Lord Altham und dessen Hausgesinde in damals üblicher Weise auf die Gesundheit „der edeln Frau im Stroh" und des lang erwarteten Erben. Es steht nicht zu erweisen, daß Master Fitzgerald Astrolog oder sonst mit einem Zweige der schwarzen Kunst vertraut war, noch daß er in Bezug auf das neugeborene Kind und dessen künftiges Wohlergehen einen mächtigern Spruch gebrauchte, als die gewöhnliche Trinkformel: „Langes Leben und Gesundheit." Ehe er am folgenden Tage das Schloß verließ, wurde der kleine Held gegenwärtiger Geschichte ihm gezeigt, worauf er das Kind küßte und der Wärterin eine halbe Guinee gab. Von Fitzgerald genügt zu bemerken, daß er in die Militairdienste der Königin von Ungarn trat, einen hohen Offizierposten erlangte und 28 Jahre später nach Irland zurückkam, um seinem jungen Freunde zu Wiedererlangung der ihm unrechtmäßig vorenthaltenen Güter und Titel behülflich zu sein. Die Geburt eines Erben versöhnte nur auf kurze Zeit das in Unfrieden lebende Ehepaar. Lord und Lady Altham trennten sich, und von ihrem Gemahle auf das schmählichste vernachlässigt, arm, krank, an Geist und Körper schwach, wohnte Lady Altham bis zu ihrem Tode in England. James Annesley, der Sohn dieser unglücklichen Mutter, wurde von Lord Altham der Pflege eines Weibes von etwas zweideutigem Rufe übergeben, die Joan oder Juggy Landy hieß, eine Dienerin der Familie war und auf dem Gute Donmain, ungefähr eine Viertelmeile vom Schlosse, in einer Hütte lebte. Diese Hütte wird beschrieben als ein miserabler Ort, ohne alles Geräth, ausgenommen ein Topf, zwei oder drei hölzerne Teller und zwei Strohlager auf ebener Erde, und statt der Thüre ein Strauch zum Hinein- und Herausziehen. In so bescheidenen und ungünstigen Verhältnissen wuchs der Knabe unter der Fürsorge einer Frau auf, die, wie unglücklich oder schuldig sie gewesen sein mag, ihren Pflegling mit der liebevollsten Aufmerksamkeit behandelt zu haben scheint. Aber aus irgend einem nicht vorliegenden Grunde fiel sie bei Lord Altham in Ungnade. Er nahm ihr den Knaben, und als sie, um ihn wenigstens zu sehen, fortwährend in der Umgebung des Schlosses lauerte, befahl er seinem Stallknechte, sie fortzupeitschen und die Hunde auf sie zu hetzen. Lord Altham zog mit seinem Sohne nach Dublin und stürzte sich hier in die schmuzigsten Ausschweifungen. Er gerieth in drückende Geldverlegenheiten, und was er besaß, wurde die Beute lockerer Gesellen

und gemeiner Dirnen, von denen er zuletzt eine Miß Kennedy als seine Frau in die Gesellschaft einzuführen suchte. Diese schlechte Person brachte es durch ihren Einfluß auf den edeln Lord dahin, daß er seinen Sohn aus dem Hause stieß und der arme James Annesley ohne Obdach in den Straßen von Dublin umherirrte, sich mühselig von Dem ernährend, was er durch Botschaftlaufen und das Halten von Reitpferden verdiente. Aber auch Lord Altham's Geldverlegenheiten hatten inzwischen eine solche Höhe erreicht, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als durch Verpfändung eines Theils seiner Erbansprüche an die Güter des Grafen von Anglesey, dessen Notherbe er allerdings war. Sein Bruder, Capitain Annesley, machte hierin mit ihm gemeinschaftliche Sache und es gelang Beiden, sich auf solche Weise einige kleine Summen zu verschaffen. Weil jedoch James Annesley bei diesen Verhandlungen ein starkes legales Hinderniß gewesen wäre, wurde er bald für todt, bald, wo sein Leben sich nicht ableugnen ließ, für einen natürlichen Sohn des Lords von Juggy Landy ausgegeben. Im J. 1727 starb Lord Altham so erbärmlich arm, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte. Sein Bruder, Capitain Annesley, wohnte dem Begräbnisse als erster Leidtragender bei und nahm den Titel Baron Altham an. Als er solchen jedoch registrirt haben wollte, wurde ihm das verweigert, theils, weil sein Neffe angeblich am Leben sei, und theils, weil er die Gebühren nicht aufzubringen vermöge. Daß er später dennoch die Registrirung erlangte, geschah durch Mittel, von denen es heißt, sie seien wohl bekannt und leicht zu begreifen gewesen. Außer dem Capitain erschien beim Begräbnisse Jemand, der aufrichtigeres Leid trug — ein armer, zwölfjähriger Knabe, in bloßem Kopfe und bloßen Füßen, dessen Hauptkleidungsstück eine alte gelbe Livreeweste war; er folgte von fern und weinte dann an seines Vaters Grabe. Der Oheim erkannte ihn zwar schnell genug, um ihn sofort mit Gewalt wegzujagen, allein doch nicht eher, als der junge Annesley etlichen alten Dienern seines Vaters, die ihren ehemaligen Herrn zur letzten Stätte begleiteten, sich zu erkennen gegeben hatte. Der Usurpator versuchte jetzt wiederholt, sich der Person seines Neffen zu bemächtigen, sei es, um ihn aus dem Lande oder anderswie sich vom Halse zu schaffen. Eine Zeit lang scheiterten diese Versuche, namentlich am Edelmuthe des ebenso streitbaren als menschenfreundlichen Fleischers Purcel, der des verlassenen Knaben sich erbarmte, ihn in sein Haus nahm und nicht blos längere Zeit gastfrei verpflegte, sondern auch eines Tags mit seinem Knotenstocke gegen die Nachstellungen seines Oheims mannhaft und siegreich beschützte. Endlich wurde Annesley doch in den Straßen von Dublin weggefangen, von seinem Oheim und einer Rotte gedungener Bösewichte in ein Boot geschleppt und an Bord eines Schiffs gebracht, das mit ihm sofort nach Amerika unter Segel ging, wo er als Sklave an einen Colonisten verhandelt wurde — ein Zustand, in welchem er 13 Jahre verblieb. Während seiner Abwesenheit starb der Graf von Anglesey und der Oheim erbte ganz ruhig Titel und Güter. Annesley erduldete inzwischen die größten Entbehrungen und Mishandlungen, letztere besonders in Folge seiner wiederholten Versuche zu entfliehen, einmal aber auch, weil sein Herr ihn im — später als ungegründet erwiesenen — Verdachte eines zu vertrauten Umganges mit seiner Frau, und ein anderes Mal, weil die Tochter eines andern Herrn sich sterblich in ihn verliebt hatte, eine Liebe, die er nicht erwiderte. Als ihm zuletzt die Flucht gelang, fiel er in die Hände einiger feindlichen Neger, die mit Pfeilen nach ihm schossen und ihm dadurch Wunden beibrachten, an denen er mehre Monate daniederlag. Fünfundzwanzig Jahre alt, entkam Annesley auf einem Kauffahrteifahrer nach Jamaica, wo er sofort auf einem Kriegsschiffe Matrosendienste nahm. Ein paar Offiziere erkannten ihn, und Admiral Vernon, damals Oberbefehlshaber der britisch-westindischen Flotte, berichtete darüber an den Premierminister, Herzog von Newcastle, und versah inzwischen Annesley mit Kleidern und Geld, behandelte ihn auch außerdem mit Achtung und Aufmerksamkeit, die seinem Range gebührten. Sobald Graf Anglesey das erfuhr, traf er alle nur mögliche Anstalten, seinen usurpirten Besitz zu behaupten, und versicherte sich des Beistandes der ersten Sachwalter Englands und Irlands für einen Rechtshandel, der noch nicht seinen Anfang genommen. Annesley kam nach Dublin und sogleich eilten mehre ehemalige Diener seines Vaters zur Stadt, ihn zu sehen. Sie erkannten ihn beim ersten Anblick und einige fielen auf die Knie, dem Himmel für seine Erhaltung zu danken, küßten ihm die Füße und weinten Thränen der Freude. Lord Anglesey fühlte vom wahrscheinlichen Ausgange des nun drohenden Processes sich so beunruhigt, daß er Willens war, mit dem Prätendenten ein Abkommen zu treffen, seinem Titel zu entsagen und nach Frankreich zu gehen. Er nahm deshalb bereits Unterricht in der französischen Sprache, als ein seine Hoffnung neu belebendes Ereigniß seinen Entschluß änderte. Annesley hatte das Unglück, durch das zufällige Losgehen einer Vogelflinte Jemand zu erschießen, und obwol das Unabsichtliche der That keinem Zweifel unterlag, meinte doch der Oheim, daraus Nutzen ziehen zu können, und bot mit Hülfe eines Anwalts, Namens Gifford, sowol bei der Leichenschau als später bei der Untersuchung Alles auf, daß Annesley des Mordes schuldig gefunden würde. Das gelang ihm aber nicht, obschon er alle erdenkbare Mittel anwendete, den Gefangenen aus seinem gesunden Kerker nach Newgate versetzt zu sehen, und obschon der Graf in Person vor Gericht erschien, um die Zeugen einzuschüchtern und den Gefangenen zu verderblichen Bekenntnissen zu verlocken. Annesley wurde ehrenvoll frei gesprochen. Der Proceß zwischen James Annesley, Kläger, gegen Richard Grafen von Anglesey, Verklagten, nahm vor dem Lord Oberrichter und andern Baronen am 11. Nov. 1743 seinen Anfang und dauerte 13 Tage. Verklagtens Anwalt verhörte eine ungeheure Menge Zeugen, um darzuthun, daß Annesley ein unehelicher Sohn des verstorbenen Baron Altham sei. Die Jury entschied für den Kläger. Das verschaffte jedoch diesem weder seinen Titel, noch seine Güter, denn der Oheim benutzte nunmehro jede vom Gesetze gestattete Ausflucht und bewirkte durch seinen mächtigen Einfluß ein Irrthumsdecret, welches das Verdict beseitigte. Ehe der Proceß erneuert werden konnte, starb Annesley ohne männliche Nachkommenschaft und Lord Anglesey blieb mithin in ungestörtem Besitze.

Die Ähnlichkeit der Hauptlebensereignisse des unglücklichen Annesley und des abenteuernden Heinrich Bertram in „Guy Mannering" bedarf keiner Aufzählung. Selbst mehre Namen erinnern in der Dichtung an die Wahrheit. 74.

Notiz.

Ein anonymer Aufsatz über die schweizer Angelegenheiten, der vor kurzem in der „Revue des deux mondes" stand, die einen immer ernstern Charakter annimmt, hat in der pariser Presse Aufsehen erregt und wird auch in Deutschland seines gemessenen Tones, seiner Sachkenntniß wegen gewürdigt worden sein. Besonders bemerkenswerth war, daß darin behauptet wurde, die wiener Staatskanzlei sei vom französischen Cabinet aus veranlaßt, in Sachen der schweizer Wirren gelindere Saiten aufzuziehen. Dieser Artikel ist, wie ich erfahre, aus der gewandten Feder Rossi's geflossen, der, selbst lange in einem schweizer Cantone von bedeutendem Einflusse, mehr als jeder Andere im Stande ist, die französischen Politiker über jene Verhältnisse aufzuklären. Sein „Cours d'économie politique", in dem er mit außerordentlichem Glück oft die schwierigsten Sätze der Nationalökonomie entwickelt, ist sein letztes bekannt gewordenes Werk. Von Zeit zu Zeit nur verräth ein Artikel des „Messager", der sonst unendlich nüchtern und leer ist, durch Gründlichkeit, Schärfe und Eleganz der Darstellung Rossi's Hand. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 268. — 25. September 1841.

Östreich im Jahre 1840. Von einem östreichischen Staatsmanne. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 267.)

Was der Verf. von der Lebensweise der Großen erzählt, ist das Nec plus ultra der Lächerlichkeit; irgend ein Domestik hat ihn zum Besten gehabt. Man höre:

Zu einer etwaigen Zusammenkunft schreiten dem eleganten Gatten en négligé zwei Jäger mit Windlichtern voran, Madame empfängt denselben bereits im Bette, die Jäger stellen sich mit ihren Windlichtern zu beiden Seiten desselben auf und warten hier den Zeitpunkt ab, wo sich ihr gebietender Herr auf die schwellenden Pfühle ausgestreckt haben wird. Fleisch und frische Luft sind in der Erziehungsmethode des hohen Adels verbotene Waare —

Nun, wer in Wien oder Prag lebt, kann sich überzeugen, wie die jungen Damen in der Fülle der Gesundheit prangen, wenn sie sich mit ungezwungener Munterkeit, mit elastischem Tritte auf den Spaziergängen zeigen! Einen wahren Frevel begeht der Verf., indem er (I, 238) den Damen hohen Ranges „mütterliche Liebe und Sorgfalt" abspricht.

Kurz, man mag das Buch des Verf. wo immer prüfen, überall stößt man auf das Generalisiren einzelner Misstände und Gebrechen, überall auf Unwissenheit. So sagt derselbe S. 265:

Wie der Adel, darf auch jeder Andere in Östreich Güter (es sind hier Herrschaften, Rittergüter, wie man es im übrigen Deutschland nennt) besitzen, wenn er anders Bürger der Hauptstadt, oder einer königlichen oder freien Provinzialstadt ist.

Theils unwahr, theils mangelhaft. In Böhmen, Mähren und Schlesien muß man entweder Landstand oder Bürger einer der im Aufruhre des 17. Jahrhunderts treu gebliebenen Städte sein, um Herrschaften erwerben zu können. Im Erzherzogthum Östreich, Steiermark ꝛc. kann Jeder, der zu den geduldeten christlichen Glaubensbekenntnissen gehört, Herrschaften kaufen, auch wenn er nicht Landstand ist: aber er muß als Bürgerlicher die doppelte Gült bezahlen*) und einen Lehensträger haben. Was der Verf. (I, 215 und 216) von dem Aufwande der Äbte erzählt, ist eine Fabel, und die Insinuation, die in den Worten liegt:

Aber selbst dieses flotte Leben, wie man es im Allgemeinen nennt, würde in keinem Falle die Unzufriedenheit des gemeinen Volkes erregen, wenn ihm nur ein ganz kleiner Theil jener Bissen vorgeworfen werden würde, die als Abfälle einer schwelgerischen Tafel in die Hände der ohnedies reichlich bedachten Dienerschaft gerathen —

eine geflissentliche Unwahrheit, denn Jeder, der Östreich kennt, weiß, wie beträchtlich der Aufwand der Abteien für Sättigung der Armen und für Wohlthaten überhaupt ist. Bd. 1, S. 217 bürdet der Verf. den Abteien auf, daß sie den Hofstellen falsche Vermögensausweise vorlegen, als ob sich die Einkünfte der Stifter nicht ganz genau ohne deren Zuthun berechnen ließen, nicht längst bekannt wären. Auch die armen, geplagten Gymnasialprofessoren werden von dem Verf. verumglimpft; „sie geben den Kindern reicher Ältern nur dann bessere Classen, wenn diese ihre linke Hand mit einem ergiebigen Händedruck erfassen, wovon die rechte nichts zu wissen vorgibt". Bd. 2, S. 125 wird der Verwaltung der Militairspitäler der Vorwurf gemacht, daß sie durch übertriebene Sparsamkeit den Tod vieler Kranken verursache.

Nur noch eine Probe von des Verf. gehässigen Insinuationen. In dem Capitel über die geheime Policei erwähnt er, daß die Courtisanen in deren Dienste ständen, und erzählt eine lange Geschichte, die sich im Wesentlichen auf Folgendes beschränkt. Ein junger Mann aus der Provinz kam nach Wien, um in Staatsdienste zu treten, machte im Volksgarten die Bekanntschaft einer jungen Dame, einer Gräfin T..... angeblich, wurde von ihr eingeladen, kam mehrmals zu ihr, vertraute ihr seine Hoffnungen und erhielt die Zusicherung ihrer Protection.

Als er nun — erzählt der Verf. — eines Tages wieder den Salon betrat, sah er auf dem Sopha neben der Gräfin einen ältlichen, ernsten, aber dabei ziemlich freundlichen Mann, der jedoch, ohne von dem Eintretenden weiter Notiz zu nehmen, den ehrerbietigen Gruß desselben nur mit einem leichten Nicken des Kopfes erwiderte und alsdann in seinem Gespräche mit der Gräfin fortfuhr. Der Schicklichkeit halber und das Ungelegene seiner Anwesenheit wohl fühlend, entfernte sich der junge Mann bald wieder, da er überhaupt nur gekommen war, seiner Gönnerin anzuzeigen, daß sich seine Wünsche schon nächster Tage der Erfüllung nähern würden. Wirklich erging schon am folgenden Tage eine Einladung an ihn, sich einem vornehmen Manne vorzustellen; freudig eilt er dahin, seine Beförderung aus dem Munde desselben zu vernehmen, doch wer beschreibt sein Erbleichen und Erschrecken, als er in diesem jenen fremden ältlichen Herrn erkennt, den er im Salon der Gräfin T..... erblickt hatte; noch mehr aber fühlte er sich aus allen

*) Ausgenommen bei Erwerbung von Staatsdomainen.

seinen Himmeln gestürzt, als ihm mit kurzen Worten eröffnet wurde, er habe in Wien nichts mehr zu suchen, sondern möge getrost den Weg nach seiner Heimat antreten. Aller Mühe ungeachtet hat der junge Mann bis jetzt vergeblich sein Ziel zu erreichen gesucht. Sein Fortkommen ist in Östreich für immer gehemmt.

Dieses ganze Histörchen trägt das Gepräge der innern Unwahrscheinlichkeit, und die Sache wird wol so zusammenhängen. Ein junger Mann ging aus der Provinz nach Wien, kam dort um eine Anstellung ein, wurde von den Reizen der Hauptstadt zu einem tadelnswerthen Lebenswandel verlockt, erreichte deshalb sein Ziel nicht und erzählte, heimgekommen, den Ältern oder Verwandten obiges Histörchen, das dann der Verf. weiter mit ungemeiner Taktlosigkeit, ausgenommen die boshafte Insinuation, die darin liegt, ausschmückte. Daß man sich übrigens um den Lebenswandel der Aspiranten zum Staatsdienste erkundigt, geschieht keineswegs geheim und ist eine allgemein bekannte, sehr natürliche, ja sogar von der Pflicht gebotene Sache.

Sollte der Verf. dieser Schmähschrift gegen Östreich ein unzufriedener Jurist sein, der sein Müthchen kühlen wollte, so muß man ihm das Zeugniß geben, daß er erstaunlich vorsichtig im Verbergen seiner juridischen Kenntnisse gewesen ist, denn die in ihr dargelegten sind gleich Null. Was sich sonst in dieser Schrift findet, das nicht im Sinne des Pessimismus, um nicht zu sagen Verleumdung, geschrieben ist und lesenswerth erscheint, ist aus Kubler und andern Werken abgeschrieben. Der Schein von Gründlichkeit in Aufzählung der Behörden, der Staatsschulden u. s. w. mag den Verleger getäuscht haben, der wol nur durch fremdes Urtheil bewogen worden ist, die Schrift auf Treu und Glauben hin zu übernehmen.

Johann Sporschil.

Zur Geschichte Friedrich's II.

Die Geschichtschreibung wird sich, ungeachtet des bereits Geleisteten, noch lange mit dem großen Könige zu beschäftigen haben; nicht unwillkommen dürfte daher jedes, auch noch so kleine Material sein, welches in irgend einer Art berechtigt ist, zu dem Bau seiner Denksäulen mitverwandt zu werden, und in dieser Voraussetzung theilen wir aus Privatpapieren einige Stücke mit, welche, unsers Wissens, noch nicht gedruckt worden sind.

I.
Schreiben über den Aufenthalt des Königs in Strasburg.

Strasburg, 29. Aug. 1740.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, Ihnen zu berichten, daß am 23. Aug. König Friedrich nebst seinem Herrn Bruder, dem Prinzen Wilhelm, und einem Prinzen von Anhalt-Dessau mit etlichen wenigen Bedienten, auch einem gelehrten Italiener, Namens Algarotti, unter dem Namen eines Grafen v. Pfuhl hier angekommen und als ein Reisender in dem Raben das Quartier genommen. Bald nach der Ankunft ließ er von dem Wirth durch einen seiner Bedienten in dem vornehmsten Kaffeehause die daselbst sich befindenden vornehmsten Offiziere einladen, mit einem reisenden Cavalier die Abendmahlzeit in dem Wirthshause einzunehmen. Denen in großer Anzahl gegenwärtigen Offizieren dünkte diese Einladung zwar etwas Ungewöhnliches, doch entschlossen sich etliche von dem Regiment Piemont die Einladung anzunehmen. Sie stellten sich auch ein und fanden einen Cavalier, welcher, weil ihm die übrigen einen Vorzug gaben, etwas Größeres zu sein schien. Der vornehmste Fremdling empfing die Offiziere auf eine sehr angenehme Art und sagte: „Ich habe Sie wider die Gewohnheit ersuchen lassen, mit mir ein Glas Wein zu trinken; denn mein Verlangen, Bekanntschaft zu bekommen, hat bewirkt, daß ich die ordentlichen Formalitäten bei Seite gesetzt; deuten Sie solches ja nicht ungleich aus. Ich mache mir aus dieser kleinen Unordnung eine Freude, weil ich dadurch brave Offiziere zu mir gebracht, welche ich vor vielen Personen hochschätze." Man wechselte hierauf lauter Höflichkeiten und setzte sich sodann zu einer reich versehenen Tafel, an welcher unter andern ein rosenfarbener Wein aufgetragen wurde; weil selbiger den französischen Offizieren ganz fremd aber doch herrlich und vortrefflich vorkam, versprach der königliche Reisende, er wolle ihnen dergleichen in ihr Quartier schicken. Über der Tafel redete man von lauter militairischen Sachen; weil es aber schon spät wurde und folgenden Tages zwei Bataillone, worunter sich diese Offiziere befanden, auf die Wache ziehen sollten, retirirten sie sich. Der königliche Reisende hatte Verlangen bezeigt, die besagten zwei Bataillone zu sehen, weswegen des Morgens die Offiziere, so er den Abend bei sich gehabt, kamen und ihn abholten. Die französischen Offiziere führten den vornehmen Fremden auch mit auf den Wachtparadeplatz, behielten denselben sodann bei sich und tractirten ihn. Ehe nun der hohe Gast sich beurlaubte, bat er sich den Namen und den Charakter derer Offiziere aus, lächelnd hinzufügend: er wäre ihnen allzu sehr verbunden, daß er sich ihrer nicht erinnern sollte. Als ich hierauf diesen Tag am 24. bei dem Marschall von Broglio, allhiesigem Gouverneur, war, wurden ihm der Prinz von Preußen und der Italiener als zwei deutsche Cavaliere präsentirt; der Marschall erwies sich sehr höflich gegen dieselben und behielt sie zur Tafel. Nach der Tafel ward auch der Prinz von Anhalt als ein schlesischer Edelmann dem Marschall präsentirt und stellte sich, als ob er die Andern nicht kennte. Am 25. als der Marschall mit mehr als 200 Offizieren auf der Terrasse spazieren ging, kam ein Soldat vom luxemburgischen Regimente, der vor etlichen Monaten vom Regiment des Königs von Preußen, als dieser noch Kronprinz gewesen, desertirt war, zum Marschall und hinterbrachte, der im Raben logirende Fremde sei der König von Preußen; er kenne ihn sehr wohl, habe denselben mehr als tausend Mal in Berlin und Potsdam gesehen und vielmals bei ihm auf der Wache gestanden. Hierauf begab sich alsobald der Oberst, Marquis de l'Aigle in das Wirthshaus, ohne daß man weiß, ob es auf Ordre oder aus Neugier geschehen und fand Gelegenheit, mit dem Könige zu speisen. Weil nun unter andern Gesprächen der König Belieben zeigte, die Festungswerke zu sehen, wurde es im Geheim dem Marschall gemeldet, welcher nach der Tafel eine seiner besten Carrossen, mit dem Herrn Adjutanten von Portail in den Raben sandte, den hohen Fremden abzuholen. Sie setzten sich beide in die Carrosse vorwärts und der Fremde unten an, weil er es so haben wollte und inständigst darum bat. Der besagte Oberst Marquis de l'Aigle und der Herr Algarotti setzten sich rückwärts; ehe man nach der Festung kam, stieg man bei der Frau von Fienne ab, welche den König ebenfalls kannte und ihn Sire nannte. Der König war dadurch so betroffen, daß, ungeachtet Sie es ablehnten, man dennoch gleich sah, daß es nicht gefehlet sei. Nach Besehung der Festung begaben sich die Offiziere, welche den König begleitet, wieder zum Marschall, wo um 4 Uhr der hohe Reisende sich auch einfand. Indem aber die Sache schon kund war und der König sich von allen anwesenden Offizieren umringt sah, begaben Sie sich, ehe man es gewahr wurde, in das Cabinet des Herrn Marschalls, mit dem Sie fast eine Stunde ganz allein blieben. Wie der König vernommen, daß es leer geworden, bediente er sich der Gelegenheit, verfügte sich nach seinem Quartier, von wannen er mit seiner Gesellschaft sehr geschwind abreiste. Der Herr Algarotti, der indeß auch in die Komödie gekommen und mit

dem Marschall in seiner Loge eine Viertelstunde gesprochen, machte sich auch bald von hier und folgte dem Könige par Post nach. Sonst ist noch zu merken, daß der König am 24. in der italienischen Komödie gewesen, wo ihm ein kleines Mädchen zwei Lotteriezettel von 30 Sols jedwedes präsentirt, welche er angenommen und zerrissen, dem Mädchen aber 4 Dukaten geschenkt hat. Diejenigen, welche den König zu sehen Gelegenheit gehabt, haben dessen großen Verstand, annehmliches Bezeigen und Fertigkeit in der französischen Sprache bewundert.

II.

Der kaiserlich königliche Hofpoet Metastasio wartete seiner Monarchin im J. 1757 mit folgendem Sonett auf, in welchem das drohende Gespenst Karl's XII. vor Friedrich II. figurirt:

La sueca*) ombra di Carlo, allorche bruna
Notte sedea sulle guerriere tende,
Apparve al Prusso, e disse: Or tutte aduna
Le tue falangi e desta l'ire orrende.

Ed or che arride a te l'ora opportuna,
Usa l'ardire, onde il tuo scampo pende.
Dell' armi la volubile fortuna
Sai come cambi ognor tempi e vicende.

Fa ch'io riviva in te. Veggo vicine
Vittorie illustri e forti squadre oppresse,
E regni involti nelle lor ruine.

Porta dovunque vai, terrore e scempio.
Sparve; nè dire osò, come ei cadesse,
De troppo audaci rè misero esempio.**)

Hierauf erfolgte aus Friedrich's Umgebung nachstehende Erwiderung, welche fast ganz aus Metastasio's eigenen Worten zusammengestellt ist.

Sonett von Sincero.***)

Ferma, Carlo, un momento; or che la bruna
Notte loco a parlar ci fa in ste tende;
M'accorgo ben dagli atti, e veggio aduna
Non già conforti, tue minaccie orrende.

Che tu riviva in me? Ora opportuna
Ch'io tenti audace, onde il mio scampo pende?
Sai quanto debbo io poco alla fortuna,
Sai che appresi a regnar anco in vicende.

Non fu il mio caso tal. Con le vicine
Genti e rumore vuol mie poche oppresse
La vergognosa Europa in gran ruine.

Pur vinco: nè già porto alcun scempio.
Sparisci? E che tua vita poi cadesse?
O dell' ombre e vapor misero esempio!†)

118.

*) svezia?

**) Schon hatte sich die finstere Nacht auf die kriegerischen Zelte gelagert, als Karl's, des schwedischen Königs, Schatten dem Preußen erschien und zu ihm sprach: Auf! sammle deine Schaaren und wecke den schrecklichen Zorn. Günstig lächelt dir die Stunde; zeige die Kühnheit, von der allein dein Entkommen abhängt. Du weißt, wie schnell Zeit und Umstände das wechselnde Glück der Waffen verwandeln. Laß mich in dir wiederaufleben! Nahe seh' ich schon berühmte Siege, überwältigte Heere und Reiche in ihren Trümmern. Verbreite überall Schrecken und Qualen — Da verschwand der Schatten; er wagte nicht, zu sagen, wie er unterging, dieses klägliche Beispiel allzukühner Könige.

***) Algarotti?

†) Weile, Karl, einen Augenblick! Jetzt, da die finstere Nacht Gelegenheit bietet, uns in diesem Zelt zu unterhalten, gewahre ich wohl, daß du nicht Trost mir bringst, sondern schreckliche Drohung. Du willst in mir wiederaufleben? Günstig scheint dir die Stunde zum kühnen Wagen, von dem mein Entkommen abhängt? Du weißt ja, wie wenig ich dem blinden Glück verdanke, du weißt, daß ich gelernt habe, auch im Unglück zu regieren. Wir beide befinden uns nicht in gleichem Fall. Europa schämt sich nicht, meine wenigen Getreuen mit allen benachbarten Völkern ins Verderben zu stürzen. Und dennoch siege ich, ohne Schrecken und Qualen zu verbreiten — Du verschwindest und willst mich an deinen Untergang erinnern? O klägliches Dunstgebild! O leerer Schatten!

Bibliographie.

Ahron ben Elia's aus Nikomedien, des Karäers, System der Religionsphilosophie aus einem zu Constantinopel geschriebenen Codex der Stadt-Bibliothek zu Leipzig, mit Vergleichung eines andern der Königlichen Bibliothek zu München, nebst einem dazu gehörigen einleitenden Tractat des Karäers *Kaleb Abba Afendopolo* zum ersten Mal herausgegeben und durch Anmerkungen, Indices und Excurse, zum Theil von M. *Steinschneider*, so wie durch reichhaltige Excerpte aus arabischen Handschriften mehrerer Bibliotheken, betreffend die Geschichte der Philosophie unter den Muhammedanern sprachlich, kritisch und geschichtlich erläutert von *F. Delitzsch*. — Auch u. d. T.: Anekdota zur Geschichte der mittelalterlichen Scholastik unter Juden und Moslemen. Aus hebräischen und arabischen Handschriften der Stadt- und Universitäts-Bibliothek zu Leipzig, der Königlichen Bibliotheken zu Dresden und München und der Waisenhausbibliothek zu Halle herausgegeben von *F. Delitzsch*. Gr. 8. Leipzig, Barth. 3 Thlr.

Akáts, genannt Grüner, F. v., Kunst der Scenik in ästhetischer und ökonomischer Hinsicht, theoretisch praktisch und mit Plänen, wie auch als Beispiel des Verfahrens durch eine ganz scenirte Oper „Iphigenia in Tauris" erläutert. Als Handbuch für Intendanten rc. und für Alle, die bei der Leitung des Theaters betheiligt sind. Mit 31 Plänen. 8. Wien, Mausberger. 1 Thlr.

Amts-Bericht des Vorstandes über die vierte, zu Brünn vom 20. bis 28. September 1840 abgehaltene Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe. Herausgegeben von J. K. Neßler. Roy.-8. Olmütz. 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Augusti, J. C. W., Beiträge zur christlichen Kunst-Geschichte und Liturgik. 1stes Bändchen. Gr. 8. Leipzig, Dyk. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 6ter, 7ter Band. [Umschlag-Titel.] — Mit d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. T.: Nina. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr. (16 Gr.)

Brennglas. Buntes Berlin. 12tes Heft: „Der Schützenplatz." Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann. Gr. 12. Berlin, Plahn'sche Buchh. (L. Nitze.) 7½ Ngr. (6 Gr.)

Broxtermann's, T. W., sämmtliche Werke, gesammelt und herausgegeben von C. Wedekind. Gr. 8. Osnabrück, Rackhorst. 2 Thlr.

Bülow Cummerow. Über Preußens Finanzen. 2te Auflage. Gr. 8. Berlin, Besser. 15 Ngr. (12 Gr.)

Dethmar, F. W., Freundliche Erinnerung an Holland und seine Bewohner. Zugleich ein Wegweiser für Reisende. IV. Reise von Deventer über Arnhem und Utrecht nach den weniger besuchten Gegenden des Königreichs der Niederlande. Gr. 12. Essen, Bädeker. 1 Thlr.

Eins ist Noth, den Fürsten und Völkern, den Schulen und Familien! Stimmen des Glaubens über die Glaubensschwäche unserer Zeit in ihren Urtheilen über den sogenannten Pietismus. Gr. 8. Berlin, Thome. 1 Thlr.

Fouqué. Ausgewählte Werke. Ausgabe letzter Hand. 9ter, 10ter Band. Novellen, Erzählungen, Schauspiele und Gedichte. 1ster, 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Ausgewählte Novellen, Er-

zählungen, Schauspiele und Gedichte. 1ster, 2ter Theil. Gr. 16. Halle, Schwetschke u. Sohn. 20 Ngr. (16 Gr.)

Genthe, F. W., Leben und Wirken Dr. Martin Luther's im Lichte unserer Zeit. Ein Erinnerungsbuch für die ganze Christenheit. 1ste Lief. Gr. 4. Leipzig, Pönicke u. Sohn. 10 Ngr. (8 Gr.)

Harnisch, W., Briefe an seine Tochter, auf einer Reise durch Böhmen, Oestreich, Tyrol und die Lombardei, wie durch die Schweiz, einige Rhein- und Mainländer. Gr. 12. Essen, Bädeker. 25 Ngr. (20 Gr.)

Hettich, H. O. F., Über das Heimweh, hauptsächlich in seinen Beziehungen zur Staats-Arzneikunde. Eine Inaugural-Dissertation. Gr. 8. Stuttgart. 10 Ngr. (8 Gr.)

Jahrbuch für 1841. 6ter Jahrgang. Herausgegeben von *H. C. Schumacher*, mit Beiträgen von *Dove*, *Kämtz*, *Lehmann*, *Mädler*, *Olbers* und *Quetelet*. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr.

Jenichen, E., Harfe und Räuchwerk. Geistliche Poesien. 8. Cottbus, Meyer. 5 Ngr. (4 Gr.)

Klöden, K. F., Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms des Dritten Königs von Preußen. Gr. 8. Berlin, Plahn'sche Buchh. (L. Nitze.) 1840. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Kunstmann, F., Hrabanus Magnentius Maurus. Eine historische Monographie. Mit 1 Abbildung. Gr. 8. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1 Thlr.

Lami, H., Curiositäten-Cabinet. Schnacken und Schnurren zur Erschütterung des Zwerchfells; in Reime gebracht und mit 40 Bildern versehen. Gr. 12. Berlin, Rubach. 1840. 25 Ngr. (20 Gr.)

Langenschwarz. Die berühmtesten Calembourgs und Witz-Momente. Herausgegeben von C. A. Dumont. Einzig rechtmäßige Original-Ausgabe. 1stes Heft. Mit 2 Portraits. Gr. 8. Schleusingen, Glaser. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Lavater's, J. K., ausgewählte Schriften. Herausgegeben von J. K. Orelli. 1ster Theil. Gr. 16. Zürich, Schultheß. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Lavergne-Peguilhen, M. v., Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Die Kulturgesetze. 1ste Abth., enthaltend die allgemeinen Kulturgesetze und die Gesetze der sinnlichen Kultur. Gr. 8. Königsberg, Bon. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Luther's Newe Zeitung vom Rein 1542. Eine Flugschrift Luther's gegen das Heiligthum des Kardinals Albrecht. Wieder aufgefunden und herausgegeben von G. Schwetschke. Gr. 8. Halle, Gebauer. 10 Ngr. (8 Gr.)

Müchler, K., Doppelflucht um den Verfolgungen der Franzosen zu entgehen. Bruchstück aus Erinnerungen meines Lebens. 8. Cottbus, Meyer. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Müller, F. H., Die deutschen Stämme und ihre Fürsten oder historische Entwickelung der Territorial-Verhältnisse Deutschlands im Mittelalter. 2ter Theil. Geschichte der deutschen Stämme in Verbindung mit dem fränkischen Reiche der Merowingen und Karolingen. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 2 Thlr.

Müller, H., Der heilige Bonifacius auf der Salzburg, eine geschichtliche Untersuchung. 4. Würzburg, Voigt u. Mocker. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Müller, K. A., Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte. 3te Lief. Die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Fünf Bücher vom böhmischen Kriege in den Jahren 1618 bis 1621, nach handschriftlichen Quellen des Königlich Sächsischen Haupt-Staats-Archivs. Ein Beitrag zur Geschichte des Siebzehnten Jahrhunderts. 1ster Theil. Gr. 8. Dresden, G. Fleischer. 2 Thlr. 22½ Ngr. (2 Thlr. 18 Gr.)

Napoleon's Leben und Thaten. Geschildert nach Thiers, Hugo, Montholon, Laurent und andern Originalquellen. 3te Lief. Gr. 12. München, Jacquet. 1840. 1 Thlr.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit, eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik. Herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 21ste Lief. — Auch u. d. T.: Ein Besuch auf Montenegro. Von H. Stieglitz. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

— — 22ste Lief. — Auch u. d. T.: Acht Wochen in Syrien. Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges 1840. Mit 1 Karte vom Kriegsschauplatz. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Rötscher, H. T., Die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organischen Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt. Gr. 8. Berlin, Thome. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Satori (Neumann), J., Ballon de Roses und seine Bewohnerinnen. Oder die Brüder Moraves. Eine Erzählung. Gr. 12. Elbing, Neumann-Hartmann. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Schels, J. B., Biographie des Herzogs Ferdinand von Würtemberg, Kaiserlich-Oestreichischen Feldmarschalls. 16. Wien, Braumüller u. Seidel. 25 Ngr. (20 Gr.)

Schott, G., De lingua Tschuwaschorum. Dissertatio. 8. Berolini, Veit u. Comp. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Simrock, K., Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Für Schule, Haus und Wanderschaft. 3te sehr vermehrte Auflage. Gr. 12. Bonn, Weber. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Spindler, C., Die Mauren in Spanien. Historisch-romantisches Gemälde in drei Rahmen unter 5 Bänden. — Auch u. d. T.: Caba oder der Untergang des Westgothischen Reichs. 2 Bände. — Don Rodrigo Diaz. — Der letzte Maure. 2 Bände. 8. Wesel, Klönne. 1840. 6 Thlr.

Suckow, G., Beiträge zur Kenntniss Skandinaviens. Parallele zwischen dem schwedischen und norwegischen Urgebirge. Gr. 8. Jena, Mauke. 15 Ngr. (12 Gr.)

Suhr, Agathe v., Alt-brittische Erzählungen. 8. Kiel, Baurmeister u. Comp. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freiherrn v. Hormayr. XXXI. Jahrg. der gesammten und XIII. der neuen Folge. 1842. Gr. 12. Leipzig (Berlin), Reimer. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Thönnissen, K., Zwei historisch-theologische Abhandlungen. Gr. 8. Trier, Lintz. 15 Ngr. (12 Gr.)

Unger, E. S., Handbuch der Staats-Lotterie-Anleihen, enthaltend eine ausführlichn Nachweisung über die gegenwärtig bestehenden Anleihen dieser Art, eine genaue Angabe des Standes derselben und des wahren Werthes der Loose vor und nach einer jeden Ziehung. Mit einer Einleitung welche das Wesen dieser Anleihen in staatswissenschaftlicher und merkantilischer Hinsicht erläutert und Anleitung zur Ausführung aller auf dieselben Bezug habenden Rechnungen giebt. Gr. 12. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ustrialow, N., Die Geschichte Rußlands. Aus dem Russischen übersetzt von E. W. 2ter Band. 2te Abth. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Wergeland, H., Carl Johann, König von Schweden und Norwegen. Eine geschichtliche Darstellung. Nach der zweiten, im Jahre 1839 in Christiania erschienenen Auflage aus dem Norwegischen übersetzt. 8. Kiel, Baurmeister u. Comp. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Winter, H., Die wissenschaftliche Bearbeitung der Staatswirthschaftskunst nach dem literaturgeschichtlichen Entwickelungsgange der Staatswirthschaftssysteme und des Finanzwesens. Lex.-8. Kasan. 1837. 1 Thlr.

— —, Dichtlehre, als philosophische Theorie der wissenschaftlichen Dichtkunst dargestellt. Lex.-8. Kasan. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 269. —— 26. September 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Zweiter Artikel.*)

21. Dichtungen epischer und episch-lyrischer Gattung von Gustav Pfizer. Stuttgart, Cotta. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Im J. 1831 erschien zu Stuttgart bei Neff die erste Sammlung der Gedichte Gustav Pfizer's, der bis dahin blos im „Morgenblatte“ mit den Erstlingen seiner Musenkraft aufgetreten war, und d. Bl. haben dieselbe auch in Nr. 15 f. 1832 gewürdigt. Sie ist zwar Ludwig Uhland mit dem Ausdruck innigster Verehrung gewidmet; aber es entweht ihr kein Uhland'scher Geist; es ist vielmehr der Schiller'sche Tiefsinn, der, gepaart mit einer mächtigen Phantasie, den Leser wohlthuend und erhebend anspricht. In derselben Verlagshandlung erschien 1835 eine neue Sammlung, die, den Fortschritt auf der eingeschlagenen Bahn ehrenvoll bekundend, die Interessen der damaligen Tagesgegenwart berührte, sich aber aus dem reinlyrischen Gebiete nicht entfernte. In vorliegender dritter Sammlung tritt der Dichter aus demselben und wendet sich, angeregt durch die Lieblingsbestrebungen der Neuzeit, dem Lyrisch-Epischen und zwar nicht ohne seine Fortschritte abermals klar bekundenden Erfolg zu. In der That hat er nicht blos eine glänzende, sondern auch intensiv kräftige Phantasie, einen unermüdlichen Geist, einen, wie es scheint, unversiegbaren Gedankenstrom; daher finden wir auch hier nur wenige Nummern, die mit dem Namen Romanze oder Ballade bezeichnet werden können, obwol auch wieder keine als schulgerechtes Epos auftritt; die Dichtungen sind wirklich, was der Titel sagt: episch-lyrischer Gattung. In „Salomo's Nächten“, dem ersten Stück, führt er uns in den klang- und blütenreichen Orient, und zwar in die längst vom Zeitenstrom verschlungene Glanzperiode der David'schen Dynastie zurück. Die rabbinischen Sagen vom Wunderringe und Zauberspiegel Salomo's, von seinem nächtlichen Verkehre mit Geistern oder Diwen und der weit verbreitete Ruf seiner Weisheit, der die Königin von Saba veranlaßte, ihm persönlich zu nahen, könnten eine minder regsam-entzündbare Phantasie als die unsers Pfizer's in Flammen setzen, und sie reißt uns hier durch ihre Bilder und Scenen hin; aber das eigentlich poetische Moment und der geistige Kern dieser Dichtung liegt in dem freudlosen Trübsinn des mächtigen Herrschers, der gerade durch die Fülle seiner irdischen Macht und durch seine Kraft im Gebiete der Geisterwelt übersättigt wird und sich elend fühlt. Die holde Königin des Ostens, den Quell seines geheimen Wehs ahnend, räth ihm, der geheimen Wissenschaft und dem Verkehr mit Geistern gänzlich zu entsagen und mehr der Zeit und Wirklichkeit zu leben. Das vermag aber der König nicht über sich, der schon zu viel gekostet vom Quell der Weisheit und zu tief sich eingelassen hat in die Sphären des Wunderbaren. Trauernd verläßt die Fürstin aus Saba den hohen unglücklichen Gastfreund, der in nächtlicher Stille seinen Geistern befiehlt, ihm den größten der Könige, der nach ihm regieren werde, zuzuführen. Da erscheint ihm zu Rosse ein schöner Jüngling. Salomo, nach Trost schmachtend, fragt ihn:

> Was entzündet dich zu Thaten, was verherrlicht deine Bahn?
> Wirst du theilen meine Klage, daß die Weisheit selbst nur Wahn?
> Glaubst du, daß das reichste Leben seines Trägers Müh' vergilt?
> Ist dir kund der heil'ge Brunnen, der den Durst des Pilgers stillt?

Ihm erwidert der junge Held:

> Ernster Mann, warum im Herzen solche trübe Sorgen dir?
> Allen freundlich ist das Leben, und berauschend ist es mir!
> Jener heiße volle Becher, welchen deine Hand mir bot,
> Ist das Sinnbild meines Lebens, das von Blut und Freude roth!
> Von des Lebens Glück und Wonne fühl' ich jeden Nerv' erfüllt,
> Wenn der Adler kreischt, der Löwe furchtbar durch die Wüste brüllt,
> Wenn der Feind gleich Kranichschwärmen Berg und Thal und Flur bedeckt,
> Und zum Todesspiel der Morgen frisch den säum'gen Schläfer weckt.
> Meine hundert Schlachten tränken manches grüne Feld mit Blut,
> Meinem Heldenlaufe leuchtet der verbrannten Städte Glut;
> Aber nicht am Mord, am Brande labet sich mein durst'ger Blick,
> Denn durch solche Pfade reißet mich ein mächtiges Geschick.
> Meine trunk'ne Seele höret das Geschrei der Opfer nicht!
> In der Schauernacht der Schlachten schimmert mir ein freundlich Licht.
> Goldne Friedensgötter lagern um mein waffenschwang'res Zelt,
> Und aus alter Reiche Trümmern lächelt mir verjüngt die Welt.
> Pfeilschnell flieget der Gedanke, fern nur strebt ihm nach die That,
> Aber schwere, volle Körner wachsen aus der echten Saat!
> Wer mit Schweiß und Blut erkämpfte nur die kleinste Spanne Raums,
> Tauscht mit Dem nicht, der die Sterne faßt im Netze seines Traums.
> Weise reden von dem Quelle, der an Indiens Grenzen quillt,
> Der mit herrlicher Verjüngung heißer Wallfahrt Müh vergilt.
> Diesen Quell, ich fühl' es, saug' ich mit der Milch der Mutter ein:
> Ew'ge Jugend glüht im Mark mir und im Tod noch ist sie mein.
> Jener Weisheit bleib' ich ferne, die sich Labyrinthe baut,
> Und die Räthselknoten schürzet, die des Helden Schwert zerhaut;
> Die den Arm des Mannes lähmend, wie der Zitteraal berührt
> Und zur Lüsternheit des Zweifels den entmannten Geist verführt.

Zuletzt fragt Salomo, ob man seiner in spätern Jahrhunderten gedenken werde? worauf der Heldenschatten erwidert, er werde dereinst seines Volkes schonen. Der Schatten flieht. Der weise König ist am Morgen todt.

Man muß durch die Lecture der ganzen Dichtung die Weichheit der Empfindung, den Zauberstrahl der Einbildungskraft, den Reichthum der Gedanken und die stets sich gleich bleibenden Flammen der Begeisterung einsaugen, um zu erkennen und zu

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 237 — 240 d. Bl. D. Red.

fühlen, es sei rühmlich und groß, so im Schiller'schen Geist fortzudichten, wie es hier zu lesen. So viel des Schönen nun auch die folgenden Blätter bieten, so bleibt doch das erste Gedicht, nach unserm Dafürhalten, das Juwel der ganzen Sammlung. In „Magie und Liebe" (dem zweiten Stück) führt uns der Dichter einen jungen Magier, den Sonnenpriester Karis, vor, der die glühende Liebe eines jungen Mädchens, Sileth geheißen, unerwidert läßt, weil er nur dem Lichte in der Weisheit lebt. Sileth hat eine Sklavin aus dem Mohrenlande, Nummi, welche durch Bereitung eines Liebestranks den Kalten zur Liebe gegen die junge Gebieterin zwingen will; aber der ihm eingegebene Trank bleibt ohne die gewünschte Wirkung. Die Schwarze zeigt hierauf der Liebenden einen Wundernelkenstrauch, den sie durch Zauberei bereitet und in welchen Sileth den Wunsch und das Wort der Liebe sprechen soll. Sileth thut es; aber Karis widersteht auch dieses Zaubers Macht. Jetzt läßt Nummi in einen Pfirsich einen Tropfen von Sileth's warmem Blut träufen und mit ihm ißt endlich Karis der Liebe süßes Gift in sein Herz. Aber der Zauber hat eine unerwartete Wirkung. Des liebenden Mädchens Blut macht ihn begierig nach ihrem Blute. Glühend eilt er zu ihr; verwirrt, geblendet, halb wahnsinnig, stößt er ihr den Dolch in die Brust. In seiner Liebe ist die Sterbende noch glücklich. Doch er zieht ihr nach, er endet wie sie. An der Stätte des Entsetzens kommen Sileth's Reh und Karis' Löwe zusammen:

> Das Reh, das zarte, schlanke,
> Packt er (der Leu) in blindem Schmerz;
> Er drückt die eh'rne Pranke
> Tief in des Thierchens Herz.

Nummi aber, der schwarzen Kunst für immer entsagend, kehrt in ihre heiße Heimat voll tiefer Reue zurück. „Monenebbi", ein kürzeres Stück, ist mehr lyrisch als episch gehalten; ebenso „Die Rache" (S. 81). „Bellerophontes" versinnlicht eine schöne Idee und gibt zugleich Zeugniß, wie anmuthig und geschickt der Verf. des Alterthums Mythen zu behandeln weiß. „Der gefangene Räuber" (S. 91) ist ein zwar düsteres, aber ansprechendes Bild. In den „Fragmenten aus Italien" kommt bei einer Schilderung Pompejis die hochtragische Reflexion vor:

> Schlaftrunk'ne Stadt, die, unter'm Boden tief,
> Gesichert vor der Rosse schwerem Huf,
> Die brausenden Jahrhunderte verschlief
> Und überhört der Völker Schlachtenruf —
> Du bist aus deinem Zauberschlaf geweckt,
> Der Schlei'r von Staub und Moder aufgedeckt.
>
> Vom fast unwandelbaren Himmelblau
> Begrüßt dich neu die Sonne, goldenklar,
> Die hinter Wolken, trüb und neblig grau,
> Einst Zeugin deines Unterganges war,
> Und die nach bald zweitausendjähr'ger Frist,
> Wie damals die gewölbte Bahn durchmißt.
>
> Sonst Niemand lebt, der dich gesehn — vielleicht
> Der Eine, der, ein ruheloser Gast,
> Vom Tod geflohen, vor dem Leben fleucht
> Und allen Todten neidet ihre Rast —
> Der ew'ge Jude rastet einmal hier
> Und tröstet sich in seinem Fluch mit dir.

„Ferdinand's VII. Tod" ist ein ergreifendes Nachtgemälde aus unsern Tagen. „Ezzelin, Tyrann von Padua" ist ein Sittengemälde aus der Zeit der Hohenstaufen in 22 Nummern voll überraschender Züge; doch scheint es uns, als ob der Dichter ein seiner Kraft nicht ganz würdiges Object zur Bearbeitung gewählt hätte; denn schon der Cid ist kaum eine Persönlichkeit, die so viele Lieder verdient, als ihr die Dichtkunst geweiht hat, um wie viel weniger aber Ezzelin, ein rohes Kind seiner Zeit, den die Kunst kaum zu idealisiren vermag. Einen würdigen Beschluß macht „Die Tartarenschlacht bei Wahlstatt", ein episch gehaltenes Zeit- und Sittengemälde aus Schlesiens Vorzeit. Der Dichter hat es nicht für gut gehalten, seiner Arbeit, nach dem Muster und Brauch anderer Epiker, historische Bemerkungen beizugeben. Der Stoff ist der Einfall der Mongolen in Schlesien im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts und die blutige Schlacht bei Wahlstatt, unweit Liegnitz, wo sieben Jahrhunderte später Blücher die Franzosen schlug, und in welcher Heinrich II., der Fromme genannt, fiel. Außer der Persönlichkeit dieses Helden erscheint besonders anziehend die Gestalt und das Wesen seiner Mutter Hedwig, einer deutschen Prinzessin, die nach ihrem Tode unter die Heiligen versetzt wurde. Nur erfreulich kann es sein, wenn der Dichter recht bald den vierten kristallreinen Strahl dem Borne der ihm reichlich zugemessenen poetischen Productionskraft entsteigen läßt.

22. Gedichte in der Aachener Mundart von Joseph Müller. Aachen, Mayer. 1840. 8. ½ Thlr.

Solche Sächelchen haben ein rein provinzielles Interesse; sie gehören dem Gau, der sie erzeugte, darüber hinaus verlieren sie Bedeutsamkeit und Reiz. Um einigermaßen einen Anflug von dem Geist dieser Scherzliederchen zu erhalten und namentlich etwa das Naive derselben aufzufassen, ließ sie sich Ref. von einer Dame, die lange in Aachen gelebt hat und mit dem dortigen Volksdialekt genau bekannt ist, vorlesen, und da ergab sich, daß Manches darin mitunterläuft, was heitere, volksthümliche Naivetät athmet, was aber doch dann nur recht genossen werden kann, wenn der Leser keines Dolmetschers bedarf. Leicht und zum Theil recht nett gezeichnete Vignetten zieren jede einzelne Nummer in diesem den Aachnern bestens empfohlenen Büchlein, welches auf 94 Seiten gedruckt ist.

23. Gedichte von Gustav Carl. Manheim, Götz. 1840. Gr. 12. ⅔ Thlr.

Diese zum Theil hausbackenen, zum Theil breiweichen Reflexionen ermangeln noch gar sehr der Gewandtheit im Ausdruck, der frischen Phantasie, der echten Begeisterung, und der reine Silberblick der Poesie ist ihrem Verf. noch nicht erschienen. Ebendeshalb gibt er auch den drei Theilen seiner Verse unpassende Benennungen. So bezeichnet er die erste Classe mit dem Worte „Uraniden". Es sind aber keine; sie stammen nicht vom Himmel, sie führen nicht zum Himmel; es ist kein Prometheusfeuer in ihnen. Der zweite Abschnitt ist gar „Giganten" überschrieben, aber ach! es sind nur Pygmäen, und der Verf. erscheint mit seinem ohnmächtigen Ringen nach pierischer Titanengröße wie der Frosch in der Fabel, der den am Ufer seines Sumpfes grasenden Stier gleich sein wollte und sich so lange aufblies, bis er zersprang. Mit der dritten Abtheilung: „Kinder der Erde", ist es schon besser bestellt und sie sind richtiger bezeichnet. Sie sind zum Theil über solche Exclamationen:

> Ach! der schönste Kranz auf Erden
> Ist der Liebe Melodie,
> Wenn zwei Herzen glücklich werden,
> Tönt die reinste Harmonie.

Dies zugleich ein Pröbchen von des Verf. Sangweise. Doch auch im Erotischen, Conventionellen und Socialen kann er das leidige Reflectiren und Dociren nicht lassen; da beim letztern das ethische Moment nicht fehlt, so können wir nichts zu dem Büchlein sagen als: transeat cum caeteris erroribus.

24. Poetische Versuche von G. Stockfeld. Aachen, Mayer. 1840. 8. ¼ Thlr.

Die Muse Siona, die einst Klopstock und Novalis ihr Aroma auf die Lippen goß, hat diesem frommen Pastor bei seinen Versuchen nicht gleiche Gunst zugewandt, und wenn das Wort „Versuche" die Kritik nicht entwaffnete, würde sie noch strenger sein müssen. Der Verf. drängt, schraubt und martert seine Phantasie, vor deren Wagen er den alten Bogatzky und den neuen Krummacher spannt, so lange, bis sie sich in hyperbolischen Liebesfloskeln für den Heiland, das blutige Lamm, ergießt. Fast auf jeder Seite entdeckt sich, wie er auf solche Weise dem Himmelreiche Gewalt anthut und sich abarbeitet, und das erkältet das echt religiöse Gefühl und be-

schneidet der frommen Begeisterung die Flügel. Wir könnten dieses Urtheil durch Mittheilung einiger Nummern belegen, indessen begnügen wir uns mit der Hindeutung auf ein Paar einzelne Stellen. In einem Sonett (S. 6) heißt es, der Heiland sei von wahrer Satansbrut gemishandelt. Der Heilige, der die Sanftmuth selbst war, würde diesen Ausdruck schwerlich billigen. S. 8 heißt es fälschlich den schönsten aller Menschenkinder, statt das schönste aller Menschenkinder. S. 12 läßt er den sterbenden Mittler fürchterlich schreien. Ein frommes Lied im Frühling (S. 26) will er nach der Melodie: „Freudvoll und leidvoll rc." gesungen haben. Welche Taktlosigkeit! Wir können somit die Worte auf dem Titel des in jeder Hinsicht dünnen Buchs: „Erste Abtheilung, religiösen Inhalts", nicht für eine frohe Verheißung ansehen, sondern müssen sie als Drohung betrachten.

25. Veilchen. Für seine Freunde nah und fern. Von Karl Maien. Leipzig, Lehnhold. 1840. 8. ½ Thlr.

Nachtgedanke.

Ich schau in den tiefen Mond hinein,
Mögt' wissen, wer lebt da droben —
Sind's Wesen aus silbernem Dämmerschein,
Aus Äther und Licht gewoben?

Ach, sind es vielleicht die Seufzer gar,
Den irdischen Herzen entstiegen,
Die dort sich verkörpert wunderbar
In lichten, in himmlischen Zügen?

Dann möcht' ich ein Veilchen, o Mond, zu dir,
Wie die lebenden Seufzer wehen;
Und lebt ein Seufzer auch dort von ihr —
Da kannst du hundert der meinen sehen!

Aus dieser Probe wolle der geneigte Leser d. Bl. abnehmen, wie Hr. Maien weder in die Kategorie der Stockfelde noch der Carl gehöre. Zwar fehlt seinen Liederchen das Os magna sonaturum, aber man lieset sie dessenungeachtet gern, denn sie athmen gesunden Verstand, bewegliche Imagination und ein warmes Gefühl; sie erstarren in keiner subjectiven Lieblingsform, sie suchen sich kein Vorbild, sie vermeiden die moderne Zerrissenheit und, was das Beste ist, sie wollen nicht mehr sein, als was sie eben sind.

26. Erinnerungen an Heidelberg. Von Wilhelm Mair. Manheim, Hoff. 1840. 8. 5/12 Thlr.

Die Lieder des ersten Buchs, größtentheils erotische Genrebilder mit Wasserfarbe gemalt, oder, wie „Der Schatz aus der Schmiede" (S. 28), mit Ruß und Kohle grob gezeichnet, stehen in losester Beziehung auf Localität und könnten ebenso gut unter Erinnerungen an Petersburg oder Konstantinopel rubricirt sein. Das zweite Buch macht es indessen besser. Schon die erste Nummer in demselben: „Der letzte Commers", stellt den von den Brüdern scheidenden Musensohn in trüber Reflexion an seine künftige nahe Bestimmung dar. „Die Blütezeit ist vorüber", seufzt er; „Früchte soll er bringen", und das erinnert ihn an des Nachbars Apfelbaum, der im Spätjahr geplündert ward:

Armer Baum! der rohe Lärm, ich sah's, er hat dich tief erschüttert,
Grausam wühlten sie in seinen Zweigen, daß jedes Blatt erzittert,
Alle Frucht ward ihm genommen, und erreicht sie nicht die Hand,
Schlugen sie mit langen Knütteln Ast und Blätter in den Sand.
— — — — — — — — — — — — —
Ach, es wird in spätern Tagen
Mir auch fehlen nicht an solchen, die mit Knütteln nach mir schlagen! —

Das ist ein derbburschikoser und doch hübscher Gedanke. Auch andere Lieder athmen hier eine ergötzliche, aber stets in den Kraftausdrücken des Burschenlebens schwimmende Heiterkeit; so könnte z. B. „Das Wächterlied" (S. 82) ein artiges Burschen- und Commerslied abgeben. Endlich werden auch die „Abschiedslieder" von allen Denen mit Vergnügen gelesen werden, die „aus der Brüder trautem Kreise" von irgend einer Hochschule geschieden sind. Es fehlt denselben freilich nicht an Gemeinplätzen, aber es sind solche, die der akademische Bürger ungern vermißt.

27. Gedichte von Friedrich Haug. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1840. 8. 2 Thlr.

Wer kennt Friedrich Haug nicht? Spielt er nicht noch heute eine Hauptrolle in unsern epigrammatischen Anthologien? Nimmt er nicht in jeglicher Literargeschichte sein Plätzchen in Anspruch? Gibt es eine Mustersammlung zu Nutz und Frommen der lieben deutschen Jugend, wo nicht eines seiner Witz- und Wortspiele, eine seiner Antithesen, Akrostichen, Fabeln und Histörchen breit und gefällig abgedruckt wären? War nicht Schiller sein akademischer Freund, nannte ihn Schubert nicht einen köstlichen Jungen? Sind nicht Wieland, Uhland, Kerner, Schwab seine Landsleute? Unter solchen Umständen wundern wir uns, wie sein poetischer Nachlaß in unserer sammellustigen Zeit erst heute gedruckt erscheint und daß das Publicum mit 464 Seiten los- und davonkommt. Freilich war es, wie uns die Vorrede belehrt, die auch dem Dichter einen kleinen biographischen Denkstein setzt, ursprünglich mit seinem Nachlaß anders bestimmt; Haug hatte nämlich seinen ältesten Freund, Friedrich Weisser, zum Ordner und Herausgeber seiner sämmtlichen Werke testamentarisch bestimmt, die auf nichts Geringeres als auf sechs Bände berechnet waren. Doch die Verlagshandlung erschrack vor den sechs Bänden, und da Weisser starb, Uhland und Schwab aber den gemeinschaftlichen frühern Wohnort verließen, so entschloß sich ein Dritter (unterzeichnet G.) zur Herausgabe einer Auswahl seiner lyrischen und romantischen Dichtungen, der aber verständig und zeitkundig die sechs Bände zu dem Einen vorliegenden einschrumpfen ließ. Er hat den Stoff in vier Bücher abgetheilt. Voran stehen mit Fug und Recht die Epigramme, von denen blos die den Schluß bildenden Nasenhyperbeln 98 an der Zahl sind; die vorhergehenden, zum Theil aus allen Zeiten und Nationen gesammelt, sind unzählig. Fabeln und Erzählungen bilden die zweite Abtheilung; viele von ihnen haben eine epigrammatische Spitze; viele sind ergötzliche, einige triviale Schwänke. Die vermischten Gedichte der dritten Abtheilung sind wirklich bona mixta malis, verglichen die „Gereimte Übersicht der Jean Paul'schen Werke" (S. 272); die „Skolie" (S. 285) ist eine Buchstaben- oder vielmehr Vocalspielerei für ein Kinderohr geschrieben, und viele gibt es, wo der Witz und Scharfsinn die Grazie verjagt. In „Reimbold an seinen Kritikaster Schwergereimt" (S. 332) enthüllt sich eine Parforcejagd auf schwere Reime, wie es denn auch hin und wieder Alliteration und Assonanz gibt. Für Solche, die das Rathen lieben, sind 274 Räthsel und Charaden da, die wol recht hübsch sein mögen. Der Herausgeber und Ordner hat sein Mögliches gethan. Wir wissen ihm vor Allem Dank, daß er nicht zu viel gegeben, was leicht hätte der Fall sein können, wenn ein blinder Bewunderer über die Papiere gerathen wäre. Das Buch ist modern gebunden, correct auf Velinpapier gedruckt, und vorn mit des Dichters Profil, nach Dannecker's Büste Haug's von Duttenhofer gestochen, geschmückt.

28. Friedrich der Große im Liede der deutschen Barden. Cyanen zur hundertjährigen Jubelfeier der Thronbesteigung des Königs. Nürnberg, Recknagel. 1840. Gr. 4. ⅔ Thlr.

Die buchhändlerische Speculation hat gewiß auf das Jubeljahr 1840 besonders gebaut und gezählt und auch wol aus gegenwärtigen Cyanen reich gefüllte Kornähren zu machen gesucht. Vorliegendes, recht correct gedruckte Buch hat nämlich ein neues Aushängeschild erhalten, es ist eine vor einigen Jahren erschienene, auch in d. Bl. angezeigte Sammlung von Preisgesängen von verschiedenen ältern Dichtern unsers Vaterlandes auf Friedrich den Einzigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur polnischen Literatur.

Nächstens ist von dem Grafen Raczynski eine polnische Übersetzung des preußischen Chronisten Wigand, mit gelehrten Anmerkungen zu erwarten. Diese Chronik ist auch für die polnische Geschichte von Wichtigkeit und unterscheidet sich in ihren Erzählungen, z. B. in der Darstellung der Streitigkeiten der Kreuzritter mit Polen, wesentlich von den übrigen Historikern. Bekanntlich hat man die Erhaltung dieser Chronik dem polnischen Geschichtschreiber Dlugosz zu verdanken, denn während das deutsche Original unterging, hat sich die von demselben veranstaltete lateinische Übersetzung erhalten.

Mit dem sechsten Hefte ist vor kurzem der erste Band des Werkes: „Mała Encyklopedya polska“ (Lissa 1841) geschlossen; er geht bis K. Der Verf., Graf Stanisław Plater, beabsichtigte in diesem Werke Alles, was den Polen aus der Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung u. s. w. interessiren könnte, in Kürze zusammenzustellen, und so findet man, neben Biographien polnischer und slawischer Gelehrten, Feldherren, Könige, Königinnen, Heiliger, Beschreibungen von Städten und Flüssen, von Thieren und Pflanzen Polens. In der Naturbeschreibung scheint der Verf. noch besonders bewandert. Alles, was auf die neuesten Zeitereignisse Bezug hat und Biographien Lebender sind aus dem Werke ausgeschlossen. Man sieht, daß der Verf. im Verfolge des Werkes mit seiner Aufgabe mehr und mehr vertraut geworden ist und seinem ursprünglichen Plane später mehr Ausdehnung gegeben hat. Kleine Verstöße fehlen nicht, sie sind aber wol bei einem solchen Werke unvermeidlich und sollen später Berichtigung finden. Das Ganze ist auf zwei mäßige Octavbände berechnet und wird ein recht brauchbares Handbuch werden. Die Polen besitzen nur ein ähnliches encyklopädisches Werk, von Krasicki, dem berühmten Dichter und Bischof von Ermeland, es läßt aber Vieles zu wünschen übrig.

In Wilna ist in diesem Jahre ein interessantes Werk vom Grafen Alexander Przezdziecki: „Podole, Wołyn i Ukraina“ (Podolien, Volhynien und die Ukraine) in zwei Theilen erschienen. Es sind Beschreibungen der merkwürdigsten Orte dieser Länder, verwebt mit vielen historischen Rückblicken und aristokratischen Erinnerungen und Auszügen aus merkwürdigen Manuscripten und Briefen u. dgl. Diese Schilderungen der Vorzeit der Aristokratie, die den Grafen kund geben, sind das Charakteristische in dem Werke. Unter Anderm wird der ehemalige Wohnsitz der Fürsten Wisniowiecki, jetzt der Familie Mniszech gehörig, mit vielen Beiträgen zur Geschichte jener Familie ausführlich geschildert. Ein interessanter Artikel ist über die Gärten Mikler's zu finden, unter dessen Leitung die herrlichen Gärten der Fürstin Czartoryska in Podolien, Volhynien und der Ukraine angelegt worden sind.

Sehr verschieden von diesem Werke sind die ebenfalls in Wilna erschienenen „Wspomnienia Wołynia, Polesia i Litwy“ (Erinnerungen aus Volhynien, Podlachien und Litthauen, 2 Thle.) von J. Kraszewski. Es sind unmittelbar aus dem Leben gegriffene Schilderungen, das Polenthum des Adels und des Landvolks, das Charakteristische der Gegenden tritt auf das Schärfste hervor, dabei geben die Sarkasmen, die der Verf. so gern in allen seinen Schriften einmischt, dem Ganzen noch einen sehr harmlosen, humoristischen Anstrich. Manche Beiträge zur Zeichnung der Vorzeit Polens, insbesondere zur Geschichte der adeligen Familien fehlen auch hier nicht. So wird unter Andern über die Familie Radziwill Folgendes berichtet: „Im 18. Jahrhundert zählte man 56 polnische Familien, die mit den Radziwills durch Heirath in die Familie verwandt waren. Durch Therese Kunigunde Sobieska trat das Haus in Verwandtschaft mit dem bairischen, durch Clementina Sobieska mit den Stuarts, durch die Leszczynska mit den Bourbons, durch Elisabeth, die Gemahlin des Fürsten Johann Radziwill, und Charlotte, die Gemahlin des Boleslaw Radziwill, mit dem brandenburgischen Hause; ferner war es verwandt mit den Fürsten von Bouillon, von Luxemburg, von Rohan, von Soubise, mit den Markgrafen von Bethune, in Italien mit der Familie Strozzi, endlich mit den Fürsten von Anhalt-Dessau. Bis zum J. 1747 waren aus der Familie hervorgegangen 7 Feldhauptleute und 8 Großhetmans, 10 Wojewoden von Wilna, 5 von Trozk, 5 von Nowogrod, einer von Brzesc und einer von Kiew, 8 Großkanzler, 5 Großmarschälle und viele andere hohe Beamte; außerdem ein Cardinal und 3 Bischöfe. Sulikowski erzählt, daß von den Dunins und Radziwills in Polen und Lithauen mehr als 300 Kirchen gegründet worden seien.“

Kraszewski gehört zu den vorzüglichsten Schriftstellern Polens in der Gegenwart. In letzter Zeit ist eine Reihe Erzählungen von ihm erschienen, in denen er mit den ersten Sittenzeichnern aller Völker in die Schranken tritt, und unter einem andern Volke hätte er gewiß schon einen europäischen Ruf erlangt. Die leichte, gewandte Zeichnung, der tiefe Blick in das menschliche Herz und das Humoristisch-Satirische läßt ihn mit Dickens vergleichen. Polen hat einen solchen Schriftsteller noch nie gehabt, nur Krasicki, der bekannte Bischof von Ermeland, wagte sich an ähnliche Darstellungen des polnischen Lebens, Kraszewski ist aber ungleich tiefer. Vornehmlich weiß dieser auch einfach die Traditionen des Volkes nachzuerzählen, wie ihm dies in dem „Mistrz Twardowski“ (der Meister Twardowski), einem der letzten seiner Werke, vorzüglich gelungen ist. Seine historischen Schriften — vor kurzem hat er den ersten Theil einer Geschichte von Wilna herausgegeben — dürften mit seinen Lebensschilderungen nicht auf gleicher Höhe stehen.

Julian Korsak hat in zwei Theilen „Nowe Poezye“ (Neue Poesien, Wilna 1841) herausgegeben. Er wurde früher als Anhänger der Dichterschule des Mickiewicz genannt und seine ersten Proben, die Gemüth, eine sehr leichte Versification und Gewandtheit der Sprache verriethen, erregten Erwartungen. Aber diese möchten nach diesen neuen Gedichten geschwunden sein. Man findet zwar dieselbe Gewandtheit in Behandlung des Reims und der Sprache, den fließenden Vers, aber auch in Polen genügen solche Vorzüge nicht mehr zu einem Dichter. Das wahrhaft Dichterische vermißt man eben in Korsak. Im ersten Theile findet man „Romeo und Julia“ nicht übersetzt, sondern, nach jetzt ganz verworfener Weise, dem Shakspeare „nachgedichtet“, ganze Scenen werden ausgelassen, Gedanken abgeschnitten u. s. w. Im zweiten Theile ist ein Drama „Der Hexenmeister Twardowski“. Korsak benutzte dazu die polnische Überlieferung über diesen polnischen Faust, aber daneben stößt man auf Nachahmungen des Goethe'schen „Faust“ und des Byron'schen „Manfred“, die gar nicht an der Stelle zu sein scheinen. Dem Ganzen fehlt scharfe Charakteristik, es sind keine Personen, selbst der Teufel scheint eine Art Emeritus zu sein, der sein Amt nur maschinenmäßig, nicht mit Eifer übt, der gähnend die menschlichen Seelen greift. Eine Erzählung: „Camoens im Hospital“, ist wol das Beste in diesen neuen Poesien, nur ist sie nicht natürlich genug; einige hübsche Verse sind eingewebt.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 270. — 27. September 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 269.)

29. Platonische Weihestunden. Zwölf Stanzengesänge von J. F. Lobstein. Strasburg, Treuttel und Würtz. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Ref. fürchtet, diese „Weihestunden" werden ihren Zweck verfehlen, d. h. sie werden den Laien nicht in die Platonische Gefühls- und Ideenweise einweihen. Sie berühren einen bedeutenden Theil von Vorstellungen, die diesem Philosophen, der aus dem Tempel der Dichtkunst in die Hallen der Weisheit überging, eigenthümlich sind, gar nicht; wir erinnern nur an seine Ideen von der Präexistenz der Seelen, die sich hier auf Erden wiedererkennen, Ideen, die den Sänger der Laura zu Hunderten von Canzonen und Sonetten begeisterten und von denen hier nirgend die Rede ist. Dabei ist die in den Stanzen herrschende Sprache nicht edel genug für die Sachen, die hier vorgetragen werden. Der Verf. gefällt sich in unzierlichen Scherzen und macht viele schon an sich aus dem Alltagsleben entnommene Bilder noch gemeiner. Es möchte überdies kein philosophisches System von Aristoteles dem Stagiriten bis auf Hegel, dem Berliner, geben, welches sich mehr als das Platonische eignete, in ein dichterisches Gewand gehüllt zu werden, weil Poesie seine Basis ist, aber wie schlecht und ungenügend hat der Verf. dieser zwölf Gesänge seine Aufgabe gelöst. Gleich der erste Gesang, der uns mit der Platonischen Kunstsprache bekannt machen will, thut es nicht. Die Ideen- und Seelenleiter im zweiten Gesange leiten nicht zur Klarheit im Denken und zur Wärme im Empfinden, sondern führen in einen mit Dämmerlicht angefüllten Irrgang. Der Sophistenbesuch im dritten Gesange erzeugt ein unabweisbares Gähnen. Die zwei Harmonien, die uns im vierten Gesange mit dem Platonischen Doppelstaate bekannt machen, weihen uns einigermaßen in Platonische Ideen ein, aber schon der fünfte Gesang: „Sokrates der Silen", verwischt seinen guten Eindruck wieder. „Die Eleatische Eins" im Platonischen Gewande, die der sechste Gesang gibt, haucht uns nicht blos mohnbetäubend an, sondern ist fast als eine poetische Fehlgeburt zu betrachten, von der man unwillig den Blick wendet. Nicht besser ist es mit dem siebenten Gesang: „Pythagoräischer Hintergrund" oder mit dem achten: „Die Nichterkenntniß". Jetzt folgen die Gesänge 9, 10, 11 und 12: „Der Platonische Gott", „Der Platonische Weltzweck", „Die Seelenunsterblichkeit", wo uns Sokrates' Ansichten über des Menschen Fortdauer nach dem Tode und die Erzählung seines Endes mitgetheilt werden, und „Plato's evangelischer Christensinn" — und sie sind es, die uns einigermaßen für die verlorene Mühe des Durchackerns dieser Schrift schadlos halten; denn sie geben wirklich Platonische Ansichten in edlerer Sprache, und der große Dichterphilosoph erscheint wenigstens nicht, wie in den acht ersten Gesängen, als ein Radoteur. Wer wird, wer kann das äußerlich anständig in Großoctav gedruckte Buch lesen? Einer, der sich über Plato's System belehren will? Er wird nicht genügt und befriedigt werden. Ein sogenannter Gebildeter? Der Schlaf wird ihn befallen dabei wie ein gewappneter Mann. Nur ein unglückseliger Recensent muß es lesen. Von Herzen wünschen wir, daß der Verf. einen Beurtheiler und Kritiker findet, der die zwölf Stanzengesänge milder beurtheilt als Ref.; und das kann leicht der Fall sein.

30. Max Emanuel. Episches Gedicht in sechs Gesängen von J. B. Goßmann. Würzburg, Voigt und Mocker. 1840. Gr. 8. 1½ Thlr.

Zuweilen sind Brüder und Schwestern, obschon von einem Älternpaar gezeugt, in einem Hause erzogen, nach gleichmäßigen Principien gebildet, dennoch körperlich, intellectuell und moralisch so verschieden, daß man Anstand nimmt, sie für Geschwister zu halten; dies ist aber nicht der Fall mit den drei epischen Werken aus der Feder des Hrn. Dr. Goßmann, der hier abermals einen bairischen Max besingt. Schon in Nr. 117 d. Bl. f. 1837 referirten wir, wie der Verf. den König Max I. von Baiern in ein episches Gewand zu kleiden und seinem erlauchten Königshause durch die Klänge seiner Tuba die unzweideutigsten Beweise seines Patriotismus und seiner Anhänglichkeit zu geben versuchte. In Nr. 185 d. Bl. f. 1840 ward von uns der zweite Bruder: Kurfürst Maximilian I., der Glaubensheld, charakterisirt, und da der dritte, gegenwärtige, Max Emanuel, die Familienähnlichkeit mit seinen beiden ältern Brüdern nicht verleugnen kann, so können wir bei der Anzeige desselben uns einer Kürze befleißigen, welche d. Bl. eigen sein muß. Dem vorliegenden Epos sind dieselben bessern Eigenschaften, dieselben Mängel, dieselben Eigenthümlichkeiten aufgeprägt wie seinen Vorgängern, nur daß dem Verf. im Laufe seiner Bestrebungen und durch die Übung die Flügel gewachsen, daß seine Sprache edler, seine Reime reiner, seine Bilder selbst entsprechender und gewählter geworden sind. Am meisten möchten wir den früher ausgesprochenen Tadel urgiren, daß auch dieser Arbeit die epische Kürze abgeht, und daß der hier behandelte Stoff sich ebenso gut auf 120, wie auf 240 Seiten drängen ließe, wodurch das Werk unendlich gewonnen hätte. Einen Auszug des Inhalts zu geben oder Proben mitzutheilen, halten wir für überflüssig.

31. Lyraklänge, ernste und heitere, aus dem Leben eines Handwerksmanns Karlsruhe, Holtzmann. 1840. 8. ⅚ Thlr.

Auch das Jahr 1840 gibt uns einen Sänger aus dem Kreise der Zünfte, wie uns das J. 1839 deren zwei brachte: Göllen und Hirtz. In Nr. 350 d. Bl. f. 1840 ließen wir den wackern strasburger Drechslermeister Daniel Hirtz in seinen schneeweißen Hemdsärmeln und mit dem Schurzfell, bescheiden zur Lyra singend, auftreten; hier führen wir den Bäckermeister Christoph Vorholz aus Karlsruhe in die langen Reihen der Aspiranten nach dem Lorber ein. Auch sein Bild ziert das Buch, aber nicht, wie wir es gewünscht hätten, mit der blauen Bäckerschürze, den bloßen Ärmeln, der bestäubten hellblauen Weste und den Emblemen der langen Brotschaufeln, sondern leider im modernen Überrock (es kann auch ein Frack sein) und

einem Antlitz, in welchem, so kräftig es geschnitten ist, ein Zug von Strenge und Schwermuth alle Gemüthlichkeit verjagt. Überhaupt gestehen wir dem Elsasser den Vorzug vor dem Badener zu. Hirtz ist höchst zufrieden mit seinem Stande und scheint sein Spinnrad ebenso gern zu drechseln wie sein Lied; Vorholz hadert in der Vorrede mit dem Schicksal, daß er nicht etwas Besseres, Größeres geworden, und klagt über die Beschränkung, zu der ihn sein Stand und Beruf verdamme. Hirtz hat kein Vorbild, er singt wie der Vogel in den Zweigen; Vorholz bekennt, er habe Witschel ein ganzes Convolut nachgesungen und Hölty sei noch heute sein Ideal. Hirtz hat die Sprache bei weitem mehr in seiner Gewalt als Vorholz, der größtentheils leiert und reimt, wie sich das sogleich aus der ersten Nummer seiner Sammlung: „An meine Mitmenschen", sattsam darthut. Überhaupt suchten wir lange vergebens nach einem Liede, das sich über die Hausbackenheit dieser Leistungen erhöbe, bis wir endlich „Die rechte Gabe" (S. 82) fanden, ziemlich gut gedacht und leicht ausgeführt, wie ihm überhaupt Episches besser zu gelingen scheint als Kleinlyrisches oder Reflectirtes, wo das Dagewesene mitunter wieder aufgetragen oder aufgewärmt wird. Wir wollen indessen die Veröffentlichung dieser anständig gedruckten Liederchen keinen Schwabenstreich nennen, und wünschen im Gegentheil von ganzer Seele, daß dem karlsruher und anderweitigen Publicum die poetischen Semmeln des braven Meister Christoph Vorholz recht munden mögen. Wie gern, wie gern hätten wir sie mit dem Honig einer günstigern Kritik bestrichen.

32. Béranger's Lieder in den Versmaßen des Originals verdeutscht durch L. S. Rubens. Zweiter Band. Bern, Fischer. 1840. 8. ¾ Thlr.

Es will uns bedünken, als ob in dieser fortgesetzten Übertragung des berühmten Chansonniers Herr Rubens mehr glückliche Würfe gemacht hätte als im ersten Theile, den wir in Nr. 269 d. Bl. f. 1840, ihn mit Nathusius in Parallele stellend, anzeigten, auf welche Anzeige wir den Leser verweisen. Oder kommt das vielleicht daher, weil Hr. Nathusius hier nicht neben ihm steht? Man vergleiche „Die gute Haushaltung" (S. 39); „Lebewohl an Wald und Feld" (S. 90); „Der Schneider und die Fee" (S. 102), welches zu den oft übertragenen Liedern gehört. Auch müssen wir die Decenz rühmen, womit der Anstoß gemindert wird, den viele schlüpfrige und frivole Stellen in jenen Liedern geben. Irren wir nicht, so ist Herr Rubens der Erste, der den Béranger ganz und unverkürzt gibt.

33. Wellenschläge. Eine Sammlung vermischter Gedichte von Georges Schirges. Genf, Keßmann. 1840. Gr. 8. ⅚ Thlr.

„Wellenschläge" werden diese größtentheils romanzenartigen Lieder benannt, weil ihren Verf. das Schicksal an den Strand des genfer Sees warf, den er in „Weihe" also apostrophirt:

> Du grüßtest mich mit lautem Wellenschlage,
> Es mischte dir mein Busen seine Klage,
> Du botest mir ein zweites Vaterland.

Er schließt das Weihelied daher:

> So biete ich, o See, dir heute dar:
> Was ich an deinen Ufern jüngst gefunden; —
> Verschmähe nicht der Lieder kleine Schar,
> Die mich an deinen Wellenschlag gebunden;
> Dir danke ich die schönsten meiner Stunden:
> Da auch ich fühlte, daß ich Dichter war.

Nun täuscht sich freilich Mancher über sein Gefühl in letzter Hinsicht und überschätzt seinen Werth und Rang; indessen rauschen diese „Wellenschläge" so melodisch und ihr Wasser ist oft so klar, daß man den Verf. nicht in die Kategorie der Versifexe und Reimschmiede stellen kann und wir wollen ihm den selbst vindicirten Rang nicht streitig machen. Namentlich ist Talent für Episches vorhanden und der Verf. versteht die Kunst, einem auch magern Stoffe ein gewisses Interesse einzuhauchen, sodaß man wenigstens bei der Lecture vor Ermüdung geschützt wird. „Das Leben eine Wolke" (S. 83) gibt Kunde und Zeugniß, daß er sich auch im Kleinlyrischen anmuthig ergehen könne, und wie klar und melodisch seines Liedes Wellenschlag sein kann, bezeuge das kleine Lied (S. 119) „An die Thräne":

> Gepriesen sei, du kleine Demantwelle,
> Die sich in unsern Freudenbecher mischt,
> Du, die im Auge ihre heil'ge Quelle,
> Du Trösterin, die manchen Kummer lischt;
> Gepriesen sei, du Balsam tiefer Wunden,
> Du trauliche Gefährtin sel'ger Stunden.
>
> Du deutest laut (?) hinauf zur blauen Ferne,
> Zu unsrer Heimat deutest du uns hin,
> Erhebst den Geist hoch über Gottes Sterne,
> Erfüllst mit festem Glauben unsern Sinn;
> Du einst die Sterblichen auf weitem Runde
> Zu einer Sprache, einem ganzen Bunde.
>
> D'rum sei gepriesen, kleine Demantwelle,
> Die sich in unsern Freudenbecher mischt,
> Du, die im Auge ihre heil'ge Quelle,
> Du Trösterin, die manchen Kummer lischt;
> Gepriesen sei, du Balsam tiefer Wunden,
> Du trauliche Gefährtin sel'ger Stunden.

34. Die Sage vom Minneberg des Neckarthals. Ein Romanzenkranz von Friedrich Ernst. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1840. 8. 1⁵⁄₁₂ Thlr.

Ein gar zierlich feines Büchlein in farbig gemustertem, modernem, englischem Linnengewande, auf Velin gedruckt, mit leicht hingeworfenen, allerliebsten Umrissen, von Guggenberger erfunden, von Gnauth gestochen, und einer Musikbeilage von L. Hetsch. Das alte Sprüchwort: Kleider machen Leute, wollen wir zwar nicht auf gegenwärtiges Product deutschen Kunstsinnes anwenden, aber so viel steht fest, daß man ein elegantes Buch lieber zur Hand nimmt als ein äußerlich vernachlässigtes, und selbst im erstern Falle geneigt wird, bei wahrgenommenen Mängeln ein Auge zuzudrücken. Der Mängel sind hier glücklicherweise nicht allzu viel. Theilen wir den Inhalt mit. In den Auen, durch welche sich der Neckar von Heilbronn nach Heidelberg Bahn bricht, findet der Wanderer beim Dörfchen Guttenbach, hoch an steilem Sandgehänge, die Ruine Minneberg. Ein Thurm, eine Giebelseite und verschiedene Gewölbe sind noch vorhanden, doch besucht wegen des kaum noch zugänglichen Pfades Niemand die Trümmer. Bekannter und besuchter ist der drei Stunden davon entfernt liegende Hornberg mit minder zerfallenen Ruinen, wo späterhin Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand hausete, lebte und starb. Die Sage, die von beiden Burgen und ihren einstigen Bewohnern erzählt wird, theilt der Sänger dieser Lieder hier mit. Minna, die schöne Tochter des Burgherrn auf Hornberg, liebte den schönen und biedern, aber armen Ritter Edelmuth, der sie sich in einem Turnier zu erringen strebt, in welchem er den von Minna's Vater begünstigten Nebenbuhler, den reichen und mächtigen Grafen vom Schwarzenberge, besiegt. Hornberg, der Vater, dringt dennoch in Minna, dem Grafen ihre Hand zu reichen, sie aber bleibt in treuer Minne dem Ersten ergeben. Edelmuth wirbt bei Horneck um Minna's Hand und erklärt ihm, er wolle sich ihrer durch eine fromme Fahrt zur Eroberung des heiligen Grabes würdig machen; kehre er im fünften Sommer nicht zurück, so sei Minna frei. Horneck geht auf den Vertrag ein. Die Liebenden trennen sich mit unendlicher Wehmuth und trüber Ahnung. Edelmuth thut Wunder der Tapferkeit in der Saracenen Reihen, fällt aber dem Pascha Ali als Gefangener in die Hände, der ihn morden will, aber der Stoß fehlt. Der Pascha schenkt ihm das Leben und während er den Ritter in leichter Gefangenschaft hält, erglüht Rahebla, eine Odaliske, für den Letztern. Ali thut ihm den Vorschlag, sich von seinen Landsleuten Lösegeld zu holen, und im Falle er nichts bekäme, zu

ihm in die Gefangenschaft zurückzukehren. Edelmuth's Hoffnung schlägt fehl, die Seinen können ihm kein Geld spenden und er kehrt, treu seinem verpfändeten Wort, zu Ali zurück. Dieser ist darüber so erfreut, daß er ihm die Freiheit schenkt und Rabehla obenein. Aber er verschmäht die Letztere und zieht allein ab. Vor Edessas Mauern entspinnt sich jetzt ein blutiger Kampf, den Edelmuth zum Vortheil der Franken entscheidet, und nachdem auch Jerusalem in die Hände der Christen gefallen, schlägt Gottfried von Bouillon den Kämpfer von Edessa zum Ritter vom Kreuzesorden und reicht ihm den Lorber. Unterdessen lebt Minna unter Furcht, Hoffnung, Sehnsucht und Gebet auf dem väterlichen Schlosse, nicht ahnend die Abenteuer des Geliebten, der auch einen Seesturm besteht, wo das Schiff scheitert und er nichts rettet als das nackte Leben. Späterhin findet ihn in der Wüste halb verschmachtet, dem Tode nah, eine nach Mekka ziehende Karavane vermummter Frauen. Unter ihnen Rabehla, die Liebende, die ihn ungekannt vom Tode rettet und reich beschenkt. Unterdessen ist die gesetzte Frist abgelaufen, Edelmuth kehrt nicht zurück zum Verdruß des Vaters, zum Schmerz der liebenden Tochter. Der Graf vom Schwarzenberge wirbt jetzt aufs neue um Minna's Hand. Voll Verzweiflung entflieht sie in das Dickicht eines öden Waldes, wo sie als Einsiedlerin lebt, vom schmerzgebeugten Vater nicht gefunden. Rabehla will indessen den geliebten Fremdling ans Meer geleiten, daß er zur Heimat kehre, aber sie werden von Räubern überfallen, unter deren Dolchen Rabehla endet und Edelmuth tödtlich verwundet wird. Erst nach einem Jahre genest er, eilt zur Heimat und findet die geliebte treue Minna als Leiche. Dieser Sagenstoff ist in einem Cyklus von 50 Romanzen gedrängt, die sich in den mannichfachsten Formen und Weisen auf das anmuthigste bewegen. In einem Epilog heißt es:

Am Stamme lehnt' ich düster,
Lauschend der Lüfte Weh'n,
Der Zweige bang Geflüster, —
Ich konnte nichts versteh'n.

Kein Wort hab' ich vernommen,
Doch eh' ich wieder schied,
Ist noch ein Traum gekommen
Und lehrte mich ein Lied.

Das Lied — es ist gesungen,
Verhallt der letzte Ton,
Ist er in's Herz gedrungen,
Frag' ich nach keinem Lohn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Lebens Heiland. Ein Roman von L. Mühlbach. Altona, Hammerich. 1840. 8. 1½ Thlr.

Von den frühern Schriften der Verfasserin kamen mir zuerst die „Zugvögel" und von diesen zunächst die „Naturverirrungen" in die Hände. Ich las sie, aber sie machten auf mich durch die gräßlichen, outrirten Scenen, welche sie bieten, einen so widerwärtigen Eindruck, daß ich mich damals nicht entschließen konnte, noch ein anderes Product der Verf. zu lesen. Ich gestehe, daß ich, Ähnliches erwartend, auch das vorliegende Werk mit einigem Bangen und Zagen in die Hand nahm. Aber schon die Vorrede, an Friederike v. Heyden, geb. v. Hippel in Breslau, gerichtet, brachte mich von dieser Befürchtung zurück und söhnte mich in einem Grade mit der Verf. aus, daß ich nicht nur ohne Widerwillen, sondern mit Lust an die Lecture des Romans selbst ging. Diese Vorrede stellt die Verf. als höchst bescheiden und achtungswürdig dar. „Indem ich jetzt", so lauten ihre eigenen Worte, „dies kleine Werk hinausgehen lasse in die Welt, bin ich bange und zaghaft und möchte es fast zurückzuhalten suchen, weil ich fühle, ich habe lange nicht erreicht, was ich gewollt, sondern eigentlich nur mehr meinem Herzen genug gethan, als überzeugend für Andere gesprochen. Sie aber werden mich verstehen, und ich bin stolz darauf, glauben zu dürfen, daß Sie meine Ansicht auch theilen und mit mir sagen, daß die wahre Religion nicht in Gebetweise und Cultusform beruht, sondern in Gesinnung und That." Aus den letzten Worten und aus der darauf folgenden Erklärung, daß sie den Heiland weder im hohen Dome zu Mailand, noch in der Marienkirche zu Krakau, weder in der Frauenkirche zu Kopenhagen, noch in den Conventikeln der Pietisten habe finden können, weil sie überall neben dem Dünkel der Rechtgläubigkeit zugleich Haß und Fanatismus gegen die Andersgläubigen angetroffen habe; daß sie ihn aber gegenwärtig glaube in der Natur, im Waldesdunkel, in der Wildniß, aber auch da nicht blos, sondern überall, wo ihn der Mensch mit warmem Herzen anrufe — hieraus lernen wir zugleich die Tendenz des Romans kennen und erfahren, daß sich die Verf., vielleicht durch ihre natürlichen Verbindungen geleitet, zu einer unbefangenern und liberalern Ansicht der höchsten Interessen, als sie gemeinhin bei ihrem Geschlecht gefunden zu werden pflegt, erhoben hat. Die Ausführung ihrer Idee knüpft sie an die Schicksale einer Jüdin, deren Erzählung nicht nur den Haupt-, sondern geradezu den Gesammtinhalt des Buchs ausmacht. Die Geschichte ist in kurzem folgende: Rebekka, die völlig abgeschlossen erzogene Tochter eines reichen Juden zu Krakau, lernt auf ihrem ersten weitern Spaziergange einen jungen Christen kennen, zu dem sie die glühendste Liebe gewinnt und in dem sie den geträumten Messias, den Heiland ihres Lebens, gefunden zu haben glaubt. Ihr Vater stirbt bald darauf, hat ihr aber vorher das feierliche Gelübde abgenommen, daß sie nicht, wie einst eine Tante von ihr gethan, um einer irdischen Neigung willen ihren Glauben wechseln wolle. Hierauf begibt sie sich zu ihrer Tante, einer Baronin von Bellmann, durch die sie — vorgeblich als Christin — in die höhere Gesellschaft eingeführt wird und Gelegenheit erhält, öfter mit ihrem Geliebten zusammenzukommen. Sie gibt sich nun ganz ihrem Gefühle, das er zu erwidern scheint, hin, wird aber bald auf das Bitterste enttäuscht, indem sich ergibt, daß er der schändlichste Betrüger und überhaupt der verachtungswürdigste Mensch ist. Hierdurch wird sie zur Erkenntniß gebracht, daß die Liebe nicht der wahre Heiland des Lebens sei, daß es ein Höheres, Befriedigenderes geben müsse, und dieses glaubt sie, durch den tiefen Eindruck eines christlichen Gottesdienstes hingerissen, in der christlichen Kirche zu finden. Sie läßt sich nun in den Grundsätzen des Christenthums unterrichten, nimmt dieselben mit dem empfänglichsten Gemüth in sich auf und wird darauf feierlich getauft. Ihr Lehrer ist aber einer der heuchlerischen Pietisten, der, von ihrer Schönheit und ihrem Reichthum angelockt, von Anfang an den Entschluß faßt, sie sich zum Weibe zu gewinnen. Durch Heuchelei gelingt es ihm, sich ihre Achtung und Dankbarkeit zu erwerben, und sie folgt ihm in treuer Ergebung nach Deutschland. Bald aber durchschaut sie ihn, erkennt in ihm den niedrigsten Heuchler mit der gemeinsten Seele, lernt das pietistische Unwesen in seiner ganzen Verächtlichkeit kennen und wird endlich zu der traurigen Überzeugung gebracht, daß auch die Kirche, von solchen Dienern verwaltet, das Heil des Lebens nicht zu gewähren vermöge. Sie wendet sich im Gebet an Gott und flehet um Rettung, allein vergeblich. Da erkennt sie, daß nur eigenes Handeln sie befreien kann. Die Schändlichkeit ihres Mannes und eines wollüstigen Bischofs muß ihr selbst dazu behülflich sein, sie erwirkt die Scheidung und verläßt mit zerrissenem, zweifelndem Herzen das ihr zur Hölle gewordene Haus, von dem sie Heil erwartet. Sie hat die Absicht, nach Italien zu gehen, erkrankt aber auf der Reise im thüringer Walde, wird dort von einem schlicht und patriarchalisch lebenden Ehepaar auf das Freundlichste aufgenommen, sie bleibt bei ihnen, findet im Schoos der Natur ihren Glauben wieder und stirbt dort, durch die Natur und einfache Herzlichkeit mit Gott und der Welt ausgesöhnt.

Dies die Erzählung, deren stoffliches Interesse durch man-

che interessante Details erhöht ist. Ich weiß, es läßt sich viel dagegen sagen, vor Allem das: daß ihr die überzeugende Kraft fehlt. Die unglücklichen Verhältnisse, denen Rebekka erliegt, erscheinen in solcher Culmination, daß wir nicht recht an ihre Wahrscheinlichkeit glauben wollen. Erstens ist die Schmach der Juden nirgend mehr so crass als gerade zu Krakau; zweitens möchte unter solchen Verhältnissen eine Erscheinung wie die Rebekka's, mit dieser Feinheit der Bildung und Tiefe des Gefühls, kaum zu finden sein; drittens sind ihre vermeintlichen beiden Heilsmänner ein paar so exquisite Exemplare der Bosheit und Niederträchtigkeit, daß sie kaum irgend anderswo als in der Phantasie einer Schriftstellerin so gefunden werden möchten; viertens verträgt es sich nicht mit ihrem bei aller Leidenschaftlichkeit scharfblickenden Geiste, sich zweimal so gröblich täuschen zu lassen — kurz, die ganze Geschichte erscheint nur glaublich unter den allerunglücklichsten Constellationen, und dies thut einer Erzählung, die nicht blos spannen und unterhalten, sondern einen Satz beweisen, uns von der Wahrheit eines Zeitübels und der Nothwendigkeit einer Reform überzeugen will, den größten Eintrag, weil wir uns immer dabei sagen: So schlimm ist es doch in der That noch nicht. Die Verf. hätte daher besser gethan, das tragische Schicksal ihrer Heldin aus minder grell gezeichneten Verhältnissen sich entfalten zu lassen, zumal da auch die näher liegenden so sind, daß sie keiner Potenzirung bedürfen, um Jemandem das tiefste Elend zu bereiten. Aber trotzdem daß die Verf. hierin einen Misgriff gethan, erweckt sie für ihre Idee eine lebendige Theilnahme, und dies hat sie besonders durch die Wärme und Innigkeit, mit der sie ihre Erzählung vorträgt und namentlich die Zustände eines der Liebe und der Religion bedürftigen Gemüths zeichnet, zu erreichen gewußt. Es ergibt sich daraus, daß auch sie selbst trotz ihrer liberalen Ansicht über Cultus und kirchliche Formen von einem tiefen, religiösen Gefühl durchdrungen ist; wir erkennen in ihr einen lebendigen Geist, eifernd für das Wahre und Gute und indignirt über das Falsche und Schlechte; sie weiß uns ihre Gesinnungen, wenn nicht neu und genial, doch gewandt und ansprechend darzulegen — und dies, mein' ich, muß uns an einem weiblichen Producte zunächst genügen. Daher will ich der Verf. keinen Vorwurf daraus machen, daß sie in ihrem sogenannten Roman keinen wirklichen, kunstgerechten Roman, sondern mehr eine Charakterskizze geliefert hat. Es liegt einmal nicht in der Natur der Frauen, wirkliche Kunstwerke zu schaffen, und sie werden sich daher stets am glänzendsten zeigen, wenn sie ganz darauf Verzicht leisten und, wie Rahel, Bettina u. A., ihre Gedanken in völlig ungebundener Weise, in Briefen oder ähnlichen Formen produciren. 126.

Notizen.

Fortschritte der Musik in Boston.

Die Aprilnummer des „North american review", welches in Boston erscheint, gibt eine Übersicht der Fortschritte, welche Boston in den musikalischen Leistungen gemacht hat. Vor 30 Jahren, heißt es darin, habe die gesammte Musik zu Boston in einem halben Dutzend Instrumente des Theaterorchesters und in einigem kirchlichen Singsang mit Begleitung des Violoncello bestanden. Buckminster sei der erste gewesen, der in seiner Kirche einen bessern Geschmack eingeführt habe. Es bildete sich sodann die „Handel and Haydn society", welche alle Personen der Stadt und Nachbarschaft an sich zog, die im Stande waren, bei der Aufführung Händel'scher Compositionen mitzuwirken. Bald folgten andere musikalische Vereine, besonders 1832 ein Verein junger Leute, welche unter der Direction von L. Mason und G. J. Webb ihre Geschicklichkeit erlangten und ausübten. Diese waren die Vorläufer der musikalischen Akademie zu Boston. Im J. 1835 wurde das Odeon eröffnet, und von da an veranstaltete man Concerte in jedem Winter, welche sich durch Mannichfaltigkeit auszeichneten. Dann bildete sich eine Classe von Musiklehrern und endlich wurde die Vocalmusik ein Theil des Elementarunterrichts in den öffentlichen Schulen, nach Woodbridge's systematischem Plane, der auch mehre deutsche Elementarwerke über diesen Gegenstand übersetzte. Es war 1838, als verordnet wurde, daß die Vocalmusik einen Theil des regelmäßigen Unterrichtssystems in den öffentlichen Schulen bilden solle. In demselben Jahre überreichte Mr. Elliot der Akademie eine Übersetzung von Schiller's „Lied von der Glocke" mit der Romberg'schen Partitur. Mr. Davis, welcher einen Bericht des Schulcomités von Boston verfaßte, drückte sich über dasselbe Thema folgendergestalt aus: „Wenn die Vocalmusik allgemein als ein Zweig des Schulunterrichts adoptirt würde, so könnte man mit Recht erwarten, daß wir spätestens in zwei Generationen in ein musikalisches Volk verwandelt sein würden. Was in Bezug der Einführung der Vocalmusik in den öffentlichen Unterricht hauptsächlich in Anschlag kommt, ist dies, daß man dadurch eine mächtige Kraft in Bewegung setzt, welche in der Stille, aber zuletzt gewiß, eine ganze Gemeinde humanisiren, verfeinern und erheben muß. . . . Die Musik ist die große Dienstmagd der Civilisation und sollte nicht länger als bloßer Aufputz der Reichen betrachtet werden. . . . Die Musik ist mit den höchsten Empfindungen verbunden, welche in des Menschen moralischer Natur begründet sind — mit der Liebe zu Gott, mit der Liebe zum Vaterlande, mit der Liebe zu den Freunden" u. s. w. Den unmusikalischen Yankees ist ein wenig mehr musikalischer Sinn wol zu wünschen; ihr praktischer Sinn, welcher die Musik hauptsächlich als Elementarbildungsmittel des Volks auffaßt, wird sie gewiß vor dem musikalischen Übermaß und Raffinement bewahren, dem das alte Europa verfallen ist; die musikalische Unmäßigkeit tödtet, man mag sagen, was man will, den Gedanken, den Sinn für die schwierigern Combinationen des Geistes, die Liebe zu den plastischen Künsten. Man sollte jetzt in Deutschland auf Vereine für die Beförderung der musikalischen Mäßigkeit bedacht sein.

Die Hauptuniversitäten Rußlands zählen jetzt 2300 Studenten und die Universitätsbibliotheken 282,290 Bände, welche sich so vertheilen:

	Studenten.	Bände der Bibliothek.
Krakau	400	36,682
Dorpat	500	64,776
Kasan	200	34,748
Kiew	100	52,157
Moskau	700	65,927
St.-Petersburg	400	28,000

Die Katholiken besitzen nach der neuesten Zählung in Rußland 61 Mönchs- und 51 Nonnenklöster, 1231 Kirchen und 1176 Kapellen, die Armenier 619 Kirchen und 310 Kapellen mit 1307 Priestern und 40 Klöster, die Lutheraner 902 Kirchen mit 484 Predigern, die Juden 586 Synagogen und 2377 Tempel mit 955 Rabinern und 2097 Ältesten, die Mohammedaner 5296 Moscheen mit 14,517 Priestern und die Kalmücken 76 buddhistische Tempel.

Der Kaiser von Rußland hat die Akademie in St.-Petersburg mit mehren interessanten Manuscripten beschenkt, welche sich auf die russische Geschichte vom J. 1074 an beziehen; hierunter befinden sich nahe an 400 Documente, welche auf Turgeneff's Veranstaltung aus den im Vatican befindlichen Originalmanuscripten copirt sind; eins derselben gibt die Specialitäten aus Jeremiah's Tagebuch seiner Reise von Konstantinopel nach Moskau, andere berichten über die Kriege, welche in Rußland zwischen 1568 und 1650 vorfielen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 271. —— 28. September 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 270.)

35. Lieb' am Meere. Ein Liedercyklus von Bernhard Keil. Leipzig, Fritzsche. 1840. 8. ¾ Thlr.

Wie wahr charakterisirt Hr. Keil die heutige Liederpoesie und die seinige speciell, wenn er sagt (S. 88):

> Übel ward dir mitgespielet,
> Poesie, du edle Dame —
> Statt der Ritter kamen Knechte,
> Auf dem Schild kein Ehrenname;
>
> Knechte kommen statt der Ritter,
> Die den Preis verdienen wollen, —
> Und du bist vor Zorn erröthet,
> Und das Herz ist dir geschwollen.
>
> In den Sand hast du geworfen
> All' die stolz verkappten Ritter —
> Umgestürzt ist jede Schranke
> Und die Bahn voll Lanzensplitter.

Wol ist auch hier jegliche Schranke, die Geschmack, Anstand, Herzensreinheit und Glaube ziehen, mit muthwilliger Hand niedergerissen. Die Ironie bewegt sich leichten Fußes durch das Gebiet des Heiligen, aber auch ihr leichter Fuß zertritt es mit lächelndem Leichtsinn. Geniale Blasphemien eröffnen den Cyklus und schließen ihn. Sie mischen ein fahles modernes Grau in jeden Nimbus, mit dem sich das Heilige umgibt. Eine laxe Moral predigt jene Liebe, die in der Sinnlichkeit wurzelt; diese Liebe ist dem Verf. Alles: Glaube, Freiheit, Tugend, Wahrheit; sie gibt ihm Alles: Inspiration, Offenbarung, Seligkeit, Unsterblichkeit, und der Gutzkow'schen Emancipation des Fleisches wird hier verblümt und einmal mit schamloser Frechheit das Wort geredet. Jeder positiven Religion geht es übel, der Kirche und ihren Formen ergeht es noch schlimmer. Die alten Heidengötter, sagt er S. 68, hat der Kreuzesgott vom Himmel gestürzt, aber Amor's Reich konnte er nicht zerstören. Überhaupt beklagt er mit ganzer Seele den Sturz der alten Götter:

> Das Symbol verdrängt die Mythe;
> Alle Poesie wird Wahrheit, —
> Phantasie zur Offenbarung
> Und das Dunkel wird zur Klarheit.

Dem Hellenismus prognosticirt er Sieg, namentlich der alten Schönheit, Macht und Anmuth. Über gute Werke räth er der Geliebten:

> Übe diese guten Werke,
> Übe treu sie, ohne Rasten —
> Nur laß an dem heil'gen Tage
> Deines Freundes Mund nicht fasten.

Von der jetzigen christlichen Kirche sagt er:

> Ja, die Kirche ist vergleichbar
> Einem Leib, der altersmüde,
> Ruhet waffenlos und sterbend
> Mit gebroch'nem Augenliede.

Kurz, der Verf. holt aus dem Rüsthause der modernen Poetik alle Katapulten und Mörser, womit in unsern Tagen Glaube, Liebe, Hoffnung berennt und beschossen werden. Auch vergißt er nicht, in „Natursymbolik" dem Pantheismus zu huldigen. Ein Glaubensbekenntniß unter der Rubrik: „Dichterglaube" (S. 139) spricht sich über das Wesen und die Macht des Dichters also aus:

> Frei mag er das Höchste suchen!
> Die Natur ist seine Amme,
> Die begeisternd ihn versenket
> In der Gottverehrung Flamme.
>
> Alle Form ist irdisch Wesen!
> Überliefertes Bekenntniß
> Darf den Dichter nicht verlocken
> Von des Göttlichen Verständniß.
>
> Schöpfer ist er selbst geworden,
> D'rum dem Himmel steht er näher;
> In die Tiefen, zu den Höhen
> Blickt er, ein gewalt'ger Seher.

So heuchelt sich Hr. Keil in einen Glauben hinein, dessen System er selbst geschaffen; so wiegt er sich auf den Begeisterungsflammen, die von Diderot, Voltaire, Gutzkow, Heine und Consorten angefacht sind und wie ein Strohfeuer jählings auflodern. Der Titel des Buchs hängt ziemlich lose mit seinem Inhalte zusammen. Auch das ist ganz der modernen Zerrissenheit angemessen.

36. Einhundert Bilder und Lieder von O. L. B. Wolff. Jena, Mauke. 1840. 8. ⅔ Thlr.

Recht schön, daß sich Hr. Wolff, dem das Buchmachen leicht von der Hand geht, indem fast jede Messe Zeugniß davon gibt, bei Veröffentlichung dieser „Bilder und Lieder" eine besondere Classe von Lesern gedacht und sie nicht aufs Gerathewohl in das Publicum hineingestreut hat. Musiker und Maler, also des Poeten Kunstverwandte, sind es, für die er vorzugsweise geschrieben und denen er auch sein Werkchen gewidmet hat. Die Erstern sollen die todten Lettern, die schwarz auf weiß uns so traurig ansehen, in Ergötzungen für das Ohr, die Andern die einfarbigen Bilder für die Phantasie in Genüsse für das Auge umgestalten, und wir wünschen, daß die Lieder recht viele Tonsetzer anklingen, die Bilder recht vielen Malern den Pinsel in die Hand geben mögen. Er läßt sie in vier Classen zerfallen: 1) „Leid und Lust", recht schön; 2) „Volksthümlich", wo nach unserm Dafürhalten das Beste und Tauglichste niedergelegt ist; 3) „Fromme Klänge", besonders aus der katholischen Kirche und ihrem mystischen reichen Gebiet; und 4) „Bilder und Lieder", gegen deren Buntdurcheinander wir in Form und Geist nichts

fühlen, es sei rühmlich und groß, so im Schiller'schen Geist fortzudichten, wie es hier zu lesen. So viel des Schönen nun auch die folgenden Blätter bieten, so bleibt doch das erste Gedicht, nach unserm Dafürhalten, das Juwel der ganzen Sammlung. In „Magie und Liebe" (dem zweiten Stück) führt uns der Dichter einen jungen Magier, den Sonnenpriester Karis, vor, der die glühende Liebe eines jungen Mädchens, Sileth geheißen, unerwidert läßt, weil er nur dem Lichte in der Weisheit lebt. Sileth hat eine Sklavin aus dem Mohrenlande, Nummi, welche durch Bereitung eines Liebestranks den Kalten zur Liebe gegen die junge Gebieterin zwingen will; aber der ihm eingegebene Trank bleibt ohne die gewünschte Wirkung. Die Schwarze zeigt hierauf der Liebenden einen Wundernelkenstrauch, den sie durch Zauberei bereitet und in welchen Sileth den Wunsch und das Wort der Liebe sprechen soll. Sileth thut es; aber Karis widersteht auch dieses Zaubers Macht. Jetzt läßt Nummi in einen Pfirsich einen Tropfen von Sileth's warmem Blut träufen und mit ihm ißt endlich Karis der Liebe süßes Gift in sein Herz. Aber der Zauber hat eine unerwartete Wirkung. Des liebenden Mädchens Blut macht ihn begierig nach ihrem Blute. Glühend eilt er zu ihr; verwirrt, geblendet, halb wahnsinnig, stößt er ihr den Dolch in die Brust. In seiner Liebe ist die Sterbende noch glücklich. Doch er zieht ihr nach, er endet wie sie. An der Stätte des Entsetzens kommen Sileth's Reh und Karis' Löwe zusammen:

Das Reh, das zarte, schlanke,
Packt er (der Leu) in blindem Schmerz;
Er drückt die eh'rne Pranke
Tief in des Thierchens Herz.

Nummi aber, der schwarzen Kunst für immer entsagend, kehrt in ihre heiße Heimat voll tiefer Reue zurück. „Monenebbi", ein kürzeres Stück, ist mehr lyrisch als episch gehalten; ebenso „Die Rache" (S. 81). „Bellerophontes" versinnlicht eine schöne Idee und gibt zugleich Zeugniß, wie anmuthig und geschickt der Verf. des Alterthums Mythen zu behandeln weiß. „Der gefangene Räuber" (S. 91) ist ein zwar düsteres, aber ansprechendes Bild. In den „Fragmenten aus Italien" kommt bei einer Schilderung Pompejis die hochtragische Reflexion vor:

Schlaftrunk'ne Stadt, die, unter'm Boden tief,
Gesichert vor der Rosse schwerem Huf,
Die brausenden Jahrhunderte verschlief
Und überhört der Völker Schlachtenruf —
Du bist aus deinem Zauberschlaf geweckt,
Der Schlei'r von Staub und Moder aufgedeckt.

Vom fast unwandelbaren Himmelblau
Begrüßt dich neu die Sonne, goldenklar,
Die hinter Wolken, trüb und neblig grau,
Einst Zeugin deines Unterganges war,
Und die nach bald zweitausendjähr'ger Frist,
Wie damals die gewölbte Bahn durchmißt.

Sonst Niemand lebt, der dich gesehn — vielleicht
Der Eine, der, ein ruheloser Gast,
Vom Tod geflohen, vor dem Leben fleucht
Und allen Todten neidet ihre Rast —
Der ew'ge Jude rastet einmal hier
Und tröstet sich in seinem Fluch mit dir.

„Ferdinand's VII. Tod" ist ein ergreifendes Nachtgemälde aus unsern Tagen. „Ezzelin, Tyrann von Padua" ist ein Sittengemälde aus der Zeit der Hohenstaufen in 22 Nummern voll überraschender Züge; doch scheint es uns, als ob der Dichter ein seiner Kraft nicht ganz würdiges Object zur Bearbeitung gewählt hätte; denn schon der Cid ist kaum eine Persönlichkeit, die so viele Lieder verdient, als ihr die Dichtkunst geweiht hat, um wie viel weniger aber Ezzelin, ein rohes Kind seiner Zeit, den die Kunst kaum zu idealisiren vermag. Einen würdigen Beschluß macht „Die Tartarenschlacht bei Wahlstatt", ein episch gehaltenes Zeit- und Sittengemälde aus Schlesiens Vorzeit. Der Dichter hat es nicht für gut gehalten, seiner Arbeit, nach dem Muster und Brauch anderer Epiker, historische Bemerkungen beizugeben. Der Stoff ist der Einfall der Mongolen in Schlesien im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts und die blutige Schlacht bei Wahlstatt, unweit Liegnitz, wo sieben Jahrhunderte später Blücher die Franzosen schlug, und in welcher Heinrich II., der Fromme genannt, fiel. Außer der Persönlichkeit dieses Helden erscheint besonders anziehend die Gestalt und das Wesen seiner Mutter Hedwig, einer deutschen Prinzessin, die nach ihrem Tode unter die Heiligen versetzt wurde. Nur erfreulich kann es sein, wenn der Dichter recht bald den vierten kristallreinen Strahl dem Borne der ihm reichlich zugemessenen poetischen Productionskraft entsteigen läßt.

22. Gedichte in der Aachener Mundart von Joseph Müller. Aachen, Mayer. 1840. 8. ½ Thlr.

Solche Sächelchen haben ein rein provinzielles Interesse; sie gehören dem Gau, der sie erzeugte, darüber hinaus verlieren sie Bedeutsamkeit und Reiz. Um einigermaßen einen Anflug von dem Geist dieser Scherzliederchen zu erhalten und namentlich etwa das Naive derselben aufzufassen, ließ sie sich Ref. von einer Dame, die lange in Aachen gelebt hat und mit dem dortigen Volksdialekt genau bekannt ist, vorlesen, und da ergab sich, daß Manches darin mitunterläuft, was heitere, volksthümliche Naivetät athmet, was aber doch dann nur recht genossen werden kann, wenn der Leser keines Dolmetschers bedarf. Leicht und zum Theil recht nett gezeichnete Vignetten zieren jede einzelne Nummer in diesem den Aachnern bestens empfohlenen Büchlein, welches auf 94 Seiten gedruckt ist.

23. Gedichte von Gustav Carl. Manheim, Götz. 1840. Gr. 12. ⅔ Thlr.

Diese zum Theil hausbackenen, zum Theil breiweichen Reflexionen ermangeln noch gar sehr der Gewandtheit im Ausdruck, der frischen Phantasie, der echten Begeisterung, und der reine Silberblick der Poesie ist ihrem Verf. noch nicht erschienen. Ebendeshalb gibt er auch den drei Theilen seiner Verse unpassende Benennungen. So bezeichnet er die erste Classe mit dem Worte „Uraniden". Es sind aber keine; sie stammen nicht vom Himmel, sie führen nicht zum Himmel; es ist kein Prometheusfeuer in ihnen. Der zweite Abschnitt ist gar „Giganten" überschrieben, aber ach! es sind nur Pygmäen, und der Verf. erscheint mit seinem ohnmächtigen Ringen nach pierischer Titanengröße wie der Frosch in der Fabel, der den am Ufer seines Sumpfes grasenden Stier gleich sein wollte und sich so lange aufblies, bis er zersprang. Mit der dritten Abtheilung: „Kinder der Erde", ist es schon besser bestellt und sie sind richtiger bezeichnet. Sie sind zum Theil über solche Exclamationen:

Ach! der schönste Kranz auf Erden
Ist der Liebe Melodie,
Wenn zwei Herzen glücklich werden,
Tönt die reinste Harmonie.

Dies zugleich ein Pröbchen von des Verf. Sangweise. Doch auch im Erotischen, Conventionellen und Socialen kann er das leidige Reflectiren und Dociren nicht lassen; da beim letztern das ethische Moment nicht fehlt, so können wir nichts zu dem Büchlein sagen als: transeat cum caeteris erroribus.

24. Poetische Versuche von G. Stockfeld. Aachen, Mayer. 1840. 8. ¼ Thlr.

Die Muse Siona, die einst Klopstock und Novalis ihr Aroma auf die Lippen goß, hat diesem frommen Pastor bei seinen Versuchen nicht gleiche Gunst zugewandt, und wenn das Wort „Versuche" die Kritik nicht entwaffnete, würde sie noch strenger sein müssen. Der Verf. drängt, schraubt und martert seine Phantasie, vor deren Wagen er den alten Bogatzky und den neuen Krummacher spannt, so lange, bis sie sich in hyperbolischen Liebesfloskeln für den Heiland, das blutige Lamm, ergießt. Fast auf jeder Seite entdeckt sich, wie er auf solche Weise dem Himmelreiche Gewalt anthut und sich abarbeitet, und das erkältet das echt religiöse Gefühl und be-

schwellet der frommen Begeisterung die Flügel. Wir könnten dieses Urtheil durch Mittheilung einiger Nummern belegen, indessen begnügen wir uns mit der Hindeutung auf ein Paar einzelne Stellen. In einem Sonett (S. 6) heißt es, der Heiland sei von wahrer Satansbrut gemishandelt. Der Heilige, der die Sanftmuth selbst war, würde diesen Ausdruck schwerlich billigen. S. 8 heißt es fälschlich den schönsten aller Menschenkinder, statt das schönste aller Menschenkinder. S. 12 läßt er den sterbenden Mittler fürchterlich schreien. Ein frommes Lied im Frühling (S. 26) will er nach der Melodie: „Freudvoll und leidvoll ꝛc." gesungen haben. Welche Taktlosigkeit! Wir können somit die Worte auf dem Titel des in jeder Hinsicht dünnen Buchs: „Erste Abtheilung, religiösen Inhalts", nicht für eine frohe Verheißung ansehen, sondern müssen sie als Drohung betrachten.

25. Veilchen. Für seine Freunde nah und fern. Von Karl Maien. Leipzig, Lehnhold. 1840. 8. ½ Thlr.

Nachtgedanke.

Ich schau in den tiefen Mond hinein,
Mögt' wissen, wer lebt da droben —
Sind's Wesen aus silbernem Dämmerschein,
Aus Äther und Licht gewoben?

Ach, sind es vielleicht die Seufzer gar,
Den irdischen Herzen entstiegen,
Die dort sich verkörpert wunderbar
In lichten, in himmlischen Zügen?

Dann möcht' ich ein Veilchen, o Mond, zu dir,
Wie die lebenden Seufzer wehen;
Und lebt ein Seufzer auch dort von ihr —
Da kannst du hundert der meinen sehen!

Aus dieser Probe wolle der geneigte Leser d. Bl. abnehmen, wie Hr. Maien weder in die Kategorie der Stockfelde noch der Carl gehöre. Zwar fehlt seinen Liederchen das Os magna sonaturum, aber man lieset sie dessenungeachtet gern, denn sie athmen gesunden Verstand, bewegliche Imagination und ein warmes Gefühl; sie erstarren in keiner subjectiven Lieblingsform, sie suchen sich kein Vorbild, sie vermeiden die moderne Zerrissenheit und, was das Beste ist, sie wollen nicht mehr sein, als was sie eben sind.

26. Erinnerungen an Heidelberg. Von Wilhelm Mair. Manheim, Hoff. 1840. 8. 5/12 Thlr.

Die Lieder des ersten Buchs, größtentheils erotische Genrebilder mit Wasserfarbe gemalt, oder, wie „Der Schatz aus der Schmiede" (S. 28), mit Ruß und Kohle grob gezeichnet, stehen in losester Beziehung auf Localität und könnten ebenso gut unter Erinnerungen an Petersburg oder Konstantinopel rubricirt sein. Das zweite Buch macht es indessen besser. Schon die erste Nummer in demselben: „Der letzte Commers", stellt den von den Brüdern scheidenden Musensohn in trüber Reflexion an seine künftige nahe Bestimmung dar. „Die Blütezeit ist vorüber", seufzt er; „Früchte soll er bringen", und das erinnert ihn an des Nachbars Apfelbaum, der im Spätjahr geplündert ward:

Armer Baum! der rohe Lärm, ich sah's, er hat dich tief erschüttert,
Grausam wühlten sie in seinen Zweigen, daß jedes Blatt erzittert,
Alle Frucht ward ihm genommen, und erreicht sie nicht die Hand,
Schlugen sie mit langen Knütteln Ast und Blätter in den Sand.

— — — — — — — — — — — — — —

Ach, es wird in spätern Tagen
Mir auch fehlen nicht an solchen, die mit Knütteln nach mir schlagen! —

Das ist ein derbburschikoser und doch hübscher Gedanke. Auch andere Lieder athmen hier eine ergötzliche, aber stets in den Kraftausdrücken des Burschenlebens schwimmende Heiterkeit; so könnte z. B. „Das Wächterlied" (S. 82) ein artiges Burschen- und Commerslied abgeben. Endlich werden auch die „Abschiedslieder" von allen Denen mit Vergnügen gelesen werden die „aus der Brüder trautem Kreise" von irgend einer Hochschule geschieden sind. Es fehlt denselben freilich nicht an Gemeinplätzen, aber es sind solche, die der akademische Bürger ungern vermißt.

27. Gedichte von Friedrich Haug. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1840. 8. 2 Thlr.

Wer kennt Friedrich Haug nicht? Spielt er nicht noch heute eine Hauptrolle in unsern epigrammatischen Anthologien? Nimmt er nicht in jeglicher Literargeschichte sein Plätzchen in Anspruch? Gibt es eine Mustersammlung zu Nutz und Frommen der lieben deutschen Jugend, wo nicht eines seiner Witz- und Wortspiele, eine seiner Antithesen, Akrostichen, Fabeln und Histörchen breit und gefällig abgedruckt wären? War nicht Schiller sein akademischer Freund, nannte ihn Schubert nicht einen köstlichen Jungen? Sind nicht Wieland, Uhland, Kerner, Schwab seine Landsleute? Unter solchen Umständen wundern wir uns, wie sein poetischer Nachlaß in unserer sammellustigen Zeit erst heute gedruckt erscheint und daß das Publicum mit 464 Seiten los- und davonkommt. Freilich war es, wie uns die Vorrede belehrt, die auch dem Dichter einen kleinen biographischen Denkstein setzt, ursprünglich mit seinem Nachlaß anders bestimmt; Haug hatte nämlich seinen ältesten Freund, Friedrich Weisser, zum Ordner und Herausgeber seiner sämmtlichen Werke testamentarisch bestimmt, die auf nichts Geringeres als auf sechs Bände berechnet waren. Doch die Verlagshandlung erschrack vor den sechs Bänden, und da Weisser starb, Uhland und Schwab aber den gemeinschaftlichen frühern Wohnort verließen, so entschloß sich ein Dritter (unterzeichnet G.) zur Herausgabe einer Auswahl seiner lyrischen und romantischen Dichtungen, der aber verständig und zeitkundig die sechs Bände zu dem Einen vorliegenden einschrumpfen ließ. Er hat den Stoff in vier Bücher abgetheilt. Voran stehen mit Fug und Recht die Epigramme, von denen blos die den Schluß bildenden Nasenhyperbeln 98 an der Zahl sind; die vorhergehenden, zum Theil aus allen Zeiten und Nationen gesammelt, sind unzählig. Fabeln und Erzählungen bilden die zweite Abtheilung; viele von ihnen haben eine epigrammatische Spitze; viele sind ergötzliche, einige triviale Schwänke. Die vermischten Gedichte der dritten Abtheilung sind wirklich bona mixta malis, vergleichen die „Gereimte Übersicht der Jean Paul'schen Werke" (S. 272); die „Skolie" (S. 285) ist eine Buchstaben- oder vielmehr Vocalspielerei für ein Kinderohr geschrieben, und viele gibt es, wo der Witz und Scharfsinn die Grazie verjagt. In „Reimbold an seinen Kritikaster Schwergereimt" (S. 332) enthüllt sich eine Parforcejagd auf schwere Reime, wie es denn auch hin und wieder Alliteration und Assonanz gibt. Für Solche, die das Rathen lieben, sind 274 Räthsel und Charaden da, die wol recht hübsch sein mögen. Der Herausgeber und Ordner hat sein Mögliches gethan. Wir wissen ihm vor Allem Dank, daß er nicht zu viel gegeben, was leicht hätte der Fall sein können, wenn ein blinder Bewunderer über die Papiere gerathen wäre. Das Buch ist modern gebunden, correct auf Velinpapier gedruckt, und vorn mit des Dichters Profil, nach Dannecker's Büste Haug's von Duttenhofer gestochen, geschmückt.

28. Friedrich der Große im Liede der deutschen Barden. Cyanen zur hundertjährigen Jubelfeier der Thronbesteigung des Königs. Nürnberg, Recknagel. 1840. Gr. 4. ⅔ Thlr.

Die buchhändlerische Speculation hat gewiß auf das Jubeljahr 1840 besonders gebaut und gezählt und auch wol aus gegenwärtigen Cyanen reich gefüllte Kornähren zu machen gesucht. Vorliegendes, recht correct gedruckte Buch hat nämlich ein neues Aushängeschild erhalten, es ist eine vor einigen Jahren erschienene, auch in d. Bl. angezeigte Sammlung von Preisgesängen von verschiedenen ältern Dichtern unsers Vaterlandes auf Friedrich den Einzigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur polnischen Literatur.

Nächstens ist von dem Grafen Raczynski eine polnische Übersetzung des preußischen Chronisten Wigand, mit gelehrten Anmerkungen zu erwarten. Diese Chronik ist auch für die polnische Geschichte von Wichtigkeit und unterscheidet sich in ihren Erzählungen, z. B. in der Darstellung der Streitigkeiten der Kreuzritter mit Polen, wesentlich von den übrigen Historikern. Bekanntlich hat man die Erhaltung dieser Chronik dem polnischen Geschichtschreiber Dlugosz zu verdanken, denn während das deutsche Original unterging, hat sich die von demselben veranstaltete lateinische Übersetzung erhalten.

Mit dem sechsten Hefte ist vor kurzem der erste Band des Werkes: „Mała Encyklopedya polska" (Lissa 1841) geschlossen; er geht bis K. Der Verf., Graf Stanisław Plater, beabsichtigte in diesem Werke Alles, was den Polen aus der Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung u. s. w. interessiren könnte, in Kürze zusammenzustellen, und so findet man, neben Biographien polnischer und slawischer Gelehrten, Feldherren, Könige, Königinnen, Heiliger, Beschreibungen von Städten und Flüssen, von Thieren und Pflanzen Polens. In der Naturbeschreibung scheint der Verf. noch besonders bewandert. Alles, was auf die neuesten Zeitereignisse Bezug hat und Biographien Lebender sind aus dem Werke ausgeschlossen. Man sieht, daß der Verf. im Verfolge des Werkes mit seiner Aufgabe mehr und mehr vertraut geworden ist und seinem ursprünglichen Plane später mehr Ausdehnung gegeben hat. Kleine Verstöße fehlen nicht, sie sind aber wol bei einem solchen Werke unvermeidlich und sollen später Berichtigung finden. Das Ganze ist auf zwei mäßige Octavbände berechnet und wird ein recht brauchbares Handbuch werden. Die Polen besitzen nur ein ähnliches encyklopädisches Werk, von Krasicki, dem berühmten Dichter und Bischof von Ermeland, es läßt aber Vieles zu wünschen übrig.

In Wilna ist in diesem Jahre ein interessantes Werk vom Grafen Alexander Przezdziecki: „Podole, Wołyn i Ukraina" (Podolien, Volhynien und die Ukraine) in zwei Theilen erschienen. Es sind Beschreibungen der merkwürdigsten Orte dieser Länder, verwebt mit vielen historischen Rückblicken und aristokratischen Erinnerungen und Auszügen aus merkwürdigen Manuscripten und Briefen u. dgl. Diese Schilderungen der Vorzeit der Aristokratie, die den Grafen kund geben, sind das Charakteristische in dem Werke. Unter Anderm wird der ehemalige Wohnsitz der Fürsten Wisniowiecki, jetzt der Familie Mniszech gehörig, mit vielen Beiträgen zur Geschichte jener Familie ausführlich geschildert. Ein interessanter Artikel ist über die Gärten Mikler's zu finden, unter dessen Leitung die herrlichen Gärten der Fürstin Czartoryska in Podolien, Volhynien und der Ukraine angelegt worden sind.

Sehr verschieden von diesem Werke sind die ebenfalls in Wilna erschienenen „Wspomnienia Wołynia, Polesia i Litwy" (Erinnerungen aus Volhynien, Podlachien und Lithauen, 2 Thle.) von J. Kraszewski. Es sind unmittelbar aus dem Leben gegriffene Schilderungen, das Polenthum des Adels und des Landvolks, das Charakteristische der Gegenden tritt auf das Schärfste hervor, dabei geben die Sarkasmen, die der Verf. so gern in allen seinen Schriften einmischt, dem Ganzen noch einen sehr harmlosen, humoristischen Anstrich. Manche Beiträge zur Zeichnung der Vorzeit Polens, insbesondere zur Geschichte der adeligen Familien fehlen auch hier nicht. So wird unter Andern über die Familie Radziwill Folgendes berichtet: „Im 18. Jahrhundert zählte man 56 polnische Familien, die mit den Radziwills durch Heirath in die Familie verwandt waren. Durch Therese Kunigunde Sobieska trat das Haus in Verwandtschaft mit dem bairischen, durch Clementina Sobieska mit den Stuarts, durch die Leszczynska mit den Bourbons, durch Elisabeth, die Gemahlin des Fürsten Johann Radziwill, und Charlotte, die Gemahlin des Boleslaw Radziwill, mit dem brandenburgischen Hause; ferner war es verwandt mit den Fürsten von Bouillon, von Luxemburg, von Rohan, von Soubise, mit den Markgrafen von Bethune, in Italien mit der Familie Strozzi, endlich mit den Fürsten von Anhalt-Dessau. Bis zum J. 1747 waren aus der Familie hervorgegangen 7 Feldhauptleute und 8 Großhetmans, 10 Wojewoden von Wilna, 5 von Trozk, 5 von Nowogrod, einer von Brzesc und einer von Kiew, 8 Großkanzler, 5 Großmarschälle und viele andere hohe Beamte; außerdem ein Cardinal und 3 Bischöfe. Sulikowski erzählt, daß von den Dunins und Radziwills in Polen und Lithauen mehr als 300 Kirchen gegründet worden seien."

Kraszewski gehört zu den vorzüglichsten Schriftstellern Polens in der Gegenwart. In letzter Zeit ist eine Reihe Erzählungen von ihm erschienen, in denen er mit den ersten Sittenzeichnern aller Völker in die Schranken tritt, und unter einem andern Volke hätte er gewiß schon einen europäischen Ruf erlangt. Die leichte, gewandte Zeichnung, der tiefe Blick in das menschliche Herz und das Humoristisch-Satirische läßt ihn mit Dickens vergleichen. Polen hat einen solchen Schriftsteller noch nie gehabt, nur Krasicki, der bekannte Bischof von Ermeland, wagte sich an ähnliche Darstellungen des polnischen Lebens, Kraszewski ist aber ungleich tiefer. Vornehmlich weiß dieser auch einfach die Traditionen des Volkes nachzuerzählen, wie ihm dies in dem „Mistrz Twardowski" (der Meister Twardowski), einem der letzten seiner Werke, vorzüglich gelungen ist. Seine historischen Schriften — vor kurzem hat er den ersten Theil einer Geschichte von Wilna herausgegeben — dürften mit seinen Lebensschilderungen nicht auf gleicher Höhe stehen.

Julian Korsak hat in zwei Theilen „Nowe Poezye" (Neue Poesien, Wilna 1841) herausgegeben. Er wurde früher als Anhänger der Dichterschule des Mickiewicz genannt und seine ersten Proben, die Gemüth, eine sehr leichte Versification und Gewandtheit der Sprache verriethen, erregten Erwartungen. Aber diese möchten nach diesen neuen Gedichten geschwunden sein. Man findet zwar dieselbe Gewandtheit in Behandlung des Reims und der Sprache, den fließenden Vers, aber auch in Polen genügen solche Vorzüge nicht mehr zu einem Dichter. Das wahrhaft Dichterische vermißt man eben in Korsak. Im ersten Theile findet man „Romeo und Julia" nicht übersetzt, sondern, nach jetzt ganz verworfener Weise, dem Shakspeare „nachgedichtet", ganze Scenen werden ausgelassen, Gedanken abgeschnitten u. s. w. Im zweiten Theile ist ein Drama „Der Herenmeister Twardowski". Korsak benutzte dazu die polnische Überlieferung über diesen polnischen Faust, aber daneben stößt man auf Nachahmungen des Goethe'schen „Faust" und des Byron'schen „Manfred", die gar nicht an der Stelle zu sein scheinen. Dem Ganzen fehlt scharfe Charakteristik, es sind keine Personen, selbst der Teufel scheint eine Art Emeritus zu sein, der sein Amt nur maschinenmäßig, nicht mit Eifer übt, der gähnend die menschlichen Seelen greift. Eine Erzählung: „Camoens im Hospital", ist wol das Beste in diesen neuen Poesien, nur ist sie nicht natürlich genug; einige hübsche Verse sind eingewebt.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 270. —— 27. September 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 269.)

29. Platonische Weihestunden. Zwölf Stanzengesänge von J. F. Lobstein. Strasburg, Treuttel und Würtz. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Ref. fürchtet, diese „Weihestunden" werden ihren Zweck verfehlen, d. h. sie werden den Laien nicht in die Platonische Gefühls- und Ideenweise einweihen. Sie berühren einen bedeutenden Theil von Vorstellungen, die diesem Philosophen, der aus dem Tempel der Dichtkunst in die Hallen der Weisheit überging, eigenthümlich sind, gar nicht; wir erinnern nur an seine Ideen von der Präexistenz der Seelen, die sich hier auf Erden wiedererkennen, Ideen, die den Sänger der Laura zu Hunderten von Canzonen und Sonetten begeisterten und von denen hier nirgend die Rede ist. Dabei ist die in den Stanzen herrschende Sprache nicht edel genug für die Sachen, die hier vorgetragen werden. Der Verf. gefällt sich in unzierlichen Scherzen und macht viele schon an sich aus dem Alltagsleben entnommene Bilder noch gemeiner. Es möchte überdies kein philosophisches System von Aristoteles dem Stagiriten bis auf Hegel, dem Berliner, geben, welches sich mehr als das Platonische eignete, in ein dichterisches Gewand gehüllt zu werden, weil Poesie seine Basis ist, aber wie schlecht und ungenügend hat der Verf. dieser zwölf Gesänge seine Aufgabe gelöst. Gleich der erste Gesang, der uns mit der Platonischen Kunstsprache bekannt machen will, thut es nicht. Die Ideen- und Seelenleiter im zweiten Gesange leiten nicht zur Klarheit im Denken und zur Wärme im Empfinden, sondern führen in einen mit Dämmerlicht angefüllten Irrgang. Der Sophistenbesuch im dritten Gesange erzeugt ein unabweisbares Gähnen. Die zwei Harmonien, die uns im vierten Gesange mit dem Platonischen Doppelstaate bekannt machen, weihen uns einigermaßen in Platonische Ideen ein, aber schon der fünfte Gesang: „Sokrates der Silen", verwischt seinen guten Eindruck wieder. „Die Eleatische Eins" im Platonischen Gewande, die der sechste Gesang gibt, haucht uns nicht blos mohnbetäubend an, sondern ist fast als eine poetische Fehlgeburt zu betrachten, von der man unwillig den Blick wendet. Nicht besser ist es mit dem siebenten Gesang: „Pythagoräischer Hintergrund" oder mit dem achten: „Die Richterkenntniß". Jetzt folgen die Gesänge 9, 10, 11 und 12: „Der Platonische Gott", „Der Platonische Weltzweck", „Die Seelenunsterblichkeit", wo uns Sokrates' Ansichten über des Menschen Fortdauer nach dem Tode und die Erzählung seines Endes mitgetheilt werden, und „Plato's evangelischer Christensinn" — und sie sind es, die uns einigermaßen für die verlorene Mühe des Durchackerns dieser Schrift schadlos halten; denn sie geben wirklich Platonische Ansichten in edlerer Sprache, und der große Dichterphilosoph erscheint wenigstens nicht, wie in den acht ersten Gesängen, als ein Radoteur. Wer wird, wer kann das äußerlich anständig in Großoctav gedruckte Buch lesen? Einer, der sich über Plato's System belehren will? Er wird nicht genügt und befriedigt werden. Ein sogenannter Gebildeter? Der Schlaf wird ihn befallen dabei wie ein gewappneter Mann. Nur ein unglückseliger Recensent muß es lesen. Von Herzen wünschen wir, daß der Verf. einen Beurtheiler und Kritiker findet, der die zwölf Stanzengesänge milder beurtheilt als Ref.; und das kann leicht der Fall sein.

30. Max Emanuel. Episches Gedicht in sechs Gesängen von J. B. Goßmann. Würzburg, Voigt und Mocker. 1840. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Zuweilen sind Brüder und Schwestern, obschon von einem Älternpaar gezeugt, in einem Hause erzogen, nach gleichmäßigen Principien gebildet, dennoch körperlich, intellectuell und moralisch so verschieden, daß man Anstand nimmt, sie für Geschwister zu halten; dies ist aber nicht der Fall mit den drei epischen Werken aus der Feder des Hrn. Dr. Goßmann, der hier abermals einen bairischen Max besingt. Schon in Nr. 117 d. Bl. f. 1837 referirten wir, wie der Verf. den König Max I. von Baiern in ein episches Gewand zu kleiden und seinem erlauchten Königshause durch die Klänge seiner Tuba die unzweideutigsten Beweise seines Patriotismus und seiner Anhänglichkeit zu geben versuchte. In Nr. 185 d. Bl. f. 1840 ward von uns der zweite Bruder: Kurfürst Maximilian I., der Glaubensheld, charakterisirt, und da der dritte, gegenwärtige, Max Emanuel, die Familienähnlichkeit mit seinen beiden ältern Brüdern nicht verleugnen kann, so können wir bei der Anzeige desselben uns einer Kürze befleißigen, welche d. Bl. eigen sein muß. Dem vorliegenden Epos sind dieselben bessern Eigenschaften, dieselben Mängel, dieselben Eigenthümlichkeiten aufgeprägt wie seinen Vorgängern, nur daß dem Verf. im Laufe seiner Bestrebungen und durch die Übung die Flügel gewachsen, daß seine Sprache edler, seine Reime reiner, seine Bilder selbst entsprechender und gewählter geworden sind. Am meisten möchten wir den früher ausgesprochenen Tadel urgiren, daß auch dieser Arbeit die epische Kürze abgeht, und daß der hier behandelte Stoff sich ebenso gut auf 120, wie auf 240 Seiten drängen ließe, wodurch das Werk unendlich gewonnen hätte. Einen Auszug des Inhalts zu geben oder Proben mitzutheilen, halten wir für überflüssig.

31. Lyraklänge, ernste und heitere, aus dem Leben eines Handwerksmanns Karlsruhe, Holtzmann. 1840. 8. ⅚ Thlr.

Auch das Jahr 1840 gibt uns einen Sänger aus dem Kreise der Zünfte, wie uns das J. 1839 deren zwei brachte: Göllen und Hirtz. In Nr. 350 d. Bl. f. 1840 ließen wir den wackern strasburger Drechslermeister Daniel Hirtz in seinen schneeweißen Hemdsärmeln und mit dem Schurzfell, bescheiden zur Lyra singend, auftreten; hier führen wir den Bäckermeister Christoph Vorholz aus Karlsruhe in die langen Reihen der Aspiranten nach dem Lorber ein. Auch sein Bild ziert das Buch, aber nicht, wie wir es gewünscht hätten, mit der blauen Bäckerschürze, den bloßen Ärmeln, der bestäubten hellblauen Weste und den Emblemen der langen Brotschaufeln, sondern leider im modernen Überrock (es kann auch ein Frack sein) und

einem Antlitz, in welchem, so kräftig es geschnitten ist, ein Zug von Strenge und Schwermuth alle Gemüthlichkeit verjagt. Überhaupt gestehen wir dem Elsasser den Vorzug vor dem Badener zu. Hirtz ist höchst zufrieden mit seinem Stande und scheint sein Spinnrad ebenso gern zu drechseln wie sein Lied; Vorholz hadert in der Vorrede mit dem Schicksal, daß er nicht etwas Besseres, Größeres geworden, und klagt über die Beschränkung, zu der ihn sein Stand und Beruf verdamme. Hirtz hat kein Vorbild, er singt wie der Vogel in den Zweigen; Vorholz bekennt, er habe Witschel ein ganzes Convolut nachgesungen und Hölty sei noch heute sein Ideal. Hirtz hat die Sprache bei weitem mehr in seiner Gewalt als Vorholz, der größtentheils leiert und reimt, wie sich das sogleich aus der ersten Nummer seiner Sammlung: „An meine Mitmenschen", sattsam darthut. Überhaupt suchten wir lange vergebens nach einem Liede, das sich über die Hausbackenheit dieser Leistungen erhöbe, bis wir endlich „Die rechte Gabe" (S. 82) fanden, ziemlich gut gedacht und leicht ausgeführt, wie ihm überhaupt Episches besser zu gelingen scheint als Reinlyrisches oder Reflectirtes, wo das Dagewesene mitunter wieder aufgetragen oder aufgewärmt wird. Wir wollen indessen die Veröffentlichung dieser anständig gedruckten Liederchen keinen Schwabenstreich nennen, und wünschen im Gegentheil von ganzer Seele, daß dem karlsruher und anderweitigen Publicum die poetischen Semmeln des braven Meister Christoph Vorholz recht munden mögen. Wie gern, wie gern hätten wir sie mit dem Honig einer günstigern Kritik bestrichen.

32. Béranger's Lieder in den Versmaßen des Originals verdeutscht durch L. S. Rubens. Zweiter Band. Bern, Fischer. 1840. 8. ¾ Thlr.

Es will uns bedünken, als ob in dieser fortgesetzten Übertragung des berühmten Chansonniers Herr Rubens mehr glückliche Würfe gemacht hätte als im ersten Theile, den wir in Nr. 269 d. Bl. f. 1840, ihn mit Rathusius in Parallele stellend, anzeigten, auf welche Anzeige wir den Leser verweisen. Oder kommt das vielleicht daher, weil Hr. Rathusius hier nicht neben ihm steht? Man vergleiche „Die gute Haushaltung" (S. 39); „Lebewohl an Wald und Feld" (S. 90); „Der Schneider und die Fee" (S. 102), welches zu den oft übertragenen Liedern gehört. Auch müssen wir die Decenz rühmen, womit der Anstoß gemindert wird, den viele schlüpfrige und frivole Stellen in jenen Liedern geben. Irren wir nicht, so ist Herr Rubens der Erste, der den Béranger ganz und unverkürzt gibt.

33. Wellenschläge. Eine Sammlung vermischter Gedichte von Georges Schirges. Genf, Keßmann. 1840. Gr. 8. ⅚ Thlr.

„Wellenschläge" werden diese größtentheils romanzenartigen Lieder benannt, weil ihren Verf. das Schicksal an den Strand des genfer Sees warf, den er in „Weihe" also apostrophirt:

Du grüßtest mich mit lautem Wellenschlage,
Es mischte dir mein Busen seine Klage,
Du botest mir ein zweites Vaterland.

Er schließt das Weihelied daher:

So biete ich, o See, dir heute dar:
Was ich an deinen Ufern jüngst gefunden; —
Verschmähe nicht der Lieder kleine Schar,
Die mich an deinen Wellenschlag gebunden;
Dir danke ich die schönsten meiner Stunden:
Da auch ich fühlte, daß ich Dichter war.

Nun täuscht sich freilich Mancher über sein Gefühl in letzter Hinsicht und überschätzt seinen Werth und Rang; indessen rauschen diese „Wellenschläge" so melodisch und ihr Wasser ist oft so klar, daß man den Verf. nicht in die Kategorie der Versifexe und Reimschmiede stellen kann und wir wollen ihm den selbst vindicirten Rang nicht streitig machen. Namentlich ist Talent für Episches vorhanden und der Verf. versteht die Kunst, einem auch magern Stoffe ein gewisses Interesse einzuhauchen, sodaß man wenigstens bei der Lecture vor Ermüdung geschützt wird. „Das Leben eine Wolke" (S. 83) gibt Kunde und Zeugniß, daß er sich auch im Reinlyrischen anmuthig ergehen könne, und wie klar und melodisch seines Liedes Wellenschlag sein kann, bezeuge das kleine Lied (S. 119) „An die Thräne":

Gepriesen sei, du kleine Demantwelle,
Die sich in unsern Freudenbecher mischt,
Du, die im Auge ihre heil'ge Quelle,
Du Trösterin, die manchen Kummer lischt;
Gepriesen sei, du Balsam tiefer Wunden,
Du trauliche Gefährtin sel'ger Stunden.

Du deutest laut (?) hinauf zur blauen Ferne,
Zu unsrer Heimat deutest du uns hin,
Erhebst den Geist hoch über Gottes Sterne,
Erfüllst mit festem Glauben unsern Sinn;
Du einst die Sterblichen auf weitem Runde
Zu einer Sprache, einem ganzen Bunde.

D'rum sei gepriesen, kleine Demantwelle,
Die sich in unsern Freudenbecher mischt,
Du, die im Auge ihre heil'ge Quelle,
Du Trösterin, die manchen Kummer lischt;
Gepriesen sei, du Balsam tiefer Wunden,
Du trauliche Gefährtin sel'ger Stunden.

34. Die Sage vom Minneberg des Neckarthals. Ein Romanzenkranz von Friedrich Ernst. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1840. 8. 1⁵⁄₁₂ Thlr.

Ein gar zierlich feines Büchlein in farbig gemustertem, modernem, englischem Linnengewande, auf Velin gedruckt, mit leicht hingeworfenen, allerliebsten Umrissen, von Guggenberger erfunden, von Gnauth gestochen, und einer Musikbeilage von L. Hetsch. Das alte Sprüchwort: Kleider machen Leute, wollen wir zwar nicht auf gegenwärtiges Product deutschen Kunstsinnes anwenden, aber so viel steht fest, daß man ein elegantes Buch lieber zur Hand nimmt als ein äußerlich vernachlässigtes, und selbst im erstern Falle geneigt wird, bei wahrgenommenen Mängeln ein Auge zuzudrücken. Der Mängel sind hier glücklicherweise nicht allzu viel. Theilen wir den Inhalt mit. In den Auen, durch welche sich der Neckar von Heilbronn nach Heidelberg Bahn bricht, findet der Wanderer beim Dörfchen Guttenbach, hoch an steilem Sandgehänge, die Ruine Minneberg. Ein Thurm, eine Giebelseite und verschiedene Gewölbe sind noch vorhanden, doch besucht wegen des kaum noch zugänglichen Pfades Niemand die Trümmer. Bekannter und besuchter ist der drei Stunden davon entfernt liegende Hornberg mit minder zerfallenen Ruinen, wo späterhin Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand hausete, lebte und starb. Die Sage, die von beiden Burgen und ihren einstigen Bewohnern erzählt wird, theilt der Sänger dieser Lieder hier mit. Minna, die schöne Tochter des Burgherrn auf Hornberg, liebte den schönen und biedern, aber armen Ritter Edelmuth, der sie sich in einem Turnier zu erringen strebt, in welchem er den von Minna's Vater begünstigten Nebenbuhler, den reichen und mächtigen Grafen vom Schwarzenberge, besiegt. Hornberg, der Vater, dringt dennoch in Minna, dem Grafen ihre Hand zu reichen, sie aber bleibt in treuer Minne dem Ersten ergeben. Edelmuth wirbt bei Horneck um Minna's Hand und erklärt ihm, er wolle sich ihrer durch eine fromme Fahrt zur Eroberung des heiligen Grabes würdig machen; kehre er im fünften Sommer nicht zurück, so sei Minna frei. Horneck geht auf den Vertrag ein. Die Liebenden trennen sich mit unendlicher Wehmuth und trüber Ahnung. Edelmuth thut Wunder der Tapferkeit in der Saracenen Reihen, fällt aber dem Pascha Ali als Gefangener in die Hände, der ihn morden will, aber der Stoß fehlt. Der Pascha schenkt ihm das Leben und während er den Ritter in leichter Gefangenschaft hält, erglüht Rabehla, eine Odaliske, für den Letztern. Ali thut ihm den Vorschlag, sich von seinen Landsleuten Lösegeld zu holen, und im Falle er nichts bekäme, zu

ihm in die Gefangenschaft zurückzukehren. Edelmuth's Hoffnung schlägt fehl, die Seinen können ihm kein Gold spenden und er kehrt, treu seinem verpfändeten Wort, zu Ali zurück. Dieser ist darüber so erfreut, daß er ihm die Freiheit schenkt und Nabehla obenein. Aber er verschmäht die Letztere und zieht allein ab. Vor Edessas Mauern entspinnt sich jetzt ein blutiger Kampf, den Edelmuth zum Vortheil der Franken entscheidet, und nachdem auch Jerusalem in die Hände der Christen gefallen, schlägt Gottfried von Bouillon den Kämpfer von Edessa zum Ritter vom Kreuzesorden und reicht ihm den Lorber. Unterdessen lebt Minna unter Furcht, Hoffnung, Sehnsucht und Gebet auf dem väterlichen Schlosse, nicht ahnend die Abenteuer des Geliebten, der auch einen Seesturm besteht, wo das Schiff scheitert und er nichts rettet als das nackte Leben. Späterhin findet ihn in der Wüste halb verschmachtet, dem Tode nah, eine nach Mekka ziehende Karavane vermummter Frauen. Unter ihnen *Nabehla*, die Liebende, die ihn ungekannt vom Tode rettet und reich beschenkt. Unterdessen ist die gesetzte Frist abgelaufen, Edelmuth kehrt nicht zurück zum Verdruß des Vaters, zum Schmerz der liebenden Tochter. Der Graf vom Schwarzenberge wirbt jetzt aufs neue um Minna's Hand. Voll Verzweiflung entflieht sie in das Dickicht eines öden Waldes, wo sie als Einsiedlerin lebt, vom schmerzgebeugten Vater nicht gefunden. Nabehla will indessen den geliebten Fremdling ans Meer geleiten, daß er zur Heimat kehre, aber sie werden von Räubern überfallen, unter deren Dolchen Nabehla endet und Edelmuth tödtlich verwundet wird. Erst nach einem Jahre geneset er, eilt zur Heimat und findet die geliebte treue Minna als Leiche. Dieser Sagenstoff ist in einem Cyklus von 50 Romanzen gedrängt, die sich in den mannichfachsten Formen und Weisen auf das anmuthigste bewegen. In einem Epilog heißt es:

> Am Stamme lehnt' ich düster,
> Lauschend der Lüfte Weh'n,
> Der Zweige bang Geflüster, —
> Ich konnte nichts versteh'n.
>
> Kein Wort hab' ich vernommen,
> Doch eh' ich wieder schied,
> Ist noch ein Traum gekommen
> Und lehrte mich ein Lied.
>
> Das Lied — es ist gesungen,
> Verhallt der letzte Ton,
> Ist er in's Herz gedrungen,
> Frag' ich nach keinem Lohn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Des Lebens Heiland. Ein Roman von L. Mühlbach. Altona, Hammerich. 1840. 8. 1½ Thlr.

Von den frühern Schriften der Verfasserin kamen mir zuerst die „Zugvögel" und von diesen zunächst die „Naturverirrungen" in die Hände. Ich las sie, aber sie machten auf mich durch die gräßlichen, outrirten Scenen, welche sie bieten, einen so widerwärtigen Eindruck, daß ich mich damals nicht entschließen konnte, noch ein anderes Product der Verf. zu lesen. Ich gestehe, daß ich, Ähnliches erwartend, auch das vorliegende Werk mit einigem Bangen und Zagen in die Hand nahm. Aber schon die Vorrede, an Friederike v. Heyden, geb. v. Hippel in Breslau, gerichtet, brachte mich von dieser Befürchtung zurück und söhnte mich in einem Grade mit der Verf. aus, daß ich nicht nur ohne Widerwillen, sondern mit Lust an die Lecture des Romans selbst ging. Diese Vorrede stellt die Verf. als höchst bescheiden und achtungswürdig dar. „Indem ich jetzt", so lauten ihre eigenen Worte, „dies kleine Werk hinausgehen lasse in die Welt, bin ich bange und zaghaft und möchte es fast zurückzuhalten suchen, weil ich fühle, ich habe lange nicht erreicht, was ich gewollt, sondern eigentlich nur mehr meinem Herzen genug gethan, als überzeugend für Andere gesprochen. Sie aber werden mich verstehen, und ich bin stolz darauf, glauben zu dürfen, daß Sie meine Ansicht auch theilen und mit mir sagen, daß die wahre Religion nicht in Gebetweise und Cultusform beruht, sondern in Gesinnung und That." Aus den letzten Worten und aus der darauf folgenden Erklärung, daß sie den Heiland weder im hohen Dome zu Mailand, noch in der Marienkirche zu Krakau, weder in der Frauenkirche zu Kopenhagen, noch in den Conventikeln der Pietisten habe finden können, weil sie überall neben dem Dünkel der Rechtgläubigkeit zugleich Haß und Fanatismus gegen die Andersgläubigen angetroffen habe; daß sie ihn aber gegenwärtig glaube in der Natur, im Waldesdunkel, in der Wildniß, aber auch da nicht blos, sondern überall, wo ihn der Mensch mit warmem Herzen anrufe — hieraus lernen wir zugleich die Tendenz des Romans kennen und erfahren, daß sich die Verf., vielleicht durch ihre natürlichen Verbindungen geleitet, zu einer unbefangenern und liberalern Ansicht der höchsten Interessen, als sie gemeinhin bei ihrem Geschlecht gefunden zu werden pflegt, erhoben hat. Die Ausführung ihrer Idee knüpft sie an die Schicksale einer Jüdin, deren Erzählung nicht nur den Haupt-, sondern geradezu den Gesammtinhalt des Buchs ausmacht. Die Geschichte ist in kurzem folgende: Rebekka, die völlig abgeschlossen erzogene Tochter eines reichen Juden zu Krakau, lernt auf ihrem ersten weitern Spaziergange einen jungen Christen kennen, zu dem sie die glühendste Liebe gewinnt und in dem sie den geträumten Messias, den Heiland ihres Lebens, gefunden zu haben glaubt. Ihr Vater stirbt bald darauf, hat ihr aber vorher das feierliche Gelübde abgenommen, daß sie nicht, wie einst eine Tante von ihr gethan, um einer irdischen Neigung willen ihren Glauben wechseln wolle. Hierauf begibt sie sich zu ihrer Tante, einer Baronin von Bellmann, durch die sie — vorgeblich als Christin — in die höhere Gesellschaft eingeführt wird und Gelegenheit erhält, öfter mit ihrem Geliebten zusammenzukommen. Sie gibt sich nun ganz ihrem Gefühle, das er zu erwidern scheint, hin, wird aber bald auf das Bitterste enttäuscht, indem sich ergibt, daß er der schändlichste Betrüger und überhaupt der verachtungswürdigste Mensch ist. Hierdurch wird sie zur Erkenntniß gebracht, daß die Liebe nicht der wahre Heiland des Lebens sei, daß es ein Höheres, Befriedigenderes geben müsse, und dieses glaubt sie, durch den tiefen Eindruck eines christlichen Gottesdienstes hingerissen, in der christlichen Kirche zu finden. Sie läßt sich nun in den Grundsätzen des Christenthums unterrichten, nimmt dieselben mit dem empfänglichsten Gemüth in sich auf und wird darauf feierlich getauft. Ihr Lehrer ist aber einer der heuchlerischen Pietisten, der, von ihrer Schönheit und ihrem Reichthum angelockt, von Anfang an den Entschluß faßt, sie sich zum Weibe zu gewinnen. Durch Heuchelei gelingt es ihm, sich ihre Achtung und Dankbarkeit zu erwerben, und sie folgt ihm in treuer Ergebung nach Deutschland. Bald aber durchschaut sie ihn, erkennt in ihm den niedrigsten Heuchler mit der gemeinsten Seele, lernt das pietistische Unwesen in seiner ganzen Verächtlichkeit kennen und wird endlich zu der traurigen Überzeugung gebracht, daß auch die Kirche, von solchen Dienern verwaltet, das Heil des Lebens nicht zu gewähren vermöge. Sie wendet sich im Gebet an Gott und flehet um Rettung, allein vergeblich. Da erkennt sie, daß nur eigenes Handeln sie befreien kann. Die Schändlichkeit ihres Mannes und eines wollüstigen Bischofs muß ihr selbst dazu behülflich sein, sie erwirkt die Scheidung und verläßt mit zerrissenem, zweifelndem Herzen das ihr zur Hölle gewordene Haus, von dem sie Heil erwartet. Sie hat die Absicht, nach Italien zu gehen, erkrankt aber auf der Reise im thüringer Walde, wird dort von einem schlicht und patriarchalisch lebenden Ehepaar auf das Freundlichste aufgenommen, sie bleibt bei ihnen, findet im Schoos der Natur ihren Glauben wieder und stirbt dort, durch die Natur und einfache Herzlichkeit mit Gott und der Welt ausgesöhnt.

Dies die Erzählung, deren stoffliches Interesse durch man-

che interessante Details erhöht ist. Ich weiss, es lässt sich viel dagegen sagen, vor Allem das: daß ihr die überzeugende Kraft fehlt. Die unglücklichen Verhältnisse, denen Rebekka erliegt, erscheinen in solcher Culmination, daß wir nicht recht an ihre Wahrscheinlichkeit glauben wollen. Erstens ist die Schmach der Juden nirgend mehr so craß als gerade zu Krakau; zweitens möchte unter solchen Verhältnissen eine Erscheinung wie die Rebekka's, mit dieser Feinheit der Bildung und Tiefe des Gefühls, kaum zu finden sein; drittens sind ihre vermeintlichen beiden Heilsmänner ein paar so exquisite Exemplare der Bosheit und Niederträchtigkeit, daß sie kaum irgend anderswo als in der Phantasie einer Schriftstellerin so gefunden werden möchten; viertens verträgt es sich nicht mit ihrem bei aller Leidenschaftlichkeit scharfblickenden Geiste, sich zweimal so gröblich täuschen zu lassen — kurz, die ganze Geschichte erscheint nur glaublich unter den allerunglücklichsten Constellationen, und dies thut einer Erzählung, die nicht blos spannen und unterhalten, sondern einen Satz beweisen, uns von der Wahrheit eines Zeitübels und der Nothwendigkeit einer Reform überzeugen will, den größten Eintrag, weil wir uns immer dabei sagen: So schlimm ist es doch in der That noch nicht. Die Verf. hätte daher besser gethan, das tragische Schicksal ihrer Heldin aus minder grell gezeichneten Verhältnissen sich entfalten zu lassen, zumal da auch die näher liegenden so sind, daß sie keiner Potenzirung bedürfen, um Jemandem das tiefste Elend zu bereiten. Aber trotzdem daß die Verf. hierin einen Misgriff gethan, erweckt sie für ihre Idee eine lebendige Theilnahme, und dies hat sie besonders durch die Wärme und Innigkeit, mit der sie ihre Erzählung vorträgt und namentlich die Zustände eines der Liebe und der Religion bedürftigen Gemüths zeichnet, zu erreichen gewußt. Es ergibt sich daraus, daß auch sie selbst trotz ihrer liberalen Ansicht über Cultus und kirchliche Formen von einem tiefen, religiösen Gefühl durchdrungen ist; wir erkennen in ihr einen lebendigen Geist, eifernd für das Wahre und Gute und indignirt über das Falsche und Schlechte; sie weiß uns ihre Gesinnungen, wenn nicht neu und genial, doch gewandt und ansprechend darzulegen — und dies, mein' ich, muß uns an einem weiblichen Producte zunächst genügen. Daher will ich der Verf. keinen Vorwurf daraus machen, daß sie in ihrem sogenannten Roman keinen wirklichen, kunstgerechten Roman, sondern mehr eine Charakterskizze geliefert hat. Es liegt einmal nicht in der Natur der Frauen, wirkliche Kunstwerke zu schaffen, und sie werden sich daher stets am glänzendsten zeigen, wenn sie ganz darauf Verzicht leisten und, wie Rahel, Bettina u. A., ihre Gedanken in völlig ungebundener Weise, in Briefen oder ähnlichen Formen produciren. 126.

Notizen.

Fortschritte der Musik in Boston.

Die Aprilnummer des „North american review", welches in Boston erscheint, gibt eine Übersicht der Fortschritte, welche Boston in den musikalischen Leistungen gemacht hat. Vor 30 Jahren, heißt es darin, habe die gesammte Musik zu Boston in einem halben Dutzend Instrumente des Theaterorchesters und in einigem kirchlichen Singsang mit Begleitung des Violoncello bestanden. Buckminster sei der erste gewesen, der in seiner Kirche einen bessern Geschmack eingeführt habe. Es bildete sich sodann die „Handel and Haydn society", welche alle Personen der Stadt und Nachbarschaft an sich zog, die im Stande waren, bei der Aufführung Händel'scher Compositionen mitzuwirken. Bald folgten andere musikalische Vereine, besonders 1832 ein Verein junger Leute, welche unter der Direction von L. Mason und G. J. Webb ihre Geschicklichkeit erlangten und ausübten. Diese waren die Vorläufer der musikalischen Akademie zu Boston. Im J. 1835 wurde das Odeon eröffnet, und von da an veranstaltete man Concerte in jedem Winter, welche sich durch Mannichfaltigkeit auszeichneten. Dann bildete sich eine Classe von Musiklehrern und endlich wurde die Vocalmusik ein Theil des Elementarunterrichts in den öffentlichen Schulen, nach Woodbridge's systematischem Plane, der auch mehre deutsche Elementarwerke über diesen Gegenstand übersetzte. Es war 1838, als verordnet wurde, daß die Vocalmusik einen Theil des regelmäßigen Unterrichtssystems in den öffentlichen Schulen bilden solle. In demselben Jahre überreichte Mr. Elliot der Akademie eine Übersetzung von Schiller's „Lied von der Glocke" mit der Romberg'schen Partitur. Mr. Davis, welcher einen Bericht des Schulcomités von Boston verfaßte, drückte sich über dasselbe Thema folgendergestalt aus: „Wenn die Vocalmusik allgemein als ein Zweig des Schulunterrichts adoptirt würde, so könnte man mit Recht erwarten, daß wir spätestens in zwei Generationen in ein musikalisches Volk verwandelt sein würden. Was in Bezug der Einführung der Vocalmusik in den öffentlichen Unterricht hauptsächlich in Anschlag kommt, ist dies, daß man dadurch eine mächtige Kraft in Bewegung setzt, welche in der Stille, aber zuletzt gewiß, eine ganze Gemeinde humanisiren, verfeinern und erheben muß. ... Die Musik ist die große Dienstmagd der Civilisation und sollte nicht länger als bloßer Aufputz der Reichen betrachtet werden. ... Die Musik ist mit den höchsten Empfindungen verbunden, welche in des Menschen moralischer Natur begründet sind — mit der Liebe zu Gott, mit der Liebe zum Vaterlande, mit der Liebe zu den Freunden" u. s. w. Den unmusikalischen Yankees ist ein wenig mehr musikalischer Sinn wol zu wünschen; ihr praktischer Sinn, welcher die Musik hauptsächlich als Elementarbildungsmittel des Volks auffaßt, wird sie gewiß vor dem musikalischen Übermaß und Raffinement bewahren, dem das alte Europa verfallen ist; die musikalische Unmäßigkeit tödtet, man mag sagen, was man will, den Gedanken, den Sinn für die schwierigern Combinationen des Geistes, die Liebe zu den plastischen Künsten. Man sollte jetzt in Deutschland auf Vereine für die Beförderung der musikalischen Mäßigkeit bedacht sein.

Die Hauptuniversitäten Rußlands zählen jetzt 2300 Studenten und die Universitätsbibliotheken 282,290 Bände, welche sich so vertheilen:

	Studenten.	Bände der Bibliothek.
Krakau	400	36,682
Dorpat	500	64,776
Kasan	200	34,748
Kiew	100	52,157
Moskau	700	65,927
St.-Petersburg	400	28,000

Die Katholiken besitzen nach der neuesten Zählung in Rußland 61 Mönchs- und 51 Nonnenklöster, 1231 Kirchen und 1176 Kapellen, die Armenier 619 Kirchen und 310 Kapellen mit 1307 Priestern und 40 Klöster, die Lutheraner 902 Kirchen mit 484 Predigern, die Juden 586 Synagogen und 2377 Tempel mit 955 Rabinern und 2097 Ältesten, die Mohammedaner 5296 Moscheen mit 14,517 Priestern und die Kalmücken 76 buddhistische Tempel.

Der Kaiser von Rußland hat die Akademie in St.-Petersburg mit mehren interessanten Manuscripten beschenkt, welche sich auf die russische Geschichte vom J. 1074 an beziehen; hierunter befinden sich nahe an 400 Documente, welche auf Turgeneff's Veranstaltung aus den im Vatican befindlichen Originalmanuscripten copirt sind; eins derselben gibt die Specialitäten aus Jeremiah's Tagebuch seiner Reise von Konstantinopel nach Moskau, andere berichten über die Kriege, welche in Rußland zwischen 1568 und 1650 vorfielen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 271. —— 28. September 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 270.)

35. Lieb' am Meere. Ein Liedercyklus von Bernhard Keil. Leipzig, Fritzsche. 1840. 8. 3/4 Thlr.

Wie wahr charakterisirt Hr. Keil die heutige Liederpoesie und die seinige speciell, wenn er sagt (S. 88):

> Übel ward dir mitgespielet,
> Poesie, du edle Dame —
> Statt der Ritter kamen Knechte,
> Auf dem Schild kein Ehrenname;
>
> Knechte kommen statt der Ritter,
> Die den Preis verdienen wollen, —
> Und du bist vor Zorn erröthet,
> Und das Herz ist dir geschwollen.
>
> In den Sand hast du geworfen
> All' die stolz verkappten Ritter —
> Umgestürzt ist jede Schranke
> Und die Bahn voll Lanzensplitter.

Wol ist auch hier jegliche Schranke, die Geschmack, Anstand, Herzensreinheit und Glaube ziehen, mit muthwilliger Hand niedergerissen. Die Ironie bewegt sich leichten Fußes durch das Gebiet des Heiligen, aber auch ihr leichter Fuß zertritt es mit lächelndem Leichtsinn. Geniale Blasphemien eröffnen den Cyklus und schließen ihn. Sie mischen ein fahles modernes Grau in jeden Nimbus, mit dem sich das Heilige umgibt. Eine laxe Moral predigt jene Liebe, die in der Sinnlichkeit wurzelt; diese Liebe ist dem Verf. Alles: Glaube, Freiheit, Tugend, Wahrheit; sie gibt ihm Alles: Inspiration, Offenbarung, Seligkeit, Unsterblichkeit, und der Gutzkow'schen Emancipation des Fleisches wird hier verblümt und einmal mit schamloser Frechheit das Wort geredet. Jeder positiven Religion geht es übel, der Kirche und ihren Formen ergeht es noch schlimmer. Die alten Heidengötter, sagt er S. 68, hat der Kreuzesgott vom Himmel gestürzt, aber Amor's Reich konnte er nicht zerstören. Überhaupt beklagt er mit ganzer Seele den Sturz der alten Götter:

> Das Symbol verdrängt die Mythe;
> Alle Poesie wird Wahrheit, —
> Phantasie zur Offenbarung
> Und das Dunkel wird zur Klarheit.

Dem Hellenismus prognosticirt er Sieg, namentlich der alten Schönheit, Macht und Anmuth. Über gute Werke räth er der Geliebten:

> Übe diese guten Werke,
> Übe treu sie, ohne Rasten —
> Nur laß an dem heil'gen Tage
> Deines Freundes Mund nicht fasten.

Von der jetzigen christlichen Kirche sagt er:

> Ja, die Kirche ist vergleichbar
> Einem Leib, der altersmüde,
> Ruhet waffenlos und sterbend
> Mit gebroch'nem Augenliede.

Kurz, der Verf. holt aus dem Rüsthause der modernen Poetik alle Katapulten und Mörser, womit in unsern Tagen Glaube, Liebe, Hoffnung berennt und beschossen werden. Auch vergißt er nicht, in „Natursymbolik" dem Pantheismus zu huldigen. Ein Glaubensbekenntniß unter der Rubrik: „Dichterglaube" (S. 139) spricht sich über das Wesen und die Macht des Dichters also aus:

> Frei mag er das Höchste suchen!
> Die Natur ist seine Amme,
> Die begeisternd ihn versenket
> In der Gottverehrung Flamme.
>
> Alle Form ist irdisch Wesen!
> Überliefertes Bekenntniß
> Darf den Dichter nicht verlocken
> Von des Göttlichen Verständniß.
>
> Schöpfer ist er selbst geworden,
> D'rum dem Himmel steht er näher;
> In die Tiefen, zu den Höhen
> Blickt er, ein gewalt'ger Seher.

So heuchelt sich Hr. Keil in einen Glauben hinein, dessen System er selbst geschaffen; so wiegt er sich auf den Begeisterungsflammen, die von Diderot, Voltaire, Gutzkow, Heine und Consorten angefacht sind und wie ein Strohfeuer jählings auflodern. Der Titel des Buchs hängt ziemlich lose mit seinem Inhalte zusammen. Auch das ist ganz der modernen Zerrissenheit angemessen.

36. Einhundert Bilder und Lieder von O. L. B. Wolff. Jena, Mauke. 1840. 8. 2/3 Thlr.

Recht schön, daß sich Hr. Wolff, dem das Buchmachen leicht von der Hand geht, indem fast jede Messe Zeugniß davon gibt, bei Veröffentlichung dieser „Bilder und Lieder" eine besondere Classe von Lesern gedacht und sie nicht aufs Gerathewohl in das Publicum hineingestreut hat. Musiker und Maler, also des Poeten Kunstverwandte, sind es, für die er vorzugsweise geschrieben und denen er auch sein Werkchen gewidmet hat. Die Erstern sollen die todten Lettern, die schwarz auf weiß uns so traurig ansehen, in Ergötzungen für das Ohr, die Andern die einfarbigen Bilder für die Phantasie in Genüsse für das Auge umgestalten, und wir wünschen, daß die Lieder recht viele Tonsetzer anklingen, die Bilder recht vielen Malern den Pinsel in die Hand geben mögen. Er läßt sie in vier Classen zerfallen: 1) „Leid und Lust", recht schön; 2) „Volksthümlich", wo nach unserm Dafürhalten das Beste und Tauglichste niedergelegt ist; 3) „Fromme Klänge", besonders aus der katholischen Kirche und ihrem mystischen reichen Gebiet; und 4) „Bilder und Lieder", gegen deren Buntdurcheinander wir in Form und Geist nichts

einzuwenden wüßten. Für Concertmusik in freister Form findet sich als Anhang ein Tonstück, der „Herensabbath" betitelt, der wegen der in ihm waltenden Keckheit und Frischheit der Phantasie mehr als irgend eine andere Nummer im Buche den Musiker locken könnte. Äußerlich ist das Buch gut ausgestattet, namentlich verdient die Titelvignette mit ihren arabeskenartigen, leicht hingeworfenen Umrissen einer beifälligen Erwähnung.

37. Einige Dichtungen von Samuel Taylor Coleridge und von Mrs. Landon Maclean, übersetzt im Versmaße der Originale von Krantz. Danzig, Gerhard. 1839. 8. 1 Thlr.

In einer gut geschriebenen Vorrede verbreitet sich der Übersetzer über die dichterische Eigenthümlichkeit Coleridge's und der Mrs. Landon, und hinsichtlich seiner eigenen Übertragung sagt er, sein Streben sei dahin gegangen, den Ton und Grundcharakter, das eigenthümliche Leben der Urschrift bei möglichster Worttreue wiederzugeben und im Technischen sich so enge, wie unsere Sprache es gestatte, den Originalen bis auf die fast launenhafte Verschränkung, Folge und Wechselung des Reims anzuschmiegen, beides jedoch, und besonders die Worttreue, mit strenger Rücksicht darauf, daß hierdurch der Sprache selbst und der ihr gemäßen Diction nicht Gewalt geschehe, denn nicht das Wort, sondern der Geist lebe. Ob ihm dies gelungen sei, läßt sich am klarsten erkennen, wenn wir eine Stelle aus der Übersetzung dem Originaltext zur Vergleichung gegenüberstellen und so dem Leser und Kritiker die Waffen in die Hand geben. Wir wählen zu dieser Absicht aus Coleridge's „Christabel", dem wir trotz seines unbefriedigenden Schlusses den Vorzug vor der „Mähr vom alten Seemann" einräumen müssen, die Stelle, wo Leoline, Christabel's Vater, dem treuen Diener Bracy den Auftrag gibt, Geraldinens Vater zu benachrichtigen, daß seine Tochter in Sicherheit bei ihm sei. Bracy weigert sich den Auftrag auszurichten und erzählt zur Motivirung seiner Weigerung folgenden Traum:

Thy words, thou sire of Christabel,
Are sweeter, than my harp can tell;
Yet might I gain a boon of thee,
This day my journey should not be;
So strange a dream hath come to me,
That I had vow'd with music loud
To clear yon wood from thing unblest,
Warn'd by a vision in my rest!
For in my sleep I saw that dove,
That gentle bird, whom thou dost love,
And callst by thy own daughter's name —
Sir Leoline! I saw the same,
Fluttering and uttering fearful moan,
Among the green herbs in the forest alone,
Which when I saw and when I heard,
I wonderd what might ail the bird:
For nothing near it could I see,
Save the grass and green herbs underneath the old tree.

And in my dream, methought, I went
To search out what might there be found;
And what the sweet bird's trouble meant,
That thus lay fluttering on the ground.
I went and peer'd, and could descry
No cause for her distressfull cry;
But yet for her dear lady's sake,
I stoop'd, methought the dove to take,
When lo! I saw a bright green snake,
Coil'd around its wings and neck.
Green as the herbs, on which it couch'd;
Close by the dove's its head it crouch'd,
And with the dove's it heaves and stirs,
Swelling its neck, as she swell'd hers!
I woke; it was the midnight hour,
The clock was echoing in the tower;
But tho' my slumber was gone by,
This dream it would not pass away —
It seems to live upon my eye!
And thence I vow'd this self-same day,
With music strong and saintly song
To wander thro' the forest bare,
Lest aught unholy loiter there.

Dies ist also wiedergegeben:

Deine Rede, du Vater Christabel's, klingt
Viel süßer, wie meine Harfe singt,
Doch möchte ich als Gunst erfleh'n,
Heiß heute nicht zur Reise mich geh'n.
So bösen Traum hab' ich geseh'n,
Daß ich gelobt mit lauter Musik
Zu säubern von unheil'gen Dingen den Wald,
Wie mir im Traume die Warnung erschallt. —
Im Schlafe erschien die Taube mir, —
Du liebst sie ja, das artige Thier,
Und nanntest wie dein Töchterlein sie, —
Herr Leoline! die sah' ich, die!
Sie flatterte, girrte in Angst und Pein
Auf grünem Gras im Wald allein.
Als ich gehört dies und geseh'n,
Da wundert's mich, was dem Vogel gescheh'n;
Nichts war ja zu schauen im weiten Raum
Als Kräuter und Gras unter'm alten Baum.

Da ging ich im Traume denn hin und her,
Zu spüren, was dort zu finden wär',
Und was dem Vögelchen bange mach',
Das flatternd an dem Boden lag.
Ich ging, ich spähte; doch zu Gesicht
Kam mir der Grund ihres Angstschrei's nicht.
Ich stand. Der lieben Herrin wegen
Hätt' ich die Taube haschen mögen. —
Sieh da! eine Schlange grünlich und blank,
Um Hals und Flügel die Ringe ihr schlang;
Grün wie das Gras, worauf sie liegt,
Ihr Kopf am Kopfe der Taube dicht;
Und mit dem Täubchen hebt sich und fällt sie,
Schwellt jenes den Hals, den ihren auch schwellt sie.
Und ich erwachte; 's war Mitternachtstund,
Das Echo vom Thurm gab den Glockenschlag kund.
Doch war's auch um den Schlaf gescheh'n,
Der Traum, der wollte doch nicht vergeh'n,
Noch scheint er vor meinen Augen zu leben!
Und darum gelobte ich heute eben,
Mit starker Musik und heiligem Sange
Zu wandern durch den kahlen Wald,
Daß nichts Unheiliges sich hier verhalt. —

Wer sieht, wenn er ohne Splitterei richten will, hier nicht die Worttreue? Wer gewahrt nicht mit Vergnügen, mit welcher Bildsamkeit und Gewandtheit sich unsere Sprache an die mit ihr versippte Mundart der Briten anschmiegt? Bei aller dieser Worttreue aber hat die Übertragung, besonders in den größern Stücken, etwas Eckiges, Zerhacktes, der Strom der Begeisterung, der im Original schwillt und brauset, wird nicht selten aufgehalten durch sprachliche Dämme und Schleusenbauten. In den kleinern Sachen dagegen, namentlich in den zarten und anmuthigen Romanzen der Mrs. Landon Maclean stört das weniger und es sind viele gelungene Würfe darin. Coleridge hat in Göttingen studirt und nicht wenige seiner Gedichte sind auf deutschem Grund und Boden entstanden, doch hat Hr. Krantz keines dieser Gedichte übertragen, ungeachtet sie sich wol besonders an das Deutsche anschmiegen und zum Übersetzen einladen mögen. Der Raum gestattet nicht mehr zu sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebensgeschichte des Baron Friedrich de la Motte Fouqué. Aufgezeichnet durch ihn selbst. Halle, Schwetschke und Sohn. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Wer in seinen Gedanken über das literarische und dichterische Leben in unserm Deutschland nicht blos bei den letzten 10 Jahren stehen bleibt und die Geschichte unserer Sprache und Schrift nicht blos aus Laube's sogenannter „Literaturgeschichte" oder aus ähnlichen Werken kennen gelernt hat, der wird das oben genannte Buch nicht ohne ein gewisses liebevolles Interesse zur Hand nehmen. Denn Fouqué's Name gehörte kurz vor und mehre Jahre nach den Befreiungskriegen zu den gefeierten im Lande, sein „Zauberring", sein „Thiodolf", seine „Undine", einzelne seiner Lieder und Kriegsgesänge hatten ihm — und das mit allem Rechte — viele Freunde und Bewunderer gewonnen, die Liebe zu den altnordischen Sagen war durch seinen „Sigurd" und andere Heldenspiele verbreitet worden, und wenn auch in den Figuren, welche der Dichter als Repräsentanten der altdeutschen Zeit aufstellte, nicht selten eine oder die andere verzeichnet war und der Mangel gründlicher Sach- und Sprachkenntnisse hervortrat, so darf doch nicht geleugnet werden, daß er redlich mitgeholfen hat den deutschen Boden für die edle Saat urbar zu machen, welche seitdem in erfreulichster Fülle demselben entsproßt ist. Seit 10 oder 15 Jahren aber ist Fouqué „aus dem Geträume irdischer Paradiesesruhe und Freudigkeit aufgeschüttelt", wie er selbst sagt, die Zeit hat ihm mannichfache Ungunst bewiesen, sie hat ihn vergessen. Über die Ursachen wollen wir nur kurz sein, denn die Kundigen wissen sie, und gegen Die zu sprechen, welche lediglich die Götzen der Zeit mit gefalteten Händen anbeten und auf jede historische Erinnerung aus der Höhe ihrer Speculation verächtlich herabblicken, haben wir weder Raum noch Lust. Also erstens, es will sich, wie Varnhagen v. Ense über Fouqué schon vor Jahren urtheilte („Denkwürdigkeiten", II, 324), die Poesie nicht als gespenstige Wache auf die öden Trümmer des Ritterthums bannen lassen. Und zweitens: es hat Fouqué bei aller Redlichkeit seiner Gesinnung und einem für das Große offenen Gemüthe nicht einsehen wollen, daß die Zeit fortschreitet und daß ein anderes Verhältniß der Stände untereinander stattfindet als vor 40 und 50 Jahren. Er hat sich in den „Briefen über den Adel" in Form einer Beichte so ausgesprochen: „Ihr habt Euch alles Dessen von mir zu versehen, wessen Ihr Euch von einem einfach bibelgläubigen Christen versehen könnt, nicht mehr noch weniger, so Gott mir Kraft verleiht — denn von Ihm allein kommt meine Kraft — und zwar gemäß den Pflichten und Rechten, in welche Gott mich hienieden gestellt hat." Aber gerade diese Rechte und Pflichten, welche sind es denn? Wir glauben aus voller Überzeugung, daß Hr. v. Fouqué keine Leibeigenschaft oder veraltete Herrenrechte wiedereingeführt wissen will, aber daß der Adel doch der erste Stand im Staate sei und die wahre Säule und Stütze desselben, daß er sich vorzugsweise den Waffen widmen soll und der Bürger den Wissenschaften, das ist doch eigentlich seine innerste Ansicht, zu der wir, die wir der Gleichmacherei und dem Nivellement unserer Zeit durchaus abhold sind, uns nicht bekennen können und die auch gewiß nur der kleinste Theil unserer Zeitgenossen mit dem „edeln Bannerherrn" aus der „Corona" theilen wird. In diesem Sinne war auch der Aufsatz: „An den deutschen Adel über die Zeitung für den deutschen Adel", im Januarstück der „Minerva" vom vorigen Jahre gegen Hrn. v. Fouqué geschrieben, dessen Verf. ihn „einen Ehrenmann durch und durch" nennt (gewiß ein sehr wahres Urtheil!), aber zugleich nach Darlegung des Irrigen in seinem Aufsatze bei Ankündigung der „Adelszeitung" sehr bündig nachweist, was der alte deutsche Geburtsadel sein kann und sein wird, wenn er seiner Bestimmung nachkommt, der erste Stand des Volks zu sein, die Spitze der Volkshierarchie zu bilden, mit dem Volke für das Ganze zu fühlen, zu denken, zu handeln, zu leben und zu sterben, gleiche Treue wie das Volk dem Fürsten und der Verfassung zu leisten.

Also die Persönlichkeit des Mannes, der das vorliegende Buch geschrieben hat, verdient Aufmerksamkeit. Und sein Buch, setzen wir hinzu, nicht minder. Es ist mit der traulichen Redseligkeit geschrieben, die man an Hrn. v. Fouqué kennt, die Bibel und das Ritterschwert haben neben ihm gelegen, und da er mit dem letztern auch tüchtig darein gehauen hat, so ergeben sich daraus gar manche interessante Beiträge zu der Kriegsgeschichte der neuern Zeit, in der man neben den gehaltvollen Schriften des Erzherzog Karl, des Kaisers Napoleon, der Generale Clausewitz und Jomini noch immer solche individuelle Schilderungen einzelner Betheiligten vermißt, wie sie in des danziger Regierungsrathes Kretschmar „Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben" (Danzig 1838) und in des halberstädter Superintendenten König „Wanderung durch Vaterhaus, Kriegslager und Akademie zur Kirche" (Magdeburg 1832) in schlichter Natürlichkeit und liebenswürdiger Offenheit vorliegen. In dem Fouqué'schen Buche treten daher als zwei Glanzpunkte die Scenen aus den Rheinfeldzügen 1793—94 und aus den Befreiungskriegen hervor, als einen dritten betrachten wir seine Berichte über die Entstehung einzelner unter seinen Werken, vor allen des „Zauberringes", worüber er sich trotz des großen Beifalls, den dieser Roman überall gefunden hatte, mit nachahmungswürdiger Bescheidenheit vernehmen läßt. Der Styl des Buchs erinnert ältere Leser überall an die frühere Zeit. Wenn wir da die vordem so beliebten Zusammensetzungen, als: edelherrisch, edelgereizt, altedel, edelritterlich u. a. wiederfinden, wenn wir von „himmlischen Maienzustande", von dem „von zwei frommen Blauaugen gefangenen Cornet", von dem „schmerzlich müden Freunde" und von dem „Lieder-durchklungenen Feierabend" lesen, auch manche falsche Wortform, wie „revolugisch", antreffen — so erkennen wir darin überall den lieben, guten Fouqué und wünschen, daß jüngere Leser sich durch diese ungewohnte Schreibart nicht von einem Buche abschrecken lassen, das an manchen interessanten Nachrichten über Zustände und Personen reich ist. Unter den letztern nennen wir Fichte, Schiller, Chamisso, die Schlegels, Fr. Perthes, Amalie v. Imhof, Gneisenau, Schill, Massenbach, den Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen und des Dichters zweite Gemahlin, eine geborene von Briest, von der Varnhagen v. Ense („Denkwürdigkeiten", III, 13) geurtheilt hat, daß sie eine hohe, glänzende Erscheinung gewesen sei, von einer geistigen Begabung und einnehmender Gemüthsfülle, wie sie sich selten vereinigt finden. Fouqué's beste Werke fallen in diese Zeit seiner zweiten Ehe. Nach den Äußerungen auf S. 177 hätten wir noch mehr Denkwürdiges an Worten und Handlungen bedeutender Zeitgenossen erwartet, als im Buche mitgetheilt ist, aber der Verf. hat oft nur rasche Überblicke, die für die näher Vertrauten deutlich sind, geben wollen, wo die vollständige und rücksichtslose Wahrheit den Autobiographen zum unedelsten Misbrauche des Vertrauens und zum Eingriffe in fremde Verhältnisse hätte fortreißen können. Gegen den Grundsatz ist nichts einzuwenden, aber dann hätten auch keine Personen unter verkappten Namen, wie sein Hotspur und Standfest*), eingeführt werden sollen. Dergleichen Verhüllungen sind für Leser, die nicht gerade zu den vertrauten Freunden eines Verfassers gehören, immer unangenehm und bleiben besser ganz weg.

Wenden wir uns nun zu den von Hrn. v. Fouqué geschilderten Zuständen, so müssen wir bekennen, daß uns der Anfang des Buchs und der Schluß (Epilog genannt) am wenigsten angesprochen haben. Die Jugend des Verf. ist auf zwei Landgütern seines Vaters, in Sacro und Lentzke, beide in der Kurmark gelegen, verflossen. Aber wir haben in Goethe's, Stilling's, Steffens' und der Frau Schopenhauer Erinnerungen aus ihren Jugendleben so leuchtende, farbenreiche Bilder, daß die bei Fouqué dagegen farblos und matt erscheinen. Seine Erziehung war die in jener Zeit (Fouqué ist am 12. Febr. 1777

*) Unstreitig ist hierunter der von Varnhagen von Ense („Denkwürdigkeiten", III, 41) genannte Rittmeister v. Well gemeint.

geboren) gewöhnliche eines jungen Adeligen, dazu kommt, daß sich bei ihm das innere Leben erst durch die Berührung mit der Außenwelt entfaltete und Das, was er über die Träume und Visionen seiner Kindheit, seine Lecture, die Eindrücke des ersten Schauspiels u. dgl. m. erzählt, sich also nicht von dem unterscheidet, was vielen andern Kindern begegnete, aber nicht mit der psychologischen Geschicklichkeit entwickelt ist, in welcher zuletzt Steffens eine große Meisterschaft beurkundet hat. Lebendiger, anschaulicher wird Alles, als Fouqué 1793 als Cornet in das Kürassierregiment Herzog von Weimar zu Aschersleben eingetreten ist. Das Regiment marschirt nach dem Rheine, der Marsch, die Soldatenlieder, die Beschreibung schöner Gegenden — Alles vereinigt sich ein heiteres Bild zu geben, Fouqué belebt hier auch das Gewöhnliche, man sieht es hier recht deutlich, daß er aus gutem Soldatenblute stammte und selbst zum Soldaten geboren war. Dann folgen die Gefechte bei Meckenheim und Hochdorf, ältere Krieger von Bedeutung (unter ihnen der bekannte Massenbach) verkehren viel mit dem Jünglinge, dessen kriegerischer Muth den Rückzug des Hohenlohe'schen Corps, erst nach Frankfurt, dann nach Westfalen schmerzlich empfand. Nachdem er das westfälische Landleben vielfach genossen, ging „dem achtzehnjährigen Kriegsmann die Erscheinung einer zarten, erst eben erblühenden Jungfrau edeln Stammes unter den grünen Schatten einer Eichenwaldung bei Minden" auf. Er nennt sie Eloisa, aber „ein tückischer Käfer wagte annagend diesen himmlischen Maienzustand zu zerstören".

Aus dem Feldzuge kehrt das Regiment nach Aschersleben zurück. Fouqué lebte hier heitere Tage „in waffenbrüderlich frohem Dasein". In jener Zeit waren Cornetstreiche wie Pagenstreiche berüchtigt und so durften auch einige, jedoch ziemlich unschuldiger Art, in der Biographie des Verf. nicht fehlen, um das von dem jetzigen militairischen Leben ganz verschiedene Garnisonleben zu zeichnen. Wir hätten indeß gewünscht, daß der Verf. hier nicht karg zurückgehalten hätte: junge, reiche Cavalerieoffiziere werden sich wol noch anderweitig ergötzt haben, als mit Schlittenfahrten im Sommer und mit gegenseitigem Wasserbegießen bei nächtlicher Weile. Dafür erzählt uns Fouqué von seinen poetischen Versuchen, von seinem literarischen Verkehr mit dem ascherslebener Rector Burkard, von der Einwirkung des Schlegel'schen „Athenäums". Aus der Garnison rückte das Regiment 1796 an die sogenannte Demarcationslinie und bezog seine Cantonirungen zwischen Minden und Bückeburg, dann im Hochstift Hildesheim, wo uns mancherlei Ergötzliches aus dem Leben am Hofe zu Bückeburg und in den kleinen Landstädten mitgetheilt wird, wodurch man sich den traurigen Dienst statt des Kampfes im Felde zu erleichtern suchte. Die Lust am Dichten nimmt bei Fouqué immer zu, manche Denkblätter sind uns in der Biographie aufbewahrt, alles im Geiste der Tieck-Schlegel'schen Schule. Nach der Rückkehr in die Garnisonstadt ward auch Weimar besucht, wo Fouqué Goethe, Schiller und Herder kennen lernte. Mit welcher Aufmunterung ihn der Erste für die „künftige Poetenlaufbahn" kräftigte, hat Fouqué selbst in dem Vorläufer seiner Lebensgeschichte „Goethe und Einer seiner Bewunderer"*) (Berlin 1840) mit vieler Breite beschrieben. Eine spätere Zusammenkunft mit Schiller im Bade zu Lauchstädt, wo Fouqué „durch die Kritiken der neuromantischen Schule umdüstert, den dichterischen Heros nicht mehr mit der frühern seligen Bewunderung anzublicken vermochte", gehört zu den interessanten Partien des Buchs.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Bereits vor mehren Monaten erschien das Probeheft einer „Revue orientale ou recueil de matières politiques, religieuses, littéraires, artistiques, scientifiques, commerciales etc. ou maintien de l'équilibre européen résultant de la régéneration de l'empire ottoman", deren Herausgabe, wie es hieß, von Redschid Pascha besonders betrieben wurde. Der Zweck, den man bei Stiftung dieser Zeitschrift im Auge hatte, war zunächst eine lebhafte Verbindung des Ostens mit dem westlichen Europa. Man wollte hier das Interesse für orientalische Verhältnisse, durch die Zeitereignisse erweckt, fortwährend rege erhalten. Aller Augen waren dem Morgenlande zugekehrt, und obgleich französische, englische und deutsche Zeitungen sich beeilten, alle wichtigen Ereignisse in jenen bewegten Gegenden zu verkünden, blieb doch der eigentliche Zusammenhang dortiger Verhältnisse nur zu oft verborgen. Unsere Kenntniß des Orients, über dem trotz zahlreicher Reiseberichte immer noch ein Schleier liegt, sind zu beschränkt, um alle Vorgänge richtig zu würdigen, und wenn diese neue Zeitschrift auch nichts leistete, als uns über orientalische Verhältnisse aufzuklären, es wäre dies schon ein schönes, würdiges Ziel gewesen. Die Gründer dieses neuen Blattes schienen indessen weitere Plane zu haben. Man sprach von beträchtlichen Summen, welche dafür verwendet werden sollten, von berühmten Gelehrten, deren Beihülfe für das Unternehmen gewonnen wäre. Odilon Barrot bekam die Präsidentschaft des leitenden Ausschusses. Aber trotzdem, daß alle Hebel in Bewegung gesetzt wurden, um diesem Unternehmen die Aufmerksamkeit des Publicums zuzulenken, trat es doch immer noch nicht eigentlich ins Leben. Die Zeit des Erscheinens ward hinausgeschoben, wahrscheinlich um eine endliche Erledigung der ägyptischen Frage abzuwarten. Jetzt endlich ist das erste Heft der „Revue" ausgegeben, dem in monatlicher Folge die übrigen unausgesetzt nachgeliefert werden sollen. Aber auch dieses Heft handelt eigentlich von nichts als vom Werke selbst. Versprechungen, Hindeutungen auf Das, was man leisten werde, dazu eine interesselose Polemik mit dem bekannten „Journal de Smyrne", das ist so ziemlich der ganze Inhalt. Hoffentlich wird besonders Barrachin, dem die eigentliche Redaction übertragen ist, sich seiner Stellung immer deutlicher bewußt werden. Er hat in der Türkei unter den günstigsten Verhältnissen Gelegenheit gehabt, die orientalischen Zustände kennen zu lernen. Er erschließe uns den Schatz seiner gesammelten Erfahrungen. Lebendige Schilderungen morgenländischen Lebens, orientalischer Sitten und Gebräuche, Darstellung der Rechtsverhältnisse, Überblicke über die commerciellen Verbindungen u. s. w. werden den Orient uns näher bringen als die ewigen Declamationen von der Verbrüderung der Nationalitäten, von der Erhaltung des Gleichgewichts im europäischen Staatensystem u. s. w. In jeder Beziehung bedeutender ist ein ganz kürzlich erschienenes Werk: „Progrès social de l'Europe. Pensées d'un enfant de la Grèce sur les événemens de l'Orient." Der Verf. Nik. Stephanopoli, ehemals Secretair bei der französischen Gesandtschaft zu Konstantinopel, Grieche von Geburt, ist mit den orientalischen Verhältnissen auf das Vertrauteste bekannt. Das Buch gibt besonders über die christlichen Völkerschaften des Morgenlandes, die jetzt im bedeutungsvollen Gährungsprocesse begriffen sind, die wichtigsten Aufschlüsse. Außerdem sind noch Skizzen vom Oriente aus der Feder des bekannten Feuilletonisten Alphonse Royer zu erwarten, der, wie man weiß, schon früher von seinen ausgedehnten Reisen interessante, wenn auch oft nur flüchtige Schilderungen entworfen hat. Er ist vor kurzem von Konstantinopel zurückgekehrt, wohin er bekanntlich von Redschid Pascha berufen war, um französisches Leben auf den verfaulenden Stamm der Türkei pfropfen zu helfen. Er sollte, wenn ich nicht irre, bei der Redaction eines Gesetzbuchs thätig sein. Seine frühern Reiseberichte, sowie einzelne Schilderungen aus dem Orient, die schon bekannt geworden sind, berechtigen jedenfalls zu bedeutenden Erwartungen. Auch Adolphe Blanqui, Mitglied des Instituts, wird in diesen Tagen Paris verlassen, um dem hinsiechenden Körper des osmanischen Reichs den Puls zu befühlen. Vielleicht haben wir von ihm besonders Aufschlüsse über die commerciellen Verhältnisse zu erwarten. 129.

*) Vergl. Nr. 17 d. Bl.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 272. — 29. September 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 271.)

Wir lassen nun acht Nummern aus dem Gebiet der christlichen Ascetik, Hymnologie und Epik folgen; unter ihnen zunächst

38. Christliche Legenden und Geschichten, nebst einer Zugabe vermischter Gedichte und erläuternder Beilagen. Von F. A. Cunz. Eisleben, Reichardt. 1840. 8. 1 Thlr.

Wir haben in diesem dem Anscheine nach unbedeutenden Buche Mehres, Erfreulicheres und Lehrreicheres gefunden, als wir anfänglich zu finden wähnten. Nicht ohne Sachkenntniß geht der Verf. ans Werk, sondern beleuchtet die Legende historisch, theologisch und ästhetisch. Nach Art und Brauch mancher für ihren Stoff entbrannter Sammler rafft er nicht blind und ohne Prüfung zusammen, was ihm Urchristenthum und Mittelalter in dieser Art darbieten, sondern handhabt mit beifallswürdiger Besonnenheit die Worfschaufel der Kritik, auf daß er auf seiner Tenne die Spreu vom Weizen sichte. Er beginnt mit Sagen aus dem Apostelkreise. In dem Legendenkranze, „St. Johannes" betitelt, hat er das bekannte zahme Rebhuhn dieses Jüngers in Nr. 2, ganz der christlichen Symbolik gemäß, in ein weißes Täubchen verwandelt. Wir glaubten im Beginn der Lecture hier auf manches Bekannte zu stoßen; doch hat er sich gehütet, uns die crambe Legendarum, sexcenties cocta, hier wieder vorzusetzen. Die Petrus und Paulus betreffenden Nummern bezeugen, daß er unter Legende nicht jene albernen Grillen und Mirakel, von Pfaffen ersonnen und dem leichtgläubigen Volk erzählt, sondern eine poetische Lehrerzählung verstehe, welche christliche Ideen in der Gestalt der Geschichte oder der dichtenden Sage zur unmittelbaren, lebendigen Anschauung bringt. Eine zweite Abtheilung gibt mittelalterliche Legenden und Geschichten, also aus der Zeit, wo sie in höchster Blüte standen, und diese Abtheilung ist mithin die reichste. Einen großen Theil der bearbeiteten Stoffe schöpfte er aus der „Historia Lombardica", die wegen ihres weitverbreiteten Gebrauchs und Ansehens die goldene Legende genannt und von Jacobus de Voragine (gest. 1298) zusammengestellt und in 53 Foliobänden (Antwerpen 1643—1794) herausgegeben wurde. Er entnimmt diesem Buche ganze Legendenkränze, wie „Bertram von Josaphat" (S. 61), „Gottfried von Bouillon" (S. 97) und „Bernhard von Clairvaux" (S. 103). Das Schönste unter den Einzelnen dünkt uns „Das Kreuz Christi" (S. 35), mit dem voranstehenden Mönchsverse: Ligna crucis sunt palma, cedrus, cypressus, oliva. Um den Ton, der in diesen Legenden herrscht, kennen zu lernen, theilen wir es mit:

> Des heil'gen Landes Bäume neigen
> Ihr Haupt und flüstern aus den Zweigen:
> „Fäll' uns das Beil, wir fallen gern,
> Zu bau'n das heil'ge Kreuz des Herrn.
> Kein Kreuz, so weit die Himmel reichen,
> Soll diesem Kreuze jemals gleichen."
>
> „Ich gehe vor im heil'gen Bunde
> Und stake zu des Kreuzes Grunde,
> Umschließend in der Erde Raum
> Den heil'gen Buß- und Trauerbaum,
> Daß man der Trauer nie vergesse."
> So sprach die trauernde Cypresse.
>
> „Mich", rief, vom Libanon geboren,
> Die Ceder, „hat der Herr erkoren,
> Daß ich als Glaubenszeichen steh',
> Erhoben in des Himmels Höh',
> Gleich einer Kerze steig' und flamme,
> Erbaut zum heil'gen Kreuzesstamme."
>
> „Ich streck' als Arm mich in die Breite,
> Daß ich das Kreuz dem Herrn bereite,
> Der sterbend Tod und Hölle bricht
> Und ew'ges Leben bringt an's Licht.
> Der Welt den großen Sieg zu künden,
> Muß ich der Ceder mich verbinden."
>
> So sprach die Palm' und flüsternd neiget
> Der heil'ge Ölbaum sich und schweiget.
> Aus seinem Stamme licht und klar
> Stellt sich des Kreuzes Inschrift dar,
> Und beut des Ölbaums süßen Frieden
> Den Mühbeladenen und Müden. —
>
> So ward das heil'ge Kreuz erhoben,
> Das alle Bäume Gottes loben:
> Cypress' im Buß- und Klaggesang,
> Die Ceder im Glaubensjubelklang;
> Der Ölbaum und die Palme preisen
> Das Heil der Welt in tausend Weisen.

Die dritte Abtheilung bringt uns „Legenden aus der Reformationszeit", wo ihre Blüte vorüber war, indem in jener Zeit sich höchstens noch Localsagen aus Klöstern und Wallfahrtsorten vorfinden, die in der katholischen Kirche selbst nicht einmal Anerkennung gefunden haben. Es sind auch nur drei Nummern, die kaum noch den Namen Legenden verdienen. „Der Traum Friedrich des Weisen", einer Originalhandschrift im Archive zu Weimar nacherzählt, berichtet, wie dieser Beschützer der Reformation von einer Feder in der Hand eines Mönchs träumte, die über ganz Deutschland bis nach Rom reichte, wo sie am heiligen Stuhle rüttelte. Noch kälter läßt die zweite, „Friedrich Mekum von Lichtenfels", und die dritte: „Ännchen van den Hove" (S. 181), erzählt das historische Factum, daß dieses junge Mädchen aus Brüssel, weil sie ihr evangelisches Glaubensbekenntniß nicht abschwören wollte, lebendig verbrannt wurde, gehört mithin streng genommen nicht in den Legendenkreis. Die nachfolgenden „Vermischten Gedichte und Parabeln" lieset man nicht ungern. Unter ihnen klingen „Des Vögleins Lehren" (S. 199) fast wie die Parabelweisheit aus rabbinisch-

talmudischem Munde. „Todtenfeier" (S. 214) hat zwar einen etwas mystischen Anflug, ist aber doch glaubensinnig und sticht unter ähnlichen hervor. Überaus lehrreich sind die in einem Anhange gegebenen „Andeutungen zur Geschichte und Charakteristik der christlichen Legende", die vom historischen, theologischen und ästhetischen Standpunkte aus beurtheilt und am Schlusse die Legende „die Bibel des Mittelalters" genannt wird, aus welcher der Verf. die wahrsten und schönsten Bilder sammelte, sie von Staub und Schmuz reinigen, in einen passenden Rahmen bringen und sie im Widerschein des ewigen Lichts der Wahrheit strahlen lassen wollte. Wer möchte behaupten, er habe seine Aufgabe nicht gelöset?

39. Das christliche Leben in Liedern von Hermann Alexander Pistorius. Der Wintertrieb. Dresden, Naumann. 1840. Gr. 12. ½ Thlr.

Zum Verständniß des Titels, und namentlich des Ausdrucks „Wintertrieb", sagt Hr. Pistorius in einer Vorrede: „Im Winter sehen Diejenigen recht, die in dem Sterben der Natur den Trieb eines neuen Lebens schauen, und wer es versteht, den blickt der Frühling schon zur Winterzeit freundlich und frisch aus tausend Liebesaugen an. Des Frühlings Anfang ist dieser Wintertrieb. Wie im Leben der Natur, so im christlichen Leben. Die Wiedergeburt fängt mit einem kleinen Glaubenskeim an ꝛc." Hier stellt uns der Verf. zugleich auf den Standpunkt, von wo aus diese Lieder betrachtet und beurtheilt sein wollen. Sie sind Productionen eines stabilgläubigen Gemüths, das den Sätzen der Augustin'schen Satisfactionstheorie ebenso zugethan ist wie dem antiquirten Lehrtypus vom Teufel, der eine nicht unbedeutende Rolle im Buche spielt. Zuweilen klingt aus ihnen der Ton des 17. Jahrhunderts, nur daß er sich in das Sprachgewand des 19. Jahrhunderts kleidet, klar und vernehmlich durch. So erinnert das „Trostlied" (S. 20), das sich nach der Melodie: „Befiehl du deine Wege" singen läßt, an das treffliche Paul Gerhard'sche Lied dieses Anfangs, das Millionen schon Trost und Zuversicht in der Noth der Zeit ins Herz gehaucht hat. Manchmal ist es, als ob Spener durchklänge, doch fehlt dessen fromme Weichheit. Die Lieder sind fast alle, ohne daß es vom Verf. jedoch bemerkt ist, gangbaren Kirchenmelodien in protestantischen Kirchen angepaßt. Die Bußlieder in ihrer Zerknirschung, in ihren Selbstanklagen, ja Selbstpeinigungen und Kasteiungen geben alle Zeugniß und Kunde von der Wiedergeburt. Nr. 13 (S. 31) hat uns in Strophe 4, 5, 6 und 7 sehr wohl gefallen, weil es so echt biblisch redet; misbilligen müssen wir dagegen, wenn es im Bußliede (S. 36) heißt:

Ich kann mich nicht selber von Sünden erlösen,
Mein Dichten und Trachten gehöret dem Bösen,
Ich bin von dem Teufel gespannt in das Joch,
Wie sehr ich mich sträube, so bleib' ich es doch.

Als Parodie solcher und ähnlicher Stellen setzen wir ein Pröbchen von Selbstanklage und Zerknirschung von einem alten frommen derben Dichter her, welcher sich also vernehmen läßt:

Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenknüppel,
Der seine Sünden in sich fraß,
Als wie ein Rost die Zwibbl.
Herr Jesu, nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und schmeiß mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel!

So arg wird es hier nirgend — und dem Himmel sei Dank dafür! — mit der Zerknirschung getrieben; doch finden wir leider auch hier eine Derbheit im Ausdruck, die das Product einer geschmacklosen Exegese zu sein scheint. In Nr. 60 heißt es:

Die Sorgen wollten auf den Plan
Und ließen mich nicht fort,
Da kamst du, lieber Vater, an
Mit deinem Trost und Wort!
Du machst'st dir selber Raum und Statt,
Und fegtest aus den Dreck,
Ich war so furchtsam und so matt,
Nun bin ich frisch und keck.

Derlei Ausdrücke sind, wie gesagt, weder vor dem Richterstuhl einer zeitgemäßen Exegese, noch vor dem der Ästhetik zu rechtfertigen. Wenn der etwas zu derbe Luther Phil. III, 8 das Wort Dreck gebrauchte, so vermeidet doch der Homilet heutiges Tages es auf der Kanzel zu gebrauchen, und es ist uns unbegreiflich, wie der Verf. dieser Lieder so ganz taktlos und respectlos gegen die züchtige Muse Siona so reden und singen konnte. Zur Begütigung des dadurch aufgeregten und empörten Gefühls setzen wir drei Strophen aus „Erneuete Hoffnung" (S. 55) hierher:

Siehe, es will anders werden,
Und du freust dich schon darauf,
Für der Gegenwart Beschwerden
Thut sich heitre Aussicht auf.
Mit der Hoffnung buntem Schimmer
Schmückst du dir die Zukunft aus,
Baust dir fröhlich aus der (?) Trümmer
Noch einmal ein schönes Haus.

Anders freilich will es werden,
Mehr als du erwartet hast.
Doch das Glück ist fremd auf Erden,
Kommt und gehet wie ein Gast.
Heut verspricht er uns zu bleiben,
Über Nacht schon muß er fort;
Denn des Himmels Boten treiben
Rastlos ihn von Ort zu Ort.

Und was sind denn seine Gaben?
Bunte Splitter dieser Welt,
Lieblich, wenn wir Glauben haben,
Arm, wenn unser Glaube fällt.
Darum halte fest am Glauben,
An der Liebe halte fest.
Nichts kann dir den Himmel rauben,
Wenn du ihn nicht selbst verläßt.

Etwas zu mystisch dagegen klingt wieder das „Weihnachtslied" (S. 131); mit einem Worte, mehr als auf das Lob der Mittelmäßigkeit können diese Lieder der Wiedergeburt keinen Anspruch machen.

40. Harfenklänge. Eine Sammlung christlicher Gedichte von Adolf Moraht. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1840. Gr. 12. ½ Thlr.

Hinsichtlich ihrer dogmatischen Färbung haben diese christlichen Gedichte einiges Analoge mit den vorigen, aber sie stellen jene tief in Schatten, sie sind weicher, glaubensinniger, in der Sprache viel edler und wenn sie auch Herrn Pastor Sintenis in Magdeburg wegen ihrer Vergötterung des Heilands, der einmal allmächtig genannt wird, äußerst choquiren möchten, so werden sie dennoch in mehr als einem echt rationalistischen Herzen viel Anklang finden. Schon die zarte, sinnige Widmung des Dichters an die Mutter nimmt für seine Gesinnung und seinen Charakter ein. Der Schluß derselben lautet:

Ich weihe dir's — und doch nicht dir allein;
Auch einem Andern ist's in dir gegeben, —
Du weißt ja, wem? — Für Ihn auch nimm es an.

Wie rasch und kühn erobert hier der Sänger das Herz des fühlenden Lesers durch den rührenden Conflict, in dem ihn Pietät und die Liebe zu Dem führt, der seinem geistigen und gemüthlichen Leben Alles ist. Es dünkt uns, er vollende die Eroberung, wenn er dem Leser sagt (S. IX):

Und sieh, auch ich will von Ihm singen,
Von seiner Lieb' und meinem Dank;
Ach, möcht' in dir es widerklingen,
In dir es werden zum Gesang.

Denn meine sind auch deine Schmerzen,
D'rum sei auch meine Freude dein;
Wir haben beide gleiche Herzen
Und wollen beide selig sein.

Nun folgen in einer ersten Abtheilung „Festlieder", unter denen sechs Weihnachtslieder hervorstrahlen, in deren erstem sich eine ungemein rührende Sehnsucht nach der Kindheit mit ihrer Unschuld und ihrem Frieden ausspricht, die auch in den Liedern der zweiten Abtheilung wie das Hauptthema aus einer musikalischen Composition immer wieder hervorklingt. Die Passionsgesänge bekunden, daß sich der Dichter nicht, wie so viele seiner Vorgänger, in hohlen Phrasen ausspricht und in leerem Lippendienst bewegt, sondern daß er fühlt und redet, weil er glaubt. Die zweite Abtheilung bringt „Gedichte vermischten Inhalts", unter denen wir notiren „Frühlingsnahen" (S. 71), „Die Cyanen", drei Nummern, deren Schluß also lautet (S. 80):

Doch streut der Herr, wie dort Cyanen,
Manch Freudenstündchen zwischen ein,
Und läßt in solcher Stund' uns ahnen,
Wie selig es bei Ihm mag sein. —

Laß mich sie besser stets erkennen,
O Gott, die Sprache der Natur —
Lehr' mich im Sohn dich Vater nennen,
Im Lichte seh das Licht ich nur.

Ferner „Der Leuchtthurm" (S. 95), „Das Kämmerlein" (S. 101) und „Einst und Jetzt" (S. 120). Eine nicht geringe Zahl unter den Liedern dieser Rubrik haben alt- und neutestamentliche Verse zur Überschrift, die geist- und gemüthreich paraphrasirt sind. Die frommen Epithalamien unter den Gelegenheitsgedichten können freilich nur im Kreise gleichgestimmter Seelen Anklang gefunden haben, wenigstens möchten wir es nicht wagen, sie bei den gewöhnlichen Polterabenden und Hochzeiten einzuführen. Die Palme unter den Liedern der letzten Rubrik gebührt aber dem rührenden Nachruf an den früh geschiedenen Vater (S. 177). Es sind im Ganzen 90 Nummern, aber jede gibt Zeugniß, daß sie das Product einer glücklichen hebenden Stunde und nicht aus der Erwärmung an fremdem Feuer entstanden ist. Möchten wir bald eine neue Sammlung anzeigen können!

41. Bethanien. Ein biblisches Familiengemälde von G. F. Eduard Crusius. Hanover, Hahn. 1840. 16. ⅓ Thlr.

Schon das bloße Wort „Bethanien" erweckt in dem mit der evangelischen Geschichte Bekannten idyllische Vorstellungen; denn da, wo von Palmen umschattet in ländlichem Frieden dieser Flecken Palästinas lag, blühte für Jesus die Blume der Freundschaft und Liebe im edelsten Sinne des Wortes. Hier wohnte in frommer Stille jene Familie, aus einem Bruder und zwei Schwestern bestehend, die, durch keine Sorge an das Irdische gefesselt, mit ganzer Seele an dem Lehrer und Freunde hingen. Dieses friedliche Plätzchen wird der Schauplatz einiger Haus- und Familienscenen, die unsere ganze Theilnahme in Anspruch nehmen. Das hat der Verf. dieser kleinen, dem Kronprinzen von Hanover dedicirten und zu einem wohlthätigen Zweck herausgegebenen Schrift wol gefühlt und in wohlklingenden Hexametern diese Scenen dargestellt. Daß er den Nikodemus zu jener bekannten nächtlichen Unterredung mit Jesus nach Bethanien kommen läßt, mag er selbst vertreten; überdies aber dünkt es uns, als wolle jenes Nachtgespräch voll rabbinischer Weisheit nicht ganz zu den übrigen Haus- und Familienscenen passen, die uns nach dem Auftritt mit Nikodemus in schlichter Einfalt erzählt werden. Die erste dieser Scenen ist die Schilderung jenes Gastmahls, wo die sanfte, in sich geschmiegte Maria der häuslich-geschäftigen Schwester Martha die Sorge für des Meisters Bewirthung überläßt, da ihre Wißbegierde und ihr Trachten nach Dem, was droben ist und ewig währt, sowie ihre Verehrung gegen den theuern Lehrer den Sieg über die Schwesterliebe davonträgt. Ein anderer Abschnitt schildert die Trauer, welche die Schwestern bei des Bruders Krankheit erfüllt. Der Tod des Lazarus steigert diese Trauer zum tiefsten Schmerze, der aber, wie uns im fünften Abschnitt erzählt wird, sich in Jubel verwandelt, da der große Todtenerwecker dem Grabe seinen Raub entreißt. Der letzte Abschnitt schildert den rührenden Auftritt, wo Maria, als ahne sie des geliebten Meisters frühes Ende, denselben mit köstlichem Salböl beträufelt. Es wäre in der That unzart, wollte die Kritik auch nur einen Tropfen splitterrichterlicher Lauge auf diese höchst anspruchlose Darstellung spritzen, die schon ihres schönen Zweckes wegen alles Lob verdient.

(Der Beschluß folgt.)

Lebensgeschichte des Baron Friedrich de la Motte Fouqué. Aufgezeichnet durch ihn selbst.

(Beschluß aus Nr. 271.)

In Aschersleben hat sich Fouqué zum ersten Male verheirathet (das Jahr nennt er nicht, wie denn überhaupt die Jahreszahlen ebenso spärlich angegeben sind wie bei den französischen Memoirenschreibern), doch wurde diese Ehe nach einigen Jahren getrennt, weil, wie Fouqué mit edler Aufrichtigkeit sagt, sein rasches und annoch jugendliches Gemüth die ihm früh beschiedene Engelssegnung in ihrer ganzen Fülle nicht zu schätzen gewußt hatte. Wer diese würdige Frau später kennen gelernt hat, wird seine „demuthsvolle Reue" nach ihrem ganzen Umfange zu würdigen wissen.

Der Schließung seiner zweiten Ehe ging sein Austritt aus dem Militairdienste voran. Er lebte nun in Rennhausen auf dem Gute des Vaters seiner Frau, des Hrn. v. Briest, eines vortrefflichen, in jedem Betracht ehrwürdigen Mannes, dessen Hr. v. Fouqué hier wol hätte besonders erwähnen können. Varnhagen v. Ense (a. a. O.) spricht ausführlich von ihm und von dem geistig behaglichen Leben, das damals in Rennhausen geführt wurde. Von Fouqué sagt er, er sei in jener Zeit ein lebhafter, bescheidener, freisinniger und herzlicher Mann gewesen, das Bild der reinsten Liebenswürdigkeit. Seine Dichtung habe auf der Höhe des genußreichsten Hervorbringens gestanden und sei mit jedem kleinen Erfolg um so leichter befriedigt gewesen, als es eigentlich auf allgemeinen Beifall gar nicht einmal abgesehen war. In diese Zeit fällt Fouqué's öffentliches Auftreten unter dem Namen Pellegrin, seine romantischen Dichtungen und Nachbildungen aus dem Italienischen und Spanischen zeigten in Espinelen, Glossen und assonirenden Vierfüßlern eine große Gewandtheit und wurden von A. W. Schlegel vielfach belobt, der ihm aber auch mehr als einmal schrieb: „Der eigentliche Magnet in dir steht nach Norden."

So lebte Fouqué im innigsten Verkehr mit den Häuptern der romantischen Schule und ward wegen seiner großen Productivität von den Freunden sehr bewundert. Das Unglück des Jahres 1806 beugte ihn tief; wie sehr der Sinn für militairische Ehre und die feurigste Liebe zu dem preußischen Vaterlande damals gekränkt war, spricht sich in vielen rührenden Zügen aus. Die Rückkehr der preußischen Truppen, der Einzug des Königs in Berlin, der Tod der Königin Luise, die fortwährenden Plackereien der Franzosen, die Regungen einer neuen Zeit — alles dies findet in Fouqué's treuem Herzen den vollsten Anklang und wir glauben, er hätte über diese Zeit von 1806—12 noch mehr sagen, nicht blos können, sondern auch müssen. Hand in Hand mit diesen Ergießungen der Landestreue und Landestrauer gehen seine dichterischen Schöpfungen, vor allen der „Zauberring" und die Vollendung des „Thiodolf", den er als eins seiner gelungensten Werke ansehen zu können meint. Und auch wir meinen so: Fouqué's „Zauberring", „Thiodolf" und die „Undine" nebst einer Auswahl seiner Gedichte sind es allerdings werth, auf irgend eine Weise dem jüngern Geschlechte unseres Landes wieder näher gerückt zu werden.

Als der Aufruf Friedrich Wilhelm's III. zur Bewaffnung der freiwilligen Jäger erschollt, war Fouqué der Erste, der sich als solcher bei dem Landrathe des Kreises meldete. Mit 70 Mann uz Roß und zu Fuß langte er in Breslau beim Könige an und ward zum Lieutenant ernannt. Darauf führte er seine Abtheilung freiwilliger Jäger in der Schlacht bei Lützen, das Pferd ward ihm hier erstochen und er selbst stürzte in der Nacht in ein fast grundloses Wasser, wo ihn nur, so sagt er, der göttliche Schutz vom Ertrinken rettete. In der Schlacht bei Bautzen und im Treffen bei Hainau war er in dem heißesten Gefechte, dann folgte der betrübte Rückzug nach Schlesien und die Waffenruhe, aus welcher Zeit es nicht an interessanten kleinen Zügen fehlt. In der Schlacht bei Dresden kam der Tod dem Sänger sehr nahe, hierauf erlebte er den Siegestag bei Kulm, nach dem jedoch die mühsam zusammengehaltene Kraft zusammensank. Fouqué lag mehre Wochen an den Folgen des Sturzes bei Lützen krank in dem böhmischen Städtchen Postelberg, bis ihn die kriegerische Lust nicht mehr ruhen ließ. Über Altenburg, wo er sich des wackern Bürgersinns freute und im Hause des Buchhändlers Brockhaus die gastlichste Aufnahme fand, ritt er dem Heere nach und kam in der Frühe des 19. Octobers zu seinem Regimente, ein „bleicher Rittersmann von der traurigen Gestalt". Zum Einhauen kam es zwar nicht, aber Fouqué schaute doch die Glorie des Tages, sah seinen angebeteten König im Glanze der edelsten Siegesfreude und hörte die Worte desselben zum Commandeur des Regiments: „Ich gratulire zur gewonnenen Bataille." „Das war", fügt er hinzu, „ein Jubelcentrum meines Lebens. In manchem nachkommenden Dunkel und Weh der irdischen Pilgerfahrt hat mich dieser Gipfellichtsstrahl erleuchtet und erquickt und vor Murren behütet. Wer das zu erleben gewürdigt ward, sollte der nicht auch willig hinnehmen, was ihm zu erleben beschieden ward an trüblichen Stunden?"

Körperliche Hinfälligkeit nahm bei Fouqué, der gleich nach der Schlacht bei Kulm Rittmeister geworden war, in einem solchen Grade überhand, daß er um seinen Abschied einkommen mußte. Er erhielt ihn in ehrenvollen Ausdrücken, das Johanniterkreuz „für bewiesene hohe Liebe gegen König und Vaterland" und den Rang als Major von der Cavalerie. Sein Schwert hing er in der Kirche zu Nennhausen auf, wo er bis zum Tode seiner Gattin am 20. Juli 1831 blieb, selbst in den trübsten Tagen nicht ganz von der Muse verlassen. Seitdem hat er seinen Wohnsitz in Halle aufgeschlagen.

Statt noch von dem Epilog zu reden, der in seiner sonderbaren Sprache, kurzen Sätzen und vielen Ausrufungen dem Leser keine rechte Befriedigung gewährt, sagen wir lieber noch einige Worte von den im Buche befindlichen Gedichten. Da uns die in vier Bänden erschienene Sammlung gegenwärtig nicht zur Hand und auch nicht durchaus bekannt ist, so vermögen wir nicht anzugeben, ob die hier mitgetheilten Gedichte zum ersten Male bekannt gemacht sind, da nur von einigen Hr. v. Fouqué angegeben hat, daß sie bereits gedruckt wären. Aber vielen Lesern werden sie ganz neu sein. Eine große Innigkeit, ein festes Gottvertrauen, eine begeisterte Liebe für das preußische Vaterland und bei vielen auch Gewandtheit und Leichtigkeit im Versbaue sind hervorstechende Eigenschaften. Unter den Kriegsgesängen geben wir dem feurigen „Siegesliede nach der Schlacht bei Kulm" und dem Kriegsgesange „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" den Vorzug. Mit gerechtem Stolz konnte Fouqué sagen, daß der letztere durch das ganze preußische Heer, mitunter auch noch weiter, erklungen und noch nicht ganz verklungen sei bis auf den heutigen Tag. Es steht den schönsten Liedern Körner's würdig zur Seite und hätte allein schon dem General Gneisenau das Recht gegeben, Fouqué „den Kriegssänger des Heeres" zu nennen. Sehr volksthümlich, zwischen Ernst und Spaß, ist ein Reiterlied auf Schill ganz in der Weise alter Soldatenlieder, und ein anderes auf die Vertheidigung von Kolberg, das 1807 vielfach von Mund zu Mund ging. Der Anfang ist:

> Seid lustig, ihr Brüder, es freuet uns prächtig,
> Der Kaiser von Frankreich ist Kolbergs nicht mächtig.
> Er ließ zwar durch den Trompeter ansagen,
> Daß er die Stadt Kolberg und Festung wollte haben.

Ebenso trefflich ist das Lied zum Empfange der brandenburgischen Kürassiere in Spandau. Von besonderer Innigkeit und Einfachheit erscheint uns das brandenburgische Erntelied bei dem Tode der Königin Luise von Preußen, der am 19. Juli 1810 erfolgte:

> Die vollen Ähren winken
> So reich, so mild.
> Die hellen Sensen blinken,
> Die Garbe schwillt.
>
> Da wollen wir beginnen
> Den Erntesang.
> Ach, aber zwischen innen
> Hallt Glockenklang!
>
> Die Trauerglocke läutet
> Vom Dorfe her.
> Wir wissen, was es deutet:
> Sie lebt nicht mehr!
>
> Zwei Augen ruhn im Grabe,
> So fromm und blau,
> Und auf die Gottesgabe
> Fällt Thränenthau.

Zeigen nun diese Gedichte schon hinlänglich, welch' ein poetisches Gemüth Fouqué war, so finden wir ihn auch überall fromm und gottergeben. Vor Allem in dem Gebete, welches in der drangvollsten Zeit Preußens, 1812, seiner kummerschweren Brust entquollen ist. Es ist zu lang zur Mittheilung, aber es gilt uns mehr als alle Nachrichten von Fouqué's Bekehrung und geistlicher Umwandlung, mehr als alle, nicht immer recht angebrachten Bibelsprüche, mehr als alles Bedauern der Neologen und Ungläubigen, es gibt uns die Überzeugung, daß Fouqué ein gottesfürchtiger Mann ist. Wollen ihn Andere das nicht zugestehen, so liegt die Schuld gewiß darin, daß er durch zu vieles Sprechen von seiner Frömmigkeit und Bibelgläubigkeit dieselbe hier und da in Miscredit gebracht und die Meinung rege gemacht hat, als sei seine Frömmigkeit auch nur der Mode wegen da.

Der Urtheile über einzelne Bücher, wie über Heinse's „Ardinghello", das als ein teuflisches Buch bezeichnet ist, und Personen können wir hier nicht gedenken. Nur die Äußerungen über den preußischen General Rüchel müssen berichtigt werden. Fouqué nennt ihn einen echten Helden, der sich frei und kühn Allem entgegenstellte, was er in der Zeitrichtung für verderblich erkannte. Aber Rüchel war nur frei und kühn im donnernden Auffahren und Schelten, in der rauhen Behandlung seiner Soldaten und in einem rohen Benehmen gegen Alles, was nicht zum Militair gehörte, worüber ja Fouqué selbst in seinem Buche über Rüchel auffallende Belege gegeben hat; noch weit schlimmere Dinge erzählt Fr. Jacobs („Personalien", S. 363) aus dem Jahre 1805. Und was nun den Heldenruhm anlangt, so hat Rüchel in der Schlacht bei Jena seine sparsamen Lorbern verloren und sie in Ost- und Westpreußen nicht wiedergewonnen. Kurz, Hrn. v. Fouqué's Urtheil ist hier durch die Rücksicht auf Rüchel's „edle Nachgelassene" bestochen gewesen.

Wir dagegen haben unser Urtheil ohne alle Rücksicht abgeben können, da uns Hr. v. Fouqué gänzlich unbekannt ist. Ich habe ihn nur einmal gesehen und das im vorigen Jahre zu Halle bei der akademischen Trauerfeierlichkeit für den jüngst verstorbenen König von Preußen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 273. —— 30. September 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 272.)

42. Zeugnisse aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten, in Gesängen. Essen, Bädeker. 1840. Gr. 12. 5/6 Thlr.

Schon des Buches Titel führt uns in jene mystische Atmosphäre, die, im Anfange und der Mitte des 18. Jahrhunderts, von Spener, dem halleschen Franke und Spalding gebildet, noch heute ihre Beförderer und Vertreter in Hengstenberg und Tholuck findet und noch immer in mannichfaltig gefärbten Nebeln über deutschen Gauen schwebt. Der Aussteller gegenwärtiger „Zeugnisse aus dem verborgenen Leben", der sich wahrscheinlich aus Demuth nicht genannt hat, ist nicht durch ein Miasma oder durch Überredung von Anhängern jener Schule in diese Glaubensrichtung gerathen, sondern, wie er selbst in der Vorrede erzählt, durch irdische Bedrängniß gleichsam hineingestachelt, oder durch die Gnade dahin gezogen. Eigenes langwieriges Siechthum, die Gemüthskrankheit einer innig geliebten Gattin, die Anfoderungen eines mühseligen Amtsgeschäfts, dabei drückende Sorge für eine zahlreiche Familie und ein zerrüttetes Hauswesen drängten ihn aus den hellen, aber öden Steppen des Rationalismus in die warmen Nebel der religiösen Gefühlswelt und er erkennt in allen diesen Drangsalen und Widerwärtigkeiten nur den Zug der überschwänglichen Gnade, die den armen Staubgenossen zu Dem leitet, was hoch über der Erde und ihrer Noth segnend weilt und lebt. Diese Lieder nun sind Früchte jenes Gnadenzuges und sollen Zeugniß ablegen von der Gnade, die in Christo Jesu ist. Dies Ausströmen seines neuerwachten innern Lebens hat ihm den erquicklichsten Trost gegeben, in allen äußern Leiden, wie er sagt, hat ihm Muth zum Dulden, Kraft zum Kampfe und Sieg über die zeitliche Trübsal verliehen. Es ist das Zeichen eines frommen Herzens, wenn er der Gnade diesen Trost und diese Erquickung zuschreibt, aber wir glauben, daß der Verf. der Poesie auch einen großen Theil seiner Erquickungen verdankt, denn sie entbindet durch ihren Zauber das gedrückte Menschenherz seiner Bürde, und durch Das, was die Italiener isfogare nennen, kommt ihm in jedem Zustande Erleichterung. Das wird uns freilich unser anonymer Glaubens- und Gnadensänger nicht einräumen, sondern Alles dem himmlischen wunderbaren Zuge zuschreiben. Freilich gelangte er zu jener Gnade nicht ohne Kampf, ohne Sturm, ohne furchtbares Auf- und Niederwogen in seinem Innern, und erst nach neun Monaten kam die Stunde der Wiedergeburt oder der Durchbruch der Gnade. In den ersten Liedern besingt er diesen Durchbruch zum Licht, zur Gnade, zur Wiedergeburt und besiegelt sie mit Zeugnissen aus der heiligen Schrift, der er geschickt die Stellen zu entnehmen weiß, die eben in seine individuellen Ansichten und Gefühle passen. „Ruf' sie", sagt er in „Kindschaft" (S. 7):

> Ruf sie, mein Geist, zurück die Seligkeiten,
> Die eine, eine Stunde dir gebracht;
> Die große Stunde, die zu allen Zeiten,
> Ein ew'ger Stern, durch deine Nächte lacht;
> Die große Stunde, die durch Ewigkeiten
> Erglänzen wird in namenloser Pracht!
> Dein Hallelujah tön' durch alle Räume,
> Du aßest von der Frucht der Lebensbäume.
>
> Im Frieden wolltest dein Gebet du lallen,
> Und ahnetest des Himmels Nähe nicht.
> Nicht länger solltest du in Zweifeln wallen,
> Erleuchten sollte dich das ew'ge Licht.
> Der Geist eröffnete des Tempels Hallen,
> Da stand der Herr vor deinem Angesicht:
> Den Vater durftest und den Sohn du sehen,
> Und dich durchdrang des heil'gen Geistes Wehen.

Nicht alle Lieder athmen solche Überschwänglichkeit des Gefühls, es sind einige darunter, wo der Scharfsinn vorwaltet, wie aus den Antithesen in „Zweifel und Glaube" (S. 26) ersichtlich. Hören wir nur Einiges daraus:

> Der Zweifel sitzt in schweren Sorgen,
> Wenn sich der Glaube kindlich freut;
> Bangt jenem schon vor Übermorgen,
> Genießet dieser froh das Heut.
>
> Der Zweifel hat noch nicht gebroschen,
> Da ißt der Glaube schon sein Brot;
> Der Zweifel zählet seine Groschen,
> Der Glaube fürchtet keine Noth.
>
> Sieht jener nichts als düstre Nächte,
> Sieht dieser schon den Sonnenstrahl;
> Sieht jener nur des Schicksals Mächte, —
> Erblicket dieser Gottes Wahl.
>
> Wenn jenen alle Hülfe fliehet,
> Erhebet dieser kühn sein Haupt.
> Der Zweifel glaubet, was er siehet,
> Der Glaube siehet, was er glaubt.
>
> Der Zweifel sitzet im Verstande,
> Der Glaube ruht im Herzensgrund;
> Den Zweifel fesseln Erdenbande,
> Dem Glauben macht der Herr sich kund u. s. w.

Eine nicht geringe Zahl dieser Gesänge legen Zeugniß ab, wie des Sängers Glaube im Läuterungsfeuer sich mehr und mehr bewähren mußte; andere, wie die Gnade ihn in äußerer und innerer Drangsal aufrecht erhält; noch andere, wie Erkenntniß und Einsicht wuchsen und in welcher Stufenfolge sie ins Leben treten, und so ruht die scheinbare Ordnungslosigkeit in der Aufeinanderfolge derselben auf gewissen Gesetzen. Doch die zuerst darin angeschlagenen Saiten, die der Gnade Durchbruch — ein echtpietistisches Schiboleth — besingen, tönen immer wieder in den spätern Liedern gleichsam als Grundharmonie hervor. Man sehe z. B. (S. 218): „Das schwarze Kämmer-

lein". Doch, wir glauben diese sprachlich reinen und mitunter geglätteten Gesänge hinlänglich gezeichnet zu haben. Sie geben Zeugniß und Kunde von einer religiösen Zeitrichtung, der sich machtlos, wie es scheint, die entgegengesetzte Partei opponirt.

43. Biblische Gedichte von **Karl Ludwig Francke.** Berlin, Besser. 1840. 8. ⅚ Thlr.

Der Titel täuschte uns. Wir glaubten religiös Lyrisches, paraphrasirte Schriftstellen oder fromme Ergüsse zu finden, aber es sind biblische Erzählungen aus dem alten und neuen Testamente, in Vers und Reim gebracht. Bei der moralischen Nutzanwendung am Schlusse einiger Nummern hat der Verf. besonders den Nutz und Frommen der heranreifenden Jugend im Auge. Vom Gebrauch einer zeitgemäßen und vernünftigen Exegese oder einer geistreichen Auffassung der heiligen Geschichte ist nicht die Rede. Vieles ist in dem materiell ziemlich starken und äußerlich wohl ausgestatteten Buche nur Reimerei.

44. **Arthur's vom Nordstern** hinterlassene Geistliche Gedichte. Auswahl und Vorwort von **Christoph Friedrich von Ammon.** Leipzig, Teubner. 1840. 8. 1⅙ Thlr.

Der 1836 zu Dresden verstorbene und um die constitutionnelle Verfassung Sachsens hochverdiente Conferenzminister von **Nostitz und Jänkendorf** betrat vor mehr als 50 Jahren unter dem angenommenen Namen Arthur vom Nordstern die belletristische Laufbahn, die er bis zum Schlusse seines thätigen Lebens nicht wieder verlassen hat. (Ist doch gleich die erste Nummer vorliegender geistlicher Lieder mit der Jahreszahl 1784 bezeichnet.) Daß er also der alten Dichterschule angehöre, die von erkünstelter Zerrissenheit, affectirtem Weltschmerz und vornehmer Nonchalance nichts weiß, bekundet nicht blos die Zeit seines Auftritts, sondern auch die Solidität seiner Gedanken, die geschmackvolle Wahl seiner Bilder, die Haltung in seinen Phantasiegebilden, die Classicität seiner Sprache, die Geglättetheit seines Verses und die Reinheit seiner Reime. Auf seine Anschauungen, seinen Geschmack und seine Versbildungen haben weder Klopstock noch Haller, weder Schiller noch Goethe, weder die Schlegel noch Novalis, auf seinen Glauben, seine Gesinnung und seinen Wandel aber weder Voltaire noch Spener, weder Kant noch Hegel irgend einen Einfluß ausgeübt: er ist in intellectueller, ästhetischer und moralischer Hinsicht immer Ein und Derselbe gewesen. Hier haben wir es blos mit Arthur vom Nordstern, dem poetischen Asceten, zu thun und lassen seine zu ihrer Zeit gern gelesenen Profangedichte unerwähnt. Indessen können wir auch hier kurz sein, da diese Lieder von einem der bedeutendsten eklektischen Theologen Deutschlands und einem Kenner der philosophischen und ascetischen Literatur nicht blos in das Publicum eingeführt, sondern auch in wenigen, aber großartigen und treffenden Zügen charakterisirt werden. Hr. Dr. von Ammon hat das Buch in vier Abtheilungen getheilt. Aus den geistlichen Liedern allgemeinen Inhalts der ersten Abtheilung geht klar hervor, daß ihr Verf. keiner Partei, keiner Schule huldigt, kein Schiboleth hören läßt, sich vor dem Einfluß jeglicher Poetennotabilität des In- und Auslandes zu bewahren und seine Gedanken, Erfahrungen, Anschauungen, Erinnerungen und Gefühle mit Gewandtheit und Grazie in das Metrum zu flechten weiß. Wie innig, wie kräftig sind zum Theil jene Ergießungen seines reichen Gemüths in den Weihestunden, die er dem Geschäftsleben stahl und der Muse weihte! Wie kräftig und erfrischend ist z. B. „Hoffender Glaube" (S. 13), wie zart und sinnig der „Abendgesang" (S. 162). Durch welche Klarheit und ergreifende Eindringlichkeit zeichnen sich die kirchlichen Gesänge und die liturgischen Versuche aus, wobei wir namentlich auf den Versuch mit der Überschrift: „Um Frieden. Pacem te poscimus omnes" (S. 83), mit dem schönen Schluß-Amen hindeuten. Die geistlichen Gedichte besondern Inhalts in der zweiten Abtheilung bieten in mannichfach abwechselnden Formen solche Lieder, die sich auf die Kirche und heiligen Tage und Zeiten beziehen; auch finden wir glückliche Nachbildungen von Psalmen und Paraphrasen, sowie Übersetzungen aus andern ascetischen Dichtern, wobei wir jedoch nicht unterlassen können zu bemerken, daß in dem „Allgemeinen Gebet" nach Pope (S. 74) in der zweiten Strophe ein schönes, im Original befindliches Bild verwischt ist. Überhaupt stimmen wir dem geistreichen Herausgeber bei, wenn er im Allgemeinen über Geist und Ton der Lieder sagt (S. VI): „Tiefe Ideen, die ergreifende Macht zusammengedrängter, genialer Gedanken, der lebhafte Schwung einer kühnen Einbildungskraft und eine hochpoetisch gefärbte Sprache vertragen sich mit der Einfachheit des Liedes und der mittlern Beleuchtung des didaktischen Horizonts nicht." In der dritten Abtheilung finden wir Didaktisches, zunächst in einem kleinen Lehrgedicht: „Wahrheit", deren Bild und Ziel nicht nur entworfen, sondern wo uns auch ihr Einfluß auf die Fortschritte im Gebiete der Menschheit, auf das Verhalten im Leben, auf den Eid, auf die Wissenschaften und Künste gezeigt wird; am Schlusse ist von ihren Feinden, ihren Rittern, ihrem Anbau und von ihren Helden die Rede. Ein zweites, materiell etwas grösseres Gedicht in zwei Gesängen stellt unter dem Titel: „Versöhnlichkeit, Feindesliebe", die der christlichen Ethik grund- und alleineigenthümlichen, schwersten Sittengesetze dar. Das dritte unter dem Titel: „Jesus Christus", mit der Jahrszahl 1835, ist als der Schwanengesang des frommen Sängers zu betrachten und wir möchten demselben die Palme zuerkennen. Hier bekundet der Dichter seine Rechtgläubigkeit im edelsten Sinne des Worts. Er beschreibt uns die Erscheinung der göttlichen einer auf Erden weilenden Persönlichkeit des Erlösers, wie es das Bedürfniß des Herzens verlangt. „Sein Glaube", sagt der gelehrte Vorredner (S. X), „ruht auf dem Grunde des göttlichen Bewußtseins, welches er durch fleißiges Lesen der heiligen Schriften, auch der Kirchenväter und Asceten des Mittelalters belebt und genährt hatte. Zu gleicher Zeit aber läuterte und veredelte er seinen Glauben, indem er die Gemeinschaft und Wechselwirkung desselben mit der Wissenschaft unterhielt, die er, durch classische Studien vorbereitet, als eine Zierde der Jugend und eine tröstende Freundin des Alters betrachtete." Überall offenbart sich durch das ganze Buch eine vertraute Bekanntschaft mit den Schriften des alten und neuen Bundes. Hören wir eine Probe seiner religiösen Ansichten und Exegese, und wie er über das Dogma von der Versöhnung der Menschheit mit Gott durch Jesus Christus im dritten Gesange spricht:

> **Nur dem Menschen**, der beim Erdenwallen
> Mit sich und dem Heiligen zerfallen,
> Reuig an die Brust sich schlägt,
> Nur ihm kann das Wort: „Versöhnung" gelten,
> **Nicht dem Ewigen**, der seine Welten
> Liebend schuf und liebend trägt.
>
> Völkerwahn, den Menschen menschlich hegten,
> Sah in ihm den zürnend aufgeregten
> Jehovah! Sein Antlitz deckt
> Wolkennacht, sie theilt ein Feuerwetter! —
> So bleibt Abram's Volk vom Dienst der Götter
> Durch die Furcht zurückgeschreckt:
>
> Zorn und Rache, Willkür, Widerrufen,
> Haben Bilder, die die Furcht erschufen, (?)
> Beizulegen ihm gewagt;
> O wie könnt' er zürnen und sich rächen?
> Rache, Ausgeburt von Menschenschwächen,
> Ist schon Christen untersagt.
>
> Unverändert in der Lieb' und Gnade
> Schaut der Vater auf der Menschheit Pfade,
> Führt sie an's bestimmte Ziel;
> **Nur der Mensch** darf zur Versöhnung flüchten,
> Ihm gewährt, sich wieder aufzurichten,
> Wenn er strauchelte und fiel.
>
> Denn im Menschen, Alles überragend,
> Was geschaffen, höhern Stempel tragend
> In der Willensfreiheit Strahl,

Konnte Selbstsucht in bethörten Sinnen
Herrisch walten, übermacht gewinnen
Böse Neigung, wie aus Wahl.

Selbst der Mann, dem das Gesetz, geschrieben
In's Gemüth, die Richtung seinen Trieben,
Seiner Bahn das Ziel bestimmt,
Wird vom Reiz der Sinnenwelt verleitet,
Die ihn, wenn er sonder Beistand streitet,
Unterjocht, gefangen nimmt;

Aber von dem richtenden Gewissen
Fühlt er sich vom Schlaf emporgerissen
Durch den Zuruf: „Reinigt euch!"
„Lernet Gutes thun! Laßt ab vom Bösen!"
Trauernd spricht er: „Wer wird mich erlösen
Von dem Körper, todtengleich!"

Da, wie aus entwölktem Horizonte,
Tritt das Kreuz, das strahlenreich umsonnte,
Und ein milder Zuruf tönt:
Jesus Christus gibt dem Zeichen Weihung!
Gott war in ihm, hat gewährt Verzeihung
Und die Welt mit sich versöhnt.

Wer sollte solchen Ansichten nicht Beifall geben? Die hier angezogenen Schriftstellen konnten wir in d. Bl. nicht andeuten. Über die Gesänge für Freimaurer in der vierten und magersten Abtheilung verlieren wir kein Wort; wer kennt ihren Geist, ihren Ton, ihre Farbe nicht?

45. Christus. Episches Gemälde in zwölf Gesängen von D. Pape. Hameln, Weichelt. 1840. Gr. 8. 1½ Thlr.

Das Urtheil, dieses langathmige Werk sei eine Ilias post Homerum, welches wir, bevor wir es gelesen, über dasselbe fällten, mußten wir, nachdem wir uns damit bekannt gemacht, bestätigen; indessen soll damit nicht der Stab über dasselbe gebrochen sein, denn es ist keine Nachahmung, sondern ein selbständiges Originalwerk, das mit der „Divina commedia" nichts als die Form und mit Klopstock's „Messiade" nichts als den Gegenstand gemein hat. Der Verf. kennt die Quelle, aus welcher alle geistliche Epiker allein schöpfen müssen und die Hase das große Heldengedicht Gottes und der Menschheit nennt, sehr gut und benutzt sie weislich und mit Takt. Nur hat es seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, die einfache Sprache jenes großen Heldengedichts in Terzinen zu gießen, und eine ebenso große Schwierigkeit liegt in dem Bestreben der Dichter und Homiletiker, Jesu andere Worte in den Mund zu legen, als die Evangelisten künden, und in seinem Geiste reden zu wollen. Dies Letzte wird im vorliegenden Epos recht sichtbar in den letzten Reden Jesu an seine Jünger, zu denen hier Zusätze gemacht werden, die mit jener Erhabenheit und Rührung in Johannes' Bericht schreiend contrastiren, oder auch wol wie bunte Lappen sich ausnehmen, die auf einen Sammttalar geflickt sind. Das Gedicht umfaßt nicht, wie wir anfänglich vermutheten, das ganze Leben Jesu, sondern beginnt mit den Ereignissen der sogenannten Marterwoche und schließt mit dem Kreuzestode des Erlösers. Satan, oder das böse Princip, tritt in der Gestalt des Abinochosch, des Weisen vom Sinai, auf. Er führt eine energische, teuflische Sprache, läßt seine Diener die Gestalt von Pharisäern und Schriftgelehrten annehmen und sie unter dieselben sich mischen, reizt die Leidenschaft und namentlich die Ruhmsucht des Verräthers, gibt dem Kaiphas und den andern Siebenzig vom Sanhedrin Rath, die ihm „einhellig" (S. 34) Beifall geben und spielt seine bedeutende Rolle mit adäquater Haltung zu seinem Urcharakter mit größter Fertigkeit bis zum letzten Acte des großen Trauerspiels. Die übrigen darin handelnden Personen sind zum Theil mit psychologischem Scharfblick gezeichnet. Ein Gesammtbild der Jünger steht S. 46 fg., und Petrus, Judas und Johannes möchten am besten getroffen sein. Dennoch erscheint uns diese und jene Persönlichkeit ganz anders als dem Verf., der sich namentlich in der Wahl der Farben bei Pilatus' Schilderung vergriffen hat, indem er ihn (S. 101) „ein hochnasiges, seelenarmes Gesicht" nennt. Recht schön und ergreifend ist (S. 214 fg.) Maria's Schmerz unter des sterbenden Sohnes Kreuze geschildert, auch lassen sich sonst einige gelungene Schilderungen nachweisen. Da der Verf. dem Urquell immer treu bleibt, so finden wir der Episoden wenige oder gar keine, denn Lazarus mit den Schwestern, Nikodemus und die Gemahlin des Pilatus verflechten sich eng in die Schicksale des Helden und erscheinen als Nebenfiguranten. Weder Prolog noch Epilog, die man bei einem Epos wol erwarten könnte, belehren uns, wie das Werk entstanden sei, welche besondere Tendenz der Verf. bei dessen Veröffentlichung gehabt habe, warum er die Terzinenform gewählt, welche Studien er gemacht und ob er sich selbst eine Synopse über die Passionsgeschichte entworfen, oder sich der eines bibelkundigen Gelehrten bedient habe; überhaupt müssen wir eine Kritik des Werkes einer andern Feder überlassen, hier mögen diese Andeutungen genügen, denen wir wegen des beschränkten Raumes in d. Bl. nicht einmal eine Probe mit zufügen können.

46. Königslieder. Von Luise Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Stolberg am Harz, Schmidt. 1841. Gr. 8. ½ Thlr.

Eine kleine Ährenlese auf dem Felde des Patriotismus. Um diesen ist es eine schöne Sache, voraus in einem weiblichen Gemüthe, wo er im Allgemeinen seltener wurzelt und Frucht bringt; nur hat er mehr innern Gehalt und Werth, wenn er sich weniger in überschwänglichem Phrasenpathos, als durch wortlose Thaten producirt. Vorliegende „Königslieder", gering an der Zahl, sind sämmtlich Productionen eines weiblichen patriotischen, adeligen Gemüthes. Das Büchlein eröffnet die Bekanntmachung des Königs von Preußen an das Staatsministerium, wodurch er die zwei bekannten Vermächtnisse seines in Gott ruhenden Vaters veröffentlicht. Das erste Gedicht: „Widerhall", setzt nun eine sentimentale Pointe auf jene beiden Documente. Dann folgt wieder in Prosa das Gelübde des jetzigen Königs, abgelegt bei der Huldigungsfeier zu Königsberg im Sept. 1840, welches abermals durch einige Strophen glossirt und apotheosirt wird. Unter dem Titel: „Constitution!" gibt die erlauchte Verf. ihre Ansicht über die vom Könige verlangte Constitution und meint, darum den Herrn zu bitten, habe man nicht nöthig gehabt, indem wir ja Alle die altgermanische Constitution, den hochgetragenen Kopf, den zur Sonne gewandten Blick und Schild und Schwert in markiger Hand schon hätten, und schließt (S. 26):

Und um die Kammern gar, wer braucht da wol zu jammern!
Im Herzen haben wir zwei wohlbestellte Kammern!
Darin hast du den Sitz, o Herr, und viele Stimmen;
Und nie wird hier vertagt; denn du bist immer drinnen.

In dem Gedicht „O welch' eine Tiefe" (S. 27) ist eine gewisse Überschwänglichkeit der Empfindung, die durch ihre Hyperbeln die Gesinnung der Verf. zu verdächtigen scheint, obwol wir nicht im geringsten an der Aufrichtigkeit derselben zweifeln. In „Welche Farbe?" (S. 30) sagt sie, ob der Herrscher zum Bürgerthum, oder zum Militair, oder zur Aristokratie sich hinneige, werde viel berathen und bemuthmaßt, sie thue das nicht:

Ich rathe nicht; ich weiß, daß Nebelstreit, daß Trübe
Das Licht in Farben bricht: zum Lichte macht's nur Liebe.
Du hast die Liebe, Herr, d'rum kennst du keinen Streit,
Du wandelst farblos fort, ein Licht für alle Zeit.

„Melchisedek" ist eine mystische Parallele, gezogen zwischen jenem biblischen Könige und dem Könige von Preußen. In „Berlin" (S. 37) verbreitet sich die loyale, patriotische Sängerin über die dem Könige in jener Residenz geleistete Huldigung und schließt mit dem etwas mystischen Gedanken: wenn der Tag (der Huldigung) sich neige, so werde er Gott erzählen, was er gehört und gesehen habe, und fährt dann fort:

Dann sendet Gott die Sterne
Als Kunde dir von dort,
Es tönen „Schwert und Leier
Und Palme" dir sein Wort.

Sie winken dir und nehmen
Nach sieggekröntem Lauf
Dich einst, als ihres Gleichen,
In ihre Mitte auf.

Und will Gott dann begründen
Sein Neu-Jerusalem,
Macht er dich, geist'ge Flamme,
Zum Stern von Bethlehem.

Das heißt freilich das Rauchfaß stark geschwungen! — An die hier abgedruckten Reden des Königs im Saale und im Freien am Huldigungstage in Berlin schließt sich im Geist und Ton der frühern Lieder ein „Huldigungsschwur" und das Büchlein schließt mit einem Nachwort, dessen letzte Strophe sich also vernehmen läßt (S. 54):

Hinweg darum mit armen Worten!
Nur weiße Blätter mögen bleiben:
Wer fühlt, wie ich, der wird sie lesen,
Wer mächt'ger denkt, wird voll sie schreiben.

In der That sind — ein wunderlicher, affectirter Gedanke — dem vor uns liegenden Exemplare einige weiße Blätter angeheftet, eine Einladung gleichsam an den Patriotismus, sich in ähnlichen Ergüssen hier auszusprechen. Ebenso haben wir nicht hübsch gefunden, daß jedem Gedicht ein Motto in verschiedenen alten und neuen Sprachen vorgesetzt ist; über Nr. 1 ist ein französisches, über Nr. 2 ein spanisches, über Nr. 4 ein englisches, über Nr. 5 ein lateinisches, über Nr. 6 gar ein hebräisches und über Nr. 8 eine Stelle aus dem Evangelisten Matthäus gegeben, wobei wir uns wundern, daß nicht die griechischen Worte aus dem Grundtext abgedruckt wurden. Doch eine solche kleine Ostentation ist einem so warm fühlenden Damenherzen wol nachzusehen, und wir schenken ihrem Anch' io son pittore (in linguistischer Hinsicht geredet) einen unbedingten Glauben. *) 82.

Bibliographie.

Benedix, R., 1813. 1814. 1815. Volksbuch. Mit in den Text gedruckten Steinzeichnungen. 1stes, 2tes Heft. 8. Wesel, Bagel. 10 Ngr. (8 Gr.)

Beneke, F. E., Grundlinien des natürlichen Systemes der praktischen Philosophie. 2ter Band. Specielle Sittenlehre. — Auch u. d. T.: Grundlinien der Sittenlehre. Ein Versuch eines natürlichen Systemes derselben. 2ter Band. Specielle Sittenlehre. Gr. 8. Berlin, Mittler. 3 Thlr.

Charakterzüge, Anekdoten und Skizzen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen. Herausgegeben vom Präsident ***. 2tes Heft. 8. Quedlinburg, Basse. 10 Ngr. (8 Gr.)

Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839. 1ster Theil. Gr. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr.

Genesis der Juli-Revolution oder die Staatsidee in Frankreich in ihrer nothwendigen Entwicklung von Ludwig XIV. bis auf Ludwig Philipp, mit einem Rückblick auf Deutschland. Gr. 8. Siegen u. Wiesbaden, Friedrich. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Griepenkerl, W. R., Das Musikfest oder die Beethovener. Novelle. 2te, mit einer Einleitung und 1 musikalischen Zugabe von G. Meyerbeer vermehrte Ausgabe. Gr. 12. Braunschweig, Leibrock. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Haupt, F., Deutsche Sprache und Literatur. Christlichen Schulen und Familien gewidmet. II. Theil. Deutsche Prosa. — Auch u. d. T.: Deutsche Prosa. Ein christliches Lebensbild. Höheren Bildungsanstalten, insbesondere der modernen Bürgerschule, so wie dem christlichen Familienkreise gewidmet. Mit einer Methodik als Vorwort. Gr. 8. Zürich, Meyer und Zeller. 1 Thlr.

*) Der dritte Artikel folgt im Monat November. D. Red.

Heß, W., De Braha und sein Schwert. Historischer Roman aus dem Hussitenkriege in zwei Theilen. 8. Hamburg, Berendsohn. 1841 u. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Ideler, Biographien Geisteskranker in ihrer psychologischen Entwickelung dargestellt. 2te, 3te Lief. Gr. 8. Berlin, Schröder. 20 Ngr. (16 Gr.)

Immergrün. Taschenbuch für das Jahr 1842. 6ter Jahrgang. Mit 7 Kupfern. Gr. 16. Wien, Haas. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Immermann, K., Tristan und Isolde. Ein Gedicht in Romanzen. 8. Düsseldorf, Schaub. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Jungmann, R., Algier oder Scenen und Skizzen aus dem Leben eines politischen Flüchtlings. Mit 3 Abbildungen. 8. Schweidnitz, Heege. 1 Thlr.

Lobstein, J. F., Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß und besonders in Straßburg, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Gr. 8. Straßburg 1840. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Lua, A. L., Gedichte. 16. Berlin 1840. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Nitzschke, Caroline, Ferdinand Eich von Holzbecher, der Letzte seines Hauses, oder die Sage vom Schlosse Eichhoff. Ein Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Glück. 1840. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Preuß, J. D. E., Der große Kurfürst und Kurfürst Friedrich Eisenzahn. Historische Erinnerungen bei Gelegenheit ihrer Thronjubelfeier. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1840. 5 Ngr. (4 Gr.)

Rambach, A. L., Der Deutsche an die Deutschen. Ein ernstes Wort in dieser Zeit. Gr. 8. Schweidnitz, Heege. 5 Ngr. (4 Gr.)

Rödenbeck, Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrich's des Großen Regentenleben (1740—1786), mit historischen und biographischen Anmerkungen zur richtigen Kenntniß seines Lebens und Wirkens in allen Beziehungen. 2ter Band. Enthaltend die Jahre 1760 bis 1769. Gr. 8. Berlin, Plahn'sche Buchh. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Rosenau, W. v., Abdelmelik, König von Granada, oder: Leicht sinkt der Mensch. Eine Geschichte aus der Zeit der maurischen Herrschaft in Spanien. 8. Nordhausen, Fürst. 1842. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Sammlung der vorzüglichsten neueren Reisebeschreibungen u. s. w. Herausgegeben von P. H. Külb. 1ster Band. Fr. Dubois de Montpéreux' Reise um den Caucasus, zu den Tscherkessen, Abchasen u. s. w. 2tes Heft. Mit 1 Lithographie. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 20 Ngr. (16 Gr.)

Sporn, C., Der Pfad der Nacht oder: Der Räuberhäuptling als Bauchredner. Eine der schauerlichsten Räuber-Erzählungen aus dem letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Theodorus, Der Leipziger Guckkastenmann. Eine Humoreske. 8. Leipzig, Rocca. 5 Ngr. (4 Gr.)

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1842. Neue Folge. 4ter Jahrg. Mit dem Bildnisse Victor Hugo's. 8. Leipzig, Brockhaus. 1842. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Volks-Taschenbuch. 1841. Herausgegeben von K. Steffens. Gr. 16. Berlin, Athenäum. 10 Ngr. (8 Gr.)

Waldow, H., Gedichte. 3te Sammlung. — Auch u. d. T.: Erato. Eine Sammlung von Polterabendgedichten. Gr. 12. Stolp, Fritsch. 1 Thlr.

Warum sollen wir und auf welche Weise können wir Frieden halten? Betrachtungen eines deutschen Staatsmannes. 8. Stuttgart, Cast. 15 Ngr. (12 Gr.)

Zimmermann, W., Der Teutsche Kaisersaal. Vaterländisches Gemälde. Mit 30 Original-Stahlstichen, gezeichnet von P. C. Geißler, gestochen von C. Mayer. 1ste — 3te Lieferung. Lex.-8. Stuttgart, Rieger und Comp. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 274. —— 1. October 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Friedrich Wilhelm Riemer. Zwei Bände.*)

Daß schwache Seelen in bester Absicht gar manchen unnützen und faden Beitrag zu unserer, bereits bedeutend angeschwollenen Goethe-Literatur geliefert haben, ist bei des großen Dichters reichem und tiefem Geiste natürlich; daß boshafte und gemeine Menschen ihn im Leben und im Tode nach Kräften zu verkleinern und zu begeifern gesucht haben, ist freilich nicht erfreulich, aber doch erklärlich: daß aber ein Mann, der sich rühmt, 30 Jahre lang fast Tag für Tag mit Goethe gelebt zu haben, dessen äußere Stellung eine nicht ganz gewöhnliche geistige Begabung und Bildung voraussetzen läßt, daß dieser Mann, mit nicht geringen Prätensionen auftretend, in zwei dickleibigen Bänden ein Werk in die Welt setzt, das nach des Verfassers Versicherung (Bd. 1, S. XXIV) eine „Apologie des vielfach verkannten und vielfach verunglimpften Mannes" sein soll, in der That aber mehr als irgend ein anderes geeignet ist, dem Nachruhme des Mannes, auf dem ein guter Theil von Deutschlands Ruhm beruht, zu schaden, ja ihn, wenn das möglich wäre, zu vernichten und seinen Gegnern Waffen gegen ihn in die Hände zu geben: das ist weder natürlich noch erklärlich, sondern eine Schmach für Deutschland und eine Beleidigung gegen den abgeschiedenen Dichter und Alle, die ihm im Leben wahrhaft nahe standen. Wäre dieses Buch anonym erschienen, dann könnte man sich kaum des Gedankens erwehren, daß der Verf. nur die Maske des Verehrers angenommen habe, um so durch bitterste Ironie den Mann, den er zu schildern unternommen, in den Augen aller Welt herabzusetzen. Da nun aber der Name des Herrn Geheimen-Hofrath Riemer einen solchen Verdacht nicht aufkommen läßt, so bleibt nichts übrig, als dem schädlichen Einflusse dieses Buches durch kritische Warnungstafeln möglichst vorzubauen und es als Das, was es durch und durch ist, als eine unerhörte literarische Unbesonnenheit zu bezeichnen. Diese Bezeichnung aber trifft dieses Werk um so mehr, weil alle Verehrer Goethe's an das Erscheinen desselben mit Recht nicht geringe Hoffnungen knüpften, die nun auf das schmählichste getäuscht sind.

Ein so hartes Urtheil ausführlich zu begründen ist um so nöthiger, als es sonst Manchem ungerecht und unglaublich erscheinen dürfte.

Der Titel: „Mittheilungen über Goethe", kann eine zwiefache Erwartung erregen: entweder glaubt man eine zusammenhängende Darstellung von dem ganzen Sein und Wesen des Mannes zu finden, und dann hatte Hr. Riemer sehr werthvolle Vorbilder im Kleinen an den beiden trefflichen Schriftchen des Kanzler von Müller und an Vogel's zu wenig beachtetem Buche: „Goethe in amtlichen Verhältnissen", beide mit gebührendem Lobe erwähnt Bd. 1, S. XV. Oder Hr. Riemer konnte aus seinem Zusammenleben mit Goethe eine Anzahl einzelner Notizen zusammenordnen, die zur nähern Kenntniß des großen Mannes als Mensch und als Dichter auch nach Eckermann's „Gesprächen mit Goethe", welche mit belobender Anerkennung ihrer Treue und Glaubhaftigkeit erwähnt werden Bd. 1, S. XI, mit Dank hinzunehmen gewesen wären, namentlich wenn die hier und da etwas unfruchtbaren, jedoch meist liebenswürdig naiven Zwischenreden Eckermann's vermieden worden wären. Hr. Riemer hat nun offenbar beide Arten von Darstellung verbinden wollen: der erste Band soll: „aus des Dichters eigenen Worten und Werken *) seinen Charakter entnehmen lassen

*) Vgl. die Mittheilungen darüber in Nr. 210—212 d. Bl. D. Red.

*) Was hier der Zusatz: „die mir doch etwas früher als dem Publicum bekannt geworden", besagen will, sieht Rec. nicht ein, da jetzt, so viele Jahre nach Veröffentlichung

und durch ihn selbst seine Rechtfertigung führen". Der zweite Band soll „die interessantesten Aufschlüsse über Goethe's Leben, zumal aus der frühern weimarischen, wenig bekannten Epoche desselben, mittheilen; von der Entstehung seiner Schriften, seinem Urtheile über dieselben, ihren Schicksalen und Veränderungen, ausführlicher als Andere vermöchten, Auskunft und Rechenschaft geben; schließlich auch noch manche nicht bekannte Bemerkungen und Urtheile über alte und neuere Schriftsteller, Personen und Begebenheiten seiner Zeit, nebst trefflichen Maximen und sinnreichen Apophthegmen, als Beispiele von seinen Tischreden, hinzufügen" (Bd. 1, S. XXIV). Der erste Theil dieser Aufgabe nun ist kläglich mislungen; der zweite doch im Ganzen weit hinter jenen Versprechungen zurückgeblieben, indem sich das wirklich Neue und Werthvolle darin recht bequem auf den fünften Theil seines jetzigen Umfanges würde reduciren lassen; die übrigen vier Fünftheile aber aus Goethe's längst bekannten Schriften wörtlich (Bd. 2, S. 219 — 323, aus der vielgelesenen italienischen Reise), oder auszugsweise (Bd. 2, S. 339 — 516, bis auf wenige Zwischenreden aus Goethe's und Schiller's Briefwechsel) entnommen sind, oder allerhand nicht nur nicht hierhergehöriges, sondern an sich leeres, ja oft widerwärtiges Hin- und Herreden enthalten, welches Alles weiter unten im Einzelnen nachgewiesen werden soll.

Dem ganzen Buche des Hrn. Riemer, besonders sichtlich im ersten Bande, liegen zwei Ideen zum Grunde, die an sich schon wunderlich genug, noch viel wunderlicher durch ihre Verbindung werden: erstens nämlich soll Goethe bei seinem Volke ganz und gar unbekannt und vergessen sein *); dennoch aber soll er zweitens von seinen Landsleuten gänzlich verkannt *) und mit einem höchst ingrimmigen Hasse verfolgt werden. **) Zwei Ansichten, die sich denn doch einigermaßen widersprechen dürften, Hrn. Riemer aber Veranlassung geben, das deutsche Volk bald summarisch ***), bald in den Personen seiner bedeutendsten Geister, worunter wir nicht etwa Kotzebue, Böttiger, W. Menzel, Börne, H. Heine, Gutzkow, Laube u. dgl. Leute, wol aber Lessing, Herder, Wieland, Knebel, Schiller, Niebuhr, Tieck, Gervinus meinen, aufs gröbste zu schmähen und zu verunglimpfen; denn die Ursachen jenes Hasses und jener Verkennung sind ihm Haß von Juden und Christen, Eifersucht und Neid der Zeitgenossen, Medisance des großen und kleinen Pöbels, Wi-

jener Werke, diese Priorität doch wol nur persönlichen Werth für den Empfänger haben kann.

*) „So viel ist gewiß, daß von 30 Millionen Deutschen der allermindeste Theil überhaupt nur von einem Goethe etwas weiß, und dieses Etwas vielleicht nicht einmal aus Selbsterfahrung, sondern nur vom Hörensagen und Nennenhören; — auch die streng wissenschaftliche Kaste — deren Stichwort: ‚mais que c'est que ça prouve?' — ‚was geht uns das an?' nimmt von einem Poeten gar keine Notiz." (Bd. I, S. XXXVII fg.) Dagegen wird an andern Stellen z. B. Bd. 1, S. 467 den Literaten oder Schulrectoren ihr „Notiz nehmen" in Programmen sehr verübelt. — „Goethe's Schriften sind lange nicht so allgemein verbreitet, noch weniger so gelesen, als sie sein müßten, um aus ihm selbst über ihn zu urtheilen. Für die Menge der Nicht- und Halbkenner, für alle die von dem Machtspruche der öffentlichen, selbst nicht gehörig unterrichteten oder miswollenden Stimmführer und Schreier abhängigen Gemüther ist ein freierer Standort auszumitteln, von dem aus sie eine unbefangene, wenigstens selbsteigene (?) Ansicht der Sache gewinnen können." (Bd. I, S. 114.) Wahrscheinlich wird Hr. Riemer nächstens als selbstbestellter Apostel eine Goethe'sche formula fidei aufstellen, die dann in allen Volksschulen neben dem Katechismus gelernt werden muß. „Goethe, den man trotz alles Geredes von und über ihn nicht kennt." (Bd. 1, S. 433.) Einen interessanten Gegensatz hierzu bieten folgende Worte einer kürzlich erschienenen, erbärmlichen Schrift: „Schiller und Goethe. Ein psychologisches Fragment" (Hamburg 1841), „wer nicht in jeden Winkel seines Herzens eine Bildsäule von Schiller und Goethe stellen will, hat zum Lohn den Tod" (S. 11), und „Goethe herrscht über die Geister" (S. 39).

*) „Als Mensch gänzlich verkannt zu werden und als Talent nur bedingungsweise zu gelten, ist freilich ein hartes Erdenlos." (Bd. 1, S. 293.) Hr. Riemer muß aber hier seine sonstige Meinung, nur Goethe sei so unglücklich gewesen, einmal vergessen haben, wenn er sogleich fortfährt: „aber doch das Schicksal aller großen Männer, zu deren Verständniß und Beurtheilung die Menge nun einmal nicht geeigenschaftet ist"; dann sollte er der Menge aber auch keine Vorwürfe darüber machen.

**) „Angefeindet von allen Seiten, nicht nur im Leben, noch mehr nach dem Tode, und zwar in allen Beziehungen gilt er Nichts, er ist kein Mensch, kein Geist, kein Genie, kaum ein Talent, kein Deutscher, kein Patriot. Ein Unsittlicher ist er, ein Schwacher, Fauler, der beständigen Aufreizung bedürftig, dem Künstlerneid unterworfen." (Bd. 1, S. 458 fg.) „Neben seinem Leichnam sitzt, nicht etwa Ein Advocatus Diaboli, sondern eine ganze Rotte von Dick- und Dürrteufeln." (Bd. 1, S. 491.) „Goethe litt anfangs (in Weimar) nicht nur körperlich — —; noch mehr aber sittlich, durch einen allgemeinen, unglaublichen, fast bis zur Wuth gehenden stillen Haß. Odium Vatinianum nennt ihn Wieland. Er hätte auch theologicum — bekanntlich das schlimmste und gefährlichste — sagen können: denn sogar die geistlichen Herren ließen es nicht daran fehlen. In neuester Zeit trat auch noch das odium Boernianum oder Judaicum hinzu, das freilich schon seit undenklichen Zeiten als ein adversus omnes alios hostile odium überhaupt (Tacit. Hist. V, 5) ihn nicht ausnehmen konnte." (Bd. 2, S. 13 fg.)

***) „Die Moralität hat in Deutschland keinen Richterstuhl, an den man sich wenden könnte, wenn in Schriften den Urheber selbst schändende Verleumdungen, ehrenrührige falsche Urtheile über ausgezeichnete, verdienstvolle Männer ausgesprochen erscheinen, wenn ihren reinsten Bemühungen eigennützige selbstische Absichten nicht etwa nur muthmaßlich zugetraut, sondern als eine ausgemachte Sache mit einer Dreistigkeit Schuld gegeben werden, die im gesellschaftlichen Leben nicht ohne Foderung auf Genugthuung bleiben würde." (Bd. 2, S. 215.) „Bei keiner Nation ist ein Dichter so übel daran, wie ein Deutscher bei der seinigen." (Bd. 1, S. 228, vgl. S. 6, 472; Bd. 2, S. 566, 608, 632.) In der augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 188, Beilage, S. 1498, wird hierbei recht passend an Byron's Behandlung seitens der britischen Nation erinnert. Hr. Riemer verschanzt sich bei diesen Invectiven gern hinter einzelne Sprüche Goethe's; dieser aber, der wie Wenige das Recht und die Befugniß hatte, sein Volk auch strafend zu belehren, thut es nie auf wegwerfend gehässige Weise, und der anerkennenden Stellen hätte Hr. Riemer, wenn er gewollt, auch nicht wenige auffinden können, z. B. Bd. 3, S. 235, Ausg. v. 1840.

goterie und Prüderie, Fanatismus und Verketzerungssucht, Gelehrtenstolz und Philisterei, Dünkel und Rechthaberei, Muthwillen und Impertinenz bis zur Insulte. (Bd. 1, S. 1 fg., vgl. S. xxv fg.)

Wahrlich, ein äußerst feines und zierliches Aushängeschild, mit dem Hr. Riemer den Eingang zu dem Tempel, den er einem der edelsten und reinsten deutschen Geister erbauen will, ziert, namentlich wenn man den etwas übelriechenden Sinn der auf derselben Seite angedeuteten Stellen (Persius Sat. I, 113; Eustath. ad Diog. Perieg. 494) noch mit hinzunimmt.

Diesen heftigen Anklagen widersprechen nun aber leider Hrn. Riemer's eigene Worte: „Wie Viele haben ihm nicht die geheimsten Confessionen gemacht!" (Bd. 1, S. 46), was denn doch auf einige Achtung, ja Verehrung und größtes Zutrauen von Seiten dieser Vielen schließen läßt, und:

Damals (nach Goethe's Tode) herrschte noch allenthalben Schweigen und tiefe Trauer. Die Kunde von seinem Hingang hatte eine allgemeine Bestürzung über die Edeln der Nation, über alle Optimaten des Geistes (sonst aber scheint Hr. Riemer deren gar keine zu kennen) verbreitet; sie ehrten den Moment durch Schweigen und Andacht (Bd. 1, S. xiv);

dem widersprechen die starken, rasch wiederholten Auflagen von Goethe's Gesammt- und Einzelwerken, wenn wir auch nur auf zehn Käufer einen Leser, und auf zehn Leser einen verständigen Leser rechnen wollen; dem widerspricht der überall in die Augen springende Einfluß, den Goethe auf die Fortbildung der ganzen deutschen Literatur ausgeübt hat; dem widerspricht die künstlerische Thätigkeit, die bald ihn selbst zum Gegenstande nimmt, bald Stoffe von ihm entlehnt; dem widersprechen zahlreiche bestimmte Zeugnisse bedeutender Männer der Gegenwart; dem widerspricht endlich die durch ganz Deutschland unter den gebildeten Ständen herrschende Meinung in den Augen Aller, die einzelne vorlaute und unberufene Schreier von der Stimme der Besten im Volke vorurtheilsfrei zu unterscheiden wissen, wozu freilich mehr gehört, als in allerhand Tagesblättern und ephemeren Erscheinungen nach einzeln stehenden Äußerungen über Goethe gehässig herumzukramen. Und bei allen diesen Expectorationen vergißt Hr. Riemer, daß er selbst als das Wesentliche in Goethe's schöpferischer Thätigkeit bezeichnet, er habe „gedichtet, weil er mußte und wann er mußte; für sich und für theilnehmende Freunde, nicht um dem Publicum zu dienen, das weder Dank noch Stimmung gibt; nicht für Alt und Jung, nach dem er sein Leben lang nicht fragte; noch für den Ruhm, dem er auch nicht am Ende des Lebens nachjagen mochte" (Bd. 1, S. 54, vgl. S. 485, 490); daß Hr. Riemer selbst ausspricht: „wie so gar Wenig oder Nichts von einer öffentlichen Meinung zu halten und darauf zu geben sei" (Bd. 1, S. xxi), und daß insbesondere „die Beurtheilung von Goethe's Talent als Dichter nur Wenigen zukommen dürfte, die seines Gleichen sind und ohne Künstlerneid; die Bestimmung aber seines moralischen Werthes als Mensch, nach Philosophie und Christenthum, außer dem Bereiche und außer der Befugniß eines Mitmenschen gegen den andern liege, zumal eines solchen, der weder die Person noch das Leben des andern hinlänglich kenne, um darüber abzusprechen" (Bd. 1, S. xxv), durch welche letzten Worte Hr. Riemer wahrscheinlich seine eigene Befugniß retten will.

Von allen den Schriftstellern, die bisher irgendwie auf unanständige und unwürdige Weise gegen Goethe zu Felde gezogen sind — eine anständige Polemik gegen diese oder jene Einzelnheit seiner Werke wird hoffentlich Hr. Riemer selbst nicht verbieten —, ist nicht viel Schaden zu befürchten, denn überall zeigt sich deutlich genug entweder eine trübe Quelle oder geistige Armuth. Ein Buch für ihn aber, auf so schwachem Grunde aufgeführt und von so gänzlich befangenem Urtheile ausgehend, kann wenig Gutes, wol aber viel Nachtheiliges wirken; denn daß eine schlechte Vertheidigung schlimmer ist als eine wackere Befehdung, ist eine alte Sache.

Noch schlimmer aber wird diese Vertheidigung dadurch, daß sich im ganzen ersten Bande mit sehr wenigen Ausnahmen *) wol schwerlich drei Seiten hintereinander werden auffinden lassen, auf denen sich nicht die beiden besprochenen Grundideen des Verfassers in den bittersten und gehässigsten Invectiven gegen Goethe's wahre oder vermeintliche Gegner Luft machen. Es ist dies allermindestens eine sehr unkluge Taktik, denn ein solches immer und immer auf dieselbe Weise wieder Losschlagen auf einen Feind, den man sich doch zugleich das Ansehen gibt, gänzlich zu verachten, zeugt von Mangel an bessern Waffen und geringem Vertrauen auf den Sieg, und wird gewiß Niemand für die Sache gewinnen, für die Hr. Riemer ficht. Wer aber Goethe und seine Werke kennt und ehrt, der wird Kotzebue's, Böttiger's, W. Menzel's, Börne's und des ganzen modernen, schöngeistigen Judenthums Angriffe auf dieselben in ihrer ganzen Armseligkeit zu schätzen wissen, auch ohne daß Hr. Riemer, unter vielem Ähnlichen, klagt: „Wolfang der Franzosenfresser habe Wolfgang Goethe's ganzen Ruhm verschlungen, wie die Neuseeländer das Auge ihres Feindes, in der Meinung, dessen Seele darin zu verschlucken und ihr so den Ruhm und die Unsterblichkeit zu rauben und sie sich einzuverleiben" (Bd. 1, S. 477), ohne daß Börne mit fadem Witze der „bornirteste Egoist" genannt und „Narr" geschimpft wird (Bd. 1, S. 434), ohne daß eine abgeschmackte Äußerung von Laube („Geschichte der deutschen Literatur", Bd. 2, S. 156), die sich nicht einmal direct auf Goethe bezieht, in einem Bande vier Mal (Bd. 1, S. xxvi, 192, 274, 492) des Breitern aufgetischt wird. Indignirt aber werden die Wohlgesinnten und mindestens irre gemacht, nicht nur an Hrn. Riemer, sondern an Goethe selbst die Schwankenden werden, wenn sie sehen, daß die edelsten Männer Deutschlands nicht nur aller möglichen

*) So namentlich Bd. 1, S. 362—373 gibt über Goethe's eheliches Verhältniß neue, interessante und rein historisch gehaltene Mittheilungen. S. 170—180 über Goethe's „Deutschheit", das Beste von Hrn. Riemer's eigener Arbeit an dem ganzen Buche; wir kommen weiter unten darauf zurück.

Verbrechen gegen Goethe angeklagt, sondern überhaupt literarisch und mehr noch moralisch herabgesetzt und verdächtigt werden; hiervon, was wir Hrn. Riemer nicht nur zum literarischen, sondern geradezu zum sittlichen Vorwurfe machen müssen, folgende Pröbchen:

Lessing wird „ein wahrer Mercutio, als literarischer Renommist und kritischer Klopffechter" genannt (Bd. 1, S. 284); ferner heißt es von ihm: „Selbst Lessing, welcher gar weislich lehrte: man müsse sich in Zeiten darauf gefaßt machen, Widerspruch zu ertragen, konnte es gerade am wenigsten, obschon er selbst aller Welt, Todten wie Lebenden, widersprach, Verstorbene, an denen nichts gelegen war, spitzfindig vertheidigte und Lebende durch Sarkasmen sich zu Feinden machte" (Bd. 1, S. 274), seine ganze Art der Kritik, der wir die ganze neuere Literatur, und somit Goethe selbst hauptsächlich zu danken haben, wird der des ersten besten Tagesblattes gleichgeachtet (Bd. 1, S. 12) und sein Urtheil über den „Götz" und den „Werther" (Bd. 1, S. 467, vgl. S. 478) ihm zum Vorwurf gemacht. Über seine „Minna von Barnhelm" wird ein mündliches, sehr bedingt lobendes Urtheil Goethe's aus dem Jahre 1806 mitgetheilt (Bd. 2, S. 663), nicht aber das weit anerkennendere, das Goethe selbst später zu veröffentlichen für gut befunden („Dichtung und Wahrheit", Bd. 2, Buch 7; Werke Bd. 21, S. 80 fg., Ausg. v. 1840), während doch Hr. Riemer, wie so oft, auch auf derselben Seite seines Buches kein Bedenken trägt, Worte aus „Dichtung und Wahrheit" über Lessing geradehin wieder abdrucken zu lassen; übrigens ist dies eine der wenigen Stellen, die Hr. Riemer ohne Citat wiedergibt, sodaß man leicht zu der Meinung verführt werden könnte, etwas ganz Neues zu lesen; die Worte stehen Theil 2, Buch 8; Werke Bd. 21, S. 138, Ausg. v. 1840.

Von Knebel, Herder und Wieland heißt es: „Gegen diese erscheint Goethe doch überall wie ein Gott, denn der läßt Jeden wie er ist." (Bd. 2, S. 252.)

Bei Wieland wird das allerdings, aber aus Gutmüthigkeit, Schwankende in seinem Charakter auf eine gehässige Weise hervorgehoben: er „bedenkt nicht, was er sagt*), und schwätzelt, wie der alte zur Cicade gewordene Tithonus, dergleichen Gedanken, die ihm in die Quere kommen, so vor sich hin und weiß doch am Ende sie durch Bonhommie wieder gut zu machen". (Bd. 2, S. 151 fg.) Er „schwankt ewig zwischen enthusiastischem Lobe des Hofes und Weimars und kricklichem Tadel wie ein Rohr im Winde" (Bd. 1, S. 168) und so unzählige Male in der ersten Hälfte des zweiten Bandes.

Knebel „unruhig und hypochondrisch, — — pflegte, trotz mancher Facilität und Gunst, immer auf Hof und Stadt zu schelten und zu schmollen" (Bd. 1, S. 168); er „ist, anfangs wenigstens, nicht immer frei von unbilligen, ja ungerechten Urtheilen über Goethe". (Bd. 1, S. 449, vgl. S. 244; Bd. 2, S. 559.)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Worte rühren aus einem Briefe Goethe's an Lavater her (Bd. 2, S. 107), aber Hr. Riemer sollte hier und oft bedacht haben, daß gerade derartige Äußerungen, vielleicht gereizter Augenblicke, vielmehr zu unterdrücken als Böttigerisch breit zu treten, seinem Zwecke angemessen gewesen wäre.

Aus Italien.

Unter der Ägide der Propaganda zu Rom erschien kürzlich: „Grammatica ragionata della lingua Otomi, con un vocabolario spagnuolo-italiano-otomi del conte *Enea Silvio Piccolomini*" (Rom 1841), die dem gelehrten Am. Peyron zu harten Bemerkungen Anlaß gab. Der Hr. Graf mochte nämlich sich nicht eingebildet haben, daß die im „Mithridates" (Bd. 3, Th. 3, S. 2 u. 5) und auch von Vater in der „Literatur der Grammatiken und Lexika" (S. 176) aufgeführten „Reglas de orthographia, diccionario y arte del idioma Othomi, breve instruccion para los principiantes, que dictò el *L. D. Luis de Neve y Molina*" (Mexico 1767) auch in andere Hände gekommen seien, und gab für eine eigene Arbeit, pel meglio della fede cattolica e della civilizzazione aus, was eine schlechte Übersetzung des genannten Buches war. Die Misgriffe, die seine wenige Einsicht in die Sache und der völlige Mangel alles linguistischen Taktes herbeiführte, würden vielleicht von dem gelehrten Peyron schonender behandelt worden sein, wenn nicht aus den wenigen Worten, die an dem italienischen Pamphlete dem Herrn Grafen gehören, eine vornehm thuende Dreistigkeit und eine Art von Hohn herausklängen, welche eine strenge Zurechtweisung verdienten. Don Luigi z. B. hatte zweierlei y in seinem Buche gebraucht, um mit dem einen den dritten Ton des i zu bezeichnen, mit dem andern den dritten, nämlich den Kehlton des u. Der Hr. Graf, der *vorgibt*, die Othomisprache in ihrem Heimatlande studirt zu *haben*, findet den Unterschied bald unbequem und verwechselt entweder ein Zeichen mit dem andern oder setzt kurzweg y, manchmal yy, ein und dasselbe Zeichen für zweierlei Laute. Ebenso geht es ihm mit dem Guttural-a. Die glücklichen Erfolge der neuern italienischen Reisenden aus edeln Geschlechtern, auch im Gebiete der Linguistik, mögen den Wunsch nach gleichem Ruhme bei mehren erregt haben. Es ist zu wünschen, daß diese Neigung sich noch allgemeiner verbreite, aber mit ehrlichern Waffen, als Graf Piccolomini gethan hat, um diesen Preis gestritten werde.

Ein gelehrtes Werk, das auch von den deutschen Forschungen Kenntniß darlegt, ist die „Storia della legislazione italiana di *Federico Sclopis*" (Turin 1840), von welcher der erste Band erschien. Er umfaßt mit Gründlichkeit und Geist die Zeit, die aus den römischen Zuständen hervorging, die eigentlich italienische Periode (im 14. Jahrhundert), wo der Volksgeist in seiner glänzendsten Entwickelung hervortrat, bis auf Savanarola und Machiavelli. Sollte das Buch auch nicht übersetzt werden, so verdient es doch sicher Beachtung. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 275. —— 2. October 1841.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Friedrich Wilhelm Riemer. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

Herder wird mit Knebel Goethe's „nächster Freund" genannt (Bd. 2, S. 207), dennoch ist unter vielem Andern Folgendes von ihm zu lesen: er „spricht in seinen „Ideen" vieles nur aus, was Goethe gefunden und ihm mitgetheilt hatte, obschon er sich die Miene gibt, als arbeite Goethe nur wie ein guter Schüler unter Anleitung seines Lehrers zu dessen Zufriedenheit" (Bd. 1, S. 196, vgl. Bd. 2, S. 235). Er „ging durch diese Neidschwäche und an dieser vielleicht zu Grunde" (Bd. 1, S. 340, vgl. S. 452).

Von Herder ist kaum ohne Ärger und Rüge zu sprechen, selbst wenn man seine Kränklichkeit und den daraus entspringenden übeln Humor in Anschlag bringt: denn eine sechszigjährige üble Laune ist gleich einer andern Natur; und wenn man so dem Inhaber die Fähigkeit absprechen müßte, sie zu beherrschen, so verfiele er in eine üble Nothwendigkeit, die ihn seiner Verdienste und aller Zurechnung berauben würde. (Bd. 1, S. 448.)

Er „maßte sich sogar über Goethe ein Ascendant, bald der Correction, bald der Protection an und suchte es bis zum letzten Augenblick zu behaupten" (Bd. 2, S. 48). Daß Herder an den hier böswillig übertriebenen Fehlern allerdings litt, brauchen wir nicht erst von Hrn. Riemer zu lernen; daß aber Niemand die Folgen derselben schmerzlicher empfand und abbüßte als Herder selbst, ist ebenfalls bekannt.

Niebuhr, „der von nazarenischem Einflusse seines Umgangs nicht frei sein mochte", hat Goethe getadelt „nach einem wahrhaft demokratischen Raisonnement bei übrigens höchst aristokratischer Gesinnung" (Bd. 1, S. 321).

Voß, Vater und Sohn, „versetzten tückisch dem um sie verdienten Manne einen hämischen Streich; der erstere durch das ‚Lied der Romantiker an ihren Herrgott' (wol mehr gegen die Romantiker als gegen Goethe gerichtet), letzterer durch eine Recension von Grübel's Gedichten ganz im Gegensinne von Goethe's Beurtheilung" (Bd. 2, S. 667); hiernach zu schließen, muß eine abweichende Meinung allemal hämisch sein.

Tieck, „der große Shakspeareomane, der als Kritiker noch über dem Dichter selber steht, einzig und allein ihn durchsieht und mit grobem Selbstempfinden Jeden wegbeißt, der nur auch ein Wort sagen möchte, wie ihm die Sache erscheint". (Bd. 2, S. 656, vgl. S. 648; Bd. 1, S. 466.)

Gervinus zweifelt an Goethe's Thätigkeit „aus Dummheit des Herzens oder des Verstandes" (Bd. 1, S. 187, vgl. Bd. 2, S. 514), dies dürfte aber doch gerade die Eigenschaft nicht sein, die man bei einiger Lecture seiner Schriften an Gervinus findet, obschon man deshalb noch keineswegs seinem Urtheile über Goethe beizustimmen braucht; Rec. würde ihn lieber den Mann des Widerspruchs, aber gewiß immer des geistvollen Widerspruchs nennen.

Von Öhlenschläger wird nicht weniger als drei Mal (Bd. 1, S. 234, 269, 415) erzählt, daß er die üble Gewohnheit habe, während des Gesprächs oft mit den Fingern zu knacken; was für die Charakteristik dieses Dichters ohne Zweifel hochwichtig sein muß.

Selbst Cotta, der vieljährige Freund Goethe's und Verleger seiner Schriften, entgeht nicht mancher hämischen Anspielung (Bd. 1, S. 251, 344, 387), um so hämischer, als es sich an den beiden letzten Stellen um nichts Höheres als das liebe Geld und gute Bissen handelt.

Besonders widerwärtig aber tritt diese Richtung in der Besprechung von Goethe's Verhältniß zu Schiller hervor. Goethe hat es längst und nachdrücklich ausgesprochen, daß wir Deutschen „uns nicht darüber streiten sollten, wer größer sei, er oder Schiller, sondern uns darüber freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber wir uns streiten können" (Eckermann's „Gespräche mit Goethe", Bd. 1, S. 221), Goethe nennt Schiller auch einen „prächtigen Menschen" (daselbst S. 198); Hr. Riemer aber, dem trefflichen Worte seines großen Meisters schnurstracks entgegen, „glaubt auf allen Seiten (d. h. als Dichter und als Mensch) ein Übergewicht Goethe's zu finden" (Bd. 1, S. 455). Dieses Übergewicht nun nachzuweisen, soll der Abschnitt: „Goethe und Schiller", im ersten Bande S. 454 — 463 dienen, derselben Absicht zu Liebe ist im zweiten Bande, S. 356 — 509, ein weitläufiger Auszug aus dem durch den Druck Jedermann zugänglichen Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller geliefert und hier und da mit Anmerkungen versehen, die des Verfassers Intention, Goethe's Übergewicht durch Verkleinerung

Schiller's zu beweisen, klar genug kund geben: da wird Schiller's körperliches Aussehen und seine Haltung zu seinem Nachtheil mit Goethe's verglichen (Bd. 1, S. 51, 401, 455), da wird an einem einzelnen Ausdrucke Schillers gemäkelt und derselbe durch elende Vergleiche lächerlich gemacht (Bd. 2, S. 486, vgl. S. 366), da wird versichert, daß der kränkliche, anfangs selbst mit Noth kämpfende Schiller es weit besser gehabt hätte (Bd. 1, S. 384), daß er durch die äußern Umstände mehr begünstigt gewesen sei als Goethe (Bd. 1, S. 459), während doch der Eine die Ungunst der Zeit wahrscheinlich ebenso gut als der Andere zu tragen gehabt hat, ja Goethe noch in einer Zeit auftrat, die frei war von aller „revolutionnairen Ansäuerung"; Schiller's weit verbreiteter Ruhm wird nicht ohne merklichen Ingrimm dem Goethe's entgegengestellt (Bd. 1, S. 459), sodaß es fast das Aussehen gewinnt, als habe Ersterer Letzterm allen Ruhm weggeschnappt; „Schiller erklärte recht im Sinne der neuesten Demagogen oder vielmehr Demokolaken das Publicum für seinen Souverain" (Bd. 1, S. 489); Schiller „hatte weder Lebensklugheit, noch Lebensart im Überfluß", und zwar wird dies versichert in einer Anmerkung zu einem Briefe Goethe's, in welcher ihn dieser in Bezug auf beide Eigenschaften über sich selbst setzt (Bd. 2, S. 350); von Schiller kann Hr. Riemer nicht sagen, daß er Tadel vertragen habe (Bd. 1, S. 65); „Schiller möchte Goethen nicht so ganz neidlos angesehen haben" (Bd. 1, S. 341, vgl. S. 463), auch glaubte er „wegen seiner philosophischen Bildung Goethen zu übersehen und ein Ascendant über ihn zu haben" (Bd. 1, S. 461); er ist ferner ein „obstinater Kritiker" (Bd. 2, S. 350, 478); er hat „den ‚Egmont' durch eine ungehörige Kritik discreditirt und sodann durch eine, mit der Schere nur, vorgenommene Bearbeitung für die Bühne verstümmelt, um nicht zu sagen verhunzt" (Bd. 1, S. 468); er hat sich „über Goethe's Unthätigkeit aufgehalten" (Bd. 1, S. 458); es ist die Rede von Schiller's „Quengelei an Goethe's genialen Naturwerken, weil sie nicht in seine Kant'schen Kategorien paßten" (Bd. 1, S. 452), desgleichen von „Quengeleien und Nörgelrien über den ‚Wilhelm Meister'" (Bd. 1, S. 456); Goethe aber „deponirte Manches bei seinem Freunde Schiller und brachte dadurch dem Stoffarmen die Welt so zu sagen ins Haus" (Bd. 1, S. 186, vgl. S. 339); „Schiller war nicht ganz rein von dem Vorwurfe der Präoccupation, Er, der ewig um Stoffe verlegen und darnach suchend, gar leicht etwas occupirte, was Goethe zu bearbeiten Lust hatte" (Bd. 1, S. 248), ja er hat, wenn man Hrn. Riemer's etwas gedrechselte Worte in ehrliches Deutsch übersetzt, Goethe geradezu bestohlen: „Das ganze Manoeuvre Schiller's erinnert — mutatis mutandis — an die Fabel vom Fuchs und vom Raben, dem jener den gewonnenen Käse abschmeichelt. Schiller geht hier und weiterhin Goethen so lange um den Mund, bis Goethe durch das sich Aussprechen über einen Gegenstand das Interesse daran verliert und ihn fallen läßt. Und so war Goethe eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden, wie ihm Schiller versichert." (Bd. 2, S. 413, vgl. dagegen Goethe's Worte bei Eckermann, Bd. 2, S. 42, 196.)

Dies Alles und unzähliges Ähnliche wagt Hr. Riemer von einem Manne zu sagen, dem Goethe die herrlichsten Denkmale der Liebe und Verehrung errichtet hat, „mit dessen Tod er die Hälfte seines Daseins verlor" (Goethe an Zelter, bei Hrn. Riemer Bd. 2, S. 509), den Hr. Riemer doch selbst Goethe's „wahrhaft geliebten, aufrichtig verehrten Freund und Mitkünstler" (Bd. 1, S. 56) und einen „ihm völlig ebenbürtigen Geist" (Bd. 1, S. 464) nennen muß.

Man weiß wahrlich nicht, wie man das Verfahren, Goethen auf diesem Wege zu ehren, mit einem hinreichend starken Namen bezeichnen soll: und doch wird es noch übertroffen durch ein paar Stellen, für die kein anderes Prädicat als das der **Gemeinheit und Niedrigkeit** passend ist: Eine Frau, bisher immer nur als eine Zierde des weiblichen Geschlechts erwähnt, von Goethe selbst, wie Hr. Riemer recht gut weiß (Bd. 2, S. 534), auf zarte und liebevolle Weise unter dem Namen Leonore im „Fastnachtsspiel vom Pater Brey" bezeichnet, Karoline Herder, entblödet sich Hr. Riemer nicht eine „geistliche Megäre" zu nennen (Bd. 1, S. 386, vgl. S. 384, 452; Bd. 2, S. 178, 559). Wo möglich noch niedriger ist es, wenn Novalis der romantischen Schule „schwindsüchtiger Heiliger" genannt wird (Bd. 1, S. 313, vgl. S. 468): wenn Hr. Riemer auch nicht begreifen kann, daß Novalis, von dem übrigens an anderer Stelle (Bd. 2, S. 94) wieder einmal zur Bestätigung eines Goethe'schen Wortes ein Ausspruch entlehnt wird, trotz mancher Irrung ein wahrhaft frommes und tief poetisches Gemüth besaß, so sollte er doch wenigstens gelernt haben, daß das Unglück in den Augen jedes edeln Menschen eine heiligende Kraft hat, und daß Kinder die Ruthe bekommen, wenn sie körperliches Leiden, namentlich unverschuldetes, verhöhnen.*)

Diese Seite ist die elendeste und selbst Goethe's Ruhm in hohem Grade gefährliche des ganzen Buches; sie beweist, daß Hr. Riemer ganz unfähig ist, eine Apologie Goethe's zu schreiben: denn wer eine Größe dadurch zu erheben sucht, daß er alle andern Größen muthwillig verkleinert, der wird gewiß in den Augen aller der Sache unkundigen, aber geistig gesunden Leute eben die Größe, die er erheben will, und nebenbei auch sich *selbst* nur desto mehr herabsetzen; Goethe aber ist denn doch wahrlich eine Größe, die solcher Kunstgriffe zu ihrer Erhebung nicht bedarf.

Aber die Unfähigkeit Hrn. Riemer's zu seinem Unternehmen zeigt sich nicht nur von der eben besprochenen Seite, sondern auch von der wissenschaftlich-künstlerischen; sie zeigt sich in dem dürren Gerüste, das dem ersten Bande seines Buches zu Grunde liegt und etwa wie ein Compendium der Psychologie aus der weiland Gottsched'schen Perückenzeit aussieht, und sie zeigt sich in dem traurigen Mangel aller höhern Auffassung in der Ausführung desselben.

*) Auch Böttiger brauchte nicht wegen seines Äußern lächerlich gemacht zu werden (Bd. 1, S. 337 fg.), um in seinen Schwächen sichtbar zu sein.

Goethe's Größe beruht recht wesentlich auf der Einheit seines ganzen Seins und Wesens bei der größten Allseitigkeit; durch die gleichmäßige, harmonische Ausbildung aller seiner Seelenkräfte, wie nicht minder seiner mehr körperlichen Geschicklichkeiten und Gaben ist er wol der einzige Mann der neuern Zeit, an dem uns die Herrlichkeit althellenischen Lebens in einem kraft- und lebensvollen Beispiele vor die Augen tritt: statt nun den Versuch zu machen, von dieser Einheit und Ganzheit des Mannes ein ebenso einiges und ganzes, lebensfrisches Bild zu entwerfen, hat Hr. Riemer nichts Anderes gethan als eben Das, was er Goethe's Gegnern vorwirft: „denn statt ihn ganz zu lassen und so der Nachwelt zu überliefern, seciren sie ihn und präpariren ihn stückweis" (Bd. 1, S. 493), und gerade so stückweis überliefert ihn denn auch Hr. Riemer dem Publicum. Folgendes ist das Schema des ersten Bandes, wobei wir uns den weitläuftigern Nachweis der darin vorkommenden Verstöße gegen die Logik ersparen können, da dieselben bereits in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Beil. Nr. 187, 188) berührt sind: Auf das „Vorwort" (S. IX—XXXII) folgt eine, fast ausschließlich gegen Goethe's verschiedene Widersacher gerichtete „Einleitung" (S. 1—18); sodann sollen in zwei Abschnitten: „Johannes Falk" (S. 19—30) und „Bettina Brentano" (S. 31—40) überschrieben, zwei Schriften beurtheilt werden, die „bei der löblichen Tendenz, Goethen in ein vortheilhaftes Licht zu zu stellen, ja ihm alle Liebe und Ehre zu erweisen, dennoch durch die Verbreitung so vieles Einseitigen, halb oder ganz Falschen, ja Erlogenen (das stimmt trefflich zu dem eben ausgesprochenen Lobe) mehr geschadet als genutzt haben" (S. 18). Nachdem so das Feld gereinigt ist, geht Hr. Riemer in Abschnitt IV zu Goethe's „Persönlichkeit" über (S. 41—54), wovon unter V seine „Constitution" oder — wie es in den Blattüberschriften heißt — „Gesundheit" unterschieden wird (S. 55—61). Von dem Körper zum Geiste fortschreitend, wird in Abschnitt VI (S. 62—76) Goethe's „Charakter", in VII (S. 77—183) seine „Gesinnung" besprochen, welche aus a—i, nämlich aus: „Sensibilität, Ruhe, Uneigennützigkeit, Dankbarkeit, Wohlthätigkeit, Aberglauben, Religiosität, Aristokratismus, Deutschheit" besteht; es folgt in VIII (S. 184—222) seine „Thätigkeit" mit den Unterabtheilungen: „Gegenständlichkeit des Denkens, Benutzung zufälliger Ereignisse, Benutzung Anderer, Nachahmer", welche letztern also auch für einen Theil von Goethe's Thätigkeit erklärt werden, etwa auf die Weise, wie Odysseus bei Ovid (Metam., XIII, 171, 236) des Achilles und Ajax Thaten für die seinigen erklärt. Der folgende Abschnitt IX (S. 223—231, also einer der kürzesten) führt die doppelte Überschrift: „Totalität" und „Mensch und Autor Eins". Wenn wir uns aber schon freuen, endlich den ganzen Goethe erwischt zu haben, werden wir mit den folgenden Abschnitten erst recht in seine Particularitäten eingeführt; X (S. 232—287) „Eigenheiten", nämlich: „Incognito, Discretion, Laune, Witz, Humor, Ironie, Unmuth", dies eine Eigenheit, die andere Menschen leider oft mit Goethe gemein haben, z. B. Rec. über Hrn. Riemer's Buch in hohem Grade; ferner IX (S. 288—353): „Fehler", nämlich „Eitelkeit, Selbsturtheil (ein wunderlicher Fehler, der recht vielen Menschen zu wünschen wäre), Parteilichkeit für, Parteilichkeit wider, Neidsucht, Bequemlichkeit". Nun ist endlich Goethe's körperliche und geistige Persönlichkeit erschöpft und es kommen seine Verhältnisse zur Außenwelt an die Reihe: XII (S. 354—388) „Häuslicher Zustand", mit den Unterabtheilungen „Besitz, Ökonomisches, Erwerb"; XIII (S. 389—408) „Reisen", darunter „a) Gesellschaft"; XIV (S. 408—426) „Fremde, a) Martin Friedrich Arendt, b) Adam Öhlenschläger, c) Franzosen und Engländer"; XV (S. 426—442) „Juden", ein höchst willkürlich, aber nicht ohne Absicht herbeigezogener Abschnitt, für den man viel lieber „Amtsgenossen" oder — wenn dies Rücksichten verboten — „Untergebene" gefunden haben würde; XVI (S. 443—453) „Freunde", insbesondere „Goethe und Schiller" (S. 454—463); XVII (S. 464—466) „Umgebung" und als Corollarium dazu „Verehrer" (S. 467—476), was beinahe aussieht, als ob Goethe nur von seiner Umgebung verehrt worden sei; XVIII (S. 477—480) „Ruhm", und endlich XIX (S. 481—496) „Publicum".

Dies die Disposition des ersten Bandes; wir wollen nun den Inhalt der einzelnen Abschnitte, soweit er nicht schon berührt ist, durchgehen, um das oben über deren Ausführung gefällte Urtheil zu erhärten, vorher jedoch noch ein Wort über die Quellen, die Hr. Riemer benutzt hat.

Über die ungedruckten darunter, namentlich Goethe's Tagebücher, ist natürlich ein anderes Urtheil zu fällen unmöglich, als daß das daraus, größtentheils jedoch erst im Anfange des zweiten Bandes Mitgetheilte das Werthvollste in dem ganzen Buche ist und den lebhaften Wunsch nach mehr, aber ohne Hrn. Riemer's Randglossen, erregt. Unter den gedruckten Quellen wird beiweitem am häufigsten Goethe's Briefwechsel mit Schiller und Zelter angeführt und ist dabei wol nicht immer genug berücksichtigt, daß, auch bei einem Manne wie Goethe, Briefe an so vertraute Freunde doch häufig nur der Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung oder auch Misstimmung sind. Goethe's eigene Mittheilungen in „Dichtung und Wahrheit" *), seinen Reisetagebüchern und Tag- und Jahresheften werden, mit übermäßiger Ausnahme der „Italienischen Reise", verhältnißmäßig wenig, ja wol zu wenig benutzt; von seinen dichterischen Werken wird wenig Gebrauch gemacht, am meisten noch von seinen „Sprüchen" und kleinen Gedichten „an Personen und zu festlichen Gelegenheiten"; wenn aber aus letztern die Worte der Ilmnymphe in dem, der Kaiserin Mutter von Rußland gewidmeten Maskenzuge:

> Weltverwirrung zu betrachten,
> Herzensirrung zu beachten,
> Dazu war der Freund berufen

*) Dieses Werk freilich reicht nicht bis zu der Zeit, die Hr. Riemer hauptsächlich zum Gegenstande seiner „Mittheilungen" gemacht hat.

(Werke, Bd. 4, S. 46, Ausg. in 55 Bdn.; Bd. 6, S. 141, Ausg. v. 1840), wenn diese Worte fast zur Grundlage der ganzen Charakteristik gemacht zu sein scheinen, indem sie nicht weniger als sieben Mal (Bd. 1, S. 72, 76, 160, 164, 287; Bd. 2, S. 115, 605, wenn sie Rec. nicht etwa noch einige Male übersehen) ausgeschrieben werden, so dürfte das sehr wenig zu billigen sein: denn abgesehen davon, daß Goethe sich selbst vor dem hohen Gaste gewiß mehr bescheiden zurücktretend, höchstens andeutend, als gründlich und mit erschöpfendem Selbstbewußtsein gezeichnet haben wird, passen doch jene Worte wol auf jeden Geistlichen, der eine einigermaßen bedeutende Stellung einnimmt, auf jeden Staatsmann im edlern Sinne des Wortes, ja auf jeden Schriftsteller, der die Zustände der menschlichen Gesellschaft von einem höhern Standpunkte aufzufassen bemüht ist, ebenso gut als auf Goethe. Von andern namhaften Quellenschriften werden Eckermann's „Gespräche" und des Kanzlers von Müller zwei kleine Schriften, so viel Rec. bemerkt hat, gar nicht, Vogel's im Eingange erwähnte Schrift ein Mal*) als benutzt angeführt, desto häufiger aber Knebel's „Literarischer Nachlaß und Briefwechsel", durch dessen Redaction die Herren Varnhagen und Mundt sich gerade nicht durchweg ein Ehrendenkmal errichtet haben, wie der reiche Giftstoff beweist, den Hr. Riemer daraus gesogen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bd. 2, S. 15, bei Gelegenheit der nie oft genug zu druckenden und zu lesenden Erklärung, die Karl August bei Goethe's Aufnahme in seinen geheimen Rath zu den Acten gab.

Old Nick und Chaudes-Aigues.

Das Feuilleton, diese bedeutende Macht der pariser Presse, hat in jüngster Zeit immer unverkennbarer seinen Einfluß in doppelter Weise an den Tag gelegt. Es hat zuvörderst der novellistischen Literatur einen Charakter aufgedrückt, der sich in gedrängter Folge effectvoller Scenen, im sprungvollen, abgerissenen Gange der Erzählung darthut. Eine Novelle, die in kleine Bruchstücke zertheilt wird, um dieselben Tag für Tag den hungrigen Lesern der Journale vorzusetzen, muß in lauter kleine Einzelheiten auseinanderfallen, deren jede an sich reizt und lockt und für sich eine gewisse Abrundung darbietet. Deshalb sind die Novellisten, die aus diesem Boden hervorwachsen, z. B. Balzac, Soulié, Charles de Bernard (im „Journal des débats") alle stark in einzelnen Schilderungen voller Schlaglichter, voller Effecte; aber ihr Flug reicht selten über die Länge des neunspaltigen Feuilleton hinaus; ihre verwöhnte Schwinge wird bei freiern, weitern Versuchen lahm, oder schmilzt gar, wenn sie sich zur Sonnenhöhe eines wahren Kunstwerks erheben wollen. Sodann aber muß das Feuilleton, in dem Literatur und Kunst tagtäglich hin und her besprochen wird, den Hang zur Kritik hin, der sich ohnehin schon wie ein trüber Nebel über unsere Zeit gelagert hat und der manchen Keim der Productivität erstickt, noch beträchtlich vermehren helfen. Auf einem Gebiete, wo stets Größen, Berühmtheiten wie Pilze über Nacht aufschießen, um des andern Tages wieder zu vermodern, muß natürlicherweise das Schmarozergewerbe einer feilen Kritik günstigen Boden und hinlängliche Nahrung finden. Von ihr reden wir nicht. Wol aber wollen wir die Namen zweier Kritiker bekannt zu machen suchen, die neben St.-Beuve, Magnin, Gustave Planche hier genannt zu werden verdienen. Old Nick und Chaudes-Aigues, zwei Pseudonymen, haben sich schnell Luft gemacht und herrschen jetzt mit ihrer scharfen Feder auf dem Richterstuhl der literarischen Kritik.

Old Nick — es ist ein geistreicher bekannter Advocat, der sich unter dieser Maske birgt — hat alle die Launen, die sein Name vermuthen läßt. Seine Kritiken im „National", oft neckisch, beißend, verletzend selbst, sind stets geistreich. Zuweilen enthüllt er bei der Analyse eines historischen Werks eine Kenntniß des Alterthums und der Geschichte, wie sie bei seinen Landsleuten nicht gewöhnlich ist. Besonders ist er in der englischen Literatur sehr bewandert, über die er in der „Revue de Paris" regelmäßig Bericht erstattet. Außerdem hat er in Gemeinschaft mit einem andern Gelehrten eine werthvolle Geschichte der Reisen aus dem Englischen übersetzt („*Desborough Cooley* Histoire général des voyages, des découvertes maritimes et continentales traduite de l'anglais par *A. Joanne* et *Old Nick*", 1841). Sodann liefert Old Nick zur bekannten „Revue anglaise" von Zeit zu Zeit interessante Beiträge. Endlich ist noch eine geistvolle Übersicht über die gesammten literarischen Erscheinungen des J. 1840 zu erwähnen, die er der „Histoire de 1840 par *Villeroy*" als Anhang beigegeben hat. Alle Mittel eines bald glänzenden bald nervigen, einschneidenden Styls stehen diesem gewandten Schriftsteller zu Gebote.

Chaudes-Aigues, der neuerdings einen Theil seiner in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Kritiken gesammelt hat („Ecrivains modernes"), sucht stets tief in das Wesen des Schriftstellers, den er bespricht, einzubringen. Er gibt deshalb meistens — in der Art St.-Beuve's, nur weniger wohlwollend — ein gesammtes, sorgfältig bis in die kleinsten Züge ausgeführtes Bild, anstatt sich nach der Weise anderer Kritiker mit einzelnen geistreichen Strichen zu begnügen. In seinem angeführten Werke bespricht er so ziemlich alle hervorstrahlenden Gestirne am literarischen Firmamente Frankreichs. Fast jeder seiner Artikel berührt allgemeine Fragen der Ästhetik und entwickelt, neben der Besprechung eines besondern Werks, allgemeine Principien der Kunst in sinniger Weise. Dem größten Theile seiner kritischen Gewerksgenossen unähnlich, schmeichelt er den herrschenden Moderichtungen wenig und verschmäht es nicht, romantischen Harlekinsgestalten die Maske abzureißen. Besonders thätig ist er in der bekannten „Revue de Paris". 129.

Literarische Notiz.

Der Verf. der Romane „L'écolier de Cluny", „Ruysch" und „Le chevalier de Saint-Georges", Roger de Beauvoir, gab soeben heraus: „La Lescombat, histoire du dix-huitième siècle." Unter den neuesten Lieferungen der „Scènes de la vie privée et publique des animaux", welche soeben erschienen sind oder nächstens erscheinen sollen, machen sich bemerkbar: „Voyage d'un moineau de Paris à la recherche du meilleur gouvernement", von George Sand; „Le lion", von Balzac; „Un renard pris au piége", von Ch. Nodier; „Le premier feuilleton de pistolet", von Jules Janin; „Souvenirs de voyage d'une vieille corneille", von P. J. Stahl; „Histoire de Napoléon racontée aux animaux par son aigle", von ***, und verschiedene Scenen von L. Viardot, Alfred und Paul de Musset und Andern. Man erstaunt über die Beweglichkeit des französischen Geistes bei solchen Unternehmungen, über die Leichtigkeit, womit sich die ernsthaftesten und scherzhaftesten Leute von der verschiedensten Gesinnung und dem verschiedensten Talente unter Einem Hute zusammenbringen lassen, während der Deutsche in gemachter, ekler, brotneidischer Vornehmheit erst genau wissen muß, wer sein Neben- und Hintermann ist. Nehmen wir die Franzosen in so vielen unnützen, selbst schädlichen Dingen nach, warum nicht auch in dem, was an ihnen wirklich liebenswürdig und der Nachahmung werth ist? 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 276. — 3. October 1841.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Friedrich Wilhelm Riemer. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Wir wenden uns also nun zu der Ausführung des Buches oder zu seinem eigentlich realen Gehalte, denn alles bisher Gesagte betraf doch mehr die Gesinnung und die Ansichten, auf denen das Ganze ruht.

Über Vorwort und Einleitung können wir ohne Weiteres hinweggehen, da der Inhalt beider Abschnitte in dieser Beurtheilung entweder schon erwähnt ist, oder zu den Anklagen gehört, über die wir schon zur Genüge gesprochen; doch wäre es unrecht zu verschweigen, daß diese Polemik in der Einleitung, wenigstens deren größtem Theile, noch am würdigsten, weniger befangen und gegen wirklichere Widersacher als weiterhin geführt ist; zugleich aber glaubte Rec. durch diese Einleitung sich zu der Hoffnung berechtigt, daß damit diese, wo so viel Besseres zu sagen ist, immer unerfreuliche Partie von vornherein ein- für allemal abgethan sein würde, welche Hoffnung leider nicht im mindesten erfüllt wurde.

In dem Abschnitte „Johannes Falk" ist es darauf abgesehen, die Unglaubwürdigkeit von Falk's Buche: „Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt", zu beweisen: zu diesem Zwecke wird seine Legationsrathsuniform beschrieben, seine, zuerst sehr belobte, Thätigkeit für die Erziehung verwaister und verwahrloster Kinder, sowie überhaupt seine spätere religiöse Richtung auf nicht schöne Art (S. 29) persiflirt, seine Geschwätzigkeit und Zudringlichkeit geschildert und auf vollen zwei Seiten nachgewiesen, daß Goethe's angebliche Anrede an einen, ihn durch Gebell störenden Hund: „Larve, mich kriegst du nicht unter!" aus äußern und innern Gründen Wort für Wort unecht sein müsse; Ähnliches wird über einige andere von Falk mitgetheilte Äußerungen Goethe's geurtheilt, dagegen zugestanden, daß Falk's Relationen über ein Gespräch mit dem König Ludwig von Holland und Kotzebue's weimarische Intriguen vollkommen getreu seien, zugleich auch, zwar erfolglos, aber nicht ohne Hindeutung auf Schleichwege, untersucht, wie Falk sich seine Kenntniß von diesen Notizen verschafft habe, endlich mitgetheilt, daß er seit 1818 sich von der Ästhetik abgewandt und „darum" wenig mit Goethe in Berührung gekommen sei. So gibt gleich dieser Abschnitt eine Probe, wie Hr. Riemer meistens verfährt: verhältnißmäßig unwichtige, auch wol der Sache, um die es sich handelt, fremde Einzelnheiten werden in überflüssiger Breite besprochen, ein Gesammtbild aber kaum von Falk's Persönlichkeit gegeben, geschweige denn seine Befähigung und Berechtigung, über Goethe mitzusprechen, ins Klare gebracht; der nicht ganz unwichtige Punkt, daß Falk die Veröffentlichung seiner Schrift bei Goethe's Lebzeiten ausdrücklich verboten, wird gar nicht berührt. *)

Befriedigender, wenngleich von unbilliger Herbigkeit auch nicht frei, ist nach des Rec. Ansicht, die freilich gerade hier manchen Widerspruch finden wird, der zweite Abschnitt: „Bettina Brentano"; mit vollem Rechte wird hier ausgesprochen, daß von einer Lieblosigkeit in des greisenden Dichters Erwiderungen auf die excentrischen Herzensergießungen des „Kindes" gar nicht die Rede sein könne; die Echtheit des ganzen Briefwechsels in seiner jetzigen Gestalt wird nicht ohne guten Grund in Zweifel gezogen, welcher Zweifel nur noch zunehmen kann durch Das, was von offenbar gut unterrichteter Hand über Frau von Arnim's spätere Veröffentlichung: „Die Günderode", in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (1840, Nr. 303, Beilage) gesagt worden ist; es wird endlich für Goethe die Originalität der Gedichte, insbesondere Sonette in Anspruch genommen, die von einigen Bewunderern des „Kindes" für dessen von Goethe nur versificirtes Eigenthum erklärt werden, überhaupt geleugnet, daß wirklich so viele Gedichte Goethe's an das „Kind" gerichtet seien, als dieses glaubt; vollkommen ausreichend kann Rec. den dafür gelieferten Beweis allerdings nicht finden, worauf auch Hr. Riemer unter Beziehung auf „gewisse Verhältnisse" selbst verzichtet, doch ist ihm die entgegengesetzte Darstellung schon a priori immer sehr wenig glaubhaft vorgekommen, sowie er überhaupt den ganzen Enthusiasmus für das „Kind" nur als eine der vielen unnatürlichen Erscheinungen unserer Tage ansehen kann; denn Unnatur ist es, die Eigenschaften des Mannes und des Weibes, die die Natur nun einmal wohlweislich getrennt hat, in *einem* Individuum vereinigen zu wollen, und

*) Eine ausführliche Rechtfertigung Falk's gibt der Rec. in Nr. 210 d. Bl.

noch größere Unnatur, ein solches Individuum, mag es auch, wie hier, manche noch so herrliche geistige Kraft und Anlage besitzen, als einen besonders vollendeten Menschen vor der Welt zu rühmen.

In dem Abschnitte „Persönlichkeit" tritt anfangs die Verehrung, die Hr. Riemer nach so langem Zusammenleben gegen Goethe's Person natürlich in noch höherm Grade empfinden muß als Andere, die ihn blos aus seinen Schriften kennen, mit angenehmer Wärme hervor, wenn er den höchst bedeutenden Eindruck, den diese Gestalt, dieses Antlitz zu machen geeignet war, zu schildern versucht; freilich ein Bild des herrlichen Mannes werden Hrn. Riemer's Worte Dem, der ihn nie gesehen, nicht geben; doch kann das überhaupt durch eine solche Beschreibung wol kaum erreicht werden, ist auch in diesem Falle durch manches treffliche Kunstwerk vollkommen ersetzt; es wird besonders gegen Die, welche behaupten, daß schon Goethe's Äußeres inwohnenden Stolz verrathen habe oder steif und ungelenk gewesen sei, mit Recht hervorgehoben, daß ein solcher Geist sich unwillkürlich eine Form und Haltung habe erschaffen müssen, die seiner innern und äußern Würde angemessen, keinem Manne seiner Stellung verargt werde, von Stolz aber ebenso weit als seinem Gegentheile entfernt und mit dem ganzen Menschen Eins, also nicht blos leere Form sei. Hätte sich nur Hr. Riemer hiemit begnügen und es unterlassen wollen, alsbald wieder einen häßlichen Seitenblick auf Schiller zu werfen, dann aber überhaupt wieder in seine zankenden und keifenden Angriffe auf die Stimmung der Deutschen gegen Goethe zu verfallen. Daß auch in diesem Abschnitte die Überschrift nicht streng befolgt, sondern schon Manches über Goethe's geistige Eigenthümlichkeit herbeigezogen ist, kann hier leichter nachgesehen werden, da ja eben seine Persönlichkeit als Abbild seines Geistes dargestellt werden soll. Der in enger Verbindung hiemit stehende Abschnitt „Constitution" oder „Gesundheit" will wenig besagen: Goethe's bedeutendere Krankheitsanfälle werden chronologisch, aber ohne ihre Ursachen oder ihre Wirkungen auf seinen Geist zu besprechen, aufgeführt und ihnen die bedeutendsten der Trauerfälle, die ihn sein langes Leben hindurch betrafen, als psychische Leiden angeschlossen, wobei der Gedanke nahe liegt, daß wenige Menschen, denen ein Leben von mehr als 80 Jahren beschieden war, von solchen Trauerfällen freier, ja so frei geblieben sein dürften; denn daß die Personen, die er beweinen mußte — Mutter, Schwester, Gattin, Sohn, Schiller, fürstliche Freunde — meist geistig und gesellschaftlich besonders hochgestellt waren, kann die Trauer des Herzens, die nur in der Liebe ihre Quelle hat, nicht erhöhen, und eine besondere Tiefe solchen Schmerzes den geistig Begabtern zuzugestehen, wäre doch wol ein Unrecht gegen das allen Menschen eingeborene natürliche Gefühl, und überdies fließen für den stärkern Geist auch stärkere Quellen des Trostes. So ist allerdings auch Goethe dem allgemeinen Trauerloose der Sterblichen nicht entgangen, nicht aber war es ihm vor Andern hart beschieden. Wie er in Tagen solcher Verluste Trost und Kraft gesucht und gewonnen und in ähnlichen Fällen seinen Freunden gewährt hat, das zeigen seine Briefe an Zelter; Hr. Riemer hat die Frage darnach unbeantwortet gelassen.

Mit dem folgenden Abschnitte steigern sich die Ansprüche, die wir an Hrn. Riemer's Darstellung machen müssen: es handelt sich zuvörderst darum, den „Charakter" eines der größten Männer unserer Zeit kennen zu lernen; hier wird zuerst der Begriff dieses Wortes nach gelegentlichen Äußerungen Goethe's nebst ziemlich abgeschmackten Zusätzen des Verf. über die formelle Vollendung krystallisirter Wesen, weil sie allein beschränkt seien u. dgl., festgestellt und ihm selbst ein Charakter zuerkannt; was dies aber für ein Charakter gewesen sei, erfahren wir nicht, sondern wie wir statt des ganzen Goethe alle die einzelnen Abschnitte des ersten Bandes bekommen, so kommt es auch hier darauf an, ob der Leser im Stande ist, sich aus den ziemlich ungeordneten, einzelnen Angaben, kaum Charakterzüge zu nennen, ein Gesammtbild zusammenzubauen: gelingt ihm das, so ist es immer noch sehr fraglich, ob es das richtige ist; gelingt es ihm aber, wie sehr wahrscheinlich, nicht, so darf er sich damit trösten, daß nicht er, sondern die Beschaffenheit der sogenannten Charakterschilderung daran Schuld ist. Charakter heißt doch wol die Summe derjenigen Eigenthümlichkeiten, die mit dem ganzen Innern eines Individuums aufs engste verwachsen, all sein Thun und Lassen begleitend und bedingend, bewirken, daß er eben Der ist, welcher er *ist*, die ihn also von allen andern Menschen *unterscheiden*. Nun sagt zwar Hr. Riemer ganz recht: Individuum est ineffabile (Bd. 1, S. XIX), dieses Unaussprechliche aber liegt nicht sowol in den einzelnen Grundzügen eines Charakters, als in ihrer Vereinigung zu einem organischen und harmonischen Ganzen, der nachzuspüren unser Erkenntnißvermögen nicht ausreicht. Damit also wird wol jede wahre Charakteristik beginnen müssen, daß die unterscheidenden Grundzüge des Individuums, nicht einzelne, zufällige Punkte seiner äußern Erscheinung, in möglichst geringer Zertheilung wohlgeordnet vor das Auge gestellt werden; dann aber ist so weit als möglich nachzuweisen, wie sich diese verschiedenen Grundzüge zu einem eigenthümlichen Ganzen verbunden haben. Was thut nun Hr. Riemer? er sagt zunächst: „wir sehen Goethe in seiner fortschreitenden Entwickelung unter den mannichfaltigsten Bedingungen und Einschränkungen sich immer wieder in sich *selbst* finden und aus sich selbst die Kraft zum Widerstande und allmäliger Ausdehnung und Erweiterung seiner Sphäre gewinnen" (S. 63 fg.); das ist aber nicht ein Zug eines individuellen Charakters, sondern Etwas, das zu dem Begriffe Charakter im höhern Sinne, d. h. zu jeder wahren Individualität, nothwendig hinzugehört. Ferner: „Sein Charakter ist durchaus wahr, rein und sich selbst gleich, so in Schrift und That, in Dichtung wie im Leben immer derselbe" (S. 67); das sind Redensarten, aber nicht die Charakteristik eines Mannes wie Goethe, ja nicht einmal ein Beitrag dazu, denn erstens sagt es nichts, was ein Bild von dem Manne gäbe, und zweitens wäre er wenig genug gewesen, wenn diese Worte etwas Neues oder Bedeutendes über ihn enthielten, und doch enthalten diese beiden

Stellen noch so ziemlich das Allgemeinste des ganzen Abschnittes, der im Übrigen nichts als Einzelnheiten, ja Äußerlichkeiten bietet: über Goethe's Stellung zur Kritik, zum Publicum, zu seinen Freunden, was Alles noch verschiedentlich in spätern Abschnitten wiederkehrt, über die Benennung „Confessionen", mit der Goethe seine Werke bezeichnet, weil er durch sie „sich und dann auch Andere in gleichem Falle zu befreien" wünschte, wofür ihm Hr. Riemer den etwas wunderlichen Titel eines „emancipirten Menschen" beilegt. Wir erfahren: „er habe geschrieben, was und wie es ihm ums Herz war", und „auch, nachdem er bereits ein citirter Autor war, habe er dem Verlangen der Menge niemals nachgegeben", was Alles in den Abschnitt von Goethe's Thätigkeit gehören würde, besser aber als Armseligkeiten, die von Goethe noch zu versichern, doch überflüssig sein sollte, ganz wegbliebe. Er habe das Menschliche geschätzt, wo er es gefunden, sei gegen sich und Andere wahr, gegen Fürst und Land treu, von Prüderie ebenso entfernt als von Lascivität, überhaupt ein durchaus sittlicher Charakter gewesen, wovon denn die Reinlichkeit seiner Person und die pünktlichste Ordnung in seiner Umgebung einen Theil ausmache; an diese trivialen, so rein äußerlichen Punkte, die sich entweder von selbst verstanden, oder als mehr körperlich bei seiner Persönlichkeit zu erwähnen waren, werden in kürzester Kürze einige nichtssagende Worte über Goethe's politische oder vielmehr antirevolutionnaire Gesinnung und über seine Deutschheit, die später wieder als besonderer Abschnitt seiner Gesinnung auftritt, angeschlossen, endlich noch versichert, daß er auch wirklich Festigkeit und Beharrlichkeit besessen habe. Nach dieser Übersicht wird wol Niemand der Meinung sein, daß ein solcher Abschnitt irgendwie den Namen einer Charakteristik verdiene. Es sind darin lauter Einzelheiten, die unter die Abschnitte „Persönlichkeit, Gesinnung, Thätigkeit" gehören und auch größtentheils dort ausdrücklich und ausführlich wiederkehren, ohne alle und jede höhere Auffassung zusammengeworfen. Es ist dagegen nicht gegeben ein Gesammtbild des Menschen Goethe, zu dem man hieraus weder Verehrung noch Liebe fassen kann; kein Bild des Staatsmannes und Bürgers Goethe; gar kein Bild des Dichters Goethe, wie denn überhaupt die literarhistorische Wichtigkeit Goethe's in dem ganzen Buche, wie es scheinen muß vorsätzlich, übergangen ist: manche Einzelheit über seine dichterische Thätigkeit kommt freilich vor, aber nicht ein Wort über die Entwickelung seines Talents, insofern sie durch seine Vorgänger und ältern Zeitgenossen bedingt wurde*), kein Wort über seine literarische Stellung zu den bedeutendsten seiner Altersgenossen außer Schiller, kein Wort über seinen ganz unberechenbaren Einfluß auf die nachwachsende Literaturperiode, außer den heftigen Angriffen, von denen schon die Rede gewesen ist. Kurz, dieser ganze Abschnitt ist durchaus werthlos und würde, wenn er fehlte, auch in Beziehung auf die Ordnung und Vollständigkeit des Ganzen nicht im mindesten vermißt werden.

*) Doch wird Bd. 2, S. 626, eine Einwirkung Lessing's in formellen Einzelheiten anerkannt.

In dem folgenden Abschnitte: „Gesinnung", wird nur kurz vorausgeschickt, daß ein allgemeines Wohlwollen, eine unbefangene Menschenliebe die Grundlage von Goethe's Gesinnung ausgemacht habe und ihm bis an sein Ende geblieben sei, dann aber sofort zu den einzelnen Unterabtheilungen fortgegangen: Goethe's „Sensibilität", d. h. sein Zartgefühl, seine leichte Erregbarkeit wird mit einzelnen Beispielen aus seinem Leben und seinen Schriften belegt, zugleich aber auch seine Gefaßtheit und Resignation, durch welche er schädlichem Übermaße jener Erregbarkeit vorzubauen wußte, gerühmt; und somit müßte bei sachgemäßer Darstellung eigentlich schon erledigt sein, was Hr. Riemer noch unter der besondern Überschrift „Ruhe" nachbringen zu müssen glaubt; richtig ist es, hätte aber wesentlich zu der schon erwähnten Resignation gehört, wenn hier bemerkt wird, wie Goethe's Ruhe keineswegs ein ihm angeborenes, sondern ein, hauptsächlich durch Studium des Spinoza, angeeignetes Gut war; weiter aber weiß Hr. Riemer von dieser Ruhe eigentlich nur noch zu sagen, daß Goethe die physische Ruhe, d. h. Stille und Einsamkeit, geliebt und gesucht habe, wenn sich Bedeutendes in seinem Geiste gestaltete oder entschied, was wol ziemlich allen Menschen so gehen dürfte. Daß aber diese Ruhe, d. h. die innere, geistige Ruhe, die auf der Harmonie aller Geistes- und Seelenkräfte beruht, es war, die ihn auf den höchsten Gipfel menschlicher und künstlerischer Ausbildung erhob, die ihn physisch und psychisch die gewaltigsten Stürme überstehen ließ, die seinen Dichterwerken den Stempel der Classicität aufdrückte, das deutet Hr. Riemer nicht mit einem Worte an, sondern er spricht mancherlei durcheinander über Goethe's Stellung und Benehmen im geselligen Verkehr, gegen Besucher, besonders fremde, was weit eher einen Beweis für seine in Bezug auf die Außenwelt ruhelose Geistesthätigkeit abgibt, ihm aber eben nur durch die vollkommenste Ruhe in seinem eigenen Innern möglich war. Gerade diese Ruhe ist es, derenthalben Goethe so oft des Egoismus und der Kälte angeklagt wird; statt aber nun auf Alle, denen gleiche Ruhe nicht eigen war, verdächtigende Seitenblicke zu werfen, hätte Hr. Riemer ganz einfach nachweisen sollen, daß Goethe's Ruhe nicht in einem theilnahmlosen Zurückziehen von menschlichen Freuden und Leiden, sondern in einem siegreichen Hinausschreiten über dieselben bestand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach Batavia. Von Karl Heinzen. Köln, Boisserée. 1841. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieses nicht uninteressanten Reiseberichts gehört zu den reisesehnsüchtigen jungen Leuten, welche, um das in ihrer Natur gegründete Verlangen nach Erlebnissen außerhalb des gewohnten Kreises, nach dem Anblick von fremden Ländern und Menschen zu befriedigen, leicht über alle Hindernisse hinwegspringen, welche das Leben jener überwiegenden Neigung ihrer Natur entgegenhält, die nur dem Strome herber Erfahrungen zu weichen pflegt. Unser junger Reiseenthusiast verläßt die Universität, um sich in Holland als Freiwilliger zum Colonialdienst anwerben zu lassen, und wiewol er bald genug in Verhältnisse tritt, die, wie er sagt, ihm zeigen, daß „es das größte Übel

ist, in Kopf und Herzen zu viel zu besitzen", so beginnt er doch seine Reise nach Batavia mit frischem Muth und einer Seele voll Sehnsucht nach der Pracht der neuen Welt. In Amsterdam mit 150 Deutschen, meist Hamburgern, eingeschifft, stößt er am 13. Nov. von der Küste Europas ab; die geheimnißvolle Wasserunendlichkeit übt bald ihren Reiz auf sein Gemüth aus und die zusammenleidende Ohnmacht der Menschen in einem Seesturm ist seine erste große Erfahrung. Mit guten Pinselstrichen malt er uns diese muthlähmende Defensive, gegenüber der ermuthigenden Offensive in einer Seeschlacht und ihrer zusammenwirkenden Thätigkeit. Durch einen sechstägigen Sturm als Seefahrer eingeweiht, gelangt er nach den canarischen, den capverdischen Inseln; am 7. Febr. wird das Cap umschifft, wo die Mannschaft viel von der südlichen Kälte leidet, und rasch geht es nun dem Ziele entgegen. Madagaskar, die herrliche Sundastraße, der neue Anblick der tropischen Vegetation entzücken den jungen Reisenden und am 12. März fällt sein Anker auf der Rhede von Batavia. Nach viermonatlicher, langweiliger Seefahrt betritt er am 14. März die Stadt. Alles empfängt ihn fremd, nichts dünkt ihm bekannt, europäisch, das Ziepen und Pfeifen der Sperlinge ist das Einzige, was ihn an die Vergangenheit erinnert; in seiner Caserne in Weltevreden endlich gelangt er zu genugsamer Sammlung der Seele, um seinen ganz neuen Zustand zu überblicken. Sogleich erwacht sein guter Humor und er entwirft uns die launigsten Bilder von seiner neuen Umgebung. Sein Oberst, der sich steif und fest für einen zweiten Napoleon hält, indem er den großen Mann im Kleinen copirt, ist ein sehr unterhaltendes Caricaturbild. Als Unteroffizier der barbarischen Behandlung des Soldaten ziemlich entzogen, Herr eines eigenen Zimmers mit einer himmlischen Aussicht, behält er Freiheit des Geistes genug, um uns die Zustände der Colonie zwar nicht wissenschaftlich und tief, aber doch frei und unbefangen zu schildern und mit naiver Selbstironie auf seine Lage, seine Erfahrungen, ja seine Leiden hinzublicken. Sein Bericht liest sich leicht und ist unterhaltend, lehrreich und angenehm, wo er nicht etwa nach Geist hascht und witzig zu sein versucht, was ihm nicht immer gelingt; denn trotz seines Humors ist er eigentlich doch eine sentimentale Natur. Vorzüglich gut charakterisirt der Verf. das Leben der europäischen Noblesse in dieser Colonie. Der entnervende Luxus und die sibaritische Weichlichkeit dieser Lebensweise, die sich in Schlafen, Baden, Essen und Spazierfahrten auflöst und derzufolge nicht die geringste Action ohne Beihülfe von Sklaven und Sklavinnen vorgenommen wird, ist in der That aufs unglaubliche gestiegen. Man läßt sich durch Sklavinnen aus- und ankleiden, die brennende Cigarre in den Mund stecken, durch Kneten und Streicheln sich in den Schlaf lullen und was dergleichen mehr ist. Zum Genuß geistiger Vergnügungen ist alle Kraft verschwunden, und selbst der Besuch des Theaters zu Weltevreden gilt für eine allzugroße Anstrengung. Die untere Stadt Batavia ist dagegen ein Kloak, in dem Chinesen und Malayen, die Juden Westindiens, ein greuliches Wesen treiben, bei dem die moralische Entsittlichung aufs höchste gestiegen ist.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt verläßt der Verf. seine Caserne gern, um an einem Zuge nach Salatiga im Innern von Java Theil zu nehmen. Er wird jedoch zurückgeschickt, da man ihn der dort herrschenden Sterblichkeit entziehen wollte. In seiner Einsamkeit bevölkert er sein Zimmer mit Affen, Papageien, Eulen, Störchen, Schlangen und Reisvögeln, besucht die ekelhaften chinesischen Tavernen, wohnt javanischen Volksfesten bei und malt uns diese Scenen, wie die grundlose Verdorbenheit der holländischen Militairadministration, in trüben Bildern aus. Der Stock und eine wahrhaft scandalöse Prellerei der Vorgesetzten wider den Geringern sind die Angeln dieser Existenz. Die Nachrichten über malayische Sprache sind dürftig; besser ist, was von der Kriegsverfassung der freien Javanesen mitgetheilt wird. Die Grundlage ihrer Verfassung ist eine Art theokratischer Feudalregierung, an deren Spitze ein Hoherpriester und ein weltlicher Herzog steht; der erste weiht die Waffen, die Krieger und gibt den Führern Befehle. Die Waffen bestehen in vergifteten Dolchen, Pedangs, Howks, in Spießen (Tambaks), Pfeil und Bogen; nur Wenige führen Schießgewehr; die gefürchtetsten Krieger sind die Tidoresen, die Zeramesen und die Helvaresen, deren unglaubliche Behendigkeit und Waffengewandtheit den Holländern viele Opfer kostet. Man behauptet, daß zuweilen selbst hölzerne Kanonen zum Vorschein kommen. Der Defensivkrieg ist ihre Stärke; sie besteigen die Gipfel der Bäume, legen Fallgruben für ihre Verfolger, fangen diese in Schlingen, Querleinen und Fußangeln und tödten sie aus dem Versteck. „Dies", sagt der Verf., „sind die selbstgesäeten Früchte, welche die Treulosigkeit der Holländer erntet." Lehrreich ist, was der Verf. von den fiscalischen Chicanen sagt, welche fremde Erben in Batavia zu bestehen haben. Eine andere Bemerkung ist nicht ohne Interesse; es ist die Herleitung einer zwiefachen Menschenschöpfung aus der Farbe der Augen, die nach dem Verf. sich niemals vom Blau in Braun und umgekehrt verändern soll im bloßen Gange der Fortpflanzung.

Der Verf. hat seine Reise- und Abenteuersucht endlich gebüßt; es fällt ihm nicht schwer, seine Entlassung zu erhalten, und er kehrt, arm und enttäuscht, nach Europa zurück. Die Rückreise führt ihn nach Helena, das nach einem langen Aufenthalt am Cap erreicht wird, und wo er das Grab aus Mangel an Mitteln zur kostbaren Reise dahin nicht sieht. Mit Entzücken erblickt er — das Loos der Reisenden — nach sechsmonatlicher Seefahrt die traurige Küste von Holland wieder. Er gibt uns noch eine Abhandlung über die kolossale Virtuosität der holländischen Matrosen im Fluchen und erzählt uns sein nächtliches Abenteuer in Utrecht, geld- und obdachlos von Patrouillen gejagt, mit gutem Humor und schließt dann mit einem Rückblick auf Holland und holländisches Leben, das er als einen ins Wasser gestellten Zweig des deutschen Lebens bezeichnet, der ohne den Baum, von dem er abgelöst wurde, nicht bestehen und gedeihen könne. Wir lassen den Werth dieser politischen Weisheit dahingestellt und entlassen den Verf., nicht zwar ohne Dank für seine Mittheilung, jedoch mit dem Rath, sich nach richtungslos verträumter Jugend nun auch diejenige Tüchtigkeit in Leben oder Wissenschaft anzueignen, die ihm zu fehlen scheint und die zu einer wahren deutschen Existenz, welche er so hoch stellt, doch wol nothwendig gehören möchte. 39.

Notiz.

„Les deux serruriers" ist ein dramatisches Stück, das in einem Monate dem Theater der Porte St.-Martin zu Paris eine Einnahme von 60,000 Fr. verschafft hat und das, nachdem es jetzt, von einer geharnischten Vorrede begleitet, im Buchhandel erschienen ist, vielfach besprochen wird. Wir haben in ihm jedenfalls eine wichtige, beachtungswerthe Schöpfung. Es ist ein frischer Trieb der gährenden Säfte des Demokratismus, der in Frankreich seine Zweige nach allen Seiten hin ausschlägt. Pyat selbst, aus dem Feuilleton des „Commerce" bekannt, kündigt in seiner Vorrede an, daß unsere Zeit sich nicht mehr mit Werken begnügen könne, denen keine bestimmte, leitende Idee innewohnt, oder, was hier ziemlich so viel heißt, dem keine ausgesprochene bestimmte Tendenz aufgeprägt ist. Er hofft, daß die Principien, auf denen seine Partei fußt, immer mehr Wurzel fassen, sich immer mächtiger entfalten werden. Sein Werk ist kräftig, frisch, einschneidend und der ungewöhnliche Beifall zeigt, daß es Saiten berührt, die im Volke anklingen. Es theilt alle Eigenschaften, die jener Richtung eigenthümlich sind, besonders Kraft der Bilder, Schärfe und Wucht des Wortes. 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 277. — 4. October 1841.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Friedrich Wilhelm Riemer. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 276.)

Nach diesen beiden tief innerlichen Charakterzügen kommen etliche fast rein praktische an die Reihe: Uneigennützigkeit, Dankbarkeit, Wohlthätigkeit, die, wieder mit reichlichen Ausfällen vermischt, einigermaßen untereinander geworfen werden, wie denn z. B. in den Anmerkungen zu dem ersten dieser Abschnitte einige treffliche Stellen aus Goethe's Werken angeführt werden, die seine dankbare Gesinnung klar und deutlich aussprechen. Goethe's Uneigennützigkeit wird fast lediglich aus seinem unwandelbaren Festhalten an dem Fürstenhause von Weimar deducirt: einem Verhältnisse aber treu zu bleiben, das schöner und erhebender gar nicht gedacht werden kann; an Geschäften Theil zu nehmen, die, obschon von mancher Unbequemlichkeit, wie jedes Geschäft, nicht frei, doch stets im Mittelpunkte geistigen Schaffens und Wirkens erhalten: darin eine besondere Uneigennützigkeit zu finden, ist ein Beweis, daß Hr. Riemer nur den Maßstab höchst gewöhnlicher Motive anzulegen weiß. Freilich wenn Goethe den ihm 1792 angetragenen Posten eines frankfurter Rathsherrn angenommen hätte, würde ihm das „reichere Leben in einer größern Stadt mancherlei Comforts dargeboten haben"; aber ganz abgesehen davon, daß seine bürgerliche Stellung in Weimar wol noch „ehrenvoller" war, so läßt sich ein Mann wie Goethe nicht durch „größern Comfort" zu der Wahl einer Lebensstellung bestimmen; und daß eine Stadt, in der der Geist der reichen Kaufmannschaft herrscht, ihm „vielfachere Moyens für sein Dichtungsvermögen wie für sein wissenschaftliches Bestreben" dargeboten haben sollte als der Hof und die Freundschaft Karl August's nebst der aufblühenden Akademie in Jena, möchte man stark bezweifeln. Goethe spricht unübertrefflich schön aus, daß er seinem fürstlichen Freunde nicht weniger als Alles verdanke („Venetianische Epigramme", 35, Werke, Bd. 1, S. 282, Ausg. von 1840), daß er sich auch in den glücklichsten Zeiten des frankfurter Freistaats dort nicht an seiner Stelle gefühlt haben würde (Werke, Bd. 25, S. 130 fg., Ausg. von 1840), Hr. Riemer aber behauptet von letzterm das Gegentheil und beweist uns Goethe's Uneigennützigkeit daraus, daß er aus der begünstigtsten Stellung nicht in eine ihm durchaus unzusagende übergegangen ist; da könnte man wahrlich auch die Uneigennützigkeit des neapolitanischen Lazzaroni rühmen, von dem Goethe sagt (Werke, Bd. 24, S. 22, Ausg. v. 1840), daß er die Stelle eines Vicekönigs von Norwegen verschmähen würde. Hr. Riemer theilt aus Goethe's Tagebuche folgende Worte mit: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele. Wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist Nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben (d. h. die Gaben der Musen) wird ihm ekel" (S. 92); und auf derselben Seite rühmt er Goethe's Uneigennützigkeit, weil er „den Kriegscommissarius und Kammerpräsidenten bongré malgré (eben kein Compliment für Goethe und Den, der ihn dazu machte) gemacht und dabei noch eine ‚Iphigenie' geschrieben habe": einerseits ein lächerlicher Widerspruch gegen Goethe's Bemerkung, andererseits eine Abgeschmacktheit, oder sollte Goethe, weil man ihn bongré malgré zum Präsidenten gemacht hatte, nun so lange sein poetisches Talent hinter Schloß und Riegel legen? Ungefähr auf dieselbe oberflächliche Weise wird, nachdem einige Stellen aus Goethe's Schriften über Dankbarkeit und Undankbarkeit ausgeschrieben sind, seine Wohlthätigkeit besprochen: zu dieser rechnet Hr. Riemer z. B., daß Goethe Männer wie Herder, Knebel, Schiller, Meyer, Voß, Hegel, in weimarische Staatsdienste gezogen und für Verbesserung ihrer ökonomischen Lage sich verwandt, ihnen auch mancherlei Gefälligkeiten, z. B. durch „Verleihung seiner eigenen Pferde und Wagen" erwiesen habe; als ob es für einen Mann von seiner amtlichen Stellung, um von seiner geistigen Größe ganz zu schweigen, eine edlere und zugleich genußreichere Art der Pflichterfüllung geben könne, als solche Männer in jeder Weise, ja mit Selbstaufopferung zu fördern; Goethe selbst würde es sich gewiß höchlichst verbeten haben, darin Beweise seiner Wohlthätigkeit, eine Art Almosen zu erkennen.

So gehört denn auch dieser Theil des Buches wieder zu denen, die durch des Verf. Schuld leicht dazu dienen können, Goethe gerade die Eigenschaften abzusprechen, die Hr. Riemer auf so ungeschickte Weise an ihm zu rühmen sucht. Wer nicht in Goethe's dichterischen und prosaischen Werken die in Rede stehenden Charakterzüge auffinden kann, der gehe hin und sehe, was ihm das weimarische Land, was ihm namentlich die dortigen Anstalten für Kunst und

Wissenschaft verdanken, und er wird Hrn. Riemer's Apologie mehr als überflüssig finden.

Den gar ingrimmigen Schluß dieses Abschnittes, gegen Die gerichtet, welche es Goethe zum Verbrechen machen, „ein Legat für ein Stift oder dergleichen" hinterlassen zu haben, wollen wir weiter nicht besprechen, zumal er sich auf ganz specielle Verhältnisse in Hrn. Riemer's Umgebung zu beziehen scheint, uns also nicht verständlich ist. Als Curiosum mag endlich noch der ironische, an solcher Stelle aber nicht witzige, sondern witzelnde Vorschlag erwähnt werden, „Speisen und Getränke nach großen Männern zu benamsen", wodurch deren Andenken freilich wenigstens im Munde des Volkes erhalten werden würde.

Von hier müssen wir Hrn. Riemer sofort wieder in ein ganz anderes Gebiet folgen, zu Goethe's „Aberglauben", „ohne den kein großer Mann ist". Dieser Abschnitt enthält außer einigen ganz allgemeinen Reflexionen des Verf. eine Zusammenstellung einzelner Stellen aus Goethe's Werken, aus denen man das allgemein Bekannte lernen kann, daß derselbe dem Aberglauben sein Recht, zu existiren und namentlich als Dämonisches in der Poesie aufzutreten, zuerkannt hat; wie aber Goethe selbst dieses Dämonische vielfach als poetisches Motiv benutzt hat, das überläßt Hr. Riemer dem Leser sich selbst zu suchen.

Goethe's „Religiosität". Wenn irgend ein Abschnitt, so foderte dieser, der einen für öffentliche Besprechung so zarten und bedenklichen Punkt betrifft, zu strenger Abwägung jedes Gedankens, jedes Wortes auf; Hr. Riemer aber hat fast in keinem seine Feder mehr laufen lassen, wie man schon daraus ersieht, daß Goethe zwar die Maxime hatte: seinen Glauben zu verbergen (S. 113), Hr. Riemer aber dennoch erst 29 Seiten und sofort nochmals als „Resumé" 10 Seiten darüber zu füllen weiß. Ein anderer, äußerer Übelstand, den Rec. in den übrigen Abschnitten wenigstens nicht bemerkt hat, wird etwas weiterhin zur Sprache kommen. Hr. Riemer beginnt mit der Klage über die Intoleranz einer Zeit, in der man es wage Goethe's Religiosität tadelnd anzutasten, während bei Männern wie Lessing, Wieland, Jacobi, Heinse, Thümmel, ja Schiller, Niemand diese Lieblosigkeit bezeigt habe. Hierin liegt einerseits wieder ein versteckter Angriff auf die Religiosität jener Männer; andererseits aber ist es aus Hrn. Riemer's Worten nicht recht klar, ob er diese große Toleranz bei den Zeitgenossen jener Männer, oder bei spätern Geschlechtern entdeckt habe: im ersten Falle, um bei dem Einen, Lessing, stehen zu bleiben, erlauben wir uns Hrn. Riemer daran zu erinnern, daß Lessing 1774 gewisse „Fragmente" herausgab, die er weder selbst verfaßt hatte, noch vertheidigte, die ihn aber doch bis an seinen Tod nicht nur den schlimmsten Verdächtigungen, sondern selbst thätlichen Verfolgungen aussetzten. Sollen sich Hrn. Riemer's Worte auf eine spätere Zeit, auf die Gegenwart beziehen, so braucht man nur daran zu denken, daß die Streitpunkte über Lessing's Religiosität weit mehr auf das Gebiet gelehrter Dogmatik, als praktischer Anwendung gehörten, um es ganz erklärlich zu finden, daß sein Name bald aus diesen Streitigkeiten verschwand. Doch das nebenbei: Hr. Riemer tröstet sich über die Verketzerungen Goethe's damit, daß er weiß, derselbe könne nur von seiner Zeit beurtheilt werden; ist denn seine Zeit aber als mit seinem Todestage abgeschlossen zu betrachten? Und wie steht es nun mit den Hoffnungen, die an andern Stellen (z. B. Bd. I, S. xxxi) auf das Urtheil einer vernünftigern Nachwelt gesetzt werden? Erst nach mancherlei Hin- und Widerreden entschließt sich Hr. Riemer doch, auch in diesem Punkte Goethe's Rechtfertigung zu übernehmen. Diese wird durch einzelne aus Goethe's Werken und Briefen ausgehobene, durch hinlänglich breites Raisonnement verknüpfte Stellen geführt: zuerst wird auf drei Seiten bewiesen, was natürlich noch kein Mensch von gesunden Sinnen bezweifelt hat, daß Goethe kein Atheist war, sondern daß er Gott in dem Weltall und dem Menschenherzen als einem kleinen Universum gesucht und gefunden, eine eigene Religion also auf dem Grunde einer edeln Pietät gegen alles Höhere sich auferbaut habe, wofür recht passend folgende Worte aus der zur Trilogie der Leidenschaft gehörenden Elegie angeführt werden:

> In unsers Busens Reine wogt ein Streben
> Sich einem höhern, reinen, unbekannten,
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
> Wir heißen's: fromm sein! —

Soll nun aber im Fernern die eigenthümliche Religiosität Goethe's näher erörtert werden, so findet man nirgend ein rechtes Ziel oder Resultat; der Fehler liegt unter Anderm darin, daß Hr. Riemer Goethe's religiöse Gesinnung nicht rein und an sich, sondern nur in Beziehung und im Gegensatze gegen diese oder jene bestimmte Kirchenlehre betrachtet, wodurch das Resultat natürlich durchweg ein mehr negatives als positives wird. Ehe wir jedoch zu dem Einzelnen übergehen, müssen wir gleich hier von dem schon oben berührten Übelstande sprechen: es reißt nämlich plötzlich in diesem Abschnitte, wo man doppelt geneigt sein muß, jedes angeführte Wort Goethe's nachzuschlagen und im Zusammenhange zu erwägen, eine greuliche Confusion und Fehlerhaftigkeit im Citiren ein: während man sonst annehmen muß, daß Hr. Riemer nach der Ausgabe letzter Hand in 55 Bänden citirt, gerathen hier auf einmal einige Citate aus der Ausgabe von 1840 in 40 Bänden dazwischen, ohne daß dieser willkürliche Wechsel angegeben wäre, wie ihm denn auch Rec. nur durch Zufall auf die Spur kam; andere Citate sind geradezu falsch. So spricht Hr. Riemer S. 118 aus, daß Goethe, wie Jeder, seinen eigenen Gott gehabt habe, Bd. 3, S. 228; Bd. 42, S. 73; die erstere Zahl bezieht sich auf die Ausgabe in 40 Bänden, und somit auf dieselbe Stelle, die S. 120 als „Bd. 49, S. 114" nach der Ausgabe in 55 Bänden angeführt wird*); die zweite Zahl ist ganz falsch angeführt; ebenso falsch ist die Stelle, die Hr. Riemer dafür anführt, daß Goethe's Christenthum „nur in Sinn und Gemüth" gelegen habe (Bd. 26,

*) Es kann aber diese Stelle gar nicht so gedeutet werden, wie Hr. Riemer es thut, indem sie sich nur auf persönliche Auslegung und Anwendung der Bibel, nicht auf subjectiven Glauben bezieht.

S. 270); dagegen leugnet Goethe gerade auf dieser Seite (Ausg. in 55 Bdn.), wenigstens für die letzte Zeit seines frankfurter Aufenthalts, die ihm nach den beiden ersten Stellen beigelegte Ansicht von einer durchaus subjectiven Religion*), spricht aber allerdings auf der folgenden Seite von seinem Christus. Ferner wird S. 120 in einer Zeile citirt: „Bd. 2, S. 160" und „Bd. 2, S. 140"; letztere Stelle trifft in der Ausgabe in 55 Bänden, erstere soll sich offenbar auf die Ausgabe in 40 Bänden beziehen, trifft aber auch hier nicht genau, weder was die angeführten Worte, noch was die Seitenzahl betrifft. So haben wir Hrn. Riemer auch noch den Vorwurf einer höchst störenden Ungenauigkeit in einem sehr wichtigen Punkte zu machen, was für seine ganze Zuverlässigkeit kein günstiges Vorurtheil erregen kann.

Nun zur Sache zurück: Das ist trotz der falschen Citate ganz wahr, daß Goethe seine eigene Christusidee in sich getragen und ihr die Verehrung und Anbetung gezollt habe, die Jeder gegen das Göttliche in sich trägt; wie aber diese Idee beschaffen war, darüber weiß Hr. Riemer eben auch nur auf den „Faust" und jenes merkwürdige, „Die Geheimnisse" überschriebene Fragment zu verweisen, sodaß wir auf allen den vielen Seiten nichts Neues erfahren; interessant ist die Notiz, daß Goethe während einer heftigen Krankheit 1801, in Fieberphantasien liegend und von Schmerzen gequält, „mit wahrhafter Begeisterung in die beweglichsten, herzergreifendsten Reden an den Erlöser ausgebrochen sei", von deren Inhalt aber freilich nichts erhalten werden konnte. Wenn nun Goethe somit für das Christenthum vindicirt ist, so wird er ferner auch insbesondere als Lutheraner in Anspruch genommen, denn „er wußte Luther's Verdienste zu schätzen und protestirte gegen Papstthum und Pfaffenthum"; das heißt aber noch nicht: sich zu Luther's Lehre bekennen, ein Lutheraner sein. Es wird ferner Goethe's Stellung zum Katholicismus und zum Judenthume besprochen und durch 30 Citate auf anderthalb Seiten bewiesen, daß er an beiden mancherlei zu loben und mancherlei zu tadeln gewußt habe. Goethe's „Heidenthum", wie er selbst und Andere es oft genannt haben, wird aus seiner künstlerisch-sinnlichen Natur erklärt; da dieses Zurückgehen auf die vorchristliche Zeit aber durch die ganze Kunstgeschichte durchgeht, so war eine so ausführliche und doch sehr allgemein gehaltene Erklärung dieser Erscheinung für einen einzelnen Künstler, der doch Goethe war, ebenso überflüssig als die, daß die Griechen und Römer so gar stockblinde Heiden oder gar Atheisten nicht gewesen seien, was Hr. Riemer mit Hülfe der griechischen Anthologie, des Plinius und des heiligen Augustinus nachweist. Nach einigen Seiten weiterer allgemeiner Betrachtungen kommt die Rede auf Goethe's Widerwillen gegen das Kreuz, von dem höchst abgeschmackter Weise gesagt wird, es habe ihm in keiner Gestalt etwas abgewinnen können, das ihn erbaut hätte, etwa ein Ehrenkreuzlein ausgenommen*); Hr. Riemer setzt sehr ausführlich auseinander, daß dieser Widerwille gegen das „Martergerüst" in seiner unendlichen Vervielfältigung, ja Entweihung bei Goethe als einer künstlerischen Natur vollkommen gerechtfertigt sei, daß derselbe sich aber sowol Zacharias Werner's „Kreuz an der Ostsee" und Calderon's „Andacht zum Kreuz", als Michel Angelo's Kreuzabnahme habe gefallen lassen, zum Beweise, daß ihm nicht der Begriff des Kreuzes an sich zuwider gewesen wäre, was auch in der That nicht so sehr unchristlich als kindisch gewesen sein würde. Waren nun bis hieher schon gewaltige Leer- und Breitheiten zu überwinden, so muß der Leser ziemlich dasselbe nochmals in dem angehängten Resumé über sich ergehen lassen; wir erwähnen daraus nur, daß Goethe's Toleranz und praktische Menschenliebe belobt, zum Schlusse aber wie zum Anfange der „literarische Klerus" für seine Verketzerungen Goethe's nach Kräften abgestraft wird.

Aus dem Abschnitte „Aristokratismus" will Rec. gleich zuerst die werthvollste Stelle herausheben: S. 166 wird ausführlich über Goethe's Gedicht: „Ilmenau den 3. September 1783" (Werke, Bd. 2, S. 145, Ausg. in 55 Bdn.; Bd. 2, S. 28, Ausg. v. 1840) gesprochen und so das nähere Verständniß dieses trefflichen Gedichts durch die eröffnete Beziehung auf Karl August zuerst möglich gemacht. Der übrige Abschnitt enthält theils ganz allgemeine Reflexionen über Adel, Adelstolz und Ähnliches, über deren Richtigkeit sich noch sehr streiten ließe; theils Hrn. Riemer's subjective Ansicht über Goethe's Gesinnung in dieser und anderer Beziehung: wie Goethe sich selbst die wichtige Frage über die Rechte und Pflichten des Adels in unserer Zeit beantwortet, erfahren wir nicht, sondern nur, daß persönliche Verhältnisse ihn diesem Stande nähern und befreunden mußten; dagegen wird mancherlei aus dem folgenden Abschnitte „Deutschheit" anticipirt, über Rückert's, Fichte's und Oken's vaterländische Bestrebungen, man weiß nicht mit welchem Rechte, gespöttelt (S. 160) und, recht charakteristisch für Hrn. Riemer's höchst ordinaire Betrachtungsweise, versichert, daß „die Annahme des neuen demokratischen Glaubens für Goethe nicht einmal zeitliche Vortheile, vielmehr nur den Verlust aller zeitherigen Annehmlichkeiten wie den Mangel öffentlicher Auszeichnung u. s. w. zur Folge gehabt hätte", was gewiß für einen höchst entscheidenden Beweggrund in Lagen, wo es sich um eine redliche Überzeugung handelt, gelten wird — bei allen Alltagsseelen; in den von Hrn. Riemer hierzu citirten Stellen von Goethe aber ist natürlich keine Spur solcher Gesinnung zu finden, wie überhaupt die unzähligen angeführten Stellen keineswegs immer des Sinnes sind, den Hr. Riemer in ihnen findet. Ein weiteres großes, und zwar im edeln Sinne aristokratisches

*) Auch die Stelle Bd. 22, S. 22 (Ausg. in 55 Bdn.) durfte Hr. Riemer nicht unbedingt hierher ziehen, da wenigstens erst zu beweisen war, daß jene Pädagogen in den „Wanderjahren" wirklich Goethe's eigene Ansicht vertreten.

*) Hr. Riemer fügt diesen Worten ein Citat aus Goethe's Briefwechsel mit Zelter bei; obgleich Rec. das ihm fehlende Buch nicht nachsehen kann, so ist er doch fest überzeugt, daß Goethe Das, was Hr. Riemer aus seinen Worten herausgelesen, gewiß nicht als seine wahre und ernstliche Meinung ausgesprochen haben kann; hätte er es aber dennoch gethan, so begreift man den Mann nicht, der sie ans Licht zieht ad maiorem Goethii gloriam.

Verdienst Goethe's wird in derselben nobeln Weise darin gefunden, daß Goethe nie, weder öffentlich noch privatim, über seinen fürstlichen Freund raisonnirt, niemals, weder servile noch demagogische Gesinnungen getheilt, ja, daß er sich sogar nicht geringe Verdienste um Weimar erworben habe. Goethe's demokratische Gegner müssen Hrn. Riemer wirklich nach ihrer, von ihm bespöttelten Weise einen Ehrenbecher schicken, daß er ihnen so in aller Unschuld die besten Karten in die Hände spielt; denn was will Hr. Riemer dagegen haben, wenn Jemand mit seinem Buche in der Hand auftritt und erklärt: Goethe's unbedingtester Bewunderer bringe es mit seinem Lobe in sittlicher Beziehung nicht eben weiter, als daß der Gepriesene kein undankbarer und unkluger Lump gewesen sei, folglich u. s. w.?

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

— — Ein süßer Schlummer ist's,
der uns von tausend Herzensangst befreit.

Der große Physiolog Haller starb, während er sich den Puls fühlte. „Mein Freund", sagte er zu dem bei ihm stehenden Arzte, „mein Puls stockt." Im nächsten Augenblicke war Haller todt. — Petrarch starb in seiner Bibliothek, ein Buch lesend. — Beda starb dictirend. — Im Momente des Sterbens recitirte Roscommon zwei Zeilen seiner Übersetzung des „Dies irae". — Rousseau war nicht der Einzige, der in seiner Todesstunde sich ins Freie tragen ließ, damit er noch einmal seinen Garten sehe. — „Mit solcher Ruhe kann ein Christ sterben", sagte Addison, indem seine Augen brachen, zu seinem Schwiegersohne, einem jungen, ungläubigen Edelmanne. — Genau 24 Stunden vor seiner letzten gab Alfieri dem Wunsche seiner Freunde nach, einen Priester vor sich zu lassen. „Habt die Güte, morgen um diese Zeit wiederzukommen", bat er den Eintretenden, „ich denke, der Tod wird sich noch 24 Stunden gedulden." Mit sterbender Lippe bat Tasso den Cardinal Cynthio um die einzige Gunst, seine Schriften zu sammeln und zu verbrennen, namentlich sein „Befreites Jerusalem". — Im buchstäblichen Sinne des Wortes nahm der Tod Clarendon die Feder aus der Hand. Er starb schreibend. — Auf dem Todtenbette dichtete Chaucer die Ballade: „A ballad made by *Geoffrey Chaucer* on his death-bed, lying in great anguish" und vollendete sie kurz vor seinem letzten Kampfe. — Sir David Kneller verschied, nachdem er sich im Bette hatte aufrichten lassen, um noch einmal den selbst entworfenen Plan zu seinem Monumente zu betrachten. — „Ich möchte wol, diese tragische Scene wäre vorüber", sagte Quin, der berühmte Schauspieler; „doch hoffe ich sie mit geziemendem Anstande durchzuführen", streckte sich und hatte aufgehört zu sein. — Bischof Newton starb, während er seine Uhr aufzog. — Als Bayle im Sterben lag, schickte der Drucker nach einem Correcturbogen. Bayle hörte es, deutete mit der Hand den Ort an, wo derselbe lag, und schloß die Augen. — Dem sterbenden Lord Chesterfield meldete ein Diener Herrn Drysdale. „Gebt Drysdalen einen Stuhl", befahl der Lord. Es waren seine letzten Worte. — „Sagt Collingwood, er solle die Flotte vor Anker legen", waren Nelson's letzte Worte. — „Den Tod fürchte ich nicht; für mich hat der Tod nichts Fürchterliches", sprach Karl I., als er aufs Schaffot stieg. — Als Sir Thomas More das Gerüst schwanken sah, auf welchem er sterben sollte, sagte er zum Henker: „Bitte, Freund, bringt mich wohlbehalten hinauf, für mein Herunterkommen will ich selbst sorgen."

Mutterwitz.

Schon der Gebrauch des Wortes Mutterwitz deutet auf die Wahrnehmung hin, daß geistige Fähigkeiten mehr von der Mutter als vom Vater kommen. Zur Bestätigung fehlt es nicht an Beispielen. Bacon's Mutter war eine ausgezeichnete Sprachkennerin, schrieb und übersetzte mehre Werke und bewies in jedem Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geschmack. — Der Geschichtschreiber Hume erwähnt seiner Mutter als einer Frau von seltenem Verdienste (singular merit), die ihrer Jugend ungeachtet sich ganz seiner Erziehung gewidmet. Die Mutter des bekannten R. B. Sheridan, Mistreß Frances Sheridan, besaß hohe Geistesgaben. Die Bekanntschaft ihres nachherigen Gatten machte sie durch ein zu seiner Vertheidigung geschriebenes Pamphlet und ein von ihr verfaßter Roman hatte das seltene Glück, von dem „groben" Johnson gelobt zu werden. — Schiller's Mutter war ein liebenswürdiges Weib, sie hatte Gefühl für die Schönheiten der Natur und regen Sinn für Musik und Dichtkunst. Schiller war ihr Liebling. — Goethe gedenkt in Bezug auf seine Ältern, daß er von seinem Vater eine gewisse Art eindringlicher Beredtsamkeit, von seiner Mutter die Fähigkeit geerbt, die Gebilde der Phantasie kräftig und lebhaft darzustellen. — Die Mutter des Dichters der „Jahreszeiten", Thomson, besaß eine ungewöhnliche Fülle natürlicher Anlagen, jede gesellige und häusliche Tugend und eine Wärme der Phantasie, die der ihres Sohnes kaum nachstand. — Wie kaum je ein Weib zeichnete sich Boerhaave's Mutter durch medicinische Kenntnisse aus. — Erskine erzählt von seiner Mutter Mehres, was auf hohe Geistesgaben und namentlich auf durchdringenden Scharfsinn schließen läßt. — Walter Scott's Mutter erging sich gern im Reiche der Poesie und verfaßte Gedichte, die 1789 im Druck erschienen. Auch an andern geistigen Befähigungen war sie reich „wie selten Eine". — Marmontel's Mutter ragte über ihre Umgebungen weit empor. — Selbst in Napoleon bethätigte sich der Geist der Mutter.

Doctorenwürde.

Nach einigen stichelnden Bemerkungen über die hoffentlich scilicet angebliche oder ehemalige Sitte gewisser deutscher Universitäten, die Doctorwürde gegen baare Bezahlung zu verleihen, fährt das „Church of England review" fort: „Zu der Zeit, wo die Universität St.-Andrews (bekanntlich in Schottland) ihre Grade (degrees) verkaufte, ein Gebahren, welches Dr. Johnson veranlaßte, den Vorständen der Universität zu sagen, sie würden by degrees (nachgerade) reich werden, kam einem Geistlichen der Gedanke, daß seine Predigten mehr Beifall finden und mehr Nutzen stiften würden, wenn er das besäße, was die Deutschen eben den Doctorhut nennen. Also steckte er 15 Pf. Sterl. ein und ging nach St.-Andrews, sich einen Doctorhut zu kaufen. Sein Bedienter begleitete ihn und war Zeuge, wie sein Herr die langersehnte Würde empfing. Am ersten Morgen nach ihrer Heimkunft sprach der Herr zum Diener: ‚Na, Saunders, merke dir's nun ein- für allemal, mich immer Doctor zu nennen, und fragt dich Jemand nach mir, so vergiß nicht, jedesmal zu antworten: der Doctor ist auf seiner Studirstube, oder, der Doctor hat Besuch, oder, es wird den Doctor freuen, Sie zu sehen.' ‚Ja, das ist recht gut', erwiderte Saunders, ‚aber ob ich's thun werde, hängt ganz davon ab, ob Sie's auch thun und mich immer Doctor nennen wollen.' Der geistliche Herr stierte seinen Diener an. ‚'s ist nicht anders', lächelte dieser; ‚als ich sah, wie wenig Umstände und Geldkosten es macht, Doctor zu werden, kauft' ich mir auch ein Diploma. Also werden Sie von nun an so gefällig sein zu sagen: Doctor, bring Kohlen, oder, Doctor, bring den Whisky und heißes Wasser, und fragt Sie Jemand nach mir, so vergessen Sie nicht zu antworten, der Doctor ist im Stalle, oder, der Doctor ist in der Speisekammer, oder, der Doctor ist Erdäpfelhacken, oder wie es sonst in den Verhältnissen liegt.'" 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 278. —— 5. October 1841.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Friedrich Wilhelm Riemer. Zwei Bände.
(Fortsetzung aus Nr. 277.)

Rec. freut sich, nun doch auch einmal zu einem lesbaren und recht lesenswerthen Theile des Buches übergehen zu können: Goethe's „Deutschheit". Hier ist zuerst im Allgemeinen gezeigt, wie Goethe die schönsten Züge des deutschen Nationalcharakters in ihrer schönsten Gestalt in sich vereinigt, und dann eine vielleicht noch gelungenere Parallele zwischen Goethe und Hans Sachs gezogen; obgleich durch Goethe's bekanntes Gedicht angeregt, ist der Gedanke doch in dieser Ausdehnung neu, sehr glücklich aufgegriffen und gut ausgeführt; Rec. glaubt deswegen diese Partie nicht nur als das relativ Beste von Hrn. Riemer's eigener Arbeit in dem ganzen Buche, sondern als einen nach jedem Maßstabe werthvollen Aufsatz nachdrücklich hervorheben zu müssen, damit er bei so vielem Tadel doch auch seine Bereitwilligkeit zu loben bethätige. Es ist wirklich schade, daß auch dieser Abschnitt von einem Seitenblicke auf Schiller und neuere Dichter nicht rein geblieben ist (S. 172), und daß Hr. Riemer die Schlacht nicht hat unterlassen können, die er auf den letzten Seiten gehaltlosen Schatten liefert; denn anders kann man doch wahrlich die Verkehrtheit Derer nicht bezeichnen, die, nachdem Alles glücklich vorüber war, sich darüber ereiferten, daß Goethe keine volksmäßige Thätigkeit für Abschüttelung des französischen Joches entwickelt habe; überdies sind diese Einfälle auch längst so verschollen, daß sie Hr. Riemer gar nicht wieder zur Sprache hätte bringen sollen; und man hätte dann doch das ganze hiermit schließende Capitel von Goethe's Gesinnung mit einem nachsichtigen „Ende gut, Alles gut" verlassen können.

Daß Goethe's Thätigkeit eine unendlich vielseitige, ununterbrochene, stets rastlose war, zeigen seine Werke, die durchweg eine noch weit größere geistige Thätigkeit zur Basis haben, als in ihnen unmittelbar zu Tage liegt, eine Eigenschaft, die allen bedeutenden Leistungen auf jedem Gebiete der Kunst und Wissenschaft nothwendig zukommt; denn eben dadurch werden ja solche Werke der Gegenstand jahrelanger Studien, daß unendlich mehr in ihnen verborgen liegt, als der erste Anblick ahnen läßt, ja, daß dieser innere Reichthum fortwährend in gleichem Verhältnisse mit dem Verständniß und der liebevollen Aufmerksamkeit des Lesers wächst. Trotz der seltenen Lebensdauer bei ungeschwächter Geisteskraft, die ein günstiges Geschick seinem Lieblinge verlieh, bleibt es wunderbar, wie Goethe so Großes in so weitem Umfange leisten konnte; Hr. Riemer versucht diese großartige Erscheinung in seinem achten Abschnitte zu erklären, und ist das darüber Gesagte, wenn auch nicht als erschöpfend, doch größtentheils, d. h. mit Ausnahme der immer wieder über den Weg laufenden Anklagen und mancher unbilligen Breite, als wahr anzuerkennen; es reducirt sich in der Kürze etwa darauf, daß Goethe, bei der größten Empfänglichkeit und dem vollständigen Hingeben an den Gegenstand seiner jedesmaligen Studien, so reichen Stoffes Herr geworden sei durch vernunftgemäß geordnetes Arbeiten, sodaß es sich an seine jedesmalige Stimmung anschloß, durch sittlichen, ja religiösen Ernst und Eifer für Alles, was er ergriff, und durch kindliche Freude am Schaffen selbst: so wurde ihm Thätigsein gleichbedeutend mit Leben und er konnte fort und fort wirken über die Grenze hinaus, die meist der Schöpferkraft des Geistes ein Ziel setzt. So wahr dies nun auch ist, so reicht es doch nicht hin, um namentlich den großen Umfang von Goethe's Thätigkeit zu erklären, die neben den meisten Dichtungsarten, neben der Geschichte und Theorie der bildenden Künste die Naturwissenschaften in sehr bedeutender Ausdehnung, noch gar manche andere Wissenschaft gelegentlich und endlich eine sehr bedeutende Amtsführung umfaßte: hier hätte einerseits auf geschichtlichem Wege nachgewiesen werden müssen, wie er immer ein neues Element nach dem andern, und ein jedes zur passendsten Zeit, angeregt durch äußeres oder inneres Bedürfniß, in seinen Kreis zog; andererseits aber mußte das gemeinsame Band ermittelt werden, das alle diese scheinbar disparatesten Beschäftigungen so zu einem Ganzen verband, daß alle Leistungen des Meisters wie Strahlen von einem Brennpunkte nach den verschiedensten Richtungen ausgehen. Dies letztere namentlich dürfte für einen künftigen Darsteller Goethe's eine dankbare Aufgabe sein; am leichtesten hätte sie freilich der Mann lösen können, dem es so lange Zeit hindurch vergönnt war Goethe's Thätigkeit in nächster Nähe zu beobachten. Von den Unterabtheilungen dieses Abschnittes enthält „a) Gegenständlichkeit des Denkens" eben nichts Anderes, als was schon unzählige Male über Goethe's

Objectivität gesagt worden ist; doch ist an mehren Stellen zum Vortheile der Arbeit bemerklich, daß Hr. Riemer bei seinem persönlichen Zusammenleben mit Goethe Vieles unmittelbar vor Augen hatte, was sich Andere erst aus seinen veröffentlichten, abgeschlossenen Werken mühsam reconstruiren müssen. Dasselbe gilt von „b) Benutzung zufälliger Ereignisse"; wie sehr Goethe diese geliebt hat, ist aus vielen Stellen seiner eigenen Bekenntnisse zu ersehen. Hr. Riemer gibt dazu noch einige unbedeutende Nachträge und versichert, zahlreiche andere lieber zu unterdrücken, da es ein lächerliches Verfahren sei, den historischen Thatsachen, die Dichterwerken zu Grunde liegen, nachzuspüren. Insofern es sich dabei um Persönlichkeiten handelt, von denen der Dichter diesen oder jenen Zug entlehnt hat, geben wir Hrn. Riemer Recht; die Worte Goethe's freilich, die er für seine Meinung anführt:

> Was wir Dichter ins Enge bringen,
> Wird von ihnen ins Weite geklaubt

(Werke, Bd. 3, S. 125, Ausg. v. 1840), passen hierher gar nicht; denn bei der in Rede stehenden Operation handelt es sich im Gegentheile darum, in der Gestalt, die der Dichter als eine poetische, d. h. allgemein wahre idealisirt hat, ein ganz specielles Individuum, wie es in den engen Verhältnissen des wirklichen Lebens war, wiederzuerkennen. Wenn aber Hr. Riemer jenes historische Nachsuchen in allen Fällen zu verwerfen scheint, auch (Bd. 2, S. 589) noch daran zweifelt, ob man wirklich in der bekannten Erzählung von den salzburger Emigranten den Stoff*) zu „Hermann und Dorothea" aufgefunden habe, so sollte ihn vor solchem Irrthume bewahrt haben, daß Goethe selbst dergleichen Nachrichten über viele seiner Werke gegeben hat, ja, daß er directen und indirecten Nachfragen darnach, wie z. B. über die „Harzreise im Winter" (Werke, Bd. 2, S. 349, Ausg. v. 1840) entgegenkommend entsprach. Auch liegt es ja auf der Hand, wie sehr das Verständniß von Goethe's Dichtungen durch derartige Nachweisungen gewinnen und erleichtert werden muß; hat es doch Hr. Riemer selbst nicht verschmäht einiges Dankenswerthe der Art in sein Werk aufzunehmen, so, wie schon erwähnt, über das Gedicht „Ilmenau den 3. September 1783". Solche Leser aber, die nur mit naseweiser Neugier nach dergleichen Stofflichkeiten umherschnüffeln, verdienen keine Beachtung weder im Guten noch im Bösen.

Aus dem theils nichtssagenden, theils zu der vielbesprochenen Polemik gehörenden Abschnitt „Benutzung Anderer" genüge es zwei Stellen auszuheben: „Er hat mich (nämlich Hrn. Riemer) bei seinen literarischen Arbeiten zur Hand gehabt, aber auf eine ehrenvolle Art" (S. 212), eine grandiose Bescheidenheit, die eine solche Versicherung für nöthig hält!

Hätte Goethe nicht das Bedürfniß gehabt, sich durch Anschauung zu unterrichten, sondern nach zeitheriger deutscher Weise sich durch Büchertradition mit unfruchtbarer todter Gelehrsamkeit vollzupfropfen (wovon Hrn. Riemer's Art, Gott und alle Welt zu citiren, ein Beispiel abgibt) —: er würde viel Geld, viel Zeit, viel Mühe, viel Strapazen sich haben ersparen können. Mit dem Gelde, das ihm die italienische Reise kostete, konnte er die Reisebeschreibungen und antiquarischen Kupferwerke jenes Landes sich anschaffen, für die mitgebrachten Kunstsachen in natura sich mit Abbildungen begnügen u. s. w.

Da hätte sich doch Goethe lieber gleich ganz auf die Bärenhaut legen sollen, dann hätte er das liebe Geld auch nicht einmal für Bücher und Kupferwerke auszugeben gebraucht! Ebenso wenig ist über den Abschnitt „Nachahmer" zu sagen: man kann daraus lernen, daß der ganz „unbekannte" und „verkannte" Goethe doch von aller Welt nachgeahmt worden ist; statt sich aber dieser, bewußt oder unbewußt, schlagendsten aller Anerkennungen zu freuen, macht es Hrn. Riemer nur Verdruß, daß auch Andere ein „Aus meinem Leben" geschrieben haben, daß auch Andere sich das „Vorwort" (wie z. B. Hr. Riemer), „Nachwort" und noch manches andere Wort angeeignet haben; daß es aber auch Nachahmer oder, wenn man lieber will, Schüler Goethe's gibt, die etwas Besseres können, als in seinen Worten kramen, das erwähnt Hr. Riemer nicht. Und so nimmt Goethe's „Thätigkeit" unter lauter Frevel und Elend ein Ende, um seiner „Totalität" Platz zu machen.

Dieser Abschnitt enthält aber auf acht Seiten nur etwa ebenso viel Zeilen über Goethe's Totalität, nämlich die letzten, wo es heißt: „So viel ist vor der Hand gewiß: die Totalität Goethe's, als Mensch und Autor, spricht sich in keinem seiner Werke so entschieden und vollständig aus wie im ‚Faust'" u. s. w.; es wird also fast acht Seiten lang in den Wind gesprochen, um endlich mit absprechender Sicherheit nachzuweisen, wo man Goethe's Totalität finden könne, worin wenigstens das Wahre liegt, daß man es in Hrn. Riemer's Buche nicht kann; und doch hätte sich Hr. Riemer diese Nachweisung besser ganz erspart, da alles Vorhergehende nur bestimmt ist zu zeigen, daß kein Mensch, und am allerwenigsten ein Deutscher — Hr. Riemer auch nicht ausgenommen? — im Stande sei Goethe's Totalität zu begreifen:

> Wenn nun, wie gesagt, schon der lebendige leibhafte Mensch dem Beurtheiler außer ihm unzusammenhängend, inconsequent und willkürlich erscheint, indem Jeder am Andern, insofern er ihn lobt, nur sich selbst gelten läßt; insofern er ihn tadelt, nur sich selbst an ihm vermißt: wie vielmehr muß es der Fall sein bei künstlerischen Productionen, deren jede in der Art des Windes ist, dessen Sausen man wol vernimmt, aber nicht weiß, woher er kommt, und wohin er fährt, von denen der Künstler selbst sich nicht völlig Rechenschaft geben kann.

Wozu also noch über Goethe schreiben? wozu ihn überhaupt lesen? wozu sich gegen unbefähigte, folglich unzurechnungsfähige Tadler als ebenso unbefähigter Vertheidiger aufwerfen? Bemerkt muß aber doch noch werden, daß die drei Stellen aus Goethe, die Hr. Riemer hinter den eben ausgeschriebenen Worten mit bloßer Angabe der Band- und Seitenzahl allegirt, offenbar darauf berechnet sind, dem Leser Sand in die Augen zu streuen; denn statt den Inhalt des ganzen Satzes zu bestätigen, wie man eigentlich erwarten muß, aber doch wieder einem verständigen Manne, wie Goethe war, nicht zutrauen kann, bestätigen sie nur ganz unnöthigerweise die letzte, allgemein

*) Hr. Riemer verschiebt freilich die Frage unter der Hand, wenn er statt Stoff „Anlaß" sagt.

als wahr anerkannte Zeile. Hätte Hr. Riemer den letzten Spruch aus Goethe's „Zahmen Xenien" (Werke, Bd. 3, S. 147, Ausg. v. 1840), der gleichsam als Motto über diesem Abschnitte steht, ganz allein abdrucken lassen, so wäre der Überschrift mehr genügt als jetzt, wo der Abschnitt thatsächlich zeigt, daß Hr. Riemer nichts über Goethe's Totalität zu sagen wußte.

„Goethe's Eigenheiten." Hier gerathen wir alsbald wieder in Erbärmlichkeiten über Erbärmlichkeiten: nach vorausgeschicktem Gemeinplatz, daß jeder Mensch Eigenheiten habe, ohne die er kein eigener Mensch sein würde, wird wiederholentlich (S. 233 u. 234) versichert, daß Goethe „keine Eigenheiten hatte, welche unartig oder närrisch gewesen wären", und wiederholentlich wird hinzugesetzt, daß „unter seinen Freunden dergleichen wol vorkamen", was Hr. Riemer auch durch mehre namentliche und angedeutete Beispiele zu belegen nicht unterläßt, also seinen eigenen Worten in demselben Abschnitte verfällt, wo er fragt (S. 232): „ob man sich nicht durch eine derartige Rüge eine Blöße (Dementi) des Verstandes oder der Sitte zu Schulden kommen lasse?" Es wird sodann erzählt, daß Goethe gute Lebensart besessen habe, und daß er nur selten und für entfernte Gegenstände eine Lorgnette gebraucht habe. Als Eigenheiten physischer Art endlich werden erwähnt: häufiges Niesen, Antipathie gegen Knoblauch, Petersilie, Kümmel, Tabacksrauch und Hunde; diesen beiden letzten Gegenständen namentlich wird eine vier Seiten lange, höchst gründliche Untersuchung gewidmet, aus welcher resultirt, daß diese Antipathie allerdings vorhanden gewesen, im erstern Falle aber tapfer bekämpft worden sei, im letztern sich aber eigentlich nur auf das störende Bellen der Hunde bezogen habe. Zu solcher Misère kann man weiter nichts sagen als: Gott bewahre jeden guten Christen vor einem solchen Schutzredner! Von den einzelnen Eigenheiten kommt zuerst an die Reihe Goethe's Lust am „Incognito"; Hr. Riemer versteht darunter dasselbe, was Goethe in einem Briefe an Schiller seinen „realistischen Tik" genannt hat; Rec. kann diesen Brief jetzt leider nicht nachsehen, muß aber bekennen, daß er nicht begreift, wie diese beiden Begriffe zusammengebracht werden sollen, sodaß ihm Hrn. Riemer's richtige Auffassung von Goethe's Worten hier wieder sehr zweifelhaft ist. Es wird dann des Weitern gezeigt, wie das Verbergen literarischer Plane bei Goethe theils darin seinen Grund hatte, daß derselbe keine Arbeit vollenden konnte, über die er sich schon ausgesprochen hatte, was jedoch keineswegs unbeschränkt gilt, wie der Briefwechsel mit Schiller an vielen Stellen zeigt; theils geschah es, um sich gegen vorwitzige Neugier, auch wol gegen Präoccupation zu schützen. Ferner werden zahlreiche Beispiele, meist aus „Dichtung und Wahrheit" angeführt, daß Goethe das Incognito auch im wirklichen Leben liebte; hier ist die incognito unternommene Reise nach Italien parallel gestellt mit scherzhaften Verkleidungen und Goethe's Theilnahme an theatralischen Darstellungen; manche hier mitgetheilte Einzelheit ist übrigens für Den, der ein besonderes Studium aus Goethe's Werken macht, nicht ohne Interesse. Als mit dieser Eigenheit verwandt, wird sodann Goethe's „Discretion" besprochen; beklagt, daß ihm diese Tugend durch willkürliche und unwillkürliche Verkennung oft zum Schaden ausgeschlagen, und daß ihm so viele Ursache zur behutsamsten Discretion gegeben worden sei, wodurch denn wieder reichliche Gelegenheit zur Polemik gewonnen ist. Nicht allgemein bekannt dürfte die hier erwähnte, fast ängstliche Sorgfalt sein, mit der Goethe in Briefen wie in Gedichten alle directen persönlichen Beziehungen vermied, oder sie doch bei Veröffentlichung letzterer unterdrückte, wenn er nicht lieber das ganze Gedicht der Öffentlichkeit entzog. — Von dem Abschnitte „Laune" kann man lobend anerkennen, daß er sich ziemlich rein berichtend verhält, denn an die Aufwärmung längst dagewesener Seitenhiebe muß man schon gewöhnt sein; zu den von Goethe selbst erzählten humoristischen Streichen aus seiner Jugendzeit erhalten wir hier einen recht ergötzlichen Nachtrag an der Erzählung eines mit F. A. Wolf in Berka verlebten Tages und einer Scene aus dem Verkehre mit Knebel. Hierher hätte Hr. Riemer auch ordnen sollen, was er weiter unten über M. F. Arendt mittheilt. — Von Goethe's „Witz" und „Humor" kann Hr. Riemer dergleichen thatsächliche Belege nicht beibringen, denn es gilt, um auch unsererseits einmal ein Citat anzubringen, von beidem, was Goethe von der Begeisterung sagt:

> Begeisterung ist keine Heringswaare,
> Die man einpökelt auf einige Jahre

(Werke, Bd. 2, S. 252, Ausg. v. 1840), und dasselbe, nur etwas weitläuftiger, enthalten denn auch Hrn. Riemer's Worte; doch hätte er gerade hier seine Citate etwas weniger sparen und außer manchen Belegstellen in „Dichtung und Wahrheit", „Faust", den kleinen Lustspielen auch auf viele der Gedichte, die unter den Überschriften „Parabolisches" und „Epigrammatisches" zusammengeordnet sind (Werke, Bd. 2, S. 197—275, Ausg. v. 1840), hinweisen können. Goethe's Humor hat Hrn. Riemer bereits auf die „Ironie" geleitet, die durch dessen „Dichtung und Wahrheit" hindurchwehn; es folgt nun aber noch ein besonderer Abschnitt dieses Titels, in welchem über den homiletischen Gebrauch biblischer Stellen gesprochen und dem Zorne über das deutsche Publicum zum so und so vielten Male Raum gegeben wird. Dazwischen beschäftigt sich Hr. Riemer mit der pädagogischen Provinz in den „Wanderjahren" und der richtigen Auslegung dieses poetischen Gebildes, welche gerade hier einen Platz findet, weil Hr. Riemer darin einige Ironie entdeckt und laut Überschrift von selbiger zu sprechen hat. — Unter der letzten von Goethe's Eigenheiten: „Unmuth", wird bezeugt, daß er, wenn ihm Ursache gegeben war, von Unmuthe nicht frei blieb, daß er demselben auch wol Worte geliehen habe, aber ohne Bezeichnung des „individuellen Anlasses" (S. 287), nur als einer „natürlichen augenblicklichen Reaction und Opposition gegen ein feindlich Andringendes, nicht als stereotypen Charakterzug" (S. 282). Und dies theilt derselbe Hr. Riemer mit, der gerade derartige Stellen, als wenn sie für alle Zeiten und Umstände Geltung hätten, mit der größten Sorgfalt gesammelt hat, um sie bei Absendung seiner eigenen Pfeile nach Kräften zu mis-

brauchen; derselbe Hr. Riemer, der fast auf derselben Seite (S. 284) über Lessing und andere Kritiker mit Schmähungen herfällt! Daß solche Äußerungen neben solchen Mittheilungen von einer gewaltigen Unbesonnenheit zeugen, hält Rec. noch für eine ziemlich milde Bezeichnung.

„Goethe's Fehler." Daß Goethe Fehler und Mängel gehabt habe, wird zugegeben; die einzelnen, unter a — f verzeichneten Fehler werden aber nur angeführt, um darzuthun, daß Goethe sie nicht gehabt habe; die allgemeine Einleitung aber ist, wie fast bei allen Abschnitten, zu vagem und ungeordnetem Gerede mislungen, indem sie durchweg auf der Idee, daß Goethe gänzlich verkannt sei, beruht. Vieles wird wiederholt, was bereits unter „Incognito" und „Discretion" vorgekommen ist; von Fehlern eigentlich nur die sehr allgemeinen Begriffe „Übereilung" und „Versäumniß" erwähnt und entschuldigt; endlich ein „neuer Fortschritt zu vollendeter Bildung des Herzens wie des Geistes" in Goethe's, seit der Rheinreise von 1814 und 1815 stets zunehmender Milde gefunden: für die Ausbildung seiner menschlichen Tugenden kann dies als wahr zugegeben werden, wie denn auf solcher Fortbildung die Liebenswürdigkeit jedes edeln Greises beruht; daß aber Hr. Riemer durch das ganze Buch geneigt ist, auch Goethe's dichterische Vollendung in diesem letzten Abschnitte seines Lebens zu finden (Bd. 2, S. 3), ist ein schlagender Beweis einer ganz einseitigen Auffassung. Das ist doch in der That keine Impietät gegen den Dichter, wenn man der Meinung ist, daß der Glanz- und Höhepunkt seiner dichterischen Kraft über die italienische Reise nicht weit hinausreicht, womit überdies ein Verdammungsurtheil über seine spätern Werke gar nicht ausgesprochen sein soll; eine Art Selbstgeständniß hierüber möchte Rec. darin finden, daß Goethe etwa seit Anfang dieses Jahrhunderts Großes und Umfassendes nur in prosaischer Form vollendete: die einzige Ausnahme, der zweite Theil des „Faust", hat eine ganz besondere Stellung dadurch, daß er seiner Idee und zum Theil auch wol der Ausführung nach einer frühern Zeit angehört; außerdem aber glaubt Rec., daß bei Beurtheilung dieses Werkes, mehr als bei irgend einem andern, Inhalt und Form zu trennen ist; wenn man dieser fast durchweg eine wunderbare künstlerische Vollendung nicht absprechen kann, so werden für jenen die Kritiker gewiß am Ende Recht behalten, die darin eine Abnahme von Goethe's schaffender und componirender Geisteskraft finden; wodurch aber die Behauptung keineswegs in Schutz genommen sein soll, daß dieser zweite Theil besser ungeschrieben geblieben wäre.

Über Goethe's „Eitelkeit" wird in geistiger Beziehung ziemlich kurz versichert, daß er sich nicht mehr als billig an seinen Werken erfreut, zum Theil sogar zu wenig Werth darauf gelegt habe; dann aber, um den Vorwurf der Eitelkeit recht gründlich abzuwenden, erzählt, daß Goethe seine Ordenssterne nicht „wie andere, auch wol sonst verständige Männer" auf seinem Schlafrocke getragen, daß er seine kostbaren Ringe nie angesteckt, daß er nie mit seinem „wohlgebildeten fleischigen Arm, seiner breiten reinweißen Brust" kokettirt habe; endlich noch als schließlicher Trumpf darauf gesetzt, daß er nie gestickte Hofuniform noch künstliche Frisuren getragen: solches Zeugniß wird hier über Goethe abgelegt!

Über Goethe's, hier sehr ungeschickt angebrachtes „Selbsturtheil" wird nichts gesagt, was man nicht ebenso gut oder noch besser aus Goethe's Selbstbekenntnissen entnehmen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Von Laurentin's Geschichte Frankreichs ist soeben in Paris die zweite Serie erschienen, welche die Epoche von Ludwig dem Heiligen bis zu Heinrich IV. umfaßt, sodaß das Ganze bis zu fünf Bänden gediehen ist. Die Buchhändleranzeige ist nicht blos deshalb interessant, weil sie als merkwürdiges Prototyp für die französischen Buchhändlerannoncen überhaupt zu betrachten ist, sondern auch der nationalen Eitelkeit wegen, welche mit aufgeschwemmten Worten an das leicht entzündliche Blut der Franzosen appellirt; es heißt nämlich darin: „Eine Geschichte Frankreichs muß noch geschrieben werden! Das sagt man Tag für Tag. Dies Werk fehlt noch den Schulen, den Personen von Weltbildung, den Salons und Seminarien. Sie fehlt sogar den Akademien, wenn man verlangt, daß sie, wenn auch nicht bis aufs kleinste die Erinnerungen alter Zeiten umfasse, dieselben doch wenigstens mit klaren Ideen und philosophischen, durch die Erfahrung der neuen Zeiten geläuterten Urtheilen resumire. Große Arbeiten sind neuerdings ausgeführt worden, womit dem allgemeinen Bedürfniß, in diese so große, so dramatische (dramatisch ist nämlich jetzt ein französisches Modewort, welches bei keiner Empfehlung einer historischen, poetischen oder musikalischen Erscheinung fehlen darf), so mannichfaltige Geschichte einzudringen, entsprochen werden sollte und welchem die Schriftsteller mit dem Rufe der Traurigkeit, Trockenheit und Langweile zu entsprechen das unglückliche Geheimniß besessen haben. Hr. Laurentin hat seine Arbeit neben die vielen der übrigen gestellt. Es kommt den Verlegern nicht zu ihn zu beurtheilen und Hr. Laurentin ist keiner von Denen, die man in den Prospectus lobt. Das aber können sie behaupten, daß er seinen Gegenstand mit allem Aufwande seines Geistes und mit jener Geduld im Untersuchen behandelt hat, welche des Geschichtschreibers erste Pflicht ist. Die von uns angezeigte Geschichte Frankreichs ist in drei Epochen getheilt: 1) die gallischen Anfänge bis zum heiligen Ludwig; 2) von Ludwig bis Heinrich IV.; 3) von Heinrich IV. bis jetzt. Diese drei Epochen umfassen, was das moderne Europa Großes hatte. Wahrlich, es ist die Geschichte der christlichen Welt, wenn auch nicht rücksichtlich der Details, so doch wenigstens in der Würdigung der moralischen *Kräfte*, welche seit 15 Jahrhunderten die Menschheit in Bewegung setzten und deren providentieller Anstoß in der Regel dem Genie Frankreichs verdankt wird" (!!!) u. s. w. Desselben Verfassers: „Introduction à la philosophie" hat die zweite Auflage soeben erlebt. Nach und nach erschien von demselben: „De l'étude et de l'enseignement des lettres"; „Histoire, morale et littérature" (2 Bde.); „Lettres sur l'éducation" (3 Bde.); „Histoire des ducs d'Orléans" (4 Bde.). Auch die Geschichte Frankreichs von H. Martin ist soeben bis zum achten Bande fortgeschritten und als neue, gänzlich durchgesehene und mit einem Aufsatz über die nationalen Anfänge vermehrte Auflage angekündigt. Dieses Werk erscheint in Lieferungen, wird mit 40 Vignetten in Kupferstich und 3 Karten geschmückt und mit 12 Bänden geschlossen sein. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 279. —— 6. October 1841.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Friedrich Wilhelm Riemer. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 278.)

Unter „Parteilichkeit für" und „Parteilichkeit wider" hatte Rec. eine genaue Darstellung derjenigen geistigen Richtungen erwartet, für die Goethe eine unmittelbare, nicht durch ihm selbst bewußte Vernunftgründe motivirte Zuneigung oder Abneigung empfand, und zugleich die Erklärung, wie gerade solche Zu- und Abneigungen tief in seiner ursprünglichen Natur begründet waren. Statt dessen zählt Hr. Riemer erstens einzelne Männer und Gegenstände auf, für die Goethe aus guten Gründen Neigung und Wohlwollen hegte, wobei nicht unterlassen wird, die Undankbarkeit manches dieser Begünstigten abzustrafen. Zweitens setzt Hr. Riemer weitläufig auseinander, warum Goethe, wieder aus guten Gründen und nicht aus Parteilichkeit, von Kotzebue und Böttiger nichts habe wissen wollen, was aber statt aus der gründlich unsittlichen Natur des Erstern und der Charakterschwäche des Letztern, nur aus erbärmlichen Klatschgeschichten, an denen beide freilich nicht schuldlos waren, hergeleitet wird. Unter der Überschrift „Neidsucht" wird Goethe's Freisein von Künstlerneid theils durch einzelne seiner Äußerungen, theils dadurch erwiesen, daß andere bedeutende Männer diesen Fehler hatten, oder doch nach Hrn. Riemer's Meinung gehabt haben sollen; unter „Bequemlichkeit" endlich wird erzählt, daß Goethe ohne „Bedienten" nach Italien gereist ist, dann über Sophas, Arbeitsstühle und gestickte Kissen gesprochen, dann kommt die Rede auf Goethe's Gewohnheit zu dictiren, dann auf die doppelte Recension seiner „Iphigenie", und diese führt zu einem, wo nicht seligen, doch schmähseligen Ende der Fehler, die Goethe nicht gehabt hat.

Hier, am Ende der Abschnitte, die bestimmt sind ein Bild von Goethe's geistiger Individualität zu geben, werfen wir einen zusammenfassenden Blick rückwärts, um dann dem Ende dieser schon sehr angewachsenen Beurtheilung desto schneller entgegeneilen zu können. Drei Elemente finden sich in diesen Abschnitten in bunter Mischung: das polemische, welches durchaus nur zur Verunstaltung des Buches dient; das raisonnirende, welches, die wenigen als gelungen bezeichneten Partien ausgenommen, sich durch nichtssagende Breite, Mangel an Ordnung, häufige Wiederholungen und Widersprüche und einseitige, oft niedrige Auffassung seines großen Gegenstandes auszeichnet; drittens sind zahllose Stellen aus Goethe's Werken, passend und unpassend, ausgeschrieben oder blos angeführt, aufgestapelt: dieser Bestandtheil des Buches kann Denen, die Goethe nicht kennen, ihn nicht kennen lehren; für Die, welche ihn kennen, ist er mindestens entbehrlich, denn nicht einmal als Register zu Goethe's Ansichten über verschiedene Gegenstände kann er dienen; am allerwenigsten aber paßt er zu dem Titel: „Mittheilungen über Goethe", Hr. Riemer hätte „Mittheilungen aus Goethe" schreiben müssen, oder sich auch den beliebten Titel: „Geist aus Goethe's Werken" aneignen können, etwa, um doch etwas Besonderes zu haben, mit dem Zusatze: „in psychologischer" oder „in wissenschaftlicher Ordnung", obgleich wir gesehen haben, wie es mit dieser steht. So glauben wir also erwiesen zu haben, was wir oben aussprachen, daß dieser Theil des Buches kläglich mislungen ist und daß es durch seine ganz verfehlte Auffassung Goethe's, durch die lieblose und kenntnißlose Verketzerung Verstorbener und die muthwillige Verletzung Lebender Goethe's Nachruhme nur schaden kann; da dies nun aber offenbar Hrn. Riemer's Absicht nicht war, dessen warme Verehrung für Goethe Rec. keinen Augenblick, dessen Befähigung, über Goethe zu urtheilen, er aber ganz und gar in Abrede stellt, so bleibt nichts übrig, als in der ganzen Arbeit das Product der taktlosesten Unbesonnenheit zu sehen, und die allgemeine Feststellung dieses Urtheils ist das einzige Mittel, wodurch der schädliche Einfluß des Buches paralysirt werden kann.

Unter den nun folgenden Darstellungen aus Goethe's äußern Lebensverhältnissen ist als interessant und wohlgelungen hervorzuheben die Erzählung der Ereignisse, welche am 19. Oct. 1806, also „nicht unter dem Donner der Kanonen der Schlacht bei Jena", die kirchliche Weihe von Goethe's längst bestehender ehelicher Verbindung zur Folge hatten (S. 362 — 373): diese Mittheilung wird ohne Zweifel alle gehässigen Traditionen über diesen Punkt für immer niederschlagen; Hr. Riemer hätte aber wohlgethan, wenn er, statt als Vor- und Nachredner das Wort zu nehmen, die reinen Thatsachen für sich hätte sprechen lassen: Verhältnisse, wie das in Rede stehende, vertragen einmal keine weitere Besprechung, weil die Beurtheilung desselben doch am Ende immer auf persönliche Gefühle hin-

auskommt, die auch durch bessere als Hrn. Riemer's Gründe weder für noch gegen gestimmt werden können; zudem hat das Publicum an das Heiligthum der Häuslichkeit nirgend ein Recht; die betreffenden Personen lebten in glücklicher und zufriedener Stille und so sollte auch jeder Andere mit achtungsvollem Schweigen daran vorübergehen!

Die Capitel: „Besitz, Ökonomisches, Erwerb" übergehen wir ohne Weiteres, da wir bei einem solchen Manne Besseres besprechen können, als wie seine Einnahme gewesen, woher und wohin sie geflossen sei; noch weniger erfreulich ist es, auch hier wieder Klagen über Verleger u. dgl. zu begegnen: wäre Rec. der Verleger des Buches, so würde er diese Stellen als Selbstcensor gestrichen haben.

„Reisen", mit der unpassenden Unterabtheilung „Gesellschaft", bringen, wie es auf Reisen zu gehen pflegt, ein ziemlich buntes Allerlei: manches Überflüssige, wie die mehrfache Einmischung von Hrn. Riemer's eigener Person; manches Ansprechende, so über Goethe's Ausübung des Zeichnens, einzelne Notizen über interessante gesellige Vereine in Weimar, Jena, Karlsbad. *)

„Fremde" hätten sehr wohl unter „Gesellschaft" befaßt werden können; es wird auch hier nichts irgend Erwähnenswerthes mitgetheilt, sondern ganz einfach gesagt: Goethe war ein liebenswürdiger Wirth, oder in Hrn. Riemer's charakteristischer Weise: „er hatte keineswegs die unlöbliche Art anderer Bewirther" u. s. w. Weshalb von den zahllosen bedeutenden Gästen, die Goethe's Ruhm nach Weimar zog, gerade nur der längst vergessene nomadische Antiquar und Cyniker, Martin Friedrich Arendt, und der romantischen Dichterschule ausländischer Sprößling, Adam Öhlenschläger, hervorgehoben werden, sieht Rec. nicht ein, denn für Goethe ist daraus nichts zu entnehmen, als daß er sich über die Wunderlichkeiten formloser und leidenschaftlicher Menschen mit mildem Humor hinwegzuhelfen wußte. Ebenso nichtssagend sind die Worte über „Franzosen und Engländer": daß Goethe der erstern Höflichkeit geschätzt, daß er deshalb auch nie auf unbeschnittenes Papier geschrieben habe und dergleichen Lappalien mehr; von den Engländern ferner, daß er ihre guten und schlechten Eigenschaften erkannt habe.

Einer der unausstehlichsten Abschnitte des Buches steht uns aber noch bevor: „Juden". Hier wird auf etwa drei Seiten mitgetheilt, daß Goethe keineswegs intolerant gegen die Glaubensgenossen des alten Bundes gewesen, ja, daß er mit manchen von ihnen in gutem Vernehmen und Verkehre gestanden habe. Dann aber kramt Hr. Riemer volle zwölf Seiten lang seine eigene krasseste Intoleranz gegen dieses Volk auf die widerwärtigste Weise aus: spricht von mancherlei Anfechtungen, die er als Herausgeber des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter von Juden und nebenbei auch von Nichtjuden erfahren habe, schimpft auf Börne, bekanntlich ein Mittel, wodurch immer der Angegriffene gewinnt, und perorirt über einen Plan zu Constituirung des jüdischen Volkes, der — jetzt gerade 35 Jahre alt und ungefähr ebenso lange vergessen ist; solches Geschwätz beliebt Hr. Riemer Mittheilungen über Goethe zu nennen!

*) Eine Stelle in diesem Abschnitte (S. 397) veranlaßt zu der Frage, weshalb in der neuesten Ausgabe von Goethe's Werken durchaus „Wahrheit und Dichtung" gedruckt ist? während Goethe selbst die umgekehrte Stellung „aus euphonischen Gründen" ausdrücklich gewählt hat.

Wie der Abschnitt „Freunde" nebst seinem Anhange „Goethe und Schiller" ausgefallen ist, läßt sich aus Dem, was über Hrn. Riemer's Beurtheilung der meisten geistigen Heroen mehrfach gesagt ist, schon im voraus abnehmen; wunderlich erscheint nun, nachdem Hr. Riemer Goethe auf Unkosten aller seiner Freunde erhoben, der Schluß: „das Rathsamste wäre nun wol: beide Dichter (Goethe und Schiller) zusammen für Einen gelten zu *lassen*"; darin liegt jedenfalls der entschiedenste Widerspruch gegen das übrige Buch; denn soll dieses Schlußurtheil bestehen, so muß Hr. Riemer selbst als falsch anerkennen, was er sonst an unzähligen Stellen über Schiller aussagt; soll dieses Bestand haben, so ist jenes Endurtheil ein Verrath an dem gefeierten Goethe. Hr. Riemer hat sich hier, wie es zu geschehen pflegt, in seiner eigenen Falle gefangen.

Die drei noch übrigen Abschnitte: „Umgebung", „Ruhm", „Publicum", können uns nun nicht mehr aufhalten, denn sie enthalten nichts als Wiederholungen, wiederholte Invectiven, wiederholtes seichtes Raisonnement, aber nicht das Mindeste, woraus unserer Kenntniß Goethe's irgend ein Zuwachs käme; und so beschließen wir die Beurtheilung dieses Bandes mit dem unangenehmen Gefühle, daß durch denselben unsere Goethe-Literatur nicht nur nicht bereichert, sondern um die Hoffnung auf einen werthvollen Beitrag verarmt ist.

Der zweite Band des Buches steht bedeutend über dem ersten, weil sich Hr. Riemer an einen gegebenen Stoff in gegebener Ordnung gehalten und von seinem Eigenthume verhältnißmäßig wenig dazu gegeben hat. Da es hier natürlich nicht darauf abgesehen ist, den historischen Stoff dieses Bandes auszuziehen und die einzelnen Abschnitte hier größere Ganze als in dem ersten Bande ausmachen, so verspricht Rec. sich hier bedeutend kürzer zu fassen als bisher.

Den beiweitem größten Theil des Bandes (S. 16—511) nimmt eine chronologisch geordnete, von 1775—1805 reichende Darstellung von Goethe's Leben ein, die natürlich nicht erschöpfend sein, sondern nur zur Ergänzung und Erläuterung des bereits Bekannten dienen soll. „Vorerinnerung" und „Weimarische Zustände" sind bestimmt, uns auf den rechten Standpunkt für das Folgende zu stellen und erfüllen diese Bestimmung, ohne jedoch Neues zu bieten. Von den Unterabtheilungen des ganzen biographischen Theils sondert Rec. vorerst aus: „Goethe's Reise nach Italien" (S. 208—308) und „Goethe's Verhältniß zu Schiller; sein Briefwechsel mit demselben" (S. 339—509), als zwei Abschnitte, die einer Recension gar nicht mehr bedürfen, ja, sie nicht zulassen, weil sie nicht Hrn. Riemer's Werk, sondern unveränderte Auszüge aus Goethe's „Italienische Reise" und seinem Briefwechsel mit Schiller *) enthalten. Hr. Riemer hat freilich hier und da

*) Die letztern sind vertheilt unter die Rubriken: S. durch G. gefördert, G. durch S. gefördert.

Vor=, Zwischen= und Nachreden eingeschaltet, auch reichliche Anmerkungen hinzugefügt, die aber dem Charakter des ersten Bandes vollkommen treu bleiben, also im besten Falle überflüssig sind *), obschon sich Hr. Riemer in denselben die Stelle eines tragischen Chors einzunehmen dünkt (S. 358). Wozu diese Auszüge? Zu nichts, als das Buch zu vertheuern. Hr. Riemer sagt (S. 3): „Es bleibt nur jene erste weimarische Epoche übrig, von der uns genauere Nachrichten erwünscht sein müssen"; warum hat er diese Worte nicht befolgt? Ferner: „die Epoche seiner Kunststudien liegt klar und deutlich vor uns aufgeschlagen in den Tagebüchern seiner Reise und seines Aufenthalts in Italien" (S. 2); ganz dasselbe wird über den Zeitabschnitt, der den Briefwechsel mit Schiller, und den, welcher den Briefwechsel mit Zelter umfaßt, gesagt: warum wird nun für die beiden ersten Zeitabschnitte eine abgeleitete und unvollständige Quelle eröffnet, gleiches Verfahren aber für den dritten nicht eingeschlagen? Die letztere Frage wird gar nicht, die erstere durchaus nicht genügend beantwortet (S. 220, 357); denn wer den Einfluß, welchen die Reise nach Italien und das Verhältniß zu Schiller auf Goethe hatte, wirklich kennen lernen will, der kann und darf sich mit diesen Auszügen nicht begnügen; wem es überhaupt um eine geistig anregende Lecture zu thun ist, wird jedenfalls lieber das organische Ganze als einen zerstückelten Auszug, wenn er auch noch so geschickt gearbeitet wäre, zur Hand nehmen; immer aber machen so ausgedehnte Auszüge einen unangenehmen, der Langeweile nahekommenden Eindruck. Rec. kann durchaus keinen stichhaltigen Grund für dies Verfahren auffinden und muß deshalb diese beiden Abschnitte, d. h. die ganze große Hälfte des biographischen Theils für bloßen Ballast erklären, wobei der eigenthümliche Fall eintritt, daß Das, was hier nur als Ballast gelten kann, an sich ein gar werthvoller Stoff ist.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Novellen von Ludwig Rein. Zwei Bändchen. Berlin, Hayn. 1840. 8. 2 Thlr.

Die erste dieser Novellen: „Der Rheinschiffer", die sich um die Zerstörung Speiers im spanischen Successionskriege dreht, läßt eine höchst unbehagliche, durchaus unbefriedigte Stimmung zurück. Das böse Princip in Gestalt eines Strickreiters oder Henkers macht sich darin auf eine empörende Weise breit. Dieser Strickreiter ist ein Bösewicht vom gemeinsten, niedrigsten Schlage, von Anfang bis zu Ende reif für den Galgen, kein Blutstropfen in ihm, um deßwillen man ein Interesse an ihm nehmen könnte. Dennoch gelingt es ihm, in das Glück einer harmlosen, guten Familie den Keim der Zerstörung zu legen, die unschuldigsten Menschen werden Opfer seiner Tücke und Bosheit, er ist unermüdlich im Ausüben immer neuer Schurkereien und es wird ihm dabei vom Zufall auf das Beste Vorschub geleistet. Endlich zwar muß auch er erliegen, es wird ihm mit einem Hammer der Schädel eingeschlagen —, aber welche Genugthuung gewährt das? — das Unglück, das er angestiftet, wird dadurch nicht geändert, die unschuldig Leidenden gelangen nicht wieder zu ihrem Glücke, sie sind — bis auf den Trost des bessern Bewußtseins — um nichts besser daran als der Bösewicht. Welcher Genuß, welche Erhebung kann aus solcher Poesie geschöpft werden? Und was soll die Poesie, wenn sie das nicht vermag? Ich weiß, was man zur Entschuldigung solcher Dichtungen zu sagen pflegt. Man sagt: „Ja, so ist es nun im Leben: das Böse hat die Oberhand, das Gute muß erliegen; der Dichter hat nichts gethan, als das Leben treu wiedergegeben." Aber das ist nicht wahr. Er hat es nur so wiedergegeben, wie wir es von unserm beschränkten Standpunkte, von dem wir es nur stückweise sehen, leider zuweilen auffassen. Der Dichter soll es uns aber zeigen, wie es ist, wie es sich darstellt, vom absoluten Standpunkt betrachtet. Er soll auch in dem scheinbaren Siege des Bösen den Sieg des Guten, im Unvollkommenen das Vollkommene nachzuweisen wissen, und zwar nicht blos dadurch, daß er den Unglücklich-Leidenden sagen läßt: „Es ist hart mein Schicksal, aber es kommt von Gott und darum muß es gut sein, wenn ich es auch mit meinen blöden Augen nicht einzusehen vermag!" sondern eben dadurch, daß er selbst klar und deutlich auf das Gute, Heilsame, Nothwendige hinweist und uns die blöden Augen aufschließt. Der Dichter soll uns in einem Stück das Ganze geben. Dies kann er nur, wenn er darin die Gegenwart des Absoluten klar und anschaulich macht. Versäumt er das, so liefert er im Stück immer nur ein Stück, ein aus dem Ganzen willkürlich Herausgerissenes, das uns unmöglich befriedigen kann, so viel treffliche Eigenschaften die Dichtung sonst haben mag. In der That hat auch die vorliegende Novelle viele gelungene Partien und namentlich ist sie mit Gewandtheit vorgetragen. Die einzelnen Figuren sind sicher und treu charakterisirt und machen, bis auf den Strickreiter, einen freundlichen Eindruck: der General, der Bürgermeister, Margarethe, Martin, der Glöckner, und namentlich auch der Rheinschiffer mit seiner unglücklichen Liebe, mit seinem tiefen, weichen Gemüth unter einer rauhen Hülle. Nur das Schlagwort des Letztern: „Hol's der Donner!" scheint mir verfehlt zu sein; es macht nicht die beabsichtigte Wirkung. Die zweite Novelle: „Donna Cia" behandelt die Eroberungen von Forli und Cesena unter Innocenz VI. Es trifft sie derselbe Vorwurf. Auch in ihr erliegt ein edler, reiner Sinn, treue Liebe und Tapferkeit den Machinationen der Hinterlist, ohne daß uns die Aussicht in einen weitern Gesichtskreis eröffnet würde, in welchem sich dieses Opfer als nothwendig darstellte. In Rücksicht auf Erfindung, Verflechtung, Spannung und Charakteristik steht sie der vorigen nach. Einen weit höhern Standpunkt dagegen nimmt die dritte Novelle ein: „Der Tuchmacher aus Brügge." Sie ist unstreitig von allen die werthvollste. Obschon auch sie zum Theil tragisch endet, so trägt sie doch in ihrer ganzen Anlage einen weit mildern Charakter, die tragischen Motive, obschon an sich nicht gerade nothwendig, treten klarer hervor, das Unglück des Einzelnen wird durch das Glück des Ganzen ausgeglichen und versöhnt. Überdies markirt sie sich durch eine tiefer eingehende psychologische Zeichnung, die einzelnen Figuren treten anschaulicher und plastischer hervor und entfalten eine Reihe kleiner, aber echt charakteristischer Züge, deren Einflechtung von einer feinern Beobachtung zeugt. Den geschichtlichen Grund der Novelle bildet die Befreiung Flanderns von der Herrschaft Philipp's des Schönen. In dieselbe Zeit fällt die vierte und letzte Erzählung dieser Sammlung: „Die Templer." Sie behandelt den Untergang des Templerordens und führt uns recht mitten in die schändlichen Machinationen und empörenden Handlungen, deren sich Philipp und sein Kanzler Nogaret gegen diesen Orden schuldig gemacht haben. Dagegen wird die Reinheit und großartige Gesinnung der Tempelherren in ein um so glänzenderes Licht gestellt und so abermals der tragische Contrast eines edeln Strebens und eines unglücklichen Erfolgs, wie in den übrigen Novellen, jedoch hier mit einigen versöhnenden Elementen, zum Gegenstand der Darstellung gemacht. Man muß hieraus schließen, daß der Verf. eine Vorliebe für das Finstere und Düstere hat. Alle seine hier gespendeten Arbeiten

*) Rec. erwähnt z. B. S. 298 Anm. ***), an der man für viele Seiten genug haben kann.

sind Nachtstücke, zwar nicht in der bizarren Hoffmann-Callot'schen Manier, aber auf das Gemüth darum nicht freundlicher wirkend. Er läßt zwischen den finstern, unheilschwangern Wolken immer einmal hier und dort helle, Glück versprechende Sterne hindurchblicken, aber nur, um sie augenblicklich wieder in Nacht und Dunkel verschwinden zu lassen. So hat er eine fast dämonische Lust daran, den Leser zwischen Hoffnung und Furcht hin und her zu ängstigen, und zuletzt entläßt er ihn mit dem trostlosen Gefühl: daß zwar das Böse um seines äußern Glückes willen nicht wahrhaft glücklich wird, aber doch die Freude des Triumphes zu genießen hat. Lesern, denen es nur darauf ankommt, durch die Lecture auf eine Zeitlang in eine ernstere, gespanntere Stimmung versetzt zu werden, mag hiermit gedient sein; aber wer aus einer Lecture einen bleibenden, wohlthuenden Eindruck davontragen will, wird sie unbefriedigt aus der Hand legen. Darum sei dem Verf. nichts angelegentlicher empfohlen, als daß er sein Talent freundlichern Darstellungen zuwenden möge.

2. Flittern. Kleine Erzählungen, Skizzen und Bilder aus dem modernen Leben von A. Cosmar. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Leichte Waare, aber nicht ohne allen Werth. Der Verf. weiß mit Geschick ein kleines Ganze herzustellen, freilich weniger auf künstlerischem, als auf industriellem Wege, mehr in der Weise eines gewandten Drechslers als eines freischaffenden Bildhauers. Aber auch solche Sachen muß es in der Literatur geben; sie reichen immer aus, ein Nipstischchen ganz artig zu decoriren; es sind die kleinen Luxusartikel, die zwischen den Utensilien des prosaischen Lebens und den reinen Kunsterzeugnissen in der Mitte schweben und die eben deshalb, obwol vom niedern Standpunkt als überflüssig, vom höhern als ungenügend erscheinend, ganz passend die Kluft ausfüllen, durch die sonst jene beiden Gebiete getrennt sein würden. Die hier gebotenen Skizzen und Erzählungen können in ihrem Zuschnitt nicht ganz die französischen Muster, denen sie nachgebildet, verleugnen, haben aber dabei einen gemüthlichern Fonds und machen insofern zwar einen minder pikanten, aber auch minder verletzenden Eindruck. Sie drehen sich, wie schon der Titel angibt, sämmtlich um Interessen des modernen Lebens, namentlich um diejenigen Verhältnisse, die sich der natürlichen Entfaltung der geschlechtlichen Verhältnisse entgegenstellen. Sie erinnern zum Theil an die Emancipationsidee, ohne daß dieser Punkt geradezu erwähnt oder gar darüber reflectirt würde. Überhaupt halten sie sich von Reflexionen ziemlich frei und suchen mehr durch die Geschichte selbst anzuziehen, obschon manche darunter sind, die auch wegen ihrer Einkleidung hervorgehoben zu werden verdienen. Unter diesen nenne ich vor allen: „Eine Alltagsgeschichte", die zwar durchaus nichts Anderes erzählt, als was Heine eine „alte Geschichte" getauft hat, deren Ton aber aus einer so glücklichen Mischung von Schmerz und gut getroffener Ironie besteht, daß ihre Wirkung eine durchaus eigenthümliche genannt werden muß. Nächst dieser verdient „Der Feige" gelobt zu werden, zwar mehr als die andern den französischen Stempel tragend, aber charakteristisch, pikant und scharf ausgeprägt. Im komischen Genre ist „Tom Birmingham" zu erwähnen, und von denen, die sich in der glücklichen Mitte halten, dürften „Helene", „Männertreue" und „Stille Liebe" die gelungensten sein. Alles Übrige ist minder bedeutend; zu den schwächsten Piecen gehört: „Art läßt nicht von Art" und die beiden dramatischen Lebensbilder: „Mutter und Tochter" und „Die Schwägerin".

3. Napoleon bei Hanau. Historische Novelle von Cäsar Müller. Hanau, König. 1841. 8. 1⅓ Thlr.

Auch in diesem Cäsar Müller begegnen wir einem Anhänger und Bewunderer des „neuen Cäsar". Dies vermuthet sich schon aus der Wahl des Stoffes und aus dem auf dem Titel befindlichen, aus Rotteck's „Weltgeschichte" entnommenen Motto: „Mit Löwengrimm und Löwenstärke warf sich Napoleon auf die Baiern, die ihm den Rückzug sperrten, zerschmetterte ihren Gewalthaufen und bahnte sich stolz und sieghaft seinen blutigen Weg", und diese Vermuthung wird durch die ganze Darstellung, welche fast durchgängig zu Gunsten Napoleon's und zum Nachtheil der Verbündeten gehalten ist, bestätigt. Der Verf. gehört seiner politischen Ansicht nach zu Denen, die, über den halben Erfolg der Freiheitskriege erbittert, die Freiheitskriege selbst bekämpfen und ihnen ihre Großartigkeit absprechen wollen, deren Patriotismus in ihrem Liberalismus und sogenannten Kosmopolitismus untergegangen ist und die diesen Gesinnungen zufolge meinen, unter Napoleon und dem französischen Einfluß würde Deutschland eher und vollkommener eine Befriedigung seiner politischen Wünsche erreicht haben, als es nach der Restauration geschehen sei. Was zur Unterstützung dieser Ansicht beigebracht wird, ist höchst gewöhnlich; es beruht auf einem oberflächlichen, unbegründeten Raisonnement und verliert vollends dadurch alle Wirkung, daß die entgegengesetzte Meinung gar nicht oder nur höchst schwach vertreten ist. Solche Fragen lassen sich auf die Weise, wie es hier geschehen, in unklaren Tiraden exaltirter Lieutenants, nicht abthun, sie verlangen ein tieferes Eingehen in die politischen Grundideen, namentlich auf den Gegensatz des Allgemeinen und Besondern, des Freiheits- und Nationalgefühls, und sie sollten daher da, wo zu einer gründlichern Erörterung nicht der Ort ist, lieber gar nicht zur Sprache gebracht werden. Was den eingeflochtenen Roman betrifft, so ist dieser kaum der Erwähnung werth. Es findet sich darin kein Ereigniß, keine Verwickelung, keine Situation, kein Charakter, kein einzelner Gedanke, wodurch er sich über das ganz Gewöhnliche erhöbe. Alles ist matt und bedeutungslos und überdies nicht eben gewandt stylisirt. Die beste Partie des Buchs scheint, so viel Ref. darüber urtheilen kann, die Beschreibung der Schlacht zu sein.

4. Diogenes Romanus. Eine historisch-romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts von August Werg. Zwei Theile. Berlin, Lüderitz. 1840. 8. 2 Thlr.

Es gibt nicht leicht einen historischen Stoff, der für eine poetische Behandlung günstiger wäre, als die Geschichte dieses byzantinischen Kaisers Diogenes Romanus und seiner Gemahlin Eudocia. Alle poetischen Elemente liegen schon darin und der Dichter, selbst wenn er einem höhern Ziele nachstrebt, hat nichts zu thun, als die von der Geschichte ihm dargebotenen Facta und Begebenheiten unter den Brennpunkt einer höhern Idee zu sammeln und darnach zu gestalten und zusammenzufassen. Der Verf. dieses Romans hat auf eine solche Behandlung Verzicht geleistet. Er will in seiner Erzählung kein poetisches Kunstwerk liefern, sondern begnügt sich damit, dem leichter zu befriedigenden Leser eine stoffreiche, interessante Unterhaltung zu gewähren. Hohe Ansprüche darf man daher an diesen Roman nicht machen; aber das historische Material, das von genauen Studien zeugt und hier und da mit eigener Dichtung durchwebt ist, ist mit Geschick für die populaire Anschauung zurechtgelegt, die Personen sind gut auseinandergehalten, die romanhaften Effecte im Allgemeinen glücklich berechnet und so darf er auf dem Felde derjenigen Literatur, die für die Bedürfnisse eines minder gebildeten Publicums sorgt, als eine der bessern Erscheinungen empfohlen werden. 126.

Literarische Notizen.

Ein wichtiges Werk erschien in Paris unter dem Titel: „Histoire de la conquête et de la fondation de l'empire anglais dans l'Inde", vom Baron Barchou de Penhoën.

Von F. Dubois de Montpereux' „Voyage autour du Caucase chez les Tcherkesses et les Abkases, en Colchide, en Georgie, en Arménie et en Crimée" ist soeben der vierte Band, von dem dazu gehörigen Atlas die funfzehnte Lieferung erschienen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 280. —— 7. October 1841.

Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Friedrich Wilhelm Riemer. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 279.)

Es bleibt also zur Besprechung zunächst übrig die Darstellung der Zeit vor der italienischen Reise, 1775—86 (S. 16—207); auch hier muß man die Ausfälle Hrn. Riemer's, hier meist gegen Wieland gerichtet, erst überschlagen lernen, dann aber wird man in dem ganzen Abschnitte eine sehr anziehende Lecture und eine wesentliche Bereicherung der Goethe-Literatur finden: durch eine reiche Masse von Detail wird uns das damalige, in seiner Art so ganz einzige Leben und Treiben an dem Hofe von Weimar klar und anschaulich vor Augen gestellt; wir werden in einen seltenen Verein geistreicher Männer und Frauen eingeführt; wir erhalten zahlreiche Notizen über Entstehung und Beziehung Goethe'scher Dichtungen; wir fühlen eben durch das bunt wechselnde Detail das Drängen und Treiben mit, welches den jugendlichen Kammerpräsidenten und Geheimenrath zwischen dem hochgebildeten Hofcirkel und abenteuerlichen Courierritten, zwischen Parforcejagden und dem Actentisch, zwischen Dienstreisen und seines Herzogs Cabinet, zwischen der heitersten Geselligkeit und der abgeschlossensten, den Musen geweihten Einsamkeit hin und her warf. Es fehlte zwar auch bisher nicht an Schilderungen dieser geistig so bewegten Zeit; namentlich liefert „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst" manchen trefflichen Beitrag dazu*), aber es kann jene Zeit einer herrlichen, an Deutschlands poetischem Horizonte aufgehenden Sonne nie genug gepriesen und geschildert werden, und überdies dürfte Hrn. Riemer's Darstellung alles bisher Bekannte an Reichhaltigkeit übertreffen. Der Darsteller solcher Zeiten muß nur unterscheiden können, was von wesentlicher Bedeutung für das volle Bild jener geistigen Heroen, und was mehr zufällige, äußerliche Einzelheit ist: von Hrn. Riemer's Mittheilungen können wir gern und freudig anerkennen, daß sie durchaus von der ersten Art sind, und daß man sich des Goethe, den er hier vorführt, ebenso sehr erfreuen mag, als man es des im ersten Bande geschilderten nicht kann. Über diese oder jene einzelne Notiz und ihre Zulässigkeit zu rechten, würde freilich nicht schwer sein, doch nur selten oder nie zu einem bestimmten Resultate führen, jedenfalls aber bei dem Werthe des Ganzen als Kleinigkeitskrämerei erscheinen. Besonders ist noch hervorzuheben, daß Hr. Riemer von Goethe's Vielseitigkeit, Thätigkeit und Eifer in Amtsgeschäften und für Landeswohl ein reicheres und lebensfrischeres Bild gibt, als irgend eine der bisher veröffentlichten Schilderungen, da Vogel's mehrerwähntes Buch seinen Werth mehr durch Mittheilung unbekannter Actenstücke als durch eigene Darstellung hat.

Um vieles ärmer ist der Zeitabschnitt zwischen der italienischen Reise und dem nähern Bekanntwerden mit Schiller, 1788—94 (S. 309—338), ausgestattet; hier wird sehr wenig Neues gegeben und die Frische der Darstellung, die jenen ersten Abschnitt belebt, ganz vermißt.

Auf den biographischen Abschnitt des Bandes folgen nun noch einige collectaneenartige: „Goethe's Schriften" (S. 516—639); „Goethe's Urtheile" (S. 640—693); „Goethe's Tischreden" (S. 694—725). Der erste dieser Abschnitte gibt von einem großen Theile größerer und kleinerer Schriften in alphabetischer Ordnung Nachricht, ihr Entstehen, ihre Tendenz und ihre Schicksale betreffend; ein Anhang dazu: „Atelier Goethe'scher Dichtungen", zählt in gleicher Ordnung mit Beifügung geschichtlicher Notizen solche schriftstellerische Projecte Goethe's auf, die entweder ganz unausgeführt geblieben, oder doch in wesentlich anderer Gestalt, als zuerst bezweckt war, ans Licht getreten sind. Beide Sammlungen enthalten neben manchem höchst entbehrlichen Raisonnement (z. B. über den „Faust", S. 565—574), neben vielem aus Goethe's eigenen Mittheilungen und Briefen schon Bekannten, doch überwiegend viele, für ein specielles Studium von Goethe's Werken neue und höchst werthvolle Notizen, sowie einige recht artige Anekdoten (S. 608, 617), diese beide aber wieder durch die charakteristische Unzufriedenheit verunstaltet, die keine reine, behagliche Heiterkeit gedeihen laßt. Goethe's Urtheile sind rubricirt: über „Dichter, Künstler, Kunstkenner, Naturforscher, Philosophen, Regenten und Staats-

*) Als Verfasserin der Aufsätze: „Die Freundschaftstage der Fräulein v. Göchhausen"; „Erste Aufführung von Wallenstein's Lager und den Piccolomini in Weimar"; „Erste Aufführung der Maria Stuart in Weimar", ist es jetzt erlaubt eine der geist- und gemüthvollsten Augenzeuginnen jener Tage, die am 4. Oct. v. J. in Weimar verstorbene Geheime Regierungsräthin Amalie v. Voigt, geb. Ludecus zu nennen.

männer", welcher Schematismus die Lecture derselben nicht eben verannehmlicht; es ist aber mit dem Inhalt derselben beschaffen, wie es mit solchen abgerissenen Worten, denn nur wenige bilden ein größeres Ganze, zu gehen pflegt: manches ist neu, schlagend, vortrefflich; anderes, schon sonst ungefähr ebenso gesagt, weniger bedeutend; den einen Leser wird dies, den andern jenes mehr ansprechen. Gleiches gilt von „Goethe's Tischreden", einer Sammlung einzelner Aussprüche, Reflexionen, Maximen aus den Jahren 1805 — 1831, in welchen auch Hr. Riemer selbst mehrfach auftritt. Beide Abschnitte sind als eine keineswegs werthlose Nachlese zu Eckermann's „Gesprächen" zu betrachten, welche letztern aber durch die beibehaltene Tagebuchsform eine lebendigere und belebendere Lecture sind. Auszüge, deren Auswahl ohnedies immer bedenklich bleibt, theilt Rec. daraus um so weniger mit, als dies bereits in Nr. 212 d. Bl. geschehen ist.

Ein kurzes Schlußwort (S. 725 — 728) berichtet über Goethe's Thätigkeit in seinen letzten Monaten und über sein Abscheiden.

Überblicken wir nun noch einmal diesen ganzen zweiten Band, so finden wir, daß die argen Übelstände des ersten Bandes hier zwar durch die Anlage des Ganzen weniger grell hervortreten, aber doch unverändert dieselben sind; daß der erste Abschnitt seinem Hauptinhalte nach eine sehr erfreuliche Gabe ist; daß die drei letzten Abschnitte, das Schlußwort nicht mitgerechnet, ein gründliches Studium der Goethe'schen Schriften vielfach fördern können; daß alles Dazwischenliegende aber am besten ganz weggeblieben wäre.

Bei einem Werke, das einen der größten aller deutschen Schriftsteller zum Gegenstande hat, liegt die Frage nach der künstlerischen Form dieser Darstellung sehr nahe. In dieser Beziehung nun hätte man von einem Manne, der Goethe's Schriften so emsig studirt, so lange mit ihm gelebt hat, ganz etwas Anderes erwartet: daß Hr. Riemer nicht zu Denen gehört, die ohne eine Spur von Goethe's Geist doch mit einer gewissen Federfertigkeit seine Schreibweise sich angeeignet haben, ist natürlich nur ein Lob. Aber weder von einer vollendeten Form der Darstellung überhaupt, noch insbesondere von irgend einiger Originalität derselben im guten Sinne legt dieses Werk Zeugniß ab; im Gegentheile ist die Darstellung, mit Ausnahme der auch ihres Inhaltes wegen belobten Partien, unendlich breit und schleppend, oft geradezu fehlerhaft, wovon die in dieser Recension ausgehobenen Stellen mehr als einen Beleg abgeben. Dazu kommt noch eine doppelte formelle Verunzierung: einmal die häufige, ganz unnütze Anwendung solcher Fremdwörter, die im Deutschen durchaus kein Bürgerrecht erlangt haben und erlangen werden, ja Einschaltung ganzer französischer Phrasen.*) Rec. gehört, wie auch dieser Aufsatz zeigen kann, keineswegs zu den übertriebenen Puristen, gegen die Hr. Riemer (Bd. 1, S. 16) zu Felde zieht; ein willkürliches Verschönern unserer Sprache aber mit französischen Schönpflästerchen betrachtet er als eine Mishandlung und Misachtung derselben. Ganz in das Lächerliche geht es, wenn Hr. Riemer neben ein deutsches Wort das französische in Klammern setzt und umgekehrt. Hr. Riemer hätte bedenken sollen, daß Das, was Goethe einer seiner dichterischen Gestalten über die französische Sprache überhaupt, vielleicht mit einiger Übertreibung, in den Mund legt („Wilhelm Meister's Lehrjahre", Buch 5, Cap. 16, Werke, Bd. 17, S. 75 fg., Ausg. v. 1840), vollkommen wahr wird, wenn man einzelne Flicken zur Verhunzung unserer schönen Muttersprache dorther entlehnt. Die zweite formelle Entstellung des Buches sind die zahllosen Citate, aus allen alten und neuen Schriftstellern aller Völker zusammengeschleppt, um die größten Trivialitäten zu belegen: auf den ersten 42 Seiten des ersten Bandes sind zu den Anmerkungen folgende Schriftsteller incommodirt worden, Lucretius, Euripides, Seneca, Königin Christina, Apollonius von Tyana, Shakspeare, Berni, Heinse, Cicero dreimal, Homer zweimal, Horatius dito, Niebuhr, Menander, Julianus, Thucydides, Tacitus zweimal, Leonhard Frisch, Pico Mirandolanus, in Summa 17 Mann und eine Frau! und in ähnlicher, wenn auch nicht überall gleich schlimmer Weise geht es durch das ganze Buch. Es verräth dies Verfahren eine so gründliche Pedanterei, daß schon der bloße Anblick Hrn. Riemer's Befähigung zu würdiger Auffassung eines Dichters wie Goethe stark bezweifeln läßt.

Hier nun noch ein schließliches Endurtheil auszusprechen, hält Rec. nicht für nöthig; er hat ein solches gleich zu Anfang gegeben und muß auch gestehen, daß er nicht für die Leser schreibt, die ihre Weisheit nur an den Schlußsätzen einer Recension einsammeln. Die große Ausführlichkeit dieser Beurtheilung bittet Ref. damit zu entschuldigen, daß alle ihm bisher bekannt gewordenen Kritiken*) das Buch zwar richtig, aber verhältnißmäßig kurz besprechen, Ref. aber eine ausführliche Beurtheilung, nicht des Buches, sondern des Publicums wegen für nöthig hält: es gibt ebenso gut negativ als positiv wichtige Bücher, zu erstern muß Ref. das hier besprochene rechnen; der Name des Beschriebenen, sowie der des Beschreibenden erregt große Erwartungen, deshalb ist das Buch wichtig; diese Erwartungen werden schmählich getäuscht; die Unbesonnenheit des Verf. hat reiche Gelegenheit gegeben zu falscher und unwürdiger Auffassung Goethe's, er hat längst verharschte Wunden muthwillig wieder aufgerissen, zu den unseligsten Streitigkeiten den Handschuh hingeworfen, vielfache Ungerechtigkeiten begangen, und deshalb mußte das Buch Schritt für Schritt durchgegangen und in seiner ganzen Schwäche dargestellt werden: wahrlich keine freudenvolle Arbeit! Wann wird Rec. einmal die freudige Arbeit unternehmen können, über eine treue, besonnene, umfassende, des Mannes würdige Darstellung Goethe's als Mensch und als Dichter zu berichten!

Meiningen. W. A. Passow.

*) Dann und wann dienen auch griechische und lateinische Brocken als Feigenblätter (Bd. 1, S. 10, 131).

*) Außer den erwähnten, in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 187 fg., und in den „Blättern für literarische Unterhaltung", Nr. 210 fg., noch eine dritte in den „Deutschen Jahrbüchern", Nr. 25.

Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. Von Otto von Mirbach. Dritter und vierter Band. — Auch u. d. T.: Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. Neue Folge. Erster und zweiter Band. Mitau, Lucas. 1841. 8. 4¼ Thlr.

Seitdem Montesquieu in seinen „Lettres persanes“ und nach ihm Wieland im „Krates und Hipparchia“ den Versuch gemacht hatten, die Briefform für gewisse Gegenstände des antiken oder modernen Lebens, als ein Mittel leichterer, ungezwungener Darstellung zu wählen, hat es ihnen an Nachfolgern nicht gefehlt, als deren jüngste wir den Verfasser des vorliegenden Werks und die Briefe zweier Römerinnen, welche in den ersten Monaten dieses Jahres das „Morgenblatt“ aus Sternberg's Feder enthielt, betrachten können. Die letztern aber sind durchaus modern und rechtfertigen ebenso wenig als die Schilderung der Zustände aus dem 17. Jahrhundert in desselben Verfassers „St.-Sylvan“ die von ihm früher gehegten großen Erwartungen. Einfacher ist allerdings Hr. von Mirbach zu Werke gegangen. Er hat unternommen römische Zustände nach guten Quellen — ob es immer die echten sind oder nur abgeleitete, bleibt dahingestellt — zu schildern und zwar für den Freund der Geschichte, ohne dabei auf Gelehrsamkeit Anspruch zu machen; er hofft dadurch dem populairen Leser einige Befriedigung zu gewähren, während nach seinem eigenen Geständnisse Drumann's großes, gründliches Werk für den gelehrten Leser und Forscher berechnet ist. Daher wollen wir mit ihm über die Einkleidung nicht rechten. Die Briefform ist freilich nur lose und vermag nicht subjectives Interesse für die Briefsteller zu erwecken, wie es allerdings Böttiger in seiner „Sabina“ verstanden hat, der hierin für Hrn. Becker in „Charikles“ das Muster geworden ist, wie sehr er sich auch sträubt dies anzuerkennen; denn der gelehrte leipziger Professor ist, wie er neuerdings schon genannt wurde, doch ein Boettigerus redivivus. Damit wollen wir ihm indeß ganz und gar nicht einen Vorwurf machen, weil wir trotz seiner Polemik gegen Böttiger eine zu gute Meinung von den Verdiensten des berühmten Archäologen um die Alterthumswissenschaft hegen. Unzählige haben aus seinen Büchern gelernt und das reiche Material, welches ihnen der Vielbelesene bot, zu eigenen Zwecken verarbeitet, sodaß ihm der aufrichtigste Dank der jetzigen Generation gebührt und nicht ein geflissentliches Aufsuchen seiner Irrthümer. Denn es ist Böttiger's unbestreitbarer Ruhm, das griechische und lateinische Alterthum in seinen kleinern und größern Aufsätzen der Gegenwart um Vieles näher gerückt zu haben, und ein solches Verdienst wiegt selbst einzelne Irrthümer vollkommen auf.

In dem russischen Kammerherrn und Staatsrath Hrn. v. Mirbach erkennen wir gern einen strebsamen Dilettanten, wie wir dies bereits vor fünf Jahren, als die beiden ersten Bände erschienen, ausgesprochen haben.*) Er hat zwar nichts eigentlich Neues gegeben, auch keine genialen Ideen und überraschende Gedankenblitze, wie man sie heutzutage liebt, leuchten lassen, aber man wird trotzdem gern seiner schlichten, natürlichen Darstellung folgen. Namentlich würde sein Buch für jüngere Leser eine nützliche Lecture sein und Vieles ergänzen, was in Becker's „Weltgeschichte“ und in Böttiger's „Biographien“ nur kürzer angedeutet werden konnte, wenn der Verbreitung der Mirbach'schen Schrift nicht durch den hohen Preis, welchen der Verleger gestellt hat, ein bedeutendes Hinderniß in den Weg gelegt wäre.

Das vorliegende Werk enthält nun die Geschichte der Jahre 703—5 und „umfaßt die Umtriebe, die das große Spiel zwischen Cäsar und Pompejus, bei dem das ganze römische Reich als Einsatz galt, seiner Entscheidung entgegenführten“. Der Zusammenhang mit der frühern Zeit ist durch eine historische Einleitung hergestellt worden. Hierauf folgen die Briefe selbst. Sie sind von einem Proquästor, C. Cassius, und einem Legaten, Q. Cassius, aus verschiedenen Gegenden des römischen Reichs an den sich in der Hauptstadt aufhaltenden P. Servilius geschrieben, der den Freunden die römischen Begebenheiten mittheilt und die Vergnügungen des städtischen und ländlichen Lebens schildert, während jene beiden von Schlachten, Belagerungen und Kriegszügen erzählen. Alle aber sind Cäsarianer. Demnach werden uns die Feldzüge der Römer in Judäa und Parthien vorgeführt, Crassus' unglücklicher Feldzug gegen die Parther vom Servilius als Augenzeuge (Brief 5) geschildert, sodann die blutigen Händel in Rom zwischen Clodius und Milo, die zunehmende Misstimmung zwischen Cäsar und Pompejus, des Erstern Übergang über den Rubico, Pompejus' Flucht nach Capua, zuletzt der Krieg Cäsar's in Spanien, die Schlachten bei Dyrrhachium und Pharsalus; mit dem Tode des Pompejus und Cäsar's Ankunft in Alexandrien schließt das Buch. Außer diesen politischen Ereignissen geben die militairischen Hin- und Herzüge Gelegenheit zu ausführlichen Beschreibungen von Athen, Rhodus, Kreta, Cypern, von der lycischen und pamphylischen Küste, wo man es freilich mit der einmal gewählten Briefform zu entschuldigen hat, wenn ein Kriegsmann sich weitläufig über die Mythologie von Kreta ausläßt und eine gründliche Beschreibung des Papyrus (Brief 12) gibt. Servilius an seinem Theile hat sich nun das römische Privatleben zum Gegenstande seiner brieflichen Mittheilungen erwählt, die Villen und Städte an der campanischen Küste, vorzugsweise Bajä, die Frühstücke und Mahlzeiten, die ländlichen Beschäftigungen, die Bäder, Bibliotheken u. dgl. m. Fehlte es hier auch nicht an gediegenen Vorarbeiten — wir nennen nur Becker's „Gallus“ — so ist doch die Zusammenstellung gut und die Darstellung anziehend. Gelegenheit zu Berichtigungen haben wir nicht gerade zu oft gefunden. Was unter der carbasischen Leinwand (I, 161) zu verstehen ist, wissen wir nicht, da das Wort carbasus an sich schon feine Leinewand bezeichnet. Ebenso scheint (II, 15) der Verf. die symbolische Bedeutung der Lanze bei öffentlichen Versteigerungen nicht recht deutlich zu sein. Die Lanze war, wie schon Haubold 1821 lehrte und nach ihm Andere bis auf Göttling („Geschichte der römischen Staatsverfassung“, S. 61) und Christiansen („Wesen der römischen Rechtsgeschichte“, I, 209), das Staatswappen und Symbol der Römer: deshalb fand unter ihr und bei ihr der Verkauf des Staatseigenthums statt. Ferner muß I, 167 Novum Comum statt Cornum stehen, auch lesen wir das dort angeführte Factum nicht bei Cicero „Ad Attic.“ V, 2, sondern V, 11, 2; eine Provinz Candinavia (II, 234) gab es weder in Macedonien noch in Epirus, wol aber ein cambunisches Gebirge: das Citat Lucan. V, 331 ist hier wiederum falsch. Auch ist Hrn. von Mirbach anzurathen bei Citaten aus Plutarch, Strabo und andern griechischen Schriftstellern vollständig nach Buch und Capitel zu citiren oder es ganz zu unterlassen, wenn man nicht Verdacht gegen seine Genauigkeit schöpfen soll. Es scheint uns schon jetzt nicht überall ganz geheuer zu sein, wenn wir die Übersetzung mancher griechischen Stellen, wie der Homer'schen in Bd. 1, S. 193 betrachten. 11.

*) Vergl. Nr. 197 d. Bl. f. 1837.

Notiz.

A. Soumet hat seit Erscheinen seiner Tragödie „Norma“ (1831), die ohne bedeutenden Anklang vorübergegangen ist, fast zehn Jahre lang geschwiegen. Jetzt wird in der pariser literarischen Welt, von der er abgetreten zu sein schien, sein Name häufiger als jeder andere erwähnt. In d. Bl. ist vor kurzem das Erscheinen seiner „Divine epopée“ angeführt, die sich eines ungewöhnlichen, für ein gedehntes episches Gedicht unglaublichen Beifalls zu erfreuen gehabt. Seit der Zeit hat er schnell zwei interessante dramatische Arbeiten (die Tragödie „Le gladiateur“ und die Komödie „Le chêne du roi“) ans Licht treten lassen. Beide Stücke wurden an einem Abend auf dem Théâtre français aufgeführt und sind jetzt auch unter dem Titel: „Une soirée au théâtre français“ in einem Bande ver-

eint erschienen. „Le gladiateur", ein Stück nicht ohne Interesse, dessen Diction und poetische Behandlungsweise ein wenig im gemessenen Tritt der Classicität einherschreitet, ist, wie es heißt, der erste Theil einer ausgedehnten Trilogie. Zwei andere Tragödien, die sich daran anreihen, werden bald erscheinen. Es sollen in ihnen die Fragen der Sklaverei und der Emancipation der Schwarzen berührt worden sein. Wie es scheint, hat Soumet mitten in diesen ernsten Arbeiten das Bedürfniß gefühlt, seinen Geist durch leichtere komische Schöpfungen zu erheitern. Er arbeitet neben jener Trilogie ein größeres Lustspiel: „Monseigneur se marie." Man versichert, daß er in ihr zuweilen eine Aristophan'sche Geißel schwingen werde. Wahrscheinlich wird jedoch der Dichter mehr Lorbern durch seine Tragödien ernten, da sein Talent mehr zur Behandlung ernster Stoffe hinneigt. Seine Weltanschauung nimmt leicht einen finstern Anflug. Was aber auch immer aus Soumet's Feder hervorgeht, trägt stets den Stempel eines gewiegten Talents und eines ernsten Studiums der Kunst. Seine Werke zeichnen sich weniger durch Originalität als durch Geschmack und Fleiß in der Ausführung aus. 129.

Bibliographie.

Arnold, A., Einleitung in die Philosophie durch die Lehre Platon's vermittelt. Gr. 8. Berlin u. Züllichau, Eyssenhardt. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

— — Grundlinien der allgemeinen höhern Bildungsschule für die Gegenwart durch die Geschichte und Seelenlehre bedingt. Gr. 12. Ebendas. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Boz (Dickens), Barnaby Rudge. Aus dem Englischen von C. A. Moriarty. Mit den Original-Abbildungen der Londoner Ausgabe nach Zeichnungen von Cattermole und Browne. 1ster, 2ter Band. 8. Leipzig, Weber. 1ster bis 3ter Band 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Brinckmeier, E., Liebe und Leben. Novellen. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Carus, C. G., Zwölf Briefe über das Erbleben. Gr. 8. Stuttgart, Balz. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Clemens, A., Göthe als Naturforscher. Eine Skizze. Gr. 8. Frankfurt a. M., Küchler. 15 Ngr. (12 Gr.)

v. Corvin-Wiersbitzki, Der Niederländische Freiheitskrieg nach den besten Quellen bearbeitet. 2ter Band. Mit den Portraits der Herzogin Margaretha von Parma und des Cardinals Granvella. Gr. 16. Leipzig, Fr. Fleischer. 1842. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Spanische Dramen übersetzt von C. A. Dohrn. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Edmund, L., Die merkwürdigsten Begebenheiten aus der Geschichte des dänischen Staats, von der ältesten bis auf die jetzige Zeit. 16. Itzehoe, Schönfeldt. 10 Ngr. (8 Gr.)

Die Ehestifterin, oder: Die Parlamentswahl in Irland. Roman aus der Gesellschaft. Von der O'Hara-Family. Aus dem Englischen von *C. Grüning*. 2 Theile. Gr. 12. Kiel, Bünsow. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Fischer, K. P., Die speculative Dogmatik von Dr. David Friedr. Strauß. 1ster Band. Gr. 8. Tübingen, Fues. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Guhrauer, G. E., Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körte's: Albrecht Thaer. Gr. 12. Berlin, Hirschwald. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Hanke, Sämmtliche Schriften. Ausgabe letzter Hand. 2ter, 3ter Band. Perlen. 2ter, 3ter Band. Gr. 12. Hanover, Hahn. Subscr.-Pr. 20 Ngr. (16 Gr.)

Hebbel, F., Judith. Eine Tragödie in fünf Acten. Zum ersten Mal aufgeführt auf dem Königlichen Hof-Theater in Berlin am 6. Juli 1840. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Heusinger, E., Europäische Bilder aus den Land- und Seefahrten eines britischen Militärs während der Kreuzzüge gegen den Kaiser Napoleon und nach denselben. Bilder aus Deutschland, Helgoland, England, Irland. 1ster Theil. Gr. 8. Jena, Bran. 1 Thlr.

Kohl, J. G., Reisen im Inneren von Rußland und Polen. 1ster Theil. Moskau. Mit 1 Titelkupfer und 1 Plane von Moskau. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Krasinski, Graf V., Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Reformation in Polen und ihres Einflusses auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes. Nach dem englischen Original bearbeitet von W. A. Lindau. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr.

v. Langenn, Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation. 2ter Theil. Mit Christophs von Carlowitz Bildniß. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 2 Thlr.

Leben, Tod und Höllenfahrt des weltberühmten Doctor Daus. Einaktige Parodie des Göthe'schen Faust. 8. Leipzig, Theile. 15 Ngr. (12 Gr.)

Loewenigh, B. v., Kaleidoskop, oder vermischte Gedichte. 16. Aachen, Mayer. 15 Ngr. (12 Gr.)

Prutz, R. E., Gedichte. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Das Reich der Geister, nach den Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker u. s. w. Bearbeitet und herausgegeben vom Grafen ***. 8ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 15 Ngr. (12 Gr.)

Reichenbach, M., 1840. Ein Jahr im Orient. Historisch-romantische Zeitbilder in Novellenform. 2 Bände. 8. Leipzig, Melzer. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Rudhart, G. T., Älteste Geschichte Bayerns und der in neuester Zeit zum Königreiche Bayern gehörigen Provinzen Schwaben, Rheinland und Franken. Ein Beitrag zur Specialgeschichte Süd- und Mitteldeutschlands. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Schiff, Linchen, oder Erziehungs-Resultate. Novelle. 8. Hamburg, Berendsohn. 1 Thlr.

Schirges, G., Karl. Roman. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Schlenkert's historisch-dramatische Werke. Herausgegeben von H. E. Maukisch. 2te Abth. Rudolf von Habsburg. 5ter, 6ter Band. — Auch u. d. T.: Rudolf von Habsburg. Eine dialogisirte Geschichte von F. C. Schlenkert. 2 Theile. 8. Leipzig, Melzer. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Schmid, B., Lyraklänge. 12. Constanz. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Sostmann, Wilhelmine, geb. Blumenhagen, Die Somnambule. Kunstleben. Liota oder der Schleierfall. Drei Novellen. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr.

Stutz, J., Winterabende in Schwellbrunn. Eine Sammlung dramatischer Spiele für Kinder und Erwachsene in schriftdeutscher Sprache und Zürcher Mundart. 1stes, 2tes Bändchen. 16. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Tarnowski, L., Napoleon und die Philadelphen. Ein Roman aus den Kriegesjahren 1806 bis 1809. 3 Bände. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Die Tochter der Fluth. Romantisches Gedicht in fünf Gesängen. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 1 Thlr.

Werg, A., Die Vergeltungsnacht auf Cypern. Eine historisch-romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. 8. Berlin, Lüderitz. 1 Thlr.

Wiese, L., Westphälische Volkssagen in Liedern. — Mit dem Umschlag-Titel: Das malerische und romantische Westphalen. Supplement. Lex.-8. Barmen, Langewiesche. 10 Ngr. (8 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 281. —— 8. October 1841.

Schönwissenschaftliche Reisende.

Fürst Pückler. Theodor Mundt.

Ich weiß, daß Sie von andern Standpunkten aus die letzten Reisebücher des Fürsten Pückler: „Südöstlicher Bildersaal" (3 Bde.), 1. „Der Vergnügling", 2. und 3. „Griechische Leiden" erwähnen werden.*) Erlauben Sie, daß ich es auch mit einigen Worten von dem in der Überschrift angedeuteten Gesichtspunkte aus thue. Fürst Pückler hat gerechte Ansprüche darauf durch die ihm eigenthümliche Form der Reiseschilderung, durch die Resignation auf allseitige Erschöpfung herkömmlicher Reisepflicht, eine Resignation, die er zu wiederholten Malen auf sich nimmt, endlich durch den im Gebiete der Reisebeschreibung ungewöhnlichen Beifall und durch die bei solcher Schriftgattung außerordentliche Theilnahme, welche seit zehn Jahren seinen Büchern geworden sind. Es ist bekannt, daß er 1829 zuerst mit den Schilderungen Englands in den „Briefen eines Verstorbenen" auftrat, weniger bekannt aber ist es wol, daß diese Briefe wirklich ohne den leisesten Gedanken an Publication geschrieben waren, und daß sie eine Zeitlang nach ihrer Publication unbeachtet in den Bücherlagern liegen blieben. Goethe war es noch, der sie vortrefflich fand, der sie anzeigte und dadurch den Impuls gab zur enthusiastischen Aufnahme und zur so zahlreichen Verbreitung derselben selbst über Deutschland hinaus in alle angrenzenden Länder. Dieses selbstgeschaffene Erbtheil ist es, was dem Verf. bei allen spätern Reisen so große Auszeichnung in der Aufnahme, so großen Vorschub, ein steigendes Ansehen und eine steigende Misgunst unter den Schriftstellern zuwege brachte. Diese Misgunst ist natürlich und bis auf einen gewissen Grad verzeihlich: eine seltene Vereinigung von Eigenschaften und Umständen, aus welcher das Glück deutlicher herausschimmert als das Verdienst, erregt immer mehr Neid als Hingebung. Fürst Pückler's Vorzüge erscheinen selten oder nie in einem heroischen oder classischen Nachdrucke, dem sich auch der Misliebige beugen muß, sie sind vielmehr ein fein zusammengedrängtes Ensemble seiner Eigenschaften und ein Ensemble ganz verschiedener, scheinbar einander entgegengesetzter Eigenschaften, die man gar nicht gewohnt und gar nicht gewärtig ist, vereinigt zu sehen. Dadurch entsteht das Interessante an diesem Autor, der Reiz, den er ausübt, aber auch der Übelstand, daß der durch den Erfolg zur Gegnerschaft aufgereizte Unwille über die Eigenschaften des Autors, welche solchen Erfolg zuwege bringen, leichtlich hinwegtappt, ja guten Gewissens hinwegtappt. Zumal in einer Zeit, wo man jede eigenthümliche Persönlichkeit nöthigen will, sich in die allgemeinen Ströme der Parteien hinzugeben. Im Interesse eines auf Handlung gestellten Zeitgeistes hat man zu diesem Zwange alle Befugniß, aber im Interesse einer größern Welt, als sie eben dem allgemeinen Blicke und Wunsche vor Augen liegt, und im Interesse einer literarischen Welt, welcher jedes neu gemischte persönliche Ensemble eine Bereicherung, hat man Recht und Pflicht, solchen Autor in Schutz zu nehmen.

Einer auf Gleichheit hindrängenden Zeit ist es von vornherein widerwärtig, daß der Autor den Titel eines Fürsten trägt; mag dieser sich selbst auch immer nur als Gutsbesitzer geltend machen, mag er auch vorzugsweise nur dem Grundbesitze, dem unzweifelhaften Verdienste und über Allem der Suprematie des Geistes den Hauptantheil an der Regierungsmacht zusprechen, er wird doch nur in Bausch und Bogen als Aristokrat gerichtet und alle eben herrschenden und angegriffenen Consequenzen dieser Kategorie werden ihm aufgebürdet. Und von der Aristokratie, für die man ihn verantwortlich macht, wird nur sein Buchhändler dadurch entschädigt, daß seine Bücher von ihr eifrig gekauft werden; er selbst ist dieser Aristokratie interessant, aber ebenso wenig genehm, wie er der Demokratie wenig genehm ist. Sie zeiht ihn demokratischer Eigenschaften, zeiht ihn des Abfalls, und daß er nur noch durch poetische Neigungen mit ihr zusammenhange. Beweist er sich nun hierhin oder dorthin erbittert? O nein; sein eigenthümliches Ensemble entwickelt eben Stellung und Ansichten, welche den Parteien unerwartet und deshalb unbequem, der unbefangenen großen Leserzahl aber auch ebendeshalb voll Reizes sind.

Eben solche Widersprüche auf der einen, auf der dogmatischen Seite der Zeit, wie Überraschungen auf der andern, der unbefangenen Seite, erwecken andere Äußerungen seines Charakters und seiner Lebensweise, erweckt die Darstellung alles dessen in seiner Schrift. Denn er ist inmitten aller Weltbildung der naivste und offenherzigste Autor, den wir haben, ja wie wir einen solchen in der Theorie täglich wünschen. Nur weil diese Offenherzigkeit an ihm

*) Vgl. Nr. 244—246 d. Bl. D. Red.

wiederum nicht in einer Form und Umgebung zu uns kommt, wie wir Form und Umgebung voraus definiren, achten wir sie nicht genügend, ja erkennen sie kaum. Bekannt als einer der kühnsten und muthvollsten Männer, gesteht er bei dieser oder jener Gelegenheit offen: ich fürchtete mich. Bah! sagt der Eine, was für ein Held! Bei einer andern Gelegenheit wagt er vermessen und verwegen das Tollste. Wozu solche Abenteuerlichkeit! ruft jener Tadler. Wir sind ebenso gut erzogen, daß wir eine wirklich freie Persönlichkeit, diese Summe alles Pückler'schen Vorzuges, gar nicht recht anzufassen wissen. Wir denken entweder, wenn wir nicht über's Herkömmliche hinausbringen, an Koketterie, oder denken, wenn's hoch kommt, an den englischen Lord, der's eben bunt genug treiben will. Der stolze, volle Begriff eines Lords, der seine freieste Persönlichkeit sogleich unterordnet, wenn es dem Wohl oder Weh seiner Nation, seines Staatskreises gilt, der also seinen ganzen Menschen geltend macht, ohne darüber die Anfoderung seines großen Gesellschaftskreises aus den Augen und aus dem Herzen zu lassen, dieses wirklich vornehme moderne Menschenbild kommt uns dabei nicht zu Sinne. Und wäre es blos der damit verbundene Begriff von Reichthum, der uns störte! Nein, ganz wie auf jener Seite aristokratischer Hochmuth die Entwickelung der Menschheit hindert, indem er nur dem bevorzugten Individuum Freiheit zugesteht, so hindert auf dieser Seite demokratischer Neid die Entwickelung des Menschen, indem er das Mittelmaß despotisch sehen will, indem er dem Individuum nichts Unvorhergesehenes verstattet. Zwischen diesen Extremen webt und lebt der Fürst Pückler und schreibt sein Leben, und weil ihm diese Stellung nicht blos ein Ergebniß der Reflexion, sondern freier poetischer Anlage ist, schreibt er harmlos ohne vorgefaßten Groll, wie ohne Vorliebe, und ist solchergestalt vor Tausenden geschickt, uns unbekannte, oder wenig bekannte Länder, in welche ihn sein Leben zuletzt geführt hat, treu, ohne vorgefaßte Meinung und interessant zu schildern. Der niedrige Standpunkt unserer Journalistik ist aber wol im Stande, es einem deutschen Reisenden übel zu vermerken, daß er im Orient mit außerordentlichen Ehren aufgenommen worden sei. Statt sich zu freuen, daß ein Landsmann auch in Gegenden so geschätzt werde, wo wir in Ermangelung von See- oder Colonialmacht sonst immer englischer und französischer Protection bedürfen, daß ein Landsmann mit orientalischem Pomp aufgenommen werde, weil er durch geistreiche Schriftstellerei europäischen Ruf gewonnen, statt einen Sieg des Geistes, dem wir Alle nachgehen, darin zu begrüßen, hat man wol gar ärgerlich darauf hingesehen, ärgerlich, weil doch der Titel eines Fürsten dazu behülflich gewesen sei. Da ist einer der Punkte, wo wir in Sachen des Nationalgefühls bei Engländern und Franzosen in die Schule gehen mögen, auch bei Franzosen, wo doch die Gleichheit so durchgängig, der Titel so unbedeutend geworden ist. Hätten sie wol gemäkelt, wenn einer ihrer Rochefoucauld oder de Ligne im Orient mit Kanonensalven begrüßt worden wäre? Man weiß den Geist und französischen Namen zu ehren, hätte auch das demokratischste Journal gesagt, und der belgische de Ligne wäre um jeden Preis für Frankreich in Anspruch genommen worden.

Der Vortheil jener Auszeichnung kommt uns außerdem noch unmittelbar zugute: Fürst Pückler erlangt dadurch Gelegenheit, Länder und Herrscher von andern Gesichtspunkten aus zu betrachten, als sie dem nicht so begünstigten Reisenden zugänglich sind, und da er uns Alles mittheilt, so nehmen wir unmittelbar daran Theil, wie gut er es versteht, Höflichkeit zu empfangen, mit Höflichkeit zu erwidern, durch Höflichkeit aber keinen Augenblick über Werth oder Unwerth des damit zusammenhängenden Objects getäuscht zu werden, und unter Höflichkeit Alles zu sagen, was nicht immer schmeichelhaft, das ist ja unter den Vorzügen seiner in Wendungen graziösen Schreibart hinlänglich bekannt. Deshalb ist z. B. seine Zuneigung für Mohammed Ali viel wichtiger und inhaltsvoller, als die Gegner derselben sie darstellen, und trotz des unterdeß eingetretenen Sturzes eines Mohammed Ali'schen Reiches wird das nächste Pückler'sche Buch: „Mohammed Ali's Reich", uns sehr willkommen und mit seinen Hülfsmitteln zur Beurtheilung äußerst werthvoll sein. Bei den vorherrschend niedrigen Motiven, welche man gern den Reisebeschreibern unterlegt, ist es nicht uninteressant zu wissen, daß Fürst Pückler wegen unziemlichen Betragens von Seiten einiger Beamten keineswegs in guter Laune, ja mit dem Vicekönige entzweit von Ägypten geschieden ist; daß er ferner über die syrische Verwaltung und Ibrahim immer ungünstig geurtheilt hat, bei alledem aber Mohammed Ali für den genialsten Herrscher des Orients und für einen außerordentlichen Menschen hält.

In den vorliegenden Bänden über Griechenland finden wir ebenfalls neben der dankbarsten Anerkenntniß für Aufnahme und Förderung des Reisenden die unumwundenste und freimüthigste Schilderung griechischer Verhältnisse. Theils hierin, theils in der Ausdehnung der Reise und des Reiseberichts ist dies Buch neu und deshalb doppelt willkommen. Es gibt einen erschöpfenden Überblick dieses neuen Reichs, der mit bekannter Meisterschaft in allem Landschaftlichen, mit aufmerksamer Beachtung alles politischen und administrativen Moments und mit ausdauernder Sorgfalt für alle geschichtlichen Überreste angefüllt ist. Diese memoirenartige Darstellung hat allerdings den Vortheil, daß sie den Leser überallhin mitnimmt, daß sie ihn nicht zu abgehender Abstraction nöthigt oder kommen läßt, daß sie ihn nicht überfüllt und ihn vor Übersichtigkeit bewahrt. Sie ist in den „Griechischen Leiden" gedrängter als in frühern Schriften des Fürsten Pückler, besonders im letzten Bande ist man immerfort auf angestrengtem Marsche, und man ruht befriedigt aus, als gegen Ende des Bandes nach den ionischen Inseln übergeschifft und auf Ithaka halb in der Homerischen „Odyssee", halb in erfundener Romantik geschlossen wird — man kennt Griechenland. Das alterthumswissenschaftliche Publicum wird überrascht sein, den Fürsten Pückler so bis in die genausten Data vertraut zu finden mit Polybius, Pausanias ꝛc., und das leichtsinnigere Publicum wird einen kleinen Schreck haben, wie wenig Anschauliches vom alten Griechenland übrig sei, wie

über alle gewöhnliche Vorstellung hinaus die steinernen Denkmäler des Alterthums versunken, verwittert, verschwunden seien, und wie über alle Erwartung hinaus Sitten, Gebräuche und tägliches Leben auch unter den jetzigen, wie unter den alten Griechen noch bestehen, als ob nicht Türke noch Fallmerayer existirt habe, sie zu Sklaven und Slawen zu machen. In Betreff von Hampton's englischer Übersetzung des Polybius, dessen sich Fürst Pückler bedient, sagt er etwas, was unsere Übersetzungen bis vor kurzem allerdings verdienten, was aber unsere neuern wenig oder gar nicht mehr trifft.

Unsere eigenen Schulmänner — heißt es nämlich witzig und gut — welche die Alten übersetzt haben, verstehen zwar in der Regel deren Sprache vollkommen, aber unglücklicherweise meistentheils kein Deutsch, was das Lesen ihrer Arbeiten höchst ermüdend und oft widerlich macht. Die Kunst des Übersetzers wie die eines Portraitmalers besteht in der Treue; aber nichts ist gewonnen, wenn auch jeder einzelne Zug genau wiedergegeben ward, sobald der Geist des Ganzen, den wir bei der menschlichen Physiognomie den Ausdruck nennen, nicht diese Züge belebt. Die Übersetzung eines Buches soll mir nicht nur den Sinn des fremden Autors, sondern auch in meiner Sprache dieselben Eindrücke verschaffen, die das Original Dem, in dessen Muttersprache es geschrieben ist, verschaffte.

Jene englische Übersetzung hat dem Reisenden wirklich so lebhafte Eindrücke des antiken Zustandes gegeben und ihm ein so inniges Eingehen auf die fernliegenden Verhältnisse geweckt, daß gerade dieser Reisende, in diesem Betrachte doch ein Laie, eine wirklich lebendige Theilnahme am uralten Griechenland auch im Leser erweckt und so faßliche, interessante Anschauungen gibt, wie kaum noch ein Originalkundiger es vermocht hat. So ist sein Verweilen auf Ithaka und seine Untersuchung über die Localitäten der „Odyssee" von fesselndster Art, ja in der Opposition, die er gegen die bisherige Ansicht macht, in den Begründungen, die er gibt, warum Odysseus hier gelandet, der göttliche Sauhirt dort, der Palast dort gewesen sein müsse, ist er ganz überzeugend und bestätigt uns in dem günstigen Vorurtheile, was man für ihn in aller Frage des praktischen Lebens und der wirklichen Vorfälle haben muß. Er versichert nun aber wiederholt, darin mit reifster Philologie übereinstimmend, daß aller Eindruck in Griechenland und auf den Inseln unabweislich für die allerrealste Auffassung und Schilderung Homer's spreche. Alles allgemeine Merkmal, das kleinste wie das größte, sei noch ebenso jetzt vorhanden, wie Homer es schildere.

Auf dem griechischen Festlande entscheidet er sich in Betreff landschaftlicher Schönheit durchaus für Sparta:

Je mehr wir uns dem herrlichen Thale von Sparta näherten, je gigantischer die prachtvolle Gebirgsreihe des Taygetos, wenngleich meistens, doch nicht immer, in Nebel gehüllt, sich vor uns aufthürmte, je bezaubernder ward der Anblick nach allen Seiten unserer Umgebung. Ohne Zweifel ist der Gedanke an die spartanische Suppe daran Schuld, daß nicht nur ich, sondern auch viele Andere sich Sparta immer als ernst und öde dachten; es ist aber zugleich die lachendste und grandioseste Gegend Griechenlands. Die Ebene voll freundlicher Dörfer, unter denen südlich auf isolirten Hügeln die Ruinen des alten Sparta und die eben fertig gewordenen Häuser des neuen hervortreten, ist wie ein Fruchtgarten mit Oliven- und Maulbeerbäumen, längs des Laufes des Eurotas mit hohen Pappeln und Platanen reich gefüllt; schroff aus ihr empor steigt die Vorbergkette des Taygetos, wunderlich in einzelne Kegel geformt, deren Zwischenräume in der Nähe Mistras von dem großen Erdbeben, 800 v. Chr. bis auf den Grund zerborsten, schauerliche Abgründe bilden, durch die jetzt reißende Bergwässer ihren Weg sich bahnen. Hoch auf einer dieser halb abgerissenen konischen Spitzen stehen die Thürme und gezackten Mauern eines venetianischen Schlosses, und den ganzen Berg bedecken amphitheatralisch die Ruinen der mittelalterlichen Stadt Misythera.

Die Reisememoirenform hat in diesem dreibändigen „Südöstlichen Bildersaal" eine Abrundung romantischer Art erhalten: Europäisch aristokratisch beginnt mit raffinirter Verführung eines Mädchens ein Novellenstoff, der den vornehmen müßigen Roué mit großer Feinheit schildert. Allmälig verzweigen sich die Personen nach der afrikanischen Küste, ein Graf Erdmann bringt den interessanten Geist kühner Abenteuerei und fabelhafter Wunder hinzu, orientalische Leidenschaften und Unerklärlichkeiten tauchen auf wie befremdliche Schatten in einer sonnenbeschienenen Reisewelt, und der Verf. will auch durch keinerlei auflösende Erklärung den Eindruck solcher Schatten und Stimmen abschwächen, sondern das heute wie sonst noch waltende mannichfach geheimnißvolle Wesen des Orients dadurch angedeutet haben. Der seltene Wechsel in den Werkstätten, aus denen solche freie Erfindung bei diesem Autor hervorgeht, entspricht ganz den wechselnden Eindrücken, welche das Publicum im Allgemeinen von dem Charakter, der Denk- und Schreibweise dieses unberechenbaren Autors erhält: da ist eine satirische Werkstatt und das Publicum sucht umher nach Portraits, die hier gegeben und doch nur andeutend gegeben sind, da sind leidenschaftliche Gefühle in Bewegung gesetzt, die man dem Autor sonst fern glaubt, und hier fällt der Ton plötzlich in die naivste Märchenweise, und ein Pascha zieht mit orientalischen Reizen und Schrecken durch die Wälder, die ordinaire Welt in Zauberkreise verschlingend. Kurz, dieser „Südöstliche Bildersaal" ist ein sehr reichhaltiges neues Product, worin die plane, anschauliche und getreuliche Schilderung ferner Länder und Dinge wie eine schwimmende, unzerstörbare Insel uns entgegengetragen wird von einem Elemente, das wir wie das Meer wol zu kennen glauben, dessen wir aber mit aller Kenntniß und Kritik niemals ganz Herren werden. In dieser nie ruhenden, durchaus freien Persönlichkeit des Fürsten Pückler liegt der unerschöpfliche Reiz und der schönwissenschaftliche Zauber von Reisememoiren, die eben dadurch auch das abgelegenste geographische und antiquarische Interesse dem großen Publicum nahe bringen und genießbar machen.

(Der Beschluß folgt.)

Die beiden Lehrstühle für deutsche Literatur zu Paris: Ozanam und Philarète Chasles.

Nachdem deutsche Literatur und Kunst den Nachbarn jenseit des Rheins so lange verschlossen gewesen und unser gesammtes geistiges Leben noch bis auf die neueste Zeit auf das Unbegreiflichste von ihnen verkannt worden ist, begrüßen wir stets dankbar jeden neuen Versuch, Samenkörner auf diesen unfruchtbaren Boden zu streuen. Wir freuen uns, so oft das Studium germanischer Literatur in Frankreich ein neues Blättchen ent-

faltet, wenn wir schon gestehen müssen, daß die ganze Pflanze nur kümmerlich gedeihet. Schließen wir aus den vereinzelten Versuchen, die hier und da bald durch Übersetzungen, bald durch Nachdruck deutscher Werke gemacht werden, deutsches literarisches Streben den Franzosen näher zu bringen, nicht zu voreilig auf weitverbreitete Kenntniß desselben, auf tiefgewurzelte Liebe für deutsche Studien. Wol finden jetzt schon hier und da einzelne deutsche Namen auch in Frankreich Anklang, der Vorhang, der unsere Literatur verschloß, ist wol stellenweise gehoben; aber was den Franzosen besonders noch fehlt, ist ein zusammenhängender Überblick über den Gang unserer Literatur. Sie sehen in ihr nur abgerissene Punkte — Goethe und besonders Hoffmann — aber sie ahnen nicht die verschiedenen Gruppen, die sich an die Meister anschließen.

Die Gelehrten, denen in jüngster Zeit in Paris von Staatswegen die Pflege der fremden Literaturen anvertraut ist, haben nun diese vereinzelten Bruchstücke zu verbinden. Sie werden die zerstreuten Funken anwehen und die Liebe für germanische Poesie, die hier noch im Keime schlummert, zu entfalten streben. Wenn irgend ein Volk angeregt wird durch die Macht des lebendigen Wortes, so ist es das französische. Wir dürfen also hoffen, daß von den Lehrstühlen aus, die für germanische Literatur errichtet sind, mehr Liebe und Interesse für dieselbe erweckt werden, als von den Zeitschriften, die, zum Theil von Deutschen zur Bebauung dieses Feldes errichtet, ihren kummervollen Lauf nur Monate lang hinschleppten. (Revue germanique, Revue du nord, Balance, Panorama d'Allemagne etc.) An der Sorbonne bestand schon längst ein Lehrstuhl, den fremden Literaturen gewidmet, auf dem Fauriel in allgemeinen Umrissen der Reihe nach die Geschichte der gesammten neuern Literaturen entwarf. Dieser würdige Gelehrte, der, obgleich mit Vorliebe zu den verschiedenen Zweigen des romanischen Sprachstammes hingezogen, doch auch mit deutscher Literatur vollkommen vertraut ist, hat sich jetzt, umfassenden Untersuchungen wegen, auf längere Zeit von der akademischen Thätigkeit zurückgezogen. Sein Stellvertreter, ein junger Gelehrter Ozanam aus Lyon, von dem man kaum wußte, daß er sich in deutsche Studien vertieft habe, hat nun fast schon zwei Semester über die deutsche Literatur im Mittelalter Vorträge gehalten und in denselben nicht nur die gediegensten Kenntnisse, sondern auch eine glühende Liebe für den Gegenstand seiner Vorlesungen an den Tag gelegt. Sein würdiges Streben sichert ihm den ehrenvollsten Platz unter den begeisterten Aposteln des Germanismus. Mit einer Liebe, die sich seinen Zuhörern mittheilen mußte, zeichnete er die Gestalten unserer Heldensagen. Er rollte mit mächtigen Zügen die wundervollen Bilder der Nibelungen auf und verfolgte die Spuren unseres Sagenquells nicht nur nach Norden hin, sondern seine umfassenden Kenntnisse setzten ihn in den Stand, aus allen Literaturen Anschauungen und Vergleichungen zur Belebung seines Gemäldes anzuführen. Ich glaube, daß es kein individuelles Urtheil sein wird, wenn ich sage, daß es mir scheint, als habe germanischer Geist sich mit seinem Wesen so versetzt und verschmolzen, daß er in seinen belebten, anregenden Vorträgen den französischen Zuhörern selbst etwas fremdartig scheinen mußte. Seine bilderreiche Sprache athmet denselben Hauch, der aus dem berühmten „De l'Allemagne" der Staël uns entgegenweht, und sollte dies nicht eine Wirkung germanischen Wesens sein, das ihn vollkommen durchdrungen zu haben scheint? Seine vortreffliche Arbeit über Dante („Dante et la philosophie catholique au 13. siècle") ist weniger bekannt geworden, als sie verdiente.

Der ganz kürzlich erst für die germanischen Literaturen errichtete Lehrstuhl am Collége de France, der Philarète Chasles übertragen ist, kann von noch bedeutenderm Einfluß sein, weil dieses Institut vermöge seiner ganzen Einrichtung auf ein größeres Publicum wirken kann. Die Sorbonne mit ihren grauen Mauern, ihren finstern Hörsälen, die an die ehrwürdige Foliantengelehrsamkeit des Mittelalters erinnern, hat in gewisser Beziehung stets den Charakter des gründlichen Forschens beibehalten, während in den eleganten Räumen des Collége de France neben Studenten auch Damen und Personen, die sich nur den Firniß der allgemeinen Bildung aneignen wollen, die Zuhörerschaft ausmachen. Der Professor, wenn er es versteht seine Wissenschaft in geistreichen Umrissen darzustellen, gleichweit von leichtfertiger Oberflächlichkeit wie von lastender Gelehrsamkeit, kann hier eine reiche Saat ausstreuen und Philarète Chasles, der sich schon als geistreicher Kritiker einen bedeutenden Namen erworben, darf gewiß auf zahlreiche Zuhörer zählen. Der Kreis seiner Vorlesungen erstreckt sich über alle sogenannte germanische Literaturen, und die Muttersprache oder Sprachmutter derselben, ihr eigentlicher Stamm, die deutsche, wird dabei gewiß nicht leer ausgehen. Hoffentlich wird er sich beeilen, die Scharten auszuwetzen, die er bei seinen ersten Waffenthaten auf diesem Gebiete davongetragen hat. Seine Studien über Jean Paul zeigten bekanntlich nicht eben, daß er vorzugsweise berechtigt sei, an diesen seinen Landsleuten mit sieben Siegeln verschlossenen Schriftsteller heranzutreten. Indessen legte er schon vor Jahren in verschiedenen Vorlesungen, die er über die Littérature comparée hielt, nicht gewöhnliche Kenntniß unserer literarischen Verhältnisse an den Tag. Mit Vorliebe hat er sich in neuester Zeit, besonders im „Journal des débats", zu dem er reichlich beisteuert, und in der „Revue des deux mondes", der englischen Literatur zugewendet. Seine Kritiken, wenn auch zuweilen von den wesentlichen Punkten abschweifend, sind stets belebt und durch und durch geistreich. Sein correcter Styl verräth, daß er in der That gründliche Studien auch der classischen Literatur gemacht hat, aber er wird zugleich auch von einem lebendigen Elemente angeregt, das sich ihm aus den neuern, besonders den germanischen Literaturen, mitgetheilt hat. Wenn er indessen z. B. bei Gelegenheit der Besprechung von Janin's Übersetzung der „Sentimental journey" meint, Janin und Sterne seien so innig verwandt, daß Letzterer Erstern übertragen haben würde, wenn derselbe sein Vorgänger gewesen, so steuert er wol allzureichlich bei zu der gegenseitigen Lobassecuranz der „Débats". 129.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 282. —— 9. October 1841.

Schönwissenschaftliche Reisende.
(Beschluß aus Nr. 281.)

Durch andere Fäden hängt Mundt's Reisebeschreibung mit einem Publicum zusammen, welches ohne diese Fäden um Länder- und Völkerkunde nicht bemüht wäre. Hier ist Idealismus, wie bei dem Fürsten Pückler Realismus, hier will der Reisende nicht Länder und Verhältnisse suchen, um sie in unvorhergesehener Art auf sich wirken und in dieser Wirkung Unerwartetes entstehen zu lassen. Nein, der Reisende sucht Belege zu seinen Ideen, und weil er mehr innen als außen sucht, so findet er sie auch überall, denn die Menschen sind in diesem Betracht sich überall gleich, wenigstens einander täuschend ähnlich: Allen ist Freiheit ein schöner Begriff, und ein poetischer Philosoph, wie Mundt einer ist, findet überall Analogien und Anknüpfungen für eine edle Gedankenwelt, die es mit einer gewissen Leidenschaft und wie ein Amt betreibt, sich praktisch anzuwenden. Diese im letzten Jahrzehnd modern gewordene Art der Reisebeschreibung hängt natürlich genau mit der abstract politischen Richtung zusammen, welcher das verflossene Jahrzehnd hingegeben war, und sie entweicht mit ihr, je mehr der Gedankenkreis, der sie belebte, erschöpft und neuer Befruchtung zugewendet wird. Diese Wendung ist bereits eingetreten. Ohne daß von alle dem mühsam Durchgedachten, Durchgeforschten und Durchgefochtenen ein Moment aufgegeben würde, was sich als wesentlich bewährt hat, betheiligt sich doch bereits der gedankliche Fortschritt mit der seit kurzem offenbar gewordenen Wendung europäischer Politik. Es hat diese Politik die starren Gegensätze des letzten Jahrzehnds, die Gegensätze der Restauration und Revolution verlassen und ist über die vermittelnden Stufen der „Erhaltung" und „Bewegung" in neue Bahnen getreten, zu bestürzender Verwirrung aller Derer, die über diesen Einschnitt hinaus noch immer nur mit den Formeln bisheriger Terminologie richten und schlichten wollen. Die Principienallianzen Europas haben sich aufgelöst, noch ehe es zu einer durchgehenden Entscheidung über diese Principien gekommen ist, und die Hauptstaaten sind auf dem Punkte, daß sich jeder in eigenthümlicher Persönlichkeit geltend mache. Der Staat, welcher die in letzter Zeit am stärksten ausgebildeten Eigenschaften seiner Bewohner zu Physiognomie und Seele sich erheben kann, dem ist in der neuen Epoche neue Macht und neuer Erfolg am sichersten. In diesem Sinne gehen auch Autoren, welche den Gedankenhalt ihrer Länder überall herauskehren, mit Sicherheit neuem Einflusse entgegen. Und zu diesen gehört offenbar Mundt, wenn auch dies letzte Buch seiner Reisebeschreibungen, was hier in Rede kommt, „Völkerschau auf Reisen", noch vorherrschend in seinen Endspitzen mit den Stichworten des letzten Jahrzehnds zusammenfällt. Dies wird ja vielfältig auch in neuer Epoche geschehen müssen, denn damit wir eben nicht ein Jahrzehnd umsonst gewirkt haben, muß partienweise immer wieder das Gedankenergebniß vergangener Zeit nachdrücklich in Anspruch genommen werden. Mundt aber gehört zu Denen, welche diese Aufgabe der Recapitulation mittelmäßigern Kräften überlassen können, und er drückt dies auch bereits nicht undeutlich in der Vorrede aus, seine „zerstreuten Skizzen des Völkerlebens als die nothwendigen Übergangsstufen zu zusammenhängendern poetischen Thaten" anführend. Ebenso richtig charakterisirt er in diesem Vorworte, wie seine Reisebeschreibungen — „Spaziergänge und Weltfahrten" und diese „Völkerschau" — angesehen sein sollen:

> Was ich in den letzten Jahren, wo ich einsam oder gesellig so manche Gegend durchwanderte, gethan, war wol kein ganz verlorenes Werk; denn es galt den Versuch, für die Behandlung öffentlicher Fragen und Verhältnisse im Staatenleben wie in der Gesellschaft eine Darstellung zu gewinnen, die, für alle Kreise des heutigen Lebens verständlich und wirksam, mit dem schwerern Inhalt in die leichtere Sphäre eindringen, wie mit dem leichtern Inhalt in der schwerern Sphäre willkommen geheißen werden könnte, und dies auf den Grund der sich immer mehr ausbreitenden harmonischen Bildung des Völkerlebens, welche eine große ausgleichende Melodie des Geistes erstrebt, wo sonst lauter getrennte und vereinzelte Takte in der Menschheit schlugen.

Um schöne Wissenschaft also und deren Form auch in der Reisebeschreibung und um philosophische Verbindung der Völker war es ihm zu thun. Philosophisch in der weitern Bedeutung des Wortes genommen, welche den Humanitätsgedanken in poetischem Drange von seinem Volke zum andern unpartheiisch vermittelt. Um dem Buche gerecht zu sein, muß man es von diesem Gesichtspunkte betrachten. Und da gewährt es die wohlthuendste Ausbeute. Mundt's Eigenthümlichkeit besteht in einem überall arbeitenden Triebe, allem Verhältnisse eine religiöse Bedeutung abzugewinnen, religiös im weitesten Sinne des Wortes, wie er Allem eine höhere Anknüpfung und Verknüpfung;

zuweist. Insofern ist alle Erscheinungswelt, die man dem Reisenden so wichtig glauben sollte, diesem Autor nur Schale, die er überall eilig zu beseitigen trachtet, um zum Kern zu kommen. Aller Kern aber ist ihm ein christliches, christlich, wie sich dies mit Benutzung aller heutigen Wissenschaftsform ausnimmt, und deshalb wol dem blöden Auge nicht überall gleich erkennbar, aber in allem Anfang und Ende christlich. Es kann in policeilicher Literaturaufsicht keinen ärgern Misgriff geben als denjenigen, welcher Th. Mundt einer um Unchristlichkeit halber verbotenen Literatengruppe beigesellt.

Die erste Hälfte dieser „Völkerschau" hat einen Theil von Südfrankreich, die Provence und das Languedoc bis Montpellier, die andere Hälfte Krakau und ein Stück der nordöstlichen Karpathenabdachung zum Thema. Daß dieser polnische Süden überreichen Stoff für eine Anschauung bietet, deren Hauptleben im philanthropischen Herzen wohnt, ist bei dem polnischen Unglück nicht verwunderlich, und Mundt entwickelt uns die verborgensten Falten davon mit all der eifrigen Folgerung aus Kleinem und Großem, die ihm eigen ist und die aus dem noch immer Freistaat genannten Krakau eine unabsehbare Welt historischen Misgeschicks, polnischen Misgeschicks vor uns ausbreitet. Aber auch in der gesegneten Provence ist es der Bagno zu Toulon, der diesen wackern Reisenden viel mehr interessirt als aller Reichthum und alle sonstige Merkwürdigkeit dieses Landes. Wahrlich, man wird an biblische Stellen erinnert und spricht unwillkürlich: ich bin nicht gekommen für die Glücklichen, sondern für die Unglücklichen. Mundt geht in die innersten Höhlen der Galeerensklaven und gibt eine genaue und vortreffliche Darstellung dieser Verhältnisse, welche, wie er sagt und wie wir gewiß Alle zusammen, einer christlich-liberalen Regierung unwürdig sind.

Der Übelthäter wird in eine durch und durch verpestete Atmosphäre gewiesen, die, statt ihn moralisch gesund zu machen, seine Seele nur mit stärkern Giftstoffen schwängert und unrettbar verderbt. Bei der Ankunft im Bagno werden die Verbrecher zuerst ihrer Kleider, die sie bis dahin getragen und die verbrannt werden, entäußert. Dann steckt man sie in das Costum der Verbannten, dessen Farben aus Roth, Gelb und Grün bestehen. Den rothen Rock erhalten Alle, obwol mit verschiedenen Abzeichen, wodurch man die besondern Classen der Verbrecher charakterisirt. — Bei ihrer Aufnahme werden sie zuerst paarweise angekettet, immer Einer mit dem Andern, mit dem er sich dann täglich und stündlich, bei der Arbeit, beim Mahl, bei jeder Bewegung und Verrichtung zur unaussprechlichsten Marter, welche sich oft bis zur Wuth steigert, herumschleppen muß.

Es ist sogar bei dem hier vorherrschenden Princip der Grausamkeit, wie Mundt aussagt,

Maxime, diejenigen Individualitäten, welche sich gegenseitig am meisten zur Qual werden könnten, aller prästabilirten Harmonie zum Trotz, an diese unheilvolle eiserne Harmonie der Kette zu zwingen. So läuft der Gutgeartete mit dem Schlimmen, der Anfänger mit dem Meister des Bösen an einer und derselben Fessel umher — jede geheime Zuckung seines reuigen Herzens muß er vor diesem schrecklichen Genossen bergen, der ihn darüber grimmig aushöhnt, ihn schlägt, wenn er noch edlere Regungen des Gemüths verräth und ihn zur Theilnahme an seinen eigenen gotteslästerlichen Scherzen zwingt.

Nun schildert Mundt den gemeinschaftlichen Schlaf, und wie der Eine den Andern oft im Traume die Gurgel zuschnürt. Erst nach längern Proben guter Aufführung, oder nach fünf Jahren solcher Erziehung wird das Paar getrennt und Jeder darf allein seine Kette tragen, von der ihm nur der Ring am Fuße bleibt, wenn er sich durch gutes Betragen auszeichnet. Ist nicht aber die vorhergehende Behandlung die beste Schule zum schlechtesten Betragen?

In dem Saale, wo sich die auf Lebenszeit Verdammten aufhielten, fand ich, daß es am lustigsten zuging. Und ihnen ist in der That nichts Anderes übrig gelassen als lustig zu sein; denn sie sind fertig, sie wissen genau ihre Zukunft und was jeder Tag derselben ihnen bringen wird. — Es ereignet sich nicht selten, daß Galeerensklaven von Wahnsinn befallen werden. Entweder gleich zu Anfang aus einem tiefen Zusammenschrecken über ein so unerträgliches Geschick, oder nach einem lange fortgesetzten Zwangsleben aus einer Abstumpfung, welche sie allmälig in ein wahnsinniges Alter auslaufen läßt. — Nachts im Schlafe liegen sie Alle an einer und derselben Kette, welche durch den ganzen Saal geht, und an die sie mit den Fesseln, welche ihren Leib binden, angeschlossen werden. Auch die Kranken, welche das Hospital aufnehmen muß, werden auf dem Siechbett von der Kette nicht befreit. Sie liegen in ihrem Bett und klirren mit den Ketten, so oft sie sich bewegen. Die in der Genesung Begriffenen spazieren vor ihrem Bett auf und ab, aber nicht weiter als die Kette reicht, mit der sie an den Bettfuß angefesselt sind. — Das Fortbestehen der Galeerensklaverei gereicht einem Lande wie Frankreich, das sich so viel mit seinen Civilisationsideen gebrüstet hat, wahrhaft zur Schmach und Schande. Diese Sklaverei des Bagno ist unmenschlicher und abscheulicher selbst als die Negersklaverei. Der Staat soll seine Verbrecher strafen und anfesseln, aber er soll und darf nicht zu diesem Zweck Institute unterhalten, die auf unmoralische Principien gegründet sind, wie dies bei den Sklavenkerkern in den Meereshäfen der Fall ist. Auf der Galeere wird der Verbrecher in einen förmlichen Staat des Lasters eingeführt und als Mitglied desselben aufgenommen. Man sagt, daß diese Verdammten alle in einem geheimen Einverständniß miteinander stehen, das sie zu einem ordentlichen gesetzlichen Organismus unter sich ausgebildet haben. Sie haben unter sich ihre geheimen Tribunale, ihre Blutgerichte und ihre Gesetze, nach denen die Vollstreckung derselben angeordnet und den dazu Erwählten aufgetragen wird. So findet man plötzlich auf oft unerklärliche Weise die Wächter und Aufseher, welche sich verhaßt gemacht, und selbst die Bedienten der Bureaus ermordet, sowie diejenigen unter den Forçats selbst, welche sich nicht zum Anschließen bereit, oder des Verraths verdächtig zeigen. So soll auch ein allgemeiner Verschwörungsplan existiren, wonach an einem bestimmten Tage des Jahres Jedem alle übrigen zur Flucht behülflich sein müssen. — Ist aber das Institut des Bagno an sich und in sich selbst schon ein unmoralisches, so wirkt es auch nach außen hin in den Hafenstädten, wo solche Verbrecherwerkstätte existiren, unsittlich auflösend und unterhöhlt die Sicherheit und die rechtliche Grundlage der Gesellschaft. Dies geschieht besonders durch die Zusammenmischung der freien Arbeiter mit den Forçats, die im Arsenal alle durcheinander bei denselben Verrichtungen gebraucht werden. Diese Gemeinschaft des Armen, der für den Tagelohn und für Weib und Kind arbeitet, mit dem Verbrecher ist von dem allerschädlichsten Einfluß auf die Sittlichkeit des Erstern und der Volksclasse einer solchen Stadt überhaupt. Wie viel Giftstoffe werden nicht durch diese Berührung aus der Hölle des Lasters in das unmittelbare Volksleben hinübergeschleppt!

Heinrich Laube.

Spielberg.

Am Ende des J. 1838 bekam ein Franzose, Hr. Aimacle, den Auftrag von seiner Regierung, die Gefängnisse Deutschlands zu besuchen. Die Ergebnisse seiner Reise hat er in einem Be-

[illegible] an den Minister des Innern zusammengefaßt und dieser Bericht ist 1838 auf Kosten der Regierung gedruckt. Außerdem hat der Beobachter Bemerkungen über die innere Einrichtung des berüchtigten östreichischen Staatsgefängnisses auf dem Spielberge in Mähren gesammelt und sie seitdem der gelehrten Gesellschaft zu Nismes, wozu er gehört, mitgetheilt; dieser Verein hat sie in den letzten Band seiner Abhandlungen: „Mémoires de l'académie royale du Gard" (Nismes 1840) eingerückt. Wahrscheinlich würde Niemand sie dort suchen, oder auch nur vermuthen; wir wollen das Interessanteste daraus entnehmen:

Der Spielberg stößt an die Stadt Brünn in Mähren und hat eine Höhe von 259 Metres, 87 Centimetres. Auf der Spitze ist eine Festung angelegt, welche sonst für unüberwindlich galt, aber 1809 sich dem französischen Belagerungsheere ergeben mußte. In dieser furchtbaren Festung wurde im vorigen Jahrhunderte der Pandurenanführer Baron von Trenck eingeschlossen. Im jetzigen Jahrhunderte ist dasselbe Gefängniß durch die Leiden Silvio Pellico's, Maroncelli's, Oroboni's und Milla's noch viel bekannter und verrufener geworden. Die Vorwerke der Festung sind grossentheils verschwunden, aber die Mauern sind noch vorhanden. Wenn man den Spielberg von der Stadtseite her besteigt, so trifft man ungefähr 150 Schritt vor dem ersten Thore ein Wachthaus an, welches Schildwachen für die Umgebung des Berges liefert. Die erste Einschließung besteht aus einem Palissadenwerke, welches auf einem alten Mauerwerke angelegt ist. Neben dem Eingange, welcher den Tag hindurch offen bleibt, befindet sich ein zweiter Militairposten. Von da an wendet sich der Weg links und führt ziemlich steil zu einer Treppe von 30—40 Stufen hinan, welche in der Mauer einer alten Bastei angebracht sind. Oben und unten hat diese Treppe ein Thor. Ist man oben angelangt, so hat man zur Rechten wiederum ein Wachthaus und etwas weiter ein einzelnes Gebäude, worin der Direktor wohnt; dem Eingange gegenüber steht das Gefängniß. Der Verfasser trat mit einem Freunde, welcher ihn von Paris aus begleitet hatte, und mit einem bei der französischen Gesandtschaft zu Wien angestellten jungen Mann in das ihm geöffnete Thor; außer dem Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, scheint noch kein Franzose vor ihm das Gefängniß besucht zu haben. Leider aber haben Franzosen darin schmachten müssen. Die drei Reisenden wurden zum Director, Hrn. Bayer, geführt, welchen der Verfasser als einen „homme sur le declin de l'age, grand, sec, et dont la figure sévère convient à merveille aux fonctions qu'il remplit" schildert. Dieser gestrenge Gefängnißaufseher konnte einiges Befremden über die dem Franzosen ertheilte Erlaubniß nicht in seinen Gesichtszügen unterdrücken. Aber die wiener Hofkanzlei hatte gesprochen, der Gouverneur der Provinz hatte den Befehl übersendet: also verbeugte sich Hr. Bayer und ließ dem Franzosen alles zeigen. Die Gefangenschaft auf dem Spielberge ist der letzte Grad der Beraubung der Freiheit; insofern hat sie eine Ähnlichkeit mit den Bagnos in Frankreich. Alle Gefangene aus dem Erzherzogthum Östreich, aus Mähren und aus Böhmen, welche zu länger als zehnjähriger Kettenstrafe verurtheilt worden sind, werden hierher gebracht. Am Ende des J. 1838, als Hr. Remacle das Haus besuchte, waren 315 Gefangene darin, unter denen sich 43 Weiber befanden. Es besteht aus sechs Abtheilungen oder Vierteln, welche auf beiden Seiten zweier Höfe von ungleicher Größe angebracht sind. Eins dieser Viertel, das nördliche, war leer, welches der Verf. der im vorigen September proclamirten Amnestie zuschrieb. Diejenigen Quartiere, welche er untersuchte, bestanden jedwedes aus zehn Kerkern, welche auf einen einzigen Gang stoßen; neun derselben können fünf Gefangene und das letzte 15 enthalten, sodaß ein einziges Quartier 60 Gefangene fassen kann. Die übrigen Theile derselben dienen zu Krankenzimmern, Werkstätten und Magazinen. Mitten im großen Hofe steht eine Säule mit dem Bilde der Dreifaltigkeit; im kleinen Hofe bemerkte Hr. Remacle eine Tretmühle, worin sechs Gefangene eine Viertelstunde lang arbeiten müssen, um einen Eimer Wasser aus einem [illegible] Metres tiefen Brunnen zu ziehen. Die nördliche Terrasse ist für die Weiber bestimmt und wird vom Walle beherrscht; eine höhere Terrasse ist diejenige, welche sich auf der West- und Südseite erstreckt; von hier aus hat man eine herrliche Aussicht. Die Kapelle ist klein, aber sehr verziert, wie die katholischen Kirchen in ganz Östreich.

Die Reisenden betraten nicht ohne Erschütterung die Zellen der Gefangenen. Die kleinste hat nur 4 Fuß 50 Zoll in der Breite und 6 Fuß 50 Zoll in der Tiefe; eine solche Höhle mußte Silvio Pellico bewohnen, ehe man ihn mit Maroncelli vereinigte. Ein Feldbette mit einem dünnen Strohsacke und einer wollenen Decke für jedweden Gefangenen nimmt einen großen Theil des Raums ein. Das Fenster beginnt sechs Fuß über dem Boden und hat eine Öffnung von zwei Fuß. Alle Kerker werden sieben Monate im Jahre hindurch mittels Öfen geheizt. Die Kerker im Erdgeschosse haben das Besondere, daß eine eiserne Stange mit einer daran hängenden drei Fuß langen Kette an der Mauer befestigt ist. Vor der kaiserlichen Verordnung vom Monat Februar 1832, welche den Carcere durissimo abschaffte, wurden die dazu verdammten Unglücklichen des Abends mittels ihres eisernen Gürtels an diese Kette geschlossen, sodaß sie kaum auf ihrem harten Lager sich ausstrecken konnten; und wenn eine solche Marter ihnen ein starkes Geschrei auspreßte, so stopfte man ihnen eine sogenannte Mundbirne, d. h. eine durchlöcherte und mit Pfeffer angefüllte eiserne hohle Kugel in den Mund, welche ihre Pein noch vermehrte. Es gab 1838 auf dem Spielberge noch zwei Gefangene, welche den Carcere durissimo ausgestanden hatten, und zwar einer 18 Jahre lang und der andere 20 Jahre. Der erstere war stark und gesund, aber der zweite an allen Gliedern lahm. Heutzutage ist die Strafe für alle dieselbe, nämlich der sogenannte Carcere duro, aber die Dauer ist verschieden. Worin der Carcere duro besteht, hat Silvio Pellico empfinden müssen und wohl beschrieben. Seitdem ist die Härte dieser Strafe ein wenig gemildert worden. Den Gefangenen wird ein wenig Stroh nicht mehr versagt; man gibt ihnen ein halbes Pfund Brot mehr; am Sonntage können sie ein wenig Fleisch und in der Woche einige Mehlspeisen zu sich nehmen. Hr. Remacle vermuthet, daß man diese Linderung den edeln und doch so energischen Klagen des berühmten Italieners zu verdanken hat. „Warum", setzt er hinzu, „sind diese humanen Vorschriften nicht auf alle Anstalten der Monarchie ausgedehnt worden? In den meisten Gefängnissen Östreichs haben wir Gefangene gesehen, welche aus Mangel hinreichender Nahrung dahinstarben. Wir haben zu ihren Gunsten unsere Stimme erhoben. Glücklich wird für uns der Tag sein, da wir erfahren werden, daß sie erhört worden ist!"

Die Gefangenen auf dem Spielberge müssen im Sommer um halb fünf, im Winter um sechs Uhr aufstehen. Nach dem Gebete wird zur Untersuchung ihrer Fesseln geschritten und hernach werden sie in die Werkstätten geführt, wo jeder Züchtling nochmals visitirt wird. Man gibt ihm anderthalb Pfund Brot für den Tag. Um halb elf Vormittags wird die einzige Mahlzeit genossen; sie besteht für jedweden aus zwei Seidel Suppe und zwei Seidel Gemüse, worauf sie sich in den Höfen eine Stunde lang ausruhen können. Die Arbeit wird jedem nach seinen Kräften zugemessen; wenn er sie nicht vollbringt, wird er bestraft. Am Sonntage ist keine Arbeit, aber auch keine Erholung in den Höfen, und wenn der Gottesdienst vorbei ist, bleiben die Züchtlinge müßig in den Kerkern liegen. Eine sehr scharfe Aufsicht wird über das Betragen der Gefangenen geführt; diejenigen, welche Zutrauen einflößen, werden sogenannte Zimmerväter und Zimmermütter. Eine Schule fehlt, obschon zur Zeit des Besuchs Hrn. Remacle's mehr als 20 Jünglinge unter den Gefangenen saßen, die noch ihr 20. Jahr nicht erreicht hatten. Bis dahin ist der Spielberg kein strengeres Gefängniß für Verbrecher als andere derartige Anstalten. Nur für Leute von Bildung, welchen man blos ein politisches Ver-

gehen zur Last legt, für einen Silvio Pellico, für einen Maroncelli ist dieser Aufenthalt schrecklich. Aber unterhalb der Kerker, welche Silvio Pellico beschrieben hat, gibt es andere weit schrecklichere, welche unbekannt geblieben sind, und unter diesen gibt es noch andere, woran man nur mit Grausen denken kann. Zu ersteren gelangt man mittels eines unterirdischen Ganges, es sind in allem vier Zellen, wovon jedwede 15—20 Gefangene fassen kann; zusammen können sie deren 200 enthalten. Bis zu den letzten Jahren schloß man hier die Räuber und Mörder ein; seit vier oder fünf Jahren aber werden diese Kerker nur zufällig, als außerordentliche Strafe, und auf kurze Zeit gebraucht. Mehrmals haben Sträflinge sich hier in die Tiefe hereingewühlt und zu entkommen gesucht; von 30—40 Versuchen sind jedoch nur drei geglückt; einer der Entwichenen wurde wiederergriffen, ehe er unten an den Berg gelangt war. Dies war auch das Loos des Franzosen Drouet aus Varennes, Mitglied des Nationalconvents, welcher 1794 auf dem Spielberge saß und aus den Vorhängen seines Bettes ein Seil, oder, wie Remacle sagt, einen Fallschirm gemacht hatte, um zu entkommen. Im Falle zerbrach er sich aber das Bein, wurde wiederertappt und in dasselbe Gefängniß eingesperrt. Erst zwei Jahre später erhielt er seine Freiheit wieder, als er nämlich gegen die Tochter Ludwig's XVI., die jetzige Herzogin von Angoulême, ausgewechselt wurde. Besagte Kerker tragen den Namen Franz I.; der Gang führt durch einen jähen Abhang zu dem schrecklichsten Theile des Spielbergs, nämlich zu einer Art von Behältern, welche sich 60 Fuß tief in der Erde befinden und den Namen Maria Theresia führen, vielleicht, sagt Hr. Remacle, weil diese Kaiserin die letzte war, welche erlaubte, Gebrauch davon zu machen, d. h. welche eine solche Grausamkeit zuließ. Der Kerker oder Behälter waren 34 an der Zahl. Nur ein einziger ist übrig geblieben, gleichsam zum Angedenken an die Unmenschlichkeit voriger Zeiten. Es ist ein aus Balken bestehender enger Behälter, mit einer kleinen Öffnung zum Einschieben der Nahrung; unten befindet sich eine größere Öffnung, um den Verurtheilten hineinzubringen. Kein Tageslicht, keine frische Luft konnte eindringen; der Unglückliche saß oder stand in diesem Käfige, woran er noch dazu mit einer schweren Kette angeschlossen war, und lebte mitten in der größten Feuchtigkeit und Dunkelheit. Dreimal in der Woche erschien ein Gefangenwärter und brachte ihm das nöthige Brot und Wasser. Die zu dieser Pein Verdammten lebten selten länger als sechs Monate in einem so schrecklichen Kerker.

Herr Remacle stellt hierüber folgende Betrachtungen an: „Frankreich hat schon im 16. Jahrhunderte diese höllischen Gefängnisse, welche man den Italienern und Engländern nachgemacht hatte, abgeschafft. Deutschland hat sie bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts beibehalten. Seit 50 Jahren ist die Strafgesetzgebung in Frankreich so sehr gemildert worden, daß sie fast einen Theil ihrer Wirksamkeit verloren hat; Östreich hatte noch vor fünf Jahren seine unterirdischen Kerker und seinen Carcere durissimo". Ein edler, gefühlvoller Italiener, welcher das Opfer seines heißen Patriotismus geworden ist, hat selbst die schrecklichen Leiden des spielberger Gefängnisses dulden müssen; er hat dieselben mit einer gewandten Feder und in einem Tone gemäßigten Unwillens in christlicher Ergebung vor der Welt aufdecken müssen, um endlich die Regierung dahin zu vermögen, sich milder gegen die Gefangenen zu betragen, besonders gegen diejenigen, denen man nur politische Vergehen, etwas Überspanntheit in den Ideen, eine voreilige, etwas zu eifrige Äußerung ihrer Gedanken und Empfindungen vorzuwerfen hat und gegen welche man eine tyrannische Grausamkeit beginge, wenn man sie den Verbrechern gleichsetzte und sie wie diese behandelte. Daß jetzt der Spielberg den Sträflingen nicht lebensgefährlicher ist als andere östreichische Gefängnisse; daß er im Gegentheile der gesündeste Aufenthalt für dieselben zu sein scheint, beweist der Verfasser aus den Todtenlisten, die man ihm mitgetheilt hat und welche man als richtig voraussetzen muß. Zufolge dieser Tabellen starb [illegible] im linzer Gefängnisse 1 Sträfling von 10, im wiener 1 von 18, im brünner Provinzgefängnisse 1 von 6 (eine schreckliche Sterblichkeit, deren Ursache man nachsuchen und schleunig heben sollte), im prager Gefängnisse war die Mittelzahl der Todten, nach einer Berechnung für 10 Jahre, wie 1 zu 8, auf dem Spielberge hingegen ist die gewöhnliche Sterblichkeit in der Zahl der Gefangenen nur wie 1 zu 24, woraus denn folgt, daß der Tod zu Prag und Brünn drei bis viermal mehr Sträflinge wegrafft als auf dem Spielberge.

Silvio Pellico's Buch hat die Aufmerksamkeit der Welt auf diesen Ort gerichtet und die Leser haben an Allem, was dem edeln Gefangenen begegnet ist, was er empfunden, lebhaften Antheil genommen. Deshalb glaubt Hr. Remacle auch hinzufügen zu müssen, was aus den Personen geworden ist, von welchen Silvio Pellico mit so vielem Gefühle spricht und mit denen er während seiner qualvollen Gefangenschaft in Berührung gekommen ist. Die vier kleinen Kinder, welche eine sterbende Mutter dem Angedenken des italienischen Gefangenen empfahl, sind große und starke Jünglinge geworden; die frommen Wünsche der Mutter für ihr Gedeihen sind vom Himmel erhört worden. Ihr Vater, Hr. Schmershatt, ist Verwalter des großen Hospitals zu Brünn. „Wir haben uns lange mit ihm unterhalten", sagt Hr. Remacle, „er behält die ehrenvollen Männer, welche seine Gefangenen waren, in einem innigen und lebhaften Angedenken." Wergrott, der Unterdirector, welcher den Policeichef begleitete, als man den Gefangenen ihre Begnadigung ankündigte, ist nach Wien berufen worden. Was Kral betrifft, welcher Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller las und, was noch besser ist, welcher sich gegen die italienischen Gefangenen so gut betrug, so hat er schon lange den Gefängnißdienst verlassen, ist nach seinem Dorfe in Böhmen zurückgekehrt, hat dort seine getreue Hanna wiedergefunden und ist, wie Hr. Remacle gehört hat, ein glücklicher Ehemann geworden. 130.

Literarische Notizen.

Mehr und mehr wird auch in Frankreich die Bibel zu Illustrationswerken benutzt, um dem modernen Geiste der Speculation zu dienen. So erscheint gegenwärtig eine durch den Papst gebilligte „Biographie catholique, histoire des personnages qui sont cités dans l'ancien et nouveau testament depuis la création du monde jusqu'à la ruine dé Jérusalem et du temple" (2 Bde.). Mitarbeiter waren viele hochstehende Geistliche: Doney, Generalvicar des Erzbisthums von Besançon, Abbé Juste, Domherr von Notredame zu Paris, Abbé de Genoude, Abbé Barthélemy u. s. w.

Mit dem Motto: „Amicus Plato, amicus Aristoteles, magis amica veritas" erschien in Paris: „Histoire critique du rationalisme en Allemagne, depuis son origine jusqu'à nos jours", von Amand Saintes. Ein französisches Journal sagt: „Hr. Saintes hat unternommen, die philosophische Geschichte des rationalistischen Systems zu schreiben; er hat Alles gelesen und hier vorgelegt, was über den von ihm abgehandelten Gegenstand geschrieben worden ist; mit Unparteilichkeit und Präcision hat er die Meinung jedes der riesigen Kämpfer in dem großen religiösen Streite, welchen das 19. Jahrhundert begann, auseinandergesetzt und erst am Ende des Buchs, in einem „Résumé et conclusion" betitelten Capitel gibt er seine eigene Meinung zu erkennen."

Vom Grafen von Pradel erschien in Paris: „De la royauté au dix-neuvième siècle, étude de l'histoire contemporaine."

Le Meil, correspondirendes Mitglied des historischen Instituts in Paris, gab heraus: „Considérations philosophiques sur la langue française, suivies de l'esquisse d'une langue bien faite." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 283. — 10. October 1841.

Gedichte von E. M. Arndt. Neue verbesserte, verminderte und doch vermehrte Ausgabe. Leipzig, Weidmann. 1840. Gr. 12. 2 Thlr.

Die Lyrik ist vorzugsweise ein Eigenthum der Jugend. Die Empfindungen des Alters fließen zu gemächlich und breit oder zu voll und thatkräftig, als daß sich in ihnen, den Hemmungen und Hindernissen gegenüber, die Lust erzeugen sollte, im Rauschen und Schäumen sich Luft zu machen; sie glätten sich zum blanken Spiegel oder werden zum reißenden Strome, und statt uns von den Ufern, an denen sie vorübereilen, Lieder zu singen und Märchen vorzuplaudern, geben sie uns lieber in epischer Ruhe ein klares, anschauliches Bild derselben oder führen in dramatischem Ungestüm die Ufer selbst mit sich fort. Daher sind es denn auch meist jugendliche Dichter, junge Anfänger, die mit ihren Erzeugnissen den lyrischen Markt, den Markt der kurzen Waaren, bereichern, und nur selten findet man unter ihnen alte bekannte Firmen, weil die Meisten bald nach dem ersten Versuche veränderter Neigungen oder schlechter Geschäfte halber ihre Buden anderwärts aufgeschlagen haben. Unter den guten, alten Häusern, die sich jüngst auf dem lyrischen Markte haben sehen lassen, ist das von Ernst Moritz Arndt eins der ältesten und renommirtesten. Schon seit 40 Jahren ist sein Name ein Name guten Klanges, bekannt bei Alt und Jung; unermüdet hat er denselben zu behaupten gewußt, und jetzt, wo er uns als siebzigjähriger Greis eine Gesammtausstellung seiner lyrischen Producte bietet, tritt er uns in derselben so jugendlich-frisch und kräftig entgegen, daß mancher der greisenhaften Jünglinge, die neben ihm ihre Waaren ausbieten, sich beschämt vor ihm zurückziehen muß. Zwar hat auch er die Wundenmaale des Lebens zu zeigen; die lustige bunte Kappe, mit der er einst als froher Vagabund gern voranlief, hat er abgelegt und er gesteht, daß ihm das Alter manche Schlappe geschlagen habe — aber darum zieht er nicht seine Stirn in grämliche, weltschmerzliche Falten, sondern blickt wohlgemuth vorwärts und rückwärts, ebenso sehr der abgeblühten wie der neu aufkeimenden Narrheit sich freuend. Dieser frische kernige Sinn, der sich selbst in seinen Schmerzen und Klagen ausspricht, durchweht seine sämmtlichen Dichtungen; sie zeigen ihn durchweg als den echt-deutschen, tiefgemüthlichen, glaubensstarken, thatkräftigen Mann, als den er sich auch im Leben stets erwiesen hat, sie sind der Ausdruck einer durchaus männlichen, gesunden Natur, und von dieser Seite muß daher ihre jetzige Neuerscheinung am dankbarsten und freudigsten begrüßt werden. Durchdrungen von dem vorzugsweise der Jugend angehörigen Gefühlen: einer enthusiastischen Freiheitsliebe, einem unwiderstehlichen Drange nach Licht und Fortschritt, ist er doch so frei von allen Extravaganzen und chimärischen Schwärmereien und zeigt sich durchweg als von so ehrenfester Gesinnung, daß unter den jüngern Dichtern, die eine ähnliche Saite angeschlagen haben, kaum Einer ist, der so rein und frei von aller Affectation und Koketterie dasteht, wie er. Dieser sittliche, gesunde Geist seiner Dichtungen ist es denn auch vorzüglich gewesen, was ihm von jeher einen so beliebten Anklang im Volke verschafft hat, und ihm wird er es besonders zu danken haben, daß sie, wenn nicht sämmtlich, doch zum größten Theil im Munde und Herzen des Volkes fortleben werden. Daß dieses geschehen werde, ist unsere feste Überzeugung. Er selbst spricht sich in der Vorrede sehr bescheiden über diesen Punkt aus.

Ganz eigentlich Kinder der Zeit sind diese Gedichte — sagt er — und eben als solche sind sie manchen der Zeitgenossen, mit welchen ich gelebt und gewirkt habe, lieb geworden. Die meisten derselben werden wol mit diesen meinen Mitlebenden hinsterben und unter Vergeßlichkeit begraben werden. Das gemeine Loos der menschlichen Dinge und Geschöpfe: denn nur Weniges wird durch Werth oder Zufall im Strome der Zeit oben gehalten und schwimmt in das Stille Meer der Glückseligen hinüber, welchem der Mensch das Wörtlein Unsterblichkeit zu überschreiben pflegt.

Auch dieses Urtheil ist ein Zeugniß seines klaren und vorurtheilsfreien Sinnes. Es ist jedenfalls aus dem Gefühle hervorgegangen, daß, vom rein-ästhetischen Standpunkte betrachtet, seine Gedichte nicht ganz so bedeutend erscheinen, als sie durch „die Gunst der Zeit" geworden sind. So vortrefflich sie in vielen Beziehungen sind: so gewandt in der Anlage, so leicht im Fortschritt, so kräftig im Wort; so fehlt ihnen doch — mit wenigen Ausnahmen — eine recht eigenthümliche Fassung, eine leicht anschauliche Concentration und namentlich das Gepräge einer echt poetischen Geburt.

Arndt, obwol als Mensch eine scharf hervortretende Persönlichkeit, besitzt doch als Dichter wenig Eigenthümliches und Charakteristisches. Man ist zwar im Stande,

ihn aus vielen seiner Dichtungen herauszuerkennen; aber nicht, weil sie aus einer besondern, nur ihm angehörigen poetischen Anschauungsweise und künstlerischen Darstellung hervorgegangen wären, sondern blos, weil sie seine eigenthümlichen Gesinnungen aussprechen. Selbst die markigsten seiner Gedichte: die Vaterlandslieder, Kriegslieder, Trinklieder u. s. w. tragen nur das allgemeine Gepräge des Volksliedes überhaupt. Es muß eingeräumt werden, daß er den bereits angestimmten Ton desselben höchst glücklich getroffen hat, aber man kann nicht sagen, daß durch ihn das Volkslied überhaupt in neuer, origineller Weise, wie unter Andern durch Rückert, behandelt worden sei. Am vollkommensten prägt sich jener allgemeine Charakter aus in seinem trefflichen, allbekannten Vaterlandsliede: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", in den Liedern „Vom Schill", „Vom Gneisenau", „Vom Dörnberg", in „Des Deutschen Vaterland", in „Der tapfere König von Preußen", im „Lied der Feuermusikanten", in den „Dithyramben", namentlich in der zweiten, in den „Fünf Gläsern", im „Runden Liede" u. s. w.; aber trotzdem machen auch diese nicht den Eindruck, daß nur Einer, nur Arndt, sie so, wie sie sind, hätte machen können und daß sie ohne ihn gar nicht zum Dasein gelangt sein würden. In den Liedern anderer Art wird der Mangel einer hervortretenden Individualität noch fühlbarer. Viele entbehren eines besondern Tones ganz und gar und andere, die ihn haben, erscheinen als Nach- oder Widerklänge der von andern Dichtern angestimmten Tonarten. So finden sich namentlich unter seinen ältern Liedern, unter welche er die von 1797—1806 classificirt, viele, die in der Weise von Schiller gehalten sind, z. B. „An die Musen", „Lehre an den Menschen", „Die vier Alter", die letzte Hälfte des „Lebensliedes", „Lebensmuth", „Klage um Liebe und Freiheit" u. a. Im Durchschnitt gehören diese zu den minder gelungenen. Sie leiden nicht selten an Unbestimmtheit der Vorstellungen, an mythologischem Kram, an rhetorischen Wendungen und declamatorischer Phrasenhaftigkeit. Läßt sich auch einerseits von ihm sagen, daß sein kräftiges, gediegenes Wesen ihn mehr als andere Nachahmer Schiller's vor einem bloßen Spiel mit schönen Worten bewahrt hat, so muß doch andererseits bemerkt werden, daß sich der schlichte, kernige Sinn, der meist den Inhalt bildet, im prunkvollen Gewande der Schiller'schen Diction fast noch übler ausnimmt als die vornehme Hohlheit und Leere, die man einmal so aufgeputzt zu sehen gewohnt ist. Recht auffallend tritt der Widerspruch seines eigentlichen Wesens und der angeeigneten Sprache in dem oben genannten „Lebenslied" hervor. Die beiden ersten Strophen lauten:

> Steh und falle mit eignem Kopfe,
> Thu das Deine, und thu es frisch!
> Besser stolz an dem irdnen Topfe,
> Als demüthig am gold'nen Tisch:
> Höhe hat Tiefe,
> Weltmeer hat Riffe,
> Gold hat sorgliches Schlangengezisch.
>
> Bau dein Nest, weil der Frühling währet,
> Lustig bau's in die Welt hinein.
> Hell der Himmel sich droben klärt,
> Drunten duften die Blümelein —
> Wagen gewinnet,
> Schwäche zerrinnet:
> Wage! Dulde! Die Welt ist dein.

Diese Strophen sind bis auf die Phrase: „Gold hat sorgliches Schlangengezisch" frisch und gut gehalten; nun aber fährt er fort:

> Steh nicht horchend, was Narren sprechen;
> Jedem blüht aus der Brust sein Stern.
> Schicksal webt sich an stygischen Bächen,
> Feigen webt es sich schrecklich fern.
> Steige hinnieder!
> Fasse die Hyder!
> Starken folget das Starke gern u. s. w.

Hier spricht nicht mehr E. M. Arndt, sondern F. v. Schiller, und zwar nicht der nachahmungswerthe, sondern der zu vermeidende Schiller. Weit natürlicher steht ihm die Goethe'sche Form und in dieser hat er viele seiner werthvollsten Gedichte geliefert. So unter Andern „Die Blumen" (S. 15) in einfacher, inniger Sprache mit dem fast Heine'schen Schlusse:

> Da seh' auf Dornen ich blutig
> Der Rose Majestät,
> Und alle Freude so muthig
> Vor ihrem Schein vergeht.
>
> Ich konnte nimmer es lassen —
> O Herz, mein armes Herz! —
> Die Dornen mußt' ich erfassen
> Im süßen, heißen Schmerz.
>
> Gewaltig hat mich gestochen
> Der allerschärfste Dorn,
> Die Rose steht ungebrochen
> Und hat kein Blatt verlor'n.

In der Goethe'schen Weise zeichnen sich ferner aus: „Des Knaben Segen", „Das Gespräch", „Liebesstreit", „Die Zaunranke und der Klee", „Das Monatslied", „Die Rose und die Jungfrau", „Der Knab' am Meer", „Liebesgeflüster", „Leben", „Die Mitte", „An Melina zum Geburtstage", „Ballade", „Auf dem Rugard" u. a., welche bald in diese, bald in jene Tonart Goethe's eingehen. Wir wollen ihrer Kürze wegen nur folgende zwei davon mittheilen.

Die Zaunranke und der Klee.

> Zum Klee die Zaunranke sprach:
> Nachbar, kommt mir doch nach:
> Stiegen wir doch zugleich aus den Schollen,
> Warum hast du nicht mit mir wollen?
>
> Lächelnd erwidert der Klee:
> Darfst auf die stattliche Höh'
> Eben so trotzig nicht pochen;
> Ich stehe, du bist gekrochen.

Ballade.

> Und die Sonne machte den weiten Ritt
> Um die Welt,
> Und die Sternlein sprachen: Wir reisen mit
> Um die Welt;
> Und die Sonne sie schalt sie: Ihr bleibt zu Haus!
> Denn ich brenn' euch die gold'nen Äuglein aus
> Bei dem feurigen Ritt um die Welt.
>
> Und die Sternlein gingen zum lieben Mond
> In der Nacht,

[illegible] Du, der [illegible]
In der Nacht.
[illegible] mit dir, denn dein milder Schein
Es verbrennet uns nimmer die Äugelein.
Und er [illegible] sie, Gesellen der Nacht.
Nun willkommen, Sternlein und lieber Mond,
In der Nacht!
Ihr verstehet, was still in dem Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III. von Th. G. von Hippel. Bromberg, Levit. 1841. Gr. 8. ¾ Thlr.

„Nach dem Tode eines gerechten Königs ist das Volk durch seinen Verlust schmerzlich bewegt; es nennt ihn nicht Herrn, nicht König, sondern Schützer und Vater des Landes, es glaubt Leben, Ehre und Ruhm der Gerechtigkeit des Königs zu verdanken." Diese Worte Cicero's könnten dem vorliegenden Buche nach der Gesinnung, die sich darin ausspricht, zur Einleitung dienen. Diese Gesinnung ist aber gewiß eine wohlbegründete, denn Friedrich Wilhelm III. ist während seiner langen Regierung in Freude und Leid so mit seinem Volke identificirt, sein Geist und Sinn sind mit so vollständigem Erfolge zum Bewußtsein des Volkes gekommen, daß wir in ihm das seltene Beispiel eines Monarchen finden, der dem Volke nicht fremd und äußerlich und durch einen beliebigen Andern vertretbar bleibt, sondern im Leben und Thun des Volks den geistigen Mittelpunkt bildet. Auch für das nichtpreußische Deutschland ist Friedrich Wilhelm III. eine höchst bedeutende Erscheinung. Vor allen andern großen Eigenschaften war es sein Sinn für Ehre und seine Gerechtigkeit, die hier den tiefsten Eindruck machten. In der Zerrüttung der modernen Welt, wo Laune und Selbstsucht jedes Mittel für erlaubt hielt, wo das festeste Vertrauen auf Ehrgefühl und Gerechtigkeit verhöhnt und die Umgehung schützender Formen für Aufgabe des Scharfsinns gehalten werden konnte, hatte man oft Veranlassung, auf Friedrich Wilhelm III. hinzublicken und jene Eigenschaften an ihm um so höher zu schätzen, je schmerzlicher man ihren Mangel hatte empfinden müssen.

Die vorliegende Charakteristik strebt darnach, in einer Darstellung der Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's III. dieses Bild klar zu machen, und wird diesen Zweck besser erreichen als die meisten andern Lobreden oder Biographien, da sie bei aller Einfachheit und Anspruchslosigkeit doch durch den Umstand, daß der Verf. zum großen Theil Verhältnisse und Ereignisse schildert, an denen er selbst Antheil nahm, an Lebendigkeit und Klarheit gewinnt. Das Buch ist daher ein dankenswerther Beitrag zur Zeitgeschichte: es stellt jene enge Verbindung der Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's III. mit der Entwickelung des Volks ins Licht und liefert eine Menge von Einzelnheiten, die, wenn auch mitunter unbedeutend, doch gewiß für manchen Leser, der Erinnerungen daran zu knüpfen hat, nicht ohne Interesse sein werden. Bemerkenswerth ist z. B. die Schilderung der Treue und Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die Unglücksperiode von 1807—13 trug und wie sich gerade in dieser Zeit das Band zwischen dem Könige und dem Volke recht fest knüpfte. Dadurch ward es möglich, gegen den Feind eine würdige Haltung zu behaupten und den durch Alexander von Rußland vermittelten Frieden „mit einer dem Übermuthe des Siegers fast trotzenden Kälte" anzunehmen, sodaß man von französischen Augenzeugen der Begegnung zu Tilsit die Äußerung hörte: der König habe sich gegen den Sieger als König betragen. Daher denn auch die Möglichkeit, die finanzielle Noth zu überwinden, welche durch die Kriegslasten und die Zahlung der Kriegscontribution von [illegible] Millionen Francs herbeigeführt wurde. Rücksichtlich dieser Schuld sollen sogar geheime Insinuationen nach Berlin ergangen sein, daß man der ganzen Last durch Abtretung eines angemessenen Landestheils zur Vergrößerung des Königreichs Westfalen auf die leichteste Weise ledig werden könne. Ebendaher aber auch jenes wechselseitige Vertrauen, wodurch allein die Entfernung mancher den geistigen Aufschwung hemmenden Fesseln möglich gemacht wurde. Manche Aufklärungen gibt der Verf. über die Vorgänge im Anfange des Jahres 1813. So ist die Besorgniß, daß der Marschall Augereau in Berlin damit umgegangen, sich der Person des in Potsdam anwesenden Königs zu bemächtigen, völlig gegründet gewesen und die Absicht des französischen Befehlshabers ist von dem damaligen Adjutanten des Feldmarschalls Kalkreuth, Major von Anhalt, der als Vermittler bei der französischen Behörde in Berlin zurückgeblieben war, dem Staatskanzler von Hardenberg und von diesem dem Könige mitgetheilt. Den Zweifel, wer Urheber der Landwehr und Verfasser der Landwehrordnung mit ihren Beilagen sei, beseitigt der Verf. durch die Versicherung, daß ihm die Arbeit ganz vollendet von dem verewigten Scharnhorst schon im Februar und noch früher als die ostpreußischen Vorschläge anlangten, zur letzten Feile und Redaction übergeben ward. Die Inschrift des Landwehrkreuzes: Mit Gott für König und Vaterland! ist übrigens vom Könige persönlich vorgeschrieben, welcher die vom Staatskanzler gewählte und schon gedruckte: Wehrlos, ehrlos! mit den Worten verworfen hatte: Wie kann eine Classe von Männern für ehrlos erklärt werden, denen Amt, Alter, Krankheit und viel andere sehr wichtige Gründe die Waffen zu führen nicht gestatten? Über die Entstehung des Aufrufs des Königs an sein Volk berichtet der Verf.: „Fast täglich fanden Abends zwischen 7 und 9 Uhr beim Staatskanzler zwischen ihm, Scharnhorst, Gneisenau, von Thile I. und II. Berathungen statt, denen Herr von Jordan und der Herausgeber beiwohnten und deren Resultate, wenn sie dazu angethan, andern Tags dem Könige vorgelegt wurden. Als man in der Mitte des März eines Abends über das von Ancillon sehr gründlich ausgearbeitete Manifest sich in großer Verlegenheit befand, weil es mehr ein Muster vortrefflicher Kanzelberedtsamkeit als des Geschäftsstyls darstellte und dem würdigen und berühmten Verf. sein Manuscript nicht füglich zurückgegeben und ebenso wenig durch ein anderes ersetzt werden konnte, warf der Herausgeber die Bemerkung hin: daß Preußen nach allen der Welt bekannten Vorgängen sich in so augenscheinlichem Rechte befinde, daß eine einfache öffentliche Anrede an das Volk genügen werde. Diese Äußerung ward günstig aufgenommen und besonders von Gneisenau, dem endlich Alle beitraten, gebilligt. Der König genehmigt." Dann schildert der Verf. die Theilnahme des Königs an den Befreiungskriegen, aus denen er eine Menge von Einzelnheiten mittheilt, die wir den Lesern vorenthalten müssen. Nach erkämpftem Frieden fanden sich dann getäuschte Erwartungen; allgemein war die Beschuldigung: die Versprechungen seien nicht erfüllt, unter denen man 1813 das Volk unter die Waffen gerufen. „Mit Recht durfte aber eingewandt werden, daß nirgend und am wenigsten in Preußen eine Bedingung an die Erhebung des Volks geknüpft war." Obgleich man nun freilich meinen könnte, man müsse dem Volke geben, was ihm an Freiheit und politischer Berechtigung dienlich sei, wenn es sich dergleichen ausdrücklich vor seiner Erhebung gegen die französische Invasion auch nicht stipulirt habe, so waren doch alle jene Erwartungen überspannt und konnten am wenigsten die politischen Verbrechen und die sträflichen Verbindungen der Folgezeit rechtfertigen, die ein strenges Einschreiten von Seiten der Regierungen nothwendig machten. Die Ansichten des Verf. über Censur scheinen uns dagegen nicht klar zu sein; im Ganzen ist er für eine milde Censur, weil er von einer strengen sich doch keinen genügenden Erfolg verspricht und den geistigen Fortschritt begünstigen will. Er lobt also die Verbote

gegen das junge Deutschland, bedauert aber, daß unterdessen auf dem Katheder und in den Schriften Hegel's der Pantheismus öffentlich gelehrt, Strauß' „Leben Jesu" der Prüfung des öffentlichen Urtheils preisgegeben worden, daß Voltaire, Rousseau, Victor Hugo und ähnliche im Originale und übersetzt in allen Buchhandlungen und Bibliotheken zu finden sind u. s. w., und daß endlich ähnliche Tendenzen aus Goethe's Schriften nicht zu tilgen sind. Hier hat sich der Verf. in seiner Legitimität doch wol zu weit gehen lassen. Würde das Menschengeschlecht aller Ideen beraubt, die der Verf. hiernach für schädlich hält, würde es blos mit solcher geistigen Speise genährt, die dem Verf. hiernach zuträglich scheinen muß, so wäre es in der That für Monarchen von der Bildung der gegenwärtigen Zeit zum Beherrschen viel zu schlecht. Die folgenden geschichtlichen Ereignisse und der Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten werden alsdann insoweit geschildert, als es dem Zwecke des Buchs entspricht. Dabei liegt es in bekannten Verhältnissen, daß die ganze Darstellung mehr eine exoterische ist, die in den wichtigsten Punkten die politischen Motive als Geheimlehren betrachtet. Das paßt namentlich auf die Deductionen über das Verhalten der preußischen Regierung bei den 1830 erfolgten Erschütterungen. Der Verf. erklärt sich gegen alle Aufstände, die gegen legitime Oberherren in Spanien, Frankreich, Polen, Italien und in neuester Zeit im Oriente erfolgt sind. Eine solche Erklärung mag der Politik, die nur Interessen berücksichtigt, entsprechen; dem, zwar nicht für den Augenblick und unmittelbar, aber doch im Ganzen und Großen maßgebenden Standpunkte der Rechts- und Geschichtsphilosophie entspricht sie nicht. Wäre es Zweck der Menschheit, den Herrscherfamilien eine glänzende Lage zu gewähren, so möchte jenes starre Legitimitätsprincip zu halten sein. Einen solchen Zweck mag die Politik vor Augen haben und unmittelbar darnach handeln, im Größern wird sie doch selbst wider ihren Willen der Vernunft in die Hände arbeiten und ihren Zwecken dienen. Das ist es, was Hegel die List der Vernunft genannt hat. So hat mit aller Politik die mauvaise queue, die nach Guizot's Ausdruck an der ersten französischen Revolution hing, immer noch nicht beseitigt werden können, und alle Reactionen dagegen dienen nur dazu das wirklich Falsche und Unwahre darin erkennbar zu machen. Sehr richtig vermeidet es indeß der Verf. geradezu das Stabilitäts- und Legitimitätsprincip für den Grund der preußischen Politik bei jenen Bewegungen zu erklären. Es konnten sehr wohl andere Rücksichten entscheidend werden. Eine Schilderhebung für die freisinnigen Regungen der Zeit, ein einiges constitutionnelles Deutschland wäre ohne blutige Kriege von zweifelhaftem Ausgange nicht möglich gewesen. Ebenso hätte die Anfeindung des regenerirten Frankreichs und ein Principienkrieg nur zu schlimmen Resultaten führen können, und bei der sofortigen Anerkennung der Verträge von 1815 fehlte es an einem zureichenden Grunde, sich solchen Resultaten auszusetzen. Am schwierigsten war das Verhältniß zu Polen; eine Intervention zur Dämpfung des Aufstandes stellte Kriege mit Frankreich und ein weiteres Umsichgreifen des zu bekämpfenden Princips, eine Intervention für Polen, die Verbindung Polens und Lithauens mit Preußen stellte innere Zerrüttungen und Kriege mit Östreich und Rußland in Aussicht. Auf eine gleiche Weise bleiben andere Fragen, deren durchgreifende Erörterung auch wol nicht im Zwecke des Verf. lag, ohne genügende Aufklärung, z. B. die religiösen Streitigkeiten und die Frage von einer allgemeinen Repräsentativverfassung. Wird letztere von Manchen für zeitgemäß gehalten, so möchte doch auch die Erklärung des Verf., die Meinung, daß ein Volk keiner Constitution bedürfe, wenn seine Könige in ihre Verwaltung fortwährend solche zeitgemäße Verbesserungen aufnähmen, die nicht nur im eigenen Lande, sondern auch von Andern schon erprobt worden, habe durch die Geschichte der letzten zehn Jahre an Gründen und Werth gewonnen, vollkommen zeitgemäß sein. Bei manchen Fragen wird die Meinung des Verf. nicht ganz klar. Zuletzt wird es gerühmt, daß der König zu den höhern Staatsstellen die Tüchtigsten und Fähigsten gewählt, ohne sich durch Geburt oder Namen oder Nepotismus der ihm Nahestehenden bestimmen zu lassen, und sogar oft die persönliche Zuneigung oder Abneigung bezwungen, um nur den Rechten für die Stelle zu finden. Auf den folgenden Seiten wird dagegen der in den beiden letzten Decennien und namentlich seit der Einführung der Provinzialstände bemerkbare höhere Grundsatz verfochten, die Stellen der Provinzialverwaltungschefs mit Männern zu besetzen, die durch alte Namen und altes Besitzthum hervorragten; freilich nur mit dem Grunde, daß diese mehr von allem Wissensqualm entladen und weniger von Schul- und Geschäftsbildung befangen und eingeengt wären. Hat der Verf. hier ironisiren wollen? Die Sache ist doch ernsthaft genug, jeden Geburt- und Besitzlosen und die ganze Macht der Intelligenz, die in diesem sehr delicaten Punkte wahrlich nicht zu täuschen ist, in Harnisch zu bringen. Die Darstellung Dessen, was in Preußen für die geistigen und materiellen Interessen geschehen ist, möchte weniger zu einer gründlichen Belehrung, als nur zu einem schnellen Überblicke und damit freilich zu der gewiß von ganz Deutschland nicht versagten Anerkennung führen, daß Friedrich Wilhelm's III. Regierung eine höchst segensreiche gewesen sei. Die größte Wohlthat, die er aber seinem Lande erwiesen — damit schließt der Verf. —, ist die Bildung seines Thronerben zu seinem Nachfolger. 102.

Literarische Notizen.

Mad. Agathe Baudouin gab heraus: „Rêveries sur les bords du Cher", an denen man die süße Melancholie rühmt, die von aller Affectation frei ist. Man kann sagen, daß diese Poesien hauptsächlich in der Familie bleiben: Mad. Baudouin besingt z. B. ihren Schwiegervater, ihre Kinder, wenn es hoch kommt, die verwitwete Frau Gräfin von Montalivet. Ferner erschienen: „Le poëme de Roncevaux, traduit du roman en français", von J. L. Bourdillon, und „Poésies de *Synesius* et d'*Orientius*", übersetzt von Collombet, einem Lyonneser. Philarète Chasles findet namentlich in den Hymnen des Synesius, welcher Bischof von Ptolemais war, weniger in den religiösen Gedichten des heiligen Orientius, etwas von der tiefen Mystik unsers Novalis, etwas Blaßgraues, Finsteres wie in Obermann. Orientius der Gallier ist positiver, voll Moral, voll Zeit- und Sittenschilderungen; Synesius dagegen erhebt sich zum Himmel, um die Erde zu vergessen; dieser theologische Lyriker verduftet im christlichen Platonismus. Chasles vergleicht ihn mit Lamartine und knüpft an seine Betrachtung noch Bemerkungen über Rhéal's „Chants du psalmiste", die er ihrer lebensvollen Kraft und Bestimmtheit wegen lobt, über die „Gerbes de poésies", von Gout Desmartres, denen er Anmuth, Leichtigkeit, Beredtsamkeit und eine den Sinnen schmeichelnde Biegsamkeit nachrühmt, über Barbier's „Chants civils et religieux", worin der Dichter den Weg der socialen Poesie einzuhalten fortfährt und wol der Geschmeidigkeit und der Lebhaftigkeit, aber nicht der männlichen Würde und des kraftvollen Gedankens entbehrt, über Delatre's „Chants du voyageur", von denen es heißt, daß sich darin, wie in Martin's „Ariel", ein nordischer Luftzug kenntlich mache; Delatre gehöre der französischen Schweiz an, daher der calvinistische Ton. Delatre's Übersetzung einiger Stellen aus Shakspeare's „Timon von Athen" wird ihrer großen Energie und Verständniß des Originals wegen sehr gerühmt.

Duguet gab in Paris heraus: „Pythagore, ou précis de la philosophie ancienne et moderne dans ses rapports avec les métamorphoses de la nature ou la métempsychose." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 284. —— 11. October 1841.

Gedichte von E. M. Arndt. Neue verbesserte, verminderte und doch vermehrte Ausgabe.

(Beschluß aus Nr. 283.)

Nicht wenige der Gedichte Arndt's erinnern auch an die romantische Schule. So „Die Blume und der Lenz", „Blumengespräch", „Frühlingsspiel", „Frühlingslied von der Frau Nachtigall", „Liebeswehmuth", „Marienwürmchen", „Waldhochzeit", „Klage um den kleinen Jakob", „Klage um klein Scherzelein", „Prinzessin Schneeflöckchens Klage", „Klage um Prinzessin Seufzerlein" und viele der „Reime aus einem Gebetbuche für fromme Kinder", unter denen sich besonders Nr. 5 auszeichnet. Zum Beleg nur:

Frühlingsspiel.

Leichter Scherz, leichtes Herz,
Lieb' und Lust in der Brust,
So schwinden die Stunden mir nimmer bewußt:
Grüner Wald, nimmer alt,
Blum' und Strauch, wie dein Hauch
So grünet und duftet das Leben mir auch.

Was ich find' jung gesinnt,
Wohlgestalt't — o Gewalt!
Wie lockst du die Liebenden tiefer zum Wald!
Liebchen mein, gib' dich drein!
Luft und Hain säuseln drein,
Heut grünet der Frühling und Hochzeit soll sein.

und:

Klage um Prinzessin Seufzerlein.

Ein süßes Liebesseufzerlein
Liegt unter diesem Grabesstein,
Es war ein holdiges Königskind,
So hold als wenige Kinder sind.

Es war ein Liebesseufzerlein,
Ein rechter Liebesjuwelenstein,
Hat herrlich gefunkelt und gebrannt,
Nun decket ihn ein Häuflein Sand.

Es war ein Liebesseufzerlein,
Das küßte alle Blumen im Hain,
Das nahm die Bäume, die Stein in'n Arm,
Nun schläft es ledig von Müh' und Harm.

O Ächzerlein, o Seufzerlein!
Herbei nun alle, Groß und Klein!
Und stimmt den nächtlichen Klagesang
Zu liebender Herzen Glockenklang!

O Ächzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Thrän' ein Edelstein!
Würde jedes Ach ein halber Demant,
Wir kauften wol manches Königes Land.

O Ächzerlein! o Seufzerlein!
Würde jede Klag' ein Sandkörnlein,
Das allerfeinste Sandkörnlein,
Wir stiegen wol in den Himmel hinein.

Auch anderweitige Anklänge finden sich. So erinnert „Der Knabe und die Jungfrau" an Bürger, die Ode „An den Grafen Philipp Schwerin" ist ganz in Klopstock'scher Weise gehalten; die Balladen erinnern zum Theil an Uhland, und viele seiner spätern Gedichte, z. B. Trost am Grabe", „Wohin?" „Des Zweiflers Unruh", „Gesicht", „Der Stein im Rhein", „Der Feenschütz und der Schnellläufer", „Die Nachtrheinfahrt", und unter den geistlichen Liedern: „Das Nichts und das Alles", „Gerecht ist Gott" u. a. zeigen unverkennbar den Einfluß einiger moderner Dichter.

Haben wir hiermit im Allgemeinen seiner Dichtungsweise die Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit absprechen müssen, so müssen wir dagegen im Einzelnen seinen Reichthum neuer Gedanken und überraschender Vorstellungen in vollem Maße anerkennen. Hat er auch nicht eine neue Gattung begründet, eine neue Saite angeschlagen, so hat er doch die alten Gattungen mit überraschenden Einzelheiten bereichert und auf den vorgefundenen Saiten neue Melodien gespielt. Diese Neuheit zeigt sich oft blos in einzelnen Gedanken und Bildern, deren er viele von ausgezeichneter Schönheit producirt, oft aber auch in den Grundideen ganzer Gedichte. Leider treten nur die Grundideen in manchen Gedichten nicht mit voller Schärfe und Bestimmtheit hervor, und dies ist Das, was wir oben Mangel an einer anschaulichen Concentration genannt haben. Es kann nicht gesagt werden, daß dem Dichter bei irgend einem Gedichte eine Grundidee wirklich gefehlt habe, aber er weiß sie nicht merklich genug hervorzuheben. Statt sie als Mittelpunkt hinzustellen und alle übrigen Vorstellungen wie Radien von ihr aus und in sie zurückstrahlen zu lassen, läßt er sie sich unter die Nebengedanken verlieren, unter denen sie nur schwer ihrer Bedeutsamkeit nach zu erkennen ist. Er vergißt, daß das εἷς κοίρανος ἔστω in der Kunst ein ebenso wichtiger Grundsatz ist als in der Politik, und verwandelt daher unkünstlerischer und unpolitischer Weise das ursprünglich monarchische System seiner Gedanken während der Ausführung in ein republikanisches. Der Grund davon liegt

in Dem, was mir als dritter Mangel der Arndt'schen Gedichte erschienen ist, nämlich in ihrer nicht-rein-poetischen Abkunft.

Es lassen sich unter den Dichtern zwei Classen unterscheiden. Die Einen dichten, weil sie die Schönheit der in ihnen auftauchenden Gedanken dazu treibt, diese Schönheit auch äußerlich zu machen; die Andern, weil sie das Bedürfniß haben, Alles, was ihnen von außen entgegentritt, auch von der schönen Seite darzustellen. Bei den Einen ist die Schönheit das Treibende, bei den Andern das Erzielte. Die Einen haben sie schon, ehe sie dichten; die Andern wollen sie sich durch die poetische Thätigkeit erst erringen. Die Einen streben nach einer Scheinbarmachung der Idee, die Andern nach einer Idealisirung der Erscheinungen. Die Anregung zum Dichten geht bei den Einen von dem rein-poetischen Gedanken aus, der nur eine Verkörperung verlangt; bei den Andern entspringt sie aus Empfindungen und Gesinnungen, die ursprünglich gar nicht poetisch sind, die sich aber gern in ein poetisches Gewand kleiden wollen. Die Einen haben die Idee von Vorn herein fertig; die Andern müssen sie sich erst suchen. Die Einen können sich gar nicht von der Idee losreißen, die Andern finden sich oft gar nicht einmal zu ihr hin. Die Einen leisten, wenn sie für die Idee keinen entsprechenden Ausdruck gewinnen, lieber ganz auf eine Versinnlichung derselben Verzicht; die Andern begnügen sich mit dem ihnen stets fertig zu Gebot stehenden Ausdruck, auch wenn sie keine ihn zusammenfassende Idee gefunden haben. Die Einen sind die wahren Dichter. Sie wollen mit der Poesie weiter nichts, als das Schöne produciren. Die Andern sind poetische Gemüther, die nach der Schönheit nur eine Sehnsucht haben. Jene sind echte Künstler, die sich um nichts weiter kümmern als um die Schönheit; dieses die künstlerisch-gesinnten Arbeiter, die, was gut und nützlich ist, auch gern als schön wollen erscheinen lassen. Arndt gehört der zweiten Classe an. Das Wahre, Gute, Nützliche, Freiheit, Vaterland, Recht, Jugendlichkeit, Tapferkeit u. s. w., das ist es eigentlich, worauf es ihm zunächst ankommt. Aber weil ihm diese Dinge so viel werth sind, genügt es ihm nicht, sie rein prosaisch aufzufassen, sondern er hat das Bedürfniß, sie sich in die Beleuchtung der Poesie zu rücken und sie in dieser mit doppeltem Effect dem Volke zu zeigen. Seine Gedichte wollen daher nicht blos dasein, sondern sie wollen auch etwas bewirken; sie arbeiten auf einen Zweck hin, und dieser Zweck ist etwas jenseit der Poesie Liegendes. Daher ihre Energie, ihre Wirkung auf das Willensvermögen hin; aber daher auch ihre minder starke Anregung der rein-ästhetischen Empfindung. Sie wirken wie Tanzmusik, wie Schlachtmusik. Sie reißen mit fort, aber sie gewähren nicht den innigen, feinen Kunstgenuß, bei welchem die Nerven in alleiniger Wechselbeziehung und in vollkommener Verschmelzung mit dem Kunstwerke leben. Dieses gilt nicht blos von den Gedichten Arndt's, sondern mehr oder weniger von allen Dichtungen, die irgend etwas erreichen wollen, daher namentlich von den politischen. Erst wenn das politische Gedicht das Gepräge einer rein-poetischen Geburt trägt und die anderweitigen Wirkungen nur als secundäre aus sich entfaltet, darf es als echtes Kunstwerk betrachtet werden. Im Allgemeinen läßt sich dies von den politischen Dichtungen Grün's und Rückert's sagen; die große Anzahl der Übrigen ist in die zweite Classe zu rubriciren, und Arndt nimmt unter diesen einen der ehrenvollsten Plätze ein. Bei ihm ist wirklich eine innige Durchdringung seines poetischen Gemüths und seiner praktischen Tendenzen erfolgt, und wenn daher auch seine Weltanschauung keine rein-poetische ist, so ist ihm doch die Poesie eine unentbehrliche Freundin geworden, die ihm in allen Lagen des Lebens erheiternd, ermuthigend und tröstend zur Seite steht. Welche Dienste sie ihm als solche geleistet, zeigt sich auf rührende Weise in den Gedichten auf den Tod seines Sohnes Wilibald, der im Rhein sein Leben verlor. Diese gehören mit zu den schönsten, die er gedichtet hat. Wir wollen von diesen zum Schluß als eins der eigenthümlichsten das „Gesicht“ mittheilen.

Gesicht.

Einmal in Septembertagen
Ging ich fort nach Wandrers Weise —
Seine Sagen, seine Klagen
Nimmt der Mensch mit auf die Reise:
Weiland am Septembertage
War mein schönster Sohn gekommen —
Dies die Sage — nun die Klage:
Ach! ihn hat der Rhein genommen!

Und bei Postfähre, wo man schnüret
Postzeug zwischen Neuß und Jülich,
Fleht' ich: Du, der Geister führet —
Die gewalt'gen trag' und fühl' ich —
Herr, o wende mir die grausen
Weg! die dunkeln und die schlimmen!
Laß die leichten mit mir hausen
Süßer Augen, süßer Stimmen!

Und als kaum der Schlaf besiegelt
Leid und Lärm vom wilden Tage,
Kommt ein Reigen, abgespiegelt
In den Spiegeln gold'ner Sage,
Wie's in Kindermärchen funkelt,
Wie's in Kinderseelen blühet,
Und mein Lager steht entdunkelt,
Rings von Himmelschein umglühet.

Und ein Schifflein seh ich reiten
Vollen Segelflugs zum Hafen,
Als ob's riefe allen Leuten:
Wollt ihr denn die Pracht verschlafen?
Segel Silber, Gold die Masten
Und die Taue Edelsteine,
Und die Mannschaft und die Lasten —
Geister waren's, Lasten keine.

Wie eine Sonn' aus tausend Sonnen,
Wie ein Blitz aus tausend Blitzen,
Leuchtet's über welchen Wonnen!
Glück und Licht aus Sternensitzen,
Und den allerschönsten Kleinen,
Ihn, den Traum und Wachen spinnen,
Ihn, den allermeinsten Meinen
Seh' ich funkeln mitten drinnen:

Seh' ihn funkeln, seh' ihn winken,
Wie in alten Freudentagen,
Mit den Augen zu mir blinken,
Als ob wollt' er Frohes sagen —

Da erschallt es: Frisch, Gesellen!
Spannt die Segel, kappt die Seile!
Und der Glanz fliegt durch die Wellen
Blitzesleuchten, Blitzeseile.

Richard Morning.

Notizen.

George Fowler in seinem vor kurzem in London erschienenen Werke: „Three years in Persia, with travelling adventures in Koordistan" (2 Bde.), läßt über den Stifter der gegenwärtig in Persien herrschenden Dynastie sich folgendermaßen aus: „Schah Agha Mohammed war ein Muster der schwärzesten Heuchelei, sein Gewissen wie von einem glühenden Eisen versengt. Als die Bewohner von Kerman sich wider ihn empört und einen seiner Gegner, Lootf Aly, beherbergt, legte er ihnen eine Contribution von so und so viel Augen auf. Um die Zahl herbeizuschaffen, wurden über 7000 Menschen geblendet, und es ist unbezweifelte Thatsache, daß der Schah die Augen in Schüsseln zu sich bringen ließ und schwelgend in seiner Grausamkeit mit dem Stiel seiner Reitgerte darin umherwühlte. Thürme von Menschenschädeln zu erbauen, war nichts Ungewöhnliches. Einer derselben existirt noch jetzt zu Ispahan. Der Schah war ebenso tapfer als grausam. Von beidem gab er hinreichende Proben bei Bekämpfung der Georgier, die von ihm abgefallen und zu den Russen übergetreten waren. Tiflis wurde von wüthender Rache heimgesucht, den gewöhnlichen Greueln des Schwertes und Feuers überliefert; Tausende seiner Einwohner wurden in die Gefangenschaft geschleppt, die Priester gefesselt in den Strom geworfen, die Kirchen zerstört, die Wohnungen niedergerissen. Um einen Begriff von den Leiden der Einwohner zu geben, sagt ein mohammedanischer Geschichtschreiber: ‚Bei dieser ruhmvollen Gelegenheit verschafften die tapfern persischen Krieger den georgischen Ungläubigen einen Vorgeschmack von Dem, was sie am Tage des Gerichts zu erwarten haben.' Nach der Meinung Einiger waren die letzten Handlungen des Schahs Folgen temporairen Wahnsinns. ‚Reißt ihm die Augen aus', war häufig für die kleinsten Vergehen der Tagesbefehl, der nur zu pünktlich vollstreckt wurde. Auch ein enormer Geiz, diese vorherrschende Seuche des persischen Charakters, gehörte zu den Eigenschaften des Schah. Sir John Malcolm erzählt mehre darauf bezügliche Thatsachen; ich beschränke mich auf das Anführen einer einzigen. Der Schah war ein großer Freund der Jagd und eines Tages über das Fehlen eines Hirsches sehr ärgerlich. Da erblickte er einen Bauer, ein Rehkalb auf der Schulter. ‚Ali', rief er, ‚der Mann hat mein Wild getödtet; schneidet ihm die Ohren ab.' Der arme Bauer protestirte; aber seine Ohren wurden zum Schnitt gepackt. ‚Schneidet blos das Läppchen ab', bat er den Farasch, ‚und ich gebe euch alles Geld in meiner Tasche.' ‚Wie viel ist's?' fragte der Schah, der die Bitte gehört. ‚Vier Rialen' (ungefähr zwei Thaler). ‚So will ich dir einen bessern Handel anbieten', antwortete der Monarch, ‚gib mir das Geld und behalte deine Ohren.'"

Ein in Philadelphia auf Subscription angekündigtes „Englisches Sprach-Wörter-Buch" bringt unter Anderm folgende Wortbedeutungen:

Nichts. Das Gewissen eines echten Staatsmannes.

Regenschirm. Gemeingut.

Unabhängigkeit. Der feste Entschluß, sich dahin zu stellen, wo man nicht gebraucht wird.

Sturm. Etwas, das nach den Flitterwochen kommt.

Verdienst. Etwas, das nicht gelobt wird.

Geld. Ein außerordentlich schwer zu fangender Fisch.

Grab. Ein häßliches Loch in der Erde, wo hinein Liebende und Dichter sich wünschen, sich aber alle erdenkliche Mühe geben, nicht hineinzukommen.

Bescheidenheit. Eine Blume Wunderhold, die im Verborgenen blüht.

Junger talentvoller Mann. Ein zudringlicher Bengel; Jemand, der überall der Erste sein will; ein erbärmlicher Reimschmied; ein öffentlicher Sprecher.

Advocat. Ein studirter Mann, der das Vermögen seines Clienten dem Gegentheile entreißt, um es selbst zu behalten.

Mein Guter oder Lieber, und meine Gute oder Liebe. Zwei Ausdrücke, mit welchen Mann und Frau einen Zank einleiten.

Nachtwächter. Ein Mann, der vom Kirchspiele dafür bezahlt wird, daß er des Nachts schläft.

Elend. Das Leben eines unbezahlten Journalisten.

74.

Bibliographie.

Abenteuer des berühmten Freiherrn von Münchhausen. 1ster Theil. Landreisen. Mit 16 radirten Blättern von M. Distteli. Gr. 8. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Adami, F., Sonnenblumen. Almanach historischer und moderner Novellen für 1842. 3ter Jahrg. 8. Berlin, Behr. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. 16. Berlin, Wolff u. Comp. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Asher, C. W., Der deutsche Zollverein, die Augsburger Allgemeine Zeitung und die neueste englische Zollgesetzgebung. Aus dem Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten besonders abgedruckt. Mit einem Nachtrage. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1842. Herausgegeben von J. G. Seidl. 18ter Jahrg. Mit 7 Stahlstichen. 16. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 2 Thlr. 5 Ngr. (2 Thlr. 4 Gr.)

Blessington, Lady, Wanderungen in Italien. Nach dem Englischen von Amalie Winter. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Böttiger, K. W., Die Weltgeschichte in Biographien. 5ter Band. — Auch u. d. T.: Die neuere Geschichte in Biographien. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 1841, 42. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Brennglas, A., Berlin wie es ist und — trinkt. 13tes Heft: „Komische Scenen und Gespräche." Die beiden Zeitungsleser. Das Pferderennen. Herr Buffey in der italienischen Oper. Mit 1 Titelkupfer von Th. Hosemann. 8. Leipzig, Jackowitz. 1842. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Briefe der Liebe an eine berühmte Künstlerin von einem hochgestellten Manne. Aus dem Französischen übertragen von F. W. Wolff. 8. Berlin, Babe. 25 Ngr. (20 Gr.)

Burton, Th. F., Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe. Aus dem Englischen übersetzt von G. Julius. Mit einer Vorrede: Die Nigerexpedition und ihre Bestimmung von C. Ritter. Mit 1 Karte. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Charles, J., Schöne Welt. Roman. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1842. Herausgegeben von A. Schreiber. 27ter Jahrgang. Zweite Folge. 1ster Jahrg. Mit 7 Stahlstichen. 16. Heidelberg, Engelmann. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Cyanen. Taschenbuch für 1842. 4ter Jahrgang. Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen. Gr. 16. Wien, Pfautsch u. Comp. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Eberl, A. Freih. v., Erinnerung an Tirol. Mit 9 Ansichten. 16. Innsbruck, Wagner. 1840. 20 Ngr. (16 Gr.)

Frick, Ida, Der Dualist. Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Bösenberg. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr 20 Gr.)

Fritz, F., Skizze über die Heilmethode des Hrn. Vincenz Priesnitz in Gräfenberg, als Resultat eines im Februar und

März l. J. daselbst statt gefundenen Aufenthalts und eigener dreijähriger Ausübung entworfen. (Besonders abgedruckt aus dem Anhange des Bothen von und für Tirol und Vorarlberg.) 8. Innsbruck, Wagner. 1839. 5 Ngr. (4 Gr.)

Gebel, G. D., Vom Vorgebirge guter Hoffnung. Gedichte und Verse. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1842. 11ter Jahrgang. Mit 6 Kupfer- und Stahlstichen. Gr. 16. Wien, Pfautsch u. Comp. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Gervais, E., Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. 1ster Theil. Kaiser Heinrich V. — Auch u. d. T.: Kaiser Heinrich V. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 2 Thlr.

Gozlan, L., Das Schloß Rambouillet. Fortsetzung der Burgen Frankreichs. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 17½ Ngr. (1 Thlr. 14 Gr.)

Gurowski, Graf A., Rußland und die Civilisation. Gr. 8. Leipzig, Hunger. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Haas, R., Die Nothwendigkeit einer Reform der Kirche, auf dem Standpunkte der frommen Politik biblisch und kirchengeschichtlich begründet. 1ster Band. Gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Hackländer, F. W., Vier Könige. Bilder aus dem Soldatenleben. Mit 3 Federzeichnungen von Theodor Hoffmann. 8. Stuttgart, Krabbe. 1 Thlr.

Handbuch für Reisende durch Deutschland und den österreichischen Kaiserstaat. Nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen. Nebst 1 Reisekarte und den Plänen der Städte Wien, Prag, Berlin, München, Dresden, Hamburg, Frankfurt und Köln. Kl. 8. Coblenz, Bädeker. 1842. 2 Thlr.

Haupt, L., Prophetenstimmen. An das Geschlecht dieser Zeit nach den Aussprüchen der heiligen Seher des Morgenlandes. Breit gr. 8. Grimma, Gebhardt. 20 Ngr. (16 Gr.)

Heinzen, K., Die Ehre. Eine Flugschrift. Gr. 8. Köln, Welter. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Hellas und Rom. Vorhalle des klassischen Alterthums ꝛc. Nach den besten vorhandenen Übertragungen herausgegeben von Prof. K. Fr. Borberg. 1ste Abtheilung. Die Dichter des hellenischen Alterthums. 2te Lieferung. 8. Stuttgart, Göpel. 15 Ngr. (12 Gr.)

Henrieus, B., Novellen. Der religirte Student. Der Rächer seiner Ehre. 8. Leipzig, Wienbrack. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Hochenegg, F. Graf, Elmire und Ferdinand, oder: Der Liebe Heldenmuth. 8. Leipzig, Hunger. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Höfken, G., Tirocinium eines deutschen Officiers in Spanien. 1ster, 2ter Band. 8. Stuttgart, Göpel. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 Gr.)

Hofmann, J. Chr. K., Weissagung und Erfüllung im alten und im neuen Testamente. Ein theologischer Versuch. 1ste Hälfte. Gr. 8. Nördlingen, Beck. 2 Thlr.

Humboldt's, W. v., gesammelte Werke. 1ster, 2ter Band. Gr. 8. Berlin, Reimer. 4 Thlr.

Der neue Judenfresser. Gr. 12. Hamburg, Berendsohn. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Kerning, J. B., Der Freimaurer. Gr. 12. Dresden, Bromme. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Die Kinder im Walde. Altenglische Ballade. Übersetzt von H. Döring. Mit dem Originaltext und 8 Holzschnitten. Gr. 8. Erfurt, Hennings u. Hopf. 1842. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Kletke, H., Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Mit einem Anhange biographischer Nachrichten. Mit 1 Stahlstich. 8. Berlin, Amelang. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Lau, G., Die Flüchtlinge, Novelle. Gr. 12. Hamburg, Meißner. 2 Thlr.

Lavergne, A. v., Das Geheimniß der Beichte und Der Zerstreute. Übersetzt von Fanny Tarnow. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 11¼ Ngr. (1 Thlr. 9 Gr.)

Lebenswirren in aristokratischen Kreisen. Das Duell. — Der junge Graf. — Die Pseudonymen. 8. Hamburg, Meißner. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Leibrock, A., Die schwarzen Husaren. Kriegerischer Halbroman aus dem Jahre 1809. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Lertha, Edelrauten von den Alpen Tirols. Vaterländische Dichtungen. 8. Innsbruck, Wagner. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

— — Die Walhalla Tirols. Aus den vaterländischen Dichtungen: Edelrauten von den Alpen Tirols, besonders abgedruckt. 8. Ebendas. 1840. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Heinrich Monte, der Preußen Heerfürst. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. 8. Königsberg, Bon. 20 Ngr. (16 Gr.)

Peters, A., Die ins Deutsche übersetzte Rheinfrage der Franzosen, oder der umgekehrte Spieß. In Prosa und drei Liedern. Nebst einem Liede auf den Kölner Dom. Gr. 12. Dresden, Walther. 5 Ngr. (4 Gr.)

Rettig, F., Die Territorial-Grenzfrage zwischen Deutschland und Frankreich. Von dem Standpunkt der Geschichte betrachtet. Gr. 8. Leipzig, Bösenberg. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Richter, M., Die Familie Treuenfels. Novelle aus dem dreißigjährigen Kriege. 8. Leipzig, Wienbrack. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Römer, Theater. 3ter Band. Leichtsinn und seine Folgen. (Schauspiel, nach Alex. Dumas.) — Louise von Lignerolles. (Schauspiel, nach Dinaux und Legouvé.) Gr. 8. Wien, Mausberger. 20 Gr. (16 Gr.)

Rosen und Vergißmeinnicht dargebracht dem Jahre 1842. 5ter Jahrgang. Mit 7 Stahlstichen. Gr. 16. Leipzig, Leo. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Salm-Dyck, Fürstin v., Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau. Aus dem Französischen mit einem biographischen Vorwort von A. Gathy. Gr. 12. Kiel, Universitäts-Buchh. 15 Ngr. (12 Gr.)

Saphir, M. G., Humoristische Damen-Bibliothek. 5ter, 6ter Band. 12. Wien, A. Mausberger. 2 Thlr. 5 Ngr. (2 Thlr. 4 Gr.)

Schleiermacher's, Fr., Grundriß der philosophischen Ethik; mit einleitender Vorrede von A. Twesten. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Soulié, F., Die vier Schwestern. Nach dem Französischen von E. Brinckmeier. 3 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 3 Thlr.

Tarnow, Fanny, Gesammelte Erzählungen. 3ter Bd. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Neue Folge. 3ter Jahrgang. (Der ganzen Reihe 13ter Jahrg.) Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1842. 2 Thlr.

Die Todtenfeier des Kaisers Napoleon. Lex.-8. Leipzig, Weber. 20 Ngr. (16 Gr.)

Vergißmeinnicht. Auswahl der interessantesten und auserlesensten Polterabend-Scherze. Nebst einem Anhang von Gedichten zu Silber-Polterabenden. Herausgegeben von D. B. J. Hoppe. 2 Bändchen. 8. Leipzig, Rocca. 1839. 20 Ngr. (16 Gr.)

Wehrhan, D. F., Umschau in Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Gr. 12. Leipzig, Reclam. 1840. 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Eine Zeitfrage: Sind Institute, wie Mäßigkeitsvereine, Jünglingsvereine, Frauenvereine u. s. w. der Menschheit überhaupt zuträglich? Beantwortet von einem Zeitgenossen. Gr. 12. Hamburg, Berendsohn. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 285. —— 12. October 1841.

Schriften über Rußland.

1. Petersburg in Bildern und Skizzen. Von J. G. Kohl. Zwei Theile. Leipzig und Dresden, Arnold. 1841. Gr. 8. 4½ Thlr.

2. Reisen in Südrußland. Von J. G. Kohl. Zwei Theile. Leipzig und Dresden, Arnold. 1841. Gr. 8. 3⅓ Thlr.

Diese beiden zusammengehörigen Reiseschriften liefern in ihrer Verbindung ein ziemlich vollständiges und einheitliches Bild der Zustände des europäischen Theils des russischen Weltreiches und geben dem wissenschaftlichen Forscher, wie dem bloße Unterhaltung suchenden, neugierigen Leser reiche Befriedigung. Dem gebildeten Geiste gefällt die ungesuchte, natürliche und doch anmuthige Darstellung, die der Verf. sich zu eigen gemacht hat, während, besonders in dem zweiten, spätern Werke seine Individualität gerade genugsam hervortritt, um einen guten Hintergrund für seine Urtheile abzugeben und seinen Bericht mit dem Interesse auszustatten, das der Mensch an den Menschen nimmt. Der Sachreichthum beider Schriften ist bereits durch zahlreiche Auszüge und Fragmente, deren verschiedene Zeitschriften sich bemächtigt haben, gewürdigt und anerkannt worden; eben dieselben beschränken uns jedoch, um Wiederholungen zu vermeiden, in den größern Mittheilungen, die wir daraus zu geben sonst versucht sein würden. Wir werden uns daher, mit Übergehung des überfließenden statistischen Materials in beiden Schriften, mehr an die Person des Verf. halten und seinen Erlebnissen, seinen Resultaten und seinen Urtheilen einige Aufmerksamkeit widmen. Es wird sich hierin zeigen, daß er ein mit guter Vorbildung und bewährtem Einblick reisender Beobachter und ein von statthaftem Standpunkte aus berichtender Führer ist, dem das Wesen der Sachen nicht über dem Schein entschlüpft und der unser ganzes Zutrauen in Anspruch nimmt, er mag nun über Personen oder über Sachen referiren. Auch glauben wir nicht zu viel zu sagen, wenn wir anerkennen, daß ihm das ganze russische Volksleben in mehrjährigem Aufenthalte zu einem klaren Bilde aufgegangen ist und daß er unter allen jüngern Berichterstattern über dies Reich den Vorzug größter Gründlichkeit und gewiegtesten Urtheils behauptet, worin er namentlich die neuesten englischen Berichtgeber beiweitem überragt.

Beschäftigen wir uns zunächst mit seinem „Petersburg", diesem vermittelnden Punkte zwischen dem russischen Volksleben und der gegenüberliegenden europäischen Existenz, in welchem beide sich wie in einer Camera obscura abschatten und vermischen, so treffen wir gleich in Vorwort und Einleitung auf zwei bedeutende Punkte des Urtheils über seine Schriften, nämlich, daß der Verf. weder undankbar gegen die Russen, die ihn freundlich aufnahmen, sein will, noch daß er den Vorwurf eines Mangels an deutschem Sinn und an Vaterlandsliebe zu verdienen sich aussetzt. Beides ist heute schwer zu vereinigen. Es ist in Deutschland augenblicklich fast zur Überzeugung geworden, daß russisches und deutsches Wesen, russische und deutsche Volks- und Geistesrichtung sich streng und scharf, ja fast unversöhnlich einander entgegenstehen. Die russische Regierung ist an diesem — Volksvorurtheile selbst Schuld und büßt darin gewiß nur eigene Fehler. Die Schriften, welche mit oder ohne Recht, halb und halb in ihrem Namen verbreitet wurden, die barbarische Sperre ihrer westlichen Grenzen und ihr mitleidloses Verfahren gegen das befreundete Preußen, ihre nicht eben rücksichtsvolle Behandlung deutscher Interessen, Alles dies hat die deutschen Völker stutzig gemacht und ein gewisses allgemeines Mistrauen gegen russische Tendenzen, eine allgemein abfällige Meinung über russische Maximen und Staatszwecke ist unter uns ins Leben getreten. Obwol wir nun diese deutschen Befürchtungen, im Ganzen genommen, für ziemlich übertrieben und grundlos, ja für unehrenhaft halten und an eine innerliche Feindseligkeit Rußlands gegen Deutschland nur dann glauben würden, wenn die Grundsätze des französischen Constitutionalismus unter uns zu entschiedener Herrschaft gelangten — was jedenfalls noch nicht so bald zu fürchten steht —, so ist doch deutlich, daß ein heutiger deutscher Referent über russische Zustände eine feine Schwebung zwischen Wahrheit und Neigung zu beobachten hat, die nicht Jeder zu behaupten im Stande ist. Der Verf. hat hierin die richtige Mitte gefunden und dies ist kein geringes Verdienst seiner Arbeiten, welche mit ihren berichtigenden und versöhnenden Resultaten zur bessern Verständigung einen tüchtigen Grund legen müssen. Denn Versöhnung des Widerstrebenden,

Abwägung im Heterogenen und Verschmelzung des Gemeinsamen ist heute einmal die wohlverstandene Losung der Lenker der europäischen Geschicke, jene Losung, welche eine neue Ära in der Entwickelung unserer Volksgeschichte eröffnet und in Aussicht stellt. Möge auch dies Buch in seinem Kreise zu diesem großen Versöhnungsproceß der europäischen Völkerfamilien, der nur das ganz Verwerfliche der verirrten überrheinischen Weisheit ausschließt, seinen Beitrag liefern!

Eine gewisse billige Vorliebe für den russischen Volkscharakter, der sich durch Gutmüthigkeit, Treue und Laune auszeichnet, wird man dem Verf. gern zugute halten; denn wer möchte den Gegenstand seiner ausdauernden Betrachtung, wenn es ihm dabei wohl geht, nicht am Ende lieb gewinnen? Auch haben wir der befangenen abfälligen Urtheile in letzter Zeit genug vernommen, um einmal ein günstiges unangefochten durchgehen zu lassen.

Die ersten Abschnitte von „Petersburg" beschäftigen sich mit dem Äußerlichen und Augenfälligen der russischen Hauptstadt, ihrer Bauart, ihrer einzelnen Reviere, Straßen- und Flußleben, Marktscenen, Iswoschtniks (Anspänner), Kirchen, Winterleben, Monumenten, Palästen, Arsenal, Krankenhäusern, Kunstsammlungen u. s. w. und bringen, neben manchem dankenswerthen Detail, doch natürlich auch viel Bekanntes und schon Beschriebenes dar. In diesem Theile seiner Arbeit herrscht der Charakter des Lichtvollen und Wohlgeordneten vor und wer beispielsweise des Verf. Abschnitt: „Panorama" mit Phantasie und Aufmerksamkeit gelesen hat, kann sicher sein, ein gutes und treues Bild der russischen Hauptstadt, wie es sich vom Admiralitätsthurme her darstellt, gewonnen zu haben. Alles liegt hier klar vor Augen, denn da die Häusermassen sich in bequemer Breite gruppiren, da Petersburg keine Winkel- und Sackgassen kennt, die Prospecte, die Kanäle und die Newa lange Fronten darstellen und die kleinsten Querstraßen noch immer die Breite von wiener Hauptstraßen zeigen, so rollt sich das ganze Bild der Stadt, mit ihrem Flusse und ihren Inseln bequem auf. In den doppelten, deutschen und russischen Namen dieser Straßen und Plätze zeigt sich sogleich der Mischlingscharakter der russischen Hauptstadt. Dies heitere, glanzvolle Bild schließt der Verf. mit einer trüben, düstern Voraussetzung. Der entscheidende Conflict mit England, glaubt er, könne nicht ausbleiben; Petersburg ist wehrlos gegen eine siegreiche englische Flotte, da Kronstadt sie nicht schützen kann, die Festung inmitten der Hauptstadt würde ihr Verderben werden, diese Paläste würden vor ihren Donnern verschwinden und von der glänzenden Capitale, die ihr Schicksal erfüllt, nichts übrig bleiben, als etwa die Handelsstadt auf Wassili-Ostrow! Eine solche Aussicht scheint uns jedoch etwas stark vorgreifend zu sein, wenn es auch richtig ist, daß Petersburg, als Hauptstadt des Reichs, auf alle Weise schlecht gelegen ist. Von dem gänzlichen Verfalle aller innern Kraft, den sie voraussetzt, scheint uns das russische Reich noch weit abzustehen; denn für jetzt ist diese innere Stärke offenbar noch in aufsteigender Entwickelung begriffen, wie der Verf. anderwärts selbst genugsam anerkennt. Man wohnt in Petersburg bequemer als in irgend einer andern Hauptstadt; die Häuser gleichen kleinen Städten und es gibt deren, die 6—7000 Menschen beherbergen. In einem petersburger Hause Jemand aufsuchen zu müssen, ist eine verzweiflungsvolle Tagearbeit, denn mehr als eine halbe Million Menschen wohnt hier in etwa 8000 Häusern zusammen. Die übertriebene Weitläufigkeit, das schlechte Pflaster, wo nicht Holzblöcke dazu dienen, die üble Straßenbeleuchtung, über der ein Schicksalsfluch zu ruhen scheint, da die Gasanstalten dreimal unbrauchbar wurden, die kleinen Schilde an den bunten Häusern bieten viele Unbequemlichkeiten dar, welche die treffliche Einrichtung des Fuhrwesens und die Flußfahrten nur theilweise vergüten. Die Newa ist die Pulsader der riesigen Stadt, auf die Dauer ihrer Eisdecke werden große Wetten abgeschlossen, bei welchen ein reicher Mann 1836 siebzehnmal 8000 Rubel gewann, da das Eis bis zum 17. April hielt. Gewöhnlich ist es ein Zauberschlag, der diese Decke löst und das Winterbild Petersburgs in das Sommerbild verwandelt, ein Volksfesttag der Bewohner, den der Verf. lebendig ausmalt. Wehe ihnen, wenn einmal Eisgang, Hochwasser und ein eigensinniger Westwind in solchem Augenblicke zusammentreffen! Der finnische Golf stürzt sich alsdann auf die Hauptstadt und Petersburg ist ohne Rettung verloren. Menschenschutz will hier gar nichts bedeuten, dies bewies die furchtbare Sturmflut 1824. So schrecklich wie diese, ebenso hinreißend schön schildert der Verf. die Sommernachtfahrten auf der Newa, zwischen ihren feenartigen, Paläste tragenden Inseln und Inselchen, voll zauberischen Reizes.

Die bunte Bevölkerung Petersburgs erzeugt an sich schon das anziehendste Straßenleben. Keiner ist hier einheimisch — Alles wurde fremd hieher versetzt und Alles, was zwischen Paris und Peking lebt, sandte seine Repräsentanten hieher. Der bunte Wechsel der Trachten, in welchen nur die 60,000 militairischen Uniformen einige Einheit bringen, das Gewirre der Sprachen, der Physiognomien und der Ausrufe, Alles dies ist uns schon früher vorgeführt worden; wir eilen darüber hin, um die innerlichen Charakterzüge der russischen Hauptstadt aufzusuchen. Hierin ist der Verf. neu und bedeutend; denn Wenigen ist ein so tiefer Einblick in das Gemüthsleben der Russen aufgegangen wie ihm. Hier ist auch die liebenswürdige Seite des Russen anzutreffen und wir verweilen gern bei dem Gemälde der natürlichen Herzensgüte, der Bruder- und Familienliebe, der naiven Zärtlichkeit und Treuherzigkeit, das er uns in dem gemeinen Mann erblicken läßt. Die Classe der Iswoschtniks (Fiaker), deren Petersburg 8000 zählt, beschäftigt ihn lange. Letten, Finnen und Russen bilden diese Classe; aber der beredteste, gemüthlichste ist der Russe, im beständigen zärtlichen Gespräche mit seinem Pferdchen, seine Peitsche schwingend, guten Humors ihm zusprechend: Täubchen, Liebchen! brauche doch deine Füße! Bist du blind! Siehst du den Stein nicht? Blick um! Geradeaus, frisch daran! u. s. w., ist sein genügsames Handwerk ihm zugleich Quell

und Gipfel aller Lebenslust. Von dem russischen Winter gibt der Verf. folgendes sprechende Bild: „Am 20. Dec. 1836 warf Jemand in Moskau eine Äpfelschale zum Fenster hinaus. Dieselbe blieb zufällig am Rande der Brüstung hängen und fror hier fest; sechs Wochen und drei Tage hing sie über den Abgrund und vollendete im Februar ihren im December begonnenen Sturz." In Petersburg hat der Winter nicht diese starre Beständigkeit; das Thermometer fällt tiefer, steigt aber auch höher als in Moskau. Eine Differenz von 60 Graden zwischen dem Maximum und dem Minimum des Jahres ist in Petersburg keine Seltenheit, und würde ohne die treffliche russische Heizung gar nicht zu bestehen sein.

Trotz der ehrlichen und treuherzigen Weise der Russen warnt der Verf. doch vor einem Besuche des Trödelmarktes, wo der Biberkragen auf eurem Pelze nicht sicher ist. Die Verehrung, die der Kaiser genießt, und was seine bloße Erscheinung vermag, zeigt die Geschichte des Choleraaufstandes 1832. Sowie jenes vergötterte Haupt sich in den wüthenden Volksmassen nur zeigte, schrien die Wüthendsten: „Na Kalineji" (auf die Knie), und alles Volk stürzte in Staub; die Aufrührer ließen sich ruhig in Haft nehmen. Der legitimen Macht gegenüber ist der Russe ein wehrloses Kind; in ihrer ganzen Kraft sind bei ihm Treue und Gehorsam noch lebendig. Bei diesem Anlaß gibt der Verf. die Charakterschilderung des schwarzen Volks, Tschornoi narod, d. h. des gemeinen Mannes, des Mob, des Pöbels in Rußland, die um so interessanter ausfällt, als er nachweist, daß die eigenthümlichen Züge dieses Portraits sich in den höchsten Spitzen der russischen Gesellschaft wiederfinden. Der gewöhnlichen Meinung zuwider, führt er aus, wie jene feinen, geschliffenen Salonmenschen, die wir alle kennen, innerlich ganz dieselben Gestalten sind, die wir schmuzig und rußig neben den Kibitken hergehen sehen und die wir wol aller geselligen Politur unfähig halten. In Rußland aber ist dieser Sprung von der einen zu der andern äußerlichen Erscheinung schneller gethan und unmittelbarer als irgendwo sonst. Diese Muschicks (Bartkerle) bedürfen nur einer ganz geringen Schule, um zu jenen eleganten Erscheinungen zu werden, innerlich aber sind sie dieselben Menschen. Langhaarig, schmuzig, dick bepelzt, lärmend und trunken, schreckt der Muschick den Fremden zurück, erregt den Eindruck der Erniedrigung, des Sklaventhums, der Unterdrückung. Aber schnell verwandelt ihn eine bessere Behandlung des Glücks; unglaublich rasch nimmt er die Formen und Redensarten des gebildeten Lebens an; sein Gesicht wird freundlich, lächelnd, dienstwillig sein Benehmen, höchst zuvorkommend sein Ausdruck. Mit dem Pelze, mit der Mütze legt er seinen äußern Menschen ab, und da er schon als Muschick an höflichen Redensarten reich war, so wird sein Benehmen, sowie das Glück ihn erhebt, nur immer verbindlicher und feiner. Die Gutmüthigkeit, die unverwüstliche Heiterkeit bleibt dem Elegant; die List, die Gewandtheit, der leichte Sinn wächst ihm zu, und eine Verwandelung, die anderswo unmöglich scheint, ist in zwei bis drei Jahren vollendet. Der frühere Schelm, der frühere rohe, gewaltsame, trunkliebende, unterthänige Mensch steckt noch in ihm, allein er erscheint nicht mehr, außer wenn die Leidenschaft ihn ergreift. Im Rausche ist der Russe, was er seiner Natur nach ist, ein Kind; Gezänk und Schlägerei kennt er nicht, sein Rausch macht sich vielmehr gewöhnlich in gesteigerter Zärtlichkeit Luft. An geistiger wie an körperlicher Gewandtheit steht der Mob keines Volks über der Tschornoi narod der Russen; treffender Naturwitz, rasche, oft persiflirende Antwort steht dem Geringsten zu Gebote, und wie er Geschicklichkeit zu jedem körperlichen Geschäfte zeigt, so geht er auch mit Verstand bei jedem Beginnen zu Werke; in dieser Beziehung ist der gemeine Russe dem Deutschen, dem Franzosen, ja, wol jedem andern Volke überlegen; er ist darin das wahre Widerspiel seines Nachbars, des Türken, obwol er Gott so oft anruft als dieser. Ein echt russisches Buch, Krilow's Fabeln, lehren den Volkssinn von dieser Seite vollkommen kennen.

Über die Kirchen, den äußerlich kirchlichen Sinn der Russen, die Kirchenmalerei, welche dem byzantischen Typus in allen seinen Auffassungen treu geblieben ist, über die Ceremonien der russischen Kirche, den Geist der Priesterkaste, die religiöse Toleranz und Intoleranz ist der Verf. ausführlich und lehrreich. Wir bemerken daraus nur, daß unter den 40,000 reformirten Deutschen in Petersburg, nach des Verf. Ansicht, ein tiefer Verfall des Kirchenthums herrscht, und daß die Wenigen, welche der Egoismus noch nicht ganz bewältigt hat, sich zu der Brüdergemeinde halten. Die Monumente, Paläste und Sammlungen, die Bibliotheken, denen er nicht viel Gutes nachsagt, die Hospitäler, welche er sehr rühmt, die Krankenhäuser und das unermeßliche Findelhaus, dessen merkwürdige Ökonomie er zergliedert, machen den Beschluß des ersten Theiles der anziehenden Schilderung des Verf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Reise in das Leben. Roman von Friedrich Steger. Mit vier Federzeichnungen. Zwei Theile. Leipzig, Engelmann. 1840. Gr. 12. 2⅓ Thlr.

Im Titel dieses Buchs liegt für Deutschland keine Schmeichelei. Unter der Reise in das Leben ist nämlich hier eine Reise aus Deutschland nach Spanien verstanden, und es läuft also fast darauf hinaus, als ob wir uns unter Deutschland den Tod, mindestens die Leblosigkeit zu denken hätten. Es ist jedoch nicht ganz so böse gemeint. Der Himmel behüte uns auch vor dem spanischen Leben! In einem Leichnam, worin die Würmer ihr Wesen treiben, gehts freilich recht lebendig her — aber noch einmal: der Himmel bewahre uns vor solchem Leben! Lieber ein Bischen Phlegma, wenn Eins sein soll. Ein Bischen, sag' ich. Daneben kann sich noch Leben genug entfalten, z. B. ein kleiner Rheinliedsrausch und — ein Krieg, wenn's Noth thut, zwischen Mussef und Allen, die es patriotisch meinen. Doch wir müssen jetzt von Deutschland fort nach Spanien — mit Julius nämlich, einem jungen Rheinländer, dem der Rheinliedsrausch noch nicht lebendig genug ist und der nach Spanien ins Leben reist. Er reist aber eigentlich nicht darum, wenigstens nicht blos darum, sondern um sich von einer Krankheit zu curiren. Diese Krankheit besteht, wie der Verf. sich selbst ausdrückt, in einer Art geistiger Weitsichtigkeit. „Der Tummelplatz, auf dem sein Geist sich frei ergehen konnte, war die

Ferne, im Raume wie in der Zeit; die Nähe, die Gegenwart blieben ihm verschlossen." Darum weiß er sich auch in seinen deutschen Verhältnissen nicht zurecht zu finden, und um dies zu lernen, geht er in die Ferne, nach Spanien. Man kann nicht leugnen, die Idee ist gut — ich meine gut für den Erfinder, der ein Buch daraus machen will und namentlich einen komischen Roman, wie der vorliegende größtentheils ist. Wie hübsch hätte sie ausgeführt werden können. Die Nähe und Gegenwart haben die sonderbare Eigenschaft, daß sie immer sind, wo wir sind. Es hätte also wunderlich kommen müssen, wenn sie nicht auch unsern Julius nach Spanien begleitet hätten. Er ist nach Spanien gereist, um die Ferne zu finden, und findet — abermals die Nähe. Er weiß sich darin so wenig zurecht zu finden als in seiner frühern Nähe, in Deutschland. Er macht nun einen dummen Streich nach dem andern; je tiefer er in die spanischen Verhältnisse eindringt, um so fremder werden sie ihm, um so ungeschickter benimmt er sich darin. Aber Deutschland, das ferngerückte, wird ihm nach und nach klar. Die deutschen Zustände werden ihm immer lichter und bekannter, und jemehr faux pas er gegen die spanische Sitte macht, um so gewandter beträgt er sich der deutschen gemäß. So wird er nach und nach in Spanien ein vollendeter Deutscher, und im Vollgefühl dieser Errungenschaft kehrt er nach Deutschland zurück, um sie dort auf rechtem Grund und Boden an den Mann zu bringen. Sollte sich nun dort etwa das Blatt umkehren, d. h. sollte er sich in Deutschland spanisch betragen — so schadet das so viel nicht. Denn die Deutschen wissen das Fremde zu respectiren, selbst wenn es ihnen spanisch vorkommt. Dies meine unmaßgebliche Ansicht über die Art und Weise, wie ich die gute Idee ausgeführt hätte. Der Verf. macht es anders, überraschender, genialer: er führt sie gar nicht aus. Er liefert zwar Einiges, was ihr zufällig entspricht, und im Schluß erinnert er wenigstens noch einmal daran, im Ganzen aber kümmert er sich nicht darum, sondern läßt seinen Helden sein und sich geriren, wie es ihm just seine Laune — ich meine die des Verfassers — eingibt. Daher ist denn aus diesem Julius eine etwas wunderliche Figur geworden. Dumme Streiche macht er genug — aber dumme Streiche schlechthin — dumme Streiche, wie sie Lehmann auch machen kann. Sie entwickeln sich nicht aus einem individuellen Kern, sie wuchern so auf wie Unkraut, man weiß nicht woher. Und doch stehen sie ihm immer noch besser zu Gesicht als seine Verständigkeit. Was sollen wir mit der? Es wird uns nämlich blos gesagt, daß er verständig geworden ist — aber worin und wodurch legt er dies an den Tag? Keine dummen Streiche mehr machen, weil man ein Haar darin gefunden, heißt noch lange nicht verständig sein. Wer gar nichts thut, kann freilich auch nichts Verkehrtes thun, es müßte denn sein, daß dieses Nichtsthun selbst ein verkehrtes Thun wäre. Unser Held kommt freilich diesmal gut damit durch, aber das heißt es einem Helden sehr bequem machen. So wohlfeil gelangt er auch zu seiner Geliebten, und doch ist Isabella keineswegs als eine billige Waare gezeichnet. Desto glücklicher ist der Verf. in der Schilderung des Sergeanten Gille, der ebenfalls von Deutschland nach Spanien gegangen ist, und zwar, um den Spaniern Disciplin beizubringen. Dies ist eine echt komische Figur, zuweilen vielleicht etwas übertrieben — aber immer ergötzlich und bei aller Consequenz stets neu und unerschöpflich in seinen lächerlichen Reden und Handlungen. Er ist der Balken, der dem ganzen etwas locker gebauten Roman seinen Halt gibt. Er ist es, um den man immer gern weiter liest, um den man auch Julius lieber gewinnt, weil er mit disciplinarischer Treue an ihm hängt und weil ein Theil seiner Ergötzlichkeit auf Julius reflectirt. Alle übrigen Figuren sind minder bedeutend und zum Theil verzeichnet. Zu den bessern gehören Don Diego und — obschon auch nicht höher gehalten und verhältnißmäßig zu stark hervortretend — der Guerillachef Mendez. Verunglückt sind Don Alonso und namentlich Juanita. Diese macht einen in jeder Hinsicht unangenehmen Eindruck und trägt durch nichts zur Entwickelung des Ganzen bei. Überhaupt ist viel Überflüssiges im Roman. Der ganze zweite Theil ist mehr ein Bild der spanischen Zustände als eine Fortführung des Romans. Ganz ausgemerzt werden sollte die Scene im Kloster der Ursulinerinnen. Das Gräßliche an der rechten Stelle thut gute Wirkung, aber rein um seiner selbst willen darf es sich nicht zeigen, an sich liegt es jenseit der Poesie. Zum Lobe des Romans sei noch gesagt, daß er — mit Ausnahme des ersten, etwas schwer in den Leser eingehenden Capitels — mit Gewandtheit und Leichtigkeit geschrieben ist, daß er eine Menge bunt wechselnder Anschauungen und Gedanken gewährt und im Ganzen einen heitern Eindruck zurückläßt. 126.

Zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahl's ungeheuere Nase. In erbauliche hochdeutsche Reime gebracht von Friedrich Hophthalmos, der sieben freien Künste Magister. Zweite Originalausgabe. Mit fünf Stahlstichen, gezeichnet und radirt von Sonderland. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1841. Schmal gr. 4. 1 Thlr.

Es liegt in dem Charakter des Modernen, weniger Neues zu schaffen, als das Vorhandene zu amplificiren, zu variiren und zu illustriren. In Frankreich fängt man sogar seit einiger Zeit an, Illustrationen zu fremden, selbst zu deutschen Classikern herauszugeben. Die Herren Peguilly und Bedollière lassen seit dem Anfange dieses Jahres in Paris ein Werk erscheinen, betitelt die „Plejaden". Man findet darin Übersetzungen ausländischer Dichter und Illustrationen dazu. Nicht ohne Interesse wird es sein zu erfahren, daß Hr. Peguilly l'Haridon zuerst Zeichnungen zu Bürger's „Leonore" und zu Hoffmann's Krespel geliefert hat. Die oben angezeigten „Zweihundert Hyperbeln auf Wahl's Nase" sind verfaßt von dem bekannten Lieder- und Epigrammendichter Johann Christian Friedrich Haug, welcher die erste Hälfte derselben im J. 1804 herausgab; vor 1829, dem Todesjahre Haug's, ist die zweite Hälfte erschienen. Jetzt liegt uns eine neue Originalausgabe des Ganzen vor, wozu Sonderland die Stahlstiche gezeichnet und radirt hat. Hyperbeln sind diese Zeichnungen, aber sie sind von frappanter Wahrheit, die Caricatur ist überall mit Feinheit behandelt, Absurdität findet man nirgend. Die Arabesken sind dem genialen Zeichner überaus wohl gelungen, sie sind nicht blos eine Zugabe der einzelnen Blätter, oder eine beliebige Einfassung, sondern sie gehören zum Ganzen der Composition und vervollständigen dieselbe. Gerade durch diese Arabesken erhält das Ganze eine höhere poetische Wahrheit. 24.

Notiz.

Der Tod, der unter den Resten der alten französischen Armee immer mehr aufräumt, raffte am 15. Aug. d. J. den Unterintendanten Vicomte von Puibusque hin, dessen Name mit den traurigen Erinnerungen an den russischen Feldzug eng verflochten ist. Sein unerschütterlicher Muth auf dem Rückzuge von Moskau erwarb ihm in Smolensk, aus dem Munde Napoleon's selbst, die Lobsprüche, zu denen Einsicht und Muth ihn berechtigten. Außer verschiedenen, streng militairischen Schriften verfaßte der Verstorbene seine „Lettres sur la campagne de Russie", worin er in rührender Weise über seine Gefangenschaft in Rußland berichtet, die er mit seinem bereits 1832 verstorbenen ältesten Sohne theilte. Als Ergänzung dieses Werkes gab er noch im Laufe seines Todesjahrs die „Souvenirs d'un invalide" heraus, auf die wir schon früher aufmerksam gemacht haben. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 286. —— 13. October 1841.

Schriften über Rußland.

(Fortsetzung aus Nr. 285.)

Im zweiten Theile sind es vorzüglich die industriellen, wissenschaftlichen und socialen Verhältnisse der russischen Hauptstadt, welche den Verf. beschäftigen. Diese flüchtigen und veränderlichen Lebensbedingungen gehen einem starken Wechsel entgegen, je leichter, wohlfeiler und rascher die Communicationsmittel werden. Berlin, 210 Meilen von Petersburg entfernt, wird jetzt in sechs Tagen und mit einem Kostenaufwand von 36 Thalern erreicht und eine sonst anstrengende Reise schnell und bequem zurückgelegt; das Dampfschiff macht den Weg von Hamburg in vier Tagen. Welch ein Wechsel der Verhältnisse muß hieraus abfließen! Der Reisende schildert uns den Anblick der Birsha, Börse. Petersburg ist neben der Hauptstadt auch die größte Handelsstadt des russischen Reichs, seine eigentliche Bestimmung erfüllt sich in dem letztern; Sitz der Regierung ist Petersburg nur zufällig und gewiß nicht für immer. Es beschäftigt im auswärtigen Handel ein Capital von wenigstens 300 Millionen; 150 Großhandlungen, von welchen mehre bis 20 Millionen umsetzen — etwa ein Drittel des ganzen rigaschen Handels — und von denen über 100 deutschen Namens und Ursprungs, 24 englische Etablissements sind, geben eine Vorstellung von dem Handelsverkehre der Newastadt. Die Hanseaten, die Holländer, Peter's älteste Freunde, sind nach und nach verschwunden; S. P. B., so schreibt man in der Handelswelt, das bis 1720 nur jährlich 50 Schiffe empfing, erhält deren jetzt bis 2000 im Jahre. Der Anblick der Börse ist jedoch nichts weniger als „gentlemanlike" und die bartrussischen Zwischenhändler spielen hier stets eine Hauptrolle. Das Bild des exotischen Frühlingsmarktes hinter der Börse, mit Affen, Papageien und Meerkatzen malt der Verf. heiter aus. Die glänzenden Theeläden und die unbedeutenden Kaffeehäuser geben zu einem ähnlichen Gemälde Stoff. Hiernächst verbreitet sich ein mit Sorgfalt und Wissen geschriebener Abschnitt über die industriellen Verhältnisse der Hauptstadt und des Reiches überhaupt. Der größte unter den großen Industriellen Rußlands, den Scheremetiews, Demidoffs, [illegible] u. s. w., ist noch immer die Krone selbst, mit ihren unermeßlichen Etablissements in Moskau, Susdal, Wladimir und Kaluga, ihren Spiegel-, Krystall-, Gobelins- und Eisenfabriken, Färbereien und Baumwollenspinnereien, die sie den Fremden gern öffnet. Ganz ausgezeichnet sind die Papierfabriken von Peterhof, die Eisengießereien des Engländers Bearth und einige deutsche Tuchfabriken, die mit 1000 und mehr Arbeitern wirken. Auf diesen vorzüglichen Abschnitt läßt der Verf. einen andern über Literatur folgen, der durch seine Kürze und Unvollständigkeit grell gegen die vorhergehenden absticht. Man erkennt leicht, daß er hier wenig in seinem Gebiete ist, und wir entnehmen hieraus nur mit Bedauern, daß nach dem Urtheile der Russen unsere Literatur bereits abgestorben sein soll und von den neuesten Blüten derselben äußerst wenig Notiz genommen wird; die heutige Mode hat das französische Element, wenigstens in der Hauptstadt, wieder zur Herrschaft gebracht. Bei Gelegenheit der russischen Tafel und Küche macht der Verf. eine beachtenswerthe Bemerkung; es ist wirklich wunderbar, wie Gewohnheiten der Kochkunst oft ganz veränderte Sitten- und Culturzustände völlig isolirt überleben.

In Deutschland — sagt er — gibt es eine Stadt, wo an hohen Festtagen ein Gebäck bereitet wird, das die Köchinnen Krullkuchen nennen. Dies Gebäck kommt in den ältesten Chroniken der Stadt vor. Die Stadt, damals katholisch, ward vor 300 Jahren lutherisch; sie schaffte alle alten Gebräuche ab, aber die Krullkuchen behielt sie bei; man kleidete sich damals spanisch, später ward die französische Kleidung eingeführt, aber die französischen Senatoren aßen Krullkuchen. Die Stadt verlor ihre reichsstädtische Verfassung, sie ward französisch, die Menschen verwandelten sich von Innen und Außen, aber sie aßen Krullkuchen, vielleicht das einzige Ding, in dem sie ihren Vorfahren ähnlich blieben.

Diese Zähigkeit in Beibehaltung einer gewohnten Speise — immer ein seltsames Phänomen — zeigt sich auch in der russischen Küche. Der heutige russische Große hat mit seinem Ahn, dem Bojaren, kaum die geringste Ähnlichkeit mehr; aber er ißt noch heute seine alten Nationalgerichte in wenig veränderter Gestalt; jene vielgerühmte Schtschi (Kohlsuppe), welche keine Revolution verdrängen kann und die zwischen Kamtschatka und der preußischen Grenze das Hauptgericht von 60 Millionen Menschen bildet, den Hauptbestandtheil ihrer Muskeln und Sehnen ausmacht. Neben diesem Schtschi ist die nicht minder berühmte Botwinja herrschend, jenes merkwürdige Gemisch von kaltem Kwas (Bier), grünem Kraut, Beeren, gehackten Gurken, Schwarzbrot, kleinen Stücken Ei, Lachs,

Sterlet und Citronenschale. Das dritte Hauptgericht ist der Rassól, Sterletsuppe, mit Klößen von Caviar und Mehl. Groß ist die Mannichfaltigkeit der russischen Küche, aber der Russe liebt es zu mischen, Gemüse und Fleisch nicht allein, sondern zusammen zu essen. Seine Backwerke sind zahllos; ohne Dünnbier (Kwas), Kuchen und Brantwein kann kein Russe lange leben. An großen Tafeln wird äußerst rasch gespeist und alles klein und gabelrecht servirt; die gemüthliche deutsche Tafel ist nur bei den germanischen Völkern anzutreffen. Das laute, tumultuöse Leben in den Häusern vornehmer Russen, die von einem Dienstbotenheere schwirren, steht dem stillen deutschen Bürgerhause schroff entgegen; am übelsten fahren dabei die Kinder und ihre Erziehung. Wir schreiben und sprechen in Deutschland unendlich viel über Pädagogik und ein System verdrängt darin bei uns das andere. Wenn man aber erwägt, daß es in Italien, in Spanien, in dem ungeheuern slawischen Reiche eigentlich gar keine Erziehung gibt, so kann man auf den Gedanken kommen, daß die Sache gar nicht die Wichtigkeit haben möchte, die wir ihr beilegen. Die Regierung thut unendlich viel, für Schulen und Lehranstalten nicht blos, sondern auch für die Privaterziehung; allein die Pflanze Wissenschaft ist und bleibt eine exotische in Rußland. Trotz den 800 — 1000 Privaterziehern, die jährlich aus Deutschland und Frankreich nach Rußland verschrieben werden, steht es mit diesem Interesse im Reiche noch schlecht. Der junge Russe, in allem Mechanischen so geschickt, selbst im Lernen meistens so anstellig und flink, hat jedoch in der Regel gar keine Anlage zur Wissenschaft. Es fehlt ihm, man weiß nicht recht woran, wenn es nicht eben an dem Sinne für Wissenschaft ist. Die alten Sprachen verachtet er, das Nothwendige lernt er leicht; aber da es ohne Theilnahme eben nur leichthin auswendig gelernt wird, so ist es auch ebenso schnell vergessen; von dem Privatlehrer verlangt man Alles, nur nicht gründliche Instruction, und die Töchtererziehung, ungeachtet die Kaiserin selbst an der Spitze der großartigen Institute dafür steht, reducirt sich vollends auf nichts. Das Schlimmste aber ist, daß die Mütter, da sie selbst vernachlässigt wurden, auch wieder ihre Kinder vernachlässigen. Welche Überschwemmung von männlicher Dienerschaft in den Häusern der Großen herrsche, ist bekannt. Sie versehen den Dienst kostbarer Möbelstücke; in manchem Hause steht bei Festen neben jedem Blumentopfe auf der Treppenstufe ein gallonirter Diener und jede Thür hat ihren besondern Portier. Wie schlecht man bei dieser Überzahl von Dienerschaft bedient sei, ist leicht zu erachten; die Diener sind Klingeln, die man zieht, die aber keinen Dienst verrichten. Ruft der Herr oben: Sluga (höre)! so tönt es durch das ganze Haus: Ssei schas (sogleich), Gsei minut (im Augenblick)! Er wartet, ruft wieder, und wieder ertönt derselbe Ruf von zehn Mündern; da aber derjenige nicht gefunden ist, der gerade diesen Dienst zu besorgen hat, so kann der Herr lange warten. Fremde Diener sind daher auch sehr gesucht, so sehr sie als Schelme bekannt sind; weibliche Dienerschaft ist vergleichsweise selten. Der innere Hausstand wird in den Hotels der Großen gewöhnlich von einem Dworczki (Castellan) besorgt, der eine runde Summe monatlich empfängt, dafür das ganze Hauswesen bestreitet und natürlich schnell dabei reich wird.

Der Verf. schildert dann die Volksfeste. Zuerst die Frühlingsfestivitäten, in ihren drei Abtheilungen: Masslänitza (Butterwoche), Welikoi posd (das große Fasten) und das Osterfest selbst. Die Blinni (Butterwochenkuchen) und die Katscheli (Schaukeln) nehmen hier natürlich eine Hauptstelle ein; man kennt die Begeisterung der Russen, welche sonst Bewegung nicht eben lieben, für dies nationale Vergnügen, die Eisberge, die Rutschpartien, die Kirchenfeste der ermattenden Osterzeit, wo die ganze Bevölkerung drei Tage lang gänzlich fastet und sich erschöpft von Kirche zu Kirche schleppt, die, da sie nirgend Sitze und Ruhestellen darbieten, die Ermüdung nicht wenig vermehren. Die Verwandlung, welche der mitternächtliche Glockenschlag Zwölf des Ostertages hervorbringt, ist mit großer Wirkung geschildert. Die Goldpforten des Ikostases (Allerheiligsten) öffnen sich; Cristohs wosskuch (Christ ist erstanden)! tönt es daraus hervor; die Kirche, vorher düster und nächtig, blitzt in tausend Lichtern hervor und die Beleuchtung verbreitet sich blitzschnell durch Hütten und Paläste, durch die ganze riesige Stadt, mit ihren Brücken, Kanälen und unabsehbaren Perspectiven. Das ganze Volk gibt sich den Bruderkuß; alle Chefs von Corporationen und Vereinen empfangen ihre Glückwünsche, überall sind Tafeln servirt, man zieht von einer zur andern, speist ein wenig und zieht weiter. Der Eindruck dieser nächtlichen religiösen Feier, dem keiner in der katholischen Kirche vergleichbar, ist einzig und wahrhaft erhebend.

Einen eigenen Abschnitt widmet der Verf. seinen Landsleuten, den Deutschen. Noch immer ist das Ansehen unsers Volkes unter den Russen groß; ihren Einfluß, ihre Staatsstellungen, ihre Begünstigung sieht der Russe noch immer mit Neid. Er schlägt die Zahl der Deutschen in Rußland, wie uns scheint, etwas niedrig, zu 400,000 Personen an, natürlich nur geborene Deutsche, und zwar 100,000 in den Ostseeprovinzen, 250,000 deutsche Colonisten und 50,000 deutsche Handwerker, Künstler u. s. w., von denen auf Moskau allein 6000 fallen. Unter den 600 ersten Chargen des Reichs weist der petersburger Staatskalender allein 130 Deutsche nach. On inostranez (er ist ein Ausländer), gilt dem Bartrussen noch immer gleichbedeutend mit dem Namen eines Edelmannes. Die höhern Militair- und Civilbeamten stellt vorzüglich Esthland, dessen Adel ebenso zahlreich als unbemittelt ist; unter 120 Ärzten in Petersburg waren nur 12 Russen. Dennoch ist auf deutschen Patriotismus in Petersburg wenig zu rechnen. Das russische Gouvernement hütet sich jetzt auch, in die Stellen commandirender Generale und dirigirender Minister einen deutschen Namen voranzustellen.

Eine Eigenthümlichkeit Petersburgs sind die Wintertreibhäuser und das Frühobst. Im April gab ein petersburger Kaufmann ein Fest, wo 6 Assietten mit Erdbeeren à 90 Rubel, 250 Kirschen à 125 Rubel, 2 Pfund Himbeeren zu 40 Rubel und 3 Ananas zu 120 Rubel ver-

kamen; ein solches Dessert ist ein Gegenstand des Luxus, wie er wol sonst nirgend vorkommt. Dagegen liefern die Gärten und Datschen im Sommer durchaus kein genießbares Obst, da man alle Frucht unreif abpflückt. Überhaupt sind die Gärten und Parke für das an Fülle und Üppigkeit der Vegetation gewöhnte Auge traurig und melancholisch, so viel auch auf die Lustgärten von Zarskoje-Selo, Peterhof, Oranienbaum u. s. w. verwendet ist.

Erst seit 1780 hat Petersburg ein stehendes Schauspiel; jetzt zählt es 5 Theater; überall erscheint das Publicum im Schmuck und die Höhe der Preise macht den Theaterbesuch zu einem ganz aristokratischen Vergnügen. Das russische Schauspiel hat stets einen gewissen komischen Effect, ungefähr wie für den Hochdeutschen das Plattdeutsche; vorzüglich ist das Ballet beliebt; die tiefere Durchbildung der geselligen Zustände fehlt dagegen noch überall. Doch wir müssen unsere Andeutungen schließen und die reiche Skizzensammlung, sowie die statistischen Notizen, mit denen der Verf. sein Gemälde vollendet und abrundet, mit Stillschweigen übergehen.

Er hat uns in seinem zweiten, fast noch schätzbarern Gemälde von Südrußland eine Fortsetzung seiner Arbeit über die russischen Volkszustände geliefert, die uns zu lauter Anerkennung ihres Verdienstes verpflichtet. Die Steppen Neurußlands, die Küsten des Pontus, die Krimm, Taurien, die Kosakenlinien und die Steppen Kleinrußlands und Bessarabiens, welchen Länderstrichen diese zwei Bände vorzüglich gewidmet sind, treten hier, wol zum ersten Male, in einem vollständigen, aus gründlicher Erforschung hervorgegangenen Gemälde zusammen. In diesen Strichen ruht die Handelsmacht und das künftige politische Interesse Rußlands, und indem der Reisende seine Forschungen auch über die kaukasischen Landschaften ausdehnt, berührt er Gegenstände, die jetzt ein europäisches Interesse bilden, nämlich die Machtausdehnung Rußlands nach dieser Seite hin. Die beigegebene Karte der pontischen Landschaften dient zur Verdeutlichung seiner Berichte.

Seine Reise beginnt südwärts von Poltawa. Im Anfang des Mais fing hier der Schnee an zu schmelzen und machte die Wege grundlos; nur die südrussische dreispännige Britschke ist im Stande, durch Nebel und Schneeflocken, auf völlig ungebahnten Wegen, von einem unermüdlichen russischen Jämtschick geführt, ihre Bahn zu finden. In diesen unwirthbaren Landstrichen vermag nur die genügsame russische Natur froh zu leben; wollte man, sagt der Verf., plötzlich die bequeme deutsche Natur in die Gegend versetzen, sie würde sich im Kampfe gegen das tägliche Bedürfniß gewiß schnell aufreiben und zu nichts mehr vermögend sein. Gurken und Kohl, in lauwarmes Wasser geschnitzt, ein Fisch, mit Lampenöl begossen, und endlich eine Art Papier maché als Dessert, dies sind die Erquickungen, die selbst große Orte, wie Raschitilowka, dem Reisenden darbieten. Und dennoch liefert dieser Ort einen in der ganzen Welt gesuchten Handelsartikel ganz allein: es ist die feingekräuselte, seidige, schwarze Lammwolle zu Mützen, welche hier allein gewonnen wird. Der Ort ist wie alle kleinrussischen Flecken, weitläufig wie eine Provinz und zählt 11,000 Einwohner. Krementschug ist die nächste größere Station, neu und fröhlich emporblühend, Hauptstapelplatz der krimischen Salzproduction und der polnischen Ausfuhr an Holz, Hanf und Theer, die den Dniepr herabkommen. Der Fluß, langsam wie die Steppenflüsse dahinschleichend, ist hier 1700 Ellen breit; auf seiner andern Seite liegt Kriukoff, ein Magazinplatz. Hier lagern die ungeheuern Salzvorräthe, welche der Pontus für ganz Rußland liefert, oft 25 Millionen Pfund auf einmal, welche Hunderte von Meilen weit zur Achse verführt werden. Hier beginnt die eigentliche Steppe, denn bis hieher wird noch hier und da ein Busch angetroffen. Gänzlich baumlos führt der Weg nach Alexandria am Ingulez, nach Petrikowa und Jelisabethgrod, mit 12,000 Einwohnern. Wie sich in Rußland überhaupt die Endpunkte des Ostens und des Westens der Erde begegnen, wie man sich oft plötzlich in den südrussischen Steppen von echten Tönen der Champagne oder den schwäbischen Bergen angeredet findet, so begleitet den Verf. auch ein Reisegefährte, der halb Russe, halb Chinese ist, und die vergleichenden Bemerkungen seines Freundes Kun-laja mit Zuständen des innern China gewähren oft die anziehendsten Gesichtspunkte. Die echte Steppe zeigt dem Verf. ein nicht so langweiliges Gesicht wie seinem Gefährten. Diese unabsehbaren baum-, stein- und hügellosen Grasfelder, wo Hunderte von Meilen weit Halm an Halm steht, „wo ein Wiederkäuer, vom Fuße der Karpaten als Kalb auswandernd, bei der chinesischen Mauer als ausgewachsener Ochse ankommen könnte"; das Leben der zahllosen Heerden von Rindern, Pferden und Schafen auf diesem Weltweideplatze beschäftigen seine Phantasie. Darius, die Hunnen, Attila und Batu-Khan lebten hier; hier herrschen die Luftspiegelungen, hier haust die Jagd im Großen, und kurz, der Reisende weiß sich aus der Steppe eine Welt voll Interesse zu schaffen. An Dörfern (panski), Herrschaftsitzen fehlt es nicht; schon erscheinen Kameele in Zügen, und die unermeßlichen Wagenkaravanen (Walki) aus den Ssalgans, Talgsiedereien von Odessa, die unzählbaren Rinderzüge, welche nach Norden getrieben werden, beleben die 36 Klafter breiten Straßen der Steppe. Das Leben aller dieser Wanderer, die Walki und Obojen, welchen ein Hahn Leiter und Uhr ist auf Wegen von 5 — 7000 Werst Länge, mit ihren Freuden und ihren Leiden, malt uns der Verf. mit Vorliebe aus. Vorzüglich ist es aber die geognostische Steppenbildung, sowie späterhin die Bildung der Limans und Perékips an der pontischen Küste, ihre Natur und ihre Bestimmung, worüber wir dem Verf. die lehrreichsten Mittheilungen verdanken und die seinem Werke einem classischen Charakter ertheilen, indem dieser Gegenstand von ihm zum ersten Male mit voller Gründlichkeit zur Sprache gebracht wird. Die merkwürdige Formation der Limans, naturhistorisch bis dahin noch unerklärt, lernt der Verf. zuerst am Teligul'schen Meerbusen, bei Troitzkaje, kennen. Man übersetzt das Wort Liman gewöhnlich als Meerbusen, es ist aber besser, den ursprünglichen Ausdruck seiner ganz

eigenthümlichen Bedeutung wegen beizubehalten. Diese Limans zwischen Pruth und Dniepr stellen ein mit Meerwasser gefülltes Becken dar, das aus der Doppelwirkung der Steppenflüsse und des Pontus entsteht. Die Flüsse stürzten in der Vorzeit von dem hohen Steppenrande als Wasserfälle ins Meer; das Meer hob sich an den Rändern, trat in die Flußmündungen ein, wirkte gegen den Widerstand landeinwärts und schuf so jene halbrunden Limans, vor welchen sich niedere Sanddünen von den losgerissenen Theilen des Steppenrandes bildeten. So entstanden jene schmalen Dämme vor den Limans, welche die Russen Perésips (Pfade), von ssipalj, durchschreiten, nennen. (Die Schwaben der Gegend sagen: Bärensieb.) Diese 50 — 100 Ellen breiten, zum Theil bewachsenen Dämme, welche den Liman vom Meere trennen, sind die Hauptverkehrspfade zwischen den beiden Enden der Limans; die Wagenzüge auf ihm nehmen kein Ende, und scheinen, von fern gesehen, mitten durchs Meer zu fahren. An diesen Perésips nun sammelt sich das Hauptproduct der Limans, das Salz; mehr an den kleinen Flußmündungen, als an den großen Strömen, und verschieden nach den Jahreszeiten, den Winden und der Tiefe der Wasserzüge im Liman selbst. Dieser fängt im Juni an sich zurückzuziehen; im Juli beginnt die Salzsammlung; man theilt den Liman mit Stangen in Abtheilungen, jeder Concurrent erhält sein Theil und die Arbeit beginnt. Die Salzkrystalle, in trocknen Jahren am stärksten, werden mit Schaufeln vom Boden gehoben, oft 3 — 4 Zoll dick, in Skirten gehäuft, meist 10,000 Pud, à 40 Pfund, stark, getrocknet und versendet. Im J. 1826 lieferten die drei bessarabischen Limans allein 6 Millionen Pud Salz und jeder Arbeiter verdiente monatlich 60 Rubel. Der teligulsche Liman ist 10 Meilen lang und 2 — 3 Werste breit, rings umher stehen die Semlanken, Erdhütten, der Kosaken, der Hüter dieses Schatzes für die Regierung; man kaufte das Fuder Salz (30 Pud) zu 5 — 7 Rubel, das Pfund ⅓ Pfennig u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Zur polnischen Literatur.

Graf Friedrich Skarbek, bekannt als einer der besten polnischen Romanschreiber, hat in Breslau seine Erzählungen und humoristische Schriften: „Powieści i pisma humorystyczne", in sechs Bänden gesammelt, herausgegeben. Sehr unbefangen spricht sich der Verf., der früher Professor der Nationalökonomie an der Universität Warschau gewesen ist und als solcher mehre von Kennern geschätzte Werke über das Finanzwesen und die Administration geschrieben hat, über die Entstehung dieser seiner kleinen Schriften aus. Seine Abende, erzählt er, habe er nach der Vertheilung seiner Zeit dem Vergnügen und dem Umgange mit seinen Bekannten gewidmet; oft aber sei es doch gekommen, daß er den Abend habe einsam an seinem Schreibtische zubringen müssen. „Auf diesem liegt ein Buch, Papier und Federn, und da muß ich, während redende Freunde fehlen, bei den stummen Unterhaltung suchen, ich blättere in einem Buche, nehme die Feder zur Hand, das schöne glatte Papier reizt zum Schreiben und so entsteht ein Roman." Dies Bekenntniß zeigt, mit welcher Leichtigkeit Skarbek seine Romane geschrieben hat, und dieses Gepräge eines leichten Entwurfs und leichter Durchführung tragen sie denn auch wirklich an der Stirn. In manchen ist ein wenig Intrigue und ein wenig Humor Alles, was man findet. Höher erheben sich die historischen Erzählungen: „Ruszczyc" (3 Bde.), die uns einen geraden offenen Kriegsmann aus den Zeiten Johann's III. Sobieski im Kampfe mit den mancherlei Widerwärtigkeiten des Lebens schildert, ferner besonders „Tarło". Hier wird die Charakterzeichnung anschaulicher und dadurch ansprechender. Tarło's Geschick war mit dem des Königs Stanislaw Leszczynski von dessen Thronbesteigung an bis zur Flucht nach Bender eng verbunden, daher viel historischer Stoff in diesen Roman verwebt ist. Die beste Erzählung Skarbek's ist „Zycie i przypadki Faustyna Felixa na Dodosach Dodosinskiego" (Lebensbeschreibung des Faustin Felix Dodosinski). Das Manuscript desselben wurde in Warschau dem Grafen Eduard Raczynski zugesandt und diesem gefiel die Erzählung so sehr, daß er sie, ohne, wie er behauptete, den Autor zu kennen, veröffentlichte. Die Erzählung machte bei ihrem ersten Erscheinen, 1838, einiges Aufsehen und erst später wurde bekannt, daß Graf Skarbek der Verfasser sei. Es ist ein leicht hingezeichnetes polnisches Sittenbild, nur obenhin zu einem Ganzen verbunden, da gibt es weder tiefe Charakterschilderungen, noch auch ist bei Darstellung der nationalen Schwächen viel Witz aufgewandt. Da aber wirklich polnische Naturen und Zustände geschildert werden, Alles wirklich aus dem Leben gegriffen worden und die Erzählung sehr fließend geschrieben ist, harmlos fortschreitet, so wird sie wol so bald nicht veralten, sondern noch lange gern gelesen werden. Die neueste unter diesen kleinen Schriften des Grafen Skarbek ist betitelt: „Małe przyjemności życia" (Die kleinen Reize des Lebens). Hier wird uns auf recht anmuthige Weise dargestellt, wie das Lebensglück am meisten von Kleinigkeiten abhängt, daß der Mensch oft geträumtem Glücke nachjagt und indessen (wie einer unserer Dichter auch singt) „das Veilchen unbemerkt läßt, das ihm am Wege blühet"; eben in der Beachtung Dessen, was uns am nächsten liege, in dem Genusse, der einem Jeden ohne großen Aufwand geboten wird, ist hauptsächlich das Glück des Lebens zu suchen, und diese einzelnen kleinen Reize des Lebens in ihrem rechten Lichte zu zeigen, ihre Bedeutung ans Herz zu legen, ist der Zweck des Schriftchens. Im Allgemeinen ist Graf Skarbek von einem polnischen Kritiker treffend mit den niederländischen Malern verglichen worden, die alle prosaischen Zustände des Lebens auf das Treueste abbilden und Nichts idealisiren, denen große Charaktere, große Ideen und wahre, tiefe Poesie fern liegen, aber die durch das Treue ihrer Bilder eben anziehend werden.

Von der schon früher in d. Bl. erwähnten Sammlung: „Starożytności galicyiskie" (Galizische Alterthümer), hat Zegota Pauli fünf Hefte erscheinen lassen. Diese enthalten, wie das erste, Biographien berühmter Polen, Berichte über Urnen und andere Alterthümer, die in Galizien aufgefunden sind, und dergleichen. In Lemberg ist auch eine Sammlung Facsimiles von Handschriften berühmter Polen in drei Heften erschienen. Der Herausgeber ist Jablonski. Die meisten Handschriften sind aus dem 16. Jahrhunderte, man findet die des Jan Zamoyski, des Hetman Zolkjewski, des Cardinal Hosius, des Geschichtschreibers Kromer u. A.

Eine der besten belletristischen Zeitschriften ist jetzt in Lemberg der „Dziennik mod paryzkich" (Wochenblatt für pariser Moden), herausgegeben von Kulczycki. Es enthält recht hübsche Erzählungen und Gedichte, Mitarbeiter sind Graf Dunin Borkowski und Magnuszewski. Außerdem erscheinen in Galizien für 1841 der „Przyjaciel chrześciańskiéj prawdy" (Freund der christlichen Wahrheit), ein streng katholisches Blatt, und der „Tygodnik rolniczo-przemysłowy" (Ökonomisch-industrielles Wochenblatt), redigirt von Kochanski, und der „Lwowianin" (Lemberger Blatt), eine Art Pfennig-Magazin; alle drei zählen schon mehre Jahrgänge.

In Warschau erscheint eine Übersetzung von Tieck's neuestem Romane „Vittoria Accorombona". 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 287. — 14. October 1841.

Schriften über Rußland.

(Beschluß aus Nr. 286.)

Der Verf. gelangt nun nach Odessa und sieht sich aus der Steppe plötzlich mitten in eine glänzende Stadt von 60—70,000 Einwohnern versetzt. Dieser Ort, dessen wunderähnliches Aufblühen schon viele Federn beschäftigt hat, wird uns in allen seinen Verhältnissen und mit dankenswerthen statistischen Details geschildert. Ohne Hafen, ohne Trinkwasser, in einer vielfach getadelten Lage am innersten Meerbusen, von allen Flußmündungen entfernt, blühte Odessa, kaum gegründet, mit reißender Schnelligkeit zu höchster Bedeutung empor. Es befrachtete 1837 797 Schiffe zu einem Werthe von 30 Millionen und stand daher Petersburg wenig nach. Getreide, Talg und Salz bildeten die Hauptgegenstände der Ausfuhr; Manufacturwaaren für 26 Millionen Rubel machten die Einfuhr aus; unter jenen 800 Schiffen waren 243 östreichische und nur 121 englische und 8 französische. Die Stadt ist weitläufig, in geraden Linien von 4—5 Werst Länge gebaut und, die drei Absenkungen nach dem Meere abgerechnet, völlig eben; diese aber bieten das Bild eines unglaublichen Verkehrs dar. Pflaster- und Bausteine, weither bezogen, sind ungemein kostbar; Stuck und Säulen dominiren, die Boulevards, 2 Werst lang, bieten einen köstlichen Spaziergang dar. Odessa ist das Rendezvous aller Völker des Orients, gemischt mit denen des Occidents; man hört wenigstens 20 Sprachen; in der Gesellschaft herrscht das Italienische, der gemeine Mann mischt russisch, griechisch, italienisch und deutsch zusammen. Der Porto franco, die Quarantaine, Magazine, Theater und einzelne sehenswerthe Paläste, z. B. die der Narischkin, die Märkte, der Verkehr ins Innere, die Juden, die Deutschen in Odessa geben dem Verf. Stoff zu belebten und unterhaltenden Schilderungen.

Von hier beginnt er nun seine Ausflüge. Zuerst ins Land der donischen Kosaken; dann in das Gebiet der deutschen Colonien, mit ihren vier Districten Liebenthal, Glücksthal, das kutschurgener und das beresener Gebiet. Das Glück, der Wohlstand dieser Dniestrcolonien gewährt das freundlichste Bild, sie sind jedoch zu oft geschildert worden, als daß wir uns länger hier verweilen könnten, so einladend der Aufenthalt in Lustdorf und Freudenthal auch ist. Dann besucht er Ovidiopel und Akerman, schildert die Steppen, die Fischereien des Pontus und gelangt endlich in die Krim. Die schöne Bai von Jalta ist das Erste, was er uns darstellt; Aluschta, Nikita, Parthenit, wo der krimische Champagner bereitet wird, die Ufer des Ssalgin, an dem noch sehr begüterte ursprünglich krimische Familien wohnen, während andere sich in die russischen Familien der Kotschubey, Dundukoff und Stroganoff verloren, und der letzte Sprosse der Khane in der Person Kerim-Geraï's jetzt als Privatmann und Protestant in Sympheropol wohnt; diese Stadt und Sewastopol, endlich das krimische Pompeji, Baktschi-Serai, mit seinem Palaste der Khane und seinen Gräbern, Harems und Gärten, Gerichtssälen, Tempeln und alten Inschriften werden uns ausführlich geschildert. Bei Djussuf-Kali gelangt der Reisende wieder ans Meer, besucht die Ruinen von Cherson, die jedoch nur unentwirrbare Trümmerhaufen darbieten und keine große architektonische Meisterschaft verkündigen, erreicht Balaklawa, wo Iphigeniens Tempel stand, das Baidarthal, die Klimatas zwischen Oliven, Lorbern und Granaten, die Schlangenfelder im Kunthale, und wendet sich dann zu den Kaukasiern, deren Provinzen voll von Glücksrittern stecken, die eigentlichen Führer in diesen blutigen Kämpfen, welche die Blicke Europas auf sich ziehen. Er schildert uns nun zuerst die Osseten, dies alte Wurzelvolk aller umwohnenden Stämme, indem er sehr geneigt ist den germanischen Grundtypus anzuerkennen. Von den grusischen, mingrelischen und abchasischen Volksstämmen unterscheidet sich das Volk des Oß, Sohnes Japhet's, durch eine andere Sprache, blaue Augen und blonde Haare. Bis ins 7. Jahrhundert beherrschten die Osse den ganzen Kaukasus; später wurden sie den Chazaren tributpflichtig, ihre nationale Freiheit aber behaupteten sie. Das Christenthum ist unter ihnen in tiefem Verfall; sie ehren den Sonntag dadurch, daß sie vom Sonnabend Abend bis Montag früh baarhaupt gehen; sie kennen den Propheten Elias und beten zu ihm; das Kreuz trifft man nirgend an. Ihre Gerichtsverfassung ist die altgermanische; jedes Glied des Menschen hat seinen Preis von Rindern oder Schafen. Ihre Wohnungen von Holz, in den Bergen von Stein, sind nett und reinlich. Der Ossete ist stets in Waffen, kaum daß er sie schlafend ablegt; allein sie sparen das theure

Pulver und greifen selbst Bären und Leoparden lieber mit der Schneidewaffe an. Alle Arbeit wird den Frauen zu Theil, der Mann zecht, zieht auf die Jagd und treibt das Räuberhandwerk im Großen oder im Kleinen, wie er eben kann. Das ganze Volk lebt in ewiger Feindschaft mit den Russen; woher sie Waffen beziehen, ist ein Geheimniß, das keiner verräth; fragt man sie darnach, so ist die Antwort: ot pradi (von den Vätern). Der Verf. besucht hiernächst das schöne Livadia, Oreanda, Alupka, die Honighöhle u. s. w. und beendet den ersten Theil mit interessanten taurischen Miscellen.

Im zweiten Theile bildet Bessarabien, das pontische Steppenleben, die Kosakenlinien das Feld seiner Untersuchungen. Die Steppe Jedigan, Tiraspol, Bender, Kischenew, Bjälzui und die Grenzstadt Novosselidze werden geschildert. In den Städten herrscht die jüdische Bevölkerung vor. Die Wohlhabenheit unter dieser Bevölkerung ist streckenweise außerordentlich, und der Verf. berechnet, daß allein an Perlenschmuck an ihren Hauben von den Judenmädchen Bessarabiens ein Capital von 2 Millionen verbraucht wird. Sehr lehrreich ist der Berichterstatter über die Steppenbildung und die Culturfähigkeit dieser unermeßlichen Striche, das Hirten- und Heerdenleben auf ihnen und was dahin gehört. Unsere Anzeige würde die Grenzen überschreiten, wollten wir hierauf näher eingehen; allein über die Tabunen, die Heerden wilder Pferde, müssen wir einige Hauptzüge hervorheben. Die halbwilden Zuchtheerden unterscheiden sich von den Sawodi, Gestüten, in denen fremde Racen gekreuzt werden. Die Tabunen, von 100—1000 Pferden steigend (eine Heerde zählt selten mehr, obgleich die Potocki, Orlow, Rasumowski, Woronzow zehn und mehr solcher Tabuni besitzen), ein nomadisirendes Gestüt, leben nicht, wie man glaubt, völlig frei, sondern stehen unter der Hut mehrer Tubanschiks, gewöhnlich drei, die abgehärtetste Menschenclasse, die sich denken läßt. Tag und Nacht zu Pferde, mit Schlinge und Peitsche bewaffnet, alle sein Hab und Gut am Sattel hängend, lebt der Tubanschik das härteste Leben von der Welt, beständig im Kampfe gegen seine wilden Zöglinge, die er zusammenhalten muß gegen Wölfe, Diebe und Gewitterstürme; mit seiner 18 Fuß langen Peitsche (Harabnik) als einzige Waffe und einer Keule gegen die Wölfe. Der Obertubanschik erhält jährlich bis 6000 Rubel Gehalt, muß aber hiemit für jeden Verlust einstehen. Dieser Gewinn ist lockend und doch kommen Fälle vor, daß ein einziger Hengst dem Tubanschick das Leben so sauer macht, daß er auf dessen oder auf seine Entlassung anträgt. So irren diese wilden Heerden nun auf Gebieten, 20 Quadratmeilen groß, zwischen Dniestr und Dnepr, umher. In Balta und Berditschew sind die großen Märkte: hierher treibt der Tubanschik periodisch seine wilden Horden, welche glücklicherweise zahm werden, wenn sie unter Menschen kommen, im sausenden Galopp durch die Dörfer. Auf Vorführen hat der Käufer nicht zu rechnen: er sucht sich seinen Kauf mit einem Blicke auf und erst nach geschlossenem Handel werden die Thiere mit der Halsschlinge eingefangen. Gewöhnlich zählt ein Tuban 15—20 Hengste, 400—500 Zuchtstuten und 500—600 junge Thiere und Wallachen. Welch ein Auftrag, dies Geschlecht zu hüten, wenn eine Wjuga (Schneesturm) weht, oder tagelange schwere Nebel die Steppe zudecken! Und wie viel glücklicher ist der Tschaban oder Schafhirt daran, wäre seine Heerde auch 3000 stark, wie gewöhnlich auf einem Steppengute. Die Rinderheerden sind nicht minder zahlreich und geht es hier ans Schlachten, so fällt gewöhnlich eine Hekatombe (100 Stück) auf einmal, und zwar mittels eines Beilschlages auf das Kreuz; dann beginnt in den Ssalgans das Geschäft der Talgsiederei.

So geht der Verf. die verschiedenen Ökonomien der Steppengüter durch, lehrreich und stets unterhaltend durch eine ganz eigenthümliche Form der Darstellung. Er führt uns endlich in die Moldau ein, zeigt uns in den Kosackenlinien ein Bildungs- und Culturmittel für diese Landschaften und verläßt uns mit einer Schilderung der Karaiten, protestirenden Judencolonien. Kleine zierliche Vignetten versinnlichen Volkstrachten und Scenen und gereichen dem verdienstlichen Werke zum Schmuck. Es ist ein Ernst, eine Haltung und eine Begründung des Dargestellten in dem ganzen Berichte herrschend, die ihn sehr wesentlich von den zahlreichen, flüchtigen Reiseberichten unterscheiden, an denen kein Mangel ist; allein es ist erwünscht und dankenswerth, daß eine ernste deutsche Feder sich Südrußlands einmal angenommen und die dortigen Verhältnisse mit Klarheit, Sachkunde und Unparteilichkeit durchleuchtet hat. Dies Verdienst kömmt dem fleißigen und gewissenhaften Führer zu, den wir hiermit entlassen müssen.*) 39.

Die Zegries und Abencerragen. Aus dem Spanischen von G. von Ingenheim. Berlin, Stange. 1841. 8. 1½ Thlr.

Diese freie Bearbeitung des Werks „Guerras civiles de Granada por *Gines Perez de Hita*" kann mit Recht eine Bereicherung unserer Literatur genannt werden. Das Bedürfniß, jede bedeutende Volksindividualität kennen zu lernen und sie durch Übertragung derjenigen Geisteswerke, worin sich ihr Wesen am eigenthümlichsten ausspricht, anschaulich zu machen, hat sich bei uns Deutschen auf eine unverkennbare Weise manifestirt. Wer die deutsche Literatur kennt, kennt auch die Geschichte des Menschengeschlechts; alle bedeutendern *geistigen* Erscheinungen in der Menschengeschichte werden in unserer Sprache wiedergegeben. Daß wir dieses vermögen, daß unser Geist fähig ist alle jene mannichfaltigen Nationalitäten zu verstehen, welche Theile des großen Ganzen, der Geschichte, bilden, daß unsere Sprache geeignet ist, die Eigenthümlichkeit derselben im Wesentlichen wiederzugeben, ist sicher ein überzeugender Beweis davon, daß wir in diesem Augenblicke die Leiter und Träger der Geschichte sind. Wir sind der Focus, der allein vermag sämmtliche Strahlen der Geschichte in ein verjüngtes Bild zu vereinigen und es als ein Ganzes der Nachwelt zu überliefern. Der Fortschritt der Menschheit zeigt sich in dem Verständniß ihrer frühern Entwickelungsphasen, und dieses Verständniß ist noch nie so universell und vollständig gewesen als bei uns Deut-

*) Über zwei neue Schriften des Verf. berichten wir nächstens. D. Red.

schen im 19. Jahrhundert. Mögen andere Völker uns durch einzelne ausgezeichnete Eigenschaften übertreffen, an Universalität und Tiefe der historischen Erkenntniß stehen wir ohne Vergleich da, und damit ist auch die Anlage zur höchsten Cultur nach allen Seiten hin gegeben, deren Entwickelung und glückliche Durchbildung in der Gesammtheit des Volks natürlich in dem Grade schwieriger von statten gehen muß, als sie eben allseitigere und tiefere Anfoderungen macht. Die Aufgabe, alle Culminationspunkte der frühern Menschheit zusammenzufassen und in einer sittlichen nationalen Einheit wieder darzustellen, ist eine ungeheuere, an der wir vielleicht untergehen, bevor wir sie gelöst haben. Aber der moralische Drang zu dieser unserer welthistorischen Rolle, der jetzt auch immer bewußter hervortritt, wie er sich seit dem vorigen Jahrhunderte unbewußt geltend machte, läßt sich nicht verkennen. Der einzige Weg, den wir zu gehen haben, ist uns deutlich genug vorgeschrieben.

Ein lebendiges und klares Gemälde des maurischen Ritterthums in Spanien hat unserer Literatur bis jetzt gefehlt. Wir meinen damit nicht geschichtliche Beschreibungen, mittels welcher neuere Schriftsteller sich bemühen uns Anschauung von der Vergangenheit zu geben. Solche Geschichtsbücher sind immer höchst unvollkommen, wenn auch zur ersten Orientirung unentbehrlich. Jede Zeit schildert sich am besten selbst durch ihre eigenen Productionen in Poesie, Kunst und Wissenschaft. So lernen wir das eigentliche innerste Leben des deutschen, französischen und spanischen Ritterthums, die eigentliche Seele desselben nur aus dessen geistiger Hinterlassenschaft, aus den Minneliedern u. s. w. kennen, worin die Lebensauffassung und der Charakter in unmittelbarer Lebendigkeit uns entgegentritt. Es fehlte uns aber ein Werk, worin sich das maurische Ritterthum auf solche Weise selbst schildert, und diesem Mangel hat der Bearbeiter aufs Beste abgeholfen.

Der Graf Ingenheim gibt uns hier eine deutsche Bearbeitung der „Guerras civiles de Granada", eines Werks, welches noch nicht ins Deutsche übersetzt wurde. Der Grund mag wol in dem Werke selbst liegen, es ist in einer verwirrten und weitschweifigen Prosa abgefaßt, welche mit Romanzen abwechselt, im übrigen aber ganz den Charakter einer Chronik an sich trägt, wie der Verfasser, sich auf eine arabische Chronik berufend, es selbst angibt. „Eine Übersetzung des Werks war daher mit großen Schwierigkeiten verknüpft; denn die Prosa wörtlich zu übersetzen, schien wegen ihrer Trockenheit und häufigen Wiederholungen keineswegs rathsam; um ein gleichmäßiges Ganze daraus zu bilden, faßte ich deshalb den Entschluß, ihren Inhalt in Romanzen umzuarbeiten und die vorhandenen da, wo sie paßten, einzuschalten." Dieses ist dem Verf. so wohl gelungen, daß man ohne Vergleichung des Originals aus blos innern Gründen schwerlich entdecken wird, wo er blos Übersetzer und wo er selbst Dichter ist. Das Ganze ist in einem Gusse und Charakter gehalten.

Wie uns das maurische Ritterthum hier entgegentritt, so unterscheidet es sich sehr wesentlich von gleichzeitigen Geschwistern. Zuerst ist es im Äußern das glänzendste, prachtvollste und farbenreichste, wie es denn auch den schimmerndsten Mittelpunkt in seiner Residenz Granada hatte.

> Fern erstrahlten tausend Thürme
> Des Alhambra ihr entgegen,
> Und der Alijares Zinnen,
> Reich geschmückt und bunt gefärbet.
>
> Stolz dort prangten Alkazaba,
> Albayzin, viel Kastelle,
> Hohe Mauern, sichre Schutzwehr,
> Goldne Dome der Moscheen.
>
> Einer Feenwelt vergleichbar,
> Ruht Granada an der Ebne.
> Es umschatten seine Hügel
> Lorber- und Orangenwälder.

Die Ritter und Damen treten in einem Schmuck von Juwelen und Perlen, von wallenden Federn, bunten seidenen Stoffen u. s. w. auf, womit die oft düstere Außenseite des nordischen Ritterthums einen auffallenden Contrast bildet. Dagegen fehlt den maurischen Ritterthum jener tiefe Glaube und jene tief-sentimentale Liebe, welche den geistigen Kern des abendländischen Ritterthums ausmacht. Die Ritter von Granada sind mehr sinnlich-antik, die deutschen und französischen Ritter mehr romantisch; jene mehr naiv, diese sentimental. Die Galanterie ist bei den Mauren freilich auch Mittelpunkt des geselligen Verkehrs, sie ist glühend leidenschaftlich und bewegt sich in den reizendsten Formen, aber sie geht unmittelbar auf den Besitz der Dame aus, erweckt wüthende Eifersucht und hat nichts von jener Entsagung der nordischen Minne. Das christliche Ritterthum ist überhaupt dem mohammedanischen geistig überlegen, ja dieses ist schon gewissermaßen eine fremde Beimischung, eine Concession, der erste geistige Sieg des Christenthums über den Mohammedanismus. So scheint es auch, als wenn die Spanier mehr durch Bekehrung des edelsten Stammes der Mauren, der Abencerragen, den Sieg davongetragen als durch ihre größere Tapferkeit. Diese abgefallenen Abencerragen erscheinen in diesen Romanzen natürlich im glänzendsten Lichte, während die altmaurische Partei, die Zegries, mit den schwärzesten Farben geschildert werden, wiewol sie, vom nationalen Gesichtspunkte aus betrachtet, wol im Rechte gewesen sein mögen. Wie oberflächlich und kraftlos der Glaube an Mohammed, dem tiefmystischen, innerlichst-glühenden Glauben an Christus gegenüber, sich in diesen Romanzen kundgibt, davon geben wir hier eine ergötzlich-naive Beweisstelle.

Sarazino und Abenamar hatten einen Wettkampf in Ringelstechen, wobei der ganze Hof zuschaut. Jeder hat das Bild seiner Geliebten und ein empfangenes Andenken von ihr in den Schranken aufgestellt, der Besiegte muß beides dem Sieger überlassen. Die Spannung während des Kampfes, namentlich der beiden Damen, bei denen die erregte Eitelkeit höchst ergötzlich sich ausspricht, ist groß. Sarazino-Hamete wird zuletzt besiegt und verläßt das Turnier.

> Als Hamete kommt zu Hause,
> Dringet Schmerz ihm in die Seele,
> Denn es war ihm schlecht ergangen
> Bei dem Spiel des Ringestechens.
>
> Alle Freunde von sich lassend,
> Die mit ihm daheim gekehret,
> Schlägt die Stirn er mit den Fäusten,
> Reißet ab die schönen Federn.
>
> Auch das Wappen mit dem Spruche,
> Wirft ergrimmt sich auf den Sessel,
> Daß er einer Viper gleichet,
> Sich verwünschend und sein Leben.
>
> Und er hebt so an zu klagen:
> „O Vernichter deiner Ehre!
> Rede du, du schlechter Ritter,
> Wie kannst du entschuldigt werden
>
> Bei Galiana, deiner Dame,
> Wegen des verlornen Ärmels *),
> Des von dir verscherzten Bildes —
> Wie nur kannst du vor sie treten?
>
> Ach Mahoma, du Betrüger!
> Treulos bist du, ein Verräther,
> Statt mein Glück mir zu begünst'gen
> Heißest du mein Glück mir nehmen?
>
> Sage, Hund, Prophet voll Tücke,
> Hast du denn es ganz vergessen,
> Daß aus Gold ich wollt' dich bilden,
> Wenn du heut mir Sieg gewährtest?

---

*) Den sie ihm gestickt.

Möcht' ich dir nicht Weihrauch opfern?
Warum hast du mich entehret?
Doch nun scheid' ich von dir, Allah,
Götze, alles Heils Verfälscher!

Denn zu deiner eignen Schande
Will zum Christ ich jetzt mich wenden,
Seine Lehre ist viel heil'ger,
Als dein Glaub', bedeckt mit Flecken."

Die Romanzen sind sämmtlich im trochäischen Versmaß. Schmucklos tragen sie in wohlklingender Rede das Geschehene vor; sie sind nur insoweit poetisch, als das Geschehene selbst poetisch ist. Eine solche poetische Chronik ist nur möglich bei einem so kindlich ernsten Volke, in einer Zeit, die selbst nichts ist als lautere, einfache Poesie. Eine heutige Zeitung in Trochäen würde sich nicht so gut ausnehmen. Man denke sich den „Hamburger Correspondenten" oder die „Preußische Staatszeitung" in Romanzenform! Nun, wer weiß, wohin wir es wieder bringen. 125.

Notizen.

Zigeunerhochzeit in Spanien.

George Borrow, mehre Jahre Agent der englischen Bibelgesellschaft in Spanien, hat daselbst wesentlich in der Absicht, die Zigeuner zu christianisiren, viel mit denselben verkehrt und die Resultate in einem zweibändigen Werke zusammengestellt: „The Zincali, or Gipsies in Spain" (London 1841), das wenigstens in englischer Sprache der erste ausführliche Bericht über jenes Wandervolk ist. Nach einigen interessanten, nicht Spanien allein betreffenden statistischen Notizen gibt der Verf. ein ziemlich langes Wörterverzeichniß der Zigeunersprache, die er mit dem Sanskrit so verwandt findet, daß er deshalb die Zigeuner hindostanischen Ursprungs glaubt. Dann folgen etliche Proben ihrer wilden Balladenpoesie. Den Haupttheil des Werks füllen die erwähnten, im Allgemeinen gescheiterten Bekehrungsversuche und Beschreibungen einzelner, den spanischen Zigeunern, wie es scheint, eigenthümlichen Gewohnheiten. Zu diesen gehört die Hochzeitsfeier, von welcher der Verf. als Augenzeuge Folgendes erzählt „Nach vielem Essen, Trinken und Jauchzen im Zigeunerhause bildete sich und trat der Brautzug heraus, ein unsinniges Schauspiel. Den Verlobten folgten ihre nächsten Verwandten und Freunde; diesen schloß sich eine zusammengelaufene Zigeunerrotte an, schreiend, brüllend, Flinten und Pistolen abfeuernd, bis Alles sammt dem Bellen der Dorfhunde Ein Lärm war. In derselben Ordnung oder Unordnung kehrte nach dem Trauacte der Zug zurück. Den ganzen Tag über wurde nichts gethan als gesungen und getrunken, gegessen und getanzt; aber das eigentliche Charakteristische des Festes blieb der Nacht vorbehalten. Mit einem bedeutenden Aufwande waren einige Hundert Pfund Zuckergebackenes angeschafft worden, keineswegs den Gaumen zu kitzeln, sondern zu einem echten Zigeunerzwecke. Dieses Confect, von allen Sorten und Größen, hauptsächlich Yémas, d. h. mit einer Zuckerrinde überzogene Eierdotter, lag mindestens drei Zoll hoch auf dem Boden eines großen Zimmers. In sothanes Zimmer hüpften auf ein gegebenes Zeichen Braut und Bräutigam und tanzten den Romális. Ihnen nach stürzten in buntem Gemenge sämmtliche Gitanos und Gitanas, ebenfalls den Romális tanzend. Die Scene auch nur einigermaßen zu beschreiben, ist fast unmöglich. In wenigen Minuten war das Zuckerwerk zu Staub oder vielmehr zu Mus zertreten und bis an die Knie wateten Tänzer und Tänzerinnen in Zucker, eingemachten Früchten und Eierdottern. Aber immer ausgelassener wurde die wahnsinnige Lust. Die Männer sprangen hoch empor, wieherten, brüllten, kräheten und ‚eselten'; die Gitanas schnalzten auf eigene Weise mit den Fingern, lauter als Castagnetten, verrenkten sich in alle Arten unzüchtiger Stellungen und stießen Worte aus, die ich mich der Sünde scheue zu wiederholen. In einem Winkel capriolte Sebastianillo und riß so fürchterlich in die Saiten seiner Guitarre, daß sie bisweilen ganz dämonisch klang. Das Fest dauert drei Tage und kostet den Bräutigam in der Regel den größten Theil seines Vermögens, oft Alles, was er besitzt. Paco, der Zigeuner aus Badajoz, maß der Extravaganz seines Hochzeitsfestes seine Armuth bei und viele andere Gitanos gestanden mir aus freien Stücken dasselbe. Sie behaupteten, allem Anschein nach befänden sie sich während jener drei Tage unterm Einflusse einer Bethörung, die sie nichts wünschen, nichts denken lasse, als wie sie am schnellsten ihr Vermögen los werden könnten, und sie erzählten mir, daß einige das Geld händeweise auf die Straße geworfen. Während der drei Tage stehen alle Thüren offen und jeder Eintretende wird mit unbeschränkter Gastfreundschaft bewirthet." 74.

Die Schlacht bei Navarin.

Die früher schon aufgestellte Behauptung, daß die Griechen die ihnen unmittelbar und mittelbar durch die Schlacht bei Navarin (1827) zu Theil gewordene Rettung nur dem nachmaligen Könige von Großbritannien, Wilhelm IV., zu verdanken haben, findet bei Pückler („Griechische Leiden") neue Bestätigung. Derselbe traf nämlich auf seinen Reisen in Griechenland mit einem gewissen Kontos, damaligem Maire von Vostitza (im Peloponnes), früherm Chef eines Justiztribunals und noch früherm Minister des Auswärtigen in Griechenland, zusammen, und da erzählte ihm dieser, daß er als Minister kurz vor der Schlacht bei Navarin, wo er eines Tages mit den Admirälen Heyden, Rigny und Codrington bei einem Diner vereinigt gewesen, nach der Tafel Gelegenheit genommen habe, lebhaft in dieselben zu dringen, den Griechen eine kräftige Unterstützung zu gewähren, widrigenfalls Hydra und Spezzia ohne Rettung fallen müßten. Der Admiral Rigny habe jedoch darauf nicht eingehen wollen, sondern mehrmals *auswsichend* geantwortet, die Mächte könnten nicht *thätlich eingreifen* und die Griechen müßten sich selbst helfen. Heyden habe geschwiegen; Codrington aber habe den Minister beim Arme gefaßt und mit Feuer gesagt: „Sein Sie unbesorgt! Ich habe den Oberbefehl und werde Hydra nicht fallen lassen", und bei diesen Worten habe er dem Minister Kontos einen Theil seiner Instructionen mit dem entscheidenden Postscriptum des Herzogs von Clarence gezeigt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 288. — 15. October 1841.

Règle et statuts secrets des Templiers, précédés de l'histoire de l'établissement, de la destruction et de la continuation moderne de l'ordre du Temple, publiés par *C. H. Maillard de Chambure*. Paris 1840.

Zum ersten Male erhalten wir hiermit einen vollständigen, auf dem schon durch Münter veröffentlichten römischen Codex und den neuerdings zu Paris und Dijon aufgefundenen Handschriften beruhenden Abdruck der Regel des Ordens der Tempelherren. Es sei Ref. vergönnt über dieses in jedem Betrachte ebenso verdienstliche als interessante Werk sich in d. Bl. in dreifacher Beziehung auszulassen, indem er einmal übersichtlich die Hauptpunkte der äußern und innern Geschichte des Ordens nach den Statuten, den im vorliegenden Werke enthaltenen Discussionen, den Abhandlungen von Michelet &c. zusammenfaßt, sodann über die Anklage und Verurtheilung des Ordens die wichtigsten Momente mit besonderer Berücksichtigung des bekannten Werkes von Moldenhawer aneinander reiht, endlich nach den Mittheilungen des Maillard de Chambure einiges über die moderne Fortbildung der Templer hinzufügt.

Zehn Jahre später, als neun Pilger den Orden der Tempelherren gestiftet hatten, erhielt derselbe auf dem Concil zu Troyes (1128) seine bestimmtern Statuten, die sogenannte Regula pauperum commilitonum Christi Templique Salomonici, deren Abfassung gewöhnlich, wiewol ohne Grund, dem heiligen Bernhard zugeschrieben wird. Diese zu Troyes entworfenen Vorschriften waren zu allgemein gehalten, als daß sie dem Orden hätten genügen können; deshalb wurden sie auf dem Concil zu Pisa (1134) ergänzt, durch Herkommen und das Autonomierecht des Capitels zu einem Ganzen vervollständigt, dessen Kenntniß nur den ersten Obern oblag, während den untern Mitgliedern des Ordens die Bekanntschaft mit den gerade sie betreffenden Punkten der Regel genügte. Der Novize, dessen Aufnahme gewöhnlich nur durch den Großmeister, und zwar vor dem in der Ordenskirche versammelten Capitel erfolgte, mußte der eheliche Sohn eines Edeln sein. Er legte die Gelübde von Keuschheit, Armuth und Gehorsam ab, schwur, der Ordensregel die Treue nie zu brechen, zur Eroberung des heiligen Landes nach Kräften mitzuwirken und der Verleumdung sein Ohr zu verschließen. Dann küßte der Großmeister den vor ihm Knienden, sprach: „Dir soll der Tempel Salomo's Brot genug und einen warmen Rock bieten" und warf ihm den weißen Mantel um die Schulter.

Der Ritter durfte weder die Lippen seiner Mutter, noch seiner Schwester berühren. Die Ordensregel sagt in dieser Beziehung:

> Nos créons perilleuse chose estre a tout religion trop esgarder face de fame; et por ce nul ne de vos nosse basier fame, ne veve, ne pucelle, ne mere, ne soror, ne ame*), ne nule autre fame, et adonque la chevalerie de Jhesu Christ doit fouir en toutes manieres basier de fame, par quoi les homes soloient maintes foiz perillier, que ils puissent conserver et maindre perpetuelment o pure conscience et e seure vie devant la face de Dieu.

In Europa nahm der Orden freilich auch Verheirathete auf, aber einmal durften diese sich nicht des weißen Mantels bedienen (§. 51 der Regel: ils ne doivent nie porter blances robes, ne blans mantiaus) und sodann mußten sie, weil Gütergemeinschaft galt, dem Orden einen Theil ihres Vermögens verschreiben.

Dem Großmeister, welcher eines unbedingten Gehorsams genoß, aber nur mit Beistimmung seines Raths über Aufnahme von Novizen, über Krieg und Frieden, über Vertheilung von Würden und Geschenken verfügen konnte, standen in dem Seneschall, Marschall, Untermarschall und 12 Comthuren Großwürdenträger zur Seite. In Jerusalem befand sich ein Schatzmeister, in St.-Jean d'Acre ein Admiral; über Rüstung und Kleidung führte der Drapier die Verwaltung; das Ordensbanner, Bouceant geheißen, sah man in der Hand des Confanonier, dem zugleich die Beaufsichtigung der Knappen oblag; eine Schar von Reitern, welche nach der Sitte des Orients leicht gewaffnet waren, führte der Turcoplier. Der Templer durfte im heiligen Kriege keinem Streite ausweichen, auch wenn er als Einzelner drei Feinden gegenüber stand; er durfte kein Quartier geben, kein Lösegeld bieten. „Lebend oder todt", sprach der heilige Bernhard, „sollt ihr

*) Die pariser Handschrift hat dafür „ante" (tante), auf welches Wort das angehängte Glossar bei Gelegenheit von ame zurückweist. Die Regula Templariorum hat dafür amita. Übrigens ist ame in dem spanischen ama, wennschon nicht in völlig gleicher Bedeutung, bekanntlich noch erhalten.

dem Herrn angehören, denn ruhmreich ist der Sieger und glücklich der Gefallene."

Der Templer war Krieger und Mönch zugleich, aber auf den Ruhm des weltlichen Ritters und die genußreiche Ruhe des Mönchslebens mußte er verzichten; ihm blieb nur die Gefahr des einen und die Entsagung des andern. Ein solcher Orden, der bis zum Tode den doppelten Kreuzzug gegen die Ungläubigen und gegen den innern Feind, die Versuchung, zu bestehen hatte, mußte sich der allgemeinsten Anerkennung zu erfreuen haben. Ihm spendeten die Gläubigen mit voller Hand, er errang Vortheile auf Vortheile, zahlte von seinen Gütern keinerlei Abgabe und erkannte keinen andern obersten Richter über sich, denn allein den Vorsteher der Christenheit.

Nächst dem gelobten Lande gab Frankreich die eigentliche Heimat des Ordens ab; als Mittelpunkt und Schatzkammer desselben galt der Tempel zu Paris, welcher sich des Asylrechts erfreute; die überwiegende Zahl der Ritter bestand aus Franzosen; von 22 aufeinanderfolgenden Großmeistern erkannten 17 in Frankreich das Land ihrer Geburt. Hier, wo dem Orden zuerst seine Regel gegeben war, sollte er auch sein Grab finden.

Mit der Zeit ging die hohe Begeisterung unter, statt ihrer faßten Erschlaffung den einst so kriegerischen Orden, welcher in dem heißen, schwelgerischen Orient der Versuchung unterlag. So lange indessen noch Hoffnung blieb, das heilige Grab zu behaupten, und unausgesetzte Kämpfe mit Ungläubigen das Leben stählten, hielten Stolz und das Gefühl der ritterlichen Ehre den Orden aufrecht. Als in Europa die Begeisterung für Kreuzfahrten erstorben war, dauerten nur die drei geistlichen Rittergenossenschaften im Kampfe aus. Aber Jerusalem ging verloren, bei der Belagerung von St.-Jean d'Acre fiel mit 500 Templern der Großmeister Guillaume de Beaujeu und die kleine Zahl der dem Tode entronnenen Ritter begab sich nach Cypern, wo durch sie ein neuer Meister erkoren wurde. Seitdem wich die Seele aus dem Orden; das feste Ziel war verloren, die Regel wurde hintangesetzt oder verändert, seitdem die Bedingungen, unter welchen sie ins Leben getreten war, nicht mehr dieselben geblieben waren. In gleichem Grade, als die Liebe für die Kreuzfahrten im Occident erkaltete, opferte man dem Orden, um diesen statt seiner streiten zu lassen. So erwarben die Ritter unermeßlichen Reichthum. Sie besaßen in Spanien eine Reihe der festesten Plätze; die ganze Insel Cypern wurde durch Kauf ihr Eigenthum. Ließ sich erwarten, daß der solchergestalt zum Genuß eingeladene Orden an dem Gebote der Demuth hielt? Man kennt die Worte, welche sterbend Richard Löwenherz sprach: „Ich lasse meinen Geiz den Karthäusern, meine Verschwendung den grauen Mönchen, meinen Stolz den Tempelherren." Die „Gesta Dei per Francos" erzählen von dem bis zum offenen Kampfe führenden Zwiste der Templer mit den Rittern von St.-Johann; sie werfen erstern Verrath am Kreuze vor. Gewiß ist wenigstens, daß der Orden häufig mit den Feinden des Glaubens in einem Verkehr stand, der sich mit der ihm gestellten Aufgabe schwer vereinigen ließ.

Die Johanniter setzten nach dem Verluste des gelobten Landes den Kampf auf dem Mittelmeere fort; der Deutschorden fand eine Heimat in seinen deutschen Besitzungen und von hier aus bald eine neue, seiner bisherigen Richtung entsprechende Aufgabe. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch die Templer an Gründung eines eigenen Staats dachten und eben dadurch ihren Sturz beschleunigten. Es mag übertrieben sein, wenn der Verf. des obengenannten Werkes dem Orden nicht weniger als 30,000 Ritter zutheilt; aber wol darf man mit Michelet annehmen, daß er 15,000 waffengeübte, trefflich gerüstete Mitglieder zählte, die, von einem Ecuyer, Pagen, Waffenträger und schwarzen Sklaven gefolgt, auf arabischen Hengsten stolzirten und deren jährliche Gesammteinkünfte sich auf etwa 54 Millionen Livres (!) beliefen. Die Befürchtung war nicht ungegründet, daß dieser mit allen edeln Familien Frankreichs verschwägerte Orden, der durch den festen Tempel Paris beherrschte, an Begründung einer unabhängigen Herrschaft in Frankreich denke. Auf diese Weise mußte der Reichthum des Ordens die Habsucht, seine kriegerische Stellung die Besorgniß von König Philipp dem Schönen rege machen. In letzterer Beziehung hatte er versucht sich des Ordens zu bemächtigen, indem er sich in denselben aufnehmen lasse; er hatte gehofft die Großmeisterschaft zu erlangen, um dadurch über die Ritter verfügen zu können, wie im 15. Jahrhundert Ferdinand der Katholische in seiner Eigenschaft als Großmeister über die drei spanischen Ritterorden gebot. Aber die Aufnahme war ihm von eben den Männern verweigert, in deren Burg zu Paris er 1306 vor dem aufgestandenen Volke hatte Rettung suchen müssen. Andererseits war der König Schuldner des Ordens, seitdem er, um seine Schwester auszusteuern, eine bedeutende Summe vom Großmeister geborgt hatte. So wurden Besorgniß, Habsucht, gekränkte Eitelkeit und das Verlangen nach Rache in dem Könige wach. Seine Einkünfte waren beschränkt; gegen Geld sprach er Leibeigenen von Languedoc die Freiheit zu, verkaufte den Adel und belastete die Kirchendiener; aber schon hatte bei einer neuen Auflage die Normandie zu den Waffen gegriffen; die Juden waren durch ihn schon früher aus dem Reiche verbannt; nur ein Gewaltstreich gegen Priester, Adel oder den Orden konnte ihn der dringendsten Verlegenheit entreißen.

Hier war die Wahl nicht schwer. Die Templer standen ohne Vertheidiger; Mönche eiferten gegen sie und der Adel zürnte ihrem Stolze. Philipp's Streben war auf Demüthigung von Kirche und Adel gerichtet, und beiden gehörte der Orden auf gleiche Weise an. Dazu kam ein anderes nicht unwichtiges Moment.

Philipp der Schöne war von einem Dominikaner erzogen und hatte einen Dominikaner zum Beichtvater. Nun war dieser Orden anfangs mit den Templern so enge vereint gewesen, daß ein Dominikaner selten ein sterbendes Beichtkind verließ, ohne diesem aufzugeben, zu Gunsten der Ritter in seinem Testamente zu verfügen.

Dann aber wurden beide Orden Nebenbuhler, da auch die Jünger von Domenico eine Art von ritterlicher Genossenschaft (cavalieri gaudenti) stifteten, die freilich wenig Erfolg hatte. Der adelige Templer sah mit Verachtung auf die bettelnden Mönchsbrüder, welche sich ihrerseits im Besitze der Inquisition befanden. Hierdurch glaubten sich die Dominikaner gegen die stolzen Nebenbuhler rächen zu können, denen man Schuld gab, daß sie der Mystik des Orients mehr huldigten, als den schlichten Lehren des Evangeliums.

Die Templer hätten die ihnen bereiteten Nachstellungen erkennen müssen, wenn nicht Stolz und Überschätzung ihrer Kräfte sie verblendet hätten. Nur einzelne Ritter durchschauten die nächste Zukunft, und bekannt ist, daß ein englischer Ritter gegen einen Neuaufgenommenen den merkwürdigen Ausspruch that: „Und säßest du auf der Spitze von St.-Paul in London, du könntest kein größeres Unglück übersehen, als dich vor deinem Tode treffen wird."

An Angebern konnte es nicht fehlen. Zwei vom Orden ausgestoßene und zu ewiger Gefangenschaft verurtheilte Templer übernahmen die Anklage, ein Gewebe von Beschuldigungen, welche Glauben, Politik und Moral des Ordens betrafen. Der König ließ den Templern keine Muße zur Vertheidigung. Schon früher hatte er mit dem Großmeister Jacques de Molay, einem armen aber kühnen Ritter aus Burgund, die Großwürdenträger nach Paris gelockt, hatte ihnen geschmeichelt, sie eingeschläfert, den Meister sogar zum Pathen seines Kindes bestellt. Hiernach ließ er am 13. Oct. 1307 mit Tagesanbruch alle Templer in Frankreich verhaften und in gesonderte Gefängnisse bringen; 140 Ritter wurden allein in Paris, 60 in Beaucaire ergriffen. In dem an die Baillis in dieser Beziehung gerichteten königlichen Ausschreiben heißt es: omnia bona sua (des Ordens) saisiantur, et ad manum nostram saesita fideliter conserventur. Papst Clemens V. war betroffen; er verlangte, daß die Untersuchung ihm überwiesen werde und daß der mit der Leitung derselben beauftragte Dominikaner, Guillaume de Humbert, königlicher Beichtvater, sich derselben nicht fernerhin unterziehe. Aber Clemens hatte durch den König die Tiara erlangt; ihm mit Nachdruck entgegenzutreten, vermochte er nicht, und von seiner frühern Foderung abstehend, bestand er nur darauf, daß ihm das Urtheil über die Obern des Ordens vorbehalten bleibe. So begann die furchtbare Untersuchung im erzbischöflichen Schlosse zu Paris.

Zur Verdammung der Ritter schien erfoderlich, sie als Ketzer und Sodomiten hinzustellen, eine Anklage, welche in jenen Zeiten nur allzu gebräuchlich war, die der bekannte Nogaret sogar gegen Papst Bonifaz aufgestellt hatte, die selbst gegen die für die Erhaltung ihrer Freiheit kämpfenden Stedinger vorgebracht wurde. Durch entsetzliche Foltern wurde das Geständniß der Ketzerei und Sodomiterei erzwungen. Man habe, gestanden Einzelne, bei der Aufnahme in den Orden die Gottheit Christi verleugnen, das Kreuz bespeien, einen widerwärtigen, aus Holz oder Metall verfertigten Kopf anbeten müssen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Aussage des Gérard de Passage (Moldenhawer, S. 185). Sie lautet also:

Nach abgelegtem Gelübde ward mir ein hölzernes Crucifix gezeigt und ich gefragt, ob ich glaube, daß dies Gott der Herr sei? Ich erwiderte, es sei das Bild des Gekreuzigten. „Glaube das nicht", war die Antwort, „es ist ein Stück Holz und nichts mehr! Unser Herr ist im Himmel!" Auf diese Belehrung erfolgte der Befehl, das Crucifix zu bespeien und mit Füßen zu treten.

Ähnlich lautet die Aussage des Pierre de Beaumont (Moldenhawer, S. 275):

Nachdem ich in Eid und Pflicht genommen und mit dem Mantel bekleidet war, brachte der Presbyter ein hölzernes Kreuz, auf welches der Heiland gemalt war, und sprach: „Nicht an den, welchen dieses Bild vorstellen soll, darfst du glauben, sondern an den Herrn, der im Paradiese ist."

Viele Ritter gestehen den Gebrauch von schmuzigen Mysterien, die bei der Aufnahme stattfanden; andere, daß, um die Berührung mit dem Weibe zu vermeiden, jeder Bruder dem andern ad quodvis patiendum verpflichtet sei.

Ref. kann der Meinung von Maillard de Chambure nicht beipflichten, daß alle gegen den Orden vorgebrachten Beschuldigungen auf Unwahrheit beruhten. Die Anklage des Mangels an der Orthodoxie des Tages mochte, wie die oben angegebenen Aussagen der Zeugen darauf hindeuten, theilweise den Orden als solchen, die der unnatürlichen Wollust einzelne Mitglieder desselben treffen. Wir wissen, daß ein undurchdringliches Geheimniß auf dem Tempel ruhte, daß die bei verschlossenen Thüren erfolgte Aufnahme mit Mysterien verknüpft war. „Und käme der König von Frankreich hinzu, er würde die Kirche nicht wieder verlassen haben." Man hat erläutert, daß der Aufzunehmende anfangs als Sünder dem Capitel gegenübergestellt sei, als ein gleich Petrus den Herrn Verleugnender, um hinterdrein um so höher gehoben zu werden. Raynouard glaubt in dem Namen Baffomet nur eine Entstellung von Mohammed zu erkennen, während Hammer und mit ihm Michelet in dem Kopfe des Baffomet den Einfluß von orientalischen Doctrinen finden. In seinem Stolze setzte sich der Orden über die Kirche; diese hatte einen Anfang, der Tempel aber war ewig; die Kirche galt als das Haus Christi, der Tempel als die Stätte des heiligen Geistes. Galt doch bei den Gnostikern Pfingsten als das höchste Fest. So bildete sich eine Geheimlehre im Orden aus, die in schwer verständlicher Weise in architektonischen Verzierungen zu uns redet. Es steht der Annahme wenig im Wege, daß durch den Aufenthalt im Orient und den oft freundlichen Verkehr mit den Ungläubigen orientalische Doctrin bei dem Orden Eingang gefunden habe. Man vergaß die dem Symbole zum Grunde liegende tiefere Bedeutung und aus Unglauben gestaltete sich Aberglauben. Was aber die Beschuldigung einer unnatürlichen Wollust anlangt, so mag auch für sie der Orient und ein mit der Natur streitendes Gelübde des Ritters zeugen.

Weil Philipp der Schöne nicht auf sich allein die Schuld laden wollte, berief er auf den Ostertag 1308 die états généraux (nobles et ignobles) nach Tours und

erwirkte von ihnen Vollmacht, mit freier Gewalt gegen die Templer zu verfahren. Alsbald wurden vor den Thoren von Paris 59 Ritter, welche das auf der Folter erpreßte Geständniß zurückgenommen hatten, als relapsi, unter steten Betheuern ihrer Unschuld, verbrannt. Vor einer von Clemens V. niedergesetzten Commission erschien den 22. Nov. 1309 Jacques de Molay und setzte in bündiger Rede die Unschuld des Ordens auseinander. Auf dem Concil zu Vienne hob der Papst den Orden als valde suspectum auf. Man kennt das Schicksal des Großmeisters und seiner Ritter.

Die modernen Templer anbelangend, so sagt der obengenannte Verf. in dem seinen Abhandlungen vorangehenden Avertissement, daß er, obgleich kein Mitglied des Ordens, die mitgetheilten Documente hinsichtlich des Fortbestehens desselben aus den Händen der Obern erhalten habe, sodaß jene gewissermaßen sous les auspices et les armoiries der letztern erschienen. Der Erste, welcher über diesen Gegenstand Aufschlüsse gegeben hat, ist Grégoire in seiner „Histoire des sectes religieuses". Ein dem Laien deshalb schwer zugängliches Buch, weil es eigentlich nur den Mitgliedern des Ordens gestattet ist („Manuel des chevaliers de l'ordre du Temple, par le chevalier *Guisot*, imprimeur de la milice du Temple", Paris, im Jahre des Ordens 707 [1825]), sagt Folgendes: Nach Aufhebung des Ordens durch den Papst stifteten zwei Ritter in Schottland die schottische Maurerei; aber Marc Larmenius, der Nachfolger von Molay, verdammte sie als Sectirer. Unter den Nachfolgern des Erstern verbreitete sich der Orden, wenn auch sehr geheim, über alle Länder. Jetzt hat derselbe Logen oder Comthureien zu Paris, London, Baden, Hamburg, Rom, Neapel, Lissabon und Neuyork. Den Mittelpunkt gibt Paris ab, wo der Großmeister residirt und unter ihm vier lieutenants-généraux den vier Provinzen Europa, Asien, Afrika und Amerika vorstehen. Die jetzige Ordensregel ist 1706 unter dem Großmeister Herzoge von Orleans abgefaßt. Nach Molay zählte der Orden 25 Vorsteher; unter diesen Philipp von Orleans (1705—24), den Herzog von Maine (1724—37), Bourbon-Conti (1737—41). Dem Orden, dessen Großmeisterschaft 1838 dem bekannten Sir Sidney Smith übertragen wurde, gehörten auch Fénélon, Friedrich II., Barthélemy, sowie die Herzöge von Sussex und Würtemberg an.

Diese ganze Abhandlung über die modernen Templer hätte der Verf. weglassen dürfen, ohne befürchten zu müssen, dadurch sein verdienstliches Werk zu schmälern. 75.

Literarische Notizen.

Mlle. d'Aulnay, bereits durch ihre „Mémoires d'une poupée", ein allerliebstes für die kindliche Jugend geschriebenes Büchlein, rühmlichst bekannt, hat mit einem neuen Buche der oft so unglücklichen, wenigstens vernachlässigten Classe der Domestiken ihre Theilnahme geschenkt. Es trägt den Titel „Marianne Aubry" und wird in Deutschland, wo man die Salonspoesie eben darum fördert, weil wir keine eigentlichen Salons haben, trotz seines guten Zweckes und beherzigenswerthen Inhalts, wenig Theilnahme finden. Ebendeshalb geben wir diese Notiz. Ein französisches Journal sagt bei Gelegenheit dieses Buches: „Die Abschaffung der Sklaverei bei den Alten hat eine neue Classe, diejenige der Domestiken, hervorgebracht, welche, mitten unter den Wechselfällen unserer gesellschaftlichen Ordnung, noch nicht alle Früchte, welche die Emancipation ihr zu versprechen schien, eingesammelt hat. Sie scheint das Brandmal der Knechtschaft bewahrt zu haben, und obgleich man sich über diesen Zustand der Dinge beklagt, so haben die Dienstherrschaften doch wenig oder nichts zu dessen Besserung gethan. Ihnen allein kommt es zu, Diener zu erziehen und zu bilden, welche jener Freiheit würdig sind, die, indem sie die Natur der gegenseitigen Beziehungen verändert, gewisse Bedingungen der moralischen und intellectuellen Entwickelung fodert, ohne welche ihr Einfluß zu keinem gründlich guten Ziele führen kann" u. s. w. Das Buch der Mlle. d'Aulnay enthält treffliche Rathschläge und sehr gescheite Vorschriften. Marianne Aubry ist eine alte Dienerin, welche ihre Geschichte erzählt und darthut, wie sie in Folge ihres Eifers, gesunden Menschenverstandes und tiefen Pflichtgefühls dahin gelangt ist, nicht blos ihrer Dienstherrschaft zu genügen, sondern auch wirkliche Dienste zu leisten, ihre Liebe zu erwerben und gleichsam in den Schoos der Familie als eins ihrer nothwendigen Mitglieder aufgenommen zu werden. Im Einzelnen könnte man Manches tadeln, besonders den Ton der Erzählung, welcher nicht immer mit seinem Zwecke übereinstimmt und sich von jener naiven Eigenschaft entfernt, die stets der Stempel eines solchen Buches sein sollte. Die Verf. sagt am Schlusse: „Mein Buch ist beendet. Ich fürchte, es möchte Vielen langweilig erscheinen. Marianne Aubry ist keine von jenen anziehenden Heldinnen; man wird mir vielleicht selbst vorwerfen, daß ich eine arme Magd idealisirt habe; es sei keine Marianne mehr, wird man sagen. Das ist nicht bewiesen. Um ein Buch zu schreiben, braucht man nur in den Grenzen des Möglichen zu bleiben. Ja, ein christliches, sich aufopferndes und verständiges Mädchen bietet weit weniger Unwahrscheinlichkeit als die Mehrzahl der Romanheldinnen. Unaufhörlich hört man die Dienstherrschaften über die Dienstboten, diese über jene sich beklagen. Ohne mir anmaßen zu wollen, in einer solchen Streitsache abzuurtheilen, habe ich doch Mitleiden mit den Dienstboten gefühlt und daher kam mir der Gedanke, ein Buch für sie zu schreiben."

Ein Riesenjournal.

Französische Blätter berichten über ein neues amerikanisches Journal, dessen erste Nummern in Paris angekommen sind. Es nennt sich der „Quadruple-Boston-Notion" und ist das riesigste aller bisher erschienenen Journale, indem es, wenn man es ausbreitet, einen Raum von drei Metres in der Länge und anderthalb in der Breite bedeckt, auf der Seite zwölf Spalten in fast mikroskopischen Lettern enthält und die Masse von mehr als acht Octavbänden liefert. Victor Hugo's „Le dernier jour d'un condamné" füllt in der zweiten Nummer nicht mehr als zehn Spalten. Der „Quadruple" carikirt sich in seiner Holzschnittvignette selbst. Man sieht ihn ausgebreitet auf der Erde neben einem runden Tische, und vier Kinder spielen um den Koloß her, wie die Liliputer in „Gulliver's Reisen"; das eine ist ganz unter dem Blatte verschwunden, das andere kniet darauf, um mit dem Finger zu buchstabiren u. s. w. Außerdem befinden sich noch über dem Titel die Portraits von sechs Ministern der Vereinigten Staaten, welche indeß, wie ein französisches Journal sagt, nur zu sehr den Holzschnitten in den baseler und strasburger Kalendern gleichen. Dasselbe französische Journal sagt am Schlusse seiner Anzeige: „In dem Augenblicke, in welchem wir sprechen, erfinnt vielleicht die Concurrenz bereits ein Blatt, welches für den „Quadruple" sein wird, was dieser selbst für das Zwergvolk der Journale ist. Sei es denn! aber was wird aus den Sammlern werden, wenn sie nicht Stadtbibliotheken miethen?" 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 289. —— 16. October 1841.

Die Unions-Verfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins. Eine geschichtlich staatsrechtliche und politische Erörterung von Uwe Lornsen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Georg Beseler. Jena, Frommann. 1841. 8. 2⅓ Thlr.

Uwe Lornsen's Vermächtniß an sein Vaterland ist es, was wir in vorliegender Schrift betrachten. Zugleich die geschichtlich-staatsrechtlich-politische Deduction des Zweckes, der ihn in den wichtigsten Momenten seines Lebens beschäftigt, dessen Nichterreichung seine letzten Jahre verbittert, der ihm einen schnellen Ruhm verschafft und der ihn ins Gefängniß, ins Exil, wol auch auf das frühe Sterbelager gebracht, ihn der langen Reihe politischer Märtyrer beigesellt hat. Eine Rechtfertigung seines Strebens soll das Werk sein und wol auch zugleich eine Fortsetzung desselben; denn gewiß liegt der Gedanke nahe, daß er in den trüben, von Krankheit und Gram belasteten Jahren, in denen er in Rio Janeiro, in Frankreich, in der Schweiz an diesem Werke gearbeitet hat, doch die Hoffnung gepflegt und in ihr den Trost gefunden hat, was ihm nicht zu erleben, zu genießen vergönnt sei, das möge einer bessern Zukunft zu Theil werden und auch dieses Werk möge diese Zukunft herbeiführen helfen.

Denen, die an Werken, wie das vorliegende, Interesse nehmen und deren politisches Gedächtniß über zehn Jahre zurückreicht, brauchen wir nicht zu sagen, wer und wie Uwe Lornsen war und was er wollte. Die Reinheit, der Adel seiner Gesinnung, die Kraft seiner Persönlichkeit, die Tüchtigkeit seines Talents bewähren sich auch in der vorliegenden Schrift. Weniger möchten wir darin, wie in seinen ganzen Werken, den „staatsmännischen Blick" erkennen, den der Vorredner (S. VIII) an ihm rühmt. Der staatsmännische Blick muß sich doch zunächst in der richtigsten Würdigung der Verhältnisse und der Menschen, unter denen man wirken will, der Mittel, durch die man wirken kann, zeigen. Lornsen zudem unternahm etwas, wobei er den Boden des formellen Rechts verließ und wo nur der Erfolg ihn äußerlich rechtfertigen konnte. Der Tüchtigkeit seines Wesens, der Reinheit seines Wollens, ja wol auch der Mäßigung in der Wahl seiner Mittel verdankt er es, daß er auch nach dem Fehlschlagen ein Gegenstand hoher Achtung, selbst der Gegner, blieb und nicht in die Classe toller, unreifer Phantasten geworfen ward, die nur unter ihres Gleichen Bewunderer finden. Aber „staatsmännischen Blick" bewährte er gewiß nicht. Der Moment war allerdings glücklich gewählt, vielmehr es war der glückliche Moment gefunden; denn wie sein ganzes Unternehmen kein planmäßiges, kein vorbedachtes war, so war auch dessen Beginn nur die Folge des Eindrucks, den in der aufgeregten Stimmung, welche die französischen Julitage in strebenden Geistern erweckt hatten, auf einer Reise nach dem Orte seiner neuen amtlichen Bestimmung die Gespräche mit liberalen Männern und die Beschwerden des Volks auf ihn gemacht hatten. Noch auf dieser Reise, unter diesen Eindrücken entschloß er sich und schritt sogleich zur That. Der Moment war aber allerdings günstiger, als er vielleicht in Menschenaltern sein wird: nicht für die ruhige, aber kräftige Förderung des Vorschritts, für das plötzliche, überraschende, in Momente siegreiche Vordrängen der Bewegung. Denn die Stimmung war dafür bereitet, auch das Ungemessene und Ungewöhnliche nicht zu bestaunen, nicht außer der Ordnung zu finden; sie war bereitet, für hoffnungsreich zu halten, was 12 Monate früher als Vermessenheit erschienen wäre, und über die strenge Gesetzlichkeit der Mittel nicht sehr bedenklich zu sein. Wichtiger noch für die Möglichkeit des Gelingens war es, daß in jenem Momente überall alle Staatsgewalt wie gelähmt schien und namentlich die Mächte Vorgängen im Innern der Nachbarstaaten, die sie vorher und nachher zu augenblicklichem Einschreiten veranlaßt haben würden, unentschlossen und thatlos zusahen, weil sie ihrer selbst unsicher, oder doch über den Umfang der zu erwartenden Ereignisse, über die intensive Kraft des Sturmes und über die Folgen möglicher Schritte noch unklar waren. Der Moment war günstig, aber schon der Ort, von wo das Unternehmen begonnen wurde, war es nicht. Der Schwerpunkt der dänischen Staatenvereinigung ist in Dänemark; von dort aus geht die belebende Kraft der dänischen Regierung; von dort sind ihre Geschicke zunächst abhängig; von dort aus muß auf sie gewirkt werden. In Holstein, in Schleswig kann nur eine gegendänische, nicht eine auf den Gesammtstaat berechnete Bewegung begonnen werden. Eine in Holstein begonnene Unternehmung gegen das System der Regierung wird auch sofort einen antidänischen Charakter annehmen; schon weil in der That die Beschwerden Holsteins über das allgemeine Sy-

stem der Regierung noch lange nicht so allgemein gefühlt, so dringend und stark sind, wie die über das Übergewicht von Dänemark. Dieser Umstand aber schwächt sofort die Theilnahme an einer in Holstein begonnenen Bewegung in Dänemark selbst, also gerade auf dem wichtigsten Punkte. Diesen Zwiespalt der Interessen, der die politische Gestaltung des dänischen Staatenstaates so schwierig machte, hatte Lornsen wol anfangs nicht genug berücksichtigt, oder vielmehr, er hatte das eigentliche Dänemark zu gering angeschlagen. Sein erster Gedanke war, eine große Landesversammlung aus Schleswig und Holstein zu veranlassen und diese zu einem gemeinsamen Schritte zu bestimmen. Zu dem Ende begann er eine Reise, die beide Herzogthümer umfassen sollte, kam aber nur bis Flensburg und kehrte verstimmt und in seinen Hoffnungen sehr erschüttert zurück. Die ihn persönlich gekannt haben, versichern, daß er geeignet gewesen sei, auf eine größere Versammlung einen hinreißenden Eindruck zu machen, und man kann glauben, daß er bei einer Ausführung jenes ursprünglichen Planes vielleicht einen Schritt von großem moralischen Gewicht hervorgerufen haben würde; denn die Zahl macht Muth. Aber auch hier hatte man zu bedenken, daß die Regierung, einer in Schleswig und Holstein bestehenden Bewegung gegenüber, in Dänemark wie in einem festen Castell saß, daß sie nicht überrascht werden konnte und daß in solchen Dingen Zeit gewonnen Alles gewonnen ist. Wozu immer auch der Eindruck des Moments eine Versammlung Gleichgestimmter hingerissen haben möchte, wie bald würde sich die Verschiedenartigkeit der Interessen und der politischen Richtungen und Standpunkte wieder vorgedrängt, die momentan Vereinigten getrennt, die Einheit, die Entschlossenheit der Maßregeln gebrochen und den Gegnern Gelegenheit gegeben haben, diese Spaltungen zu erweitern. Divide et impera. Holstein, Lauenburg, die mehr dänischen und die mehr deutschen Theile von Schleswig, die dänischen Inseln, die Stimmung der Städte und die des platten Landes, die doctrinair-politische Richtung eines Hegewisch, das juristische Juste Milieu eines Falck, die radical-renommistische Exaltation angehender Jungdeutschen, die demokratische Tendenz auf Norwegen blickender Dänen, dann wieder die aristokratische Opposition der die Feudalverfassung zurückwünschenden Ritter, mit ihren verschiedenen Nuancen, der loyale, an alte Formen gewöhnte Beamte, die Menge Derer, die in dem Schoose des Bestehenden, auch seiner Misbräuche und oft dieser am meisten, bequem ruhten, die größte Masse, die nur eben mit kleinen materiellen Beschwerden, mit Localsachen beschäftigt, im Übrigen aber einer sehr prosaischen politischen Gesinnung war: — welchen Anlaß gab das Alles zu Spaltungen und Schwäche, besonders bei einem nicht eben politisch gewandten und beweglichen, sondern etwas zähen und in den Meinungen eigensinnigen Volke! Außerdem würde sich auch sehr bald gezeigt haben, daß man zwar mit vielen Dingen in dem dänischen Staatswesen unzufrieden war, die Regierung für schwach, die Einrichtungen für veraltet und unzweckmäßig hielt, über Unordnung und zu große Kostspieligkeit des öffentlichen Haushaltes klagte, wenig Furcht vor der Staatsgewalt und nur für den König wahre Achtung hegte, daß aber bei alledem die Regierung keine unbeliebte war, daß sie eben in dem König eine sehr volksthümliche und dem Volke theure Persönlichkeit zum höchsten Ausdruck hatte, daß sie selbst wenigstens das Bewußtsein des guten Willens besaß, was zum passiven Widerstande ausreicht, und daß die Wünsche des Volks, soweit sie tiefer begründet und weiter verbreitet waren, sich mehr auf Materielles als auf Das richteten, was vielleicht Einzelnen von höchster Wichtigkeit, Mehren mehr äußerliche Zeitstimmung, den Massen fremd und unbegriffen war. Auch sollte Lornsen sehr bald erfahren, daß liberale Reden noch nicht für liberale Gesinnungen und Überzeugungen bürgen, daß es in Deutschland auch bei den Meinungen einen großen Unterschied bildet, ob sie blos theoretische oder ob sie praktische sind, daß Mancher eine Meinung angenommen hat und mit großem Schwunge vertheidigt, die doch keineswegs in sein inneres Wesen als sittliche Nothwendigkeit übergegangen ist, und daß auch die liberale Gesinnung nicht immer den Muth zu Wagniß und Opfer hat, ja zuweilen sehr kleinlichen Versuchungen nicht gewachsen ist. Statt der großen Landesversammlung kam es nur zu einer kleinen Zusammenkunft Ausgewählter; auch auf dieser ward weiter nichts zu Stande gebracht, als daß Lornsen eine von ihm verfaßte Schrift vorlas, und daß man sich bemühte, dieser zum Druck, zur Verbreitung zu verhelfen und durch sie Petitionen zu veranlassen. Die Schrift war jedenfalls *insoweit* sachgemäß, daß sie in 10,000 Exemplaren verbreitet werden konnte. Aber immer war die Zeitlage eine ganz andere wie am Vorabende der ersten französischen Revolution, wo alle Gemüther für das Neue so vorbereitet waren, daß eine Flugschrift, wie die berühmte des Siéyes, Alle, König, Adel, Klerus, Magistrat, Heer und Volk mit sich fortreißen konnte. Lornsen sprach nicht zu allen Interessen, gewann nicht Alle. Seine Schrift wurde gelesen, verschlungen, von Tausenden gebilligt. Aber was war ihre Wirkung? In mehren kleinen Städten wurden Petitionen veranstaltet und fanden auch Unterzeichnungen; aber man wagte nicht, sie abzuschicken, bevor nicht *die Kieler* die ihrige abgesendet hätten. In Kiel richtete man die Petition nicht an den König, sondern an die Stadtbehörden und diese schickten die Petition nicht ab. Lornsen mußte nun an seine Bestimmung, kam sofort in Untersuchung, ward verurtheilt, ging auf die Festung und ins Exil. So bleibt es selbst noch zweifelhaft, ob auch nur die geringen Zugeständnisse, welche die Regierung später gemacht hat, ohne ihn nicht eingetreten sein würden. Auf Kopenhagen, von wo die dänische Regierung noch am ersten zu bestimmen ist, hat er gar nicht gewirkt; in Holstein und Schleswig hat er einige Bewegung verursacht, aber es ist zu keinem Schritte gekommen, nicht einmal zur wirklichen Absendung von Petitionen. Die Umstände, die das bewirkten, zeigten der Regierung zugleich, wie wenig nachhaltig und tief die Bewegung sei und welche Vortheile und Stützen sie bei dem Gegenkampf habe. Sie besann sich noch eine hübsche Weile, ehe sie auch nur eine

schwache Reform der Verfassung, in der zugleich die Festhaltung jener für sie so günstigen Trennung lag, verkündigte; es dauerte von da an wieder ein Jahr, bevor man nur den Anfang mit der Vorbereitung zu dem versprochenen Werke machte; und wieder zwei neue Jahre vergingen, ehe es endlich wirklich vollendet war. Die neue Institution hat nun sieben Jahre gewirkt und ihr Hauptinteresse in dem immer ausgesprochenen, immer im Einzelnen der Ausführung unter sich uneinigen und von der Regierung standhaft abgelehnten Wunsche nach ihrer eigenen Änderung gefunden und das Verfassungsleben ist keineswegs vorgerückt.

Nun kommt dieses Buch unsers Lornsen, dessen erstes Capitel die Überschrift trägt: „Es hat mit dem Übergange zur wahren Repräsentativverfassung große Eile." Ein Buch von 524 Großoctavseiten, wovon 438 Seiten Beilagen eines schwierigen, geschichtlich-publicistischen Inhalts sind, für ein größeres Publicum in keiner Weise geeignet. Alte Verträge, geschichtliche Vorgänge und staatsrechtliche Verhältnisse früherer Jahrhunderte werden erörtert und zwar, wie der Vorredner sehr naiv sagt:

nicht von dem objectiv schauenden und darstellenden Historiker, sondern von einem Staatsmann (?) ersten Ranges, der in das Werk der Thatsachen eindringt und, mit seinen Bestrebungen in dem festen Boden der Geschichte wurzelnd, den ihn beherrschenden Gedanken zur lebensvollen Realität zu verkörpern weiß —

welche letztern Worte, wenn sie überhaupt einen Sinn haben, denn doch keinen andern haben können als den: daß die politische Bestrebung die Anschauung und Auffassung der geschichtlichen Thatsachen gelenkt hat und daß der Historiker zu finden gewußt hat, was er suchte. Die politische Bestrebung aber wird nur dann in der Geschichte fest wurzeln, wenn diese Geschichte eben die heutige, der heutige, aus der Vergangenheit natürlich erwachsene, in seinen Tiefen erfaßte, von künstlichen Fictionen, von falschen Illusionen, von oberflächlichen, vergänglichen Schaumwellen entkleidete Stand des Lebens ist. Und jenes Werk soll, nach der Ansicht des Vorredners, eine That sein, und er würde, wenn König Friedrich VI. nicht inzwischen gestorben wäre, gefürchtet haben, daß es ihm Schmerz verursacht haben würde! Dieses Werk wird vielleicht — wir wollen es wünschen — um des Verf. und der Sache willen in seiner ganzen Auflage gekauft, und wird vielleicht von ein Paar tausend Menschen angesehen, schwerlich von der Hälfte vollständig gelesen, schwerlich von einem Viertheile verstanden werden; es sollte uns gar nicht wundern, wenn eine ebenso starke Gegenschrift erschiene, die auch „in das Werk der Thatsachen eindringend, den ihren Verfasser beherrschenden Gedanken zur lebensvollen Realität zu verkörpern weiß", und beide Werke werden friedlich nebeneinander in die Bibliotheken gestellt werden; die Sache selbst aber wird entschieden werden, wie die Zeit läuft, wie das Leben verträgt und gebietet.

Dieses ganze Verhalten, überhaupt die Art, wie in Dänemark, in Holstein, in Hanover, in Kassel diese politischen Kämpfe geführt werden, läßt sich sehr natürlich aus dem Wesen der nördlichen Germanen, soweit es nicht, wie in Norwegen, durch die Zustände, wie in Schweden, durch die Volksmischung und die Eigenthümlichkeit früherer Geschicke geändert worden, und aus der Art und dem Gange ihres zeitherigen politischen Lebens erklären. Aber ein seltsames Wesen ist es, dieser systematische Wortkampf, dieser gewaltige Gegensatz der Ansprüche, dieses sorgfältige Aufbauen von Rechtsfoderungen, die in ganzer Dringlichkeit und Heiligkeit ausgemalt und für welche eben nur Schriften und Artikel gewechselt werden, diese juristischen Advocatenkünste bei solchem Mangel an politischem Blick und Takt, diese scharfe Ergründung des formellen Rechts, bei solcher Unkenntniß des Lebens, dieses genaue Anklammern an haarscharf gezogene Subtilitäten, diese gegenseitigen Rechtschicanen, durch welche man sich hinzuhalten und zu ermüden sucht, dieses Erhitzen für das formelle Recht, bei solcher Gleichgültigkeit über den wirklichen Stand der Dinge, diese starre Ausdauer im felsenfesten Vertrauen auf eine Zukunft, in der ein Sieg erfochten werden soll, dessen Bedeutung zuweilen nur ein formelles Rechtbehalten sein würde, während man die Gegenwart so geduldig trägt und mitten im leidenschaftlichen Wortkampf das Staatsleben seinen ruhigen, geordneten Gang im tiefsten Frieden fortgeht. Verfolgung und Opposition bergen sich unter juristische Gründe. Eine Verfassung mag dort umgestürzt werden und man wird keine Grenadiere dazu brauchen, wie Bonaparte, sondern Quartanten anziehen und die Gegner werden sich auf Folianten berufen. Moser und Leist, Klüber und Mauernbrecher, Welcker und Stahl werden die Sache miteinander auszumachen haben. Der Buchstabe der Gesetze wird von beiden Seiten gedrückt und gebogen und gepeinigt, bis er den Laut gibt, den man hören will. Vieldeutige, doppelsinnige Gesetze, deren ein Überfluß ist, aus dem Zusammenhange gerissene Paragraphen, geschichtliche Vorgänge der verschiedensten Zeiten, Alles ohne Rücksicht auf die erklärenden und bedingenden Umstände, werden von beiden Seiten angezogen. Oft sind die Gegner nur ein Haar breit auseinander; es handelt sich nur um ein formelles Zugeständniß; man würde bei der Sache wol einig werden, wenn man es nur über die Worte, die Form wäre; billiger Vergleich scheint leicht und nahe; aber die haarbreite Kluft ist so trennend, als wäre es die Kluft zwischen Freiheit und Knechtschaft.

Südlichere Völker treibt eine leicht erregbare und lebendige Phantasie, sich für allgemeine, unbestimmte Ideen, für hochtönende Worte zu erhitzen, deren Bedeutung in ganzer Schärfe zu erfassen und die in alle ihre einzelnen Theile zu zerlegen, nach allen Seiten hin zu verkörpern ihnen nicht beikommt. Aber die Begeisterung, zu der sie ihr Idol entzündet, erregt sie oft zu einem plötzlichen, dem gewaltigsten Aufschwunge, in dem sie Leben und Alles in die Schanze schlagen, gerade aus auf das Ziel dringen, mit Gewandtheit, Takt und richtigem Blick den besten Moment, die geeignetsten Mittel ergreifen und Das erobern, was ihnen gerade wünschenswerth schien. Nachher mag es sich als eine flüchtige Illusion zeigen; es mag auch das Werthvolle mit Gleichgültigkeit dem innern Verfall überlassen werden; öfter wird auch im Falle des Fehl-

schlagens der Unternehmung der Muth für längere Zeit gebrochen sein. Lange, geduldige Ausdauer ist nicht in ihnen und ebenso wenig die sorgsame Würdigung und Pflege des Einzelnen und Besonderen. Aber für die Losung, die jetzt gerade in tausend und aber tausend Herzen Widerhall findet, werden sie zu gewaltigem Sturm zu erbrausen und ihr im Sturm den Sieg zu erkämpfen wissen. Im Norden tritt der Verstand an der Stelle der Phantasie in den Vorgrund; aber eben wenn er zu wenig Gegengewicht findet, kennt auch er seine Leidenschaft, seine Erhitzung, spaltet er seine Begriffe bis zur peinlichsten Schärfe, spinnt seine Fäden bis zu unsichtbarer Feinheit aus, macht aus Begriffen Kräfte, aus Formen Sachen und erhitzt sich für Sachen der Revolution, wie der Südländer in der Aufwallung des Gefühls. Schon der verschiedene Ursprung dieser Begeisterung führt auf Verschiedenheit der Wirkungen, der Mittel zur Erstrebung des Ziels. Dann ist auch diese nordische Richtung mehr geeignet, die Kräfte zu theilen, als zu vereinigen. Ja, wir finden, daß, die sich am nächsten stehen und nur durch eine dem Dritten, der ihre ganze Sache verwirft, nicht bemerkliche Verschiedenheit getrennt werden, sich oft erbitterter bekämpfen, als die Genossen einander direct entgegengesetzter Lager. Während ferner die allgemeine Idee, die den Süden erhitzt, in ihren unbestimmten Umrissen der Gesammtheit des Volkes, durch alle Stände und alle Bildungsstufen hindurch, zugänglich ist — Keiner kennt sie wahrhaft, darum kennen sie Alle; Jeder trägt in sie, was ihm am nächsten liegt — bleiben die Ideen, welche im Norden jene gemischtere Bewegung hervorrufen, gerade den zahlreichsten Volksclassen meistens unverständlich. Ihre Augen sind nicht scharf genug, diese Unterschiede zu fassen, ihr Verstand nicht geübt, diesen raschen Schlüssen und künstlichen Wendungen zu folgen und ihr Sinn zu einfach, der Sache über der Form zu vergessen, überhaupt die Bedeutung der Form zu erfassen. Das Juristische zudem ist bei uns die Sache eines gelehrten Standes, was denn dem ganzen Rechtssysteme einen Charakter gegeben hat, für den die Masse der Laien kein volles Verständniß hat. Sie hat es aber auch nicht für die politischen Kämpfe, wenn sie in Form eines Streites um ein Landgut und mit juristischen Gründen in juristischer Form geführt werden; Gründe und Formen, die dem Privatrecht abgeborgt werden, ohne in diesen politischen Beziehungen die Sicherheit und die Anwendbarkeit zu besitzen, deren sie sich in ihrem ursprünglichen Bereiche erfreuten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Philarète Chasles beurtheilt eine Sammlung von Poesien, welche N. Martin unter dem Titel „Ariel" herausgegeben hat, und knüpft an seine Beurtheilung einige in dem Munde eines Franzosen ziemlich auffallende Bemerkungen, in denen dem Genius der deutschen und englischen Sprache gehuldigt wird. Es heißt in der Kritik: „Hrn. Martin's Verse haben Anmuth und streben mit nur selten ängstlicher, jedoch nicht immer glücklicher Geschicklichkeit nach den Modulationen und Accorden des nordischen Styls. Uhland's, Goethe's und Rückert's Spuren sind überall wahrzunehmen, und oft sind die Wirkungen dieser Reproduction allerliebst. Aber zuweilen geschieht es auch, daß der französische Rhythmus den deutschen Gesangsmaßen sich nicht fügen will und daß das französische Wort, oft so süß und harmonisch, nicht ganz die Stärke des Colorits, den Saft und die Lebhaftigkeit besitzt, welche der Gedanke des Dichters fodert. Dies macht auch die Volkspoesie in Frankreich so schwierig und stellt in unsern Augen diejenigen seiner Dichter um so höher, deren Verse dahin gelangen, in Aller Munde und Herzen zu sein. Die Mehrzahl der französischen Worte sind aus zweiter Hand. Sie sind die Früchte einer eingeführten Bildung, Worte, welche in einer andern Gesellschaft gelebt haben und alle Phasen einer frühern Bildung durchlaufen sind; unter den Römern und Griechen besaß das jetzt französische Wort allerdings seinen ganzen Saft und glänzte in voller Blüte. Bei den Teutonen hingegen gelangte das Wort, welches lange Zeit im Zustande der Wildheit verharrte und, um so zu sagen, eine längere und ernstere Jugend verlebte, rein und unverbildet bis zu der Periode, in welcher wir leben. Das eben kann man sehr wohl in der englischen Sprache wahrnehmen, deren Zusammensetzung eigenthümlich und doppelt ist und die das deutsche Wort neben dem lateinischen, das heißt eine starke Nuance neben einer schwachen besitzt. Die Idee, welche das deutsche Wort „Blume" und das englische „bloom", deren Aussprache fast dieselbe ist, in einem nordischen Menschen erwecken, ist das Aufblühen und Duften zugleich, die physischen Eigenschaften und charakteristischen Beschaffenheiten der Blume. Es ist vielmehr die Poesie selbst, als die metaphysische und ideale Vorstellung der Blume. Die südlichen Völker dagegen halten sich nicht an den primitiven Begriff, welcher in dem Wort Blume liegt, es ist für sie nur die Vorstellung der aller anhängigen Poesie, die ihr Hauptreiz ist, beraubten Pflanze. Die Engländer besitzen noch das Wort flower, und dies ist es, was ihrer Sprache eine so mächtige Kraft ertheilt, welche in der Leidenschaft und Stärke ebenso sehr die übrigen teutonischen Sprachen übertrifft, als die deutsche an Fülle der Schattirungen und unendlicher Leichtigkeit der Combinationen die andern hinter sich zurückläßt. Daher reicht ein einziges Wort in einem deutschen oder englischen Verse hin, um den ganzen Effekt hervorzubringen, die ganze Erregung zu bewirken, welche der Dichter wünscht. Es erweckt eine Menge von Sympathien, ergreift lebhaft die Empfindung und entfaltet ein ganzes Gemälde. Aber in einer durch einen längern Bildungsgang abgeschwächten Sprache bedarf es einer ganzen Umschreibung, eines Aufwandes von ganzen Strophen und Stanzen, um dieselbe Erregung hervorzubringen, welche durch ein einziges deutsches Wort bewirkt wird. Man muß alle Umstände einzeln aufzählen, alle Ideen eine nach der andern aufleben lassen, die Gedrängtheit würde sonst dunkel und der Gedanke des Dichters in diesem engen und schwerfälligen Rahmen wie eingeschlossen bleiben." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 290. —— 17. October 1841.

Die Unions-Verfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins. Eine geschichtlich-staatsrechtliche und politische Erörterung von Uwe Lornsen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Georg Beseler.

(Fortsetzung aus Nr. 289.)

Abgesehen von der erwähnten natürlichen Richtung der nördlichen Germanen, sowie davon, daß der Jurist schon seit langer Zeit in diesen Staaten in allen Staatssachen Alles in Allem war, hat auch der sonstige Gang des Staatslebens viel dazu beigetragen, diese Weise der Behandlung politisch-publicistischer Händel zu begründen. Bis auf die Staatsbewegungen, die mit 1789 begannen, war in allen diesen Ländern der ganze Charakter des Staatslebens kein politischer, sondern ein juristischer. Auch die Verwaltung, die man jetzt so scharf von der Justiz zu trennen gelernt hat, hatte ganz den juristischen Charakter. Alles hatte seine Verfassung, sein besonderes Recht und vertheidigte sich in seiner Rechtssphäre, selbst Behörden gegen gleiche, gegen höhere, über Alles konnten Processe geführt, Alles konnte auf das Recht zurückgeführt werden; nicht auf jenes ewige Vernunftrecht, wovon unsere Philosophen predigen, sondern auf das durch Gesetz, Gewohnheit, Gerichtsbrauch und rechtliche Vorgänge ausgebildete Juristenrecht. Daß damit auch manches Unrecht, manches Gebrechen, mancher schwere Druck geheiligt werde und daß jede rasche, durchgreifende Organisationsmaßregel kaum besiegbare Schwierigkeiten darin fand, ist natürlich; aber Rechtssicherheit war in um so höherm Grade vorhanden, je unabhängiger, auch von indirecten Einflüssen unabhängiger, die Gerichte dastanden, je bereiter sie waren, den Einzelnen auch gegen die Staatsgewalt in seinem Rechte zu schützen und je seltener die Fälle waren, wo in dem Conflicte mit den Machthabern sich das Gewicht eines großen politischen Interesses in die Wagschale der Letztern legte. So war überhaupt das frühere germanische Staatswesen geartet, daß weit mehr für den Unterbau, für die einzelnen Grundsteine, Pfeiler und Säulen gesorgt war als für den Schlußbogen, der das Ganze zum harmonischen Bau zusammengefaßt hält. Dieser war noch nicht ausgebaut. Als er ausgebaut war, fand sich in vielen Ländern, daß er zu schwer drückte, weil die Pfeiler und Säulen und Grundmauern unterwühlt oder verwittert waren, oder daß *beide* nicht zusammen paßten. Da drückte er denn meist das Ältere, Untere nieder. Wo die Pfeiler und Mauern in gutem Stande erhalten worden und harmonisch aufgeführt waren, wie in England, da entstand ein tüchtiges Werk und die Kuppel ward von den Säulen getragen und hielt und schirmte sie, ohne sie zu belasten. Neuere Richtungen fangen mit dem Dache an, legen dann große Haufen von Ziegelsteinen unter, sein gleichmäßig einen neben den andern und wollen nun von oben herab das Innere abtheilen und Stützen gewinnen. Das geht nicht und wird nichts. Ohne Bild: in England hat man die politische Freiheit erobert und gehalten, indem man auf der persönlichen Freiheit stand, von der Berechtigung des Individuums, von der Freiheit des Geistes ausging, die Sachen, die Gegner ins Auge faßte, wie sie waren, nicht in den Nimbus von Abstractionen und Fictionen hüllte und von einem kleinen Punkte aus auf den nächsten und von da zum weiteren ging. Die alte germanische Volksfreiheit erhielt die Jury; die Jury eroberte die Freiheit der Presse, der Vereine, der Versammlungen, erhielt den Rechtsschutz des Hauses, des Einzelnen, wies jeden Eingriff der Staatsgewalt zurück. Studirt die Gesetze und Einrichtungen Englands, mit allen ihren scheinbaren Ecken und Seltsamkeiten, mit alle dem scheinbar Irrationellen, was es wirklich sein würde, wenn der Staat das wäre und sein könnte, wofür ihn die Philosophie *setzt*, und ihr werdet begreifen, woher dem Volke der Geist kommt, der diese Verfassung erhält und belebt und zur Wahrheit macht und fortbildet; woher diese innige Verschmelzung, dieses gegenseitige Durchdringen des Volks und der Verfassung kommt. Der umgekehrte Weg wird nie zum Ziele führen. Die bürgerliche Freiheit ist die sichere Unterlage der politischen; die politische Freiheit, richtiger gesagt die politische Berechtigung, ein sehr ungewisser Weg zur bürgerlichen Freiheit, ihrem wahren Zwecke. Anderer Beispiele zu geschweigen, so hat man in Frankreich gesehen, daß die Träger des politischen Rechts für die bürgerliche Freiheit sehr mangelhaft, meist nur in illusorischen Zugeständnissen, oder nur soweit sie mußten, gesorgt haben, weil sie selbst sich der Macht, der leichtesten, kürzesten, bequemsten Mittel der Herrschaft und des Vielregierens erfreuten. Auch wo besserer Wille da ist, werden doch bei einem am Gängelbande erwachsenen Volke Viele Vieles, was zu der bürgerlichen Freiheit gehört, als ganz unverträglich mit dem Gedeihen des Staats, mit der

Erhaltung der Ordnung und Sicherheit ansehen und jedes derartige Zugeständniß mit tausend Rücksichten und Cautelen umringen und sie werden auch insoweit Recht haben, als das Nichtgewohntsein an die Freiheit einen Misbrauch derselben besorgen läßt und der Schritt hier ein allmäliger sein muß. Hauptsächlich aber wird sich bei einem nicht an unabhängiges Wirken, an Selbststehen, an freien Mannes- und Bürgerstolz gewöhnten, sondern in tausend Rücksichten, unter tausend Vorschriften und Controlen, in lauter künstlichen, abschleifenden, einengenden Zuständen erwachsenen Volke der Geist nicht bilden, der die Verfassung trägt und erfüllt, sie mit sich und sich mit ihr verbindet, sie wahrhaft praktisch für das ganze Leben der Einzelnen und des Volkes macht. Sie bleibt dann eine Sache über dem Volke und außer ihm, nur Denen nahstehend, die gerade in den durch sie begründeten Instituten geschäftlich zu wirken haben, den Übrigen fremd, unbekannt, oder, was schlimmer ist, falsch bekannt, ein Anlaß zu Illusionen und Täuschungen, oder verkehrten Ansprüchen, zuweilen ein Deckmantel schlimmer Plane, drückender Herrschaft, ohne rechten Einfluß auf das Ganze des Staatslebens, das unter ihr nur eine andere Form annimmt und im Wesen dasselbe bleibt, ohne Wirkung auf Geist und Charakter des Volkes. Verschließe man doch die Augen nicht vor dem Einfluß der Verhältnisse auf den Menschen und erwarte nicht unabhängigen, zur That entschlossenen Freisinn von Menschen, die durch ihre ganze Lage, ihre Erziehung, den Eindruck aller sie umgebenden Einrichtungen und Einflüsse zu Rücksichten und Bedenklichkeiten gebildet sind. Je Mehre dagegen im Volke einen Boden unter ihren Füßen fühlen, eine sichere Burg um sich, eine Sphäre, auf der ihr Geschick zunächst und hauptsächlich ruht und die von außen und oben her nicht erschüttert werden kann, desto kräftigere Wehren werden sich für den großen Gesammtverein zusammenthun. Das Vaterland wird am innigsten geliebt, wenn man das Haus als seinen Theil erkennt hat, die Verfassung, wenn das Volk sie in seinem täglichen Thun und Treiben erschaut und als die Bürgschaft für Das empfindet, was ihm das Wichtigste und Theuerste ist. Sind die Theile gebildet und haben sich zum Ganzen gefügt, so lebt das Ganze in den Theilen und jeder Theil in dem Ganzen. Soll das Leben erst von oben her in die Theile strömen, so empfängt Jeder nur eine schwache Gabe und ist zu ihrer Aufnahme nur schlecht bereitet.

Die oben bezeichnete Richtung, wie sie auch in dem vorliegenden Buche sich ausspricht, ist ganz geeignet für jene ältere Weise des Staatslebens und ist an ihr entstanden und gebildet. Sie ist gemacht, das Einzelne zu vertheidigen, was sich, wie allgemein mächtig seine abstracte Idee auch sein mag, doch im concreten Falle wie das Gut eines Einzelnen, wie ein Privatrecht darstellt und frei gehalten werden kann von dem Conflict der großen politischen Interessen und Kräfte. Hier ist jener gemessene Gang, jenes starre Festhalten am kleinsten Punkte, jenes juristische Formenwesen und umsichtige Abwägen am Orte. Dagegen in den auf das Ganze gerichteten Bestrebungen, in den großen politischen Kämpfen führt es nicht zum Ziele, führt es nur zu einem ewigen Hin- und Herwagen, zu endlosen Reibungen und Chicanen, an denen nur die Sachwalter der Parteien ernstern Antheil nehmen, denen das Volk nicht folgen kann, die die Sache nicht fördern und bei denen Stellung und Kräfte und der Charakter der verhandelten Fragen, bei denen Das, was in der hohen Politik stets den Ausschlag gibt, verkannt und aus den Augen verloren werden. Es könnte Manchem die Augen öffnen, wenn er bedenken wollte, was in der traurigen hanoverschen Sache sich eigentlich im Sinne des Liberalismus bewährt hat: die alte deutsche Magistratur, die städtische Gemeindeverfassung mit ihren unabhängigen, sichergestellten Vorstehern, die relative Unabhängigkeit collegialischer Gerichtshöfe und die weise organisirten Wahlcorporationen. Nicht mit Unrecht betrieben nach der Julirevolution die französischen Legitimisten das allgemeine Wahlrecht, in der Hoffnung, der in den Provinzen noch immer bedeutende Einfluß der großen Grundherren und der Kirche möchte denn wol eine legitimistische Majorität hervorrufen. Nicht mit Unrecht, denn die Gegner befürchteten selbst, was Jene hofften. Ebenso ist Ref. überzeugt, daß man in Hanover längst eine fügsamere Deputirtenkammer erlangt hätte, wenn das Übergewicht nicht in die Hände von Versammlungen gelegt wäre, die aus relativ wenigen und meistens unabhängig gestellten Mitgliedern bestehen und in den Städten auch die Gemeindebehörden mit umfassen.

Uwe Lornsen hat es nur mit der Kuppel des politischen Gebäudes, nicht mit dessen Unterbaue zu thun. Seine politische Anrede an seine Landsleute umfaßt 82 Seiten und die ganze übrige Schrift besteht aus Beilagen dazu. Wie schon bemerkt, daß es mit dem Übergange zur wahren Repräsentativverfassung „große Eile" habe, daß eine Verzögerung, auch nur um ein halbes Jahr länger nicht zu rechtfertigen stehe. Er findet aber jene Verfassung „insonderheit darum" als ein so großes Gut für die Völker und alle Stände eines Volkes, weil sie dieselben vor der Geißel einer schlechten Finanzverwaltung sicher stelle, und verbreitet sich nun darüber zunächst. Hier können ihm nun freilich die Gegner entgegenhalten, daß es Repräsentativstaaten gebe, in denen die Finanzen in sehr schlechter, absolute, in denen sie in sehr guter Ordnung sind und daß seit der Abfassung seines Werkes nun bereits auch für Dänemark vier Jahre verflossen sind, in denen die Finanzen jedenfalls sich nicht schlechter gestellt haben. Übrigens ist es gewiß, daß die repräsentativen Einrichtungen wesentlich mit zur Erhaltung einer guten Ordnung im Haushalte beitragen können, wenn sie auch nicht allen möglicherweise entgegenstehenden Einflüssen immer gewachsen sind und wenngleich zuweilen auch in diesen Beziehungen Parteizwecke sich einnisten und zu falschen Maßregeln führen. Aber wichtiger für eine gute Finanzpolitik ist der allgemeine Stand der politischen Bildung, die allgemeine Ordnung und Tüchtigkeit der Verwaltung, die Einsicht des Beamtenstandes und die Ausbildung des Credits. Ein Staat, der sich in seiner Verwaltung auf die Höhe des 19. Jahrhunderts erhoben und der einmal Ordnung in

seine Finanzen gebracht hat, wird nicht leicht wieder davon abkommen. Das System verbürgt sich selbst. Jedenfalls ist es bedenklich, jenen Grund als den wichtigsten für das Repräsentativsystem auszugeben; denn er ist nicht unbezweifelbar.

Im zweiten Capitel untersucht der Verf., „welche Hindernisse dem Übergange in den Verfassungszustand entgegenstehen“, und stellt die für jene Länder eigenthümlichsten, wenigstens von ihrer staatsrechtlichen, weniger von ihrer politischen Seite her, in ein helles und scharfes Licht. Er behauptet, daß die Tendenzen der Schleswig-Holsteiner, die er stets zusammenfaßt, und die der Dänen, in Bezug auf künftige Erbfolge, selbständige oder vereinigte Staatsverwaltung und rechtliche Grundlage der Vereinigung sich schroff entgegenstehen. Darauf klagt er besonders über die Mangelhaftigkeit der Geschichte und Landeskunde, welche eine solche Unklarheit über das ganze Verhältniß verbreitet habe, daß auch dem Monarchen keine klare Einsicht in dasselbe habe verschafft werden können, weshalb er denn eben sich geholfen habe, wie es gegangen sei. Der Verf. meint im Ernste, der König habe deshalb nur Provinzialstände eingeführt, weil die Geschichtsforscher und Publicisten ihm nicht zu sagen vermocht hätten, was in Ansehung der Erbfolgefrage und der Ansprüche beider Theile auf Schleswig begründeten Rechtens sei und er den Rechten keines Theiles habe präjudiciren wollen; er habe deshalb nur Rathstände eingeführt, weil ihm dieselben Gelehrten nicht zu sagen vermocht hätten, wie die Ausübung des Steuerbewilligungsrechtes auf eine beiden Theilen gerechte Weise zu organisiren sei. Dabei denkt er beständig nur an die Zeiten, in denen die Verbindung eintrat, nicht an den heutigen Stand der Sache. Er fragt nun, was zur Beseitigung jener Hindernisse zeither geschehen sei, und hat es dabei besonders mit Falck zu thun, gegen den er heftig polemisirt. Es werden dabei viele Punkte berührt, über die sich Vieles sagen ließe. Wir wollen uns jedoch mit der Bemerkung begnügen, daß der Verf. vergessen hat, sich zu fragen, ob die von Falck gemachten Behauptungen nicht vielleicht doch dessen volle Überzeugung gewesen sind. In der That, Lornsen urtheilt hier in aller Ungerechtigkeit des Parteigeistes. Falck z. B. hat gesagt: auf den künftigen Landtagen werde die Anzahl Derer überwiegend sein, welche, „von dem Verlangen nach Fortschritten in der Civilisation durch neue Institute und Veranstaltungen beseelt, für die Ausführung mancher Verbesserungsplane wirken werden, die nicht ohne Geldabgaben ins Werk gesetzt werden“. Die Erfahrung spreche nicht dafür, daß die freiere Verwaltung die wohlfeilere sei. Vielmehr könne man auch in Beziehung auf die Abgaben die Freiheit ein theures Gut nennen. Nun, das ist hundertmal und von sehr aufrichtigen Freunden des constitutionellen Lebens gesagt worden. Lornsen aber bemerkt dazu, es sei unverantwortlich, dem Volke so etwas vorzuhalten und dabei zu verschweigen, daß die Finanzverwaltung unter der Repräsentativverfassung nie eine Geißel des Volkes werden könne wie unter dem Absolutismus; ein solches Verfahren verdiene den strengsten Tadel. Er beruft sich auf den Gegensatz zwischen Norwegen und Dänemark. Wenn nun Falck ihn auf den Gegensatz zwischen Preußen und Spanien, Rußland und Frankreich, wenn er ihn auf Frankreich unter Convent und Directorium, auf die ungeheure Staatsschuld, die erst in neuester Zeit gemilderten und vereinfachten Abgaben, die erst kürzlich abgeschafften Sinecuren in England, auf Portugal und auf Holland aufmerksam machte? Man würde ebenso Unrecht thun wie Lornsen, wenn man diese Beispiele als gegen den Repräsentativstaat entscheidend anziehen wollte. Sie, wie das von ihm Angeführte, beweisen nur, daß die Verfassungsform nicht allein Alles leisten und für immer verbürgen kann, sondern daß immer noch Vieles auf ihre specielle Beschaffenheit, auf anderweite Einrichtungen und auf äußere Umstände ankommt. Ebenso ereifert er sich ungemein darüber, daß Falck gesagt habe, die Geschichte zeige, daß alle den Regierungen abgepreßten Concessionen keine Sicherheit hätten. Lornsen beruft sich auch hier auf England. Aber abgesehen davon, daß man weder von den unter Wilhelm III. noch von den unter Wilhelm IV. erfolgten Verfassungsreformen, also von den wichtigsten gerade, sagen kann, sie seien abgepreßte, ist auch die Stellung des Königs in England eine andere als in allen andern Staaten. Jene Behauptung Falck's ist nur zu wahr. Es sprechen nur zuweilen Erfahrungen dafür, daß die den Regierungen abgezwungenen Zugeständnisse, wenigstens so lange der Widerwille gegen sie fortlebt, nicht in ihrem Geiste erhalten werden, sondern einem steten und gefährlichen Ankampf ausgesetzt sind. Aber die Sache ist freilich da eine andere, wo das Staatsleben eigentlich in den Händen der Verwaltung und des Beamtenstandes ist, als wo, wie in England, die Verfassung die ganze Verwaltung durchdringt und die Verwaltung wesentlich in den Händen des Volkes ist.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Nachtviolen. Ausgewählte Novellen von F. W. Arnold. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 4½ Thlr.

Wenn je ein Schriftsteller auf der ganzen weiten Erde sagen kann: „Ich bin überall zu Hause!“ so ist es der Nachtviolenverfasser. Er kennt keine Schwierigkeit, kein Hinderniß, denn — und darin liegt das Geheimniß seiner Kunst — er setzt überall sich selber hin, anstatt der Personen seiner Aufgabe. Dabei ist ihm jedes Wort, das feinste wie das gröbste, gleich recht; es kommt ihm sogar auf eine dicke Zweideutigkeit gar nicht an. Anfänglich wird man geneigt, Ironie bei den Darstellungen vorauszusetzen, bald aber sieht man leider den Irrthum ein: es ist so, wie's da steht, die platte Meinung des Verfassers. „Der Chouan“ füllt als historische Novelle den ganzen ersten Theil und soll die Versuche der Herzogin von Berri schildern, durch die Labyrinthe der Vendée den verlorenen Weg zum Throne wiederzufinden. Recht gut ist die Idee, einen feurigen Anhänger der Julirevolution wider Willen in das royalistische Interesse zu verflechten. Mehr läßt sich von der Novelle nicht sagen, es müßte denn sein, daß man nach Lesung derselben die andern Theile nicht anzusehen braucht, da die Behandlung der Stoffe überall dieselbe ist. Sie erinnert an den Maler der ungarischen Nationalgesichter in der bekannten Erzählung von Clemens Brentano. Glücklich gewählt ist der Titel „Nachtviolen“, unscheinbar aber betäubend.

2. Lebensbilder aus der niederländischen Schule. Originale und Copien von W. A. Gerle. Zwei Bändchen. Leipzig, Fest. 1841. 8. 2 Thlr.

Manche dieser Bilder sind schon einmal durch Tagesblätter dem Publicum vorgeführt. Dieses weiß daher, daß der Verf. ein talentvoller und unterhaltender Erzähler ist, und ein solcher ist immer willkommen. Der Verf. läßt hier, fast regelmäßig, historische Bilder aus Polens, Ungarns und Böhmens früherer Geschichte mit modernen Zeichnungen abwechseln, und wenn wir jenen den Vorzug zu geben geneigt sind, so soll damit nicht gesagt sein, daß nicht auch unter diesen manches Ansprechende sich vorfände. So ist z. B. „Secretair und Tänzerin" so leicht, luftig und dramatisch hingeworfen, wie man es nur von einem französischen Lustspieldichter erwartet, von dem man keine besondere Tiefe verlangt.

3. Der deutschen Hausfrau Feierstunden. Kleine Romane und Erzählungen von Helmine Hart. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2¾ Thlr.

Es wäre im Grunde hinreichend, nur anzuführen, daß diese beiden Theile vier Erzählungen: „Die Schwestern", „Die Gesellen", „Armgard" und „Kommt Zeit, kommt Rath" geben; daß in ihnen das weibliche Princip vorherrscht; daß es sich darin um Liebe und Ehe handle und die Leute so ziemlich dieselbe Physiognomie zur Schau tragen. Doch müssen wir „Armgard" im zweiten Theile besonders hervorheben, denn das naive Tagebuch dieses liebenswürdigen Kindes trägt originelle Farbe. Armgard gehört den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an, ist eine durch und durch gesunde Poesie, wie sie jene Zeit das Leben so häufig zeigte trotz Sturm und Drang und Miller'scher Thränenbäche, trotz Wertheriaden und Bardenlärm. Wir wünschen diesem Tagebuche, obwol der demselben verliehene Rahmen unpassend erscheint, viele Freundinnen.

4. Konrad von Marburg, der erste deutsche Ketzerrichter. Historisch-romantisches Gemälde aus dem 13. Jahrhundert von Moritz Reichenbach. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2¼ Thlr.

Ein Blick auf die Gegenwart, „wo, indem deutsche Sprache geistige Freiheit predigt, zugleich Jesuiten ihr lichtscheues Wesen treiben, wo aus der nächtlichen Trümmerwelt der Vorzeit neue Klöster emporsteigen, eine längst gesunkene Hierarchie sich drohend wieder erhebt, Pietisten und Mystiker ihre verdächtige Schwärmerei verbreiten, Mucker ein schamloses System der Heuchelei verkünden und Tractätchen durch frömmelnde Nachtgedanken Verfinsterung bezwecken", ein Blick auf diese bedrohlichen Thatsachen hat dem Buche das Dasein gegeben, „den Bekümmerten zum Trost, den Eifernden und Irrenden zur Warnung". Wir können diesen Zweck gutheißen, löblich finden, wir wollen auch dem Mittel unsere Zustimmung nicht versagen, wol aber können wir mit dem Gebrauch dieses Mittels nicht einverstanden sein. Der Verf. leidet an einer, schon Jahre lang in Deutschland eingebürgerten Krankheit, die wir, vielleicht zuerst, als „rationalistische Sentimentalität" bezeichnen. Da ist Alles gut und edel und tugendhaft, was sich eine sogenannte reine Moral und Toleranz aus dem Neuen Testamente abstrahirt hat, in Gott einen humanen Consistorialrath und in Christus einen jungen Pfarrer von Grünau sieht und verehrt. Das Neue Testament ist das Grundgesetz, welches sich der Vernunft anbequemen muß, deren Emanationen dann wieder im neuen Testamente Autorität suchen und richtig finden. Es ist, wenn auch eine manchmal liebenswürdige, doch immer eine Einseitigkeit, die überall in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur sich selbst findet, den Personen und Handlungen nur ihre Gedanken, Empfindungen, Ansichten und Motive unterschiebt. So schreibt auch der Verf. stets nur sich selbst in das 13. Jahrhundert hinein, indem er die Edeln am Hofe der heiligen Elisabeth sich gehaben läßt, als säßen sie heute hinter Venturini's „Natürlicher Christusgeschichte" und declamirten daraus die schönen Stellen, mit meistentheils iambischem Schwung. Daß auf solchem Wege die vorgesetzte Aufgabe nicht gelöst werden könne, darf nicht erst nachgewiesen werden. Und überhaupt, mit dem „Troste für Bekümmerte, mit der Warnung für Eifernde und Irrende" steht es nicht eben besonders, wenn sie sehen, daß ein wüthender Dominikaner mit seinen Genossen endlich todtgeschlagen wird. Konrad von Marburg und die Seinen sind, wo sie auftreten, gehörig grimmig dargestellt. Aber der erste deutsche Ketzerrichter ist, obgleich er die Hauptperson sein muß, in gegebener Weise gar nicht festzuhalten: er wüthet nur so ins Blaue hinein, und hat das päpstliche Breve als Inquisitionsrichter bekommen, man weiß nicht, wie? Denn ein paar Worte des Verf. über seinen blinden Glaubenseifer motiviren nichts. Mit einem Worte: dieser Specialgeschichte fehlt der Puls der Weltgeschichte, der nicht durch einige Referate aus Chroniken und Citate von Schriftstellern in Bewegung gesetzt wird, und es entsteht kein Roman, oder ein „historisch-romantisches Gemälde" dadurch, daß man einen kurzen geschichtlichen Abriß hinstellt, und dann die Personen, die man eben nöthig hat, um die Sache anschaulich zu machen, wie Marionetten herbeischiebt, wie das u. A. mit den Waldensern geschehen ist. Außerdem ist der Apparat des ganzen Buchs derselbe, wie er in gewöhnlichen Ritterromanen gebräuchlich ist.

5. Schloß Tornitz. Romantisches Gemälde aus dem 17. Jahrhundert von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 2½ Thlr.

Der erste Theil enthält die Belagerung und den Entsatz von Wien 1683, sodann Regenten- und Specialgeschichte von Brandenburg und Pommern, da ein Graf Pilawieski, Herr auf Tornitz, mit dem Polenkönige vor Wien kämpft, mit dem preußischen Volontair Marwitz wegen eines erbeuteten Türkendolches Kugeln wechselt, dadurch sein Freund wird und ihn in dessen Heimat begleitet. Hier will der Pole Marwitz's Schwester heirathen, muß aber zuvörderst Berlin besuchen und verliebt sich in ein Hoffräulein Henkel von Donnersmark. Er kehrt jedoch zur ersten Liebe zurück und nun findet sich, daß Luise Marwitz sich eigentlich geirrt hat: sie ist nicht ihm, sondern dem Réfugié Gaston Fouqué gewogen. In Folge eines Duells mit diesem wird er großmüthig und kehrt nach Polen zurück. So kommen wir denn im zweiten Theile auf das im Titel des Buchs bezeichnete Terrain. Hier regiert die blinde Tante des Helden mit Marmorkälte und Grabesstille. Sie hat einmal als junges Mädchen ein Liebesverhältniß in Paris zu ihrem Lehrer im Zeichnen so glücklich bestanden, daß das aristokratische Princip den Sieg davonträgt. Der Neffe hat als junger Mensch eine Leibeigene geliebt, die auf Veranlassung der Tante spurlos verschwand. Jetzt wählt er, wie das dem polnischen Edelmann verstattet ist, eine Leibeigene zur Gemahlin, die von einem Gärtnerburschen geliebt wird. In dem Augenblicke, wo sie diesen aus ihrer Umgebung entfernen will, tritt der Gemahl herein und ersticht mit dem türkischen Dolche die Gemahlin und den Gärtner. Darauf findet sich, daß dieser sein Sohn ist, erzeugt mit dem von der Tante beseitigten Mädchen, und nun wandert der Graf nach Rom, erhält Absolution, schafft das Schloß Tornitz in ein Kapuzinerkloster um und büßt darin bis an sein seliges Ende. Man sieht, an Stoff hat es die Verfasserin nicht fehlen lassen, und es ist im Buche noch mehr vorhanden, als hier angedeutet worden. Dabei fehlt es nicht an preciöser Sprache, an chronologischen und andern Sprüngen, und so wäre denn das „romantische Gemälde" glücklich zu Stande gebracht. Man könnte, da zu keinem einzigen Ergebnisse irgend eine Nothwendigkeit vorliegt, sagen, an der ganzen Geschichte sei kein wahres Wort, wenn die Verf. nicht in einigen flüchtigen Partien des ersten Theils, namentlich in dem Leben der Familien Marwitz und Froben, gezeigt hätte, daß sie wol zu zeichnen vermöge, wenn sie sich Zeit lassen wollte. Leider aber will sie viel schreiben. 34.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 291. — 18. October 1841.

Die Unions-Verfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins. Eine geschichtlich-staatsrechtliche und politische Erörterung von Uwe Lornsen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von Georg Beseler.

(Beschluß aus Nr. 290.)

Der Verf. versucht nun selbst Bahn zu machen und zwar thut er es durch folgende Sätze:

Die Herzogthümer Holstein und Schleswig bilden ein Staatsganzes. Dieser Staat steht mit dem Königreich Dänemark in einem immerwährenden Kriegsbunde und, so lange die gleiche Erbfolge dauert, in Folge der Gemeinschaft des Oberhauptes, in einem Unionsverbande; für die Dauer der Union besteht eine solche Gemeinschaft von Einrichtungen, als zwischen den Volksvertretungen beider Lande untereinander mit dem Monarchen vereinbart werden wird.

Der Begründung dieser Sätze auf die frühere Geschichte und das ursprüngliche Recht dieser Länder und der Ausführung derselben in speciellen Organisationsvorschlägen sind nun hauptsächlich die Beilagen gewidmet. Wie es zu machen sei, daß Dänen, dänisirende Schleswiger, holsteinisirende Schleswiger und Holsteiner und daß auch der Monarch, den der Verf. freilich nur eben als einen einzelnen Menschen dem ganzen Volke gegenüber auffaßt (S. 49), dafür gewonnen würden, darüber erfahren wir ungleich weniger. Er selbst bewährt sich als antidänischer Schleswiger. Auf das weitere Deutschland, außer Holstein und den deutschen Bund, nimmt er keine oder nur flüchtige Rücksicht. Daß von den Dänen ein großes Hinderniß für seine Vorschläge kommen werde, gesteht er selbst ein und hofft nur, daß die Dänen (S. 77) „erwägen werden, wie die Schleswig-Holsteiner nicht rasten werden, bis sie ihre Selbständigkeit durchgesetzt haben", daß sie „bedenken werden, daß bei einem sofortigen friedlichen Übergange in eine solche Stellung uns die Union mit Dänemark werth sein wird", daß sie „sich gestehen werden", welche Zerwürfnisse außerdem entstehen könnten, daß sie „beherzigen", welch eine ernste Pflicht die Finanzreform ist und wie gewiß diese die Verfassung voraussetzt, daß sie die höhere Fügung in der Geschichte „beherzigen" werden und die Mahnung, die darin für sie liegt, nicht länger an einem Nachbarvolke ungerecht zu handeln, und daß sie sich „bestimmt finden müssen, uns bereitwilligst entgegenzukommen". Wir fürchten, das Alles wird wol von den Dänen nicht erwogen, bedacht, gestanden, beherzigt und für sie bestimmend werden und die Schleswig-Holsteiner werden wol noch „rasten" müssen, ehe sie eine nach den Vorschlägen des Verf. bemessene Änderung ihrer Lage erfahren.

Der Verf. sucht freilich den Dänen die Augen zu öffnen, indem er zuvörderst eine „Übersicht des Verlaufs der politischen Geschichte Schleswig-Holsteins in Bezug auf dessen Verhältnisse zu Dänemark" gibt. Er wird unter Holsteinern und antidänischen Schleswigern willige und gläubige Leser für seine Auffassung, an deren Richtigkeit wir übrigens zu zweifeln uns nicht berechtigt halten, finden. Die Dänen aber dürften wol behaupten, daß hier nicht „der objectiv schauende und darstellende Historiker", sondern ein Politiker gewaltet und „den ihn beherrschenden Gedanken zur lebensvollen Realität zu verkörpern" gewußt habe. In der zweiten Beilage legt nun der Verf. „die geschichtlichen Thatsachen" näher dar, „auf welchen das Staatsrecht Schleswig-Holsteins beruht". Er beginnt mit dem Satze und legt das höchste Gewicht darauf: „Schleswig war ursprünglich ein deutsches Land, ist von den Dänen zuerst erobert und demnächst von den Deutschen zurückerobert." Indeß in dem Sinne, in dem er von Schleswig behauptet, daß es zuerst ein deutsches, nämlich von deutschen Völkerschaften bewohntes Land gewesen sei, gilt ja dasselbe von den dänischen Inseln auch, und die Dänen selbst sind germanischen Ursprungs. Für jetzt dürfte weit mehr darauf ankommen, ob Schleswig sich seit seiner Vereinigung mit Dänemark mehr auf die Seite der dänischen, oder mehr auf die Seite der deutschen Nationalität geneigt hat und nach welcher Seite es seine Interessen ziehen, auf welcher ihm die Interessen am stärksten entgegenkommen. Übrigens geht nun der Verf. in weiterer Ausführung (S. 91—270) auf die specielle Geschichte der vereinigten Länder ein, um den geschichtlichen Anspruch Schleswigs auf Selbständigkeit zu erweisen. Dasselbe sucht er in der dritten Beilage (S. 271—296) als staatsrechtlich feststehend zu zeigen, indem er sowol die langjährige Nichteinberufung des Landtags, als die bestehende Gemeinschaft des Finanz- und Kriegswesens mit Dänemark als „blos thatsächliche und einstweilige", aber theils verfassungswidrige, theils wenigstens nicht verfassungsmäßig begründete Erscheinungen auffaßt. In der vierten Beilage (S. 297—345), die den den Inhalt nicht recht entsprechenden Titel führt:

„Die Valuta für die zugestandene Staatseinheit Schleswig-Holsteins", kommen wieder lange Klagen über die Unbill, die dem Lande in der Verbindung mit Dänemark widerfahren sei, denen der Verf. jedoch die Versicherung nachschickt, daß diese Unbill zum kleinsten Theil von den Dänen selbst zugefügt worden, sondern daß es „Fügungen, höhere Fügungen" gewesen seien, welche die Dänen begünstigt, die Schleswig-Holsteiner benachtheiligt hätten. Und so hofft er, daß die Dänen sich von der Gerechtigkeit der diesseitigen Foderungen überzeugen und sie einräumen würden. In der fünften Beilage (S. 346—376) bespricht der Verf. die für seine Sache sehr bedenkliche Frage, „ob der Staatsverband Schleswig-Holsteins durch eine mit Rechtsbestand eingeführte verschiedene Erbfolge für Schleswig und Holstein im regierenden Hause gelöst worden ist". Er verneint sie und behauptet, daß in Schleswig dieselbe Erbfolge Rechtens sei wie in Holstein. Die sechste Beilage (S. 377—394) soll beweisen, daß „Schleswig nicht weniger wie Holstein eine von allem und jeglichem Lehnsverbande freie Provinz des souverainen Staats Schleswig-Holstein" sei. Auch diese Sache ist sehr bestritten und wird es troß der Erörterungen des Verf. bleiben, wenigstens für die Gegenseite. Die siebente Beilage gibt den Abdruck des „Grundvertrags von 1460", die achte den Vertrag von 1466, die neunte den von 1533, die zehnte den erweiterten Bundesvertrag von 1623, die elfte das Primogeniturstatut von 1650, die zwölfte den Vertrag von 1658; die dreizehnte stellt das Resultat dieser Verträge, wie es sich der Verf. nach ihnen darstellt, in einer Verfassungsurkunde zusammen, welche den gegenwärtigen staatsrechtlichen, aber freilich nicht thatsächlich bestehenden Stand veranschaulichen soll. Endlich bringen die vierzehnte und funfzehnte Beilage (S. 415—476) Vorschläge, wie das Verhältniß nach der Ansicht der Verf. gestaltet werden sollte, und zwar führt er zuerst die Unionsverfassung zwischen dem Königreiche Dänemark und dem „Großherzogthum Nordelbingen" vor, wie sie sich unter Nachahmung der Union zwischen Norwegen und Schweden gestalten würde. Ein zweiter Vorschlag, der eine innigere Vereinigung vermitteln soll, gibt gleichfalls zuerst den Entwurf einer Unionsverfassung, wobei aber natürlich immer noch von einer weit größern Selbständigkeit der Herzogthümer ausgegangen wird, als jetzt besteht. Namentlich sollen, außer Justiz, Cultus und Inneres, die schon jetzt getrennt sind, noch die Finanzen (mit Ausnahme des Staatsschulden-, Zoll- und Münzwesens) getrennt und die Gemeinschaft der Beamten aufgehoben werden, vermöge welcher zeither Dänen in Schleswig-Holstein und Schleswig-Holsteiner im Königreiche angestellt werden konnten. Das „Unionsthing" soll durch die Ständeversammlungen beider Staaten aus ihrer Mitte erwählt werden. Hierauf folgt der Entwurf zu einer Verfassungsurkunde von Nordelbingen. Es wird dabei darauf hingedeutet, daß auch Schleswig zum deutschen Bunde treten möchte, worauf dann aller Unterschied zwischen Schleswig und Holstein cessiren soll. Noch folgen acht Urkunden und Actenstücke.

Wir fürchten, so lange noch der Herzog von Schleswig und Holstein König von Dänemark ist, wird es nicht zu einer solchen Selbständigkeit Schleswigs und Holsteins kommen, wie der Verf. sie wünscht. Sollten die Umstände es fügen, daß der zeitherige Verband gelöst würde und sollte dann wirklich Schleswig bei Holstein und nicht bei Dänemark verbleiben, so dürften Holstein, ein Theil von Schleswig und die Regierung beider wol mehr geneigt sein, ausschließlich zu Deutschland und nicht zu Dänemark zu halten. Aber auch dann würde ein anderer Theil von Schleswig sich mehr zu Dänemark gezogen fühlen. Jedenfalls werden diese Fragen gewiß nicht hauptsächlich nach den Gründen und Momenten entschieden werden, die der Verf. am meisten geltend gemacht hat. Im Politischen muß man die Dinge nicht nehmen, wie man glaubt, daß sie sein sollten, sondern wie sie sind. Nur dann kann man sagen, wie sie dahin kommen möchten, wohin man sie wünscht. 57.

---

1. Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Ludwig Roß. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1840. Gr. 8. 1⅓ Thlr.
2. Reisen und Forschungen in Griechenland von H. N. Ulrichs. Erster Theil. Bremen, Heyse. 1840. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Es ist von besonderm Interesse, daß wir in den beiden vorliegenden Reisen in Griechenland, von denen beiden jedoch bisher nur der erste Theil uns zugekommen ist, die Arbeiten zweier, an der Universität in Athen angestellten deutschen Gelehrten (Roß, Prof. der Archäologie, und Ulrichs, Prof. der lateinischen Literatur) erhalten, die dadurch nicht nur ihr eigenes lebendiges Interesse an dem Lande, welchem sie durch ihre gegenwärtige Stellung angehören, offenbaren, nicht nur für diejenige Classe der Gelehrten anderer Länder, deren Studium zunächst dem griechischen Alterthume in näherer oder entfernterer Beziehung zugewendet ist, gleichsam mit einem guten Beispiele und mit der lebendigen Hinweisung auf die längst schon geltend gemachte Wahrheit vorangehen, daß für jenes Studium des griechischen Alterthums auch aus dem gegenwärtigen Griechenland und aus dem Leben der jetzigen Bewohner desselben Vieles zu lernen sei, sondern auch, zumal als würdige Repräsentanten deutscher Wissenschaft in Griechenland, nicht ohne Einfluß auf die erwachende griechische Wissenschaft selbst bleiben können, vielmehr dieselbe innerlich vielfach anregen, auch hier mit einem guten Beispiele vorangehen und zu tiefern Forschungen über die dem griechischen Volke unserer Tage zur wahren Bildung und echten Civilisation erfoderliche Wissenschaft veranlassen müssen. Daß außer jenem besondern Interesse, welches die vorliegenden Reisen in Griechenland an und für sich in den angegebenen Beziehungen gewähren, dieselben auch ihren innern wissenschaftlichen Werth haben und namentlich vielfache, nicht uninteressante Beiträge zur Kenntniß des alten Griechenlands in dem neuen und durch das neue Griechenland liefern, ist eine Voraussetzung, von der wir bei jenen allgemeinen Betrachtungen selbst ausgegangen sind und unter welcher wir uns zu diesen Betrachtungen um so mehr veranlaßt gefunden haben.

Beide Reisen sind übrigens voneinander schon insofern verschieden, als die von Roß, wie auch der Titel derselben lehrt, die Inseln des ägäischen Meeres, die von Ulrichs dagegen das griechische Festland zum Gegenstande haben. Bleiben wir zunächst bei den „Reisen" von Roß stehen, so verdienen diese an sich schon darum eine besondere Beachtung, weil bisher die Inseln des ägäischen Meeres von Seite der Reisebeschreiber weniger in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen worden waren,

gleichwol aber gerade diese Inseln um ihrer innern Beschaffenheit, sowie der auf ihnen noch vorhandenen Alterthümer willen, sodann auch wegen der auf den einzelnen derselben von alter Zeit her herrschenden Sitten und Gebräuche und im Allgemeinen der Eigenthümlichkeiten ihrer Bevölkerung eine unleugbare Wichtigkeit haben. Dies veranlaßte den Prof. Roß, mit denjenigen Inseln des ägäischen Meeres, die dem Königreiche Griechenland angehören, besonders sich bekannt zu machen; blieben dabei auch einige derselben (wie Andros und Mykonos) noch zu besuchen übrig, so hatte er dagegen Gelegenheit, andere dieser Inseln mehrmals zu bereisen. Die reichen Früchte seiner Reisen hat jedoch der Verf. keineswegs ausschließlich in den Briefen, welche dem gegenwärtigen Buche zum Grunde liegen, niedergelegt; die an Inschriften gewonnene Ausbeute hat er bereits früher in Zeitschriften mitgetheilt, oder an Böckh in Berlin zur Benutzung überlassen, desgleichen über architektonische Monumente und andere Kunstdenkmäler im „Kunstblatt" und der halleschen „Literaturzeitung" sich ausgesprochen; und im Allgemeinen beabsichtigte er, den gesammten Stoff in einer Reihe von Monographien zu verarbeiten. Überhaupt hatte er gar nicht den Plan, eine Reisebeschreibung zu liefern, und nur nachdem er einzelne Skizzen im „Morgenblatt" und dem „Ausland" veröffentlicht hatte, nahm er davon Veranlassung, diese Skizzen erweitert, jedoch unter Beibehaltung der ursprünglichen Briefform, wiederabdrucken zu lassen. Ist es nun dem Verf. in diesen Briefen (es sind deren 14, aus den Jahren 1835, 1836 und 1837) zunächst darum zu thun, die Vergangenheit, wie sie sich ihm auf diesen Inseln in Geschichte, Geographie und Kunst, in dieser letztern Beziehung zugleich in den noch vorhandenen Kunstdenkmälern, darstellte, ins Auge zu fassen, so unterläßt er doch dabei nicht, auch die Gegenwart zu berücksichtigen. Und so ist hier über die Inseln Syros, Tenos, Delos, Rhenäa, Naxos, Paros, Jos, Thera, Therasia, Anaphe, Kythnos, Keos, Seriphos, Siphnos, Pholegandros, Sikinos und Amorgos, in ihrer bunten Mannichfaltigkeit in Form und Inhalt, mit ihren Eigenthümlichkeiten in ihrem Innern und auf ihrer Oberfläche, sowie in und an den Menschen, die sie bewohnen, und in denen oft die Zeiten des fernsten Alterthums mit denen des Mittelalters und der Neuzeit auf das Auffallendste und doch Innigste sich verschmelzen, gar Manches zu lernen, und dies Alles in einer angenehm unterhaltenden, nicht gelehrt sein sollenden Darstellung. Im Einzelnen wollen wir hier nur in der Kürze auf die, durch ihren ausgebreiteten Handel ausgezeichnete und als Station zwischen Europa und Asien wichtige Insel Syra (das alte Syros) mit der neuen Hafenstadt Hermupolis; auf die von abendländischem, aus dem Mittelalter übriggebliebenen, von der griechischen Bevölkerung der Insel streng geschiedenen Adel bewohnte, übrigens gleichwol als eine der hellenischsten unter den Kykladen und Sporaden geltende Insel Naxos; auf die durch ihre vulkanische Beschaffenheit und eigenthümliche äußere Bildung interessante, wegen ihres starken Weinbaus wichtige Insel Santorin (das alte Thera); auf die zwischen dieser Insel und Therasia befindliche, zum Theil erst 1707 entstandene Inselgruppe; auf die an warmen Wassern reiche, für die, sie deshalb besuchenden Kranken neuerdings mit einem bequemen Bade- und Logiehause versehene Insel Thermia (das alte Kythnos); auf die Insel Jos mit dem Grabe Homer's u. s. w. aufmerksam machen. Daß aus dem Buche auch Manches für die neugriechische Sprache und die verschiedenen Dialekte auf einzelnen Inseln zu lernen sei, bedarf kaum der Erwähnung. Dasjenige, was Roß hier in dieser Beziehung bemerkt, macht den Wunsch, daß ein tüchtiger Sprachgelehrter den in dem Volke des heutigen Griechenlands lebenden reichen Sprachschatz und die einzelnen mannichfaltigen Dialekte zum Gegenstande seiner Untersuchungen machen möchte, die freilich an Ort und Stelle unternommen und auf alle Gegenden, wo griechisch gesprochen wird, erstreckt werden müßten, um so mehr rege, als von dessen möglichst vollständiger Erfüllung für die neugriechische wie für die altgriechische Sprache unendliche Aufschlüsse gewonnen werden würden. In einer besondern Beilage hat noch der Verf. den Versuch gemacht, die Geschichte der vulkanischen Ereignisse bei Santorin (Thera) ins Klare zu bringen und die diese Ereignisse betreffenden Nachrichten aus alten und neuen Quellen, zur Lösung der hierüber bisher herrschenden Verwirrung, zusammenzustellen. Außerdem sind zwei Kupfer: Tempel des Apollon Pythios auf Sikinos und Koloß des Apollon auf Naxos, den Briefen beigegeben. In dieser letztern Beziehung wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. noch andere vorhandene Kunstdenkmäler auf den von ihm besuchten Inseln zur sinnlichen Anschauung der Leser gebracht hätte.

Was die „Reisen und Forschungen" von Ulrichs anlangt, so enthält der vorliegende erste Theil die von ihm 1837 und 1838 zu zwei verschiedenen Malen unternommene Reise über Delphi durch Phocis und Böotien bis Theben. Der Verfasser hält dafür, daß er durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Griechenland in den Stand gesetzt sei, in mancher Beziehung zu richtigern Resultaten zu gelangen, als den bisherigen Reisenden möglich war, „welche theils die unvollständige Kenntniß der Landessprache, theils die zu große Eile hinderte, namentlich in Phocis und Böotien gründliche Untersuchungen an Ort und Stelle zu unternehmen", und er hat deshalb die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner beiden obgedachten Reisen, wennschon es nur ein kleiner Theil seiner Reisen und Erfahrungen ist, dem gelehrten Publicum nicht länger vorenthalten wollen. In der Hauptsache erscheint derselbe in dieser Reisebeschreibung als ein Reisender, der, wie er selbst sagt, Griechenland „an seinen steinernen Ruinen wie an einem Leitfaden durchwandelt und erkennt"; d. h. er nimmt vorzugsweise auf das alte Griechenland — wozu er freilich hier besondere Veranlassung hat (Delphi u. s. w.) — Rücksicht, und seine „Reisen und Forschungen" haben daher vorzüglich ein antiquarisches Interesse. Allein dabei schließt er das neue, frische Leben der Gegenwart des Volks und Landes, an und für sich und in den Beziehungen beider zum hellenischen Alterthume, von seinen Betrachtungen und Forschungen keineswegs aus, und zwar um so weniger, je mehr er den innigen, nicht, wie Fallmerayer meint, durch Einwanderungen u. s. w. ganz aufgehobenen oder doch bis fast zur Unkenntlichkeit geschwächten, Zusammenhang zwischen dem neuen und alten Griechenland in Körperbau, Sprache und Sitten des Volks anerkennt. Namentlich hat der Verf., was dankbar bemerkt werden muß, die neugriechische Sprache, die Sprache des Volks in Griechenland, „in welcher viele altgriechische Wörter noch fortleben und manche Wurzelwörter sich finden, die älter sind als die uns bekannte altgriechische Schriftsprache", in den Kreis seiner Mittheilungen gezogen, auch über Sitten des Volks vielfach sich verbreitet. Besonders interessant sind in dieser Beziehung einige, von ihm in den Originalien und in deutscher Übersetzung mitgetheilte neue griechische Volkslieder, welche er zum Theil von alten Hirten am Parnassus und Pindus hörte, sowie die, überhaupt über die Volkspoesie der Neugriechen vielfach aufklärenden Notizen. Er sagt davon selbst Folgendes: „Arachoba (am Parnaß) ist ein Ort, wo das Leben des griechischen Landvolks mit seinen schönern Eigenthümlichkeiten hervortritt. Unabhängig und wohlhabend, mit rüstiger Gesundheit ausgestattet, leben die Arachobiten den Sommer über bald in den luftigen Hochthälern ihre Äcker bestellend und ihre Heerden weidend, bald an den Abhängen des Parnasses ihre Weingärten pflegend. Im Winter, von Schnee umstöbert und von nordischer Kälte umweht, zieht sich jeder an den gemüthlichen Herd zurück. Häufige Festvereinigungen und die lebhafte öffentliche Feier von Hochzeiten und andern, sonst häuslichen Festen, besonders aber die uralte Sitte, in großen Chören zu tanzen und den Takt mit Gesang zu begleiten, machen die Poesie zum Bedürfnisse. Unzählige dichterische Producte keimen wie Frühlingspflanzen auf und gehen wieder unter, während einzelne ausgezeichnete Lieder sich länger erhalten und weiter verbreiten, ohne daß man sich je um den Namen Dessen bekümmert, der sie zuerst sang. Wem ein guter Gedanke, eine tref-

fende Wendung einfällt, setzt sie singend hinzu, und so wächst oft ein Gedicht im Munde des Volks an und erhält eine gerundete und vollendete Form, von der es vielleicht bei der ersten Improvisation ziemlich weit entfernt war.*) Wie von den Homerischen Gedichten, kann man von den neugriechischen sagen, daß ein ganzes Volk an ihnen mitarbeitet und sie zu wahren Volksliedern stempelt; nur fehlt den letztern ein großes Thema, welches die Verknüpfung möglich machen könnte. Wenn ich an Festtagen einen Reigen sehe, in dessen Mitte ein alter Musikant sitzt, der zu einer einfachen Zither Lieder absingt, in die der tanzende Chor einstimmt, so fallen mir unwillkürlich Homer's Worte ein:

— — — — — — der göttliche Sänger
Hielt die geglättete Zither zur Hand, und Allen erregt' er
Sehnliche Lust nach süßem Gesang und untadligem Tanze.

Die für unser Ohr eintönigen und misklingenden Melodien der Neugriechen dürfen uns nicht verleiten, daraus auf die Worte des Gesungenen einen unvortheilhaften Schluß zu ziehen. Dem Griechen gefallen seine Weisen, und der Inhalt eines Liedes, wie auch immer die Musik sein mag, versetzt ihn oft in die tiefste Rührung, sodaß Sänger und Zuhörer sich der Thränen nicht enthalten können. Am beliebtesten ist ein tragischer Stoff und die meisten Volkslieder sind wahre Tragudia. Alte Hirten, die nicht mehr im Stande sind, den Heerden auf die Höhen zu folgen, pflegen den Rest ihres Lebens zum Theil damit zu fristen, daß sie an Sonn- und Festtagen der tanzenden oder sich lagernden Menge ihre Lieder vorsingen."

Was im Einzelnen die oberwähnte antiquarische Seite der vorliegenden Reise von Ulrichs anlangt, so sind es besonders die Beziehungen zur alten Geographie, die noch vorhandenen Alterthümer oder deren Spuren, ferner Inschriften u. s. w., womit der Verf. sich beschäftigt und wodurch er so Manches in den alten Schriftstellern in Ansehung der Lage einzelner Örter und besonders ausgezeichneter Gebäude u. dgl. aufklärt und unsere Kenntniß vom alten Griechenland in Bezug auf die betreffenden Landestheile vermehrt. Dies gilt nun namentlich von Delphi, wennschon seitdem die Untersuchungen O. Müller's im Sommer 1840, die leider! dessen frühen Tod ohne Zweifel herbeigeführt haben, noch manches Neue zu Tage gefördert und aufgeklärt haben mögen. Von Interesse sind in dieser Hinsicht zwei, den „Reisen" von Ulrichs beigegebene Pläne: das alte Delphi, ergänzt nach den vorhandenen Ruinen von Letzterm selbst, und Ruinen von Delphi, aufgenommen und gezeichnet vom Regierungsarchitekten Laurent (aus Dresden). Nicht minder gewähren die Mittheilungen von Ulrichs unter andern Gegenständen, die hier besonders nicht erwähnt werden können, namentlich auch Aufschluß über die vielfach besprochenen Katabothren des kopaischen Sees in Böotien.**) Im Allgemeinen ist zwar nicht zu verkennen, daß die „Reisen und Forschungen" von Ulrichs einen viel gelehrtern Anstrich haben, als die „Reisen" von Roß; indeß wird Jeder, der sich für das alte Hellas in dem neuen Griechenland wahrhaft interessirt, durch den gelehrten Ballast, den die erstern überdies stets in besondern Anmerkungen zu den einzelnen Capiteln mit sich führen und der übrigens als gewöhnlicher Ballast keineswegs gelten kann, nicht abschrecken lassen, auch mit Ulrichs durch einen besonders interessanten Theil des griechischen Festlands forschend zu wandern, zumal die Darstellung auch hier eine angenehme und lebendige, nichts weniger als trockene ist.

Wir sehen dem zweiten Theile beider Reisebücher von Roß und Ulrichs baldigst entgegen. 17.

---

*) Hieraus läßt es sich auch erklären, daß in den Sammlungen neugriechischer Volkslieder von Fauriel u. A. manche derselben in verschiedenen Formen, bald kürzer, bald länger, bald als ein Ganzes, bald unvollendet, und mit mannichfachen Modificationen sich finden.

**) Über diese kopaische Seebene, die von den ersten Herbstregen an von Wasser bedeckt, dagegen wiederum mit dem Frühlinge und dem Vertrocknen der Winterbäche trocken wird, hörte Ulrichs unter dem Landvolke folgende Sage: Ein alter König herrschte einst über die ganze Ebene, die völlig trocken war, da die Gewässer sich durch die Katabothren (unterirdische, nach dem Meere führende Abflüsse) verliefen. Er besaß zahllose Heerden und [illegible] schöne Dörfer, die dort standen, wo jetzt in den Sümpfen Rohr wächst und im Winter ein weiter See steht. Als er sein Ende herannahen fühlte, vertheilte er seinen Reichthum unter seine zwei Söhne. Dem einen gab er die Äcker, dem andern die Heerden. Nach der Zeit begab es sich, daß ein heftiger Frost und Schneegestöber plötzlich alles Vieh vernichtete. Der verarmte Bruder kam zum reichen und bat um einen Antheil an seinem Überflusse. Dieser wies ihn schnöde von seiner Thüre hinweg. Der Hirt ersann eine schreckliche Rache. Er verstopfte heimlich die Katabothren, und als der Winterregen kam, verliefen die Gewässer sich nicht mehr. Der See stieg und die schönen Dörfer gingen alle in den Wellen unter.

Historische Miscellen.

Die Furcht vor Alba's Grausamkeit vermochte schon vor dessen Ankunft in den Niederlanden 100,000 Menschen ihren Aufenthalt in andern Ländern zu suchen, und 20,000 folgten diesem Beispiele, nachdem (1568) der Herzog angelangt war und sein tyrannisches Regiment begonnen hatte. Nach der Erzählung einiger Geschichtschreiber wurden so 100,000 Häuser von ihren Einwohnern verlassen, viele der vornehmsten Städte wurden merklich leerer und einige kleinere Städte und ganze Dörfer völlig verödet. Viele von diesen Flüchtlingen gingen nach England, wo ihnen Elisabeth Schutz gewährte, deren Staaten sie durch ihren Kunstfleiß bereicherten, während Philipp's Lande verarmten. Daher läßt Schiller im „Don Carlos" (3. Act, 8. Auftritt) den Marquis Posa zum Könige so wahr als schön sagen:

Schon flohen Tausende
Aus ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
Den sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster. Mit offnen Mutterarmen
Empfängt die Fliehenden Elisabeth.
Und furchtbar blüht durch Künste unsers Landes
Britannien. Verlassen von dem Fleiß
Der neuen Christen liegt Granada öde
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlagnen Wunden sich verbluten.

Der Magistrat von Antwerpen hatte dem Herzog von Alba 1568 eine Bittschrift übergeben, worin er sich für einige von den Inquisitoren ins Gefängniß gelegte Bürger verwendete. Darauf antwortete der Herzog: die Thorheit des Magistrats, sich für Ketzer zu verwenden, befremde ihn nicht wenig; wenn derselbe künftig nicht klüger verführe, so solle er Ursache haben, solches sich gereuen zu lassen; denn er dürfe sich versichert halten, daß er, der Herzog, sämmtliche Magistratsglieder hängen lassen würde, um Andere von ähnlicher Verwegenheit abzuschrecken.

Der Feldherr der Niederländer La Noue wurde 1580 von den Spaniern gefangen. Den Staaten schmerzte der Verlust dieses talentvollen Offiziers ungemein und sie erboten sich, ihn für den von ihnen zu Gefangenen gemachten Grafen Egmont (den abtrünnigen Sohn des auf dem Blutgerüste gestorbenen Grafen Egmont) und den Baron von Selles auszuwechseln. Aber der spanische Oberfeldherr, Prinz Alexander Farnese von Parma, gab eine abschlägige Antwort dahin: er würde niemals einen Löwen für zwei Schafe geben. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 292. — 19. October 1841.

Daunou.

Dieser edle und gelehrte französische Staatsmann und Akademiker ist im vorigen Jahre hochbejahrt gestorben. Sein thätiges Leben verdiente umständlich erzählt zu werden. Dies hat neulich der Deputirte und Rath am königl. Gerichtshofe zu Paris A. H. Taillandier in einem bei Didot schön gedruckten Bande („Documents biographiques sur P. C. F. Daunou") gethan. Der Verf. war der Vollzieher des letzten Willens Daunou's, und hatte als solcher Gelegenheit und Pflicht, die Papiere des Verstorbenen zu untersuchen. Dieser Documente hat er sich zu seiner biographischen Notiz bedient und außerdem aus den vielen herausgegebenen Schriften des Verstorbenen manches Erhebliche angeführt.

Daunou war der Sohn eines Wundarztes zu Boulogne; seine gelehrte Bildung verdankte er den Oratorianern, einem halbgeistlichen Orden, aus welchem viele gelehrte Männer hervorgegangen sind, da es nichts Seltenes war, Oratorianer das gemeinschaftliche Leben verlassen und wieder unter die Laien zurückkehren zu sehen, entweder um sich dem Unterrichte zu widmen, oder um einen andern Stand zu wählen. Fouché war ein Oratorianer gewesen; auch er verließ das Oratorium wie Daunou, als die einbrechende Revolution alle ihre Kraft fühlenden Männer in Anspruch nahm. Zuvor hatte sich Daunou in einigen Preisbewerbungen ausgezeichnet. Die Akademie zu Nismes krönte seine Preisschrift „Über den Einfluß des Dichters Boileau", dessen Werke Daunou späterhin in einer vollständigen Ausgabe herausgab; diese wird noch jetzt wegen der kritischen Anmerkungen und der Correctheit des Textes als eine der besten Ausgaben der Boileau'schen Werke angesehen. Eine Preisschrift zu Beantwortung der von der berliner Akademie aufgestellten Frage über die Grundlagen des älterlichen Ansehens über die Kinder im Naturstande bekam zwar nicht den Preis — dieser wurde Villiaume zuerkannt —, wol aber das Accessit. Formey, als immerwährender Secretair der Akademie, meldete ihm die Entscheidung derselben 1788 und setzte hinzu, es habe wenig daran gefehlt, daß man ihm den Preis zuerkannt hätte. „Sie sind jung", fuhr der alte Formey fort, „und thun alle ersten Schritte in einer Laufbahn, dessen Ende ich zu meinem Erstaunen noch nicht erreicht habe, obschon ich beinahe mein 77. Jahr vollendet habe. Aber meine geistigen Fähigkeiten sind, Gott sei Dank! unversehrt, und mir bleibt die Leichtigkeit zu arbeiten übrig, welche mir eine Gewohnheit von 12 Lustris verschafft hat. Möchten Sie sich in einem halben Jahrhundert Dasselbe sagen und sich alsdann meines Wunsches erinnern!"

Dieser Wunsch ist auch, wie Taillandier bemerkt, in Erfüllung gegangen; denn 1838, also 50 Jahre nach Formey's Schreiben, hat Daunou als immerwährender Secretair der Akademie der Inschriften eine Lobrede auf Silvestre de Sacy gehalten, die als Muster des Styls und der Gedanken gerühmt zu werden verdient.

Diesem Denker wurde es zu enge zwischen den Mauern des Oratoriums, als Hand an die allgemeine Reform der Staatsverfassung gelegt wurde. Im Sept. 1789 hielt er eine Rede oder Predigt in der Kirche des Oratoriums zu Paris über die Vaterlandsliebe, bei Gelegenheit der Todtenfeier zu Ehren der beim Angriffe der Bastille Gefallenen; im folgenden Jahre hielt er andere Reden bei patriotischen Festen zu Montmorency, wo die Oratorianer auch eine Anstalt besaßen. Sobald die Assemblée constituante ihre Arbeiten begann, war Daunou bereit, außerhalb derselben Antheil an ihren Reformen zu nehmen. So schrieb er eine Abhandlung über das Verhältniß, worin die Religion zum Staate stehen soll, dann eine andere zu Gunsten der Civilverfassung des geistlichen Standes, gegen welche von so vielen Geistlichen in der Folge heftig geeifert wurde. Auch das Oratorium, wozu er gehörte, sollte umgewandelt werden; viele seiner Mitbrüder hatten denselben Wunsch; sie gaben zusammen eine Zeitschrift unter dem etwas sonderbaren Titel „Bulletin der Patrioten des Oratoriums" heraus. Als bald darauf alle geistlichen Orden und sonstigen Anstalten aufgehoben wurden, wollten ihn einige constitutionnelle Bischöfe zu ihrem Generalvicar ernennen; er nahm die ihm vom pariser Bischofe angebotene Ernennung zum Metropolitanvicar und zum Seminardirector an. Dies geschah 1791. Mitunter entwarf er ein Staatsgesetz über das öffentliche Erziehungswesen und bewarb sich um den Preis der von Abbé Raynal bei der lyoner Akademie aufgegebenen Frage: „Welche Wahrheiten und Gesinnungen ist es am wichtigsten, den Menschen zur Beförderung ihres Glückes einzuflößen?" Er bekam den Preis; durch einen sonderbaren

Zufall hatte er hier den noch unbekannten Bonaparte zum Mitbewerber. Napoleon hat sich in der Folge, wie Lascases wenigstens im „Mémorial de Sainte-Hélène" versichert, gerühmt, er habe den Preis davon getragen. Dies ist aber nicht der Fall, und wenn Napoleon wirklich so etwas gesagt hat, so muß er entweder die Sache vergessen oder sich einen unverdienten Ruhm haben beilegen wollen. Seine Abhandlung ist nach einer bei seinen Brüdern befindlichen Abschrift 1826 vom General Gourgaud zu Paris gedruckt worden. Es ist, wie Taillandier bemerkt, eine höchst mittelmäßige Arbeit. Was Daunou's Preisschrift betrifft, so wünschte ihm Abbé Raynal Glück dazu, daß er der Erwartung des Preisstifters so völlig entsprochen habe.

Im Sept. 1792 ernannte das Departement des Pas-de-Calais Daunou zum Mitgliede des Nationalconvents. Den geistlichen Stand hatte er völlig aufgegeben und zeigte sich von nun an als eifriger, aber nicht als fanatischer Republikaner. Hiervon legte er sogleich bei dem Criminalprocesse wider Ludwig XVI. auffallende Proben ab. Er widersetzte sich mit Kraft dem Beginnen dieses heillosen Processes, verneinte die Befugniß des Nationalconvents, und als dieses nicht half, ließ er Betrachtungen über den Proceß drucken und zeigte in Reden und Flugschriften, wie durch das Verfahren wider den letzten König alle Rechte eines Franzosen verletzt und bei Seite gesetzt würden. Als zuletzt über das Todesurtheil abgestimmt wurde, ließ sich Daunou durch die heftigen Äußerungen der Deputirten und des zuhorchenden Volkes nicht im mindesten erschüttern und stimmte gegen die Hinrichtung. Dieses Verfahren hätte ihm in der Folge die Gewogenheit der den Thron steigenden Brüder Ludwig's XVI. erwerben sollen. Sie nahmen ihm aber seine Ämter, indessen Fouché, sein ehemaliger Mitbruder, welcher für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hatte, zum Minister erhoben worden war. Freilich entledigten sie sich dieses Mannes, als sie ihn nicht mehr brauchen konnten.

Von nun an nahm Daunou an den Staatsgeschäften des Nationalconvents lebhaften Antheil, besonders was die Staatsverfassung und das Unterrichtswesen betraf. Der „Moniteur" enthält seine vielen Berichte und Reden, über welche wir uns hier nicht weiter auslassen können. Er blieb stets der Verfechter der wahren Grundsätze der bürgerlichen Freiheit; als daher die Jakobiner im Convente obsiegten, mußte ihnen ein Mann, welcher keine Gewaltthätigkeit dulden wollte, verhaßt werden. Er wurde mit vielen seiner Collegen verhaftet und blieb im Gefängnisse bis zum Sturze Robespierre's. Dann trat er wieder in den Convent ein und wurde zum Secretair und späterhin zum Präsidenten gewählt. Er half die neue Verfassung und die Organisation des Unterrichtswesens vorbereiten. Als die Verfassung in Wirksamkeit gesetzt worden war, wurde er von 27 Departements Frankreichs zum Mitgliede des Rathes der 500 erwählt. Auch hier widersetzte er sich mit Nachdruck allen Gewaltthätigkeiten und drang auf die Achtung für alle gesetzlichen Rechte der Staatsbürger. Die Errichtung des Nationalinstituts an der Stelle der eingegangenen Akademien war zum Theil sein Werk. Mit Recht wurde er zum Mitgliede der dazu gehörenden Classe des moralischen und politischen Faches ernannt. Er führte den Vorsitz bei der Inauguration des Instituts in Gegenwart des Directoriums und der andern Staatsbehörden. Da er zufolge des Gesetzes zu dem Drittel gehörte, welches nach Verlauf des bestimmten Zeitraumes aus dem Rathe der 500 scheiden mußte, so ernannte ihn das Directorium zum Bibliothekar des Pantheons (der ehemaligen St.-Genovefenbibliothek). Talleyrand, welcher sich schlau aus der Fremde wieder in Frankreich eingefunden und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte ernennen lassen, bot Daunou das Amt eines Generalsecretairs seines Ministeriums an, wobei er ihm Freundschaft und gänzliches Zutrauen versprach. Daunou ließ sich durch diese Anerbietungen nicht verblenden und wollte lieber Bibliothekar bleiben. Seine Meinungen über die Staatsangelegenheiten fuhr er fort in verschiedenen Zeitschriften zu äußern. Auch versuchte er mit andern Gelehrten das durch die Revolution unterbrochene alte „Journal des savants" wieder fortzusetzen. Als dem General Hoche eine patriotische Todtenfeier gehalten werden sollte, bezeichnete das Nationalinstitut Daunou zum öffentlichen Redner bei dieser feierlichen Gelegenheit. Frau von Staël schrieb ihm einen belobenden Brief über die von ihm auf dem Marsfelde gehaltene Lobrede und suchte ihn in ihren Salon zu ziehen. Daunou ist aber niemals ein fleißiger Besucher der pariser Salons gewesen, sondern hat immer die Einsamkeit seines Studirzimmers allen großen Gesellschaften vorgezogen. Der Umgang mit schätzenswerthen Männern blieb ihm jedoch stets lieb und theuer. Er gehörte zu einem Vereine von Denkern, worunter sich auch Benjamin Constant befand, welche dreimal im Monate zusammen speisten und sich über politische und philosophische Gegenstände unterhielten. Der Verein löste sich 1802 auf, da er dem argwöhnischen ersten Consul verdächtig wurde.

Nachdem die französische Republik den Papst abgesetzt und sich der Stadt Rom bemächtigt hatte, wurde Daunou zum Mitgliede der Commission ernannt, welche die neue römische Republik organisiren sollte. Er war es, welcher die Verfassung für dieselbe entwarf; er verhinderte auch die Versteigerung der päpstlichen Privatbibliothek und suchte aus derselben die seltensten Bücher für die öffentlichen pariser Bibliotheken aus; besonders bedachte er seine Pantheonsbibliothek. Da nun 1815 der Papst seine Bücher wieder foderte, gab die königliche Bibliothek das Erhaltene zurück. An die Pantheonsbibliothek wurde nicht gedacht und sie behielt, was ihr Daunou vormals mitgetheilt hatte. In der Folge mußte er auf Napoleon's Geheiß wieder nach Rom reisen und aus dem Archiv des Vaticans die wichtigsten Acten aussuchen; sie wurden dem pariser Staatsarchive einverleibt, von wo sie 1815 wieder nach Rom gebracht worden sind. Daunou hatte sie als Archivar unterdessen zu seiner von Napoleon bestellten Arbeit über die weltliche Herrschaft der Päpste benutzt; einem Werke, welches bekanntlich mehre Auflagen gehabt hat,

wovon aber die während der Restauration erschienene elendig verstümmelt worden ist.

Bei seiner ersten Rückkunft in Frankreich wurde er abermals zum Mitgliede des Rathes der 500 erwählt und widersetzte sich, wie immer, allen eigenmächtigen und ungesetzlichen Verfügungen. Siéyes wollte ihn dazu bewegen, das Directorium über den Haufen zu stürzen. Daunou blieb unerschütterlich, und als Bonaparte demselben ein Ende gemacht hatte, mußte Daunou die neue Verfassung ausarbeiten helfen, hatte deshalb häufige Unterhaltungen mit Bonaparte und Siéyes, vertheidigte aber immer gegen den ersten Consul die Grundsätze der gesetzlichen Freiheit. Dies war Schuld, daß er nicht zum dritten Consul ernannt wurde, wie es Bonaparte anfangs willens war. Jedoch ernannte er ihn zum Staatsrathe. Daunou schlug die Stelle aus, ließ sich jedoch zum Mitgliede des Tribunats erwählen, wo er gleich anfangs zum Vorstande erhoben wurde. Das Tribunat wollte ihn als Senator vorschlagen; dies wurde aber auf Bonaparte's Anstiften hintertrieben, der Daunou zwar hochschätzte, aber ihn auch als einen unbiegsamen Republikaner kannte, auf welchen weder Drohungen noch Versprechungen wirkten. Der erste Consul legte ein solches Gewicht auf die Nichterwählung Daunou's zum Senator, daß er nachdrücklich sagte, er würde das Vorschlagen dieses Candidaten durch das Tribunat als eine persönliche Beleidigung betrachten. Daunou's Freunde wurden aus dem Tribunate entfernt, Daunou selbst traf diese ungerechte und despotische Maßregel. Er ließ nun Bonaparte nach Belieben schalten und beschränkte sich auf sein Bibliothekaramt und seine gelehrten Arbeiten. Jedoch ernannte ihn Bonaparte zum Staatsarchivar, eine Stelle, in welcher der ehrgeizige erste Consul nichts von dem unlenksamen Republikaner zu befürchten hatte. Dieser hatte sich als Tribun der Einrichtung der Ehrenlegion widersetzt. Als diese dennoch eingerichtet worden war, wollte ihn die Regierung zum Mitgliede ernennen. Zweimal schlug Daunou die Ehrenbezeigung ab. Erst 1810, als nochmals in ihn gedrungen wurde, nahm er sie an. Als Kaiser hatte ihn Napoleon, ohne ihn davon zuvor zu benachrichtigen, zum Büchercensor ernannt. Das war kein Amt für einen Freiheitsmann; Daunou wies die Ernennung ab, konnte aber niemals bewirken, daß der „Moniteur", welcher die Ernennung angekündigt hatte, auch seine Weigerung meldete. Des Kaisers Eroberungen hatten das Archiv außerordentlich vermehrt und bereichert. Die Anordnung so vieler fremdartiger Documente war eine wichtige Arbeit für den Vorsteher des Archivs; er entwarf damals ein systematisches Schema der Abtheilungen desselben, das 1811 erschien.

Die Restauration hatte ihre fanatischen Freunde, welche es Daunou nicht vergeben konnten, daß er, ein ehemaliger Priester, seinen Stand verlassen und ein Republikaner geworden war. Der edle Daunou wurde von ebendemselben Minister, Vaublanc, abgesetzt, den er ehemals, während der Schreckenszeit, beschützt und gerettet hatte. Er lebte nun in der Stille, arbeitete als Akademiker und wurde auch von Staatsmännern bei mehren wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, unter Andern bei dem Vorhaben einer Vermählung des Herzogs von Berri mit einer russischen Großfürstin, da er die Frage zu erörtern hatte, ob die Heirath eines Katholiken mit einer Prinzessin griechischer Religion thunlich sei, welches er bejahend beantwortete. Man ernannte ihn zum Professor der Geschichte am Collége de France und die Wähler sendeten ihn als ihren Repräsentanten zur Deputirtenkammer. Hier stimmte er fast immer mit der liberalen Opposition. Eine wichtige Arbeit, die er in jener Zeit verfertigte, ist sein Versuch über die verfassungsmäßigen Bürgschaften der Freiheit und Rechte der Staatsbürger, eine Schrift, welche in mehre fremde Sprachen übersetzt worden ist.

Nach der Julirevolution bekam er seine Archivarstelle wieder, worauf er seine Professorstelle aufgab. Er wurde abermals zum Deputirten gewählt und in der letzten Zeit erhob ihn die Regierung zur Pairswürde. Die Akademie der Inschriften hatte ihn nach Silv. de Sacy's Tode zum immerwährenden Secretair erwählt, auch hatte er seit Wiederbeginnen des „Journal des savants" 1816 die Aufsicht über die Redaction übernommen. Außerdem lieferte er, seines hohen Alters ungeachtet, noch manche gelehrte Aufsätze, welche, wie Alles, was er schrieb, in einem vollkommenen Style abgefaßt sind. Im Juni 1840 starb er, nachdem er sich ruhig zum Tode vorbereitet und verordnet hatte, daß sein Leichnam ohne alles Gepränge und ohne zur Kirche gebracht zu werden, wie es in Paris üblich ist, am frühen Morgen zur Erde bestattet werden sollte. Er ist einer der wenigen Männer, welche durch keine Revolutionen, durch keine Weltbegebenheiten sich von der Bahn haben ablenken lassen, die ihnen ihr Gewissen als die richtige vorgezeichnet hatte. Wie viele Männer haben sich in Frankreich theils durch den Schrecken einschüchtern, theils durch Ämter, Macht und Ehren bestechen lassen und sind ihren ersten Grundsätzen treulos geworden? Daunou blieb sich immer gleich, im Nationalconvente, im Rathe der 500, im Tribunate, in der Deputirten- und in der Pairskammer, und weder Jakobiner, noch Napoleon, noch Ultraroyalisten, noch Julirevolution haben das Geringste an seinen Gesinnungen geändert. Er hat stets für sein Vaterland eine gesetzmäßige Freiheit verlangt und sich, wenn er dazu berufen war, Allem, was diesem widerstrebte, unerschütterlich widersetzt, von wem auch der Vorschlag dazu herkommen mochte. G. B. Depping.

Mancherlei.

Die Bettine — um sie gleich ihr selbst mit dem Artikel zu schreiben — ist eine Poesie ohne Versmaß und Reim, d. h. ohne einengende Bande, ohne gesetzliche Folge und Entwickelung der Gedanken, freie Phantasie und Empfindungserguß. Sie schwimmt gleichsam im Ocean des geistigen Seins, läßt die Welt desselben über sich hinstürzen, richtet den Blick auf dessen Tiefe und auf die Sterne über ihm — nur kein Ufer, kein Feststehen, kein Gehen mit gleichmäßigem Schritt. Ihr ist dieses zuwider, wie Seefahrern, als eine Sache der Landratten, oder auch der Philister; sie ist ihrer Undinennatur und

Schwimmkräfte sich bewußt, die Leute am Ufer verlachend, auch mit dem Freunde und der Freundin, welche sie sich unter den Landratten erwählt, gar nicht einig; denn beide vergnügen sich zwar an ihrem Schwimmen, thun es ihr aber nicht nach, lieben das Stehen und Gehen, suchen in der Poesie wie im Leben festen Grund. Daher streift das farbige Gedankenspiel der Undine zuweilen an Narrheit und Wahnsinn, ergreift jedoch mit Bedeutsamkeit das Gemüth, wie alles Denkschwimmen der Menschen und der Anblick des Meeres selber. So werden denn die Stehenden und Gehenden unserer Welt weniger mit ihr zufrieden sein als die Schwimmenden — denen sie ihre Briefe an die Günderode hätte zueignen sollen, nicht blos den Studenten, als einigen Schwimmern —, weniger Franzosen und Engländer als die Deutschen, welche letztere von jenen durch schlechter geformte Beine sich unterscheiden. Ist nun unsere deutsche Gegenwart in mancherlei Schwimmen begriffen, so wird auch das poetische der Undine ihres Beifalls sich erfreuen, selbst des Philosophischen, der an Schwimmsystemen sich ergötzt, von denen Bettina meint, sie ständen, und deshalb sie verabscheut, während doch durch eine prästabilirte Harmonie oft ihr poetisches Schwimmen mit dem philosophischen überraschend zusammentrifft. Kommt ein rechter Steher und Geher, umgibt sich wol gar mit Kritik, Geschichte, Consequenz, gesundem Menschenverstand, so taucht sie unter und verschwindet, er aber spricht mit Gervinus: „gefalle dieses, wo Flitter für Gold, Funke für Flamme gelte, wo Ueberspannung Geist, Traum Leben heißt, wo das Barocke und Sonderbare genial, wo Abstechen (Schwimmen, Plätschern, Sprützen) Schönheit ist." Ihm ließe sich antworten, auch ohne den Werth des Stehens und Gehens zu verkennen: „Flitter und Funke werde so gut gesehen als Gold und Flammen, der Geist wohnet in Spannungen, zum Leben gehört der Traum, das Geniale erscheint häufig in barockem und sonderbarem Gewande, und Schönheit bildet immer einen Abstich gegen die Masse von Alltagsgesichtern."

Philosophie ist Epidemienlehre der Geister. Nur daß umgekehrt wie bei Epidemien der Körperwelt hier nicht die Lehre aus der verbreiteten Krankheit und der Ansteckung, sondern die Ansteckung und Krankheitsverbreitung aus der Lehre hervorgeht und Philosophie, welche Heilmittel an die Hand geben sollte, gerade für den Zeitgeist und dessen Richtungen als Miasma der allgemeinen Ansteckung betrachtet werden darf. Wer doch für Geisterluft ein sicheres, auf den ganzen Umfang der Atmosphäre wirkendes Reinigungsmittel finden oder erfinden könnte! — Ein solcher Mensch wäre Gott. 50.

Bibliographie.

Belani, H. E. R., Georginen. Novellen, Novelletten und Humoresken. 2 Theile. — Auch u. d. T.: Schön-Täubchen nebst andern Novellen und Humoresken. — Der Liebe Täuschung nebst andern Novellen und Humoresken. 8. Leipzig, Taubert. 1842. 3 Thlr.

Bernard, C. de, Jung und Alt. Aus dem Französischen von Fr. Steger. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Creutzwieser, Dichtungen epischer, episch-lyrischer und elegischer Gattung. Gr. 8. Königsberg, Theile. 1 Thlr.

Dellarosa, L., Drahomira mit dem Schlangenringe, oder: Die nächtlichen Wanderer in den Schreckensgefängnissen von Karlstein bei Prag. Eine Schauergeschichte aus Böhmens grauer Vorzeit. Original-Ausgabe. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 1842. 20 Gr. (16 Gr.)

— — Dunkan der Höllendrache, oder: Die gespenstige Felsenmutter auf Gutenstein. Volksmährchen aus Böhmens ältester Vorzeit. Original-Ausgabe. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Dingelstedt, F., Heptameron. Gesammelte Novellen. 2 Bände. Gr. 12. Magdeburg, Baensch. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

G. v. G., Der Bischof, seine Freunde und Ich. Ein Büchlein für Protestanten. Mit einem Inhaltsverzeichnisse. 8. Leipzig, Schreck. 10 Ngr. (8 Gr.)

Günther, F., Romanzen und Balladen. 8. Leipzig, Leo. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Heller, R., Novellen aus dem Süden. 1ster, 2ter Band. 8. Altenburg, Pierer. 1841, 42. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 Gr.)

Herloßsohn, Zeit- und Lebensbilder. Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen. 5ter Band. — Auch u. d. T.: Schmetterlinge. Eine Neujahrsgabe für 1842. 8. Leipzig, Taubert. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Hoffmann, von Fallersleben, Unpolitische Lieder. 2ter Theil. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Iris. Taschenbuch für das Jahr 1842. Herausgegeben von J. Graf Mailáth. 3ter Jahrg. Mit 6 Stahlstichen. Gr. 12. Pesth, Heckenast. 2 Thlr. 25 Ngr. (2 Thlr. 20 Gr.)

Köhler, L., Der neue Ahasver. Ein Gedicht. 8. Jena, Mauke. 20 Ngr. (16 Gr.)

Mannbach, J. A., Adelmar von Rauhenstein, oder: das Blutbad im Helenenthale bei Baden. Schauer-Sage aus der österreichischen Vorzeit. Gr. 12. Leipzig, Einhorn. 1 Thlr.

Drei Monate in Paris. Briefe eines Idioten an einen alten Waffenbruder. Gr. 12. Dresden, Naumann. 20 Ngr. (16 Gr.)

Mühlbach, L., Novellettenbuch. 1ster Theil. 8. Altona, Hammerich. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Pfyffer zu Neueck, J. J. X., Die Mordnacht von Luzern. Novelle. Mit IV Kupfern. 8. Basel, Schabelitz. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Philalethus, Dr. David Friedrich Strauß christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe der modernen Wissenschaft allgemein faßlich dargestellt. 1ster Band. Gr. 8. Konstanz, Glükher. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Raupach, E., Corona von Saluzzo. Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1840. 1 Thlr.

— — Cromwell. Eine Trilogie. 1ster Theil: Cromwell, General. — Auch u. d. T.: Die Royalisten oder Cromwell, General. Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

— — Die Schule des Lebens. Schauspiel in fünf Aufzügen nach einer alten Novelle. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 25 Ngr. (20 Gr.)

— — Themisto. Eine Tragödie in fünf Acten. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1840. 25 Ngr. (20 Gr.)

Schoppe, Amalie, Myosotis. Erzählungen und Novellen. 2 Bände. — Auch u. d. T.: Helene von Tournon. König Robert. Die Freundschaftsprobe. Drei Erzählungen. — Peter Schöffer. Eine einfache Geschichte. Zwei Erzählungen. 8. Leipzig, Taubert. 1842. 3 Thlr.

Schreiber, F., Das blutende Herz von Christburg. Historischer Roman aus Preußens Vorzeit in zwei Theilen. 8. Meissen, Goedsche. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Seyffarth, W., Briefe aus London. 1ster Theil. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Straube, E., Der Krüppel von Verona. Historische Novelle aus dem letzten Viertel des XVII. Jahrhunderts. 2 Bände. Gr. 12. Leipzig, Einhorn. 1842. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Wangenheim, F. Th., Die Seelenverkäufer. Nach Thatsachen unserer Tage, historisch romantisch dargestellt. 3 Bde. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 3 Thlr. 20 Ngr. (3 Thlr. 16 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 293. —— 20. October 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Wir haben uns bereits im ersten Artikel dieser Bücherschau über die Stellung der heutigen Dramendichter zur Poesie als Kunst und zur Gesammtliteratur so deutlich ausgesprochen, daß uns bei der Fortsetzung unserer Revue im Allgemeinen nur ein Rückblick und eine Hindeutung auf das früher Gesagte nothwendig erscheint. Die Früchte auf diesem Felde sind ungeachtet ihrer Mannichfaltigkeit einander doch zu ähnlich, um zu tieferer Betrachtung aufzufodern, und vergleichen wir sie mit den bereits glücklich in die kritische Scheuer eingeführten, so müssen sie uns sogar dürftig, armselig, zuweilen gehaltlos erscheinen. Man hat viel leeres Stroh zu dreschen, bevor man wieder einmal die angenehme Musik springender Körner um sich hört. Wir sammeln gewissenhaft und sorgfältig den Ertrag dieser Arbeit und schieben das Stroh geduldig sanft bei Seite, wenn es auch vielleicht besser wäre, es zu einem Brandopfer aufzuhäufen und anzuzünden den Poeten zu einem süßen Geruch.

15. Rinow, Arkonas König. Dramatisches Gedicht in vier Abtheilungen von Karl August Menzel. Berlin, Posen und Bromberg, Mittler. 1840. Gr. 8. ⅔ Thlr.

Alf, König von Arkona, hat sich vieler Verbrechen schuldig gemacht und kann, von Gewissensbissen gefoltert, nirgend mehr Ruhe finden. Er ruft die Naturkräfte zu Hülfe, deren Bändigung und Leitung sein Oberpriester sich rühmt. Die Sterne und die prophetischen Worte einer von dem Oberpriester beschworenen Frauengestalt sollen ihm sein Schicksal verkünden. Der Priester willfahrt Alf's Begehren, allein nur um Rache an dem König zu nehmen, weil dieser sich gegen seine geistliche Macht auflehnt. Zu diesem Behufe spielt Matha, eine verstoßene Geliebte des Königs, die Rolle der Prophetin und weissagt dem Entsetzten schlimme Dinge und zuletzt den Untergang Arkonas durch die Fluten des Meeres. Alles dies wird in einer Art lebender Bilder dargestellt, in denen Alf seine ganze Vergangenheit nochmals vor seinen Augen vorübergehen sieht. So erscheinen ihm denn Matha und ihr Sohn Rinow, die Alf beide umbringen ließ oder umzubringen befahl, um sich die Herrschaft zu sichern. Allein Rinow lebt, verläßt Rügen, kehrt später zurück und erringt sich die Gunst des Königs, der seine Unterthanen willkürlich knechtet. Dies verursacht endlich einen Aufstand, wobei Alf durch Rinow, seinen Sohn, umkommt. Rinow wird König. Da nahen die Dänen, um Rügen zu erobern, der junge König zieht in die Schlacht, nachdem er sich vorher an der Leiche seiner jungen Braut, Wala, den Unterirdischen geweiht. Hat diese Composition einigen Werth, so liegt er allein in den meistens recht guten Versen und in der kräftigen Sprache, die wol für einen bessern Stoff hätte aufgespart werden sollen. Denn diese vier Abtheilungen, in welche Hr. Menzel sein Drama zerfallen läßt, sind in der beibehaltenen Fassung nicht geeignet, seinen Personen dramatisches Leben einzuhauchen. Alle Personen handeln immer nur für sich allein und treten, sobald sie mit ihrer Rolle fertig sind, ab. Das Stück hat durchaus keine Verwickelung und das Wenige, was davon da ist, hat der Verf. ganz von der Hand gewiesen. Was dieser Rinow soll und will begreift Niemand, noch weniger weshalb Alf so viele Frevel begangen hat, warum Wala stirbt und wie das Stück damit endigen kann. Genug, dieses sogenannte Drama ist abermals ein Beweis, wie unsere heutigen Poeten einen Einfall poetisch zu gestalten pflegen und welche abscheuliche Begriffsverwirrung, welche Unkenntniß aller Dramaturgie unter diesen Leuten herrscht. Von der Charakterzeichnung ist ebenfalls wenig Gutes zu sagen, denn entweder toben und fluchen seine Figuren, oder sie seufzen und schwärmen. Unter jenen zeichnet sich vorzugsweise Matha aus, die beständig Gift, Dolch, Pest und ähnliche Kraftworte im Munde führt. Bei einem Weibe, selbst einem rachedürstenden, wird solch beständiges Fluchen und Toben widerlich.

16. Edzard der Große. Historisches Schauspiel aus der Geschichte Ostfrieslands in fünf Aufzügen von C. A. Beinhöfer. Emden, Rakebrand. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Das ist eine Particulargeschichte, kein Drama; denn der fleißige und äußerst wohl unterrichtete Verf. erläßt uns kein noch so minutiöses Detail in dem interessanten, gefahrvollen Leben des ostfriesländischen Grafen und reiht die einzelnen Ereignisse wie Perlen an eine Schnur, ohne im geringsten die Gesetze der dramatischen Kunst dabei zu berücksichtigen. Und so kommen wir denn abermals auf unsere schon so oft wiederholte Klage zurück, daß unsere Dramendichter dichten wollen und es auch thun, ohne zu wissen, was dichten heißt. Eine specielle Angabe des Inhalts würde zu weit führen, deshalb sei nur gesagt, daß in diesem Schauspiele die Kämpfe Edzard's mit seinen Gegnern Herr Omken, Häuptling von Esens und Wittmund, und dem Herzoge Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel abgehandelt werden. Es geschieht das so klar, verständig und mit so viel patriotischer Wärme, daß man des Verf. Fehlgriff, der ihn diese Ereignisse in dramatischer Form vortragen läßt, aufrichtig bedauern muß. Hr. Beinhöfer hätte eine Geschichte Edzard's schreiben sollen; bei der genauen Kenntniß des Landes und der historischen Thatsachen, bei seiner klaren Gefaßtheit, seiner gediegenen kräftigen Sprache würde er gewiß ein dankenswerthes Werk geliefert haben, dem jede verdiente Anerkennung zu Theil geworden wäre. Daß er aber im Drama das Historische historisch vorgetragen hat, daß er jeden Streit, jeden Verrath, jede Schurkerei erzählungsweise uns kund macht, daß er sich dabei ziemlich streng, oft zu ängstlich an die Chroniken hält: dies

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 164—168 d. Bl. D. Red.

kann uns Achtung vor seinem historischen Sinn, aber auf keine Weise Beifall an seiner Arbeit, insofern sich diese als Drama gibt, ablocken. Wir fürchten, den Verf. wird die nothwendige Strafe, die jeder Fehlgriff in der Literatur nach sich zieht, treffen, sein Drama wird größtentheils unbeachtet bleiben und jedenfalls nur von äußerst Wenigen gelesen werden. Nach einer Geschichte der darin verlebendigten Epoche hätten sich gewiß viele Hände ausgestreckt. Unter den vielen Personen zeichnen sich als Charaktere nur wenige aus. Herr v. Omken und Edzard sind am bedeutendsten, nur glauben wir, daß der Verf. den letztern gar zu freigebig mit allen nur erdenklichen Tugenden ausgestattet hat. Das Portrait Edzard's ist dem Buche beigefügt. Ist es treu, so könnte man den kriegerischen Grafen eher für einen Banditen als für einen rechtlichen Mann halten. Den Anfang des Dramas bilden eine Menge historischer Notizen, die einem Geschichtsbuche zur größten Zierde gereichen würden.

17. Die Schlacht am Morgarten. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Fragmente aus Reisebildern. Von Wilh. Rueß. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1840. Gr. 12. ⅓ Thlr.

Wieder einmal eine Ilias post Homerum! Ohne Schiller's „Wilhelm Tell" wäre Hr. Rueß bestimmt nicht auf den Gedanken gekommen, die Schlacht am Morgarten dramatisch zu bearbeiten. Seine Absicht, von der er in dem kurzen Vorwort spricht, mag ganz gut sein, wer aber heißt ihn denn den ganzen „Wilhelm Tell" von Schiller in fast jeder einzelnen Person copiren? Man könnte dies geradezu ein Plagiat nennen, hätte sich der Verf. nicht einigermaßen anderer Worte bedient, allein es ist und bleibt ein Plagiat hinsichtlich der sprachlichen Form, der rhetorisirenden Poesie, der Sentenzen, der Art und Weise des Dialogs. Dies Alles und noch weit mehr hat Hr. Rueß mit staunenswerthem Nachahmungstalente dem großen Dichter nachgebetet, aber ungefähr so, wie ein Kind die Worte der Mutter wiederholt. Unserer eigenen Rechtfertigung wegen müssen wir dieses Urtheil durch Beweisstellen belegen. Man kennt Schiller's gern in Gleichnissen sprechenden Tell. Hrn. Rueß behagt dies, er läßt seinen Tell auch sagen:

> Wenn sich die Gemse nach den Gletschern zieht
> Und hinter ihr der kühne Jäger folgt,
> Von Fels zu Fels, die Klüfte nicht beachtend,
> Die unter ihm in grauser Tiefe gähnen,
> Ein schmaler Raum ihn nur vom Thiere trennt,
> Das sehnend nach den grünen Matten schaut,
> Vor sich den Feind und unter sich den Tod:
> Da nimmt es der Verzweiflung Muth zusammen
> Und reißt den Jäger mit sich in den Abgrund.

Zuweilen ist es ihm auch genehm, sein Vorbild wörtlich zu benutzen, so z. B. wenn Tell spricht:

> — bis die Freudenfeuer
> Von Alp zu Alp, von Berg zu Berge lodern,
> Die Burgen stürzen und die Schlösser fallen.

Hrn. Rueß's Tell ist ein unausstehlicher Prediger. Er kann kein Wort sprechen, ohne lange Betrachtungen daran zu knüpfen, eine Untugend, der sich auch die übrigen Personen willig hingeben. Daraus entsteht denn ein höchst wunderlicher Dialog. Man denke sich nur ein paar vernünftige Menschen beisammen, die gesprächsweise ihre Ansichten einander nur docirend, in Bildern und Gleichnissen mittheilen. Daß im Leben ein solches Gespräch vollkommen lächerlich würde, unterliegt keinem Zweifel. Reding und Tell sprechen miteinander über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit eines Krieges mit dem Hause Östreich. Da sagt der „unbesonnene" Tell höchst weise:

> Der Krieg ist rauh und feindlich, wie die Wolke,
> Die blitzerzeugend hängt ob unsrem Haupt;
> Doch wird er zur Nothwendigkeit, wie sie;
> Dem Sturme folgt der mild're Segen nach,
> Und nur im Kampf bewähren sich die Kräfte u. s. w.

Überall Schiller und nur Schiller! Noch toller wird es, wenn Jemand eine Gegend, einen Weg beschreiben will. Unsere Leser erinnern sich der meisterhaften Beschreibung, welche Tell dem flüchtigen Herzoge von dem Wege gibt, den er einzuschlagen hat, um nach Italien zu kommen. Unser Poet legt dem jungen Geßler eine Beschreibung von dem Lande, wie er sie dem Herzoge Leopold gibt, in den Mund, die abermals aus Schiller'schen Worten zusammengebacken ist und ohne jene berühmte des Tell gar nicht existirte.

> In schmalem Pfade führt die Schlucht bergan,
> Doch oben breitet aus sich das Gefild,
> Die Wege scheiden, und der eine führt
> Ins reichbegabte Gotteshaus von Schwyz;
> Der andre führt hinab ins Thal von Schwyz,
> Das still ruht, wie ein kleines Paradies,
> Geborgen durch der Mythen graue Firnen —
> Durch grüne Wiesen führt ein ebner Weg
> Nach Brunnen, wo der Markt, — die Schiffe landen —
> Im engen Thal, unweit vom Urnerufer,
> Liegt Altdorf an der gletscherkalten Reuß.
> Von da führt eng und schmal der rauhe Pfad,
> Dem Fluß entlang, an gäher Felsenwand,
> Hin nach des Gotthard's eisbedeckten Höh'n u. s. w.

Worauf der Herzog echt Schillerisch erwidert:

> Ihr habt den Berg, den See, die Flur geschildert;
> Gebt mir ein Bild auch von des Landes Kind —

das denn natürlich nicht ausbleibt. Nachdem sämmtliche Personen, von denen auch nicht eine einzige zum Charakter erwächst, vier Acte hindurch in der angedeuteten Manier gesprochen, docirt, beschrieben und Schiller'n treulichst copirt haben, kommt es endlich im fünften Acte zu der bekannten Schlacht, d. h. sie wird auch beschrieben. Nach erfochtenem Siege, wo billig nichts mehr geschehen kann, schließt das Stück, in welchem die Literatur eine Reihe prächtiger Jamben mehr erhalten hat. Müssen wir nun über Hrn. Rueß als dramatischen Dichter den Stab brechen, so gestehen wir ihm gern ein artiges, pflegenswerthes Talent für die beschreibende Poesie zu. Die „Fragmente aus Reisebildern", in denen er die berühmtesten Orte des Schweizerlandes in wohltönenden Spenser-Stanzen besingt, sind von wirklichem poetischen Dufte überhaucht. Seine Bilder sind treffend, zart und gefällig, die Sprache stets edel, schwunghaft, nie schwülstig und von classisch durchgebildeter Einfachheit und Klarheit. Wie Schade nun, daß ein so schönes Talent die schätzenswerthesten Naturgaben durch ein unseliges Vergreifen in Stoff und Form so nutzlos vergeudet!

18. Bianca Medicis. Drama in vier Acten von Fr. Köhle. München, Franz. 1840. Gr. 8. ⅔ Thlr.

Der arme Shakspeare! Soll er dereinst für alle Versündigungen an der Kunst und Poesie verantwortlich gemacht werden, die sich spätere Dichter und Dichterlinge in Folge von „Romeo und Julie" haben zu Schulden kommen lassen, so wird der unglückliche Mann viel zu dulden haben. Es ist schon eine geraume Zeit her, daß uns keine Tragödie aus der italienischen Geschichte mehr in die Hand gekommen ist, in der nicht jenes berühmte Trauerspiel jämmerlich genug zugeschnitten, meist in abscheulicher Verzerrung wieder abgespielt worden wäre. Immer sind es zwei feindliche Familien, deren Kinder sich lieben und durch die Verhältnisse auseinandergerissen werden. Modificationen sind nun freilich denkbar, der Eine faßt den Stoff etwas knapp, der Andere zieht ihn möglichst in die Breite, wie es aber auch kommt, ein Stück und zwar ein Trauerspiel wird jedenfalls daraus. Hr. Köhle, dessen geniales Product vor uns liegt, hat eingesehen, daß mit der gewöhnlichen Benutzung Shakspeare'scher Ideen bei den Anfoderungen der Jetztzeit mit Ehren nicht zu bestehen ist, ein glücklicher Einfall, ein kühner Griff reißt ihn aus aller Verlegenheit. Die feindlichen Familien, hier Medici und Soderini genannt, bleiben zwar, auch die Liebe unter den so getrennten Kindern, allein bei der Schürzung des Knotens und der darauf folgenden Katastrophe tritt eine wesentliche Umänderung in der Anlage des Planes ein.

Die Tochter Medici's, Bianca, wird nämlich wirklich an ihren Freier, Fernando Albizzi, der nothwendig ein liederlicher Bursche und ein unverschämter, frecher Lügner sein muß, verheirathet, denn dieser Fernando ist so klug, dem liebenden Mädchen in Beisein ihres Vaters, ja mit dessen Bewilligung, eine allerliebst plumpe Fabel von der Treulosigkeit Ottavio's, ihres Geliebten, zu erzählen, um zur Belohnung dafür die Hand des Mädchens zu erringen. Nun ereignet sich ein Unglück, Ottavio kommt nämlich am Hochzeittage Bianca's, wie dies gewöhnlich geschieht, zurück, erfährt die Untreue der Geliebten und will sich rächen. Er geht in den Palast der Medici und als das junge Ehepaar aus der Kapelle tritt, zeigt er sich Bianca und ruft ihr ein paar bittere Worte zu. Schreck, Erschütterung und Reue tödten die Braut auf der Stelle, zum großen Leidwesen Fernando's, der nun um die fette Erbschaft kommt, um die es ihm eigentlich blos zu thun war. Bianca wird begraben, Ottavio will sie nochmals sehen, er geht des Nachts auf den Kirchhof und erbricht die Kapelle, Fernando unternimmt den nämlichen Gang, um der Todten einen Ring vom Finger zu ziehen, der ihm Glück bringen soll. Natürlich treffen sich beide Feinde, es kommt zu Streit und Kampf und Fernando fällt als Opfer. Man erstaunt über die originelle Erfindung des Verfassers! Jetzt endlich tritt Ottavio in die Todtenkapelle, um den Sarg der Geliebten mit Kränzen zu schmücken, und siehe da, Bianca kommt ihm frisch und munter entgegen und ist überglücklich, eines verhaßten Mannes ledig zu sein und den Geliebten dafür wiedergewonnen zu haben Ottavio hat jetzt nichts Eiligeres zu thun, als das liebe Mädchen in seine Wohnung zu führen, sie dem Vater vorzustellen und die Ältern Bianca's auf die seltsame Begebenheit vorzubereiten. Die gethanen Schritte schlagen höchst glücklich aus; Fernando wird an Bianca's Stelle begraben, die Feinde vergeben einander und der erschütternde, ängstigende Trödel endigt mit einer Heirath. Schon vor 50 Jahren ward „Romeo und Julie" dem Publicum zu Liebe auf ähnliche Weise zugeschnitten, und sonach aus der erschütterndsten Tragödie ein rührendes sentimentales Melodrama gemacht. Hr. Köhle hat also nicht einmal die Originalität der Erfindung für sich, wenn er die beiden Liebenden aus der Todtenkammer glücklich in die Brautkammer bugsirt. Ihm zu beweisen, daß die Composition seines Dramas alles künstlerischen Sinnes ermangelt, möchte ein überflüssiges Unternehmen sein; denn wer so keck anerkannte Meister plündert, um das Geplünderte noch durch ungehörige, geschmacklose Ummodelung zu verhunzen, der nimmt schwerlich Lehre an. Übrigens kann Hr. Köhle Recht haben, dem Publicum würde, käme seine Arbeit auf die Bühne, dieser Zuschnitt einer tragisch angelegten Liebesgeschichte höchlich gefallen. Man würde Ströme von Thränen vergießen, theilnehmend angstvoll seufzen, bänglich hoffend Athem schöpfen und endlich absonderlich befriedigt und erbaut davongehen. Also — applaudite auditores! Schließlich legen wir noch das Geständniß nieder, daß wir oft schlechtere Verse, doch selten poesielosere gelesen haben.

19. Alcibiades. Trauerspiel von Hans Koester. Berlin, Behr. 1840. 8. 1 Thlr.

Sonderbarer ist wol auch noch kein antiker Stoff aufgefaßt worden als dieser von Hrn. Koester. Daß Alcibiades ein Lebemann war, mit der glücklichsten Sinnlichkeit begabt, daß er viel Unglück unter den Frauen anrichtete, daß er, wenn er nicht gerade mit Kriegszügen beschäftigt war, ein ausschweifendes Leben führte und den Prunk über Alles liebte: das haben uns die alten Schriftsteller gelehrt. Schon um dies Leben bis zu seinem gewaltsamen Tode fortzusetzen, bedurfte es einer hinreißenden Grazie, die Alcibiades bei vollendeter Körperschöne und größten Geistesgaben in hohem Grade besaß. Er hätte ja kein Athener sein müssen, kein Zögling des Perikles! Und diesen vollendeten Griechen introducirt Hr. Koester als rohen Säufer, als ungeschlachten Skandalmacher, als einen modernen wüsten, liederlichen Gesellen, der sich etwa mit Einwerfen der Fenster bei nächtlicher Weile amusirt. Denn nicht anders ist die Zerstörung der Hermen geschildert, womit das Stück eröffnet wird. Widerstrebt unserm Gefühle schon diese gänzlich verfehlte, carikirte Charakterauffassung des berühmten Griechen, so ergreift uns bei Lesung der Volksscenen, mit denen Hr. Koester sehr verschwenderisch umgeht, vollends ein Ekel. Wie aller Orten gab es damals auch in Athen eine Abstufung der Gesellschaft, der sittlichen und geistigen Bildung. Unter dem eigentlichen Volke mochten Roheit und freche Unsitte ausnahmsweise sich geltend zu machen suchen; allein sicherlich schmiegte sich der freie atheniensische Bürger schon aus angeborenem Takt das Schickliche der so fein ausgebildeten Umgangssitte an. Ein Volk, dessen Schönheitssinn der durchgebildetste, reinste der Welt war, kann nie unschön, nie gemein, nie abstoßend roh werden. Allein Hr. Koester macht Kerle aus diesen Atheniensern, wie sie lumpiger, gemeiner, dümmer und zerfahrener nicht in Sir John Falstaff's Compagnie aufzutreiben sind. Hätten sie dabei noch Witz, wenn es auch gerade kein attischer wäre, so ließe sich noch mit ihnen verkehren, so aber besteht ihr ganzer Witz in dummem Geschwätz oder in Zotenreißerei. Hr. Koester führt uns in eine Baderstube, wo sich mehre Bürger über Alcibiades und Nikias unterhalten. Der Eine läßt sich eben rasiren und schwatzt dabei wie eine Elster. Der Bader verbietet ihm das Maul und will ihn nicht weiter rasiren. Darauf der Bürger: „Ja, deinetwegen, gerade deinetwegen, um dein verseiftes und versoffenes Handwerk zu verhöhnen, will ich bleiben, wie ich bin! (Zum zweiten Bürger.) Borge mir doch das Bettel für den Kerl. (Bezahlt.) Hier hasts. Nun will ich sprechen."

Ein anderes Mal sagt Agatarus zu den spartanischen Gesandten: „Mein Onkel hatte immer so Leidenschaften zwischen Thür und Angel, weil er niemals zu Stuhl kommen konnte; da haben sich denn allerhand Verdrüßlichkeiten herausgestellt und er hat mir darüber nichts hinterlassen als seine geistigen Expectorationen. Ich mag mich aber nicht homöopathisch (!) curiren lassen, weil ich dann aus der Art schlagen würde."

Gleich darauf fügt er einer Lobpreisung des Alcibiades die zarte Bemerkung bei: „— die Spartaner werden ein Gesicht schneiden, als wenn mein Hinterer sich in Runzeln zieht."

In dieser kräftigen Manier ist fast das ganze Stück geschrieben, denn auch in den Stellen, wo sich der Verf. des Jambus bedient, schmeckt man seinen Hang zum Cynismus heraus. Ganz in griechischem Styl sind die Chöre verfaßt. Hier heißt es an einer Stelle:

> Zwei feste Stiere opfern wir
> Heut, heil'ger Bachos, dir!
> Mögen die angebrannten Seiten
> Viel Freude deiner Nas' bereiten!
> O mag ihr gottbegeistert Brüllen
> Olympos weiten Raum erfüllen!

Sollen wir noch über den Werth des Stückes als Drama sprechen, so müssen wir leider gestehen, daß wir gar nichts Werthvolles darin haben entdecken können! Bei durchgängig verfehlter Charakteristik, bei einer durchaus irrthümlichen, falschen Auffassung von Zeit und Volk eine Planlosigkeit, Zusammenhangslosigkeit im sogenannten Plane, daß der Held ebenso gleichgültig bei seinem Tode wie bei seinem ersten Auftreten läßt. Hr. Koester erfaßt, wie dies jetzt Mode zu werden scheint, die Hauptmomente der Geschichte, macht daraus beliebig einige Scenen, ohne sich um Folge und dramatische Nothwendigkeit zu bekümmern, theilt diese Scenen in fünf Acte und bringt am Schlusse des letzten den Helden um. Will man solche Leistungen für Trauerspiele gelten lassen, so vernichtet man vollends alle Kunst und vertreibt den letzten Rest von Poesie muthwillig aus der Welt. Hier und da ein Anflug poetischen Empfindens, ein netter Vers, eine glückliche Wendung, ein momentanes Aufstreben zur Begeisterung, Dinge, die sich am Ende auch in dem nüchternsten Machwerke finden und zuweilen den poesielosesten Menschen unbewußt anfliegen, können uns zu keinem mildern Urtheile bestimmen. Unsere jungen Poeten bilden sich ohnehin ein,

sie könnten mit zwei Versen den Parnaß ganz apart für sich erobern; da ist es denn zeitgemäß, sie aus ihrer süßen Täuschung zu ziehen und zur Selbsterkenntniß zu nöthigen. Vielleicht wird diese auch Hrn. Koester heilsam werden.

20. 1813. 1814. 1815. Vaterländisches Schauspiel mit Gesang in drei Abtheilungen von W. Held; Musik von Fr. Held. Erfurt, Expedition der Thüringer Chronik. 1841. 16. ⅓ Thlr.

Unter Vaterländisch versteht der Verf. Preußisch, nicht etwa Deutsch. Wir erwähnen dies zu mehrer Deutlichkeit und damit sich die Leser nicht etwa irre führen lassen. Schon die Jahrzahlen, welche nach jetzt beliebter Weise den Titel des Büchleins bilden, verrathen dessen Inhalt. Die drei Kriegsjahre, in drei Abtheilungen zerfallend, bilden den Rahmen des Familienbildes, das der Autor mit Liebe, Lebendigkeit und Geschick vor uns aufrollt. Ein alter Corporal, noch aus Friedrich's des Großen Zeiten, nimmt einen französischen Capitain, Saint-Jules, der krank und elend aus Rußland zurückkehrt, gastfreundlich auf und übergibt ihn der Pflege seiner Tochter. Saint-Jules genest und liebt seine Wohlthäterin, auch Luise fühlt Neigung zu dem Franzosen; da bricht der Krieg aus und Luise, als echte Preußin, schlägt die Hand des Franzosen aus, ergreift selbst die Waffen und zieht mit in den Krieg. Vor Paris wird die Heldin bei einem nächtlichen Vorpostengefechte durch Saint-Jules tödtlich verwundet, an ihrem Angstgeschrei erkennt er die Geliebte. Der Gram ob dieser That macht ihn wahnsinnig, indeß Luise wieder genest und einem frühern Jugendfreunde sich verlobt. Die Rückkehr Napoleon's von Elba ruft sie abermals ins Feld, doch diesmal nur als Begleiterin der Männer. Bei der Einnahme von Paris fällt ihr alter Vater, sterbend bringt man ihn in das Haus Saint-Jules'. Dieser erblickt Luise, erkennt sie und stirbt am Schlagflusse. Das preußische Heldenmädchen bleibt die Braut des Deutschen und der alte Corporal stirbt jubelnd unter dem Gesange: „Heil Euch im Siegeskranz" ꝛc. Die geschickt eingestreuten Kriegslieder beleben das Schauspiel außerordentlich und verleihen ihm eine echt kriegerische Färbung. Die Charaktere sind, ohne tief zu sein, noch auch Anspruch darauf zu machen, gut durchgeführt und meistens gesund und lebenskräftig. Hätten wir etwas an ihnen zu tadeln, so wäre es das allzu laute Pochen auf Preußen und Preußenthum. Dieser fischbeinerne, wattirte preußische Patriotismus, der nur auf der Landwehr und höchstens auf dem eisernen Kreuze fußt, wird in den Augen jedes Nichtpreußen gar zu leicht lächerlich, weil er genau wie Marktschreierei aussieht. Ohne im geringsten poetisch zu sein, glauben wir gewiß, daß das Stück, gut dargestellt, von dem Publicum sehr dankbar aufgenommen werden wird. Eine gewisse hagebüchene Gemüthlichkeit, die vorzugsweise in dem alten Haudegen Rüstner zur Erscheinung kommt, ersetzt durch ihre Ursprünglichkeit einigermaßen den Mangel an Poesie, etwa so, wie ein geübter Sänger, der die Stimme verloren hat, durch die Art des Vortrages den Mangel aufs Glücklichste zu verbergen weiß. Das Stück ist „Allen Kämpfern für Deutschlands Freiheit in jenen denkwürdigen Jahren" gewidmet. Einer Ankündigung des Verlegers zufolge haben wir demnächst noch einige Dramen ähnlichen Inhalts von demselben Verf. zu erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Der früher im „Journal des débats" abgedruckte Roman von F. Soulié „Les quatre soeurs" ist jetzt im Buchhandel erschienen. Die „Débats" nehmen sich natürlich ihres Mitarbeiters tüchtig an. „Unsere Leser", sagen sie, „kennen bereits diese neue Production des Verfassers der „Mémoires du diable"; diejenigen, welche sie nicht kennen, werden sie lesen wollen, ungeachtet der Umtriebe der „Gazette de France", vielleicht auch wegen dieser Umtriebe. Jeder wird sich eine Idee machen wollen von den diesem Werke angedichteten Monstrositäten, welche die Galle des gottesfürchtigen Blattes so heftig entzündet haben. Man wird urtheilen wollen, ob die Schilderung der Anstößigkeiten und Laster, welche die aller Zeiten sind, auch in der That eine Schutzrede auf diese Anstößigkeiten und Laster sei; man wird darüber entscheiden, ob der Verf. der „Quatre soeurs" in diesem Punkte schuldiger sei als Molière, als Racine oder irgend ein anderes Genie eines Jahrhunderts, welches der „Gazette de France" nicht verdächtig ist. Wenn Soulié den Scheiterhaufen verdient hat, so müßte man alle Meisterwerke, so müßte man auch Goethe's „Faust" verbrennen, worin der Teufel eine so schöne Rolle spielt. So viel ist sicher, daß Soulié's neuer Roman sich durch dieselben Eigenschaften auszeichnet wie alle frühern, welche aus seiner kräftigen, originellen und fruchtbaren Feder hervorgegangen sind, durch einen glänzenden natürlichen Styl, eine geschickte Handhabung der dramatischen Springfedern, ein lebhaftes und fortgesetztes Interesse. Er wird würdig den Ruf eines Schriftstellers vertreten, welcher in der öffentlichen Meinung zu hoch steht, um sich durch die glatten Beleidigungen und scheinheiligen Declamationen, welche er hervorgerufen hat, getroffen zu fühlen." Bei alledem ist es doch ein starkes Stück, Soulié mit Dichtern wie Molière und Racine zusammenzustellen und den Soulié'schen Teufel durch den Goethe'schen rechtfertigen zu wollen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 294. —— 21. October 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 293.)

21. Die Passion. Kirchliches Festspiel von Friedrich Radewell. Zur Stiftung eines Goetheums, einer Erziehungsanstalt für dramatische Künstler in Weimar. Weimar, Voigt. 1840. 8. ½ Thlr.

Im Nachworte zu diesem Festspiele sagt der Verf.: „Ich bin kühn genug, zu glauben, daß der Stoff und die Form dieses Werkes der angedeuteten Bestimmung einigermaßen entspreche; rücksichtlich des Stoffes bezweifelt es wol Niemand; rücksichtlich der Form ist der Zweifel gerecht, aber billig die Prüfung. Ich versuchte in dieser Form die absolute Kunstform unter dem Gesetze der trichotomischen Entwickelung darzustellen; freilich ein neuer, unerhörter Versuch!"

Darin müssen wir dem Verf. allerdings Recht geben. Die absolute Kunstform darstellen zu wollen, scheint uns schon ein völlig unmögliches Unternehmen, es kommt dabei gar nicht einmal auf die Art der Form an, in welche sich die Entwickelung kleidet. Da es nun aber unsers Wissens bis jetzt keine absolute Kunstform gibt und allem Vermuthen nach schwerlich je eine solche geben wird, weil mit ihr die Freiheit des künstlerischen Schaffens verloren ginge, so kommt uns der Einfall Hrn. Radewell's äußerst curios vor. So viel können wir ihm mit gutem Gewissen versichern, daß die Form seines Festspiels glücklicherweise nicht die „absolute Kunstform in trichotomischer Entwickelung" ist. Wir sagen „glücklicherweise", weil die Kunst, die in der gegebenen Form als absolute erschien, sehr tief gesunken sein müßte. Gegen den Stoff können wir billig nichts einwenden, nur ist es uns nicht deutlich geworden, was denn eigentlich Hr. Radewell mit dieser Versificirung der Leidensgeschichte Christi — denn etwas Anderes ist in dem Festspiele nicht enthalten — hat bezwecken wollen. Für eine freie Dichtung wird es der Verf. doch hoffentlich nicht ansprechen wollen, und was — fragen wir — was soll diese wunderliche Versificirung? Äußerst mysteriös hat uns das Vorspiel geschienen. In diesem fahren nämlich Christus, Faust und Marquis Posa durch die Himmelssphären, kommen der Sonne nahe, betreten sie aber nicht, weil ihnen unheimlich wird. Christus geleitet sie deshalb nach dem Venusplaneten, von dem Posa sagt:

> Ja, hier versteh' ich der Dinge Geberde,
> Zwar schöner, sonst jedoch wie auf der Erde!

Zugleich beschleicht ihn ein Zweifel, ob Christus „ein Gott in menschlicher Hülle" sei? Faust stimmt ihm bei, worauf Christus erwidert:

> Ihr Lieben, wollt Euch nicht irren lassen!
> Den Geist könnt Ihr in Euch nur fassen;
> Kommt's aber Euch auf das Beispiel an,
> So bin ich der Mann, der es zeigen kann.
> Wir haben hier den Venusplaneten,
> Das schöne Nachbild der Erde betreten;
> Durch ein magnetisches Wechselverhalten
> Und andrer Kräfte Bezug und Walten
> Spielt jeden himmlischen Erdentag
> Er ewig in schönerm Maße nach;
> Heute lebt und stirbt hier der Christ,
> Von dem Ihr leider noch nicht viel wißt.

Und nun spielt Christus den beiden Zweiflern die ganze Leidensgeschichte auf der Venus vor. Sämmtliche Jünger, Pharisäer, Juden, Kinder, Maria, Lazarus, Ahasver, kurz alle Personen, die wirksam in das Leben Christi eingriffen, treten auf, sprechen, je nachdem es kommt, bald in guten, bald in schlechten Versen, bald verständlich, bald unverständlich, bald klar und einfach, bald schwülstig. Manche Redensarten sind sehr unverständlich. Z. B.:

> Die Pharisäer.
> Frevel zu harren!
> Heiliger Ungestüm,
> Treffe das Ungethüm!
> Gott einen Farren!

Auch Christus spricht zuweilen schwülstig, hochtrabend und in ganz neu gebildeten, unerhörten Worten.

> Gedankengestirne
> Hin und her durch den Weltengkorn (?)
> Am gebräunten Hirne —
> — Ein leuchtender Sonnenstrome

Überhaupt erlaubt sich Hr. Radewell dem Reime zuliebe Wortfügungen und Verrenkungen, die ihm kein Mensch verzeihen kann. So äußert Ahasver über Christus einmal:

> Wer fortan diese pestgeschwülst'ge (?) Beule
> Als Bundeslade Israel berührt
> Und sich befleckt mit unsühnbarem Greule, (?)
> Der sei im Bann, wie Meuterern gebührt!

Auch gemeiner Ausdrücke bedient sich Christus zuweilen. Z. B.:

> O, könnte meine Mutter das verlangen,
> (Nämlich ein Verlassen seiner Laufbahn.)
> So wäre sie, fürwahr, sie wär's nicht mehr,
> Verwesung wär' es, und der Maden Heer
> Müßt' ich als meine Vetterschaft empfangen!

Können wir nun auch nicht die absolute Kunstform in diesem wunderlichen Radewell'schen Producte entdecken, so wünschen wir doch sehr, daß es seinen Zweck erfüllen mag.

22. Schwedische Tragödien von Bernhard von Beskow. Aus dem Schwedischen von Adam Oehlenschläger. Erster bis dritter Theil. Enthaltend: Gustav Adolf. Torkel Knutson. Birger und sein Geschlecht. Leipzig, Weber. 1841. 8. 4 Thlr.

Die Tragödien Bernhard's von Beskow werden in Schweden für classisch gehalten und legten großentheils den Grund zu des Verf. Glück und jetziger angesehener Stellung im Staate. Die Schweden haben noch ein Nationalgefühl, sind stolz auf die

Thaten ihrer großen Männer und ehren daher Diejenigen, welche sie in Wort und Schrift, durch historische oder poetische Darstellungen zu verherrlichen suchen. Einen nicht unbedeutenden Theil seines Dichterrufes mag Beskow diesem regen Nationalgefühle zu verdanken haben. So viel uns bewußt ist, hielt sich der Dichter der vorstehenden Tragödien immer nur an schwedische Stoffe, eroberte sich mit der zweitheiligen Tragödie „Erich XIV." die Bühne und gewann durch den Erfolg, den seine Leistungen bei oft wiederholter Darstellung fanden, die oberste Leitung des schwedischen Nationaltheaters in Stockholm. Um die Verdienste Beskow's als Dichter zu würdigen, ist es unumgänglich nothwendig, daß man das Nationelle in ihm dem Poetischen in den Producten wenigstens gleichstellt. Vor dem Richterstuhle einer strengen Kritik würden sie als Tragödien im engern Sinne keine Gnade finden können. Beskow bemächtigt sich nämlich des geschichtlichen Stoffes etwa wie ein Chronist, sucht einiger Ruhepunkte darin habhaft zu werden und bildet daraus seine Acte. Der dramatische Dialog muß das übrige thun. Es gibt auch unter den deutschen Dramatikern viele, die in ähnlicher Weise verfahren. Wenn wir nun diese härter behandeln als unsern Schweden, so kommt dies daher, weil sie die pure Unbeholfenheit zu so losen Arbeiten bewegt; Beskow dagegen behandelt seinen Stoff mit einer Naivetät, die hier und da an das Geniale streift. Man fühlt bei ihm heraus, daß es ihm um die möglichst helle Beleuchtung des nationell Bedeutsamen vorzugsweise zu thun ist und daß ihm dazu nicht leicht ein anderer Weg als der eingeschlagene übrig bleibt. Denn das schwedische Volk ist ebenso wie das dänische in seiner ganzen Denkungsart so unschuldig naiv, daß wir Deutschen, die wir schon längst diesen farbigen Schmetterlingsstaub der Volksglückseligkeit verloren haben, uns schwer in diese Art zu sein finden können. Es liegen demnach nicht Tragödien vor uns, wie wir sie gewohnt sind, sondern dramatisch eingekleidete Geschichtsepochen, die mit einer drastischen Kraft, mit einem Fleiße in der Charakterzeichnung sowol der Haupt- als Nebenpersonen und mit einer rührenden Vaterlandsliebe geschrieben sind, wie sie uns jetzt in solcher Klarheit selten begegnen möchte. Daß eine solche Auffassung einseitig bleiben muß und daß schwedische Kraft und Tugend auf Kosten anderer Nationen zu sehr hervorgehoben wird, liegt in der Natur der Sache. Am grellsten, doch keineswegs beleidigend oder gar abstoßend, tritt diese patriotische Befangenheit in der ersten Tragödie: „Gustav Adolf", hervor. Der schwedische Heldenkönig erscheint in ihr nicht blos als Held und Krieger, als Retter des bedrängten Protestantismus, er wird vielmehr mit einer wahrhaften Glaubensinnigkeit über das Menschliche emporgehoben und nahezu apotheosirt. Der Dichter entkleidet ihn mit sichtbarem Wohlgefallen aller menschlichen Schwächen, ohne freilich zu bedenken, daß er sich damit selbst geflissentlich die ganze Tragödie zerstört. Denn die Tragödie wird ja durch die Fehlerhaftigkeit ihres Helden erst bedingt! Man kann sich leicht denken, daß diesem Kriegsgotte, diesem übermenschlich frommen Glaubenshelden gegenüber die kaiserlichen Feldherren, vor Allen Tilly und Pappenheim, wahre Unmenschen, ja der Erste so ziemlich ein vollkommener Teufel geworden ist. Steht es dem Dichter auch frei, sagenhafte Überlieferungen für seine Zwecke zu benutzen, so möchten wir diese poetische Licenz doch nicht bis auf Beibehaltung erwiesener Absurditäten ausgedehnt wissen. Eine solche Absurdität und unverzeihliche Schmähung eines Todten aber ist es, wenn Beskow den General Tilly in der scheußlichen Maske eines lachenden Blutmenschen bei der Erstürmung Magdeburgs auftreten läßt und ihm sogar die Verbrennung einer Kirche anmuthet, in die er zuvor 2000 Menschen hat verschließen lassen. Tilly war bekanntlich, selbst nach den Aussprüchen seiner Zeitgenossen, kein Wüthrich, und was eine durch lange Drangsale, durch Widerstand von Seiten der Feinde erbitterte Soldateska im ersten Siegesrausche Scheußliches an den Besiegten verübte, kann unmöglich auf Rechnung des Feldherrn geschrieben werden. Nicht viel besser ergeht es dem tapfern Pappenheim, der nach Beskow's Zeichnung ein arger Wollüstling gewesen sein muß. Nur, als Tilly stirbt — bei unserm Dichter schon nach der verlorenen Schlacht bei Breitenfeld — läßt er durch Pappenheim gerechte Worte über den Helden sprechen.

> Ein mächt'ger Geist ist diesem Staub' entflohn,
> Er hatte mit der Erde nichts gemein."
> Nicht Fried' und Freude — Blumen — goldne Ähren —
> Schroff hob er sich und hart nur, wie der Fels,
> Von Wolken und von Blitzen rings umgeben u. s. w.

Bedeutsamer, weil rein national, sind die beiden andern Tragödien „Torkel Knutson" und „König Birger", obwol auch von diesen das schon oben Ausgesprochene gilt, daß wir nämlich keine dramatischen Kunstwerke, sondern nur äußerst lebendig dramatisirte historische Charakterbilder in ihnen erhalten. Beide Dramen zusammen bilden erst ein Ganzes, indem das erste die Lebensgeschichte des weisen und gerechten Reichsverwesers Torkel Knutson, seine Verbannung und Tod durch den eigensinnigen, ungerechten jungen Birger, und das zweite die Schicksale dieses Mannes als König, den Streit, Kampf und die fürchterliche Rache an seinen Brüdern, Erich und Woldemar, die er durch einen künstlichen Fußboden in einen Keller versenken und daselbst Hungers sterben läßt, und endlich seine Gewissensqual schildert. Eine detaillirte Inhaltsangabe dieser Dramen würde den uns vergönnten Raum überschreiten; wir verweisen deshalb auf die Lecture dieser interessanten Dramen und heben hier nur noch hervor, daß nächst der trefflichen Charakterzeichnung der Hauptpersonen besonders die Leute aus dem Volke mit großem Glücke und jedenfalls mit nationeller Wahrheit dargestellt sind. Diese Nationalität des Dichters erstreckt sich bis auf die Naturschilderungen, bis auf den Farbenton, der die Scenerie überhaucht. Und diesem schwedischen Volkssinne angemessen tönt auch die Sprache des Dichters durch alle drei Dramen fort, bald stürmisch bewegt, wild und brausend, bald in zartestem Wohllaut lispelnd. Ob er die Leidenschaft malt, die Angst des Verbrechers schildert, ob er der Liebe sanfte Frauen Worte gibt, oder die Anmuth ihrer Erscheinung beschreibt, überall weiß Beskow das rechte Maß zu halten. Wie poetisch ist z. B. die Beschreibung, die Prinz Woldemar von seiner Geliebten Elisif seinem Bruder Erich gibt:

> Mit Taubenaugen, mit der Stirn, rein wie
> Der Morgenstern; die Locken — Sonnengold,
> Die Lippen Heimat nur für Kuß und Lächeln; —
> So stand sie da! Ach aber, sie verschwand
> So leicht, daß ihrer weißen Füße Tritte
> Schneeflocken glichen, über's Gras gehaucht.

Derselbe gibt eine der zartesten Naturschilderungen, die je aus eines Dichters Feder geflossen sind und die wir hier, um zugleich eine Probe von der größtentheils sehr gelungenen Übersetzung Oehlenschläger's zu geben, folgen lassen.

> Ihr sprecht von Festen da,
> Von freud'gem Wiedersehn, und Ihr vergeßt
> Das schönste Schauspiel: der Natur Gemälde.
> Wenn zu des Meeres Busen sinkt der Tag,
> Wenn blutend, wie ein Fürst, die Abendsonne
> Den Purpur wirft und sich in Silberstoff
> Des Sarges kleidet. — Hinten steht der Wald
> Gekrönt, sein breites Heer in schwarzen Panzern.
> Verschämt erhebt der Mond dort seine Stirn,
> Und — während von dem schönen Angesicht
> Der Wolkenschleier weggezogen wird,
> Erfreut ein göttlich Lächeln die Natur.
> Verzaubert schweigt die Nachtigall, die Welle
> Bewegt sich nicht und auf dem Spiegel zieht
> Der Schwan gedankenvoll nur seine Kreise.

Es ist ein Gewinn für die deutsche Literatur, daß sie sich diese schwedischen Tragödien angeeignet hat. Obschon sie als Kunstwerke durchaus nicht hoch stehen, als Charakter- und Zeitgemälde sind sie bedeutend und auch mancher deutsche Poet kann

aus ihnen doch lernen. Hoffentlich wird die Fortsetzung nicht lange auf sich warten lassen.

23. **Ernst Raupach's** dramatische Werke ernster Gattung. Funfzehnter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Raupach ist schon so oft und von so Vielen besprochen und sein Werth als dramatischer Dichter gewürdigt worden, daß wir, der allgemeinen Stimme ihr Recht lassend, wol über ihn schweigen dürfen. Auch in den Stücken, die er in diesem Bande niedergelegt hat, erscheint uns Raupach nicht sowol als dramatischer Dichter denn vielmehr als dramatischer Verstand merkwürdig und bedeutend. Diese Befähigung ist es, die ihn aus jedem, auch dem dürrsten Stoffe etwas Ansehbares, nicht immer Sehenswürdiges machen läßt, und da ihm außerdem noch eine sehr melodische Sprache zu Gebote steht, er die Schwächen der Schauspieler und des Publicums kennt, sich übrigens um die Kritik gar nicht kümmert und die Routine seine ihn wohl ernährende Amme ist, so finden seine Producte immer ein nachsichtiges Publicum. Zwei Schauspiele: „Die Schule des Lebens" und „Die Royalisten, oder Cromwell General", füllen den vorstehenden Band. Beide sind so oft über die Breter gegangen, daß wir ihre Bekanntschaft bei unsern geehrten Lesern voraussetzen und eine Analyse uns ersparen können. Niemand wird leugnen, daß sich die alte Novelle, nach welcher eine überaus eigensinnige, jähzornige, verzogene Prinzessin, die alle Welt quält, nur dadurch ihre Unarten ablegt, daß sie in die beklagenswerthesten Situationen versetzt und durch den harten Zwang der Nothwendigkeit gekirrt und zur Einsicht ihres Unrechts gebracht wird, zu einem Schauspiele eignet. Diese Fabel ist es, die Raupach hier verarbeitet hat. So lange sich der Poet mit Strafen begnügt, wie sie einem übertrieben eiteln Königskinde ziemen, die dem verzogenen Püppchen das Herz tüchtig wund ritzen und es demüthigen, so lange sind wir mit seiner Dramatisirung ganz einverstanden. Allein wir sehen nicht ab, wozu Donna Rosaura, die bereits tief Gedemüthigte, auch dazu verurtheilt werden muß, ihren Gatten, den sie mit ganzer Seele liebt, als Bettler und des Augenlichtes beraubt vor sich zu sehen. Hier artet die früher verdiente Strafe in widerliche Grausamkeit aus, die sich der wahre Dichter nicht erlauben darf, selbst wenn er voraussetzen konnte, daß ihm das große Publicum gerade dafür recht dankbar sein würde. Raupach verfällt hier in denselben Fehler, den sich der Verf. der „Griseldis" hat zu Schulden kommen lassen. Mag der Jubel von Seiten Rosaura's noch so groß sein, als sie endlich hinter das gräfliche Licht kommt; als echtes fühlendes Weib kann sie den Mann, der ihr so arge Herzensqualen verursacht, ungeachtet ihres frühern Schuldbewußtseins, doch nicht lieben. Daß uns Raupach dies einreden will, darin liegt der Fehler seines Products. Man verstummt, man fühlt sich durch den Schluß gepeinigt, und der Festjubel, der nun losbricht, klingt wie eine Trauermusik. Wir werden sogleich Gelegenheit haben, nochmals auf dieses Thema zurückzukommen, da ein anderer Dramatiker bei einem ganz ähnlichen Stoffe die Klippe, an der Raupach gescheitert ist, glücklich umschifft hat. War dieses Aufdiespitzetreiben dem Dichter nicht erlaubt, so wirkt die Scene vollends recht absichtlich verletzend durch die Sprache, die bei dem entsetzlichen Gaukelspiel Wortspiele vernehmen läßt.

Sancho.

> Erschrick nicht, liebes Weib! Wir müssen's tragen.
> Geblendet hat man mich, weil, sagte man,
> Ich mich vom Glanz der Sterne habe blenden lassen.

Die gefolterte Rosaura fühlt dies auch, den Dichter kann aber nicht umhin, sie auf der Stelle ebenfalls ein Wortspiel machen zu lassen:

> So möge Gott dereinst sie auch verdammen,
> Mit einem Wortspiel in der Hölle Raum,
> Statt in der Sel'gen hellen Raum sie senden.

Nach solchen Quälereien klingen auch die emphatischen Schlußworte des Schauspiels wie eine Satire, und man könnte sie, wäre es Sitte, den Ausspruch von dem dramatischen Holzaxte und den Augen zu sehen, sogar albern nennen. Diese schönen Phrasen, mit denen Ramiro, Rosaura's bisheriger Quäler, seine Zunge beschmutzt, heißen:

> Du, unsers großen Schicksals schönes Bild,
> Aus wirren Träumen, aus der Nacht der Leiden
> Führt dich der kurze Schlaf so still und mild
> Hinüber in den hellen Tag der Freuden.
> Und wie dereinst, wer, treu und glaubensvoll,
> Sein Schicksal legend in des Ew'gen Hände,
> Auf Erden ausgeharret bis ans Ende,
> Des Lebens Krone dort empfangen soll.
> (Er nimmt die Krone.)
> So schmücke hier dein schlummernd Haupt, zum Lohne
> Geprüfter Tugend, diese Königskrone.

Ungleich dramatischer, obgleich nur skizzenartig, wir möchten sagen, aus dem Rohen gearbeitet, ist das Schauspiel „Cromwell General", der erste Theil der Trilogie „Cromwell". Bei der Aufführung dieses Schauspiels, vorzüglich wenn die Charakterrolle Cromwell's sich in den Händen eines tüchtigen Mimen befindet, verschwindet diese rohe Skizzenhaftigkeit, da der historische Cromwell ein so reicher Charakter ist, daß ein talentvoller Schauspieler auch aus der unbeholfensten Figur einen fertigen Menschen machen kann. Dasselbe läßt sich, wenn auch nicht in so hohem Grade von seinen Umgebungen, von Harrison, Fleetwood, Overton und Andern sagen. Schwärmer und Heuchler von Charakter sind von jeher gute Theaterfiguren gewesen, der Dichter kann da nicht viel verderben. Raupach's scharfer Verstand hat das herausgeklügelt und diese ganze Schwärmerrotte mit so vielen zerfahrenen, abgedroschenen biblischen Phrasen behangen, daß es dem Schauspieler gar nicht möglich ist, aus diesen Kerls nicht etwas Charakteristisches zu machen. Ein sentimentales Schminkpflästerchen, das er dem finstern Cromwell auf die faltige Wange klebt — wir meinen am Schlusse des fünften Actes die Erinnerung an seine Jugendliebe — macht den besten Effect und versöhnt mit der rohen Gewaltthätigkeit des Usurpators. Eine ergötzliche Figur, wieder sehr wohlfeil zu haben, aber gut berechnet, ist der Weber Habakuk, und die Scene, wo dieser leinene Prophet den Krieger Cromwell segnet, während dieser sich vor Lachen nicht zu helfen weiß, ist von unbeschreiblicher, und zwar nicht komischer, sondern fast tragischer Wirkung. Gegen seine Gewohnheit hat Raupach dies Schauspiel durchgängig in Prosa geschrieben. Auch dies zeugt wieder von seinem dramatischen Takt. Der Vers würde sich im Munde dieser Schwärmer gerade so wunderlich ausnehmen, wie ihn uns Besmoth (s. den ersten Artikel der Dramatischen Bücherschau Nr. 167) zum Besten gegeben hat.

24. Kobold Pirusch. Märchen in fünf Aufzügen. Von Robe. Leipzig, Engelmann. 1840. 8. ¾ Thlr.

Wir lassen dieses poetisch erfundene und mit Humor durchgeführte dramatische Märchen hier folgen, weil es genau dieselbe Idee bildlich darstellt, die Raupach in der „Schule des Lebens" zu grell als Schauspiel behandelt hat. In einem kurzen Vorworte gibt sich der Verf. als Dichter der „Lieder eines Materialisten", die vor einigen Jahren erschienen und mannichfachen Anklang fanden, sowie einiger Trauerspiele, die wenigstens von der Kritik nicht unbeachtet blieben, zu erkennen. Die Nennung seines wahren Namens kann ihm nur Ehre bringen, denn dieses frisch und fein ersonnene Märchen gehört zu den glücklichsten dramatischen Erzeugnissen dieses Jahres. Capriza, die Tochter des Königs Serenis, ist ein eigensinniges Mädchen, das der Vater vermählen will, dem aber kein Freier recht ist. Sie plagt und martert über alle Maßen, bis dem Vater die Geduld ausreißt und er hoch und theuer schwört, er werde sie unbedingt an einen Bettler, und zwar ohne Mitgift vermählen, wenn sie den ihr abermals auserwählten Gatten nicht haben möge. Dieser Bräutigam ist der deutsche Kaiser Drosselbart. Capriza schlägt ihn aus. Da erscheint Kobold Pirusch und verspricht

dem Könige dienstwillig in dieser Heirathsangelegenheit zu sein. Er gibt dem [illegible] nämlich einen Ring, welcher die Kraft hat, Denjenigen, der ihn besitzt, äußerst liebenswürdig zu machen. Nun fügt es sich aber, daß durch eine Verwechselung der Ring in die Hände eines Juden kommt und die Prinzessin sich in diesen verliebt, was außerordentlich barocke Scenen hervorbringt. Nach mancherlei Abenteuern und Wechselfällen wird denn Caprice auch von Räubern angefallen und von einem Bettler — dem verkleideten Kaiser — gerettet. Diesem wird sie vermählt, muß von Stund' an alles Ungemach der Armuth ertragen, lernt durch den Edelmuth, den ihr der Bettler beweist, durch den Schutz, den er ihr in allen Gefahren angedeihen läßt, ihn schätzen und lieben und will vor Kummer sterben, als er, eines Verbrechens angeklagt, den Richtern überantwortet wird. Da erscheint der Kaiser, gibt sich als Bettler zu erkennen und sieht die Bekehrte wonnetrunken in seine Arme fliegen. Diese Wendung, die den Eigensinn straft, ohne grausam zu sein, befriedigt und bringt einen wohlthätigen Eindruck hervor und die eingewebten komischen Scenen ergötzen den Leser höchlichst. Die Sprache ist ebenso zart als derb, je nachdem es die Situationen und die Charaktere der Sprechenden erheischen, und der Witz des Dichters, obwol an Shakspeare'sche Manier erinnernd, doch eigenthümlich, um für originell gelten zu können. Vorzüglich amusant ist der Knecht Peipus, der von einem Mädchen, das er nicht leiden kann, unmäßig geliebt wird. Diesem sagt er einmal ins Gesicht: „Ich hasse dich wie meinen Tod. Du bist kein Gegenstand für einen Menschen von Bildung, du garstige Phantasieblume, die der liebe Gott gezeichnet hat, als er selbst noch Stunde nahm." Und gleich darauf: „Sie hat eine Stimme wie der Rabe, dem der Fuchs den Käse abschwatzte, und mein musikalisches Ohr befindet sich darunter wie unter einer Grützstampfe. Ein Schafdarm hat mehr Melodie in seiner Seele als sie in ihrem ganzen Körper. Wenn ich mit einem Bund Federn auf einen Backofen schlage, so komm' ich auf einen bessern Ton."

Vielleicht machte dieses Märchen Glück auf der Bühne, allein wie jetzt die Sachen stehen, zweifeln wir, daß sich irgend eine Direction zur Aufführung desselben entschließen wird. Diese frische, lebenswarme Poesie verdiente es, und deshalb möchten wir dem Verf. rathen, seine trefflichen Fähigkeiten auf ein Lust- oder Schauspiel zu verwenden, das sich der Begriffsfähigkeit des großen Publicums fester anschließt. Es ist übel, daß man solche Vorschläge machen muß, aber die Zeit ist allmächtig und der Geschmack der Masse bedingt die Mode der Welt — auch in geistigen Angelegenheiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Belletristische Schriften von Daniel Fenner v. Fenneberg. Drei Bändchen. Kassel, Fischer. 1841. Gr. 16. ¾ Thlr.

In der That seltsame Käuze kommen im guten Deutschland zum Vorschein.

Erstes Bändchen. a) „Humoristische Skizzen", enthaltend: „Die Reisegesellschaft", „Oberbergrath Lendenlahm". b) „Gedichte", enthaltend: „Ich bringe mich um", „Weinlied". „Wer am meisten lacht, hat am längsten gelebt", so lautet die kurze Vorrede. Lachen konnten wir bei diesen vergeblichen, ohnmächtigen Versuchen nach Witz und Späßen freilich nicht, aber gelächelt haben wir zuweilen über die unglücklichen Anstrengungen des Verfassers. Ist der Verf. auch nicht witzig, so ist er desto häufiger platt und gemein.

Zweites Bändchen: „Vermischte Gedichte." In der Vorrede kommen zuerst wieder die Recensenten schlecht weg: „Fehlen nun dem Dichter obendrein, oder verachtet er jene, heutzutage so beliebten, unentbehrlich scheinenden Mittel, um sich zu „poussiren", als da sind: mächtige „Coterien"; gefällige Freunde, die die Trompete blasen — lange noch vor seinem Auftreten, etwa wie die Trompeter eines Wachsfigurencabinets oder eines Polichinellekastens; oder fehlen ihm literarische Musterreiter, die seine Firma in alle Welt tragen; oder geräth er endlich Leuten in die Hände, die das Gebiet, das er gleichfalls zu bebauen Lust trägt, für allein gepachtet angesehen wissen wollen — dann kann er wol so ziemlich auf ein absichtlich-falsches, parteiisches und gehässiges Urtheil gefaßt sein." — „Aber Kratzfüße vor einer solchen Kritik zu machen ist meine Sache nicht." Weiter versichert er dann, daß kein einziges Lied sich ohne Thränen seiner Brust entrungen! Und man möge es ja nicht für einen Scheinschmerz nehmen, wenn er von Schmerzen rede u. s. w. Es seien nur wenige Gedichte, „denn bei einem Verseschneider, der so und so viel Stück per Woche oder Jahr verfertigt, habe ich nie gelernt, noch als Gesell gearbeitet" u. s. w. Nichtsdestoweniger ist der Verf. uns weit lieber wenn er weint als wenn er lacht. Bei seinen humoristischen Sachen ist er aber auch noch viel betrübter gewesen als bei seinen ernsten Gedichten, wie er uns in einer Note erzählt. Einzelne der letztern sind nicht ohne tieferes Gefühl, wie denn überhaupt der Verf., wenn auch kein Dichter und kein Mann von Geschmack, uns ein recht guter Mensch zu sein scheint.

Drittes Bändchen: „Erzählungen und Novelletten." Vorrede: „Es gibt Leute, welche ein Buch nach seinem äußern Gewichte, seiner Schwere, seinem Umfang beurtheilen, gerade wie es auch Einige gibt, welche den Menschen blos nach der Elle messen" u. s. w. Zu diesen Leuten gehören wir nicht; eben der geringe Umfang dieser drei Bändchen scheint uns die beste Eigenschaft derselben zu sein und machen wir darüber dem Verf. unser aufrichtigstes Compliment. In dieser Beziehung sind Fenner's v. Fenneberg Werke classisch und unzähligen Dichtern und Prosaisten heutigen Tages als Muster zu empfehlen. Was den Inhalt dieses dritten Bändchens anbetrifft, so sind die fünf kurzen Novelleten so ziemlich unter aller Kritik.

125.

Miscellen.

Walter Raleigh, der tapfere Seeheld unter der Regierung der Königin Elisabeth von England, wurde von König Jakob I. in den Tower gefangen gesetzt, woselbst er 13 Jahre zubringen mußte. Diese Zeit wendete er dazu an, eine „History of the world" zu schreiben, wovon aber nur der erste Theil 1614 zu London erschienen ist. Den zweiten Theil hatte der Verfasser bereits fertig, verbrannte ihn aber, als ihm sein Verleger sagte, daß er von dem ersten Theile so wenig Exemplare abgesetzt habe, daß ihm der Verlag zu bitterm Schaden gereiche, mit den Worten: „Es thut mir leid, daß ich der Welt, welche einer Arbeit, die mir so viele Mühe gekostet, nicht würdig ist, den ersten Theil nicht auf eine so leichte Art entziehen kann wie jetzt diesen zweiten Theil!" Später erkannte England die Größe des erlittenen Verlustes und nach des Verfassers 1618 erfolgtem Tode verkaufte der Verleger in wenig Tagen weit über 1000 Exemplare von dem allein noch vorhandenen ersten Theile.

Hieronymus Cardanus, anfänglich Arzt zu Pavia, zuletzt als Privatmann in Rom 1575 gestorben, war wegen seines seltsamen Charakters, besonders aber wegen seiner Kargheit und Unhöflichkeit berüchtigt. Willibald Pirkheimer, der gelehrte nürnbergische Patrizier, besuchte ihn in der Absicht, ihm seine Achtung zu bezeigen, denn Cardanus hatte sich als Polygraph einen Namen gemacht. Die erste Frage, die Cardanus an ihn that, war die: ob er Geld mitbrächte? Und da hierauf Pirkheimer antwortete: daß er, außer seinem Reisegelde, keines bei sich habe, erwiderte Cardanus: er bekümmere sich nicht um die Ausländer, wenn sie ihm kein Geld brächten. Pirkheimer entfernte sich betroffen und statt Cardanus nannte er den Unhöflichen κερδωνας (Filz).

25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 295. —— 22. October 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 294.)

25. Johann von Schwaben. Trauerspiel in fünf Acten. Von R. Neumeister. Leipzig, Barth. 1841. 8. ½ Thlr.

Es ist doch gut, daß wir in Deutschland in Ermangelung guter Lustspiele von Zeit zu Zeit an stolzen Trauerspielen uns ergötzen können. Wir wissen nicht, ob es gelingen würde, aber versuchsweise sollte man doch das Wagniß unternehmen und ein solches Trauerspiel einmal unter der Firma „Lustspiel" auf die Bühne bringen. Verständen nur die Schauspieler ihren Vortheil, so müßte es einen prächtigen Spaß geben und eine Erheiterung im Publicum hervorbringen, die lange lange widerhielt. Hr. Neumeister, wahrscheinlich ein tiefsinniger Kopf und ein allzu blinder Anbeter Schiller's, hat uns den Tod Kaiser Albrecht's durch seinen Neffen Johann in Versen aufgetischt, über welche der todte Schiller, könnte er sie lesen, vermuthlich seine ambrosischen Locken sehr unmuthig schütteln würde. Schade, daß „Tell", „Wallenstein", „Die Jungfrau von Orleans" vor dieser Tragödie geschrieben wurden; schade, daß Schiller die Erfindung machte, hier und da Sentenzen in seinen Dialog zu verwerben; schade, sagen wir, denn das hätte er von unserm Neumeister, der darin wirklich als neuer Meister aufgetreten ist, lernen können. Wie prächtig würden sich, hübsch fett gedruckt, in Schiller's Tragödien Sentenzen ausnehmen, wie:

— traurig hinkend
Naht spät der Reue fürchterliche Qual!
Denn was von Oben kommt, ist immer weise,
Und droben erst erhält der Mensch die Preise.
Unglücklich der nur, der nicht weinen kann.
Nicht ewig dauert ja der Trennung Zeit.
Ein Trost blieb mir, er heißt Unsterblichkeit.
Der Freiheit Weg geht durch das Sklavenjoch.
Vertraue nie des Augenblickes Macht,
Die Reue naht, ein ew'ger Weltgeist wacht!

Und endlich das schöne Dictum:

Denn was sich aus Atomen hat gewunden,
Es muß auch in Atomen untergehn.

Dies Trauerspiel behandelt nun in eigenthümlicher, d. h. sehr confuser, aller Ästhetik spottender Weise, aber äußerst amusant, die Weigerung Kaiser Albrecht's, seinem Neffen Schwaben zu geben, worauf dieser mit seinen Gesellen sich verschwört, den Kaiser erschlägt und am Schlusse des fünften Actes am Sarge seiner Geliebten, Thekla, der Tochter des Grafen Terzky in Prag, die aus Gram gestorben ist, ohnmächtig niedersinkt. Einen innern Zusammenhang hat das Drama nicht. Die Charaktere sind insofern grosartig neu, als der Kaiser wie ein Leimsieder und Agnes wie ein Scharfrichter spricht. Will der Kaiser recht imponiren, so schlägt er eine laute Lache auf, was sich auch gut auf der Bühne ausnehmen muß. Johann ist trotz aller Bravour ein sentimentaler Leierhans, so, was man einen Schafszipfel nennt. Erst lärmen, dann greinen, dann ohnmächtig werden — das sind Helden, um sie mit Mäusen todt zu hetzen. Als er gar nichts mehr zu sagen weiß, fällt ihm, wahrscheinlich in einer Art prophetischer Begeisterung, der Monolog Johanna's aus der „Jungfrau von Orleans" ein und er fängt parodisirend und heulend an zu declamiren:

So bin ich wieder hier in deinen Mauern,
O Prag, die einstens mich als Kind umgaben;
Doch tief gebeugt sehn sie mich jetzo trauern,
Den sie einst froh und heiter sahn als Knaben.
In Angst — als Schuldbeladner kehr' ich wieder,
Wo ich einst sang unschuldig frohe Lieder.
Einst zog mit tiefem Schmerze ich von hinnen,
Jetzt kehr' ich heim und meine Thränen rinnen.

Nun so mögen sie rinnen, unsere Augen sind trocken geblieben und werden es wol auch bleiben, selbst wenn uns die Gewißheit geworden sein wird, daß dieser „Johann von Schwaben", literarisch genommen, mausetodt ist und bleibt.

26. Die Verfolgung der Juden durch Emicho. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Gustav Carl. Mannheim, Götz. 1841. Gr. 12. ⅞ Thlr.

Der Verf. dieser Tragödie schließt das Einleitungsgedicht mit den Worten:

Ernst, doch wahr ist diese Rüge
Und geschichtlich meine Rede.

Das Letztere geben wir zu, was aber den Ernst anbelangt, so irrt sich der Verf., denn leider müssen wir ihm versichern, daß auch dieses Trauerspiel mit unter die verkappten Lustspiele gehört. Es ist ganz unglaublich, was manche neu aufschießende Poetenpilze für wunderliche Begriffe haben. Sonst hielt man doch nur ein Theaterstück, in dem der Held oder ein paar zuletzt starben, für eine Tragödie, jetzt aber denkt man, der Stoff allein schon mache die Tragödie. Nicht Alles, was in der Weltgeschichte tragisch ist, wird unter der Feder des Dichterlings zur Tragödie; es kömmt Alles auf die Behandlung an. Hr. Carl hat nun richtig ein solches Trauerspiel-, Trauer- oder trauriges Monstrum zusammengearbeitet, daß sich auch nicht der leiseste Schatten einer Tragödie darin entdecken läßt. Eher könnte man es das Gespenst einer solchen nennen, doch damit würde dem Verf. wenig gedient sein. Die einzige ernsthafte, nicht tragische Person ist der Narr des Bischofs von Trier, die übrigen Alle haben nur den Charakter der Langweiligkeit und schwatzen eine Masse unnützes Zeug in Prosa, Jamben, meistens in Trochäen — der widerlichste Vers im Drama — zusammen, daß einem ganz sonderbar dabei wird. Der Erzbischof Engelbert thut gar nichts, er ist eine wahre Vogelscheuche, die von Leontine beseelt wird. Leontine hat ein Tigerherz und will alle Juden vertilgen. Allein auch diese Tigerlaune bleibt nicht ohne komischen Beigeschmack. Die Juden sind noch am erträglichsten gezeichnet, obschon von einem eigentlichen Charakter auch bei

ihnen nicht die Rede sein kann. Eine Handlung, wie sie das Drama verlangt, vermissen wir gänzlich, wir sehen nur, daß die Juden ermordet werden, daß einige davonfliehen und sich in ein Kloster retten, wo sich zwischen Christen und Juden eine Doppelliebschaft anspinnt, die denn zuletzt, als die rasende Leontine den Aufenthalt der Geflüchteten entdeckt hat, mit dem Tode ihre Echtheit besiegelt. Emicho, dem Titel zufolge die Hauptperson des Stücks, ist ein erbärmlicher Feigling, der füglich ganz und gar hätte wegbleiben können. Der Verf. macht gerade keine schlechten Verse, allein er besitzt eine gar wunderliche Gabe, Ernstes komisch, Grausiges spaßhaft auszudrücken. Dies passirt ihm sogar, als Leontine, von Gewissensangst gepeinigt, dem Bischofe ihre Visionen erzählt. Wir fragen, ob folgende Schilderung nicht beinahe zum Lachen reizt?

Mit Fingern und mit Tatzen
Wie von Affen, wie von Katzen
Greifen gierig sie umher.
Und mit Mäulern ohne Zähne,
Und mit Zungen ohne Hälse,
Und mit Armen ohne Körper
Schnappt's und leckt's und schlägt nach mir.
Wenn ich nun in dies Gewimmel
Mit den Armen wehrend fahre,
Ekelhaft wie Molch und Kröte
Klebt sich Alles an mich an. —
Aus dem Blute steigen Köpfe,
Die vor meinen Augen tanzen,
Nasen rümpfen, Ohren spitzen
Nach dem Takte(?), den der Mund
Mit des Kinnes hohlen Laden
Und der Stirne grausem Zucken,
Und den Adern an den Schläfen
Und den dünngesäten Haaren
Schlaget, zeichnet.

Die Phantasie allein macht den Dichter noch nicht, sie muß gezügelt und durch das Gefühl fürs Schöne geleitet werden. Hr. Carl hat übrigens nicht einmal Phantasie, er ist blos phantastisch. Diese angeführte Beschreibung eines von schreckhaften Gesichten gequälten Weibes ermangelt aller Poesie; sie ist so durch und durch unschön, daß wir uns wundern müssen, wie der Verf. dies nicht selbst hat fühlen können. Überdies läßt sich dieser Fratzentanz, ihr Gelecke und Geschlecke von einem mit blos gewöhnlichen Sinnen begabten Menschen der Beschreibung zufolge schwer begreifen.

27. Sila oder die Macht des Segens. Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen. München, Franz. 1841. 16. 3/4 Thlr.

Der ungenannte Verfasser dieses Schauspiels will laut Vorwort „die Macht des allgemeinen uns umgebenden Segens" schildern, und Goethe, welcher einst an Zacharias Werner die Auffoderung, dies zu thun, gerichtet haben soll, wird der Veranlasser dieses Versuches genannt. „Eine Schuld der allgemeinen Menschheit", spricht der Verf., „scheint dadurch abgetragen. Goethe ließ die Anfoderung ergehen, um allgemein wohlzuthun: möge dies gelingen in seinem Sinne!" Das Buch hat außerdem, nach der Meinung des Verf., die Bestimmung, eine Lecture für junge Damen sein zu sollen. Wir wollen der guten Absicht des Autors in keiner Weise zu nahe treten, allein verhehlen können wir es ihm nicht, daß das Vollbringen weit hinter dem Willen zurückgeblieben ist. Dieses Schauspiel ist entsetzlich langweilig, in seiner Construction sehr verworren, an Poesie trostlos arm und nur an gutem Willen reich. So zweifeln wir denn, daß es Leser finden wird. Wenn es aber auch diese fände, erbauen, erheben, oder gar hinreißen könnte es doch nicht. Die Geschichte wird in die Zeit der Kreuzzüge verlegt, spielt bald in England, bald in Frankreich, bald wieder in Palästina und dann in Italien. Das heilige Grab wird erobert, Robert von der Normandie, eigentlich der Hauptheld im Stück, durch den Giftpfeil verwundet, die Wunde ihm später von Sila ausgesogen, die scheinbar am Gift stirbt, zuletzt aber wieder unter Cherubimgesang erwacht und Robert's Gattin wird. Cherubim, schottische Berggeister, ein Magier, Garben und anderer Opernapparat kommt häufig vor, man sieht nicht recht ein, weshalb? Kurz, das Stück ist und bleibt ein verfehltes Product, dessen Geburt der verstorbene Goethe verschuldet zu haben sich schwerlich hätte träumen lassen.

28. Das Christpüppchen. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von A. Barthelme. Kitzingen, Köpplinger u. Comp. 1839. 8. 1/3 Thlr.

Das „Christpüppchen" ist ein Schauspiel in der Manier der echten Philisterrührstücke. Eine Anzahl lustiger Studenten treffen mit einem alten Manne zusammen, der eine junge Römerin bei sich hat. Doralice ist eine Waise, aber schön und tugendhaft. Die Studenten sind auch lauter Tugendhelden, reich dazu und für Doralice sehr eingenommen. Sie schießen also zusammen, setzen ihr ein Jahrgehalt aus und Stern, der Sprecher und Angeber des Ganzen, bringt das Mädchen bei einem Landpfarrer unter. In kurzem lieben sich diese beiden jungen Leute aufs innigste, Stern macht eine Zeit lang eine viel versprechende Carrière; da er aber nicht kriechen will, verliert er schnell hintereinander seine Freunde, alle Unterstützung bleibt aus und die Noth steht lauernd vor der Thür. Mittlerweile stirbt auch der Pfarrer, Doralice wird von Stern aufgenommen, man verleumdet ihn und es gibt eitel Kummer und Elend. Da findet Stern mitten in der größten Bedrängniß am Weihnachtsabend ein verlassenes kleines Kind auf der Straße. Mitleidig nimmt er es zu sich, übergibt es Doralice und beide beschließen, den Findling zu erziehen, wenn sich die Ältern nicht zu erkennen geben sollten. Allein diese suchen schon nach dem verlorenen, die Retter erhalten großen Dank vom Premierminister, dem das Kind gehört, alle Misverständnisse klären sich auf und Stern erhält zum Weihnachtsgeschenke das Diplom als Ministerialassessor mit 1500 Thaler Gehalt, Geld die Hülle und Fülle, und Doralice reich beschenkt zur Frau. Auf Kunstwerth kann dies Schauspiel keinen Anspruch machen, aufgeführt wird es wol auch kaum werden, und so mag sich denn ein wohlbehäbiges, kleinstädtisches Publicum, für das es vorzugsweise bestimmt zu sein scheint, an dessen Lecture ergötzen.

29. Liebe. Tragödie in fünf Acten von W. Held. Erfurt, Expedition der Thüringer Chronik. 1841. 16. 1 Thlr.

Als wir oben desselben Verfassers „Vaterländisches Schauspiel 1813, 1814 u. 1815" besprachen, glaubten wir nicht, in so kurzer Zeit nochmals auf ihn zurückzukommen. Schon die „Parenthese", welche der Verf. seinem Werkchen halb als Vorrede, halb als Ankündigung beigelegt hat, nöthigt uns, seine Tragödie scharf ins Auge zu fassen. Hr. Held ist, laut erwähnter Parenthese, früher Schauspieler gewesen und kennt demnach das Intriguenspiel der Bühnenwelt, den eisernen Starrsinn der Bühnenvorstände und respectiven Directoren zur Gnüge. Was er also über diese trostlosen Verhältnisse sagt, unterschreiben wir gern und willig; allenfalls läßt sich auch den anderweiten Klagen über das Loos der Dichter überhaupt, und der *dramatischen in* Deutschland insbesondere, beistimmen. In dieser Hinsicht kann Niemand zu heftig klagen, obschon wir es Jedem deshalb verdenken, weil solche Klagen ganz fruchtlos bleiben, ja dem Publicum gegenüber oft genug lächerlich erscheinen. Dies beiläufig! Was nun unsern Dramatiker und seine Tragödie anbelangt, so können wir nicht verhehlen, daß wir fürchten, es wird ihm in dieser Weise schwerlich gelingen die deutschen Bühnen zu erobern. Die Zeit jener à la „Cabale und Liebe" verfaßten Bühnenstücke ist jedenfalls und zum Glück vorüber, Hr. Held scheint aber zu glauben, man könne noch immer mit dieser himmelstürmenden und höllenaufrufenden Diction der ersten Schiller'schen Dichterperiode das Publicum zwingen; denn das ganze vorliegende Trauerspiel ist in der genannten Sprachweise geschrieben. Dabei verkennen wir keineswegs das Gute und Treffliche, wir freuen uns über die Kraft, über manches poetische Bild, über stellenweis gelungene Partien, über den oft raschen und span-

nenden Dialog; aber wir können unmöglich diesen überflüssigen Pomp der Rede, dieses Titanengepränge mit undenkbaren oder unfaßbaren Gedanken, dieses kolossale Durcheinander von höchster Liebesverzückung und gemeinem, schmuzigem Cynismus gutheißen. Mag es nun löblich oder unlöblich sein, unsere Ohren vertragen so urkräftige Kost nun und nimmermehr, und ein Dichter, der sich die Bühne verschliessen will, braucht nur zu schreiben wie Hr. Held, und er wird sicher zum Ziele kommen. Wir werden sogleich Belege zu unserm Ausspruche geben, um von dem Verf. nicht etwa der Ungerechtigkeit beschuldigt zu werden, was zwar auch, wie die jüngste Vergangenheit gezeigt hat, bei der gewissenhaftesten Strenge noch möglich ist. Hr. Held hat bewiesen, daß er Talent besitzt; wenn er damit nicht réussirt, so wird ein großer Theil der Schuld an der Anwendung desselben liegen. Das Trauerspiel „Liebe" behandelt zwar keinen neuen Stoff, indeß kommen Wendungen und Situationen darin vor, die man originell nennen kann, obschon sie so gewagt sind, daß manche Bühnendirection sich an sie stoßen dürfte; denn man weiß, wie unendlich prüde jetzt diese Anstalten sind. Der Inhalt des Stücks ist kürzlich folgender. Der Hauslehrer Roosen, ein poetischer, etwas schwärmerischer Jüngling, liebt seine Schülerin, die Gräfin Johanna von Norbeck, und findet Erwiderung seiner Gefühle. Diese Liebe wird durch einen Zuchthauscandidaten, Braun, der als Jäger in des Grafen Dienste steht, diesem verrathen. Der Graf ist ein kalter, schroffer, ahnen- und adelsstolzer Mann, bei dem jeder Bürgerlicher nur „Canaille" heißt. Er wüthet und flucht und droht die Tochter sogar zu ermorden, wenn sie nicht von Roosen lasse. Graf Adelhorst, Roosen's Freund und Vertrauter, sucht nun des Grafen Vorurtheile gegen die Bürgerlichen und bürgerliche Geburt auf die wahrste Weise von der Welt zu zerstören, predigt aber tauben Ohren. Um Johanna nicht unglücklich zu machen und seinen Freund nicht zur Verzweiflung zu bringen, heirathet er nun scheinbar und formell Johanna selbst, tritt sie aber als wahre Gattin dem Freunde ab und geht in die Welt. Bald jedoch kehrt er wieder zurück, denn er liebt Johanna, die vor der Welt seine, vor Gott nur Roosen's Gattin ist. Ebenso hat Johanna's Liebe sich Adelhorst zugewendet und das Geständniß Beider öffnet Roosen die Augen. Um ebenso freundschaftlich uneigennützig zu handeln als früherhin Adelhorst, tritt Roosen seine Gattin dem Freunde ab, nimmt Gift und stirbt. Man sieht, daß es dem Stücke an einer interessanten Verwickelung nicht fehlt. Auch hat der Verf. den spannenden Entwurf im Allgemeinen spannend genug zu halten gewußt, nur müßte das lange Gespräch zwischen Adelhorst, Baron Wimpel und dem Grafen über Adel und Bürgerthum, so viel Treffliches es enthält, sehr gekürzt, die Scenen mit Braun aber, ihrer widerlichen Schmuzigkeit halber, ganz gestrichen werden, sollte es ja eine Bühne wagen wollen, damit vor dem Publicum zu debutiren. Wäre das Ganze in seinen bessern Partien nicht zu phrasenhaft sentimental gehalten, so könnte man in der That einige Erwartungen von dem Verf. hegen. Sowie er den Stoff gewendet hat, eignet er sich gar wohl zur Tragödie, die auch auf das Publicum wirken müßte, da einige Charaktere, wie z. B. der Adelhorst's, Wimpel's, auch Roosen's, recht gut gehalten, nur zu wortreich angelegt sind. Die Diction ist überall kräftig und frisch, nur, wie schon bemerkt, durchgängig zu sehr an Schiller's „Räuber", „Cabale und Liebe" u. s. w. erinnernd. Seltsam, daß unsere Poeten noch immer so sehr für diesen durchaus fehlerhaften Wortprunk und Phrasenschwung schwärmen, und unbegreiflich, wie sie aus jedem Bösewicht ein Unthier machen können! Braun ist nur ein redendes Vieh, sonst könnte er nicht zu Johanna, die er zu lieben vorgibt, sprechen: „Sieh, sowie hier die Stärke des Mannes deine Hände lähmt, daß du, ohnmächtiges Weib, ein Spielwerk meines Willens wirst, so ohnmächtig sollst du dich auch unter meinen Armen winden, wenn ich dein Bett mir erstehle und in der Wollust des geraubten Genusses dich entehre! Dann rufe aus: der Teufel hat's gethan!" Oder zu Luise, der Kammerzofe, die ihm nur zufällig in die Hände läuft: „Komm, Täubchen, zur Hochzeit! Hinaus in den dunkeln, buschigen, grünen Wald, zur lustigen Hochzeit! Wo Augen ersterben und Lippen entbrennen! Wo die Freude ächzt, die Lust jammert und der Jubel stöhnt! Wo der Athem den Athem jagt, glühende Pulse aneinander rasen und wüthende Bacchanten den Lobgesang der Vollendung wimmern." Fast überall, wo er heftig wird — und das ist Hr. Held beinahe auf jeder Seite — tritt seine Kräftigkeit in der Gestalt des Miswachses auf. So wenn der Graf, so wenn Adelhorst spricht. Ersterer äußert in Bezug auf seine Tochter: „Paart sich denn der Löwe mit dem Igel, der Adler mit der Krähe? Braun, hält Er es für möglich, daß Edelhirsch und Dreckkäfer miteinander buhlen?" Und gleich darauf: „Wen soll der entdämmte Strom meiner Rache ersäufen? Den gemeinen Wicht, der für seine ekle Begierde in meiner Familie einen Abfluß suchte, oder das entartete Geschöpf, das sich zum Cloak bürgerlicher Geilheit herunterwürdigte?" Stellen dieser Art kommen häufig vor, und müßten jedenfalls wegfallen, wenn der Verf. eine Aufführung beabsichtigt. Daß eine solche möglich sein kann, wollen wir nicht in Abrede stellen. Um so thörichter ist es von dem Verf., daß er das Theater nicht mehr berücksichtigen zu wollen scheint. Sollte dies sein vollkommener Ernst sein, dann möchten wir ihm wohlmeinend rathen, die dramatische Poesie je eher je lieber aufzugeben. Es ist zwar möglich, daß ihn die Kritik vollständig als Dichter anerkennt, dem Publicum wird er aber ebenso vollständig unbekannt bleiben, weil gedruckte Dramen, sind sie nicht vorher aufgeführt worden, außer den Kritikern und sehr wenigen Sonderlingen in Deutschland Niemand liest.

30. Der Liebe Duldung. Drama in fünf Acten von J. H. Blumer. Braunschweig, Meyer sen. 1841. 16. ⅔ Thlr.

Der König von Navarra — seinen Namen hat uns der Verf. nicht genannt — möchte gern erfahren, wer ihm in Liebe am meisten zugethan ist. Er stellt also bei sich fest, daß ihm Derjenige als der Treueste gelten soll, der ihm zuerst mit einem Liebeszeichen nahen wird. Dies ist der Ritter Raimund. Dieser rückt dem Könige seine Willkürherrschaft vor und erklärt ihm, daß er sich dadurch mit sammt seinem Volke ins Unglück stürzen werde. Der König gibt ihm Recht und beauftragt ihn, das bereits gährende Volk zu besänftigen. Nun kommt Rodrigo, ein anderer Ritter, welcher dem gefaßten Entschlusse wieder entgegenarbeitet, allein der König hört nicht auf ihn, sondern verbannt ihn. Hierauf nimmt Rodrigo mit mehren andern Rittern Rache, sie empören sich und suchen Alfons, des Königs Sohn, der bei einem Einsiedler lebt, auf, rufen ihn zum Könige aus und wissen den kampf- und siegeslustigen Jüngling auch dahin zu bewegen, daß er sich an ihre Spitze stellt. Der König wird bekämpft, von Alfons, glaube ich, sogar erschlagen, doch findet auch Rodrigo seinen Lohn. Alfons tritt den Thron an Raimund ab und der Bruder Einsiedler schließt das Stück mit einigen trivialen Redensarten. Man kann schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige abnehmen, daß wir es hier mit keinem Meisterwerke zu thun haben. Der Verf. weiß weder einen Charakter zu zeichnen, noch sind ihm die Haupt- und Grundregeln, nach denen ein Drama erbaut werden muß, bekannt. Nur seine Verse lassen sich lesen, obschon ihnen jeder poetische Duft fremd bleibt. Indeß ist Hr. Blumer nicht ganz ohne Talent, und will er sich erst die Mühe geben, sich mit den Gesetzen des Dramas bekannt zu machen, seine Figuren, bevor er sie redend und handelnd einführt, im Gedanken schon zu festen, entschiedenen Gestalten auszumeißeln, so können wir in Zukunft vielleicht Einiges von ihm erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Flandin's Reise nach den Ruinen von Persepolis.

Von Eugen Flandin sind wieder einige interessante Briefe aus Persien eingelaufen, die sich durch jene echtfranzösische Klarheit der Darstellung, jene Anmuth des Styls auszeich-

nen, welche deutschen Berichten über archäologische Gegenstände nur zu oft zu fehlen pflegen. Unsere Gelehrten schreiben immer noch zu ausschließlich für ihre eigene Kaste, sodaß die Resultate ihrer Gründlichkeit verhältnißmäßig nur Wenigen zugute kommen. Wenn dessenungeachtet über die Oberflächlichkeit der Franzosen Klage geführt werden muß, so sind daran ihre Gelehrten, Denker, Reisende, Schriftsteller weniger Schuld, als ihre Neigung zur Veränderung, ihr leichter Sinn und kurzes Gedächtniß, welches nur von heute bis morgen reicht. Sie wissen wol noch von Marengo, Austerlitz, Jena, Wagram, aber nicht von Aspern, Dennewitz, Kulm, Brienne, Laon. Das Gedächtniß der Deutschen ist viel historischer, objectiver, unparteiischer und hartnäckiger; schade nur, daß man ihm so wenig populairen Stoff, so wenig angenehme Nahrung bietet! Bei den Franzosen ist Alles in Fluß gesetzt, bei uns Alles Masse, wenn auch gediegen. Flandin's Briefe sind an das ganze französische Publicum gerichtet und befinden sich als offene Briefe, die Jeder lesen mag und darf, in den gelesensten Journalen; ein deutscher Reisender würde, als gelehrter Geheimsecretair seiner Kaste, seine gründlichen aber reizlosen archäologischen Untersuchungen über Persepolis nur an seine Herren Collegen richten und in irgend einem grundgelehrten Journale mittheilen. Hier einige Auszüge aus Flandin's offener Correspondenz. Je mehr sich der Reisende dem Centrum Persiens nähert, desto trostloser findet er die Gegend. In keinem Lande und selbst in Persien nicht, so weit er es bereits durchreist hatte, kann es seiner Versicherung nach einen schrecklichern Weg geben, als den von Teheran nach Bouchir. Nur hier und da gibt es einige klägliche Hütten mit etwas grünem Ackerlande herum. Tagelang durchreist man unermeßliche Wüsten oder mit Dornen überzogene Haiden, welche von schüchternen Gazellen, den einzigen lebendigen Wesen, denen man hier begegnet, durchstreift werden. Der schwierige Weg, welcher nach Schiras führt, windet sich am Fuße von Gebirgen hin, die ordnungslos übereinander geschichtet in ungangbaren Abhängen sich bis zum indischen Meere erstrecken. Ihr Charakter ist Wildheit und trostlose Einförmigkeit und nur selten bieten sie malerische Ansichten dar. Der Reisende findet hier nichts, er muß Alles mit sich führen, denn im Sommer sind die Bäche ausgetrocknet und die Cisternen enthalten nur eine schlammige stinkende Masse. Sogar die Karavanseraien, diese unschätzbaren Asyle für den Reisenden, sind halbe Ruinen, da sich weder Regierung noch Volk um ihre Erhaltung bekümmert. Nur noch wenige Jahre und sie werden keine Spur ihres Daseins mehr zurückgelassen haben. Und doch müßte die Straße von Bouchir nach Teheran die große Arterie sein, welche dem Herzen Persiens Leben zuführt, denn sie ist der eigentliche Handelsweg zwischen Indien und dem Norden. Trotzdem gibt es in Persien keine erbärmlichere Straße als diese. Der Reisende machte an den Ruinen, welche in der Gegend von Morgab liegen, einen Halt. Als Reste des Alterthums sind sie ohne Bedeutung. Einige wollen in ihnen die Trümmern von Pasargada sehen, während Andere diese Stadt 60 Lieues davon in das Innere von Fars verlegen. Die Mauerüberreste können, da sie auf einer Erderhebung liegen, für die eines Castells oder Tempels genommen werden. Einige Hundert Schritt davon ragen in einer öden, von allen Seiten mit hohen Bergen umgebenen Fläche einige hohe Pfeiler empor, worauf sich keilförmige Inschriften befinden, endlich ein riesenhaftes Grabdenkmal, aus großen Steinstücken zusammengesetzt und mit einer kleinen Thüre versehen, durch die man in eine Zelle tritt, worin die Gläubigen ihr Gebet zu verrichten pflegen; denn dieses Grabmal, Mader-i-Suleiman genannt, ist den Persern heilig. Einige Alterthumsforscher nennen es das des Sohns von Kambyses. Nachdem der Reisende sich hier zwei Tage lang mit Studien beschäftigt und sodann die Ruinen der Stadt Istakhr besucht hatte, begab er sich zu den berühmten Gräbern von Guebr-Cabrestan, bekannt unter dem Namen Nackchi-Rustam, nach dem fabelhaften persischen Helden Rustem genannt, der tausend Tataren mit einem Schlage vernichtete, ganz allein Städte eroberte und Drachen und weiße Teufel, dives-sefid, tödtete. Nach Flandin's Behauptung beziehen sich aber die Sculpturen nicht auf diesen Helden; vielmehr glaubt er darin mehre Erinnerungen an die Sassanidenfürsten zu finden, unter Andern an Chapur, den Besieger der Griechen, welche seine Gnade anflehen. Hier verweilte er 13 Tage, zeichnete, veranlaßte mehre Ausgrabungen und entdeckte ein bisher unbekanntes Tableau. Von hier begab er sich nach Persepolis, anderthalb Meilen südlicher gelegen, und erblickte bald die noch aufrechtstehenden 15 Säulen. Ihre vergoldeten Vorderseiten schienen wie Spiegel die Strahlen der untergehenden Sonne zurückzuwerfen. Es war Nacht, als sich der Reisende mitten unter diesen Überresten altköniglichen Glanzes befand. Kaum unterbrach der Flug des Nachtgevögels und der ängstliche Schritt der Schakale, die ihre Schlupfwinkel verließen, die allgemeine Stille; die Zeit, die Einsamkeit, Alles trug dazu bei, diesen Orten einen traurigen und ernsten Anblick zu verleihen. Die Ruinen von Persepolis sind übrigens schon ausführlicher, als von Flandin in seinem Briefe, beschrieben worden, der sich blos mit einzelnen wenn auch interessanten Andeutungen begnügt. Gewiß hat der Reisende seine gründlichern Beobachtungen für ein späteres umfassendes Werk aufgespart, das durch Flandin's Zeichnungen einen um so höhern Werth erhalten wird. Mehre Pfeiler kamen dem Reisenden vor wie die Gasthofbücher in der Schweiz. Jeder englische Reisende, der diese Ruinen besuchte, hatte seinen Namen daran geschrieben. Die Namen von Malcolm, welcher eine Geschichte Persiens geschrieben hat, Ouseley und Morier, Verfasser von „Hadji-Baba", sind die bemerkenswerthesten. Französische Namen sind wenige verzeichnet, selbst die von Chardin und Thevenot nicht; dagegen haben sich der Vicomte Daru und der Marquis von Beaufort, welche wenige Monate vor Flandin hier waren, an diesen Pfeilern verewigt. In allen Basreliefs von Persepolis zeigen die dargestellten Figuren in ihren Physiognomien eine erstaunliche Ähnlichkeit mit denen der jetzigen Perser, besonders mit denen, welche Eingeborene der Provinz Fars sind. Man hat gemeint, daß diese Basreliefs, wie die Säulen, mit Gold und Malereien bedeckt gewesen seien, aber Flandin schreibt diesen Irrthum nur einer Art Glasur und dem Steine zu, der sich an der Sonne zersetzt, und hofft die pariser Gelehrten bei seiner Zurückkunft durch einige losgelöste Bruchstücke thatsächlich eines Bessern zu belehren. Hier wie bei Nackchi Rustam versäumten Flandin's Vorgänger, die Basreliefs gänzlich von der Erde frei zu machen und Ausgrabungen zu veranstalten. Dies that Flandin und so wurde es ihm möglich, in seinen Zeichnungen nach den Figuren, welche bisher nur theilweise zu sehen waren, die fehlenden Füße und Arme anzusetzen. Aber dieses Verfahren diente ihm nicht blos dazu, seine Zeichnungen zu vervollständigen, es ließ ihn auch die alte Kunst in aller Reinheit und Ganzheit ihrer Details erkennen, denn die Theile, die er zu Tage förderte, sind vollkommen unberührt und unbeschädigt, während Alles, was der Luft und der Brutalität der verschiedenen Eroberer ausgesetzt blieb, mehr oder weniger beschädigt und unkenntlich ist. 70.

Literarische Notiz.

Nächstens erscheint in Paris: „Droit et législation militaire des armées de terre et de mer, recueil méthodique complet des lois, décrets, réglements, instructions etc. actuellement en vigueur", von Durat Lassalle. Das Werk erscheint unter den Auspicien des Marschall Herzogs von Dalmatien, ist dem Herzoge von Orleans zugeeignet und wird mit Stichen und Vignetten geschmückt sein. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 296. — 23. October 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

Nachdem wir die Tragödie und das Schauspiel, so weit sie uns bekannt geworden sind, mit möglichster Gewissenhaftigkeit einer kritischen Musterung unterworfen haben, wenden wir uns jetzt zu dem Lustspiele und der Posse. Man nimmt allgemein an, Deutschland sei kein ergiebiger Boden für das Lustspiel, eine Annahme, die wir nicht für richtig halten. Denn gibt es irgendwo wunderliche Käuze, Sonderlinge und Narren in allen Ausgaben, nach jedem beliebigen Ellenmaße, so finden sie sich in unserm vielgegliederten Vaterlande. Und da man das echte Lustspiel von dem bloßen Situationsstücke streng unterscheiden muß, das freilich ausschließlich an die Stelle desselben getreten ist; da der Charakter und seine scharfen Ecken und Kanten, nicht blos die scenische Einschachtelung, der wahre Hebel und Träger des höhern Lustspiels ist: so dürfen wir dreist behaupten, Deutschland sei vor andern Ländern berufen, ein höchst originelles Lustspiel innerhalb seiner Grenzen an- und auszubauen. Wenn dies dennoch bis jetzt noch nicht geschehen ist und vielleicht auch so bald nicht geschehen wird, so liegt der Grund davon nicht in politischen Hindernissen, sondern ganz einfach einmal in dem Mangel an hervorragendem Talente für komische und humoristisch-dramatische Darstellung bei unsern Dichtern, und sodann in der geringen Theilnahme des größern Publicums an wirklich geistreichen Lustspielen. Jener humoristische Äther, jene Ausgelassenheit des Geistes, jener Übermuth des Witzes, der mit Allem leicht, geistreich, blitzend spielt, der zwar aufsprüht, um zu ergötzen, aber doch weit umher das Leben mit buntem Feuerglanz bestrahlt: diese Häufung von Talenten ist nur wenigen Dichtern verliehen und noch wenigern Menschen der Sinn, sie zu fassen. Wir sehen dies am deutlichsten bei den Shakspeare'schen Lustspielen, die noch immer, abgesehen von den mehr oder minder rohen Hülsen, womit das Zeitalter sie aufschmückte, für die vollendetsten Muster wahrhafter Lustspiele anerkannt werden müssen. Und doch, wie geringe Theilnahme finden sie, wenn sie, selbst mit Hinwegnahme jenes für unsere Zeit nicht passenden Schmuckes, auf der Bühne zur Darstellung kommen! Unser Publicum, auch das gebildete, sucht im Theater eine Erheiterung, bei der alles Denken, ja sogar jeder Gedanke ruhen kann. Es will lachen, über Späße, fade Witze, höchstens über eine komische Situation lachen, was kümmert es da noch der Charakter, und ob dieser poetisch erfunden, mit poetisch gesteigerter Kraft kunstvoll entwickelt ist. Sobald es nur auf die Lachmuskeln wirkt — und dafür sorgt die vis comica unserer Bühnenkünstler meistentheils aufs beste — geht das genügsame Publicum befriedigt nach Hause. Man wundere sich also nicht, wenn das Lustspiel der Deutschen, so zu sagen, noch in den Kinderschuhen einhergeht, und noch weniger schmähe man die wiener Possenpoeten! Gerade in diesem derben, oft kolossalen Narrenspiele, diesem übereinander gegipfelten Unsinne verbirgt sich ein sehr schätzenswerthes Talent für das eigentliche Lustspiel, wenigstens sind die wiener Possen immer noch poetischer und geistig belebter als die gemüthsdürren Situations- und Conversationslustspiele, mit denen uns die norddeutschen Poeten oder vielmehr Bearbeiter beschenken. Denn unter 100 Lustspielen, die auf die Breter gelangen, sind doch sicherlich 95 Übersetzungen. Manches Product junger, frischer Kräfte, von dem die Bühne und somit das Volk niemals etwas erfährt, fällt nur der Literatur anheim, wo es eben nur Wenigen, manchmal vielleicht gar blos dem Kritiker vor Augen kommt. Es mag die Autoren freuen, wenn sie hier einigermaßen Anerkennung finden, aber zur Versetzung auf die Bühne kann ihnen das nicht verhelfen. Hält es schon äußerst schwer, ein Trauerspiel oder Schauspiel von Werth auf die Bühne zu bringen, so ist es beinahe unmöglich, mit einem guten, echten Lustspiele Erhörung zu finden. Vielleicht dürfen wir in der Zukunft auf eine Änderung dieser Zustände hoffen, wenn es gelingen sollte, durch eine Reihe neuer Dramen, deren Hauptrollen geeignet wären, wieder tüchtige Schauspieler zu bilden, den Sinn für die höhere Poesie auch im Volke neu zu beleben.

Die Musterung der diesjährigen Lustspiele kann nun zwar qualitativ nicht eben sehr bedeutend genannt werden, allein Kräfte regen sich doch hin und wieder, und diese Kräfte zu ermuntern, muß die Pflicht des Kritikers sein. Wie wenig bessere Schau- und Trauerspiele unsere schreib- und verseseligen Poeten geliefert haben, zeigt ein Blick auf unsere Revue, bei vielen Autoren verdiente nur der

stille Anerkennung, bei manchen war dieser selbst schon ein Vergehen. Das Lustspiel dagegen lehrt uns verhältnißmäßig mehr Kräfte, mehr aufmunterungswürdige Talente kennen. Von dramatischer Kunst, von einem Schaffen nach tiefster Kenntniß dramatischer Gesetze, kann leider wenig die Rede sein! Aber es ist doch ein Fonds von Kraft, zuweilen Originalität und jedenfalls ein heiterer, scharfer Geist da, Rudimente genug, um bei vorsichtiger, mäßiger Kost einige Lustspieldichter daraus hervorgehen zu sehen.

---

31. Salomon und Salomeh. Dramatisches Märchen in drei Acten von Franz Krutter. Solothurn, Kaßmus. 1840. Gr. 12. ¾ Thlr.

Als Märchendichter hätte der Verf. übermüthiger auftreten können, auch verlangt das Märchen eine keckere Erfindung, eine größere Fülle des Wunderbaren, als uns in dieser Dichtung begegnet. Ungeachtet dieser Dürftigkeit in Anwendung des Märchenapparats aber bringt der Autor doch nicht unbedeutende Wirkungen hervor. Der jüdisch-antike Stoff ist humoristisch genug aufgefaßt und die mit Absicht modern gehaltene Bearbeitung ergötzt ungemein. Pharao, König von Ägyptenland, hat durch einen jüdischen Flüchtling, Cyprianus, vernommen, daß Salomon, der König von Judenland, eine wunderschöne Gemahlin, Namens Salomeh, besitze. Diese nun von Angesicht zu Angesicht zu sehen und womöglich sich anzueignen, ist jetzt sein ganzes Streben. Er unternimmt deshalb einen Kriegszug nach Juda, wird aber von Salomon besiegt und gefangen genommen. Kaum hat Salomeh den Ägypter erblickt, so entbrennt sie in Liebe zu ihm und Pharao ist ebenfalls nicht wenig über die unbeschreibliche Schönheit der jüdischen Königin entzückt. Beide gestehen sich ihre Neigung, Salomeh haßt von Stunde an ihren Gemahl und es fragt sich nur, wie sie sich von ihm trennen und dem schönen Pharao angehören soll. Da weiß der Ägypter Rath. Er besitzt nämlich einen Stein, der, wenn man ihn in den Mund nimmt, den Menschen auf der Stelle scheinbar in eine Leiche verwandelt. Diesen Wunderstein händigt der König der schönen Salomeh ein. Inzwischen hat sich Salomon mit dem Ägypter verglichen und gibt ihn wieder frei. Da stirbt Salomeh, ihr Gemahl ist außer sich vor Schmerz und will sich nicht trösten lassen, nicht einmal von dem Poeten Printianus, der zugleich ein Stückchen Hofnarr vorstellt. Die Todte wird begraben, allein Salomon kann sie gar nicht vergessen, und um sich doch einigermaßen zu trösten, besucht er nach einigen Tagen ihr Grabmal und — findet es leer! Nur der Wunderstein ist noch da. Jetzt schlägt Salomon's Trauer in Wuth um, er macht sich verkleidet mit Printianus auf den Weg nach Ägypten, wo während Pharao's Abwesenheit auch bald eine Revolution zu Stande gekommen wäre. Hier sieht er Pharao triumphirend mit Salomeh durch die Straßen der Hauptstadt fahren, lernt Afra, des Königs Schwester, kennen, die ihm sehr theilnehmend zuhört und ihm eine Zusammenkunft mit der treulosen Gattin verspricht. Sie hält Wort, allein Salomeh hört ebenso wenig auf Salomon's Weisheit als Pharao, er wird gefesselt und zum Tode durch den Strang verurtheilt. In der Nacht will Afra ihn befreien, Salomon mag aber nicht ohne Afra fliehen, es entschlüpft beiden ein Liebesgeständniß, mittlerweile bricht der Tag an und die Stunde zur Hinrichtung kommt. Salomon geht trotzig den schweren Gang, denn er hat sich vorgesehen und seinem Hauptmann Marcolfus beauftragt, sich mit Bewaffneten zu verstecken und auf ein durch Harfenspiel gegebenes Zeichen über die Ägypter herzufallen. Auf der Galgenleiter bittet sich also der weise Salomon üblicher Weise eine Gnade aus, die darin besteht, daß ihm gestattet wird nochmals die Harfe spielen zu dürfen. Kaum hat aber der Delinquent die Saiten berührt, so antworten Signalhörner, Marcolfus mit seiner Schar überfällt die erschrockenen Ägypter, die theils davonlaufen, theils gefangen genommen werden. Nur wenige halten Stand, unter diesen Pharao, der erschlagen wird. Salomon siegt, heirathet Afra und übergibt die verbrecherische Salomeh zum Gericht an Marcolfus, mit der ausdrücklichen Bedeutung, daß sie seinem Spruche sich unbedingt bequemen müsse. Dieser lautet barock genug: der humoristische Criminalrichter verurtheilt sie nämlich zur Ehe mit dem Poeten Printianus, der sie schon lange mit lüsternen Augen betrachtet hat und den Salomeh nie hat ausstehen können. Sie will durchaus nicht anbeißen; denn, spricht sie:

> Marcolfus, wenn du irgend Mitleid fühlst,
> Vermähle mich mit keinem Dichter mehr!
> Ermorde mich, verschenk' mich einem Sklaven!
> Mach' mich zur Nonne! — Nur nicht einem Dichter!
> Zu grausam wär's. Was der Dramatiker
> Noch Gutes an mir ließ, der Epiker
> Würd' es auf jammervolle Art zerstören.

Darauf jedoch antwortet Marcolfus ganz trocken:

> Das Schicksal ist gerecht! — Lex talionis!
> Was du am Dichter Salomon gesündigt,
> Das wirst du büßen an dem Dichter hier.

Das Stück ist mit gutem Humor geschrieben, der Verf. hat Geist, Geschick und weiß seinen Stoff glücklich anzufassen. Ob es gerade zu billigen ist, die Personen zu Salomon's Zeit so häufig von unsern modernen Zuständen sprechen, sie Goethe, Schiller, Jean Paul citiren, sie von Callot-Hoffmann raisonniren und andere großartige Anachronismen mit purem Fleiße begehen zu lassen, mag unentschieden bleiben. So viel steht fest, daß dieses Durcheinander von antikem Judenthum und modernster Geistesbildung im Munde der jüdischen und ägyptischen Gelehrten von außerordentlich komischem Effect bleibt. Hier und da fallen auch Seitenhiebe auf jüngst vergangene Zeit- und Literaturbestrebungen. So deutet Marcolfus z. B. auf die Möglichkeit einer Untreue von Seiten der Salomeh mit den stolzen Worten hin: „Wenn nun plötzlich in diesem Pharao der südliche Mensch rasselnd emporführe? Salomon: Was soll das ungereimte Kauderwelsch? Marcolfus: Gereimt ist's freilich nicht. Wir sind über die Jahre der Poesie hinaus und leben gegenwärtig im Zeitalter der Prosa. Und was ich vorhin sagte, ist gute deutsche Prosa, wie sie erst neuerlich erfunden worden ist, noch ganz ofenwarm." Der Verf. schreibt eine gute, kräftige Prosa. Auch seine Verse sind wohlklingend, nicht pomphaft und mit Phrasengeplärr überladen. Ein solches Talent, obschon es noch lange nicht frei ist, verdient aufgemuntert zu werden; denn wo natürliche, unverdorbene Kräfte thätig sind, da muß und wird die Zeit etwas Tüchtiges entwickeln.

32. Lustspiele von Karl Töpfer. Vierter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1841. Gr. 12. 2 Thlr.

Die Töpfer'schen Lustspiele gehören unter den darstellbaren zu den bessern. Töpfer ist kein Poet, er besitzt aber poetischen Instinct und so viel Klarheit des Verstandes, um richtig zu combiniren und etwas Lustspielartiges zu Stande zu bringen. Seine Producte sehen sich recht gut an, lesen aber darf man sie eigentlich nicht, dann verlieren sie zu sehr, weil auch die künstliche poetische Atmosphäre, in welche sie der darstellende Künstler erheben kann, von selbst zerfließt. Es bleibt nur die nackte, gehäbige Prosa übrig, die höchstens dann weniger fühlbar wird, wenn die Fabel spannend genug angelegt ist, was Töpfer in der Regel nicht versäumt. Von den fünf Stücken, welche dieser Band enthält, sind nur zwei von einiger Bedeutung: „Gebrüder Foster", Charaktergemälde in fünf Aufzügen nach einem englischen Plane bearbeitet, und „Zurücksetzung", Lustspiel in vier Aufzügen. Beide sind, streng genommen, keine Lustspiele, die „Gebrüder Foster" schon gar nicht, obschon die ursprüngliche Anlage lustspielartig gefaßt ist. Die Fabel ist bekannt genug. Ein lustiger Bruder, der nie aus den Schulden herauskommt und deshalb von seinem ältern Bruder, einem reichen, geizigen Kaufherrn, gänzlich verstoßen wird, gewinnt ein Original von einer jungen, reichen Witwe, der daran ge-

legen ist, einigen Kummer in ihr Lebenseinerlei zu flechten. Fast zu gleicher Zeit wird der ältere Bruder durch Unglück bankrott, allein zu stolz, um den nun reich und angesehen gewordenen Jüngern um Hülfe zu bitten, wandert er in den Schuldthurm. Sein eigener Sohn, den er verstoßen, weil er mit dem lustigen Onkel Mitleid hatte, kauft ihn durch fremdes, seinem Onkel zugehöriges Geld los und wird deshalb von diesem, der Sheriff geworden, ergriffen und ins Gefängniß geschleppt. Dies bricht des starren, geizigen Mannes Stolz, er nimmt den Sohn wieder an und bittet den König um Gerechtigkeit. Sein reich gewordener Bruder erzählt dem König seine und des verarmten Bruders Geschichte und steht durch seine Großmuth, die dem Armen bereits wieder ein Capital geschenkt hat, gerechtfertigt vor dem König und versöhnt mit dem lieblosen Bruder da. In der gewandten Composition bedauern wir nur, daß die junge Witwe Welstedt, diese originelle Frau, die aus Sehnsucht nach Kummer und Sorge einen liederlichen Mann heirathet und die, vermöge ihrer Charakteranlage, die eigentliche Trägerin des Lustspiels hätte werden müssen, unmittelbar nach der Verheirathung mit Stephan Foster ganz unthätig wird. Sie figurirt blos noch, sagt zu Allem, was ihr Mann thut und will, ja und fristet kaum dürftig bis ans Ende des Stückes ihr Statistendasein. Ein echter Dichter hätte sich einen so trefflichen Charakter, in dem der köstlichste Lustspielstoff lag, nicht auf so täppische Weise entgehen lassen. Besser gezeichnet und für den Schauspieler ganz geeignet sind die Gebrüder Foster, wie denn überhaupt der Typus eines Charaktergemäldes bei diesen beiden Personen deutlich hervortritt. Gegen das Ende hin geht das Stück ganz aus den Grenzen des Lustspiels heraus, es streift ans Tragische und endigt leider moralisirend sentimental. Daß dies gefällt, ist uns bekannt, da wir aber einen Verstoß gegen die Ästhetik darin wahrnehmen, so finden wir es nicht lobenswerth.

Auch das zweitgenannte Stück: „Zurücksetzung“, trägt nicht ganz den Charakter des Lustspiels, leidet übrigens an den schon angegebenen Mängeln und schließt ebenfalls mit einer sentimentalen Rührscene. Der Gedanke eignet sich sehr wohl zu einem Drama, weniger zu einem Lustspiele, weshalb denn auch kein recht lebendiges, aus Fleisch und Blut bestehendes zu Stande gekommen ist. Der Gedanke, ein junges Mädchen, das von der Mutter immer und in Allem einer Schwester nachgesetzt wird, mit seinem stillen, am Herzen nagenden Grame zu schildern, es nur dadurch dem Leben und dessen Freuden wiederzugeben, daß ein Onkel des armen Kindes die List gebraucht, ihm einzureden, die lieblose Mutter sei gar nicht seine rechte Mutter, und in dieser selbst zuletzt dadurch ihre Mutterliebe wieder zu erwecken: dieser Gedanke, dünkt uns, kann nicht als Vorwurf zu einem Lustspiele benutzt werden. Es ist ein vollständiges Familiendrama, denn daß die widerliche Kokette Mathilde, eitel und lebenslustig, übrigens aber herzensgut, und der alte Geck von Götze als verliebter Narr geschildert wird und die arme Marie zuletzt den Bräutigam heimführt, während die Andere mit langer Nase abziehen müssen: dies Alles hebt den ernsten dramatischen Grundton nicht auf. Eine ergötzliche, aber zu sehr blos aus dem Groben geschnitzte Theaterfigur ist der alte Bediente Ulrich. Die andern Personen sind alle ziemlich gut gezeichnet, originell ist keine zu nennen. „Preußens 15. October“, Festspiel mit Gesang in einem Act, soll blos ein Mittel sein, den preußischen Patriotismus an den Tag zu legen, die Poesie hat keinen Theil daran. „Ein Stündchen in Pyrmont“, Lustspiel in einem Aufzuge, hat Töpfer dem Französischen des Scribe nachgebildet. Es erfüllt jedenfalls seinen Zweck — Unterhaltung und Ergötzung — und kann als eine derbe Satire auf die Manier der Vornehmen und Reichen, unter dem Vorgeben schwerer Krankheit alljährig ein elegantes Bad besuchen zu müssen, den auch jetzt noch sehr zahlreichen Patienten dieser Art zu heilsamer Lecture empfohlen werden. Zuletzt schildert uns die Anekdotenposse „Ein Pagenstückchen“ die bekannte Geschichte, in welcher Voltaire durch Anstiften eines schabernäckischen Pagen von den Bauern als Affe traktirt wird, lebendig, witzig und mit gutem Humor, in Ton und Färbung die Zeit Friedrich's des Großen treu wiedergebend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theobald Wilhelm Broxtermann's sämmtliche Werke, gesammelt und herausgegeben von Eduard Wedekind. Osnabrück, Rackhorst. 1841. Gr. 8. 2 Thlr.

In einem Vorworte berichtet der Herausgeber, daß die Weihung des Denkmals, welches Möser 1836 in seiner Vaterstadt gestiftet worden war, in ihm den Gedanken erzeugt habe, auch dem Dichter Broxtermann, der jenen Edeln auf eine so würdige Weise besungen, der es werth war, ein Landsmann desselben zu sein, ein Denkmal zu setzen. Nicht ein ehernes sollte es sein, nicht ein Abbild seines Äußern; es war vor Allem nöthig, daß sein Geist und was dieser geschaffen in der Erinnerung aufgefrischt, daß dargelegt werde, was Broxtermann war. In der Vaterstadt lebte sein Andenken, doch nicht in dem erwünschten Maße, nicht belebend und zu Nacheiferung reizend; seine Werke waren zerstreut, zum Theil vergessen; ein Theil seiner Gedichte, 1794 von ihm selbst herausgegeben, fand sich wol in Büchersammlungen, aber fast nur zu Completirung von Osnabrugensien; im Auslande wußte man wenig von dem Dichter; selbst aus dem „Conversations-Lexikon“, in dessen frühern Ausgaben ein Artikel über ihn stand, war er verschwunden.

Und doch war Broxtermann ein sehr ausgezeichneter Mensch, eine Natur, um mit Goethe zu sprechen; dabei so liebenswürdig als geistvoll, wie sich dies auf das deutlichste in seinen Gedichten ausspricht. Betrachten wir die Dichter unserer Tage, in welchem Elemente athmen und schwimmen sie! welche Masse von Ideen, Gedanken, Bildern hat sich seit dem Ende des letzten Jahrhunderts gehäuft! welche Gebiete, reich an poetischem Stoff, haben sich ihnen aufgethan! Wie haben Sprache und Rhythmus sich zu Gunsten und Bequemlichkeit des Dichtenden gebildet! Wer einiges poetische Talent besitzt, wer die Kunst versteht, sich das Vorhandene anzueignen, braucht nur zuzutragen; Stoff ist in Fülle vorhanden und die Form ergibt sich leicht. Weshalb denn auch eine so reiche Saat von Dichtern und Gedichten um uns her aufsprießt, sodaß das vor einigen Jahren gesprochene Wort eines Literators zur Wirklichkeit zu werden scheint: es sei Zeit, daß in der Poesie eine Demokratie eintrete statt der frühern (mit Goethe zu Ende gegangenen) Aristokratie. Ob auch von Naturen? das ist eine andere Frage. Wie schlimm war es dagegen mit Broxtermann bestellt! Er wurde in einer Stadt geboren, wo man sich wenig um Poesie bekümmerte; der Vater, ein Jurist, nur bedacht, den Sohn in eine Amtscarriere zu bringen; das Gymnasium, das dieser besuchte, von Mönchen verwaltet. Wenn in solcher Lage, in dieser Zeit sich ein Dichter erhob und hervorthat, war es gewiß eine Natur. Nicht als ob Broxtermann's Genius keine Einflüsse von außen erfahren hätte. Wo wäre ein Genius, bei dem dies nicht der Fall gewesen? Aber diese Einflüsse waren selbst Natur, oder ihr auf das engste verwandt. Es war des Vaterlandes, des Bodens, auf dem er geboren war, Eigenthümlichkeit und Mark, was ihn nährte; und wenn ein Mann in frühen Jahren auf ihn Einfluß hatte, so war es Möser, der echte, würdigste Sohn dieses Vaterlandes. Wir bemerken, daß die fähigern Söhne desselben, durch den heimischen Boden und das Volk, welches denselben bewohnt und baut, geweckt, durch Möser's Vorgang gereizt, eine Richtung gegen die Geschichte des alten Deutschlands nehmen, daß sie dessen Sitten, Gebräuche, Alterthümer, Gesetze, Sprache gern und mit Liebe behandeln und deuten, daß sie mit Ernst festhalten an diesem Alten. Broxtermann war eine dichterische Natur; doch zeigte sich sofort in ihm etwas von dem osnabrückisch-Möser'schen Sinn und Geiste, als er, ein sechzehnjähriger Jüngling, seinen „Bischof Benno“ dichtete. „Osnabrückischen Alterthümern“ wandte

er seine Muse zu, selbst als Ariost ihn mit seiner Schalkheit und seinem Humor angesteckt hatte; ernster gestimmt, sang er von Wittekind; und dieser war der Gegenstand eines zweiten Gedichtes, was ihn den großen Dichtern angereiht haben würde, wenn der Tod ihn nicht an der Vollendung desselben gehindert hätte. Das ist das Reizende, das Anziehende bei Broxtermann, was ihm die Liebe nicht allein seiner Landsleute erwerben muß, daß er und seine Werke auf so tüchtigem natürlichen Boden ruhen. Dadurch wird uns wohl bei ihm, wenn uns manche Neuere verstimmen, die ihr Talent auf ferne Länder und Nationen richten und, indem sie Worte, Töne und Weisen, geschickt, deren Zustände ahnen zu lassen, ängstlich suchen, nur zu leicht und oft in Manier gerathen. Denn in den letzten Jahren bot das Gebiet der deutschen Poesie oft einen wunderlichen Anblick. Es glich einem Jardin des plantes, wo unter exotischen Pflanzen, Cactus, Tulpenbäumen (die Palmen wollten nicht recht gedeihen), allerlei fremde und wilde Thiere, halbgezähmt, umherwandeln, Löwen, Elefanten, Tiger, und oft in widerwärtigen Dissonanzen brüllen; oder einem Guckkasten, eleganter Diorama genannt, das in bunterm Wechsel uns fremde Gegenden vorführt, gleichsam ein Compendium der Geographie in Bildern; oft auch einem Amphitheater, wo die Zuschauer auf weichen Sitzen behaglich zusehen, wie Löwen und Löwen, Löwen und Menschen, Menschen und Menschen, darunter Spitzbuben und Straßenräuber, sich bekämpfen und morden. Sollte Jemand Sehnsucht empfinden, aus diesen weiten, sinnverwirrenden Regionen zurückzukehren in ein stilles, heimatliches Leben, in die heitern Gärten der Poesie, in denen die reinen Blüten menschlicher Gefühle erquicken, so dürfen wir ihn einladen, an Broxtermann's Hand die schlichten, anmuthigen, fruchtbaren Gefilde zu betreten, auf denen dieser früh verklungene Sänger sich als in seiner Heimat erging, ihr innerstes Leben in sich aufnehmend und wieder abspiegelnd. Und wie seine Scenerie eine wirkliche Natur ist, so sind auch seine Menschen wirkliche, lebendige Menschen. Er gibt uns auch Ritter; aber diese sind nicht blos hohle Rüstungen, wie jene Hülfsschar des Mephistopheles im „Faust"; er gibt uns alte Deutsche in ihrem Costume; aber in diesem steckt ein nerviger Leib und schlägt ein warmes Herz. Auch an Anmuth fehlt es nicht; wie lieblich ist sein Kind im „Osterkuchen"! Und so sind alle seine Gefühle rein menschlich, schlicht und einfach, nie paradirend, selbst wo sein kerniger Ausdruck noch ein wenig am Kraftdrang jener Periode leidet. Und so wird uns wohl bei ihm, wenn wir auch gern zugeben, daß er eigentlich Vollendetes nicht geschaffen hat, daß es vorzüglich die schöne und edle Natur, das Streben derselben unter ungünstigen Umständen ist, was uns an ihm erfreut. Diese Natur erhält sich rein, auch da eine gefährliche Klippe ihr droht. Wol wäre die französische Revolution, die in Broxtermann's Jünglingsjahre fällt, einem minder reinen gefährlich gewesen. Er, obgleich von ihr angeregt und berührt, behauptet seine Besonnenheit, wie aus der Schrift „Demophilos an Eukrates" hervorgeht, und schöner noch aus den „Empfindungen bei Möser's Tode".

Möge aber Broxtermann ein großes vollendetes Gedicht nicht hinterlassen haben — unter den kleinern sind manche, denen man das Gepräge der Meisterschaft nicht absprechen wird. „Der Osterkuchen" ist ein wahres Muster von Behandlungsweise einer altdeutschen Anekdote; „Der Schall" würde in jeder Parabelnsammlung eine ehrenwerthe Stelle einnehmen; das Gedicht „An Fanny" könnte unter Goethe'schen Elegien stehen, und man würde es als ein Erzeugniß dieses Dichters gelten lassen, wie jene „Empfindungen bei Möser's Tode" sich getrost neben Alles stellen können, was in dieser Art gedichtet ist. Äußerten wir oben, daß Broxtermann's Muse auf dem heimischen Boden ruhe, so gibt manches Gedicht uns den Beweis, daß er sich mit Leichtigkeit in die verschiedensten Gattungen fand, daß ihm die dem echten Dichter eigene und nothwendige Versatilität keineswegs abging. In gar mannichfaltigen Gattungen hat er sich versucht. Größere erzählende Gedichte, Lied, Parabel, Epigramm, Impromptu, Bout-rimé, Burleske, Romanze, Gelegenheitsgedicht, poetische Übersetzung — das Alles finden wir in dieser Sammlung; dazu ist manches Gedicht ein Beweis, daß er geschickt Reim und Rhythmus zu behandeln wußte. Auch ein Schauspiel: „Der Cid", schließt sich an jene erwähnten Gattungen an. Wol fehlt diesem viel, um für ein wahrhaft dichterisches Drama gelten zu können; er ist nicht frei von der falschen Dialektik der Sentimentalität, Don Rafael erinnert auf eine nicht erfreuliche Weise an den Marquis Posa, wie der Schluß, sehr zu seinem Nachtheil, an den Deus ex machina. Überhaupt ist Broxtermann's dichterische Natur weit mehr episch, wie auch der Herausgeber seiner Werke richtig bemerkt, als dramatisch. Dennoch gewährt „Der Cid" Interesse, theils wegen einer gesunden Psychologie, die sich in ihm kund gibt, theils wegen des Abgangs alles Dessen, was in unsern Tagen sich in reichster Fülle in einem spanischen Schauspiele finden würde. Wie würde ein solches voll sein von südlichem Duft, von spanischen Dichtungsformen, Ausdrücken, Trachten, Sitten u. s. w. Und doch wäre am Ende das Alles nur Stoff. Von diesem bei Broxtermann keine Spur; dagegen manche gut erfundene und psychologisch-wahre Situation. Das eine Wort Rodrigo's, als Leonore (Ximene) ihm entdeckt, wie Don Rafael bei dem Vater um sie geworben habe, aber zurückgetreten sei, und Rodrigo, an der Entsagung des Nebenbuhlers zweifelnd, spricht: „Mein Herz ist gesund; ich weiß, wie weit Menschengeduld reicht" — dies eine Wort wiegt wol alles jenes spanische Wesen auf, womit neuere Poeten einen „Cid" ausstatten würden.

Wohin wir in diese Sammlung blicken — immer stoßen wir (die „Osnabrückischen Alterthümer" ausgenommen, die von dem Sammler mehr um eine Probe von der Vielseitigkeit des Dichters zu geben, als weil sie für etwas Gediegenes gelten können, aufgenommen scheinen) auf etwas Gebildetes, auf etwas aus einer edeln, strebenden Natur Hervorgegangenes, durch Gemüth und Nachdenken Erzeugtes. Dies gilt auch von den prosaischen Aufsätzen: „Demophilos an Eukrates", „Versuch über das Schöne" und „Alba's Verwaltung der Niederlande", welches letztere ein Fragment geblieben ist. Von dem erstern noch ein Wort. Broxtermann war von der französischen Revolution hingerissen, wie die meisten frischen und kräftigen Geister jener Zeit. Aber wie bald machte er sich frei! wie bald erkannte er das Verfehlte, das Mangelhafte dieser Revolution und ihrer Erzeugnisse! den innern Wurm dieser soi-disant liberalen Ideen! das Aufgeben der persönlichen Freiheit an ein Schattenbild allgemeiner Wohlfahrt, die Vernichtung aller wahren Freiheit durch eine Bevormundung von Seiten jenes Undings, Staat genannt, wie sie sich im Comité du salut public personificirte. Daß Broxtermann damals die verderbliche Wirkung des mit diesem Liberalismus nothwendig verbundenen centralisirenden Regierens einsah und der Regierung zurufen konnte: non per far, ma per non far, zeugt von einem wahrhaft aufgeklärten und hellen Sinne.

Vorausgeschickt den Werken Broxtermann's ist ein Verzeichniß der Quellen für des Dichters Leben und Schriften, dem eine Biographie desselben und eine sehr interessante Briefsammlung zugegeben ist. Aus beiden geht hervor, wie viel Mühe es dem Herausgeber gekostet, die vorliegende Sammlung zu Stande zu bringen. Daß er diese nicht gescheut, daß er dem Publicum etwas gegeben hat, was Broxtermann's würdig ist, dafür ist ihm jeder Deutsche, dem die Literatur seines Vaterlandes am Herzen liegt, zu Danke verpflichtet.

Und so, liebes deutsches Volk, damit du unter deinen vielen Freuden und Sorgen und Nöthen deines frühgeschiedenen Sängers nicht ganz vergessest, kommt — damit wir uns der Worte, womit eins der schönsten Gedichte Broxtermann's schließt, bedienen —

dies Buch, aus fernen Zeiten gesendet,
Redet mit Geisterton schmerzlich und leise dich an.

14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 297. —— 24. October 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 296.)

33. Neuestes komisches Theater von Louis Angely. Dritter Band. Hamburg, Berendsohn. 1841. Gr. 12. 1⅓ Thlr.

Lustspiele, Possen und Schwänke in bunter Mischung bilden den Inhalt dieses Bandes. Davon sind fünf Bearbeitungen französischer Originale, das letzte und schwächste: „Der Onkel schläft", Localposse in einem Act, eine selbständige Production. Ein paar junge Leute, die sich ihrem grämlichen Onkel gegenüber stets sehr gehorsam zeigen, hintergehen diesen durch ein lustiges, gesellschaftliches Leben, sobald sie ihn eingeschlafen wissen. Als man nun aber die eine Nacht einen förmlichen Ball veranstaltet und der Onkel wegen Gichtschmerzen nicht schlafen kann, kommt er hinter die Schliche seiner Schützlinge, spielt maskirt eine ergötzliche Rolle, jagt alle in große Angst, wird später wieder geängstigt und verzeiht endlich großmüthig den jugendlichen Sündern. Lustiger, übermüthiger und meistentheils von ungemein komischer Wirkung sind die bearbeiteten Stücke. Es ist wahr, Hr. Angely hat den fremden Kindern ganz trefflich sitzende deutsche Röcke angezogen, er hat sie wohlweislich umgetauft, sie auf deutschen Grund und Boden verpflanzt u. s. w., und dennoch sind es nicht durch und durch deutsche Lustspiele geworden. Die heimische Atmosphäre geht ihnen ab, sie riechen und schmecken nach ausländischer Luft. Wir wollen es indeß nicht so genau nehmen und uns vielmehr freuen, daß wir wenigstens einige heitere und erheiternde, gut componirte Lustspiele durch die geschickte Hand Angely's erhalten haben. Denn ein Geschick gehört immer zu solchen Bearbeitungen fremder Erzeugnisse. „Trübsale einer Postwagenreise", komisches Gemälde in sechs Rahmen und zwei Aufzügen, entrollt eine Reihenfolge drolliger und komischer Bilder und Situationen, in die eine aus Schlesien nach Böhmen reisende Gesellschaft versetzt wird. Kecker und weniger possenhaft ist der Stoff zu den „Zwillingsbrüdern", Lustspiel in zwei Acten, aufgefaßt. Es ist der schon oft behandelte Einfall, ein paar Zwillingsbrüder durch ihre Ähnlichkeit in allerhand bald misliche, bald glückliche, bald ernste, bald komische Lagen zu versetzen. In dem genannten Lustspiele ist der nämliche Stoff in ähnlicher Weise behandelt, nur beruht ein großer Theil der komischen Wirkung hier darauf, daß die beiden Brüder, von Charakter total verschieden, von Einem Schauspieler dargestellt werden müssen. Diese Charakterverschiedenheit und die nicht aufhörende Verwechselung beider, wo denn die Menschen, nicht aber ihre Seelen da zu sein scheinen, führt zu den wunderlichsten Auftritten, zu den komischsten und wirksamsten Scenen, und wir müssen es dem Verf. lassen, daß er im Erfinden neuer, pikanter und burlesker Verwickelungen sehr glücklich gewesen ist. Eine detaillirte Analyse der ungemein verschürzten Composition zu geben, erlaubt uns der Raum d. Bl. nicht. Auch „Des Unglücksvogels Bruder", Posse in einem Act, nach Duvert und Lausanne, ist ein gutes Effectstück, aber in geistiger Hinsicht pure Kost für die Galerie. Der Charakter des Rosenhorn, der die üble Angewöhnung hat, die wol oft im Leben vorkommt, bei Allem, was er sagt, das Zeitwort am Ende des Satzes zu wiederholen, ist etwas carikirt; denn nach längern Reden wiederholt er fast alles Gesagte in solchem Kauderwelsch bunt durcheinander, daß aller Sinn verloren geht, was freilich bei einer lebhaften Darstellung komisch genug wirken mag. Minder reich an stark komischen Effecten, doch ebenfalls gut componirt, ist das einactige Lustspiel „Morgen ist der Dreizehnte". In ihm soll ein Mädchen, das am 13. majorenn wird, von ihrem Onkel schlechterdings an diesem Tage an einen Mann, den es nicht liebt, verheirathet werden, wenn nicht ihr wahrer Geliebter am Vorabende ankommt. Natürlich findet sich dieser wirklich ein, aber unter so confusen und verwickelten Verhältnissen, daß die betreffenden Personen arg geängstigt werden, ehe sie glücklich, zum Theil zerprügelt, das erwünschte Ziel erreichen. Das Lustspiel „Nicht vom Posten", nach Ancelot, ist ein Warnungstäfelchen für unkluge, eifersüchtige Ehemänner. Solchen sei es zur Lecture angelegentlichst empfohlen. Überblicken wir nun sämmtliche, namentlich hier angeführte Stücke, so müssen wir allen eine reiche Fülle komischer Elemente zugestehen, eine äußerst geschickte Benutzung und Verarbeitung derselben daran rühmen, können aber auch nicht an einem nur eine Spur von Poesie entdecken. Das ist der durchgehende Charakter fast aller französischen Lustspiele, ihre Verfasser sind keine Dichter, sie sind blos Macher, faiseurs, dies Machen aber, d. h. das Ineinanderschachteln der allervertraktesten Situationen, was allerdings ein Analogon von Poesie ist, verstehen sie vortrefflich und in dieser Hinsicht möchte mancher poetische Kopf Deutschlands zu den Franzosen in die Schule gehen.

34. Shakspeare's Affe, oder Leben und Lieben. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von Bernhard Brummer. Amberg, Smith. 1841. 8. 1 Thlr.

In einer Schlußbemerkung sagt der Verf.: „Sollte das Stück für nicht aufführbar gehalten und deshalb getadelt werden, so ist das nicht Schuld des Verf. Was kann denn überhaupt in jetziger Zeit bei uns viel aufgeführt werden, oder darf denn die poetische und unphilosophische Urlust der reinen Erhebung ins Komische bei der zunehmenden chinesischen Verknöcherung des alten Europa noch zum fröhlichen Sonnenlicht auftauchen? Statt darüber zu klagen, ist es jedenfalls gescheiter, zunächst zu hoffen und hoffnungsfroh den Kopf emporzuhalten. Ein lustig aufspringender Frosch im Sumpf ist immer besser als eine Unke oder gar nichts." Hierin stimmen wir dem Verf. bei, und um so mehr, als er sich selbst keineswegs als einen bloßen lustig aufspringenden Frosch, sondern vielmehr als einen buntfarbig blitzenden Schmetterling präsentirt, der in den seltsamsten Schwingungen über dem Sumpfe hin und hergaukelt. Sein Product ist aber kein Lustspiel, das bilde er sich bei Leibe nicht ein, denn sonst könnte er zu frühzeitig eitel werden. Es ist, wenn man einen recht bezeichnenden Namen dafür haben will,

ein wahres Tollspiel, ein übermüthiges, geist- und witzreiches Hin- und Herspringen, ohne eigentlichen Plan, ohne künstliche Ver- und Entwickelung. Darin verstecken sich aber gerade die echten Elemente zum Lustspiele und Erzeugnisse dieser Art hatten wir bei den oben gethanen Äußerungen im Sinne und vor Augen. Brummer's durch und durch mit poetischem Übermuth, mit sprudelnder Laune, mit köstlicher Derbheit componirtes Stück kommt gewiß nicht auf die Bühne, es müßte denn vorher eine vollständige Revolution unter Directoren, Schauspielern und Publicum vorgehen, allein davon lasse sich der talentvolle Verf. ja nicht abschrecken! Will er unserm Rathe folgen, so fodern wir ihn hiermit auf, seinen schönern Kräften das Überwüchsige abzuschneiden, weniger willkürlich und launenhaft zu schaffen und bei einer neuen Production etwas mehr auf das Formelle, Geschlossene, Nothwendige zu achten. Thut er dies, so möchten wir ihm Glück auf der Bühne verheißen, und einem so gewandten Kopfe muß ein Genügen so billiger Anfoderungen nicht unmöglich sein. Man wird fragen: was steht denn in dem Stück? Darauf antworten wir: viel und wenig! Ein buntes, lustiges, trauriges, stolzes, wahres Lebenseinerlei. Da es der Verf. mit dem Plane nicht ängstlich genommen hat, so möchte es für uns peinlich sein, wollten wir ihn auseinanderzupfen. Wer sich für ein Feuerwerk, aus Witz und poetischem Übermuth bestehend, interessirt, der lese diesen „Shakspeare's Affen" selbst. Klüger, weiser, gelehrter wird er davon nicht werden, aber freuen muß er sich über die Entdeckung, daß in Deutschland, in diesem ernsten, speculativen, theologisch und pietistisch schwarz ausgeschlagenen Deutschland der Humor und der Witz doch noch nicht ganz ausgestorben sind. Will man sich ein ungefähres Bild von des Verf. Darstellung und von der Behandlung seines Stoffes machen, so erinnern wir an „Viel Lärmen um Nichts", oder an ein anderes Lustspiel von Shakspeare. Vielleicht hat ein gleicher Gedanke den Verf. beschlichen und ihn auf den Titel seines Stückes gebracht. Wie die Willkür, die Laune, der poetische Übermuth bei ihm vorherrschend sind, ebenso läßt er sich auch stellenweise in derben Ausdrücken allzu sehr gehen. Viele Scenen sind äußerst glücklich, andere durch Gesuchtheit im Ausdruck etwas mislungen. Im Allgemeinen weiß aber Brummer die Sprache zu handhaben. Das beweist er unter Anderm in dem marionettenartig darzustellenden Zwischenspiele, in dem eine Menge Freier um des Kaisers Tochter in folgender Weise geschildert werden:

Der Erste, dort rechts, der Prinz von Tunis,
's sieht's ihm Jeder gleich an, daß 's ein Mohr is,
Weil er so schwarz is, heißet Mikander.
Sodann zum Zweiten, der drauf kommt, der Ander',
Ein stattlicher Held, Prinz Marzellus genannt,
Kommt her aus dem moorichten Ireland.
Der Dritte, von Böheim, Prinz Paul geheißen, —
Daß's ein wackrer Kumpan ist, mag er selber beweisen,
Das ist im Kurzen die ganze Geschicht'.
Wer die Prinzessin kriegt, weiß ich nicht.
's ist aber Zeit, daß der Kaiser nun spricht.

Das Stück ist in einer leichten, gewandten Prosa geschrieben, das Zwischenspiel und gegen das Ende hin einige Stellen ausgenommen. Die Diction wird nie überladen, der Verf. müßte es denn mit Absicht thun, was verschiedene Male vorkommt. Genug, in diesem ungeglätteten Poeten ist alle zu einem guten Lustspieldichter erfoderliche Zuthat vorhanden. Möchte er sie nur zu benutzen wissen!

35. Die Pulververschwörung in Jammershausen. Originallustspiel in vier Acten von Eduard Robin. Breslau, Kohn. 1840. 16. ½ Thlr.

Abermals ein Lustspiel, das außerhalb aller Bühnen spielt, und dennoch besser als die meisten bühnengerechten und auf den Bühnen beliebten Producte dieses Genre. Robin, oder wie er sonst etwa heißen mag, ist ein witziger, scharfsinniger Kopf, der mit klugem Auge die Schwächen und Lächerlichkeiten seiner Zeit erlauscht hat und diese nun in Form eines Lustspiels unter den Brennspiegel seiner Satire bringt. Robin ist weniger Poet als Brummer, die Form gilt ihm etwas, obgleich nicht viel, weil er es mit Tendenzen mehr als mit Sachen und Personen zu thun hat. Dabei besitzt er aber zu viel klaren Verstand, um sich von der Tendenz beherrschen zu lassen. Er weiß sie recht gut in seine personellen Larven zu verspünden und läßt sie erst nach und nach, sprühregenartig, hervorstürzen, wenn er seinen Maschinen den Spund herauszieht, was denn komisch und ergötzlich genug geschieht. Die Fabel ist einfach. Der Policeipräsident Luchs, der zugleich Censor zu Jammershausen ist und dieses ersprießliche, segensreiche Amt mit einer Virtuosität ausübt, die Weise rasend machen kann, hat schon seit längerer Zeit Spuren einer Revolution gewittert. Sein Neffe Händel, der bei dem Fürsten in Ungnade gefallen, faßt diese fixe Idee auf und etablirt wirklich ein Revolutionstribunal, um durch die scheinbare Entdeckung desselben sowol die Verzeihung des Fürsten, als auch die Hand von des Präsidenten Tochter zu erlangen. Es gelingt, Händel läßt die Verschworenen das Hasenpanier ergreifen, als er die Entdeckungs- und Aufhebungsscene der Revolutionsmänner spielt, und erhält so die Braut und die Gunst des Fürsten. Wie schwach und dürftig dieser Plan ist, leuchtet ein, die in Scenesetzung und Ausführung aber ist dem Verf. stellenweise sehr wohl gelungen. Am ergötzlichsten sind die revolutionnairen Verhandlungen mit den wahnsinnigen Reden der verschiedenen Handwerker, die dem Leben treu nachgeahmt sind. Just in dieser confusen Manier, in dieser dummdreisten Arroganz und in solchem gelehrt-verdrehten Galimathias sprechen ungebildete Menschen, wenn sie ihre Meinung darlegen wollen. In diesen Reden geißelt der Verf. alle nur denkbaren Dummheiten der Zeit, indem bald dieser, bald jener der Demagogen, die, wenn sie nicht gerade sprechen oder sich gar zanken, weidlich trinken, seine Albernheiten zum Besten gibt. Einer, der Schneider Bammel, empfiehlt sogar einmal die türkische Confusion (Constitution) in einer von dem ausgesuchtesten Unsinn strotzenden Rede und schließt damit, daß er sagt: „Sehen Sie, meine Herren, Hanover geht uns mit einem guten Beispiele voran und wird die türkische Constitution bei sich einführen, lassen wir uns auch ein Exemplar aus Konstantinopel kommen!" Ein Anderer, der Friseur Wimmel, stimmt für die Judenemancipation in folgender Weise: „Ich wollte nur ganz kurz über Emanschipassion des Volkes Israel sprechen, d. h. daß man demselben erlauben sollte, in Allem, was öffentlich gepanscht und gemanscht wird, frei mit panschen und manschen zu dürfen." Vornehmlich gelungen finden wir die Satire auf die armen Censoren. Sie ist derb, aber wahr. Schade, daß ein so witziges Product theils der unbeholfenen Form, theils des kitzlichen Inhalts wegen nicht aufgeführt werden kann! Der Verf. muß, wenn er will und Ausdauer besitzt, noch Gutes im Lustspiele leisten können.

36. Das Hochzeitgeschenk. Ein Posse in zwei Aufzügen. Von Eyerol. Heidelberg, Groos. 1840. 16. ⅓ Thlr.

Eigentlich eine Katzenkomödie, weshalb auch das Stück der Katzennarr heißen sollte. Eine Katze spielt die Hauptrolle, um eine Katze handelt es sich ausschließlich, eine Katze stiftet eine Heirath und eine Katze figurirt als Hochzeitgeschenk. Das ist nun sehr erbaulich, doch nicht eben werthvoll. Denn daß ein Katzenliebhaber sonder Gleichen einen Menschen erschießen will, weil dieser aus Versehen eine Katze scheinbar todt getreten hat — später wacht das Beest wieder auf — derselbe Unglückliche deshalb seine Geliebte nicht zur Frau bekommen soll, sie aber doch kriegt, weil er so glücklich ist, die todt geglaubte Katze bei einem herumreisenden Katzenvirtuosen, d. h. einem Menschen, der mit Katzen Concerte gibt, wiederertappt, sie ihm einhändigt und dafür das edle Thier zum Hochzeitgeschenk erhält, indem es seinem Besitzer mehr als 30,000 Thlr. werth ist: das ist doch wahrlich kaum ein Stoff für eine Posse. Amusant ist die Art und Weise des Künstlers, auf welche er seine Katzen musikalisch auszubilden sucht. Auch ein schönes Lied mit Katzen-

accompagnement gibt es. Dies Lied, das an Werth der ganzen Posse entspricht, beginnt:

> Der weiß' Thaler fiel auf d' Nase,
> Sen Himmel seh'nd: bleib' auf der Straße,
> So fällst du nicht, und schau
> Stets unter dich .... Miau.

37. Napoleon in Oschatz; oder Politik kennt keine Religion. Drama in verschiedenen Haupt- und Unterabtheilungen von einer Naturdichterin. Leipzig, Pönicke und Sohn. 1840. 8. ¼ Thlr.

Ein schön Stück Arbeit, und was die Orthographie anbelangt, ein wahres Lehrbuch. Wir halten dafür, daß dies Product das Machwerk irgend eines müssigen Kopfes ist, der sich den Spaß machen wollte, die gebildete Ungebildetheit der Frauen kleiner Landstädte zu persifliren. Die fehlerhafte Schreibart ist zu genial, gesucht, als daß man an eine unmittelbare Naturwüchsigkeit glauben kann. Thema dieses genialen Unsinnes ist das Erscheinen Napoleon's in Oschatz kurz vor der Schlacht bei Leipzig und dessen Gespräch mit einer Gärtnerstochter daselbst, das mit den großen Worten des Kaisers auf die Frage des Mädchens: ob bald der Friede publicirt werde? schließt: „Noch nicht! Politik kennt keine Relijon." Wie groß die Verf. in der detaillirten Beschreibung des Kriegselendes ist, und wie sie sich stolz über alle Regeln hinwegzusetzen weiß, kann man aus jedem Satze herauslesen. Nur einer stehe zur ergötzlichen Unterhaltung hier: „Friedrich: Du hast recht liebe Schwester wier wollen eine trauer Arie singen. (Sie singen und spielen Guitare, indem Sie spielen kommen drey blessierte Franzosen ganz ermattet fallen hin auf den Rasen und sagen auf französchiß (ach mein Gott! mein Gott!) und bitten um Wasser. Sie kommen aus der Schlacht bei Culm über Dresden und sind noch nicht verbunten, dem Ersten ist die halbe Hand weggeschossen wo schon die Würmer dran nagten, Der Zweite ist in linken Arm geschossen sieht schon ganz schwartz und die Kugel steckt noch darine, Der Dritte ist tödtlich in den Unterleib geschossen faltet die Hände zusammen auf einmahl und stirbt.)"

38. Herr Joseph und Frau Baberl. Posse mit Gesang in drei Aufzügen, von J. A. Gleich. Frei bearbeitet nach dem Lustspiele: Der Fleischhauer von Oedenburg. Wien, Wallishausser. 1840. Gr. 12. ⅓ Thlr.

39. Doctor Kramperl, oder: Vier Bräutigame und Eine Braut. Posse in drei Aufzügen, von J. A. Gleich. Zweite Auflage. Ebendaselbst. 1840. Gr. 12. ⅓ Thlr.

Von diesen beiden Fabrikaten des, wenn wir nicht irren, kürzlich verstorbenen Gleich ist das erstgenannte ein jämmerliches Product, voll gemeiner Witze, kaum für die unterste Volksclasse genießbar. Ein Esel von einem Manne läßt sich von seiner Frau als Magd behandeln, besorgt Küche und Wirthschaft, läuft auf den Markt, um selbst Fleisch und Gemüse einzukaufen, Alles, um gelegentlich Geld auf die Seite zu bringen und sich damit eine Güte zu thun. Die Frau ist ein herrschsüchtiges, aber dummes Weib, auf Kleiderstaat und Vergnügungen versessen, und in ihrem Gefolge befindet sich die fortgelaufene Frau eines Fleischers aus Oedenburg, die von ihrem sie verfolgenden Manne gesucht, gefunden, sehr handgreiflich behandelt und endlich zu ihrer Pflicht zurückgeführt wird. Eingelegte poesielose Weise müssen dieses Rührei von Roheit und Albernheit dem Publicum einigermaßen genießbar machen helfen. Vortheilhaft gegen dieses Machwerk sticht „Doctor Kramperl" ab. Es ist zwar auch kein Meisterstück, aber die Intrigue ist doch mit Geschick angelegt und mit komischer Kraft durchgeführt. Doctor Kramperl, ein Erzgeizhals, der sich selbst nicht satt ißt und seine Dienstboten fast verhungern läßt, will seine Mündel, deren Vermögen er nicht herausgeben mag, mit einem ihr unausstehlichen Manne verheirathen. Um die letzten Schritte zu thun, geht er selbst zu ihm. Inzwischen nun fühlt sich Thomas, sein Bedienter, veranlaßt, den Doctor zu spielen, als solcher sich vorerst ein delicates und reichliches Essen zu bestellen und sodann durch allerhand verrückte Gaunereien sich ein hübsches Sümmchen von den bei Kramperl hülfesuchenden Patienten zu verschaffen. Nun kommen die vier Freier, einer nach dem andern, und jedem verspricht Thomas die Hand seiner Mündel, wodurch er sowol sich viel Geld verdient, als auch der betrogenen Mündel das Testament ihres Vaters, welches Kramperl unterschlagen hat, rettet. Nach diesen tollen und mit gutem Humor ausgeführten Bedientenstreichen kommt der Doctor zurück, wird ganz erbost über das verworrene Unheil, das Thomas unterdeß angerichtet hat, muß sich aber wie natürlich in das Unvermeidliche fügen, um seine Ehre zu retten und seinem Mündel die Hand ihres wahren Geliebten geben.

40. Datterich. Localposse in der Mundart der Darmstädter. In sechs Bildern. Darmstadt, Pabst. 1841. Gr. 12. ½ Thlr.

Angenehm muß diese Mundart nicht klingen, die frankfurter, obschon auch derb, hat etwas Drolligeres, weil sie dem Plattdeutschen etwas verwandt ist, die darmstädter wird dagegen oft grob, plebej und daher durchaus unschön. Schon das häufig vorkommende Schimpfwort Dohs, das nicht etwa Ochs, sondern Aas bedeutet und oft scherzhaft, zuweilen sogar in schmeichelndem Sinne gebraucht wird, fällt widerlich auf und klingt im Munde eines Mädchens ganz abscheulich. Kann man aber das Allzuderbe überwinden, so hat man viel Spaß von der naturgetreuen Schilderung dieser darmstädter Spießbürger. Datterich, der als Particulier angekündigt wird, in Wahrheit aber ein bloßer Schwindler ist, der sich durch Spiel und Betrug auf geschickte Weise durchs Leben zu bringen weiß und dabei immer fidel und guter Dinge ist, ergötzt durch seine Spitzbübereien, bis er zuletzt tüchtig abgeprügelt wird. An die Posse haben wir keine Kunstansprüche zu machen, sie erfüllt ihren Zweck, wenn sie angenehm unterhält und, gibt sie sich als Localposse, die Eigenheiten, Sitten und Unsitten des Ortes und seiner Bewohner gut schildert, in dem sie spielt. Und in dieser Beziehung können wir „Datterich" musterhaft nennen. Der Verf. hat sich nicht genannt, wir vermuthen aber, daß es Malß ist, der die frankfurter Mundart mit so vielem Beifall in seinen bekannten Possen auf die Bühne gebracht hat. Wie kostbar unsere darmstädter Bürger raisonniren, mag ein einziges Beispiel darthun. Wir wählen gerade dies, weil sich hier die Sprache in weniger rohen Ausdrücken ergeht. „Bennelbächer: Wann ich Ihne en Roth gewwe soll, meine Herrn, — heirothe-Se net! Sie sähe, wie's geht. Geht mer aus, do brummt de Frah, kimmt mer widder, do werd aach gebrummt; bleibt mer deham, do hot mer des Gebrumm von der Frah und des Gemaunz von dem klahne Gezäwwel de ganze Daak um sich erum: dann wann aach noch so e Raß Kinner ohmaschirt kummt, wie die Orjelpfeife, do is der Deiwel ganz los. Des Ah' braucht des, des Anner des, des Ah' will e Klahd, des Anner will Schuh, des Anner will Bücher, des Anner will Schulgeld — es deht Noth, mer deht sein Rock auszjehe: do hobt-er'n, dahlt eich! Zickt mer de Haut iwwer'n Kopp zamme!"

(Der Beschluß folgt.)

Die Übersetzungskunst bei den Franzosen.

Der menschliche Geist fliegt nach allen Weiten aus, ungehemmt von Zeit und Raum; er bedarf keiner Eisenbahnen, Dampfschiffe, Luftfahrten. Jetzt weilt er in den Urwäldern der neuen Welt; dann schwingt er sich zurück in die nebelvolle Mythenzeit der Vergangenheit. Wenn er aber genauer herantreten will an die Erscheinungen des Alterthums, oder wenn er die Sitten und Gebräuche ferner Völker kennen zu lernen begehrt, so findet er, der im Boden einer Nationalität wurzelt, Grenzen, die nur durch beharrliche Studien zu überschreiten sind. Um sich also an den Werken der Alten oder unserer ausländi-

schen Zeitgenossen zu erfreuen, bedarf es des Studiums der Sprachen, fremder Sitten. Sie bleiben uns sonst verschlossen und ungenießbar. Die Gegenwart nun, die alle Schranken des Raums und der Zeit aufzuheben trachtet, arbeitet auch rüstig daran, die niederzuwerfen, die dem geistigen Verkehr der Völker hemmend sich entgegenstellen. Die Übersetzungskunst ist in dieser Beziehung die wichtigste Vermittlerin zwischen den verschiedenen Zeiten und Ländern. Mit ihrer Hülfe steuern wir jetzt ohne Mühe über das weite Meer der Literatur, hier eine französische Modeblume pflückend, dort die bunten, wunderlichen Gestalten des Orients bewundernd. Wie England das Land der Dampfmaschinen, der materiellen Gewerbthätigkeit ist, so wird in Deutschland vorzugsweise im geistigen Gebiete gehämmert, gepocht, gerebet, um die Producte des Auslandes nach deutscher Art zu verarbeiten und auf dem weiten Markte unsers Bucherhandels aufzustapeln. Leider daß nur auch hier das Fabrikwesen den mühseligern, aber sorgfältigern Fleiß des Einzelnen getödtet hat!

Im Allgemeinen fühlen indessen alle Völker jetzt das Bedürfniß, sich durch ein leichtes Studium der Hauptwerke aller Literaturen im naschenden Fluge die Resultate der gesammten Bildung wie bunten Schaum abzuschöpfen. Auch Frankreich arbeitet rüstig daran, im Prunkgebäude seiner Literatur dem Auslande ein Gemach einzuräumen, damit man, ohne den Fuß aus dem Hause zu setzen, an den tausend Merkwürdigkeiten aller Zonen gemächlich vorüberschlendern könne. Eine Reihe interessanter Erscheinungen auf dem Gebiete der Übersetzungskunst, die wir nicht alle namentlich anführen können, veranlaßt uns zu einigen allgemeinen Betrachtungen über die Art, wie diese Kunst — denn das soll sie sein, und nicht ein Handwerk — in Frankreich gehandhabt wird.

Reichlicher Spott ist über die Versuche ausgeschüttet worden, die seit Jahren von Seiten Frankreichs gemacht sind, die hervorstechendsten Werke unserer Literatur sich anzueignen. Von Marmier an bis auf Hrn. v. Barante haben aber auch fast alle Übersetzer durch unglaubliche Misgriffe und Irrthümer endlosen Stoff zum Gelächter gegeben. Der größte Theil hat sich daran gemacht, den Geist eines Schriftstellers umzuschmelzen, bevor sie noch der fremden Sprache völlig mächtig waren. Diese Sorglosigkeit in der Bewältigung und im Auffassen des Buchstabens, diese Hast, womit der allgemeine Sinn eines Autors aufgegriffen und in anmuthiger, abgeschliffener Form wiedergegeben wird, das ist die Schwäche, aber auch zugleich die Stärke der französischen Übersetzer. Ja, ich habe wol von einem geistreichen französischen Schriftsteller, der sich durch Übersetzungen einen Namen gemacht hat, das Paradoxon aufstellen hören, daß es für den Bearbeiter poetischer Werke durchaus nicht nöthig sei, den Text im Originale zu verstehen. Er behauptete, die Vergleichung verschiedener prosaischer Übersetzungen thäte denselben Dienst, ja das Haften am Buchstaben hemme den selbständigen Flug ungebührlich. Wir wollen nichts anführen zur Vertheidigung dieses allzu kühnen Satzes, wol aber dürfte wenigstens das Wahre daran sein, daß ein poetisch organisirter Bearbeiter allerdings im Stande ist, auch ohne den Text vor sich zu haben, mit poetischem Takte oft die feinsten Schattirungen zu errathen, zu fühlen und darzustellen. Rückert in seiner wundervollen Bearbeitung des Schi-King, das er auch nur aus lateinischen Übersetzungen kannte, ist ein schlagender Beleg dafür.

Am wichtigsten ist es für den französischen Übersetzer, daß er, wenn der Gedankenlauf seines Schriftstellers einmal von ihm ergriffen ist, sein Augenmerk vorzüglich darauf richte, die Form, in die er sein Original umgießt, geschmackvoll, zierlich zu machen. Nichts darf den Übersetzer verrathen. Die Sprache muß ungezwungen hinfließen; die Perioden dürfen nicht, wenn sie einem Muster des Alterthums nachgebildet werden, versteinern, oder wenn sie die langgegliederten, weitlungigen Sätze mancher deutschen Werke wiedergeben sollen, sich unabsehbar hindehnen. Allerdings wird auf diese Weise nicht wenig von der Eigenthümlichkeit des Originals verwischt, was von Flecken, von eigen Besonderheiten dem Style des Schriftstellers anhaftet, pflegt ausgebügelt, geglättet, ausgewaschen zu werden; aber wollte der französische Bearbeiter den deutschen nachahmen und seine Sprache ängstlich über den Leisten des Originals schlagen, er würde seinen Landsleuten unverständlich und abschreckend sein.

Was man auch sagen mag von der Bildsamkeit unserer Sprache, welche die Färbung jedes Vorbildes anzunehmen im Stande ist, die mit der spanischen in langen Verkettungen sich hinwindet, mit der englischen schroff und kantig wird und gar der orientalischen Blumensprache auf den Stelzen gereimter Prosa nachhinkt, im Allgemeinen sprechen unsere Übersetzungen mehr für das ungebührlich weite Sprachgewissen ihrer Verfasser, die sich nicht scheuen, die Sprache zu zerren und zu recken, als für die Elasticität derselben. Zum Theil mag die Holprigkeit deutscher Übersetzungen daraus entspringen, daß sich der Bearbeiter zu eng an den Buchstaben anzuschließen gestrebt hat. Er will keine Farbe verwischen, jeder Strich soll nachgeahmt werden, aber darüber geht nur zu oft der Ausdruck des Gemäldes verloren und das Ganze ist dann nur eine stümperhafte Copie. Unsere Bearbeitungen fremder Werke sind oft so unendlich ungenießbar, weil ihre Verfasser so wenig Ohr für die Musik der Sprache, so wenig Gefühl für die Schönheit der Form haben. Der Franzose, so unmusikalisch sein Sinn ist, bleibt doch empfänglicher für den Rhythmus der Perioden, für den Wohllaut der Satzfügungen.

Es ist ein Vorzug, daß unsere Sprache nicht nach bestimmtem Schema geschult, nicht in einer festen Form versteinert ist, aber bei dieser unendlichen Geschmeidigkeit und Bildungsfähigkeit, wo der Gedanke ungezwungen sich in jede beliebige Gestalt kleidet, verliert sich leicht das leise Gefühl, das zurückbeben macht vor Worten, die sich zu fliehen scheinen. In Frankreich und zum Theil, wiewol weniger, auch in England gibt es Gesetze, welche bei Verbindung der Worte, bei Bildung der Sätze durchaus nicht verletzt werden dürfen, und das Auge, das sich stets gewöhnt hat, sie beobachtet zu sehen, würde abgestoßen werden, sobald ein Schriftsteller diese herkömmlichen Schranken überspringen wollte.

Bei der Freiheit unserer Sprache, die sich wenig vor den Gesetzen der Herkömmlichkeit beugt, kann allerdings das hervorragende stylistische Talent eine Harmonie von Tönen, einen Rhythmus der Perioden, eine Weichheit und Anmuth der Form schaffen, vor denen die schönsten Muster des Auslandes zurücktreten müssen. Aber während in Frankreich selbst der mittelmäßige Schriftsteller noch sich mit gewisser Eleganz, mit Sicherheit und Leichtigkeit bewegt, hinkt und stolpert bei uns oft schon der vorzüglichere. „Jeder schöpft bei uns", sagt ein geistreicher Schriftsteller, „aus dem ungefaßten sprudelnden Quell der Sprache und bringt seinen eigenen Topf mit. Der Eine hat versucht ihm ungefähr die Form von Goethe's einfach edler Vase zu geben, ein anderer hat ihn geschweift und gewickt wie Jean Paul's Blumentopf; ein dritter braucht anspruchsvoll ein höchst eigenes Modell und die Meisten bedienen sich des nächsten besten Scherbens oder gar des Bechers des Diogenes."

Wenn nun dem Übersetzer stets vor Augen schweben soll — was tausend Mal anerkannt ist — daß er ein Werk zu liefern hat, wie der Verfasser der zu behandelnden Schrift es gegeben haben würde, wenn er sich der Sprache des Übersetzers bedient hätte, darf man dann nicht vor Allem fodern, daß das neue Gewand, in das der Bearbeiter die fremden Gedanken umkleidet, nicht jeden Augenblick die ferne Heimat, den ausländischen Ursprung verrathe? Aus den Stößen, die alljährlich zum leipziger Markte gesendet werden, ließen sich erkleckliche Sammlungen solcher fremden Lumpen zusammenlesen, wenn es sich hier darum handelte, eine Reihe unserer deutschen Sprachschänder an den Pranger zu stellen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 298. —— 25. October 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 297.)

41. Das Glas Wasser oder Wirkungen und Ursachen. Lustspiel in fünf Acten von E. Scribe. Frei nach dem Französischen von C. O. Hoffmann. Berlin, Krause. 1841. Gr. 12. 1/4 Thlr.

42. Das Glas Wasser oder die Thaten und ihre Ursachen. Schauspiel in fünf Acten nach Scribe bearbeitet von Ferd. Aug. Oldenburg. Lemgo, Meyer. 1841. 8. 2/3 Thlr.

Dieses Lust- oder Schauspiel hat in Frankreich wie in Deutschland auf allen Bühnen ein fast beispielloses Aufsehen gemacht. Scribe, der Fürst aller Lustspiel-, Vaudeville- und Operntextschreiber, ist damit eigentlich erst unter die dramatischen Dichter getreten, wenigstens haben deutsche Kritiker ihn jetzt erst als solchen begrüßt, ihm sogar ohne Bedenken Genie zugestanden. Wir müssen hier auf Das zurückkommen, was wir oben in der Einleitung zur Übersicht der diesjährigen Lustspiele bereits andeutend ausgesprochen haben. Der französische Lustspieldichter, ja, der französische Dramatiker überhaupt, ist mehr Situationspoet, als Dichter im eigentlichen Sinne. Das In- und Aneinanderschieben der Verhältnisse einer Menge Personen zueinander bildet stets den Kern, den Knoten, aus dem er eine Masse Fäden spinnt, die Personen darin verstrickt und so ein Gewebe zu Stande bringt, das jedenfalls von drastischer Wirkung auf die Zuschauer sein und sogar das Gefühl in ihnen erwecken muß, als hätten sie die reinste und lauterste Poesie genossen. In dieser Hinsicht nun hat sich Scribe wirklich bei seinem „Un verre d'eau" als Dichter gezeigt, obwol dies Stück beiweitem nicht so kühn verworren und so originell französisch auf die äußerste Spitze der Möglichkeit getrieben ist, als Alex. Dumas' „Mademoiselle de Belliale", von Holbein unter dem Titel „Die verhängnißvolle Wette" für die deutsche Bühne bearbeitet. Ein Hauptfehler an dem Scribe'schen Product scheint uns die vollständige Verfranzösirung aller auftretenden Personen zu sein. Da ist kein Zug englischer Nationalität mehr aufzufinden. Von der Königin bis zu Abigail ist jeder Charakter ein französischer, und selbst die Anlage der Intrigue ist so ganz französisch pikant, daß man nur durch die englischen Namen noch an England erinnert wird. Vor Allem trägt Bolingbroke diesen Stempel des Franzosenthums unverkennbar an sich, und die Königin Anna, die Scribe aus einer würdigen Matrone in ein verliebtes Mädchen verwandelt hat — was wir indeß nicht urgiren wollen — langweilt sich echt französisch bei ihren Regierungsgeschäften, läßt sich von einer Partei zur andern herüberziehen, ist zerstreut, verdrüßlich, aber immer verliebt. Und die Herzogin von Marlborough, Masham, Abigail, sie Alle sind Franzosen in englischen Kleidern, denken und handeln französisch, und passen nach dem einmal gemachten Zuschnitt freilich ganz gut zu den übrigen. Wir halten diese Übersetzung des englischen Nationalcharakters in den französischen unbedingt für einen großen Fehler, den, hätte ihn sich ein deutscher Dramatiker zu schulden kommen lassen, gewiß die gesammte Kritik heftig dagegen eifernd hervorgehoben haben würde. Wollen wir aber darüber hinwegsehen, oder ihn wol gar als französische Eigenthümlichkeit gelten lassen, so müssen wir über den Scharfsinn Scribe's, über seine Gewandtheit in Erfindung stets neuer Verwickelungen und über die vollendete Anmuth in der Darstellung des Hoflebens erstaunen. Hierin gibt sich jedenfalls ein Talent kund, das an das Geniale streift. Dergleichen reift zwar die Routine, sie erfindet es aber nicht, und schwerlich möchte einem deutschen oder englischen Dramatiker Ähnliches gelingen. Scribe, der zahllose Lustspiele theils allein, theils mit Andern geschrieben hat, ist bei jeder neuen Arbeit doch nie um neue Motive verlegen. Zugegeben, daß sein Aufenthalt mitten in dem bewegten Leben von Paris viel zu dieser Gewandtheit im Erfinden beiträgt, so muß doch ein unerschöpflich reiches Talent ursprünglich in ihm vorhanden sein. Und dies Talent ist Scribe's, ist der französischen Dramatiker gemeinsame Poesie, eine Poesie, die sie vor allen Nationen voraushaben. Die Spanier, zur Zeit des Cervantes, des Calderon u. s. w., und später die Italiener besaßen ein ähnliches Talent, entweder aber war es nicht so ausgebildet wie bei den Franzosen, oder sie wollten es nicht zu diesem pointirten Hangen und Haften an Äußerlichkeiten auf Kosten der eigentlichen Poesie ausbilden. Daher ihre fein und schelmisch angelegten Intriguenstücke, die in einem klingenden Duft von Poesie schweben.

Der Inhalt des Stücks ist so bekannt, daß wir kaum darüber zu berichten brauchen. Bolingbroke, ein lustiger Lebemann, aber schlau, pfiffig, ein gewaltiger Redner und ein beißender Journalist, hat sein Vermögen durchgebracht und ist durch die Herzogin von Marlborough politisch ist den Hintergrund gedrängt worden. Beide hassen sich möglichst, sind aber stets politisch galant gegeneinander, so oft sie sich begegnen. Bolingbroke's ganzes Streben geht nun dahin, die Königin zur Abberufung Marlborough's aus den Niederlanden zu bewegen, wozu der Sturz der Herzogin unerlaßlich. Die Verliebtheit der Königin in Masham, die beide Parteien ahnen, ohne es wissen zu lassen, muß dazu benutzt werden, und damit Alles recht verwickelt und für Bolingbroke günstig gestaltet werde, erschlägt Masham dessen Vetter im Duell, wodurch der Lord ein reicher, mithin mächtiger Mann wird. Die Königin wünscht ein Rendezvous mit Masham, und um sich zu verständigen, will sie von ihm in einer Abendgesellschaft ein Glas Wasser fodern. Dies wird der Herzogin durch Bolingbroke verrathen, die Herzogin, ebenfalls in Masham verliebt, wird unhöflich gegen Anna, schüttet ihr das Glas Wasser aufs Kleid und die Folgen davon sind die Ungnade der Herzogin und die Veränderung des Ministeriums, das in Bolingbroke's Hände gelangt. Das Ende des Stücks, die Verbergung Masham's auf dem Balcon, die Entdeckung desselben durch die Herzogin und die Rettung durch Abigail, der wahren Geliebten Masham's, dadurch, daß sie vorgibt, ihn zu sich bestellt zu haben, und

daß ihn Bolingbroke für Abigail's Gemahl ausgibt, ist unwahrscheinlich und zu täppisch, um solche bedenkliche Auftritte an einem englischen Hofe stattfinden zu lassen. Auch finden wir den ersten Act überaus gedehnt. In den übrigen Acten schreitet die Handlung, obwol sie immer versteckt bleibt, rasch vor und spannt gerade durch die immerwährende Heimlichkeit. Die Übersetzungen sind beide frisch und lebendig und weichen nur unbedeutend voneinander ab.

43. Amor's Geniestreiche. Lustspiel in zwei Acten. Nach der von H. Hertz verfaßten Originaldichtung deutsch bearbeitet. Kiel, Schwers. 1840. Gr. 12. ⅓ Thlr.

Jedenfalls hat der Dichter die Übersetzung selbst verfaßt oder doch geleitet, mehre undeutsche Wendungen lassen dies vermuthen. Hertz's bedeutendes Talent für das Drama hat vor Allem die Dichtung „Das Haus des Svend Dyring" dargethan; es scheint aber, als eigne sich die Tragödie mehr als die Komödie für seine Fähigkeiten. „Amor's Geniestreiche" sind wenigstens keine Geniestreiche des Dichters. Die Erfindung ist dürftig, keineswegs originell, die Ausführung breit und langweilig, die Sprache schleppend und durch das strenge Festhalten des Reimes gezwungen und äußerst unerquicklich. Die ganze Verwickelung besteht darin, daß sich ein paar Liebhaber wechselseitig verkleiden und nun der eine immer für den andern gehalten wird, wodurch denn die Geliebten zu den gewünschten Männern kommen und der Papa arg getäuscht wird. Munter durchgeführt, müßte das ganz allerliebst sein, es fehlt aber gerade in diesem Lustspiele nichts mehr als die Munterkeit, und bei dieser künstlich zerhackten und durch Reime verschränkten Sprache kann sie unmöglich aufkommen. Man höre folgende Stelle:

Oberst.
Hat man sich amusirt
Im Mädchenkreis?
Werner.
Natürlich, ja; recht angenehm!
Doch sah ich nur das ält'ste Fräulein.
Oberst (beklagend).
O!
(Seitwärts.)
Sie waren ganz alleine; gut. (laut.)
Ja so!
Werner.
Wenn ich mich auf Ihr Wort verlassen kann,
Ward große Hoffnung mir; man wird es baldigst sehn,
Ob Ihrer Tochter Rede zutrifft — —
Oberst (gespannt).
Dann?
Werner.
Dann ist mein Spiel gewonnen.
Obrist.
Also meinen
Sie wirklich?
Werner.
Ihre Tochter überläßt es
Dem Vater, als dem Schutzpatron des Festes,
Das wicht'ge Wörtchen „Ja".

Dem Reime zuliebe nothzüchtigt er die Sprache übermäßig. So reimt er z. B. auf blinde — entwünde, oder er sagt, um die gehörige Anzahl Füße in den Vers zu bringen:

Bevor ich gehe, fernen Sie die Last.

und was dergleichen unerlaubte Freiheiten mehr sind, die eine unvollkommene Kenntniß des Genius der deutschen Sprache verrathen.

44. Das laute Geheimniß. Romantisches Lustspiel in fünf Aufzügen von Carlo Gozzi. Bearbeitet von Karl Blum. Berlin, Schlesinger. 1841. Gr. 12. ⅔ Thlr.

Als Bearbeiter dramatischer Erzeugnisse fremder Nationen hat sich Blum ein nicht geringes Verdienst erworben, wenn er auch in seiner Wahl nicht immer glücklich genannt werden kann. „Das laute Geheimniß", von Gozzi, ist jedenfalls seine verdienstvollste und gelungenste Arbeit, wenn auch der Bearbeiter eigentlich nur eine Bearbeitung für das deutsche Theater zurecht machte. Bekanntlich schrieb Calderon zuerst sein poesiereiches, zartes, melodisches Lustspiel unter demselben Titel, in dem Calderon'schen Stück ist aber das Geheimniß so heimlich laut, daß, obgleich Jeder es weiß, es doch Keiner zu wissen glaubt. Diese Poesie im Entwurfe mochte Vielen und auch den Italienern zu romantisch-zart sein und zu wenig lustspielartige Färbung an sich tragen. Deshalb gab Gozzi mit Beibehaltung des Hauptplanes dem Stücke dadurch eine andere, leicht faßlichere und ebenfalls keck romantische Wendung, daß er die beiden Liebenden sich im Beisein Anderer Alles sagen läßt, ohne daß diese es merken, indem der Anfangsbuchstabe eines jeden Verses, besonders betont, den mitzutheilenden Gedanken enthält. Blum hat dies lustige und übermüthige Liebesspiel in der Bearbeitung trefflich gehandhabt. Seine Verse sind zwar stellenweise sehr gewöhnlich, hin und wieder aber auch voll poetischer Töne, wie denn die Poesie des genialen Spaniers wie jene Shakspeare's nicht leicht zu vernichten ist, wenn nicht ein ganz poesieloser Kopf über sie geräth. Wie zart und sinnig ist der Ausdruck der Leidenschaft in folgendem Wechselgespräche geschildert!

Laura.
Was wirst du Alles nicht zur Fürstin sagen!
Federigo (sie beruhigend).
Die Antwort ist doch Pflicht auf ihre Fragen.
Laura.
Doch sollst du ungefragt kein Wörtchen wagen!
Ich zürne dir, wenn du dein Wort vergißt.
Federigo.
Dein Zorn ist süß, wie es dein Lieben ist.
Laura (bittend).
Sprichst du mit ihr, so sprich nicht zu verbindlich.
Federigo.
Und Laura sei fortan nicht zu empfindlich.
Laura.
Schlaf wohl!
Federigo.
Auf deine Hand noch diesen Kuß,
Und morgen bringt mein Aug' dir seinen Gruß.
Laura.
Ich geh'; es hörte sonst das „gute Nacht"
Aurora's Stern, der schon im Osten wacht.

Die Charaktere sind alle vortrefflich gehalten und die komische Person oder vielmehr deren Repräsentant, Truffaldino, ist von einer Anmuth umflossen, die man bei uns leider nicht mehr kennt! Was könnte aus unserm Lustspiele werden, wäre es möglich, unser an derbere Speise gewöhntes Publicum wieder zu einer Höhe der Bildung zu erziehen, auf der es im Stande wäre, solche Producte zu würdigen, sich an ihnen zu erfreuen! Wir fürchten, daß wir noch weit davon entfernt sind und daß die Masse bei der Darstellung eines so lieblichen, schelmischen, von tausend Grazien umspielten Stückes die größte Langeweile empfindet. Wo die wiener Possen, denen wir gern ihren Werth lassen, entzücken, wo überhaupt nur das praktisch Derbe verstanden wird, wo man die Poesie für eine äußerst unnütze Beigabe ansieht, die man sich nur dann gefallen läßt, wenn sie mit größter Bescheidenheit nur zuweilen als Lauscher erscheint: da ist kein ergiebiger Boden für das poetische Lustspiel. In Ermangelung desselben müssen wir immer das Situationsstück als anbauungswerth empfehlen. Vielleicht, wenn der deutsche Geist sich seiner Macht bewußt wird, gelingt es seiner Ausdauer, durch eine Verschmelzung des französischen Elementes mit der tiefen poetischen Gemüthlichkeit der deutschen Natur ein Lustspiel zu gebären, das an die alten Meisterwerke der spanischen, ritterlichen Romantik hinanreicht. Mit diesem

Wunsche, den unsere begabtern Dramatiker beherzigen mögen, schließen wir unsere diesmalige Revue, hoffend, daß das nächste Jahr uns mehr Gelegenheit geben mag, mit den Bestrebungen der deutschen Dramatiker einverstanden zu sein. Ein neuer Frühling, dünkt uns, bereitet sich für das Drama vor. Die Bühnen fühlen die winterliche Kälte in ihren Repertoirs, das Publicum wünscht und fodert frische Blüten, und diese zu sammeln und in duftende Sträußer zu binden, wird jetzt Pflicht und Aufgabe der modernen Dichter sein. 10.

Die Übersetzungskunst bei den Franzosen.

(Beschluß aus Nr. 297.)

Wir wollen im Gegentheil zum Schluß einige französische Schriftsteller anführen, die neuerdings durch geschmackvolle Übersetzungen Prachtstücke der ausländischen Literaturen dem Kranz der französischen eingeflochten haben. Der König der Feuilletonisten, der fest im Sattel sitzt, wenn er auf seinem Zelter der Journalistik einhertrabt, aber in der Regel leicht in den Sand geworfen wird, wenn er einen längern Ritt wagt, hat eine höchst anmuthige Übersetzung von Sterne's „Sentimentaler Reise" geliefert, die in prachtvoll geschmückter Ausgabe mit herrlichen Stichen und Vignetten reichlichen Beifall erntet. J. Janin hat eine zierliche, niedliche Einleitung, ein wahres kleines Cabinetstück mit Arabesken und Verzierungen vorangeschickt, die zeigt, mit welcher Liebe er seinen Schriftsteller, der mit allen seinen unergründlichen Launen doch so unendlich liebenswürdig ist, gehegt und gepflegt hat. Die Sprache der Übersetzung selbst hat ganz diese Einfalt, Zartheit, die das Original ziert; dabei spielt um die Lippen des sentimentalen Reisenden doch immer das schelmenhafte Lächeln, das oft unter seinen Thränen hervorbricht.

Von den Sammlungen, die man zur Verbreitung fremder Meisterwerke unternommen hat, sind vorzüglich drei zu nennen. Nisard's bekannte „Bibliothèque des classiques latins", die „Bibliothèque Charpentier und die „Bibliothèque choisie", beide letztere neben den Meisterwerken des Auslandes auch einheimische Schriften enthaltend.

Nisard's „Bibliothèque", die mit der Übersetzung auch zugleich einen lesbaren Originaltext liefert, enthält neben einzelnen neuen Übertragungen auch einige ältere von anerkanntem Rufe. Das 17. und 18. Jahrhundert haben in der That für Frankreich Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen geliefert, die, wenn nur einzelne Fehler verwischt, einige Flecken getilgt werden, noch mit den jetzigen Versuchen, die heutige Lesewelt der classischen Zeit näher zu bringen, wetteifern können. Wir erinnern nur an die bekannten Übertragungen Amiot's, die noch jetzt ihren Werth nicht verloren haben. Die damalige Sprache mit ihrer Gemessenheit, Starrheit, Steifheit, die wohlberechnet jeden Fuß in classische Tritte setzt, genügt mehr zu solchen Werken als die heutige, flüssigere, lebendigere, die lieber mit Quecksilberbeweglichkeit hin- und herläuft, als mit bedächtiger Ruhe einherschreitet.

In den beiden andern erwähnten Sammlungen, in denen französische Musterwerke neben classischen Schriften des Auslandes erscheinen, denen also der weiteste Kreis angewiesen ist, sind bis jetzt schon eine ganze Reihe beachtungswerther Arbeiten ans Licht getreten. Besonders hat sich die „Bibliothèque Charpentier" durch mehre gelungene Stücke Ruf verschafft. Wir erwähnen von ihr nur einige Nummern, weil die Zahl der schon gelieferten Werke nicht unbeträchtlich ist. Latour, ein junger Schriftsteller, der sich auch im Drama mit Glück versucht hat, betrat nicht ohne Erfolg besonders das Feld der italienischen Literatur. Bis jetzt sind von ihm Silvio Pellico's Werke, Alfieri's Memoiren und die Schauspiele und Gedichte von Manzoni erschienen. Seine Bearbeitungen zeichnen sich besonders durch Eleganz und Geschmack aus. Außerdem haben sich noch A. Brizeux, der schon erwähnte Verfasser der „Marie" und anderer Dichtungen und A. Desplaces der italienischen Poesie angenommen. Ersterer hat die „Göttliche Komödie", Letzterer das „Befreite Jerusalem" bearbeitet. Unter den Übertragungen englischer Werke zeichnen sich besonders die Arbeiten Pongerville's aus (das „Verlorene Paradies"), dessen Name schon durch seine bekannte Nachbildung des Lucrez einen guten Klang hat. Byron, von Benj. Laroche, ist weniger gelungen. Wie schwer indessen die vulkanischen Ergüsse des englischen Dichters in der widerstrebenden Form einer andern Sprache nachzuprägen sind, beweisen auch die vielen verunglückten Versuche, ihn in die deutsche Literatur einzuführen. In den goldreichen Fundgruben der deutschen Nationalliteratur ist der rüstigste Bergmann der bekannte X. Marmier, für den die harten Angriffe, bittern Lehren und empfindlichen Züchtigungen, die ihm deutsche Blätter haben angedeihen lassen, nicht verloren gewesen sind. Auf seine Übersetzungen des „Werther", der Goethe'schen und Schiller'schen Dramen dürften wir vielleicht später einmal ausführlich eingehen, indem es vom höchsten Interesse ist, zu sehen, was für eine Gestalt das flüssige Element der germanischen Poesie unter der Hand eines französischen Bearbeiters annimmt. H. Blaze's Bearbeitung des „Faust", die erste vollständige, die in Frankreich erschienen ist, hat man in deutschen Zeitschriften schon hinlänglich gewürdigt. Sie hat viele glückliche Stellen, nur sind zahllose Schönheiten unendlich vernüchtert und mancher Tropfen der reinsten Poesie hat der sonst gewandte, geistreiche Bearbeiter in prosaischen Verwässerungen aufgelöst. Wir dürfen die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auf Blaze's übrige, ermunterungswerthe Bestrebungen hinzuweisen, die sich besonders auf germanische Literatur gerichtet haben. Auch die classischen Literaturen sind im Allgemeinen in der Sammlung, von der wir hier reden, recht gut vertreten, und selbst der Orient wird in einer Übersetzung des Koran (von Kasimirski, einem Polen, welcher der fruchtlosen Gesandtschaft nach Persien zugegeben war) und in Confucius, von Pauthier bearbeitet, repräsentirt. Außerdem steht bei dem außerordentlichen Beifall, der dem Unternehmen geworden ist, zu erwarten, daß noch manche Perle reinen poetischen Gehaltes in würdiger Fassung der Sammlung einverleibt werden wird.

Die „Bibliothèque choisie", die der Concurrenz des eben besprochenen Unternehmens unterliegen zu müssen scheint, zählt weniger bekannte Namen unter den Bearbeitern einiger Werke des Auslandes. Interessant sind die Übersetzungen des Camoens, des Mickiewicz und die begonnene Bearbeitung der bekannten Theaterstücke der Prinzessin Amalie von Sachsen. Der größte Theil der Werke, die in poetischer Sprache geschrieben waren, ist in Prosa wiedergegeben. Es drängt sich uns hierbei die Bemerkung auf, wie schwierig es für den französischen Übersetzer ist, Rhythmus, Reim und den ganzen poetischen Schmuck seines Originals auch nur ahnen zu lassen. Die französischen Verse haben ein so bestimmtes Gepräge, es lastet auf ihnen, wenn man so sagen darf, eine so ausgesprochene Monotonie, daß, will sich der Übersetzer ihrer bedienen, der Geist des Originals nicht wenig verwischt wird. Man braucht nur die Lamartine'sche Übertragung eines Theils von „Childe Harold", die einzelne bemerkbare Glanzstellen und gelungene Partien hat, mit dem Texte zu vergleichen, um sich zu überzeugen, nicht nur, wie viele Striche im Einzelnen trotz der Sorgfalt des Bearbeiters verloren gehen mußten, sondern um zu sehen, wie das Ganze eine unendlich verschiedene Färbung, einen ganz andern Ton angenommen hat.

Der poetische Apparat der Franzosen ist bekanntlich sehr beschränkt. Es fehlt der französischen Sprache der rhythmische Gang, in dem die dichterischen Schöpfungen anderer Nationen einherschreiten, und dadurch ist ihr die Nachahmung antiker und nordischer Metern vollkommen abgeschnitten. Einige lächerliche Versuche, französische Verse in dem schweren Tritte der Hexameter zu schulen, wird man mir nicht zur Widerlegung entgegenhalten. Auf der andern Seite untersagt aber wieder eine gewisse Beschränktheit in der Reimverbindung dem fran-

zösischen Dichter eine strenge Nachbildung südlicher und orientalischer Formen.

Unsere deutsche Sprache ist ohne Zweifel ihrer ungleich größern Geschmeidigkeit und Bildsamkeit wegen in der Abspiegelung ausländischer Vorbilder bedeutend treuer. Leider hat ja auch unsere Poesie lange Zeit nichts gethan, als, ihre Blöße in geborgte Hüllen versteckend, den Fußtapfen des Auslandes zu folgen und noch jetzt borgt sie aus allen Himmelsgegenden bunte Harlekinsfetzen, südliche Reimtressen und orientalisches Flitterwerk. Aber so sehr auch unsere Sprache gefügig und schmiegsam ist, alle erdenkbaren Formen des Südens, des Nordens, des Ostens nachzubilden, so wird ein geübter Blick, ein musikalisches Ohr doch nicht verkennen, wie unendlich oft, selbst bei getreuester Nachahmung, bei gewissenhaftester Nachpinselung aller Einzelheiten, der Reimstellung, der Sylbenzahl, doch sogar schon der Ausdruck der Form sich verändert und umgestaltet. Platen, der, wenn Einer, stimmfähig im Fach der poetischen Technik, hat, um ein besonderes Beispiel anzuführen, schon gesagt, wie unendlich verschieden deutsche und italienische Ottaven sind, wenn auch der deutsche Dichter dieselben Gesetze, die der Verskünstler jenseit der Alpen beobachtet, bis auf das Kleinste befolgt.

Episch erscheint in italischer Sprache der Ton der Ottave;
Doch in der deutschen, o Freund, athmet sie lyrischen Ton.
Glaubst du es nicht, so versuch's! der italische, wogende Rhythmus
Wird jenseit des Gebirgs klappernde Monotonie.

Wenn wir nun noch näher durchführen wollten, wie der poetische Duft, der in den spanischen Assonanzen weht, in den deutschen Nachahmungen fast gänzlich verloren geht, wie dieselben oft nur in mattes Geklingel ausarten, so würde es sich zeigen, wie auch die deutsche Sprache, die geschmeidige, gefügige, nur im beschränkten Maße fähig ist, die eigenthümliche Gestalt eines fremden dichterischen Werks darzustellen und ahnen zu lassen. Vielleicht dürfte eine solche Wahrnehmung uns veranlassen, etwas weniger verächtlich auf die Unbildsamkeit der französischen Sprache herabzublicken. 129.

Historische Miscellen.

Als Kaiser Justin sich wegen seiner Kränklichkeit schwach und durch die Regierung belästigt fühlte, versammelte er die Großen, die Kriegsbedienten des Reichs und erklärte den in kaiserlichen Kleidern erscheinenden, von ihm an Kindesstatt angenommenen Tiberius, durch folgende Rede zum Kaiser: „Wie du siehst, hat der Höchste dich mit diesem Gewande und mit der Würde, die es andeutet, bekleidet; Gott hat es gethan, nicht ich; mache daher diesem Kleide Ehre, damit es auch dich ehre. Achte deine Mutter *), die bisher deine Herrin war. Bedenke, daß du jetzt ihr Sohn bist, wie du vorher ihr Diener warst. Freue dich nie über vergossenes Blut, nimm an keinem Morde Theil und vergilt nicht Böses mit Bösem. Im Benehmen gegen deine Feinde ahme nicht mir nach! Ich war ein Mensch und habe als Mensch gesündigt; dafür trage ich den Lohn meiner Sünden. Ich werde mit Denen, die mich dazu verleiteten, einst vor Christi Richterstuhl stehen. Sei nicht auf deine Würde stolz, wie ich es einst war, sondern sorge für die Deinen, wie für dich selbst. Erinnere dich stets, wer du vorher warest und wer du jetzt bist? Wenn Hochmuth dich nicht beherrscht, wirst du auch immer frei von Schuld bleiben. Du weißt, wer ich war, woher ich stamme und wer ich jetzt bin. Alle, die hier um uns stehen, sind deine Kinder wie deine Diener. Du siehst hier alle Würdenträger der Republik. Laß das Kriegswesen dir anempfohlen sein; doch gib dich den Soldaten nicht ganz hin, damit sie deine Güte nicht misbrauchen. Ich rede hier aus der Erfahrung Dessen, was mir begegnet ist. Laß die Reichen ihres Reichthums genießen; den Armen thue Gutes — weise dich stets gegen Jeden freigebig. Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, hat mir es selbst eingegeben, was ich zu dir geredet habe." Nun entließ der Kaiser die Versammlung und Tiberius theilte Geld unter das Volk aus, das ihm unter lautem Jubel huldigte.

*) Seine Adoptivmutter, die Kaiserin Auguste, Justin's Gemahlin, die diesen veranlaßt hatte, den Tiberius zu adoptiren.

Im Febr. 1544 ward zu Rom im Vatican in der Kapelle St.-Petri der Grund aufgegraben und ein marmorner Sarg gefunden, 8½ Fuß lang, 5 Fuß breit, 6 Fuß hoch, in welchem Maria, die Verlobte des Kaisers Honorius, als Jungfrau begraben worden, weil der Tod sie vor der Vermählung hinwegnahm. Der Körper war verzehrt, nur einige Zähne waren übrig, die Haare und zwei Schienbeinknochen. Außerdem ihr Kleid und Mantel, so reich mit Gold durchwebt, daß man durch Ausbrennen 36 Pfund Gold bekam. Noch fand sich eine silberne Büchse 1½ Fuß lang, 12 Daumen weit, mit vielen kleinen Gefäßen aus Krystall und einigen aus Achat von trefflicher Arbeit; auch 40 goldene Ringe, mit vielen Gemmen verziert, unter andern ein Smaragd in Gold gefaßt, mit einem eingegrabenen Kopfe, den man für des Kaisers Honorius Bildniß hielt und der auf 500 Dukaten geschätzt ward. Überdies Ohrgehänge, Halsketten und andern weiblichen Schmuck; darunter ein Agnus Dei, mit der Umschrift „Unserer herrlichen Maria", und auf einer goldenen Platte die Namen Michael, Gabriel, Raphael, Uriel, mit griechischen Buchstaben. Noch, einem Zweige aus Smaragden und andern Edelsteinen ähnlich, eine 12 Zoll lange Haarnadel mit der Aufschrift: „Unserm Herrn Hieronimos, und Unserer Herrin Maria", ein Spielzeug aus Chalcedon, eine Trinkschale und ein Krug aus Krystall; ein goldener Ball, der in zwei Hälften sich theilen ließ; endlich eine Menge geschnittene Steine, viele durch die lange Zeit verdorben, doch einige in voller und bewundernswerther Schönheit. Alles hatte ihr Stilicho als Morgengabe gegeben. 62.

Wie noch im 17. Jahrhundert Selbsthülfe öffentlich, sogar von Reichsständen, geübt worden, beweist folgender Vorfall. Ein Rathsherr in Regensburg, Wolfgang Christoph Mämminger, hatte (1670) an der Tafel bei dem Bischofe von Eichstädt unvorsichtigerweise sich unanständige Reden gegen das Kurhaus Baiern erlaubt und namentlich schimpflich von dem neugeborenen Prinzen gesprochen. Der Kurfürst, als er hiervon Kenntniß erhalten, beschloß diesen Frevel durch eine Tracht Schläge abbüßen zu lassen. Er ließ nämlich, wie die Chroniken sagen, einen Wachtmeister und drei Fouriere von Ingolstadt in der Stille nach Regensburg kommen, welche sich in dem Dominikanerkloster heimlich aufhielten. Als nun am 11. Jul. Mittags der Rath auseinanderging und jener Rathsherr mit seinem Wachtschreiber sich nach Hause begeben wollte, wurde derselbe von einem Manne um seinen Namen gefragt und, da er diesen nannte, von den übrigen, die in der Nähe standen, in Gegenwart der eichstädtischen Wache so lange durchgeprügelt, bis er die Flucht ergriffen, wo dann die Thäter sich wieder eiligst zurück zu den Dominikanern begaben. Der Rath verbot dem Mishandelten des folgenden Tags, bis zum Ausgang der Sache, den Rathsgang, auch wurde er nachher, durch die öffentlich erhaltenen Schläge infamirt, von allen Geschäften entfernt. Es gelangte hiernächst seinetwegen ein kurfürstliches Drohschreiben an den Magistrat, woraus nicht allein ersehen werden konnte, daß die Mishandlung auf Befehl geschehen, sondern auch begehrt wurde, diesen Rathsherrn ganz ab- und aus der Stadt zu schaffen.

Um der Verwilderung, die besonders vom dreißigjährigen Kriege her noch so herrschend war, entgegenzuarbeiten und insonderheit dem Laster der Trunkenheit zu begegnen, verordnete der Magistrat zu Regensburg (1658), Schandtafeln mit Namen zu machen, und es wurde eine mit dem Namen des Kufners Hanns Georg Hofinger in den Wirthshäusern aufzuhängen befohlen, damit, wie es hieß, andere nasse Brüder sich daran spiegeln sollten. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 299. —— 26. October 1841.

Römische Geschichte von Peter von Kobbe. Erster Theil. Von der ältesten Zeit bis zum ersten punischen Kriege. Leipzig, Engelmann. 1841. Gr. 8. 2 Thlr.

In Beziehung auf ältere römische Geschichte ist seit Niebuhr die deutsche Literatur so gestaltet, daß man sich fragen möchte, ob eine nur einigermaßen umfassende Kritik dahin einschlagender neuer literarischer Erscheinungen anders als in einem anderweiten umfänglichen Werke geliefert werden könne. Da es sich nun von selbst versteht, daß wir in d. Bl. von einer solchen Leistung abstehen müssen, so wollen wir uns an das gewiß verdienstliche Unternehmen wagen, in möglichster Kürze und Bestimmtheit auszusprechen, was denn nun eigentlich der Zweck des endlosen Setzens und Gegensetzens der sich widersprechendsten Behauptungen über älteste römische Geschichte sein könne und welche Hoffnung vorhanden sei, zu irgend einem anerkannten Resultate zu gelangen? Alsdann gelingt es vielleicht über die angezeigte Schrift ein bestimmt motivirtes Urtheil in größter Kürze abzugeben.

Daß ein nach gewöhnlicher Annahme 750 Jahre v. Chr. entstandener, zuerst nicht mehr als ein mäßiges Stadtgebiet umfassender Staat zur Zeit des letzten punischen Krieges diejenige Macht erreicht hatte, vor welcher Karthago fiel, das läßt man sich ohne Befremden gesagt sein, und doch wird die Erscheinung höchst räthselhaft, wenn man erwägt, daß vorher die Herrschaft über Italiens Bevölkerungen fest begründet sein mußte. Wie nun ist es damit zugegangen? Rom mag albanischen oder etruscischen Ursprungs oder aus einer Mischung verschiedener Völkerschaften und Stämme hervorgegangen sein, und man verbinde mit den Worten Völkerschaft und Stamm diesen oder jenen Begriff, alle uns überlieferten Nachrichten stimmen darin überein, gleichviel ob man dieselben nach dem trockenen dürren Buchstaben oder kritisch zersetzt und umgestaltet auffasse, daß benachbart dem mächtigen, einer höchst ausgebildeten und würdigen Civilisation sich erfreuenden etruscischen Städtebunde — die demselben eben gegebenen Prädicate werden durch Ottfried Müller's Forschungen in volle Gewißheit gesetzt — sich eine kleine städtische Gemeinde bildete, die auch in den Bewohnern des südlichen Italiens keine blödsinnig schüchternen Wilden zu Nachbarn hatte; denn dafür bürgen alle wie sehr auch in Dämmerung verschwimmende Nachrichten von dem ältesten Zustande der südlichen Halbinsel. Diese armselige Stadt, in ihren Anfängen so verächtlich, daß entweder die Umwohnenden durch den Vorschlag, Töchter dahin zu verheirathen, sich wirklich beleidigt fanden, oder doch der Glaube an den Raub der Sabinerinnen sich an die Geschichte von Entstehung des römischen Staates knüpfen konnte, besiegt ohne Weiteres Stadt nach Stadt und wird Herrin über Italien, dessen Völkerschaften sich politisch vollkommen zufrieden gestellt finden, wenn Rom ihnen das römische Bürgerrecht zugesteht. Wie war das möglich? Würden wir es denkbar finden, daß eine neue Ansiedlung in Nordamerika, bestünde sie auch aus einigen Tausend Mann, jemals die Herrin von Nordamerika werden und endlich ihre Macht über andere immense Continente ausbreiten, immer aber die herrschende Gewalt in jener frühesten Ansiedlung concentrirt bleiben könnte? Hiermit haben wir die erste Frage angedeutet, die eine pragmatische Darstellung der römischen Geschichte zu beantworten hat; denn jeden Kenner derselben, seine Kenntniß sei nun auf die Quellen beschränkt oder sie umfasse zugleich Alles, was deren kritische Behandlung geleistet hat, fragen wir, ob er gewissenhafter Weise versichern könne, er glaube einzusehen, wie die Möglichkeit bedingt war, daß Rom sich den sichern Weg zur Herrschaft über Italien konnte eröffnet finden? Hiermit aber nicht genug, Rom erlangte diese Herrschaft, obschon eben in den Zeiten ihrer Begründung die beiden Hauptbestandtheile der römischen Bevölkerung, Plebejer und Patricier, so zwiespältig untereinander waren, daß sie gegenseitig mehr das Ansehen feindselig sich gegenüber lagernder Heereshaufen als einer politischen Vereinigung darbieten; und doch dachten die in vielfacher Beziehung hart von den Patriciern gedrückten Plebejer so wenig an gänzliche Sonderung von letztern, daß zum Angriff benachbarter Staaten und Abwehr, wenn von diesen Gefahren drohten, sie der Patricier jederzeit bereite Hülfsmacht waren, ja, wenn der gänzliche Bruch unvermeidlich schien, ein Krieg ihn jederzeit abwendete. Somit fragen wir weiter alle die vermeintlichen Kenner römischer Geschichte, ob sie, wenn sie das nackte Factum nicht zugleich als ausreichende Erklärung seiner Möglichkeit wollen gelten lassen, sich anschaulich zu machen vermögen, welcher Art diejenigen Institutionen waren, wodurch bei höchster Zwie-

spältigkeit die höchste Vereinigung in das Leben gerufen wurde?

Ferner: welcher Art war der unzerstörbare Charakter derjenigen römischen Institutionen, durch die jene Unglaublichkeiten zu einem unbestreitbar historisch Gegebenen geworden sind? Nachdem mit dem dritten punischen Kriege die von den römischen Geschichtschreibern als die gute prädicirte alte Zeit verlischt, erobert dies Volk die Welt und behauptet, innerlich immer tiefer und entsetzlicher verfallend, noch Jahrhunderte nach Chr. die Weltherrschaft, weil die alten Institutionen noch dann fortwirken, als längst der Geist gewichen ist, der sie in das Leben rief. Über diese Räthsel — auf ein anscheinend noch größeres, vielleicht aber lösbares, werden wir weiter unten zurückkommen — könnten wir uns zufrieden geben, läge Roms politische Verfassung uns in irgend einem spätern Zeitraume als ein klar übersichtliches Bild vor Augen. Alsdann hätten wir von da an einen festen Ausgangspunkt und die Anschaulichkeit der Verhältnisse einer gegebenen Periode könnte über die etwaige Unmöglichkeit, uns ihre Eigenthümlichkeiten pragmatisch zu entwickeln, ebenso trösten, als es wol möglich ist, für die neueste Geschichte Frankreichs Napoleon's Kaiserherrschaft zum Ausgangspunkte zu nehmen. So aber steht es nicht. Klar, vielleicht wird es Niemand gestehen wollen, Niemand aber kann es leugnen, ist uns Roms innere Verfassung erst von Tacitus, von einer Zeit an, wo die Institutionen der bessern Zeit im Ganzen und Hauptsächlichen nur noch in nominativen Resten bestanden. Wollen wir uns den zu irgend einer Periode der Republik vorhandenen Zustand erklären, so muß die Forschung immer weiter und weiter zurückgehen, von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis sie denn endlich auf jene Periode zurückkommt, von welcher A. W. Schlegel („Heidelbergische Jahrbücher", 1816, Nr. 16) sagt:

> Als die Römer Herren der Welt geworden waren, schmeichelte man ihnen und sie schmeichelten sich selbst auf alle Weise. Nun wurde ihre lang versäumte Geschichte ausgeschmückt, wo sie nur irgend einen des Schmuckes empfänglichen Stoff darbot. Die Geschichtschreiber, besonders die griechischen, verfuhren dabei nach dem Wahlspruche des Reineke Fuchs: „Aber ich sehe schon, Lügen bedarf es, und über die Maßen."

Hierbei vergleiche man noch, was der genannte Gelehrte ebendaselbst an solchen übermäßigen Lügen handgreiflich nachweist.

So viel vor der Hand über das Räthselhafte der römischen Geschichte und die hauptsächlichen Fragen, zu welchen sie anregt, sobald man über die Pracht der Sprache ihrer classischen Geschichtschreiber nicht das Bedürfniß und den Wunsch vergißt, zu pragmatischer Einsicht zu gelangen. Für die Möglichkeit einer solchen Einsicht, die der Natur der Sache nach doch immer nur mittels der alten Schriftsteller erreichbar bleibt, erweckt es kein günstiges Vorurtheil, wenn wir erwägen, wie jene Schriftsteller, unübertrefflich in der Darstellung Desjenigen, was ihrer Anschauung gegenständlich vorlag, kaum eine Vorstellung von kritischer Forschung gehabt haben. Die Bemerkung ist zu wichtig, als daß Ref. sich auf Autoritäten und z. B. hinsichtlich des Livius auf folgende Worte des eben citirten Gelehrten (ebend. S. 899) beschränken sollte:

> Zu träge oder unfähig, eigene Untersuchungen anzustellen, wozu noch Mittel genug vorhanden waren, unbekümmert um die innern Widersprüche, raffte Livius nur das Gemeinste auf und war hier blos ein leidiger Wiederholer seiner Vorgänger.

Hierüber also noch einige für die Richtigkeit der aufgestellten Behauptung unstreitig schlagende Momente. Welche Fabeln und Märchen muß man in des großen Tacitus fünftem Buche der „Historien" über den jüdischen Staat, über eine bedeutende römische Provinz lesen, deren frühere Geschichte, wäre der Römer geneigt zu solchen Forschungen gewesen, er sich wol zugänglich hätte machen können. Der Grund davon ist ganz einfach der, daß der großartige praktische Sinn des Römers, selbst auf dem höchsten Standpunkte antiker Historiographie, Bestrebungen verschmähte, von denen er sich keine Art Geltendmachung in der Gegenwart versprechen durfte; denn je bedeutender und je näher seine eigene Persönlichkeit berührend die Verhältnisse sind, mit welchen einen Geschichtschreiber die Gegenwart umgibt, um so weniger ist er geneigt, den Ursprüngen derselben nachzuspüren, um ihr Dasein sich genetisch zu erklären. Ganz etwas Ähnliches finden wir noch in dem Mittelalter; Dante, welcher in einem gewissen Sinne für seine und die zunächst vorhergegangene Zeit als der Tacitus Italiens gelten kann, weiß offenbar von dem Ursprunge seiner Vaterstadt nicht mehr und nicht weniger als Giovanni Villani und theilt hinsichtlich der ältern Zeiten dessen Überzeugungen, deren naive allzeitfertige Bereitwilligkeit, die seltsamsten Sachen zu glauben, staunenerregend ist. In Dionysius von Halikarnaß, für uns eine sogenannte Quelle der ältesten römischen Geschichte, spricht sich die gänzliche Unfähigkeit, irgend einen historisch kritischen Gedanken zu fassen, auf wahrhaft lächerliche Weise aus. Hier gibt Romulus, was wir in unsern Tagen eine papierene Constitution nennen würden. Er setzt den Bürgern der neuen Stadt sowol die Vorzüge als die Mängel jeder von den allgemein bekannten drei Verfassungsarten auseinander und überredet sie eine vierte, aus allen dreien gemischte anzunehmen, die aller Vorzüge vereinigen und die Nachtheile einer jeden entfernen soll; eine Erzählung, die als geradehin albern selbst Demjenigen erscheinen muß, welcher nach eben dieses Geschichtschreibers Autorität es glaublich finden könnte, daß der Hirt Faustulus die jungen Prinzen Romulus und Remus zu ihrer Ausbildung auf die hohe Schule in Gabii geschickt habe. Ein noch schlagenderes Beispiel, wie eine pragmatische Behandlung ihrer vaterländischen Institutionen den Römern nie auch nur entfernt in den Sinn gekommen ist. Das gesammte römische Recht, die höchste und eigentlichst nationale Blüte und Frucht römischen Lebens, die ganze große Masse in Fragmenten auf uns gekommener Schriften der alten Juristen, wurzelt in den uraltesten Institutionen Roms. Als jene Institutionen längst untergegangen waren, hatte das aus ihnen hervorgegangene Recht noch volle praktische Gültigkeit. So wenig zeigt sich aber in den erhaltenen Fragmenten römischer Rechtsgelehrsamkeit

auch nur das mindeste Streben, jenen Zusammenhang aufzuklären, daß man sich überzeugt halten muß, sie haben sich nicht die mindeste Rechenschaft über die Bedingungen gegeben, unter welchen der ihnen vorliegende Rechtsstoff in das Leben getreten war. Erwägt man mit unbefangenem Sinn den gänzlichen Mangel an historischer Kritik in unsern sogenannten Quellen für römische Geschichte, so ist es schwer, auf der emsigen Deutschen unermüdliche Hoffnung, die Wahrheit durch Kritik eben dieser Quellen zu entdecken, nicht mit den Worten des humoristischen Biron in Shakspeare's „Love's labours lost" zu antworten:

.... ere yow find where light in darkness lies,
Your light grows dark by losing of your eyes.

Daß vielen jener Forscher, indem sie fort und fort die Augen auf solche Finsterniß geheftet, dieselben dermaßen übergegangen sind, daß sie darüber auch noch das eigene Licht eingebüßt, daß wir über älteste römische Geschichte in einen wahrhaftig nur mit der babylonischen Sprachverwirrung vergleichbaren Zustand gerathen sind, diese Bemerkung drängt sich in unterhaltend concentrirtem Überblicke auf, wenn man die Einleitung des Herrn von Kobbe (S. VII—XXXVI) liest. Während Niebuhr erklärt hat: Niemand solle die Wahrheit und Richtigkeit seiner Geschichte erschüttern; wäre es möglich, daß ein alter Römer von den Todten auferstünde, um Zeugniß zu geben, er würde ihre Richtigkeit beschwören; während Niebuhr ferner erklärt hat, auf die Wahrheit seiner Ansichten das Leben verwetten zu wollen, hat ein Gegner desselben ausgesprochen (S. XVI):

So gewiß Gott, der die Welt erschaffen hat, derselbe ist, der sie väterlich erhält und leitet, so gewiß ist die Geschichte der Römer, wie Niebuhr sie geschrieben hat, unwahr.

Eine dritte ebenfalls überschwengliche Partie hat Goethe in den Gesprächen mit Eckermann ergriffen, wo er sagt:

Was sollen wir mit einer so ärmlichen Wahrheit, und wenn die Römer groß genug waren, so etwas zu dichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben.

Mit aller Verehrung für Goethe, das ist ein wunderbarer Ausspruch. Die Erzählungen der Alten von Roms Gründung können nicht wahr sein; denn es ist unmöglich, daß consolidirte Verfassungen vor einem auf solche Weise neu entstandenen Staate zusammenbrechen konnten, wie der römische nach Livius und Dionys von Halikarnaß entstanden ist. Nach Letzterm war ein Bindungsmittel des jungen politischen Verbandes die dem Einzelnen gewährte Aussicht, daß man Andern ihre Ländereien abnehmen und jeder Römer daran seinen Antheil erhalten werde. Hatten denn die zunächst von so löblichen Vorsätzen bedrohten Nachbarn keine Hände, um eine so heillose Gesellschaft sofort mit Stumpf und Stiel auszurotten? Das Unglaubliche hat auch Goethe nicht glauben können, und wahrhaftig, was an einer solchen nicht Dichtung, sondern Erdichtung, Großes und darum zum Glauben Geeignetes sein soll, ist nicht abzusehen. Daß eine Menge mit Roms Entstehung in Zusammenhang gebrachte Erzählungen künstlerischen Darstellungen zu erwünschtem Stoffe gedient haben, das widerlegt den Ref. nicht, der, wenn er von solchen unterhaltenden Einzelnheiten absieht, jene Unglaublichkeiten auch ziemlich langweilig findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geographisch-statistische Beschreibung von Britisch-Guiana; seine Hülfsquellen und Ertragfähigkeit, der gegenwärtige und künftige Zustand der Colonie und deren Aussichten. Von Rob. Herm. Schomburgk. Aus dem Englischen von O. A. Schomburgk. Nebst einer Karte. Magdeburg, Schmilinsky. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift erlangt ein besonderes Zeitinteresse gerade dadurch, daß eben jetzt im Colonialrath von Britisch-Guiana der Beschluß gefaßt worden ist, Auswanderungsagenturen für diese aufblühende Colonie auch in Deutschland zu errichten, jedoch ohne Prämien und daher ohne Seelenkäuferei. Es kommt zurecht, daß diese Schrift gerade jetzt den etwanigen Emigrationslustigen von den Verhältnissen und den innern Zuständen der Colonie gute Nachrichten gibt, und wir selbst sehen sie daher auch etwas genauer an, als ohne diesen Umstand wol geschehen sein würde.

Die Nachrichten des Verf. über Guiana reichen vom J. 1835—39 und umfassen das ganze Gebiet des ehemaligen holländischen, seit 1815 aber britischen Guiana, zwischen dem 8° 40′ nördl. L. und 3° 30′ südl. Br. und dem 58—68° westl. L. von Greenwich; ein Landstrich von 1090 engl. Meilen Länge und 710 Meilen Breite, oder 76,000 engl. Quadratmeilen in sehr unsichern Grenzen. Nur die Küsten- und Uferstriche dieses Landstrichs, der ganz Deutschland an Größe übertrifft, sind bewohnt und vielleicht bewohnbar; Essequibo, Demerara, Berbice und Corentyn, angeschwemmte Flächen von blauem salzgetränkten Thon, von dem Orinoco, dem Rio negro und dem Amazonenstrome bespült, von den Orinocogebirgen durchstrichen, die bedeutendste Berghöhe Roraima, 7500 Fuß hoch in der Mitte des Landes, enthalten die vorzüglichsten Niederlassungen. Savannen und alte Krater, Ströme, wie der Essequibo, der Demerara, der Berbice und der Corentyn, und trockene Landstriche ohne Quellen, eine Durchschnittstemperatur von 81—74° Fahrenheit, drückende, feuchte Schwüle mit furchtbaren Regenstürmen im October und November, höchste Fruchtbarkeit mit gänzlicher Culturlosigkeit wechseln im Innern der Colonie; trotzdem ist das Klima, die Geißel des gelben Fiebers abgerechnet, gesund und im Innern sogar vortrefflich, und der Ankömmling, der das Küstenfieber einmal überstanden hat, erfreut sich gewöhnlich einer langen Gesundheit. Die Sterblichkeit ist in Nevis wie 1 : 41; in Georgetown, dem Hauptort, wie 1 : 33, ein durchaus gutes Verhältniß. Die Vegetation ist die höchste, tropische. Mangraven und Kuridabüsche bedecken die Küsten, gigantische Bäume, mit Lianen behängt, ungeheuere Bauhölzer, die Mora, 120 Fuß hoch, der Siperi, das Purpurherz, der Wallaba, die Cuamara, welche die Tonkinbohne trägt, zahllose Palmen und Cedern bilden Urwälder, über denen der kolossale Sitohballi, Wiss und Siruba noch hinausragt. Der Jaguar und der Puma, Amerikas Löwe, sind der Schrecken dieser Wälder, in denen das Faulthier, das Armadill, der Hase, das wilde Schwein mit zahllosen bunten Laubbewohnern hausen; die Flüsse zeigen die Seekuh, unzählige Fisch- und Entengattungen, Schildkröten und giftige Schlangen, unter denen die Guana und die Klapperschlange die gefürchtetsten sind. Termiten, der giftige Vielfuß und die Musquitos sind eine Plage des Landes. Die drei Grafschaften Guianas sind in 11 Kirchspiele eingetheilt; die bedeutendsten Städte sind Georgetown am Demerara und Neuamsterdam am Berbice. Die erste ist der Sitz der Regierung, des Gouverneurs Light, und enthielt 1839

6618 Bewohner. Die beiden Grafschaften Demerara und Essequibo enthielten eine Bevölkerung von 78,734 Einwohnern, worunter 3006 Weiße, 6360 farbige Leute und 69,368 Sklaven. Rechnet man hierzu Berbice mit 21,802 Seelen, worunter 570 Weiße, so bildet dies mit 7000 wandernden Indianern eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 107,000 Seelen; etwa 130 auf die Quadratmeile.

Der Stamm der Ureinwohner ist fast verschwunden; es sind Caribis, Arecanas mit vielen Unterschieden im Dialekt; der mächtigste Stamm sind die Arecanas, etwa 1370 Männer. Die abscheulichen Sklavenjagden an der Grenze Brasiliens liefern noch immer Opfer. Die Fortschritte der Colonie unter ihrer jetzigen Verwaltung sind groß und unverkennbar. Im J. 1803 hatte ganz Guiana nur eine Kirche zu Fort Island. Oft war kein Pfarrer in der Colonie; jetzt sind ein Bischof, sieben Rectoren, ein Vicar, fünf schottische Geistliche, zwei Priester und zwei reformirte Prediger angestellt und 11,363 Kinder erhielten Schulunterricht in 55 Schulen. Nur die Eingeborenen sind einigermaßen vernachlässigt und den Missionnairen allein überlassen worden, welche 1837 am unterm Essequibo eine kleine Gemeinde von 250 Indianern gründeten. Die öffentlichen Einnahmen betrugen nach einem vierjährigen Durchschnitt 106,000 Pf. St., die Ausgaben 113,000; die Abgaben lasteten, außer den Zöllen, auf dem Vermögen, soweit es 500 Pf. Rente und mehr ergibt, auf Gewerben, Luxusartikeln, Jagdrecht und Schenkgerechtigkeit. Zucker, Kaffee und Baumwolle bilden die Haupterzeugnisse der Colonie; der letzte dreijährige Ertrag ergab 262 Millionen Pfund Zucker, 7 Millionen Pfund Kaffee und 2 Millionen Pfund Baumwolle, die nach England, Amerika und Westindien ausgeführt wurden. Der Einfuhrhandel mochte einen Werth von 1½ Millionen Pf. St. darstellen. Im J. 1833 liefen aus den Häfen von Demerara und Essequibo 543, aus Berbice 173 Schiffe aus, und 543 und 185 Schiffe liefen ein; der Hafen von Georgetown allein empfing 505 Schiffe. Vier Dampfböte sind dem Colonialdienst gewidmet. Die Verfassung ist seit 1831 auf einer selbständigen Colonialregierung basirt; die Regierung ernennt den Gouverneur, welcher ein Colonialparlament zur Seite hat; zur Wahl ist Jeder berechtigt, der 5 Pf. Steuern bezahlt. Die Finanzkammer besteht aus sechs erwählten Mitgliedern, die das Budjet votiren; das Civiltribunal aus drei Richtern und drei Beisitzern; dem Criminalgericht steht der Sheriff vor; die geltenden Gesetze sind die altholländischen. Verbrechen sind selten; die Colonialmiliz ist jetzt aufgelöst; ein englisches Regiment, das 76., versieht den Militairdienst. Die Hauptstadt Georgetown, 6° 49′ nördl. Br., 58° 11′ westl. L., am Demerara hat jetzt eine Bevölkerung von 20,000 Seelen, ist luftig und gut gebaut und mit allen Lebensannehmlichkeiten wohl versehen. Die Christuskirche ist ein gefälliges Gebäude; die Lebensmittel sind hoch im Preise; so kostet das Pfund Hammelfleisch z. B. 1½ Schilling, das Pfund Brot 4½ Denar. Glas, Papier, Taback und Zucker dagegen sind wohlfeiler als in England. Neuamsterdam in Berbice hat 2900 Einwohner und hübsche, aber zerstreute Wohnungen. Die Ertragfähigkeit der Colonie ist unermeßlich; zwar hat sie keine Gold- und Silberminen, aber die Fruchtbarkeit des Marschbodens, in feuchter, warmer Luftconstitution grenzt ans Unglaubliche. Die Savannen, einen Flächenraum von 3000 Quadratmeilen bildend, bieten die herrlichsten Triften dar, die man sehen kann; Wein, Oliven und Kaffee gedeihen überall an den Berghängen aufs üppigste; am Berbice wuchert der Reis und der Cacao; noch mehr am Rupununi; das Lorberöl, die Ipecacuanha und die Sassaparille gedeihen am Rio negro; die Wälder geben das herrlichste Schiffbauholz, den Kopaivibalsam, das Gummi, das vegetabile Talg, Öle und Farbehölzer, Gerbestoff, Früchte und Seile aller Art. Cassada, Mais, Pisang, Kartoffeln und Yamswurzel wachsen fast überall ohne Cultur; Zuckerrohr bis zu 2500 Fuß an den Berghöhen hinauf, Kaffee, jetzt vernachlässigt, würde bei geringer Mühe und kleinen Capitalanlagen den von Jamaica bald übertreffen; Baumwolle gedeiht an der Küste am besten. Vanille, Taback und Gewürze, der Zimmtbaum würden den größten Ertrag versprechen. Mit dem 1. Aug. 1838 hat in der Colonie die Sklaverei geendet; der freie Neger aber ist ein schlechter Colonist; Guiana verspricht dem Einwanderer Alles, was er begehren kann, und die Gründung einer Colonie an der Mündung des Corentyn müßte, nach des Verf. Ansicht, einen glänzenden Erfolg verheißen. Hiermit müssen wir den Verf. entlassen, nicht jedoch ohne Dank für seine treue und anziehende Schilderung dieses jungen Tropenlandes.*) 39.

Literarische Notiz.

Baudry's „Librairie européenne" kündigt eine neue vollständige englische Ausgabe von Shakspeare's Werken an, mit Noten, welche aus Johnson, Steevens, Malone, Drake, Chalmers, Coleridge, Lamb, Schlegel, Hazlitt, Sir F. Madden, Ch. Knight ꝛc. entnommen sind. Jedes Stück ist mit einer Einleitung versehen, worin theils die historischen Seiten des Stücks angegeben, theils die Erzählungen, denen es ganz oder theilweise entnommen ist, vollständig oder stückweise mitgetheilt sind; ferner enthält jede Einleitung einen Nachweis über das muthmaßliche Datum, wann das Stück geschrieben ist, Notizen über die Zeit, in welcher, über die Localität, auf welcher das Stück spielt, über das Costum und die Musik des Drama. 5.

---

*) Soeben erscheint: „Robert Hermann Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoco während der Jahre 1835—39. Nach seinen Berichten und Mittheilungen an die geographische Gesellschaft in London herausgegeben von O. A. Schomburgk. Mit einem Vorwort von Alexander von Humboldt und dessen Abhandlung über einige wichtige astronomische Positionen Guianas. Mit sechs colorirten Ansichten und einer Karte. Leipzig, G. Wigand. 1841. Gr. 8. 6⅔ Thlr." Wir werden nächstens darüber berichten. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 300. —— 27. October 1841.

Römische Geschichte von Peter von Kobbe. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 299.)

Nachdem wir uns über die allgemeinsten Fragen, welche an eine Behandlung der römischen und insonderheit der ältesten römischen Geschichte ergehen, und über den Grad derjenigen Wahrscheinlichkeit ausgesprochen haben, welche für eine genügende Beantwortung derselben nach Maßgabe der bis jetzt erwähnten Hülfsmittel obwaltet, müssen wir noch, um unser Urtheil über das vorliegende Werk zu begründen, Einiges über das besondere Interesse sagen, welches den deutschen Gelehrten anreizt, immer und immer das Auge forschend auf eine Partie zu wenden, an welche nur hin und wieder so viel zweideutiges Licht anstreift, als eben ausreicht, um die daneben liegende Dunkelheit im grellsten Abstiche zu erkennen. Die innerste Bedeutung der mit der christlichen Zeitrechnung beginnenden Geschichte ist der Christianismus, dessen geschichtliche Erscheinungen unzertrennbar von Roms späterer Geschichte unter den Imperatoren und von der daran sich knüpfenden, das gesammte Mittelalter beherrschenden Vorstellung (man erinnere sich hier z. B. nur an das Buch „De monarchia") sind, welche das deutsche Reich als die Fortsetzung der römischen Imperatorenherrschaft ansah. Diesen vor Allem unsere Aufmerksamkeit fesselnden Bestandtheil römischer Geschichte — Gibbon hat dazu den Beweis geliefert — vermögen wir zu übersehen, ohne daß uns Roms älteste Institutionen anschaulich geworden sind. Mag ferner nicht geleugnet werden, daß unser Verständniß der römischen Literatur vervollständigt würde, wenn die ersten Elemente des römischen Lebens uns klar vorlägen, so gilt dies doch nur in einem sehr beschränkten Umfange. Der größte Theil der römischen Literatur und insonderheit die größte Masse derjenigen Werke, auf welchen die lateinisch humanistische Bildung beruht, sind die nachahmende Zugabe der griechischen Literatur, wurzeln nicht in dem römischen Volksleben und haben in keiner Zeit so herrliche Früchte getragen als in derjenigen, wo man an Livius glaubte wie an ein Evangelium, was dem Geiste jener Zeiten um so natürlicher war, als selbst Virgil's „Äneide" zu Anfang des 14. Jahrhunderts als ein unbestrittenes historisches Document galt. Somit würden im Ganzen und Hauptsächlichen Roms älteste Einrichtungen nur das Interesse der Forschung bieten, welche allerdings oft um so anreizender wird, je mislicher sich die Möglichkeit des Erfolges darstellt. Allein ein wichtiger Punkt hebt diese Ansicht auf. So lange die Welt besteht, werden die bürgerlichen Verhältnisse von dem römischen Recht beherrscht werden. Alle neuern Gesetzgebungen selbst derjenigen Länder, wo die Codificationen das römische Recht aufheben und dessen Gebrauch aus den Gerichten verbannen sollen, sind zum großen Theile der hin und wieder sehr unglücklich ausgefallene Versuch, die Ansichten und Aussprüche der römischen Rechtsgelehrten übersichtlicher und leichter zugänglich zu machen, als sie es in der Gestalt sind, in welcher sie uns durch Justinian überliefert wurden. Diese Überlieferungen sind aber ein anderes, ganz eigenthümliches, in den Documenten römischer Bildung uns entgegentretendes Räthsel. Ein Volk, von dem man, in Vergleich mit dem Besitzreichthum moderner Völker, sagen kann, daß es beinahe ohne alle positive Normen des Privatrechts lebte, ist im Besitz einer Rechtspraxis gewesen, welche wissenschaftlich zu reproduciren, nach dem factisch ausgesprochenen übereinstimmenden Urtheile aller Völker Europas, die höchste Aufgabe des gebildeten Juristen ist, einer Rechtspraxis, in der eine so unendliche Virtuosität vorwaltet, daß selbst für die Beurtheilung von Geschäften, die dem bürgerlichen Verkehr des Römers unbekannt waren, wie z. B. Assecuranz und Actiengesellschaften, daraus die sicher leitenden Maximen können entnommen werden. Wie nun aber ist dieses Recht entstanden und hat es sich ausgebildet? Nicht auf wissenschaftlichem Wege. Keinem römischen Juristen ist es eingefallen irgend einen Rechtsbegriff, wie z. B. Besitz, Eigenthum, Kauf u. s. w., erschöpfend nach allen seinen Grundzügen zu entwickeln und in systematischer Ordnung alle daraus sich ergebende Folgen übersichtlich zu entwickeln; keinem ferner, schon oben ist dies angedeutet worden, ist es eingefallen, Dasjenige, was ihm an positivem Stoffe vorlag, in historischen Zusammenhang zu stellen. Von den durch die Edicte der Magistrate erschaffenen positiven Normen, den hauptsächlichsten für das Privatrecht, kennen wir die Aufeinanderfolge ihres Entstehens nicht aus darüber vorhandenen Nachrichten oder Annahmen der römischen Juristen, sondern nur innere Gründe leiten uns hier, indem wir erwägen, wie in dem bürger-

lichen Verkehr diese oder jene Norm zuerst ein Bedürfniß werden konnte, diese oder jene als die weitere Ausbildung einer andern sich der speculirenden Betrachtung darstellt. Das römische Recht hat sich ausgebildet gleich einer Kunst, in der ebenfalls die Reflexion allemal der Praxis nachtritt. Hier diese Ansicht umständlich zu begründen, ist unmöglich; schätzenswerthe Andeutungen finden sich gegeben von v. Langenn in den „Kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft" (Leipzig, Tauchnitz, S. 410 fg.) Ist aber diese Ansicht richtig — und so viel wird auch der oberflächlichste Halbkenner des römischen Rechtes nicht in Zweifel ziehen, daß in den römischen Juristen auch nicht entfernt eine wissenschaftliche Behandlung des Rechtes in dem oben bemerkten Sinne vorwaltet — alsdann ist auch das römische Recht in seinen Elementen bedingt von dem ältesten Culturzustande Roms überhaupt, namentlich von seinen religiösen und den Institutionen seines öffentlichen Lebens ebenso bedingt, wie die griechische Kunst von dem Homerischen und vorhomerischen Zeitalter, und die auch in praktischer Hinsicht unendlich wichtige Möglichkeit, uns jener Rechtskunst wissenschaftlich bewußt zu werden, hängt wesentlich ab von Erkenntniß der ältesten, in den sich widersprechendsten Hypothesen jämmerlich hin- und hergezogenen Geschichte Roms. Indem wir hiermit die hervorstechende Wichtigkeit eines als möglich angenommenen Erfolges der in Frage gestellten Forschungen angedeutet haben, finden wir uns zugleich in den Stand gesetzt, zu bezeichnen, wie immer und immer noch derjenige Weg verabsäumt scheint, der zu einem bessern Resultate führen dürfte als das ewige Ausschütten von Hypothesen über Livius und Dionys von Halikarnaß, Hypothesen, die, selbst als wahr angenommen, doch keine pragmatische Einsicht über die Fundamente verbreiten, auf welchen jene eiserne intensive Kraft beruhte, welche, der steten Parteikämpfe ungeachtet, die Herrschaft über Italien erringen, sich die bekannte Welt unterwerfen und die Welt nicht nur der äußerlichen materiellen Unterordnung nach, sondern auch in Beziehungen des intellectuellen Seins romanisiren mußte. Ist das römische Recht ebenso der Schluß des römischen Lebens wie der Homer der Ausgangspunkt der griechischen Kunst, fehlt es nicht von Justinian's Collection bis zu Roms ersten Anfängen hinauf an bedeutenden, vorzüglich für römische Jurisprudenz wichtigen Documenten, so ist Hoffnung, daß auf diesem Wege, und gerade in der uns wichtigsten Beziehung, Aufschlüsse über das älteste Römerthum gewonnen werden, die alsdann auch nach allen andern Seiten hin Licht verbreiten dürften. Allein es gibt in dem römischen Rechte wohlbewanderte Gelehrte, welche der Meinung leben, noch zur Zeit sei in der angedeuteten Hinsicht ungemein wenig geschehen. Dem nichtjuristischen, dabei aber allen wichtigen Erscheinungen des intellectuellen Lebens die Theilnahme nicht versagenden Publicum berichten wir über diese Meinung und die Gründe derselben so viel, als sich ohne detaillirte Kenntniß römischer Rechtsantiquitäten fassen läßt.

Während eines bedeutenden Zeitraumes hat man das römische Recht wissenschaftlich zu behandeln geglaubt und doch von der bemerkten, weit über die Grenze des eigentlichen Rechtsgebiets übergreifenden Tendenz einer solchen Behandlung keine Ahnung gehabt. Der Absicht Justinian's nach sollten die römischen Rechtsbücher eine Codification sein, daher behandelte man ihren Inhalt als einen rein positiven Stoff. Man wurde sich gar nicht bewußt, wie derselbe nur die documentirte Entwickelung einer höchst eigenthümlichen und würdigen Nationalität und aus dieser genetisch zu erklären sei, ja die immer weiter zurücktretende Forschung in dem römischen Rechte im Stande sein dürfte, sich ein Bild von jener Nationalität zu entwerfen. Hierzu kommt, daß erst in neuester Zeit durch eine überaus wichtige, neu wiederaufgefundene Quelle, des Gajus Rechtslehrbuch, die Einsicht in den Organismus der wichtigsten Rechtsverhältnisse ist eröffnet worden; und allerdings, obschon man weit früher das Bedürfniß empfand, von einem umfassenden historischen Standpunkte aus das römische Recht zu behandeln, erscheint jene Quelle von so immenser Wichtigkeit, daß man bei der Antwort auf die Frage nach dem Stande römischer Geschichtskunde, insoweit sie von Erkenntniß des ältesten Rechtszustandes Roms abhängt, sich füglich auf die neueste, mit Wiederauffindung des Gajus beginnende Periode beschränken kann. In dieser nun ist eine Schule aufgetreten, welche sich die historische prädicirt und darum schwere Anfechtungen zu erleiden gehabt hat. Vorgeworfen hat man ihr, nicht abzusehen sei, mit welchem Fug eine Rechtsschule sich als die historische prädiciren möge; denn aller gesunden Ansicht werde Niemand so baar sein, daß er zu Verständniß Dessen, was auf historischem Wege entstanden, nicht die Geschichte befragen möchte. Auch ist es der wirklichen oder vermeintlichen Unverständlichkeit des Prädicats „historische Rechtsschule" und „historisches Recht" zugeschrieben worden, daß seitdem aller Orten, wo ein solches Dogma den Gewalthabern zusagend in das Ohr klingt, alles factisch Bestehende unter dem Namen historisches Recht als wahres und alleiniges Recht ist angepriesen worden, z. B. die Theilung Polens, weil sie in allen politischen chronologischen Tabellen steht, zum Rechte soll geworden sein. Bei dieser Schule nun steht Niebuhr in so kanonischem Ansehen wie der heilige Augustin bei den Katholiken, die symbolischen Bücher bei den Protestanten. Daß der treffliche Wachsmuth es hat wagen können, gegen Niebuhr zu polemisiren, dies hat man so misfällig aufgenommen, daß einem solchen Misfallen (s. Puchta, „Civilistische Abhandlungen", Berlin 1823, Nr. 3, über die Wegservituten des römischen Rechts) die Unanständigkeit, jenen auf alle Fälle großen Gelehrten a pert and dull scoffer (einen wunderlichen dämischen Spötter) zu nennen („Quarterly review", 1829, Nr. 77), geradezu für eine Sünde gegen den heiligen Geist gelten muß. Demzufolge steht es mit römischer und insonderheit mit ältester römischer Geschichte nach eben dieser Schule Ansicht folgendermaßen: Niebuhr ist die ausgemachte Wahrheit und insofern diese Wahrheit durch die Erkenntniß römischer Rechtsbildung vervollständigt werden kann, hat die historische Schule das Nöthige

gestiftet und ist noch fort und fort im Begriff, es mit derjenigen Sicherheit und Trefflichkeit zu leisten, welche die Anhänger dieser Schule gegenseitig aneinander anerkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Letters, illustrative of the reign of William III., from 1696 to 1708, addressed to the Duke of Shrewsbury. By *James Vernon*, Esq., Secretary of State. Now first published from the originals. Edited by *G. P. R. James*. Drei Bände. London 1841.

Kenner der englischen Geschichte wissen, daß die Regierungszeit Wilhelm's III., wenn auch nicht reich an großen Begebenheiten und an großen Charakteren, doch einen bedeutsamen Abschnitt der constitutionnellen Geschichte Englands insofern bildet, als in ihr die Macht des Parlaments sich zu entwickeln begann, sie die ungeordneten Elemente zeigt, aus welchen das jetzige englische Staatssystem zu seiner herrlichen Ordnung sich herausgewunden hat. Vieles aus jener Zeit ist dunkel und liegt wirr durcheinander. Nur darüber herrscht kein Zweifel, daß es eine Zeit der Bestechlichkeit, verkehrter Gesetzgebung und schlechter Administration war, besser freilich als unter der vorhergegangenen Regierung, aber immer noch schlecht genug. In jenes Dunkel bringt nun obige zum ersten Male, und zwar nach den Originalhandschriften veröffentlichte Briefsammlung mehrseitiges Licht und gibt Mittel an die Hand, den Wirrwarr ein gutes Stück abzuwickeln. Verfasser der Briefe ist James Vernon, der, ehe er sich unerwartet zum Staatssecretair erhoben sah, bescheidener Privatsecretair des Herzogs von Shrewsbury war, dem er auch nach seiner Standeserhöhung mit der frühern Treue und Ergebenheit zugethan blieb und an welchen — mit Ausnahme einiger interessanten Briefe an Stepney, damaligen englischen Gesandten in Wien — alle übrige gerichtet sind. Erste Veranlassung dieser Correspondenz war das 1695 entdeckte Complott zu Ermordung des Königs. Mehre Verschworene büßten es mit dem Leben, unter ihnen Sir John Fenwick, dessen verspätete Verhaftung — sie erfolgte ein Jahr darauf — ein sehr unregelmäßiges Todesurtheil und eine hastige Hinrichtung nach sich zog. Beides hatte, obwol nicht seine guten, doch seine richtigen Gründe. Es scheint, Sir John Fenwick befand sich im Besitze von Geheimnissen, deren Offenbarung eine Menge angesehener Männer für ihren Hals bangen machte, und zeigte sich geneigt, falls es ihm das Leben retten könne, sich der wichtigen Bürde zu entledigen. Es scheint ferner, daß zu den Gefährdeten einige von des Königs eigenen Ministern gehörten, gegen welche der Verdacht vorliegt, mit dem vertriebenen König Jakob in hochverrätherischem Briefwechsel gestanden zu haben, und es scheint endlich mehr als Schein, daß selbst der Herzog von Shrewsbury sich in den Händen des Verhafteten wußte. Jenes verräth sich durch die ungeheuere Bestürzung, welche Fenwick's Verhaftung in der ministeriellen Welt erregte, und dieses geht unzweideutig daraus hervor, daß derselbe Umstand den Herzog plötzlich krank machte und ihn bewog, aus Gesundheitsrücksichten den König um seine Entlassung zu bitten und sich aufs Land zu begeben, wo es ziemlich klar ist, daß er bis zu Fenwick's Tode sich in hohem Grade ungemächlich fühlte. Kein Wunder daher, daß in mancher vornehmen Brust ängstlich der Wunsch klopfte, den Mund geschlossen zu sehen, der jeden Augenblick sprechen konnte, daß Manche, die Fenwick's Schuld theilten, die Eifrigsten waren, ihn des Hochverraths schuldig zu finden, daß nichts, wie schändlich und bübisch es auch war, unversucht und ungethan blieb, ihm den Weg der Gnade abzuschneiden, sich vor Gefahr zu schirmen, daß die Untersuchung übereilt, die Hinrichtung nach Möglichkeit beschleunigt wurde. Alles dies wird durch Vernon's Briefe in helles Licht gestellt.

Sobald nämlich Shrewsbury seiner plötzlichen Sehnsucht nach dem Landleben länger nicht widerstehen konnte, ließ er Vernon als Chargé d'affaires in London mit der Weisung zurück, ihm von allen Vorfallenheiten täglich Nachricht zu geben, und so entstand gegenwärtige, mit 1696 anfangende und bis 1708 hinüberreichende Briefsammlung. Tag für Tag meldet Vernon seinem Gebieter, was in der Hauptstadt sich ereignet, berichtet die jedesmalige Ankunft der holländischen Post und was sie Neues gebracht, beschreibt ausführlich seine eigenen Fahrten an den damals in Kensington residirenden Hof, hin und zurück, erzählt frank und frei, ohne Pointe und Schminke, die laufenden Tagesgerüchte und passirten Skandale, entwirft bisweilen eine flüchtige Skizze der wichtigsten Parlamentsverhandlungen und erlaubt sich bei vorkommender Gelegenheit im Ganzen sehr treffende und verständige Bemerkungen über die in den politischen Kreisen am meisten hervorragenden Personen. Großen Anekdotenreichthum spendet er nicht. Ebenso wenig sucht er witzig zu sein. Fast möchte man glauben, seine tiefe Ehrerbietung gegen den Herzog habe ihm das als unschicklich verwiesen. Dennoch, oder vielmehr, gerade weil er so einfach schreibt, so offen und ungeschmückt erzählt, verdienen seine Mittheilungen doppelten Glauben. Inzwischen brauchen die Leiter und Führer seiner Zeit, the leading men of his time, wenn sie ihm jenseits begegnen, für eine Menge curiose Particularitäten, die er diesseits von ihnen der Nachwelt überliefert, sich bei ihm eben nicht zu bedanken. Nicht einer dürfte dadurch in unserer Achtung gewinnen. Selbst Wilhelm von Oranien, dessen Geduld, Mäßigung und Energie anerkannte Eigenschaften sind, erscheint oft in keinem günstigern Lichte als seine Höflinge. Er jedoch schuldet seinem Staatssecretair einigen Dank für die auf seine „Verhältnisse" zu Lady Orkney nur nebenbei geworfenen Blicke. Es leidet kaum einen Zweifel, daß Vernon das Nähere dieser Beziehungen kannte. Desto unverhohlener berichtet er von diplomatischen Ränken der schmuzigsten Art, von den Angebern, Spionen und „geheimen Offizieren", die im Solde der Regierung standen, um diesen Sold aber nicht selten von der Regierung betrogen wurden. Es ist ganz erbaulich zu lesen, wie edle Grafen und Herren mit ihren Creaturen feilschten und knickerten, wie sie wegen lumpiger fünf Guineen sich Schimpf und Schande anthun ließen, wie jene sie auf den Hintertreppen an Arm und Kragen packen, ihnen Schmähbriefe schreiben und mit öffentlicher Brandmarkung vor Gott, König und Vaterland drohen, bis die edeln Grafen und Herren den Beutel ziehen und, nachdem sie nochmals gemäkelt, sich loskaufen. In der Persönlichkeit des Briefstellers, der seinen Staatssecretairposten bis zum Regierungsantritte der Königin Anna behauptete, gibt sich ein redlicher, gerader Mann kund, der Intriguen haßte und obwol keine glänzenden Talente, doch einen klaren Verstand, eine scharfe Beobachtungsgabe und eine seltene Geschäftsthätigkeit besaß. Neben den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung bespricht er auf eine Weise, die Manches erklärt, die Anzettelung jakobitischer Verschwörungen, mit denen, wie mit Münz- und Banknotenfälschung, ja bisweilen in Verbindung mit letzterer ein regelmäßiges Gewerbe getrieben wurde, die Verhältnisse zu Irland, die Errichtung der ostindischen Compagnie, die schottische Darienexpedition und den Zustand der Dissenters und römischen Katholiken. Unter den gezeichneten Staatsmännern befinden sich namentlich: Somers, Sunderland, Monmouth, Peterborough, Harley und, wenn man will, der Herzog von Shrewsbury selbst. Das englische „Morning chronicle" nennt die gesammte Briefsammlung „einen schätzbaren Beitrag zu der besten Classe historischer Urkunden, d. h. solcher, die in der Zeit, auf welche sie sich beziehen, ohne Absicht der Veröffentlichung geschrieben worden sind". Gleich günstig lautet das Verdict anderer kritischen Blätter. Aber gerecht wie Ref. die Aussprüche findet, dünkt ihm die wenige Notiz unbillig, die jene Blätter vom Herausgeber nehmen. Es ist wahr, seine Vorrede könnte ausführlicher und seine Anmerkungen könnten erschöpfender sein. Doch schon die Herausgabe fodert Dank und jeder erläuternde Zusatz Anerkennung. 74.

Karl Gottfried Worch, der Schneider und neue Natursänger.

Es ist wol eine in der Literatur bisher noch nicht vorgekommene Erscheinung, daß Jemand Gedichte herausgibt, um für den Erlös Schneider zu werden. Diese Begebenheit, so bizarr sie erscheinen mag, hat sich soeben in Berlin zugetragen und sie scheint mir wichtig genug, um in d. Bl. besprochen zu werden. Ein dortiger Schneidergeselle, Karl Gottfried Worch, aus Batterode am Harz, hat unter dem Titel: „Gedichte für Freunde und Freundinnen der Natur" auf seine Kosten ein kleines Bändchen lyrischer Ergüsse, theils launigen, mehr aber ernstern Inhalts drucken lassen und einem Buchhändler in Commission gegeben. Er ist laut der Vorrede der Sohn eines armen Tagelöhners, den er bereits verlor, konnte nur bis zu seinem 14. Jahre die einfache Dorfschule seiner Heimat besuchen und hat seitdem keinen weitern Unterricht genossen. Nach dem Verlauf der Schulzeit erlernte er das Schneiderhandwerk, wovon er sich bis jetzt ernährte und welches er stets zu betreiben gedenkt, um seine Existenz zu sichern. Nur in Stunden der Erholung, wie es gewöhnlich geschehen, will er sich auch fortan seiner geistigen Lieblingsneigung überlassen. Wir haben es hier also mit einem Natursänger im doppelten Sinne des Worts zu thun; er ist es durch seine Bildung, wie durch das vorherrschende Thema seiner Gesänge. Aus diesem Gesichtspunkte muß er durchaus beurtheilt werden, dann aber ist er eine bedeutende Erscheinung. Ein warmer Sinn für alles Große und Erhabene, eine rührende Einfalt und doch wieder launiger Witz, eine frische Phantasie, vor Allem aber ein kindlich frommes Gemüth spiegelt sich in allen seinen Poesien.

Seite 28 singt er:

> Nur zu des Ewigen Ruhm
> Greif' ich so gern nach der Harfe;
> Ja nur der Gottheit zum Dank
> Sing' ich im Stillen mein Lied.

Die Auffassung ist oft tief, nicht selten originell, und selbst das Gewöhnliche erhält durch die innige Zuversicht, mit der es ausgesprochen wird, neuen Reiz. Man erstaunt, wie der ungebildete Handwerker zu einer Zartheit der Ideen gelangt, die wir nur zu gern als eine Prärogative höherer Bildung in Anspruch nehmen, und das Erstaunen wächst, wenn man hineinblickt in eine Frische und Fülle der Begeisterung, deren gänzlichen Mangel die moderne Lyrik vergebens hinter der Schönheit der Form verbirgt. Die Form ist aber gerade bei unserm Sänger wieder das Mangelhafte, weil es dazu der Schule bedurfte, die ihm völlig abgeht. Hier darf man vor Allem den Autodidakten nicht vergessen, dem überdies Stand und Armuth unübersteigliche Hindernisse entgegenthürmten. Fehler im Metrum, in der Scansion, in der Quantität sind häufig, aber auch natürlich und um so verzeihlicher, als es ihm gewöhnlich durch ein richtiges Gefühl gelungen ist, das Versmaß seinem Gegenstande völlig zu accommodiren. Mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit sagt er selbst in der Vorrede: „Ohne höhere wissenschaftliche Bildung zu besitzen, oder auch nur die geringste Idee von dem Versmaße und den mannichfaltigen Regeln der Poesie zu haben, nahm ich mehre Gedichte, als von Hölty, Gellert, Matthisson u. s. w., deren herzlich fromme liebende Töne mir zuerst entgegenklangen, als Muster an; ich empfand, welches Feuer die Verfasser beseelte, und bemerkte, daß ihr Gesang auf gewissen Takten ruhete, componirte jedesmal in Gedanken eine Melodie nach dem erwählten Vorbilde und goß den Stoff, den ich aus meiner Seele schöpfte, hinein. Dann formte ich auch Strophen und Verse nach Gefallen, suchte es aber immer so einzurichten, daß der Takt nicht fehlte und daß derselbe mit dem Sinne, den ich zum Grunde legen wollte, in gleichgestimmter Harmonie zusammentrat. Auf diesem Wege war es mir möglich, der so süßen Neigung, welche sich in der Brust regte, doch einigermaßen zu genügen." So der bescheidene Dichter, und wer erkennt hier nicht die Stimme der lautersten Wahrheit? Diese Wahrheit ist überhaupt fast sein größtes Verdienst, man fühlt es, daß er tief durchdrungen ist von der innern Kraft seiner Poesie, ja die Wahrheit drängt ihn auszusprechen, was er uns bietet in der oft so glaubens- und liebearmen Zeit.

> Ich liebe gern. Man darf ja lieben!
> Denn keine Blume blüht umsonst.
> Treu ist auf jede Stirn geschrieben,
> Wo Liebe du in Wahrheit thronst. (S. 84.)

Man darf ihn nur sehen den ehrlichen Sänger mit der gekrümmten Stirn und dem funkelnden Auge und man muß ihn liebgewinnen, sollte man auch ein leises Lächeln schwer unterdrücken, wenn er jetzt emsig über ein Loch im Ärmel debattirt und gleich darauf begeistert eine Stelle aus dem Schiller, seinem Lieblingsdichter, recitirt. So denke ich mir die alten Volksbarden, welche die Harfe in der Linken, das Grabscheit in der Rechten, unter und mit ihrem Volke arbeiteten und sangen. Wäre dem Talent hier die Bildung der Schule zu Hülfe gekommen, wir begrüßten vielleicht einen recht artigen Lyriker unserer Tage, während er so ein ruhiger Schneider bleiben will und sich von dem Erlös seiner Erstlingsgabe Bürgerbrief und Herd zu erwerben gedenkt. Aber gerade das ist hier doppelt löblich und wir nehmen darum keinen Anstand, den Dichter, den Sohn eines Vaters, der einst als tapferer Soldat für unser Vaterland sein Blut vergoß, der Theilnahme des deutschen Publicums so herzlich als dringend zu empfehlen. Autoritäten thun viel in unserer Zeit und es mag hier noch die Bemerkung stehen, daß das angehängte Subscribentenverzeichniß die namhaftesten Schriftsteller aufweist, denen der Dichter auf seinen Wanderungen Proben vorlegte, z. B. Rellstab, Bechstein, Ferrand, Kletke, Hitzig, Adami ꝛc. Oft ermuthigten sie ihn auch durch schmeichelhafte Randnoten; der Baron de la Motte Fouqué schrieb: „Die frische, kindlich anspruchlose Gabe des jungen Dichters scheint mir allerdings aufmunternder Beachtung werth und ich wünsche aus vollem Herzen ihr und ihm selbst das heiterste Gedeihen." Krug v. Nidda fügte hinzu: „Ich freue mich, auch meinen Namen der Reihe von wohlwollenden Männern anzuschließen, die um ein aufstrebendes Sängertalent zu unterstützen und dessen Gedichtsammlung ins größere Publicum einführen zu helfen, sich in bunter Folge hier verzeichneten. Und somit Glück auf! zur fröhlichen Einfahrt ins poetische Leben." Ich schließe meinen Bericht mit dem Anfange des Liedes an Berlin S. 58.

> Es weihet dir du mächt'ge Stadt der Brennen,
> Berlin, es bringt mein Herz dir diesen Kuß!
> O dürft' ich doch von dir mich nimmer trennen!
> Stets schufst du meinem Geiste Hochgenuß. ꝛc.

So bereitet ihm denn eine Stätte bei euch, ihr reichen Berliner, dem armen Dichter. **August Theodor Woeniger.**

Literarische Notizen.

Eugène Hatin's Werk „Histoire pittoresque de l'Algérie" ist jetzt beendigt, erweist sich als eine sorgfältige Arbeit und enthält über die Colonie und über die ruhmvollen Ereignisse, welche sich dort seit 1830 zugetragen haben, interessante Nachrichten. Eine schöne Karte von Algier, Tunis, Marokko u. s. w. ist dem Werke beigegeben.

Otfried Müller's berühmtes Werk ist als „Manuel d'archéologie" von Pol Nicard in das Französische übersetzt und mit Zusätzen vermehrt worden. Tabellen und ein beträchtlicher Atlas sind beigegeben.

Th. Hook, ein geistreicher Schriftsteller, Hauptredacteur des „John Bull", eines satirischen Journals der Tories, und Verfasser mehrer auch in das Deutsche und Französische übersetzter Romane, starb vor kurzer Zeit im 56. Lebensjahre. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 301. —— 28. October 1841.

Römische Geschichte von Peter von Kobbe. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 300.)

Inwieweit ist diese Stellung der historischen Schule Wahrheit oder bloße Anmaßung? Ref., der dies hier weder entscheiden kann noch mag, beschränkt sich darüber in Folgendem zu sagen, was ein Gegner nicht des historischen Studiums (denn wer könnte als dessen Gegner auftreten wollen?), sondern der sich selbst vorzugsweise so nennenden historischen Rechtsschule sagen könnte.

Daß Niebuhr, an dessen unbedingter Autorität man zweifeln, den man von Andern in wichtigen Punkten widerlegt finden kann, wie höchst achtungswürdig als Mensch, so auch als Gelehrter eine Persönlichkeit ist, auf welche Deutschland stolz sein darf, diese Überzeugung nicht zu theilen, muß man sich schämen. Daß aber Niebuhr's Kenntniß desjenigen römischen Alterthums, das uns noch in Bruchstücken antiker Jurisprudenz vorliegt, keine tief durchgebildete gewesen sei, und also insoweit solche Kenntniß zu Aufklärung der ältesten Geschichte Roms erfoderlich ist, jedenfalls der ergänzenden Nachhülfe bedürfe, belegen folgende Bemerkungen. In Roms ältester Verfassung ist die Idee bürgerlicher Freiheit in eben der Gestalt ausgeprägt, in welcher wir sie in der größten griechischen Zeit ausgebildet finden, nämlich als die möglichste Unbeschränktheit jedes einzelnen Individuums (s. Tittmann's vortreffliches sechstes Buch „Über die Regierungsformen bei den Griechen"), wogegen unsere constitutionnellen Bestrebungen für die Freiheit Dessen sorgen, was wir den Bürger in abstracto nennen möchten, dergestalt, daß um des Heils und Wohlbefindens der Gattung willen der Einzelne überall auf Gesetze und Normen seines Thuns und Lassens, auf unzählige Controlen stößt. Dieser Gegensatz des Jetzt und des Damals spricht sich in der ältesten römischen Jurisprudenz auf das deutlichste aus, wo wenig geschriebenes Recht nach dem strengsten wörtlichen Sinne des Buchstabens, ebenso alles vertragsmäßige Recht streng nach dem Buchstaben behandelt wird, dergestalt, daß kein höheres Urtheil über dem dem Bürger ihm von ihm selbst entweder in der Volksversammlung oder in seinen Privatgeschäften durch deren wörtliche Fassung gegebenen Rechte steht. Dieses überaus wichtige Moment, das dem juristisch gebildeten Kenner römischer Geschichte nicht hätte entgehen können, findet in Niebuhr sich nirgend hervorgehoben, am wenigsten zu dem Ausgangspunkt der daran sich knüpfenden bedeutenden Folgerungen gemacht. Dies berechtigt auf wenig Einsicht in die älteste Jurisprudenz Roms zu schließen. Ferner sagt Niebuhr Th. 1, S. 9 der ersten Ausgabe, wo er von der gänzlichen Verschiedenheit derjenigen Begriffe spricht, welche den römischen, und denjenigen, welche heutigen Staatseinrichtungen zu Grunde liegen, auch das Landeigenthumsrecht des alten Rom sei in seinen Eigenthümlichkeiten so von den uns gewöhnlichen Rechten verschieden gewesen, daß die Verwechselung der gewöhnlichen und der alterthümlichen Begriffe über die wichtigsten Gegenstände der römischen Gesetzgebung schreiend falsche Meinungen hervorbringe. Angenommen aber, das Landeigenthumsrecht wäre so wesentlich von dem heutigen verschieden gewesen, so mußte gleich wesentliche Verschiedenheit sich durch den gesammten römischen Rechtszustand ziehen, denn alles Recht hat seine hauptsächliche Grundlage, hatte sie besonders in den ältesten Staaten im Eigenthume an Grund und Boden. Hat nun ferner das alte Recht in unzähligen Beziehungen bis zu den Tagen fortbestanden, deren Rechtszustand noch die Normen für unser heutiges Rechtsbedürfniß gibt und die gesammte christliche bürgerliche Welt beherrscht, so müssen die römischen Rechtsansichten in allgemein gültigen Wahrheiten wurzeln und nur die Formen ihrer Geltendmachung können nach localen und nationalen Bedingungen eigenthümlicher Art gewesen sein. So gewiß nirgend in der Welt und auch in Frankreich nicht eine französische Revolution sich wiederholen kann, die Ideen aber, welche der ungeheuern Bewegung Grundelement bildeten, die Reise um die Welt gemacht haben, weil sie allgemeine, überall in das Bewußtsein zu treten berufene Wahrheiten sind, ebenso gewiß waren die römischen Rechtsformen rein national und lassen sich nie wieder in das Leben rufen, während die ihr Element und ihren Stoff bildenden Ansichten des materiellen Rechts allgemeingültiges Recht sein müssen, weil sie sonst nie allgemeine Geltung hätten erlangen können. Gesetzt also, Niebuhr hätte nicht ohnehin zu viel gewagt, als er das Leben für die Richtigkeit seiner Überzeugungen verwettete, bleibt jedenfalls so viel gewiß, er bedarf der ergänzenden Nachhülfe allerdings, insoweit seine Ansichten vervollständigt und des

weitern unterstützt werden sollen durch das Studium des altrömischen Rechts. Wie aber steht es um den Beruf Derjenigen, die sich dadurch auszeichnen, daß sie dieser Aufgabe sich mit größerm Selbstbehagen unterziehen? Längst schon ist ihnen ein auffallender Mangel an allem philosophischen Geiste vorgeworfen worden; und können diesen Vorwurf wol Diejenigen von sich abwenden, welche über die Art und Weise, wie die Begriffe von Besitz und Eigenthum in Rom gehandhabt worden, die Welt belehren wollen, ehe sie sich ihren Gegenstand nach den unabänderlichen höchsten, von jeder Nationalität und Localität unabhängigen Kennzeichen klar gemacht haben, eine Eigenthümlichkeit darzustellen versuchen, deren charakteristische Kennzeichen ihnen entgehen müssen, so lange nicht das Allgemeine erkannt ist, zu dem jenes Eigenthümliche die Differenz bildet? Zugestehen muß ferner Jedermann, ohne ausgezeichnete philologische Bildung lasse sich kein Hülfsmittel für Erkenntniß römischer Geschichte und also auch nicht die antike Jurisprudenz mit Sicherheit handhaben. Wie nun aber steht es um die philologische Bildung jener Schule? Ein Koryphäe derselben übersetzt lateinische Worte, in denen berichtet wird, daß ein gewisser Jurist des Mittelalters so ausschweifender Lebensart gewesen sei, daß er nicht selten Rock und Wams verspielt und nackt aus dem Spielhause gegangen sei, also: nicht selten habe sich der liederliche Mann nackt zum Spiele gesetzt. Ferner ein Verein von Männern jener Schule hat eine Edition erscheinen lassen und gleich der Titel ist in einem Latein geschrieben, das Einem Zahnschmerzen macht. Daß die Gelehrten, in deren Sinne hier Ref. spricht, so etwas nicht sagen würden, glaubten sie nicht jeden Augenblick mit den abgedruckten Belegen aufwarten zu können, scheint gewiß, da man so etwas nicht sagt, wenn man es nicht beweisen kann. Endlich charakterisirt gar Manchen jener Schule eine wahre Verachtung der Rechtspraxis und doch muß man fragen, wie Derjenige, der nie im Leben sich bewußt geworden, wie ein Rechtsinstitut stehen und gehen kann, schwerlich diese Einsicht aus den trümmerhaften Resten einer abgestorbenen juristischen Vergangenheit schöpfen werde. Nach der hier eben berichteten Ansicht steht es in solchen Händen um die Ergänzung Niebuhr's in Betreff eines allernöthigsten Hülfsmittels, uns über den ältesten Zustand Roms aufzuklären, mislich genug.

Nunmehr von diesen, nur kurz entwickelten Grundsätzen die Anwendung auf die vorliegende Schrift. Wir haben gezeigt, daß, wie einerseits die römische Geschichte von höchster Wichtigkeit für das Rechtsstudium, so andererseits die Kenntniß der Rechtsantiquitäten das bedeutendste Hülfsmittel bei Forschungen über römische Geschichte ist. Dem Hrn. v. Kobbe sind diese Antiquitäten offenbar eine terra incognita. Von der Wahrheit der harten Behauptung wird sich selbst der ungebildete Landmann überzeugen, sobald ihm nur die Notiz geworden ist, daß vindiciren so viel heißt, als vor dem Richter behaupten Eigenthümer einer Sache zu sein, deren Eigenthum uns bestritten wird. Nun ist nichts einfacher, als daß, wenn Lucius und Sempronius vindicirten, d. h. über das Eigenthum an einer Sache in Streit gerathen waren, der Richter vor allen Dingen untersuchte, welche der Parteien sich bisher in dem ruhigen Besitze der Sache befunden habe oder doch als Besitzer solle angesehen werden; diese Partei blieb für das Nächste und bis zu Austrag der Sache in dem Besitze geschützt und Alles kam darauf an, ob der Nichtbesitzer sein Eigenthum bewies; bewies er es, so wurde ihm die Sache zugesprochen; bewies er es nicht, so war auf alle Fälle in der Parteien gegenseitigen Verhältnissen kein Grund gegeben, die Sache dem Besitzer abzunehmen, und alsdann blieb Alles in statu quo. Darum hob jeder Eigenthumsproceß mit Erörterung der Frage an, wer für den Besitzer gelten solle, was Jedermann bei einigem Nachdenken so natürlich finden wird, daß er sich sofort überzeugen muß, anders konnte es nicht in Rom, anders im Wesentlichen kann es nirgend auf Erden gehalten werden. Was sagt Hr. v. Kobbe (S. 201), wo er von dem Inhalte der XII Tafeln spricht? Folgendes: „Der Besitz wurde zum Besten Dessen bestimmt, der zuerst vindicirte", was ein offenbarer Unsinn ist; und in Note 65, wo er sich auf Hugo („Rechtsg[illegible] S. 132) nach Gajus bezieht, setzt er, um d[illegible]stärken, noch hinzu: „nicht zum Vorthei[illegible]". Übrigens ist das misverstandene Cita[illegible] v. Kobbe hat S. 312 gemeint. Daß be[illegible] Äußerungen mit unterlaufen können, [illegible] besondere[illegible] der Nichtclienten sei [illegible] ihre Re[illegible] nicht durch lästige [illegible] erschwert [illegible]t sich von selbst. [illegible] hatte kein[illegible] daß jene Formen [illegible] stes Vorrech[illegible] oben angedeute[illegible] durchgeführten [illegible]heit des Ind[illegible] wurzelten. Wa[illegible] geleistet, we[illegible] das Außerordentlic[illegible] Bearbeitung [illegible] scher Geschichte die K[illegible] Rechtsan[illegible] täten erlassen will?

Nach Inhalt der Vo[illegible] tung des Werkes der dabei [illegible] geändert worden. Anfänglich [illegible] von Niebuhr angezündetes ganz [illegible] Forschungen im Gebiete der Philo[illegible] schaft hätten auch eine ganz neue [illegible] schen und insonderheit der ältesten rö[illegible] thig gemacht, und eine solche wollte [illegible] die Ereignisse, gemäß den altherkömm[illegible] Vorstellungen, berichtete, zugleich ab[illegible] tung oder Ansicht angeführt würde. [illegible] wäre eine solche Arbeit höchst verdienst[illegible] für den geordneten Überblick der verschie[illegible] und ihre Unterlagen ist zur Zeit noch [illegible] deres geschehen, was um so wünschensw[illegible] es Niebuhr gelungen ist, mit dem Werke [illegible] gewendete Arbeit in solcher Form zu lief[illegible] des Buches erstem Erscheinen der verd[illegible] wie Ref[illegible]rsichern kann [illegible]en Ge[illegible] foderte [illegible]naue Zusa[illegible]ssen [illegible] worin [illegible] von den [illegible] abw[illegible]



zugleich geordnet auseinanderzusetzen, worauf die Gründe der Niebuhr'schen Überzeugung beruhten; denn Haubold verzweifelte an einem allseitigen Verständniß des Niebuhr ebenso entschieden, als es ihm peinlich war, dennoch gegenüber den Autoritäten des Tages in den Glauben an Niebuhr's kanonisches Ansehen einzustimmen.

Allein jenen löblichen Plan hat Hr. v. Kobbe aufgegeben, bei fortschreitender Arbeit sah er die Schwäche der meisten Gründe ein, die Niebuhr's Gebäude stützen, denn Roms älteste Geschichte erschien ihm nicht so fabelhaft, nicht so unwahr, wie die Kritiker unserer Tage es uns glauben machen wollen, und indem er die Wahrheit der Überlieferung im Allgemeinen darthun zu können glaubte, faßte er auch die Hoffnung, manche neue Aufklärungen gewinnen zu können. Die Altäre der Götter schienen ihm der sicherste Haltpunkt zur Aufklärung der Vorzeit zu sein. Ref. bekennt, daß er gleich von vorn herein nicht im Stande war, mit diesen Worten eine deutliche Vorstellung zu verbinden, und ebenso wenig ist es ihm gelungen, nac[illegible] (S. 49—57) den Abschnitt „Die Götter [illegible]“ [illegible] den Abschnitt „Numa Pom[illegible] [illegible] gelesen, und doch sind [illegible]rhaupt irgend einer, [illegible] etwas [illegible]ft, [illegible] daß [illegible] ringer [illegible] ließ. Viel, [illegible] schienen, werde [illegible] kerung Italiens [illegible] nun eigentlich di[illegible] erholende Gew[illegible] [illegible]ben, und [illegible] [illegible]—24) [illegible] Be[illegible]

[illegible] gen [illegible] Schutz [illegible] Dingen [illegible] Glaubwür[illegible] dessen erschein[illegible] als eine rein wi[illegible] an Dasjenige gla[illegible] mern von Romulus [illegible] haben; denn z. B. sagt [illegible] wurde ein Theil der Co[illegible] hundert an der Zahl zu Se[illegible] nehin unbegreifliche Glaube an dies Factum wird noch unbegreiflicher, wenn man die Worte hier liest: „ohne Zweifel wären die Häupter der Geschlechter zu Senatoren gewählt worden“; denn alsdann beruht die angeblich decretirte Verfassung gerade in einer hauptsächlichen Beziehung auf schon factisch gegebenen Elementen.

Seine Ansicht von der Clientel ist (S. 39) insoweit die altherkömmliche, daß ihm die Clienten unter den Schutz eines Patriciers gestellte Plebejer sind. Alsdann aber haben sich die plebejischen Nichtclienten einer Staatsverbindung angeschlossen, in welcher es nöthig war, sich erst noch nach einem anderweiten Schutze umzusehen; und so sieht man nicht ein, was wol zu dem Anschlusse habe reizen können. Jedermann weiß, daß eine hauptsächliche Schwierigkeit, zu Klarheit in ältester römischer Geschichte vorzudringen, darin liegt, daß man nicht vermag sich die Eigenthümlichkeit des Patriciats, des plebejischen Standes und der Clientel, sowie deren gegenseitiges Verhältniß zu veranschaulichen. Wer möchte nach solchen Proben hoffen, daß dies durch Hrn. v. Kobbe's Schrift möglich geworden sei? *)

96.

Anekdoten.

Ein Feldscherer, der ein weimarisches Bataillon in allen Feldzügen von 1807 — 15 begleitet hatte, wurde bei der Rückkehr zu fernerm Dienste untauglich befunden; weil man seinen Gehalt aber doch nicht umsonst zahlen wollte, meinte [illegible]n, ihn für die Armen und Züchtlinge anzustellen, dafür sei [illegible] gut genug. Der Großherzog Karl August von Weimar [illegible] es nicht zu: die Leute wären doch auch Menschen, die [illegible] nicht so unbrauchbaren Händen preisgeben dürfe. In [illegible]licher Weise wählte er einmal zur Stelle eines Zuchthaus[illegible]pectors einen Unteroffizier wegen seines besonders weichen [illegible]müths; denn „die Strafe dürfe nicht durch unmenschliche [illegible]andlung geschärft werden“.

Zur Zeit des wiener Congresses reiste der Großherzog von [illegible]mar Karl August durch Ischl und fand dort die Post[illegible]rin und deren Tochter in tiefster Betrübniß. Auf Befragen [illegible]er, daß des Mädchens Verlobter unter die Soldaten ge[illegible]orden sei; es hätte dieser statt des durch Trunk stumpf[illegible]ewordenen Mannes und Vaters die Leitung des Ge[illegible]nd der weitläufigen Wirthschaft übernommen; Neidische [illegible]ol seine Aushebung veranlaßt haben, alle ihre Ge[illegible] unbeantwortet geblieben und die fremden Herren, [illegible]ung versprochen, hätten auch nicht Wort gehalten. [illegible]og versprach diese Vergeßlichkeit wieder gut zu [illegible]die Umstände so, daß die Entlassung des jungen [illegible] sei, so werde sie ihm schon bewilligt werden; [illegible]eppi binnen 14—18 Tagen nicht zurück, so [illegible] Zeichen, daß die Erfüllung des Wunsches [illegible] Die harrenden Frauen schauten denn schon [illegible]eißig auf die Straße, auf der der Seppi [illegible]er gesetzte Termin immer näher rückte, [illegible] schon, der letzte vornehme Herr [illegible] ersten. Doch sie hatte ihm Un[illegible] Ablauf des Termins erschien [illegible]t dem Erlaubnißschein zur [illegible]

[illegible]es ist bereits der zweite [illegible] und es wird darüber, so[illegible] über römische Geschichte

D. Red.

Heirath in der Tasche. In der Freude seines Herzens gelobte der junge Mann, den ersten Weimaraner, der durch Ischl käme, umsonst zu bewirthen und zu fahren, dieses auch nicht durch einen Postillon, sondern selbst zu verrichten. Der Glückliche, der so den Dank der ehrlichen Östreicher einerntete, war der Kapellmeister N. Hummel. 119.

Bibliographie.

Bernays, C. L., Deutschland und seine fränkischen Repräsentativ-Verfassungen. XII Stunden patriotischer Gedanken. Pfalz 1841. 8. Mannheim, Bensheimer. 6¼ Ngr. (5 Gr.)

Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von K. Riedel. 1stes Heft: Machiavelli's Fürst. — Auch u. d. T.: Der Fürst des Niccolo Machiavelli. Übersetzt und eingeleitet von K. Riedel. Gr. 16. Darmstadt, Leske. 20 Ngr. (16 Gr.)

Eusebius, A., Sünde und Erlösung. Betrachtungen über das Wesen des Menschen nach seiner ursprünglichen Beschaffenheit und seiner Entwickelung zum vollkommenen Ziele nach der Schrift. 8. Eisleben, Reichardt. 5 Ngr. (4 Gr.)

Funck, Z., Das Buch deutscher Parodieen und Travestieen. 2ter Cyclus. Gr. 8. Erlangen, Palm. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Gretschel, C., Geschichte des Sächsischen Volkes und Staates. Erste Lieferung. Roy.-8. Leipzig, R. Beyer. 10 Ngr. (8 Gr.)

Grün, A., Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

van den Hage, Sämmtliche Werke. Aus dem Holländischen von O. L. B. Wolff. 7ter Band. Schloß Loevestein. 1ster Bd. — Auch u. d. T.: Schloß Loevestein im Jahre 1570. Historischer Roman aus dem achtzigjährigen Kriege. 1ster Theil. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Halm, F., Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. 3te Auflage. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Hebel, J. P., Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. 8te vollständige Original-Auflage. Mit der Abbildung von Hebel's Denkmal in Karlsruhe. Gr. 18. Aarau, Sauerländer. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Höfken, G., Tirocinium eines deutschen Offiziers in Spanien. 1ster, 2ter Band. 8. Stuttgart, Göpel. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 Gr.)

Die Aargauischen Klöster und ihre Ankläger. Auszug aus der Denkschrift. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 5 Ngr. (4 Gr.)

Köstlin, C. R., Wilhelm der Erste König von Wirtemberg und die Entwicklung der wirtembergischen Verfassung vor und unter seiner Regierung. Mit des Königs Bildniß. Jubiläumsausgabe. Gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 1 Thlr.

Michelet, C. L., Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele, oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Das Nibelungenlied. Aus dem Altdeutschen metrisch übertragen und mit Anmerkungen versehen von A. C. Wollheim. 16. Hamburg, Berendsohn. 1841, 42. 10 Ngr. (8 Gr.)

Nicolovius, A., Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Mit Bildniß. Gr. 8. Bonn, Weber. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Noel, R. R., Grundzüge der Phrenologie oder Anleitung zum Studium dieser Wissenschaft, dargestellt in fünf Vorlesungen. 1ste Abth. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Paul Periwinkle oder der Preßgang. Von dem Verfasser von „Cavendish" rc. Aus dem Englischen von C. Brinckmeier. 3ter, 4ter Band. Mit Abbildungen nach Phiz. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1840, 41. 2 Thlr.

Paulus, Neuer Sophronizon oder Reflexionen und Miscellen über wissenschaftliche, kirchliche und allgemeinere Zeiterscheinungen und Denkaufgaben. 2ter Band. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Pfaff, K., Geschichte der Reichsstadt Eßlingen. Nach Archivalurkunden und andern bewährten Quellen dargestellt. Gr. 8. Eßlingen a. N., Dannheimer. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Rettberg, R. v., Chronologische Tabelle der Maler seit Cimabue's Zeiten bis zum Jahre 1840. Imp.-Folio. Hannover, Helwing. 3 Thlr.

Reynolds, Pickwick in der Fremde, oder: Die Reise in Frankreich. Nach dem Englischen bearbeitet von L. Herrig. 4ter Band. 8. Braunschweig, Leibrock. 15 Ngr. (12 Gr.)

Rosa, „Mein Stammbuch." Denkblätter der Liebe und Freundschaft. 8. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 15 Ngr. (12 Gr.)

Rüder, F. A., Genealogisch-statistisches Handbuch für Zeitungsleser und zum Hausgebrauch. Mit der Genealogie der regierenden Häuser und Standesherren und der kurzen Statistik der Monarchien und Republiken. Gr. 12. Leipzig, Rauck. 15 Ngr. (12 Gr.)

Schaller, J., Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit. 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 26¼ Ngr. (2 Thlr. 21 Gr.)

v. Schelling's religionsgeschichtliche Ansicht; nach Briefen aus München. Mit einer vergleichenden Zugabe: Peter Feddersen Stuhr über Urgeschichte und Mythologie, und einem Vorberichte über v. Schelling's jüngste literarische Fehden. Gr. 8. Berlin, Rücker u. Püchler. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Schiller, Mary Stuart; a tragedy from the German. With other versions of some of his best poems. By *W. Peter*. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Schmid, G. B., Historisches Taschenbuch oder chronologische Übersicht der Welt- und Culturgeschichte. 16. Dresden, Wagner. 10 Ngr. (8 Gr.)

Siona. Taschenbuch religiöser Dichtungen. 6ter Jahrg. Im Vereine mit Mehreren herausgegeben von H. Waldow. Gr. 16. Wien, Pfautsch u. Comp. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Statuta der sächsischen Nation in Siebenbürgen, oder: Eigen Land-Recht. 4. Hermannstadt, v. Hochmeister. 15 Ngr. (12 Gr.)

Strauß, V., Richard. Zwölf Gesänge. Gr. 8. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 1 Thlr.

Venedey, J., Der Rhein. 2te Auflage. Gr. 8. Constanz, Glükher. 20 Ngr. (16 Gr.)

Volkslieder aus der Bretagne. Ins Deutsche übertragen von *A. Keller* und *E. v. Seckendorff*. Mit XVI Originalmelodien. 8. Tübingen, Fues. 1 Thlr. 12½ Ngr. (1 Thlr. 10 Gr.)

Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz. Aus Volksmunde aufgezeichnet und mit den Sangweisen, deutscher Übersetzung, den nöthigen Erläuterungen, einer Abhandlung über die Sitten und Gebräuche der Wenden und einem Anhange ihrer Märchen, Legenden und Sprichwörter herausgegeben von *L. Haupt* und *J. E. Schmaler*. 1ster Theil. Volkslieder der Wenden in der Oberlausitz. 1stes Heft. Gr. 4. Grimma, Gebhardt. 1 Thlr.

Wackernagel, W., Deutsches Lesebuch. 3ter Theil. 1ster Band. Proben der deutschen Prosa von MD. bis MDCCXL. — Auch u. d. T.: Proben der deutschen Prosa seit dem Jahre MD. 1ster Band. Von MD. bis MDCCXL. Breit gr. 8. Basel, Schweighauser. 2 Thlr. 5 Ngr. (2 Thlr. 4 Gr.)

Wenschke, F., Schuhmachergeselle aus Berlin, Der letzte Titel vorn. 8. Eisenberg. 15 Ngr. (12 Gr.)

Wolf, F. A., Predigten. 1ste Sammlung. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 2 Thlr.

Wurm, C. F., Verfassungs-Skizzen der freien und Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg. Gr. 8. Hamburg, Meißner. 20 Ngr. (16 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 302. —— 29. October 1841.

Vermischte Schriften von Friedrich Theodor Schubert. Neue Folge. Erster bis dritter Theil.

Zweiter Artikel.*)

Ich habe die Leser am Schlusse des ersten Artikels meiner Anzeige dieses vortrefflichen Werkes bei dem kosmogenischen Systeme des Verfassers verlassen, dessen vollständige Entwickelung mich freilich über die Grenzen d. Bl. hinausgeführt haben würde. „Auch sehnt sich", wie er zu Schlusse dieser Darstellung und nachdem er uns von Welten zu immer und immer höhern Welten geführt hat, selbst bemerkt, „sogar die feurigste Phantasie endlich nach einem Ruhepunkt." Wo aber findet sie diesen? O sie findet ihn, ruft euch der Verf. in der Innigkeit seiner Überzeugung zu: ja, sie findet ihn in dem Centrum des Ganzen, in diesem gemeinschaftlichen Centrum, von dem alle Milchstraßen mit allen untergeordneten Weltordnungen ressortiren. Diesen allgemeinen Ursprung alles Vorhandenen, alles Lebens, alles Glückes, alles Genusses, welchen Namen sollen wir für dieses Centralwesen aller Wesen ersinnen? Mit freudiger Erhebung, aber auch mit ehrfürchtiger Scheu trifft unser beschränkter Verstand hier wieder auf den Thron des unendlichen Urhebers der ganzen Natur, auf dessen Wink Welten entstehen, der vom Mittelpunkte aus das Ganze durch seine Allgegenwart erfüllt, der die labyrinthischen Bahnen aller Systeme und jedes einzelnen Weltkörpers nach seiner Weisheit vorgezeichnet hat und der mit gleicher Sorgfalt und Allgüte auf die Erhaltung auch des kleinsten Insekts bedacht ist.

Solche Betrachtungen — fährt der Verf. in seiner Polemik gegen die atheistische Hypothese, welche eigenthümliche Art von Behandlung sich hier hervorheben muß, sodann fort — solche allgemeine Betrachtungen überzeugen Jeden, der seine Vernunft gebraucht, von dem Dasein eines Urwesens, welches das Ganze regiert, eines Wesens, an dem nur Diejenigen zweifeln, die seine Werke nicht kennen. Das Weltall ist offenbar ein zusammenhangendes, nach einem Plane eingerichtetes Ganze: denn sonst wäre gleich im ersten Augenblicke seines Daseins Unordnung und Zerstörung unvermeidlich gewesen. Es gibt also ein Wesen, und zwar nur Eins, welches weise genug war, um diesen unermeßlichen Plan zu entwerfen, und mächtig genug, um ihn auszuführen. Auf diese allgemeine Art ist das Dasein und die Einheit Gottes für Jeden bewiesen, welcher einen Blick in die Natur wirft. Allein diese großen Ansichten sind nicht die einzigen, welche das Dasein Gottes predigen; es gibt kleinere Züge im Gemälde der Natur, die auf den ersten Blick so unbedeutend scheinen, daß sie oft übersehen werden, und die gleichwol jene erhabene Wahrheit sogar mathematisch beweisen.

Wenn der Atheist überhaupt ein System hat, so besteht dasselbe darin, daß er, anstatt der unendlichen Weisheit oder Intelligenz, eine blinde Nothwendigkeit als erste Ursache alles Existirenden annimmt; und man hat der Wahrheit sehr viel Schaden gethan, indem man dieses System, ohne es erst einer ordentlichen Bekämpfung zu würdigen, von vornherein sogleich als vollkommen ungereimt verwarf. Wenn alle Gesetze und Kräfte, durch welche die Natur besteht, eine innere Nothwendigkeit haben, so bedarf die Natur unstreitig keines Schöpfers. Nun ist gewiß, daß die Welt unmittelbar durch die Gesetze der Natur erhalten wird; und es entsteht also nur die Frage, ob diese Gesetze wesentlich nothwendig, oder ob sie von dem freien Willen des Herrn der Welt vorgeschrieben sind? Jenes Erstere nun ist es, was der Atheist behauptet, und aus diesem Grunde hält er das Dasein eines Oberherrn oder Schöpfers für überflüssig und folglich für unerwiesen. Es ist nicht zu leugnen, daß die großen Naturgesetze von dem Willen des Schöpfers selbst nicht gewählt sein würden, wenn sie nicht im Wesen der Dinge begründet wären; sie scheinen daher eine innere Nothwendigkeit zu haben, weil das Gegentheil davon ungereimt wäre. Der Atheist kann in der That mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die der Action beständig gleiche Reaction in der Körperwelt, die Attraction nach dem umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen, kurz, daß alle Fundamentalgesetze der Natur nicht deswegen existiren, weil es der Urheber der Natur so wollte, sondern vielmehr, weil dem nicht anders sein kann *), etwa sowie daß zweimal drei sechs ist.

Allein alle diese Gesetze können keine andere Wirkung haben, als die Welt zu erhalten, wenn sie einmal da ist; aber sie können nichts dazu beitragen, sie hervorzubringen, oder vielmehr ihr ihre erste Gestalt zu geben und die ganze Maschine in Bewegung zu setzen: sie geben die Theorie, nach welcher der Plan entworfen ist, aber sie führen ihn so wenig aus, wie die Zeichnung eines Gebäudes das Gebäude selbst ist. Wenn wirklich etwas (dauernd) existiren soll, so muß es nach allen möglichen Umständen, nach allen Verhältnissen und Rücksichten, selbst nach den am allergleichgültigsten erscheinenden, vollkommen bestimmt

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 119 und 120 d. Bl. D. Red.

*) Dies heißt doch aber wol wieder nur, daß, vom menschlichen Standpunkt aus, angemessenere Gesetze nicht erdacht werden können, woraus die allgemeine Unmöglichkeit der Erdenkung angemessenerer wiederum noch nicht folgt.

sein; so lange noch der geringste Umstand unbestimmt ist, erscheint es als eine bloße Abstraction, als ein Geschöpf des Verstandes oder vielmehr nur der Phantasie, welches aber nirgend als in der Idee vorhanden ist. Unter diesen Umständen, die völlig bestimmt sein müssen, ehe ein Ding zur Wirklichkeit kommen kann, gibt es einige von solcher Art, daß, wenn sie geändert würden, die Welt nicht fortbestehen könnte, die also ebenso nothwendig sind als die Grundgesetze selbst; es gibt aber auch viele andere Umstände, die offenbar ganz willkürlich sind, die vor andern, ebenso wohl möglichen nichts voraus haben, wenigstens nichts, was im Wesen der Dinge selbst begründet wäre; und dennoch mußte von diesen, solchergestalt gleichgültigen Umständen durchaus einer ausgewählt werden, wenn etwas zur Wirklichkeit kommen sollte, weil kein Ding zugleich auf mehrerlei Arten existiren kann.

Diese gleichgültigen und, wie es scheint, geringfügigern Umstände sind es nun aber gerade, welche mit mathematischer Strenge beweisen, daß das bloße Dasein der Welt ein freies, mit Verstand und Macht begabtes Wesen voraussetzt, welches unter mehren solchen willkürlichen Umständen die gleichwol angemessensten auswählte. Die (von den Atheisten postulirte) Nothwendigkeit konnte hier nicht entscheiden, denn keiner von diesen Umständen war schlechterdings nothwendiger als der andere, und doch konnten sie nicht alle zugleich statthaben. Das blinde Fatum würde dabei, gleich Buridan's Esel zwischen Rechts und Links ewig unschlüssig geblieben sein; nur der freie Wille eines Alleinherrschers konnte entscheiden, nur die Allmacht konnte, was sie erwählte, auch in das Dasein rufen.

Der Verf. geht nun zu Beispielen über, welche diese ebenso neue als erhabene Widerlegung des „Système de la nature" versinnlichen, ein Unternehmen, welches um so zeitgemäßer erscheint, als, wie wir in öffentlichen Blättern lesen, gerade jetzt eine neue Ausgabe des unglücklichen Machwerkes vorbereitet wird. Er fragt:

Auf welches Naturgesetz gründet es sich, daß Jupiter in einer fünfmal größern Entfernung seine Bahn um die Sonne beschreibt, als die Erde? daß er sie gerade nur in einem bestimmten Verhältnisse an Volumen und Masse übertrifft? und daß überhaupt ähnliche gegenseitige Verhältnisse zwischen allen Planeten bestehen? kann hier an irgend eine absolute Nothwendigkeit nur gedacht werden? War nicht jedes andere Verhältniß den allgemeinen Gesetzen der Natur ebenso gemäß? Und doch liegt in diesen willkürlichen Verhältnissen das größte Geheimniß der Schöpfung verborgen; in diesen willkürlichen Zahlen ist der Keim verhüllt, aus dem die ewige Dauer unsers Sonnensystems entspringt.

Die Massenunbedeutendheit der Planeten im Vergleiche zur Sonnenmasse und die Irrationalität der Umlaufszeiten der Planeten, um bei diesen vom Verf. gewählten Beispielen stehen zu bleiben, sichert nämlich vorzugsweise die Dauer des ganzen Systems. Hinsichtlich des erstern Umstandes: des Massenübergewichts der Sonne, so wird schon beim geringsten Nachdenken sogleich klar, daß die Festhaltung der die Sonne umlaufenden Planeten in ihren Bahnen von der durch jene Masse bedingten Attractionskraft des Centralkörpers abhängig ist. Hinsichtlich des zweiten, etwas verwickeltern Falles: der Irrationalität der gegenseitigen Umlaufszeiten aber, so geht der Verf. mit Bezug auf Jupiter und Saturn in das für diese beiden Planeten bekanntlich besonders merkwürdige Detail darüber ein, dessen klarste Entwickelung eine einigermaßen schwierige Aufgabe ist, durch deren Lösung ich manchen Lesern d. Bl. einen Dienst zu erzeigen hoffen darf.

Diese beiden Planeten, Jupiter und Saturn nämlich, sind, wie bekannt, die beiden größten unsers Systems; sie finden sich zugleich von den beiden viel kleinern Grenzplaneten Mars (die Planetoiden bleiben, bei der Geringfügigkeit ihrer Massen und des davon abhängigen Einflusses, hier unberücksichtigt) und Uranus durch sehr bedeutende Abstände getrennt und sie bilden daher gleichsam ein eigenes kleines System für sich, in welchem ihre gegenseitigen Einflüsse aufeinander Wirkungen hervorbringen, die also, bei den Planeten in den übrigen Regionen unsers Sonnensystems überhaupt, in diesem Maße nicht eintreten können.

Die Wirkungen der gedachten Einflüsse bestehen in Störungen des Laufes beider Planeten und hängen von den gegenseitigen Stellungen derselben in ihren Bahnen ab, unter welchen Stellungen sich mit Bezug auf den Centralkörper und die Knoten, um dabei stehen zu bleiben, Verbindungen finden, die jene Störungen dergestalt begünstigen, daß, wenn eine häufige Rückkehr zu denselben stattfinden könnte, davon eine immer wachsende oder immer abnehmende Bewegungsgeschwindigkeit und solchergestalt entweder ein Sturz in die Sonne, oder ein Übergehen in das Anziehungsgebiet eines andern Centralkörpers, immer aber eine gänzliche Zerstörung unsers ganzen Systems die Folge sein würde.

Wie hat es nun die Gottheit (nicht die bloße Natur, denn diese Einrichtung erfoderte eine tiefsinnige Berechnung, deren nur die Höchste Weisheit, nicht aber die blinde Nothwendigkeit fähig ist) angefangen, um jener, durch schnelle Wiederholung, welche keine Ausgleichung mittels anderer mitwirkender Umstände zuließe, so höchst gefährlichen Rückkehr Jupiters und Saturns zu den angedeuteten gegenseitigen Stellungen ihren ganzen drohenden Charakter zu nehmen? Eben durch die von uns deshalb hervorgehobene „Irrationalität der Umlaufsperioden beider Planeten".

Nehmen wir zuerst einmal an, diese Perioden ließen sich genau durch ein Verhältniß naher ganzer Zahlen ausdrücken, fünf Jupitersumläufe um die Sonne dauerten z. B. genau so lange als zwei Saturnsumläufe (wir werden gleich sehen, weshalb der Verf. in seinem Vortrage und ich in dieser meiner Erläuterung desselben gerade diese Zahlen wählen), so springt in die Augen, daß beide Planeten, wenn sie sich, einander gegenüber, erst einmal in einer solchen Stellung befunden hätten, schon nach zwei Saturnsumläufen zu derselben zurückkehren würden, weil Jupiter dann gerade auch fünf ganze Umläufe gemacht hätte und also in seiner Bahn ebenfalls wieder im nämlichen Punkte wäre.

Nun dauert aber der Umlauf des Jupiter um die Sonne (um bei ganzen Erdentagen stehen zu bleiben) 4332, und der des Saturn 10,759 solcher Tage, Zahlen, welche sich zwar nahe, aber nicht genau wie 5 zu 2

(unsere deswegen oben gewählte Zahlen) verhalten, indem fünfmal 4332 gleich ist 21,660, zweimal 10,759 aber nur 21,518, sodaß der Unterschied 142 Tage beträgt. Wenn demnach Saturn zwei ganze Umläufe gemacht und die „gefährliche“ Stelle erst wieder erreicht hat, so ist Jupiter, in seiner Bahn, schon seit 142 Tagen darüber hinaus und die Gefahr ist also nicht nur für diese Periode, sondern, und zwar im wachsenden Maße, für die folgenden beseitiget, da die gegenseitige Entfernung bei jeder Wiederkehr offenbar zunimmt.

Wäre die Revolution des Jupiter nur um vier Wochen (genauer um 28⅖ Tage) kürzer, dauerte sie also, statt der obigen 4332 Erdentage nur 4303⅗ Tage, und fände sich also die große Axe seiner Bahn, mit welcher die Umlaufszeit bekanntlich im Verhältnisse steht, nur um sehr wenig kleiner, so würde die obige drohende Configuration beider Planeten in der That schon immer nach zwei Saturnsrevolutionen eintreten, da fünfmal 4303⅗ genau gleich 21,518. Durch die Einrichtung selbst aber, daß jene Umlaufszeiten so nahe und doch nicht ganz commensurabel sind, wird in dem, zur Erhaltung des Ganzen von der Gottheit entworfenen Plane dieser erhabene Zweck noch sicherer erreicht. Letzteres läßt sich am allerdeutlichsten folgendermaßen übersehen. Die mittlere tägliche Bewegung des Saturn beträgt 120″, 45,763, des Jupiter 299″, 12,780, sodaß das Fünffache jener nur um 4″, 0325 größer ist als das Zweifache dieser, und um so viel kommen beide Planeten täglich also deswegen auseinander, weil, worauf es uns hier ankommt, sich ihre Geschwindigkeiten in der Bahn nicht genau, sondern nur sehr nahe wie 5 zu 2 verhalten. Dieser Unterschied wächst also erst in einem ganzen Erdenjahre (365¼ Tage) auf 1472″, 89, und demnach nur erst nach 929⅘ Jahren auf 360°, d. h. einen ganzen Bahnumfang an, nach welcher fast tausendjährigen Periode die beiden Planeten allererst zu der in Rede stehenden Configuration zurückkehren können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Feldblumen. Zwei Novellen von Ida Frick. Erster Band. Grimma, Verlags-Comptoir. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Hätte die Verfasserin ihr bisheriges Incognito beibehalten wollen, so würde Ref. ihr Geschlecht aus den gegebenen Erzählungen wahrscheinlich nicht herausgelesen haben, denn sie schreibt wie ein Mann. Sie wünscht Nachsicht vom Leser wie vom Recensenten, und da Letzterer der Meinung ist, daß Nachsicht mit Lob nicht gleichbedeutend sei, so will er sein Heil versuchen. Zunächst wäre es Ref. lieb gewesen, wenn das Gegebene nicht als „Novellen“ bezeichnet wäre. Warum man überhaupt die deutsche „Erzählung“ fast ganz vergessen hat, wäre kaum zu begreifen, wenn nicht die alte deutsche Krankheit der Ausländerei die Sache erklärte. Daß mit dem Worte „Novelle“ sich auch ein besonderer Begriff herausgebildet hat, der das Darzustellende zunächst auf ein besonderes Ereigniß beschränkt, haben wir bei jener Sucht fast vergessen, und so finden wir denn gegenwärtig Novellen, die ein gutes Stück Weltgeschichte umfassen. Aber auch rücksichtlich der Form unterscheiden wir gegenwärtig Erzählung und Novelle. Jene zeigt einen epischen, diese mehr einen dramatischen Charakter. Da nun die beiden von der Verf. gegebenen Novellen: „Jane Shore“ und „Die Familie Felsing“, einen historischen Charakter haben, der weniger künstlerisch dargestellt, als pragmatisch referirt wird, so wäre „Erzählung“ die passendere Bezeichnung gewesen. Von diesen beiden Erzählungen müssen wir der ersteren unbedingt den Vorzug einräumen. Die zweite scheint sich auf wirkliche Ereignisse zu stützen: allein, wenn wir auch die Unmöglichkeit nicht geradezu behaupten mögen, so können wir doch den Gedanken an Unwahrscheinlichkeit nicht zurückweisen, daß z. B. eine Person 20 Jahre lang ohne Weiteres eingesperrt gehalten sein soll, und noch dazu eine Person, die zuviel Lebenskraft besaß, als daß sie ohne bemerkbares Sträuben sich sollte ergeben haben. In beiden Erzählungen aber spricht die Verf. ein schönes Streben nach tiefer Entwickelung des Geistes und Charakters der handelnden Personen aus, und das ist ihr als ein besonderes Verdienst anzurechnen. Möchte es ihr bei fernern Arbeiten noch gefallen, den Periodenbau zu vereinfachen und anstatt einer Masse störender Fremdwörter die bessern deutschen zu wählen, so haben wir in ihr eine Erzählerin gewonnen, die des freundlichsten Entgegenkommens von vielen Seiten gewiß sein darf.

2. Die Verwandten in Kopenhagen. Novelle von Penseroso. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 4 Thlr.

Wenn Ref. gezwungen würde, den Inhalt dieses Buchs nachzuweisen, so bliebe ihm kein anderer Weg, als das Amt eines Recensenten nur geradezu aufzugeben, denn es geschieht in den drei Bänden eigentlich gar nichts. Man ergeht sich in philiströser Gesellschaft von Berlin nach Stettin, von da nach Swinemünde, von da nach Kopenhagen und wieder zurück; man kommt auch etwas nach Schweden und hat nichts gesehen als etliche Tanten und Onkels, junge Gänschen und junge Männer, nichts gehört als abgeschmackte Gespräche, nichts erlebt als das trivialste Leben. Man könnte einwenden: der Verf. stelle die Wirklichkeit dar. Richtig! Allein diese nüchterne Wirklichkeit stellt sich schon selbst dar, und wer es redlich meint mit dem Leben, hat wahrhaftig nicht Zeit, drei Bände voll solcher Wirklichkeit erst noch durchzulesen. Welchen Begriff der Verf. sodann mit der Bezeichnung „Novelle“ verbinden mag, ist nicht wohl zu ermöglichen. Keinenfalls wird er den Muth haben, seine Alltäglichkeiten für eine interessante „Neuigkeit“ auszugeben, oder gar behaupten, er habe seine Conception in irgend einer Weise künstlerisch dargestellt.

3. Die Weissagung der Libussa. Historisches Gemälde von Ludwig Bechstein. Zwei Theile. Zweite Auflage. Stuttgart, Hallberger. 1841. 8. 3 Thlr.

Libussa, die wunderbare prophetische Böhmenfürstin, hat ihrem Stamme Unheil und Untergang geweissagt, so lange noch ein Mersch athme. Daß und wie diese Weissagung sich fort und fort erfüllt, ist der Gegenstand dieses historischen Gemäldes, welches nach dem Titel bereits die zweite Auflage erlebt hat, und wenn die Leser nur nicht glauben, Gestalten des Mittelalters wirklich vor sich zu sehen, vielen derselben eine ganz angenehme Unterhaltung gewähren mag. Es gibt ja noch genug Deutsche, die sich an geträumten Gebilden erfreuen und die Sprache der Bühne bewundern als höchste poetische Potenz. Von historischer und damit zugleich poetischer Wahrheit kann also nicht die Rede sein; ebenso wenig, oder eben deshalb, auch nicht von lebendigem Durchdringen, vom Mitleben der Aufgabe, daher auch nicht von künstlerischer Anordnung und Durchführung des Gemäldes. Es zieht nur als stets wechselndes Schattenbild flüchtig an uns vorüber und hinterläßt keinen andern Eindruck als den, daß es die Zeit nicht geradezu unangenehm ausgefüllt hat.

4. Die drei Schlösser. Eine Geschichte unserer Zeit von dem Vicomte d'Arlincourt. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2¼ Thlr.

Hätte ein Deutscher sich mit einer solchen Conception vor das Publicum gestellt, der arme Deutsche hätte gewiß von den

überrheinischen Nachbarn manche Abenteuerin von geistiger Extravaganz annehmen müssen. Einem solchen Vorwurfe aus dem Wege zu gehen, bedient der Verf. sich eines wohlfeilen Mittels: er wälzt das Abenteuerliche auf eine deutsche Dame und deren Bruder. Nun kann man freilich nicht behaupten, eine gefallene junge Gräfin könne nimmermehr auf den romantischen Einfall kommen, dem verarmten Breville eine Million anzubieten, damit er sich ihr antrauen lasse, sich dadurch zum Vater eines zu erwartenden Kindes erkläre, die Aussöhnung der Familie der Gefallenen vermittle, gleich nach der Trauung aber von dieser wunderbaren Dame verlassen werde, um sie niemals wiederzusehen. Allein der Verf. läßt dieses merkwürdige Ereigniß, welches den jungen Mann zum Gatten ohne Frau, zum Vater ohne Kind macht, so geradezu aus den Wolken fallen, daß man wenigstens an der französischen Einsicht irre werden muß, die da meint, dergleichen sei schon hinlänglich motivirt, wenn es nur aus Deutschland komme, oder aus dem Norden, wie der kundige Verf. meistens sagt, obgleich der Schauplatz des Romans 20 Stunden nördlich von Paris liegt, die Deutschen aber an der Donau zu Hause sind. Außerdem soll man von jenem Schauplatze in wenigen Stunden den deutschen Boden erreichen können. Doch, was kümmert uns die Geographie der Franzosen! Kehren wir zum Romane zurück, in welchem Anna, die schöne unbemittelte Waise, der Spielball zweier Edelmänner, auch eines Roué und eines Intriguanten ist. Zweimal steht sie als Braut geschmückt vor uns: einmal an Breville's Seite, den sie liebt, wo aber das Band von dem deutschen Baron, dem Bruder der romantisch Gefallenen, schonungslos zerrissen wird; dann an dieses Barons Seite, wo denn Breville, mit einem Documente über den Tod seiner Frau in der Hand, ebenso schonungslos die Eheparze spielt. Darauf wird sie vom Roué, der schon einmal ihre Unschuld gräßlich gefährdet, von der anscheinenden Leiche ihrer Tante weggerissen und gewaltsam nach einem verfallenen Schlosse entführt. Der Intriguant, der in allen den Dingen so viele Knoten geschürzt und zerrissen hat, führt die beiden ersten Liebhaber, welche sich eben gegenseitig todtschießen wollen, nach der ihm gehörenden Ruine. Hier fallen Schüsse, hier kreuzen sich Degen in der Nacht bei abscheulichem Wetter. Der Intriguant wird tödtlich verwundet, der Roué schwer, der Deutsche leicht; Breville wird in ein Gewölbe gesperrt, von Anna befreit, Beide heirathen sich. Das ist die Geschichte! Man kann sie nicht bunter, abenteuerlicher verlangen: sie konnte nur im Kopfe eines französischen Vicomte oder eines deutschen Jünglings geboren werden. Ersterer macht sich nichts daraus, ob er ein junges Mädchen mir nichts dir nichts in Zeit von wenigen Tagen zweimal am Altare scheitern, von den vier Racehunden fast zerreißen läßt: sie hat keinen Willen, keine physische, keine moralische Kraft; sie muß das geschehen und sich obendrein in leichtem Ball- und Hochzeitschmuck zweimal von Regenströmen begießen, von Dornen zerfetzen, an Felsenstücken zerschlagen lassen. Er kümmert sich nicht darum, denn er hat dem Leser auch glänzende Partien zu bieten. Das ist zuerst der Intriguant Placourt, und dann ein Abhub von Blaustrümpfen: schimmerndes Gesindel, brillantirte Fischweiber, besternte Vagabunden, kurz — aristokratische Canaille. Diese Menschen sind trefflich hingestellt und durchgeführt, und das ist es, was einem deutschen Jünglinge wol nicht gelungen wäre; das und der scharfe Witz macht das Buch interessant, erhebt es sogar zu einer gewissen Bedeutenheit.

5. Robert Macaire im Orient. Von Alphons Royer. Übersetzt von Emilie Wille. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1⅓ Thlr.

Man wird durch die Introduction versucht, an einen Roman mit tiefangelegten und durchgeführten Verwickelungen zu glauben, und findet sich getäuscht. Das Ganze besteht nur aus einigen zusammengewürfelten, ganz gewöhnlichen Gaunerankedoten. Das Buch täuscht aber noch von einer andern Seite. Außer diesem „Macaire" gibt es nämlich noch zwei andere Erzählungen: „Ein Günstling des Königs von Spanien" und „Die Sarazenen in der Languedoc", die beide jedenfalls besser sind als der „Macaire". Die Übersetzung leidet an manchen Flüchtigkeiten, und wo das Terrain nach Italien oder Spanien verlegt wird, sehen wir, daß entweder der Verfasser oder die Übersetzerin mit der Sprache dieser Länder nicht eben vertraut ist. 34.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Der Oberst J. S. Richardson in Neuyork hat die Aufmerksamkeit der Sachverständigen auf eine von ihm gemachte Erfindung gelenkt, wodurch er die Schnelligkeit der Dampfböte so sehr zu verstärken hofft, daß man damit künftig 60—100 engl. Meilen in Einer Stunde werde fahren können. Seine Erfindung besteht in einer Verbindung des Luftballons mit einem eigenthümlich eingerichteten Dampffahrzeuge auf dem Wasser. Die Einrichtung ist folgende: Die Maschine oder der Apparat besteht aus zwei parallel nebeneinander liegenden, sehr leicht gebauten Böten, worauf ein sich über beide erstreckender Fußboden oder ein Verdeck gelegt ist. Unmittelbar über dem Mittelpunkt dieses Verdecks und parallel mit demselben laufend, befindet sich der Gasbehälter oder Luftballon, welcher eiförmig, oder an beiden Enden zugespitzt, gestaltet und 500 Fuß Länge und 60 Fuß im Durchmesser hat. Sobald dieser Behälter mit Wasserstoffgas gefüllt ist, wird er die beiden Böte mit der Dampfmaschine und der Ladung oder Fracht, sei es, daß diese aus Passagieren oder Waaren bestehe, so weit aus dem Wasser emporheben, daß nur der Kiel derselben im Wasser bleibt, wodurch dann der Widerstand, den das Wasser gewöhnlichen Schiffen entgegensetzt, überwunden ist, um eine gewöhnliche Dampfmaschine mit 40 oder selbst 20 Pferdekraft schneller vorwärts zu bringen als ohne diese Vorrichtung. Ein einfaches Schaufelrad, welches zwischen den beiden Böten eingesetzt ist, bewegt das Fahrzeug vorwärts und die beiden Böte werden durch gewöhnliche Steuerruder regiert. Der Erfinder schlägt vor, ein Capital von 100,000 Dollars durch Actien aufzubringen, um einen ersten praktischen Versuch im Großen zu machen. So einleuchtend diese neue Erfindung auf den ersten Anblick erscheint, urtheilt das nordamerikanische Journal, der „Planet", so möchte doch der Widerstand, den die Luft einem großen Ballon entgegenstellen wird, die gehoffte große Schnelligkeit bedeutend vermindern.

Durch die auf Anordnung des Congresses der Vereinigten Staaten am Ende des Jahres 1840 vorgenommene amtliche Volkszählung hat sich herausgestellt, daß die Anzahl der Irren, Blödsinnigen und Wahnsinnigen auf dem Gebiete der Union sich auf 17,181 bei einer Gesammtbevölkerung von 17,013,379 Seelen, beläuft. Es kommt daher auf 990 Personen ein Verrückter. Allein wahrscheinlich ist die Anzahl der Geisteskranken und des Gebrauchs ihres Verstandes Beraubten noch zu gering angegeben, denn im Staate Neuyork werden nur 789, als durch öffentliche Fürsorge unterhalten, aufgeführt, während nach den Berichten der Armenaufseher deren 1058 gezählt werden. Man hat gegenwärtig 16 Irrenanstalten in der Union, mit etwa 1800 Patienten, sodaß fast neun Zehntel der aus der Volkszählung sich ergebenden Geisteskranken sich noch ohne öffentliche Versorgung befinden.

Miß Charlotte aus dem Staate Georgien erschien neulich an ihrem Hochzeittage — erzählt eine Zeitung von Philadelphia — in einem seidenen Kleide nebst seidenen Handschuhen und Strümpfen, wozu sie die Seide eigenhändig gezogen, gesponnen und gewebt hatte. 117.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 303. — 30. October 1841.

Vermischte Schriften von Friedrich Theodor Schubert. Neue Folge. Erster bis dritter Theil.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

Die schon oben angedeutete, nun erst näher zu erörternde Folge eines solchen gegenseitigen Stellungsbezuges in den beiden Bahnen für Jupiter und Saturn ist, mit Rücksicht auf unsere gegenwärtige Zeit, die, daß, um jetzt wieder unsern Verf. selbstredend einzuführen, „seit fast 300 Jahren die mittlere Bewegung Jupiters beständig langsamer, die Saturnsbewegung aber beständig schneller wird" (sodaß sich die Umlaufszeiten dieses letztern Planeten um mehr als eine ganze Woche voneinander unterscheiden können). Verhielten sich die Umlaufszeiten (Revolutionen) beider Weltkörper genau wie 5 zu 2, so würde, um auch das diesfalls oben Angedeutete nun bestimmter zu bezeichnen, jene resp. Verlangsamung und Beschleunigung immer und immer zunehmen, und die beiden größten Planeten unsers Systems würden zuletzt einander selbst und das ganze System zerstören; die von dem Schöpfer, dem weisen Architekten dieses großen Himmelsbaues getroffene Einrichtung, daß die Umlaufszeiten nur beinahe commensurabel sind, bewirkt dagegen, mittels der dadurch in den Stellungen und Anziehungen eintretenden Gegensätze, ein allmäliges Übergehen jener resp. Verlangsamung und Beschleunigung in den entgegengesetzten Charakter und eine nachherige Rückkehr zum ursprünglichen Zustande, welcher also, nachdem alle jene Ungleichheiten durchgemacht sind, binnen derselben, oben nachgewiesenen, etwa tausendjährigen Periode immer wiederkehren muß.

Ich habe diese Einschränkung der großen, unser System bedrohenden, aber das Gesetz der Anziehung, welches doch das „planetarische Leben" dieses Systems bedingt, als unaufhebliche Folgen begleitenden Störungen auf gewisse unübersteigliche Zeitgrenzen, innerhalb welcher ihre Werthe nur wachsen, um dann in dem nämlichen Maße wieder abzunehmen, hier zwar blos an einem einzigen, besonders interessanten Beispiele nachgewiesen; die Himmelsmechanik zeigt aber, daß in allen analogen Fällen von der Vorsehung gleich weise und scharfsinnige Mittel zur Sicherung des Bestehens ihres Werkes in Anwendung gebracht worden sind. Der Verf. bemerkt hierzu:

An so feine Fäden ist die Dauerhaftigkeit unsers Systems gebunden, und so scheinbar unbedeutende Vorkehrungen reichten in der geschickten Hand des Schöpfers hin, um das schöne Ganze vor der Zerstörung zu sichern; eben aber an der sichern Auswahl dieser scheinbaren Kleinigkeiten erkennt man die unendliche Weisheit und Macht, welche allein nur das gerade zum Zwecke (genau nicht mehr, nicht weniger) Führende zu treffen verstand.

Von der „willkürlichen" Vertheilung der Massen unsers Systems im Weltenraume, von der allergenauesten Abmessung der Bahnaxen nach einem solchen gegenseitigen Verhältnisse, daß die Incommensurabilität der Revolutionen die Folge davon war, hing es also ab, ob dauernde Ordnung oder frühe Wiederzerstörung das Schicksal; und diese Willkür allein schließt die blinde Nothwendigkeit, die „Natur" (im Sinne der Atheisten) schlechterdings von der Rolle beim Weltenbau aus, welche ihr die wunderliche Hypothese des Atheismus zutheilt.

Durch die freie Wahl und Anwendung dieser so einfachen und doch so tiefsinnigen Berechnung, welche wir zwar unmittelbar nur in unserm Systeme wahrnehmen können, welche aber höchst wahrscheinlich auch bei der Construction der übrigen Systeme angewendet worden ist und also von Welt zu Welt und durch das gesammte Universum geht, hat die Allmacht ihren Werken das Siegel der Ewigkeit aufgedrückt.

Der Verf. entwickelt die nämlichen Ansichten in noch ausführlicherer Darstellung zu Schlusse eines viel früher von ihm verfaßten Werkes, nämlich der „Astronomie théorique" (3 Bde., Petersburg 1822), eigentlich nichts als eine zweite, nur Französisch geschriebene Auflage seiner noch viel früher erschienenen „Theoretischen Astronomie" (3 Bde., Petersburg 1798); und da ich weiß, daß ich unter meinen Lesern viele besitze, welche den Ausdruck einer, in so langer Zeit durchaus unverändert gebliebenen Überzeugung eines Mannes wie Schubert, über einen so erhabenen Gegenstand wie der hier vorliegende, gern unter zweierlei Form vernehmen, so will ich auch diese frühere Darstellung in treuer Übersetzung hier beibringen.

Die Gesetze der Natur sowol als die der bürgerlichen Gesellschaft — so drückt sich aber der Verfasser a. O. nach einer mathematisch erschöpfendern Behandlung dieser Materie aus — sind von zweierlei ganz verschiedener Art, nothwendige oder zufällige (absolute oder positive). Unter die erstern gehören nicht blos diejenigen, welche zur Erhaltung der materiellen Welt schlechterdings unentbehrlich sind, wie z. B. die Undurchdringlichkeit, sondern man muß dahin auch eine jede solche, von der höchsten Weisheit getroffene Anordnung rechnen, durch deren Abschaffung eine andere Natur entstehen würde,

Karl Gottfried Worch, der Schneider und neue Natursänger.

Es ist wol eine in der Literatur bisher noch nicht vorgekommene Erscheinung, daß Jemand Gedichte herausgibt, um für den Erlös Schneider zu werden. Diese Begebenheit, so bizarr sie erscheinen mag, hat sich soeben in Berlin zugetragen und sie scheint mir wichtig genug, um in d. Bl. besprochen zu werden. Ein dortiger Schneidergeselle, **Karl Gottfried Worch**, aus Batterode am Harz, hat unter dem Titel: „Gedichte für Freunde und Freundinnen der Natur" auf seine Kosten ein kleines Bändchen lyrischer Ergüsse, theils launigen, mehr aber ernstern Inhalts drucken lassen und einem Buchhändler in Commission gegeben. Er ist laut der Vorrede der Sohn eines armen Tagelöhners, den er bereits verlor, konnte nur bis zu seinem 14. Jahre die einfache Dorfschule seiner Heimat besuchen und hat seitdem keinen weitern Unterricht genossen. Nach dem Verlauf der Schulzeit erlernte er das Schneiderhandwerk, wovon er sich bis jetzt ernährte und welches er stets zu betreiben gedenkt, um seine Existenz zu sichern. Nur in Stunden der Erholung, wie es gewöhnlich geschehen, will er sich auch fortan seiner geistigen Lieblingsneigung überlassen. Wir haben es hier also mit einem Natursänger im doppelten Sinne des Worts zu thun; er ist es durch seine Bildung, wie durch das vorherrschende Thema seiner Gesänge. Aus diesem Gesichtspunkte muß er durchaus beurtheilt werden, dann aber ist er eine bedeutende Erscheinung. Ein warmer Sinn für alles Große und Erhabene, eine rührende Einfalt und doch wieder launiger Witz, eine frische Phantasie, vor Allem aber ein kindlich frommes Gemüth spiegelt sich in allen seinen Poesien.

Seite 28 singt er:

> Nur zu des Ewigen Ruhm
> Greif' ich so gern nach der Harfe;
> Ja nur der Gottheit zum Dank
> Sing' ich im Stillen mein Lied.

Die Auffassung ist oft tief, nicht selten originell, und selbst das Gewöhnliche erhält durch die innige Zuversicht, mit der es ausgesprochen wird, neuen Reiz. Man erstaunt, wie der ungebildete Handwerker zu einer Zartheit der Ideen gelangt, die wir nur zu gern als eine Prärogative höherer Bildung in Anspruch nehmen, und das Erstaunen wächst, wenn man hineinblickt in eine Frische und Fülle der Begeisterung, deren gänzlichen Mangel die moderne Lyrik vergebens hinter der Schönheit der Form verbirgt. Die Form ist aber gerade bei unserm Sänger wieder das Mangelhafte, weil es dazu der Schule bedurfte, die ihm völlig abgeht. Hier darf man vor Allem den Autodidakten nicht vergessen, dem überdies Stand und Armuth unübersteigliche Hindernisse entgegenthürmten. Fehler im Metrum, in der Scansion, in der Quantität sind häufig, aber auch natürlich und um so verzeihlicher, als es ihm gewöhnlich durch ein richtiges Gefühl gelungen ist, das Versmaß seinem Gegenstande völlig zu accommodiren. Mit liebenswürdiger Aufrichtigkeit sagt er selbst in der Vorrede: „Ohne höhere wissenschaftliche Bildung zu besitzen, oder auch nur die geringste Idee von dem Versmaße und den mannichfaltigen Regeln der Poesie zu haben, nahm ich mehre Gedichte, als von Hölty, Gellert, Matthisson u. s. w., deren herzlich fromme liebende Töne mir zuerst entgegenklangen, als Muster an; ich empfand, welches Feuer die Verfasser beseelte, und bemerkte, daß ihr Gesang auf gewissen Takten ruhete, componirte jedesmal in Gedanken eine Melodie nach dem erwählten Vorbilde und goß den Stoff, den ich aus meiner Seele schöpfte, hinein. Dann formte ich auch Strophen und Verse nach Gefallen, suchte es aber immer so einzurichten, daß der Takt nicht fehlte und daß derselbe mit dem Sinne, den ich zum Grunde legen wollte, in gleichgestimmter Harmonie zusammentrat. Auf diesem Wege war es mir möglich, der so süßen Neigung, welche sich in der Brust regte, doch einigermaßen zu genügen." So der bescheidene Dichter, und wer erkennt hier nicht die Stimme der lautersten Wahrheit? Diese Wahrheit ist überhaupt fast sein größtes Verdienst, man fühlt es, daß er tief durchdrungen ist von der innern Kraft seiner Poesie, ja die Wahrheit drängt ihn auszusprechen, was er uns bietet in der oft so glaubens- und liebearmen Zeit.

> Ich liebe gern. Man darf ja lieben!
> Denn keine Blume blüht umsonst.
> Treu ist auf jede Stirn geschrieben,
> Wo Liebe du in Wahrheit thronst. (S. 84.)

Man darf ihn nur sehen den ehrlichen Sänger mit der gekrümmten Stirn und dem funkelnden Auge und man muß ihn liebgewinnen, sollte man auch ein leises Lächeln schwer unterdrücken, wenn er jetzt emsig über ein Loch im Ärmel debattirt und gleich darauf begeistert eine Stelle aus dem Schiller, seinem Lieblingsdichter, recitirt. So denke ich mir die alten Volksbarden, welche die Harfe in der Linken, das Grabscheit in der Rechten, unter und mit ihrem Volke arbeiteten und sangen. Wäre dem Talent hier die Bildung der Schule zu Hülfe gekommen, wir begrüßten vielleicht einen recht artigen Lyriker unserer Tage, während er so ein ruhiger Schneider bleiben will und sich von dem Erlös seiner Erstlingsgabe Bürgerbrief und Herd zu erwerben gedenkt. Aber gerade das ist hier doppelt löblich und wir nehmen darum keinen Anstand, den Dichter, den Sohn eines Vaters, der einst als tapferer Soldat für unser Vaterland sein Blut vergoß, der Theilnahme des deutschen Publicums so herzlich als dringend zu empfehlen. Autoritäten thun viel in unserer Zeit und es mag hier noch die Bemerkung stehen, daß das angehängte Subscribentenverzeichniß die namhaftesten Schriftsteller aufweist, denen der Dichter auf seinen Wanderungen Proben vorlegte, z. B. Rellstab, Bechstein, Ferrand, Kletke, Hitzig, Adami ꝛc. Oft ermuthigten sie ihn auch durch schmeichelhafte Randnoten; der Baron de la Motte Fouqué schrieb: „Die frische, kindlich anspruchlose Gabe des jungen Dichters scheint mir allerdings aufmunternder Beachtung werth und ich wünsche aus vollem Herzen ihr und ihm selbst das heiterste Gedeihen." Krug v. Nidda fügte hinzu: „Ich freue mich, auch meinen Namen der Reihe von wohlwollenden Männern anzuschließen, die um ein aufstrebendes Sängertalent zu unterstützen und dessen Gedichtsammlung ins größere Publicum einführen zu helfen, sich in bunter Folge hier verzeichneten. Und somit Glück auf! zur fröhlichen Einfahrt ins poetische Leben." Ich schließe meinen Bericht mit dem Anfange des Liedes an Berlin S. 58.

> Es weihet dir du mächt'ge Stadt der Brennen,
> Berlin, es bringt mein Herz dir diesen Kuß!
> O dürft' ich doch von dir mich nimmer trennen!
> Stets schufft du meinem Geiste Hochgenuß.

So bereitet ihm denn eine Stätte bei euch, ihr reichen Berliner, dem armen Dichter. **August Theodor Woeniger.**

Literarische Notizen.

Eugène Halin's Werk „Histoire pittoresque de l'Algérie" ist jetzt beendigt, erweist sich als eine sorgfältige Arbeit und enthält über die Colonie und über die ruhmvollen Ereignisse, welche sich dort seit 1830 zugetragen haben, interessante Nachrichten. Eine schöne Karte von Algier, Tunis, Marokko u. s. w. ist dem Werke beigegeben.

Otfried Müller's berühmtes Werk ist als „Manuel d'archéologie" von Pol Nicard in das Französische übersetzt und mit Zusätzen vermehrt worden. Tabellen und ein beträchtlicher Atlas sind beigegeben.

Th. Hook, ein geistreicher Schriftsteller, Hauptredacteur des „John Bull", eines satirischen Journals der Tories, und Verfasser mehrer auch in das Deutsche und Französische übersetzter Romane, starb vor kurzer Zeit im 56. Lebensjahre. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 301. —— 28. October 1841.

Römische Geschichte von Peter von Kobbe. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 300.)

Inwieweit ist diese Stellung der historischen Schule Wahrheit oder bloße Anmaßung? Ref., der dies hier weder entscheiden kann noch mag, beschränkt sich darüber in Folgendem zu sagen, was ein Gegner nicht des historischen Studiums (denn wer könnte als dessen Gegner auftreten wollen?), sondern der sich selbst vorzugsweise so nennenden historischen Rechtsschule sagen könnte.

Daß Niebuhr, an dessen unbedingter Autorität man zweifeln, den man von Andern in wichtigen Punkten widerlegt finden kann, wie höchst achtungswürdig als Mensch, so auch als Gelehrter eine Persönlichkeit ist, auf welche Deutschland stolz sein darf, diese Überzeugung nicht zu theilen, muß man sich schämen. Daß aber Niebuhr's Kenntniß desjenigen römischen Alterthums, das uns noch in Bruchstücken antiker Jurisprudenz vorliegt, keine tief durchgebildete gewesen sei, und also insoweit solche Kenntniß zu Aufklärung der ältesten Geschichte Roms erforderlich ist, jedenfalls der ergänzenden Nachhülfe bedürfe, belegen folgende Bemerkungen. In Roms ältester Verfassung ist die Idee bürgerlicher Freiheit in eben der Gestalt ausgeprägt, in welcher wir sie in der größten griechischen Zeit ausgebildet finden, nämlich als die möglichste Unbeschränktheit jedes einzelnen Individuums (s. Tittmann's vortreffliches sechstes Buch „Über die Regierungsformen bei den Griechen"), wogegen unsere constitutionnellen Bestrebungen für die Freiheit Dessen sorgen, was wir den Bürger in abstracto nennen möchten, dergestalt, daß um des Heils und Wohlbefindens der Gattung willen der Einzelne überall auf Gesetze und Normen seines Thuns und Lassens, auf unzählige Controlen stößt. Dieser Gegensatz des Jetzt und des Damals spricht sich in der ältesten römischen Jurisprudenz auf das deutlichste aus, wo wenig geschriebenes Recht nach dem strengsten wörtlichen Sinne des Buchstabens, ebenso alles vertragsmäßige Recht streng nach dem Buchstaben behandelt wird, dergestalt, daß kein höheres Urtheil über dem dem Bürger ihm von ihm selbst entweder in der Volksversammlung oder in seinen Privatgeschäften durch deren wörtliche Fassung gegebenen Rechte steht. Dieses überaus wichtige Moment, das dem juristisch gebildeten Kenner römischer Geschichte nicht hätte entgehen können, findet in Niebuhr sich nirgend hervorgehoben, am wenigsten zu dem Ausgangspunkt der daran sich knüpfenden bedeutenden Folgerungen gemacht. Dies berechtigt auf wenig Einsicht in die älteste Jurisprudenz Roms zu schließen. Ferner sagt Niebuhr Th. 1, S. 9 der ersten Ausgabe, wo er von der gänzlichen Verschiedenheit derjenigen Begriffe spricht, welche den römischen, und denjenigen, welche heutigen Staatseinrichtungen zu Grunde liegen, auch das Landeigenthumsrecht des alten Rom sei in seinen Eigenthümlichkeiten so von den uns gewöhnlichen Rechten verschieden gewesen, daß die Verwechselung der gewöhnlichen und der alterthümlichen Begriffe über die wichtigsten Gegenstände der römischen Gesetzgebung schreiend falsche Meinungen hervorbringe. Angenommen aber, das Landeigenthumsrecht wäre so wesentlich von dem heutigen verschieden gewesen, so mußte gleich wesentliche Verschiedenheit sich durch den gesammten römischen Rechtszustand ziehen, denn alles Recht hat seine hauptsächliche Grundlage, hatte sie besonders in den ältesten Staaten im Eigenthume an Grund und Boden. Hat nun ferner das alte Recht in unzähligen Beziehungen bis zu den Tagen fortbestanden, deren Rechtszustand noch die Normen für unser heutiges Rechtsbedürfniß gibt und die gesammte christliche bürgerliche Welt beherrscht, so müssen die römischen Rechtsansichten in allgemein gültigen Wahrheiten wurzeln und nur die Formen ihrer Geltendmachung können nach localen und nationalen Bedingungen eigenthümlicher Art gewesen sein. So gewiß nirgend in der Welt und auch in Frankreich nicht eine französische Revolution sich wiederholen kann, die Ideen aber, welche der ungeheuern Bewegung Grundelement bildeten, die Reise um die Welt gemacht haben, weil sie allgemeine, überall in das Bewußtsein zu treten berufene Wahrheiten sind, ebenso gewiß waren die römischen Rechts**formen** rein national und lassen sich nie wieder in das Leben rufen, während die ihr Element und ihren Stoff bildenden Ansichten des materiellen Rechts allgemeingültiges Recht sein müssen, weil sie sonst nie allgemeine Geltung hätten erlangen können. Gesetzt also, Niebuhr hätte nicht ohnehin zu viel gewagt, als er das Leben für die Richtigkeit seiner Überzeugungen verwettete, bleibt jedenfalls so viel gewiß, er bedarf der ergänzenden Nachhülfe allerdings, insoweit seine Ansichten vervollständigt und des

weitern unterstützt werden sollen durch das Studium des altrömischen Rechts. Wie aber steht es um den Beruf Derjenigen, die sich dadurch auszeichnen, daß sie dieser Aufgabe sich mit größerm Selbstbehagen unterziehen? Längst schon ist ihnen ein auffallender Mangel an allem philosophischen Geiste vorgeworfen worden; und können diesen Vorwurf wol Diejenigen von sich abwenden, welche über die Art und Weise, wie die Begriffe von Besitz und Eigenthum in Rom gehandhabt worden, die Welt belehren wollen, ehe sie sich ihren Gegenstand nach den unabänderlichen höchsten, von jeder Nationalität und Localität unabhängigen Kennzeichen klar gemacht haben, eine Eigenthümlichkeit darzustellen versuchen, deren charakteristische Kennzeichen ihnen entgehen müssen, so lange nicht das Allgemeine erkannt ist, zu dem jenes Eigenthümliche die Differenz bildet? Zugestehen muß ferner Jedermann, ohne ausgezeichnete philologische Bildung lasse sich kein Hülfsmittel für Erkenntniß römischer Geschichte und also auch nicht die antike Jurisprudenz mit Sicherheit handhaben. Wie nun aber steht es um die philologische Bildung jener Schule? Ein Koryphäe derselben übersetzt lateinische Worte, in denen berichtet wird, daß ein gewisser Jurist des Mittelalters so ausschweifender Lebensart gewesen sei, daß er nicht selten Rock und Wams verspielt und nackt aus dem Spielhause gegangen sei, also: nicht selten habe sich der liederliche Mann nackt zum Spiele gesetzt. Ferner ein Verein von Männern jener Schule hat eine Edition erscheinen lassen und gleich der Titel ist in einem Latein geschrieben, das Einem Zahnschmerzen macht. Daß die Gelehrten, in deren Sinne hier Ref. spricht, so etwas nicht sagen würden, glaubten sie nicht jeden Augenblick mit den abgedruckten Belegen aufwarten zu können, scheint gewiß, da man so etwas nicht sagt, wenn man es nicht beweisen kann. Endlich charakterisirt gar Manchen jener Schule eine wahre Verachtung der Rechtspraxis und doch muß man fragen, wie Derjenige, der nie im Leben sich bewußt geworden, wie ein Rechtsinstitut stehen und gehen kann, schwerlich diese Einsicht aus den trümmerhaften Resten einer abgestorbenen juristischen Vergangenheit schöpfen werde. Nach der hier eben berichteten Ansicht steht es in solchen Händen um die Ergänzung Niebuhr's in Betreff eines allernöthigsten Hülfsmittels, uns über den ältesten Zustand Roms aufzuklären, mislich genug.

Nunmehr von diesen, nur kurz entwickelten Grundsätzen die Anwendung auf die vorliegende Schrift. Wir haben gezeigt, daß, wie einerseits die römische Geschichte von höchster Wichtigkeit für das Rechtsstudium, so andererseits die Kenntniß der Rechtsantiquitäten das bedeutendste Hülfsmittel bei Forschungen über römische Geschichte ist. Dem Hrn. v. Kobbe sind diese Antiquitäten offenbar eine terra incognita. Von der Wahrheit der harten Behauptung wird sich selbst der ungebildete Landmann überzeugen, sobald ihm nur die Notiz geworden ist, daß vindiciren so viel heißt, als vor dem Richter behaupten Eigenthümer einer Sache zu sein, deren Eigenthum uns bestritten wird. Nun ist nichts einfacher, als daß, wenn Lucius und Sempronius vindicirten, d. h. über das Eigenthum an einer Sache in Streit gerathen waren, der Richter vor allen Dingen untersuchte, welche der Parteien sich bisher in dem ruhigen Besitze der Sache befunden habe oder doch als Besitzer solle angesehen werden; diese Partei blieb für das Nächste und bis zu Austrag der Sache in dem Besitze geschützt und Alles kam darauf an, ob der Nichtbesitzer sein Eigenthum bewies; bewies er es, so wurde ihm die Sache zugesprochen; bewies er es nicht, so war auf alle Fälle in der Parteien gegenseitigen Verhältnissen kein Grund gegeben, die Sache dem Besitzer abzunehmen, und alsdann blieb Alles in statu quo. Darum hob jeder Eigenthumsproceß mit Erörterung der Frage an, wer für den Besitzer gelten solle, was Jedermann bei einigem Nachdenken so natürlich finden wird, daß er sich sofort überzeugen muß, anders konnte es nicht in Rom, anders im Wesentlichen kann es nirgend auf Erden gehalten werden. Was sagt Hr. v. Kobbe (S. 201), wo er von dem Inhalte der XII Tafeln spricht? Folgendes: „Der Besitz wurde zum Besten Dessen bestimmt, der zuerst vindicirte", was ein offenbarer Unsinn ist; und in Note 65, wo er sich auf Hugo („Rechtsgeschichte", §. 132) nach Gajus bezieht, setzt er, um den Unsinn zu verstärken, noch hinzu: „nicht zum Vortheile des bloßen Besitzes". Übrigens ist das misverstandene Citat falsch allegirt. Hr. v. Kobbe hat S. 312 gemeint. Daß bei solcher Unkenntniß Äußerungen mit unterlaufen können, wie die S. 42, ein besonderer Vortheil der Nichtclienten sei es gewesen, daß ihre Rechtsverhältnisse nicht durch lästige Formen wären erschwert gewesen, versteht sich von selbst. Hr. v. Kobbe hatte keine Ahnung davon, daß jene Formen ein höchstes Vorrecht waren und, wie oben angedeutet, in der durchgeführten Idee höchster Freiheit des Individuums wurzelten. Was hat Hr. v. Kobbe geleistet, wenn man das Außerordentliche thun und einer Bearbeitung römischer Geschichte die Kenntniß der römischen Rechtsantiquitäten erlassen will?

Nach Inhalt der Vorrede ist während der Ausarbeitung des Werkes der dabei beabsichtigte Plan wesentlich geändert worden. Anfänglich glaubte Hr. v. Kobbe ein von Niebuhr angezündetes ganz neues Licht und neuere Forschungen im Gebiete der Philologie und Rechtswissenschaft hätten auch eine ganz neue Bearbeitung der römischen und insonderheit der ältesten römischen Geschichte nöthig gemacht, und eine solche wollte er liefern, indem er die Ereignisse, gemäß den altherkömmlich davon gefaßten Vorstellungen, berichtete, zugleich aber die neuere Deutung oder Ansicht angeführt würde. Tüchtig durchgeführt, wäre eine solche Arbeit höchst verdienstlich gewesen; denn für den geordneten Überblick der verschiedenen Meinungen und ihre Unterlagen ist zur Zeit noch nichts Umfassenderes geschehen, was um so wünschenswerther wäre, als es Niebuhr gelungen ist, mit dem Werke auch die darauf gewendete Arbeit in solcher Form zu liefern, daß nach des Buches erstem Erscheinen der verdienstvolle Haubold, wie Ref. es versichern kann, einen jungen Gelehrten auffoderte, eine genaue Zusammenstellung Dessen zu liefern, worin Niebuhr von den ältern Ansichten abwiche, und

zugleich geordnet auseinanderzusetzen, worauf die Gründe der Niebuhr'schen Überzeugung beruhten; denn Haubold verzweifelte an einem allseitigen Verständniß des Niebuhr ebenso entschieden, als es ihm peinlich war, dennoch gegenüber den Autoritäten des Tages in den Glauben an Niebuhr's kanonisches Ansehen einzustimmen.

Allein jenen löblichen Plan hat Hr. v. Kobbe aufgegeben, bei fortschreitender Arbeit sah er die Schwäche der meisten Gründe ein, die Niebuhr's Gebäude stützen, denn Roms älteste Geschichte erschien ihm nicht so fabelhaft, nicht so unwahr, wie die Kritiker unserer Tage es uns glauben machen wollen, und indem er die Wahrheit der Überlieferung im Allgemeinen darthun zu können glaubte, faßte er auch die Hoffnung, manche neue Aufklärungen gewinnen zu können. Die Altäre der Götter schienen ihm der sicherste Haltpunkt zur Aufklärung der Vorzeit zu sein. Ref. bekennt, daß er gleich von vorn herein nicht im Stande war, mit diesen Worten eine deutliche Vorstellung zu verbinden, und ebenso wenig ist es ihm gelungen, nachdem er (S. 49—57) den Abschnitt „Die Götter Roms", und (S. 57—68) den Abschnitt „Numa Pompilius" fleißig gelesen und wieder gelesen, und doch sind dies die Abschnitte, welche, wenn überhaupt irgend einer, das Resultat hätten geben müssen. Hierüber weiter etwas zu sagen, scheint entbehrlich, da jeder Sachkundige begreift, daß bei einem solchen Gegenstande sich gewiß in so geringer Räumlichkeit nichts Neues und Bedeutendes leisten ließ. Viel, sagt Hr. v. Kobbe ferner, habe es ihm geschienen, werde gewonnen, wenn die Elemente der Bevölkerung Italiens gehörig gesondert würden. Worin denn nun eigentlich dieser und der von den Altären der Götter zu erholende Gewinn bestehen solle, ist nicht ausgesprochen worden, und der Abschnitt „Älteste Einwohner Italiens" (S. 1—24) ist so unersprießlich, als es Namen von Städten und Bevölkerungen sein müssen, die völlig in dem Römerthum untergegangen, deren Literaturen, insofern sie etwas also zu Benennendes besaßen, ohne nachweisliche Spuren verloren sind. Etruriens Culturzustand tritt in Folge der Forschungen Ottfried Müller's anschaulicher hervor, allein nirgend wirft sich Hr. v. Kobbe die nahliegende Frage auf, wie in nächster Berührung mit dieser Cultur sich ihr Roms nach den gewöhnlichen Ansichten ungleich tieferer Culturzustand nicht assimiliren, sondern die etruscische Bildung von der römischen absorbirt werden mußte.

Wenn Hr. v. Kobbe die alterthümlichen Ansichten gegen die Alles umstürzende neueste Kritik der Quellen in Schutz nehmen wollte, so mußte er doch offenbar vor allen Dingen die innern Gründe beseitigen, welche gegen die Glaubwürdigkeit der Quellen zu streiten scheinen. Statt dessen erscheint seine Überzeugung von dieser Glaubwürdigkeit als eine rein willkürliche, wie sich sofort daraus ergibt, daß er an Dasjenige glaubt, was wir oben die vermeintlich den Römern von Romulus gegebene papierene Constitution genannt haben; denn z. B. sagt er (S. 39) „bei Bildung des Staates wurde ein Theil der Colonisten ausgesondert und ihrer hundert an der Zahl zu Senatoren erwählt". Der vorhin unbegreifliche Glaube an dies Factum wird noch unbegreiflicher, wenn man die Worte hier liest: „ohne Zweifel wären die Häupter der Geschlechter zu Senatoren gewählt worden"; denn alsdann beruht die angeblich decretirte Verfassung gerade in einer hauptsächlichen Beziehung auf schon factisch gegebenen Elementen.

Seine Ansicht von der Clientel ist (S. 39) insoweit die altherkömmliche, daß ihm die Clienten unter den Schutz eines Patriciers gestellte Plebejer sind. Alsdann aber haben sich die plebejischen Nichtclienten einer Staatsverbindung angeschlossen, in welcher es nöthig war, sich erst noch nach einem anderweiten Schutze umzusehen; und so sieht man nicht ein, was wol zu dem Anschlusse habe reizen können. Jedermann weiß, daß eine hauptsächliche Schwierigkeit, zu Klarheit in ältester römischer Geschichte vorzudringen, darin liegt, daß man nicht vermag sich die Eigenthümlichkeit des Patriciats, des plebejischen Standes und der Clientel, sowie deren gegenseitiges Verhältniß zu veranschaulichen. Wer möchte nach solchen Proben hoffen, daß dies durch Hrn. v. Kobbe's Schrift möglich geworden sei? *)

96.

Anekdoten.

Ein Feldscherer, der ein weimarisches Bataillon in allen Feldzügen von 1807—15 begleitet hatte, wurde bei der Rückkehr zu fernerm Dienste untauglich befunden; weil man seinen Gehalt aber doch nicht umsonst zahlen wollte, meinte man, ihn für die Armen und Züchtlinge anzustellen, dafür sei er gut genug. Der Großherzog Karl August von Weimar gab es nicht zu: die Leute wären doch auch Menschen, die man nicht so unbrauchbaren Händen preisgeben dürfe. In ähnlicher Weise wählte er einmal zur Stelle eines Zuchthaus-Inspectors einen Unteroffizier wegen seines besonders weichen Gemüths; denn „die Strafe dürfe nicht durch unmenschliche Behandlung geschärft werden".

Zur Zeit des wiener Congresses reiste der Großherzog von Weimar Karl August durch Ischl und fand dort die Posthalterin und deren Tochter in tiefster Betrübniß. Auf Befragen hörte er, daß des Mädchens Verlobter unter die Soldaten gesteckt worden sei; es hätte dieser statt des durch Trunk stumpfsinnig gewordenen Mannes und Vaters die Leitung des Geschäftes und der weitläufigen Wirthschaft übernommen; Neidische möchten wol seine Aushebung veranlaßt haben, alle ihre Gesuche seien unbeantwortet geblieben und die fremden Herren, die Verwendung versprochen, hätten auch nicht Wort gehalten. Der Großherzog versprach diese Vergeßlichkeit wieder gut zu machen; seien die Umstände so, daß die Entlassung des jungen Burschen möglich sei, so werde sie ihm schon bewilligt werden; käme aber ihr Seppi binnen 14—18 Tagen nicht zurück, so sei das freilich ein Zeichen, daß die Erfüllung des Wunsches unmöglich gewesen. Die harrenden Frauen schauten denn schon vom achten Tage an fleißig auf die Straße, auf der der Seppi kommen sollte, und als der gesetzte Termin immer näher rückte, meinte das hübsche Mädchen schon, der letzte vornehme Herr sei vergeßlich gewesen wie die ersten. Doch sie hatte ihm Unrecht gethan: noch vor völligem Ablauf des Termins erschien Seppi, schon ausgekleidet und mit dem Erlaubnißschein zur

---

*) Seit der Abfassung dieses Aufsatzes ist bereits der zweite Theil des Kobbe'schen Werks erschienen und es wird darüber, sowie über einige andere neuere Schriften über römische Geschichte nächstens in d. Bl. gesprochen werden. D. Red.

Heimath in der Tasche. In der Freude seines Herzens gelobte der junge Mann, den ersten Weimaraner, der durch Ischl käme, umsonst zu bewirthen und zu fahren, dieses auch nicht durch einen Postillon, sondern selbst zu verrichten. Der Glückliche, der so den Dank der ehrlichen Östreicher einerntete, war der Kapellmeister N. Hummel. 119.

Bibliographie.

Bernays, C. L., Deutschland und seine fränkischen Repräsentativ-Verfassungen. XII Stunden patriotischer Gedanken. Pfalz 1841. 8. Mannheim, Bensheimer. 6¼ Ngr. (5 Gr.)

Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von K. Riedel. 1stes Heft: Machiavelli's Fürst. — Auch u. d. T.: Der Fürst des Niccolo Machiavelli. Übersetzt und eingeleitet von K. Riedel. Gr. 16. Darmstadt, Leske. 20 Ngr. (16 Gr.)

Eusebius, T., Sünde und Erlösung. Betrachtungen über das Wesen des Menschen nach seiner ursprünglichen Beschaffenheit und seiner Entwickelung zum vollkommenen Ziele nach der Schrift. 8. Eisleben, Reichardt. 5 Ngr. (4 Gr.)

Funck, Z., Das Buch deutscher Parodieen und Travestieen. 2ter Cyclus. Gr. 8. Erlangen, Palm. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Gretschel, C., Geschichte des Sächsischen Volkes und Staates. Erste Lieferung. Roy.-8. Leipzig, R. Beyer. 10 Ngr. (8 Gr.)

Grün, A., Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr.

van den Hage, Sämmtliche Werke. Aus dem Holländischen von O. L. B. Wolff. 7ter Band. Schloß Loevestein. 1ster Bd. — Auch u. d. T.: Schloß Loevestein im Jahre 1570. Historischer Roman aus dem achtzigjährigen Kriege. 1ster Theil. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Halm, F., Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. 3te Auflage. 8. Wien, Gerold. 1 Thlr.

Hebel, J. P., Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. 8te vollständige Original-Auflage. Mit der Abbildung von Hebel's Denkmal in Karlsruhe. Gr. 18. Aarau, Sauerländer. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Höfken, G., Tirocinium eines deutschen Offiziers in Spanien. 1ster, 2ter Band. 8. Stuttgart, Göpel. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 Gr.)

Die Aargauischen Klöster und ihre Ankläger. Auszug aus der Denkschrift. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 5 Ngr. (4 Gr.)

Köstlin, C. R., Wilhelm der Erste König von Wirtemberg und die Entwicklung der wirtembergischen Verfassung vor und unter seiner Regierung. Mit des Königs Bildniß. Jubiläumsausgabe. Gr. 8. Stuttgart, Brodhag. 1 Thlr.

Michelet, C. L., Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele, oder die ewige Persönlichkeit des Geistes. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Das Nibelungenlied. Aus dem Altdeutschen metrisch übertragen und mit Anmerkungen versehen von A. C. Wollheim. 16. Hamburg, Berendsohn. 1841, 42. 10 Ngr. (8 Gr.)

Nicolovius, A., Denkschrift auf Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Mit Bildniß. Gr. 8. Bonn, Weber. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Noel, R. R., Grundzüge der Phrenologie oder Anleitung zum Studium dieser Wissenschaft, dargestellt in fünf Vorlesungen. 1ste Abth. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Paul Periwinkle oder der Preßgang. Von dem Verfasser von „Cavendish" rc. Aus dem Englischen von C. Brinckmeier. 3ter, 4ter Band. Mit Abbildungen nach Phiz. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1840, 41. 2 Thlr.

Paulus, Neuer Sophronizon oder Reflexionen und Miscellen über wissenschaftliche, kirchliche und allgemeinere Zeiterscheinungen und Denkaufgaben. 2ter Band. Gr. 8. Darmstadt, Leske. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Pfaff, K., Geschichte der Reichsstadt Eßlingen. Nach Archivalurkunden und andern bewährten Quellen dargestellt. Gr. 8. Eßlingen a. N., Dannheimer. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Rettberg, R. v., Chronologische Tabelle der Maler seit Cimabue's Zeiten bis zum Jahre 1840. Imp.-Folio. Hannover, Helwing. 3 Thlr.

Reynolds, Pickwick in der Fremde, oder: Die Reise in Frankreich. Nach dem Englischen bearbeitet von L. Herrig. 4ter Band. 8. Braunschweig, Leibrock. 15 Ngr. (12 Gr.)

Rosa, „Mein Stammbuch." Denkblätter der Liebe und Freundschaft. 8. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 15 Ngr. (12 Gr.)

Rüder, F. A., Genealogisch-statistisches Handbuch für Zeitungsleser und zum Hausgebrauch. Mit der Genealogie der regierenden Häuser und Standesherren und der kurzen Statistik der Monarchien und Republiken. Gr. 12. Leipzig, Nauck. 15 Ngr. (12 Gr.)

Schaller, J., Geschichte der Naturphilosophie von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit. 1ster Theil. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 26¼ Ngr. (2 Thlr. 21 Gr.)

v. Schelling's religionsgeschichtliche Ansicht; nach Briefen aus München. Mit einer vergleichenden Zugabe: Peter Feddersen Stuhr über Urgeschichte und Mythologie, und einem Vorberichte über v. Schelling's jüngste literarische Fehden. Gr. 8. Berlin, Rücker u. Püchler. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Schiller, Mary Stuart; a tragedy from the German. With other versions of some of his best poems. By *W. Peter*. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Schmid, G. V., Historisches Taschenbuch oder chronologische Übersicht der Welt- und Culturgeschichte. 16. Dresden, Wagner. 10 Ngr. (8 Gr.)

Siona. Taschenbuch religiöser Dichtungen. 6ter Jahrg. Im Vereine mit Mehreren herausgegeben von H. Waldow. Gr. 16. Wien, Pfautsch u. Comp. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Statuta der sächsischen Nation in Siebenbürgen, oder: Eigen Land-Recht. 4. Hermannstadt, v. Hochmeister. 15 Ngr. (12 Gr.)

Strauß, V., Richard. Zwölf Gesänge. Gr. 8. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1 Thlr.

Venedey, J., Der Rhein. 2te Auflage. Gr. 8. Constanz, Glükher. 20 Ngr. (16 Gr.)

Volkslieder aus der Bretagne. Ins Deutsche übertragen von *A. Keller* und *E. v. Seckendorff*. Mit XVI Originalmelodien. 8. Tübingen, Fues. 1 Thlr. 12½ Ngr. (1 Thlr. 10 Gr.)

Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz. Aus Volksmunde aufgezeichnet und mit den Sangweisen, deutscher Übersetzung, den nöthigen Erläuterungen, einer Abhandlung über die Sitten und Gebräuche der Wenden und einem Anhange ihrer Märchen, Legenden und Sprichwörter herausgegeben von *L. Haupt* und *J. E. Schmaler*. 1ster Theil. Volkslieder der Wenden in der Oberlausitz. 1stes Heft. Gr. 4. Grimma, Gebhardt. 1 Thlr.

Wackernagel, W., Deutsches Lesebuch. 3ter Theil. 1ster Band. Proben der deutschen Prosa von MD. bis MDCCXL. — Auch u. d. T.: Proben der deutschen Prosa seit dem Jahre MD. 1ster Band. Von MD. bis MDCCXL. Breit gr. 8. Basel, Schweighauser. 2 Thlr. 5 Ngr. (2 Thlr. 4 Gr.)

Wenschke, F., Schuhmachergeselle aus Berlin, Der letzte Titel vorn. 8. Eisenberg. 15 Ngr. (12 Gr.)

Wolf, F. A., Predigten. 1ste Sammlung. Gr. 8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 2 Thlr.

Wurm, C. F., Verfassungs-Skizzen der freien und Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg. Gr. 8. Hamburg, Meißner. 20 Ngr. (16 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 302. —— 29. October 1841.

Vermischte Schriften von Friedrich Theodor Schubert. Neue Folge. Erster bis dritter Theil.

Zweiter Artikel. *)

Ich habe die Leser am Schlusse des ersten Artikels meiner Anzeige dieses vortrefflichen Werkes bei dem kosmogenischen Systeme des Verfassers verlassen, dessen vollständige Entwickelung mich freilich über die Grenzen d. Bl. hinausgeführt haben würde. „Auch sehnt sich", wie er zu Schlusse dieser Darstellung und nachdem er uns von Welten zu immer und immer höhern Welten geführt hat, selbst bemerkt, „sogar die feurigste Phantasie endlich nach einem Ruhepunkt." Wo aber findet sie diesen? O sie findet ihn, ruft euch der Verf. in der Innigkeit seiner Überzeugung zu: ja, sie findet ihn in dem Centrum des Ganzen, in diesem gemeinschaftlichen Centrum, von dem alle Milchstraßen mit allen untergeordneten Weltordnungen ressortiren. Diesen allgemeinen Ursprung alles Vorhandenen, alles Lebens, alles Glückes, alles Genusses, welchen Namen sollen wir für dieses Centralwesen aller Wesen ersinnen? Mit freudiger Erhebung, aber auch mit ehrfürchtiger Scheu trifft unser beschränkter Verstand hier wieder auf den Thron des unendlichen Urhebers der ganzen Natur, auf dessen Wink Welten entstehen, der vom Mittelpunkte aus das Ganze durch seine Allgegenwart erfüllt, der die labyrinthischen Bahnen aller Systeme und jedes einzelnen Weltkörpers nach seiner Weisheit vorgezeichnet hat und der mit gleicher Sorgfalt und Allgüte auf die Erhaltung auch des kleinsten Insekts bedacht ist.

Solche Betrachtungen — fährt der Verf. in seiner Polemik gegen die atheistische Hypothese, welche eigenthümliche Art von Behandlung sich hier hervorheben muß, sodann fort — solche allgemeine Betrachtungen überzeugen Jeden, der seine Vernunft gebraucht, von dem Dasein eines Urwesens, welches das Ganze regiert, eines Wesens, an dem nur Diejenigen zweifeln, die seine Werke nicht kennen. Das Weltall ist offenbar ein zusammenhangendes, nach einem Plane eingerichtetes Ganze: denn sonst wäre gleich im ersten Augenblicke seines Daseins Unordnung und Zerstörung unvermeidlich gewesen. Es gibt also ein Wesen, und zwar nur Eins, welches weise genug war, um diesen unermeßlichen Plan zu entwerfen, und mächtig genug, um ihn auszuführen. Auf diese allgemeine Art ist das Dasein und die Einheit Gottes für Jeden bewiesen, welcher einen Blick in die Natur wirft. Allein diese großen Ansichten sind nicht die einzigen, welche das Dasein Gottes predigen; es gibt kleinere Züge im Gemälde der Natur, die auf den ersten Blick so unbedeutend scheinen, daß sie oft übersehen werden, und die gleichwol jene erhabene Wahrheit sogar mathematisch beweisen.

Wenn der Atheist überhaupt ein System hat, so besteht dasselbe darin, daß er, anstatt der unendlichen Weisheit oder Intelligenz, eine blinde Nothwendigkeit als erste Ursache alles Existirenden annimmt; und man hat der Wahrheit sehr viel Schaden gethan, indem man dieses System, ohne es erst einer ordentlichen Bekämpfung zu würdigen, von vornherein sogleich als vollkommen ungereimt verwarf. Wenn alle Gesetze und Kräfte, durch welche die Natur besteht, eine innere Nothwendigkeit haben, so bedarf die Natur unstreitig keines Schöpfers. Nun ist gewiß, daß die Welt unmittelbar durch die Gesetze der Natur erhalten wird; und es entsteht also nur die Frage, ob diese Gesetze wesentlich nothwendig, oder ob sie von dem freien Willen des Herrn der Welt vorgeschrieben sind? Jenes Erstere nun ist es, was der Atheist behauptet, und aus diesem Grunde hält er das Dasein eines Oberherrn oder Schöpfers für überflüssig und folglich für unerwiesen. Es ist nicht zu leugnen, daß die großen Naturgesetze von dem Willen des Schöpfers selbst nicht gewählt sein würden, wenn sie nicht im Wesen der Dinge begründet wären; sie scheinen daher eine innere Nothwendigkeit zu haben, weil das Gegentheil davon ungereimt wäre. Der Atheist kann in der That mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die der Action beständig gleiche Reaction in der Körperwelt, die Attraction nach dem umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen, kurz, daß alle Fundamentalgesetze der Natur nicht deswegen existiren, weil es der Urheber der Natur so wollte, sondern vielmehr, weil dem nicht anders sein kann **), etwa sowie daß zweimal drei sechs ist.

Allein alle diese Gesetze können keine andere Wirkung haben, als die Welt zu erhalten, wenn sie einmal da ist; aber sie können nichts dazu beitragen, sie hervorzubringen, oder vielmehr ihr ihre erste Gestalt zu geben und die ganze Maschine in Bewegung zu setzen: sie geben die Theorie, nach welcher der Plan entworfen ist, aber sie führen ihn so wenig aus, wie die Zeichnung eines Gebäudes das Gebäude selbst ist. Wenn wirklich etwas (dauernd) existiren soll, so muß es nach allen möglichen Umständen, nach allen Verhältnissen und Rücksichten, selbst nach den am allergleichgültigsten erscheinenden, vollkommen bestimmt

---

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 119 und 120 d. Bl. D. Red.

**) Dies heißt doch aber wol wieder nur, daß, vom menschlichen Standpunkt aus, angemessenere Gesetze nicht erdacht werden können, woraus die allgemeine Unmöglichkeit der Erdenkung angemessenerer wiederum noch nicht folgt.

sein; so lange noch der geringste Umstand unbestimmt ist, erscheint es als eine bloße Abstraction, als ein Geschöpf des Verstandes oder vielmehr nur der Phantasie, welches aber nirgend als in der Idee vorhanden ist. Unter diesen Umständen, die völlig bestimmt sein müssen, ehe ein Ding zur Wirklichkeit kommen kann, gibt es einige von solcher Art, daß, wenn sie geändert würden, die Welt nicht fortbestehen könnte, die also ebenso nothwendig sind als die Grundgesetze selbst; es gibt aber auch viele andere Umstände, die offenbar ganz willkürlich sind, die vor andern, ebenso wohl möglichen nichts voraus haben, wenigstens nichts, was im Wesen der Dinge selbst begründet wäre; und dennoch mußte von diesen, solchergestalt gleichgültigen Umständen durchaus einer ausgewählt werden, wenn etwas zur Wirklichkeit kommen sollte, weil kein Ding zugleich auf mehrerlei Arten existiren kann.

Diese gleichgültigen und, wie es scheint, geringfügigern Umstände sind es nun aber gerade, welche mit mathematischer Strenge beweisen, daß das bloße Dasein der Welt ein freies, mit Verstand und Macht begabtes Wesen voraussetzt, welches unter mehren solchen willkürlichen Umständen die gleichwol angemessensten auswählte. Die (von den Atheisten postulirte) Nothwendigkeit konnte hier nicht entscheiden, denn keiner von diesen Umständen war schlechterdings nothwendiger als der andere, und doch konnten sie nicht alle zugleich statthaben. Das blinde Fatum würde dabei, gleich Buridan's Esel zwischen Rechts und Links ewig unschlüssig geblieben sein; nur der freie Wille eines Alleinherrschers konnte entscheiden, nur die Allmacht konnte, was sie erwählte, auch in das Dasein rufen.

Der Verf. geht nun zu Beispielen über, welche diese ebenso neue als erhabene Widerlegung des „Système de la nature" versinnlichen, ein Unternehmen, welches um so zeitgemäßer erscheint, als, wie wir in öffentlichen Blättern lesen, gerade jetzt eine neue Ausgabe des unglücklichen Machwerkes vorbereitet wird. Er fragt:

Auf welches Naturgesetz gründet es sich, daß Jupiter in einer fünfmal größern Entfernung seine Bahn um die Sonne beschreibt, als die Erde? daß er sie gerade nur in einem bestimmten Verhältnisse an Volumen und Masse übertrifft? und daß überhaupt ähnliche gegenseitige Verhältnisse zwischen allen Planeten bestehen? kann hier an irgend eine absolute Nothwendigkeit nur gedacht werden? War nicht jedes andere Verhältniß den allgemeinen Gesetzen der Natur ebenso gemäß? Und doch liegt in diesen willkürlichen Verhältnissen das größte Geheimniß der Schöpfung verborgen; in diesen willkürlichen Zahlen ist der Keim verhüllt, aus dem die ewige Dauer unsers Sonnensystems entspringt.

Die Massenunbedeutendheit der Planeten im Vergleiche zur Sonnenmasse und die Irrationalität der Umlaufszeiten der Planeten, um bei diesen vom Verf. gewählten Beispielen stehen zu bleiben, sichert nämlich vorzugsweise die Dauer des ganzen Systems. Hinsichtlich des erstern Umstandes: des Massenübergewichts der Sonne, so wird schon beim geringsten Nachdenken sogleich klar, daß die Festhaltung der die Sonne umlaufenden Planeten in ihren Bahnen von der durch jene Masse bedingten Attractionskraft des Centralkörpers abhängig ist. Hinsichtlich des zweiten, etwas verwickeltern Falles: der Irrationalität der gegenseitigen Umlaufszeiten aber, so geht der Verf. mit Bezug auf Jupiter und Saturn in das für diese beiden Planeten bekanntlich besonders merkwürdige Detail darüber ein, dessen klarste Entwickelung eine einigermaßen schwierige Aufgabe ist, durch deren Lösung ich manchen Lesern d. Bl. einen Dienst zu erzeigen hoffen darf.

Diese beiden Planeten, Jupiter und Saturn nämlich, sind, wie bekannt, die beiden größten unsers Systems; sie finden sich zugleich von den beiden viel kleinern Grenzplaneten Mars (die Planetoiden bleiben, bei der Geringfügigkeit ihrer Massen und des davon abhängigen Einflusses, hier unberücksichtigt) und Uranus durch sehr bedeutende Abstände getrennt und sie bilden daher gleichsam ein eigenes kleines System für sich, in welchem ihre gegenseitigen Einflüsse aufeinander Wirkungen hervorbringen, die also, bei den Planeten in den übrigen Regionen unsers Sonnensystems überhaupt, in diesem Maße nicht eintreten können.

Die Wirkungen der gedachten Einflüsse bestehen in Störungen des Laufes beider Planeten und hängen von den gegenseitigen Stellungen derselben in ihren Bahnen ab, unter welchen Stellungen sich mit Bezug auf den Centralkörper und die Knoten, um dabei stehen zu bleiben, Verbindungen finden, die jene Störungen dergestalt begünstigen, daß, wenn eine häufige Rückkehr zu denselben stattfinden könnte, davon eine immer wachsende oder immer abnehmende Bewegungsgeschwindigkeit und solchergestalt entweder ein Sturz in die Sonne, oder ein Übergehen in das Anziehungsgebiet eines andern Centralkörpers, immer aber eine gänzliche Zerstörung unsers ganzen Systems die Folge sein würde.

Wie hat es nun die Gottheit (nicht die bloße Natur, denn diese Einrichtung erfoderte eine tiefsinnige Berechnung, deren nur die Höchste Weisheit, nicht aber die blinde Nothwendigkeit fähig ist) angefangen, um jener, durch schnelle Wiederholung, welche keine Ausgleichung mittels anderer mitwirkender Umstände zuließe, so höchst gefährlichen Rückkehr Jupiters und Saturns zu den angedeuteten gegenseitigen Stellungen ihren ganzen drohenden Charakter zu nehmen? Eben durch die von uns deshalb hervorgehobene „Irrationalität der Umlaufsperioden beider Planeten".

Nehmen wir zuerst einmal an, diese Perioden ließen sich genau durch ein Verhältniß naher ganzer Zahlen ausdrücken, fünf Jupitersumläufe um die Sonne dauerten z. B. genau so lange als zwei Saturnsumläufe (wir werden gleich sehen, weshalb der Verf. in seinem Vortrage und ich in dieser meiner Erläuterung desselben gerade diese Zahlen wählen), so springt in die Augen, daß beide Planeten, wenn sie sich, einander gegenüber, erst einmal in einer solchen Stellung befunden hätten, schon nach zwei Saturnsumläufen zu derselben zurückkehren würden, weil Jupiter dann gerade auch fünf ganze Umläufe gemacht hätte und also in seiner Bahn ebenfalls wieder im nämlichen Punkte wäre.

Nun dauert aber der Umlauf des Jupiter um die Sonne (um bei ganzen Erdentagen stehen zu bleiben) 4332, und der des Saturn 10,759 solcher Tage, Zahlen, welche sich zwar nahe, aber nicht genau wie 5 zu 2

(unsere [illegible] oben gewählte Zahlen) verhalten, indem fünfmal 4332 gleich ist 21,660, zweimal 10,759 aber nur 21,518, sodaß der Unterschied 142 Tage beträgt. Wenn demnach Saturn zwei ganze Umläufe gemacht und die „gefährliche" Stelle erst wieder erreicht hat, so ist Jupiter, in seiner Bahn, schon seit 142 Tagen darüber hinaus und die Gefahr ist also nicht nur für diese Periode, sondern, und zwar im wachsenden Maße, für die folgenden beseitiget, da die gegenseitige Entfernung bei jeder Wiederkehr offenbar zunimmt.

Wäre die Revolution des Jupiter nur um vier Wochen (genauer um 28⅖ Tage) kürzer, dauerte sie also, statt der obigen 4332 Erdentage nur 4303⅗ Tage, und fände sich also die große Axe seiner Bahn, mit welcher die Umlaufszeit bekanntlich im Verhältnisse steht, nur um sehr wenig kleiner, so würde die obige drohende Configuration beider Planeten in der That schon immer nach zwei Saturnsrevolutionen eintreten, da fünfmal 4303⅗ genau gleich 21,518. Durch die Einrichtung selbst aber, daß jene Umlaufszeiten so nahe und doch nicht ganz commensurabel sind, wird in dem, zur Erhaltung des Ganzen von der Gottheit entworfenen Plane dieser erhabene Zweck noch sicherer erreicht. Letzteres läßt sich am allerdeutlichsten folgendermaßen übersehen. Die mittlere tägliche Bewegung des Saturn beträgt 120″, 45,763, des Jupiter 299″, 12,780, sodaß das Fünffache jener nur um 4″, 0325 größer ist als das Zweifache dieser, und um so viel kommen beide Planeten täglich also deswegen auseinander, weil, worauf es uns hier ankommt, sich ihre Geschwindigkeiten in der Bahn nicht genau, sondern nur sehr nahe wie 5 zu 2 verhalten. Dieser Unterschied wächst also erst in einem ganzen Erdenjahre (365¼ Tage) auf 1472″, 89, und demnach nur erst nach 929½ Jahren auf 360°, d. h. einen ganzen Bahnumfang an, nach welcher fast tausendjährigen Periode die beiden Planeten allererst zu der in Rede stehenden Configuration zurückkehren können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Feldblumen. Zwei Novellen von Ida Frick. Erster Band. Grimma, Verlags-Comptoir. 1840. 8. 1⅔ Thlr.

Hätte die Verfasserin ihr bisheriges Incognito beibehalten wollen, so würde Ref. ihr Geschlecht aus den gegebenen Erzählungen wahrscheinlich nicht herausgelesen haben, denn sie schreibt wie ein Mann. Sie wünscht Nachsicht vom Leser wie vom Recensenten, und da Letzterer der Meinung ist, daß Nachsicht mit Lob nicht gleichbedeutend sei, so will er sein Heil versuchen. Zunächst wäre es Ref. lieb gewesen, wenn das Gegebene nicht als „Novellen" bezeichnet wäre. Warum man überhaupt die deutsche „Erzählung" fast ganz vergessen hat, wäre kaum zu begreifen, wenn nicht die alte deutsche Krankheit der Ausländerei die Sache erklärte. Daß mit dem Worte „Novelle" sich auch ein besonderer Begriff herausgebildet hat, der das Darzustellende zunächst auf ein besonderes Ereigniß beschränkt, haben wir bei jener Sucht fast vergessen, und so finden wir denn gegenwärtig Novellen, die ein gutes Stück Weltgeschichte umfassen. Aber auch rücksichtlich der Form unterscheiden wir gegenwärtig Erzählung und Novelle. Jene zeigt einen epischen, diese mehr einen dramatischen Charakter. Da nun die beiden von der Verf. gegebenen Novellen: „Jane Shore" und „Die Familie Helsing", einen historischen Charakter haben, der weniger künstlerisch dargestellt, als pragmatisch referirt wird, so wäre „Erzählung" die passendere Bezeichnung gewesen. Von diesen beiden Erzählungen müssen wir der erstern unbedingt den Vorzug einräumen. Die zweite scheint sich auf wirkliche Ereignisse zu stützen: allein, wenn wir auch die Unmöglichkeit nicht geradezu behaupten mögen, so können wir doch den Gedanken an Unwahrscheinlichkeit nicht zurückweisen, daß z. B. eine Person 20 Jahre lang ohne Weiteres eingesperrt gehalten sein soll, und noch dazu eine Person, die zuviel Lebenskraft besaß, als daß sie ohne bemerkbares Sträuben sich sollte ergeben haben. In beiden Erzählungen aber spricht die Verf. ein schönes Streben nach tiefer Entwicklung des Geistes und Charakters der handelnden Personen aus, und das ist ihr als ein besonderes Verdienst anzurechnen. Möchte es ihr bei fernern Arbeiten noch gefallen, den Periodenbau zu vereinfachen und anstatt einer Masse störender Fremdwörter die bessern deutschen zu wählen, so haben wir in ihr eine Erzählerin gewonnen, die des freundlichsten Entgegenkommens von vielen Seiten gewiß sein darf.

2. Die Verwandten in Kopenhagen. Novelle von Penseroso. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1841. 8. 4 Thlr.

Wenn Ref. gezwungen würde, den Inhalt dieses Buchs nachzuweisen, so bliebe ihm kein anderer Weg, als das Amt eines Recensenten nur geradezu aufzugeben, denn es geschieht in den drei Bänden eigentlich gar nichts. Man ergeht sich in philiströser Gesellschaft von Berlin nach Stettin, von da nach Swinemünde, von da nach Kopenhagen und wieder zurück; man kommt auch etwas nach Schweden und hat nichts gesehen als etliche Tanten und Onkels, junge Gänschen und junge Männer, nichts gehört als abgeschmackte Gespräche, nichts erlebt als das trivialste Leben. Man könnte einwenden: der Verf. stelle die Wirklichkeit dar. Richtig! Allein diese nüchterne Wirklichkeit stellt sich schon selbst dar, und wer es redlich meint mit dem Leben, hat wahrhaftig nicht Zeit, drei Bände voll solcher Wirklichkeit erst noch durchzulesen. Welchen Begriff der Verf. sodann mit der Bezeichnung „Novelle" verbinden mag, ist nicht wohl zu ermöglichen. Keinenfalls wird er den Muth haben, seine Alltäglichkeiten für eine interessante „Neuigkeit" auszugeben, oder gar behaupten, er habe seine Conception in irgend einer Weise künstlerisch dargestellt.

3. Die Weissagung der Libussa. Historisches Gemälde von Ludwig Bechstein. Zwei Theile. Zweite Auflage. Stuttgart, Hallberger. 1841. 8. 3 Thlr.

Libussa, die wunderbare prophetische Böhmenfürstin, hat ihrem Stamme Unheil und Untergang geweissagt, so lange noch ein Mrsch athme. Daß und wie diese Weissagung sich fort und fort erfüllt, ist der Gegenstand dieses historischen Gemäldes, welches nach dem Titel bereits die zweite Auflage erlebt hat, und wenn die Leser nur nicht glauben, Gestalten des Mittelalters wirklich vor sich zu sehen, vielen derselben eine ganz angenehme Unterhaltung gewähren mag. Es gibt ja noch genug Deutsche, die sich an geträumten Gebilden erfreuen und die Sprache der Bühne bewundern als höchste poetische Potenz. Von historischer und damit zugleich poetischer Wahrheit kann also nicht die Rede sein; ebenso wenig, oder eben deshalb, auch nicht von lebendigem Durchdringen, vom Mitleben der Aufgabe, daher auch nicht von künstlerischer Anordnung und Durchführung des Gemäldes. Es zieht nur als stets wechselndes Schattenbild flüchtig an uns vorüber und hinterläßt keinen andern Eindruck als den, daß es die Zeit nicht geradezu unangenehm ausgefüllt hat.

4. Die drei Schlösser. Eine Geschichte unserer Zeit von dem Vicomte d'Arlincourt. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2¼ Thlr.

Hätte ein Deutscher sich mit einer solchen Conception vor das Publicum gestellt, der arme Deutsche hätte gewiß von den

überrheinischen Nachbarn manche [illegible] von geistiger Extravaganz vernehmen müssen. Einem solchen Vorwurfe aus dem Wege zu gehen, bedient der Verf. sich eines wohlfeilen Mittels: er wälzt das Abenteuerliche auf eine deutsche Dame und deren Bruder. Nun kann man freilich nicht behaupten, eine gefallene junge Gräfin könne nimmermehr auf den romantischen Einfall kommen, dem verarmten Breville eine Million anzubieten, damit er sich ihr antrauen lasse, sich dadurch zum Vater eines zu erwartenden Kindes erkläre, die Aussöhnung der Familie der Gefallenen vermittle, gleich nach der Trauung aber von dieser wunderbaren Dame verlassen werde, um sie niemals wiederzusehen. Allein der Verf. läßt dieses merkwürdige Ereigniß, welches den jungen Mann zum Gatten ohne Frau, zum Vater ohne Kind macht, so geradezu aus den Wolken fallen, daß man wenigstens an der französischen Einsicht irre werden muß, die da meint, dergleichen sei schon hinlänglich motivirt, wenn es nur aus Deutschland komme, oder aus dem Norden, wie der kundige Verf. meistens sagt, obgleich der Schauplatz des Romans 20 Stunden nördlich von Paris liegt, die Deutschen aber an der Donau zu Hause sind. Außerdem soll man von jenem Schauplatze in wenigen Stunden den deutschen Boden erreichen können. Doch, was kümmert uns die Geographie der Franzosen! Kehren wir zum Romane zurück, in welchem Anna, die schöne unbemittelte Waise, der Spielball zweier Edelmänner, auch eines Roué und eines Intriguanten ist. Zweimal steht sie als Braut geschmückt vor uns: einmal an Breville's Seite, den sie liebt, wo aber das Band von dem deutschen Baron, dem Bruder der romantisch Gefallenen, schonungslos zerrissen wird; dann an dieses Barons Seite, wo denn Breville, mit einem Documente über den Tod seiner Frau in der Hand, ebenso schonungslos die Eheparze spielt. Darauf wird sie vom Roué, der schon einmal ihre Unschuld gräßlich gefährdet, von der anscheinenden Leiche ihrer Tante weggerissen und gewaltsam nach einem verfallenen Schlosse entführt. Der Intriguant, der in allen den Dingen so viele Knoten geschürzt und zerrissen hat, führt die beiden ersten Liebhaber, welche sich eben gegenseitig todtschießen wollen, nach der ihm gehörenden Ruine. Hier fallen Schüsse, hier kreuzen sich Degen in der Nacht bei abscheulichem Wetter. Der Intriguant wird tödtlich verwundet, der Roué schwer, der Deutsche leicht; Breville wird in ein Gewölbe gesperrt, von Anna befreit, Beide heirathen sich. Das ist die Geschichte! Man kann sie nicht bunter, abenteuerlicher verlangen: sie konnte nur im Kopfe eines französischen Vicomte oder eines deutschen Jünglings geboren werden. Ersterer macht sich nichts daraus, ob er ein junges Mädchen mir nichts dir nichts in Zeit von wenigen Tagen zweimal am Altare scheitern, von den vier Racehunden fast zerreißen läßt: sie hat keinen Willen, keine physische, keine moralische Kraft; sie muß das geschehen und sich obendrein in leichtem Ball- und Hochzeitschmuck zweimal von Regenströmen begießen, von Dornen zerfetzen, an Felsenstücken zerschlagen lassen. Er kümmert sich nicht darum, denn er hat dem Leser auch glänzende Partien zu bieten. Das ist zuerst der Intriguant Placourt, und dann ein Abhub von Blaustrümpfen: schimmerndes Gesindel, brillantirte Fischweiber, besternte Vagabunden, kurz — aristokratische Canaille. Diese Menschen sind trefflich hingestellt und durchgeführt, und das ist es, was einem deutschen Jünglinge wol nicht gelungen wäre; das und der scharfe Witz macht das Buch interessant, erhebt es sogar zu einer gewissen Bedeutenheit.

5. Robert Macaire im Orient. Von Alphons Royer. Übersetzt von Emilie Wille. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1⅓ Thlr.

Man wird durch die Introduction versucht, an einen Roman mit tiefangelegten und durchgeführten Verwickelungen zu glauben, und findet sich getäuscht. Das Ganze besteht nur aus einigen zusammengewürfelten, ganz gewöhnlichen Gauneranekdoten. Das Buch täuscht aber noch von einer andern Seite. Außer diesem „Macaire" gibt es nämlich noch zwei andere Erzählungen: „Ein Günstling des Königs von Spanien" und „Die Sarazenen in der Languedoc", die beide jedenfalls besser sind als der „Macaire". Die Übersetzung leidet an manchen Flüchtigkeiten, und wo das Terrain nach Italien oder Spanien verlegt wird, sehen wir, daß entweder der Verfasser oder die Übersetzerin mit der Sprache dieser Länder nicht eben vertraut ist. 34.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Der Oberst J. S. Richardson in Neuyork hat die Aufmerksamkeit der Sachverständigen auf eine von ihm gemachte Erfindung gelenkt, wodurch er die Schnelligkeit der Dampfböte so sehr zu verstärken hofft, daß man damit künftig 60—100 engl. Meilen in Einer Stunde werde fahren können. Seine Erfindung besteht in einer Verbindung des Luftballons mit einem eigenthümlich eingerichteten Dampffahrzeuge auf dem Wasser. Die Einrichtung ist folgende: Die Maschine oder der Apparat besteht aus zwei parallel nebeneinander liegenden, sehr leicht gebauten Böten, worauf ein sich über beide erstreckender Fußboden oder ein Verdeck gelegt ist. Unmittelbar über dem Mittelpunkt dieses Verdecks und parallel mit demselben laufend, befindet sich der Gasbehälter oder Luftballon, welcher eiförmig, oder an beiden Enden zugespitzt, gestaltet und 500 Fuß Länge und 60 Fuß im Durchmesser hat. Sobald dieser Behälter mit Wasserstoffgas gefüllt ist, wird er die beiden Böte mit der Dampfmaschine und der Ladung oder Fracht, sei es, daß diese aus Passagieren oder Waaren bestehe, so weit aus dem Wasser emporheben, daß nur der Kiel derselben im Wasser bleibt, wodurch dann der Widerstand, den das Wasser gewöhnlichen Schiffen entgegensetzt, überwunden ist, um eine gewöhnliche Dampfmaschine mit 40 oder selbst 20 Pferdekraft schneller vorwärts zu bringen als ohne diese Vorrichtung. Ein einfaches Schaufelrad, welches zwischen den beiden Böten eingesetzt ist, bewegt das Fahrzeug vorwärts und die beiden Böte werden durch gewöhnliche Steuerruder regiert. Der Erfinder schlägt vor, ein Capital von 100,000 Dollars durch Actien aufzubringen, um einen ersten praktischen Versuch im Großen zu machen. So einleuchtend diese neue Erfindung auf den ersten Anblick erscheint, urtheilt das nordamerikanische Journal, der „Planet", so möchte doch der Widerstand, den die Luft einem großen Ballon entgegenstellen wird, die gehoffte große Schnelligkeit bedeutend vermindern.

Durch die auf Anordnung des Congresses der Vereinigten Staaten am Ende des Jahres 1840 vorgenommene amtliche Volkszählung hat sich herausgestellt, daß die Anzahl der Irren, Blödsinnigen und Wahnsinnigen auf dem Gebiete der Union sich auf 17,181 bei einer Gesammtbevölkerung von 17,013,379 Seelen, beläuft. Es kommt daher auf 990 Personen ein Verrückter. Allein wahrscheinlich ist die Anzahl der Geisteskranken und des Gebrauchs ihres Verstandes Beraubten noch zu gering angegeben, denn im Staate Neuyork werden nur 789, als durch öffentliche Fürsorge unterhalten, aufgeführt, während nach den Berichten der Armenaufseher deren 1658 gezählt werden. Man hat gegenwärtig 16 Irrenanstalten in der Union, mit etwa 1800 Patienten, sodaß fast neun Zehntel der aus der Volkszählung sich ergebenden Geisteskranken sich noch ohne öffentliche Versorgung befinden.

Miß Charlotte aus dem Staate Georgien erschien neulich an ihrem Hochzeittage — erzählt eine Zeitung von Philadelphia — in einem seidenen Kleide nebst seidenen Handschuhen und Strümpfen, wozu sie die Seide eigenhändig gezogen, gesponnen und gewebt hatte. 117.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 303. — 30. October 1841.

Vermischte Schriften von Friedrich Theodor Schubert. Neue Folge. Erster bis dritter Theil.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

Die schon oben angedeutete, nun erst näher zu erörternde Folge eines solchen gegenseitigen Stellungsbezuges in den beiden Bahnen für Jupiter und Saturn ist, mit Rücksicht auf unsere gegenwärtige Zeit, die, daß, um jetzt wieder unsern Verf. selbstredend einzuführen, „seit fast 300 Jahren die mittlere Bewegung Jupiters beständig langsamer, die Saturnsbewegung aber beständig schneller wird" (sodaß sich die Umlaufszeiten dieses letztern Planeten um mehr als eine ganze Woche voneinander unterscheiden können). Verhielten sich die Umlaufszeiten (Revolutionen) beider Weltkörper genau wie 5 zu 2, so würde, um auch das diesfalls oben Angedeutete nun bestimmter zu bezeichnen, jene resp. Verlangsamung und Beschleunigung immer und immer zunehmen, und die beiden größten Planeten unsers Systems würden zuletzt einander selbst und das ganze System zerstören; die von dem Schöpfer, dem weisen Architekten dieses großen Himmelsbaues getroffene Einrichtung, daß die Umlaufszeiten nur beinahe commensurabel sind, bewirkt dagegen, mittels der dadurch in den Stellungen und Anziehungen eintretenden Gegensätze, ein allmäliges Übergehen jener resp. Verlangsamung und Beschleunigung in den entgegengesetzten Charakter und eine nachherige Rückkehr zum ursprünglichen Zustande, welcher also, nachdem alle jene Ungleichheiten durchgemacht sind, binnen derselben, oben nachgewiesenen, etwa tausendjährigen Periode immer wiederkehren muß.

Ich habe diese Einschränkung der großen, unser System bedrohenden, aber das Gesetz der Anziehung, welches doch das „planetarische Leben" dieses Systems bedingt, als unaufhebliche Folgen begleitenden Störungen auf gewisse unübersteigliche Zeitgrenzen, innerhalb welcher ihre Werthe nur wachsen, um dann in dem nämlichen Maße wieder abzunehmen, hier zwar blos an einem einzigen, besonders interessanten Beispiele nachgewiesen; die Himmelsmechanik zeigt aber, daß in allen analogen Fällen von der Vorsehung gleich weise und scharfsinnige Mittel zur Sicherung des Bestehens ihres Werkes in Anwendung gebracht worden sind. Der Verf. bemerkt hierzu:

An so feine Fäden ist die Dauerhaftigkeit unsers Systems gebunden, und so scheinbar unbedeutende Vorkehrungen reichten in der geschickten Hand des Schöpfers hin, um das schöne Ganze vor der Zerstörung zu sichern; eben aber an der sichern Auswahl dieser scheinbaren Kleinigkeiten erkennt man die unendliche Weisheit und Macht, welche allein nur das gerade zum Zwecke (genau nicht mehr, nicht weniger) Führende zu treffen verstand.

Von der „willkürlichen" Vertheilung der Massen unsers Systems im Weltenraume, von der allergenauesten Abmessung der Bahnaxen nach einem solchen gegenseitigen Verhältnisse, daß die Incommensurabilität der Revolutionen die Folge davon war, hing es also ab, ob dauernde Ordnung oder frühe Wiederzerstörung das Schicksal; und diese Willkür allein schließt die blinde Nothwendigkeit, die „Natur" (im Sinne der Atheisten) schlechterdings von der Rolle beim Weltenbau aus, welche ihr die wunderliche Hypothese des Atheismus zutheilt.

Durch die freie Wahl und Anwendung dieser so einfachen und doch so tiefsinnigen Berechnung, welche wir zwar unmittelbar nur in unserm Systeme wahrnehmen können, welche aber höchst wahrscheinlich auch bei der Construction der übrigen Systeme angewendet worden ist und also von Welt zu Welt und durch das gesammte Universum geht, hat die Allmacht ihren Werken das Siegel der Ewigkeit aufgedrückt.

Der Verf. entwickelt die nämlichen Ansichten in noch ausführlicherer Darstellung zu Schlusse eines viel früher von ihm verfaßten Werkes, nämlich der „Astronomie théorique" (3 Bde., Petersburg 1822), eigentlich nichts als eine zweite, nur Französisch geschriebene Auflage seiner noch viel früher erschienenen „Theoretischen Astronomie" (3 Bde., Petersburg 1798); und da ich weiß, daß ich unter meinen Lesern viele besitze, welche den Ausdruck einer, in so langer Zeit durchaus unverändert gebliebenen Überzeugung eines Mannes wie Schubert, über einen so erhabenen Gegenstand wie der hier vorliegende, gern unter zweierlei Form vernehmen, so will ich auch diese frühere Darstellung in treuer Übersetzung hier beibringen.

Die Gesetze der Natur sowol als die der bürgerlichen Gesellschaft — so drückt sich aber der Verfasser a. D. nach einer mathematisch erschöpfendern Behandlung dieser Materie aus — sind von zweierlei ganz verschiedener Art, nothwendige oder zufällige (absolute oder positive). Unter die erstern gehören nicht blos diejenigen, welche zur Erhaltung der materiellen Welt schlechterdings unentbehrlich sind, wie z. B. die Undurchdringlichkeit, sondern man muß dahin auch eine jede solche, von der höchsten Weisheit getroffene Anordnung rechnen, durch deren Abschaffung eine andere Natur entstehen würde,

mit Einem Worte, jede durch einen allgemeinen Lehrsatz ausgesprochene Bestimmung, z. B. das Gesetz der Attraction. Die zufälligen (positiven) Gesetze dagegen betreffen die individuelle Weise, auf welche sich jene allgemeine Anordnungen angewendet finden, in unserm Falle also, auf die Vertheilung der verschiedenen Weltkörper, die Größe des Maßstabes (eben unser oben hervorgehobenes Beispiel), die Richtung der Bewegung u. s. w. Der wesentliche Einfluß jener erstern Classe auf die ganze Natur könnte vielleicht zu der Folgerung, welche man sich hier und da wol erlaubt hat, berechtigen, daß diese absoluten Gesetze, bei ihrer gänzlichen Unentbehrlichkeit für das Bestehen der Welt, keines andern Gesetzgebers als der Nothwendigkeit bedürften; und man könnte daraus ferner folgern, daß alles auf ihnen Beruhende nicht sowol das Werk freier Wahl als eben jener gebieterischen Nothwendigkeit gewesen sei. Allein jene allgemeinsten Erfodernisse bestimmen offenbar immer nur noch eine ideale Welt; in der realen dagegen kann man individuellere Beziehungen: bestimmte Entfernungen u. s. w. nicht entbehren; und diejenigen Personen also, welche sich zu der Idee eines freien und weisen Urhebers des Universums aufzuschwingen nicht vermögend waren, mußten die positiven Gesetze, von deren Vorhandensein sie die Beobachtung überführte, dem Zufalle beimessen. Wenn man aber dagegen in Betracht zieht, daß die Welt, ohne die mindeste Störung, seit Jahrtausenden besteht; wenn Beobachtung und Rechnung beweisen, daß diese Ordnung und Dauer großentheils mit von dem Willkürlichen in der Anordnung abhängig sind, und daß diese willkürlichen Anordnungen genau so ausgewählt sein mußten, damit das Universum seinen ursprünglichen Zustand bewahre: so kann man doch unmöglich fortfahren, dem Zufalle anzurechnen, was sich auf das einleuchtendste als planmäßig darstellt, und der Idee einer Höchsten Weisheit zu widerstreben, welche ebenso viel Theil an der Schönheit als an der Erhaltung ihrer Werke nimmt. Wollte man also auch wirklich zugeben, daß das Grundgesetz der himmlischen Mechanik: die Anziehung jedes körperlichen Elements im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernungen unumgänglich nothwendig gewesen sei, wenn die Zerstörung des Universums nicht in kurzer Zeit erfolgen sollte, und daß also die elliptischen Bahnen, in welchen sich die Planeten um die Sonne bewegen, gleichwie die Beschränkung der Perturbationen auf die genauesten Grenzen (obwol nach unsern vorangehenden Erläuterungen über die große Ungleichheit zwischen Jupiter und Saturn, welche uns eigentlich auf diese allgemeine Betrachtung geführt hat, schon Letzteres sehr schwer halten dürfte), als nähere oder entferntere Folgen jenes Gesetzes, noch eigentlich keine gesetzgebende Weisheit bekunden (wogegen sich aber freilich wieder einwenden läßt, daß die absolute Unmöglichkeit anderer Gesetze nicht dargethan werden kann), so ist denn doch wenigstens schlechterdings nicht abzuleugnen, daß die Himmelskörper, mit Beibehaltung jenes Gesetzes, auf höchst verschiedene Art im Raume hätten vertheilt sein können, wobei die Erhaltung des Ganzen weniger gesichert gewesen wäre. Dies ist (wie Schubert, mit Beziehung auf das hier citirte Werk, hinzufügt) durch unsere ausführlichen Rechnungen unwidersprechlich dargethan, indem das Resultat derselben rein von der willkürlichen Vertheilung jener Massen abhängig ist, wie uns dieselbe blos durch Beobachtung und ohne alle Sätze a priori, ja, ohne den Schein selbst von innerer Nothwendigkeit bekannt ist. Wir haben uns ferner durch diese Rechnungen überzeugt, daß eine andere Vertheilungsweise der Gestirne im Raume das System gänzlich verändern und daß eine andere Bahnanordnung dasselbe auf die Länge zerstören könne, wogegen die, mit freier Auswahl, wirklich getroffene demselben eine ewige Dauer sichert. Ein Jeder, der fähig ist, diese unwiderleglichen, erhabenen Wahrheiten zu begreifen, muß die Höchste Weisheit anbeten, welche der vollkommensten Maschine eine ewige Dauer anwies, indem sie schon bei der Schöpfung den Keim der Unsterblichkeit in dieselbe legte und den Himmelskörpern unübersteigliche Grenzen vorzeichnete, innerhalb welcher diese ungeheuern Massen, von Jahrtausend zu Jahrtausend, ohne Unterbrechung und Unordnung rollen sollten!

Ich bin bei der Darlegung dieses vortrefflichen Systems der Ewigkeit und Herrlichkeit des Schöpfers und seiner Weltenschöpfung nicht ohne Absicht so ausführlich gewesen und überlasse nun dem Gefühle der Leser, ob sie sich dieses System aneignen, oder ob sie sich dagegen lieber die oben erwähnte neue deutsche Bearbeitung des trostlosen „Système de la nature" (vielmehr de l'athéisme) kaufen wollen.

Von diesen, mehr noch auf die Enge unsers Einen Systems beschränkten Reflexionen erhebt sich der Verf. zu der Unermeßlichkeit und Unzählbarkeit der Systeme des Fixsternhimmels, für welche die Herrschaft der nämlichen Schöpfungsprincipien bis jetzt nur im Allgemeinen angedeutet worden. Daß wenigstens das Newton'sche Attractionsgesetz auch in diesen Regionen des Universums gilt und also allgemeines Himmelsgesetz ist, soll, wie ich schon vorn bevorwortet habe, hier ausführlicher gezeigt werden; vorher aber sind noch einige nähere, den Fixsternhimmel betreffende Fragen zu beantworten.

Die erste dieser Fragen, wenn man es wagt aus der engen Sphäre unsers Systems in den unermeßlichen Raum der Fixsterne überzutreten, betrifft natürlich die Größe des Sprunges, welchen man zu thun im Begriffe steht, oder vielmehr, da es doch unmöglich ist, die Unermeßlichkeit selbst zu messen, die Entfernung der nächsten Küste, wo dieses Meer anfängt, das sich immer über unsern Horizont ausdehnt und dessen Grenzen wir niemals näher kommen, so weit wir auch mit Hülfe des bewaffneten Auges, oder des noch viel weiter reichenden Auges der Einbildungskraft in dasselbe eindringen mögen. Die Entfernung der Fixsterne, oder vielmehr die Entfernung desjenigen Fixsterns, welchen Der, der das Ganze ordnete, zu unserm nächsten Nachbar machte, ist die natürlichste und angelegentlichste Frage, die nicht allein der Astronom von Fach, sondern auch der bloße Liebhaber der Wissenschaft sich vorlegen wird, und jede weitere Bestimmung über die Dimensionen dieses prachtvollen und ungeheuern Himmelbaues ist natürlich davon abhängig.

Der Verf., welcher vor einer Anzahl von Jahrzehnden schrieb und damals noch nicht ahnen konnte, was die allerneueste Astronomie in diesem Bezuge jetzt gleichwol wirklich geleistet hat, warnt seine Leser hinsichtlich *dieser* Bestimmung nicht zu viel zu hoffen.

Sie dürfen nicht erwarten, auch nur des nächsten Fixsterns Entfernung mit einer Genauigkeit kennen zu lernen, die sich derjenigen näherte, womit uns die Entfernung der Körper unsers Systems bekannt ist. *)

---

*) Meine Leser wissen wahrscheinlich, daß es den unermüdlichen Bemühungen von Männern wie Bessel und Struve indeß geglückt ist, die Parallaxe der, als die nächsten vermutheten Fixsterne 61 im Schwan und Wega in der Leier auf resp. $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{8}$ Secunde, und ihre Entfernungen von uns darnach auf resp. 700,000 und 1,500,000 Sonnenweiten (zu 20 Millionen Meilen) festzusetzen, wodurch wenigstens Grenzen bezeichnet sind, innerhalb welcher man die Entfernungen der nächsten Fixsterne zu suchen hat.

Die Astronomie hat zur Ermittelung dieser Dimension des Himmelbaues seit dem Tode unsers Verf. sehr große und gelungene Anstrengungen gemacht; die dabei von ihr befolgte Methode aber ist in der Hauptsache dieselbe geblieben: man hat den Stern, dessen Entfernung von der Erde man kennen lernen wollte, aus diametral entgegengesetzten Punkten der Erdbahn um die Sonne, d. h. also, aus den beiden Endpunkten einer Sternlinie von 40 Millionen Meilen (unserer doppelten Entfernung von der Sonne) beobachtet. Auch legt der Verf. für seine Leser mit Recht noch weniger Gewicht auf das Resultat selbst, als eben auf die Darstellung jener Methode. Er sagt:

Ich darf voraussetzen, daß man mir mehr Dank für Angabe der Mittel, von welchen die Astronomen die in Rede stehende Bestimmung erwarteten, als für eine doch nur genäherte Bestimmung in Millionen und Billionen Meilen wissen wird. In allen denjenigen Wissenschaften, welche diesen Namen wirklich verdienen, ist das Verfahren, wodurch man neue Wahrheiten entdeckt hat, wo nicht wichtiger, doch wenigstens für den Geist instructiver als das Resultat selbst. Ob die Erdkugel z. B. unter den Polen um den zwei- oder dreihundertsten Theil ihres Durchmessers abgeplattet sei, hat für Denjenigen, der sich nicht selbst mit den darauf beruhenden astronomischen Rechnungen beschäftigt, wenig Interesse; aber jedem Manne von Bildung wird es ein hoher Genuß sein, den Schlüssen zu folgen, mittels welcher Newton in seinem Zimmer, ohne irgend eine wirkliche Messung vorzunehmen, aus den ewigen Gesetzen der Natur die eingedrückte Gestalt des Erdkörpers herleitete, sie mit geometrischer Strenge bewies und mit einer Genauigkeit bestimmte, welche durch die mühsamsten nachherigen und über die ganze Erdoberfläche ausgedehnten Messungen nicht sowol berichtigt als vielmehr nur bestätigt wurde.

Mit der nämlichen angenehmen Leichtigkeit, welche wir bei frühern Veranlassungen am Vortrage des Verf. zu bewundern Gelegenheit gehabt haben, ertheilt er dem zufolge nähere Anleitung zur Bestimmung der jährlichen Parallaxe der Fixsterne und der daraus folgenden Entfernung dieser Weltkörper von der Erde; da dieses Verfahren aber, wenn auch in der Hauptsache: den Beobachtungen eine Sterns von zwei einander diametral gegenüberliegenden Punkten der Bahn der Erde um die Sonne aus, noch immer das nämliche, doch eine bedeutende Modification durch die besondere Anwendung erfahren hat, welche namentlich Bessel und Struve davon auf die Doppelsterne machen, so erscheint diese Partie des Werkes veraltet und ich verweise hinsichtlich ihrer solche Leser, wie sie sich unser Verf. denkt und welche auch diesen Gegenstand in seiner neuesten Gestalt kennen lernen wollen, auf die fast nicht weniger allgemein verständliche Darstellung von Bessel: „Messung der Entfernung des 61. Sterns im Sternbilde des Schwans", in Schumacher's „Astronomischem Jahrbuche" für 1839. Diese noch fehlende Erwähnung der neuern Entdeckungen über die Doppelsterne läßt denn auch die Gelegenheit der Nachweisung verloren gehen, daß das Newton'sche Gravitationsgesetz, wie wir diesen wichtigen Umstand mit dem Versprechen, darauf zurückzukommen, vorläufig schon oben angedeutet haben, nicht auf die engen Grenzen unsers Sonnensystems eingeschränkt ist, sondern auch in den Doppelsternsystemen die Bewegung der Begleitsonnen um die Centralsonne regelt und also als allgemeines Gesetz des gesammten Universums betrachtet werden darf. Zu welchen vortrefflichen Betrachtungen aber würde diese hehre Entdeckung unserm würdigen Verf. die Veranlassung gegeben haben, wenn sie zu seiner Zeit schon bekannt gewesen wäre! In deren Ermangelung geht er ferner zu Untersuchungen über die Größe der Fixsterne über.

Die nächste Frage, welche sich, nach Bestimmung wenigstens der Entfernungsgrenzen der Fixsterne, aufdrängt, betrifft die Größe dieser Weltkörper. Wenn man bedenkt, daß der äußerste Planet unsers Systems, Uranus, wiewol er die Erdkugel an Volumen fast achtzigmal übertrifft, in einer Entfernung von nur etwa 400 Millionen Meilen, dem bloßen Auge doch kaum mehr sichtbar ist, so wird man sich einen ungefähren Begriff von der Größe der Fixsterne machen können, welche in den angedeuteten ungeheuern Entfernungen dem Blicke gleichwol immer noch nicht entschwinden. Indeß muß dabei hinwiederum berücksichtigt werden, daß die Planeten nur mit dem von der Sonne erborgten Lichte leuchten, wogegen die Fixsterne gleich unserer Sonne in eigenem Lichte glänzen. Das strahlendste Gestirn des Himmels, Venus, entschwindet unsern Blicken, sobald die Fackel selbst, von der es seinen Glanz entlehnt, nur über dem Horizont erscheint; und Sirius z. B. würde dagegen, wenn er uns nur so nahe wie Jupiter rückte, der Sonne den Vorzug an Glanz und scheinbarer Größe streitig machen.

Der Verf. weist daher auf eine andere Analogie zur Bestimmung der wahrscheinlichen Größe der Fixsterne hin. Da dieselben nämlich selbst leuchtende Körper gleich unserer Sonne sind, und da letztere hinwiederum ebenfalls als ein Fixstern, als einer der „unzähligen Tropfen im Lichtmeere des Universums" betrachtet werden muß, so scheint es ihm am natürlichsten, zwischen übrigens so sehr ähnlichen Gestirnen auch eine Ähnlichkeit hinsichtlich des Volumens anzunehmen und sich die Fixsterne also etwa von der nämlichen Größe wie unsere Sonne zu denken. Vielleicht finden, setzen wir hinzu, in den Doppelsternsystemen hierunter für den Central- und Begleitstern Modificationen statt; im Allgemeinen aber spricht die Wahrscheinlichkeit für diese Ansicht von Schubert; — und was Struve dagegen aus andern Gründen von der außerordentlichen Größe einzelner Fixsterne behauptet, scheint mindestens noch sehr der Bestätigung zu bedürfen.

Von einer eigentlichen Messung des Durchmessers der Fixsterne kann, wie der Verf. auf diese Veranlassung weiter bemerkt, hierbei keine Rede sein, da sie uns ganz eigentlich und immer mehr als untheilbare, geometrische Punkte erscheinen, je vollkommener die Instrumente sind, mittels welchen wir sie beobachten, und nichts beweist dies so augenfällig als ihre Bedeckungen durch den Mond, welche wir so überaus häufig zu beobachten Gelegenheit haben.

Der Mond gebraucht nämlich zwei Zeitsecunden, um eine Bogensecunde seiner Bahn zurückzulegen; und ein Fixstern, wofern sein scheinbarer Durchmesser auch nur eine Secunde hielte, würde also vom Monde ganz erst nach Verlauf von zwei Zeitsecunden bedeckt werden. Allein diese Bedeckung erfolgt im Gegentheil ohne alle Zeitdauer: man sieht nicht eine Flamme allmälig erlöschen, sondern urplötzlich verschwinden.

Dies ist eine von den Beobachtungen, welche ohne alle weitern Hülfsmittel von Jedermann angestellt werden kön-

nen und doch so sehr zur Bestätigung des hier Vorgetragenen dienen.

Den Schluß seiner Betrachtungen über die Fixsterne macht der Verf. mit einer allgemeinen Schätzung, nicht sowol der Zahl, als vielmehr der Menge dieser Weltkörper, wobei er des Archimedes „Sandrechnung" (Psammites oder Arenarius) zu Grunde legt, eines Buches, welches seinen Namen bekanntlich daher hat, daß es die Menge der in der Erdkugel enthaltenen Sandkörner anzugeben versucht*) und dessen Ermittelungen eine Anwendung auf die, die scheinbare Himmelskugel einnehmenden Sterne zu gestatten scheinen.

Aber auch nur scheinen — setzt er bald hinzu — indem beim Zählen der Fixsterne nicht mehr von einer bestimmten Kugel, sondern vom ganzen Weltenraume die Rede ist, dessen Grenzen Niemand außer Einem kennt. Das Heer von Sternen, welches sich unserm bloßen Auge in einer heitern Winternacht zeigt, ist nichts gegen die Menge, die man schon durch ein gewöhnliches Fernglas wahrnimmt; und diese hinwiederum verschwindet vor dem durch stärkere Teleskope auf schwarzem Himmelsgrunde entwickelten Gewühle ganz unzählbarer leuchtender Punkte. Es gibt keinen Grund, welcher uns berechtige, dieser Unermeßlichkeit irgendwo Grenzen zu setzen; und selbst das stärkste Fernrohr reicht wahrscheinlich nur bis zur Schale des Universums, gleichwie unsere Geologie nur die äußerste Rinde des Erdkörpers berührt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Für die Geschichte der Kunstentwickelung im obern Italien sind die Beiträge wichtig, die aus dem Nachlasse seines Vaters der Arzt Luigi Coddè unter dem Titel: „Memorie biografiche de' pittori, scultori, architetti ed incisori mantovani, raccolte dal fù dottor *Pasquale Coddè*, aumentate e scritte dal dottor fisico *Luigi Coddè*" (Mantua 1838) herausgegeben hat. Kunstliebende Fürsten wußten früh dort Talente um sich zu vereinigen, die blühende Kunstschulen um sich bildeten, und noch ist Mantua und seine Umgegend reicher, als man nach so vielen Kriegsjahren vermuthen sollte, an Überresten, die an dem Verf., am Grafen Karl von Arco, an Hrn. Mainardi eifrige Pfleger finden. Die Anzeige von Coddè's Werke in dem ersten Hefte des „Giornale dell' Istituto Lombardo" berichtigt mehre Irrthümer, doch glücklich genug nur solche, die dem Werthe des Ganzen nicht zu nahe treten. Indessen scheinen Verf. und Beurtheiler zu vielen Werth auf urkundliche Künstlernamen gelegt zu haben, die so lange noch Klänge bleiben werden, bis aufgefundene Werke ihnen Bedeutung geben.

Der Kanonikus Angelo Bellani hat sich viel mit der Glasspinnerei abgegeben und darüber dem lombardischen Institut einen Bericht erstattet, der unter Anderm die Notiz enthält, daß eine erweichte Glasröhre so weit in die Länge gesponnen, als es ihre Dehnbarkeit zuläßt, doch nie dahin getrieben werden kann, daß die sich immer mehr nähernden Wände endlich den zwischenliegenden Raum ausfüllen. Stets behält auch der feinste Glasfaden, durch seine ganze Länge hindurch, eine Höhlung, die in ihrer Form der ursprünglichen entspricht, d. h. rund ist, wenn diese rund war, mehrseitig, wenn diese eine mehrseitige Gestalt hatte. Ja, selbst im Äußern behält der verfeinerte Faden die Gestalt bei, welche der Körper hatte, aus dem er hervorging. Réaumur's Beobachtung fand Bellani bestätigt, daß die Beugsamkeit der Glasfäden der Beugsamkeit der Seidenfäden nachstehe, daß dagegen eine viel größere Kraft dazu gehöre, um sie zu zerbrechen oder zu zerreißen, als bei den seidenen, und darauf scheint er die Annahme ihrer technischen Anwendbarkeit zu bauen, die jedoch bei den bisherigen Versuchen noch nicht sich bewährt hat. Eine mailänder Fabrik (Lamberti) hat Stoffe daraus gewebt, wie es früher schon in Venedig, in Lille u. s. w. geschehen ist, jedoch auch diesen nicht unkünstlichen Versuchen darf man keine lange Nachfrage versprechen.

*) Man besitzt von diesem merkwürdigen Büchelchen außer einer ältern deutschen Übersetzung von Sturm: „Arenarius, Sandrechnung, oder tiefsinnige Erfindung einer mit verwunderlicher Leichtigkeit aussprechlichen Zahl" (Nürnberg 1667), auch eine neuere Bearbeitung von Krüger (Quedlinburg 1809).

In einem Blatte, das jenseit der Bannmeilen von Florenz wenig verbreitet sein mag, in dem „Giornale di commercio" (1840, Nr. 33 und 1841, Nr. 5), hatte *ein Maler aus Pistoja*, Niccola Monti, den Vorschlag gethan, die Zucheri'schen Fresken an der Kuppelwölbung des Doms zu Florenz zu überweißen und in der Rhetorik solcher Aufsätze behauptet, daß die Vernichtung dieser Malereien, welche der Größe und dem Schwunge der Kuppel so beeinträchtigend wirkten, ein heiliges Werk sein würde. Vielleicht um diese Begriffe eindringlicher zu machen, mischte sich ein Ungenannter L. B. in diese Erörterung und sagte wo möglich noch Schlimmeres von Zucheri's nie gepriesenen Werken:

Quis aut Eurysthea durum,
Aut illaudati nescit Busiridis aras?

Federico Zucheri's Fresken stehen seit 1580 vor Aller Augen und mußten von dem Augenblicke an in der Meinung sinken, als sich die Begriffe über architektonische Malerei berichtigten, die durch die Schüler des Michel Angelo völlig in Verwirrung gebracht worden waren, namentlich seit man für kirchliche Ausschmückung hieratische Strenge, Ruhe der Anordnung und symmetrische Einfachheit zur Bedingung machte. Hat der Maler Monti das Überweißen von Zucheri's Fresken gefodert, so meinte er dadurch sicher nur reine Fläche für den entsprechendern Schmuck dieser schönen Kuppel zu gewinnen; zuverlässig ist aber sein Gedanke nicht gewesen, daß eine weißangestrichene Kuppelwölbung etwas an sich Schöneres sei als eine unzweckmäßig und misfarbig angemalte. Brunelleschi hatte angenommen, daß die Kuppel mit Mosaik ausgeschmückt werden solle, und hätte man sich an diese Andeutung gehalten, so dürfte der Kritik weit weniger Stoff vorliegen, wenn auch die Ausführung nicht allen Ansprüchen genügt hätte. Denn selbst in der Technik der Mosaik, namentlich der goldgrundigen, liegt eine Bedingung, sich von den architektonischen Formen nicht willkürlich zu entfernen und den Styl christlich-antiker Darstellungen, den solchen Ausschmückungen von Kirchen vorzüglich zukommenden, in Ehren und Ansehen zu halten. Auffallend ist es, daß ein Herr Domenico Valeriani indessen der Vernichtung der Zucheri'schen Fresken nicht etwa aus dem Grunde widerspricht, weil eine solche Zerstörung etwas Vandalisches hat, sondern weil er sie sogar für ihre Stelle passend und zweckmäßig findet und in ihnen ein würdiges Denkmal der Munificenz des Großherzogs Franz I. erkennt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 304. —— 31. October 1841.

Vermischte Schriften von Friedrich Theodor Schubert. Neue Folge. Erster bis dritter Theil.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Als letztes Resultat dieser Untersuchung über die Menge der Fixsterne, als das einzige Gewisse, welches wir durch unsere Zählungen, Messungen und immer neue Entdeckungen darüber lernen, ergibt sich aber, daß, so weit unser Auge nur immer dringen kann, der Weltraum mit Sonnen erfüllt ist, und daß schon der kleine Theil der Unendlichkeit, den wir übersehen, eine größere Menge von Welten enthält, als sich die feurigste Phantasie vorzustellen vermag.

Der Verf. bleibt übrigens, wie man sieht, bei dieser Statistik des Fixsternhimmels noch der Ansicht der ältern Astronomie getreu, die in jedem solchen Sterne eine der unsrigen ähnliche Sonne sah, welcher sie folglich auch ein System von Planeten beilegte. Wie erhaben diese Idee ist, und auf wie viele Fixsterne sie auch in der That Anwendung finden mag, so hat doch die Entdeckung der Doppelsterne und ihrer eigentlichen Natur unsere Begriffe von dem Reichthume des Universums noch unendlich erhöht, indem sie uns in der Verbindung von Centralsonnen höherer Ordnung mit umkreisenden Begleitsonnen niederer Organisation ein bis dahin ganz ungeahntes Himmelsgebild kennen lehrte. Es ist zu beklagen, daß diese, in ihrer ganzen Ausdehnung, erst nach dem Tode unsers würdigen Verf. bekannt gewordenen Entdeckungen also nicht mehr von seiner Meisterhand haben dargestellt werden können. Er würde uns sonst gesagt haben, daß, wenn in unserm Systeme der physische Bezug zwischen dem Centralkörper und dem umlaufenden Planeten nur im Empfange von Licht und Wärme besteht, die Centralsonne dagegen ihre Begleitsonnen mit feinern Stoffen versieht und daß überhaupt der Organismus der Doppelsonnen eine viel höhere Existenzstufe in der Wesenleiter des Universums ankündigt. Die auffallende Farbenverschiedenheit des Lichtes, in welchem Central- und Satellitensonnen strahlen, spricht recht augenscheinlich für einen solchen andern physischen Abhängigkeitsbezug; und er würde von dem Verf., dem ich dann mit Recht in seiner ganzen Ausführlichkeit hätte folgen können, vortrefflich hervorgehoben worden sein, statt daß ich mich jetzt auf diese bloße vervollständigende Andeutung beschränken muß.

Dagegen weiß unser Verf. das Interesse, in gewohnter Weise, wieder durch seine Bemerkungen über die Vertheilung der Sterne zu fesseln.

Das Erste, welches uns bei einem auch nur flüchtigen Anblicke des gestirnten Himmels auffällt, ist die scheinbare Unordnung, mit der die Sterne auf das Gerathewohl hingeworfen und über das ganze Himmelsgewölbe in allerlei sonderbaren Figuren gleichsam ausgestreut sind. Hier zeigt sich ein Haufe unzähliger, äußerst dicht zusammengedrängter Sterne, und dort dagegen findet sich der Himmel ganz leer, als wäre die Schöpfungskraft der Natur erschöpft gewesen; es gibt Gegenden des Himmels, wo die Sterne mit Fleiß zu regelmäßigen Gruppen vereinigt scheinen, wie die weit ausgedehnten Sternbilder Orion's und des großen Bären, oder die kleinern Gruppen des Dreiecks und der Krone; aber über den größten Theil des Himmels scheint der Zufall gewaltet zu haben: nirgend zeigt sich ein Plan, und nur mit größter Mühe lassen sich die Sterne in Sternbilder zusammenzwängen.

Die zweite besonders auffallende Erscheinung am Sternenhimmel aber, auf welche der Verf. hiernächst die Aufmerksamkeit seiner Leser richtet, ist jener regelmäßige Streifen, welcher sich mit einem schwachen, aber nie erlöschenden milchfarbigen Lichte in Gestalt eines Kreises oder Gürtels wie ein **unbeweglicher Damm durch jenes Meer von Sternen hindurchzieht.** Die unveränderliche Lage und Gestalt dieses, unter dem Namen der Milchstraße hinlänglich bekannten Ringes beweist schon allein, daß seine Entfernung von uns nicht kleiner sein kann als die der Fixsterne; und daher war die Erklärung, welche bereits viele alte Philosophen von dieser merkwürdigen Erscheinung gaben, sehr natürlich, daß dieselbe nämlich nichts weiter als diejenige Gegend des Himmels sei, in der sich die Sterne vorzugsweise so enge zusammengedrängt finden, daß ihr Licht ineinanderfließt und das Auge also, ohne einzelne Sterne unterscheiden zu können, nur deren vereinigten Schimmer empfindet.

Es ist bekannt, daß nur erst Herschel's gewaltigste Spiegelteleskope das Vermögen bewiesen haben, jene bloße Vermuthung der ältern Weltweisen auch sinnlich zu bestätigen und die Milchstraße in der That in lauter noch wirklich erkennbare Sterne aufzulösen, woraus also ferner folgt, daß diese Sterne viel weiter als die zerstreuten und deutlicher erscheinenden übrigen Sterne von uns entfernt sein müssen. Hieraus schließt nun der Verf., daß die Regellosigkeit, mit welcher uns die Sterne am Firmament vertheilt scheinen, auch wirklich nur eine scheinbare, daher rührende sei, daß wir uns nicht im rechten Mittelpunkte der Beobachtung befinden, von welchem aus sich Alles in vollkommenster Symmetrie finden würde.

Denn wenn man über die mögliche Art der Vertheilung der Sterne tiefer nachdenkt, so ist die einzige Voraussetzung, welche man vernünftigerweise machen kann, die, daß sie durch den ganzen Weltenraum auf eine gleichförmige Art verbreitet sind: wir haben nicht den mindesten Grund, eine Gegend des Himmels reicher oder ärmer an Sternen, einen Theil des absoluten Raumes bevölkerter oder öder, mehr oder weniger benutzt anzunehmen als den andern.

Der Verf. schließt diese Betrachtung mit einer nähern Erklärung des von ihm oben gebrauchten Ausdrucks „Mittelpunkt", welcher Ausdruck sich natürlich nicht auf das Universum im absoluten Sinne, sondern auf den davon zu unserer sinnlichen Wahrnehmung gelangenden, so unendlich kleinen Theil des Alls, genug auf unser Universum bezieht. Gleichwie Sonne von Sonne dieses unsers Universums durch einen Raum getrennt ist, den unsere Einbildungskraft nicht mehr ermißt, so trennen noch viel ungeheuerere Räume dies Universum von einem andern (partiellen) Universum, welches sich mit jenem in die Unendlichkeit verliert. Wir fühlen uns auf eine Stufenleiter erhoben;

wo diese Stufenleiter aber aufhört (oder vielmehr nicht aufhört), ob mit dem dritten, vierten, tausendsten Range: dies ist ein Mysterium für uns, dessen ganzen Inhalt wir gewiß nicht einmal begreifen würden, wenn sich auch eine Stimme der Offenbarung fände, die bemüht wäre, uns schon jetzt in dasselbe einzuweihen.

Das sehr allmälige, tiefere Eindringen haben wir vielmehr nur mit unserer eigenen, gleich allmäligen Erhebung auf entsprechende höhere Existenzstufen zu erwarten, und die beständige Hinweisung auf die Nothwendigkeit und Gewißheit des Ersteigens dieser höhern Existenzstufen, als Theile unserer Unsterblichkeit, gleichsam der zeitlichen, jener räumlichen Unendlichkeit gegenüber, ist die erhebendste Tendenz des vorliegenden vortrefflichen Werkes. Ich schmeichle mir wahrlich nicht, dasselbe unter diesem Gesichtspunkte erschöpft zu haben; aber ich bin gewiß, einer Menge von Lesern schon durch die bloße Andeutung sehr nützlich geworden zu sein. Dr. J. Nürnberger.

Histoire du Parlement de Normandie par *A. Floquet*. Erster Band. Rouen 1840.

Engländer und Deutsche haben den französischen Geschichtschreibern wiederholt den Mangel an gründlichen Studien, an Ausdauer und Ernst, an ein Hineinsenken in die der Forschung vorliegende Zeit vorgehalten; sie haben mit diesem Vorwurfe den gebührenden Tadel über Vorliebe am Systematisiren und die leichtfertige Manier, der unreifen Arbeit durch einen Überguß von Raisonnements den Anschein eines saubern Kunstwerks zu verleihen, verbunden. Gewiß nicht ohne Grund und man braucht in dieser Beziehung nur auf die historischen Schriften Voltaire's hinzudeuten, die selbst in Deutschland eine Zeit lang als das Muster geschichtlicher Auffassung und Darstellung galten. Die neueste Zeit hat in dieser Beziehung vieles umgewandelt. Die Reform, welche sich seit etwa 20 Jahren in der Literatur Frankreichs kund gibt, trifft vorzugsweise die Historik, und kaum können Béranger und Victor Hugo den Dichtern aus dem gepriesenen Zeitalter Ludwig's XIV. ferner stehen, als — wennschon auf andere Weise — die modernen Geschichtschreiber Frankreichs ihren Genossen in den beiden ersten Decennien dieses Jahrhunderts. Und doch hören wir den früher begründeten Tadel noch jetzt wiederholen, sei es, daß Unkunde der literarischen Erzeugnisse des Nachbarlandes ihn herbeiführt, sodaß vielleicht in Capefigue der Repräsentant der französischen Geschichtschreiber erblickt wird, sei es, daß ein einigermaßen unzeitiger Patriotismus die Worte eingibt.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Hauptverdienst einer geordneten Sammlung von Quellenschriften und auf diesen beruhenden Abhandlungen demselben Guizot gebührt, der mit philosophischem Geiste die Bewegungen des Lebens der Völker verfolgte. Die „Collection de documents et monuments inédits" enthält genügende Belege für Sammelfleiß und mit deutscher Gründlichkeit verfolgte Forschungen und Erörterungen; was Buchon und Fauriel, was Raynouard, Guerard und in einzelnen Beziehungen Thiers geleistet haben, darf so wenig verkannt werden, als was die Brüder Thierry uns boten, von denen namentlich Augustin in seinen neuern Werken mit einer wahrhaft plastischen Darstellung eine tiefe Kritik verbindet.

Zu den Arbeiten, welche in gleichem Grade von redlicher Ausdauer, von Einsicht und besonnener Behandlung der Aufgabe zeugen, gehört das vorliegende. Floquet, welcher Mitglied jener École des chartes war, die in ihren neuerdings erschienenen Heften der „Bibliothèque" u. s. w. einen erfreulichen Beweis von ihrer nach allen Seiten sich erstreckenden regen Thätigkeit an den Tag gelegt hat, gesteht, daß er mehre Jahre darauf verwendet habe, um die zahlreichen, mit vielen Tausend Arrets gefüllten Register des einstigen Parlaments von Rouen zu studiren, und Reichthum und Anordnung des vorliegenden Materials werden jedem Leser die Wahrheit dieses Ausspruchs aufdrängen. Der bis jetzt erschienene erste Theil dieser Arbeit zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste den „Essai historique sur l'Échiquier de Normandie", die zweite das „Parlement de Normandie" unter Ludwig XII. und Franz I. umfaßt.

Als Jean-sans-terre nach dem Morde des jungen Arthur von Bretagne der Vorladung von Philipp August vor das Gericht der Pairs nicht Folge leistete und demzufolge sich als Mörder verurtheilt und seiner Lehen in Frankreich beraubt sah, ließ er durch einen ergebenen Diener sämmtliche Urkunden und Briefe des Archivs zu Caen nach London bringen. Seitdem verschließt der Tower die kostbarsten Urkunden der Normandie, unter ihnen die Documente, welche zuerst von dem Échiquier reden, und der Verlust dieser Monumente für Frankreich konnte nur theilweise durch die Bereitwilligkeit gehoben werden, mit welcher die englische Regierung den Gelehrten von jenseit des Kanals den Zutritt zum Tower gestattet.

Zu den Zeiten von Herzog Rollo wurde, nach germanischer Weise, das Gericht gehegt, wo sich eben der Landesherr befand. Wann dieser Gerichtshof, der bald zu festgesetzten Zeiten (Ostern, Allerheiligen und Michaelis) zusammentrat, die Benennung Échiquier erhielt, steht nicht fest, wol aber daß diese Bezeichnung nicht, wie man früher wähnte, erst im Anfange des 12. Jahrhunderts aufkam, sondern bereits unter Wilhelm dem Eroberer angetroffen wird. Vielleicht hielt schon unter Letztgenanntem das Gericht seine Sitzungen in dem bei Rouen gelegenen Kloster St.-Gervais, wo sich, sowie in der Georgskapelle zu Caen, dessen Beisitzer erweislich unter Richard Löwenherz zu versammeln pflegten. Dort sah man, neben dem Herzoge, dessen Stelle mitunter von dem Grossenechall vertreten wurde, den Kanzler, Schatzmeister und die unmittelbaren Vasallen der Normandie vereinigt, während zu gewissen Zeiten einzelne Mitglieder dieses Gerichts in verschiedene Theile des Landes gesandt wurden, um, von den Baronen der Nachbarschaft umgeben, kleinere, unabhängige Spruchhöfe zu bilden. Die Benennung „Échiquier" anlangend, welche seit geraumer Zeit den mannichfachsten Deutungen unterlag, so hält der Verf. für wahrscheinlich, daß der Hof zu Rouen wegen des Schachbrettfußbodens in dem Sitzungssaal und des bunten, schachförmig gewirkten Teppichs, welcher über den Tisch, vor dem die Richter saßen, gebreitet zu werden pflegte, den Namen erhalten habe.

Unter den Herzögen stoßen wir auf einen höchst einfachen

Rechtsgang. Gelehrte Juristen fehlten, die Parteien trugen, ohne eines Anwalts zu bedürfen, ihre Rechtssache vor und die Entscheidungen lauteten wie der Rath eines Familienhauptes. Kein Bewohner der Normandie durfte außerhalb seines Landes, kein Bewohner von Rouen außerhalb seiner Stadt belangt werden. Jede Appellation war unstatthaft, selbst die an den König; standen doch die mächtigen Herzöge in einer nur matten Abhängigkeit von ihrem Oberlehnsherrn.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse, seit Philipp August 1204 die Normandie einzog. Weil der König die Erhaltung der Privilegien der Normandie beschworen hatte, blieb der Schiquier in Kraft, aber er wurde von Männern besetzt, welche der König zu diesem Zwecke für die jedesmalige Sitzung sandte. Ein ähnliches Bild zeigte die Verfassung des damals noch an keinen festen Sitz gebundenen Parlaments von Frankreich und beide Höfe standen in einer völligen Unabhängigkeit voneinander. Seit dem Jahre 1207, wo zuerst königliche Bevollmächtigte (Commissaires) neben Prälaten und Baronen den Schiquier besetzten, wurde dieses Gericht im Schlosse zu Rouen gehalten. Seitdem schwand die alte Einfalt und das Gerichtsverfahren wurde künstlicher. Noch erschienen die Parteien selbst, aber Advocaten (Conteurs) führten für sie das Wort, seit die Kunde des Rechts ein geschlossenes Studium erheischte. Seit dem 13. Jahrhundert sah man auf den untern Bänken zahlreiche Conteurs und Attournés (Procuratoren) Platz nehmen, welche mit dem Gewohnheitsrecht und den Weisthümern bekannt waren. So konnte nicht fehlen, daß diese im Recht erfahrenen Männer von den im Amte wechselnden Richtern häufig befragt wurden, bald als die eigentlichen Legisten galten, endlich allein die Entscheidung abgaben.

Vierzig Tage vor der vom Könige angesetzten Sitzung hörte man „le cri de l'Échiquier", d. h. königliche Diener verkündeten unter Trompetenklang in Städten, Flecken und Dörfern den Termin des Gerichts, zu welchem sich Prälaten, Barone, Conteurs und Attournés sammt den Parteien einfinden möchten. Wenn die Assisen begannen, wurde jedes andere Gericht im Lande geschlossen. Dann nahmen die Präsidenten ihre Armstühle ein; an beiden Seiten von ihnen, aber etwas niedriger, saßen rechts die Prälaten (le siége des gens de l'église), links die Barone (le siége des nobles). Diese zusammen bildeten das Gericht. Im Parquet aber saßen Advocaten und Procuratoren, und Diener mit silbernen Stäben sorgten für Aufrechthaltung der Ordnung. Die erste Sitzung verstrich mit Aufruf Derer, welche pflichtmäßig gegenwärtig sein mußten, und mit Verlesen der auf den Gerichtshof bezüglichen Verordnungen. Es ist begreiflich, daß die das Präsidium führenden Commissaire des Königs von den stolzen Prälaten und Baronen ungern gesehen wurden, besonders weil erstern die Bekanntmachung mancher lästigen, die alten Freiheiten schmälernden Ordonnanzen oblag.

Im J. 1302 erließ Philipp der Schöne die Verordnung, daß jährlich zwei Mal, acht Tage nach Ostern und acht Tage nach Michaelis, der Schiquier gehalten werden solle, und zwar beide Male in Rouen, während seit den Zeiten von Philipp August das Gericht abwechselnd in Rouen, Falaise und Caen zusammengetreten war. Daß der König mit ähnlichen Reformen auch in andern Landestheilen durchgriff, ergibt sich daraus, daß in dem nämlichen Jahre für das Parlament Paris, für den großen Gerichtshof der Champagne Troyes als fester Sitz angewiesen wurde. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß, seit die Könige Herren der Normandie waren, die Souverainetät des Schiquier planmäßig eingeengt wurde. Es konnte ihnen nicht unerwünscht sein, daß unzufriedene Parteien beim Parlamente in Paris Appellation einlegten, die auch dann noch fortdauerte, als in Berücksichtigung der über diesen Gegenstand vorgebrachten Klagen durch eine 1314 erschienene Verordnung jede Berufung auf einen zweiten Gerichtshof untersagt wurde. Dagegen pflegte der Schiquier selbst bei verwickelten Fällen die königliche Entscheidung einzuholen und ein Rescript zu erbitten, welches bei vorkommenden Fällen die Norm abgeben könne. So namentlich 1234 über die Frage, ob eine Frau, die sich in der Gewalt des Eheherrn befinde und deswegen weder Schenkung noch Verkauf vornehmen dürfe, das Recht habe, durch Schenkung oder Testament zu Gunsten der Kirche zu verfügen; eine Frage, die von Ludwig IX. bejahend erwidert wurde, mit dem Zusatze, es dürfe die Frau jedoch nur au lit de mort also verfahren.

Als 1391 mehre Anwalte Klage erhoben, daß der Mangel geschriebener Gesetze zu einer Unordnung führe, über die man nicht mehr Herr zu werden vermöge, ließ Karl VI. durch zu diesem Zwecke berufene Rechtskundige eine Proceßordnung (Stille de procéder) entwerfen. Während im 13. Jahrhundert das Ordal des glühenden Eisens noch häufig Anwendung fand, traten in dem darauf folgenden Jahrhundert mehr die gerichtlichen Zweikämpfe hervor. „Ich klage", trat Einer auf, „daß Jener da während des Gottesfriedens meinen Vater treulos erschlagen (meurdry) hat, bin bereit solches zu beweisen und Jenen zur bestimmten Stunde eines bestimmten Tages zum Geständnisse zu zwingen." Der Angeklagte leugnete und warf seinen Handschuh hin; ein Gleiches that Kläger und der Gerichtshof ließ die Handschuhe aufheben und beide Theile nach dem Gefängnisse abführen. Dort fanden sie ung maistre qui les enseignoit ès armes et les autres choses qui mestier (nécessaire) leur estoient. Am festgesetzten Tage erschienen beide vor dem Gericht, Stock und Schild in der Hand, wurden auf den Kampfplatz geführt und während die Zuschauer sich um die Schranken drängten, riefen Herolde: „Au nom du Roy, que aulcun de ceulx qui illec sont, ne soit si hardy, sur peine de la hart, de faire aux champions ayde ne nuysance, par faict ne par dict!" Auf dem Kampfplatze knieten beide Männer nieder und bekannten, indem sie einander die Hand reichten, daß sie an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist glaubten. Dann sprach Beklagter: „Höre, Mann, den ich bei der Linken halte und der sich Richard seit der Taufe nennt, höre, daß ich deinen Vater nicht gemordet habe, so wahr mir Gott helfe und seine Heiligen." „Höre", antwortete Kläger, „Mann, den ich bei der Rechten halte und der sich Ludwig seit der Taufe nennt, höre, daß du gelogen hast, so wahr mir Gott helfe und seine Heiligen." Nachdem hierauf beide geschworen, daß sie sich keiner Zaubermittel bedient hätten, um den Sieg zu erringen, begann der Kampf. Blieb der Beklagte unbesiegt, bis die Sterne am Himmel erschienen, so war seine Unschuld erhärtet; unterlag er, oder traf ihn Tod, so wurde er als ein Schuldiger, todt oder lebend, nach dem Galgen geschleppt und sein Nachlaß verfiel dem Könige.

So wird uns durch die in den Registern aufgezeichneten Klagen und Urtheile ein lebendiges Bild der rechtlichen Verhältnisse und der bürgerlichen Sitten jener Tage geboten. Gewöhnlich geschah es vor dem Schiquier, daß der Vater seinen Sohn aus der väterlichen Gewalt entließ und ihm bei dieser Gelegenheit eine Summe Geldes behufs der Führung eines eigenen Haushaltes übergab. Von diesem Augenblicke an durften, nach dem in der Normandie geltenden Herkommen, Vater und Sohn während eines ganzen Jahres nicht unter dem nämlichen Dache schlafen; beide mußten, sobald sie aus dem Gerichtssaal traten, verschiedene Straßen einschlagen. Dem Eheherrn stand das Züchtigungsrecht gegen die Frau zu, aber es durfte nicht über eine simple bateure hinausgehen; es stand der Frau die Klage zu, sobald der Mann sie méchaigne (blesse) ou luy crève les yeulx, ou luy brise les bras, ou a accoustumé de la traicter villainement. Besonders häufig waren die Streitigkeiten über das Strandgut (le varech). Im Allgemeinen galt der Grundsatz, daß, was die See auswerfe, Dem gehöre, welcher den Strand zu seinen Lehen zähle. Nun geschah es häufig während des langen Krieges, den Frankreich im 14. Jahrhundert mit England führte, daß ans Land geschleuderte Engländer Gelegenheit zu der Frage gaben, ob sie Dem gehörten, der sich ihrer, der Feinde des Landes, zuerst be-

mächtigt? oder dem Besitzer des Bodens, wo sie gestrandet? oder, als Feinde des Königs, diesem letztern? Einst geschah es, par fortune du temps, daß 36 Engländer an die Küste verschlagen wurden, wo die Abtei Fécamp das Strandrecht ausübte. Für König Karl VI. führte bei dieser Gelegenheit der Bailli von Caux vor dem Echiquier das Wort; aber der Gerichtshof entschied zu Gunsten des Abtes.

Folgen wir nun dem Verf. in seiner Geschichte des Parlaments der Normandie unter Ludwig XII. und Franz I., so stoßen wir zunächst auf die Bestrebungen der Könige, in dem von Feinden gesäuberten Lande das Ansehn der Krone fest zu gründen und die Rechtspflege durch Errichtung großer Gerichtshöfe nach Art des Parlaments von Paris zu verbessern. In gleichem Grade, als die früher wenig beachteten Legisten rasch an Ansehen stiegen, traten die Beisitzer der Gerichte aus dem Prälaten- und Herrenstande in den Hintergrund. Im J. 1453 schuf Karl VII. den Gerichtshof der Dauphiné zu Grenoble in ein Parlament um; 1443 wies er dem Parlamente von Toulouse eine bleibende Stätte daselbst an und setzte das für Guienne ein; Karl VIII. verlieh Burgund und der Bretagne, Ludwig XII. (1501) der Provence ein Parlament. Unter demselben Könige ging eine durchgreifende Metamorphose mit dem Echiquier vor.

Daß dieser Gerichtshof nur zweimal im Jahre auf vier bis sechs Wochen zusammentrat, konnte nicht genügen, um die Processe der großen Provinz zu erledigen. Kam nun dazu, daß die Commissarien des Königs fast nie, die Prälaten und Barone nicht immer der Coutumes kundig waren, so begreift man, wie sich das Sprüchwort bilden konnte: „Mieulx vauldroit à ung homme quicter son droict que de en faire la poursuilte." Ludwig XII. hatte, seit er als Herzog der Normandie vorstand, diesen traurigen Zustand der Justiz kennen gelernt, und seitdem er die Krone trug, arbeitete er mit George d'Amboise an Verbesserung der dortigen Rechtspflege. Zu diesem Zwecke berief er die Abgeordneten der Normandie zu sich nach Blois, unterhandelte mit den Ständen des Herzogthums und erließ in Übereinstimmung mit denselben die Verfügung, daß der Echiquier ununterbrochene Sitzungen halten und mit rechtserfahrenen Männern bestellt werden solle. Hierauf verlegte der Gerichtshof seinen Sitz vom Schlosse in den auf Kosten der Stadt Rouen prächtig aufgeführten Justizpalast. Die Mitglieder erhielten ein scharlachrothes Amtsgewand; durch sie geschah beim Könige der Vorschlag von Candidaten für eingetretene Vacanzen. Alle Bemühungen der Barone, dieser Umwandelung des Echiquier entgegenzuwirken, scheiterten an der Festigkeit, mit welcher Franz I. die Legisten vertrat; durch ihn erhielt der Gerichtshof 1515 die Benennung Parlament. Wegen der sich häufenden Processe wurde dieses Parlament vier Jahre später um einen Präsidenten und acht Räthe gemehrt und in einen Civil- und Criminalsenat getheilt. Die Sentenzen des letztern (Tournelle) sind in den Registern enthalten und zeugen von großer Strenge. Jede überführte Kindesmörderin wurde auf dem Marktplatze von Rouen verbrannt, Falschmünzer wurden in ein Gefäß mit siedendem Wasser geworfen, Mörder gliederweise zerstückt, ehe man den Kopf vom Rumpfe trennte. Durch ein Edict vom Jahre 1534 wurde die Strafe des Rades eingeführt. Drei Tage und fünf Stunden rang der erste Unglückliche, welcher diese Strafe litt, mit dem Tode. 75.

Bibliographie.

Arnim, C. O. L. v., Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid zu Anfange des Jahres 1841. Mit Titelbild. 8. Berlin, A. Duncker. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 8ter, 9ter Band. — Mit d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Fredrika Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. T.: Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Aus dem Schwedischen. 2 Theile. 2te verbesserte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr. (16 Gr.)

Brittenlieder. Ausgewählt und übertragen von W. Cornelius. 1stes, 2tes Bändchen. 16. Stralsund u. Berlin, Cornelius. 1840. 1 Thlr.

Cosmar, A., Dramatischer Salon. 1842. 16. Berlin, Klemann. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Dellarosa, L., Astolfo, der Guerilla-Hauptmann, oder: Das unterirdische Blutgericht in Barcellona. Schreckensscenen aus dem spanischen Kriege. Mit 1 Titelkupfer. 8. Wien, Haas. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Die Familie von Steinfels oder die Creolinn. Ein Roman von der Baroninn v. B. 2 Theile. Gr. 12. Hanover, Hahn. 2 Thlr. 25 Ngr. (2 Thlr. 20 Gr.)

Fay, Th. S., Die Gräfin. Aus dem Englischen von F. Elbrecht. 3 Theile. 8. Berlin, Jonas. 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Gelzer, H., Die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing. Nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Hage, J. van der, Das Schloß Loevestein im Jahre 1570. Geschichtliche Erzählung aus dem achtzigjährigen Kriege. Aus dem Holländischen von J. D. von Betaz. 3 Bände. Gr. 12. Lemgo, Meyer. 3 Thlr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Reisebriefe. 2 Bände. 8. Berlin, A. Duncker. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

— — Ulrich. 2 Bände. 8. Berlin, A. Duncker. 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 Gr.)

Langer, J., Neue Erzählungen und Humoresken. 3tes, 4tes Bändchen. Gr. 12. Wien, Tendler u. Schaefer. 2 Thlr.

Memoiren eines Apostaten. Aus dessen Papieren herausgegeben von F. E. Pipitz. 8. Stuttgart, Cast. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Müller, W., Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1842. 8ter Jahrg. Mit 4 Kupfern. Gr. 16. Berlin u. Stralsund, Cornelius. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Quednow, A., Aus der Schule des Lebens. Roman in drei Büchern. 8. Stuttgart, Cast. 1842. 1 Thlr. 18¾ Ngr. (1 Thlr. 15 Gr.)

Roswitha. Almanach der Schönheit und Tugend geweiht von Chlodwig. 1ster Jahrg. 1842. Mit 6 colorirten Bildern. 16. Guben, F. Fechner. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Sander, H., Athen und seine Umgebungen mit einem kurzen Überblicke seiner Geschichte und mit Berücksichtigung seiner Alterthümer und der darauf bezüglichen Mythologie. Mit 1 Plane von Athen. 8. Mainz, v. Zabern. 15 Ngr. (12 Gr.)

Schubert, E., Graf Ladroni, oder die Todtenkrone. Historisch-romantisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. 2 Bände. 8. Leipzig, Lauffer. 1841, 42. 3 Thlr.

Berliner Theater-Almanach auf das Jahr 1842. Herausgegeben von *A. Cosmar.* 7ter Jahrg. 16. Berlin, Bade. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Traumleben, Traumwelt. Vom Verfasser der Preisnovelle Zeitspiegel. Gr. 12. Leipzig, Volckmar. 1842. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Türk, K., Geschichtliche Studien. 1ster Bd. 1ste Abth. Spanien und die Denkmäler seiner Geschichte, bis 711 n. C. Gr. 8. Rostock, Leopold. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Weber, W. E., Das christliche Bedürfniß der Zeit dem Pietismus und insonderheit dem Krummacherthum gegenüber. Gr. 8. Bremen, Schünemann. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Zedlitz, J. Ch. Baron v., Todtenkränze. Canzone. Der 2ten Original-Auflage 2ter Abdruck, mit 34 Polytypen und 2 Holzschnitten verziert. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 305. —— 1. November 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Chatterton und die verschmachtenden Dichter.

Auch wieder eine von den Persönlichkeiten, welche die unbarmherzige Jetztzeit mit rauher Hand eines gewissen altgewohnten Nimbus entkleidet und den Blicken der Kritik schonungslos preisgegeben hat. Es war zur Gewohnheit geworden, wenn man von verschmachteten Poeten, von Künstlern sprach, welche die undankbare Welt im Elend hatte verkommen lassen, indeß die Nachwelt ihnen Statuen setzt — auch Thomas Chatterton, den Jüngling von Bristol, zu nennen. Er auch gehörte mittels einer gläubigen Annahme zu den transscendenten Geistern, welche die Mitlebenden zu erkennen unfähig waren, die ihr Herzblut für den Dienst des Geistes verspritzten, die die Sündenschuld der Welt trugen und ihren Undank bei dem Himmel verklagten. Im Allgemeinen müssen wir bekennen, daß wir gegen solche Anklagen recht ungläubig sind; es will uns scheinen, daß fast in allen Fällen, welche von dem himmelschreienden Undank der Welt erzählt werden, eine erkleckliche Dosis von Selbsttäuschung unterlaufe, ja, daß sie meistens geradehin auf Fictionen beruhen, oder doch eine so überwiegende Last von Selbstverschuldung, Blindheit oder Eigensinn darbieten, daß man in dem Vorwurf des Undanks Maß zu halten alle Ursache hat. Ja, es wäre nicht ohne Interesse, alle diese stets und immer angerufenen Fälle einmal zusammenzufassen, sie einer tüchtigen historischen Kritik zu unterwerfen und dann zu sehen, was denn an der Anklage Wahres bestehen bleibt und wie weit die Welt zu verklagen ist. Wir sagen nicht, daß die Welt stets dankbar sei, behüte der Himmel — der größte Wohlthäter der Menschen war ja auch das größte Opfer ihres blöden Undanks. Sie ist so oft vielmehr übermäßig dankbar, daß es ein Wunder wäre, wenn sie nicht auch zuweilen das Gegentheil sein sollte. Goethe hat hierüber schöne Worte gesagt und uns streng logisch erwiesen, daß Dankbarkeit überhaupt nicht in der nackten Menschennatur begründet, sondern die Frucht der Erfahrung sei. Allein gerade die Fälle, die man uns immer und immer als Beispiele des Undanks der Welt citirt, wollen doch nicht recht in unsere Überzeugung eingehen. Die Welt ist, wie das Kind, im Allgemeinen nicht zum Danke geneigt, aber mit der Sünde des Undanks rächt sie gewöhnlich eine gegen sie begangene Sünde wie das Kind. Verfehlt euch gegen das Kind im Großen eures Verhaltens und beschenkt es im Einzelnen, es wird euch nicht dankbar sein; verweist ihm sein Recht im Großen und es wird euch lieben, auch wenn ihr es im Einzelnen verletzt. So die Welt. Wo sie undankbar erscheint, rächt sie, wir behaupten nicht immer, aber doch gewöhnlich, eine gegen sie begangene, gegen ihren Geist gerichtete große Sünde.

Diese unsere Überzeugung findet in der Schrift:

Chatterton. Von Hermann Püttmann. Zwei Theile. Barmen, Langewiesche. 1840. 8. 1⅚ Thlr.

neuerdings eine kräftige Bestätigung. Das Leben des jungen unglücklichen Thomas Chatterton aus Bristol ist ungemein lehrreich und verdient es, als Warnungstafel gegen gewisse Zeitverirrungen in größerm Kreise bekannt zu werden. Der Geist der Unwahrheit, der Geist der Lüge gegen sich selbst, der sich in dem jungen Chatterton so früh entwickelte und der, zur Herrschaft gelangt, eben seine Sünde gegen die Welt bildete, welche diese mit Nichtachtung und, wenn man will, mit Undank strafte — dieser unselige Geist verführt und verdirbt auch noch heute manche reichbegabte Natur, manches schöne Talent und weiht es der Nichtachtung, welche kurzsichtige Beobachter Weltundank nennen. Wir wissen es, der dichterisch angeregten Phantasie ist viel zugute zu halten; ihre Träume nehmen oft den täuschenden Schein der Wahrheit in solchem Maße an, daß der Träumer selbst sie für Wahrheit hält und als Wahrheit ausspricht. Aber die Phantasie bedarf doch der Ruhe, sie ist doch nicht stets rege und lebendig

und es kommen doch Augenblicke der Sammlung, wo auch der Träumer der Dinge wahre Gestalt und sich selbst erkennt. In solchen Augenblicken die Täuschung absichtlich fortsetzen, gegen die Welt und gegen sich selbst mit Bewußtsein in der Unwahrheit beharren — das ist Sünde, und das Schicksal läßt diese Sünde nicht ungestraft.

Dies war das Loos des jungen Chatterton; aus diesem Loose seinem Vaterlande, England, seinen Freunden, Walpole ein Brandmal zu machen, wie es geschehen ist und wie auch unser Verf. auf unkritische Weise und mit hohlen, pomphaften Worten in der Einleitung thut — ist Widersinn und nicht zu rechtfertigende Verkehrung des wahren Thatbestandes. Thomas Chatterton, am 20. Nov. 1752 zu Bristol geboren, wo seine Voraltern seit 150 Jahren den Küsterdienst an der Marienkirche bekleideten, wuchs als Sohn einer Witwe in ärmlichen Verhältnissen empor. Ein gewisser knabenhafter Stolz auf das Alter seiner Familie, genährt durch die frühe Beschäftigung mit alten Documenten und Urkunden, die er bald nachzubilden und zu verfälschen anfing, indem er Vergnügen daran fand, sie für echt gelten zu lassen: dies und eine frühzeitige Eingenommenheit von seinen Fähigkeiten, die eine falsche Erziehung und die Schmeicheleien seiner weiblichen Verwandten nährte, scheint den Geist der Unwahrheit in dem jungen Chatterton bald so ausgebildet zu haben, daß er ihn sein ganzes kurzes Leben hindurch, ja bis in die Arme des Todes hin geradezu beherrschte. Der unglückliche Jüngling konnte gar nicht mehr wahr sein, selbst da nicht, wo es sein offenbarer Vortheil war, und so ist das merkwürdige Resultat aus seinem Dasein hervorgegangen, daß wir heute noch darüber im Zweifel sind, ob er wirklich ein Dichter war, wie weit die geistige Nachlassenschaft, welche auf seinen Namen geht, wirklich ihm angehört, oder ob sie nur ein Raub ist, den er sich aus dem dunkeln Mittelalter angeeignet hat, wie er selbst zwar vorgibt, jedoch auch wieder als Fiction erkennbar zu machen sucht. Mit einem Worte, der Zweifel, ob der Mönch Rowley, unter dessen Namen seine Dichtungen erscheinen und dessen Lebensgeschichte er mit allen Details gibt, wirklich lebte und diese Poesien hinterließ, ist noch heute ungelöst und Niemand ist im Stande, mit Sicherheit anzugeben, wie viel oder wie wenig in dem Nachlaß des Knaben Chatterton ihm eigen angehört oder nicht. Keine Kritik klärt mit Sicherheit das Räthsel auf, ob Chatterton ein Poet oder nicht war, und so rächt sich, selbst über sein Grab hinaus, noch der Geist der Unwahrheit an seinem Namen und an seinen wahrscheinlichen Werken.

Der elfjährige Knabe war finster, ernst und verschlossen; ganz vertieft in den alten Handschriften, die er in einer vergessenen Kiste der Sacristei von St.-Mary entdeckt und an denen er ohne Lehrer schreiben gelernt hatte, konnte weder der Mutter, noch der Schwester Zärtlichkeit ihn hiervon abziehen — er belohnte ihre Liebe nicht. Dagegen schrieb er, elf Jahr alt, das Spottgedicht „Will, the apostate", in dem, außer der satirischen Richtung gegen den Methodismus und die Heuchelei, schon die Bekanntschaft mit Young, Fleet und Bingham's finstern Lebensansichten hervorleuchtet. Das Bauwerk der altsprachlichen Schätze beschäftigte seinen Geist von nun an ausschließlich; in der Bemühung, diese Sprache nachzuahmen, entwarf er, 12 Jahr alt, für einen leichtgläubigen Zinngießer, Burgum, einen Stammbaum, der seine Abstammung von den ältesten Familien des Landes nachwies und den er den Leichtbetrogenen für echt aufband. Er erhielt dafür fünf Shilling als Belohnung. Der Gewinn mochte den armen Knaben reizen, er lieferte einen zweiten Theil des Burgham'schen Geschlechtsregisters und staffirte dasselbe mit Wappen und sogar mit alten Romanzen („The romaunte of the Cnyghte", angeblich von 1320) aus. Nun war er im vollen Zuge einer Täuschung, die, wenn sie keinen Grund in der Wahrheit hatte, was unentschieden bleiben muß, ihn selbst zu dem Glauben an sein Dichtertalent verleiten mußte. Funfzehn Jahre alt, kam der Knabe als Schreiber zu einem Attorney, Mr. Lambert; allein hier war seine Sphäre nicht, die größte Verachtung gegen seinen Chef und gegen seine Beschäftigung erfüllte die Seele des jungen Clerk; er stahl das Papier, um seine Lucubrationen darauf zu schreiben, und erhielt dafür Schläge. Hier ergreift uns wirkliches Mitleid für den Knaben, dessen Studien Lambert als „dummes Zeug" bezeichnete. Im Oct. 1769 sollte eine neue Brücke eröffnet werden, und im „Weekly journal" erschien zum ersten Mal unter des Mönchs Rowley Namen eine altenglische Beschreibung des Zuges über die alte bristoler Brücke im J. 1270. Diese in Geist und Form trefflich gehaltene Darstellung machte das größte Glück: Chatterton war ihr Verf. oder Bearbeiter; er hatte nun eine Firma für seine seltsame Anonymität und blieb von nun an dieser Firma treu. Gedichte, Bruchstücke von Predigten, Urkunden, Zeichnungen, Wappen, alles Mögliche ging nun von ihm aus, als käme es aus der alten Kiste des Mönchs Rowley. „Chatterton", sagt der Verf., „hatte einen Ambos für Alles, auf dem er ebenso leicht eine Nadel spitzte, als einen Koloß bildete." Die „Bristowe Tragedy" und andere Stücke erschienen und wurden vergessen, während der arme Knabe, unbelohnt, von Unsterblichkeit träumte. Hätte er nur einmal seinen wahren Namen genannt, sein Gesicht gezeigt! Allein die Täuschung beherrschte ihn — zu seiner Entschuldigung wollen wir jedoch nicht vergessen, daß der englische Parnaß in dieser Zeit durchaus aristokratisch gebildet und daß es die Zeit des Macpherson'schen Ossian war. Der Jüngling verlangte sehnlichst nach London; zu diesem Ende schickte er ein Bruchstück der Tragödie „Aella" — seine bedeutendste Arbeit — an den Buchhändler Dodsley, als ein Rowley'sches Manuscript. Er war 16 Jahr alt; von dem Gedichte gibt unser Verf. eine sinngetreue Übersetzung, auf welche wir zurückkommen. Der Buchhändler antwortete nicht. Chatterton wandte sich nun an den Verf. des „Schlosses von Otranto", an den reichen, vornehmen Horace Walpole, mit einem Verzeichniß alter englischer Maler, einem Gedichte auf Richard Löwenherz, angeblich vom Abt John, und einem Briefe voller Heuchelei. Dennoch

und Lüge. Walpole, der es mit einem gereizten Archäologen zu thun zu haben glaubte, antwortete dem 16jährigen Schreiberlehrling schmeichelhaft und lud ihn zu sich ein. Chatterton war selig; er schickte einen zweiten Aufsatz von Rowley und gab sich seinem Gönner zu erkennen. Walpole theilte diesen seinen Freunden Mason und Grey mit, die den Ausspruch thaten: Chatterton sei ein Falsarius ohne Talent. Nun war Walpole's Eitelkeit verletzt; ein Knabe hatte den gelehrten Lord zum Besten gehabt; er schrieb einen väterlich abmahnenden Brief und verwies den armen Knaben auf die Nothwendigkeit, Vermögen zu erwerben, wenn man mit den Musen Umgang haben wolle. Dieser Brief ist Walpole zum Verbrechen angerechnet worden; man ist so weit gegangen, ihn den Mörder des genialen Chatterton zu nennen. Würden Viele unter uns, nicht gerade in der Form, aber in der Sache anders gehandelt haben? Und war Chatterton's Betrug, seine Täuschung eines Mannes, dessen Gönnerschaft er suchte, nicht der Quell dieses niederschlagenden Erfolges! Von nun an ergriff finsterer Mismuth den Knaben, der die Welt zu täuschen versucht hatte und der nur sich selbst hinterging. Auf einen fernern impertinenten Brief an Walpole empfing er seine Manuscripte ohne Antwort zurück und rächte sich nun durch Strafepisteln und gehässige Anspielungen gegen den verlorenen Gönner, die ihm nicht zur Ehre gereichen, z. B. in den „Memoirs of a sad dog". Seine tiefe Zerrissenheit aber bezeugt das lange Gedicht „Glück". Spottgedichte gegen die Bristoler machten ihm seinen Aufenthalt immer unerträglicher und obgleich in dem Gedichte „Resignation" ein besserer Geist durchzubrechen ringt, obgleich er sich bescheidet:

> Es wird das finstre Kleid der Nacht,
> Das sich gelegt um meinen Geist,
> Verschwinden, wenn der Tag erwacht,
> Den Gott: mein Ost, mein Licht! verheißt —

so dachte er doch schon jetzt, unwahr wie immer, gegen sich selbst, an Selbstmord. In diesem Sinne schrieb er 1770 sein poetisches Testament und in knabenhafter Eitelkeit selbst für sich und seine Familie eine sechsfache Grabschrift. Er verdammte darin die Musen, als Ammen der Armuth und Tollheit. Mitten unter diesem Treiben eröffneten sich jedoch bessere Aussichten in London. Er reist dahin ab, findet eine freundliche Aufnahme bei einigen Redactionen und Buchhändlern, ist glücklich, selig über den Ruhm, der ihm zu Theil wird, indem er anonyme Aufsätze in die Journale schickt, und träumt sogleich wieder von Glück und Reichthum. Diese Träume, der Jubel in seinen Briefen an Mutter und Schwester, die Selbsttäuschung über seine Lage, die glänzenden Beschreibungen, die er seinen Verwandten und Freunden davon macht, die Geschenke, die er nach Bristol sendet, Alles dies verzeihen wir dem achtzehnjährigen Jüngling gern; denn hier ist er Mensch und Knabe. Er sieht sich unter Menschen seines Schlages — seiner Meinung nach die beste Gesellschaft — hin und wieder spricht ein Lord sogar mit ihm; alle Welt ist erstaunt, einen Jüngling zu sehen, wo man einen betagten Gelehrten, einen Alterthumsforscher, einen Mann in Amt und Würden zu sehen erwartete, und diese Täuschung machte ihm die größte Freude. Doch der Jubel ist nur zu kurzer Dauer bestimmt; das Schreiben von Essays bringt wenig ein; es ist erwiesen, daß der über seinen Wohlstand jubilirende Jüngling vom 23. Mai bis 20. Aug. 1770 für seine Essays im „Gospel magazine", „Town and country", „Court journal", „London register" und „Political register" und für 16 Lieder nicht mehr als 4 Pfund, 15 Schilling und 9 Pence einnahm! Dreißig Thaler etwa für vier Monate angestrengter literarischer Arbeit! Hier mußten auch dem Jünglinge die Augen aufgehen. Nun, ihm selbst gingen sie auch wol auf, aber Eitelkeit und Unwahrheit bewegten ihn, die verschwundene Täuschung gegen seine Verwandten und Freunde fortzusetzen. Er mochte nicht gestehen, was ihm selbst unzweifelhaft war, und mitten im nagenden Herzenskummer jubilirte er fort in seinen Briefen nach Bristol, und um nur nicht zu bekennen, daß er sich geirrt habe, schickte er selbst in dieser Periode der Entblößung noch Geschenke an Schwester und Mutter. Indeß verdüsterte sich sein Geist mehr und mehr. Er hungerte lieber, als daß er einem Menschen seine Lage gestand, seines Innern wahres Angesicht zeigte. Noch am 12. Aug. schrieb er nach Bristol: „Mein Platz ist unter den Großen der Erde: ich bin nicht zum Krämer geboren." Die Hülfe seiner ehrlichen Hauswirthin, Mrs. Angel, lehnte er selbst am letzten Tage noch ab. Am 24. Aug. 1770 schloß er sich in sein Zimmer ein; was er dort begonnen, weiß Niemand; man fand ihn todt auf seinem Bette; ein auf dem Tische stehendes Fläschchen enthielt die Reste einer Arsenikauflösung. Seine Leiche wurde auf dem Armenkirchhof von Shoe-lane beerdigt; Niemand folgte ihr. Am 26. Aug. kam Dr. Fry, Vorsteher des John's College in Oxford, zu dem Zweck nach London, um den Verfasser von Rowley's Dichtungen aufzusuchen und ihn im Nothfall zu unterstützen. Er war seit zwei Tagen todt. Eitelkeit, Unwahrhaftigkeit, Mangel an Vertrauen zu Gott und zu den Menschen hatten den kaum achtzehnjährigen Knaben getödtet; nicht aber der Undank der Welt, wie unser Verf. meint, denn der Welt hatte er sich gar nicht gezeigt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Genius des Cultus. Ein Wort zur Verständigung mit den Gebildeten unserer Zeit über die Verehrung des Genius. Von J. D. Seisen. Berlin, Duncker u. Humblot. 1841. Gr. 8. 1⅙ Thlr.

Die vorliegende Schrift berührt eine der wichtigsten Fragen aus dem religiösen Leben der Gegenwart und nimmt insofern die Aufmerksamkeit eines weitern Kreises in Anspruch, als sie in ihrer Eigenschaft einer theologischen Streitschrift thun könnte. Seitdem man in religiösen Dingen dem Denken überhaupt wieder eine Berechtigung zugestand, führte die Schärfe der trennenden Verstandestheologie zunächst zu dunkler Trostlosigkeit. Sie zeigte außer und über der Welt einen allmächtigen Gott, der aus einer unbekannten blos gedachten Sphäre

des reinen Nichts die Welt als ein zweites geschaffen hatte; in der Welt erblickt sie zerstreute und getrennte Einzelwesen, deren Gesammtbegriff ein leeres Wort blieb, und zwischen Gott und Welt und den Einzelnen leere Zwischenräume, welche der Geist nicht auszufüllen vermochte. Hatte man früher durch Vorstellung und unmittelbares Bewußtsein diese Lücken zwischen den Gegensätzen erfüllt, so war jetzt der Geist der Zeit ein anderer geworden; jene unmittelbare Vorstellung war verloren gegangen und die Gegensätze standen sich in unvereinbarer Schroffheit gegenüber. Begeisterte Erhebung des Gemüths zu dem Ewigen, Erkennen des Zusammenhangs des Einzelnen mit dem All und gleichsam der Banden der Abstammung, welche der Individualität ein geistiges Vaterland gibt, ja selbst die Übung christlicher Liebe war nicht mehr möglich, denn die Denkbarkeit eines Überfliegens jener Kluften war in Zweifel gestellt, und der Verstand vermochte nicht zu beweisen, daß nicht jeder Versuch dazu ein leeres Hirngespinnst sei. Es kam daher bei der selbständigen Berechtigung der Zeit, bei der Unmöglichkeit, in der historisch ergründeten Gewißheit vom Glauben der Vorwelt einen Grund für die Richtung des religiösen Bewußtseins der Gegenwart zu finden, auf begreifendes Erkennen an; und in dieser Hinsicht ist die neuere Zeit zu einem Standpunkte gediehen, der eben deshalb als ihr eigener und durch Interessen und Wünsche Einzelner nicht zu beseitigender Ausdruck erscheint, weil sowol die philosophische Forschung als auch das aus jener Trostlosigkeit der Gegensätze nach einem Haltpunkte hingetriebene Bewußtsein aller Gebildeten auf ihm angelangt ist. Gott ist nicht außerweltlich, vielmehr ist die Welt nur die Offenbarung seines Wesens: das Geistige in der Welt, in der Menschheit ist Gott. So fallen die Gegensätze fort; der Mensch bedarf keiner vergeblich gesuchten Brücke, die ihn mit seinen Mitmenschen, mit dem absoluten Geiste zusammenbrächte; der absolute Geist umfaßt das gesammte geistige Leben, und in dem Bewußtsein des Individuums von seiner Einheit mit dem absoluten Geiste, in der Überzeugung, daß es nicht in den Schranken einer begrenzten Persönlichkeit, welche es in der Sphäre der Zufälligkeit und Vergänglichkeit an sich trägt, sondern nur in jener Einheit seine Freiheit finde, liegt sein religiöses Glaubensbekenntniß, seine Verknüpfung mit Gott und den Mitmenschen und in dem begeisterten Erfassen dieser Einheit sein Cultus. Es leuchtet ein, wie diese als pantheistisch verschriene Richtung auf die bisherigen Ideen von Cultus und Anbetung wirken mußte. Die Scheidung des Individuums von Gott, das väterliche Verhältniß verschwindet, und an die Stelle des gläubig kindlichen Vertrauens, welches durch Bitte und Gebet Hülfe in der Noth erwartet, auf besondere Fürsorge in irdischen Verhältnissen hofft und für empfangene Wohlthaten dankt, tritt eine geistige Erhebung, welche von solchen aus der Endlichkeit entnommenen Vorstellungen befreit ist. Betrachtet man so die Schöpfung als die Manifestation des ihr immanenten Gottes, so sind die ausgezeichnetsten Künstler, Dichter, Weisen und Helden diejenigen, in denen die Offenbarung Gottes in der Menschheit persönlich und individuell erreicht wird. Diese werden dann als Genien der Menschheit Gegenstände einer Verehrung, die sich in innerer geistiger Vereinigung, in Denkmälern und Gedächtnißfesten äußert. Damit hören die Genien auf, blos Vorbilder und historische Erscheinungen zu sein, deren hohe Persönlichkeit drückend und erniedrigend auf minder Begünstigte wirkt; es erfüllt sich vielmehr Goethe's Ausspruch, daß es gegen hohe Vorzüge Anderer keinen andern Schutz gibt, als sie zu lieben. Es ist indeß kein ausschließliches Vorrecht dieser Genien, Träger der Offenbarung Gottes zu sein; diese vollzieht sich vielmehr im Ganzen und das Ganze macht Anspruch auf Das, was der Einzelne errungen hat. Das Verhältniß der Genien zu Christus bestimmt sich dann folgendermaßen: Entweder müssen wir in allem Endlichen — in verschiedenem Grade nämlich nach den verschiedenen Stufen seiner Lebendigkeit und Geistigkeit — die authentische Offenbarung Gottes und in der Menschheit seine wahre Menschwerdung sehen, und dann kann aus dieser Gesammtheit kein einzelnes Individuum mit ganz eigenthümlichen Ansprüchen hervortreten; oder, glauben wir eine solche Würde allem Endlichen versagen zu müssen, so ist sie damit auch jedem einzelnen menschlichen Wesen versagt. Im erstern Falle sind alsdann die Genien der Menschheit in den verschiedenen Kreisen, in denen sie schaffend wirkten, zu verehren, Christus aber als Genius der Religion. Dieser Cultus der Genien liegt im Bewußtsein der Gebildeten und Edlern der neuern Zeit, denen die nüchterne Verständigkeit der rationalistischen Theologie, in der die im wahren Cultus erscheinende Gemüthserhebung nur als etwas Herkömmliches und Conventionelles beibehalten ist, nicht genügte und die es nicht vermochten durch tüchtige Einübung jenes blos Conventionnellen sich dasselbe zur eigenen Natur zu machen und sich damit in die Arme des Mysticismus zu werfen. Das aber, was im Geiste der Zeit lag, hat zuerst Strauß in seiner Schrift „Zwei friedliche Blätter" klar ausgesprochen. So offenbart sich der Geniencultus in Bettina's Verhältniß zu Goethe und manchen andern Erscheinungen der neuern Zeit und wird gewiß — nach der Säuberung von einzelnen Albernheiten — in der geistigen Richtung der Gegenwart ein wichtiges und, weil ihm eine wahre Idee zum Grunde liegt, auch ein heilsames Element bilden. Gegen diesen Cultus und besonders gegen Den, welcher ihn zuerst aussprach, gegen Strauß, streitet nun der Verf. der vorliegenden Schrift und will bemerklich machen, „wie die christliche Religion ihren wesentlichen Bestimmungen nicht entfremdet, wie ihre Verehrung Gottes in Christo nicht dürfe zu einem Geniencultus alterirt werden". Von Seiten der Orthodoxie ist keine Widerlegung, sondern nur ein schauderndes Wegwenden von der ganzen neuern Richtung des religiösen Lebens zu erwarten; die Orthodoxie wird daher auch nur die Schwachen und Geistlosen wiedergewinnen, welche die Hoffnung aufgeben, *einen geistigen Halt* zu erlangen, und sich deshalb einem *bequemen Glauben* ergeben, für den sie die äußere Bewährung haben, daß sie ihn mit Andern theilen. Deshalb stellt sich der Verf. auch, so schwer ihm diese Selbstverleugnung wird, mit Strauß auf einen gleichen Standpunkt und läßt das philosophische Princip der Immanenz Gottes in der Welt gelten. Er zeigt dann die Unwahrheit des Geniencultus aus der Idee des Cultus, die damit nicht bestehen kann, indem die Andacht und die *sacramentalische Einigung* fehlt und die ethische Stellung der Genien sie nur zu Wesen macht, in denen die Anbetung Gottes ihren Gipfelpunkt erreicht hat. Sie sind die göttlichen Anbeter, nicht aber göttlicher Anbetung würdig. Endlich streitet der Verf. vom Standpunkte der Religion aus: die Genien sind mit Christus nicht in eine Kategorie zusammenzustellen, sie erhalten erst von ihm Licht und Kraft und alle Genialität fließt *aus der Religion* ab. Es gibt also auch keinen Genius der *Religion*, namentlich ist Christus kein solcher. Der Genius ist nur das Verehrende: seine Verehrung ist eine Verehrung der Verehrung. So ist denn nur von einem **Genius des Cultus** die Rede; qui coluere coluntur, und dieser kann nur *in der Rückwirkung* auf den kirchlichen Cultus eine Wahrheit haben.

Wir bezweifeln, daß durch diese Deduction des Verf. der Geniencultus widerlegt ist. Er hat in der That den Standpunkt der Genienverehrer nur scheinbar angenommen: was ihm nothwendige Bedingnisse des religiösen Cultus sind, werden diese aufzugeben geneigt sein, da mit ihrer pantheistischen Richtung das Verhältniß des Verehrenden zum Verehrten offenbar geändert ist. Es kam also, um die für falsch gehaltene Erscheinung des Geniencultus zu widerlegen, doch immer darauf an, die pantheistische Richtung im religiösen Leben zu bekämpfen. Ob sich aber diese durch den Scharfsinn Einzelner ausrotten läßt, steht sehr zu bezweifeln, da sie nicht von Einzelnen den übrigen eingeredet ist, sondern eine Stufe geistiger Entwickelung zu sein scheint, welche die Menschheit jetzt zu betreten hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 306. —— 2. November 1841.

Chatterton und die verschmachtenden Dichter.

(Beschluß aus Nr. 305.)

Man hat des Knaben Chatterton Gedichte sorgfältig gesammelt, ihre neuen Schönheiten gepriesen und bewundert und die Kritik war eifrigst bemüht zu ergründen, was ihm eigen angehöre, was nicht. Diese Bemühung ist unfruchtbar geblieben; aber die Geschichte seines kurzen Lebens steigerte Reiz und Theilnahme ins Unglaubliche. Man verklagte Walpole, den Einzigen, dem er seine Noth einst vertraut; man verklagte die Welt und fortan gehörte der Name Chatterton zu denjenigen, die man stets nannte, wenn man von dem Undank der Welt gegen ihre Weisen spricht. Der Leser mag nun selbst urtheilen, ob zu einer solchen Anklage hinreichender Grund ist, oder ob zwischen dem Schicksale Chatterton's und dem des Sokrates nicht doch noch ein kleiner Unterschied Platz findet, trotz der halbphantastischen Visionen unsers Verf.

In einem zweiten Bändchen gibt Hr. Püttmann eine Reihe von Fragmenten aus Chatterton-Rowley's Werken und eine Übersicht seiner sämmtlichen Arbeiten. Sie enthalten — im deutschen Sinne des Worts — wenig poetisch Merkwürdiges, wenig uns befriedigende Poesie; in England jedoch, und besonders in dem damaligen Zustande des englischen Parnaß, mußten sie allerdings Aufsehen machen, Bewunderung erregen. Es ist darin nichts von der endlosen, künstlichen, wortreichen Gefühlspoesie der Gray, Mason, Young und Anderer; ein entschiedener Sinn, eine zwar falsche, aber feste und kräftige Weltansicht, echter Schwung und Flug der Ideen, wie ihn später Byron wieder aufnahm (dessen wahrer Vorläufer der Knabe Chatterton ist), echte Lyrik und wahre elegische Auffassung der Stoffe, dazu kernige Satire, sprudelnder Humor an rechter Stelle, das sind die hervorstechenden Eigenschaften der Poesien Chatterton's. Die Zahl und die Menge seiner Leistungen ist überraschend bei einem Dichter, der sein kummerreiches Leben, durch keinen Herzensbund verschönt, nur auf 18 Jahre brachte. Außer einer großen Anzahl von lyrischen Productionen hinterließ er die satirischen Gedichte: „Die Kew-Garden", „Die Consuliade", ein komisches Epos, „Die Prophezeiung", „Glückseligkeit", „Der Sonntag", „Die Rache", eine Burleske, sämmtlich von wahrhaft verzehrender Ironie und classisch-correcter Diction; eine Menge von Novellen, politischen Briefen, archäologischen Aufsätzen, altsächsischen und altbritischen Productionen, Nachahmungen des Ossian, Übersetzungen, den „Tony Selwood", die Tragödie „Aella", „Die Hastingsschlacht", ein Epos, Romanzen, Lieder und Erzählungen, angeblich aus Manuscripten des Mönch Rowley, Canynge, Abt John, Ischamm und Chedder, und zahllose kleinere Stücke, zu welchen sein wahres Verhältniß stets im Dunkeln blieb.

Unter den Übersetzungen, welche der Verf. als Proben dieser Dichtungen mittheilt, athmet die „Tragödie von Bristol", der Tod Charles Bawdin's, den echten Romanzengeist; die Ballade von der „Mildthätigkeit" und „Nigel" zeichnen sich durch Keckheit der Bilder und der Sprache, „Sir Roger" durch Milde und Lieblichkeit, „Ellinour und Juga" durch Zartheit aus. Die Tragödie „Aella", sein reinstes, fertigstes und gepriesenstes Erzeugniß, enthält allerdings große Schönheiten und mußte in der unfruchtbaren Epoche von 1760—70 den englischen Parnaß in große Bewegung setzen; allein sie erscheint, vom deutschen Standpunkte aus beurtheilt, doch etwas dürftig, skelettartig und trocken. Man kann die Anatomie der Tragödie an dieser Arbeit studiren; unter künstlerischem, unter technischem Gesichtspunkt vermag sie nicht zu befriedigen. Einzelne Stellen voll Kraft und Jugendfeuer und der im Ganzen wohlerfundene, doch magere Plan, an Shakspeare's „Othello" lebhaft erinnernd, müssen für die fehlende Fülle und Rundung Ersatz leisten. Zur Probe folgende Stelle aus Aella's Schlachtanrede:

> Da wir die Morgenandacht nun vollbracht,
> Laßt uns bereit sein für den nahen Kampf. . .
> Ein rothes Irrlicht soll mein Schwert erblitzen,
> Ein starker Löwe, jag' ich im Gefecht;
> Wie fallend Laub, so soll der Däne sinken,
> Ein stolzer Strom, erbrause meine Kraft.
> Ihr Männer, die den Ritternamen führen,
> Laßt blut'ge Thränen eure Schwerter weinen,
> Auf daß der Folgezeit kein Kiel verkünde,
> Daß Bristol schlief, als Feind' in England herrschten.
>
> — — — — — — — —
>
> Zum Haus des Ruhms bedarf's nicht meiner Führung;
> In eigner Brust muß euch der Pfad erglänzen;
> Das Schicksal trennt von euch ein kleiner Raum —
> Jetzt ist es Zeit, als Männer euch zu zeigen.
> Hoch schwingt das blanke Beil, gewandten Arms,
> Und stürzt euch wie die Wölfin aus der Höhle!

Auf, auf, mein Schwert! die Scheide werf' ich fort,
Bist du vom Morden müde — such' sie wieder!

In dem epischen Fragment „Die Hastingsschlacht" zeigt sich weit weniger Originalität als künstlerisches Bestreben und Ariost'sche Nachahmung, und selbst in dem Wechsel der Einzelzüge von rauhen und rührenden Details tritt der Knabe, der Neuling in der poetischen Laufbahn, deutlicher hervor. Von der Diction mag folgende Strophe eine Probe geben:

So stürzt Fescamp: o Christ, welch' hartes Loos,
Als feigste Memme unter Allen sterben;
Sein Herz bestand aus falscher Tücke blos,
Er sollt' in keinem Lied sich Platz erwerben.
Mit starker Hand warf Held Alfwold den Spieß
Laut donnernd auf des Normanns busch gen Helm,
Ah, wie er scharf den Eisenriem durchstieß
Und dann den Schädel spaltete dem Schelm!
Im Sturze spritzt sein Hirn, so warm und trüb,
Wie faules Moos verdorrter Eichen unterm Hieb.

Die Übersetzung ist, wie der Leser fühlt, nicht besonders zu loben; indeß gibt sie doch den Inhalt treulich wieder. Hiermit nun können wir unsere Anzeige beenden, da es uns weniger auf eine Kritik der poetischen Begabung des unglücklichen Knaben Chatterton, den das moderne England zu seinen Dichtern zählt, weil es an Dichtern im guten Sinne des Worts Mangel hat, ankam, als darauf, nachzuweisen, daß die leidenschaftlichen Anklagen des Verf. gegen die Welt und ihren Undank in diesem Falle wol auf einer Reihe von nicht gerechtfertigten Voraussetzungen beruhen möchten. Den Dank der Welt zu gewinnen, ist, wie man will, leicht und schwer; aber durch die Sünde der Unwahrhaftigkeit kann man ihn niemals verdienen! Und der Knabe Chatterton, der es niemals bis zur Wahrheit gegen sich selbst gebracht hatte, büßte diese Sünde wider den heiligen Geist der Menschennatur. 39.

Elise, oder Gesetz und Natur. Ein Roman aus der neuesten Zeitgeschichte von Ferdinand ***. Stuttgart, Wachendorf. 1840. 8. 1¾ Thlr.

Ich muß es sogleich mit vollem Herzen aussprechen, daß der Roman, welchen ich hier anzuzeigen habe, zu den besten gehört, die mir in neuerer Zeit vor Augen gekommen sind. Er behandelt ein Thema, das schon oft behandelt ist, aber immer aufs neue behandelt werden wird, weil es unerschöpflich ist: den Gegensatz und Conflict zwischen Gesetz und Natur im menschlichen Herzen. Unter Natur ist hier im engern Sinne der concentrirteste und gewaltigste Naturtrieb zu verstehen: die Liebe; unter dem Gesetz: die sich der freien Entfaltung dieses Naturgesetzes entgegenstellenden Institute, einerseits das der Ehe, andererseits das des Cölibats. Diese Gegenstände werden streng und scharf gehalten; ihr gegenseitiger Kampf ist der Gesammtinhalt des Buches, das ganze Interesse wird auf diesen einen Punkt gesammelt, alle Nebenideen sind als störend bei Seite geschoben. Der Roman selbst, ich meine das geschichtliche Gerippe desselben, ist einfach. Es kann und will nicht auf eine neue Erfindung, auf eine kunstvolle Verflechtung von überraschenden Handlungen und Begebenheiten Anspruch machen. Aber es ist sicher, fest, wohlgefügt und proportional gegliedert. Es bildet ein organisches Ganze, es stellt sich dar als das Resultat einer naturgemäßen, nothwendigen Entwickelung. Ich will die Grundzüge der Erzählung andeuten. Ein junger Mann, Schmidt genannt, lernt in einem Städtchen des obern Elsaß einen ebenfalls noch jungen katholischen Pfarrer, den Abt St., kennen. Dieser hat in seinem Wesen viel Räthselhaftes, das aus einem geheimen Schmerz zu entspringen scheint. Eines Abends machen Beide einen Spaziergang nach einem benachbarten Dörfchen. Auf dem Gottesacker desselben entfernt sich der Abt von seinem Begleiter und dieser sieht ihn inbrünstig auf einem frischen Grabe knien und beten. Er kommt von dort höchst aufgeregt, wie von tiefem Schmerz zerrissen, zurück. Er spricht auf dem Rückwege kein Wort, bittet aber Schmidt, den Abend, ja die Nacht bei ihm zu bleiben. Er hege Vertrauen zu ihm. Er müsse ihm sein Herz ausschütten. Die nun folgende Erzählung des Abtes bildet den eigentlichen Inhalt des Romans. Es ergibt sich daraus Folgendes. St. ist früh verwaist und wird von einem Oheim erzogen. Dieser, ein von Sünden belasteter Mensch, glaubt dieselben nicht besser abbüßen zu können, als wenn er seinen Neffen dem geistlichen Stande widmet. Der Neffe, nichts davon wissend, wächst unterdessen mit Elise, der Tochter des Nachbars, auf und es entwickelt sich zwischen ihnen ein inniges gegenseitiges Verhältniß, das späterhin zur glühendsten Liebe aufflammt. Erst die dem Neffen angekündigte Nachricht, daß er nach zwei Tagen in das Priesterseminar zu Strasburg gebracht werden soll, bringt in ihm und Elise dieses Gefühl zum Bewußtsein und gegenseitigen Geständniß. Sie geloben sich in einer mit brennenden Farben ausgemalten Scene ewige Treue und er verspricht, sich wieder vom geistlichen Stande losmachen zu wollen. Nach einer unruhig und abenteuerlich vollbrachten Nacht geht die Abreise vor sich. Das ganze Treiben im Seminar ist ihm verhaßt, er lebt nur im Gedanken an Elise, aber ein ganzes Jahr geht vorüber, ohne daß er von ihr das Geringste hört und sieht; auch er hat keine Gelegenheit, ihr Mittheilungen über sich zu machen. Da empfängt er plötzlich die Nachricht, daß Elise seit kurzem an einen protestantischen Geistlichen verheirathet ist. Er verfällt in eine hitzige Krankheit, erholt sich schwer und findet nur in den Wissenschaften einige Beruhigung. Sein Fleiß erwirbt ihm die Achtung der Lehrer und er erhält nach mehren Jahren die Stelle eines Abtes, in der ihn Schmidt vorgefunden. Ehe er dieselbe antritt, besucht er nochmals seine Vaterstadt und erfährt dort, daß Elise's jetziger Wohnort nur ein halbes Stündchen von seinem künftigen entfernt sei. Dies und die heimatlichen Eindrücke erwecken in ihm die alten Gefühle und nun beginnt der eigentliche Kampf. Er vermeidet es lange, sie wiederzusehen; endlich kann er nicht umhin, er sieht sie, sie ist bleich, abgehärmt; sie läßt deutlich ihre noch ebenso feurige Liebe für ihn durchblicken, aber sie scheint ihn für den Treulosen zu halten. Um diesen Verdacht von sich abzuwälzen, sucht er sich näher mit ihr zu verständigen. Die Gelegenheit gibt sich. Elise ist wieder die alte, ganz Glut und Leidenschaft für ihn, auch er wird fortgerissen und es erfolgt eine Scene, ähnlich der vor ihrer Trennung. Elise fühlt sich dadurch neu beglückt; sie hat ihren Mann nie geliebt; sie betrachtet die Ehe als keine gültige, weil sie nur Menschenwerk, nicht von Gott geschlossen ist; sie sieht in ihrer Liebe zu St. kein Unrecht. Der Abt sieht es anders an. Er erkennt die Heiligkeit des Instituts, die Heiligkeit des Gelübdes, das ihm keine irdische Neigung erlaubt. Die Liebe flammt in ihm mit derselben Leidenschaft, aber er will sie unterdrücken. Er vermeidet es, Elise wiederzusehen. Aber sie scheut kein Mittel, ihn von diesem Entschlusse zurückzubringen, sie bestürmt ihn mit Briefen, sie erkennt darin nur die Heiligkeit ihrer Empfindungen an, spottet über Ehe und Cölibat, beschuldigt ihn frevelhafter Gefühllosigkeit, kurz, sie entfaltet ihm die ganze Leidenschaft ihrer Liebe, aber diese Leidenschaft ist rein, denn sie verlangt nur das offene Geständniß der Gegenliebe. Der Abt kann nicht widerstehen; er geht wieder zu ihr, er sieht sie öfter, und sie leben eine kurze Zeit in der glücklichsten und reinsten Wechselbeziehung der Herzen miteinander. Bald verhindern

ihn Umstände, öfter bei ihr zu erscheinen. Da kömmt sie gar in seinen Beichtstuhl und der Ort, wo er Andere von ihren Sünden reinigen soll, wird der Ort, wo er sich selbst einer unerlaubten Leidenschaft hingibt. Dies ist nicht Alles. Elise ist in höchster Aufregung. Sie glaubt ihre frühere Gesundheit wiedererhalten zu haben, sie hat Drang nach einem vollen Lebensgenuß, sie will sich einmal mit dem Geliebten im Tanze wiegen. Im Städtchen ist bald eine Maskerade. Auf diese soll sie der Abt heimlich führen. Sein Sträuben hilft nichts. Er gibt ihr endlich das Versprechen und führt es aus. Sie erscheinen dort als Eremit und Nonne, sie geben sich dem Tanz mit Leidenschaftlichkeit hin. Elise knickt darüber zusammen, er kann sie mit Mühe unentdeckt in ihre Wohnung zurückbringen; nach einigen Tagen ist sie todt. Ihr Grab ist es gewesen, das er in Schmidt's Begleitung besucht hat. Dies des Abts Erzählung. Nach ihr erfahren wir nur noch mit kurzen Worten, daß der Abt als Missionnair nach China gegangen und dort sein Leben verloren hat.

Im Grundriß hat dieser Inhalt wenig Hervorstechendes, aber in der Ausführung. In ihr liegt der Schwerpunkt des Buches. Sie muß ausgezeichnet, mit Beseitigung einiger Mängel meisterhaft genannt werden. Erstens die treffende Charakteristik, die Tiefe der psychologischen Entwickelung, die bis ins Kleinste, in die feinsten Züge gehende Zeichnung der Seelenzustände. Das Bild der Liebe in ihrem Aufkeimen, Knospen, sich Entfalten, und zwar nicht der allgemeinen, abstracten, sondern einer ganz besondern, individuellen, in die Glut einer charakteristischen Leidenschaft getauchten, von Anbeginn an die tragische Überschwenglichkeit in sich tragenden Liebe kann kaum treffender und wahrer ausgemalt werden, als es hier, namentlich an Elise, geschehen ist. Ebenso gelungen ist am Abt die Zeichnung des dagegen kämpfenden Verstandes mit seinen Raisonnements, Reflexionen, Distinctionen, Argumentationen, durch die er es doch gerade nur so weit bringt, daß er mit Sophismen sich selbst betrügt und am Ende beweist, was das Gefühl bewiesen haben will. Und dahinter wieder bleibt nicht zurück die Schilderung des ruhigen, durch kein Gefühl aufgeregten Verstandes, wie er sich in Elise's Gemahl darstellt: kalt, stets bei sich bleibend, Recht behaltend, aber einseitig, phlegmatisch, philiströs, der tiefern Pulse des Lebens entbehrend. Elise, die reine Liebe und Leidenschaft auf der einen, ihr Mann, der kalte, leidenschaftslose Verstand auf der andern Seite, und der Abt, der erhitzte Verstand, das erkältete Gefühl, zwischen beiden — es sieht aus, als seien das nur abstracte Factoren, aus denen mit Hülfe eines psychologischen Rechenexempels auch nur ein abstractes Product gewonnen werden könne: aber doch ist Alles so kernig und fleischig, so lebensvoll und sinnlich, wie heutzutage kaum noch etwas geschaffen wird. Und so ist auch die ganze Darstellung. Der Styl ist kurz, gedrungen, glühend, aus dem Herzen quellend. Es ist kein Buchstyl, sondern ein Styl, in welchem man an einen Freund schreibt, um ihm sein Herz auszuschütten. Daher einfach, ungekünstelt, kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig; aber doch bildlich, anschaulich, wie es gerade der Gedanke fodert. Ich möchte fast glauben, daß Alles aus einer Stimmung herausgeschrieben ist, daß vielleicht die ganze Erzählung eine briefliche Expectoration ist, die der Drang des Herzens, nicht die Absicht, ein Buch zu schreiben, hervorgerufen hat. Ist dem nicht so, sondern der Styl ein reines Kunstproduct, so ist er um so bewundernswürdiger und muß entweder der Hand eines Meisters oder eines bedeutenden Talents entquollen sein. In mancher Hinsicht erinnert er an den Styl von Heinse; sein scharfes Gepräge hat etwas Goethe'sches. Dabei ist er modern, man könnte sagen, er leide auch an den modernen Fehlern: an Zerrissenheit, Schroffheit, Unruhe; aber diese Fehler werden hier zu Tugenden, denn sie sind an ihrem Orte, sie sind die Consequenzen des tragischen Inhalts. Ich will nichts mehr zu seinem Lobe sagen. Man lese selbst; das Buch ist es werth.

Zum Beleg nur noch einige Proben, zunächst aus der oben erwähnten Scene vor der Trennung: „Ich kniete vor ihr nieder und verbarg mein Antlitz auf ihrem Schoose; ich lag in meinem Schmerze dahingegossen — wir sprachen nimmer. Wir ehrten uns Beide. Es war dies ein weihender Augenblick, unsere Herzen schlossen sich fester; es geschah ein Gelübde um das andere, und doch hörte man keinen Ton und doch vernahm man keine Stimme. Es muß die Verlobung vor Gott gewesen sein, dieser Glaube tröstet mich. Es spricht mich von einer Schuld frei, gegen welche sich lange meine bessere Überzeugung aufgelehnt hatte.“ „Als ich, in mich selbst verloren, eine Weile mein Angesicht, auf ihrem Schoose verborgen hatte, fühlte ich zwei zarte Hände, die mein Haupt emporrichteten. Es waren die der Geliebten. Eine andere Gewalt hätte mich nicht vom weichen Pfühle weggebracht; — ich hätte ewig dort liegen mögen. Sie erhob mein Haupt, ich fühlte den Pulsschlag meiner Schläfe an ihren Fingern. Sie fühlte mein inneres, fieberisch aufgeregtes Leben und auch in mich strömte der fremde Geist, der mir nicht angehörte. Elise zog mich mehr empor und neigte ihr blondes Haupt, und ihre Lippen fielen auf die meinen, und Elise küßte mich, wir küßten uns zum ersten Male, aus reinem Drange, ohne Zögern, im Vollgefühl des Schmerzes und der Liebe. Als sie mir aber den Kuß gab, da geschah etwas mit mir. Ich erbebte; ich war nimmer allein mit mir, ich war zweifach, es regte sich ein Engel, ich schwamm in einer Seligkeit und sah alle Himmel offen. Wenn mich in dieser Umarmung Einer gestört hätte, Herr, ich darf's von meinem Oheim sagen — ich wäre sein Todtschläger geworden. Ich war meiner damals nicht mehr mächtig; es geschah eine Entäußerung, ich ward der Ihre, und sie ward meine. Ich hörte das Pochen ihres Herzens; ich fühlte den Hauch ihres Athems und trank denselben. Ich hätte mich betrinken mögen, um nie und nie wieder aus dem Taumel zu mir zu kommen. Ich war mächtig und kräftig, und that dennoch nur, wie sie es wollte, und ließ mich leiten, wie ein Kind, das keinen Willen hat, und für sich nichts ist, nichts kann, nichts thut — — Herr Schmidt, vergeben sie dem Ergusse meiner Seele: ich rufe jenen Himmelsaugenblick nicht gerne, nicht oft zurück; aber wenn ihn einmal die Erinnerung heraufbeschworen, dann ist er da mit seiner ganzen Gegenwart, da mit seiner ganzen Wonne, da mit seiner ganzen Betäubung. Es verging so eine Weile. Ich war aufgestanden und hatte mich neben sie hingesetzt. Ich umschlang ihre Lenden und zog den geliebten Leib zu mir; ich fragte unwillkürlich wie ein Träumender: „Elise, wem gehörst du?“ — Sie blickte mich lange an voll Verwunderung und sagte: „Das weißt du nicht?“ Und dann fügte sie hinzu: „Doch, doch, du weißt es, du mußt es wissen! Es kann mich Niemand sonst verstanden haben, und verstehst du mich nicht, so bin ich mir selber unverständlich.“ — O Wonnetaumel, etwas Vernünftiges, Unsterbliches zu besitzen, von dem wir sagen können, es ist unser. Ein fremdes Leben unser! unser mit seinen Neigungen, mit seinem Willen, mit seinen Entschlüssen! unser mit seinem Leib, unser mit seiner Seele, unser mit seiner Freude, unser mit seinem Schmerz. O Wonnetaumel, ein solches Eigenthum zu haben! Lassen Sie mich berauscht sein, Herr Schmidt, oder nennen Sie mich einen Sonderling, oder sagen Sie, ich sei ein Schwärmer, ein Narr, sagen Sie, was Sie wollen, wie Sie es wollen, ich versichere, beschimpfen können Sie mich nicht.“

Hier eine Probe, wie er das Treiben im Seminar schildert: „Es herrschte in dem langen Saale allmälig ein unbegreifliches Gewimmel. Hier maßen einige Engverbündete das Zimmer und handelten mit Wichtigkeit Gegenstände ab, die eben gar nicht von Bedeutung waren. Dort stand Einer in einer Ecke und recitirte im Gelärm eine Homilie des Chrysostomus und gesticulirte wie ein Rasender und verdrehte das Gesicht, daß Einem angst und bange wurde. Hier war wieder eine Gruppe zusammengerottet, in deren Mitte ein Sprecher das Wort hatte und sich heiser redete und am Ende nichts sagte. Dort standen zwei mit ihren Geigen und spielten Motetten des Zin-

garelli und Baccai so gräßlich schön, daß es Einem die Ohren zerriß. In nicht geringer Entfernung saß ein anderer Virtuose, der sich am Clavier abmüdete und vor Arbeit durch und durch naß war. Da standen vier Sänger, die mitten im Chaos ein religiöses Quartett probirten und andächtig in den Lärm hineinbrüllten. Dort wälzten sich Einige auf dem Boden herum und erprobten ihre Körperstärke und Gelenkigkeit in gymnastischen Übungen und schlugen sich blaue Gesichter. Es war ein Gezänk und Geschrei, Herr Schmidt, wovon es mir unmöglich, Ihnen einen Begriff zu machen. Abends hörte ich die Glocke. Erst glaubte ich, es wäre irgendwo Feuer ausgebrochen; denn plötzlich gab es im Saale ein Durcheinander, daß Einem Hören und Sehen verging. Man öffnete Pulte und machte Gepolter, man schloß Schlösser und warf Stühle um und stolperte darüber hin. Dort flogen Thüren und hier rollte man rasselnd die Stiege hinunter. Ich blickte verwundert um mich und eilte zu Einem der Tollsten, ergriff ihn beim Arme und fragte: „Bruder, wo brennt's?" Der glotzte mich mit großen rothen Augen an und platzte laut lachend, wie wenn er mich hätte ausspotten wollen, heraus: „Drunten im Refectorium in den Suppenschüsseln." Das Nachtessen also hatte den Aufruhr hervorgebracht."

Hier die Stelle, wo er den Eindruck schildert, den die Nachricht von Elise's Vermählung auf ihn gemacht. „Mein Oheim schrieb wieder wie gewöhnlich wegen Kostberichtigungen. Am Ende des Briefes stand ganz obenhin, des Notars Tochter, meine Jugendgespielin, habe sich kürzlich mit einem protestantischen Geistlichen verehelicht. Stellen Sie sich meine Lage vor, Herr Schmidt, ich las die unglückseligen Zeilen, die da standen, als hätte der Tod sie hingezeichnet mit seinem Griffel der Vernichtung; ich wollte mich überreden, ich hätte geirrt, ich las wieder, wieder, wieder; meine Hände zitterten, die Buchstaben tanzten vor meinen Augen herum, meine Augen sahen Alles zehnfach — aber es stand da, der ganze volle Satz, mit schwarzem Griffel hingeschrieben. Mir schwindelte, ich verlor die Sinne und fiel in einer Ecke nieder. Als ich zu mir gekommen war, befand ich mich auf meinem Bette und zwei meiner Stubengenossen um mich. Ich blickte sie lange an und wähnte Todtengräber zu sehen; ich fragte wie ein Wahnsinniger: „Wo habt ihr sie hinbegraben? singt das Todtenlied noch einmal?" Die beiden Lehrlinge schauten sich an; es lag Hilarität, Furcht und Schrecken auf ihren Gesichtern. Sie murmelten sich etwas zu, das ich nicht verstand, denn in meinem Kopfe war es dumpf, und in meinen Sinnen war es dumpf, und mein Verstand war daran, kein Verstand mehr zu sein. „Wo habt ihr sie hinbegraben?" schrie ich entsetzlich und sprühte Blitze aus meinen Augen. Die Ängstlichen liefen vom Bettgestelle und sagten abermals nichts. Sie wären vielleicht fortgelaufen, wenn sie nicht einem strengen Befehle zufolge unter keinem Vorwande mein Zimmer hätten verlassen dürfen. — Ich fiel in Mattigkeit zurück. Meiner Mutter Geist muß mich jetzt umschwebt haben; denn meine Fieberhitze legte sich, ich ward ruhiger, mein Kopf brannte nicht mehr so glühend — wie ich aber weniger in Nervenspannung lag, wurde ich weicher und fing an zu weinen. Ich ergriff die Hand eines meiner Wächter und sagte bittend zu ihm: „O, nur Mitleid! wo habt ihr sie hinbegraben?" — Dem Menschen fiel in diesem Augenblicke ein gescheiter Gedanke ein, der beste Zeit seines Lebens vielleicht; er sprach zu mir, um etwas zu sagen: „Bruder, sie lebt!" — Sie lebt, Sie lebt! rief ich und richtete mich im Bette auf; Sie lebt! — Gott! ist es wahr? — Sie lebt? — Ich küßte die Hand des Dastehenden und benetzte sie mit den Freudenthränen, die über mein Gesicht herabfielen; ich zog mich an ihm empor, streichelte seine Wangen und hielt mich an seinen Schultern fest. Ich lag beinahe ganz an ihm, liebkoste ihn wie einen Erretter, wiederholte zehnmal: „Sie lebt — Sie lebt — nicht wahr, du hast die Wahrheit gesagt? Du willst mich nicht täuschen, du bist kein Betrüger — sie lebt — o Gott — !! —" Ich fiel wieder zurück, der Schmerz hatte mich erschöpft; mein Wächter legte mich auf die Seite und so schlief ich ein."

Gern möchte ich auch einige Proben aus den eingeflochtenen Reflexionen und Gedanken, namentlich über Katholicismus und Protestantismus, mittheilen; allein ohnedies fürchte ich die Grenzen dieser Blätter bereits überschritten zu haben. Als Rechtfertigung dafür diene einerseits der Werth des Buchs, andererseits der Umstand, daß dasselbe meines Wissens bis jetzt von der Kritik höchst ungerechterweise vernachlässigt ist.

Richard Morning.

Literarische Notizen.

Gegenwärtig herrschen, wie bekannt, die sogenannten Physiologien in Frankreich. Eine neue der Art, eine „Physiologie illustrée", erscheint unter dem Titel „Les industriels". Diese Galerie ist mit größtem Luxus ausgestattet. Der populaire Zeichner, H. Monnier, der Verf. der „Scènes populaires" und Erfinder des braven „Mr. Prudhomme", liefert dazu die Zeichnungen nach der Natur, welche von den bewährtesten Künstlern im Holzschnitt ausgeführt werden. Besonders sind es die kleinen Handwerke und Hantirungen, die hier mit ihren Sitten und Gewohnheiten zur Sprache und zur Darstellung kommen. Von H. Monnier erschienen auch „Scènes de la ville et de la campagne", zwei Bände mit Vignetten in Holzschnitten, dialogisirte Sittenstudien enthaltend, worin sich die komische Kraft, welche Monnier zugleich als Schriftsteller und als Zeichner charakterisirt, wie in seinen frühern Arbeiten beurkundet.

Der Marquis Massimo d'Azeglio, Manzoni's Schwiegersohn und Verf. des „Ettore Fieramosca", hat vor kurzem einen neuen Roman unter dem Titel „Nicolo de' Lapi" erscheinen lassen, worüber sich die italienischen Zeitschriften sehr beifällig aussprechen. Der pariser Buchhändler Baudry hat davon einen Wiederabdruck veranstaltet und zugleich eine ganze Reihe neuitalienischer Werke, worunter die von Pellico, Leopardi, Niccolini, Cantu, Monti, Grossi, Tommaseo u. s. w., angekündigt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 307. —— 3. November 1841.

Cabrera. Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkriege. Von Wilhelm Baron von Rahden. Mit einem Titelkupfer, einem Facsimile und zwei Karten. Frankfurt a. M., Wilmans. 1840. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Pflicht eines Kritikers sei Unparteilichkeit. Das Wort ist leicht ausgesprochen, aber schwer erfüllt! Der Schreiber dieser Zeilen hat dies in einem seit 18 Jahren geübten kritischen Berufe nach vielfältigsten Richtungen oft genug erfahren; noch niemals aber ist es ihm so schwer erschienen, gerecht und billig zugleich zu sein, als diesem Werke gegenüber. Denn sein Standpunkt der Lebensansichten über die höchsten und heiligsten Dinge ist so völlig ein anderer, so diametral dem des Verfassers entgegengesetzt, daß es keine Seite des Buches desselben gibt, auf der er nicht als sein Widersacher bis zum letzten Hauche der Kraft auftreten müßte. Das Buch sucht eine Sache und einen Mann als groß und verehrungswürdig hinzustellen, welche beide der Verfasser dieses Aufsatzes im Innersten verurtheilen und zurückweisen muß, die Sache des Don Carlos und ihren Vertheidiger Cabrera. Wenn man so über Zweck und Grund eines Buches völlig gespalten ist, was soll man für eine Meinung über Einzelnheiten sagen? Während des Lesens, wo wir auch aufschlugen und begannen, abbrachen, neu aufschlugen und neu begannen, immer hat uns die gewaltigste Aufregung ergriffen, entweder gegen die entschiedenste Verblendung, die so rasend ist wie einst die Inquisitionstribunale, die zur Ehre Gottes die entsetzlichsten Martern für die anders Denkenden, die Edelsten der Menschheit, ersannen, oder (denn diese eine Wahl bleibt uns nur) gegen die höchsten Verbrechen, die sich gegen die Menschheit und ihre heiligsten Rechte begehen lassen. So viel mußten wir voranschicken, damit der Verf. und der Leser wisse, aus welchem Gefühle heraus der nachfolgende Bericht und Aufsatz geschrieben ist; es bleibt somit Jedem sein Recht, die Kritik, die das Visir von vornherein geöffnet hat, in Summa zu verwerfen und gewissermaßen durch die vorläufige Frage von der Tagesordnung zu beseitigen. Wer aber das nicht thut, der steht auch auf der Seite des Kritikers; und auf diese Vota zählt er.

Diese vorweg gegebene Ansicht, nach der wir das Buch in seinem innersten Wesen verwerfen und bekämpfen, wird es uns gestatten, bei dem Berichte über Einzelnes nur Andeutungen zu geben; sie gewährt uns den Vortheil, auch das Anerkennenswerthe unumwunden anzuerkennen, ohne uns dadurch einer Abtrünnigkeit von unsern Ansichten, oder auch eines furchtsamen Kleinbeigebens verdächtig zu machen. Denn an der Eingangspforte haben wir den Schild mit unserm Wahlspruche aufgestellt, der uns gegen alle Pfeile dieser Art schützt. Zur Sache.

Der Verfasser des Buches fühlte den Drang in sich, sein Leben und seine Kräfte der Sache des Don Carlos zu widmen und in seinem Heere die „Eiterbeule der Revolution" zu bekämpfen, denn so nennt er die große Bewegung der spanischen Nation, wodurch sie mit ungeheuern Anstrengungen und Opfern endlich die würdige Stellung in Europa wiederzugewinnen sucht, die ihr Jahrhunderte der unwürdigsten Beherrschungsweise geraubt haben, indem sie so lange ein Spielball der Wollust und Habsucht königlicher Günstlinge war (man denke nur an die jüngsten Zeiten des Emanuel Godoy und noch jüngere!!), die sich mit der dumpfen Gedankentyrannei eines maßlosen Pfaffenthums verschworen hatten. Diese Zeiten zu erhalten, sie zurückzuführen, ist die große Idee, für die sich der Verf. entflammte; denn, mochte er selbst in der Persönlichkeit des Don Carlos Garantie dagegen finden (wir entdecken in dieser nur die unfehlbarsten Bürgschaften für die Rückkehr solcher Tage), so wollte er doch die Formen derjenigen Regierung herstellen, unter denen solche Zeiten allein möglich geworden, und die zertrümmern, die sich als rettendes Bollwerk dagegen aufgebaut hatten. Mit diesen Gesinnungen trat der Verf. in Don Carlos' Dienste, und in dieser Färbung erzählt er uns natürlich auch alle Ereignisse, schildert er uns alle Charaktere. Seiner Darstellung zufolge wäre Cabrera das romantischste Bild eines ritterlichen Helden, den Tugend und Tapferkeit gleich schmücken, die edelsten Gefühle beseelen. Kriegerisches Talent und Tapferkeit, wer wollte sie ihm absprechen? Aber was bei würdigen Gesinnungen und Zwecken Heil und Segen wird, wird bei unwürdigen zum Fluch. So bei Cabrera. Seine Tapferkeit wandelt sich in Unmenschlichkeit, sein Talent wird ein Verbrechen, weil es sich nur auf strafwürdige Ziele richtet. Vox populi, vox Dei! Napoleon, der kolossale Feind Englands, mit dem es den zwanzigjährigen erbitterten Kampf geführt, erregte, als der Bellerophon, auf dem er gefangen war, sich an den eng-

lischen Küsten vor Anker gelegt hatte, einen Enthusiasmus ohne Gleichen in der englischen Nation. Denn seine Zwecke, wie entgegenstrebend sie denen Großbritanniens, wie feindselig für Europa sie waren, gingen aus Weltconjuncturen hervor und wurden geadelt durch seine Größe; darum fand auch der Feind beim Feinde rühmliche Anerkennung. Cabrera kam nach Frankreich, wo man über die Tapferkeit noch leichter jedes Unrecht vergißt, er war nicht einmal Frankreichs persönlicher Gegner gewesen, er hatte sogar in Frankreich eine Partei; dennoch regte sich keine Spur von Anerkennung für ihn, ihn traf Schmach und Haß, und wehe ihm, wenn die Grundsätze, für die er gekämpft hatte, in Frankreich nicht unterdrückt gewesen wären, wenn ein absoluter Wille statt des Gesetzes herrschte! Er hätte sein Ende im Kerker oder auf dem Schaffot gefunden. Man hat unbefleckte, reine Charaktere der französischen Revolution, an denen kein Blut klebte, in die Gewalt absolut monarchischer Staaten fallen sehen und sie wurden als Verbrecher eingekerkert, gegen die Stimme des Volkes. Cabrera war ein Robespierre des Absolutismus; er fiel in die Hände des Liberalismus und das Gesetz schützte ihn; was meint Hr. v. Rahden, daß das Loos eines Robespierre gewesen wäre in der Gewalt eines absoluten Staats? Doch dies führt uns auf Abwege! Wir wollten nur von Dem sprechen, was die Stimme der Öffentlichkeit Cabrera gegenüber that! Sie verurtheilte ihn; nur mit Mühe wurde der Ausbruch des höchsten Unwillens bezähmt, um des Gesetzes willen! Napoleon wurde vergöttert! Nochmals Vox populi, vox Dei! Schmach und Fluch auf das Haupt Dessen, der dem Bürgerkriege die blutigste Nahrung gab, der in stumpfer Verblendung oder in strafwürdigster Wissentlichkeit des Unrechts die Waffen wider sein Vaterland führte; je größer jede seiner Einzelnkräfte, je größer die Summe seines Verbrechens!

Das würde unser Urtheil sein, wenn wir auch jedes Wort in dem vorliegenden Buche für die unbedingteste Wahrheit hinnähmen; wenn wir einräumen wollten, daß sich der Verfasser (obwol dies eine Unmöglichkeit der menschlichen Natur ist) jeder Parteilichkeit in der Darstellung der einzelnen Vorfälle enthalten hätte. Vollends aber, wenn wir diejenigen Abzüge von seinen Berichten machen, die der Gedanke an das Audiatur et altera pars uns fortdauernd zu machen gebietet! Betrachten wir nun Das, was uns der Verf. darbringt, etwas näher. Natürlich fußt er auf die Gefangensetzung und Hinrichtung von Cabrera's Mutter. Wir wollen diese That nicht vertheidigen; doch die größere Hälfte der Schuld fällt dabei auf Cabrera selbst. Hr. v. Rahden stellt den Vorfall mit dem schneidendsten Colorit der Parteifarbe dar (S. 11). Allein er vergißt zu sagen, oder er will es vergessen, daß die Mutter Cabrera's, nach dem Zeugniß aller gleichzeitigen Berichte, geheime Einverständnisse mit dem Sohne hatte, daß sie die Helferin seines verbrecherischen Thuns war. Es ist sehr bequem, bei solchen Gelegenheiten stets zu sagen: Die Darstellungen der liberalen Blätter waren giftige Verleumdungen! Mit welchen Phrasen Bluttthaten der greulichsten Art entschuldigt werden, lese man S. 12; wir heben nur den Schluß derselben heraus: „und erst Tags zuvor (vor dem Erschießen der Mutter) spielt ihm (Cabrera) das Kriegsglück eine große Zahl Gefangener in die Hände; er erblickt darin Gottes Finger (!!!) — er befiehlt — und alle sinken als blutige Sühnopfer seiner schuldlos gemordeten Mutter!" Also das ist der Gott, den Ihr verehrt! Er ist freilich ganz im Geschmacke Eurer übrigen Ansichten von Loos und Recht der Menschheit! Daß diese Hunderte von Geopferten so schuldlos an dem Tode der Mutter Cabrera's waren wie das neugeborene Kind, daß nur eine ganz entartete Natur eine Befriedigung der Seele in solcher Rache finden kann — das fällt Hrn. v. Rahden nicht ein! Es handelt sich aber hier keineswegs um eine Kriegsrepressalie. Nicht der Feldherr Cabrera handelt hier, um etwa durch eine energische Maßregel das Leben der Gefangenen in Feindes Hand für die Zukunft sicher zu stellen: sondern es ist die Person Cabrera's, die für eine ihm als Einzelnen zugefügte Verletzung die *Menschheit* büßen läßt in nichtswürdigem Blutdurst. Als bloße *Kriegsrepressalie* bleibt eine solche That immer schaudererregend; der Krieg, als eine Misgeburt des Völkerlebens, erzeugt auch nur Misgeburten. Allein als Einzelthat, wie hier, fällt sie in das Gebiet des gemeinen Mordes und Cabrera drückt seiner Laufbahn von diesem Augenblick an den Stempel des Räuberhandwerks auf. Und doch ist das der einzige Moment, mit dem selbst seine eifrigen Apologisten sein *späteres Kriegführen* zu entschuldigen wissen; bricht dieser Hebel, und vor unsern Augen ist er gebrochen, so bleibt nichts übrig als ein blutdürstiger Fanatiker, ein aus der vermoderten Zeit des Priesterthums in die heutige Welt hinübergeschleppter Fremdling in dem Gedankenleben und der Erkenntniß der Gegenwart!

Es ist äußerst mühselig, dem Verf. auf den tausendfachen Fußpfaden seines langen Buches voller Details zu folgen. Schon die Darstellung eines geregelten Krieges hat eine große Schwierigkeit; selten wird sie für den Leser fesselnd sein können, und ist sie das, so ist sie gewöhnlich mehr eine Poesie der Geschichte als die Geschichte selbst. Vollends aber ist der Bericht über einen Guerrillakrieg so verworren und ermüdend wie dieser selbst. Wir haben Jahre hindurch diese Speise in den einzelnen Brocken und Bissen der Zeitungsnachrichten genossen, sie war uns, wie allen Lesern, zum Ekel geworden. Hier finden wir zwar mehr Zusammenhang und Ordnung in den Thatsachen, dafür aber wird uns die Kost auch in ununterbrochener Menge vorgetragen. Wir wollen hier dem Verf. keine Schuld beimessen; wer uns Bericht erstatten soll über Das, was fünf oder sechs Jahre lang in Spanien geschehen, wer uns erzählen muß, wie zwanzigmal derselbe Ort besetzt und verlassen wurde, wie das Gefecht sich zwanzigmal glücklich und ebenso oft unglücklich entschied und doch nie einen Erfolg hatte, wer uns fortdauernd von Erstürmungen, Überfällen, Belagerungen u. s. w. zu unterhalten hat, der müßte mehr Zungen haben, als Homeros sich wünscht, wenn er uns nicht ermüden sollte. Wir haben es ununterbrochen mit einer Anzahl von spa-

nischen Namen der unbedeutendsten Orte zu thun; ohne Specialkarte läßt sich fast keine halbe Seite des Buches mit Bewußtsein lesen. Wer vermag das auszuhalten, der sich nicht berufen fühlt, das Buch als ein Kriegsstudium zu behandeln? Und welcher Militair, möchten wir fragen, wollte hier lernen, wo alle Kunst des Feldherrn in der Zufälligkeit des Terrains, in der Einwirkung tausendfältiger Nebenverhältnisse sich zersplittert, die außer aller Berechnung liegen und die sich nie zum zweitenmale wiederholen? Man kann wol den Krieg aus den Feldzügen Friedrich's und Napoleon's studiren, aber nicht aus einem Bürgerkriege, wo der Nachbar dem Nachbar auflauert, wo zuletzt Alles auf gewandte Persönlichkeit hinausläuft. Dergleichen ist nur praktisch, mit der That zu erlernen, nicht aus Büchern; zum militairischen Studium kann also das Buch, mit Ausnahme von einzelnen Perioden des Kriegs, z. B. der verschiedenen Belagerungen, von Morella, Montalban u. s. w., nicht dienen. Dieses Einzelne, was von der eigentlichen Wissenschaft des Krieges darin vorkommt, ist indeß nicht bedeutend gegen die Masse des Übrigen. Dennoch lesen sich manche Abschnitte des Buches mit großem Interesse. Spanische Örtlichkeiten werden oft anschaulich beschrieben. Einzelne Züge aus dem Kriegsleben Cabrera's bieten, wie aufgeschmückt sie sein mögen, dennoch anziehende Zeugnisse über die jedenfalls ausgezeichnete Persönlichkeit des Mannes dar, sobald man von seinem Werthe im Ganzen absieht. Dahin gehört die S. 94 geschilderte Scene, wo Cabrera fast in die Hände der feindlichen Reiterei gefallen wäre und im hitzigen Kampfe, Mann gegen Mann, Barett und Mantel verlor. Hier und da streut der Verf. auch politische Unwahrheiten ein, und wir können kaum glauben, daß er nicht selbst davon überzeugt sei. So heißt es S. 147:

> Die Mächte, welche bisher Subsidien zur Erhaltung des Kriegs in den Nordprovinzen gezahlt hatten*), verweigerten nach dem Unglückstage von Bilbao (24. Oct. 1836) ferner Geldunterstützungen, wenn nicht das Kriegstheater jenseit des Ebro verlegt würde. — Auch soll, wie behauptet wird, Louis Philipp in einem eigenhändigen Schreiben Karl V. erklärt haben, daß nur in dem Falle, wenn der ganze Lauf des Ebro im gesicherten Besitze desselben sei, er sich von der Quadrupelallianz lossagen könne und werde.

Daß der zuletzt angeführte Satz eine maßlose Unwahrheit ist und nur nach dem bekannten Verleumdungssysteme der legitimistischen Blätter schmeckt, muß Jedem einleuchten, der die französischen Staatsverhältnisse, jener Zeit wie der jetzigen, auch nur einigermaßen richtig zu beurtheilen weiß. Ein solcher Schritt Ludwig Philipp's wäre einer Abdicationsacte gleich gewesen; mehr als das, nicht eine Thronentsagung, sondern eine Thronentsetzung hätte er constituirt, bei der öffentlichen Meinung, die in Frankreich herrschte.

*) Schwerlich solche, die dem Staate (d. h. dessen Bewohnern) Rechenschaft über die Verwendung der von den Steuerpflichtigen aufgebrachten Geldmittel zu geben genöthigt waren. Die englischen Ultratories unterstützten den Bürgerkrieg aus ihren Privatkassen.

Mehre Momente in diesen sechs Unglücksjahren Spaniens haben ein spannendes Interesse; es sind diejenigen, wo es sich wirklich zu einer großartigen Entscheidung zu drängen scheint, wo man in der Hoffnung oder Befürchtung schwebt, daß das ewige Hin- und Herschwanken der Wage endlich einmal aufhören und ein gewichtiger Schlag geschehen werde. In diese Kategorie fallen die allerdings weit und kühn vorgeschobenen Parteigängerzüge, wie der des Gomez, dem mehrmals die Dankbarkeit des Don Carlos so herrlichen Lohn bereitete und dessen Schicksal jetzt wie im tiefsten Dunkel erloschen scheint. Doch beiweitem der bedeutendste Moment ist einer, der uns gleich im Anfange des Buches begegnet; wir meinen Cabrera's Erscheinen dicht vor den Thoren von Madrid am 12. Sept. 1837 um 5 Uhr Abends. Allerdings mußte man auf den ersten Anschein hin glauben, daß das Schicksal einer edeln Nation am Rande des Abgrundes hänge und es nur noch eines leichten Stoßes bedürfe, um die letzten Fäden zu zerreißen und es in die Tiefe unwiederbringlichen Elends zu stürzen. Warum dies nicht geschehen? Der Verf. sucht die Ursache rein in einer Intrigue, die sich schon damals unter den Führern des karlistischen Heeres entsponnen habe; er spricht nicht geradezu, aber er deutet entscheidend genug an. Allein wann hätten diese Intriguen im Heere und am Hofe des Infanten gefehlt? Wie konnte es anders sein bei einer Partei, wo die Ränke der Priesterherrschsucht fortdauernd im Kampfe lagen mit denen des weltlich aristokratischen Absolutismus, der Militairdespotie, endlich des Weiberstolzes? Wie konnte es anders sein in einer Partei, die nur einige Fanatiker mit wahrem Eifer zu erfüllen vermochte, während alle Andere allein den Triebfedern des Eigennutzes und der Selbstsucht folgten und von diesen sich leiten ließen? Wir wollen nicht leugnen, daß dem auch auf der entgegengesetzten Seite häufig so gewesen; doch eine edle Sache muß doch auch alle edle Triebe entflammen, die den unwürdigen zum Gegengewicht dienen können. Hier aber war dem nicht so. Dennoch scheint es uns mehr eine Ausflucht als eine Wahrheit, daß Intriguen das Eindringen in Madrid gehindert und den durch den Adjutanten Oberst Gaeta Cabrera überbrachten Befehl zum Rückzuge erzeugt haben. Daß er sich wüthend mit dem bekannten spanischen Fluche C—.—o! auf seinen Andalusier schwang und gehorchte, wollen wir gern glauben. Doch der Rückzug hat offenbar die Einsicht veranlaßt, daß ein Angreifen der bevölkerten Hauptstadt, in der Alles den glühendsten Haß gegen die Partei des Don Carlos hegte und die durch Espartero's vorrückende Macht noch überdies geschützt war, die Vernichtung des karlistischen Streifcorps gewesen sein würde. Man erinnere sich nur, daß das Erscheinen der Karlisten vor der Hauptstadt in Madrid einen ganz geringen Eindruck machte; daß man dort gar keine besondern Anstalten zur Vertheidigung traf, sondern nur so viel that, als nothwendig war, um nicht frevelhaft sorglos zu erscheinen. Daß die Hauptstadt aber in Gefahr gewesen sei, in die Hände des Feindes zu fallen, davon zeugte keine der dort getroffenen Anstalten. Denn in diesem Falle hätte die energische Bevöl-

kerung Madrids sich wol in Massen zu den Waffen versammelt. Uns dünkt also, Diejenigen urtheilten richtiger, welche im karlistischen Heere selbst angaben: „Man habe den König nicht exponiren können, indem man mit so geringen Kräften in eine Stadt von 150,000 Einwohnern, *dem Sitze des Übels, der Eiterbeule der Revolution* *) einziehe; um so weniger, als Espartero mit weit überlegenen Kräften im Anmarsch, Zariategui dagegen weit entfernt war; der König hätte Madrid am nächsten Tage wieder verlassen müssen" u. s. w. Allerdings hätte Cabrera mit seinen auf Freibeuterei zugestutzten Truppen vielleicht in Madrid einbrechen und eine blutige Mord- und Feuerscene veranlassen, reiche Plünderungsbeute davontragen können, ohne persönlich verloren zu sein, es würde dabei freilich hundertmal so viel zerstört als gewonnen worden sein; 200 entschlossene Plünderer können einen solchen Schlag gegen eine große Stadt ausführen und werden zur Hälfte fallen, während die andere Hälfte, mit Raub beladen, wieder entkommt. Allein für die Sache eines Kampfes im Ganzen kann dadurch nichts entschieden werden; wir wollen daher zur Ehre des Don Carlos annehmen, daß hier ein Erkennen Dessen, was ein Fürst einer Nation gegenüber überhaupt wollen darf, ihn bestimmt habe, den nutzlosen Plünderungszug zu untersagen, wenn es nicht auch bei ihm die Einsicht gewesen ist, daß er Alles in einem Spiele wage, wo die Wahrscheinlichkeit des Verlustes für ihn Hundert gegen Eins stand. Daß es mit der Sache des Don Carlos damals nicht eben günstig bestellt war, beweist der Umstand, daß unmittelbar darauf Alles rückwärts geht. So mochte zuletzt wol nur der Wahn, in den man Don Carlos gewiegt haben mag, die Bevölkerung von Madrid werde ihm mit offenen Armen entgegenkommen, den ganzen Zug erzeugt haben, der ein so nah an das Komische streifendes Ende nahm.

Wir haben durch die Besprechung dieses wichtigen Moments in der Geschichte des Bürgerkrieges einen chronologischen Rückschritt gethan; doch da hier kein logischer Zusammenhang der Ereignisse stattfindet, sondern Alles willkürlich hin und her springt, so ist damit auch nichts Erhebliches verloren.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dies sind die ipsissima verba des Verf. Sie heißen in die der Wahrheit übersetzt: „Dem Orte, wo die Sache des Infanten eine völlig verurtheilte war und die ganze Bevölkerung sich dagegen erhoben haben würde."

Notizen.

Nachdem die Franzosen ihre Allianz mit England abgenutzt oder aufgelöst haben, nachdem Mauguin seine Principien so weit verleugnete, daß er eine Allianz mit Rußland vorschlug, nachdem man seinen Freund, den Pascha von Ägypten im Stiche ließ, schlägt man jetzt mit wetterwendischer Geschicklichkeit eine festere und dauerhaftere Verbindung mit Deutschland vor. Eine genauere Betrachtung hierüber gehört freilich in ein politisches Blatt; doch wollen wir hier auf einen Artikel im „Journal des débats" verweisen, welcher diesen Punkt genau erörtert und namentlich eine große Vertrautheit mit deutschen Journalen an den Tag legt. Man sollte fast meinen, daß ein Deutscher diesen Artikel geschrieben, oder wenigstens das Material dazu geliefert haben müsse. Nicht blos die „Preußische Staatszeitung", die elberfelder, die badische Zeitung, sondern sogar die „Dorfzeitung" werden mit einzelnen Aussprüchen bei dieser Gelegenheit citirt, freilich auch die „Börsen nachrichten des Ostsee", wie der Titel des deutschen Journals in diesem Artikel buchstäblich geschrieben oder besser *verschrieben* ist. Folgende allgemeinere Bemerkungen ziehen wir aus: „Die constitutionnelle Bewegung, welche im alten Preußen und in Schlesien, den Nachbarländern von Rußland, einen so entschiedenen Charakter angenommen hat, ist offenbar eine Tendenz des Fortschritts und der weisen Freiheit; sie wird darum auch von dem petersburger Cabinet scheel angesehen, denn früher oder später wird sie auf Polen, wovon ein beträchtlicher Theil bereits *eine große Wohlfahrt* unter der menschlichen und aufgeklärten Regierung Preußens genossen zu haben sich erinnert, eine mächtige Wirkung machen; zudem wird sie auch in Lief- und Kurland, welche mit Preußen einen gemeinsamen Ursprung und lange Zeit dieselben Einrichtungen gehabt haben, viele Anhänger finden. Und es sind dies zwei Provinzen, welche dem russischen Reiche die Mehrzahl seiner Staatsmänner und Feldherren, die es regieren, *geliefert* haben und erfolglose Anstrengungen machen, um das *väterliche* und unbestechliche administrative System Preußens bei sich einzuführen." Weiter heißt es: „Es ist wahr, daß einige Anhänger der nationalen Unabhängigkeit und unbärtige Knaben jenseit des Rheins überall den Refrain: „den deütchen freyen Rhein" (wörtlich so!) „Le Rhin allemand, le Rhin libre!" anstimmen und die alten Gefühle gegen eine französische Invasion wieder aufzuwecken suchen; aber dieser verjährte Patriotismus findet in der friedlichen und arbeitsamen Masse der Bevölkerungen kein Echo mehr; und diese herzhaften *Vertheidiger* des Rheins, welche Pamphlete schmieden und *patriotische* Gesänge reimen, werden heutzutage in Deutschland selbst durch das lächerliche Spitzwort Franzosenfresser (mangeurs de Français) bezeichnet. Denn die Ultraliberalen und Ultraabsolutisten sind in Deutschland wie in Frankreich Diejenigen, welche den alten Groll und Hader zwischen den Nationen nähren" u. s. w. Das Merkwürdigste hierbei ist, daß man, während man zum Frieden redet, denjenigen Deutschen, welche den Rhein als einen deutschen Fluß in aller Unschuld ihres Herzens besingen, durch Hohn und Spott den Krieg erklärt. 5.

Geistliche Verwarnung.

Trollope in seinem „A summer in Western France" (London 1841) gibt als Beleg für die Charaktereinfachheit des französischen Landvolks folgende Anekdote: „*Eine alte Frau* erzählte in der Diligence eine lange Geschichte von einer andern alten Frau, der eines Freitags ihre soupe maigre besonders köstlich gemundet, bis sie zu ihrem größten Erstaunen und Schreck auf dem Boden des Topfes *eine Schlange fand, die* durch den Rauchfang hineingefallen war. *Die Schlange hatte* die Suppe so gut gemacht, und hätte sich das Ereigniß an einem andern Tage zugetragen, so würde die Frau es für einen Glücksfall gehalten und kein Wort darüber verloren haben. Aber jetzt hatte die brave Person an einem Freitage gras gegessen. Also vermuthete sie, die Schlange sei ein Junges der *alten* Schlange, ausdrücklich abgesendet, sich in ihren Topf zu werfen und zu Suppe kochen zu lassen — ein Märtyrer in einer schlechten Sache, zum Verderbniß ihrer Seele. Demgemäß eilte sie zum Curé und versicherte ihm, daß die Suppe ihr allerdings absonderlich gut geschmeckt, sie aber nicht die leiseste Ahnung von dem gehabt, was im Topfe gewesen, bis sie auf den Grund gekommen. In Folge dieser Versicherung ertheilte der gute Geistliche ihr Absolution, sie blos ernstlich verwarnend, in Zukunft den Topf zuzudecken, „versteht sich, nur Freitags", wie er hinzufügte." 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 308. — 4. November 1841.

Cabrera. Erinnerungen aus dem spanischen Bürgerkriege. Von Wilhelm Baron von Rahden.

(Beschluß aus Nr. 307.)

Wie die Vorliebe für Cabrera durch das ganze Buch geht, so auch der Haß gegen Maroto, der (wiewol wir uns eines Lobes oder Tadels seiner Motive ganz enthalten wollen, da man dazu wirklich in sein Inneres geschaut haben muß) zuletzt doch seinem Vaterlande dadurch den größten Dienst leistete, daß er es von seinen Zerfleischern befreite, dem Bürgerkriege ein Ende, und somit der jungen, neuen Saat des Gedankens Licht und Luft schaffte, sich zu entwickeln, wenn sie auch noch manches Gewitter zu überdauern haben wird. Inzwischen ist Das, was uns der Verf. über Maroto und seinen vielleicht lange vorbereiteten Plan berichtet, doch von großem Interesse, wenn man es auch nur mit dem steten Bestreben, es aus dem zweideutigen Lichte der Parteinahme zu sondern, lesen kann. Wir wollen übrigens die Wahrheitsliebe des Verf., besonders was seine persönlichen Verhältnisse zu Maroto betrifft, nicht in Zweifel ziehen, allein wir glauben nur nicht, daß er bei seinem völlig verschleierten Blicke für alle Welt- und echten Menschenverhältnisse im Stande ist, selbst in solchen Einzelheiten klar zu sehen, indem er diese stets im Zusammenhange mit den allgemeinen Principien, denen er folgt, sieht. So schildert er S. 202, wie ihn ein betrunkener navarresischer Oberst, der sich wegen eines gezwungenen Quartierräumens erbittert hat, im Schlafe überfällt; schwerlich um ihn zu ermorden, sondern nur um ihn zu mishandeln. Allerdings ein Vergehen, doch weniger gegen die Disciplin als gegen die Ehre und Sitte. Auf des Verf. Beschwerde bei Maroto wird dieser Offizier zwar durch Arrest bestraft, später aber wieder freigelassen; daraus nun zieht der Verf. sofort den Schluß, daß Maroto es nicht mehr gewagt habe die Disciplin zu handhaben, um in diesem Offiziere und andern Werkzeuge seiner Plane zu haben. Der Schluß ist in der That etwas voreilig, wenn man bedenkt, wie viel tausend andere Beispiele es gibt, daß die Art der Disciplin, welche wir in unsern Heeren für unerlaßlich erachten, in den spanischen durchaus nicht existirte, weder in dem der Christinos, noch in dem der Karlisten. Der Navarrese mag übrigens ein vollständiger Lump gewesen sein, denn zu einem Duell an der Grenze, zu welchem ihm sein persönlich gewiß durchaus ehrenwerther Gegner sogar 200 Realen Reisekosten deponirt hatte, stellt er sich nicht.

Die Ereignisse, welche der Verf. uns schildert, werden oft wider seinen Willen die offenbarsten Gegner seiner Worte, seiner Darstellungsweise. Als eine der stärksten Proben hiervon dient uns die Darstellung der Belagerung von Montalban durch Cabrera. Diese Feste wurde von den Christinos mit einem beispiellosen Heldenmuthe vertheidigt und von den Karlisten mit unbeugsamster Hartnäckigkeit angegriffen. Fünfmal entsetzt, wird der Angriff fünfmal erneuert. Die Belagerungskämpfe der Spanier sind stets von der äußersten Ausdauer, dem unüberwindlichsten Muthe der Entsagung und Beharrlichkeit geführt worden; wenn wir die urältesten Beispiele, Numantia, Sagunt u. s. w. vergessen wollten, Saragossa bleibt ein leuchtendes Vorbild der neuern Zeit. Und doch steht dies lange nicht so vereinzelt da, als man glaubt; in kleinern Beispielen hat sich dieselbe Heldengröße wiederholt, die noch glorreicher in der duldenden Ausdauer der Belagerten, als in dem erbitterten Ingrimm der Belagerer ist. Montalban bietet eins der vielen Beispiele dar, die allein der Bürgerkrieg aufzuweisen hat. Die Christinos erscheinen hier in einem bewunderungswürdigen Geiste, selbst der Verf. erkennt dies wenigstens in einigen Zeilen (S. 478) an, indem er sagt:

> Aber Ehre sei dem Heldenmuthe des kleinen Häufleins Feinde gezollt; es stand hier eng zusammengeschlossen (auf der Bresche nach furchtbaren Kämpfen im belagerten und durch Minen halb gesprengten Thurme) und empfing die Unserigen mit geregeltem Gliederfeuer. Nach halbstündigem Kampfe mußten sich unsere Guiden abermals zurückziehen. Dies der sechste abgeschlagene Sturm!

Diese Zeilen aus der Seele des Verf. sind in gewisser Beziehung mehr als das glorreichste Denkmal, was man den Tapfern gesetzt haben möchte; wenigstens sind sie ein ungleich stärkeres Zeugniß der Wahrheit. Denn in der ganzen Schilderung der Belagerung sieht man das Bestreben, fortdauernd allen Glanz des Ruhmes auf die Angreifenden zu werfen. Doch unwillkürlich, wie schon gesagt, geht daraus die heldenmüthige Tapferkeit der Belagerten hervor, denn diese ungeheuern Anstrengungen der Karlisten gegen ein kleines Häuflein von einigen Hundert Mann können nur durch eben noch weit größere Be-

harrlichkeit hervorgerufen worden sein. Doch gibt sich der Darsteller alle ersinnliche Mühe, das Interesse nur für die Seinigen zu erregen und es durch Herzählung aller möglichen empörenden Züge (die aber nicht die Partei, sondern der Krieg überhaupt erzeugt) für die Christinos zu schwächen. Bei uns wenigstens ist es ihm nicht gelungen, so oft uns auch der Schauder überlaufen ist bei einzelnen Darstellungen; denn allerdings ist dies ein Capitel, das man mit verhaltenem Athem der Spannung liest. Wir geben einige Züge, wenn auch nicht wörtlich, wieder: Der Marktplatz und die nächsten Straßen lagen unter dem Feuer beider Parteien. Die Belagerten hatten die Kirche und die Thürme inne; die Belagerer hatten sich der Häuser einzeln bemächtigen müssen. In die Kirche hatten sich funfzig Frauen geflüchtet, an ihrer Spitze eine Heldin, Donna Florencia. Es thut uns in innerster Seele weh, wenn wir den Verf. von dieser Frau abschätzig sagen hören: „Sie soll eine schöne, ziemlich gebildete, aber dem Freiheitsschwindel (!!) blindlings ergebene Frau gewesen sein, die sehr bald durch alle die Mittel, welche solchen Frauen*) zu Gebote stehen, den unumschränkten Oberbefehl in der Festung an sich gezogen hatte." Jedes Geschöpf, lesen wir in der Schilderung weiter, welches Straßen und Markt passirte, wurde niedergeschossen. Esel, Schweine, Hunde und Katzen lagen haufenweise auf dem Markte und verpesteten die Luft, da bei der großen Hitze die Cadaver sogleich in Fäulniß übergingen. Eine Wahnsinnige, mit einem Kinde auf dem Rücken, in Lumpen, die kaum die Blöße decken, taumelt über den Platz. Sie wird unter Gelächter der Christinos (so berichtet der Verf.) niedergeschossen, während die Karlisten einen Schrei des Entsetzens erheben. Also auf der Seite der Freiheitskämpfer nur entmenschte Ungeheuer; doch auf Cabrera's Seite, wo die für Don Carlos und seine Frauen- und Priestercamarilla Begeisterten fechten, nur edle, menschlich fühlende Krieger! Wir müssen es dem Verf. glauben; nein, wir müßten, wenn wir nicht in Deutschland selbst (ohne dessen schreibtapfere liberale Jugend rühmen zu wollen) wahrnehmen könnten, ob sich die Verfechter seiner Partei so weit in der Sittlichkeit und Veredlung der Gefühle über Die, welche Gesetz und Freiheit dem Absolutismus vorziehen, erhoben haben.

Der Verf. stellt den Vorfall nämlich so dar, als habe man die Wahnsinnige aus bloßem Muthwillen niedergeschossen. Das Kind, das sie auf dem Rücken trägt, verschuldet sein Dasein der Brutalität eines Christinosoldaten — natürlich, wie sollte ein Karlist sich dessen schuldig gemacht haben! — und der Verf. knüpft die freundschaftliche Conjectur daran, daß der Vater des Kindes jetzt vielleicht selbst sein Opfer niedergeschossen habe! Weshalb soll er sich nicht daran geweidet haben, wenn sich die Getroffene auf ihrem Kinde wälzte?!

Wir sehen, der Verf. schenkt den Christinos nichts, und greift er so diejenige Partei an, die wir mit Freuden die unserige nennen, zwar nicht wegen der Königin Christine, sondern nur wegen der politischen Grundsätze, die sie verficht, so muß er es jetzt schon dulden, daß wir uns wehren gegen ihn, womöglich so ausdauernd wie die edeln Kämpfer in Montalban.

Zum Schlusse sei es hier wiederholt, daß unser ganzer Angriff sich nur gegen die politische Ansicht des Verf. und gegen alles Dasjenige richtet, was er uns unter diesem Gesichtspunkte vorführt. Seine Persönlichkeit, besonders seine militairische, zeigt sich in allen Vorgängen durchaus würdig; und müssen wir ihn der Verblendung, der Darstellung im falschen Lichte, der Ungerechtigkeiten ohne Zahl anklagen, wo es die allgemeine Sache seiner Partei gilt: so trägt dagegen Alles, was er über seine individuellen Verhältnisse berichtet, den Stempel der Aufrichtigkeit, Ehrenhaftigkeit und auch derjenigen Bescheidenheit an sich, die sich vollkommen mit dem Werthe, den sich Jeder beilegen darf und soll, vereinigen läßt. Um so unbegreiflicher ist es, daß ein Mann, der sich als ein Ehrenmann, tapfer, ritterlich überall zeigt, einer Sache anhängen kann, deren Natur es kaum zuläßt, daß man jene Eigenschaften mit einer Vorliebe und Aufopferung für dieselbe vereinige. Denn man darf nicht vergessen, daß das Kämpfen für dieselbe kein bloßes Aufopfern und Hingeben ist, sondern daß es auch eine sehr starke active Seite hat, in der zerstörenden Feindseligkeit, die es gegen eine heilige, in den innersten Rechten des Menschen begründete Sache übt. In dieser großen Weltangelegenheit, in dieser Aufgabe unserer ganzen Zeit, unsers ganzen Daseins wird nicht blos nach der Hinneigung für die eine oder andere Seite gefragt; es darf Niemand nach Umständen, Ansicht oder Vortheil wählen; sondern es ist von einem positiven Rechte dabei die Rede, und auf der einen Seite ist die entschiedenste Schuld. Es handelt sich hier nicht von einem gleichschwebenden Maße des Urtheils, wie zwischen zwei kriegführenden Mächten, die jede einen Theil der Berechtigung für sich haben und nur zu den Waffen greifen, weil kein anderer Richter auf Erden mehr vorhanden ist, sondern hier ist von der einen Seite das Recht, von der andern die Gewalt. Und daher sind beide nicht mit gleichem Maße zu messen, und die Geschichte, die die ewige Wage der Gerechtigkeit hält, wird auch ein solches Maß nicht anlegen, das Tugend, Ehre, Größe auf beiden Seiten gleichmäßig zuließe: nur Tapferkeit kann auf beiden Seiten gleichartig gefunden werden. Hat diese aber noch einen Werth, wo sie sich zum Diener der Willkür macht?

Nur in diesen Grundsätzen haben wir das Werk zu lesen, nur in diesen unsere Meinung darüber auszudrücken vermocht. Wer andere Grundlinien seines Daseins gezogen hat, der muß uns freilich verurtheilen; mit einem solchen haben wir nicht Boden, nicht Luft gemeinschaft-

*) Solchen Frauen! Ist etwa die Gattung so vulgair? Welch ein Ausdruck für eine Heldin, die, von einem großen Gedanken durchglüht, selbst über die Schranken des Geschlechts emporgehoben wird! Hüte sich der Verf., daß wir nicht neben ihr eine Vorkämpferin seines Glaubens nennen, die den patriotischen Enthusiasmus zur Hülle anderer Wünsche gebrauchte, die sie nöthigten, ihre Geheimnisse dem „Moniteur" zu vertrauen! Hier wäre das Beiwort „solche Frauen" wohl geeignet; ebenso die Hindeutung auf die Koketterie in den Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen.

lich, er ist ein Geschöpf anderer Natur. Wir appelliren auch nicht gegen ein solches Urtheil, aber wehren es ab, mit jeder Waffe, die wir zu führen vermögen, so lange noch ein Hauch des Athems in uns lebt. 71.

Geständnisse eines radicalen Seidenwebers.

Zu Middleton erschien in 18 Lieferungen: „Passages in the life of a radical", von dem Seidenweber Samuel Bamford, der sich jedoch auf dem Titel nicht genannt hat. Das Buch verdient alle Beachtung, obschon es sie keineswegs bei den englischen Journalisten und weder bei den Tories, noch bei den Whigs, noch bei den Radicalen findet; bei den Whigs und Tories nicht, weil der Verf. selbst zu den Revolutionnairen gehörte und jenen ohne Umstände die Wahrheit sagt, bei den Radicalen nicht, weil er auch diesen nicht schmeichelt, sondern die Wunden und Brandmale, an denen ihre Sache krankte und scheiterte, betastet und bloslegt. Bamford schildert in seinem Buche mit großer Wahrheitsliebe, mit Lebendigkeit, selbst mit Talent die Parteikämpfe, besonders die revolutionnairen Bestrebungen der arbeitenden Classen in England, wie die Parteihäupter und mächtigsten Aufwiegler, die das Volk nur zu täuschen, nicht die erregten Hoffnungen zu befriedigen wußten. Sein Buch ist ein interessanter Beitrag zur englischen Revolutionsgeschichte von 1816—21. Bamford selbst hatte eine gute religiöse und literarische Bildung empfangen; ohne eine fremde Sprache zu verstehen, sprach und schrieb er doch seine Muttersprache vollkommen correct; er machte sogar ganz glückliche Verse. Diese Kenntnisse und Talente erwarben ihm auch unter Seinesgleichen in Middleton eine Art Superiorität. Er war noch sehr jung, als der Major Cartwright, einer der großen Agitatoren jener Zeit, der Freund Burdett's und Hunt's, die Grafschaft Lancashire auf einer seiner politischen Bekehrungsreisen berührte, um gegen das Ministerium Feinde zu werben. Seine Maxime: Haltet euch an die Gesetze! d. h. stiftet Brand, aber verbrennt nichts, war von Wirkung. Bamford erzählt, wie groß die Hoffnungen der Arbeiter waren, welche diese Aufwiegler überall entzündeten, und wie schwer sie getäuscht wurden. Er portraitirt mit großem Talent, mit großer Freimüthigkeit und Feinheit, mit einer bewundernswerthen Präcision, welche den Neid eines Brougham erregen könnte, die Parteihäupter Hunt, Cobbett, Burdett. „Man führte uns", erzählt der Seidenweber, „zu Sir Francis Burdett, in ein Haus voll feierlicher, aber trüber Pracht, dessen Eigenthümer wie seine Behausung war, kalt, pomphaft, majestätisch; bürgerlich, aber zurückhaltend. Fast stolz, doch sanft und keineswegs abstoßend, empfing uns Sir Francis mit Anstand, aber ohne Herzlichkeit. Es hatte den Anschein, daß er sich der Unterhaltung mit Unsersgleichen mehr gezwungen fügte, als sie suchte. Seine Gestalt war hoch, seine Miene würdig, seine Haltung abgemessen und vorsichtig" u. s. w. In Hunt erkennt er den geborenen Feind der Ruhe, welcher, um sich Vergnügen und Bewegung zu machen, den Aufwiegler spielt. „Wenn er nicht", schreibt der Seidenweber", einen Sturm vorfand, so regte er einen auf, um das Vergnügen zu haben, gegen ihn zu kämpfen. Man mußte ihn sehen, wenn die Petitionen für die Reform in Procession durch das Land getragen wurden — das war sein Triumph. Bei jedem Hussah für Hunt sah man auf den Lippen des Triumphators das lebhafteste Lächeln sich abzeichnen, welches zu sagen schien: ich habe meinen höchsten Genuß und das letzte Ziel meines Lebens erreicht!"

Als Bamford als Abgesandter der Revolutionnaire seiner Ortschaft nach London kommt, beurtheilt er mit derselben Strenge und der nämlichen vernünftigen Simplicität die Männer, welche damals die Clubs der Hauptstadt leiteten. Er sah mit Erstaunen, daß sie in ihren Liebhabereien viel aristokratischer, in ihren Neigungen viel grundsatzloser, viel verdammlicher in ihren Sitten, viel wahrhaftere und gründlichere Egoisten waren, als die von höherm Stande, gegen die man sich bewaffnet hat. „Der Club unsers Ortes", sagt er, „versammelte sich in der Kirche und Alles geschah mit Ordnung und Anstand. Bevor man sich berieth, betete man. Man wollte auch in der That das Glück des Volks und strebte in loyaler Weise nach diesem Ziele. Als ich die Tavernen besuchte, in welchen die Versammlungen unserer neuen londoner Freunde stattfanden, wurde ich empört und entrüstet; man trank da nur, rauchte und sang obscöne Lieder; diese Art und Weise erweckte in mir zu den Radicalen, die mir radical verderbt zu sein schienen, wenig Vertrauen. Watson, Preston und mehre Andere, welche damals Lärm machten, waren zu gleicher Zeit Querköpfe und Menschen, deren üble Gewohnheiten nichts wirklich Nützliches von ihnen hoffen lassen konnten." Alles kam auch so, wie es kommen mußte. Die Ehrenhaftesten und Aufrichtigsten wurden von den Schlechten verrathen. Spione mischen sich unter die Verschwörer, die Regierung wird Herr der Empörung und der arme Seidenweber muß seine Hütte zu Middleton, seine Seide und sein Handwerk aufgeben und nach den Haiden und Triften von Lancashire und Somersetshire auswandern. 70.

Literarische Notizen.

In zwei starken Bänden erschien in Paris: „Histoire d'Alger et de la piraterie des Turcs dans la méditerranée, depuis le seizième siècle jusqu'à nos jours", von Ch. de Rotalier.

Mit dem Motto „Futuram civitatem inquirimus" wird angekündigt: „Sept discours sur la situation actuelle de la société", von P. Leroux. Der erste Discours ist bereits ausgegeben. 5.

Bibliographie.

Alexander Graf von Württemberg, Gesammelte Gedichte. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr.

Becher, S., Statistische Übersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach den Ergebnissen der Jahre 1834 bis 1840. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Boudier de Villemar, Philosophische Gedanken über die Natur, den Menschen und die Religion. Aus dem Französischen von J. de Weldige genannt Cremer. 8. Münster, Hast u. Riese. 1 Thlr.

Die Stadt Braunschweig. Ein historisch-topographisches Handbuch für Einheimische und Fremde. Herausgegeben von H. Schröder und W. Aßmann. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1 Thlr.

Bretschneider, K. G., Clementine oder die Frommen und Altgläubigen unsrer Tage. Gr. 8. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr.

Cosmar, A., Ein Heirathsgesuch. Aus dem modernen Leben. Gr. 12. Berlin, Morin. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Fichte, J. H., Beiträge zur Charakteristik der neueren Philosophie, oder kritische Geschichte derselben von Des Cartes und Locke bis auf Hegel. 2te, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Sulzbach, v. Seidel. 4 Thlr. 20 Ngr. (4 Thlr. 16 Gr.)

Fischart der Jüngere, Tabo der Heide. Eine Sage aus der Zeit Carls des Großen. Gr. 12. Siegen u. Wiesbaden, Friedrich. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Frick, Ida, Erzstufen für 1842. Novellen und Erzählungen. Gr. 12. Dresden, Bromme. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Gerlach, F. D., Historische Studien. Hamburg u. Gotha, Perthes. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Gleich, A., Reise-Abenteuer mit dem Eilwagen. Komisches Fresko-Gemälde in sechs Skizzen. Frei nach dem Französischen. 1ste Skizze: Die Abreise. 2te Skizze: Die Gränz-

sation. 3te Skizze: Die Einkehr. 4te Skizze: Der Zufall. 5te Skizze: Das Nachtquartier. 6te Skizze: Die Ankunft. 8. Wien, Haas. 20 Ngr. (16 Gr.)

Goethe, Iphigenia in Tauris. From the German, by *G. L. Hartwig*. Gr. 8vo. Berlin, Besser. 15 Ngr. (12 Gr.)

Gruber, Fr. X., Philosophie des Denkens. Gr. 8. Bern, Fischer. 1842. 1 Thlr. 7½ Ngr. (4 Thlr. 6 Gr.)

Gudrunlieder. Herausgegeben von *L. Ettmüller*. Nebst einem Wörterbuche. Lex.-8. Zürich u. Winterthur, Literar. Comptoir. 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Hall, Mrs. S. C., Irländische Erzählungen. Aus dem Englischen. Übersetzt von Tinette Homberg. 8. Rees, Hellrath. 1 Thlr.

Heine, H., Buch der Lieder. 4te Auflage. Gr. 12. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Heusinger, Europäische Bilder aus den Land- und Seefahrten eines britischen Militärs während der Kreuzzüge gegen den Kaiser Napoleon und nach denselben. Bilder aus Deutschland, Helgoland, England, Irland. 2ter Theil. Gr. 8. Jena, Bran. 1 Thlr.

Hüffell, L., Stunden christlicher Andacht. 2 Theile. Gr. 8. Giessen, Heyer, Vater. 4 Thlr.

James, G. P. R., Corse de Leon, oder: der Straßenräuber. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Kerner, J., Die Dichtungen. 3te sehr vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Kobbe, Th. v., Humoresken aus dem Philisterleben. Allen braven Hypochondristen gewidmet. 2 Bändchen. Gr. 12. Bremen, Kaiser. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Koch, C. H. F., Freiheit, akademische Freiheit. Eine Abhandlung. Gr. 8. Leipzig, Teubner. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Krebs, J., Passifloren. Novellen und Erzählungen. 8. Leipzig, Fritzsche. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Laube, H., Der Prätendent. 8. Leipzig, Teubner. 1842. 1 Thlr.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. E. F. H. Graf von Münster. Gr. 8. Jena, Frommann. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Lubojatzky, F., 1830. Historischer Roman. 1ster, 2ter Theil. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 3 Thlr.

— — Der Fischhändler von Neapel. Historische Novelle aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts 2 Theile. Gr. 12. Grimma, Verlags-Comptoir. 3 Thlr.

Die Lustspiel-Preisaufgabe. Ein vaterländisches Lustspiel in Einem Akt. 8. Leipzig, O. Wigand. 10 Ngr. (8 Gr.)

Die drei Marien. Von M. Masson und J. B. P. Lafitte. Aus dem Französischen von W. L. Wesché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 Gr.)

Martineau, Miß, Der Neger von St. Domingo. Ein historischer Roman, aus dem Zeitalter der Revolution. 2 Bände. 8. Leipzig, Beyer. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 15 Gr.)

Moore's, T., irische Gesänge übertragen von W. Cornelius. 16. Berlin u. Stralsund, Cornelius. 20 Ngr. (16 Gr.)

Mühlböck, R., Osmund von Felseneck, oder: Der blutende Dolch aus dem alten Ritterschlosse. Ein historisch-romantisches Gemälde der Vorwelt, in der unruhvollen und schrecklichen Zeit des Faustrechts. Mit 1 Titelkupfer. 8. Wien, Haas. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Müller's, K. O., Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexanders. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von E. Müller. 2 Bände. Gr. 8. Breslau, Max u. Komp. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

v. Münch, Erinnerungen, Reisebilder, Phantasiegemälde und Fastenpredigten aus den Jahren 1840 bis 1841. Herausgegeben von F. E. Pipitz. 2ter Theil. 8. Stuttgart, Cast. 1842. 1 Thlr. 11¼ Ngr. (1 Thlr. 9 Gr.)

Oberschaar, E., Balladen, Scherze und vermischte Gedichte. 16. Wurzen. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Phantasiegemälde 1842. Von G. von Heeringen. — Auch u. d. T.: Die Brüder de Matos. Historischer Roman von G. von Heeringen. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Raymond, M., Henriette. Ein Roman. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Francke. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Redepenning, E. R., Origenes. Eine Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. 1ste Abth. Gr. 8. Bonn, Weber. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Richter, F. W., Über deutsche Kirchenunion oder den eigentlichen Sinn der Idee einer allgemeinen germanischen Kirche. Eine Nothwehr. Gr. 8. Leipzig, R. Hartmann. 10 Ngr. (8 Gr.)

— — Über Pantheismus und Pantheismusfurcht. Eine historisch-philosophische Abhandlung. Gr. 8. Leipzig, R. Hartmann. 10 Ngr. (8 Gr.)

Ries, J., Betrachtungen über Lehn- und Seelenadel. 8. Berlin. 5 Ngr. (4 Gr.)

— — Erörterungen über vier pekuniäre Fragen und die Eisenbahnen. Gr. 8. Berlin. 10 Ngr. (8 Gr.)

Rispart, E., Die Juden und die Kreuzfahrer in England unter Richard Löwenherz. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 Gr.)

Rohmer, T., Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft. Lex.-8. Zürich und Winterthur, Literar. Comptoir. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ruthardt, E., Vorschlag und Plan einer äußeren und inneren Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode, zunächst für die Lateinische Prosa entwickelt. Im Anhange: Beilage zu den Loci Memoriales. Gr. 8. Breslau, Max u. Comp. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Sammlung schwedischer Muster-Romane. I. — Auch u. d. T.: Die Kircheinweihung zu Hammerby, von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen. 1ster Theil. Gr. 12. Berlin, Morin. 1842. 3 Thlr. 3 Thlr.

Strombeck, F. K. von, Memorabilien aus dem Leben und der Regierung des Königs Karl XIV. Johann von Schweden und Norwegen. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. n. 1 Thlr.

Sydow, F. v., Der Krieg der Stände oder unbefangene Beleuchtung der verschiedenen Berufsklassen nach ihrer natürlichen, politischen und socialen Eintheilung, vorzüglich aber der sich unter den verschiedenen Ständen einander entgegenstrebenden Verhältnisse, der Veranlassungen zu diesem feindseligen Kampfe und dessen nachtheilige Einwirkungen auf das gemeine Wohl, wie auf das Heil des Einzelnen; nebst einem Versuche zur Umwandlung dieser verderblichen Zustände in eine allgemeine Versöhnung. Mit Beachtung der Vergangenheit und Gegenwart. Aus dem Leben. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1842. Herausgegeben von Adrian. Mit 8 Stahlstichen. Gr. 16. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Vogl, J. N., Neue Erzählungen und Novellen. 8. Wien, Wallishausser. 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Wangenheim, F. Th., Der Kerkermeister. 8. Leipzig, Beyer. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Weber, B., Tirol und die Reformation. In historischen Bildern und Fragmenten. Ein katholischer Beitrag zur nähern Charakterisirung der Folgen des dreißigjährigen Krieges vom tirolischen Standpunkte aus. Gr. 8. Innsbruck, Wagner. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Zimmermann, W., Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen. 4ter Theil. Gr. 8. Stuttgart, Köhler. 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 309. —— 5. November 1841.

Mitchell's Entdeckungsreisen in Neusüdwales. *)

Die britische Niederlassung im östlichen Neuholland stellt den größten und gelungensten aller Versuche dar, die man jemals zur Ansiedelung und Verbesserung von Verbrechern unternommen hat. Die europäischen Staaten haben zwar zu wiederholten Malen und in sehr verschiedenen Ländern Colonien begründet, um den dem Mutterlande lästigen Auswurf unschädlich zu machen oder zu bestrafen, allein sie handelten nach andern Grundsätzen als die Engländer um Botanybay befolgen. Spanien schickte seine Missethäter ehedem nach den Presidios der Philippinen, oder setzte sie frei auf dem Continente Amerikas. Rußland straft die seinen mit einem fürchterlichen Exil in Sibirien, dem unbewachten und dennoch festesten Zuchthause der weitschichtigen Monarchie. England transportirte seit Jakob I. die dem Gesetz Verfallenen nach Nordamerika und verkaufte ihre Dienste während der Strafzeit an die Pflanzer. Nach Entdeckung der neuholländischen Ostküste erkannte man die Richtigkeit einer so südlichen Colonie, *entwarf* Plane und gab die Gesetze, die noch jetzt in voller Geltung, den moralischen Charakter der Verbannten zu bessern, Gewöhnung an Fleiß und bürgerliches Leben herbeizuführen bestimmt waren. Zeitumstände hatten ebenso viel zum Unternehmen des großen Versuchs gewirkt als Menschlichkeit. Der Abfall der Vereinigten Staaten hatte England der Gelegenheit beraubt, Sträflinge nach Virginien zu senden. Australien war eine neue Welt und sollte zu einem neuen Leben Veranlassung darbieten. Die *Regierung* sprach sich über ihre Absichten offen aus. Sie wünschte Befreiung des Landes von einer im größten Misverhältnisse zunehmenden Menge gefangener Verbrecher, Bewahrung, Bestrafung und wo möglich Besserung derselben zu erzielen; sie hoffte durch richtige Leitung der Kräfte dieser Menschen das neue Land so vorzubereiten, daß freie Auswanderer sich zu ihm wenden und in größern Zahlen sich ansiedeln könnten. Von allen jenen Gründen, die bisher die Staaten zur Besitznahme ferner herrenloser Länder bestimmt hatten, trat keiner in die Mitte. Die Unternehmung übertraf an Schwierigkeit alle andere der Vorzeit. In einer so großen, dem Erddurchmesser gleichkommenden Entfernung, ohne Besitz von zwischenliegenden Ländern und mit einer unendlich schwer leitbaren, theilweise ganz verdorbenen Bevölkerung Colonien zu unternehmen, hatte noch keine Macht gewagt. Die erste Flotte mit 850 Sträflingen und 300 Soldaten verließ unter Arthur Philipp 1787 England. Die junge Niederlassung hatte anfangs mit manchem Übelstande zu kämpfen und gedieh weit langsamer als man erwartet hatte, denn man kannte weder das Land noch sein Klima und schwankte lange in der Wahl des ihm angemessenen Feldbaues. Als nach dem allgemeinen Frieden fast überall die Bevölkerung sich mehrte und bald zu drängen anfing, ergoß sich ein starker Arm des Stromes europäischer Auswanderer auch nach Neusüdwales. Seit dieser Zeit sind die einst gehegten Hoffnungen täglich mehr erfüllt worden, denn auf dem großen Inselcontinente der Südsee ist der feste Grund eines mächtigen Reiches gelegt; 80,000 Engländer sind dort angesiedelt, Volkszahl und Wohlstand nehmen mit überraschender Schnelligkeit zu. Es ist nicht abzuleugnen, daß diese Schöpfung noch unvollendet sei und Vieles zu ihrer Befestigung zu thun übrig bleibe, allein es ist jedenfalls in kurzer Zeit das Außerordentlichste geleistet worden. Verträgt auch der Culturzustand der australischen Weißen nicht unter jedem Gesichtspunkte strenge Prüfung, entspricht der Anblick der dortigen Gesellschaft nicht allen, am wenigsten aber den sentimentalen Erwartungen, so steht doch immer als bewundernswerthe Thatsache die Verbesserung der Mehrzahl der Verbrecher fest. Menschen, die in England auf öffentliche Kosten eine elende Existenz fristeten, oder im Diebstahle ihr einziges Erhaltungsmittel fanden, führen, seit man sie dem Kampfe mit Hunger und der Verachtung entrissen, in Neusüdwales ein geordnetes, häusliches Leben, sind fleißig, meistentheils glücklich und haben in einzelnen Fällen sogar verstanden beträchtliches Vermögen zu sammeln. Ohne Versetzung zu den Antipoden würden wahrscheinlich nicht Zwei vom Hundert ihre gewohnte Lebensweise mit einem rechtlichen Betriebe vertauscht haben; die Hälfte wäre in Gefängnissen oder in ihren Höhlen in jenem Elende umgekommen, welches die Verworfensten am Ende stets ergreift, und ein Viertheil wäre, zufolge der überaus harten Gesetze, unter Henkershand gestorben. Das Wohlthätigste der australischen Colonie

*) Three expeditions into the Interior of Eastern Australia etc. By Maj. *T. L. Mitchell.* Second edition. Zwei Bände. London 1839.

liegt darin, daß sie eine große Zahl von ausgestoßenen Missethätern mit einer neuen Heimat versieht, wo es in der Macht der Meisten liegt, durch tadellosen Wandel die frühere Schuld auszusöhnen, wo Jeder ein neues Leben beginnen kann, ohne von der Schmach berührt zu werden, die den bestraften Verbrecher in seinem Vaterlande verfolgt und oftmals mehr als Gewöhnung und Unverbesserlichkeit zur erneueten Verletzung der Gesetze treibt.

So mächtige Erfolge, die nicht England allein, sondern der gesammten civilisirten Menschheit als Lösung einer großen Frage wichtig sind, müßten es an sich schon rechtfertigen, wenn gegenwärtig die öffentliche Aufmerksamkeit auf jene Colonie vorzugsweise gerichtet ist und nicht allein die Regierung sich mit ihrer Vergrößerung und Befestigung ernstlich beschäftigt, sondern auch die bedeutendsten Privatkräfte zu demselben Zwecke in Thätigkeit gesetzt werden. Immerhin hat man es für ein Glück zu halten, daß der erste Entdecker Neuhollands (1609), Francisco Quiros, keine Unterstützung fand, als er in Madrid Schiffe und Soldaten zur Eroberung verlangte. Hätte Spanien dort festen Fuß gefaßt, so würde dieselbe werthlose Bevölkerung nach und nach entstanden sein, die in den Philippinen haust, oder nach Verjagung ihrer ehemaligen Gebieter den schönsten Theil der neuen Welt besitzt und weder Fähigkeit noch Kraft entwickelt, die überall dargebotenen Vortheile sich oder andern Völkern nützlich zu machen. Nicht minder ist es für Australiens Zukunft von entscheidender Wichtigkeit gewesen, daß die Holländer, seit Tasman (1642) jene Küsten untersuchte, es nicht für werth gehalten sich dort anzubauen; denn ist den ältern und den neuesten Berichten nicht aller Glaube zu verweigern, so befand sich das niederländische Indien niemals in einem Zustande, der es wünschenswerth machen kann, es möchten die dort gültigen Regierungsgrundsätze auch in den Nachbarländern Anwendung gefunden haben. Politische Macht, Civilisation und Erfahrung befähigen England mehr als irgend einen Staat der Erde die große Rolle durchzuführen, die es seit dem Sinken der mittelalterlichen Seemächte übernahm und mit so vielem Glücke spielt, daß es mit mehr Recht als einst die spanischen Könige des Nichtuntergehens der Sonne in seinem Reiche sich rühmen darf. Bedenkt man, was England, gleichviel aus welchen Absichten, bereits gethan zur Verbreitung europäischer Sitten und Begriffe in den entferntesten Erdenwinkeln, wie es die rohesten Horden durch Güte oder Gewalt dahin gebracht das Völkerrecht zu achten, so kann man sich nur freuen, es im Besitze eines vielversprechenden weitschichtigen Landes zu sehen, das nach Jahrhunderten vielleicht die Stellung im Süden haben wird, die im Norden bisher Europa allein behauptet hat.

Es scheint, daß die britische Regierung und nicht minder das Volk die ihnen zugetheilte Bestimmung, im Vorzuge vor allen andern Nationen auf Verbreitung der Civilisation hinzuwirken, vollkommen begriffen haben. Wirkliche Versuche ferner gesellschaftlicher Ansiedlungen sind in diesen Zeiten der mannichfachsten Bestrebungen und der Unruhe keine Seltenheiten, und noch weit häufiger sind individuelle Pläne von unausführbar abenteuerlicher Art; die ruhige Festigkeit, das systematische Verfahren, dem England die Blüte der meisten seiner jüngern Colonien verdankt, wird jedoch bei den Unternehmen anderer Völker fast überall vermißt. Der Bedachtsamkeit der Behörden, die nie eine Niederlassung befördern, ohne vorher über alle Umstände Nachrichten sammeln zu lassen, ist ganz besonders das Gedeihen der Auswanderer zuzuschreiben, die sich, von allen die ersten, in einer Wildniß anzubauen wagen. Aus derselben Quelle erhielt in neuen Zeiten aber auch die Erdkunde ihre größten Bereicherungen. Innerhalb weniger Jahre hat die britische Regierung viele und zwar sehr kostspielige Expeditionen veranstaltet, die sich keineswegs alle auf Erforschung ihrer überseeischen Länder allein, sondern auch auf Küsten bezogen, deren Bekanntwerdung allen seefahrenden Völkern von gleichem Nutzen sein muß. Vor einiger Zeit ist in diesen Blättern ein Theil der großen Leistungen von King und Fitzroy in Südamerika besprochen worden *), welchen die Aufnahme der Küste von ganz Neuholland, die mächtigen Arbeiten in Afrika, die Züge Beechey's, Franklin's und Anderer vorausgegangen waren. Es hat dies freilich Dumont d'Urville nicht gehindert in einem vor kurzer Zeit von den Molukken abgesendeten Berichte mit gewohnter französischer Selbstgefälligkeit auf die Arbeiten der Engländer einen Seitenblick zu werfen und ihnen die Ergebnisse der Reise des Astrolabe weit vorzuziehen, in deren Atlas, beiläufig gesagt, sich kaum 500 Meilen von früher schlecht bekannten Küsten neu verzeichnet finden. An jene großen Unternehmungen der britischen Marine reihen sich auf würdige Art die noch beschwerlichern, aber nicht minder erfolgreichen Expeditionen, die in das Innere großer Continente zu Lande vordrangen. Über die Geographie mancher Länder im Norden Indiens besaß man kaum bessere Kunde als das frühe Alterthum, bis in die neuesten Zeiten, durch politische Verhältnisse aufgefodert, die indische Regierung tüchtige Männer dorthin abschickte. Ein anderes und friedlicheres Interesse veranlaßte eine Reihe von Entdeckungsreisen in das Innere Neuhollands, dessen Umfang demjenigen von Europa wenig nachgibt.

Die sehr eigenthümliche Beschaffenheit des Klimas und Bodens von Neusüdwales begünstigt zwar den Ackerbau und die Viehzucht im hohen Maße, allein sie macht es nöthig, für diese Zwecke einen verhältnißmäßig weit größern Raum zu verwenden, als in Europa oder dem gemäßigten Amerika erfodert wird. Besonders erheischt der zweite jener Zweige der Betriebsamkeit ein so sehr ausgedehntes Gebiet, daß bei der raschen Zunahme ihrer Heerden die Landwirthe sich bald gedrängt fanden. Man wußte, daß im Innern sich weite und grasreiche Triften ausbreiteten, aber das geographische Verhalten Neuhollands weicht so sehr von dem in andern Welttheilen gewöhnlichen ab und die dem Scheine nach vorzüglichsten Gegenden werden in gewissen Jahreszeiten so völlig unbewohnbar, daß mit jener Kunde allein noch nichts gewonnen war. In die Ebenen dieses sonderbaren Landes, wo mächtige Flüsse bald so vertrocknen, daß der

---

*) Vgl. 325—328 und 348—350 d. Bl. f. 1839. D. Red.

durstige Wanderer umsonst nach einem Trunke sucht, bald wieder Alles sich in unabsehlichen Morast verwandelt, kann nie ein Colonist so sorglos vordringen wie in den Savanen des Missuri. Sie sind durch schroffe Gebirge von dem Küstenlande geschieden, die lange für unübersteiglich galten. Nachdem mit großer Mühe der Übergangspunkt durch die Beauftragten der Regierung gefunden und durch Oxley, Sturt und Andere die Flüsse entdeckt worden, die durch das Innere einen sehr räthselhaften Lauf nehmen, schien es vor Allem nöthig, diese zu verfolgen und ihre Mündungen zu finden, um neuen Colonien einen Weg zu bahnen. Die Regierung legte die Lösung dieser Aufgabe in die Hände des Major Mitchell, des Generalfeldmessers der Colonie, eines durch wichtige Dienste schon während des spanischen Krieges bekannt gewordenen Mannes. Wäre es überhaupt nöthig zu beweisen, daß das Gelingen von großen Expeditionen, die zur Erforschung unbekannter Länder bestimmt sind, vorzüglich von der Persönlichkeit des Anführers abhänge, so könnte zu jeder Zeit die Geschichte der drei von Mitchell commandirten Züge als Beispiel dienen. Der Mann muß jedenfalls Geduld, Festigkeit, Überlegung und Menschenkenntniß in nicht geringem Grade besessen haben, der es verstand, mit einer Begleitung von Verwiesenen sich durch alle Hindernisse einen Weg zu öffnen, ohne Gefechte zwischen den Wildesten der Wilden monatelang zu reisen und seine Untergebenen nicht nur zu beherrschen, sondern mit Achtung und sogar mit Zuneigung zu erfüllen. Die Auserwählten gehörten zwar nicht der Hefe der Verbrecher an, aus welchen ein Theil der neuholländischen Colonisten besteht, allein der Umgang mit den Schlechtesten bringt dort auf die minder Verdorbenen nicht selten ganz dieselbe Wirkung hervor wie in den Strafanstalten Europas, die ein Bestrafter meistens ungebessert, oft noch verschlimmerter verläßt. Fern von den Grenzen der Colonie, und also den Behörden unerreichbar, konnten die Glieder der Expedition den Führer verlassen, sobald es ihnen angemessen geschienen hätte, sie konnten sich ohne Furcht vor Strafe den Eingeborenen anschließen, mit ihnen, wie schon oft entflohene Verbrecher thaten, gemeinsame Sache machen und die Gesetze der Gesellschaft, sowie die Aussicht auf neue Zwangsdienste nach der Heimkehr mit der ungebundensten Freiheit der Wilden vertauschen, die zwar in Neuholland mehr als anderwärts mit Elend aller Art verknüpft ist, allein für die Rohesten der Exilirten stets großen Reiz besitzt. Statt das Geringste von allen Diesem zu verschulden, benahmen sich unter Mitchell's Anführung diese Menschen, die allerdings mehr durch Unglück als alte Laster zu Übelthätern geworden waren, auf so untadelhafte Weise, daß die Colonialbehörde sich veranlaßt sah, den meisten nach Beschluß der dritten Expedition ihre Freiheit zu schenken. Die wissenschaftliche Befähigung Mitchell's erregt Erstaunen. Er vereint in sich Kenntnisse, die, weil sie gewöhnlich nur getrennt getroffen werden, die Anstellung mehrer Individuen erheischen. Mit dem Theodoliten erklimmt er die schroffen Felsen und setzt die nirgend unterbrochene Aufnahme des Landes fort, aber auf dem Rückwege untersucht er das geognostische Verhalten, oder betrachtet mit dem geübten Blicke des physischen Geographen die weite Ebene, um aus ihren Umrissen die Nähe oder den Mangel des viel vermißten Wassers zu errathen und den Seinen zum sichern Führer zu werden. Über dem geodätischen Geschäfte, der astronomischen oder physikalischen Beobachtung verliert er nie die Natur aus dem Auge, untersucht und beschreibt sowol Pflanzen als Thiere und erwägt die Aussichten, welche die Beschaffenheit des Bodens und seiner Producte dem künftigen Ansiedler eröffnen. Der Bericht eines so vielseitigen Mannes hat nothwendig sehr vieles Anziehende. Man verfolgt einen Reisenden, der es unternimmt ein noch ungekanntes Land zu erforschen, stets mit großer Theilnahme, denn wie gering neben den riesenhaften Fortschritten der Wissenschaften in unserer Zeit auch der Ertrag einer einzelnen Reise erscheinen möge, so ist doch nie vorauszusehen, welche mächtige Erfolge auf die Schicksale eines Volkes, vielleicht eines Welttheiles, eine geographische Entdeckung haben könne. Wenn der Schauplatz der Entdeckungsreise ein Land umfaßt, wo Alles neu und namenlos ist, so gewinnt die Erzählung einen andern Reiz. Man fragt sich, welche Wirkung das Auftreten der ersten weißen Menschen in dieser ungekannten Wildniß haben werde, und ob auch sie bestimmt sei, unter dem Einflusse der immer weiter sich ausbreitenden europäischen Civilisation eine veränderte Gestalt anzunehmen. Ein solcher Gegenstand ist der Erwägung würdig, denn er führt zu Gedanken über die Beständigkeit und den endlichen Sieg der Natur, die Vergänglichkeit und die unsichern Schicksale der Völker.

(Die Fortsetzung folgt.)

Albion. Historisch-politische Skizzen von B. F. Guttenstein. Karlsruhe, Macklot. 1841. 8. 1/2 Thlr.

Eine ganz zweckmäßige Auswahl englischer Aufsätze, die in der Kürze uns das Wesentliche der englischen Verfassung, ihrer Entstehung und Fortbildung vorführen. Es wird Einem wohl zu Muthe beim Lesen dieser in kräftigen Zügen hingeworfenen Skizzen; man athmet die Luft der Freiheit und der Mannheit. Die unterscheidenden Vorzüge der englischen Verfassung werden kurz in folgenden drei Punkten hervorgehoben: 1) Es ist ein anerkannter allgemeiner Satz des englischen Staatsrechts, daß Keinem durch besondere Befehle verboten werden kann, was nicht durch vorhergegangene Gesetze verboten ist. Die Bürger sind also der Regierung, d. i. der ganzen Hierarchie des Beamtenstandes, nicht zu unbedingtem, sondern nur zu verfassungsmäßigem Gehorsam verpflichtet. (In Deutschland muß man vorläufig jedem Beamten gehorchen, auch bei der größten Unbill. Man kann sich nachher beschweren. In England gilt das Recht der Nothwehr; sobald der Beamte seine Befugniß überschreitet, wird er nicht mehr als ein Beamter, sondern als ein gewöhnlicher Gewaltthäter betrachtet, gegen dessen Eingriffe in die persönliche Freiheit man sich sogar, wenn es nicht anders geht, durch die Tödtung desselben schützen darf.) 2) Die schroffe Trennung des Beamtenstandes vom Volke, das übertriebene Regieren und Gängeln des Volks wird dadurch ausgeschlossen, daß die englische Verfassung eine Menge von Regierungsgeschäften der eigenen Besorgung der Nation überläßt. Hierher gehören die Friedensrichter und die Geschworenen, die Grand jury, die Municipalverfassung und vor Allem das Recht, sich zu allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu versammeln und zu ver-

binden. (Ohne vorherige Concession bei jener sich um Alles bekümmernden, Alles beschnüffelnden Behörde, der Policei, die man in England in dem Sinne wie bei uns gar nicht kennt.) Gesichert wird diese persönliche Freiheit 3) durch die Verantwortlichkeit der Staatsbeamten und insbesondere gegen willkürliche Einsperrung durch die Habeas-Corpus-Acte. Aber der Schlußstein des Ganzen, das wahre Palladium der Herrschaft der Gesetze, welche schon vor fast 600 Jahren der englische Rechtsgelehrte Bracton als das Ziel aller Verfassung angab, ist die Preßfreiheit. Old England for ever! 125.

Literarische Notizen.

Von L. Alloury lasen wir eine Kritik über „Olear“, die so viel Wahres, auch auf die moderne deutsche Literatur Anwendbares enthält, daß wir es nicht für unzweckmäßig halten, einen kleinen Auszug aus dieser Kritik hier mitzutheilen. „Olear“ erschien vor kurzem anonym, man erfährt indeß, daß Eduard Roger, Sohn eines namhaften Mitgliedes der französischen Akademie, der Verfasser des Romans ist. Alloury sagt, das Buch sei überall, und zwar von den bedeutendsten Kritikern Frankreichs, mit Wärme besprochen worden; man habe davon alles erdenkliche Gute und alles erdenkliche Schlimme gesagt, ohne daß man durch das gespendete Lob dem Verfasser geschmeichelt oder durch den Tadel sein Werk heruntergesetzt habe. Olear lasse sich mit den ewigen Musterbildern der reinen und wahren Liebe, mit Romeo, Julie, Werther, Charlotte, Ophelia, Desdemona, Atala, René vergleichen. „Was“, ruft der Berichterstatter aus, „was ist es, das diese dichterische Gestalten so anziehend für uns macht? Woher kommt ihnen dieser unwiderstehliche Reiz, diese Macht lieblicher Gemüthsbewegung? Ihre Schöpfer waren von dem Gefühle, welches sie ausdrücken und wovon das Werk erfüllt ist, durchdrungen; die Empfindung strömt aus vollem Quell und sprudelt auf jeder Seite; überall ist Leben, Natur und Wahrheit; diese idealen Schöpfungen sind gewissermaßen eine Seele, welche sich der unserigen mittheilt und sie mit ihrer Naivetät und Wärme erfüllt; sie sind ein Herz, worin das unserige sich selbst wiederfindet und betrachtet. Warum scheint uns dieses wunderbare Geheimniß jetzt verloren? Nicht Talent noch Geist fehlen den Schriftstellern; ja, sie haben vielleicht noch mehr Geist als ihre Vorgänger; und was das Talent betrifft, so ist wol die Handhabung, die materielle Seite des Styls mehr Gemeingut als jemals. Was fehlt denn nun den Schriftstellern unserer Tage? Die Naivetät der Begeisterung und die Wahrheit der Empfindung; das Geistreichthun tödtet den Enthusiasmus; die Kunst erstickt das Genie; alle edeln und erfrischenden Säfte sind in den Gemüthern eingetrocknet; der Gedanke zehrt sich ab, trocknet und materialisirt sich mit dem Herzen zugleich; denn das ist schon lange her, daß man sagte: schöne Gedanken entspringen aus dem Herzen; das Herz ist der wahrhafte Herd, wo sich das Genie entzündet und nährt.“ Der Kritiker unterscheidet nun im „Olear“ diejenigen Partien, in denen der Verf. er selbst, und diejenigen, in denen er nicht er selbst ist. Dort ist er ganz Herz, ganz Gefühl, ganz Glauben; hier verfällt er dem Geiste der modernen Zeit; hier strengt er sich zu einer lügnerischen Kraft, zu lärmenden und fruchtlosen Anmaßungen an, der Ton wird heftig und declamatorisch, die Übertreibung grell und brutal; dann erst wird er geistreich, subtil, gelehrt und parador. Die Erfindung im „Olear“ wird einfach, die stylistische Einkleidung der Hauptvorzug des Romans genannt.

Wichtig ist die „Histoire des sciences naturelles“, welche aus Cuvier's Vorlesungen, die er 1830 im Collége de France hielt, zusammengestellt ist und alle Zeiten und Länder umfaßt. Die einzelnen Partien fanden sich früher in vielen Journalen zerstreut und waren oft sehr ungenau redigirt; Cuvier selbst improvisirte seine Vorträge und unterzog sich nie ihrer Redaction. Doch wünschte er ihre Veröffentlichung, mit dem Zusatze, daß man die vielen Anachronismen und Irrthümer in den Namen der Autoren, welche sich in die Journalartikel eingeschlichen hatten, dabei vermiede, weil, wie er hinzufügte, sonst die Arbeit von geringem Nutzen sein würde. Aus diesen Worten schöpfte Hr. de Saint-Agy den Plan einer allgemeinen Redaction und historischen Zusammenfügung der einzelnen aufeinander folgenden Partien des Cursus. Der Herausgeber hat sich die größte Sorgfalt dabei zur Pflicht gemacht und alles Mögliche angewendet, um eine vollkommene Identität mit den improvisirten Vorträgen Cuvier's herzustellen.

Von der „Encyclopédie nouvelle“ ist soeben der achte Band erschienen, worin sich besonders der Artikel „Zoroaster“ von J. Reynaud auszeichnet. Mit Bezug auf diesen Artikel sagt ein französisches Journal: „Indem die Redacteure alle Rechte der Philosophie aufrecht zu erhalten und ihre Herrschaft auszubreiten sich bestreben, stellen sie zugleich Grundsätze auf, vor denen alle nichtigen Theorien verschwinden müssen; man muß sich bei der Lecture dieses letzten Bandes gegen die pantheistischen Tendenzen, welche seit einiger Zeit unsere Gesellschaft entnerven, und gegen die utopischen Grundsätze der Communisten, welche von jenen Tendenzen nur die politische Anwendung sind, erst recht gekräftigt füh[illegible]“ Andere bemerkenswerthe Artikel in diesem Bande sind: „[illegible]ltaire“ von P. Leroux, „Washington“ von Fabas, „Xenophon“ von Aycard, und besonders „Zoologie“, eine Abhandlung, welche ihres berühmten Verfassers, Isidore Geoffroy Saint-Hilaire vollkommen würdig ist.

Von A. Duquesnel erschien eine „Histoire des lettres aux cinq premiers siècles du christianisme“, zugleich eine interessante Literaturgeschichte und ein geistreiches Gemälde des großen Krieges, welchen jene Epoche gegen den Polytheismus und die ketzerischen Sekten und Ansichten führte. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 310. —— 6. November 1841.

Mitchell's Entdeckungsreisen in Neusüdwales.

(Fortsetzung aus Nr. 309.)

Nicht wenige Gefahren sind mit Entdeckungsreisen im Innern von Neuholland verbunden. Unzählbare Wilde umlagern die kühnen Weißen, folgen, ungesehen und stets auf Gelegenheit zum raschen Angriff lauernd, ihrem Zuge, oder suchen durch falsche Freundlichkeit sich ihr Vertrauen zu erschleichen. Die Armuth des Landes an größern Thieren, zumal im Sommer, wo sich die meisten von denselben nach den wasserreichern Gegenden begeben, macht es nöthig, daß sich die Reisenden mit Lebensmitteln wie zu einer Seefahrt versehen und diese mit genauer Berechnung verbrauchen. Den Wassermangel kann aber solche Vorsicht nicht verhindern und daher ist die Gefahr, durch Durst zu sterben, um so größer, je unbesonnener eine Gesellschaft in die Ebenen vordringt, da oft in Entfernung mehrer Tagereisen Alles trocken und verdorrt erscheint. Das Schicksal einer vom Schwanenflusse im Mai vorigen Jahres ausgezogenen und vom Lieutenant Grey geführten Expedition ist in Europa erst jetzt bekannt geworden und beweist von neuem, in welche Noth die Reisenden in jenen Wildnissen gerathen können, nachdem ein Unglücksfall sie ihrer Vorräthe beraubt hatte. Wer in den Urwäldern Amerikas Beil, Gewehr und Schießbedarf besitzt, kann, wenn er sonst nicht völlig unerfahren ist, nicht leicht verderben und mag hoffen, wenn auch nach längerer Zeit und manchen Mühen, die Niederlassungen civilisirter Menschen wieder zu erreichen. Im Innern von Neuholland und an vielen Orten seiner Küsten sichert selbst eine bessere Ausrüstung nicht vor dem Tode. Grey verlor seine Böte sowie den größten Theil seiner Vorräthe, und war gezwungen zu Lande nach dem um einige Hundert Meilen entfernten Orte Perth am Schwanenflusse zurückzukehren. Die baumlosen, aber mit guten Futtergräsern dicht bewachsenen Flächen boten nicht das geringste Eßbare dar und tagelang gebrach es den armen Wanderern an Wasser. Kahle steinige Hügelketten, die man nicht umgehen konnte, vermehrten die Beschwerden des Marsches in dem Maße, daß bald die Mehrzahl der Männer, die kurz vorher in rüstiger Jugendkraft ausgezogen waren, erschöpft zurückblieb, Einzelne von Geistesverwirrung befallen wurden. Nur zwei von ihnen gelang es die Colonie zu erreichen. Die zur Hülfe ausgesendeten Partien brachten zwar die Verunglückten bis auf Einen, der dem Durste erlegen war, nach Perth zurück, jedoch in solchem Zustande der Erschöpfung, daß ihre Rettung lange zweifelhaft blieb.

Der periodische Mangel an Wasser ist nicht allein ein großes Hinderniß für Reisende in jenem Lande, sondern er wird auch die Colonisirung vieler Gegenden auf lange Zeit, wenn nicht auf immer, unmöglich machen. So gering ist die Feuchtigkeit des Bodens in den sanft abhängigen Ebenen des Innern von Neusüdwales, daß sie nicht einmal hinreicht, den einzigen Fluß eines sehr ausgedehnten Landes, den Darling, zu jeder Zeit gefüllt zu erhalten. Auch in den Bergen tritt dieser allgemeine Charakter der niedern Striche hervor, denn tiefe Thäler sind trotz ihrer Enge und schroffen Umschließung ohne den geringsten Bach. In der trockensten Jahreszeit fehlt an allen Orten der abkühlende Nachtthau. Bei einer Hitze von 108° F., wenn glühende Nachtwinde selbst den Schlaf verbieten, gilt ein beschatteter Tümpel mit klarem Wasser dem Viehzucht treibenden Colonisten des Innern als wichtigster Besitz, dem Reisenden als rettende Entdeckung. Diese trockene Hitze wird oft den Heerden sehr verderblich und befördert Feuersbrünste, die über Hunderte von Quadratmeilen sich verbreiten und, durch das dürre hohe Gras fortgepflanzt, gemeinlich auch die Waldungen ergreifen. Gerade aber diese verdorrten Ländereien versinken überall, wo die Bodenbildung es nicht verhindert, unter den Überschwemmungen der Regenzeit. Theils steigen dann die Gewässer zu einer außerordentlichen Höhe an, theils weicht der lehmige Boden so sehr auf, daß alle Verbindung zwischen entlegenen Gegenden aufhört. In den weiten östlichen Ebenen, wo kaum ein Hügel Zuflucht bietet, tritt diese Erscheinung oft sehr plötzlich ein.

Aus diesen Thatsachen ergibt es sich zur Genüge, daß die Erforschung von unbekannten Gegenden in Neuholland nichts weniger als ein leichtes und angenehmes Geschäft sei und daß Australien überhaupt den Namen eines Landes der Verheißung nicht verdiene. Ungeachtet der günstigen geographischen Breite ist die Fruchtbarkeit im Allgemeinen nicht viel größer als in den bessern Theilen von Europa. Die Ebenen sind bald zu trocken, bald zu sumpfig und häufig durch schwer ersteigliche Gebirge voneinander geschieden, welche der Sandsteinformation angehören. Der Boden ist in Neusüdwales nur da gut, wo Trapp, Kalkfel-

sen oder Granit die Unterlage bilden; wo Sandstein, der überhaupt sechs Siebentheile der bis jetzt bekannten Oberfläche einnimmt, vorherrscht, vertritt ein dürrer rother Sand die Stelle der fruchtbaren Erde. Da fast keiner der an solchen Orten wachsenden Bäume sein Laub abwirft, so entsteht auch keine Pflanzenerde; Bäume aber und Gesträuche sind so harzreich und brennbar, daß sie den Waldbränden nicht widerstehen und also die wenigen Pflanzenreste vernichtet werden, die zwischen ihnen sich angehäuft haben mögen. Eine schlimmere Eigenschaft als Unfruchtbarkeit ist die Unzugänglichkeit der Sandsteingebirge. Zwischen ihren schroffen Wänden sind Engthäler bis auf die unterste Grundfläche eingeschnitten, die stets dem Hauptzuge parallel verlaufen und also die Erreichung des höchsten Kammes nur erschweren. Sie tragen am häufigsten den Charakter enger aber pflanzenloser Schluchten, die, von unendlich hohen, fast senkrechten Wänden eingeschlossen, durch großartige Wildheit in Erstaunen setzen, in manchen Fällen aber ganz unzugänglich sind, in andern so labyrinthisch sich verzweigen, daß einst ein Landmesser laut erklärte, dem Himmel für seine Befreiung gedankt zu haben, als er nach viertägigem Umherirren und nutzlosem Suchen nach dem Übergangsorte einer künftigen Kunststraße sie wieder verlassen durfte. Innerhalb der Grenzen, welche Mitchell für die Colonie von Neusüdwales vorschlägt, ist nur der vierte Theil der Oberfläche zum Landbau oder zur Anlegung von Weidegründen geeignet; ein Drittheil der ganzen großen Provinz machen die großen unbewohnten Ebenen des Innern aus, deren wenig lockende Eigenthümlichkeiten oben bereits Erwähnung fanden. Der südlichste an Baß's Straße grenzende Abschnitt, den Mitchell Australia felix nannte, zuerst vermaß und mit Landstraßen versah, bildet den versprechendsten Theil des Gebiets. Die Gebirge sind höher als im Norden und von mannichfachem geognostischen Charakter, der Boden daher im Allgemeinen besser. Die Oberfläche ist nirgend völlig eben, sondern zeigt zahlreiche Abstufungen, von den ansehnlichen subalpinen Höhen der westlichen Gebirge bis zu den grasigen Hügeln im Osten. Der Murray, vielleicht der größte Strom von ganz Australien, entspringt in jenen Bergen und nimmt eine Menge kleiner Flüsse auf, die rechtwinkelig sich nähern und daher eine große Landstrecke fruchtbar machen. Die Abhängigkeit der Oberfläche und die Nähe schroffer Gebirge verleiht diesen Gewässern einen starken Fall und beständigen Zufluß, während in andern Gegenden Neuhollands die Flüsse, zumal im Sommer, ganz vertrocknen und selbst in andern Jahreszeiten nur wie eine unzusammenhängende Kette von Teichen erscheinen. Selbst in den Ebenen, die am Rande dieses Gebiets liegen, herrscht jene Dürre nicht, die weiter nördlich die ähnlich gebildeten Bodenstrecken fast unbewohnbar macht. Sie sind mit reichem Graswachs geschmückt und erheben sich hier und da in niedere, dünn bewaldete Hügel, um deren Fuß sich kleine Bäche winden, oder große Lagunen ausbreiten, gleichsam als habe die Vorsehung selbst dies Land vor der sonst überall gewöhnlichen Dürre schützen und zum Wohnorte einer thätigen Bevölkerung erheben wollen. Sein größter Theil liegt bis jetzt noch unbenutzt und im ursprünglichen Naturzustande da, jedoch ist zu erwarten, daß manche der in Sidney landenden Auswanderer sich nach dem Süden wenden und nicht wie ehedem mit dem schlechten Lande begnügen werden, das, um die Hauptstadt her gelegen, jetzt nur zu hohen Preisen zu haben ist. Die Regierung strengt alle Kräfte an zu Gunsten dieser südlichen Colonie, die bereits durch gute Landstraßen mit der Hauptstadt verbunden ist und schöner Bogenbrücken, aus Sandstein durch Verwiesene erbauet, sich zu rühmen hat. Die großen Schwierigkeiten, mit welchen man in Neusüdwales zu kämpfen hat, um Verbindungswege zwischen den Niederlassungen zu entdecken und herzustellen, bewältigt die Arbeit der Verbannten, deren Verwendung zu öffentlichen Zwecken sich überhaupt als wahre Wohlthat für das Ganze erwiesen hat. Zwar ist eine große Zahl der freien Ansiedler der fernern Einführung europäischer Verbrecher in die Colonie im hohen Grade abgeneigt, indessen wird diese schon darum fortdauern müssen, weil das Gedeihen der Ansiedelungen zu sichtbar von der Vollendung der öffentlichen Bauten abhängt, die auf keine andere Weise weder ebenso schnell noch so wohlfeil herzustellen sein würden. Es ist nicht abzuleugnen, daß die Vermischung von Übelthätern mit der Gesellschaft in jungen Niederlassungen ungleich schlimmere Folgen haben könne als in alten und festbegründeten Staaten, wo die Elemente der Bevölkerung in geregelten Kreisen sich bewegen und Vergehen leichter verhütet, schneller entdeckt werden; allein die Erfahrung hat bewiesen, daß aus den Verwiesenen, nach überstandener Strafzeit oft sehr achtbare Bürger werden, während die Dienste, die sie vorher dem Staate gezwungen leisten mußten, von größter Wichtigkeit und durch andere Mittel durchaus nicht zu ersetzen sind.

Den Colonien der Weißen weichen die Eingeborenen, die sich alljährlich weiter nach dem Innern zurückzuziehen genöthigt sind. Indessen geschieht diese Verdrängung einer besitzlosen und über unendliche Wildnisse dünnverstreuten Urbevölkerung auf friedliche Weise, indem sie keinen Werth auf den Boden legt, ihn als Eigenthum den Fremden zu verkaufen nicht beabsichtigt und zur Fortsetzung ihrer elenden Existenz überall hinreichend Raum findet. Die Schonung dieser Menschen ist durch Gesetze streng geboten, die ohne Berücksichtigung der Person aufrecht erhalten werden, ungeachtet die stets mit Mord verknüpften Räubereien der hungernden Horden an den Grenzen zur Wiedervergeltung reizen müssen. Schandthaten, wie die spanischen und portugisischen Eroberer der neuen Welt begingen, sind in unserm Jahrhunderte nirgend möglich, wo kräftige, die Menschenrechte achtende Regierungen die Colonisten überwachen und das öffentliche Urtheil ein ehedem ungekanntes Gewicht erlangt hat. Das Volk von Nordamerika allein scheint dieses nicht zu fürchten und zu den Greueln des Mittelalters zurückkehren zu wollen. Bestätigt sich das Jagen der Seminolen mit westindischen Bluthunden, so stehen die Vereinigten Staaten für immer gebrandmarkt da und es wird glaublich, was in Diatriben politischer Parteimänner schon lange behauptet wurde, daß die Gewalt dort

nicht in den Händen der Weisen und Gerechten, sondern des Pöbels liege, daß den Regierenden, ungeachtet aller frommen Worte, die Gesetze des Völkerrechts und die einfachen Gebote der Moralität nur so lange unverletzlich dünken, als sie der Befriedigung einer unersättlichen Gier und allbeherrschenden Selbstsucht nicht entgegenstehen. Die britische Regierung verbietet Bekriegung der neuholländischen Wilden und griff auf Vandiemensland nur erst zu ernsten Mitteln, nachdem der Wuth und der Verrätherei der unzähmbaren Eingeborenen zahlreiche Opfer gefallen waren. Die höhern Beamteten handeln in demselben menschlichen und nachsichtigen Sinne und daher sind Streite mit den rohen Horden selten. Die edeln und verzeihenden Gesinnungen, die Mitchell in seinen häufigen und nie gefahrlosen Berührungen mit den Wilden zu Tage legte, verdienen unbeschränktes Lob. Unter Herausfoderungen der gröbsten Art verlor er niemals die Geduld, und in den wenigen Fällen, wo nur Gebrauch von seiner Macht ihm das Leben retten konnte, überschritt er nie die Grenzen der Mäßigung und verstand selbst dann noch seine im höchsten Grade aufgebrachten Begleiter zu zügeln. Von jeher hat man angenommen, daß der australische Wilde in der Reihe der Völker den untersten, dem Thiere nächsten Platz behaupte. Aus den durch Mitchell's Bericht verstreueten Anekdoten geht hervor, daß jenes Urtheil mindestens hinsichtlich einer unzähmbaren Wildheit und entschiedenen Unempfänglichkeit für alle bessere und menschliche Eindrücke vollkommen gerecht sei.

Es hätten Engel — so sind Mitchell's eigene Worte — nicht milder und wohlthuender unter diesen Horden auftreten können als die ersten je zu ihnen vorgedrungenen Weißen, allein der beste Wille, Freundlichkeit, reichliche Wohlthaten erweckten nur Haß und Mordlust in der finstern Brust jener Menschen. Mit dem soeben zum Geschenk erhaltenen Beile bearbeitete der scheinbar waffenlose Wilde im Dunkeln geräuschlos eine Keule, um die Männer im Schlafe zu erschlagen, die seinen Hunger stillten, als er sich heulend näherte. Nicht selten prüften Andere unter freundlichen Geberden, gleichsam aus bloßer Neugierde, die Kopfbedeckungen der Reisenden, um den Widerstand kennen zu lernen, die sie einem Keulenschlage entgegensetzen würden, oder besprachen sich leise mit Hindeutung auf ihre Speere, nach ähnlicher Untersuchung der europäischen Kleidungsstücke.

Ein bis zu solcher Höhe ausgebildeter Charakter muß sich nothwendig auch im Äußern ausprägen, und wirklich sind die in gutgearbeiteten Portraits dargestellten Physiognomien so widerlich und hämisch, daß man der Versicherung Mitchell's gerne glaubt, er habe nach längerm Verweilen in solcher Gesellschaft eine wahre Erleichterung im Anblicke der ehrlichen Gesichter seiner Schafe und Zugochsen gefunden. Es läßt sich dennoch Einiges zur Vertheidigung dieser Wilden sagen. Bei dem großen Scharfsinne, mit welchem sie die Bestimmung europäischer Geräthschaften begreifen und die Absicht der ihnen übrigens neuen Handlungen eines Weißen errathen, ist es sehr wahrscheinlich, daß sie die Folgen des Vordringens und Forschens dieses fremden Stammes richtig abschätzen; sie erkennen die Nähe ihres Unterganges, wenn sie die großartigen Hülfsmittel der Fremden mit der eigenen Roheit vergleichen und bemerken, daß jene auf demselben Boden Überfluß erzielen, wo sie nur mit genauer Noth und zum ewigen Herumstreifen gezwungen ihr Leben fristen. Sie suchen, wie jedes Geschöpf in gleicher Lage thun würde, ihr Erbtheil zu vertheidigen und die Drohungen der Zukunft abzuwenden, freilich aber wie das Raubthier durch Verrath und rücksichtslosen Mord. Sie werden schwerlich durch die immer größere Ausbreitung der Weißen zur Nachahmung derselben sich gereizt fühlen und nie Geschmack an einer ruhigen, das Leben sichernden Industrie finden; allein es steht zu hoffen, daß sie für den unbedeutenden Nachtheil, der ihnen aus der Vertauschung einer unbewohnten Wildniß mit der andern erwächst, vollkommen durch die Heerden von wildgewordenem Rindvieh entschädigt werden dürften, die, in rascher Zunahme begriffen, an den äußersten Grenzen der Colonie herumstreifen und Mittel der Erhaltung bieten werden, wenn die Kanguruhs schon lange von den Hunden der fremden Jäger vernichtet sind.

(Der Beschluß folgt.)

The idler in France. By the Countess of *Blessington*. Zwei Bände. London 1841.

„Der Müssiggänger in Frankreich" ist Gräfin Blessington in eigener Person, und anspruchslos, wie das Buch auftritt, ist es doch mit Sorgfalt geschrieben und enthält vielleicht das Beste, was die Verfasserin bisher in den Speicher der Literatur geliefert. Seit sie, wie bekannt, aus niederer Sphäre per varios casus in eine hohe eingeführt worden, bewegt sich die Schwiegermutter und Freundin des Grafen d'Orsay in der sogenannten guten Gesellschaft, und schreibt auch ihre Feder nicht so scharf, wie früher ihre Nadel gestochen, so schreibt sie doch — freimüthig. Das sichert dem Buche im voraus Theilnahme. Es beginnt im südlichen Frankreich, skizzirt daselbst einige Antiquitäten und eilt dann nach Paris, wo es theils politische und literarische Notabilitäten, theils Moden und Modedamen die Revue passiren läßt. Ermüdung braucht der Leser nicht zu befürchten. Abwechselung ist die Parole der ci-devant schönen Gräfin. Sie berührt Vieles, verweilt aber nur, wo ein richtiger Takt ihr sagt, daß sie am rechten Platze ist. Die häufig eingestreuten Anekdoten sind ebenso viele pièces justificatives für die gezeichneten Portraits, und daß die Verfasserin Schriftsteller und Schriftstellerinnen namhaft liebreich behandelt, mag weltklug sein und ist jedenfalls rühmlich. Zweie desselben Handwerks harmoniren nie, sagt ein englisches Sprüchwort, und was keine Krähe der andern thut, das thun sich gegenseitig Autoren und Autricen. Verwundert hat sich jedoch Ref., wie Lady Blessington behaupten kann, die Liberalen fänden in Paris zu den höhern Kreisen w e n i g e r Zutritt als in London. Genau umgekehrt. Wo öffnet literarische Berühmtheit die goldenen Säle des Königthums? In den Tuilerien. Wo schließt sich der goldene Saal dem Literaten, der kein anderes Recht auf Einlaß hat? Im Buckinghampalaste. Das war unter den Ludwigen von Frankreich wie unter den Georgen von England, ist unter Philipp wie unter Victoria der Fall. Und noch starrer als der Hof ist die englische Aristokratie in ihrer exclusiveness. Die Lady macht jene unwahre Bemerkung, um darin den Grund zu finden, warum die englischen Literaten abgeschliffener als die französischen. Wie das gesellschaftliche Verhältniß in Wahrheit ist, würde diese Folgerung übles Zeugniß geben für die vornehmen englischen cercles. Es steht wol aber um die Folgerung wie um die Prämisse. Ferner bekommt die Verf. mit der Geschichte ein Hühnchen zu rupfen. Sie nennt Jakob II. einen guten, menschenfreundlichen Mann, und Karl I.

den sanftesten aller Christen — Beiworte, welche die Geschichte nicht verhängt. Wie indessen bereits angedeutet, besteht das Mark des Buchs in den geschriebenen Miniaturgemälden lebender Größen, besonders englischer Staatsmänner, eines Palmerston, Lansdown, Peel, Russell u. A. Es kommen da Züge zum Vorschein, die dem Beschauer bisher unsichtbar geblieben. In der Verlegenheit der Wahl gibt Ref. Lord John Russell's Portrait als kleine Probe. „Lord John Russell", schreibt die Gräfin, „ist in Paris und hat heute lange bei mir gesessen. Welch angenehmer Mann, wenn er seine Zurückhaltung ablegt, und wie jammerschade, daß er ihr je gestattet, seine vielen herrlichen Eigenschaften zu verschleiern. Wenige Männer besitzen einen feinern Geschmack für Literatur, wenige einen höher gebildeten Geist. Was ihm geboten wird, er weiß es schnell zu ergreifen, und frei von Leidenschaft oder Egoismus faßt er jeden Gegenstand aus dem richtigsten Gesichtspunkte. Für alles Lächerliche hat er einen regen Sinn und ein ansehnlicher Vorrath trockenen, kaustischen Humors müßte ihn beim Debatiren zu einem sehr gefährlichen Gegner machen, wenn er ihn nicht unter die Herrschaft einer guten Erziehung und einer Ruhe stellte, die ihn nie verläßt. Lord John Russell ist genau der Mann für eine hohe amtliche Stellung. Mit allseitiger Kenntniß, einer glühenden Liebe zu seinem Vaterlande und dem rastlosen Streben, ihm zu dienen, verbindet er scharfes, geprüftes Urtheil und eine Rechtlichkeit der Gesinnung, die selbst bei den wider ihn eingenommensten unter seinen politischen Gegnern ihn über jeden Verdacht erhebt. Auch kann die Zurückhaltung, die Denen so unangenehm ist, die ihn nur oberflächlich kennen, dem Minister nicht anders als nützlich sein. Sie weist die vertrauten Annäherungen zurück, vor welchen hochstehende Männer sich nicht genug hüten können, tritt den Hoffnungen entgegen, die in demselben Grade sich bis zur Unvernunft steigern, in welchem ihnen mit Wohlwollen und Artigkeit begegnet wird, und wehrt dem Ausbruche des Zornes, wenn jene unvernünftigen Hoffnungen sich nicht erfüllen." 74.

Miscellen.

Es ist bekannt, daß schon die Alten der Verse des Homer, Euripides, besonders aber des Virgilius sich bedienten, um die Zukunft dadurch zu erfahren. Man schlug in dieser Absicht das Dichterwerk auf Gerathewohl auf und betrachtete dann die zuerst in die Augen fallende Stelle als eine Antwort des Schicksals. So wurden auch noch in neuerer Zeit die „Sortes Virgilianae" befragt. Folgendes merkwürdige Virgilische Orakel erzählt Wellwood aus dem Leben des unglücklichen Karl's I., Königs von England. Karl war zu der Zeit, da er mit dem Parlamente aufs stärkste gespannt war, auf der Bibliothek zu Oxford mit dem Lord Falkland, der ihn bewog, wegen des Ausganges seiner weitaussehenden Streitigkeiten die „Sortes Virgilianas" zu befragen. Der König schlug auf und die ersten ihm in die Augen fallenden Verse waren Aeneid. IV, 615—621:

At bello audacis populi vexatus et armis,
Finibus extorris, complexu avulsus Juli,
Auxilium imploret, videatque indigna suorum
Funera; nec, quum se sub leges pacis iniquae
Tradiderit, regno aut optata luce fruatur,
Sed cadat ante diem, mediaque inhumatus arena.

Der Lord nahm dem über diese fürchterliche Weissagung bestürzten Könige das Buch aus der Hand, um glücklichere Sortes zu bekommen, schlug auf und fand (Aeneid. II, 45—48):

Non haec Evandro de te promissa parenti
Discedens dederam, quum me complexus euntem
Mitteret in magnum imperium, metuensque moneret,
Acres esse viros, cum dura proelia gente.

Wie wunderbar überhaupt in dergleichen Dingen oft der Zufall walte, zeigt auf eine seltsame Weise die Stelle aus Ovid's „Metamorphosen" (I, 148):

FILIVs ante DIeM patrIs InqVIrIt In annos

in welcher man nicht nur die wahrscheinliche Gemüthsanlage, sondern auch das Todesjahr (1568) des von seinem Vater, Philipp II. König von Spanien, durch Gift hingerichteten Infanten Don Carlos gefunden hat.

Der gelehrte Hugo Grotius (gestorben 1645) bekannte sich, obgleich er das weit verbreitete Buch „De veritate religionis christianae" herausgegeben hatte, eigentlich zu keiner der positiven Religionen. Menagius verfaßte darauf folgendes Epigramm:

Smyrna, Rhodos, Colophon, Salamis, Argos, Athenae
Siderei certant vatis de patria Homeri;
Grotiadae certant de religione Socinus,
Arrius, Arminius, Calvinus, Roma, Lutherus.

Derselbe Menagius extemporisirte auf die an ihn gerichtete Frage, wie oft man trinken dürfe, folgende Antwort in Versen:

Si bene commemini, causae sunt quinque bibendi:
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,
Et vini bonitas, et quaelibet altera causa.

Er wird vielfältig des Plagiums beschuldigt, und da er nun in seinen Gedichten seiner Huldin, einem Fräulein de la Bergne, den Namen Laverna (der römischen Göttin der Diebe) geliehen, so gab dies Veranlassung zu dem Epigramm:

Lesbia nulla tibi est, nulla est tibi dicta Corinna,
Carmine laudatur Cynthia nulla tuo;
Sed cum doctorum compiles scrinia vatum,
Non mirum, si sit culta Laverna tibi.

Dafür rächte sich Menagius an seinen Gegnern durch eine wegwerfende Behandlung und nannte sie in seinen Schriften, anderer Schimpfworte nicht zu gedenken, Nebulones, z. B. in dem Gedicht an Mnemosyne:

Da Dea, da nobis atrocia tot nebulonum,
Immeritum qui me pergunt vexare libellis,
Dicta oblivisci, memori mihi condita mente.

Anton Muretus (gest. 1585) war ein Meister im Lateinschreiben, aber von nicht ganz unbescholtenem Lebenswandel. Schon zu Paris, wo er Philosophie und Rechtswissenschaft lehrte, wurde er der Sodomie bezüchtigt, hernach zu Toulouse, wohin er sich begeben hatte, abermals, und zwar so, daß, als er sich durch Flucht gerettet hatte, er (1554) im Bildniß öffentlich verbrannt wurde. Mit Joseph Scaliger, der sich rühmte, aller Sprachen kundig zu sein, stand er in freundschaftlicher und literarischer Verbindung, die aber dadurch aufgehoben ward, daß er ein von ihm verfaßtes lateinisches Gedicht Scaliger unter dem Vorgeben mittheilte, er habe solches in einer alten Handschrift gefunden. Scaliger ließ sich täuschen und machte von dem Funde großes Wesen. Bald aber wurde er inne, daß Muretus ihn hintergangen habe, worüber er so entrüstet ward, daß er von demselben nichts mehr wissen wollte und folgendes Epigramm auf ihn bekannt machte:

Qui rigidas flammas evaserat ante Tolosae
Muretus, fumos vendidit ille mihi.

Unter den Narrheiten des römischen Kaisers Heliogabalus, welche Älius Lampridius in dessen Leben erzählt, ist von ganz besonderer Art die, daß er aus der Pfundezahl von Spinnenweben Roms Größe bemessen zu können glaubte. Er befahl nämlich, wie der angeführte Geschichtschreiber (Cap. 26) sagt, seinen Sklaven im Scherz, ihm, gegen eine ihnen festgesetzte Belohnung 1000 Pfund Spinnenweben zu verschaffen, worauf dieselben ihm 10,000 Pfund gebracht haben sollen. „Nun", sagte er, „daraus kann man auf die Größe von Rom schließen!" 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 311. — 7. November 1841.

Mitchell's Entdeckungsreisen in Neusüdwales.

(Beschluß aus Nr. 310.)

Das Innere von Neusüdwales, und wahrscheinlich von ganz Australien, stellt sich fast überall ohne großartige Züge oder rasche Wechsel der physischen Verhältnisse dar und ermüdet durch endlose Wiederholung leicht den Reisenden. Die weitverbreiteten lichten Wälder bestehen bis in große Entfernungen aus denselben Bäumen, die zwar von höchst abweichender allgemeiner Form, dennoch in unsern Gärten mehr das Auge fesseln als in ihrem Vaterlande. Die malerische Wirkung breitlaubiger Baumgruppen wird überall vermißt, denn selbst die größten der einheimischen Bäume, die myrtenartigen Eucalyptus, treten weder in breiten Massen auf, noch geben sie Schatten. So wenig als die höhere Vegetation verschönernd auf jene Landschaften einwirkt, ebenso eintönig sind die großen kräuterreichen Flächen, die, selten durch Gebüsch unterbrochen, am Horizonte wie ein fernes Meer erscheinen. Schon dieser Umstand hindert, daß man Mitchell mit gleich lebendigem Interesse bis zum Ende des Berichts verfolge, der, an die Form des Tagebuchs gebunden, von den Mängeln einer solchen Darstellungsweise nicht frei bleiben konnte. Die geographische Kenntniß von Neuholland empfing durch jene drei, mit außerordentlicher Energie geleiteten Expeditionen eine überaus wichtige Vermehrung, denn die dritte Reise betrug mehr als drittehalbtausend englische Meilen, von welchen keine ohne Prüfung der Umgebungen zurückgelegt worden ist. Die Frage, ob und wie weit das Innere sich zur Colonisirung eigne, ist durch dieses große Unternehmen vollständig gelöst, ein neues schönes Land im Süden entdeckt und der Lauf von Flüssen aufgefunden worden, die, wenn sie auch von der See her unzugänglich sind, im Innern einst periodisch als Verbindungswege dienen werden.

Schon richten sich von Sidney aus die eben angekommenen Colonisten nach der seit wenig Jahren bekannt gewordenen Australia felix. Es blühten dort im vorigen Jahre bereits manche Ansiedelungen empor, selbst eine deutsche, und die Festsetzung der europäischen Civilisation in jenen Ländern ist nun entschieden. Die Besitznahme von Australien durch eine große europäische Seemacht tritt zwar in der Weltgeschichte nicht wie Amerikas Entdeckung als plötzlich erschütterndes und tausendjährige Verhältnisse der Völker umkehrendes Ereigniß auf, allein die Entstehung eines Staates weißer Menschen im südlichen Ocean wird langsam, aber sicher auf die Schicksale der östlichen Erdhälfte einwirken. Innerhalb eines Menschenalters hat die Colonie von Neusüdwales bereits eine große Bedeutung erlangt. Auch von den übrigen drei Seiten dringen die Weißen mit nicht geringem Erfolge nach dem Innern des großen Insellandes vor. Wahrscheinlich wird in nicht entlegenen Zeiten dort als Gegengewicht des alten und mächtigen Europa ein Reich entstehen, das, einen Theil von Polynesien umfassend, alle Künste und Wissenschaften des Mutterlandes besitzt und diese, durch äußere Verhältnisse begünstigt, müheloser und schneller zur hohen Ausbildung bringen kann. Daß Australien immer die Herrschaft Englands anerkennen werde, kann Keiner glauben, der die Verhältnisse erwägt und aus der Geschichte weiß, daß Colonien stets vom Mutterstaate abgefallen sind, sobald die eigene Zunahme ihnen Selbständigkeit gestattete oder sogar zur Nothwendigkeit erhob. Doch wird Europa ohne eine jener fremden Niederlassungen, die es zur Zeit besitzt, wenn nicht durch Waffen, doch durch moralische Macht, auf das Schicksal der von ihm ausgegangenen Völker fortdauernden Einfluß ausüben. Die Erfüllung gewisser satirischer Novellen liegt noch fern, die, in Amerika erfunden, einem Volke schmeicheln, das mehr als alle andere sich überschätzt. Ob jemals Amerikaner Entdeckungsreisen nach unserm Welttheile machen, die Ruinen von unsern größten Städten mit archäologischem Scharfsinne prüfen und die auf ihnen hausenden wilden Menschenstämme beschreiben werden, ist eine Frage, die zu erörtern dem ernsten Manne schwerlich einfallen kann. Wie Individuen, so haben auch die Völker die Perioden des Lebenskreises zu durchlaufen; indessen liegt zwischen der höchsten Entwickelung des Mannesalters und dem beschließenden Greisenthume ein weiter Zeitraum. Die zunehmenden Abtrennungen von der europäischen Familie, die Wanderung vieler ihrer Glieder nach fernen Landen, wo sie mit Rüstigkeit zu neuem Bauen schreiten, ist ein Beweis, daß die Bevölkerung unsers Welttheils in ihrer Existenz das Mannesalter erreicht hat, und erinnert an das gewöhnliche Verhältniß, wenn die erwachsenen Kinder von ihrem kräftigen Älternpaare scheiden, dem dennoch ein langes Leben und Wirksamkeit vorbehalten bleibt. In der spätesten Zukunft mögen in Europa Civilisation und Wissenschaften dem

Schicksale alles Irdischen erliegen, oder doch von ihrer Höhe sinken, allein sie können der Menschheit niemals ganz verloren gehen, denn dem europäischen Stamme ist die Bestimmung überwiesen, sie nach allen Orten zu verpflanzen und ihnen nach und nach die Erde unterthan zu machen. 77.

Schiller's Schriften, charakterisirt von einem Engländer.

Das „Edinburgh review" enthält in einem seiner letzten Vierteljahrshefte einen lesenswerthen Aufsatz über Schiller, auf Karl Hoffmeister's Buch über Schiller gestützt, woraus wir das Wesentlichste des Raisonnements mittheilen wollen. Der Berichterstatter sagt in der Einleitung: „Die zahlreichen Biographien und Kritiken, welche seit Goethe's Tode in Deutschland über Schiller erschienen sind, kündigen unsers Bedünkens eine Rückkehr zu einem gesundern Zustande sowol des Gefühls wie des Geschmackes an. Wir sind weit davon entfernt, Goethe's große Verdienste um die deutsche Literatur unter ihrem Werthe anzuschlagen. Sie waren in der That groß; aber wir können nicht umhin, zu bedauern, daß man eine Zeitlang dahin zu neigen schien, für ihn zu ausschließlich die Oberherrschaft in Anspruch zu nehmen und das Genie desjenigen Schriftstellers, den wir, Alles in Betracht gezogen, als den geeignetsten europäischen Repräsentanten der deutschen Literatur anzusehen uns versucht fühlen, zu verkleinern. Dieser Irrthum findet nicht mehr statt. Schiller's Leben ist theilweise durch die Publicationen von Jugendfreunden in ein helleres Licht gesetzt worden; Männer von Tüchtigkeit und poetischem Geschmack haben seine Gedichte commentirt, während das Ganze dieser Materialien von Dr. Hoffmeister zu einer geschickten Biographie, welche eine vorzüglich inhaltreiche und genügende Erzählung von seinen Lebensereignissen wie von seiner Geistesentwickelung gibt, verdichtet worden ist. Nach dieser Biographie wollen wir einen Umriß liefern. Zu jeder Zeit würde das Studium eines so einfach großen Charakters wie Schiller von Nutzen sein; aber die Verschmelzung des Genies und hoher Gesinnung in seinem Charakter, die Lehren von Selbstvertrauen und Selbstachtung, die er uns einflößt, sind von besonderm Gewicht in einer Periode wie der gegenwärtigen, wo Talent und Gesinnung so oft getrennt bestehen, wo die Literatur, wie alles Übrige, einen so maschinenmäßigen Ausdruck gewonnen hat und das Genie so häufig nur als ein so vertauschbares Ding angesehen wird, daß es für Ruf und Glück sich selber untreu werden darf. Schiller war Einer von Denen, die das literarische Amt mit der höchsten Würde repräsentirten: er unterzog sich ihm als einer Berufung, nicht als einem Handwerk; wie unser Milton bereitete er sich dafür als für den Dienst im Allerheiligsten; und durch sein ganzes Leben voll herber Mühe, vielem Leiden und mancher Versuchung verleugnete er nie jene erhabenen Grundsätze, welche sein Glaubensbekenntniß bildeten. Sein Leben und seine Schriften stehen in schöner Harmonie."

Der Berichterstatter detaillirt nun, auf Basis seiner Hauptquelle, in klarer und gründlicher Weise die Lebensseiten Schiller's und weiß geschickt Alles hervorzuheben, was seinen Landsleuten neu und interessant sein kann. Zwischendurch laufen kleine Charakteristiken und Urtheile, worin Schiller's Dichtungen und Schriften kurz und meist treffend gewürdigt werden. Einige dieser Urtheile, als für uns Deutsche besonders interessant, wollen wir hier anführen. Schiller's erste lyrische Versuche werden geradezu werthlos genannt; sie seien imitativ, aufgedunsen, rauh in der Diction, oft falsch im Gefühl, mit Allgemeinheiten und Abstractionen hausiren gehend, ohne natürlichen Fluß, ohne Individualität, selbst ohne Hoffnung auf Fortschritt. Der Berichterstatter fährt dann fort, daß glücklicherweise das Drama Schiller'n etwas Positiveres geboten und jene Hinneigung zum Vagen, welche Ergebniß seiner vereinsamten Existenz und Erziehung gewesen, bis zu einem gewissen Grade unterdrückt habe. Bei seiner Unbekanntschaft mit dem wirklichen Leben sei er zwar in den „Räubern" vielfachen Verzeichnungen und Übertreibungen ausgesetzt gewesen, aber seinen eigenen Geist habe er gründlich studirt und seinen Karl Moor gebildet nach seinem eigenen Ebenbilde. So habe dieser noch viel Menschliches behalten, während Amalie eine zwar schöne, aber nebelhafte Abstraction, eine unstoffliche Vision und Franz eine metaphysische Misgeburt sei. Die Bewunderung aber, die den „Räubern", welche er später mit einem massiven, formlosen und mysteriösen Druidenpfeiler vergleicht, bei ihrem Erscheinen zu Theil geworden, dürfe uns, die wir die „Räuber" mit objectiver Ruhe lösen, ebenso wenig ein Räthsel sein, wie das Erschrecken, ja der Abscheu, den das Stück bei seiner Gegenpartei erregt habe. Man solle nur bedenken, daß im Jahr 1782 der praktische Commentar der französischen Revolution zu den theoretischen Auflösungsideen, welche Schiller in den „Räubern" gepredigt, noch nicht vorhanden gewesen sei. Da hätte denn ein Gemälde wie dieses, zwar ohne Zweifel verzerrt und übertrieben, aber doch wirkungsreich in den Umrissen und mit den wilden Lichtern und tiefem Schatten eines Spagnoletto gemalt, einen tiefen Eindruck machen müssen. Auch jetzt noch müsse die titanische Gewalt in der Auffassung, die wilde Kraft des Dialogs, die Geschicklichkeit, womit der Hintergrund dieser bewegten Scene arrangirt sei, und der ruhige Anblick der Natur, gegenüber den stürmischen Leidenschaften der Personen im Vorgrunde, dieser Sonnenuntergang an den Hügeln der Donau, als sich der Hauptmann, vom Gewissen erfaßt, der unschuldigen Tage der Kindheit erinnert, unser Gemüth ergreifen und das Durchlesen der „Räuber" zu einer Ära in unserer Lecture machen. Auf der andern Seite sei es schwer, ein Lächeln zu unterdrücken bei den melodramatischen Übertreibungen dieser Räuber, welche auf einen Zug eine Flasche Branntwein ausschlürften, wie die Kinder im Übermaße der Freude tanzten und mit 80 Mann einen Haufen von 800 Soldaten aus dem Felde schlugen und dabei nur einen einzigen Mann einbüßten. Aus dieser ganzen Charakteristik, die wir nur im Auszuge geben, fühlt man eine Vorliebe des Briten für die „Räuber" trotz alles Tadels deutlich heraus. Über die Gedichte Schiller's, welche in der „Anthologie" für das Jahr 1782 erschienen, spricht er sich nicht eben günstig aus; denn obgleich sie bereits das Metall solider Gedanken enthielten, seien sie doch voll von Rauheiten und Dunkelheiten; der Glanz der Form verlöre sich plötzlich in dunkle Lineamente; erhabene Bilder ständen vor uns auf, aber sie zerflatterten in Wolken; seine Liebesgedichte entbehrten des Gefühls und der Wahrheit; platonische Phantasmen mischten sich darin mit vorübergehendem Sinnenrausch.

Den „Fiesco" betreffend, gibt der Brite zu, daß es dem Dichter gelungen sei, dieser Tragödie nicht wenig südliche Glut und italienische Leidenschaft einzuhauchen; „aber Fiesco besitzt noch nicht jene feine Wahrheit in der Haltung, welche er in seinem Portrait der düstern Etikette am spanischen Hofe im „Don Carlos" erreichte, noch jene rauhe und gesunde Atmosphäre der schweizerischen Freiheit in seinem „Wilhelm Tell", in dessen Versen wir mit allen Einflüssen des Klimas umgeben zu sein und das Läuten der Heerdenglocken oder die von den majestätischen Alpen widerklingenden Töne des Jägerhorns zu vernehmen glauben". Im „Fiesco" sowol wie in „Cabale und Liebe" findet der Brite einen großen Fortschritt Schiller's in theatralischer Hinsicht; er erkennt in „Fiesco", den er eine Schöpfung von poetischer Architektur nennt, Mannichfaltigkeit und Abstich der Charaktere, Größe und Pracht, Das, was Coleridge das materiell Erhabene nannte; aber er erklärt sich nicht einverstanden mit der Katastrophe, worin man ihm gern Recht geben wird; er meint, das poetische Interesse des Stücks wende sich mehr an den Kopf als an das Herz. „Cabale („Court intrigue") und Liebe" nennt er ein Cabinetstück auf dünnerer Leinwand; aber die Nachtseite des Stückes, sagt er, stehe er nicht an, falsch,

verzeichnet und Schiller's unwerth zu nennen; Wöl (?), Kalb und Wurm seien ganz gemeine Caricaturen, in denen Schiller sich nicht über Iffland und Kotzebue erhöbe (!); das Stück sei durch Unwahrscheinlichkeiten verunstaltet und die Katastrophe streife, über die Grenzen des Mitleids, in das Gebiet des Schreckens hinaus; dagegen sei das Pathos in den Scenen zwischen Ferdinand und Luise auch jetzt noch unwiderstehlich. Dies Urtheil des Briten ist unparteiischer als das A. W. von Schlegel's, wenn er von denselben Scenen behauptet, sie könnten durch den überspannten Ton die Empfindsamkeit schwerlich rühren, wol aber durch peinliche Eindrücke foltern.

Im „Don Carlos" erkennt der Brite die günstigen Einflüsse, welche vermehrte Lebenskenntniß, Studium der Geschichte und philosophische und kritische Untersuchungen auf Schiller gehabt hätten. Die Jamben, die an die Stelle der frühern rauhen und etwas aufgedunsenen Prosa getreten seien, hätten zwar noch nicht den Fluß und die Harmonie seiner spätern, doch seien sie, selbst in diesem ersten Versuche, kraftvoll und anmuthig zugleich. Der bitter kaustische und polemische Geist seiner frühern Stücke sei gemildert und des Dichters glühende Freiheitsliebe zu einer milden und edeln Humanität ermäßigt. Das destructive Princip habe darin dem constructiven das Feld geräumt, der Haß gegen die Gegenwart einem warmen, liebevollen, visionnairen Nachdenken über die Zukunft. Zwar gleiche das darin gepredigte goldene Zeitalter mehr den Träumen der Illuminaten und Freimaurer, welche in Deutschland das Erscheinen der französischen Revolution verkündigten, als den nüchternen Ansichten eines erleuchteten Beobachters; aber die Wirkung, die durch diese Gemälde auf das Gemüth hervorgebracht würde, sei, wenn auch trauerhaft, doch besänftigend und erhebend, nicht wie in seinen früheren Stücken aufregend und erdrückend. Aber nicht in der Charakteristik liege die Stärke des „Don Carlos"; vielmehr entbehrten die Charaktere darin, mit einer einzigen Ausnahme, der Naturwahrheit. Seine Absicht, ein Familiengemälde eines königlichen Hauses aufzustellen, habe Schiller bald aufgegeben, um politisch oder vielmehr kosmopolitisch zu werden. So hätten die Charaktere ihre Individualität eingebüßt, um Typen der allgemeinen Ideen zu werden, welche sie ausdrücken. Posa errege allerdings durch seine Beredtsamkeit, durch die Reinheit und Großherzigkeit seines Fühlens, durch seinen Enthusiasmus unser tiefstes Interesse und Mitgefühl; solche Tendenzen, in solche Worte gekleidet, hätten glücklicherweise eine unwiderstehlich anziehende Gewalt; aber wir könnten uns unmöglich verhehlen, daß solch ein Wesen niemals das Geschöpf gerade dieses Landes, dieser Zeit sein kann, und daß dies ein treues deutsches Herz ist, welches unter einem spanischen Mantel schlägt. Es ist merkwürdig, daß unser Brite gerade den König Philipp für einen naturgetreuen Charakter hält, den wir, vielleicht verleitet durch die outrirte Manier, mit dem unsere Schauspieler den Philipp darzustellen pflegen, für eine Caricatur zu halten gewohnt sind. „Ein Charakter", sagt er, „ist mit festem und — obgleich man dagegen Zweifel erhoben hat — unsers Bedünkens auch mit natürlichem Striche gezeichnet, der Philipp's selbst. Er führt diese Ansicht weiter aus, bemerkt, daß er auf die Schönheit der einzelnen Theile des Stücks nicht eingehen könne, und gesteht schließlich, daß, mit Ausnahme des „Wallenstein", kein Stück des vergangenen Jahrhunderts zwei so wirksame Scenen enthalte wie die zwischen Posa und Philipp und die im fünften Act mit dem Großinquisitor.

Der in England so angesehene „Geisterseher" erntet großes Lob; unser Brite zweifelt sogar, ob er durch seine Vervollständigung an Interesse gewonnen haben würde; das Vorhandene sei hinreichend, der Leser möge und könne sich das übrige hinzudenken, das Mysteriöse des Inhalts rechtfertige das mysteriöse Abbrechen. Er rühmt die Lebendigkeit, die Kraft der Beschreibung und nennt in stylistischer Hinsicht das Werk ein Meisterstück. „Die Einfachheit des Styls", sagt er, „welche gegen den düstern schicksalvollen Charakter der geschilderten Ereignisse contrastirt; seine Straffheit, sein besonnenes Geradegang, sein Los- und Ledigsein von der bloßen Reflexion, seine anscheinende Kunstlosigkeit, verglichen mit der wahrhaften Kunst, womit das Schema der ganzen Erzählung und die umfassende Gewandung ausgeführt sind, veranlassen uns, innig zu bedauern, daß Schiller seine Ader für den Roman, für den di- Mannichfaltigkeit seines Talents — in welchem sich zuletzt Reflexion und Leidenschaft so schön verbanden — und jener Überfluß an Ideen, der ihn vor Allen auszeichnete, ihn so außerordentlich befähigt zu haben scheinen." „Julius und Raphael's Briefe" dagegen nennt der Reviewer die für ihn peinlichste Arbeit Schiller's, während er den „Verbrecher aus Ehre" wegen seiner tiefen psychologischen Wahrheit in der Auffassung und der Rapidität der Erzählung lobt, von den lyrischen Gedichten dieser Periode sagt, daß ihre poetische Schönheit oder ihr prägnanter Gedankeninhalt von keinem andern deutschen Dichter, außer Goethe, erreicht, geschweige übertroffen worden sei, und bezeichnet im Allgemeinen seinen prosaischen Styl, wie er sich in dieser Periode ausgebildet, als einen, welcher den Foderungen der Einbildungskraft, des Geschmackes, selbst des Gehörs Genüge leiste. „Diese Resultate zusammengenommen", ruft er aus, „bilden einen Beitrag zur Literatur und einen Zuwachs für die intellectuellen Genüsse, worauf der höchste Genius, selbst wenn das Glück ihn begünstigt hätte, stolz sein könnte; aber wer wie Schiller diese Werke unter jeder Art Entmuthigung schuf, der nimmt unsere Dankbarkeit, unsere Bewunderung und unser Erstaunen in Anspruch!" Schiller war in der Periode, von welcher der Brite hier spricht, erst 32 Jahre alt und bereits der Verfasser der „Geschichte des Abfalls der Niederlande". Von letzterer denkt der Brite sehr ehrenvoll für Schiller; er rühmt an dem Werke die warme poetische Färbung, den begeisterten Hauch, die meisterhafte Gruppirung der Details, welche sich zu Gemälden ordneten, die man nicht vergessen könnte, die lebhafte Schilderung, die treffende Reflexion; es sei eine Geschichte, sagt er, wie etwa Schiller's Marquis Posa selbst sie geschrieben haben würde. Schiller's „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs" steht nach seiner Meinung lange nicht so hoch; er meint, daß das Interesse unter der Last der Speculation, unter der Abwägung der Meinungen verschwinde. Gustav und Wallenstein seien trefflich gezeichnet; aber nach ihrem Abtreten bräche die Erzählung wie der Krieg selbst in lauter Stücke auseinander; doch höbe sich Einzelnes, wie die Schilderung von Wallenstein's düsterm Pomp in Prag, von der gräßlichen Zerstörung Magdeburgs, von der Schlacht bei Lützen und Gustav Adolf's Tode, in anziehendem Relief aus dem etwas farblosen und prosaischen Hintergrunde hervor. Mehre kleinere historische Schriften Schiller's werden, als mit dem feinsten philosophischen Äther durchwebt, ehrenvoll erwähnt; ebenso seine ästhetischen, philosophischen und kritischen Skizzen und Umrisse, seine Balladen, das „Lied von der Glocke", „Der Spaziergang" u. s. w.

Hierauf kommt der Brite auf Schiller's größtes Gedicht, den „Wallenstein", zu sprechen. „Wallenstein's Lager" wird mit ausgezeichnetem Lobe erwähnt; der Reviewer fühlt sich durch die genaue Individualisirung der verschiedenen Stände, Völkerschaften, Waffengattungen, ja selbst der einzelnen Regimenter an die Kunst erinnert, womit Shakspeare die niedern Classen individualisirt habe. Dagegen werden „Die Piccolomini" eine etwas schleichende Exposition von Charakteren und Situationen, mehr eine Discussion als eine Handlung genannt, eine Composition, die, wenn man sie als besonderes Stück auffasse, äußerst mangelhaft zu nennen sei. Das dramatische Talent Schiller's und seine Kunst, scharf und lebendig zu charakterisiren, welche z. B. in den Gastmahlsscenen hervorbrechen, die unsers Bedünkens zu Schiller's besten Scenen gehören, werden nicht genug gewürdigt. Dagegen erhält „Wallenstein's Tod" unbedingtes Lob. Hier bewege sich die Handlung mit einer stätigen und fatalistischen Consequenz; mit jeder Scene wachse das dramatische Interesse; die hereindrohende Nemesis, vor welcher selbst Wallenstein's kräftiges Herz erzittere, werde vom Anfang

bis zum Ende geführt u. s. w. Der Reviewer fährt fort: Wollten wir in eine Kritik dieses grossen Dramas eingehen, so würden wir unsere Grenzen überschreiten. Doch dessen bedarf es auch nicht. Es hat seinen Rang als das größte Drama eingenommen, welches Deutschland oder Europa seit den Zeiten Shakspeare's und seiner Zeitgenossen hervorgebracht haben!"

„Maria Stuart" ist kein Stück für die Engländer; ihre geliebte Königin Beß ist darin zu übel weggekommen und, wie wir nicht leugnen können, allerdings der Charakter Alt-Englands von seinem Standpunkte verrückt worden. „Maria Stuart", freilich in der sehr mittelmäßigen französischen Bearbeitung von Lebrun, hat bei der durch die Schauspielerin Rachel in London veranlaßten Aufführung bei der englischen Kritik zum Theil Widerwillen erregt. Der „Sun" sagte geradezu: „Wir wollen das Stück nicht prüfen; es steht fast durchweg im Widerspruch mit den historischen Thatsachen und Niemand, der nur ein wenig mit der Geschichte Englands vertraut ist, wird umhinkönnen zu bedauern, daß ein so schönes Sujet durch so viele sinnlose Erfindungen verunstaltet wurde." So übel denkt unser Reviewer von dem Original nicht, doch fehlt noch viel, daß er seine nationalen Vorurtheile so weit bewältigt hätte, um die Schönheiten der Dichtung, die besonders als Composition hochsteht, gebührend anzuerkennen. Er sagt: „Das Stück ist des Schiller'schen Genius nicht unwürdig; es entwickelt im Gegentheil einen bedeutenden dramatischen Takt, eine große Geschicklichkeit in der Behandlung der Leidenschaften und Überwältigung der Schwierigkeiten eines nicht tractabeln Stoffes; aber es ist nach unserer Meinung durch einige gewichtige Mängel verunstaltet — wie durch den Schluß der Zankscene zwischen den beiden Königinnen und die wahnsinnige Leidenschaft des Mortimer — weil es der Wahrheit des individuellen Charakters entbehrt. Dieser Mangel an genauer Individualisirung und Wahrheit tritt besonders hervor, wenn man das Portrait der Elisabeth im „Kenilworth" dagegen hält."

In seiner nächsten dramatischen Production, fährt der Reviewer fort, habe Schiller einen seinem Gemüth entsprechendern Gegenstand behandelt; „Die Jungfrau von Orleans" scheine noch natürlicher dem Herzen und dem Gefühl Schiller's entflossen zu sein als „Wallenstein" oder „Maria Stuart"; sie sei in eine Flut von Zartheit, heiliger Begeisterung, hohen und ritterlichen Adels getaucht, die nicht unangenehm mit dem gewichtigern Gange und mehr weltlichen Interesse des „Wallenstein" contrastire. Der Reviewer sympathisirt durchaus mit dem Charakter der Johanna, womit wir nicht ganz einverstanden sind; er hat mit Recht ein Bedenken gegen die übernatürliche Maschinerie des Stücks, die indeß — wir setzen hinzu: leider! — viel dazu beigetragen habe, es populair zu machen; mit demselben Rechte lobt er die Figur des Talbot, die von Vielen verworfen worden ist. Er sagt: „Ein höheres Lob kann man der Zeichnung des Talbot nicht ertheilen als dies, daß selbst nach Shakspeare's herrlichem Portrait dieses grimmigen Kriegers Schiller's Gemälde Züge enthält, welche zugleich originell und wirkungsreich sind."

Von der „Braut von Messina" heißt es, sie könne als Drama nicht wirkungsreich (?) und ansprechend genannt werden; aber überall lasse sich Schiller's Genius hindurchfühlen; dann verdiene es auch der sprachlich schönen lyrischen Strophen wegen stets bewundert und studirt zu werden. Diese Chöre seien so schön, so klangvoll, so melodiös, so reich an sittlicher Kraft und Bedeutung und umtönten uns wie Feierklänge. Im „Wilhelm Tell", fährt der Berichterstatter fort, habe der Dichter wieder die Größe und objective Wahrheit seines „Wallenstein" erreicht und Alles, Charakter, Scenerie und Dialog, trage den Stempel der rauhen Alpennatur.

Nachdem er über die letzten Lebensmomente Schiller's berichtet, schließt der treffliche Kritiker wie folgt: „Schiller starb 45 Jahre alt, als seine Fähigkeiten in vollster Blüte standen und eine lange und glänzende Laufbahn intellectueller Thätigkeit sich ihm eröffnet hatte. Was Mannichfaltigkeit und Trefflichkeit der Productionen betrifft, so kann nur ein Name in der deutschen Literatur neben den seinigen gestellt werden — der Name Goethe's. Ihr Genius läßt eine Vergleichung nicht wohl zu, denn Jeder war groß in seiner speciellen Sphäre, noch dürfte es leicht sein, in entgegengesetzten Schalen zwei so wesentlich verschiedene Geister gegeneinander abzuwägen. Aber die Genossenschaft ihrer Namen zwingt uns, die eine Bemerkung zu machen: Stets war der moralische Einfluß Schiller's beiweitem größer und wohlthätiger — und er wird es bleiben — als der Goethe's. Vielleicht hat sich Goethe mit ebenso schwungvoller und uninteressirter Gesinnung der Literatur hingegeben als Schiller, vielleicht waren seine Ansichten von der Würde seiner Berufung nicht minder erhaben und rein. Aber von diesem erhabenen und reinen Gefühl hat er seinen Werken wenig mitgetheilt (!?). Selten sucht er in ihnen unsere Sympathien für die Seite der Tugend oder des moralischen Muthes zu gewinnen; seine Lieblingscharaktere scheinen im Gegentheil Wesen zu sein, in denen alle Entschiedenheit des Charakters aufgehört hat, welche ihren Geschmack mehr cultiviren als ihre Gefühle und in passiver Haltung allen Antrieben und Gemüthsbewegungen ihren freien Lauf lassen. Ein weicher Epikuräismus ist ebenso entschieden Goethe's allgemeines charakteristisches Merkmal als Wieland's. Schiller konnte die Literatur in solchem Lichte nicht betrachten. Er konnte mit den ernsten Pflichten des Menschen nicht sein Spiel treiben, wie Goethe in seinen „Wahlverwandtschaften" gethan hat, oder, wie im „Wilhelm Meister", den Schwächen und Lastern der Gesellschaft durch einen eiteln theatralischen Aufputz des Lebens schmeicheln. Schiller erkannte die Macht der Literatur als eine böse und gute zugleich an; er betrachtete seinen Genius als ein heiliges Pfand, ihm für eine Zeit geliehen, daß er es in Aufgaben verwende, welche seine Nebenmenschen nähren, unterrichten oder erheben könnten. Er hat seinen Dank gefunden. Er ist vorzugsweise der Lieblingsdichter seiner Landsleute. Bei dem edlern Theile der Menschen, bei Allen, welche ihr Herz unbefleckt, ihr Gemüthsleben warm und unverdorben erhalten haben, wird er es immer sein; denn er spricht zu den besten Empfindungen ihrer Natur, in Worten und Bildern, so erhaben wie die Thaten, welche er zu schildern liebt, so keusch und edel, wie die Phantasie, aus welcher sie quellen. Unter den Beschwernissen und Entmuthigungen des Lebens können wir uns vertrauensvoll an seine männlichen und begeisterten Schriften wenden, um darin Trost und Ermuthigung zu finden. Sie beruhigen das Fieber des Geistes, sie spannen die Nerven des Gemüths zur Anstrengung und Ausdauer, und wir erheben uns davon wie von einer Gesundheit spendenden Quelle, gereinigt, gekräftigt und erfrischt." 70.

Literarische Notizen.

Von H. Patin's „Études sur les tragiques grecs, ou examen critique d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide", eingeleitet durch eine allgemeine Geschichte der griechischen Tragödie, ist der erste Band erschienen. Das Ganze ist auf drei Bände berechnet. Man rühmt an diesem Werke Geschmack und Gelehrsamkeit und den Styl als ein Muster von Eleganz und gedanklicher Sauberkeit.

L. F. Jehan, Mitglied der geologischen Gesellschaft in Paris, gab heraus: „Esquisses des harmonies de la création, ou les sciences naturelles étudiées du point de vue philosophique et religieux et dans leur application à l'industrie et aux arts." Nicht blos der Inhalt, sondern auch der Styl des Werkes wird gerühmt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 312. —— 8. November 1841.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Erster Artikel.

1. Urania.

Die Taschenbücher seien nicht mehr zeitgemäß, sagt man, und wahr ist es, daß sie die Bedeutung, welche sie früher für das Publicum hatten, jetzt nicht mehr besitzen. Ref. erinnert sich noch deutlich, mit welcher Ungeduld sie sonst erwartet wurden, mit welcher Hast man darüber herfiel, wenn sie endlich anlangten. Sie gehörten damals ebenso nothwendig zum Winter wie Ball, Concert und Schauspiel. Sie waren es, welche den Familienkreis zuerst wieder um den Theetisch versammelten. Neugierig steckte man die Köpfe zusammen und freute sich der hübschen Bildchen, ohne sich sonderlich um ihren Kunstwerth zu kümmern. Hatte man diese zur Genüge betrachtet, dann ging man an die Räthsel und Charaden — gutmüthige Sphingen, die immer ihren Ödipus gleich hinter sich hatten. Hierauf nahm man die kleinen Lieder und Gedichtchen vor — meist versificirte Anekdoten, bei denen es was zu lachen gab. Manche derselben waren auch in Musik gesetzt — das lockt die Musikalischen an den Flügel. Unterdessen blättern die Andern weiter. Sie entdecken gar Tanztouren. Die müssen auf der Stelle versucht werden. Es wird immer lustiger und lebendiger, bis endlich die Mutter des Hauses, neugierig auf die neuen Geschichtchen, die das Taschenbuch bietet, die Unruhigen wieder zur Ruhe bringt. Nun sitzt bald Alles wieder um den Theetisch herum, Eins nach dem Andern macht den Vorleser oder die Vorleserin und die Übrigen führen das Conticuere omnes auf. Solche Abende gehörten immer zu den fröhlichsten und gemüthlichsten des ganzen Winters und darum durften die Taschenbücher stets eines herzlichen Willkommens gewiß sein. Jetzt ist das nicht mehr so. Die Dichter, das Publicum, die Taschenbücher selbst — Alles ist anders geworden. Die alte Harmlosigkeit ist verschwunden, ihre Stelle hat eine pretentiöse Kritik eingenommen. Man macht mehr Ansprüche und würde doch auch dann nicht zufrieden sein, wenn dieselben wirklich einmal befriedigt würden. Die Bilder gelten für manierirt, die Räthsel und Charaden für läppisch, die Gedichte für langweilig, die Erzählungen für seicht. Man nimmt das Alles mit Gleichgültigkeit auf und legt es mit Geringschätzung wieder bei Seite. Es gilt für vornehm, die Taschenbücher für leichte Waare zu erklären. Man will nicht mehr den buntscheckigen Tand, man fodert Solides, Gediegenes, höhere Interessen Anregendes. Die Zeit ist ernst geworden, alte Wunden sind aufgerissen: da helfen Schönpflästerchen nicht. Man liegt am Weltschmerze darnieder; da ist nicht Muße zum Tändeln und Spielen — es gibt was Anderes zu thun, als Taschenbücher zu lesen. Freilich liest man sie einstweilen doch noch — aber das ist blos noch eine alte Gewohnheit. Wer es thut, lächelt selbst darüber, wie über eine Schwachheit, bei der man sich ertappt. Das hat die Herren Editoren in einige Verlegenheit gebracht. Sollten sie die artigen Dingerchen untergehen lassen? Nein, sie müssen reformirt, den Anfoderungen der Zeit angepaßt werden. Da haben denn Manche den Flitterputz in einen echten zu verwandeln gesucht, d. h. den Goldschaum ein wenig dicker aufgelegt; Andere dagegen haben ihnen das bunte Faschingscostum ganz aus und ein schlichtes Bürgerkleid angezogen. Die lustigen Carnevalsmelodien haben oft ernsten Passionsmusiken Platz machen müssen. Von Räthseln, Charaden, Anekdoten, Musikbeilagen, Tanztouren ist in ihnen nicht mehr die Rede; sogar die kleinen Lieder sind nach und nach absentirt und die Bilder haben eine wahrhafte Bilderstürmerei erfahren müssen. Die Erzählungen sind keine Schnurren und Schwänke mehr, sondern kunstgerechte Novellen, die ernste Lebensfragen behandeln. Sie verschmähen den niedern Soccus, oder wo sich der Soccus ja einmal zeigt, steckt sicherlich der tragische Stiefel darunter. Und unter dem Stiefel sitzen die Hühneraugen und Frostballen der Zeit und stechen und prickeln und prophezeien anderes Wetter, und seufzen über Preßzwang und jammern nach Emancipation des Fleisches, und das ist eben der Humor davon. So sieht das Innere der Taschenbücher, die sonst so harmlos und seelenruhig waren, wirklich zum Theil schon aus. Sie haben sich damit das Prädicat „zeitgemäß" errungen, zugleich aber auch ihr altes, eigentliches Wesen aufgegeben. Sie sind Taschenbücher nur noch dem Namen nach. Sie mögen sich in ihrer jetzigen Gestalt leichter einen Platz in der Literatur erringen; aber ihre Bedeutung für die Geselligkeit, durch die sie sich eben vor den sonstigen Erscheinungen auszeichneten, ist verloren. Gewiß liegt dieser Gestaltung der Dinge ein Fortschritt des Geschmacks

und der Interessen zum Grunde; aber ist nicht auch ein wesentlicher Verlust damit verknüpft? Die Geselligkeit will auch ihren Tribut haben, und es wäre zu wünschen, daß man auf Mittel dächte, den Taschenbüchern auch in dieser Beziehung eine neue Geltung zu verschaffen. Die alten freilich, die hier und da, namentlich von Wien aus, noch geboten werden, reichen nicht aus. Es bedarf auch dabei eines zeitgemäßen Fortschritts. Wer in dieser Hinsicht das Rechte träfe, könnte sich um die Geselligkeit und nebenbei auch um die Literatur verdient machen. Leisten die Taschenbücher wieder, was sie einst geleistet, daß sie durch dies oder das Reizmittel das Publicum von anderweitigen Genüssen an den Lesetisch locken und die Familien oder befreundeten Kreise zu comfortablen Soireen versammeln: dann steht zu hoffen, daß sich das Interesse an Lecture auch überhaupt wieder steigern und man die neuen Erscheinungen der Poesie mit wärmerer Theilnahme als seither begrüßen wird. Die neuere Poesie hat überhaupt zu einseitig für den Geist gesorgt und das Gemüth fast ohne Nahrung gelassen. Darum hat sich dieses mehr oder weniger von ihr abgewandt, wird aber bald wiederzugewinnen sein, wenn es nur von der rechten Seite angefaßt und neben ihm auch der Geist seinem dermaligen Standpunkte gemäß bedacht wird.

Doch wir müssen diese allgemeinen Gedanken abbrechen und uns zur Besprechung des Einzelnen wenden. Urania, unter den Musen gewöhnlich als die letzte aufgeführt, nimmt unter den Taschenbüchern seit Jahren anerkannt die erste Stelle ein und bewährt so den prophetischen Ausspruch, daß die Letzten die Ersten sein werden. Rechtfertigt sie diesen Rang diesmal auch nicht wie gewöhnlich durch einen Beitrag Tieck's, so bringt sie uns doch lauter Gaben, die ihrem alten Rufe keine Schande machen und die sich namentlich durch Reinheit des Geschmacks und Eleganz der Darstellung auszeichnen.

Die erste Gabe ist eine Novelle von Theodor Mügge: „Der gefährliche Gast." Sie spielt im J. 1812 an der Nordseeküste und hat zum historischen Hintergrunde die Versuche eines deutschen Fürsten (des Herzogs von Braunschweig) gegen die Herrschaft Napoleon's. Den Helden der Erzählung spielt ein junger deutscher Hauptmann in Diensten des Rheinbundes, der beauftragt ist, die genannte Gegend vor den feindlichen Machinationen zu bewachen. Er wohnt im Schlosse eines Barons, der eine sehr schöne, in jeder Hinsicht reichbegabte Tochter hat. Nur die Gabe der Sprache fehlt ihr. Trotzdem fühlt sich der Hauptmann von ihr gefesselt und wünscht sich mit ihr zu verbinden. Diese Neigung geräth aber bald in Conflict mit seiner Stellung. Er verirrt sich einst auf der Jagd und erlebt dabei ein interessantes Abenteuer, in dessen Folge er entdeckt, daß die Familie seiner Geliebten, namentlich ihr Bruder, in einer Verschwörung gegen Napoleon verwickelt ist. Auch ihn will man für die patriotischen Interessen gewinnen, aber sein Pflichtgefühl, das ihn an den Kaiser bindet, sträubt sich dagegen. So beginnt in ihm ein Kampf der natürlichen und gesetzlichen Empfindungen, dessen interessante Durchführung den eigentlichen Fortgang der Erzählung bildet. Auch Lucie hat einen ähnlichen Kampf zu bestehen. Sie glaubt ihres Fehlers wegen der Liebe entsagen zu müssen und weiß auch Gersheim für die Resignation zu stimmen. Die Gefühle werden aber immer aufs neue aufgeregt, das Erscheinen des gefährlichen Gastes, des oben genannten deutschen Fürsten, der an der Spitze der erwähnten Verschwörung steht, drängt ihn immer mehr zur Entscheidung, und endlich siegen die Gefühle der Liebe und des Patriotismus so weit, daß er diesen Fürsten, statt ihn zu vernichten, dahin bewegt, von seinen mislichen Planen abzustehen, und sich entschließt, selbst ihm nach England zu folgen und den Kampf gegen sein Vaterland aufzugeben. Daß dabei Lucie eine bedeutende Rolle spielt, versteht sich von selbst. In dem entscheidenden Momente gewinnt sie plötzlich die Sprache; damit sind auch ihre Bedenklichkeiten gelöst, sie folgt ihm nach England und dort werden sie in kurzem zu einem glücklichen Paare verbunden. Die Ausführung dieser Skizze ist reich an spannenden Partien und interessanten Persönlichkeiten. Den nachhaltigsten und freundlichsten Eindruck hinterläßt das gleich zu Anfang erzählte Abenteuer und die damit in Verbindung gebrachten Personen der wunderbaren Prinzessin Gitta und des alten Erlenkönigs. Trotz dem romantischen Dufte, der darüber gegossen ist, stellt sich doch Alles in scharf begrenzter, plastischer Anschaulichkeit dar und trägt in jeder Hinsicht ein eigenthümliches, charakteristisches Gepräge. Auch der gefährliche Gast selbst, der unter der Maske eines Roßhändlers Wüstenkamp auftritt und als solcher ebenso viel Humor als Haltung an den Tag legt, und ein derber Seeoffizier sind glücklich gezeichnet. Dagegen erweckt Rudolf mit seinem etwas fahrigen Patriotismus weniger Interesse; ebenso der schwarze Waldfürst und einige andere Nebenfiguren, die zum Theil verbrauchter Art sind. Die Anordnung zum Ganzen ist dem Verf. nicht durchaus gelungen. Die Momente des Fortschrittes gliedern sich nicht bestimmt genug, es fehlt ihnen an der gehörigen Steigerung und die Idee geht mit ihnen nicht immer Hand in Hand. Die Darstellung ist ruhig und geschmackvoll. Schade ist es, daß der sonst so gewandte und correcte Styl sogleich im ersten Satze durch eine falsche Zusammenziehung entstellt wird.

Die zweite Novelle: „Das Kind des Thales", von Eduard von Bülow, kann sich an stofflichem Interesse mit der ersten nicht messen. Sie ist, wie der Verf. *selbst* mittheilt, die Umdichtung einer der „Canterbury tales" und hat Miß Sophia Lee zur Verfasserin. Der Nachbildner versichert, daß er sie auf die Hälfte des Raumes reducirt habe, und dafür müssen wir ihm Dank wissen; vielleicht hätte sie sich noch enger zusammendrängen lassen. Die Erzählung dreht sich um einen aufgefundenen Knaben, der in den englischen Romanen so leicht nicht fehlen darf. Ein Lord Pembroke rettet denselben aus dem Wasser, nimmt ihn mit sich und zieht ihn, da seiner Ehe nur eine Tochter entsprossen ist, als eigenen Sohn auf. Er thut dies, ohne über den Knaben die nöthigen Nachforschungen anzustellen, und gibt ihn selbst gegen seine Gemahlin für sein natürliches Kind aus. Aus dieser Schuld

entspinnen sich die Verwickelungen. Heinrich faßt zu seiner vermeintlichen Schwester eine Neigung, die mehr als Geschwisterliebe ist. Als er hört, daß er nur ein Bastard seines Vaters sein soll, fühlt er sich diesem entfremdet und verläßt das väterliche Haus. Desto lieber gewinnt er einen gewissen Cary, den er in Canada kennen gelernt und der ihn in der Krankheit treu gepflegt hat. Dieser hat eine sehr unglückliche Jugend verlebt. Heimlich mit der Tochter eines Predigers verheirathet, ist er von seinem Vater enterbt worden. Seine Frau, der Noth und Beschimpfung preisgegeben, hat sich, wie man ihm schreibt, nebst dem Kinde selbst das Leben genommen. Darauf hat er sich in der Welt umgetrieben, bis er endlich mit Heinrich zusammengetroffen und erst bei ihm wieder zu einiger Ruhe gelangt ist. Beide kehren nach England zurück in das Schloß einer Lady Trevallyn, bei der sich Lord Pembroke mit seiner Tochter aufhält. Hier entfaltet sich das Ganze. Es ergibt sich, daß dies Schloß das Eigenthum Cary's ist, von dem er verstoßen wurde; Lady Trevallyn ist seine Stiefschwester, die ihm dasselbe gern wieder abtritt; Pembroke erkennt in der Umgegend zugleich den Ort wieder, wo er den Knaben gerettet, und es zeigt sich, daß Heinrich der Sohn Cary's ist. Nun steht den Wünschen Heinrich's nichts mehr im Wege, er wird mit Julie vermählt und tritt so zum zweiten Male zu Pembroke, und zwar mit größerm Rechte, in das Verhältniß eines Sohnes. Daß dieser Stoff mit Geschmack und Gewandtheit entwickelt und vorgetragen ist, läßt sich von einem so geübten Novellisten nicht anders erwarten; indeß wäre es zu wünschen, daß er in den Strom seines Styls zuweilen einen kleinen Felsblock würfe: denn so fließt derselbe fast allzu glatt hin und wirkt auf die Dauer leicht ermüdend.

Haben wir uns bisher auf den Höhen der vornehmen Welt bewegt, so führt uns dagegen die dritte Novelle: „Der lahme Hans", von Wilhelm Martell, in die Niederungen des Dorflebens, nicht, wie es sonst üblich war, uns ein Bild idyllischen Friedens und ungetrübter Glückseligkeit aufrollend, sondern uns zeigend, daß es auch in diesen beschränktern Kreisen an mannichfaltigen und tief in das Herz einschneidenden Conflicten nicht fehlt, daß auch hier in manchem Herzen Stolz und Liebe miteinander im Kampfe liegen, daß auch hier Intriguen gespielt werden, daß auch hier Habsucht und Arglist über reine Liebe und Treuherzigkeit sich den Sieg zu erringen suchen. Der Verf. dieser Dorfgeschichte ist den Lesern der „Urania" schon aus seiner vorjährigen Novelle: „Cursorius isabellinus" auf das vortheilhafteste bekannt; namentlich werden sie sich mit vielem Interesse der Figur des Waldläufers erinnern, durch die er sein Talent für Zeichnung der niedern Stände auf das unzweideutigste bewährt hat. Schildert er sie uns dort mehr von der komischen, humoristischen Seite, so öffnet er uns hier Blicke in ihr tieferes, ernsteres Gemüthsleben und legt hierbei eine ungewöhnliche Kenntniß ihrer Denk- und Sinnesweise, sowie ihrer Sitten und Manieren an den Tag. Er führt uns zunächst ein reiches Bauermädchen vor, die bei allem Reichthum, aller Unabhängigkeit und sonstigen äußern Vorzügen nicht glücklich ist, weil sie von einer Masse von Vorurtheilen beherrscht wird, die ihr einerseits gegen das wahrhaft Gute und Heilsame die Augen verschließen, andererseits sie den Einflüssen des Bösen preisgeben. Sie besitzt bei sonst trefflichen Eigenschaften jenen bäuerischen Geldstolz, der selbst in Herzensangelegenheiten mitzusprechen pflegt. Es ist ihr daher kein Freier gut genug, und so lieb sie den lahmen Hans hat, so dünkt es ihrem Stolze doch wie ein Unsinn, sich mit diesem zu verbinden. Sie erkennt seine großen Vorzüge, die hinreißende Gewalt seines Geigenspiels, seinen klaren Verstand, sein nobles Wesen, sein reines, treffliches Gemüth, die treuen Dienste und Opfer, die er ihr weiht — aber er ist nur der Geiger des Dorfes, arm, alleinstehend und obenein lahm — wie darf er um sie werben? Sobald sie das merkt, weist sie ihn aus dem Hause, so sehr sie seiner benöthigt ist. Neben dem Hans wirbt ein Müller. Er hat all sein Gut verspielt, er ist ein Wüstling, er hat es nur auf Mariens Geld abgesehen, sie weiß das, sie hat ein Grauen vor ihm — aber er ist ein schöner, ansehnlicher Mann, der bisher seine Rolle gespielt hat, er weiß ihre Schwächen, namentlich ihre Gespensterfurcht zu benutzen, er zettelt einen Betrug an, dieser gelingt, er erhält ihr Jawort. Aber sie fühlt sich von Stunde an unglücklich. Der treue Hans merkt das. Er kommt dem ganzen Betruge auf die Spur, er befreit sie von dem Müller, und nun erst erringt er sich ihre volle, nicht mehr vom Stolz unterdrückte Liebe. Diese einfache Geschichte ist voll der ergreifendsten Züge und Scenen, die nicht ohne tiefe Rührung gelesen werden können. Namentlich ist die in der Schenke hervorzuheben, wo sich Hans durch sein tief ins Herz dringendes Spiel wieder den Zutritt in ihr Haus erringt, und eine andere, in der er den rachsüchtigen Müller, der eben mit den gräßlichsten Planen umgeht, zur plötzlichen Reue und dauernden Besserung nöthigt.

Die letzte Gabe des Taschenbuchs ist eine Novelle von Frau v. W., „Das neue Jahr" betitelt. Ist diese Frau v. W. identisch mit Fr. M. v. W., welche kürzlich die anziehende Novelle „Andrä" in die „Weltgegenden" geliefert hat: so müssen wir die Geschicklichkeit bewundern, mit der sie einem verschiedenen Stoffe auch eine durchaus verschiedene Einkleidung zu geben vermag — eine Kunst, die überhaupt selten ist, und namentlich den weiblichen Schriftstellern abzugehen pflegt. Ist dort, wo es hauptsächlich auf Entwickelung gemüthlicher Zustände ankommt, mit vielem Glück ein besonders auf das Gemüth wirkender Ton getroffen, so trägt dem Inhalte gemäß die ganze Darstellung der hier vorliegenden Novelle einen echt socialen Charakter. Die Novelle dreht sich nämlich um die Schicksale einer adligen Familie und drückt im Allgemeinen die Idee aus, daß ein Glück, dem eine, wenn auch verzeihliche Schuld zum Grunde liegt, kein ungetrübtes sein kann, daß jede Schuld ihre Sühnung verlangt, und daß erst durch diese die unvermeidliche Dissonanz wieder zur Consonanz aufgelöst werden kann. Die Auseinandersetzung dieser Idee muß gelungen genannt werden. Die Verf. gibt uns zunächst ein Bild des Glückes, unter dem sich

die Schuld, noch unentdeckt, verbirgt. Dieses äußert sich in Scherz und Laune und jener feinen Behaglichkeit, die in den höhern Familiencirkeln nicht selten gefunden wird. Bei alledem wird eine gewisse Oberflächlichkeit fühlbar, das Glück präsentirt sich wie ein blendender Firniß, unter welchem dem klaren Blicke die dunkeln Tinten immer sichtbarer werden. Der plötzliche und in seiner Plötzlichkeit doch gradatim erfolgende Übergang vom Glück zum Unglück ist von der Verf. mit vieler Kunst ausgemalt. Auch der Leser wird nach und nach aus der behaglichen Stimmung in die unbehagliche hineingerissen, aber er fühlt zugleich, daß jene die nicht bleibende sein dürfte, und so unangenehm ihn anfangs das störende Element berührt, so muß er es doch in seiner Gerechtigkeit anerkennen und eine lebensgefährliche Krisis für heilsamer erachten als ein heimlich am Mark des Lebens zehrendes Siechthum. Diese Krisis wird denn auch wirklich herbeigeführt. Es ergibt sich, daß das äußere Glück auf eine Schuld basirt ist. Diese Schuld ist freilich an einem noch weit Schuldigern begangen, sie ist unter den entschuldigendsten Umständen, überhaupt mehr passiv als activ begangen — aber sie bleibt darum immer eine Schuld und als solche muß sie sich rächen. Sie zerstört das auf sie gebaute Glück, und dieses Glück kann auch für die mit in das Unglück hineingerissenen Unschuldigen auf keinem andern Wege restituirt werden, als daß das schuldige Princip sich von ihnen losreißt und freiwillig auf das angemaßte Glück Verzicht leistet. Es erkennt diese Nothwendigkeit an und erst, nachdem es dies Opfer gebracht, ist für die Unschuldigen ein dauerndes und tieferes, wenn auch von schmerzlichen Erinnerungen durchdrungenes Glück möglich. Wie die Verf. diese allgemeinen Vorstellungen concret gestaltet hat, darüber möge der Leser sich selbst unterrichten, da es uns nicht gestattet ist, diesen ohnehin etwas langgewordenen Artikel noch weiter auszudehnen.

Das dem Almanach beigegebene, zart ausgeführte Bildniß stellt die Büste Victor Hugo's vor. Sollten es die patriotischen Leserinnen lieber gesehen haben, wenn ihnen statt dessen das Bild eines deutschen Dichters geboten wäre, so muß Ref. gestehen, daß er derselben Ansicht ist. Gewiß hätte sich im Vaterlande ein der Veröffentlichung würdiges Gesicht finden lassen, das auch als Gesicht den Leserinnen interessanter gewesen wäre. 126.

Aus Italien.

Eine Sprache wie die italienische, die so früh Bezeichnungen für ein regsames Gewerbe und für Handwerker aller Art hergeben mußte, wird begreiflich reicher als manche andere an technischen Ausdrücken sein, reicher z. B. als die Sprache der Letten, denen eine Bank und ein Webschiff den aus tausend Theilen zusammengebauten Jacquard-Webstuhl, ein Beil das Schrägeisen, den Hobel und in vielen Fällen die Säge, ein Messer das Schnitzeisen, den Hohlbohrer und alle die andern Hülfsmittel in Holz arbeitender Künstlichkeit ersetzen muß. Doch wie diese Hülfsmittel häufig und in der Mehrzahl eine Verkümmerung der Fähigkeit mit sich bringen, die kunstreiche Hand für etwas weiter als für ein paar Handgriffe anzuwenden, so bringt ein solcher Zuwachs von technischen Ausdrücken meist eine Verkümmerung der Sprache mit sich. Für chemische Erscheinungen borgt man aus fremden Sprachen den Namen, der zwar durch neue Renkung meist aus seiner griechischen Form gezerrt wird — denn die griechische Sprache hat das Vorrecht, vor allen andern fremden Sprachen gebraucht und misbraucht zu werden — und zwar so arg gezerrt wird, daß er aufhört ein griechischer u. s. w. zu bleiben, aber die Sprache des Volkes, das vielleicht eine neue Erfindung machte oder zuerst in Anwendung brachte, hat davon keinen Gewinn. Wo Eisenbahnen im Gange sind, redet man von „Locomotiven", durch eine stillschweigende Übereinkunft auf den Ruhm verzichtend, mit einem einheimischen Worte diese neuen „Maschinen" zu bezeichnen. Wörterbücher für die technische Sprache eines Volkes geben daher selten große Ausbeute für die Einsicht in den Geist desselben. Sie sind in tausend Fällen unerlaßlich für den Lernenden, aber in mehr als tausend Fällen werden sie darthun, wie kenntnißlos diese technischen Erfinder von fernher borgen, was sie zu Hause besser hatten, wie sie ein Ventil nennen, was die deutschen Bergleute eine Lutte heißen u. s. w. Dürftige Sprachen, wie die Sprachen der Lithauer und Letten, sind daher eigentlich reicher, indem sie durch scharf und bestimmt bezeichnende Worte, welche das Geschrei und die einzelnen Bewegungen des Wildes, des Viehes, die Farben der Blätter und Beeren ꝛc. angeben, die Fähigkeit darthun, aus eigenen Mitteln die Namen für Dinge zu erschaffen, die ihnen bisher noch abgingen und die blos darum bei ihnen mit eigenthümlichen Namen unbenannt blieben. Kommen aber die Pastoren und Magister dazu, sich dieser Sprachen anzunehmen, beschenkt man diese plaudernden und singenden Völker mit Rednerbühnen und Tageblättern, deren Wortführer nicht umsonst ihr Lateinisch und Griechisch gelernt haben wollen, so kann es nicht fehlen, daß auch dort der europäische Gallimathias sich einschleicht, zumal da die Bequemlichkeit ihm jetzt das Wort redet. Er ist fertig und Sprachen vom semitischen wie vom germanischen Stamme haben diesen Zwitterformen das Heimatrecht gewährt. Der Lette wird dann wie der Präsident der Royal society, wie der Großherr und sein allergnädigster Zar von einem Thermometer sprechen, in dem seinem Ohre bedeutungslosen Klange der Allmacht des griechischen Genius huldigend. Auffallend ist es, daß man Färbern und Webern, Hüttenleuten und Bahnwärtern vorzugsweise zumuthet, sich mit solchem aus fremd getauften Spähnen zusammengezimmerten Handwerkszeuge herumzuschlagen, und daß man in Italien namentlich, wie Marchi's „Dizionario tecnico-etimologico-filologico" darthut, es ihnen seit Jahrhunderten zugemuthet hat. Hätten die Philosophen allein das fremde Kauderwälsch aufgenommen, so lag die Entschuldigung nahe,

> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Doch gerade sie haben in älterer, man darf behaupten besserer Zeit die Sprache aus innerer Kraft zu neuen Trieben zu erwecken verstanden. Dante wußte zwar auch von essenzia, apprensiva, moto spiritale, forma sustenzial u. s. w. zu sprechen, wenn er von den Doctoren seiner Zeit verstanden oder auch nicht verstanden sein wollte; aber von ihm selbst geprägte Worte wie inverare, intuire, immiüre sind so eigenthümlicher und glücklicher Bildung, daß man dadurch seine Anfoderungen an die philosophische Sprache besser verstehen lernt, als durch die scharfsinnige Anwendung der entlehnten. Auf solche zum Theil vergessenen Formen macht das „Supplemento al Dizionario tecnico-etimologico-filologico compilato dall' abate M. *Aur. Marchi*" (Mailand 1841) aufmerksam, das, wenn es vielleicht strenger in der Auswahl wäre, noch mehr seinem Zwecke entsprechen würde. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 313. —— 9. November 1841.

Frankreichs Schäferroman.

Dicht über Marseille taucht die Felsgruppe Notre-Dame de la Garde, wie ein riesiger Delphin der Fabelwelt, unmittelbar aus den salzigen Fluten auf und schwingt sich dicht an dem Hafen der Stadt bis zu einer Höhe von 165 Meter empor. Sie läuft mit dem südlichen Meeresufer parallel, hat etwa Dreiviertelstunden Länge, ist von der Breite einer Viertelstunde und scheint durch irgend eine dämonische Gewalt aus dem steinigen Arabien hierher versetzt worden zu sein. Diese Höhe gilt dem Nordländer schon als etwas durchaus Fremdartiges; sie ist ein Bild, wie es in den Rahmen von „Tausend und einer Nacht" gehört, wie es selbst nicht Dante's Geist, sondern nur die Phantasie eines orientalischen Dichters schuf. Hier oben hat man fast Europa verloren und etwas von Oran oder von Algier gefunden; und allerdings lassen auch Frankreichs eigentlicher Süden und Osten eine geognostische Gestaltung wahrnehmen, die mit jener des Atlas analog ist. Ein Theil der Nordküste von Afrika und das Weichbild von Marseille, beide sind ein ehemals äußerst fruchtbarer, heute aber, einzelne Thalschluchten ausgenommen, fast gänzlich erschöpfter Boden, der sich überlebt hat und hier und da wie erstorben ist.

Von den Erscheinungen, ich will nicht sagen des nördlichen, sondern selbst des innern Frankreichs ist hier keine Spur mehr anzutreffen. Fehlt indeß Grazie und Lieblichkeit, so verräth sich dafür doch überall das oft sonderbare, oft bizarre Gepräge einer exotischen Schaumünze. Wer die Umgebungen von Paris und Marseille in so schnellem Wechsel besuchen könnte wie etwa ein Adler, würde sich wundern, an einem Orte die französische Sprache neben der provenzalischen allmälig Wurzel fassen zu sehen, wo man nur morgenländische Dialekte vorherrschend erwarten sollte. So sehr wird der Reisende durch den äußern Anblick des Landes überrascht, insofern er anders ein geübtes Auge mitbringt und zu vergleichen gelernt hat.

Wer sollte glauben, daß inmitten einer solchen Natur Frankreichs berühmtester Schäferroman ersonnen wurde? Ein Roman, worin mit der Dichterfreiheit eines Lucan, der hier ebenfalls druidische Urwälder gesehen hatte, von festgeschlossenen Laubgewölben, von sprudelnden Quellen, von ausgedehnten Wiesengründen die Rede ist; wo der Liebende mit seiner Freundin im Schatten dichter Ulmen wandelt und sich beide zunächst durch sich selbst und dann am Geschmetter der Nachtigallen und am Rauschen silberschäumender Wasserfälle ergötzen.

Als Befehlshaber der Veste von Notre-Dame de la Garde faßte, im Jahrhundert der wiederauflebenden Kunst und Poesie, Marquis Honoré d' Urfé *) den Gedanken, seinen so lange Zeit hindurch bewunderten Schäferroman „Asträa" zu schreiben, und führte den damals sehr gewagten Plan wirklich und in seiner Art auch glücklich ans vorgesteckte Ziel. Jean de la Mure, als Historiker der Provinz Forez 1687 gestorben, bezeichnet unsern „Messire" als Seigneur d'immortelle reputation und ruft betheuernd aus: „Il estait un des plus braves et des plus vertueux cavaliers que j'aye cognu." Kühn und tugendhaft mochte er allerdings sein; aber daß er gleichzeitig ein Theokrit und ein Virgil gewesen, wofür ihn sein Jahrhundert hielt, dürfte gegenwärtig von keinem Sterblichen bestätigt werden. Urfé sah sich in Marseille mehre Jahre lang auf einen Felsen wie verbannt, der während den heißesten Sommermonaten keinen gesunden Grashalm aufzuweisen hat. Des Contrastes wegen gedachte er damals um so sehnsüchtiger an das vom Lignon durchströmte Thal des Forez, gebildet durch die Bergkette der Auvergne und eine östliche Verlängerung der Cevennen; an jenes Thal, wo seine Familie reich begütert war und er einen Theil der Jugend auf idyllische Weise verlebt hatte, wie er selbst in Prosa und in Versen erzählt. Nicht die Ufer des Lignon allein indeß gaben Urfé's Schilderungen Localtöne, auch Marseilles etwas entferntere Thalschluchten von Aygalades, Gemenos und Saint-Pons dienten ihm durch ihre üppigen Naturbilder zur Belebung des aus 60 Büchern bestehenden Romans, der anfänglich übermäßig gepriesen und späterhin ebenso ungerecht gänzlich vergessen wurde; denn die Schäferin „Asträa" hätte auch ausrufen können:

— — — — Et je n'ai mérité
Ni cet excès d'honneur, ni cette indignité.

Um die Möglichkeit des ungeheuern Erfolgs eines solchen Werkes begreifen zu können, muß man sich an die geschichtlichen Ereignisse seiner Entstehungsperiode erinnern. Damals hatten die Bürgerkriege geendigt und nach einem

*) Am 11. Februar 1567 in Marseille geboren.

halben Jahrhundert der herbsten Misgeschicke fühlte Frankreich endlich längst ersehnte Ruhe. Wie neu geboren lebte die Geselligkeit auf und man begann die Früchte eines Friedens zu genießen, dessen Resultat Heinrich's IV., dieses roi vert-galant, Thronbesteigung war. Zunächst schien fast aller, in jener Zeit noch an der Spitze der socialen Verhältnisse stehende Adel an Ruhe und Lebensgenuß zu denken. Viele mächtige Große, durch den Frieden müßig gelassen, lebten auf den Landschlössern und empfanden bei der Lecture eines Buches außerordentliches Vergnügen, das ihrem Geiste Beschäftigung gab und die spitzfindigen Streitfragen mittelalterlicher Liebeshöfe wieder hervorrief. Liebe war ihr einziges Sinnen und Trachten, selbst wenn sich diese blos als Mode und als Gegenstand einer Devise gezeigt hätte. „Asträa" erläuterte viele Seelenempfindungen und galt den damaligen Verliebten als Autorität und galanter Codex.

Nur wenige Franzosen haben Urfé's „Asträa" gelesen, sowie etwa nur wenige Deutsche Klopstock's „Messiade". Man findet den Roman im Ganzen genommen kalt, langweilig und geeignet, das Einschlafen zu befördern; Liebe und Tugend sind darin endlos geschwätzig, während sich von eigentlicher Beredtsamkeit des Herzens nur selten eine Spur zeigt. Und außerdem zählt dies Werk nicht weniger als 6000 Seiten, die noch dazu keineswegs heutige Romanseiten mit etwa 50 Buchstaben sind, sondern auf jeder einzelnen 30 enggedruckte Zeilen haben. Acht oder zehn Bände mußten freilich alle frühern Toilettenschriften zählen, Mlle. de Scudéry, Gomberville, Camus, de la Calprenède, Demarets u. a. m. schrieben keinen ihrer Romane, „Clélie", „Cyrus", „Polexandre", „Spiridion", „Dalphnide", „Alexis", und wie sie alle heißen, unter mehren Tausend Seiten. Gleich nach ihrem Erscheinen erregte „Asträa" allgemeines Erstaunen und durfte in keiner Bibliothek, in keinem Boudoir fehlen. Durch 50 Jahre wimmelte ganz Europa von jetzt an voll zärtlich schmachtender Schäfer, und man schwur nur bei dem makelfreien Vorbilde aller mystischen Liebe, bei Celadon, dessen Name sich selbst in die Wörterbücher der Akademien verirrte. Alles, was damals auf Bildung Anspruch machte, zeigte sich voll Enthusiasmus für diesen Roman und Stadt und Land modelten nach den Ausdrücken der Lignonschäfer ihre Phrasen um. In den ersten Hofcirkeln von Paris, wie z. B. in denen des Cardinal Retz, unterhielt man sich damit, Fragen aus „Asträa" schriftlich zu beantworten, und für jeden Fehler oder jede unpassende Antwort waren ein paar Handschuh à la Frangipane als Strafe zu bezahlen. Überall, an sämmtlichen europäischen Höfen, auf den Schlössern und Burgen des Adels vernahm man lange Zeit nichts Anderes als metaphysische Wortkämpfe über Sylvander den stets Getreuen oder Hylas den unverbesserlich Flatterhaften. Neunundzwanzig Prinzen und Prinzessinnen nebst 19 Herren und Damen der ältesten Familien gründeten in Deutschland eine Akademie der wahrhaft Liebenden, welche Vorbilder und Beinamen aus Urfé's „Asträa" entlehnten und den Verfasser zum Ehrenpräsidenten erwählten. Deutschland ahmte diesen Roman vielfältig nach, sowol durch seine braunschweigischen Prinzenschriften, als durch Ziegler's von Klipphausen „Asiatische Banise", durch den „Im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier", sowie überhaupt durch wahrhaft Lohenstein'schen Bombast. Lingendes, Erzbischof von Macon, bezeichnet als seine drei Lieblingsbücher die Bibel, Erasmus' „Lob der Narrheit" und — „Asträa" — eine Trias, die in ihrer Zusammenstellung etwas Pittoreskes hat. Aber selbst der heil. Franciscus von Sales, Stifter des Ordens der Salesianerinnen, ebenso wie Huet, Frau v. Sévigné, Fontenelle, ja sogar manche Neuere rühmen dieses *prosaische* Gedicht und Lafontaine meint:

> Non que monsieur d'Urfé n'ait fait une oeuvre exquise,
> Etant petit garçon je lisais son roman,
> Et je le lis encore ayant la barbe grise.

Ein späterer Kritiker hat Recht, zu behaupten: Astrée fit pendant cinquante ans la folie de l'Europe; doch ist nicht zu leugnen, daß dieser Roman auf die Umgestaltung der französischen Prosa einen großen Einfluß übte: denn auch durch ihn wurde der Styl eines Rabelais, Montaigne, Charron und Ménippée verdrängt und Urfé kann für einen der ersten Begründer der heutigen Universalsprache gelten. Scudéry schöpfte aus „Asträa" den Stoff zu seiner Tragicomödia „Le trompeur puni, ou l'Histoire septentrionale", sowie zu dem Drama „Ligdamon et Lidias", der große Corneille brachte Sylvander's Liebesträume in Verse und Lafontaine verfaßte eine ziemlich mittelmäßige Oper darnach, die Colasse in Musik setzte.

Die erste Ausgabe dieses Romans erschien 1610 und ist „dem sehr christlichen Könige Heinrich dem Großen" gewidmet, obwol Heinrich IV. Ursache hatte, auf den Verf. eher eifersüchtig zu sein, als ihn zu lieben. Übrigens beginnt Urfé die Zueignungsschrift mit den Worten, die zugleich als Stylprobe gelten können: „Da meine Hirten so viele Wunderdinge von Dero Größe vernommen, so würden sie niemals kühn genug gewesen sein, sich Euer Majestät zu nahen, hätte ich ihnen nicht betheuert, daß alle mächtigen Könige, deren sich das Alterthum am meisten rühmt, Hirten waren und gleichzeitig den Scepter sowol als den Schäferstab führten." Urfé rechnete schon vornherein auf den günstigsten Erfolg; in der Vorrede zum dritten Bande spricht er die Hoffnung aus, daß sein Roman leben würde „aussi longuement, que dans la France on parlera François"; und erklärt im vierten Bande, Tempel und Altäre seien in allen Welttheilen für Asträa errichtet worden („les meilleurs esprits ont esleué des autels à cette Astrée etc."). Bei Camus, Erzbischof von Belley und Verfasser eines „Esprit de Saint-François de Sales", findet man erzählt, daß er einst mit diesem Heiligen und mit Honoré d'Urfé gemeinschaftlich gespeist habe. Während des Essens äußerte sich Urfé über die Freundschaft, welche schon so lange zwischen St.-Franciscus, dem Präsidenten Faure und ihm selbst bestehe, und fuhr dann fort: „Jeder von uns Dreien hat für die Ewigkeit gemalt und ein besonderes Buch verfaßt, das nicht untergehen wird; unser heiliger Erzbischof lieferte seine „Philothäa",

der Leitfaden aller Frommen; Präsident Faure schrieb den „Fabrianischen Codex", das Handbuch aller Gerichtshöfe, und ich „Asträa", das Brevier aller Hofleute."

Sowie etwa über Nostradamus' prophetische „Centurien", oder über Dante's „Göttliche Komödie" lange Commentare geschrieben wurden, ganz ebenso war dies auch mit „Asträa" der Fall, obwol Urfé von seinen Erklärern nicht allzu artig sagt: „Ils sçavent assez qu'ils ne sçavent pas ce qu'ils disent." Olivier Patru, späterhin Mitglied der Akademie und Boileau's Freund, den man als Frankreichs Quintilian, ja als Fürst der juridischen Beredtsamkeit bezeichnete, reiste 1623, 17 Jahre alt, nach Turin, wo Urfé damals seine letzten Tage verlebte. Er unternahm diesen Ausflug nur deshalb, um die Deutung all jener allegorischen Anspielungen zu erhalten, mit denen Urfé's „Meisterwerk" überfüllt ist. Es war sein sehnlichster Wunsch, zu erfahren, welche reellen Wesen man unter der Maske so vieler Lignonschäfer finden könnte, und der Befragte versprach wirklich sich binnen kurzem zu erklären.

Schon dachte ich — schreibt Patru an Mademoiselle de Scudéry — den so heiß ersehnten Schlüssel in Händen zu haben; schon glaubte ich die Geheimnisse von Climante's scharfsichtiger Täuschung zu wissen und dem unsterblichen „Quell der Liebeswahrheit" ganz nahe zu sein, doch ach! bei meiner Rückkehr aus Rom 1625 überraschte mich die schmerzliche Nachricht von Urfé's Tode und mit dem Verfasser zugleich war ein großer Theil seines Geheimnisses begraben worden.

Was Patru jedoch früher aus einzelnen Äußerungen des Autors geschöpft und späterhin durch Wohlunterrichtete über diesen Gegenstand vernommen hatte, stellte er in einer besondern Abhandlung zusammen, die sich unter dem Titel „Explication partielle des allégories de l'Astrée" im zweiten Bande seiner gesammelten Schriften befindet.

Beim Durchblättern der Urfé'schen „Tragicomédie pastorale", wie sie ihr Fortsetzer Baro nennt, sieht man wol, daß Petrarca's und Sannazar's lateinische Eklogen darauf eingewirkt haben mochten, sowie etwa auch Tasso's „Aminta" und Guarini's „Pastor fido". Der Styl von Garcilaso's spanischen und von Racan's französischen Pastoralen spiegelt sich darin ab; aber Alles bewegt sich doch, trotz der furchtbaren Dickleibigkeit des Buches, in gar zu enger Sphäre. Urfé's Hirten verlassen ihr Thal, ihren Wald und die Ufer ihres Flusses niemals, ja die ganze Welt ist für sie wie zugemauert. Die Scene spielt während des 5. Jahrhunderts in dem erwähnten südfranzösischen Thale, das sich vor jedem Eindringen barbarischer Kriegerscharen vielleicht nur deshalb zu bewahren wußte, weil Nymphe Galathäa hier zwischen Montbrisson und Marcilli ihre Zaubergärten anlegte, in denen die „Quelle der wahren Liebe" fließt und so lange unzugänglich bleibt, bis ein treues und zärtliches Paar sich nicht muthig den Klauen von allerlei wildem Gethier entgegenstellt, welches die heilige, jeden Gedanken offenbarende Flut vertheidigt. Celadon, durch Asträa's Grausamkeit zur Verzweiflung gebracht, stürzt sich in den Lignon und es tragen ihn die Wellen ans jenseitige Ufer, wo ihn Galathäa findet und mit sich in den Palast von Isoure führt, weil sie in plötzlicher Neigung zu ihm entbrannt ist, die freilich nicht erwidert wird, denn Celadon zeigt sich als personificirte Treue. Es fehlen dem schönen Thale weder große Magier, noch Haine mit druidischen Priestern und Priesterinnen, noch ein hochragender Venustempel. Übrigens stößt der Leser auf manche reich erfundene Scenen und mehre Episoden würden noch jetzt gefallen können; so etwa jene im siebenten Buche der ersten Abtheilung, die Rousseau's jugendlichen Enthusiasmus entflammte, und nicht minder ist das Intermezzo von Tirsis und Laonice voll Grazie. Man findet französische Liebe in Quintessenz; eine Art gaye science, wo raffinirte Spitzfindigkeiten und sophistische Subtilitäten positiver Regel und Vorschrift, ja einer Art von Gerichtsbarkeit unterworfen sind. An naiven Zügen ist kein Mangel; die Charaktere von Diana und Sylvander sind mit Wahrheit geschildert; ja, Schäfer Hylas, das eigentlich belebende Element und der Don Juan des Romans, hat sogar viel beißenden Witz. Briefe und Urtheile verschiedener Liebesinstanzen wechseln mit feierlichen Anreden, mit Geschichten oder Gebeten an irgend eine Gottheit ab; und so viele metaphysische Disputationen, Gespräche und Theorien nebst jener Menge italienischer Concetti langweilten damals nicht wie heutzutage. Worte wie beaux yeux, aimable bergère, amour éternelle mußten durchaus auf jeder Seite vorkommen, wenn der Leser zufrieden sein sollte; und Phrasen wollte man überall ausgeschüttet finden wie etwa folgende, die jedoch eine feine Bemerkung enthält: „Ah! Philis, une des lois d'amour est que qui peut l'imaginer de pouvoir quelquefois n'aimer pas, n'aime déjà plus." „Asträa" ist mit Poesien jeder Form und Größe durchwebt; bald sind es Stanzen auf den Tod von Cleon und Euric, bald Dialoge zwischen Stelle und Corilas. Der Dichter spricht hier Wünsche, dort Hoffnungslosigkeit oder Lebensüberdruß aus, sowie gekränktes Ehrgefühl, Eifersucht, Schwüre, Klagen oder Zweifel. Seine Madrigale, Sonette und Villanellen enthalten theils Vergleiche, theils Liebesgesetztafeln, Orakelsprüche oder Seufzer, die etwa einer nicht angenommenen Epistel ihr Dasein verdanken:

> Elle m'aime, dit-elle, et pourtant l'inhumaine
> Insulte à ma douleur, se moque de ma peine,
> Ne veut lire les maux qu'elle me fait souffrir,
> Ni prendre les écrits qu'amour lui fait offrir.

Solche Concetti gefielen, wie gesagt, in jenen Tagen; was aber dem Romane nebenbei einen großen Leserkreis in den höhern Cirkeln verschaffte, war sein historischer Hintergrund. Urfé läßt unter griechischen, von Theokrit oder Bion entlehnten Schäfernamen die berühmtesten Zeitgenossen des damaligen Frankreich mit all ihren Liebesintriguen und parfumirten Galanterien auftreten. Er schildert Gabrielens sprüchwörtlich gewordene Reize und nicht minder Königin Margarethe, deren „Arm von Elfenbein" den amtlichen Beaufsichtiger ihrer auf Schloß Usson festgehaltenen Person in blumenumwundene Ketten legte, und gleichfalls unsern damals in ihre Nähe, nicht wie nach Tomi, sondern wie in ein Paradies verbannten Urfé selbst bezaubert hatte, der hier die Gunst der Königin in viel zu hohem Grade genoß, um darüber nicht die Un-

gunst Heinrich's IV., ihres Gemahls, verschmerzen zu können.

Hauptheldin des Romans ist Diana von Château-Morand, die, solcher Huldigung wegen, bald darauf des Verfassers Geliebte und dann seine Gattin wurde. Urfé selbst tritt als Celadon auf, während die Königin Margarethe als Galathäa erscheint, Heinrich III. als Thorismond und Heinrich IV. als Euric. Mit Fictionen und mysteriösen Anspielungen überkleidet zeigt sich die Fürstin von Conti bald als Clarinte, bald als Milagarde und Chrisante, während man in Daphnide die Herzogin von Beaufort, des Herzogs von Vendôme Mutter, wiederfindet. Zu der Skizze von Periandre und Alcyre saß Graf von Sommerive, Florice ist Frau von Beaumarchais, Dorinde Demoiselle Pajot, Delie Diana von Estrées, Schwester der Herzogin von Beaufort, und Alcidor der Herzog von Bellegarde, schon mit 16 Jahren von Heinrich III. zum Oberstallmeister ernannt.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Französische Frauenduelle.

Madame de Villerhen erwähnt in ihren Memoiren einen Zweikampf auf Degen, den Henriette Sylvie mit einem Mädchen gefochten, beide in männlicher Kleidung. Madame Dunoyer bespricht in ihren Briefen ein Duell auf Säbel, das nach vorhergegangener regelrechter Ausfoderung zwischen einem Frauenzimmer aus Beaucaire und einer jungen vornehmen Dame in einem Garten stattgefunden und ohne zufällige Störung mit dem Tode der Einen oder der Andern geendigt haben würde. De la Colombière gedenkt eines auf dem Boulevard St.-Antoine zwischen zwei Mädchen „von zweifelhafter Tugend" vorgefallenen Schwertkampfes, in welchem beide mehre Gesichts- und Busenwunden erhielten, „zwei Körpertheile, nach welchen weibliche Eifersucht natürlich am eifrigsten zielte." St.-Foix berichtet, wie Mademoiselle Durieux auf offener Straße mit ihrem „Freunde" Antinotti gefochten. Aber alles das ist Spaß in Vergleich mit einer Sängerin bei der pariser Oper, Namens Maupio. Fräulein Maupio hatte unter Andern den berühmten Fechtmeister Serane zu ihrem Geliebten und von ihm unter Anderem trefflich fechten gelernt. Da beleidigte sie eines Tages der Schauspieler Dumeny. Sie foderte ihn, und als er sich nicht stellte, nahm sie ihm seine Uhr und Schnupftabacksdose und erklärte, daß sie beides so lange behalten werde, bis er ihr Satisfaction gebe. Dumeny zog vor, Uhr und Tabatiere in Stich zu lassen. Bald darauf war ein Sänger so kühn, sie zu insultiren. Sie ließ ihm die Wahl, sich mit ihr zu schlagen, ihr knieend Abbitte zu leisten oder öffentlich von ihr geohrfeigt zu werden. Der Sänger kniete. Ein anderes Mal insultirte sie auf einem Balle eine Dame und wurde deshalb von einigen Herren ersucht, den Saal zu verlassen. Sie erklärte sich dazu sofort bereit, falls die Champions der Dame ihr folgen und Genugthuung geben wollten. Die Ritter willigten ein und blieben nach tapferer Gegenwehr sämmtlich todt auf dem Platze; Fräulein Maupio ging unversehrt und ruhig in den Ballsaal zurück. Von Ludwig XIV. begnadigt, begab sie sich nach Brüssel, wurde hier Maitresse des Kurfürsten von Baiern, trat später wieder bei der pariser Oper ein und starb 1707, 37 Jahr alt. — Unter der Regentschaft schlugen sich die Marquise von Nesle und die Gräfin Polignac wegen des Herzogs von Richelieu auf Pistolen. Dieselben Waffen gebrauchte 1818 ein junges Mädchen im Zweikampfe mit einem Garde du Corps, der sie betrogen. Als solche hatte sie ihn auf Pistolen gefodert, und keineswegs wissend, daß die Secundanten die Gewehre blind geladen, empfing sie das Feuer ihres Gegners ohne Wimperzucken. So wenigstens behaupteten die Zeitungen. Unmittelbar nachher schossen sich bei Strasburg um eines Malers willen eine Französin und eine Deutsche. Auch die Secundanten gehörten dem zarten Geschlecht an. Die Deutsche schlug vor, sich über das Taschentuch zu schießen. Aber die Französin und deren Secundantin bestanden auf 25 Schritt Entfernung. Beide Damen feuerten zweimal, ohne zu treffen. Da proponirte die Deutsche, den Kampf fortzusetzen, bis Eine falle. Dem widersprachen jedoch beiderseitige Secundantinnen, sodaß der Kampf zwar eingestellt wurde, eine Versöhnung aber nicht zu ermöglichen war. Die zwei letzten in Frankreich zur Kenntniß des Publicums gekommenen Frauenduelle datiren von 1826. Das eine war ein Pistolenduell zu St.-Rambert, das andere ein Schwertkampf zu Chateauroux, jenes zwischen zwei Damen, dieser zwischen einer Dame und einem Herrn, der den Gemahl der Ersteren gröblich beleidigt, und weil der Gemahl sich nicht schlagen mochte, von der Gemahlin gefodert und sehr empfindlich gezeichnet wurde.

Frage: hat es auch zwischen Damen anderer Nationen Waffenzweikämpfe gegeben?

Dr. Granville.

Bei einem neulichen Besuche der böhmischen Curorte Teplitz, Karlsbad und Marienbad fand Ref. in allen Buchhandlungen Exemplare von den „Spas of Germany by A. B. Granville, M. D.", der nunmehr auch „The spas of England and principal sea bathing places" herausgegeben hat. Beide Bücher sind über denselben Leisten geschlagen, neben einigem Brauchbaren viel Unnützes, neben einigem Belehrenden viel Gewäsch. Statt auf wissenschaftliche Untersuchungen einzugehen, hüpft der muntere Doctor von Spa zu Spa, von Curort zu Curort, schildert Landschaften und beurtheilt Gemälde, berichtet von Kirchen, Fabriken und Hotels, erzählt Geschichtchen von Ärzten und Patienten und ist sehr ausführlich in Betreff der verschiedenen Wirkungen, welche die verschiedenen Mineralwässer auf seinen eigenen Leichnam gehabt haben. Das wäre Alles ganz gut, wenn es das Schlimmste wäre. Abschweifungen sind in mehr als einem Buche das Beste. Aber Granville maltraitirt die Geduld seiner Leser. Hat er sie einmal am Knopfe gefaßt, sind sie oder der Knopf verloren. Ohne Maß und Ziel rhapsodirt er über medicinisches Gezänk, über die verhältnißmäßige Güte der Diners, der Betten, der Schlafstuben und wahrhaftig auch der Stubenmädchen, referirt sogar einmal mit unerschütterlichem Cynismus die mehrfachen Unfläthigkeiten, die in einem Zimmer vorgenommen werden, wo er Thee trinkt. Eine andere, für den Verstand des guten Doctors besorgt machende Schwäche ist seine greuliche Bewunderung alles Aristokratischen. Gleich einer übergeschnappten Abigail faselt er von der crême, von der élite, von den korinthischen Säulen und blickt mit unverkennbarer Verachtung herab auf die schlechtern Glieder der bürgerlichen Gesellschaft, als da sind Kaufleute, Fabrikanten und ähnliches Gesindel. Das Gefährlichste für den Doctor ist, daß er selbst weder hoffährtiger Natur noch gefühllosen Herzens zu sein scheint. Er ist jedem Mitgliede der privilegirten Classe gegenüber seiner eigenen Gesindelperson sich auf das vollständigste bewußt und sympathisirt mit Denen, die gleich ihm „in Armuth und Niedrigkeit geboren". Also steht zu vermuthen, daß er in den Häusern der Aristokratie so lange Lakaiendienste verrichtet hat, daß er in knechtischer Ehrfurcht zu den Gewaltigen aufschaut, sie und Andere mit dem Maße mißt, mit welchem sie selbst sich und Andere messen und hierin lieber zu viel als zu wenig thun will. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 314. —— 10. November 1841.

Frankreichs Schäferroman.

(Beschluß aus Nr. 313.)

Aus dem Gesagten geht wahrlich zur Genüge hervor, daß Urfé's Schäfer auch nicht die geringste Ähnlichkeit mit jenen sicilischen hatten, die durch Theokrit's Flöte belebt wurden. Sie sind noch weniger naturgetreu als die Schäfer von Clemens Marot, von Ronsard, Rancan oder Benserade; es sind ebenso wenig wirkliche Schäfer, als jene es waren, die selbst Molière's Pastoralen oder Boileau's Gedichte an die schöne Sylvia schildern. Doch freilich erklärt Urfé in der Vorrede ausdrücklich: er habe keineswegs „jene dürftigen Hirten darstellen wollen, die, um ihr Leben zu fristen, Heerden auf die Weide treiben; denn es würde ebenso unangenehm gewesen sein, die Reden gemeiner Schäfer mitzutheilen, als schimpflich, ihre Worte zu wiederholen". Er will sie nicht mit ihren Holzschuhen, nicht mit groben Bauerkleidern auftreten lassen, sondern wie sie auf den Schaubühnen sich zeigen. Von seinen Amintasschäfern ruft er aus: „Leur houlette est peinte et dorée, leurs juppes sont de taffetas, leur panetière bien troussée, et quelquefois faitte de toils d'or ou d'argent." Urfé's Romanhelden sind vielen Mathurins und Coletten ähnlich, wie man sie noch, in Stein gehauen oder aus gebrannter Erde geformt, in jenen Gärten des schlechtesten Rococostyles findet, worin der Schneiderscherz so manchen Taxusbaum zu weidenden Schafen und so manches Rasenstück zum hütenden Hunde verschnitten hat. Ein halbes Jahrhundert hindurch gebot es die Mode, zahllose unausstehliche Dramen oder vielmehr Pastoralen aus „Asträa" zu entlehnen, und damalige sogenannte Dichter begnügten sich gewöhnlich, nur in Reime zu bringen, was der empfindsame Marquis seine Personen in Prosa hatte sagen lassen.

Doch nicht nur die Bühne, sondern auch das gewöhnliche Leben wählten ihre Vorbilder aus Urfé. So z. B. führte die Herzogin von Montpensier mit Frau von Motteville mehre Jahre einen Briefwechsel, um nach Asträa's Vorbilde in tiefer Waldeinsamkeit entweder an den Ufern der Seine oder der Loire eine Liebescolonie zu stiften, die nichts Irdisches hätte als etwas Essen und Trinken, und keine Mitglieder beherbergen sollte, als sujets aux infirmités de la nature, d. h. mit allzu beweglicher Liebe im Herzen. Man hoffte hier aufleben zu lassen ce qu'on avait lu dans l'Astrée, sans toutefois faire l'amour. Die letzte Clausel ließ jedoch das ganze Unternehmen scheitern, denn jedes Mitglied verlangte außer dem arkadischen Schmachten encore quelque chose, und man wollte jene innocente galanterie sans objet keineswegs gelten lassen. Der einmal angestimmte Ton fand noch lange Zeit seinen Nachhall, wie dies bereits Quinault's Opern, Fontenelle's Poesien und alle idyllische Zärtlichkeiten von Madame Deshoulières zur Gnüge beweisen. Florian, 1755 in Languedoc auf dem Schlosse Florian geboren, wählte das Gardonthal, am Fuße der Cevennenkette zwischen Anduze und Massane, als Schauplatz seiner Schäferidyllen „Estelle" und „Galatée".

Selbst Diplomaten und Krieger verpflanzten die Idylle in ihre Landhäuser. Dies that unter Andern der auch als Freund der Wissenschaft und als liebenswürdiger Mensch gekannte Herzog von Nivernois, der auf seinen Gütern bei Saint-Ouen gleich einem Asträaschäfer lebte. Ritter von Boufflers sandte ihm ein kleine Heerde milchweißer Hammel, um sie auf reichem Wiesengrunde unter seinen Augen weiden zu lassen, und begleitete dies Geschenk mit folgendem zierlichen Quatrain:

Petits moutons, votre fortune est faite;
Pour vous ce pré vaut le sacré vallon;
N'enviez pas l'heureux troupeau d'Admète,
Car vous paissiez sous les yeux d'Apollon.

Bis unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution spielte man in Frankreich noch hier und da Pastoralen im bürgerlichen Alltagsleben, zur Zeit nämlich, wo zwar nicht mehr Urfé, wol aber Florian die Lieblingslecture von Jung und Alt war. Bald sah man überall junge, mehr oder minder schlanke Damen mit rothen Absätzen an den Schuhen, mit schwarzem Sammtcorset und einem Röckchen von zinnoberhellem Taffet; auf den zierlich gepuderten Locken das Hütchen à la Comargo, Brust und Arme halb entblößt, in einer Hand den azurfarbigen, mit Schleifen geschmückten Schäferstab, an der andern ein zierlich gekämmtes Lamm mit vergoldetem Halsbande an der Seidenschnur führend. Ihr Seladon trug ein Kleid von hellgrünem Schillertaffet, kurze canariengelbe Beinkleider, himmelblaue Strumpfbänder und einen Blumenstrauß auf dem Hute über den nicht minder gepuderten und parfumirten Haaren, und die Schalmei sowol als der getreue

Phylax durften ihm nicht fehlen. Kaum sind 60 Jahre verflossen, als noch in der kleinen poitouschen Stadt Sables d'Olonne ein bejahrtes, durch Florian's Idyllen begeistertes Paar lebte. Obwol reich und Besitzer eines schönen Schlosses, traten sie dennoch als Schäfer und Schäferin auf und kleideten sich so, wie die damaligen Theater-Tapeten- und Porzellanhirten zu schauen waren. Sie vertauschten ihre bürgerlichen Namen gegen Estelle und Nemorin, ließen ihre milchweißen Schäfchen von Kammerdiener und Zofe täglich mit kölnischem Wasser und Neapelseife waschen und ihren Schäferstab in den hellsten Farben stets frisch polirt erglänzen. So spannen sie, um einen damaligen Ausdruck anzuwenden, „Tage aus Gold und Seide gewoben", bis endlich der unheilbringende Ruf erscholl: Guerre aux châteaux! wo der Vicomte-Schäfer und die poetische Estelle nicht mehr in dem bosquet de Cupidon gelassen, sondern in das Gefängniß des Städtchens Fontenay-le-Comte geworfen wurden, damals Fontenay-le-Peuple umgetauft.

Am Schlusse sei noch bemerkt, daß dort, wo Urfé seine „Asträa" schrieb, zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts Schäfergefühle laut wurden, so zart, wie sie späterhin etwa nur Geßner schilderte, und zwar im reinsten provenzalischen Dialekte und in Versen, die bekannter zu werden verdienen. Als moderner Theokrit der Niederpyrenäen dagegen trat Pierre Cyprien Despourrins auf, dem man in seinem Heimatsthale von Aspe während des Sommers 1839 ein Denkmal errichtete. Eines jener Lieder, das in der Provence noch vielfältig gesungen wird, möge in seiner ersten Originalstrophe und in fast wörtlich treuer Nachbildung hier seine Stelle finden:

Lou beou Tircis.

Lou beou Tircis se proumenavo
Soulet un jour,
Countan ez bouez ce qu'enduravo
Doou maou d'amour,
Et lié disié: belle bergièro,
Yeou t'aime tant!
Que t'ai fa per estre tant fièro
Despiei un an! etc.

Der schöne Thyrsis.

Der schöne Thyrsis flieht die Auen
Voll Traurigkeit,
Um dunkeln Wäldern zu vertrauen
Der Liebe Leid:
„O Schäferin, der ich mein Leben
Allein geweiht,
Warum verschmähst du mir zu geben,
Was mich erfreut!

Mein Hund und meine Schäfchen leiden
Durch deinen Sinn;
Und welken, trotz beblümter Haiden,
Verschmachtend hin:
Denn bei dem Anblick meiner Schmerzen
Wächst ihre Noth;
Und dennoch thronst du mir im Herzen
Bis in den Tod.

Wähnst du durch deine Flucht zu siegen?
Dich irrt ein Wahn!
Mich sahst du niemals dich betrügen,
Nie täuschend nahn.
Und wisse: wenn des Frühlings Rose
Bleibt ungepflückt,
So wird sie durch des Sturms Getose
Zuletzt geknickt!

Du Nachtigall in meinem Garten
Voll Melodie,
O eile hin zu ihr, der Zarten,
In früh'ster Früh',
Sag' ihr mit schmetternden Accorden,
Bis mild sie wird,
Daß Keiner liebeskrank geworden,
Als ich, der Hirt.

Du pflegst dich jubelnd anzukünden
In dem Gefild;
Doch solltest du sie schlafend finden,
So singe mild.
Sprich, Vöglein, dann in zarter Weise
Und wie im Scherz:
Berühre ihr das Ohr nur leise,
Doch stark ihr Herz!" 110.

Travels in the Burman Empire. By *Howard Malcolm*. Edinburg 1840.

Mit Ausnahme des Brahmanismus in Hindostan haben wir bisher von einer im Orient vorherrschenden Religion so viel wie nichts gewußt und den christlichen Missionnairen ist daraus bei ihren Arbeiten im Weinberge des Herrn großes Hinderniß erwachsen. Das hat nun Malcolm bei Beschreibung seiner Reisen im birmanischen Reiche gelegentlich weggeräumt, und der Gegenstand ist wichtig genug, die Anzeige seines, obwol in mancher andern Beziehung gleich besprechenswerthen Werkes darauf, d. h. auf Das zu beschränken, was er zum *ersten* Male in lichtvoller Darstellung über den Buddhismus, *englisch* Boodhism, oder die Religion des Buddh mitgetheilt hat, einer Religion, die in Asien zum größern Theil vorherrscht und mehr Anhänger zu zählen scheint als irgend ein anderes Glaubensbekenntniß. Ref. stellt sich die Aufgabe, die Malcolm'sche Schilderung verhältnißmäßig in eine Nußschale zu drängen.

Was der Buddhismus bis auf den heutigen Tag ist, das dürfte er seit Jahrhunderten gewesen sein, ein am weitesten verbreiteter Cultus. Ihn befolgt die halbe Bevölkerung von China, Lao, Cochin-China und Ceylon, die gesammte von Camboja, Siam, Burma, Thibet und der Tatarei und Loo-Choo, und die Mehrzahl der Bewohner Japans und der meisten Südseeinseln. Buddha ist nicht der Name eines individuellen Gottes, sondern ein genereller Ausdruck für Gottheit. Es hat in verschiedenen Zeitaltern und in verschiedenen Welten unzählige Buddhs gegeben; doch auch in einzelnen Welten gar keine und in keiner Welt mehr als fünf. In unserer Welt haben vier Buddhas existirt: Kan-ka-than, Gau-na-göng, Ka-tha-pa und Gaudama. Ein fünfter steht zu erwarten, er heißt: Aru-ma-day-eh.

Die oft geäußerte Vermuthung, daß der Buddh*ismus* viel Ähnlichkeit habe mit dem Brahmanismus oder Hinduismus, ist durchaus grundlos. Es kann keine zwei Systeme geben, die einander schroffer entgegenstehen und deutlicher beweisen, wie das eine schlechterdings nicht von dem andern abstammen kann. Der Brahmanismus hat Menschwerdungen, der Buddhismus nicht, denn er hat keinen fortdauernden Gott. Jener zählt ein Heer von Idolen, dieser ein einziges. Jener gebietet blutige Opfer, dieser verbietet alles Tödten. Jener fodert grausame Selbstmartern, dieser heischt weniger Strenge als selbst der Katholicismus. Jener macht Lügen, Diebstahl und andere Laster zu bisweilen rühmlichen Handlungen und seine Götter zeichnen sich in derlei Vortrefflichkeiten aus, dieser unterscheidet streng zwischen Recht und Unrecht und kennt keine Entschuldigung der Sünde. Jener stempelt Versunkenheit in Gott, dieser Vernichtung zum höchsten Gute. „Soweit meine Kenntniß reicht", sagt Malcolm, „weiß ich von keiner, nur einiger-

maßen bedeutungsvollen Ähnlichkeit." Sehr wesentlich weicht auch der Buddhismus vom Brahmanismus darin ab, daß Kastenprincipien jenem völlig fremd sind, und schon hieraus — anderer Gründe zu geschweigen — stellt sich die Wahrscheinlichkeit hervor, daß das Alter des erstern als religiöser Glaube das des letztern ansehnlich überragt. Sollte aber der Brahmanismus aus einer Entfremdung vom Buddhismus entstanden sein, so wäre anzunehmen, daß jener bis zum Schlusse des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Hindostan stark genug geworden, die Verfolgungen zu beginnen, von welchen die Urkunden der Brahminen erzählen, und daß es diesen dann gelungen, die Lehrer des Buddhismus nach dem weitern Indien zu drängen, von wo sie später sich nach China gewendet.

Die merkwürdigste Eigenheit des Buddhismus ist der Mangel eines Gottdaseins. Anbetung oder Ehrfurcht wird blos dem Bilde des Gaudama dargebracht, der in einer frühern Zeit ein Gott war, jetzt aber vernichtet oder vielmehr in die Vernichtung eingegangen ist. Gaudama war der Sohn eines Königs und wurde ungefähr 626 Jahre v. Chr. geboren. Er hatte vorher in vierhundert Millionen Welten gelebt und in jeder zahllose Verwandlungen bestanden. „In der Welt hienieden" war er Wurm, Vogel, Fisch, überhaupt eins von allen Arten Geschöpfe gewesen und als Mensch hatte er die Leiden und Freuden jedes Standes aus eigener Erfahrung kennen lernen. Nachdem er im Laufe dieser Übergänge sich unermeßliches Verdienst erworben, war er als Sohn eines Königs geboren worden, und kaum geboren, hatte er auf seinen Füßen gestanden, die Arme ausgestreckt und triumphirend gerufen: „Nun bin ich der Edelste unter den Menschen! Jetzt ward ich das letzte Mal geboren!" Als er zu seiner vollen Höhe aufgewachsen, maß er 15 Fuß. „Seine Ohren waren so wunderschön lang, daß sie ihm auf die Schultern herabhingen; seine Hände reichten bis an die Knie, seine Finger waren von verhältnißmäßiger Länge und mit seiner Zunge konnte er das Ende seines Nasenbeins berühren — Alles unwiderlegbare Merkmale seiner Göttlichkeit." In diesem Zustande erweiterte sich sein Gedächtniß so, daß er aller Wechsel seines frühern Daseins sich erinnerte, und viele davon erzählte er seinen Getreuen. 550 dieser Erzählungen sind aufbewahrt. Die erste enthält sein Leben und seine Abenteuer als Hirsch, die zweite als Affe, die dritte als Elefant, die vierte als Hahn u. s. w. Die ganze Sammlung heißt Dzat und macht einen beträchtlichen Theil der heiligen Bücher aus. In seinem 35. Jahre wurde Gaudama Buddha und blieb es 45 Jahre, verrichtete in dieser Zeit alle Arten verdienstlicher Werke, gab namentlich weit und breit die vortrefflichsten Gesetze und erlangte hierauf „nic-ban", d. h. trat in die Vernichtung ein, und zugleich mit ihm 500 Priester, seit lange seine treuen Diener. Solches geschah in Hindostan vor beiläufig 2380 Jahren. Bei seinem Tode verordnete er, daß seinen Gesetzen gehorcht, seine Asche und sein Bild verehrt und zu seinem Andenken Pagoden erbaut werden sollten, bis zur Entwicklung des nächsten Buddh. Er wird stets auf gleiche Weise dargestellt; der Unterschied besteht in den äußern Zierathen, der Krone, dem Halsbande, dem Armschmucke u. s. w., in der Größe der Bilder, deren es von allen Größen gibt, vom halben Zolle bis zu 75 Fuß, und in dem Stoffe, bald Stein, Holz und Metall, bald Ziegelerde, Thon und Elfenbein.

Gedachter nächster Buddha soll von jetzt an binnen 7000 oder 8000 Jahren erscheinen. Genau ist die Zeit nicht bestimmt, das hingegen außer Zweifel, daß er 80 Fuß hoch, sein Mund fünf Fuß weit und das Haar seiner Augenbrauen ebenfalls fünf Fuß lang sein wird. Von den ersten drei Buddhas sind weder Gesetze noch Aussprüche vorhanden. Die von Gaudama wurden bis 450 Jahre nach seinem Abscheiden durch Tradition fortgepflanzt und dann zuerst, um das J. 94 v. Chr., in Ceylon niedergeschrieben. Sie sind die einzigen heiligen Schriften der Birmanen und sämmtlich in der Pali-Sprache abgefaßt. Sie bestehen aus drei Abtheilungen, von denen jede in einzelne Bücher oder Abschnitte zerfällt. Das Ganze heißt das Bedagat.

Zufolge des Bedagat besteht das Universum aus einer zahllosen Menge Welten und jede Welt aus einem hohen, mit Seen umgebenen Centralgebirge und vier großen, je von 500 kleinern Eilanden umgebenen Inseln. Unsere Erde bildet die südliche Inselgruppe und wir bewohnen die größte. Sie ist keine Sphäre, sondern eine convexe Fläche und wird von Bergen und schiffbaren Seen durchschnitten. Unter der obern Rinde, unserm Erdboden, befindet sich Wasser, zweimal so tief als der Erdboden dick ist. Das Ganze ruht auf einer Luftschicht, die zweimal so tief als das Wasser. Darunter ist es leer, ist ein vacuum. Die obern Regionen zählen 26 Himmel, einen über den andern, und die untern Regionen acht Straforte ersten Ranges, jeden mit 16 kleinern Strafinstituten. Auf einem der Himmel befinden sich anmuthige Wohnungen für gestorbene Menschen und in der Hauptresidenz des Königs steht ein Elefant „von etwas ansehnlicher Größe". Seine Höhe ist unermeßlich und er hat sieben Köpfe, jeder Kopf sieben Zähne und jeder Zahn sieben Weiher. In jedem Weiher wachsen sieben Lilien, jede Lilie hat sieben Blüten, jede Blüte sieben Blätter, jedes Blatt trägt sieben Paläste und in jedem Palaste wohnen sieben Nymphen, des Königs Frauen, jede mit 500 Dienern und Dienerinnen. Auf dem 30 Uzenen langen Kopfe eines andern Elefanten reitet der König bisweilen aus, und auf den 32 kleinern Köpfen desselben Elefanten reiten die 32 königlichen Prinzen. Von den acht Straforten ersten Ranges züchtigen vier mittels Hitze und vier mittels Kälte.

Nicht das Universum allein und alle seine Systeme, auch die Seelen Aller, die darauf wohnen, gleichviel ob Thiere, Menschen oder Heilige, sind seit Ewigkeit gewesen. Von Ewigkeit an sind die Seelen aus einem Körper in den andern übergegangen, und je nach ihrem frühern Verdienste steigen oder fallen sie bei jeder neuen Geburt in der Schale des Daseins und der damit verbundenen Freuden. Dieses Steigen und Fallen wird nicht von einem, mit Verstand wägenden Richter bestimmt, sondern ist der Wille eines unabänderlichen Schicksals. Die Summe der Leiden, welche jede Seele bei ihrer Wanderung durch die verschiedenen Formen ihres Daseins zu erdulden hat, ist nicht zu berechnen. Das Bedagat sagt: die Thränen, die eine einzige Seele von Ewigkeit her in ihren Wechseln vergossen, seien so zahlreich, daß in Verhältniß das Weltmeer ein Wassertropfen. Zu sein und zu leiden, sind untrennbare Begriffe, und daher ist es, wie der letzte Zweck, so das höchste Streben des Menschen, diese ewige Wechselrunde zu vollenden und vernichtet zu werden.

Der Hauptlehren des Buddhismus sind fünf: die Existenz des Universums und sämmtlicher Wesen seit Ewigkeit; die Seelenwanderung; Nic-ban oder die Vernichtung; das von langen Zwischenräumen bedingte Erscheinen von Wesen, die Göttlichkeit und nachher Vernichtung erlangen; endlich Erwerbung von Verdienst. Die vier ersten Lehren dürften bereits hinreichend besprochen sein; die fünfte erheischt um so mehr eine Erklärung, weil in ihr das ganze Moralsystem sich concentrirt.

Das Verdienst besteht in Vermeidung der Sünden und Ausübung der Tugenden, und sein höchster Grad ist die alleinige Hoffnung des Buddhisten. Die zu meidenden Sünden werden in einem Moralcodex beschrieben, der fünf positive Hauptgesetze enthält. Sie lauten: du sollst nicht tödten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht lügen, du sollst keinerlei berauschendes Getränk zu dir nehmen. Unter diese Capitel sind alle einschlagende Sünden eingereiht. Da namentlich das erste Gesetz alles Tödten ohne Ausnahme umfaßt, so tödtet der orthodoxe Buddhist nicht einmal Ungeziefer, geschweige Thiere zu seiner Nahrung, und hält auch in Folge dieses Gesetzes Krieg und Todesstrafen für verboten. Die Sünden zerfallen in drei Classen: Sünden des Körpers, wie Tödten, Stehlen u. s. w.; Sünden der Zunge, wie Falschheit, Zwietracht, beleidigende Rede, eitles Geschwätz u. s. w.; und Sünden des Geistes, wie Stolz, Habsucht, Neid, ketzerische Gedanken, Anbetung falscher Götter u. s. w. Besonders stark

sprechen die heiligen Schriften vom Übel des Stolzes, des Zorns, der Habgier und ausschweifender Verlangen. Sie fodern strenge Enthaltung von Übermaß in Wohlgerüchen, Putz, Gelächter, eitler Lust, starkem Getränk und Opiumrauchen, und warnen ausdrücklich vor nächtlichen „Gassatengehen", vor zu großer Neigung zum Vergnügen, vor dem Besuch schlechter Gesellschaft, vor Trägheit und Müssiggang. Wer nach dem Nic-ban strebt, soll Zauberei verabscheuen, nicht an Träume glauben, nicht zornig werden, wenn er getadelt, nicht stolz, wenn er gelobt wird, soll seinen Wohlthätern nicht schmeicheln, an Hohn und beißenden Scherzen keinen Gefallen finden und vor allen Dingen sich hüten, Streit und Zwietracht zu erregen. Der Geist kann auf dreierlei Art afficirt werden: durch Freude über den Besitz angenehmer Dinge, durch Schmerz und Trauer über erfahrenes Misgeschick, und drittens dadurch, daß Glück nicht erfreut und Unglück nicht betrübt. Dieser letztere Zustand ist der beste, und wer ihn errungen hat, nähert sich dem Nic-ban. Demnächst enthalten die heiligen Bücher eine Menge treffender Vergleichungen, z. B. daß, wer sündlicher Lust nachhängt, dem Schmetterlinge gleicht, der um die Flamme flattert, bis er hineinfällt, oder Einem, der Honig von einem Messer leckt und sich dabei in die Zunge schneidet. Überhaupt aber gibt es im ganzen Bedagat nicht ein einziges Verbot, das nicht auch in der Bibel steht, und die ihm untergelegten Gründe sind stets ebenso richtig als schlagend.

Das Verdienst ist dreierlei Art: Theda, oder die Beobachtung aller Verbote und Vorschriften und aller daraus herzuleitenden Pflichten, wie Wohlthätigkeit, Sanftmuth, Ehrlichkeit, Milde, Nachsicht, Bescheidenheit, Ehrfurcht vor Aeltern, Nächstenliebe u. s. w.; zweitens Dana, oder Almosen und Geschenke geben, und dies begreift den Unterhalt der Priester, das Errichten von Kyoungs, Pagoden und Zayats*), das Aufhängen von Klingeln und Glöckchen an den Pagoden, das Anlegen von Landstraßen, Weihern und Brunnen, das Pflanzen von Bäumen um des Schattens oder der Früchte willen, das Ausstellen von Töpfen mit frischem Wasser zum Besten der Reisenden, das Speisen der Verbrecher und Thiere u. s. w.; endlich drittens Bawana, oder das Hersagen von Gebeten und das Lesen religiöser Bücher. Das Almosen- und Gabenreichen ist verdienstlich nach Verhältniß der Empfänger, wobei folgende allgemeine Abstufungen stattfinden. Erstens Thiere; zweitens Handarbeiter und Fischer; drittens Kaufleute und Personen höhern Standes, wenn in Noth; und viertens Priester. Spenden erster Classe werden 100 Wanderungen hindurch, Spenden zweiter Classe 1000, Spenden dritter Classe 10,000, und Spenden vierter Classe, je nach der Heiligkeit der betreffenden Priester, eine beiweitem größere, obgleich unbestimmte Zahl von Wanderungen hindurch mit langem Leben, Schönheit, Stärke, Weisheit und Wohlbefinden belohnt.

Das Bedagat bewahrt unter Anderm viele von Gaudama gehaltene Vorträge, in welchen die Pflichten der Kinder, Ältern, Ehemänner, Ehefrauen, Lehrer, Schüler, Gebieter, Sklaven u. s. w. ausführlich besprochen und eingeschärft werden. Ref. glaubt beispielsweise einer, an einen vornehmen Mann gerichteten Rede einen kurzen Abschnitt entnehmen zu dürfen. Der vornehme Mann hatte um Belehrung gebeten, wie Übel zu vermeiden sei, und Gaudama sprach: „Wisse, daß der Gesellschaft Unwissender fern bleiben und den Umgang der Weisen suchen, Ehre geben, wem Ehre gebührt, eine Wohnung wählen, die unsern Verhältnissen angemessen ist und in welcher wir den Bedarf des Lebens erwerben können, und kluges Benehmen überhaupt ebenso viele Schutzmittel gegen das Übel sind. Eine deutliche Erkenntniß alles Dessen, was kein Übel ist, genaues Kennen unserer Pflichten, Bescheidenheit und Frömmigkeit in Wort und That sind vier treffliche Wege, dem Übel zu entgehen. Dadurch, daß wir unsere Ältern unterstützen, für Weib und Kind arbeiten, rein und ehrlich sind in jeder Handlung, Almosen geben, die göttlichen Gebote achten und unsern Verwandten beispringen, können wir uns vor Übel bewahren. Wer sich so frei von Fehlern hält, daß selbst der schlechtere Theil seiner Natur keine Neigung dazu verräth, wer keinerlei berauschendes Getränk genießt, beständig Werke der Barmherzigkeit thut, gegen Alle sich ehrfürchtig, demüthig und nüchtern, gegen seine Wohlthäter sich dankbar beweist und fleißig dem Predigen des Wortes Gottes zuhört, dem wird es leicht werden, den Anfechtungen des Übels zu widerstehen und der Sünde sich fern zu halten. Empfänglichkeit für den Rath guter Menschen, öfteres Besuchen der Priester, geistige Gespräche über die göttlichen Gebote, Geduld, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Achtung vor dem Buchstaben des Gesetzes, stetes Bedachtnehmen *auf die vier Zustände* unserer Wanderung nach dem Tode und Nachdenken über die glückselige Ruhe des Nic-ban — das sind vortreffliche Wehren gegen Übel und Schlechtigkeit."

Obgleich an den zur Anbetung bestimmten Tagen die Buddhisten sich gleichzeitig versammeln, haben sie doch keinen gemeinschaftlichen Gottesdienst. Jeder bringt seine Gaben und spricht seine Gebete für sich. Kein Priester leitet die Andacht und kein Gesang erschallt. Sobald der Buddhist in Ehrfurcht dem Bilde oder der Pagode bis auf geziemende Entfernung sich genähert und sein Geschenk niedergelegt hat, setzt er sich hinter dasselbe, auf seinen Knien und Fersen ruhend, faltet die Hände, legt sie an seine Stirn und beugt sich vorwärts, bis er den Boden berührt. Solches heißt Shuko. Dann spricht er mit leiser Stimme seine Gebete, sich bald emporrichtend, bald niederbeugend, und wenn er geendet, steht er auf, nimmt sein Geschenk und trägt es näher zum Idol oder zur Pagode. Geht einer allein, unterläßt er nie, eine der aufgehangenen Glocken oder Klingeln mit einem stets dabei liegenden Horne mehre Male anzuschlagen. Der zur Anbetung bestimmten Tage sind in jedem Monate vier, beim Eintritte des Neumondes und des Vollmondes und sieben Tage nach jedem, sodaß der Sabbath bisweilen am siebenten, bisweilen am achten Tage einfällt.

Die Priester sind keine Kaste und ihre Würde ist auch sonst nicht erblich. Jeder kann Priester und jeder Priester wieder Laie werden. Tausende thun letzteres, ohne sich dadurch einem Vorwurfe auszusetzen. Die Einkleidung geschieht mittels eines gelben Gewandes und unter dem Angelöbniß des Cölibats. Das Amt des Priesters besteht in Predigen, Lehren und Ertheilung geistlichen Raths. Im Range gibt es mehre Abstufungen; aber ihren Unterhalt empfangen alle vom Volke. Wie groß übrigens ihre Zahl sein mag, dürfte schon daraus hervorgehen, daß Ava bei einer Bevölkerung von 200,000 Menschen 20,000 Priester hat. 74.

*) Kyoungs sind blos zu religiösen, Zayats zugleich zu andern, doch immer wohlthätigen Zwecken, besonders zu Beherbergung der Reisenden errichtete Gebäude.

Notiz.

In einer der letzten Sitzungen der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften las Mignet eine treffliche Abhandlung über die Theorie der Substanz von Bordas Demoulin vor. Bordas Demoulin ist auch Verfasser einer Abhandlung über den Cartesianismus, welche vor kurzem von der Akademie gekrönt wurde und wovon Cousin in seiner Berichterstattung sagte, daß sie sich zugleich durch Kraft und Originalität auszeichne. Dieselben Eigenschaften rühmt man an seiner Abhandlung über die Substanz; man behauptet sogar, die darin niedergelegte Theorie sei durchaus neu und geeignet, in der Metaphysik eine Revolution hervorzubringen. Diese Revolution dürfte jedoch schwerlich auf die deutsche Philosophie zurückwirken, eine der wenigen Branchen, worin Deutschland mit scharf begrenzter Abgeschlossenheit sich vor ausländischen Einflüssen bewahrt hat. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 315. —— 11. November 1841.

Die Tochter Joann's III. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Baron Georg Rosen. Aus dem Russischen übersetzt von dem Verfasser. Petersburg 1841.

Eine merkwürdige poetische Production ist nun wol aus Rußland angekommen und in Deutschland verbreitet. Ein vorausgeeiltes Exemplar liegt vor mir, mit saubern deutschen Lettern auf dem schönsten russischen Papier gedruckt. Baron Rosen, ein Esthländer, will durch die Verdeutschung eines seiner russischen Dramen den biedern, theuern Landsleuten, denen er gleichsam fremd geworden sei, ein Zeichen seiner Anhänglichkeit an die Heimat geben. Rosen wird zu den lyrischen Dichtern Rußlands gezählt.

> Nicht nur getrennt, sondern völlig abgeschieden von deutschem Geist und Leben — sagt er vorwortlich — in einem Alter, wo das Herz in die Welt überströmt, war ich nur auf russische Nationalität angewiesen; meine ersten Liebesneigungen mußten russisch sprechen. Öfter mit einer Truppenabtheilung, etwa 100 Werst vom Regimentsstabe, in ein einsames Steppendorf versetzt, mischte ich mich idyllisch in die Spiele der Dorfjugend, ließ mir von den Kraßnobajen (Schönrednern) alte Sagen und Lieder erzählen und vorsingen, nahm Theil an allen Lebensverhältnissen des Volks und lebte mich unmerklich mit ganzer Seele in seine Nationalität hinein.

Diese Nationalität findet nun der Verf. vorherrschend in mehren seiner dramatischen Dichtungen; in seinen lyrischen Gedichten und Novellen dagegen überwiege das deutsche Element. In seiner vorliegenden Tragödie „möchten unter dem Einfluß des Reinmenschlichen beide Elemente im Gleichgewichte zueinander stehen". So ergreifen wir also die von Freundes Hand uns überkommene Tragödie als eine schöne Vorbedeutung — russisch-deutschen Gleichgewichts! Andere mögen vielleicht darin russische Politik in schwacher deutscher Poesie athmend finden. Nur setze ich für mich hinzu: dem Dichter unbewußte Politik! Freilich hat Rosen zu lange in russischer Atmosphäre und in der Kanzlei des Thronfolgers gelebt, um nicht jene Luft, wenn auch in richtigem Deutsch, auszuathmen. Indeß wollen wir auf echt deutsch die über eine widerwärtige Grenze uns herübergereichte Hand eines Russen von deutschem Herzschlage nicht abweisen, sondern rechtschaffen schütteln, wenn dabei auch die darin liegende Tragödie gar sehr erschüttert werden sollte.

Der Dichter scheint vor Allem ungemeine Stücke auf Resignation zu legen. Er hält die spätere Periode seines Joann für beiweitem geeigneter zu dramatischer Bearbeitung, zog aber die frühere vor, weil er, seinen literarischen Grundsätzen treu, dem Publicum nicht Das geben wollte, was es wünscht, sondern was ihm noth thut. Beides, Resignation und Fürsorglichkeit des Dichters, gehören wol zum russischen Element der Tragödie. Maria Rápolowsky, eine gute Russin, sagt im ersten Auftritte des fünften Actes:

> Wir haben keinen andern Pfad im Leben,
> Als nur den Pfad der Unterwürfigkeit.

Dieser Pfad führt nun den Dichter auf seine Heldin, die weniger historisch aufgefaßt, sondern mehr des Dichters „eigene Schöpfung" sein soll. Die Katastrophe des Stücks, das der Dichter mit Resignation gewählt hat, dreht sich denn auch um Resignation.

Die Resignation ist eine christliche Tugend, die vielleicht in Rußland auch besondern politischen Werth hat; in Deutschland halten wir sie aber für keine besondere dramatische. Gar selten möchte Resignation ein Keim des Tragischen sein; in der vorliegenden Tragödie scheint sie eher der Wurm, an welchem das Tragische abstirbt, ehe es zur Entwickelung gekommen ist. Doch wir müssen der Production näher treten.

Joann III., Großfürst von Rußland, hat von seiner byzantinischen Gemahlin Sophie eine Tochter, Helena, die er gar zärtlich liebt.

> Von der geliebten Tochter kann ich nicht
> Aufs ganze Leben scheiden. — —
> Wie aber, wenn des Vaterlandes Wohl
> Dies ungeheure Opfer von mir heischte?

In diesen Worten eines kurzen Monologs, mit welchem das Stück beginnt, liegt die ganze Verwickelung des Trauerspiels angedeutet. Der Vater will um Alles die Tochter behalten; die Mutter möchte lieber etwas hoch mit ihr hinaus. Auch ihr war einst die Ehe eine Resignation. Sie sagt S. 9, oder vielmehr unser Dichter legt ihr seine Intention mit den Worten in den Mund:

> Zartfühlende Gemüther leiden herber,
> Wenn sie ein Unglück heimsucht; doch dafür
> Bewältigen sie früher auch die Leiden
> Und fühlen sich geheiligt durch den Sieg.

Nun wirbt eben Lithauens Großfürst um Helena. Der Mutter ist die Werbung nicht unwillkommen, die Joann, dem der Vater jenes Fürsten einst nach dem Leben getrachtet, eine unselige, verfluchte Wahl nennt. Ja, er

ist jener Werbung so abgeneigt, daß er seinem leibeigenen Baumeister Aristoteles die Freiheit und Heimkehr nach Italien gelobt, falls die Tochter sich in ihrer Heimat vermählen werde. Zu solcher Vermählung bietet sich denn auch alsbald eine gute Gelegenheit an Emanuel Ralo, einem armen griechischen Prinzen, der an Joann's Hofe lebt, Helenen heimlich liebt und von ihr geliebt wird. Aristoteles ermuntert ihn daher in seinem eigenen Interesse zur Liebeswerbung. Der liebende Held aber tritt im Gefühl, ein „länderloser Fürst" zu sein, sehr zagherzig auf, und es ist dem Dichter gelungen, ihm ebenso matte Worte zu leihen.

Helena gibt man mir wahrhaftig nicht!

Und als ihm der Italiener Hoffnung einredet, fühlt der kühne Prinz, daß sein Schicksal nahe, und ihm — „bangt vor der Entscheidung". Wie nun glücklicherweise die Geliebte im Garten herankommt, treibt Aristoteles den Prinzen an, sich ihr zu erklären und mit ihr zum Vater zu eilen, der jetzt in der besten Stimmung sei, die Tochter gewähren zu lassen.

Schutzgeister dieser vielgeliebten Laube!
Du, Hamadryas ihres Pappelbaums!
Begeistert mich in zartgehaltner Kühnheit;
Gebt eine Sprache dieser Leidenschaft,
Die nur vor innrer Fülle stumm gewesen —

spricht der Prinz und rennt, als die Fürstin näher kommt, in „zartgehaltner Kühnheit" davon. Aristoteles eilt ihm nach, um dem — Leidenschaftlichen mehr Muth einzusprechen. Die Prinzessin hat diese Flucht bemerkt.

Mein Manuel ist heut ein wenig scheu;
Er geht uns gar mit Absicht aus dem Wege,

sagt sie zu ihrer Vertrauten, der Fürsten Maria. Diese ermuntert die liebende Freundin, Dem, den sie gewählt, selber den Gruß des Herzens und der Liebe zu entbieten. Das läßt sich denn die Prinzessin auch gesagt sein und da der Prinz, von Aristoteles noch einmal zum Stehen gebracht, mit der Nachricht von der Ankunft der für Lithauen werbenden Gesandten zurückkehrt, bedeckt sie ihn, ein russisch Liedchen singend, mit ihrem Schleier und nennt ihn ihren Liebesfreund. Manuel ruft: „Helena, Engel!" — Helena ruft: „Ich bin deine Braut!" Maria Rápolowsky steht betroffen da, obgleich sie es eben angezettelt hat.

Helena, die für ihren Helden alles Handeln übernommen zu haben scheint, eilt nun zur Mutter, um ihr die geschehene Verlobung mitzutheilen. Die Mutter schüttelt ein klein wenig den Kopf, wird aber von der Tochter erinnert, daß sie ja längst um dies zärtliche Verhältniß gewußt habe. Sophie erwidert ganz in neuestem petersburger Styl:

Auf seinen Geist nur war es abgesehen,
Damit es (?) deinem Geiste Nutzen brächte.

Und als der Prinz, von Helena hereingeführt, niederkniet und auf der Mutter Vorwurf erwidert:

O glaub', ich sei
Nicht Schuld; doch willst du mich für schuldig halten,
Nun so vergib mir!

versetzt Sophie:

Diese Wendung ist
Nicht übel.

In der That nimmt Helena wie alles Handeln, so auch alle Schuld auf sich; nur möchte sie ihren erwählten Helden ein wenig stolzer sehen. Als dieser daher auf Sophiens Frage, womit er ein solches Glück verdient habe, antwortet:

Der Himmel gibt die schönste
Thauperle manchmal einem Grashalm.

ruft Helena aus:

Zu weit geht dieses Gleichniß! Nicht erlaub' ich
Solch' eine Demuth Dem, den ich gewählt,
Den ich umhüllt mit meinem Jungfrauschleier,
Mit bräutlicher Begeisterung umarmt,
Mit meinem Kuß als Liebesfreund bezeichnet
Und dessen Thron in meinem Herzen steht.

Nicht lange, so gibt die Mutter nach. Sie sagt:

Mit dem Vater
Mußt du darüber sprechen, liebes Kind!
Und wenn nur er mit deiner Wahl zufrieden,
So bin ich's auch.

Nun hat die Mutter in einem kurzen Monolog noch einen Kampf zu bestehen, wenn man es so nennen will, was eher wie eine Grille aussieht. Auch sie hat einst in Rom geliebt, ohne ihres „hohen Jünglings auf der Engelbrücke" froh zu werden. Sie freut sich nun, daß die Tochter glücklicher in der Liebe sei. Doch meint sie, die Liebe sei nur ein schöner Traum, die Krone aber eine schöne Wirklichkeit; sie liebe ihre Tochter, und könne sie doch auch dem Lithauer erbarmungslos zur Frau geben. Diese wunderlich erfundenen psychologischen Widersprüche halten jedoch Sophien nicht ab, bei ihrem Gemahl Fürsprache für ihrer Tochter Neigung einzulegen. Joann hat seiner Tochter Liebe längst vorhergesehen; es thut ihm nur leid, daß seine Zustimmung — nicht gestern erbeten worden. Indeß ist dieser Kampf um Heut oder Gestern kein Shakspeare'scher Zweifel über Sein oder Nichtsein. Er spricht:

Zwischen heut
Und gestern steht nur ein Entwurf, in einer
Schlaflosen Nacht entstanden! Aber ist
Denn jeglicher Entwurf Eingebung Gottes?
Im Dunkel lebt der unvollkommne Mensch!
Ich will doch einmal meinem Herzen folgen
Und nicht dem Kopfe!

Und nun ordnet er Verlobung und schnell darauf folgende Hochzeit an.

Rosen, das zärtliche Herz! Wie gern möchte er ohne Kampf und Schreck tragisch sein! Und wirklich gelingt es ihm, uns eine schöne Strecke lang ohne Angst und Besorgniß, ohne „Furcht und Mitleid" vorwärtszubringen und dem alten Philosophen Aristoteles ein Schnippchen zu schlagen. Für wen auch sollten wir bangen? Der Held Manuel ist so vernünftig, er wird sich gewiß darein finden, die Braut auch wieder fahren zu lassen, die er mit so „zartgehaltner Kühnheit" gewonnen hat. Die Heldin Helena ist ja so geliebt von Vater und Mutter; sie denkt so generös und wird einen Geliebten nicht aufgeben, den sie sich ja mit ihrem eigenen Jungfrauenschleier zum Liebesfreund eingefangen hat. Vater und Mutter sind überdies so zärtlich. Der Papa will ja um

Also die Tochter gern bei sich behalten; die Mama ist froh, daß ihr Kind glücklicher in der Liebe ist, als sie selbst einst war. Glückliche Familie, in der man einander an den Augen absieht, was zu thun und zu lassen ist! Um wen sollen wir bangen?

Doch, nur nicht gefrohlockt! Der Schreck kommt hinter den besten Leuten her wie ein Tieger hinter dem träumenden Wanderer. Sophie verlangt nämlich eine Aussteuer für die Tochter. Der Vater will auch aus vollen Schatzkammern reichlich geben; die Mutter aber will „was Besseres“ haben, — ein Krönchen für die Tochter, ein Stückchen Land, Großherzogthum genannt, — nur als Lehn unter des Vaters Oberhand. Aber Joann ruft:

Nein, keineswegs! nein, nein!
Aus diesem Funken, glaub' es mir, entstände
Zum zweiten Mal der fürchterliche Brand,
Der Rußland zwei Jahrhunderte verwüstet.
Du, liebes Weib, du sahst schon keine Spur
Der vielgetheilten Herrschaft in dem Reiche;
Ich aber fand die Greuel alle vor
Im Vaterland — und auch am armen Vater,
Den sie mit einem rothgeglühten Stahl
Erbarmungslos geblendet! . . . Selbst ein kleiner
Sechsjähr'ger Knabe, bin ich zitternd einst
Gestanden vor dem Wüthrich Schemäka. . . .
Es waren grause Zeiten, wollte Gott,
Daß meines Reiches künft'ge Herrscher alle
Mit Rußlands Bildung gingen diesen Weg,
Auf welchem ich's zur Macht geführt . . . von arger
Theilherrschaft kann die Rede nimmer sein!

Dieser letzte Wink ist zwar für das deutsche Publicum mit übersetzt, geht aber eigentlich nur das russische Cabinet an. Sophie begreift ihn jedoch rasch und erklärt, nun könne ihre Tochter Manuel's Gemahlin nimmer werden. Auch der Großfürst spricht sich über sein geheimnißvolles Gestern und Heut aus:

Der Glaube meines Volks, daß Gott der Herr
Dem Landesvater die Gedanken eingeb',
An mir hat sich's (?) als Wahrheit offenbart!
Was mir auf diese wundervolle Weise
Ward eingegeben, hab' ich kühn gewagt —
Und jedesmal war der Erfolg unfehlbar!
Bei der Gesandten Ankunft ging mein Geist
In sich hinein, der Offenbarung harrend —
Bis endlich gestern um die Mitternacht
Zum großen Lichtgedanken sich verklärte,
Was trüb und dunkel im Gefühle war:
Den Angriffskrieg, den blut'gen, zu vermeiden,
Der über meiner Tage Ziel hinaus
Fortdauern müßt'.

Das koste freilich ein Opfer, setzt er hinzu, es koste Helena. Davor erschreckt jedoch die politische Mutter nicht; sie ruft vielmehr bewundernd aus:

Hoher Geist!
Das hat fürwahr ein Gott dir eingegeben!
Du warst in jeder Staatsverrichtung (!) groß,
Doch diese That ist deine beste, größte!

Da haben wir nun die Noth! Daß doch die guten großfürstlichen Bürgersleute, die ihr einzig Kind so lieb haben, dabei so große Regenten sein müssen, so wunderbaren Eingebungen und erstaunlichen Thaten nicht aus dem Weg gehen können! Der Vater, der vorhin noch meinte, er wolle doch einmal dem Herzen folgen, nicht dem Kopfe, jammert nun, daß er „mit dem Herzen ins Opfermesser fallen müsse“. Die Mutter aber unterzieht sich der großen, tragischen That des Trauerspiels mit der Erklärung:

Helenen
Vertraue meinem Mutterherzen an:
Ich überrede, tröste, bringe sie
Zu schweigsamer Ergebung in ihr Schicksal.

Hierauf werden die Bedingungen verabredet, unter denen der Großfürst den lithauischen Gesandten festen Frieden verleihen will. Werden diese zugestanden, dann soll auch Brautwerbung gestattet sein, und — „wenn sich die Sache fügt“, auch über den Glauben abgehandelt werden! Der Mutter fehlt es dabei an Trost nicht. Sie sagt:

Ein Ehestand voll würd'gen Glanzes ist
Ein großes Glück auch (!) für die Königstochter;
Doch fällt die Trennung von dem Kinde schwer.
In diesem Falle theilen miteinander
Das Mutterherz gleichmäßig Freud' und Leid,
Durchdringen sich in sanfter Wechselwirkung,
Eins sieht im Andern sein gemildert Bild!
Man könnte sagen: traurig ist die Freude
Und froh das Leid.

Der Großfürst ist damit nicht ganz einverstanden und meint, wenn der Friede nicht in drei Tagen abgemacht sei, werde er die Tochter in aller Eile an den Manuel verloben. Aha! Was ihm also auf wundervolle Weise vom Himmel eingegeben worden und die Großfürstin seine beste, größte That nennt, ist mithin doch nicht so ganz unabänderlich, und der Landesvater kann von Dem, was ihm Gott eingibt, wenigstens so viel fahren lassen, als der Hausvater zur Erhaltung Dessen nöthig hat, was ihm das Herz eingibt. Man sieht, daß unser Poet durch Schwäche und Wandelbarkeit der Charaktere, durch Widersprüche in ihrer Gesinnung einige Bewegung in sein Stück zu bringen weiß.

Um nun die lithauischen Gesandten vor Ablauf der drei Tage zu einem Friedensschlusse zu bestimmen, steckt sich die Großfürstin Sophie hinter den Baumeister Aristoteles. Dieser aber, ein Diplomat in seinem eigenen Interesse und dem Großfürsten mehr als der Großfürstin vertrauend, sucht die Gesandten vielmehr zu versteifen, um nach fruchtlosem Ablauf der drei Tage durch Helenens Verlobung mit Manuel die von Joann ihm versprochene Freiheit und Heimkehr ins Vaterland zu gewinnen. Beide unterhandelnde Parteien, Joann und die Lithauer, fürchten sich nämlich vor dem Krieg, wie unser Dichter vor dramatischem Zwiespalt. In der That zerfällt durch Bemühung des Aristoteles die Friedensunterhandlung. Die Gesandten wollen abreisen, möchten aber doch in einer Abschiedsaudienz die Sache wieder gut machen. Da der Minister aber nicht wagt, den Großfürsten um eine solche Audienz anzugehen, so erbietet sich Helena selbst dazu. Sie „erblickt“ im Geist ein großes Schlachtfeld dämmern:

Und Frieden brächte dieser Gang vielleicht!

Dies Motiv, daß die Heldin unbewußt selber ihr Verhängniß auf sich herunterzieht, ist gut, wenn auch nicht

nen. Wie freut sich Helena mit ihrem Manuel, daß der Vater sie mit tiefem Blick angelächelt und „mit Segensfülle angehaucht" habe. Zugleich wird nun noch Manuel selbst in feierlicher Audienz zum goldenen Ritter ernannt und geschmückt und Alles läßt sich zu Gunsten des liebenden Paares an. Da nimmt auf einmal die Großfürstin bei der Abschiedsaudienz unter Drohung mit Rußlands Kriegsmacht die abgebrochene Unterhandlung wieder auf; die Gesandten erklären sich bereit, die eroberten Provinzen als Brautlehn ihres Herrn für Helenen herauszugeben, und der Frieden ist vor Ablauf des dritten Tages geschlossen. Nun endlich kommt es gegen Ende des vierten Actes zu einiger dramatischen Spannung und Bewegung im Kampfe der Ältern mit der Tochter. Diese, man muß es gestehen, hält sich wacker und spricht schön und entschlossen, sodaß Joann, ihr Vater, von heftigem Affect ergriffen, ausruft:

Ich weine wie ein Weib,
Ich wüthe wie ein Löwe.

Und damit er auch wirklich wüthe, fährt er den dabei stehenden Manuel, der doch an seinem eigenen Glück und Unglück so unschuldig ist, mit echt russischem Zorn an und läßt ihn sofort in Ketten und Gefängniß werfen. Diese gegen den Nächsten Besten gerichtete Wuth eines Mannes, der sich nicht zu helfen weiß, ist dem Dichter sehr schwer geworden und fällt bis ins Komische. Die Tochter ist nämlich ohnmächtig hingesunken und Joann sagt zu Sophien:

Sieh, Mutter, sieh dahin,
Das ist dein Kind, und du hast keine Thränen?

Wie aber die weibliche Bedienung herbeieilt, Helenen aufzuheben, ruft er:

Rührt sie nicht an! Sie sterbe — hier bei uns!
(Helenen betrachtend.)
Mein Kind, mein Kind! Bist du denn todt?
(Zur Hofbedienung.)
So nehmt sie!
(Alles eilt herbei.)

(Der Beschluß folgt.)

Mancherlei.

Deutsche Sprache trägt noch immer Spuren verkehrter Erziehung und angeborener Unarten. Zu jenen zähle man die Einmischung fremder Worte, wofür die eigenen vorhanden sind, namentlich der französischen; zu diesen die tonlose und sinnverspreizende Trennung von Sylben und Worten, die zusammengehören. Lies z. B. folgendes:

„Mit der französischen Revolution hebt eine Evolution der Menschheit, welche einen ihrer größten Momente bildet und ihre Tendenz über die spätere Zeit fortsetzt, an. Aus ihrer negativen Potenz hingetrieben zur positiven Existenz bei einer souverain regierten Socialität, theilte sie ihre Bewegung auch den föderalistischen Associationen, den Optimaten, den Autoren, ja selbst den Höfen mit. Bonaparte's militairischer Despotismus drückte sie zum Minimum ihrer Elasticität, bis zum Verschwinden ihrer Probleme und Interessen herab. Seitdem fängt sie egoistisch mit Belebung ihrer organischen Elemente zum Maximum der extensiven Influenz auf die Gemüther sich wieder zu construiren an, und nur die besonnenste Intelligenz kann das Irrationale ihrer Productivität moderiren, oder für die Pubertät der Nationalautonomie assimiliren und rectificiren. Vielleicht hört ihre Energie erst mit der vollendeten Civilisation Europas, oder mit dem Untergange aller ephemeren Excentricitäten und visionairen Abnormitäten der Gegenwart auf" u. s. w.

Das Beispiel ist künstlich arg gefertigt; aber die misbräuchlichen Grundbeziehungen desselben finden sich reich zerstreut bei deutschen Schriftstellern; besonders Ranke sollte sich dergleichen merken und es vermeiden, weil er außerdem ausgezeichnet gut zu schreiben weiß.

Theologen verhalten sich zu der Wissenschaft wie ihre Kleidung zu den Perücken. Als diese künstlichen Haaraufsätze unter Ludwig XIV. Tracht der Weltleute wurden, durften Geistliche diesen Schmuck nicht anlegen; als die Weltleute das eigene Haar sich wieder aneigneten, erschienen die Geistlichen in Perücken. So kann auch der Theolog nie das Neueste der Wissenschaft und Kunst zu dem Seinigen zählen, sondern nur ein Altes und Veraltetes; denn das Alte ist ehrwürdig, wie Theologie es sein soll. Philosophie dagegen geht immerfort mit dem Neuesten, sei es Perücke oder eigenes Haar, ja es ist ihr Amt, sich dies Neueste in schickliche Regel und begreifliche Form zu bringen. Die Theologie darf daher mit der Philosophie kaum etwas gemein haben, als was bei dieser alt geworden, und ginge es auch mit der Veraltung bis zu den Kirchenvätern zurück. Orthodoxie hat immer ein gewisses Alter, wenn auch nicht immer greise Haare, darum kleidet sie den Theologen. Unsere heutigen Theologen gerathen in manche Verlegenheit, weil das Alte und Neue sich sonderbar vermischt. Die Philosophie nämlich kleidet sich Rococo in orthodoxe Gewande, aber mit manchem Neuthum, dessen die Theologie sich nicht erinnert, und der Rationalismus, welcher einst neu gewesen, geht jetzt über ins Alterthum und wird dadurch beinahe ehrwürdig. Woher nun das Angemessene nehmen? Am besten vielleicht aus der Orthodoxie des 16. Jahrhunderts, was auch manche Theologen thun, wogegen andere das spätere Alte oder gar das philosophische Neualte ergreifen. Daher die bunte verwirrende Gestaltung heutiger Theologie, für deren Übelstand kaum Rath zu schaffen. 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 316. —— 12. November 1841.

Die Tochter Joann's III. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Baron Georg Rosen. Aus dem Russischen übersetzt von dem Verfasser.

(Beschluß aus Nr. 315.)

Der fünfte Act spielt fünf Tage später. Helena ist entschlossen zu sterben; allein ihre Vertraute Maria tröstet sie rechtschaffen:

> O denke nicht daran; Gemüthsbewegung
> Vermehrt dein Leid!

Mitten in dieser „Gemüthsbewegung" sinnt die Trostlose auf allerlei Mittel, wie sie sterben wolle; allein Maria Rápolowsky weist ihr nach, daß es in jeder Gestalt ein Selbstmord sei; nur bei der einen Drohung Helenens: „ihre Seele in frommer Andacht zu erschöpfen", bleibt sie ruhig; „man weint sich nicht zu Tode bei Gebeten", meint die Gute. Zugleich stellt sie der Prinzessin vor, daß, wenn sie aus Liebesneigung stürbe, ihr gefangener Freund wol dafür mit dem Tode büßen müsse. Helena ist Russin genug, um solche Justiz rasch zu begreifen, und ruft in schöner Poesie aus:

> Ach! es ist wahr! es könnte möglich sein!

So ist denn die arme Heldin zur Resignation gehörig durchgearbeitet und tritt demüthig und — um Verzeihung bittend (!) zu Vater und Mutter. Beide nehmen sie zärtlich auf, und der Vater erlaubt ihr eine Bitte, und die Mutter erlaubt ihr auch die Bitte und versprechen ihr auch nicht böse zu werden. Sie will nämlich Manuel noch einmal sehen und Abschied von ihm nehmen. Und Manuel, der im neuen Ordenskleide auftritt, begreift auch gleich, daß es nicht anders sein kann. Rosen muß das schöne deutsche Sprüchwort vergessen haben, was sich in Manuel's Munde so gut ausgenommen hätte: Wie gewonnen, so zerronnen! Die Resignirende und Scheidende erinnert den Geliebten noch einmal an — ihren Pappelbaum und an den Schleier, mit dem sie ihn bedeckt. Diesen Zug finde ich aber sehr unzart; denn da sie selber den Geliebten zu sich emporgehoben hat und jetzt ohne Weiteres fallen-läßt, so sieht jene Erinnerung wie eine Fopperei aus. Auch sollte man meinen, es sei ein wenig Kränkung, wenn Manuel hierauf die poetischen Worte ausruft:

> Holde Freundin, hab' Erbarmen,
> Und rede nicht von deinem Schleier jetzt!

Allein Helena nimmt diesen Ausruf für Rührung. Sie erklärt:

> Diese schöne Rührung
> Versüßet mir der Trennung bittres Leid. — —
> So bleibst du mir denn ewig im Gemüth!

Helena spricht in diesem Auftritt noch einige wirklich schöne lyrische Stellen und setzt durch die hohe Beredtsamkeit ihrer Resignation Ältern und Geliebten in Erstaunen. Man sagt sich wechselseitig Artigkeiten und der griechische Manuel gelobt noch, „Alles, was nur Russisch ist", um der Geliebten willen zu lieben.

So gefaßt stellt sich Helena zwischen ihre Ältern und gibt den lithauischen Gesandten, als künftige Gebieterin, die erste Audienz. Sie sagt:

> Zu eurer Landesmutter
> Beruft mich Gott, — so zieh' ich hin mit euch,
> — — — — — — — —
> O meine Brüder, diese Friedensstiftung
> Ist mir nichts Kleines! Ach! sie kostet mir
> Ein schweres Opfer — Vaterland und Ältern!

Somit wird denn der Geliebte schon nicht mehr mitgezählt: die Resignation ist vollkommen und die Tragödie aus.

Nach dieser etwas umständlichen Betrachtung des Dramas wollen wir eben keine so scharfe Scheidung der russischen und deutschen Elemente desselben vornehmen. Es ist mir nicht recht klar, was der Verf. unter dem deutschen Elemente seiner Tragödie verstehen will. Der Stoff des Stücks ist russisch und die ganze Anschauungs- und Denkweise, in der es sich bewegt, ist echt russisch. Ja, selbst die Resignation, in welcher der Verf. das Tragische seiner Dichtung findet, ist eher politisch als poetisch zu nennen. Wie dürfte auch in Rußland die Liebe oder irgend eine edle Leidenschaft über den Willen der Ältern oder gar des Zaren hinaus an ewige Rechte appelliren und im Widerspruche gegen Haus- und Staatsgewalt siegend zu Grunde gehen? Schwerlich darf ein solches Beispiel auf dem Theater oder in poetischer Verklärung vorkommen. Indeß, ich kann mich darin irren! Eines nur weiß ich gewiß: das Stück hat mir keinen Glauben abgewinnen können, weder an seine Entwickelung, noch an seine Charaktere. Beide haben keine poetische Wahrheit, selbst wenn sie historische hätten. In dem Charakter Joann's will zwar der Verf., nach der Vorrede seines Buches, den

Typus eines russischen Zaren festgestellt haben; aber so werden wir uns noch lange nicht einen russischen Selbstherrscher vorstellen! Der Verf. spricht auch von der „Götterstirne des wahrhaft großen Herrschers". Sollte es vielleicht am Dichter liegen, daß diese Stirne in der Tragödie doch nirgend recht durchleuchten will? In der That scheint Rosen bei aller Vorliebe für das Drama mehr zum Lyrischen geboren. Die schönsten Stellen in dem Drama und beinah die einzigen, die wirklich poetisch sind, haben lyrischen Charakter und sind der Heldin Helena in den Mund gelegt, die selbst ein lyrischer Charakter und — nach des Dichters Vorrede — seine eigene, historisch nicht motivirte Erfindung ist. Diese Erfindung mit ihrer Lyrik wäre noch etwa ein deutsches Element des Drama zu nennen. Die übrigen hervortretenden Charaktere sind nicht genug individualisirt und man sieht dem Dichter die Mühe an, sie nur einigermaßen zu beleben. Wo er stürmische Leidenschaft oder tiefaufwühlenden Affect reden läßt, erlahmt dem Dichter sogar die Sprache, wie der Leser schon an den mitgetheilten Proben sehen kann. Überhaupt hat die **dramatische** Sprache des ganzen Stücks für uns etwas Seltsames, Befremdendes, selbst wo sie, bis auf Kleinigkeiten, correct ist. Hat sich etwa der Verf. zu genau an sein russisches Original gehalten, oder verträgt unsere Sprache vielleicht das russische Klima nicht, in welchem Rosen schon so lange lebt und dichtet?

Ungern urtheile ich so streng, da ich in der Vorrede des Verf. meiner Bekanntschaft mit ihm und meiner kleinen Schrift über russische Literatur so freundlich gedacht finde. Aber gerade darum mußte ich so ehrlich und wahr gegen ihn sein, und — ich bin nicht ohne Vorliebe an seine Dichtung gegangen.

Wir Deutschen danken ihm für Das, was er über sein Leben in Rußland mittheilt, und freuen uns des Zeichens von Anhänglichkeit an seine deutsche Heimat, das er uns geben will. Seine lyrischen Gedichte oder etwa Mittheilungen über die russische Literatur, wozu er eine so günstige Stellung hat, würden gewiß in Deutschland mit unbedingterm Beifall aufzunehmen sein.

Ich selbst bin dem Baron Rosen verbunden für die freundliche Art, mit der er noch jetzt meiner „Literarischen Bilder aus Rußland" gedenkt, an denen der Staatsrath Gretsch in Petersburg voriges Jahr ein so heftiger Bilderstürmer geworden ist, daß er in der Hitze, sogar vor dem deutschen Publicum, das nicht ganz saubere — **beiderwandne** Unterfutter seines Charakters herausgekehrt hat.

H. Koenig.

Romanenliteratur.

1. Schwert und Feder, und der Graf von Mansfeld. Zwei Erzählungen von **Alexander v. Lavergne**. Übersetzt von **Fanny Tarnow**. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1½ Thlr.

Der General von Saint-Romain hat einen Neffen, der Artillerielieutenant ist; der Neffe seiner Gemahlin ist ein Rechtsgelehrter. Dem General hat nur ein Militair Bedeutung, wogegen die Generalin nur Tribunalspersonen anerkennt. Nun handelt es sich darum, die Tochter an den Mann zu bringen, und man will sie selbst frei wählen lassen. Der Jurist ist ein Intriguant und um so mehr im Vortheil, als er den Soldaten heimlich in ein schlechtes Licht zu stellen weiß. Endlich aber trägt doch der Letztere den Sieg davon. Diese erste Erzählung ist in der den Franzosen so geläufigen Weise dargestellt, daß man seine Freude daran haben muß. Ohne großen Aufwand stehen alle Personen rund vor uns, und ebenso rund sagen und thun sie, was zur Sache gehört, nicht mehr noch weniger. Die zweite Erzählung ist bedeutender. Der Graf von Mansfeld, Östreichs Gesandter am spanischen Hofe, soll die unglückliche Luise von Orleans, Gemahlin des vielleicht noch unglücklichern Karl II., dessen Tod jeden Augenblick erwartet werden muß, aus der Welt schaffen. Als er endlich dem Hofe vorgestellt wird, erkennt er in ihr das schöne Bild einer Liebe, die ihn bei ihrem ersten und einzigen flüchtigen Anblick in Paris vor mehren erfüllte und stets begleitet hat. Sie hatte ihn damals den auf ihn schon gezückten Mordgewehren entrissen, und nun soll er sie morden! Er versucht Alles, sie zu retten, aber die bekannte Gräfin Olympia von Soissons hat schon vollführt, was er hindern wollte, und er, der nichts gethan, wird mit Ehren und Reichthumern überhäuft, denn der Tod der Französin, die nach Karl's II. Tode Regentin geworden wäre, hat Östreichs Einfluß in Spanien gesichert. Die Erzählung ist gut angelegt und durchgeführt, und so ist das ganze Buch als ein recht angenehmes Geschenk zu betrachten.

2. Franz von Guise. 1563. Von **Brisset**. Übersetzt von **Fanny Tarnow**. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr.

Es ist nach der Anlage dieses Buchs nicht leicht zu sagen, welche Aufgabe der Verf. sich eigentlich stellte, und nur erst in der Mitte des zweiten Theils erscheint die Titelperson selbst, eigentlich nur, um von Poltrot Méré ermordet zu werden. Gleichwol ist das Buch in die Reihe der bessern zu stellen, welche die deutsche Übersetzerin alljährlich über den Rhein setzt. Jedes der einzelnen Capitel gibt uns ein ansprechendes Bild, und von allen Bildern ist das „Poltrot" überschriebene Capitel des ersten Theils, und darin wieder Poltrot's Liebesgeschichte mit der Spanierin Anitta, das beste. Überhaupt zieht dieser durch das ganze Werk schleichende Poltrot am meisten an. Er war Katholik, wird dann eifriger Hugenott, der, scheinbar im Heere der Katholiken dienend, selbstbetrügerisch sich vom Himmel zum Morde des edeln Franz von Guise auserwählt glaubt und, wie wir aus dem in dramatischer Form gegebenen Schlusse des Romans erfahren, doch nur ein Werkzeug in der Hand der Katharina von Medici war. Sein Ritt nach vollbrachtem Morde, „Des Mörders Weg" überschrieben, erhebt sich zu erschütternder, symbolischer Wahrheit. Neben ihm ist die funfzehnjährige Maria von Lothringen, Tochter des Gemordeten, eine höchst reizende Erscheinung, die durch ihren abenteuerlichen Zug in die feindliche Festung schon jene stolze, edle Kühnheit bethätigt, welche sie später bewährte. Manche Partien des Buchs sind uns zu weitläufig erschienen, und gleich die Introduction halten wir insofern für verfehlt, als die in derselben auftretenden deutschen Reiter mit dem ganzen Roman nichts weiter zu schaffen haben. Es scheint, der Verf. habe durch sie nur etwas wieder in Erinnerung bringen wollen, was eigentlich alle Welt weiß, nämlich: daß die deutschen Söldlinge im Auslande nicht eben Bedacht nahmen, sich einen guten Ruf zu sichern. Indessen möchte das unter gleichen oder ähnlichen Umständen auch wol mit andern Völkern nicht viel anders sein.

3. Eine dunkle Begebenheit. **Balzac's** neuestem **Romane**: „Une ténébreuse affaire" deutsch nacherzählt von **Georg Lotz**. Zwei Bände. Hamburg, Herold. 1841. 8. 2½ Thlr.

Die sehr verwickelte Begebenheit ist wie ein Referat aus voluminösen Criminalacten behandelt. Vielleicht liegt es eben darin, daß Ref. eine Relation hier kaum für möglich hält, und so mag denn nur aus dem zweiten Bande angeführt werden,

daß der Senateur Malin und andere Personen auf dem Landsitze des Erstern überfallen werden. Malin wird fortgeführt und verschwindet spurlos für einige Zeit. Der Verdacht fällt auf fünf Personen, die völlig unschuldig an der That sind; allein im Laufe der Untersuchung häufen sich die Gründe für ihre Schuld so sehr, daß vier Personen zu langjähriger Zwangsarbeit und die fünfte, der Verwalter Michu, zum Tode verurtheilt werden. Die vier Ersten werden von Napoleon begnadigt, Michu aber muß als Opfer fallen. Es ist nicht gehörig motivirt, weshalb hier der Justiz ein Opfer nothwendig ist, und wollte Balzac, der es sehr wohl versteht, die Gebrechen bei Handhabung der Justiz bemerkbar zu machen, eben deshalb ein Opfer, so ist der Tod Michu's noch entsetzlicher, wenn man neben seiner Unschuld die wahrhafte Großartigkeit seines Charakters erwägt. Auch die Politik, denn eben sie hat, wie wir am Schlusse erfahren, das ganze Unheil angezettelt, auch sie konnte eines solchen Opfers wohl entbehren. Aber die ganze Geschichte soll uns ein trostloses Bild von der Erbärmlichkeit aller menschlichen Institutionen gegenüber dem Egoismus, wie er sich in seiner ganzen Nacktheit während der Revolution von 1789 entwickelt, vorführen, und in dieser Rücksicht gibt uns das kleine Buch eine tieferschütternde Tragödie.

4. Gustav der Dritte und sein Hof. Historischer Roman aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts. Nach dem Schwedischen von Karl Eichel. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr.

Wir lernen in dem Verf. dieses Romans, Kammerherrn Kullberg, einen kenntnißreichen, gewandten und höchst geistvollen Schriftsteller kennen, sodaß wir hoffen dürfen, das Publicum werde sich durch seine Bekanntschaft mit der Oper „Gustav, oder der Maskenball" nicht abhalten lassen, ein Buch näher zu betrachten, aus welchem neben einer Fülle von Witz die blendendsten Tableaux ihm entgegentreten. Die Zeichnung der einzelnen Figuren, wie der Situationen ist musterhaft, und die Durchführung der gestellten Aufgabe läßt kaum etwas zu wünschen. Glanzpunkte sind vor Allen Gräfin Segerschöld, Graf S., sodann Hofmarschall W., General Pechlin, Der Republikaner, de Besche, der zuletzt mit den Händen, wie früher mit der Zunge escamotirt, und andere. Kleinigkeiten, die wir anders wünschten, sind die Bezeichnung einiger Personen durch Buchstaben. Waren Verhältnisse vielleicht zu schonen, so gibt es Namen genug in der Welt; ein Buchstabe stört immer, eben weil er kein Bild gibt, und in einem Bilde nur eine Lücke, eine nicht ausgeführte Partie läßt. Sodann greift der Verf. einige Male der Handlung vor, indem er an spätere Ereignisse erinnert, die uns eben hier noch gar nicht angehen. Selbst dem Historiker können wir solches Vorausschreiten nicht gutheißen; der Romandichter aber darf jedenfalls nie vergessen, daß er während seiner Arbeit sich selbst die Geschichte erzählt. Er ist sein eigener Doppelgänger, der nach dem letzten Punkte in seinem Manuscripte gewissermaßen sich darüber verwundert, wie das Alles nur so gekommen ist. Er stört also immer die Illusion, wenn er hinter den Tempelcoulissen eine erst in die folgende Scene gehörende Baumpartie hervorschauen läßt. Das sind Kleinigkeiten! Bedeutender wäre der Vorwurf, daß trotz der Fülle von Figuren und Situationen, oder eben deshalb, Manches doch nur unvollständig gegeben sei. So erscheinen z. B. der Herzog und die Herzogin von Südermanland so flüchtig, daß sie ebenso gut wegbleiben konnten; so zeigt der Verf. nur ganz von fern auf die Freimauerloge hin, indem er einige Ceremonien erzählen läßt. Er hat vielleicht besondere Rücksichten nehmen wollen, wie denn überhaupt die Verschwörungsgeschichte selbst sehr vorsichtig im Dunkel gehalten und nur durch Personen geleitet und ausgeführt wird, an denen, da ihnen der Proceß gemacht wurde, auch im Romane nichts zu schonen war. Ferner ist der Günstling Armfeld wol zu dürftig beschäftigt, auch sehen wir nichts vom diplomatischen Corps. Dagegen aber, und das mag der Verf. wol auch entgegnen, sehen wir den frivolen König und seinen Hof, das ganze äffische Miniaturbild des französischen Hofes, leibhaftig vor uns in geschäftig glänzender Faulenzerei, und mehr wollte der Verf. ja nicht geben.

5. Peter Paul Rubens, von S. Henry Berthoud. Aus dem Französischen übersetzt von Julius Körner. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2⅔ Thlr.

Und wenn an allen in diesem Buche gegebenen Geschichten auch nicht ein wahres Wort wäre, so ist es doch ein Buch, das wir gern aufs freundlichste willkommen heißen auf deutschem Boden, denn fast müssen wir erschrecken vor der durchaus deutschen Art und Gesinnung, die uns aus der Feder eines Franzosen entgegentreten. Ref. erinnert sich kaum eines andern überrheinischen Schriftstellers, dessen Buch sich liest wie ein deutsches, es müßte denn J. J. Rousseau sein, der aber schon deshalb und viel mehr als Voltaire u. A. in jedem deutschen Hause Eingang fand. Sehen wir nun auf das in diesem Buche Gegebene, so dürfen wir die eigene Erklärung des Verf. nicht vergessen, nach welcher derselbe nicht die Geschichte, sondern die Sage von Rubens gibt, jene Traditionen, welche Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande erzählen. Die Auffassung und zusammenreihende Darstellung dieser Traditionen aber sind das Verdienst des Verf., der alle modernen Effecte verschmähete und jene raffinirte Sprachweise, welche freilich glänzt, aber für das 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts höchst unpassend sein würde. Vielmehr ist das Gegebene so einfach, klar und warm, als habe „Franz Sternbald" von dem leicht wahrnehmbaren Punkte an, wo Tieck allein die Feder führte, bei vielen Partien als Muster gedient. So gehen denn die bedeutenden Gestalten jener Zeit: Torquato Tasso, Montaigne, Rembrandt und viele Andere gar verständlich an uns vorüber und überall begegnen wir Einzelnheiten, die man auch als für sich bestehende Novellen ins Herz schließen kann. So unter Andern Elisabeth, Rubens' erste Frau, so Adrian Brauwer, so Luise, die Schwester Rembrandt's. Daß nun hier und da ein chronologischer Widerspruch, eine Lücke, ein Sprung erscheint, mag Berthoud in derselben Weise rechtfertigen oder entschuldigen, wie Cervantes die Einreden seiner Recensenten beantwortete. Nur hätten wir gewünscht, daß van Dyk nicht so kurz abgefunden wäre. Er erscheint nur, um nach Italien zu gehen und dann dem Leichenzuge Rubens' zu folgen. Der Übersetzer will das Buch vorzugsweise der gebildeten Frauenwelt empfohlen wissen. Das soll denn auch von Seiten des Ref. hiermit geschehen; doch rechnet derselbe, wiewol die Künstlerromanperiode in Deutschland vorüber ist, immer auch auf junge Maler und überhaupt auf eine nicht geringe Zahl in der gebildeten Männerwelt. 34.

Literarische Notiz.

Die Gräfin Woldemar gab in Paris heraus: „Notre Dame del Pilar", A. Chaho: „Lélo ou le montagnard", Méry: „Un amour dans l'avenir", Mad. Gottis: „Le Tasse et la princesse Eléonore d'Est", sämmtlich in zwei Bänden. Unter der Presse befindet sich: „Les ilots de Martin Var", von E. Corbière. Von Soulié's Romane: „Les quatre soeurs", erschienen der dritte und vierte Band. C. Le Glay gab in einem Bande heraus: „Histoire de Jeanne de Constantinople, comtesse de Flandre et de Hainaut." 5.

Bibliographie.

Anschütz, E., Vermischte Gedichte. 8. Leipzig, Friese. 1 Thlr.

Bauer, Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. 2ter Band. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Birch, Ch., Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen. Darstellung Seines Lebens und Wirkens. 1ster Band. Gr. 8. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Das Bulgarenmädchen, Erzählung aus dem 13. Jahrhundert, mit 4 Bildern. — Der Wald bei Straßburg, Novelle, von Fr. K. Nowak. Gr. 12. Prag. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Carriere, M., Studien für eine Geschichte des Deutschen Geistes. 1stes Heft. M. d. T.: Achim von Arnim und die Romantik. Die Günderode. Gr. 8. Grünberg, Levysohn. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Chlodwig, Glaube, Liebe, Hoffnung. Drei Novellen. 8. Cottbus, Meyer. 1842. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

— — Nachtschatten. Gedanken eines lebendig Begrabenen. Skizze. 8. Cottbus, Meyer. 7½ Ngr. (6 Gr.)

von Donat, A. M. F., Die Ruine Schnallenstein. Historische Erzählung aus Schlesiens Vorzeit. 8. Habelschwerdt. 15 Ngr. (12 Gr.)

Düntzer, H., Kritik und Erklärung der horazischen Gedichte. 2ter Theil: Die Satiren. Auch u. d. T.: Kritik und Erklärung der Satiren des Horaz. Ein Handbuch zur tiefern Auffassung der Satiren des Horaz. Gr. 12. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Friedemann, F. T., Paränesen für studirende Jünglinge auf deutschen Gymnasien und Universitäten. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. 6ter Band. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Gabelentz, H. C. v. d., Grundzüge der syrjänischen Grammatik. Gr. 8. Altenburg, Pierer. 15 Ngr. (12 Gr.)

Gerber, C., Epheublätter. Geschichtliche Erzählungen, Novellen, Sagen, Mährchen, Arabesken und Humoresken. 2 Bände. Gr. 12. Marburg, Elwert. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr 8 Gr.)

Gervinus, G. G., Historische Schriften. 6ter Band. Geschichte der deutschen Dichtung V. — Auch u. d. T.: Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2ter Theil. Von Goethe's Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege. Mit einem Register über das ganze Werk. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1842. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Goedsche, H., Nächte. Romantische Skizzen aus dem Leben und der Zeit. 2ter Theil. 8. Altenburg, Pierer. 1 Thlr.

Hand, F., Ästhetik der Tonkunst. 2ter Theil. Gr. 8. Jena, Hochhausen. 3 Thlr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1842. Herausgegeben von J. F. Castelli. 20ster Jahrg. mit 6 Stahlstichen. 16. Wien, Tendler u. Schaefer. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Hymen's Jubelklänge. Original-Dichtungen zur Feier silberner und goldener Hochzeitsfeste. Von W. Bornemann, W. John, J....s, Koßarski, L. Liber, H. C. Liesen, F. C. Moll, W. Müller und Anderen. 1ster Band. Mit 1 illuminirten Titelkupfer. 8. Berlin, Fernbach jun. 1842. 1 Thlr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 21ster Jahrg., für 1842. 8. Berlin, Vereinsbuchh. 1842. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Jenny, Die Hoffnung des Christen über den Gräbern, oder Sammlung der zartesten Blüthen über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen, aus allen Zeiten, Völkern und Religionen. 8. Gmünd, Dillenius. 10 Ngr. (8 Gr.)

Kirmße, K. C., Das animalisch-magnetische Leben und seine Mysterien. Für gebildete Stände. 8. Altenburg, Helbig. 1842. 15 Ngr. (12 Gr.)

Kühne, F. G., Sospiri. Blätter aus Venedig. 8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Langenschwarz, M., Poetische Bilder. Revidirte Ausgabe der „Europäischen Lieder." 8. Leipzig, Hunger. 1 Thlr.

— — Die Malitiosa. Mit neuen vermehrt. 8. Leipzig, Hunger. 10 Ngr. (8 Gr.)

Ledebur, L. v., Streifzüge durch die Felder des königlich Preußischen Wappens. Gr. 8. Berlin, Lüderitz. 1842. 1 Thlr.

Matthes, K., Philipp Melanchthon. Sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargestellt. Gr. 8. Altenburg, Helbig. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Mirbt, E. S., Kant und seine Nachfolger oder Geschichte des Ursprungs und der Fortbildung der neueren deutschen Philosophie. 1ster Band. Gr. 8. Jena, Hochhausen. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Pfeffer, C., Genrebilder aus dem Kaufmannsleben. Gr. 12. Leipzig. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Salzmann, Ch. G., Geschichte des Landrichters Pappel nebst dazu gehörendem Aufsatz: Die Orakel. Gr. 16. Schnepfenthal, Buchh. d. Erziehungsanstalt. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Schiller, Supplemente zu Schiller's Werken. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von K. Hoffmeister. 1ste Abth.: Nachlese und Variantensammlung. — Auch u. d. T.: Nachlese zu Schiller's Werken nebst Variantensammlung 4ter Band. Gr. 16. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 20 Ngr. (16 Gr.)

Schlosser, F. Ch., Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung. 4ten Bds. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Geschichte der Weltbegebenheiten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. 2ter Theil. Pyrenäische Halbinsel — Frankreich — England — Italien — Päpste — Deutschland — Ungarn, bis auf das Marbacher Bündniß in Deutschland und bis auf das Concilium zu Pisa (1409) in Italien. Gr. 8. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Skizzen aus meinem Tagebuche, oder Erinnerungen an Abenteuer und Erlebnisse während neun und zwanzig Dienstjahren auf der pyrenäischen Halbinsel, in Frankreich, in Ostindien, auf St. Helena und in Canada. Von einem Militairarzte. Frei aus dem Englischen übertragen. 2 Bändchen. 8. Leipzig, Engelmann. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Stehling, W., Nikolaus, Das jüngste Gericht. Gedicht in fünf Gesängen. Gr. 12. Düsseldorf. 20 Ngr. (16 Gr.)

Stunden der Andacht. Eine Sammlung der vorzüglichsten religiösen Dichtungen von Sophie Albrecht, Arndt, Baggesen, Bouterwek u. s. w. Supplement zu den in Aarau erschienenen Stunden der Andacht. Schmal gr. 4. Jena, Hochhausen. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Tiedge's Leben und poetischer Nachlaß. Herausgegeben von K. Falkenstein. 2ter Band: Tiedge's Mannes- und Greisenalter. — 2ter Band: Tiedge's poetischer Nachlaß, nebst Gedichten an den Sänger der Urania. — 4ter Band: Elisa von der Recke geistliche Lieder u. s. w. — Auch u. d. T.: Geistliche Lieder, Gebete und religiöse Betrachtungen von Elisa von der Recke, gebornen Reichsgräfin von Medem. Nebst dem Vorworte von C. A. Tiedge und der am Grabe der Verfasserin gesprochenen Rede von Pastor M. F. Schmaltz. Neue Ausgabe. Mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse Elisa's von der Recke. 8. Leipzig, Teubner. 3 Thlr.

Toepfer, C., Novellen und Erzählungen. 8. Hamburg, Niemeyer. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Venturini's, C., neue historische Schriften. 4ter Band, enthält: Die europäischen Großmächte und ihre Schutzbefohlenen in neuester Zeit. Ein Beitrag zur Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Gr. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 3 Thlr.

Voigt, J., Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. In 3 Bänden. 1ster Band. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Neugriechische Volks- und Freiheitslieder. 8. Grünberg, Levysohn. 1842. 25 Ngr. (20 Gr.)

Wirth, J. U., System der speculativen Ethik, eine Encyclopädie der gesammten Disciplinen der praktischen Philosophie. 1ster Band. Reine Ethik. Gr. 8. Heilbronn, Drechsler. 1 Thlr. 3¼ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 317. —— 13. November 1841.

Die Verbindungen der Gesellen im Allgemeinen und der Maurergesellen insbesondere.

Ein bekannter Professor der Geschichte, dessen Vorlesungen ich vor 20 Jahren besuchte, nannte unsere Zeit das Zeitalter der Constitutionen. Dieser Ausdruck scheint mir wenigstens in Beziehung auf Deutschland wenig bezeichnend zu sein. Weit eher möchte ich es das Zeitalter der Policei nennen. Der Staat scheint allerdings sich immermehr in eine große Vigilanz- und Aufpasseranstalt umzuwandeln, und wenn das System der Überwachung, der Verbote, des Argwohns und des Verdachts in derselben Progression so fortwächst und sich ausdehnt wie im letzten Vierteljahrhundert, so wird bald kein menschliches Verhältniß, keine Handlung und Willensäußerung mehr denkbar sein, was der Staat nicht in seine Controle hineinzieht.

Furcht und Liebe sind die beiden Hauptmotive, welche die menschlichen Handlungen in socialer Beziehung in Bewegung setzen und regeln. Unsere Philosophen nennen sie auch Nothwendigkeit und Freiheit. Werfen wir nun einen Blick in die Geschichte, so sehen wir, daß alles Große und Schöne, daß alles Tüchtige und Dauernde, daß alles Lebendige und wahrhaft Sittliche sowol im einzelnen Menschenleben, als in dem Leben eines ganzen Volkes nur aus jenem positiven Drange, aus jener freien Lust entstanden ist, wofür wir den allgemeinen Namen Liebe haben. Wir sehen, daß alle großen Staatsmänner jeden Keim einer solchen Liebe sorgsam zu pflegen wußten, und daß ihre Größe nicht in negativen Verboten, sondern im Erkennen, Benutzen und Regeln des positiv Schaffenden bestand, was sich mehr oder weniger bewußt im Leben der Zeit ankündigte.

Die Policei geht von einem entgegengesetzten Principe aus. Sie will durch Furcht, durch Verbote die menschlichen Verhältnisse ordnen. Jene freien, sittlichen Kräfte, welche eben alle höhere Thatkraft des Menschen in Bewegung setzen, sind ihr unbekannt, oder vielmehr sieht sie darin nur ihren Feind, den sie zu unterdrücken strebt. Der mögliche Misbrauch irgend einer Freiheit genügt ihr, um diese Freiheit selbst zu beschränken oder aufzuheben, und da jedes Streben im menschlichen Leben in einzelnen Individuen sich zur Übertreibung gestaltet und das an sich Gute stets leicht ins Böse überschlägt, so hält sie sich befugt, wegen dieses möglichen Bösen jegliches freie Gute zu überwachen, unbekümmert darum, ob es darüber unter ihrer plumpen Hand nicht ganz zerbricht. Die ewige Regel der Moral und der Gerechtigkeit, ohne welche das Zusammenleben der Menschen völlig unerträglich wäre, die Regel: Quisque praesumitur bonus, donec probetur malus, stellt die Policei auf den Kopf. Ihr Grundsatz ist: Jeder Mensch muß als Schurke betrachtet werden, bis er sich als rechtlicher Mann legitimirt. Da es aber keine vollkommene Tugend gibt und auch der Rechtlichste, wie die Erfahrung zeigt, sich vergehen kann, so ist eine Legitimation solch absoluter Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit auch nie ganz möglich, und es ist daher ebenso folgerecht als bequem, wenn sie im Grunde alle Menschen ohne Ausnahme als Schurken betrachtet und nur wegen mangelnder äußerer Machtvollkommenheit die Höhergestellten mit einiger Rücksicht behandelt.

Selbst wenn es der Policei auf diese Weise gelingen könnte, alles Böse aus der menschlichen Gesellschaft zu vertreiben, wäre es doch ein verkehrtes Beginnen. Sie würde, indem sie alles selbständige Leben unterdrückte, doch nur die Ruhe des Kirchhofs erzielen. Es würde ihr nicht anders gehen wie jenem Doctor Eisenbart im Volksliede, der seine Patienten dadurch von der Krankheit curirte, daß er sie mit der Keule todt schlug. Aber auch dieses vermag sie nicht einmal; trotz der schärfsten Controle wächst ihr das Böse doch über den Kopf. Sie gleicht jenem Knaben, der den Bach durch einen Damm hemmen will. Während er ein Loch verstopft, bricht das Wasser an zwei andern wieder durch. Die Policei verfährt nur immer gegen die äußerlichsten Symptome; die Quelle, die allein in der sittlichen Natur des Menschen zu suchen ist, die sich nicht verstopfen, wol aber zum Segen in geeignete Kanäle ableiten läßt, die Quelle kennt sie nicht, von der Unversiegbarkeit dieser Quelle hat sie keine Ahnung.

Wir wollen damit keineswegs die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Policei in Abrede stellen. Nur ihr bedenkliches, alle freie Sittlichkeit bedrohendes Übergreifen haben wir im Auge. Wir wollen sie nur in ihre Schranken zurückweisen und sie erinnern, daß ihr Gebiet nur der eigentliche Auswurf der Menschheit ist, wo sittliche Mächte nicht mehr wirken können. Wir wollen nur jenes täppische

Eingreifen in alle menschliche Verhältnisse perhorresciren, wodurch mit Unterdrückung eines möglichen äußern Schadens auch zu gleicher Zeit eine Menge der vortrefflichsten Keime innerlicher Freiheit und Liebe zerstört werden. Wir wollen nur die Wahrheit reclamiren, daß alles Schöne und Treffliche im menschlichen Leben auch seine Schattenseite hat, und daß, wer das Eine will, das Andere mit im Kauf nehmen muß. Und vor Allem wollen wir daran erinnern, daß das Böse sich weit leichter dadurch unterdrücken läßt, daß man das Gute pflegt und in Freiheit aufblühen läßt, wo es denn von selbst schon das Unkraut überwachsen wird.

Um die mannichfaltigen sittlichen Gebrechen der jetzigen Zeit zu heilen, dazu ist die Policei, die Furcht, das Verbot zu ohnmächtig. Es bedarf dazu der freien Bestrebungen aller bessern Menschen, es bedarf dazu der freien, nur durch sittliche Triebe gebotenen und hervorgerufenen Vereine. Überall, wo sich der Keim zu Vereinen zu sittlichen Zwecken zeigt, da sollte man ihn mit Dank und Verehrung als ein köstliches Unterpfand für die Zukunft, als einen dereinstigen Träger eines bessern Nationallebens hegen und pflegen. Wir haben gar nicht Ursache, so leichtsinnig und verschwenderisch mit unserm sittlichen Capitale umzugehen; wir sind eben nicht überreich an Grundstöcken, die uns reiche Zinsen tragen und von denen wir zehren können. Wenn solche Vereine sich hier und da verirren, so sollte man doch ja demüthig prüfen, ob das Irrige sich nicht auf andere Weise heben ließe, anstatt hochmüthig und herrisch durch jene Curmethode, durch die Keule die zarten Saatwurzeln eines edeln Bildungstriebes zu zerquetschen. Freilich, verbieten ist leicht, das kann ein Jeder. Nichts ist uns bequemer, als Alles, was uns genirt oder dereinst geniren könnte, mit einem Federstriche zu vernichten. Allein es sind eben nicht die besten und edelsten Erzieher, deren ganze Kunst in weiter nichts als einem beständigen Verneinen besteht; es sind ebenfalls nicht die besten Ärzte, die gegen das äußerlichste Symptom mit allen Giften gleich anwüthen, ohne die Naturheilkraft zu Rathe zu ziehen und zu leiten. Und wiederum sind es nicht die besten Politiker, die jedes Lebenszeichen der Staatsbürger, das nicht ganz in ihre Normaldressur paßt, durch ein policeiliches Verbot ausblasen wollen.

Diese und ähnliche Betrachtungen, über die man Bücher schreiben könnte und worüber auch schon Bücher genug geschrieben sind, wiewol für Deutschland bis jetzt ohne Erfolg, waren es, die durch Lesung einer kleinen Schrift:

Die Verbindungen der Maurergesellen, oder authentische Darstellung der bei diesen Verbindungen üblichen Gebräuche, nebst Mittheilungen über die neueste Geschichte derselben. Größtentheils aus Acten. Lübeck, Aschenfeldt. 1841. Gr. 8. 5/12 Thlr.

in uns angeregt wurden.

Die Vorrede gibt die Entstehung der Schrift folgendermaßen an:

Bei der Veröffentlichung der nachfolgenden Blätter ist man von der Überzeugung ausgegangen, daß Unsitten und Misbräuche um so leichter eine Macht gewinnen und um so fester einwurzeln können, wenn sie im Verborgenen getrieben werden. In dieser Überzeugung beschlossen die im vorigen Jahre in Altona als Abgeordnete verschiedener Ämter versammelten Maurermeister, die Behörden sowol als das Publicum mit den bei den Maurergesellen üblichen Gebräuchen, mittels einer getreuen Darstellung derselben bekannt zu machen. Das gegenwärtige Schriftchen ist die Ausführung jenes Beschlusses.

Wir bemerken dabei gleich von vornherein: 1) daß keineswegs sämmtliche Maurermeister von der Verderblichkeit der Gesellenverbindungen sich überzeugt hielten, sowie denn auch nicht angegeben wird, wie viele Ämter an jenem Beschlusse Theil genommen. Die Schrift gibt später selbst zu, daß viele Maurermeister jene Verbindungen billigten. Und 2) ist wohl zu beachten, *daß diese Darstellung eine einseitige ist*, die nur die Schattenseite ins Licht zu setzen sucht. Trotzdem wollen wir sie hier unsern Betrachtungen zu Grunde legen, denn selbst aus dieser feindlichen Darstellung blickt so viel Tüchtiges, Gesundes und Ehrenwerthes durch, daß der Unbefangene gewiß nicht so unbedingt in das allgemeine Verdammungsurtheil einstimmen wird. Es wäre zu wünschen, daß die armen Gesellen, über die es jetzt in Zeitungen und Schriften hergeht, auch eine Darstellung von ihrem Standpunkte aus lieferten, damit das Audiatur et altera pars zur Anwendung käme. Vielleicht ist ihnen völlig unbekannt, daß sie jetzt einen Gegenstand der Tagesliteratur bilden; aber wenn das auch nicht, so ist die Feder eben nicht ihre Stärke, und einen Advocaten als öffentlichen Defensor zu finden, möchte ihnen nicht so leicht werden, wie jenen Meistern es ward, einen Literatus aufzutreiben, der sich zum Ankläger hergab.

Die Darstellung enthält 16 Paragraphen. Der erste § handelt vom Willkommentrinken; der zweite § vom Gesellengruß; der dritte §: Wie der Gesell, der sich in die Fremde begeben hat, die Brüderschaft erwandert.

Die Aufnahme in die Brüderschaft geschieht mit folgendem Trinkspruche, nachdem eine Menge andere Formalitäten vorhergegangen sind:

Der Lehrsecundant spricht nun zuerst den folgenden Bruderspruch: Jetzt will ich es dir bringen aus Lust und *lieblichen* Dingen. Feste Dinge dieser Erde müssen unverändert sein; willst du jetzt mein Bruder werden, so geschieht es bei einem Glase Bier oder Wein. So mußt du mit Mund und Hand (dann werden die rechten Hände gereicht) *ewig halten* Bruder-Stand. Sonne, Mond und Sterne stehen *ewiglich*, sind auch jeder Zeit beweglich; so mußt du auch sein und *bleiben*, ewig treuer Bruder mein, gleich wie wir Maurer verarbeiten harte Felsen, Kalk und Stein, das weder Feuer noch Wasser verzehren kann, also ist unsere Brüderschaft ein fester Schluß, und das ist was, gleichwie es heißt: durch Hitze und Schweiß, durch Regen, Schnee und kaltes Eis bin ich gereist. Lieber Bruder, willst du auch wissen, woher ich bin und wie ich heiß? Mit Gunst, N. N. werde ich genannt, Deutschland ist mein Vaterland, in N. N. bin ich erzogen und geboren und zu einem rechtschaffenen Maurergesellen auserkoren. Lieber Bruder, willst du auch wissen, wie mein Ehrbarer Lehrmeister hat geheißen? Mit Gunst, N. N. wird er genannt. Lieber Bruder, willst du auch wissen, wie meine beiden Schenkgesellen haben geheißen? Mit Gunst, N. N. werden sie genannt. Lieber Bruder, so du hörst mein, dein oder die drei ebengenannten Namen schimpfen oder schmähen, es mag sein beim Tisch,

Bank, Bier oder Wein, oder wo sonst noch rechtschaffene Maurergesellen beisammen sein, so bitte ich dich, suche sie zu verbessendiren, so es sein kann; kann es aber nicht sein, so bitte ich dich, setze dich nieder, schreibe ein kleines Briefelein, gib es auf, laß es wandern von einer Stadt zur andern, von einer Beförderung zu der andern, es mag dann gehen zu Wasser und zu Land, endlich kommt es doch in meine Hand; so werde ich mich aufmachen und suchen in 8 oder 14 Tagen bei dir zu sein und suchen mein, dein und die drei genannten Namen selbst zu verbessendiren, wie es einem rechtschaffenen Maurergesellen thut gebühren. Desselbengleichen will ich an dir vollbringen, aus Lust und lieblichen Dingen, nach Zunft und Ehrbarkeit, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, also mit Gunst. Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich die Ehrbare Handwerkskanne von der Ehrbaren Handwerkstafel auf und zu mir nehmen mag, nach Zunft u. s. w. Prost Bruder! auf du und du, aus diesem trink ich dir eins zu; es geschieht nicht aus Hunger und Durst, sondern aus brüderlicher Liebe und Lust; es geschieht nicht aus Haß und Neid, sondern aus brüderlicher Liebe und Einigkeit. Jetzt trinke ich mein, dein und aller rechtschaffenen Maurergesellen ihre Gesundheit. Alle, die hier um uns stehen und auf grüner Haide gehen, in guter Arbeit stehen und nach guter Arbeit trachten und das Ehrbare Handwerk der Maurer und Steinhauer hochachten. Vivant hoch!

Der vierte § handelt vom Vertrage. Der Vertrag dient dazu, einzelne in Uneinigkeit gerathene Gesellen zu vereinen. Die beiden sich versöhnenden Gesellen halten folgendes Zwiegespräch:

Der erste Gesell. Prost, Bruder, auf einen guten und wohlbeständigen Vertrag! (Nachdem er ihm die Hand gereicht und ihm zugetrunken hat.) Für was erkennst du mich?

Der Andere. Für einen rechtschaffenen Maurergesellen.

Der Erstere. Ich dich auch.

Der Andere. Sind deine Worte beständig?

Der Erstere. Immer und ewig.

Der Andere. Die meinigen desgleichen.

Der fünfte § erzählt, wie bei eingegangenen Briefen verhandelt wird.

Der Inhalt der Briefe bezieht sich gewöhnlich auf Ausschließung der Städte, Meister, Gesellen, Herbergsväter oder auch auf zurückgelassene Schulden der Gesellen, in welchem Falle ihnen angezeigt wird, jede Woche ein Gewisses abzutragen, oder sie erhalten einen Curator.

Diese eine Bestimmung möchte schon hinreichend sein, von dem Geiste der Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit, von dem tiefen sittlichen Ernste, der den Verbindungen unserer Gesellen zu Grunde liegt, vollgültiges Zeugniß abzulegen. Der Gesell mag vom äußersten Norden nach dem äußersten Süden unsers Vaterlandes wandern, sobald er Schulden zurückgelassen hat, erreichen ihn überall die Briefe seiner Genossen und überall wird er zur Tilgung derselben angehalten. Unsere Offizierverbindungen, unsere Studentenverbindungen u. s. w. könnten an der strengen Rechtlichkeit dieser armen Proletarier ein Beispiel nehmen. Es ist dieses ein auch für die Kurzsichtigsten in die Augen springendes Beispiel, wie alle Zwangsgesetze des Staates nie Das leisten können, was freie Vereine, die aus ethischem Bedürfnisse hervorgegangen sind, leisten.

Der sechste § handelt von Klagesachen. Bei jedem Vereine von Menschen, deren besondere Lebensverhältnisse sich von denen des übrigen Volkes unterscheiden, bildet sich außer der allgemeinen Volksmoral noch nebenbei eine besondere Standesmoral. Es ist dieses nicht nur nichts Verwerfliches, sondern etwas durchaus Naturgemäßes und Nothwendiges, und eben ein Beweis von dem lebendigen Geiste, der in solchen Vereinen lebt. Der Staat kann sich über dergleichen besondere Sittencodexe nur freuen, vorausgesetzt, daß sie nicht im Widerspruche stehen mit den allgemeinen menschlichen und nationalen Satzungen der Moral. Es thut auch nichts, wenn manche Äußerlichkeiten dabei mit unterlaufen. Äußere Gebräuche werden immer das Kleid, die Form bilden, in denen sich die reinere geistige Sittlichkeit verkörpert, so lange der Mensch ein aus Innern und Äußern zusammengesetztes Wesen ist. Namentlich darf man sich bei unsern Gesellen, die einmal keine Philosophen sind, nicht wundern, wenn sie auch manche etwas komische äußere Nebenbestimmung in ihren Sittencodex mit aufgenommen haben. In der Regel liegt diesen „Bocksbeuteleien", wie es die Darstellung nennt, doch eine tiefere, ethische Basis zu Grunde. Der Geselle darf z. B. kein Kind auf den Arm nehmen, er darf nicht in Pantoffeln über die Straße gehen u. s. w. Es soll damit zuletzt doch nichts Anderes ausgesprochen sein, als daß seine äußere Haltung auch immer eine ernste, männliche sein, daß er stets der Würde eingedenk sein soll, die er als Genosse des ehrbaren Maurerhandwerks besitzt. Die Darstellung erzürnt sich darüber, daß nicht auch Trunkenheit und Lüderlichkeit verpönt seien. Unsere Gesellen sind aber keine ascetischen Mönche, ebenso wenig wie sie Philosophen sind, und solche allgemeine moralischen Erfordernisse lassen sich überhaupt nicht befehlen; sie folgen größtentheils von selbst, wenn nur überhaupt im Allgemeinen ein sittliches Streben den Verein belebt. Hier ein naives Beispiel von einer solchen Klagesache:

Nachdem die Gesellen nebst Wortführer und Deputirten in dem Handwerkssaale versammelt sind, nimmt der Gesell seinen Vortritt und spricht: „Also mit Gunst und Erlaubniß, daß ich meinen Ehrbaren Vortritt vor die Ehrbare Handwerkstafel nehme nach Z. u. s. w. Der Ehrbare Wortführer wird mir erlauben ein paar Worte zu sprechen: N. H. u. s. w. Wortführer: Sprechen Sie mit Bescheidenheit. Gesell: Also mit G. u. s. w. Es war nämlich der Vorfall, daß der Maurergeselle N. N., als wir vorne in der Bierstube waren und die Schwester (mit diesem Namen wird die Tochter des Herbergvaters oder dessen Dienstmädchen bezeichnet) auch da saß und nähte, anfing mitzunähen. Mir däucht, das ist nicht schicklich für einen Ehrbaren Maurergesellen. Doch mein Wort soll nicht allein gelten, sondern was der Ehrbare Wortführer und die ganze Ehrbare Gesellschaft daraus schließen u. s. w.

Der siebente § handelt vom Ausschließen der Gesellen.

Ist ein Gesell ausgeschlossen, so spricht auf der Arbeit keiner mit ihm, selbst kein Verwandter und Bekannter, da dieser zu befürchten hat, am nächsten Sonnabend seinen halben Wochenlohn sonst als Strafe bezahlen zu müssen. Der Ausgeschlossene hat sogar Schläge zu befürchten. In Berlin wurde ein Maurergeselle wegen einer Strafe von 4 Groschen, welche er zu bezahlen sich weigerte, ausgeschlossen. Er hatte Recht und wollte nicht Unrecht leiden, und so mußte er hinaus, wiewol er ohne Schläge davonkam.

Es würde zu weitläufig für diese Zeitschrift werden, wollten wir uns auf jeden einzelnen Paragraphen der Darstellung einlassen. Wir übergehen daher die nächstfolgenden und wollen nur noch kurz den Inhalt der drei letzten anführen.

Der eine handelt vom Zweikampfe der Gesellen.

Wenn zwei Maurergesellen auf der Arbeit, im Logis oder an einem andern Orte in Wortwechsel gerathen, so darf es nicht zu Thätlichkeiten kommen, sondern sie fodern sich nach der Herberge. Das Schlagen geschieht nach Feierabend und darf nur in Gegenwart anderer Gesellen geschehen. Der Herausfodernde hat den Ausschlag.

Dieser Zweikampf gleicht rücksichtlich der dabei zu beobachtenden Förmlichkeiten dem Duelle unserer Studenten und dem Boxen der Engländer. Er steht zwischen beiden in der Mitte. Mag man auch aus dem Standpunkte der höchsten Cultur Krieg und Zweikampf verdammen und nur die Gewalt der Wahrheit, der Liebe und des Rechtes als einzigen Schiedsrichter aller menschlichen Handlungen anerkennen, so ist doch gewiß, daß, so lange die Menschheit noch nicht jenen idealen Standpunkt einnimmt, wo es nicht mehr nöthig sein wird, durch äußere Gewalt Ehre und Freiheit zu vertheidigen, es schon ein Fortschritt genannt werden muß, wenn bei dem Acte der Selbsthülfe gewisse veredelnde, Grausamkeit, Rachsucht und Hinterlist verbannende Bestimmungen getroffen werden. Was beim Kriege in dieser Beziehung das Völkerrecht ist, das ist unter Einzelnen jene conventionnelle Form der Selbsthülfe und Nothwehr, die man Duell nennt. Es ist immer schon ein Zeichen von feinerer Gesinnung und vorgerückterer Humanität, wenn das Duell als Gebrauch bei den untern Ständen aufkommt. Der Italiener greift zum Dolche, der rohere Deutsche zu Tisch- und Stuhlbeinen; der Engländer und unser Maurergesell dagegen schlägt sich nach Regeln, die jeden häßlichen Ausbruch der Leidenschaft verhüten. Sobald einer sich für überwunden bekennt, ist der Zweikampf aus.

(Der Beschluß folgt.)

Noch Etwas zur Geschichte Friedrich's II. *)

Als Friedrich am 3. Aug. 1741 sich zu Breslau huldigen ließ, war der Text, über welchem bei diesem Anlaß gepredigt werden sollte, aus der ersten Epistel Pauli an Timotheum, Cap. 2, V. 1 u. 2, genommen: „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen. Für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein stilles und ruhiges Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.“ Durch einen Druckfehler war aber der Punkt zwischen Vers 1 und 2 weggelassen und folglich der 12. Vers der angezogenen Stelle daraus geworden, welcher so lautet: „Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei.“ Natürlich glaubte man, der König habe damit Maria Theresia gemeint.

Beim Aufbruch zum ersten schlesischen Kriege wollte man den Denkspruch: „Für Gott und das Vaterland“ in die Fahnen setzen. Allein der König befahl, „Für Gott“ wegzulassen, indem er sagte, man müsse den Namen Gottes nicht in so menschliche Streitigkeiten mischen; der Krieg betreffe eine Provinz, nicht aber die Religion.

Der König trug sich mit dem Gedanken, zwischen Pompitz und Molwitz eine Säule zum Andenken an die dort erfochtene Schlacht setzen zu lassen. Der Plan dazu wurde ihm vorgelegt und die Säule sollte folgende Inschrift tragen:

Lebet wohl, ihr meine Söhne,
Eure Seele lebt in Gott;
Bei der Engel Lobgetöne
Lachet eurer Feinde Spott!

Bin ich Schuld an eurem Tod,
Straf mich der gerechte Gott;
Ist ein Andrer Schuld daran,
Lebt ein Gott, der strafen kann.

Den 10. April 1741.

Eine, dem verunglückten kaiserlichen Notarius Aprill dedicirte Broschüre: „Manuscript aus dem Jahre 1761“ (Leipzig 1841) enthält manches Interessante über den siebenjährigen Krieg und die dabei betheiligten Fürsten und Höfe, so z. B. den östreichischen Bericht über die Schlacht bei Roßbach (S. 86). Man hat von dieser Bataille (bei Roßbach) so viele Lügen in die Welt hineingeschrieben, daß ich aus Liebe zur Wahrheit und aus Sorge für die Nachwelt nicht umhin kann, die authentische Nachricht hiervon aufzubehalten, die der wiener Hof davon hat bekannt machen lassen. Sie ist ein Muster der Kürze und Unparteilichkeit. Sie lautet: „Der Prinz von Soubise und der Prinz von Hildburghausen griffen den König von Preußen den 5. Nov. tapfer an; aber die Nacht übereilte sie, ehe sie mit ihm fertig werden konnten. Sie fanden also für gut, zurückzugehen, und thaten es auch ohne erheblichen Verlust und ohne verfolgt zu werden. Sie passirten die Unstrut und zogen sich durch Thüringen zurück, um die hinter ihnen liegenden Reichslande wider die gewaltsamen Einfälle dieses Königs zu decken.“ Ferner ist die (S. 75) mitgetheilte Anekdote nicht übel: „Vor einigen Jahren kam einer von den stolzen Bewohnern Altenglands auf seinen Reisen nach Berlin und hatte daselbst die Ehre, einige Augenblicke mit Sr. Maj. (Friedrich II.) zu sprechen. Der König, der durch Neigung und Gewohnheit für den Despotismus sehr eingenommen ist, tadelte die britischen Gesetze, die dem Unterthan das Recht geben, seinem Oberherrn zu widersprechen. Der Engländer suchte die Gewohnheiten seines Landes zu vertheidigen. ‚O!‘ versetzte der König, ‚wenn ich nur ein Jahr König von England wäre, so — —‘ ‚Aber, Sire‘, unterbrach ihn der Britte, ‚mit Ihren Grundsätzen würden Sie es nicht einen einzigen Tag bleiben‘.“ 118.

*) Vergl. Nr. [illegible] d. Bl.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 318. —— 14. November 1841.

Die Verbindungen der Gesellen im Allgemeinen und der Maurergesellen insbesondere.

(Beschluß aus Nr. 317.)

Der vierzehnte § handelt vom Fichten oder Ausschließen. Dieser Paragraph enthält eigentlich den wunden Fleck, an dem sich die Meister schmerzhaft berührt fühlten. Ohne die Existenz dieses Paragraphen würden sie schwerlich die Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf die Verbindungen der Gesellen gelenkt haben.

Das Fichten oder Ausschließen der Quartiere, wo Maurergesellen logiren, findet statt, wenn der Wirth, oder Vater, oder die Quartiersfrau nach Gesellenmeinung irgend etwas gegen dem Beherbergten sich hat zu Schulden kommen lassen. Solches wird in den Gesellengerichten vorgestellt und der Verruf ausgesprochen. Es ziehen auch die andern etwa daselbst wohnenden Gesellen aus, und darf bei Strafe dort keiner wieder aufs Quartier gehen, bis der Schlafvater oder Quartierswirth mit einer Geldbuße sich abgefunden hat.

Die Ausschließung eines Meisters oder einer ganzen Stadt geschieht nicht von der Gesellenverbindung derselben Stadt, sondern die Gesellenschaft unterwirft dann ihre Angelegenheit dem Urtheilspruche der Gesellen dreier andern zünftigen nicht ausgeschlossenen Städte. Ist eine ganze Stadt ausgeschlossen, so wird zugleich den darin befindlichen fremden Gesellen eine Frist anberaumt, bis zu welcher sie sie verlassen müssen. Wer nach dieser Frist noch darin arbeitet, wird auch als ausgeschlossen betrachtet.

Dieses sind ungefähr die Hauptbestimmungen und Gebräuche, wie sie aus der Darstellung hervorgehen. Es sei nun noch vergönnt, einige Worte darüber zu sagen. Es ist ganz unvermeidlich, daß junge Leute, deren Geschäft sie beständig zusammenführt und die auch in ihren Erholungen größtentheils aufeinander angewiesen sind, gewisse Verabredungen untereinander treffen, wie es in geselliger Beziehung gehalten werden soll. Sobald solche Verabredungen getroffen sind, so existirt schon eine Verbindung. Da die Gesellen nicht für immer an einem Orte leben, sondern behufs ihrer Ausbildung wandern, so ist natürlich und im Interesse aller, daß sie diese Verbindung auf alle Orte ausdehnen, wohin sie kommen können. Hier entstehen die Bestimmungen der Gastfreundschaft, der Krankenpflege u. s. w., die man gewiß auch nicht tadeln wird und die durch alle obrigkeitlichen Gebote nie so vollständig erreicht werden könnten. Nun ist es ein schöner Zug im deutschen Nationalcharakter, und zumal im Charakter der deutschen Jugend, daß eine engere gesellige Vereinigung nie existiren kann, ohne daß sich in derselben nicht sofort höhere ethische Anfoderungen zu gegenseitiger Förderung geltend machen. Der Einzelne steht in sittlicher Hinsicht so isolirt in unserm großen, verworrenen Volksleben, es fehlt uns so sehr an einer allgemeinen öffentlichen Moral, an einer Sitte, die uns das Recht- und Guthandeln gewissermaßen von selbst anerzieht, daß jeder junge Mann sich nach einem Gemeinwesen umsehen muß, was ihm in seinen sittlichen Bestrebungen unter die Arme greift. Denn blos aus eigener Contemplation und selbständiger innerer Kraft das Gute zu finden und stets darnach zu handeln, möchte wol nur wenigen ungewöhnlichen Geistern gegeben sein. Das Mittelalter schuf daher eine Menge Corporationen unter den Handwerken, deren Tendenz es eben war, dem Berufe eine höhere sittliche Seite abzugewinnen und denen, die sich demselben widmeten, dadurch ein erhöhtes Selbstgefühl als Theil eines ehrenwerthen Ganzen, und ein begeistertes Streben für die als hoch und sittlich anerkannten Berufszwecke anzuerziehen und gleichsam traditionell fortzupflanzen. Alle guten Eigenschaften, die unser Bürgerstand in Deutschland hat, stammen aus diesen freien Vereinigungen, den Zünften. Diese Zünfte haben sich jetzt überlebt; ihre sittliche Tendenz ist nur noch todter Wortkram. Die Meister betrachten jetzt die Zünfte nur als ein Privilegium für ihre Selbstsucht, um Andere von der Concurrenz auszuschließen und das Publicum sich tributair zu machen. Früher war eine tüchtige Handwerksbildung sowol im Technischen als in der Gesinnung nicht denkbar ohne die Erziehung durch die Zunft, und daher mußte nothwendig auch das Privilegium wie von selbst entstehen. Jetzt drehen die Meister die Sache um; was nur Folge und nur Nebensache war, machen sie zum Hauptzweck. Die alte Handwerksehre und Handwerksmoral ist bei den Meistern längst zu Grunde gegangen, und von ihrem Berufe als Vorsteher und Mitwirkende in einem großen sittlichen Gemeinwesen haben sie keine Ahnung mehr.

Nur bei den Gesellen hat sich noch etwas von diesem ernsten, sittlichen Streben erhalten, wie denn überhaupt der Hang unserer Jugend nach höherer Auffassung des Lebens ein unverwüstlicher zu sein scheint, der durch die ungünstigsten, Jahrhunderte lang dauernden Verhältnisse

nicht ganz erstickt werden kann. Wenn man bedenkt, daß diese Verbindungen schon seit einem Jahrhunderte und länger verboten waren, so erstaunt man über den gesunden, tüchtigen Sinn, der sich immer noch darin ausspricht, und man ist keineswegs verwundert über die einzelnen Roheiten, die sich dabei eingeschlichen haben, sondern man begreift nicht, wie dieser bei der gezwungenen Heimlichkeit und unter Leuten, die von dem bildenden Einflusse aller Literatur gänzlich ausgeschlossen waren, nur so wenige sich vorfinden. Hätten nicht die policeilichen Maßregeln, die leider immer auf Seite der Ansässigen und Begüterten sind und sich nie die Mühe geben, auch das Recht und das Bedürfniß der noch nicht Besitzenden ins Auge zu fassen, nicht durch Verbote die Öffentlichkeit dieser Gesellenverbindungen unterdrückt, hätte man ihnen gestattet fortzuexistiren, ihre Meetings u. s. w. öffentlich zu halten wie in England, so würde der mildere Einfluß eines humanern Jahrhunderts sich gewiß geltend gemacht haben und manches Rohe und Ungerechte wäre längst verbannt, während die überwiegenden segensreichen Folgen für die rechtschaffene und tüchtige Charakterbildung der einzelnen Individuen sich gewiß noch weit bedeutender herausgestellt hätten. Wir wollen schließlich diese Mängel keineswegs leugnen. Vorher sprechen wir jedoch unsere feste Überzeugung aus, daß trotz dieser Mängel, die sich meistens abstellen ließen, ohne damit das ganze Institut aufzuheben, der moralische Vortheil dieser Verbindungen ein durchaus überwiegender gewesen ist. Wenn man die tüchtigsten und rechtlichsten Meister fragt, die wirklich Ehre im Leibe haben, auf deren Wort man sich verlassen kann, die nicht den Unkundigen prellen, so werden sie eingestehen, daß sie ebenfalls an diesen Gesellenverbindungen Antheil genommen haben und deren Deputirte und Wortführer gewesen sind. Die Duckmäuser aber, die sich nie auf der Herberge haben sehen lassen, die sich nie für das Gemeinwesen, für Aufrechthaltung der Standesehre und Sitte, für Erziehung der Jüngern interessirt haben, das sind eben jene Herren, deren wir jetzt leider gar zu viele haben, deren Hauptkunst nicht in guter Arbeit, sondern in Maulschwatzen und in Prellereien des Publicums besteht.

Ebenso ist gewiß, daß, wenn irgendwo ein Meister sich als guter Bürger hervorthut, wenn er Eifer und Interesse für das Gemeinwesen seiner Stadt zeigt, so wird er eingestehen, daß ihm sein kleines Gemeinwesen, die frühere Gesellenverbindung, die beste Schule gewesen ist, aus der er die Fähigkeit mitgebracht hat, sein eigenes Gedeihen im Gedeihen des Ganzen zu suchen.

Der Darstellung ist übrigens noch eine Eingabe des lübecker Amtes an den Senat von Lübeck angehängt, worin jenes auf Schritte anträgt, die dieser zur Aufhebung der Gesellenverbindungen beim Bundestage machen möge. Es kommen darin folgende Vorschläge vor:

Das Grußgeben verbiete man durchaus bei Gefängnißstrafe. Das Correspondiren der Gesellen untersage man bei Strafe. Das Schenken und Ladenhalten der Gesellen untersage man bei Strafe, denn es ist unnütz, da überall schon von Amtswegen in Krankheits- und Sterbefällen für Verpflegung und Beerdigung der Gesellen gesorgt wird. Denn wird dies nicht verboten, so finden die Gesellen stets hierin einen Vorwand zu andern gesetzwidrigen Zusammenkünften. Den Herbergsvätern untersage man alle Briefbeförderung für die Gesellen bei Geld- und Gefängnißstrafe und bei Verlust des Bürgerrechts. Dem Gesellen, der solchen Umtrieben angehört, versage man das Bürgerrecht. Dem Gesellen, der sich auf die Wanderschaft begibt, lasse man einen Eidschein unterschreiben, daß er sich von allem Gesellenmisbrauche entfernt halten wolle u. s. w.

Der Verfasser dieser Eingabe hätte noch etwas Durchgreifenderes vorschlagen können: Man lege den Gesellen Fesseln an die Hände und stecke ihnen einen Knebel in den Mund, und befreie sie davon nur während der Arbeit. Das wäre vielleicht noch probater.

Der Bundestag hat übrigens Verbote gegen die Gesellenverbindungen erlassen; nur Preußen, Baiern und Hamburg sind nicht darauf eingegangen. Jenes Verbot ist um so überraschender, als die Verbindungen nicht die leiseste Spur von einem politischen Anfluge an sich tragen, ja, sogar manches Verbot, z. B. das Wandern in fremden Ländern betreffend, noch selbst unterstützen. 125.

Dichterschule. Von J. J. Wagner. Ulm, Stettin. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Der bejahrte und bereits nach vielfachen Richtungen thätig gewesene Verf. schließt sich mit diesem ausführlichen Werke derjenigen Auffassung der Ästhetik an, welche durch Schelling vor Allen geweckt und belebt, auch dieses Gebiet des Geistes mit Tiefe durchdrungen und damit das Bedürfniß der Vernunft befriedigt hat. Ist daher gleich das Beste, was er sagt, indem wir zugleich bei den wichtigsten Bestimmungen an die Vorlesungen Hegel's erinnert werden, nicht eben für neu zu achten, das Neue dagegen, was er in Ausdrucksweise oder Entwickelung des Stoffs hinzugethan, schwerlich ohne mannichfaltigen Widerspruch, so enthält das Werk doch im Einzelnen Anregendes genug, um es den zahlreichen Freunden, welche der Verf. besonders im Süden zählt, willkommen zu machen. Die weitgreifende Bedeutung dagegen und Originalität desselben, welche der Verf. ihm in seinem Selbstgefühl beilegt, wird ohne Zweifel durch die allgemeinere Entscheidung zu ihrem Recht kommen. Diese Anzeige kann es nur mit den leitenden Gesichtspunkten zu thun haben. Das Princip auch dieser Poetik (wie die Schrift wol passender betitelt würde) ist das Weltgesetz genannt, d. h. es liegt dieselbe Identität zum Grunde, welche die Form der Philosophie wie die der Dinge umfaßt, die Identität des Geistes oder der Construction und der Welt, der Subjectivität wie der Objectivität; durch sie hat die Erkenntniß *Wahrheit*, *der Wille* sein Pflichtgesetz, das Herz sein Gefühl der *allgemeinen Liebe*, die Erscheinung — Schönheit. Denn diese Form organisirt das Viele ebenso durch die Einheit, als sie das Eine zur Vielheit entwickelt. Dieses Weltgesetz ist nur aus der Gottheit selbst abzuleiten, und in ihm ist der universelle Standpunkt gegeben; erst seitdem die heutige Zeit es als Naturphilosophie (?) gefunden, kann auch die Kunst, welche jenes innere Wesen der Dinge darstellt, von der Wissenschaft verstanden werden. Mit diesem zum Grunde liegenden Hauptgedanken wird man übereinstimmen, weniger aber damit, daß der Verf. dieses Verstehen sogleich mit Darstellen verwechselt, indem er sagt, der Mensch habe zu seiner subjectiven (speculativen) Richtung auch die objective, künstlerische in seine Gewalt bekommen, es sei möglich geworden, für alle Ideen eine angemessene objective Erscheinung zu finden, die Seelen aus den Leibern nicht minder zu erwecken, als poetisch wieder in Leiber zu füllen. Dabei wiederholt der

Verf. die schon oft bekämpfte, weder historisch noch philosophisch nachzuweisende Behauptung von einer einstigen Existenz dieses Weltgesetzes im Bewußtsein des vorgeschichtlichen Menschen; aber schon die orientalische Welt sollte es verloren haben, während die Mysterien es nur kümmerlich in ihrer Symbolik zu retten wußten; erst nachdem die Griechen es in kalter (!) Reflexion äußerlich in der Kunst, dann speculativ in der Erkenntniß herzustellen suchten, erwachte es im Christenthume wieder als allgemeine Liebe. Jener ältesten Weltanschauung waren nur die sichtbaren Formen gegeben, die unsichtbaren gab der Mensch aus seinem eigenen Innern hinzu; „Letztere", so schließt der Verf. rasch weiter, „konnten nur in der Einheit bestehen, die der Mensch in sich fühlte und dachte; das All' war daher voll der Gottheit, der Mikrokosmus sah sich einen Makrokosmus gegenüber, und so war diese — Urreligion Festhalten an der Idee des auf absolute, nicht auf individuelle Weise persönlichen Gottes; aber die subjective wie die objective Tendenz, beide profan (!), trennten sich, jene als Speculation, diese als Kunst, und erst in der Gegenwart sind beide zur Religion zurückgekehrt." Man sieht wol, wie eine alte Verwirrung diese beiden Gebiete, so sehr sie auch von einem gemeinsamen Bande umschlungen werden, gleichwol zu keiner getrennten, bestimmten Fassung kommen läßt und sie unklar in einer Sphäre identificirt, die nur im allgemeinsten Sinne ihre gemeinsame Grundlage genannt werden kann, in der That aber auch bei näherm Eingehen sogleich verlassen wird.

Die „Dichterschule" lehrt nun jenes Wesen der Kunst, weil es gleichfalls unter die allgemeine Entwickelung des Weltgesetzes fällt, im Wort nachbilden, und verlangt von der Poesie zuerst, sich jenen universellen Standpunkt für ihre Darstellungen anzueignen, d. h. sich zu Ideen zu erheben. Das Zweite ist dann, die gewonnene Idee aus ihrer abstracten Höhe auch in die Leiblichkeit sinnlich objectiver Vorstellung zu versetzen; für beides geben die „Dichterschule" wie das „Organon" (1830), welches der Verf. oft und gern erwähnt, ausreichende Anleitung; namentlich letzteres, auf dessen Ursprünglichkeit sich der Verf. mit Zuversicht beruft, ist ein sicherer Wegweiser und es wird fleißiges Einüben empfohlen. So erfahren wir zwar näher, warum das vorliegende Werk gerade diesen Titel erhalten hat, finden aber auch darin von vorn herein einen Grundirrthum des Verf. In einer hochgebildeten, durch die edelsten Beispiele der Kunst aller Zeiten bereicherten Epoche liegt die Meinung nahe, daß es nun wol dahin gekommen sein dürfe, zum Dichter förmlich zu erziehen; was scheint einfacher, als irgend eine allgemeine Seite an den Dingen herauszufinden, sie sinnlich zu bekleiden und etwas Universelles hineinzulegen? Wie könnte ohnehin auch das geistige Thun des Dichters der allgemeinen Erregung, der Zucht, der bewußten, ernsten Arbeit entnommen sein? Und gleichwol welch ein Unterschied zwischen dieser gleichsam allgemeinen Taufe und jener besondern Weihe, die wir am Dichter nicht blos rühmen, sondern als factisch wissen, ja gelegentlich erfahren; welcher weite Weg von dem begreifenden Verständniß des Künstlerischen überhaupt, ebenso von jener suchenden, brütenden Reflexion des Dichters bis zur lebendigen Production, sodaß das Kunstwerk da steht, ein freies, einheitsvolles, in sich gerundetes, wie mühelos geborenes Ganze! Daß sich künstlerische Bildung und ein Wissen von der Kunst erwerben, Schaffen und Dichten selbst aber nicht lernen lasse, darüber sind schon alle vorläufigen Stimmen einig, und wenn der Verf., vielleicht in einer Art von Wohlwollen für das Gedeihen der gegenwärtigen Poesie, die entgegengesetzte Meinung ausspricht, so möchte er gerade bei den Dichtern den energischsten Widerspruch erfahren. Gleichwol muß man auch an seiner eigenen Bestimmung zweifelhaft werden, wenn er wiederholt sagt, das Künstlergenie überhaupt finde diese Ideen durch die Eigenthümlichkeit seiner Geistesanlage von selbst; zum Behuf einer künstlerischen Darstellung begreife der geistige Blick die Welt als ein erscheinendes Ideenleben entweder durch eine freie, bis zur Handhabung jenes (vom Verf. edirten) „Organon" durchgearbeitete Wissenschaft, oder durch Zwang der Natur; im letztern Fall hat die Findung der Idee gar keine Schwierigkeit, im erstern faßt ein Meister der Wissenschaft die Erkenntnisse sogleich in ihrer höchsten Stufe, ohne jedesmal den Weg von der Vorstellung zur Idee zu machen; wer aber nicht Meister ist, muß sich durch Anwendung der Constructionsformen des „Organon" auf Gedanken aller Art einüben. An den eigenen Versuchen des Verf. ersieht man freilich gar bald, was es mit dem Erfolg solches Einstudirens auf sich haben werde. Nachdem er ziemlich sonderbar den Ursprung des Universellen in aller menschlichen Erkenntniß daraus abgeleitet, daß dem Menschen zum Exempel des Universums die Erde gegeben sei, unterscheidet er diese universelle Erkenntniß wiederum als Begriff und Idee; jener gehe auf den nur relativen Zusammenhang der Dinge untereinander, diese auf die Bedeutung des Gegenstandes für das Ganze. Man wird diese Bestimmungen willkürlich und ungenügend finden, aber ganz abenteuerlich muß die nähere Anwendung der Unterscheidung auf den Gegenstand des Verf. erscheinen. „Die Rechtsidee", heißt es §. 15, „sinkt zum Begriff herab, d. h. aus ihrer universellen Bedeutung zur Form blos endlicher Dinge, wenn sie nur als äußeres Verhältniß der Menschen betrachtet wird; sie erhebt sich aber wieder zur Idee, zur Weltform, wenn man selbst bei der Einfügung von Balken das Hervortreten des einen als Foderung, das Zurückziehen des andern als Verbindlichkeit betrachtet; der Zimmermann ist in seiner Idealität demnach ein eigentlicher Rechtskünstler — unter Balken." Man darf geneigt sein, wenn man bis zu dieser Stelle gelangt ist, das ganze Buch bis auf Weiteres aus der Hand zu legen. Das zweite Erfoderniß aller Kunst zur Erfassung ihrer Gegenstände als Idee, das Erfoderniß ihrer sinnlichen Erscheinung ist dann als näheres Schema dahin entwickelt, daß sie sich einmal als lebendig äußern muß; indem ihr aber in dieser Lebendigkeit eine Eigenthümlichkeit gewährt sein muß, um sich nach der Freiheit innerer Lust zu regen, ergibt sich für sie die zweite Kategorie des Spiels; beides findet einen gewissen Einheitspunkt im — Bilde.

Die Poesie selbst fällt dann bei der Classificirung der Künste nach der Kategorientafel unter die Totalitätsform der vierten, — als Reproduction der gesammten Weltanschauung im Wort. Doch begegnet es dem Verf. gleichwol, den Ausdruck: poetisch oft im ganz allgemeinen Sinne zu gebrauchen, sowie er überhaupt nicht nur die verschiedenen Künste fortwährend miteinander vermischt, sondern auch die Entwickelung ihres innern Gehalts und ihrer technischen Darstellung nicht bestimmt und klar auseinanderhält. Um die Poesie als Sprachkunst erschöpfend zu bezeichnen, unterliegt sie natürlich dem obigen Schema. Was zuerst die Gewinnung der Ideen betrifft, so sind wir freilich dafür abermals an viele Paragraphen des „Organon" gewiesen, doch verräth der Verf. das Eine oder Andere, namentlich die Möglichkeit eines kürzern Wegs, um zur Gewinnung einer Idee aus dem Begriff zu gelangen, und zwar dadurch, daß zunächst an die Stelle blos logischer Definitionen genetische gesetzt werden. Die gegebenen Beispiele werden leider nicht geeignet sein, junge Dichter zu den Füßen des Verf. zu versammeln. Er ist unerschrocken genug, unter Anderm auch die Eisenbahnen zum Thema zu wählen; deren logische Definition wäre: eiserne Fahrgeleise; es handelt sich aber um genetische Darlegung ihrer tiefsten Natur; das Gebiet der Endlichkeit demnach, worauf sie ihren Ursprung genommen haben, ist das Transportwesen; fragt man hier nach einem allgemeinen Gegensatz, so ist es der von Druck und Gegendruck der Erde; aber dieser hebt sich nie auf, sondern wird nur vermittelt durch Reibung, und so ist die Eisenbahn der Versuch, diese Reibung auf ein Minimum zu bringen; das Universelle tritt hier aber hervor, wenn in der Reibung des Fahrzeugs mit seinem Geleise vorwaltend sein Erdverhältniß erkannt wird, d. h. seine Tendenz zur höchsten Selbständigkeit. Ist auf diese Weise hier die Idee, daß menschliches Streben, obgleich vergebens, sogar nach Selbständigkeit in der Bewegung trachte,

so mag in dem hierauf construirten Gedicht die Erde über ihre vermessenen, alle Liebesstärke und Liebesathmung der Mutter vergessenden Kinder klagen, und der Verf. hat hierzu sofort in einem mitgetheilten Gedicht Hand angelegt. Er hat es überhaupt an mannichfachen Proben eigenen, unverkennbaren Geschicks für poetische Aufgaben nicht fehlen lassen und dem Werke zwei größere Gedichte angefügt; das erste soll im Gegensatz gegen die ursprünglichen, mythischen Kosmogonien die Macht des modernen Geistes zu einem gleichen Erzeugniß bekunden, während das zweite, „Welt-Duett“ betitelt, als partielle Aufgabe dieser Kosmogonie, die Stufenentwickelung der Geschlechter besingt; zu einer nähern Beurtheilung müssen wir den Leser an seine eigene Ansicht verweisen und sprechen daher nur die Meinung aus, daß die dort entwickelten Gedanken, da sie sich schon als rein philosophisch schwierig, ja (man verzeihe uns) ziemlich langweilig ausnehmen, es im poetischen Gewande um so mehr sein werden und geeignet sind, das Gemüth des ruhigen Beurtheilers mit unheilvoller Düsterkeit zu erfüllen.

Nach alle Diesem muß der Satz, daß ohne Idee ebenso wenig Philosophie als Poesie sei, ohne sonderliche Wirkung bleiben, die ohnehin schon schwankende Behauptung aber, daß auch philosophisch wahr sein müsse, was echt poetisch gedacht worden, einer um so schärfern Kritik ausgesetzt sein. Daß die Idee dann ferner individualisirt werden muß, wird Niemand bestreiten; aber auch hier scheinen die Beispiele wieder sehr unglücklich: in Goethe's „Fischer“, wo die Idee durchaus auf dem starken Gegensatze der gesunden Natur mit der kranken Cultur beruhen soll, ist nach der Ansicht des Verf. das Individuelle darin hervorgehoben, daß es sogar ein Leben verliert, und zwar weil es auch in dem gesunden Element schon nicht mehr heimisch werden kann; im „Zauberlehrling“ soll die Meisterschaft besonders in jenem Zauberwort individualisirt sein rc. Halten wir indessen in diesem entschieden Mangelhaften gleichwol an dem wahrhafteren Kern in des Verf. Theorie fest, so scheint sie durch die dritte Foderung, daß in jener Lebendigkeit auch Spiel enthalten sein solle, wieder zerstört zu werden; wir verstehen es zwar sehr wohl, wenn die Absicht, die der handelnde Dichter vorausschickt, versteckt bleiben soll; wir vermissen nur den eigentlichen Grund, daß eben das Kunstwerk als Product der Freiheit, als innigste, ursprünglichste Vereinigung eines Ideellen mit einem Sinnlichen oder Besondern erscheine; aber vernichtend scheint es für die ganze tiefere Bedeutung dieser Bestimmung, wenn der Sinn dahin ausgedehnt wird, daß auch der Dichter spielen, spielend schaffen, ja das Product spielend betrachten solle; die Erklärung, daß damit die ganze Thätigkeit in den Dichter zurückkehre, er sich derselben im Product bewußt werde und auf diesen Selbstgenuß sein ganzes Wirken einschränke, paßt nicht und das letztere namentlich ist unleugbar falsch. Ohne Selbstbefriedigung wird in der That weder ein Gedicht, noch sonst ein Schönes oder Großes; es kann auch sein, daß ein Dichter mit einer gewissen energischen Egoität allen Hinblick auf den allgemeinen Geist, in dessen Dienst er arbeitet, auf die objective Geltung seines Werks von sich weisen möchte; aber als Foderung nimmt sich dies in einem Lehrbuch der Ästhetik seltsam aus. Ganz abweichend ist dann wieder die Beziehung, welche der Verf. diesem Spiel auf eine besondere Verwirklichung des Innern im äußern Material gibt; da zählt er dahin die Wiederholung überhaupt, Sylbenmaß, Reim, in der Musik Ritornelle, Variation, Modulation und Triller (auch der Architekt trillert über einfachen Grenzlinien); in der Poesie wird dies unter Anderm angewendet, wenn Eine Verwundung erzählt ist und noch mehre folgen (!), wenn auf einer höhern Stufe das Gleichniß herzutritt, die Spiegelung, eine Objectivirung mit wiederkehrender Subjectivirung, endlich gehört hierher in den Strophen die subjectivirende Rückkehr des ganzen Gedichts oder nach einem andern Beispiel die schließliche Vereinigung der getrennten Liebenden; auch letzteres muß es bekunden, daß das Ganze nur ein Dichterspiel mit einem Gedanken gewesen ist.

Was der Verf. endlich aber mit der Rubrik: Bild sagen will, ist fast vollkommen unverständlich; die eine Bedeutung desselben, die volle Verleiblichung der Idee, ihre Verhüllung in angemessener, sie der Abstraction entreißenden Erscheinung, wäre, wie man meinen sollte, schon im Vorigen genügend enthalten; vom Gleichniß ist gleichfalls schon die Rede gewesen und es paßt daher nicht an diese Stelle, daß in der orientalischen Poesie das Bild neben die Idee gestellt werde, oder daß z. B. die Allegorie an die Stelle der Idee den Begriff setze. Dann wendet der Verf. den Ausdruck wieder höchst speciell auf die Beziehung durch das Wort an; er verlangt sinnliche Epitheta, sinnliche, dem Volksdialekt nahestehende Wörter, überhaupt Tropen des prosaischen Ausdrucks, vor allen Sylbenmaß, bestimmte Gestaltung des Worts zu Redeganzen (Perioden), endlich Vortrag durch die lebendige Stimme. Man sieht aus allem Angeführten, wie unklar der Verf. nicht nur das Einzelne herausstellt, was er zu sagen hat, sondern wie ungeordnet auch die verschiedenen Momente nebeneinander liegen, sodaß ganz Disparates unter einen Gesichtspunkt zusammengedrängt ist. Es scheint dem Verf. an dem eigentlichen, der Philosophie wesentlichsten Elemente zu fehlen, sowol die Dinge in ihrer bestimmten Totalität zu sehen, als auch ihre einzelnen Bestimmtheiten wieder für die ruhige Durchsichtigkeit der Sache scharf zu sondern.

Der Verf. hat endlich versucht, um das Universelle überhaupt dem Gebiet der Poesie zu vindiciren, auch die Urbegriffe, sodann die Kategorien, als die allgemeinen Formen der endlichen Dinge an ihr nachzuweisen. So finden wir die Anwendung der Quantität, Qualität (Schauen in ursprünglichem Mythus, Grammatik), der Identität, des absoluten, relativen, quantitativen und qualitativen Gegensatzes, der Relationen und ihrer Vermittlung (im Vortrag des Kunstwerks), endlich der ganz allgemeinen Form des poetischen Wesens, Thesis, Antithesis, Analysis und Synthesis. So unzweifelhaft sich alle diese Gedanken auch in diesem geistigen Gebiet bethätigen, so wird man einerseits fragen müssen, warum sie auf diese Zahl beschränkt bleiben, andererseits ist die Benennung und nähere Entwickelung derselben wieder so willkürlich und unbehülflich, daß auf diese Weise fast alles Mögliche herbeizuziehen war und man sich nirgend eigentlich von der entscheidenden Nothwendigkeit der Sache getroffen fühlt. Dieselbe Bemerkung darf auf das ganze Werk angewendet werden, es fehlt nicht, wie bereits bemerkt, an manchen anregenden und neuen Seiten, aber die Darstellung hat zu viel Unklarheit und Weitschweifigkeit, die Gedankenbewegung zu viel Undulirendes, Markloses und Geknicktes, der einzelne Inhalt zieht zu viel Überflüssiges herbei und ruft zu viel Zweifel und Widerspruch hervor, als daß der aufmerksam folgende Leser sich nicht bei dem besten Willen von Ermüdung befallen sehen sollte. Wir dürfen dies Urtheil um so ehrlicher aussprechen, da es wirklich nur die reine Sache, nicht den Verf. im Auge haben kann, von dem wir wissen, daß er, schon lange glücklich genug, um alles Gerede unbekümmert zu sein, auch diese unsere Zeilen niemals lesen wird. Wir erwähnen also noch, daß der Verf. zu den drei gewöhnlichen Richtungen der Poesie auf die lyrische zunächst als vierte oder neue Hauptgattung die erzählende folgen läßt, und zwar als Durcharbeitung des Geschlechtsverhältnisses; wie wir theils nach der begrifflichen Berechtigung dieser Abzweigung fragen müssen, so will nicht klar werden, daß die gebildeten Unterabtheilungen: Idylle, Roman, Familiengemälde und Biographie unter diese allgemeine Rubrik passend eingeordnet seien. Die epische Poesie enthält wegen ihres ganz objectiven Charakters die letzte und höchste Stelle, schließt den ganzen Kreis mit welthistorischer Auffassung des Völkerlebens — eine Ansicht, gegen welche nicht nur von Seiten der geschichtlichen Entwickelung, sondern auch der im Drama ungleich tiefern, künstlerischen Arbeit, ja auch hinsichtlich des Stoffes Einspruch geschehen muß. Für das Weitere müssen wir auf das Buch selbst verweisen. 104.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 319. ——. 15. November 1841.

Tscherkessenlieder. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1841. 8. ⅔ Thlr.

„Wild und frei!" Nicht wie sie singen, sondern wie sie singen könnten. Wir Deutsche, bekanntlich die besten Übersetzer aus fremden Sprachen, haben auch das Vorrecht, die fremden Gefühle, die bei ihren Nationen nicht eigenthümliche Worte fanden, in Lied und Sang zu übersetzen. So haben wir zur Zeit ihrer Nöthe die Griechen und dann die Polen singen lassen, und dieser Gesänge hätten sich die Völker, die es anging, nicht zu schämen brauchen. Es ist mehr als eine Kunst des Anempfindelns, es ist das uranfänglich deutsche Element, der sich selbst verleugnende Gerechtigkeitssinn unserer Nation, welcher sich mit Herz und Geist in eine fremde Natur zu versetzen versteht, um ihr ihr Recht angedeihen zu lassen. Ein so großartiger Zug der deutschen Philanthropie, von so altem Datum und solcher Ausbildung, daß wir davor Respect haben und nicht die Hände über den Kopf zusammenschlagen sollten, wenn der deutsche Dichter für die fremden Leiden, Seufzer und Wünsche beredtere Laute findet als für die eigenen, welche er in bescheidener Verschwiegenheit im Busen verschließt. Und doch klagt gerade der ungenannte Dichter dieser „Tscherkessenlieder" deshalb uns an: Deutschland erhebe kein Jugelgesang:

Wirf nur den Blick
Auf deine größten Dichter: höhnend dein Geschick,
Bewundern sie das Fremde nur und Alte.
Der eine schweift auf Hellas Fluren, singt mit Lust
Von Spartas Heldenmuth, und träumend hofft die Brust,
Daß sich das alte Leben neu gestalte.

Der andre wärmt das starre Herz an Ostens Glut,
Ertränkt den Unmuth in des Euphrats blauer Flut
Und schließt den Gram ins Grab der Pyramide.
Der dritte blutet mit den Helden unsrer Zeit,
Beweint der armen Polen oder Griechen Leid
In dunklem, wehmuthsvollem Klageliede.

Vom Standpunkt und Gesichtspunkt des ungenannten Dichters aus ist diese Anklage nicht befremdend; denn unser Vaterland soll „bewußtlos träumend schlummern". Seine Kinder entflöhen, sich selbst verbannend, über den Ocean, um fern von Deutschland zur Freiheit zu erwachen. Die echte Liebesglut des Volkes sei erloschen und es stehe fast, wie Niobe, verwaiset:

Die besten Söhne trauern um der Ehre Tod,
Die besten Söhne dulden der Verbannung Noth,
Die wärmsten Herzen sind im Schmerz vereiset.
Nur trübe, dumpfe Klänge dringen aus der Brust
Der freien Sänger, die an dir noch hangen.
Die alten Patriarchen schnarchen, oder kaun
Am schimmelfarb'gen Ruhm, in deß Gefolge — traun —
Ein Friede war, der gleissend trog wie Schlangen.

Wo der Heimat Band zerrissen sei, des Volkes Liebestöne verklungen, wo Alles aus den Fugen der Liebestreue gewichen und die Falschheit eingedrungen sei, da wendeten Aller Augen von dem armen Vaterlande sich ab.

Vor mehren Jahren waren Töne der Art keine einzelnen Harfentöne; es waren Accorde, die ein feuchter Herbstwind allerwärts auf den Saiten anschlug. Während der Pole auch in Elend und Verbannung, ohne Aussicht, in sein Vaterland zurückzukehren, noch mit frischem Muthe singt: „Polen ist noch nicht verloren!" lautete es in Deutschland damals: „Deutschland, ja es ist verloren." Einer sang es dem Andern zu, bis Viele es glaubten; denn mit dem Glauben mußte man es auffassen; mit dem kritischen Beweise dafür sah es schlimm aus. Aber seitdem haben sich doch die Zeiten geändert. Das berühmte „Rheinlied" ward durch ganz Deutschland gesungen; und wie verdrießlich es für Viele auch klang, sie waren doch genöthigt es mitzusingen, um nicht zurückzubleiben hinter dem Strome der Gegenwart; denn das war er der, man mußte nicht woher, reißend angeschwollene Strom der Volksstimmung. Kein Fürst und kein Zeitungsschreiber hatte ihn gemacht. Das deutsche Volk fühlte sich mit einem Male, trotz seiner Zersplitterung, trotz Censur, geheimer Policei, trotz Bücherverbote und antipatriotischer Verfolgungen, als ein deutsches und sogar als ein freies Volk; es vergaß allen Druck, der ganz gewiß da war, dort mehr, dort minder, und sang: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", wie man ihnen auch beweisen wollte und konnte, daß er nicht eben so sehr frei sei. Selbst Solche sangen mit, die doch zum Meisten Recht gehabt hätten, daran zu zweifeln, daß Deutschland noch existire, das gute alte Deutschland, wo Kaiser und Reich Gerichte aufgestellt hatten; nicht um der diplomatischen Rücksichten willen, sondern damit jeder Deutsche sein gutes, altes Recht erhalte. Auch sie fühlten sich in dem Augenblick nur als Deutsche, der Alp auf ihrer Brust war vergessen; sie wähnten sich nicht, sie fühlten sich im Besitz ei-

ner Freiheit, die kein Patent ertheilt und nimmt, und stimmten mit voller Kehle ein.

Und seitdem ist noch mehr und Vieles geschehen, in Preußen, Sachsen, Würtemberg, was uns wieder recht sehr daran erinnert, daß wir ein Vaterland, ein gemeinsames, besitzen, wo hochherzige, stolze Nationalgefühle genährt werden, wo man freilich die Freiheit noch mit ängstlichen Augen ansieht, aber nur, weil man sie in ihrer edlern Natur noch nicht kennt, weil man sie noch immer mit dem ausländischen Maße mißt, was zu unserm Herzen und Geist nicht paßt, wo aber alle großen, öffentlichen Acte dafür zeugen, daß man zur Überzeugung kam, daß ein deutsches Volk und ein deutscher Staat nicht ohne Freiheit seiner Bürger bestehen kann. Auf diese Regungen und Bestrebungen ward freilich, eben vermöge jener Ängstlichkeit aus den Ammenstuben mancher Dämpfer gesetzt; aber ist es nicht lustig zu sehen, wie diese Pfropfen auf den vollen Flaschen so oft von selbst in die Luft springen! Und sprach nicht zugleich die vorsichtige Art, wie man diese Dämpfer applicirte und ihnen freundliche Formen gab, dafür, daß auch auf Seiten der Regierungen klares Bewußtsein immer mehr auftaucht. Die Regierungen lernten, aber die Unzufriedenen hätten nicht gelernt! Die sollten die besten Söhne Deutschlands sein, die, am Vaterlande verzweifelnd, nach dem Mississippi und Missuri wanderten! Fragt sie doch dort: wie viele von ihnen bei ihrer Meinung bleiben? Zählt, wie viele sich zurücksehnen nach dem Vaterlande, das nur sie verloren haben; es hat sich selbst noch nicht verloren.

Der Dichter sieht eines der armen Opfer der Freiheit. Bleich, wund, gespenstisch schwebt es an seine Seite, faßt liebreich seine Hand und spricht:

> Landsmann, dir auch wird dereinst bekannt,
> Daß längst erloschen Deutschlands helle Sterne.
> Stets bleibt des alten Unsinns Pfad dort glatt und breit,
> Und heilig ist, was sich bewahrt hat vor der Zeit,
> Das Recht der Gegenwart schleicht nur von ferne.
>
> Nicht an Gedanken mangelt's, doch an frischer That,
> An Hülfe arm, ist Überfluß an seichtem Rath,
> Und schweigt der Treiber, Alles ist dann träge.
> Ja, Herrn und Büttel kannst du sehen, wo und wie
> Du willst, auch fehlen Knechte, Priester, Weiber nie,
> Doch freie Männer sind der Zeit im Wege.
> Wie Scherben klanglos sind die Herzen, selten regt
> Begeistrung ihre Schwingen, und behaglich trägt
> Jedweder Knecht den Pack auf seinem Rücken.
> Sie sind mit Gott und Erde fertig. Jeder weiß:
> Daß Morgen Heute folgt — und Alles bleibt im Gleis —
> So mag den Hund ein milder Tritt beglücken!

Und darum folgte der Fuß des Dichters der dunkeln Schar der Misvergnügten, denen die Heimat zur Fremde ward und auf deren Flur kein Lorberbaum mehr blüht; er knüpfte der Liebe Fäden an ein fremdes Land und suchte:

> Der Dichtung goldnes Vließ an Kolchis Strand,
> Wo noch der Vorwelt Heldenfeuer glühet.

Das Letztere hat seine Richtigkeit. Der Vorwelt Heldenfeuer ist im alten Deutschland verglüht, wie der Vorwelt Freiheit. Aber wer wollte dieses Feuer und diese Freiheit zurückersehnen! Darüber meinten wir, die wir die Freiheit lieben, doch hinaus zu sein; und seit den Zeiten Karl Moor's verlangte wol kaum ein Jüngling, der das siebzehnte Jahr überschritten, im Ernst darnach. Doch, es ist interessant, zwischen dem Räubergeräusch und dem Dampfgewirbel unserer Industrie auch eines solchen Elegikers Stimme zu vernehmen. Aber des Polen Lied, das er auf dem einsamen Pfade der Verbannung murmelt, ist doch erhebender: „Das Vaterland — es ist noch nicht verloren!" Und doch hat der Dichter wieder Recht, wenn er von Deutschland singt:

> Bewußtlos träumend schlummerst du!

Bewußtlos selbst hat er es ausgesprochen, daß in dem Vaterlande noch eine Zukunft ruht, *eine*, die sich eigenthümlich, groß entwickeln wird, wenn die romanische Welt, die altblasirte, nach ihren revolutionnairen Experimentenkämpfen in Erschöpfung und Zerrissenheit das Regiment in der civilisirten Welt fallen lassen muß. Träumerisch meinethalben, aber in der deutschen Brust ruht noch eine moralische Kraft, eine Entwickelung, für welche die Zeit noch nicht da ist, aber reift. Wir brauchen nicht auf die Berge der Tscherkessen zu klettern, um unser Gefühl für Freiheit zu retten. Das, zur Zeit, thut auch wol Keiner; aber die Tausende, die über das atlantische Meer und über den Mississippi in die amerikanischen Prairien wandern, die laßt uns bedauern, daß sie, Deutsche, nicht das Vertrauen und die geistige Ausdauer des Sarmaten haben. Für sie ist Deutschland verloren, denn sie verlieren dort sich selbst und ihr Vaterland unter den Anglo-Amerikanern.

Mit der Tscherkessomanie hat es indessen zur Zeit in Deutschland noch nicht viel auf sich. Der Kaukasus und was dort geschieht, ist noch weiter, als „was draußen fern in der Türkei" sich zuträgt. Man erlaubt uns, uns für die freien, ritterlichen Berghelden zu begeistern, und die Begeisterung ist leicht und bequem. Unsers Wissens sind dies die ersten „Tscherkessenlieder" — in Deutschland, also auch in der übrigen Welt. Wie wir überhaupt wenig von Dem wissen, was im Innern ihrer Berge und Hütten vorgeht, so auch von den Liedern, die sie wirklich singen. Die uns hier gebotenen sind ein poetisches Accompagnement des Neumann'schen Werkes über die Tscherkessen. Auch dieser Schriftsteller spricht und malt nicht von Autopsie, sondern ist nur ein kritischer Compilator alles Dessen, was bis jetzt über den Kaukasus und seine Bewohner gedruckt erschienen ist. Aber es ist ein reichhaltiges Werk voller Anschauungen, und diese Anschauungen sind zum großen Theil, wie die Scenerie, hoch poetisch. Lieder wie Bilder entspringen da von selbst und wir mögen dem Verf. zugestehen, daß er mit Geschick wählte.

„Ali Charzi's Tod" ist das bedeutendste Stück dieser Gedichte, eine poetische Erzählung, in einzelne Balladen getheilt, nach dem bekannten Koch'schen Berichte, wie er in der „Minerva" und dann wieder bei Neumann abgedruckt ist. Das sind Bilder, voll Stahl und Blitz, voll Farbe und Kraft; aber so reich sie in den Versen erscheinen,

möchten die Verse doch kaum Stich halten gegen die prosaische Erzählung. Die Wahrheit ist dort schon mit wenigen Pinselstrichen so ergreifend und malerisch hingeworfen, daß die Dichtung nichts darüber zu geben vermag. So ist der Zug der heimkehrenden Abasechen, wie die ihnen lauernden Russen sie zuerst auf den hohen Schneefeldern bemerken, gleich einem Zuge Insecten auf einer weißen Decke schon von dem ersten Erzähler so einfach und doch poetisch berichtet, daß dem Ref. in der Erinnerung daran die Malerei des Dichters

> Ja! sie nahn — auf weißem Pfade
> Wälzt sich eine Riesenschlange:
> Zum Versteck der Feinde abwärts
> Dringen kühn die Schluchtenritter

schwach erscheint. Und doch bietet der Dichter alle Macht der Worte auf, den erbitterten Gebirgskampf mit äquivalenten Lauten in der Dichtung wiedertönen zu lassen.

> Und nun rast des Krieges Teufel:
> Blitzt aus finstern Augenhöhlen
> Helle Flammen, und die Locken
> Triefen blutig; — des Entsetzens
>
> Bleiche Larven schleudert grinsend
> Er ins wilde Mordgetümmel
> Und zermalmt mit starker Keule
> Lieb' und Mitleid, Stolz und Anmuth.
>
> Blinde Wuth knirscht mit den Zähnen,
> Ringsum kracht Geschützesdonner;
> Herzen brechen unterm Panzer,
> Seelen schlüpfen aus den Leibern.

„Ein Sturm im Kaukasus", der tausendjährige Eichen bricht, Felsen schleudert und den Reiter, Roß und Mann vom Rande des Berges wie einen Kiesel hebt und in die Tiefe wirft, das ist auch wieder eine so allmächtige Naturerscheinung, daß die Kunst, statt sie zu suchen, sie, wo sie ihr begegnet, zu umgehen versuchen müßte. Die Poesie darf nicht mit dem Sturm um die Wette schreien. Wenn der Maler die gebrochenen Stämme, die geknickten Halme malt, hat er genug gethan. Den Sturm selbst zu sehen, kann er der Phantasie überlassen.

„Die Tscherkessen an die Völker Europas" das ist ein Thema, was auch die Dichtung behandeln mag; ist doch wahrscheinlich das berühmte Manifest des „Port-Folio" auch eine Dichtung, aber eine vortreffliche, so Zweck als Mittel nach:

> Wir kämpfen für das höchste Gut,
> Das der Allmächt'ge schuf;
> Für Recht und Freiheit kämpfen wir,
> Hört unsern Hülferuf!
> Die Freiheit zog uns auf und soll
> Geleiten uns zum Tod,
> Sie leuchtet uns als Morgenstern
> Und glüht als Abendroth.

Und weiter:

> Seit langen Jahren ist es her,
> Daß ohne Unterlaß
> Uns um dies Gut der weiße Zar
> Verfolgt mit blut'gem Haß.
> Was feilen Sklavenseelen fehlt,
> Was seinem Land gebricht,
> Er duldet es in Ewigkeit
> Bei andern Völkern nicht.
>
> Der Moskowiter ist der Geir,
> Der uns mit scharfer Klau
> Zerfleischt; die Wolke, die die Flur
> Besprengt mit gift'gem Thau.
> Er ist der Luchs im Hinterhalt,
> Der lüstern späht nach Raub,
> Die Schlange, die gefräßig nagt
> Des Lebensbaumes Laub.
>
> Vor einem freien Hauche wird
> Der Moskowiter bleich,
> Ihm bangt, daß von der Glut zerschmölz
> Das kalte Zarenreich;
> Drum zieht er aus mit Netz und Speer
> Auf dieses Hauches Fang,
> Und zornig brüllt sein Schlachtgeschütz,
> Weil's ihm noch nicht gelang u. s. w.

Darauf antwortet der Dichter in oben angeschlagenem Tone: daß Europas Ohr für Völkernoth taub sei. Die Despotie des Alters habe seinen Rücken gebogen und lethargisch wälze es sich im statu quo. Dagegen ist, was den zu erwartenden Beistand für die Tscherkessen anlangt, freilich ebenso wenig einzuwenden, als gegen das Bild, welches er von den Franken entwirft:

> Ha, der Freiheit Hähne,
> Mit stumpfem Sporne, krähn sie laut und hell,
> Heut Königsmörder, morgen Kaisersklaven,
> Zuweilen Brutus, öfter Pulcinell.

Und wenn er den Tscherkessen wiederholt zuruft, nicht auf Europas Hülfe zu rechnen, sondern nur auf den eigenen Muth zu vertrauen, so ist es nur zu richtig; ob aber der fromme Wunsch:

> Stoßt eure Dolche frisch in Feindesleiber,
> Mit ihrem Blut flieht auch der Knechtschaft Loos

zum gewünschten Ziele führen dürfte, ist mehr als zu bezweifeln. Ja, er hätte Recht, der Dichter, Europa wäre altersmüde und geistestodt, wenn es nur und allein seine Hoffnung auf den Kampf der Tscherkessen richtete, wenn für seine Dichter in der ganzen alten Erde kein anderer Lebensquell der Freiheit sprudelte als auf den Klippen des Elbrus und Kasbeck. Glücklicherweise ist die Prämisse unrichtig. Damit sei nicht gesagt, daß ein frischer Sinn keinen Theil nehmen soll an jenem Heldenkampfe, und noch weniger, daß die Dichtung nicht lebhaft für die riesenhaften Anstrengungen der Naturvölker Partei nehmen solle. Nur wollt uns nicht beweisen, daß das alte Europa sich an der alten Tscherkessenfreiheit selbst wieder warmes Lebensblut holen soll; das ist eine Thorheit, über die wir doch seit der Rousseau'schen Philosophie hinaus sind. Wir lassen uns nicht mehr in die Urwälder schicken, als um darin zu roden, zu säen und zu bauen. Und zumeist hört auf von dem letzten Griechen, dem letzten Polen und dem letzten Deutschen, oder letzten freien Mann zu singen. Das ist so thöricht als die andere Richtung, die von heut an als Anno 1 datirt. Wir gönnen den Tscherkessen alles Gute, und darunter auch den Sieg. Was aber aus ihrem Siege werden soll, wenn sie selbst nicht anders werden, das frage den Klügsten unter den Klugen.

„Der Pole im Kaukasus" ist ebenfalls eine poetische Ausführung von Andeutungen, die sich in Neumann's

Buche finden. Wir wüßten gern mehr davon. In dem Stamm der Osseten, den Nachkommen der alten Alanen, wollen die Gelehrten germanische Wurzeln finden; wir hätten gemeint, es solle den Dichter gemahnt haben, diese für die Wissenschaft zweifelhafte Verwandtschaft in der Dichtung zur Wahrheit zu machen. Da war ihm ja Stoff von selbst geboten, seinen Grimm gegen das entartete, im Vergleich zu dem unverdorbenen Geschlechte auszusprechen. Wir kennen nicht das Versmaß der tscherkessischen Heldenlieder. Der Verf. hat seine zum Theil dem der serbischen, zum Theil dem der neugriechischen Lieder nachgebildet. Daß mehr gemacht ist, als empfunden, ergibt sich aus dem Sachverhältniß und der Entfernung des Sängers zu den Besungenen; daß wir es aber mit einem poetischen Gemüthe zu thun haben, dafür zeugen die mitgetheilten Proben, ohne daß wir es auszusprechen brauchen. 41.

Bibliographie.

Belani, H. E. R., Don Fernando. Aus dem Jugendleben des letzten Königs von Spanien. 2 Theile. 8. Leipzig, Taubert. 1842. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 Gr.)

Bernhard, J., Madame Lafarge unschuldig! nachgewiesen aus den: Vollständigen Verhandlungen und allen darauf bezüglichen Aktenstücken, Briefen u. s. w. des Prozesses Lafarge, (Vergiftung und Diamantendiebstahl) nebst Anmerkungen und Beleuchtung nach französischem und deutschem Strafverfahren und der gesunden Vernunft. Mit dem wohlgetroffenen Bildniß der Madame Lafarge. Gr. 8. Karlsruhe, Macklot. 2 Thlr.

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Gr. 8. Adorf, Verlags-Büreau. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Buonarroti's, Michel Angelo, des Älteren sämmtliche Gedichte italiänisch und deutsch mit einigen Anmerkungen und Michel Angelo's Bildnisse herausgegeben von G. Regis. 8. Berlin, Duncker und Humblot. 1842. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Cherbuliez, Mad. Tourte, Amaliens Tagebuch, oder achtzehn Monate aus dem Leben eines jungen Mädchens. Familien-Gemälde. (Frei aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von J. S. Für Töchter gebildeter Stände. Mit einer Vorrede vom Hauptpastor Dr. Schmalz.) 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Dörle, A., Der Hungerthurm, oder Dagobert und Bertha. Eine Erzählung der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstich. 8. Augsburg, Rieger. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Eiselèin, Prof., Die rèimhaften, anklingenden und ablautartigen Formeln der hóchdeutschen Sprâche in alter und neuer Zeit. Gesammelt und erläutert. Gr. 8. Belle-Vue bei Constanz. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Die Fortschritte des Pönitentiarsystems in Frankreich dargestellt durch Übersetzung des motivirten Entwurfs eines Gesetzes der französischen Staatsregierung vom 9. Mai 1840 und des darauf an die französische Deputirtenkammer erstatteten Commissionsberichts vom 20. Juni 1840; mit Vorwort und Anmerkungen von F. Noellner. 8. Darmstadt, Leske. 25 Ngr. (20 Gr.)

Genthe, Deutsche Dichtungen des Mittelalters in vollständigen Auszügen und Bearbeitungen. 2ter Band. Gr. 8. Eisleben, Reichardt. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Groß v. Trockau, A. Freih., Streifzug im Gebiete der Poesie. Gr. 12. Würzburg, Voigt u. Mocker. 10 Ngr. (8 Gr.)

Herloßsohn, C., Mein Wanderbuch. 2 Theile. 8. Leipzig, Taubert. 1842. 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Hogguèr, Freih. v., Reise nach Lappland und dem nördlichen Schweden. Nebst 1 Atlas von 20 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Berlin, Reimer. 4 Thlr. Mit colorirten Tafeln 6 Thlr.

Berliner Kalender auf das Gemein-Jahr 1842. Mit Kupfern. 16. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Knight, H. G., über die Entwickelung der Architektur vom zehnten bis vierzehnten Jahrhundert unter den Normannen in Frankreich, England, Unteritalien und Sicilien. Aus dem Englischen. Mit einer Einleitung herausgegeben von C. R. Lepsius. Mit 23 lithographirten Blättern. Roy.-8. Leipzig, G. Wigand. 6 Thlr. 20 Ngr. (6 Thlr. 16 Gr.)

Kohl, Reisen im Inneren von Rußland und Polen. 2ter und 3ter Theil. Nebst Kupfern und Karten. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 5 Thlr.

Lotichios, Meine Gondel und mein Sediol bei dem Kaiserzuge Ferdinand's I. im Jahre 1838. Venezianische Veduten und Vissuten. 8. Hanau, König. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Montesquieu, Betrachtungen über die Ursachen der Größe der Römer und ihres Verfalles. Übersetzt von J. Sporschil. 16. Leipzig, R. Beyer. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Napoleons-Album. Herausgegeben von C. Brinckmeier. Mit Illustrationen nach H. Vernet, V. Adam, A. Meyer. 1ste Lieferung. Gr. 8. Braunschweig, Oehme u. Müller. 1842. 10 Ngr. (8 Gr.)

Neander, A., Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel, als selbstständiger Nachtrag zu der allgemeinen Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 3te, verbesserte Auflage. 2 Bände. Mit 1 Karte des Schauplatzes dieser Geschichte. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 3 Thlr. 20 Ngr. (3 Thlr. 16 Gr.)

Orpheus. Musikalisches Album für das Jahr 1842. Herausgegeben von A. Schmidt. 3ter Jahrgang. 8. Wien, Wolke. 2 Thlr.

Prebl, F. X. M. A. v., Erinnerungen aus Griechenland in den Jahren 1832, 1833, 1834 und 1835 nebst einer gedrängten Darstellung des griechischen Freiheitskampfes von 1821 bis 1833. 2te vermehrte Auflage. Gr. 12. Würzburg, Voigt u. Mocker. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Preußens Staatsmänner. I. Stein. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 10 Ngr. (8 Gr.)

Ritter, Geschichte der Philosophie. 6ter Theil. — Auch u. d. T.: Geschichte der christlichen Philosophie. 2ter Theil. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Ross, L., Reisen und Reiserouten durch Griechenland. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Reisen im Peloponnes. 1ster Theil: Der ager Dentheliates, Phliasia, Sikyonia, Arkadien, Theile von Argolis, Thyreatis, Theile von Lakonika. Mit 2 Karten und mehren Holzschnitten und Inschriften. Gr. 8. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Schilling, A., Lieder und Balladen. Gr. 12. Wien. 20 Ngr. (16 Gr.)

Spindler, C., Vergiß mein nicht. Taschenbuch für das Jahr 1842. 13ter Jahrgang. 16. Stuttgart, Hallberger. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Thürmer, J., Die Epopöen der Deutschen. In verjüngten Bildern. 1ste Reihe: Abels Tod. Abraham. Der Messias. Gr. 16. Preßburg, Wigand. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1842 aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. 19tes Bändchen. 8. Dresden und Leipzig, Arnold. 1842. 1 Thlr.

Winter, Amalie, Mährchen der Natur. Mit 4 Kupfern. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 25 Ngr. (20 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 320. — 16. November 1841.

System der Natur. Von Mirabaud. Deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. Leipzig, O. Wigand. 1841. Gr. 8. 3⅓ Thlr.

Siebzig Jahre sind verflossen seit dem Erscheinen des Werkes, welches uns hier in einer neuen Bearbeitung geboten wird; siebzig Jahre, denkwürdig durch große, weltgeschichtliche Ereignisse, durch tiefgreifende politische und sociale Reformen, eine Zeit voll angestrengtester Arbeit auf allen Gebieten des Denkens und des Thuns, voll lebendigster Bewegung in allen Kreisen der Gesellschaft. Als der deutsche Baron von Holbach jenes „System der Natur", unter dem angenommenen Namen Mirabaud schrieb, lastete noch auf Frankreich der Despotismus der weltlichen und der geistlichen Zwingherrschaft mit der ganzen Macht und Strenge, zu welcher ihn die tyrannischen Regierungen Ludwig's XIV. und XV. erhoben hatten. Schlaue und fanatische Priester misbrauchten die Gewalt religiöser Vorstellungen über die Gemüther der Menschen, um diese in einer fortdauernden Knechtschaft zu erhalten, um die Kräfte der Nation ausschließlich den Zwecken der Kirche und den damit engverbundenen Interessen der fürstlichen Machtvollkommenheit und der bevorzugten Classen dienstbar zu machen; und ein großer Theil der Philosophen unterstützten, gewiß nicht absichtlich, dieses System der Bevormundung und Unterdrückung, indem sie durch ihre idealistischen und spiritualistischen Lehren die Menschen von der Erkenntniß ihrer nächsten, dringendsten Bedürfnisse, ihrer natürlichsten und wesentlichsten Interessen abzogen. Nur in England hatte der freiere Geist und der Sinn für das Natur- und Vernunftgemäße sich offene Bahn gebrochen in großen politischen Reformen und in einer entschiedenen Richtung des Nationalbewußtseins auf kräftige Entwickelung der menschlichen und bürgerlichen Interessen. In Frankreich kämpfte eine kleine Zahl erleuchteter Köpfe mit den Waffen des Spottes und der geistreichen Überredungsgabe gegen die finstere Gewalt des Aberglaubens und der Tyrannei; allein da weder der Geist des Volks noch der Geist der öffentlichen Einrichtungen ihren Bemühungen entgegenkam und sie in den Stand setzte, ihre Ideen zur Regeneration der Gesellschaft anzuwenden, so mußten diese Versuche, anstatt organisirend oder reformirend zu wirken, in einer bloßen erbitterten Opposition gegen die bestehenden Misbräuche, in einer wilden Verzweiflung an den gesammten socialen Zuständen enden, — ein Resultat, welches nur zu bald auch im politischen Leben der französischen Nation eintreten sollte. In Deutschland war die Verderbniß und der Druck nicht so groß als in Frankreich; dafür blieb aber auch die Gegenwirkung schwächer und die Bewegung der Ideen verlor sich in Gebieten, welche von den eigentlichen reellen Lebensinteressen ziemlich weit ablagen. Die Reformation, indem sie die äußere Macht der Kirche gebrochen, hatte die nächste und dringendste Veranlassung zum Widerstande gegen die Herrschaft des Glaubens über das Leben und die individuelle Freiheit entfernt; und die religiösen Ideen, nicht mehr als Monopol einer privilegirten Kaste betrachtet, sondern für ein Gemeingut Aller erklärt, reizten die Vernunft weit mehr zu einer freien und allseitigen wissenschaftlichen Entwickelung als zu einer schroffen, skeptischen Opposition. Diese wissenschaftliche Behandlung reinspeculativer theologischer Stoffe, welche der geistigen Bewegung und der öffentlichen Besprechung ein weites und ziemlich freies Feld eröffnete, lenkte zugleich die Aufmerksamkeit der deutschen Philosophen von den Fragen der Politik und des socialen Lebens ab, und wenn sie auch gegen die immer dringender werdenden Anfoderungen des modernen Zeitgeistes nicht unempfindlich blieben, so betrachteten und behandelten sie doch auch diese öffentlichen Interessen mehr als Sache der Speculation, als daß sie ihr Absehen auf eine unmittelbare, praktische Mitwirkung für dieselben gerichtet hätten.

Dies ungefähr war der Stand des öffentlichen Geistes zu der Zeit, wo das „System der Natur" zum ersten Male erschien. Vergleichen wir damit den gegenwärtigen Standpunkt unsers geistigen, religiösen, politischen Lebens. Die Principien eines freiern und organischern Gemeinwesens, welche damals auf dem europäischen Festlande erst in der Theorie und auch da nur sehr unvollkommen vorhanden waren, brachen sich in einer gewaltigen Erschütterung aller gesellschaftlichen Verhältnisse siegreich Bahn und breiteten sich im Verlaufe eines halben Jahrhunderts unter mannichfachen Stürmen über den größern Theil der civilisirten Nationen aus; der Absolutismus, in jener schroffsten Form der nackten Willkür des maß- und rücksichtlosen Despotismus und der frechen Verhöhnung der individuellen Freiheit und der öffentlichen Sitte, in welcher er noch im vorigen Jahrhundert, zumal in Frankreich, aufgetreten war,

verschwand vor dem mächtigen, Alles durchdringenden Odem der öffentlichen Meinung; und in dem belebenden Äther freierer politischer Institutionen entwickelte sich eine naturgemäßere, lebenvollere, fruchtbarere Moral und ein zugleich milderes und gerechteres Recht, als dasjenige war, was vordem Priesterfanatismus und Despotenwillkür predigten. Wie in den politischen, so trat auch in den religiösen Ideen ein bedeutender Umschwung ein und, ohne bis zu der Grenze völligen Zweifelns an allem übersinnlichen Lebensgehalte vorzuschreiten, bis zu welcher der Verf. des „System der Natur" die schroffe Strenge der damaligen theologischen Ansichten und ihrer Vertreter, der Priester, getrieben hatte, hat sich doch die allgemeine Bildung der modernen Gesellschaft zu derjenigen Unabhängigkeit von den kirchlichen Dogmen erhoben, welche nothwendig ist, um der freiern Bewegung der natürlichen Lebensinteressen keine hemmenden Schranken zu setzen. Die Erfahrungswissenschaften, in ihrer Entwickelung lange durch das ungebührliche Übergewicht speculativer Richtungen und spiritualistischer Vorurtheile aufgehalten, haben neuerdings einen Aufschwung genommen, welchen der Verf. jenes „System" selbst, trotz seines begeisterten Vertrauens auf die unbesiegbare Kraft der menschlichen Vernunft und auf den unerschöpflichen Reichthum der Erfahrung, wol kaum für möglich gehalten hätte, und Alles scheint zu verbürgen, daß der menschliche Geist auf der einmal betretenen Bahn mit immer klarerem Bewußtsein und zu immer größern Erfolgen fortschreiten werde.

Unter diesen Umständen kann das Wiedervortreten des, in Deutschland wenigstens, lange aus der Zeitliteratur verschwundenen und fast vergessenen „System der Natur" ebenso wohl als ein zeitgemäßes und wohlberechnetes, als auch, von einer andern Seite her, als ein unerwartetes und selbst auffallendes erscheinen; als ein zeitgemäßes, weil ein großer Theil der freien Ideen, für welche der Verf. des „System", damals noch fast ohne Hoffnung auf Erfolg, gegen die feindlichen Gewalten des Absolutismus kämpfte, gegenwärtig sich einer allgemeinen Geltung und Anerkennung erfreut; als ein unerwartetes, insofern eben die praktischen Fortschritte der Gesellschaft die Aufmerksamkeit von den theoretischen Reformversuchen abzulenken scheinen, zumal wenn diese Versuche, wie es bei dem vorliegenden der Fall ist, sich gegen einen Zustand der Dinge kehren, welcher, wenigstens in den meisten Beziehungen, thatsächlich hinter uns liegt.

Die Ursachen, welche bisher dem allgemeinern Bekanntwerden und dem Einflusse dieses Werks in Deutschland entgegenstanden, waren allerdings noch anderer Art. Wir können deren hauptsächlich zwei anführen, die Vorurtheile und Besorgnisse unserer Moralisten, Staatsmänner und Theologen und — die vornehme Abgeschlossenheit unserer Philosophie. Die Namen: Materialismus, Atheismus, Skepticismus, womit man alle Erzeugnisse der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts brandmarkend bezeichnete, galten als hinreichende Beweggründe, um jedem solchen Werke den Eingang in die Kreise deutschen Geisteslebens gewaltsam zu verschließen und die Lecture desselben, wenn nicht zu einem Frevel, doch zu einem höchst gefährlichen Experimente zu stempeln; und der gerechte Abscheu, womit man in Deutschland die alle Bande des Rechts und der Gesellschaft auflösenden Wirkungen der französischen Revolution betrachtete, ließ sich zu einem blinden Haß alles Dessen fortreißen, was diese welterschütternde Bewegung veranlaßt oder gefördert zu haben schien, ohne das Gerechte der Sache von den Fehlern und Misgriffen ihrer Vertreter, den ursprünglichen Sinn und Geist jenes gewaltigen Freiheitstrebens von den blutigen Greueln, in die sich dasselbe verlief, hinlänglich zu unterscheiden. In Deutschland, wo, ungeachtet der zahlreichen Gebrechen, an denen auch hier das Gemeinwesen und die Gesellschaft litt, doch der beispiellose Druck, wie er auf dem französischen Volke lastete und die dadurch herbeigeführte Entartung aller politischen, socialen und religiösen Zustände glücklicherweise, bis auf wenige Ausnahmen, unbekannt geblieben war, vermochte man eben deshalb auch nicht die natürlichen und unausbleiblichen Rückwirkungen jener langen Knechtschaft, die gewaltsamen Freiheitsregungen einer tiefempörten, bis zur Wildheit aufgestachelten Bevölkerung mit gerechtem und mildem Urtheile zu würdigen, und leicht konnte man die Ansicht gewinnen, daß dieses ganze Gewebe von Gewaltthätigkeiten und Zügellosigkeiten blos die Wirkung philosophischer Theorien, skeptischer und materialistischer Ideen sei, welche man denn auch als die Anstifterinnen aller Greuel der Revolution anzuklagen nicht verfehlte. Hierzu kam, als zweite Ursache, der idealistische Charakter der deutschen Philosophie. Konnte diese auch nicht füglich die französische Philosophie wegen ihrer skeptischen, negativen Tendenzen verklagen, da sie selbst, theils anerkanntermaßen durch ihre Principien, theils wenigstens in ihren unabweisbarsten Consequenzen, auf ganz ähnliche Resultate führte, so that sie doch vornehm gegen dieselbe wegen des vermeintlich weit tiefern und weit geistigern Inhalts ihrer eigenen wissenschaftlichen Ansichten. Der speculative Pantheismus unserer modernen Philosophen glaubte weit über dem nüchternen Materialismus der Franzosen zu stehen, welcher sich nicht in einem organischen Systeme absoluten Wissens regenerirte und verklärte, sondern nur auf die anspruchsloseste Weise einerseits als Vertreter der reinempirischen Forschung, andererseits als Vorbereitung und Durchgangsstufe zu einer socialen, praktischen Moral und zu einem auf das Princip der individuellen Freiheit und der industriellen Thätigkeit gegründeten politischen System auftrat.

Somit kann das gegenwärtige Wiedererscheinen des „System der Natur" in doppelter Beziehung als das Anzeichen eines in der öffentlichen Meinung Deutschlands eingetretenen Umschwungs angesehen werden. Einestheils nämlich scheint unsere Zeit hinlänglich in ihren sittlichen, politischen und socialen Ansichten und Bestrebungen festgestellt und zum Selbstbewußtsein gekommen, um auch den materialistischen Ideen des vorigen Jahrhunderts eine vorurtheilsfreie, gleichweit von blinder Verketzerung und von unbedachter Nachbetung entfernte Prüfung angedeihen zu lassen; um den Wahrheitseifer des Verf. dieses „Sy-

stem" und seine ernste, redliche Absicht für eine Regeneration der Gesellschaft gelten zu lassen, ohne durch seine glänzende Beredtsamkeit geblendet zu werden, und ohne die vielen und großen Mängel seiner Theorie zu übersehen; endlich, um anzuerkennen, wie diese Theorie, in der Schroffheit und Einseitigkeit, in welcher sie hier auftritt, ein fast nothwendiges Erzeugniß der damaligen Zeitbildung und der damaligen gesellschaftlichen Zustände war, wie aber gegenwärtig, unter veränderten Verhältnissen, dieselbe nur in einer tiefern Durchbildung und Entwickelung Anwendung auf unser wissenschaftliches und öffentliches Leben gewinnen kann. Andererseits erscheint die Herausgabe und Bearbeitung dieses Werks, ihrem ganzen Sinne und Geiste nach, als eine durch unsere gesammten neuern Bildungsverhältnisse herbeigeführte Reaction gegen die, bei aller Freiheit und Beweglichkeit ihres Denkens und Forschens, doch noch allzu sehr in idealistischen speculativen Anschauungsweisen befangene systematische Philosophie, als der erste Schritt zu einer engern directern Beziehung der philosophischen Ideen auf das Leben, und zwar auf das Leben nicht blos in seiner idealen, poetischen Gestaltung, wie es der Dichter, der Enthusiast, der kühne, im Dienste des Weltgeistes arbeitende Reformator anschaut, sondern für das Leben in seiner nackten, nüchternen Wirklichkeit, wie es sich aus den unscheinbaren Keimen bürgerlicher Interessen, materieller Arbeit, auszeichnungs- und begeisterungslosen, kalt berechneten Zusammenwirkens aller Theile der Gesellschaft entwickelt.

Dies führt uns zu der Betrachtung der Art und Weise, wie der Herausgeber die Ideen und Grundsätze Holbach's aufgefaßt, weitergebildet und mit den Bedürfnissen des wissenschaftlichen und des öffentlichen Lebens unserer Zeit vermittelt hat.

Mit Recht hat der Herausgeber das stärkste Gewicht auf die positiven Resultate, auf die praktische Anwendung der materialistischen Grundsätze des Verf. gelegt. Denn was die negative Seite seiner Ansichten, d. h. seine Opposition gegen den Spiritualismus und den Autoritätsglauben in der Religion und Moral, gegen den Absolutismus in der Politik betrifft, so ist diese Opposition weder dem Verf. und seiner philosophischen Richtung eigenthümlich, da sich dieselben skeptischen Ideen und Beweisführungen in vielen ältern und neuern Systemen, wenn auch vielleicht nicht überall in der gleichen Schärfe und Vollständigkeit wiederfinden; noch bedurfte es einer besondern Erklärung oder Bestätigung dieser Ansichten von Seiten des Herausgebers, da deren Richtigkeit, wie gesagt, auch von unserer modernen Philosophie und von unserer modernen Bildung überhaupt ziemlich allgemein anerkannt wird. Vielleicht mochte erwartet werden, daß der Herausgeber den philosophischen Standpunkt des Verf. mit den Fortschritten und Resultaten der neuern wissenschaftlichen Bewegung auf diesem Gebiete vergleichen und auf solche Weise aufzeigen würde, in welchen Punkten die Kritik des Verf. noch mangelhaft und auf welchen Wegen die Entwickelung der speculativen Ideen einer spätern Zeit über ihn hinausgegangen sei. Jedenfalls hätte das Buch dadurch einen wissenschaftlichern Charakter gewonnen und wäre den Bedürfnissen und Ansprüchen unserer modernen philosophischen Bildung näher gerückt worden, welche eine solche objective oder geschichtliche Kritik wissenschaftlicher Ideen und Theorien ganz besonders schätzt und bevorzugt. Der Herausgeber wollte jedoch, wie es scheint, absichtlich einen solchen philosophischen Maßstab an das Werk nicht legen; er dachte sich als sein Publicum nicht die Philosophen, sondern die große Masse der Gebildeten, welche, ohne Neigung und Beruf für eigentliche Speculation, doch das Bedürfniß haben, sich über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens, über die Hauptprobleme der Moral, der Religion, der Politik, auf eine leicht verständliche und an praktischen Nutzanwendungen fruchtbare Weise zu belehren und aufzuklären. Wahrscheinlich aus demselben Grunde ist auch für die weitere Ausführung und Besprechung der in dem Werke enthaltenen Ansichten nicht die allerdings mehr wissenschaftliche Methode einer systematischen Zusammenstellung und Entwickelung derselben, etwa in einem eigenen Anhange oder in größern Schlußabhandlungen am Ende der einzelnen Capitel, sondern die aphoristische Form zerstreuter, unter den Text gestellter Anmerkungen gewählt worden. Wir fühlen uns nicht berechtigt, dem Herausgeber hierüber Vorwürfe zu machen, da auch wir die Rücksichten auf den strengwissenschaftlichen oder systematischen Charakter eines Buchs nicht so hoch stellen, um nicht ein Abweichen davon zu gestatten, so bald der Zweck der Vollständigkeit und Gründlichkeit auf andere Weise erreicht werden kann; nur das Eine würde uns als wünschenswerth erschienen sein: daß nämlich der Herausgeber am Schlusse des Ganzen nochmals seine eigenen Ansichten in einer übersichtlichen Darstellung zusammengefaßt und die Grundverschiedenheit seiner philosophischen Anschauungsweise von derjenigen des Verf. mit wenigen schlagenden Worten bezeichnet hätte. Da dies nicht geschehen, so halten wir es für unsere Pflicht, diese Lücke des Buchs, so weit uns dies hier möglich sein wird, zu ergänzen, und zuerst in allgemeinen Umrissen, sodann unter Beziehung auf das Einzelne, eine Vergleichung der in dem „System der Natur" aufgestellten Ideen mit den von dem Herausgeber entwickelten, beider aber mit dem Standpunkte unserer gegenwärtigen Zeitbildung und mit den Resultaten unserer modernen Wissenschaft anzustellen.

Wir müssen hier vor Allem wiederholen, was wir schon oben angedeutet haben, daß das Buch eine durchaus praktische Tendenz hat, daß der Verf. eine sociale Theorie nach natürlichen Principien, nicht eine Wissenschaft der Natur aufzustellen beabsichtigt. Wir bemerken dies ausdrücklich, weil in einer unlängst in der „Abendzeitung" erschienenen Kritik über das vorliegende Buch der Referent, ein tüchtiger Naturforscher, das „System der Natur" für ein System der Naturwissenschaft genommen und unter diesem Gesichtspunkte behandelt hat, da er denn freilich dasselbe nicht wohl anders als höchst mangelhaft finden konnte. Allerdings läßt sich der Verf. des „System der Natur" auch auf theoretische Betrachtungen ein, über „die Natur", über „die Bewegung und deren

Ursprung", über „die Materien, ihre verschiedene Zusammensetzungen und Bewegungen und den Kreislauf der Natur", über „die allgemeinen Gesetze der Bewegung, die Anziehungskraft und die Trägkraft", über die „Nothwendigkeit in der Natur", endlich über „die Begriffe Ordnung und Unordnung, Intelligenz und Zufall". Aber diese physikalischen Untersuchungen leiten nur die höhern und wichtigern Fragen ein, mit denen, als den eigentlichen Zielpunkten seiner ganzen philosophischen Betrachtungen, der Verf. sich vorzugsweise und auf eine umfassendere Weise beschäftigt, die Fragen nämlich nach dem Wesen des Menschen, seiner Freiheit, seiner Bestimmung, nach den Zwecken, Interessen und Gesetzen der Gesellschaft und des Staats.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Goethe läßt im ersten Theile des „Faust" diesen sagen:

> Und dies geheimnißvolle Buch,
> Von Nostradamus' eigner Hand,
> Ist dir es nicht Geleit genug?

Von Nostradamus, dem berüchtigten Astrologen, enthält das „Conversations-Lexikon" das Erfoderliche. Ausführlicher handelt von ihm Adelung in der „Geschichte der menschlichen Narrheit" (Bd. 7, S. 105 fg.): „Als der Kaiser Joseph II. mit dem Papste zerfiel, wollten Einige diese Begebenheit von Nostradamus prophezeit wissen. Die Sache machte vieles Aufsehen und der päpstliche Hof war schwach genug, Nostradamus' Weissagungen am Pfingstfeste 1781 bei Strafe der Excommunication und der Galeeren öffentlich zu verbieten. Dadurch wurde die Begierde nach Nostradamus' „Centurien"*) — unter welchem Titel seine Prophezeiungen bekannt gemacht worden sind — so gesteigert, daß ein einziges Exemplar in einer Auction zu Avignon für 1823 Livres verkauft wurde."

Zur Erläuterung einer andern Stelle in Goethe's „Faust":

> Für solche halbe Höllenbrut
> Ist Salomonis Schlüssel gut,

dient Folgendes: Salomo wurde von den Juden sehr frühe für einen großen Zauberer und Teufelsbanner gehalten. Josephus versichert, daß Salomo gewisse Beschwörungsformeln hinterlassen habe, mittels deren ein gewisser Eleazar in Vespasian's Gegenwart Wunderdinge verrichtet und die den Menschen innwohnenden Teufel durch die Nasenlöcher ausgezogen habe. Auch Origenes gedenkt der von Salomo hinterlassenen Beschwörungsformeln. Ohne Zweifel sind diese der Grund von der noch jetzt bekannten „Clavicula Salomonis" oder eines andern ähnlichen, dem Salomo zugeschriebenen Zauberbuchs; denn man hat deren mehre. Das hebräische Original der „Clavicula" ist sehr selten; man hat aber davon spanische, italienische, französische und lateinische Übersetzungen, welche nicht minder von Liebhabern gesucht und theuer bezahlt werden. P. F. Arpe, „De talismanibus et amuletis" (S. 56) versichert, daß ein Exemplar schon mehrmals mit 1000 Reichsthalern bezahlt worden sei. Umständlicher ist von dieser „Clavicula Salomonis" gehandelt in Adelung's „Geschichte der menschlichen Narrheit" (Bd. 6, S. 332—457).

*) „Les vraies Centuries et Propheties de Maistre Nostradamus" (Avignon 1555, 1556 und bis 1698 öfter), wobei jedoch zu bemerken, daß die spätern Ausgaben durch untergeschobene Weissagungen verfälscht sind; besonders ist die lyoner von 1698 mit 300 derlei Producten vermehrt, angeblich aus Nostradamus' hinterlassenen Papieren.

Die schöne Imperia, Cortisana Romana, besungen von ihren Zeitgenossen, obgleich nur bei ihrem 1511 erfolgten Tode 26 Jahre alt, machte großen Aufwand und hatte so geschmückte Zimmer, daß, als einst der spanische Gesandte zu ihr kam, er rund um sich herblickte und endlich einem seiner Bedienten ins Gesicht spuckte, weil, wie er zu seiner Entschuldigung sagte, dies der einzige Platz sei, den er dazu hier ausfinden könne. Unter Imperia's Anbeter zählt Paulus Jovius den reichen Augustin Chigi, welcher gewissermaßen Finanzdirector des Papstes Julius II. war. Chigi wetteiferte nicht blos in der Liebe für Künste und Wissenschaften mit den Päpsten, er that es auch in Hinsicht auf seine Tafel und auf prachtvolle Feste. Bei der Taufe eines seiner Kinder soll er den Papst und alle Cardinäle eingeladen, sie mit einer Menge Leckerbissen, unter andern mit mehren Schüsseln von Papageienzungen, auf verschiedene Art zubereitet, bewirthet und Schüsseln, Becher und das ganze Tafelgeschirr von schön gearbeitetem Silber, nachdem es einmal gebraucht worden, in die an seinem Hause vorbeifließende Tiber geworfen haben. So viel ist gewiß, daß Chigi in der freigebigen Ermunterung der Kunst des großen Malers Rafael von Urbino hinter dem Papste nicht zurückblieb. Rafael lieferte ihm verschiedene Frescogemälde, unter andern in einem der Zimmer die Geschichte des Cupido und der Psyche in einer Folge von Schildereien. Diese Arbeit wurde indeß häufig unterbrochen, weil Rafael davonging, um eine schöne Bäckerstochter, die ihres Standes wegen gewöhnlich la Fornarina genannt wurde und in die er sterblich verliebt war, zu besuchen. Kaum hatte Chigi dies bemerkt, als er das Mädchen beredete in sein Haus zu ziehen, und nun ging, in ihrer Gegenwart, die Arbeit rasch vorwärts. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 321. —— 17. November 1841.

System der Natur. Von Mirabaud. Deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen.

(Fortsetzung aus Nr. 320.)

Wir müssen sogleich beim Eingange in diese Untersuchungen über die Natur und die Bestimmung des Menschen einen Augenblick verweilen. Schon im ersten Capitel, welches „von der Natur" im Allgemeinen handelt, spricht der Verf. seine Ansichten über den Menschen und dessen Beziehungen zu den übrigen Naturwesen auf eine so klare und so entschiedene Weise aus, daß wir in diesen ersten Worten die ganze Reihe von Folgerungen und von Betrachtungen, durch welche er sich weiterhin über die einzelnen Fragen der Moral, des Rechts, der Politik aussprechen wird, mit deutlichstem Bewußtsein vorangedeutet erblicken. Wir können uns nicht versagen, diese Stelle des „System" hier anzuführen:

Der Mensch ist ein Geschöpf der Natur; in ihr wurzelt er, ihren Gesetzen ist er unterworfen, ihrer kann er sich nicht entschlagen, selbst im Gedanken nicht kann er aus ihr heraustreten. Es ist vergebens, wenn sein Geist sich über die Grenzen der sichtbaren Welt emporzuschwingen strebt, er sieht sich stets gezwungen, zu ihr zurückzukommen. Für ein von der Natur gebildetes, durch sie bestimmtes Wesen gibt es Nichts über dem großen Ganzen, dessen Theil es ist, unter dessen Einflüssen es steht. Wesen, die man jenseit der Natur setzt oder von ihr unterscheidet, sind jederzeit Geschöpfe der Einbildungskraft, von denen wir uns nie eine wahre Vorstellung werden machen können, ebenso wenig wie von ihrem Aufenthaltsorte oder ihrer Handlungsweise. Es gibt und kann nichts geben jenseit des Kreises, der alle Wesen umschließt.

Der Mensch höre also auf, außerhalb der Welt, seinem Wohnplatze, Wesen zu suchen und ein Glück von ihnen zu erwarten, das die Natur ihm versagt; er lerne vielmehr eben diese Natur und ihre Gesetze kennen und beobachte ihre innere Kraft und die unabänderliche Form, in der sie sich äußert. Dann wende er das Beobachtete an auf seine eigene Glückseligkeit mit aller Unterwerfung unter die Gesetze, denen nichts ihn zu entziehen vermag. Er verzichte darauf, Dinge zu erforschen, die ein undurchdringlicher Schleier ihm verhüllt, und ordne ohne Murren sich dem Gange einer allwaltenden Kraft unter, die ihren Lauf nicht hemmen läßt und niemals die Gesetze ihres innern Seins verlassen kann.

Offenbar ist es ein Misbrauch, wenn man, wie dies so oft geschehen ist, den Menschen in ein physisches und moralisches Sein zertrennt. Der Mensch ist ein rein physisches Wesen und seine moralische Existenz ist nur eine besondere Seite seines physischen Seins, ein gewisser, aus der ihm eigenthümlichen Organisation abzuleitender Modus des Handelns. Ist nun aber diese seine Organisation nicht das Werk der Natur? Sind die Handlungsweisen, deren er fähig ist, nicht durch sein physisches Sein bedingt? Seine sichtbaren Handlungen, ebensowol wie seine innern, unsichtbaren Erregungen, die von seinen Begehrungen oder Gedanken herrühren, sind natürliche Wirkungen, nothwendige Folgen seines eigenthümlichen Mechanismus und der Eindrücke, welche er von Wesen seiner Umgebung erhält. Alles, was der menschliche Geist allmälig zur Veränderung oder Verbesserung seines Seins, zur Erhöhung seines Wohlbefindens erfunden hat, war stets nur eine nothwendige Folge der Menschennatur einerseits und der Beschaffenheit der auf ihn wirkenden Dinge andererseits. Alle unsere Institutionen, all unser Nachdenken, alle unsere Kenntnisse gehen dahin, uns ein Glück zu bereiten, nach welchem unsere eigene Natur uns unaufhörlich hindrängt. Alles, was wir thun und denken, Alles, was wir sind oder sein werden, ist nichts als eine Folge unsers durch die allgemeine Natur bestimmten Seins; alle unsere Ideen, Bestrebungen und Handlungen sind nothwendige Wirkungen der Kräfte und Eigenschaften, welche die Natur in uns gelegt hat, und der äußerlichen Umstände, welche sie uns zu überwinden nöthigt und wodurch sie unsere Seinsweise modificirt. — Die Natur schickt den Menschen nackt und hülflos in diese Welt, die sein Aufenthaltsort zu sein bestimmt ist; bald lernt er in Felle sich kleiden; allmälig sehen wir ihn Gold und Seide spinnen. — Alle die einzelnen Schritte, die wir zur Umgestaltung unsers Zustandes machen, sind als eine lange Reihe von Ursachen und Wirkungen anzusehen, die nichts weiter sind als Entwickelungen der ersten von der Natur uns gegebenen Anregungen. Wie das Thier und die Pflanze, so handelt auch der Mensch bei allen seinen Fortschritten, bei allen seinen Veränderungen, die er erfährt, immer nur nach Gesetzen, wie sie seiner Organisation und den Stoffen, woraus ihn die Natur gebildet, entsprechen. Der Mensch als physisches Wesen handelt nach sinnlichen, wahrnehmbaren Erregungen; der Mensch als moralisches Wesen handelt nach physischen Ursachen, die unsere vorgefaßten Meinungen uns nicht erkennen lassen. Der Mensch im Zustande der Wildheit ist ein aller Erfahrung entbehrendes Kind, unfähig, etwas für sein Wohlbefinden zu thun. Der gebildete Mensch dagegen ist durch die Erfahrung und durch den socialen Verstand in den Stand gesetzt, die Natur zu seinem Glücke zu benutzen. Der tugendhafte und aufgeklärte Mensch ist der Mensch in dem Zustande der Reife und Vollendung; glücklich ist Der, welcher die Güter der Natur zu genießen versteht, unglücklich Der, welcher unfähig ist, ihre Wohlthaten zu gebrauchen. — Alle Irrthümer der Menschen entstehen aus mangelhafter Naturkenntniß. Der Mensch täuscht sich nie, so lange er die Natur und ihre Gesetze zu befragen und die Erfahrung zu Rathe zu ziehen nicht unterläßt. Mangel an Erfahrung ist also Schuld an den ungenügenden Begriffen, welche die Menschen von der Materie, ihren Eigenschaften, ihren Zusammensetzungen und Kräften, von den Formen und Wirkungen ihres Wesens sich gebildet haben, ist Schuld daran, daß ihnen das Universum ein Gewebe von Täu-

schungen geworden ist. Unbekannt mit der Natur und ihren Gesetzen, sahen sie nicht die nothwendigen Bahnen, welche dieselbe allen ihren Bildungen vorzeichnet. Mehr noch, sie miskannten sich selbst und alle ihre Systeme, alle ihre Muthmaßungen und Forschngen, aus denen die Erfahrung verbannt war, waren nichts als eine lange Kette von Irrthümern und Abgeschmacktheiten.

Jeder Irrthum ist mit Schaden verknüpft und weil der Mensch in Täuschung befangen war, hat er sich unglücklich gemacht. Aus Mangel an Kenntniß der Natur hat er sich Gottheiten gebildet, die alleiniger Gegenstand seiner Hoffnungen und Befürchtungen wurden, ohne zu bedenken, daß die Natur, die weder Haß noch Liebe kennt, nach nothwendigen, unwandelbaren Gesetzen bald zerstörend, bald schaffend wirkt und den Geschöpfen, die sie mit Empfindung begabt, bald Wohl, bald Wehe bereitet, ohne jemals ihnen ruhiges Beharren zu vergönnen. Der Mensch vergaß, daß er Dasjenige, was er bedarf, die Mittel zur Linderung seines Schmerzes und zur Bereitung seines Wohlbefindens in der Natur und seiner eigenen Kraft zu suchen hat, und darum erwartete er dies Alles von eingebildeten Wesen, die er als die Urheber seines Glücks wie seines Schmerzes ansah. Der Miskenntniß also der Natur, wie man sieht, verdanken jene unbekannten Mächte, vor denen das Menschengeschlecht so lange gezittert hat, und jenen abergläubischen Abgöttereien, welche die Quelle seines Elends waren, ihr Dasein.

Dem Mangel an Erkenntniß seiner eigenen Natur, seiner Bestimmung, seiner natürlichen Bedürfnisse und Rechte ist es zuzuschreiben, daß der Mensch als gesellschaftliches Wesen seiner Freiheit verlustig ging und in Sklaverei fiel. Seine innersten Triebe kannte er nicht, oder glaubte sie gewaltsam unterdrücken und sein Glück den Launen seiner Obern zum Opfer darbringen zu müssen. Unbekannt mit dem Zwecke der Gesellschaft und ihrer Verfassung, unterwarf er sich ohne Rückhalt Andern seines Gleichen, die er in seiner Einfalt für Wesen höherer Art, für irdische Götter ansah, während diese seine Unwissenheit benutzten, um ihn zu knechten, zu entsittlichen und ihn lasterhaft und elend zu machen. So ist die Sklaverei und Bedrückung, welche das Menschengeschlecht erfuhr, eine Folge mangelnder Selbsterkenntniß.

Dem Verkennen seiner selbst und der nothwendigen Beziehungen zu den Wesen seines Gleichen ist es ferner zuzuschreiben, daß der Mensch von den Pflichten gegen Andere nichts wußte und seine Mitmenschen bei seinem Streben nach Glück entbehren zu können glaubte. Ebenso wenig bekümmerte er sich um die Pflichten gegen sich selbst, um die Ausschweifungen, die er vermeiden, um die Leidenschaften, die er unterdrücken und beherrschen muß, um wahrhaft glücklich zu sein; er verkannte mit einem Worte seine wahrsten Interessen. Daher Zerrüttung, Unmäßigkeit, schmähliche Lüste, daher alle die Laster, denen er auf Kosten seiner Erhaltung und seines dauernden Wohlbefindens sich ergab. Unkenntniß der menschlichen Natur hinderte ihn also, sich über seine Pflichten zu unterrichten, an deren Ausübung, auch wenn er sie gekannt hätte, freilich schon die Schlechtigkeit seiner Gewalthaber ihn gehindert haben würde.

Endlich ist der Mangel an Studium der Natur und ihrer Gesetze, ihrer Hülfsmittel und Eigenschaften Schuld, daß der Mensch in Unwissenheit dahinlebt und so langsame und unsichere Fortschritte zur Verbesserung seines Looses macht. Seiner Trägheit sagt es mehr zu, sich durch Beispiel, Gewohnheit, Autorität, als durch Erfahrung und Vernunft leiten zu lassen, welche freilich Thätigkeit und Nachdenken erfodern. Daher jene Abneigung der Menschen vor Allem, was sich von ihrer gewohnten Handlungsweise zu entfernen scheint, daher ihr einfältiger und gewissenhafter Respect vor allem Alter, vor den unsinnigsten Überlieferungen ihrer Väter; daher ihre Bedenklichkeiten bei Vorschlägen zu den zweckmäßigsten Veränderungen, zu den, den sichersten Erfolg versprechenden Versuchen. Dies der Grund, warum wir die Nationen in schmählichem Stumpfsinn hinbrüten, unter Jahrhunderte lang fortgeschleppten Misbräuchen seufzen und doch vor der Idee einer gründlichen Abhülfe ihrer Übel zurückbeben sehen. Dieselbe Trägheit, derselbe Mangel an Erfahrung ist aber auch Grund, daß die Arzneiwissenschaft, die Physik, der Ackerbau, kurz alle nützlichen Kenntnisse so gar keine sichtbaren Fortschritte machen und so lange an dem Gängelbande der Autorität sich führen lassen; denn Die, welche zu jenen Wissenschaften sich bekennen, finden es bequemer, den Weg fortzuwandeln, auf den man sie hingestellt hat, als sich neue Bahnen zu brechen, und begnügen sich lieber mit den Eingebungen ihrer Einbildungskraft und willkürlichen Hypothesen, als daß sie den mühevollen Weg der Erfahrung beträten, der sie allein dahin führen könnte, sich der Geheimnisse der Natur zu bemächtigen.

Mit diesen Worten stellt uns der Verf. in kurzen, aber scharfen Umrissen seine ganze Theorie vom Menschen vor Augen. Der Mensch, sagt er, *ist ein Naturwesen*, gleich den übrigen Naturwesen, dem Thiere, der Schlange, dem Steine, d. h. wie sie entwickelt auch er sich nach den innern Gesetzen seiner Natur und unter dem Einflusse der umgebenden äußern Stoffe oder Gegenstände. Seine einzige Bestimmung ist, die Natur zu erkennen und zu beherrschen, sein einziges Glück besteht eben in dieser Anwendung und Erweiterung seiner Kräfte; seine einzigen Pflichten sind diejenigen, welche aus der Rücksicht auf einen solchen Zweck, aus dem Zusammenleben und Zusammenwirken mit andern, gleich organisirten und gleiche Zwecke verfolgenden Wesen entspringen.

Wie verhält sich nun diese Grundansicht des Verf. zu den Ideen unserer modernen deutschen Philosophie? Bei Kant finden wir den Spiritualismus noch in seiner vollen Kraft, besonders nach der praktischen Seite des Systems hin; die Seele als ein vermöge ihrer moralischen Freiheit transscendentes, d. h. einer höhern, intelligibeln Ordnung der Dinge angehörendes, den Einflüssen der Natur, der Sinnlichkeit entzogenes Wesen; die Bestimmung des Menschen als Erhebung über das Natürliche, als die Selbstgenügsamkeit der Tugend, d. h. der negativen, leeren und formalen Willensreinheit. Fichte nahm zwar einen tüchtigen Anlauf, um sich kopfüber in den Materialismus, in den Cultus der natürlichen Interessen zu stürzen, besonders in seinem merkwürdigen Buche „Über die Bestimmung des Menschen", welches in vielen Stellen fast wörtlich mit dem „System der Natur" übereinstimmt. Aber unvermögend, die Consequenzen dieser materialistischen Ansicht zu ertragen, kehrte Fichte auf halbem Wege um und warf sich *einem um so schroffern* Idealismus in die Arme, der fast bis zur mystischen Verleugnung alles Endlichen und Natürlichen fortging. Unsere neuern, pantheistischen Systeme nähern sich offenbar wieder der naturalistischen Ansicht; indeß ist schwer zu sagen, wie sie eigentlich das Verhältniß des Menschen zur Natur aufgefaßt wissen wollen. Zwar erklärte sowol die Naturphilosophie als auch Hegel die Natur für die Basis oder Vorstufe des Menschen, den Menschen für die Fortsetzung oder das Product der Natur in ihrer höchsten Entwickelung; und beide Systeme weisen die vom Spiritualismus behauptete absolute Trennung zwischen dem Natürlichen und dem Geistigen beharrlich ab; allein wie verschiedenartiger Deutung auch diese Lehre fähig sei, zei-

gen die vielen unter den Anhängern derselben ausgebrochenen Streitigkeiten, zeigt besonders der merkwürdige Rückfall Schelling's selbst in eine dem spiritualistischen Dogmatismus sich vollkommen anschließende Auffassung der menschlichen Freiheit und des Weltzweckes. Die Hegel'sche Philosophie hält allerdings an der selbständigen Geltung der Welt des Diesseits und an der Leugnung eines Wesenunterschiedes zwischen dem Geiste und der Natur, oder eines absoluten Jenseits außer und über der Wirklichkeit entschiedener fest; und selbst die letzten Consequenzen der materialistischen Ansicht unsers Verf., die Verweisung des Menschen, statt auf abstract innerliche Vollkommenheit durch Entsagung, auf Thätigkeit, Bearbeitung, Beherrschung und Umgestaltung der Natur, mit einem Worte, auf die Entwickelung der materiellen Interessen und der Industrie, die Bestimmung des Endzweckes der Menschheit als eines nur durch den Staat und dessen freiere Gestaltung zu erreichenden; die Vertauschung des alten religiösen Princips mit einem neuen, socialen — selbst dies, sagen wir, ist von der am meisten vorgeschrittenen Partei der Hegel'schen Schule anerkannt worden. Nur legen auch diese Philosophen — und hierin unterscheiden sie sich wesentlich von dem Verf. des „System der Natur" und von den französischen Philosophen im Allgemeinen — zu großes Gewicht auf das Denken durch Begriffe und zu wenig auf die Erfahrung; und überhaupt ist bei ihnen das Interesse der Speculation, die Lust am systematischen Construiren, an großen poetischen, weltgeschichtlichen Perspectiven zu sehr vorherrschend vor dem Interesse des praktischen Gestaltens im Einzelnen, vor der nüchternen Berechnung des zunächst Nothwendigen, Erreichbaren und Förderlichen, was die französische Philosophie zwar auch nicht immer, aber doch häufiger als die deutsche in den Vordergrund stellt.

Weit mehr als mit den Theorien unserer Philosophen scheint sich die materialistische Ansicht des Verf. mit denjenigen Lebensansichten zu begegnen, welche, außerhalb der Schule, in den allgemeinern Kreisen unserer modernen Bildung heimisch sind. Wir sehen unsere Zeit den Grundgedanken des „System der Natur" verwirklichen, den Gedanken nämlich, daß der Mensch bestimmt sei, durch seine Kraft die Natur zu erkennen und zu beherrschen, und daß er dazu keiner fremden Leitung und Autorität bedürfe; wir sehen die Naturforschung und alle übrigen Wissenschaften, von dem Einflusse theologischer Vorurtheile und metaphysischer Abstractionen erlöst, in immer freierer und rascherer Bewegung auf der Bahn der Beobachtung und des Experiments, mit einem Worte der Erfahrung, vorwärtsschreiten; wir sehen die Idee der Selbstregierung, der individuellen Freiheit als bewegendes Princip in unser politisches Gemeinwesen eingeführt, die Arbeit geschätzt und belohnt, die ungerechte Tyrannei der Privilegien gebrochen; wir sehen die materiellen Interessen, die Industrie und den Handel, in der innern wie in der äußern Politik der Staaten als das Normgebende, als das Lebensprincip anerkannt und die meisten der Illusionen vernichtet, durch welche früher Staatsmänner und Diplomaten die Völker über ihre wahren, natürlichen Interessen täuschten.

Auf diesen Standpunkt, auf den Standpunkt des Thatsächlichen, der allgemeinen Bildung der Gegenwart, hat sich auch der Herausgeber gestellt, um von da aus die Ideen Holbach's zu beleuchten, zu vervollständigen und zu berichtigen. Die Interessen und die Bestrebungen unserer Zeit scharf ins Auge fassend und vor keiner ihrer Consequenzen zurückbebend, hat er sich nicht gescheut, den Materialismus, welchen die französische Philosophie predigt, für dasjenige System zu erklären, welches die Menschheit nicht nur jetzt schon factisch erfaßt hat und zur Anwendung bringt, sondern in welches sie sich auch immer tiefer und immer consequenter hineinarbeiten müsse und werde. Während die meisten unserer Philosophen und Staatsmänner, mit einer allerdings schwer zu erklärenden Inconsequenz, den Materialismus, d. h. die Richtung der Gesellschaft auf das Natürliche und Materielle hin, zwar in seinen hauptsächlichsten Äußerungen und Folgen — für die Entwickelung der Gewerbe, Künste und Wissenschaften, für die Förderung des allgemeinen Wohlstandes und des Nationalreichthums — gelten lassen, dennoch aber für nothwendig halten, ihn, durch eine Beimischung irgend welcher idealer Elemente, unschädlich zu machen, behauptet der Herausgeber kühn und frei, das materialistische Princip trage das Gesetz seiner Entwickelung und Regelung, das Heilmittel für alle scheinbar oder wirklich aus ihm sich erzeugenden Übelstände in sich selbst, und es bedürfe nur einer consequenten und vorurtheilslosen Durchführung dieses Princips, um, statt der Gefahren, die man jetzt überall damit verbunden glaubt, die wohlthätigsten Wirkungen für den Staat und die Gesellschaft daraus hervorgehen zu sehen. Hier ist aber auch zugleich der Punkt, in welchem sich des Herausgebers Ansicht von der des Verf. scheidet. Der Herausgeber findet nämlich in dieser letztern keineswegs das reine und echte materialistische Princip ausgesprochen, sondern nur eine Verbildung oder Abart desselben, ein System, welches zwischen der richtigen und consequenten Auffassung des Natürlichen und seiner Gesetze und den idealistischen Tendenzen abstracter Systeme mitten inne steht, und welches deshalb auch mit allen den Mängeln und Irrthümern behaftet ist, welche fast jeder solchen Übergangsstufe eigen sind. Der Herausgeber deckt mit Schärfe und rückhaltlos alle diese Irrthümer des „System der Natur" auf; er deutet selbst auf die Punkte hin, in denen dasselbe der Moral gefährlich, mit einer gesunden Politik unvereinbar oder mindestens unwissenschaftlich, flach, einseitig sei; aber weit entfernt, davon Anlaß zu einer Reaction gegen die Grundidee des Systems selbst zu nehmen und auf Rückkehr zum idealistischen oder spiritualistischen Principe zu dringen, wirft er sich vielmehr mit einer energischen Bewegung nach vorwärts und sucht, durch beharrliche Verfolgung des Wegs, auf welchem sich der französische Materialist ziel- und haltlos umhertreibt, einen neuen sichern Standpunkt zu gewinnen.

Dieser Gegensatz des Herausgebers gegen den Verf., und dieses Bestreben des Erstern, das von dem Letztern

einseitig aufgefaßte Princip in seiner Reinheit wiederherzustellen, gibt sich schon bei der Kritik der im ersten Capitel des Buchs aufgestellten Erklärung über das Wesen des Menschen kund.

(Die Fortsetzung folgt.)

Situationen. Ein Novellenkranz. Nebst einigen Worten über die Theorie der Novelle. Von Georg v. Reinbeck. Stuttgart, Beck u. Fränkel. 1841. 8. 2 Thlr.

Das Dankenswertheste an diesem Buche sind die Andeutungen über die Theorie der Novelle, welche der Verf. den Novellen selbst vorangeschickt hat und die, ohne gerade tief zu sein, manches Wahre enthalten. In treffender Weise wird die Novelle vom Roman unterschieden. „Die Novelle", sagt der Verfasser, „ist die poetische Erzählung einer Thatsache, welche als dem wirklichen Culturleben eines bestimmten Zeitraums angehörig erscheinen soll. Dies hat sie mit dem Romane gemein. Der Roman aber umfaßt einen bedeutenden Theil eines ungewöhnlichen Menschenlebens, ja wol ein ganzes und oft mehr als ein Menschenleben: der Roman bildet eine poetische Biographie; dagegen hat die Novelle nur eine einzelne Erscheinung eines Menschenlebens, eine ungewöhnliche Situation zum Gegenstande. Wenn in dem Roman das Leben des Helden mit seinen mannichfaltigen Abwechselungen und Lagen interessiren soll, so soll das Interesse der Novelle sich dagegen auf eine einzelne Situation, als auf eine einzelne Thatsache concentriren. — — Durch diese Concentrirung des Interesse auf eine einzelne Thatsache, in welcher ein menschliches Schicksal entschieden wird, nähert sich die Novelle dem Drama, bei welchem dies ebenfalls eintritt, daher auch aus einer Novelle viel leichter ein Drama sich bilden läßt (wie von Shakspeare aus den Novellen italienischer Dichter), als aus einem Roman; nur nicht aus jeder Novelle, weil bei dem Drama das Interesse vorzüglich auf die Erreichung oder Verfehlung eines bestimmten Zwecks und auf den Kampf dafür fällt, nicht aber so in der Novelle, wo es auf einen bestimmten Zweck und einen Kampf dafür nicht ankommt." In dieser Stelle ist die Bezeichnung des Romans als eine poetische Biographie besonders zu beachten; denn es ist wahr, daß ein Roman, je mehr er sich von dem Begriffe und der Bedeutung einer poetischen Biographie entfernt, auch um so schwächlicher und dürftiger erscheinen wird. Was Reinbeck's Novellen betrifft, so halten sie allerdings durchgehends die von ihm in der ästhetischen Einleitung ausgesprochene Ansicht fest, daß eine Novelle nicht in ein Raisonnement übergehen dürfe, wenn sie nicht zu einem Unding ausarten wolle; denn der Gedanke (das abstracte Denken) darf, wie Reinbeck behauptet, in der Dichtkunst nie vorherrschend und bildend sein, und namentlich vertritt die Novelle, wie dies sich schon aus ihrer historischen Entwickelung bei Boccaccio ergibt, weit mehr als der Roman die mündliche Erzählung. Dieser Ansicht entsprechend, sind Reinbeck's Novellen von allem Raisonnement frei, rein referirend, thatsächlich und dabei einfach und schlicht erzählt. Wenn wir aber auch zugeben, daß man in der jüngsten Zeit den ursprünglichen Charakter der Novelle durch eingeschobene Raisonnements, Kunstgespräche, kritische Ausläufer, politische, literarische, sociale und religiöse Tendenzen und selbst polemische Zuthaten allzu sehr verwischt hat, sodaß die Novelle fast nur noch als Transportmittel und Schubkarren zur Beförderung von Tendenzen und Raisonnements dient, so läßt sich doch fragen, ob nicht auch die Novelle dem Geiste der Zeit sich ein wenig zu accommodiren, oder ob sie den Standpunkt, welchen ihr Boccaccio anwies, nothwendig festzuhalten habe. Von dem Geiste der Zeit einen gemäßigten Gebrauch machen, ist immer noch etwas Anderes, als damit Misbrauch treiben. In Reinbeck's Novellen tritt das Element des Gedankens zu ersichtlich und zu unverhältnißmäßig gegen die nicht einmal gewichtigen Thatsachen zurück. Außerdem sind Erfindung und Einkleidung durchaus nicht originell, viel eher gewöhnlich; nur ein paar Novellen zeichnen sich durch pikante Situationen aus, z. B. „Rosalinde von Ramsey". Ein deutsches verwaistes Fräulein heirathet einen interessanten englischen Reisenden, welcher verwundet in das Haus ihrer Pfleger gebracht wird. Sie ziehen nach einem Schlosse in der Schweiz, dessen unheimlicher Charakter gut geschildert ist; der Eheherr lebt in wüster Gesellschaft, streift, angeblich der Jagd obliegend, Tage und Nächte lang in den Bergen umher, verschwelgt andere, bis Rosalinde zu der Gewißheit gelangt, sie sei mit dem Anführer einer Räuberbande vermählt. Die ziemlich unwahrscheinliche Geschichte löst sich übrigens zur Zufriedenstellung gemüthlicher Leser noch hinlänglich günstig auf. Das spannendste dramatische Interesse hat unter diesen Novellen „Constanze Contarini"; die Novelle „Das Manuscript" erinnert an die hausbackene humoristische Kost, womit früher Laun, Schütze u. A. die Tafel der Taschenbuchliteratur servirten; „Spielerglück" ist eine Variation auf das verbrauchte Thema der Spielsucht; nur die Novelle „Die seltsame Ehe" hat eine Art von moderner Tendenz. Eine Dame von Stande, welche den Stand der Ehe für ein die Weiber beschwerendes und entehrendes Institut ansieht, lebt mit dem Manne ihrer Wahl vor den Augen der Welt in scheinbar ehelichem Verhältniß, vor den Augen des Himmels oder vielmehr der Kirche, wenn dieser die Augen aufgegangen wären, in wilder Ehe. Albert ist allerdings nicht damit zufrieden, geht aber die Bedingung ein, weil sie die einzige ist, welche ihm den Besitz der schönen capriciösen Frau gestattet. Adelheid geräth aber späterhin in Versuchung, sich in einen Andern zu verlieben und ihrem Albert untreu zu werden. Sie spürt, daß ihr etwas fehlt, das Gefühl der Pflicht, und um sich unauflöslich an Albert zu ketten, fodert sie nun selbst, was sie bis dahin verabscheute, die Zusammensprechung durch Priesters Mund, durch die Weihe und den Segen der Kirche, und die Ehe ist somit gerechtfertigt. Die kleine Novelle ist nicht übel, ihrer Tendenz entsprechend und mit unverfänglicher Zartheit ausgeführt. 16.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Man schätzt den Werth der sämmtlichen Erzeugnisse des Ackerbaues in den Vereinigten Staaten auf 700 Millionen Dollars jährlich; den Ertrag aller Bankschulden auf ungefähr 500 Millionen und den Betrag des sämmtlichen in Umlauf befindlichen Papiergeldes auf circa 100 Millionen Dollars. Wenn daher auch alle Banken auf einmal brächen und alle Banknoten mit einem Schlag gar nichts mehr werth wären, so würde der wirkliche Verlust, obgleich er Einzelne sehr hart treffen möchte, sich doch noch nicht auf den vollen Werth einer einzigen Ernte belaufen.

In der berühmten Maschinenfabrik des Herrn W. Norris in Philadelphia arbeiteten im Juli nahe an 350 Personen an Locomotiven für Eisenbahnen in Rußland, Östreich, Preußen, Baiern und Italien.

Die Arbeiten für die große kostspielige Wasserleitung, welche zum Zweck hat, die Stadt Neuyork mit trefflichem Trinkwasser zu versehen, werden ungeachtet der jetzigen schlechten Handelsconjunkturen ununterbrochen fortgesetzt. Im Monat Juli wurde von der Eisengießerei des Herrn Winterstein in Port Carbon vor Pottsville in Pennsylvanien ein Kanalboot voll gußeiserner Röhren, für die Wasserwerke in Neuyork bestimmt, verschifft. Dieselben haben 18 Zoll im Durchmesser und jede wiegt über 2300 Pfund. Das dazu verwendete Eisen ward sämmtlich in County Schuylkill gegraben, geschmolzen und verarbeitet. 117.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 322. —— 18. November 1841.

System der Natur. Von Mirabaud. Deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen.

(Fortsetzung aus Nr. 321.)

Zunächst über die Ansichten des Verf. in Bezug auf die Scheidung des Menschen in ein physisches und ein moralisches Wesen, eine Scheidung, welche derselbe gänzlich aufhebt, äußert sich der Herausgeber folgendermaßen (S. 11 Anm.):

Der Verf. hat wol ganz recht, wenn er die Trennung des Menschen in ein physisches und ein moralisches Wesen, oder, nach einem geläufigern Ausdrucke, in Leib und Seele, als die Quelle allerlei Irrthums ansieht. Auch sucht man sich heutzutage mehr und mehr von dieser beschränkten Auffassung loszumachen, und jeder Unbefangene wird daher gern mit dem Verf. sich darüber einverstehen, daß die geistige Entwickelung des Menschen nur eine Fortsetzung seiner physischen Entwickelung sei. Dagegen ist der Mensch auch nicht ein rein physisches Wesen, das über die physischen Bedingungen seines Seins nicht hinauszukommen vermöchte. Das hieße alle Entwickelungsfähigkeit des Menschen verkennen, vermöge deren er die Natur zu bearbeiten und sich immer unabhängiger von ihr darzustellen weiß. Inwiefern also der Mensch der Natur seine bildende Kraft entgegenzusetzen und durch Verarbeitung der ihn umgebenden Objecte den engen Kreis seines Daseins zu erweitern weiß, ist er mehr als ein blos physisches Wesen, ist er ein moralisches Wesen. In diesem Sinne ist der Mensch, obwol selbst eine Bildung der Natur, doch eben dieser Natur entgegengesetzt, ohne daß damit etwas Widersprechendes gesagt wäre; denn obwol der Mensch, wie jede andere Naturbildung, sich an die Elemente, durch deren Verarbeitung und Assimilation er Das geworden ist, was er ist, anlehnt, so sind diese Elemente für seine weitere Entwickelung nicht bestimmend, d. h. sie begrenzen sein Streben nicht, lassen es frei sich ausdehnen. Durch diese fortgesetzte Entwickelung aber unterscheidet sich der Mensch von seinen äußern Umgebungen als ein höheres, frei dastehendes Wesen, obschon er um deßwillen nie aufhört, der äußern Natur homogen zu sein.

Also der Herausgeber nimmt zwar auch eine Gleichartigkeit oder Homogeneität des Menschen und der übrigen Naturwesen an und verwirft schlechthin die spiritualistische Ansicht, welche im Menschen ein Doppelwesen erblickt, dessen beide Factoren an sich völlig heterogen, ja feindselig sein und nur durch ein unbegreifliches Wunder zu einem Ganzen verbunden erscheinen sollen; aber andererseits bestreitet er oder berichtigt vielmehr die Annahme des Verf., daß der Mensch ein blos physisches Wesen und Dasjenige, was wir sein geistiges, moralisches Theil nennen, gar nichts Weiteres sei, als die Wirkung seiner natürlichen Beschaffenheit und des Einflusses der Außendinge auf ihn. Der Herausgeber sieht vielmehr das geistige Element der Menschennatur, den Grund seiner höhern, moralischen Existenz in der unendlichen Entwickelungsfähigkeit, welche ihm, und nur ihm, unter allen uns bekannten Naturgeschöpfen eigenthümlich ist. Alle Naturwesen, außer dem Menschen, sagt er, haben einen beschränkten, zum Theil engern, zum Theil weitern, immer aber doch festgeschlossenen und unüberschreitbaren Kreis der Entwickelung; diesen durchlaufen sie und, ans Ende desselben gekommen, hört ihre Thätigkeit und ihr Dasein auf und ein neues Wesen ihrer Gattung fängt denselben Kreislauf von vorne an, um ihn abermals nur bis zu dem gleichen Punkte fortzuführen. Der Mensch allein hat eine solche beschränkte Sphäre seiner Thätigkeit, ein solches bestimmtes Ziel seines Strebens nicht, er strebt, er entwickelt sich ins Unendliche fort. Neue Individuen, neue Generationen treten an die Stelle der abscheidenden, aber nicht, um blos dieselben Phasen des Daseins wieder und immer wieder zu durchlaufen, sondern um die von jenen begonnene Entwickelung weiterzuführen, und so, an der ununterbrochenen Kette der menschlichen Geschlechter fortgeleitet, braust die Strömung des geistigen Lebens in immer gewaltigern Wogen fort, so, indem eine Zeit auf die Schultern der andern tritt, erhebt sich der Riesenbau der Cultur immer kühner und stolzer in die Lüfte. Dies sind die Wirkungen der unendlichen Entwickelungsfähigkeit der Menschennatur, und wir können deshalb recht wohl von einer geistigen, moralischen Kraft im Menschen sprechen — zum Unterschiede von den Thieren, welchen jene Entwickelungsfähigkeit abgeht — ohne daß wir deshalb genöthigt oder berechtigt wären, darunter etwas den physischen, materiellen Bedingungen der menschlichen Existenz Heterogenes, etwas Übernatürliches im spiritualistischen Sinne zu verstehen. Ausführlicher entwickelt der Herausgeber diese Ansicht an einer andern Stelle (S. 155):

Der Mensch — heißt es dort — unterscheidet sich von dem Thiere nicht blos wie etwa eine Thiergattung von einer andern Thiergattung sich unterscheidet, sondern er erhebt sich über die gesammte Thierwelt auf eine sehr merkbare Weise. Nicht blos seine äußere Organisation zeichnet ihn vor allen andern Geschöpfen der Erde aus, sondern noch weit mehr seine erstaunliche und wirklich unendliche Bildungsfähigkeit. Vielleicht wollte der

Verf. diese letztere unter dem Ausdrucke Organisation mitbegriffen wissen, da allerdings die Bildungsfähigkeit des Menschen durch seine körperliche Organisation bedingt ist. Allein eine ausdrückliche Hervorhebung dieser Entwickelungsfähigkeit ist, wenn man die Sphäre des menschlichen Lebens der Natur und insbesondere der Thierwelt gegenüber abgrenzen will, in der That unerlaßlich; denn Das, was der Mensch zu leisten und zu werden befähigt ist, läßt sich aus einer blos äußern Betrachtung seines Organismus nicht begreifen. Wir ahnen wol, daß sein edler Bau ihn zu einer weitern Entwickelung befähigt als das Thier, allein welcher Art diese Entwickelung sei, wird uns erst deutlich, wenn wir sie thatsächlich vor Augen sehen. Der natürliche Unterschied des Menschen vom Thiere ist ein ziemlich geringer; denn die Thierwelt selbst schließt sich in ihren höchsten Stufen eng an den Menschen an; daher der Naturhistoriker den Menschen auch nur als Thier betrachtet. Allein diese naturhistorische Betrachtung des Menschen erschöpft beiweitem nicht das ganze Wesen desselben und der Mensch auf der Höhe der Entwickelung, auf welcher wir ihn jetzt sehen, ist allerdings vom Thiere durch eine ungeheure Kluft geschieden. Während also die spiritualistische Ansicht darin fehlt, daß sie die menschliche Seelenthätigkeit und namentlich die menschliche Vernunft als etwas dem thierischen Seelenleben völlig Incommensurables ansieht, verfällt die materialistische Ansicht in das andere Extrem, indem sie den Menschen blos mit den Augen des Naturbeobachters betrachtet und die ganze selbständige Entwickelung und Fortbildung der Menschheit ignorirt. Die spiritualistische Betrachtungsweise ist falsch, weil sie den Menschen ganz lostrennt von seinen Umgebungen, die materialistische ist unzureichend, weil sie den wichtigsten Theil der Menschennatur verkennt oder doch nicht hinlänglich würdigt. Jene Ansicht beruht geradezu auf einem Irrthum, diese hat ein richtiges Fundament und läßt eine Verständigung zu, aber eine Vervollständigung ist ihr nöthig, wenn die Betrachtung fruchtbar werden soll.

Noch deutlicher aber als bei der allgemeinen Definition des Menschen tritt dieser Gegensatz zwischen der materialistischen Auffassungsweise des Verf. und der des Herausgebers hervor bei der Anwendung, die der Verf. von der gegebenen Erklärung in Bezug auf die einzelnen Probleme der Moral, der Erziehung, der Politik u. s. w. macht. Der Verf. bekennt sich zu einem strengen Fatalismus oder Determinismus; er leugnet schlechthin die moralische Freiheit des Menschen und macht diesen mit Allem, was er ist und was er thut, zu einem willenlosen Geschöpfe der Natur und ihrer nothwendigen Gesetze. Dies ist bekanntlich der Punkt, an welchem sich von jeher die Feinde und Verleumder des Materialismus vorzugsweise angeklammert haben; es gilt für ausgemacht, daß der Materialismus nothwendig auf Leugnung der menschlichen Freiheit und auf Vernichtung aller Moralität führe; denn wie wäre Sittlichkeit möglich ohne Freiheit? Der Herausgeber hat deshalb sehr wohl gethan, diesem Gegenstande eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken; und es ist ihm, wie es uns wenigstens scheint, vollkommen gelungen, jenes Vorurtheil, was man gegen den Materialismus bisher hegte, durch den Beweis zu entkräften, daß gerade das rechtmessende materialistische Princip, und nur dieses zur Begründung einer wahren naturgemäßen und praktischen Ansicht von der Freiheit tauglich sei. Wir führen zur Bestätigung dessen hauptsächlich die Anm. S. 170 fg. an, wo es heißt:

In der That legt die Metaphysik dem Menschen eine Willensfreiheit bei, vermöge welcher derselbe über alle materiellen Bedingungen seines Seins sich erheben und unabhängig von allen äußern Verhältnissen den Gesetzen reiner Vernunft Folge leisten könne. Dieser spirituelle oder metaphysische Freiheitsbegriff nun verstößt so gegen alle Erfahrung und löst den Menschen dergestalt von seiner physischen Basis los, daß es nicht schwer hält, das Unhaltbare desselben nachzuweisen. Der Verf. thut dies in sehr nachdrücklicher Weise, und bis hierher möchte wol jeder Unbefangene seiner Darstellung beipflichten. Allein wenn man auch zugestehen muß, daß der Mensch nicht von seiner Basis, der allgemeinen Natur, loskommen kann, so ist er darum doch nicht aller Selbständigkeit und Freiheit beraubt. Es gibt allerdings außer der metaphysischen Freiheit, welche der Verf. mit Recht eine Chimäre nennt, noch einen andern Freiheitsbegriff, den der Verf. aber gar nicht *gekannt* zu haben scheint und der streng genommen mit dem Grundgesetze der Individualität zusammenfällt. Wer dieses Gesetz *anerkennt*, wer anerkennt, daß die Natur nicht eine unterschiedslose Masse, sondern ein mannichfaltiges Ganze sei, ein System von Einzeldingen, hat zugleich das Gesetz der Freiheit anerkannt. — Unter Individuum versteht man eine selbständige, von der allgemeinen Natur, d. h. von den einfachern und niedern Seinsstufen und Elementen sich loslösende und unterscheidende Bildung. Es liegt somit in dem Begriffe eines solchen Wesens, daß es *sich* gegenüber den allgemeinen Elementen zu behaupten, *seinen Rang* unter den übrigen Wesen gegen alle elementarischen Störungen festzuhalten wisse. Somit ist, wie schon bei einer andern Gelegenheit von uns bemerkt worden ist, das Individuum nicht durchgängig bestimmt durch die äußern Elemente, sondern es besitzt die Kraft, die Elemente sich zu assimiliren. Darin besteht die Selbständigkeit der Individuen, und wo Selbständigkeit ist, ist auch Freiheit. Ein Individuum, das sich der allgemeinen Natur gegenüber behauptet, ist in dieser Beziehung frei, obwol diese Freiheit und Selbständigkeit kein *ruhiger* Besitz ist, sondern durch unausgesetzte Anstrengungen immer wieder neu erworben werden muß. Niemals ist es dem Individuum vergönnt, sich zu ruhigem Beharren gegen die Elemente abzuschließen, immer muß es im Kampfe seine Selbständigkeit und Freiheit bethätigen. Aber die Fähigkeit des Verstandes bei jeder Einzelbildung in der Natur ist ein Factum und beim Menschen insbesondere befindet sie sich in einem sehr hohen Grade. Es heißt also nichts Anderes als dieses Factum verkennen, wenn man dem Menschen die Freiheit abspricht. Alles, was daher der Verf. anführt, um die Handlungen der Menschen als durchgängig determinirt darzustellen, ruht auf mangelhafter Beobachtung. Es ist wahr, unser Wollen ist jederzeit durch äußere Anregungen, durch materielle Eindrücke bedingt, allein unser Verhältniß zu den uns erregenden Objecten ist ein anderes, als der Verf. annimmt. Entweder wir verhalten uns völlig negativ und suchen uns der Empfindungen, welche ein Object in uns erregt, so gut es geht, zu erwehren, oder wir suchen uns des Objects zu bemächtigen, aber nicht, um nun für alle Zeit unser Streben in dieses Object zu versenken, sondern blos, um ein augenblickliches *Bedürfniß* zu *befriedigen*. Der Anblick einer Frucht kann meine Eßlust reizen, allein wenn ich mich nun dieser Frucht bemächtige, um meinem Nahrungstriebe zu genügen, so bin ich deshalb nicht durchgängig durch den Nahrungstrieb bestimmt. Im Gegentheil, schon bei Befriedigung dieses Triebes bethätige ich meine Selbständigkeit, indem ich die Nahrung zu meinem individuellen Sein verarbeite, mir assimilire. Allerdings sind es immer Bedürfnisse mannichfaltiger Art, die unser Handeln anregen, allein eben dies, daß keines dieser Bedürfnisse unsere ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt, daß wir von der Befriedigung der nächsten Nothdurft zur Befriedigung weiterer Bedürfnisse fortgehen können, bis endlich unser Leben die Mannichfaltigkeit und Annehmlichkeit erhält, die uns jetzt zu Gebote steht — dies eben macht unsere Freiheit aus. Man sieht, wie sehr sich dieser Freiheitsbegriff von dem metaphysischen Freiheitsbegriffe unterscheidet. Die spiritualistische Ansicht verlangt, der Mensch solle sich als unabhängiges Wesen

zeigen und durch Bedürfnißlosigkeit seine Freiheit bethätigen. Die richtige, erfahrungsmäßige Ansicht dagegen sucht den Freiheitsgebrauch nur in erleichterter Befriedigung der natürlichen Triebe und Bedürfnisse. Der Ausdruck jener spiritualistischen Freiheit ist die Kasteiung, die Ascese — der Ausdruck dagegen der praktischen, realistischen Freiheitsidee ist Culturentwickelung jeder Art, Civilisation, Industrie, kurz freie, schwunghafte Thätigkeit und Bearbeitung des materiellen Stoffes. Die Ascese führt den Menschen auf ein Minimum von Bedürfnissen zurück und glaubt dadurch den Menschen zu einem rein spirituellen, über alles Irdische erhabenen Wesen machen zu können; die realistische Ansicht dagegen leitet den Menschen an, sich durch Bearbeitung des Stoffes, durch Bezwingung der Elemente und widerspenstigen Naturkräfte als Herrn der Natur zu bethätigen und seine Freiheit in stets wachsender Kraftübung, in schrankenloser Ausdehnung seines Ich, in Erweiterung seines anfangs so beschränkten Daseins zu suchen. Diese Ausdehnungsfähigkeit, diese Entwickelungsfähigkeit des Menschen ist ein Factum, das sich gar nicht wegleugnen läßt, und man sieht, daß man gar nicht, wie der Verf., Materialist, Leugner der menschlichen Freiheit zu sein braucht, um die Fehler des Spiritualismus der transscendenten Metaphysik zu vermeiden. Zwischen bloßem Negiren des äußern Stoffes, der äußern Objecte, worin der Spiritualist die Freiheit sucht, und zwischen völliger, rein positiver Hingebung an die Objecte, wie sie dem Materialisten als das unvermeidliche Loos des Menschen erscheint, liegt ein Drittes in der Mitte — Bearbeitung der Objecte, die weder ein chimärisches Streben, noch ein bewußtloses Versenken in die materielle Natur genannt werden kann, ist der allein richtige Ausdruck der menschlichen Freiheit.

Diese Vermittelung zwischen dem einseitig materialistischen und dem spiritualistischen Freiheitsbegriffe, oder richtiger diese Aufhebung beider Anschauungsweisen in einer höhern, befriedigendern, wird auch noch an einer andern Stelle versucht, nämlich in den folgenden Worten (S. 190):

Allerdings einen unbedingten, durch keine äußern Verhältnisse bestimmten Willensact gibt es nicht, aber es ist auch ganz thöricht, das zu verlangen. Der Materialist, der alle Freiheit leugnet, weil es kein unbedingtes Wollen gibt, steht in dieser Beziehung ganz auf gleicher Seite wie der Spiritualist. Beide messen den Menschen nach einem falschen Maßstabe, wenn sie auch dabei zu verschiedenen Ergebnissen gelangen. Der eine glaubt wirklich jene transscendente Freiheit beim Menschen zu finden, und muthet ihm nun das Unbilligste zu, indem er ihn zu einer rein geistigen Weltordnung zu erziehen strebt; der andere, weil er jene transscendente Freiheit nicht findet, hält den Menschen für ganz unfrei und glaubt ihm demgemäß gar nichts zumuthen zu dürfen. Beide bringen es nicht zu einer gesunden, vernünftigen Lebensansicht, beide gerathen mit sich selbst und mit den unwiderlegbarsten Thatsachen in Widerspruch. — Der Mensch, sagt der Verf., kann zwar seinen Neigungen zuwiderhandeln, aber dann müssen ihn Gründe bestimmen, die stärker sind als seine Neigungen; folglich ist er auch da nicht frei. Der Verf. hält es also für ganz gleich, ob Jemand aus bloßer Neigung oder aus Gründen handelt. Allein das Handeln aus Gründen ist allerdings ein höheres, des Menschen würdigeres, als das Handeln aus rein pathologischen Gefühlen und wir bewähren unsere Freiheit dadurch hinlänglich, daß wir allenthalben mit Verstand, nicht aus blindem Drange handeln. Wer Gründe für sein Handeln anführen kann, hat viel voraus vor Dem, der nie aus dem unmittelbaren Gefühle herauskommt; denn Gründe sind allemal etwas Allgemeines und deuten auf ein Princip, während das Gefühl, als ein rein individuelles Moment, den Schwankungen des Augenblicks unterworfen ist. — Der Unterschied zwischen charaktervoller Consequenz und gedankenlosem Herumtappen ist deutlich und wichtig genug und beweist thatsächlich, daß der menschliche Geist einer hohen Ausbildung und Entwickelung fähig ist; wo aber Entwickelung ist, da ist auch Freiheit, weil Freiheit gar nichts anderes bedeutet als Entwickelungsfähigkeit.

Der Herausgeber erklärt sich also für eine durch die objectiven Verhältnisse und Thatsachen bedingte und bestimmte Willensthätigkeit des Menschen, für Das, was Hegel die positive oder objective Freiheit nennt und, als das Höhere, der blos negativen, formalen oder abstracten Freiheit entgegensetzt. Der Herausgeber nimmt als das richtige, natur- und vernunftgemäße Handeln das Handeln aus Gründen an, welches gleich weit entfernt ist von dem Handeln aus blinder Neigung oder Leidenschaft, wie von dem Handeln aus einer blos abstracten Willensbestimmung, wobei man Etwas nur will, um zu wollen, um seinem Willen zu bethätigen, ohne dafür einen objectiven Grund oder Zweck zu haben. Wir hätten gewünscht, daß diese Erklärung des Herausgebers durch einige Beispiele erläutert und bekräftigt worden wäre, denn in einer so schwierigen und so wichtigen Frage, wie die der menschlichen Freiheit ist, glaubt man Beispielen und Thatsachen weit leichter als bloßen Begriffsbestimmungen. Das einzige vom Herausgeber angeführte Beispiel des Sokrates scheint uns gerade nicht ganz gut gewählt; denn die Resignation, womit Sokrates, die dargebotenen Mittel zur Flucht aus dem Kerker verschmähend, sein Schicksal erwartete, könnte leicht für eine Wirkung idealistischer Motive, eines leidenschaftlichen Enthusiasmus für Tugend und Wahrheit angesehen werden. Eher möchte als Beispiel eines richtigen Freiheitsgebrauchs die auf Erwerb gestellte Arbeitsthätigkeit gelten können, gegenüber sowol der spiritualistischen Verachtung alles materiellen Besitzes, als auch der blos leidenschaftlichen Sucht des Habens und Genießens materieller Güter. Wenn die Freiheit, wie schon Spinoza es aussprach, darin besteht, daß ein Wesen nach den innern Gesetzen seiner Natur handelt, so ist die Thätigkeit des Arbeitsamen, des Industriellen, des nach Erwerb und nach Verbesserung seines Zustandes Strebenden eine wahrhaft freie, denn das innerste und höchste Gesetz der menschlichen Natur ist Entwickelung, Vervollkommnung seiner Kraft, ihrer Mittel und der äußern Sphäre ihres Wirkens durch Aneignung und Bearbeitung der Körperwelt. Der Leidenschaftliche, der Genußsüchtige, der Habgierige handelt nicht frei, denn sein Streben ist bestimmt durch einen untergeordneten Trieb, durch die Begierde, das Thierische am Menschen, welches nicht herrschen, sondern gehorchen soll. Aber auch der Spiritualist handelt nicht frei, der in ascetischer Entsagung sich ganz von den sinnlichen Dingen abwendet, oder ihrer doch nur wie eines Werthlosen, zu seinem Glück und seiner Vervollkommnung nichts Beitragenden sich bedient; seine Willensrichtung ist eine künstliche, sein Gefühlsschwung ist nicht die Bethätigung eines selbstkräftigen, freien Strebens, sondern eine fremdartige, leidenschaftliche Erregung des Gemüths, durch äußere Einflüsse, durch die Autorität Anderer, oder durch krankhafte Verstimmungen erzeugt; denn wie könnte es wol ein Gesetz der menschlichen Natur sein, Das zu verachten und von

sich zu werfen, was ihrem ganzen Wesen homogen, was die nothwendige Bedingung ihrer sinnlichen Existenz ist?

Die Frage nach dem Wesen der menschlichen Freiheit ist aber bei dem Verf. des „System der Natur" keine müßige Speculation, sondern sie hat bei ihm ein unmittelbares praktisches Interesse; sie soll einer wichtigen Reform der gesammten Moral und Erziehung zur Basis dienen. Der Spiritualist, dem der menschliche Wille für eine absolute, d. h. durch keine sinnlichen und natürlichen Verhältnisse, Bedingungen oder Motive bestimmte Kraft gilt, wendet sich schlechthin an diesen Willen, an dieses mingeistige Wesen im Menschen und sucht dieses, durch Ermahnung, Belehrung und Ansprache jeder Art, in denjenigen Zustand von Erhebung und Concentration zu versetzen, den er für den vollkommensten, für den Zweck des menschlichen Lebens hält. Er will das Individuum bessern, nicht die Verhältnisse und Einrichtungen der Gesellschaft; ja, er muß, streng genommen, sich freuen, wenn diese Verhältnisse recht verwickelt und verkünstelt sind, wenn diese Einrichtungen dem Einzelnen nicht wenige Stützpunkte für sein sittliches Handeln gewähren, denn um so größer ist das Verdienst der Tugend, die sich, inmitten solcher Verderbniß und solcher Versuchungen, rein und fleckenlos behauptet. Ganz anders aber wird handeln, wer, wie der Verf. des „System der Natur", den menschlichen Willen nicht für ein absolut freies Wesen ansieht, sondern überzeugt ist, daß derselbe, bei allen seinen Handlungen, durch äußere Motive, durch die Macht objectiver Thatsachen und Verhältnisse in Bewegung gesetzt werde. Ein Solcher wird nothwendig seine Bestrebungen auf die Reform dieser Verhältnisse richten müssen, um durch sie, durch den allgemeinen Gang der Ereignisse, durch den Geist der öffentlichen Einrichtungen, den einzelnen Willen diejenige Richtung mitzutheilen, welche er als die natürliche, als die für das Wohl der Individuen wie für das Bestehen der Gesellschaft förderlichste erkannt hat.

Auf die Quelle des Übels muß man zurückgehen — ruft der Verf. aus — wenn man Abhülfe bringen will. Man wird die Menschen nicht bessern, so lange man nicht damit anfängt, die Verhältnisse zu bessern, und den bisher angewandten, unwirksamen oder gefährlichen Antrieben andere unterlegt, welche wahrer, nützlicher und wirksamer sind als jene.

So finden wir denn also bei dem Verf. schon den Gedanken einer socialen Moral ausgesprochen —, einen Gedanken, welchen erst die neueste Zeit in seiner ganzen Wahrheit und Wichtigkeit zu würdigen und zu verwirklichen angefangen hat. Erst jetzt fängt man an zu begreifen, daß, um einen vernunftgemäßen, gesunden und glücklichen Zustand der Gesellschaft herbeizuführen, man den Menschen nicht in seiner Vereinzeltheit, mit Vernachlässigung seiner natürlichen Beziehungen, zur Gesellschaft und zu deren Verkehr, sondern ihn als Theil, als Organ, als Product dieses Verkehrs betrachten und behandeln müsse; erst jetzt lernt man einsehen, welche veredelnde und bildende Kraft in wohlgeordneten, auf Recht und Freiheit begründeten politischen Institutionen liegt; erst jetzt gewöhnt man sich allmälig, vor Allem nur die Formen zu vervollkommnen, in denen sich die Thätigkeit und das Streben der Individuen bewegt und entwickelt, diese Bewegung und Entwickelung selbst aber sich und ihren eigenen innern Gesetzen zu überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Liebe setzt Liebenswürdigkeit des Gegenstandes voraus, fehlt diese, so ist jene dahin. Äußere Vorzüge, wie Schönheit, sind der Liebe nicht unwürdig, gesetzt auch, daß andere Eigenschaften fehlen sollten. Beim Mangel äußerer Vorzüge verdient der gute Charakter Liebe, oder das Talent, oder eine Bequemlichkeit des Umgangs, und der Mangel des Äußern wird dadurch ersetzt. Wo aber weder Äußeres noch Anderes einen besondern Werth ertheilt, da wird auch die Liebe von selber aufhören, oder sich nur hinhalten, wie bei Ältern und Basen, aus Naturinstinct, oder Gewohnheit, oder weil keine rechte dagewesen.

Unzufriedenheit und Zufriedenheit mit sich selbst sind eine Bezeichnung menschlicher Zustände, von denen jene dem Weisen, diese dem Narren anzugehören scheint. Und doch ist die erste eine Quelle innern Unglücks, ein Wurm, der nicht stirbt, sodaß, wenn Weisheit zum Glück führen soll, sie einen Zustand sich erobern muß, den die Narrheit von selber hat. Viel Religion und Philosophie wird für diesen Zweck verbraucht, und die [illegible]nastik des Geistes darf keine Beihülfe verschmähn; denn es ist [illegible] für den Weisen, dessen Auge die Sündigkeit und Verkehrtheit des Menschengeschlechts, sammt seiner eigenen, wahrnimmt, sich zu beruhigen und sorgenlos seines Daseins sich zu freuen. Mühelos selig sind die Thoren, denn sie kennen weder Sünde noch Verkehrtheit, bedürfen weder Geistesgymnastik noch Philosophie, schon einige Äußerlichkeiten der Religion geben ihnen volle Genüge. Andere Arbeit braucht der Weise, er müdet seinen Geist durch Denken und Nachdenken und darf sich Glück wünschen, wenn es ihm gelingt — was ein alter Spruch verlangt — „durch die Weisheit selig zu werden." (Buch der Weisheit 9, 19.) Verhielte sich die Sache anders, so bliebe unbegreiflich, wie seit Jahrhunderten die Thorheit bei den Menschen beliebt gewesen und die Weisheit vernachlässigt worden; die Menschen sind nämlich weniger dumm, als man glaubt, sie ahnen, bei der Weisheit sei etwas zu verlieren; um aber einen anderweitigen Ersatz und Gewinn sich vorzustellen, müßten sie eben schon weise sein, d. h. die Schule der Weisheit durchgemacht haben.

Göschel sagt irgendwo: „Was wir verstehen, verdient nicht gelesen zu werden, nur das Unverständliche kann uns reizen, daß wir uns daran halten. . . . . . Zum Lehren gehört nicht blos das Deutlichmachen des Undeutlichen, damit der Schüler seine Verwandtschaft mit dem Höchsten und sein Anrecht an das Schwierigste erkenne, sondern auch das Undeutlichmachen des Deutlichen und Faßlichen, damit er hinter der Fläche die Tiefe ahnen lerne." Diese Worte bilden eine Schutzwehr für Diejenigen, welche eine Wissenschaft (Deutlichmachung) von Erschaffung der Welt mit einigen Formeln zu besitzen vorgeben, aber auch für Alle, welche Wüstes und Unverständliches vortragen.

Von Gottes Gnade ist und wirkt der Mensch. Durch sie regiert der Fürst, dichtet der Dichter, betet der Fromme und bekehrt der Gläubige. Asceten und Mystiker wollen durch besondere Mittel sich in die göttliche Gnade hineinarbeiten, was dem Begriff derselben widerspricht. Ein frisches [illegible] zu derselben im Leben ohne Eroberungsqual ist die [illegible] gabe für den Menschen und die ursprünglich christliche, [illegible] sche, von welcher bei den spätern Hineinarbeitern zwar nicht jede Spur verloren geht, aber in einem kranken, [illegible] Zustande zum Vorschein kommt. 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 323. —— 19. November 1841.

System der Natur. Von Mirabaud. Deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen.

(Fortsetzung aus Nr. 322.)

Auch der Herausgeber trifft mit dem Verf. in dieser Idee einer Reform der Moral durch eine Reform der Gesellschaft zusammen; allein in Bezug auf die Art und Weise, wie dies geschehen und wie der Einfluß der politischen und socialen Einrichtungen auf die Denk- und Handlungsweise der Individuen beschaffen sein solle, gehen ihre beiderseitigen Ansichten wieder weit auseinander. Wir wiederholen es nochmals, Beide, sowol der Verf. als der Herausgeber, wollen auf den Menschen wirken durch natürliche Motive, d. h. durch solche, welche in den Bedingungen, Zuständen und Gesetzen seiner sinnlichen Existenz und seines Zusammenlebens mit andern Menschen gegeben sind; Beide verwerfen die Autorität abstracter Moralbegriffe. Selbst noch in dem Ausdrucke, womit sie jenes natürliche Moralprincip bezeichnen, stimmen Beide überein —, sie nennen es das Interesse.

Die gewöhnliche Moral — sagt der Verf. — die sich lauter idealer Motive bedienen zu müssen glaubt und das Interesse des Menschen gänzlich unberücksichtigt läßt, ruht auf völlig unhaltbarem Grunde. Statt also sich auf ein angeborenes, aller Erfahrung vorangehendes moralisches Gefühl zu berufen, wie es die gewöhnliche Moral thut, ist es vielmehr Aufgabe der Moral, die Menschen auf ihre Interessen aufmerksam zu machen; denn das Streben des Menschen nach Verbesserung seines Daseins läßt sich auf keine Weise vertilgen, und so lange es Menschen gibt, werden sie bei ihren Handlungen sich durch ihr Interesse leiten lassen u. s. w.

Der Herausgeber schließt sich dieser Idee des Verf. an, die Moral auf das Interesse des Menschen, nicht auf abstracte Gebote oder Verbote zu begründen; allein er rügt auch sogleich die Unklarheit und das Schwankende in der Definition, welche jener von dem Begriff: Interesse aufstellt. In der That ist dieser Begriff bei dem Verf. des Systems ein Januskopf mit zwei Gesichtern. Auf der einen Seite nämlich versteht er unter Interesse alles Das, was der Mensch als zu seinem irdischen Glück und Wohlergehen gehörig betrachtet, was er im Drange der Begierde und der Leidenschaft erstrebt; auf der andern Seite legt er diesem Begriffe eine höhere, fast ideale Bedeutung bei, indem er ihn auf das Gesammtwohl bezieht und also das Interesse des Einzelnen dem Gemeininteresse Aller unterordnet. So sagt er S. 294 fg.: ...

Das Streben des Menschen nach Verbesserung seines Daseins darf also auf keine Weise angetastet und beschränkt werden. Es ist dies Streben eine Pflicht, die der Mensch sich selbst schuldig ist. Allein bald lehrt ihn Erfahrung und Vernunft, daß er nicht im Stande ist, allein und ohne fremde Hülfe sich die zu seiner Glückseligkeit erfoderlichen Bedingungen zu verschaffen. Er lebt in Verbindung mit andern Wesen seines Gleichen, die dasselbe Streben nach Glückseligkeit mit ihm gemein haben und es kann ihm nicht entgehen, daß durch vereinte Kräfte Das zu erreichen sein würde, was vereinzelten Anstrengungen unerreichbar bleiben muß. Er wird sich also bestreben, seine Nebenmenschen auf irgend eine Weise bei seinen eigenen Unternehmungen zu interessiren und sich durch sein eigenes rechtschaffenes Betragen ihrer Zuneigung und ihres Beistandes zu versichern. Er sieht ein, daß der Mensch zu Erreichung seiner eigenen Zwecke nichts nöthiger hat als den Beistand anderer Menschen, und daß, um ihrer Theilnahme gewiß zu sein, er es so einzurichten hat, daß seine Nebenmenschen ein Interesse daran finden, zu Erreichung seiner Absichten mitzuwirken. Wer aber das Interesse seiner Nebenmenschen im Auge hat, ist eben tugendhaft, und kein vernünftiger Mensch wird einen Augenblick zweifeln, daß Tugend in diesem Sinne zugleich das sicherste Mittel ist, sein eigenes Interesse zu fördern. Tugend ist nichts Anderes, als Förderung des eigenen Wohls durch Beförderung des Wohles Anderer. Die wahre Moral, die wahre Tugend geht also mit dem Interesse des Menschen ganz Hand in Hand, ja sie ist die Bedingung aller menschlichen Glückseligkeit. Ohne Tugend kann die menschliche Gesellschaft nicht gedeihen, selbst nicht einmal bestehen. Die Tugend, insofern sie die Menschen zu gegenseitiger Unterstützung anleitet, ist das Princip alles geselligen Fortschrittes, aller Civilisation. Es ist kein Familienglück denkbar, wenn nicht alle einzelnen Glieder der Familie von tugendhafter Gesinnung, d. h. von dem Streben beseelt sind, sich einander treulich beizustehen in allen Drangsalen des Lebens und durch gemeinschaftliche Anstrengungen die Widerwärtigkeiten des Schicksals zu überwinden. Es ist kein eheliches Glück denkbar ohne völlige Identificirung der Interessen beider Ehegatten. Es ist keine Freundschaft denkbar ohne Tugend, d. h. ohne gegenseitige Hingebung und gegenseitige Hülfsleistung. Nur in dem Maße, in welchem wir tugendhaft sind, können wir auch auf das Wohlwollen, auf das Vertrauen, auf die Achtung unserer Nebenmenschen Anspruch machen; es gibt mit einem Worte kein Glück ohne Tugend, weil der Mensch allein nicht glücklich sein kann und ohne Tugend kein Zusammenleben der Menschen möglich ist. — Die Tugend, deren wir im Verkehr mit Menschen bedürfen, besteht darin, daß wir unser Interesse mit dem allgemeinen Interesse in Einklang setzen und unsere Freude darin finden, Glück und Freude über alle unsere Nebenmenschen zu verbreiten. Wer von dieser Gesinnung beseelt ist und in diesem Sinne sich zu wirken bestrebt, der wird der allgemeinsten Theilnahme und Liebe sich erfreuen. Jeder Augenblick seines Lebens ist ihm ein Augenblick der Freude; Alle, die sich ihm

nahen, nahen sich ihm mit zufriedenem, frohem Blicke; seine Gattin, seine Kinder, seine Freunde, seine Diener treten ihm mit Heiterkeit entgegen und strahlen gleichsam die Ruhe und Zufriedenheit zurück, die er über sie verbreitet hat; Alles, was ihn umgibt, ist bereit, Schmerz und Freude mit ihm zu theilen. Geliebt, geehrt, geachtet von Andern, führt Alles, was er sieht, ihn auf sich selbst zurück; er ist sich des Anspruchs bewußt, den er auf das Wohlwollen seiner Nebenmenschen hat, und ist stolz in dem Gefühle, die Quelle der Glückseligkeit für alle seine Umgebungen zu sein. Die Ausübung der Tugend, es ist wahr, bildet gewissermaßen neue Bedürfnisse für uns, aber Bedürfnisse, die zu befriedigen uns Lust und Freude ist; denn indem wir Glück und Zufriedenheit in unserm Kreise verbreiten, empfangen wir den reizendsten Zuwachs zu unserm eigenen Lebensglücke. In diesem Sinne kann man sagen, daß die Tugend ihr eigener Lohn sei.

Zu dieser Stelle macht der Herausgeber folgende Bemerkung (S. 298):

Muß es nach dieser Auseinandersetzung scheinen, als beabsichtige der Verf. eine ganz einfach praktische Moral, die, fern von allen idealen Sympathien, den Menschen für das Leben und die bürgerlichen Verhältnisse zu erziehen bestimmt sei, so ist es nicht wenig befremdend, ihn plötzlich eine ganz andere Richtung einschlagen zu sehen; denn nachdem er kurz zuvor die Tugend als das Princip socialen Lebens und socialer Gesinnung aufgefaßt hatte, ändert er nun auf einmal diesen Begriff dahin ab, daß er Tugend mit uneigennütziger Hingebung an Andere, mit Edelsinn, Entsagung, Wohlthätigkeitsübung identificirt. Damit steht er denn nun unbewußt auf dem kaum verlassenen Boden der gewöhnlichen Moral, und wir haben statt praktischer Motive wieder rein ideale Motive des Handelns. Zwar glaubt der Verf., auch alle diese sogenannten uneigennützigen Tugendübungen und Aufopferungen auf ein Interesse zurückführen zu können, indem es augenscheinlich sei, daß der wohlthätige, edelmüthige Menschenfreund eben durch diese Förderung des Interesses Anderer nur sein eigenes Wohl und Glück befördere; denn die Dankbarkeit und Liebe seiner Nebenmenschen sei die Quelle der reinsten und schönsten Freuden für ihn selbst. Allein es darf wol nicht erst erwähnt werden, daß dies eine ziemlich gewaltsame Deutung des Wortes Interesse sei; dann könnte man auch sagen, daß der Ascet, der in der Abtödtung seiner natürlichen Triebe und Neigungen ein unnatürliches Vergnügen empfindet, aus Interesse sich kasteie. — Allein der Begriff des Interesse ist auf alle dergleichen ideale Tugendübungen nicht anwendbar; denn wenn es auch in unserm Interesse liegt, Andere an uns zu fesseln, so kann doch das Verhältniß der Abhängigkeit, in welches der Wohlthätige, der Edelmüthige u. s. f. seine Schützlinge zu sich bringt, nicht eigentlich als ein für seine Bestrebungen fördersames angesehen werden, wenn anders seine Bestrebungen selbst nicht exclusiver Art sind. Nicht dadurch fördern wir unsere Interessen, daß wir Andere von unserer persönlichen Großmuth abhängig machen, sondern dadurch, daß wir Andere für unsere Unternehmungen zu interessiren wissen. Nicht unsers Besitzes, sondern unserer Thätigkeit sollen Andere bedürftig sein; darin allein besteht unser wahres Interesse. In der That, wer eine der Gesellschaft nützliche Thätigkeit zu üben weiß, wird auch allezeit einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft behaupten; dann tritt auch wirklich jenes Verhältniß ein, daß, wer Andern sich nützlich zu machen weiß, sein eigenes Interesse fördere. Wenn also die Tugend wirklich zugleich eine Förderung des Interesses Anderer und unsers eigenen Interesses sein soll, so ist einleuchtend, daß nur Berufsthätigkeit, Erwerbsthätigkeit in diesem Sinne Tugend genannt werden dürfe; denn nur der Erwerbsthätigkeit ist es eigen, daß sie zugleich uns Lebensunterhalt und Lebensgenuß und Andern Nutzen und Annehmlichkeit gewährt. Auf diese Weise, durch Erhebung der Thätigkeit und des Erwerbsfleißes zur einzigen und obersten Cardinaltugend, erhalten wir dann in der That eine Moral, die sich auf das Interesse gründet, die die Bedürfnisse und natürlichen Triebe der Menschen anerkennt und keinerlei idealer Motive bedarf, um die Menschen zu leiten. Es ist klar, daß der Verf. anfangs diesen Weg einzuschlagen gedachte, indem er die Tugend als Princip des socialen Lebens auffaßte; allein das Bestreben, sich gegen mancherlei Einwendungen von Seiten der idealen Moral und gegen den Vorwurf einer fehlerhaften Begünstigung egoistischer, selbstsüchtiger Tendenzen zu verwahren, verleitete ihn, seine Moral des Interesse mit gewissen Elementen zu versetzen, die ihr offenbar nicht homogen sind. In der That läßt sich der Vorwurf des Egoismus, den man gegen die rein praktischen Tendenzen erhebt, mit gutem Rechte der idealistischen Moral zurückgeben, was man recht deutlich aus der letzten Wendung erkennen kann, welche der Verf. genommen hat. Weil nämlich die Zeit eine so verderbte sei, daß jedes Eingehen auf die herrschenden Tendenzen nur Gefahr bringe, so glaubt der Verf., der Tugend eine ganz bescheidene, stille Zurückgezogenheit anempfehlen zu müssen. In einem kleinen Kreise müsse die Tugend zu wirken und Glück und Segen zu verbreiten suchen, aber sie müsse auf jede Erweiterung ihrer Verhältnisse verzichten, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle, sich ganz in dem eiteln und nichtigen Treiben der Welt zu verlieren. Wir geben zu, daß der demoralisirte Gesellschaftszustand, welchen der Verf. vor Augen hatte, gerade kein günstiges Terrain für eine gesunde Thätigkeit und Entwickelung des Individuums war; allein es ist darum doch diese Genügsamkeit nichts weniger als empfehlenswerth. So verderbt ist keine Zeit, daß nicht einige gesunde Elemente sich noch erhalten hätten, und an diese anzuknüpfen und durch sorgfältige Benutzung derselben einen bessern Zustand vorzubereiten, ist eine weit würdigere Aufgabe für Denjenigen, der an den gemeinen Zeitbestrebungen nicht Theil nehmen will, als jene bescheidene Zurückgezogenheit, die an der Welt verzweifelt. Es ist in der That nur Egoismus und Bequemlichkeit, wenn Einzelne sich vom lebendigen Menschenverkehr lossagen zu müssen glauben, weil das Treiben der Zeit durchgängig schlecht und verderbt sei. Denn Anknüpfungspunkte zu einer wirklich gesunden und verständigen Thätigkeit gibt es immer, wenn man sie sonst nur suchen will. Man kann daher stets annehmen, daß Derjenige, welcher in anscheinend ganz bescheidener Genügsamkeit sich isolirt, sich nur darum isolirt, weil er lieber Mittelpunkt eines kleinen Kreises, als einer großen Kette eingeordnet sein will — eine sehr häufige, oft sogar sehr verzeihliche Schwäche, die aber nichts desto weniger ein falscher, aller Entwickelung sich entgegenstellender Egoismus genannt werden muß.

Nicht also jedes Interesse will der Herausgeber als ein zureichendes Moralprincip gelten lassen, oder vielmehr, er möchte nicht alles Dasjenige Interesse genannt wissen, was der Verf. unter diesem Ausdruck begreift, sondern er erkennt nur ein wahres Interesse an und macht dies zum Kriterium aller Zwecke und Motive des menschlichen Handelns. Dies Interesse nun, oder diese Cardinaltugend, wie er es nennt, soll die Thätigkeit, der Erwerbsfleiß sein. In der That verfährt der Herausgeber ganz consequent, wenn er als das einzige wahre Interesse des Menschen die Thätigkeit und den Erwerb ansieht; denn nur die Thätigkeit, nicht der Besitz oder der Genuß, entsprechen der oben gegebenen Erklärung vom Menschen, wornach dessen Wesen in der unendlichen Entwickelungsfähigkeit bestehen sollte. Nur in dieser tiefern Bedeutung erfaßt ist das Princip des Interesse ein wahrhaft sittliches, ein wahrhaft sociales Princip; in jeder andern Gestalt führt es zum gemeinen Egoismus oder zur Schwärmerei. Die Begierde und der Genuß entzweien und trennen die Menschen in den meisten Fällen; der Erwerb da-

gegen verknüpft sie mit unauflöslichen Banden, mit den Banden des Interesses; die Begierde und der Genuß sind egoistisch, selbstsüchtig, exclusiv; die Thätigkeit, die nach redlichem Erwerb, als einem Mittel zu höherer Kraftentwickelung, strebt, zwingt den Einzelnen zur Vergesellschaftung mit Andern seines Gleichen und die also Verbundenen finden Jeder seinen Vortheil in dem Vortheil des Andern. Der Verf. des „System der Natur" kannte freilich dieses Interesse der unendlichen Thätigkeitsentwickelung noch nicht oder nur in sehr beschränktem Maße; der damalige Stand der Gesellschaft und des Staats ließ eine solche freie Bewegung, ein solches organisches Zusammenwirken der Einzelnen nicht zu. Willenlos, ohne eigenes Interesse, dienten die Massen der despotischen Willkür weniger Bevorrechteten, die im Besitze und Genusse materieller Güter schwelgten, während die Arbeit selbst, deren Früchte jene verzehrten, als ein Erbtheil der Niedriggeborenen verachtet ward. Der Verf. mochte nun zwar mit edelm Unwillen gegen diesen Zustand der Rechtlosigkeit und Unsittlichkeit ankämpfen; er mochte auch, vorahnend, auf die heilsamen Erfolge hindeuten, welche die Entfesselung der natürlichen Interessen der Individuen für diese und für die Gesellschaft haben müßte; aber die ganze Macht und Bedeutung dieser Interessen vermochte er nicht zu erfassen, vermochte nicht, sich eine deutliche Vorstellung von dem Zustand einer Gesellschaft zu machen, welche durch keine andern Gesetze und Motive in Bewegung gesetzt und beherrscht wird, als durch das Gesetz der freien Thätigkeit und der unbeschränkten Entwickelung der materiellen Interessen. Ihm bot der Anblick seiner Zeit nur einen sehr beschränkten Begriff natürlicher Freiheit dar, den nämlich eines bloßen Strebens nach Entfesselung von dem Drucke einer fremden Gewalt und Autorität; ihren schaffenden, erhaltenden, ordnenden Charakter erkannte er noch nicht und konnte er, unter den Verhältnissen, in denen er lebte, nicht wohl erkennen. Daher kommt es, daß er auf der einen Seite zwar sich zum Patron dieser natürlichen Freiheit aufwirft, daß er das Streben des Menschen nach Glück, nach Verbesserung seiner Lage als etwas Berechtigtes anerkannt wissen will, und daß er gleichwol fürchtet, dies Streben, völlig auf sich selbst verwiesen, könne den Menschen zu einer verderblichen Selbstsucht führen und so die höhern Zwecke der Gesellschaft stören; daß er deshalb eine Beschränkung und Regelung dieses Strebens durch eine kluge Erwägung der entferntern Folgen desselben anempfiehlt, daß er endlich sogar wieder die idealen Stimmungen und Sympathien im Menschen aufruft, um jenem Streben nach Glück die Wage zu halten und das Interesse des Einzelnen mit dem Wohl des Ganzen in Einklang zu setzen.

Diese Halbheit und Unentschiedenheit in den Grundansichten des Verf. — welche derselbe übrigens mit den meisten Moral- und Rechtsphilosophen seiner Zeit theilt — tritt in den einzelnen Partien seines Systems bald versteckter, bald offener hervor. Der Verf. will durch die Erziehung und durch den Geist des öffentlichen Lebens auf den Einzelnen wirken; aber wie denkt er sich diese Erziehung und diesen Geist der Gesellschaft?

Die Erziehung — sagt er — soll unsere natürlichen Anlagen entwickeln, unsere Phantasie anregen, sie zur Begeisterung für das Gute entflammen und sie von falschen Richtungen ablenken; die Erziehung soll uns zu edler Sitte bilden und den Grund zu einer nützlichen Lebensthätigkeit legen.

Hier finden wir Wahres und Falsches in einer seltsamen Mischung; auf der einen Seite soll die Erziehung rein praktisch wirken, als Anleitung zu einer nützlichen Lebensthätigkeit; auf der andern Seite soll sie sich idealer Motive bedienen und die Menschen für das Gute begeistern. Der Verf. traut also doch der nützlichen Thätigkeit allein nicht die Kraft zu, den Menschen von selbst zu dem Guten, d. h. zu Dem hinzuleiten, was sein wahres Interesse fördert, und ihn von Dem abzuziehen, was seiner wahren Vervollkommnung und Entwickelung hinderlich sein würde; er findet für nöthig, andere fremdartige Motive herbeizuziehen, ohne zu bedenken, daß die Kräfte, die er hier zur Unterstützung der naturgemäßen, praktischen Lebensbildung in Bewegung setzen will, ebenso leicht und noch leichter gegen dieselbe und gegen sein ganzes System gewendet werden können; denn müssen wir uns erst für die Zwecke unserer Thätigkeit begeistern, um mit rechter Lust und ganzem Eifer thätig zu sein, so kann uns diese Begeisterung nun auch in Bahnen fortreißen, die unsern natürlichen Interessen keineswegs angemessen sind. Die Begeisterung bildet Helden und Genies, aber keine Industriellen; sie erregt große Leidenschaften, den Ehrgeiz, die Ruhmsucht, und erzeugt Wunderthaten; aber die stille Geschäftigkeit und die friedliche Arbeit, die der Kern eines freien, gesunden Nationallebens sind, gedeihen nicht durch sie; die Begeisterung ist ein aristokratisches Princip, denn sie erhebt den Einzelnen, indem sie die Massen unter seine Füße wirft; sie bringt in der Gesellschaft eine Ungleichheit hervor, welche nicht auf den natürlichen Abstufungen der Thätigkeit und des Verdienstes beruht, sondern auf der Überschätzung künstlicher Interessen. Vor Allem aber ist es gefährlich, ein ganzes Volk zur Begeisterung und durch Begeisterung zu erziehen und anzufeuern. Frankreich sei uns hierin ein warnendes Beispiel. Was würde wol der Verf. gesagt haben, wenn er gesehen hätte, wie das französische Volk, kaum erlöst von jenem Despotismus, den er durch seine philosophischen Ideen hatte bekämpfen helfen, kaum jener Freiheit theilhaftig geworden, die er als das Lebensprincip eines neuen Zustandes der Gesellschaft anpries, — wie dieses Volk sich von neuem knechten ließ, und fast ärger als zuvor, weil ein kühner Eroberer es für kriegerischen Glanz und Ruhm zu begeistern wußte? Was würde er sagen, wenn er sähe, wie dasselbe Volk noch jetzt sich in Unruhe, Misbehagen und Spannung, im Innern und nach außen aufreibt und zu keiner organischen Entwickelung seiner politischen Institutionen und seiner materiellen Interessen kommt, weil seine, einmal mit den Bildern kriegerischer Macht und Größe angefüllte Phantasie ihm kein ruhiges Nachdenken, keine friedliche Betriebsamkeit, keine besonnene, verständige Prüfung seiner Lage und sei-

ner Bedürfnisse gestattet? Aber darin sind die Franzosen unverbesserlich. Alles soll auf einen Schlag, durch die Wunderthat des Genies, der Begeisterung, der Phantasie gethan sein; die Natur und ihre stille, aber sichere Macht walten zu lassen, dazu sind sie viel zu ungeduldig. Sind nicht noch die neuesten socialistischen Systeme in Frankreich, der St.-Simonismus und der Fourierismus, großentheils auf die Idee gegründet, daß die Arbeit ein Werk der Begeisterung sein müsse, und daß die Einrichtungen der Gesellschaft oder die Persönlichkeit Derer, welche an der Spitze stehen, darauf hinwirken sollen, eine solche Begeisterung zu wecken und zu unterhalten?

(Der Beschluß folgt.)

Aus Italien.

Unter dem Doppeltitel: „Giornale dell' I. R. Istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti e Biblioteca italiana compilata da varj dotti nazionali e stranieri" erscheint jetzt in einem grünen Kleide die frühere krapproth leuchtende „Biblioteca italiana", und indem ein wesentlicher Theil ihres Inhalts für die Zukunft die Mittheilung der Protokolle des lombardischen wissenschaftlichen Instituts sein wird, ist ihre frühere Bestimmung, der Rechenschaftsbericht über die Erscheinungen der Literatur zu sein, dadurch eine weitere geworden, weil sie von nun ab auch zugleich der Rechenschaftsbericht über die Thätigkeit dieser gelehrten Gesellschaft sein soll. Das k. k. venetianische Institut hatte schon früher einen solchen gegeben und das lombardische durfte darum nicht zurückstehen. Man wählte die Form, welche die Royal society zu ihren „Proceedings", das Institut von Frankreich für sein „Compte rendu" und die Akademie zu Brüssel für ihr „Bulletin" erprobt gefunden hatten, und Alles, was in diesem erstern Theile aufgenommen werden wird, trägt einen officiellen Charakter. Der zweite damit vereinigte Theil ist eine Fortsetzung der frühern „Biblioteca italiana", die, wenn auch auf engern Raum zusammengedrängt, doch keinen Zweig der Wissenschaft und Kunst zu vernachlässigen sich anheischig macht und mit Quintilian etiam cum judicium meum ostendero, suum tamen legentibus relinquam verspricht! In dem officiellen Theile der ersten Hefte, der, außer den Jahrbüchern des Instituts, Abhandlungen und Auszüge aus vorgetragenen Abhandlungen, dann Berichte der mit Prüfungen beauftragten Ausschüsse, Mittheilungen aus dem Archive der Gesellschaft, endlich briefliche Mittheilungen enthalten soll, finden sich außer einer Menge Anfragen und kurzer Angaben über die verhandelten Gegenstände auch einige kürzere Lebensbeschreibungen von verstorbenen Mitgliedern, diesmal von Ritter Gius. Morosi, einem ausgezeichneten Mechaniker, der 1772 zu Ripafratta im Toscanischen geboren war und einem automatischen Schachspieler, der Kempelen's bekannten überbot, seinen Ruf, einen jährlichen Gehalt und Anstellungen in Florenz verdankte. Täglich fortschreitend in seinem Fache, entging er den Ereignissen des Jahres 1799 in Toscana durch eine Reise nach Paris und in die Manufacturstädte Frankreichs, von der er vielfach belehrt zurückkehrte und durch große Fabrikenlagen seine gewonnene Einsicht bewährte. Spinnmühlen, Tabackfabriken (1804), neue Einrichtungen in der Pulvermühle zu Lambrate und in der Sensenfabrik von Castro fielen so glücklich aus, daß ihn die Regierung 1807 nach Holland und Deutschland schickte, von woher er mehr als 300 Zeichnungen und weit über 400 weitläufigere und kürzere Notizen heimbrachte. Die Verbesserung des Münzprägens in Mailand, Venedig und Bologna und die damit zusammenhängenden Beaufsichtigungen der Gold- und Silberfabriken wurde in seine Hände gelegt und kein Zweig der Gewerbthätigkeit blieb von ihm unbeachtet. Seit 1833 erfreute er sich mit Wohlhabenheit seiner vollen Gehalts einer ehrenvollen Muße, meist auf seiner Villa Corgnuola, wo er am 17. September 1840 verschied.

Die Wichtigkeit der Seidenzucht für die vereinigten italienischen Königreiche haben das Institut von Mailand zu wiederholten Untersuchungen über Alles, was dahin einschlägt, veranlaßt. Das zweite Heft des „Giornale dell' I. R. Istituto" (des ersten Bandes) hat Vieles darüber zusammengestellt. Auch jenseit der Alpen hat sich der Gewerbfleiß dieser Industrie bemächtigt und daher mag hier angeführt werden, daß ein Dr. Luigi Peregrini vorschlug, die Erziehung der Seidenwürmer auf zwei Perioden des Jahres zu vertheilen, statt wie bisher sie mit einmal zu vollenden. Er empfiehlt deshalb, den Samen für diese zweite Zucht sich vor dem Winter anzuschaffen, ihn während desselben, in einer Flasche verschlossen, in einem Eiskeller aufzuheben, erst um die Mitte des Augusts ihn von dort zu entnehmen und zur Brut zu verwenden, sodaß die Würmer um die ersten Tage des Septembers erscheinen. Ein anderer seiner Vorschläge war, die Zuchteier zu theilen und nach dem eben angegebenen Verfahren 15 oder 20 Tage nach der frühern Brütung die zweite Hälfte zu verwenden. Ein Grund, auf solche Verfahren zu denken, die dem einfachen Gange der Natur Gewalt anthun, liegt in der Unmöglichkeit, bei der Ausdehnung, die man jetzt diesem Gewerbszweig gegeben hat, ausreichende Blättervorräthe, Gebäude und Hände aufzutreiben, wenn alle Arbeit zusammenkommt. Das mailänder Institut hat, nach seiner Gewohnheit, diese Vorschläge angehört, jedoch sich alles Urtheils über sie enthalten. Sehr belehrend ist die Einleitung zu einer Einzelnschrift über das Geschlecht Morus vom Dr. Gius. Moretti, in demselben Hefte, und die mit dem Preise des Jahres 1840 ausgezeichnete Abhandlung des Dr. Cesare Stradivari zu Cremona: „Sul governo dei bachi da seta e sulla coltivazione dei gelsi." Sie zeigt, daß dort, wie überall, wo ein einträglicher Gewerbszweig in die Hände des Volkes gerathen ist, das die hindernden Erscheinungen nicht abzuwehren versteht, auch Glaube und Aberglaube gleich bei der Hand sind, um bessere Erfolge zu sichern. So meinte man sonst in der Lombardei, daß die animalische Wärme des menschlichen Körpers besonders die Ausbrütung der Eierchen begünstige. Bald erhoben sich Zweifel gegen diese Annahme und nun mußte es jungfräuliche Wärme in wahrhaft rabbinischer Reinheit sein; darauf hat Vida sogar im ersten Buche seiner „Bombyces" hingedeutet, bis Réaumur's Regel: „che la più utile preparazione d'ogni altra è quella di non farne nulla", alle diese interessanten Manipulationen verbannt hat.

Leopold von Buch's geistreiche Hypothese über die zerstreuten Gebirgsmassen und über die Kräfte, die ihre Verbreitung bedingten (im siebenten Bande der „Annales de chemie et de physique" von 1818) fand Professor T. A. Catullo durch Untersuchungen auf einer für diesen Zweck ins Venetianische unternommenen Reise bestätigt. Überall stimmten die Gebirgsarten, aus denen jene Riesenwürfel bestehen, für die Annahme von großen durch Gasströmungen hervorgebrachten Entladungen, welche die Oberfläche von Gebirgen durchbrachen und diese losgetrennten Massen über weitere oder nähere Räume schleuderten. Die Stellen, die Prof. Catullo untersuchte, bildeten einen Gürtel, der nach Nordwest in eine Curve ausbog, von Caderino ausging und westlich von Belluno die Grenzen der Sieben Gemeinden (Sette communi) erreichte, um sich bis zu den Bergen Veronas auszudehnen. Alle die Massen, die er hier antraf, finden sich in den Gesteinen der nördlich gelegenen Berge wieder, und die Granitblöcke waren in ihrer Mischung übereinstimmend mit dem Granit der Kette des Brenner und des Sterzing.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 324. —— 20. November 1841.

System der Natur. Von Mirabaud. Deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen.

(Beschluß aus Nr. 323.)

Das Vorurtheil des Verf., das Heil der Gesellschaft mehr von den persönlichen Stimmungen, Neigungen und Sympathien ihrer Mitglieder, als von dem Geiste ihrer öffentlichen Einrichtungen und von dem Einflusse derselben, besonders auf die Beschäftigungsweise und die Interessen der Einzelnen abhängig zu machen (ein Vorurtheil, durch welches er eigentlich sein ganzes Princip einer socialen Moral wiederaufhebt und sich auf die Seite des Idealismus stellt), dieses Vorurtheil, sagen wir, hindert ihn auch, die politischen Verhältnisse unter dem richtigen Gesichtspunkte zu erblicken. Freilich dürfen wir uns darüber nicht eben sehr wundern. Sind doch die Principien einer natur- und vernunftgemäßen Politik, die Idee der constitutionnellen Garantien und der individuellen Freiheit selbst heutzutage von den Wenigsten klar erkannt und recht verstanden; wird doch selbst in dem Lande, welches sich gern das Mutterland der politischen Freiheit nennen läßt, in Frankreich, das Princip dieser Freiheit auf eine Weise angewendet, die von dem wahren Wesen derselben himmelweit verschieden ist. Wir können den Grundfehler, den wir in dem politischen Systeme des Verf. zu erkennen glauben, mit wenigen Worten bezeichnen. Der Verf. verlangt zwar Bürgschaften gegen den Misbrauch der Regierungsgewalt, Theilung der Gewalten, einen Antheil der Nation an der Gesetzgebung u. s. w.; und so weit stimmen wir ganz mit ihm überein; aber neben dieser Beschränkung der fürstlichen Macht durch gesetzliche Formen will er doch andererseits die Bewegung und Fortbildung des Staatslebens, die Förderung des Gemeinwohls und der Moralität als einen Ausfluß aus dem erleuchteten, wohlwollenden und gerechten Geiste der Regierung betrachtet wissen.

Von der Regierung — sagt er S. 134 — hängt es ab, dem Talente, der Industrie und jeder edeln Thätigkeit Aufschwung zu verleihen. Sie hat durch die Verleihung von Ehrenstellen und Reichthümern, durch die Verfügung über Belohnungen und Strafen die wirksamsten Mittel in den Händen, um die Bestrebungen der Menschen nach ihren Zwecken zu leiten. Selbst die Sitten der Völker stehen unter ihrem Einflusse. Wo die Regierung thätig und sorgsam ist, da durchdringt der Geist der Thätigkeit die ganze Nation, und Fülle und Wohlstand wird nicht ausbleiben. Wo aber die Regierung ihre Pflichten vernachlässigt, da wird auch der einzelne Bürger träg und ohne Unternehmungsgeist sein und allenthalben wird man auf Mangel, Lasterhaftigkeit und Verbrechen stoßen. — Auch auf die Leidenschaften hat eine Regierung den entschiedensten Einfluß. Fast jede Nation hat ihre herrschenden Leidenschaften, und wenn wir dieser Erscheinung nachspüren, so finden wir, daß sie ihren Grund in dem Geiste der jedesmaligen Regierung hat. Wo die Herrscher mit einem kriegerischen Geiste vorangehen, da werden auch die Bürger von kriegerischem Geiste beseelt sein, während andere Nationen durch das Beispiel ihrer Regierung mehr auf materiellen Erwerb hingeleitet werden. Man sieht daraus, daß die Fürsten, wenn ihnen nur sonst daran gelegen wäre, mit sehr geringer Mühe und Sorge ihre Völker ebenso beglücken könnten, wie sie thatsächlich an deren Unglück arbeiten.

Allein diese politische Emanationstheorie paßt nicht zu dem Systeme der natürlichen Freiheit, welches der Verf. verkündigen will. Die Regierung kann ihrer ganzen Stellung nach nicht wohl das Princip der Bewegung und des Fortschrittes im Staatsorganismus sein; dies ist vielmehr der Geist der Nation selbst, die öffentliche Meinung, die Presse. Die Regierung ist und soll sein das Princip des Bestehens, das conservative Princip, der Regulator, welcher die Bewegungen des Volksgeistes regelt und gegen deren Schwankungen und Übereilungen ein wohlthätiges Gegengewicht bietet. Die Verfassung des Staats endlich ist derjenige Organismus von Formen oder Einrichtungen, vermöge dessen das nothwendige Auf- und Gegeneinanderwirken der beiden genannten Grundkräfte des Staatslebens, der centripetalen Regierungsgewalt und des centrifugalen Volksgeistes erleichtert, die Reibung und das Zusammenstoßen beider unschädlich gemacht wird. Dies ist das natürliche Verhältniß der verschiedenen Elemente des Staats und der Gesellschaft; auf diesen Bedingungen ruht die Freiheit der Individuen und der stete Fortschritt des Ganzen. Will man dagegen die ganze Kraft und das ganze Leben des Staats, das Princip der Bewegung und das Princip der Einheit in *einem* Punkte concentriren, von *einem* Punkte nach allen andern hin ausgehen lassen, so wird man sich nur zu bald überzeugen, daß man der menschlichen Natur mehr zugemuthet hat, als sie leisten kann, und daß ein solcher Staat einem Körper gleicht, in welchem alles Blut sich nach dem Kopfe drängt, statt in freier, gesunder Bewegung, durch die verschiedenen Organe vertheilt, zu circuliren.

Wir haben uns bei diesen letztern Betrachtungen vorzugsweise mit dem Verf. beschäftigt, ohne des Herausge-

ders ausdrücklich Erwähnung zu thun; doch ist dies nur geschehen, weil wir seine Ideen hierüber besser in einer fortlaufenden Darstellung, als durch Aufführung seiner zerstreuten Bemerkungen wiederzugeben glaubten. Dafür wollen wir jetzt zum Schlusse noch eine Stelle aus dessen Anmerkungen (S. 395 fg.) unverändert hersetzen, in welchen er sowol sein Urtheil über des Verf. Ideen, als auch seine eigene philosophische Ansicht in ihrer ganzen Consequenz und Strenge — Viele werden sagen Schroffheit — niedergelegt hat.

Man darf es nie vergessen, daß die negative Richtung des Verf. auch wieder ihre positive Seite hat. Der Verf. bekämpft die religiösen Begriffe, weil er der Ansicht ist, daß dieselben einer gesunden Culturentwickelung hinderlich seien; mithin ist seine Polemik nicht blos das Erzeugniß einer leeren Zweifelsucht, sondern sie wurzelt in dem Streben, jener Entwickelung, welche damals freilich gar sehr darniederlag, Bahn zu brechen. Somit hat die negative Richtung des Verf. ein ganz positives Ziel, und es trifft den Verf. nicht der Hauptvorwurf, den man jeder etwas kühnern und an dem Bestehenden rüttelnden Richtung entgegenzustellen pflegt, er habe blos niedergerissen und zerstört, ohne an die Stelle des Zerstörten einen neuen Bau aufzuführen. Es kann sein — ja wir haben oben selbst darauf hingewiesen, daß der Verf. über diese natürliche Entwickelung der Menschheit, der er Raum zu verschaffen sucht, nicht hinlänglich klare Begriffe gehabt habe; allein wir haben an derselben Stelle auch gezeigt, daß man niemals an ein philosophisches System die Foderung stellen dürfe, eine neue Entwickelung vollständig zu construiren, sondern daß dasselbe nichts weiter thun könne, als die zu befolgenden Principien festzustellen und gegen alle fremdartigen Zumuthungen zu schützen. Übrigens spricht sich der Verf. an dieser, sowie an andern Stellen deutlich genug über den positiven Theil seiner Ansicht aus, um Misverständnisse zu beseitigen. Er will den religiösen Idealismus, er will das ganze Gebiet der Metaphysik und Speculation zerstört wissen, weil er die überzeugung hat, daß der Mensch nie mit ganzer Seele dem Leben und seinen reellen Interessen angehören wird, so lange eine ideale Ordnung der Dinge ihm vorschwebt und seine Gedanken und Bestrebungen in Anspruch nimmt. Er will, daß der Mensch ganz und ungetheilt seinen irdischen Interessen sich widme, weil er glaubt, daß der Mensch die Sphäre, in welche die Natur ihn gestellt hat, nicht verlassen könne ohne den empfindlichsten Nachtheil für sein eigenes Glück. Und worin diese Interessen bestehen, deutet der Verf. ebenfalls genügend an. Einmal nämlich gehört hierher die Betrachtung der Natur, Benutzung aller ihrer Kräfte und Verwendung aller ihrer Stoffe zu Verschönerung, Verfeinerung und Veredlung des menschlichen Lebens; und dann zweitens, möglichst freie und rationelle Gestaltung und Entwickelung des socialen Lebens, der bürgerlichen Gesellschaft, des Staatsorganismus. In der That lassen sich unter diese beiden Kategorien alle natürlichen Interessen der Menschheit zusammenfassen, und wenn auch der Verf. in der weitern Ausführung dieser allgemeinen Züge sich mehrfach vergreift, wie wir gehörigen Orts nachgewiesen haben, so muß man ihm doch zugestehen, daß er den Hauptpunkt richtig getroffen hat. Das ganze menschliche Leben ordnet sich unter jene zwei Gesichtspunkte, Bearbeitung der Natur und Entwickelung der gesellschaftlichen Institutionen, und es läßt sich daher in der That nicht einsehen, wie man die Ansicht des Verf., die sich auf so ganz reelle und positive Verhältnisse stützt, als eine blos negirende und zerstörende hat darstellen können. Gleichwol findet man fast in jedem philosophischen Handbuche diesen Vorwurf — ausgedehnt auf die ganze damalige Zeitphilosophie — ausgesprochen. Freilich nach einer Seite hin muß jede Ansicht negativ auftreten; aber es fragt sich, ob der religiöse Idealismus, welcher die materiellen Interessen der Menschheit negirt, mehr Anspruch auf Positivität machen könne als der Materialismus des Verf., der nur gegen die ideellen Richtungen negativ verfährt. Diese Frage läßt sich nur entscheiden, wenn man sich über den Begriff des Positiven vorher einigt; denn so lange man dieses Wort nur im relativen Sinne faßt, können sich beide entgegengesetzte Ansichten mit gleichem Rechte Positivität zuschreiben, der Materialismus, weil er nicht Idealismus ist, der Idealismus, weil er nicht Materialismus ist. Allein nimmt man das Wort positiv in seinem einfachen ursprünglichen Sinne, wo es Dasjenige bedeutet, was sich an gegebene Verhältnisse anschließt und eben deswegen andern Richtungen gegenüber, die sich keiner so sichern Basis rühmen können, berechtigt ist — und in diesem Sinne nimmt man es, wenn man an jedes System die Foderung stellt, daß es einen positiven Gehalt, eine positive Tendenz haben müsse, — so ist klar, daß der Idealismus, und namentlich der religiöse Idealismus, am allerwenigsten ein positives System, eine positive Richtung genannt werden könne; denn gegeben sind für den Menschen zunächst nur materielle Stoffe, materielle Verhältnisse. Nun ist allerdings ganz richtig, daß der Mensch nicht bei diesen allerersten Bedingungen seines Daseins stehen zu bleiben braucht. Er soll vielmehr die sich ihm darbietenden Stoffe bearbeiten, seine Verhältnisse erweitern, seine Herrschaft über die Naturkräfte ausbreiten, seine Beziehungen zu Andern seines Gleichen vervielfältigen, mit einem Worte, er soll die Beschränktheit seines ursprünglichen Zustandes verlassen, er soll über das Allernächste hinausgehen und zu höherer Cultur und Civilisation fortschreiten; aber wenn er dies thut, trennt er sich keineswegs von seiner materiellen Basis, von seinen positiven Interessen, im Gegentheil, er vervollkommnet sie nur, bildet sie nur aus. Aber diesen Fortschritt, diese Cultur, diese Civilisation will der Idealismus nicht. Der Idealismus will das menschliche Geschlecht nur aus dem Kreise materieller Verhältnisse heraus- und einer höhern Ordnung der Dinge zuführen. Zwar will sich der Idealismus selbst auch nur für eine Fortentwickelung und Veredlung des Lebens angesehen wissen, die sich ganz natürlich an die positiven, gegebenen Verhältnisse des Menschen anschließe; allein wenn wir ihm auch zugeben wollen, daß er in diesen Verhältnissen seinen ursprünglichen Ausgangspunkt habe, insofern ja keine Richtung im Leben fremd hinzugetreten sein kann, so ergibt sich doch bei genauerer Betrachtung, daß der Idealismus das Leben nur veredeln zu können meint, indem er von consequenter Verfolgung der reellen Lebensinteressen abmahnt und zurückruft. Die Kunst, die abstracte Wissenschaft, die Religion, das sind die Sphären, welche der Idealismus den menschlichen Bestrebungen anweist, aber alle diese Sphären fallen nicht mit dem natürlichen Civilisationsbestreben der Menschheit zusammen, sondern verhalten sich mehr oder weniger exclusiv dazu. Der Idealismus hat demnach seinen Standpunkt außerhalb der positiven Interessen der Menschheit, und das war es, was wir darzuthun hatten. Man sage also nicht, daß der Verf. nur negative Tendenzen verfolge, denn gerade der Idealismus, den er bekämpft, ist exclusiver Natur und ist mit weit größerm Rechte als eine abstracte, d. h. negative Richtung zu bezeichnen. Auf der andern Seite aber soll von uns nicht der Materialismus gerade in der Gestalt, wie er in diesem Werke uns öfters entgegentritt, vertheidigt werden. Wir haben oben gezeigt, daß der Verf. sein eigenes Princip, Zurückführung nämlich des menschlichen Geschlechts auf seine natürliche Basis, oft so misversteht, als müsse der Mensch ganz bei seinem ursprünglichen Dasein beharren, als sei das menschliche Geschlecht keiner eigentlich fortschreitenden Entwickelung fähig. Daß diese beschränkte, aller Erfahrung widersprechende Ansicht, welche man ganz eigentlich und im engern Sinne Materialismus genannt hat, von keinem Unbefangenen getheilt werden kann, das haben wir bei jeder sich uns darbietenden Gelegenheit bereits ausgesprochen. Zwischen Idealismus und Materialismus steht ein Drittes in der Mitte, praktische Entwickelung, praktisches Fortschreiten sowol in materieller, als auch in socialer und staatsbürgerlicher Cultur. Wir haben diesen Standpunkt stets als

den Standpunkt unsers Zeitalters geltend gemacht, dessen Bestrebungen augenscheinlich um die beiden Angelpunkte, materielle und sociale Cultur, sich bewegen. Wir haben also nicht eine individuelle Ansicht den Principien des Verf. gegenübergestellt, sondern, wie wir das Werk des Verf. selbst als Ausdruck einer ganzen Zeitrechnung betrachten, so sind wir auch nur darauf ausgegangen, die damalige Philosophie mit den fortgeschrittenen Tendenzen unserer Zeit in Vergleichung zu bringen. Wer aber durch die eigene Anschauung des rüstigen Vorwärtsschreitens unserer Zeit zu der Überzeugung gelangt ist, daß unsere moderne Cultur nicht eine so gemeine und niedrige ist, als sie einzelne Misanthropen darzustellen suchen, der bedenke sich wohl, unserm Verf. ein unbedingtes Verdammungsurtheil zu sprechen; denn so schroff uns die Polemik des Verf. entgegentritt, so war seine Tendenz dennoch keine andere, als der Culturentwickelung, welche wir gegenwärtig so blühend und mächtig sehen, die erste Bahn zu brechen. 131.

Über „Goethe's Friederike" von Freimund Pfeiffer.

Aus einem Briefe an den Herausgeber.*)

Sie wünschen, verehrter Herr, daß ich meine Ansicht über das Büchlein von Freimund Pfeiffer in Ihren Blättern ausspreche. Es kommt hier darauf an, ob ich von der Fabrikation oder von dem Fabrikat zu reden habe. Die erstere liefert allerdings, wie schon ein Aufsatz in Nr. 221 der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erklärt hat, einen Beweis von Keckheit, den man um so härter rügen muß, als es nicht die einzige Mystification ist, die man in der letzten Zeit im Angesicht des deutschen Publicums gewagt. Was der erwähnte Aufsatz nur behauptet hat, davon besitze ich die Beweise in Händen; Sie mögen sich selbst überzeugen, ob der Herr Freimund, wenn er auch jemals im Elsaß gewesen, nur mit einer einzigen Person von all denen gesprochen haben kann, die er als seine Gewährsmänner anführt. Wenn wir aber auch den dreisten Versuch der Täuschung zurückweisen, so wollen wir damit nicht zugleich behaupten, daß gar keine von den Mittheilungen dieses Büchleins Glauben verdiene. Man kennt im Handel gewisse Zeuche, die ganz das Aussehen von Linnen tragen, obschon sie großentheils mit Baumwollenfäden durchschlagen sind; und der Umstand, daß das dazu verwandte Linnengarn gestohlen ist, raubt diesem nicht seine ursprüngliche Natur und seinen unveräußerlichen Werth. So ist auch die Schrift von Pfeiffer ein Mischgewebe von Erfindung und Wahrheit. Das Wahre darin ist freilich Plagiat — ein um so unverzeihlicheres, als die Entwendung an einem ungedruckten Aufsatze begangen wurde —, aber dies nimmt ihm darum doch nichts von der Kraft seines Zeugnisses.

Ich habe von Beweisen gesprochen; sehen Sie, ob das Folgende dafür gelten kann. Es sind in meinem Besitze zwei handschriftliche Aufsätze, deren erster eine kurze Lebensbeschreibung Friederike Brion's enthält, von der Hand einer ausgezeichneten Dame, die zur Familie der Brion in naher Beziehung steht. Der andere ist von der Hand des seligen Näke, einst Professors zu Bonn. Näke, dessen Begeisterung sich an Goethe nährte, wie an den erhabenen Alten, deren Studium ihm Beruf und Lebensfreude war, hatte einst jene Wallfahrt nach Sesenheim gemacht, jenen Pilgergang nach dem heiligen Grabe der Goethe'schen Jugendliebe, der die Veranlassung werden sollte zu so vielem seltsamen Gerede über Friederiken in Schriften und Zeitungsblättern. Näke's Bericht über die Ergebnisse seiner elsässer Entdeckungsreise war, wie es längst schon ausgesprochen ist, nie für die Öffentlichkeit bestimmt; er sollte nichts sein als eine fromme Gabe am Altar Goethe's, nichts als ein stilles Weihgeschenk, zum Zeugnisse, wie jede Spur, die der Genius einst im Vorüberschreiten getreten, seinem Priester heilig sei. Indessen, gleichsam als hätte er geahnt, daß einst unberufene Hände auf offenem Markte seine heimische Gabe zur Schau tragen würden, legte er bald, sobald er erkannt, zu welchen Irrthümern er verleitet worden, ein klares Bekenntniß der Wahrheit in seinen Papieren nieder, ein zu spätes, als daß es dem Heroen, dessen Jugendpfade es beleuchtete, noch hätte zukommen können. Ein junger Freund und Zuhörer Näke's, sein würdiger Schüler in der Liebe zu den Griechen und zu Goethe, Hr. Kr., war zu denselben Zwecken nach Sesenheim gewandert und hatte dort mit kritischem Scharfblicke erkannt, wie unhaltbar die Angaben seien, die Näke von unglaubwürdigem Munde geworden; er sichtete die widersprechenden Aussagen, stellte das Richtige und Wohlbewährte in einem Aufsatze zusammen, und ein Auszug aus dieser Arbeit ist es, der, mit Bemerkungen von Näke's Hand, sich in des Letztern Nachlasse befindet und uns hier Richtschnur und Leiter werden konnte.

Mit Hülfe dieses Schriftchens wird es leicht, in dem Büchlein von Pfeiffer die verschiedenartigen Elemente zu unterscheiden, aus denen es mit einigem Geschick und vieler Dreistigkeit zusammengesetzt worden. Es besteht dasselbe zum Theil aus Lesefrüchten, gepflückt vom breitästigen Baume der Goethe-Literatur, zum Theil enthält es breitgezerrte Copien Dessen, was in einer trefflichen Darstellung von Fr. Laun im „Morgenblatt", und noch früher in meinem Aufsatze, den Ihre Blätter gaben*), mitgetheilt worden; sodann hat es längere Stellen, die — — wörtlich aus dem erwähnten Manuscripte des Hrn. Kr. entlehnt sind! — endlich enthält es Unwahrheiten, die nur durch die edle Keckheit, mit der sie hingestellt werden, einen Augenblick zu überraschen vermögen.

Zu den letztern gehört Alles, was S. 73 und 74 berichtet wird. Hr. Pfeiffer will nämlich auf seiner sesenheimer Fahrt mit Erstaunen gehört haben, daß jener Georg, mit welchem Goethe einst, um die Brion'sche Familie zu mystificiren, den Kleidertausch vorgenommen, noch in Drusenheim lebe; er heiße Georg Klein, und sei pensionirter Forstinspector. Darauf will er diesen besucht haben. Er fand in ihm einen noch rüstigen Mann, noch voll regen Antheils an jenen Jugenderlebnissen; er las ihm die betreffenden Stellen aus „Wahrheit und Dichtung" vor; und der gute Forstinspector rief einmal über das andere: „Ja, ja, der Schelm! Alles hat sich wirklich so zugetragen; ich mußte ihm meine Kleider leihen!" und andere neue Dinge der Art.

Klingt das Alles nicht natürlich, ungezwungen, beinah idyllisch? Und doch ist diese Idylle nur ein kleiner Irrthum Freimund's. Denn wir erfahren aus dem Näke'schen Manuscripte, daß der Goethe'sche Georg nicht Klein, sondern Wolf hieß und eine ganz andere Person war, als jener Forstinspector. Diese Nachricht hat aber Hr. Kr. von demselben Inspector erhalten, dem Hr. Pfeiffer die Scenen aus „Wahrheit und Dichtung" vorgelesen haben will. Es ist also nicht anders möglich: entweder hat der Pfeiffer'sche Georg den Herrn Freimund angeführt, oder Freimund ist kein Wahrmund. Man wird uns erlauben, bis zum Beweise des Gegentheils, das Letztere anzunehmen. Denn da Näke in seinem gedruckten Schriftchen schon die beiden George miteinander verwechselt hatte, so muß es uns gerade vorkommen, als habe Pfeiffer seine Angabe nur hieraus genommen und die paar Worte einer geistreichen Unterredung hinzugedichtet. Wie gesagt, bis auf Beweis des Gegentheils.

Hieraus ergibt sich, daß Pfeiffer das Manuscript des Hrn. Kr. nicht vollständig gekannt oder benutzt hat. Unzweifelhaft ist es dennoch, daß er es entweder vor Augen gehabt oder irgendwo vorlesen gehört. Bei genauer Vergleichung finden wir, daß die Äußerung des Schulzen (S. 74) und das aus Sophiens Mund (S. 76—78) Mitgetheilte fast wörtlich, jedoch nicht ohne einzelne Irrthümer, aus jenem Aufsatze abgeschrieben ist. Und diese Mittheilungen bilden auch in dem ganzen Hefte das Einzige, was neu und lesenswerth ist.

*) Durch Zufall verspätet.

*) „Goethe und Friederike", in Nr. 188 d. Bl. f. 1840.
D. Red.

Das angehängte „Sesenheimer Liederbuch" enthält Mancherlei, von dem ich im Augenblick nicht bestimmen kann, ob es als echt anzuerkennen ist. Hr. Kr. hatte das Liederheft, welches die allein noch überlebende Schwester Friederikens besitzt, ganz abgeschrieben, und aus dieser Copie hatte der selige Näke diejenigen Gedichte ausgezogen, die sich bisher nicht in den Goethe'schen Sammlungen befinden. Eine Mittheilung dieser letztern, die ich zu erwarten habe, wird mir gestatten, sie mit den von Pfeiffer bekannt gemachten zu vergleichen. Indessen wird sich auch hieraus nicht mit Sicherheit nachweisen lassen, was davon Goethe angehört, da die Lieder in dem erwähnten Hefte nur zum Theil von Goethe's Hand, zum Theil aber von Friederiken geschrieben sind.

Das Gericht der öffentlichen Meinung hat seit zwei Jahren ein Mädchen vor sein Forum gezogen, das in seiner liebenswürdigen Ländlichkeit nie ahnte, daß einst Kathedergelehrte zu ihrem Grabe wandern und die deutsche Kritik mit genauer Wage ihre Tugend wägen würde. So geht es mit Allem, was dem Genius nahe leben durfte; so wenn ein kleinerer Weltkörper in den Bereich der Sonnenanziehung geräth, wird er sich fürder nur um sie drehen und von ihrem Lichte glänzen. Die Verleumdungen, welche die Asche der armen Friederike verunehren sollten, sind von dem allgemeinen Urtheil zurückgewiesen worden, wenn auch erst neulich noch ein deutsches Blatt sich herabließ, die üble Nachrede alter Bauernweiber aufs neue für Wahrheit mitzutheilen. Diesen letzten Umstand ist es beizumessen, wenn es noch jetzt als Pflicht angesehen werden muß, die beiden Aufsätze, die hier zur Vergleichung mit der Pfeiffer'schen Schrift dienten, der Öffentlichkeit zu übergeben. Dies wird wol an einem andern Orte geschehen. Hoffentlich wird alsdann das friedliche Grab der Unglücklichen nicht wiedernm von allzu geschäftigen Händen geöffnet und entweiht werden. Es däucht uns, wichtigere Interessen rufen uns auf andere Kampfgebiete. Überlassen wir solche Gefechte Ländern, wo der Mangel freier Geistesbewegung die thätigen Köpfe ins Commentiren und Illustriren hineinzwingt; überlassen wir den italienischen Literatoren die gelehrte Untersuchung über die Tugendhöhe von Tasso's Leonore.

Mögen Sie, verehrter Herr, diese Mittheilung benutzen, wie es Ihnen am besten dünkt. Jedenfalls bin ich Ihnen Dank schuldig, daß Sie mir Gelegenheit gaben, zur Aufdeckung einer literarischen Mystification ein Scherflein beizutragen. Der Reichthum an Memoiren, dessen sich die französische Literatur erfreut, scheint in Deutschland eine Nacheiferung zu erwecken; um so mehr müssen wir auf der Hut sein, daß die dreiste Fabrikation nicht auch bei uns, wie bei jenen, den Markt überschwemme und die Werke des Betrugs in die Geschichte unserer geistigen Verhältnisse und unsers innern Lebens eine trostlose Verwirrung bringen, die bei jedem Schritte das Sieb der Kritik erfodert, um vom Weizen die Spreu zu sondern.

Bonn.

Dr. Ludwig Braunfels.

Literarische Notizen.

Dr. Waagen's Aufsatz über Peter Paul Rubens findet auf Grundlage der von Robert R. Noel unter dem Titel: „Peter Paul Rubens, his life and genius" veranstalteten englischen Übersetzung im „Edinburgh review" eine weitläufige, aber nicht in allen Partien anerkennende Besprechung. Der Berichterstatter meint, daß der Titel dem Geiste und dem Inhalte des übersetzten Werkes wenig entspreche; es verdiente mehr ein Catalogue raisonné der Rubens'schen Werke, als eine klare und zusammengefaßte Beurtheilung von des Meisters künstlerischem Charakter genannt zu werden. Wolle man es einfach als Biographie betrachten, so sei ihm, dem Berichterstatter, selten eine ungenügendere Durchführung aufgestoßen. Seine Einsicht in den Geist des Künstlers oder in die frühern Umstände, welche diesen zu einer so ausgedehnten Anwendung prachtvoller Farben oder auf den gefährlichen Weg des allegorischen Mysticismus verleitet hätten, wäre durch die Lecture wenig vermehrt worden. Dagegen räumt der Berichterstatter ein, daß die der Biographie eingewebten Betrachtungen über die einzelnen Werke und Richtungen des Meisters, wie die ganze Abtheilung, welche rein kritischen Inhalts sei, vieles Werthvolle enthielten und von des Verfassers kritischer Schärfe und Kunstkenntniß ein rühmliches Zeugniß ablegten. Manche von diesen eingewebten Betrachtungen, insofern sie Besonderheiten des Rubens'schen Genius und Charakters beträfen, seien außerordentlich scharfsichtig; nur erscheine der Verfasser durch die glänzenden und vielseitigen Talente des Meisters zu verwirrt und in Verlegenheit gesetzt, wenn es darauf ankomme, das allgemeine Facit zu ziehen und die einzelnen gelungenen Posten zu summiren. Übrigens ist der englische Berichterstatter nur ein sehr bedingter Bewunderer von Rubens, dem er nicht immer sein Recht angedeihen läßt; es geht sogar ein Geist der Bitterkeit und Polemik durch den ganzen Aufsatz, der wenig geeignet ist, den Kritiker einem so gewaltigen, wenn auch vieler Fehler und Verirrungen schuldigen Genius wie Rubens gegenüber einen würdigen Standpunkt einnehmen und behaupten zu lassen. Daher kann er nicht umhin, seine Freude recht deutlich zu äußern, wenn Waagen sein kritisches Ätzwasser über diejenigen Productionen von Rubens gießt, deren Gegenstand und Charakter Schrecken und Entsetzen sind, wohin besonders mehre Rubens in der münchner Galerie gehören. Aber auch diese sollte und darf man zugleich bewundern und verabscheuen, so mächtig ist auch ihnen der Stempel des Genius aufgedrückt. Die Vorrede und die Anmerkungen, welche Mrs. Jameson zu der von ihr herausgegebenen Übersetzung geliefert hat, werden von dem Berichterstatter ein Beitrag von beträchtlichem Werthe genannt.

Unter den pariser belletristischen Neuigkeiten sind folgende zu nennen: „Le chevalier de Chaville", von P. L. Jacob, dem Bibliophilen; „Le chevalier de Clermont", von E. Berthet und H. Monnier (2 Bde.); „Bianca Teobaldi, moeurs italiennes", von A. Dilmans; „Le balafré", von J. Brisset, Verf. des „Franz von Guise" und der „Concini"; „L'écueil", von Ch. de Bernard; „La jeunesse de Mirabeau", von Mad. Colet, die sich früher bereits durch hübsche Verse bekannt machte und hier zum ersten Male als gewandte Prosaistin auftritt. Die Schrift ist eigentlich nicht Roman, sondern ein biographisches Fragment, worin der alte Sitz der Vorfahren Mirabeau's, das Schloß If und Aix, die Stadt, wo Mirabeau seine ersten oratorischen Versuche machte, den interessanten localen Hintergrund bilden. Von Sue's jetzt in sechs Bänden vollständigem Roman: „Mathilde, mémoires d'une jeune femme" erschien bereits die fünfte Auflage, ein bemerkenswerthes Beispiel von der Sucht der Franzosen, zu lesen und noch mehr zu kaufen. Oder genügen die französischen Romanschriftsteller den Anfoderungen der allgemeinen Bildung mehr als die deutschen? Oder ist die französische Civilisation durchschnittlicher und typischer? Die beste Antwort dürfte sein, daß hier Eins das Andere bedingt. Überhaupt ist gegenwärtig in Frankreich, nach einer kleinen Zeit der Ebbe, in der Romanenliteratur wieder hohe Flut eingetreten. Es werden zu gleicher Zeit als nächstens erscheinend angekündigt: „Ce monsieur", von P. de Kock; „Ce lieutenant de la Minerve", von E. Mirecourt; „Le nom de famille", von A. Luchet; „Simone", von B. Mangin; „Les entraînements du coeur", von A. Buchère; „Eulalie Pontois", von Soulié; der achte Band der „Souvenirs d'un enfant du peuple"; „La goutte d'eau", von E. Souvestre, und „Aliénor, prieure de Loc-Maria", dritter Roman der „Études sur la Bretagne", von Pitre Chevalier. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 325. —— 21. November 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahr 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen. Von E. Robinson und E. Smith. Nach den Originalpapieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von E. Robinson. Erster und zweiter Band. Mit Karten und Plänen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1841. Gr. 8. 6⅔ Thlr.

Nach der Anerkennung, mit der der Meister unserer geographischen Wissenschaft, mit der Karl Ritter über das vorliegende Werk, schon ehe es erschienen, sich ausgesprochen — „es werde eine der wichtigsten Stellen für das geographisch-antiquarische Quellenstudium der heiligen Schrift einnehmen, wegen der vielen neuen Entdeckungen und Erforschungen von dauerndem Werthe für die Kenntniß des Orients sein und Data zu einer gänzlichen Umgestaltung der so mangelhaften Kartographie von Palästina liefern" — kann jede ähnliche Versicherung nur überflüssig, jedes weitere Lob, so natürlich es auch der Feder sich aufdrängt, nicht den Schein der Anmaßung vermeiden. Doch deuten wir einige der wissenschaftlichen Eigenthümlichkeiten an, durch die Hrn. Prof. Robinson's Untersuchungen den ersten Rang unter den Reisebeschreibungen einnehmen, die so zahlreich — das beigefügte sehr vollständige Verzeichniß zählt 25 allein aus dem letzten Vierteljahrhundert — in unserer Zeit dem Publicum dargeboten werden. Eben diese mit jedem Jahre wachsende Masse solcher Erzeugnisse muß die Anfoderungen der Wissenschaft steigern: um ein Hauptsächliches hervorzuheben, sie muß für die Zukunft, namentlich nachdem von Schubert in dieser Art wirklich das Höchste geleistet, alle subjectiven Beigaben zu oft nicht bedeutenden Reiseergebnissen, diese wohlfeile Ausstaffirung mit Bibelsprüchen, frommen Gefühlen, elegischen Träumereien über die Vergänglichkeit, all dieses Nebeln und Schwebeln einer blauen Frömmigkeit aufs ernsteste sich verbitten. Das Leben behalte unverkürzt sein gutes Recht, wen das Herz treibt, der ziehe immerhin nach dem gelobten Lande und seine müde Seele wird sich erquicken im Gebet an heiliger Stätte: muß denn aber die Hand, die eben noch den Pilgerstab getragen, sogleich nach Papier und Feder greifen, die kleinen Begebnisse ihrer Reise und die oft oberflächlichen Beobachtungen dem Publicum aufdrängen, auf dem literarischen Markte — man übersehe nicht die Wahrheit des harten Ausdrucks — mit den Thränen ihrer Pilgerschaft noch Handel treiben? Dies ist eben ein wesentliches Verdienst, durch welches das vorliegende Werk sich auszeichnet, daß der wissenschaftliche Zweck, die Erforschung Palästinas in Bezug auf die Bibel und ihre geographisch historischen Angaben, immer die Hauptsache bleibt, die Hr. Prof. Robinson scharf und mit sicherer Entschiedenheit ins Auge faßt, auf welche die ruhig unbefangene Darstellung ohne alle subjective Zuthaten unverrückt hingewandt ist. Ursprünglich, wie die Vorrede bemerkt, war es sogar Plan, nur die Resultate der Untersuchung, ohne alle Beziehung auf persönliche Ergebnisse, vorzulegen, und erst auf den Rath hochgeschätzter Freunde, um eine klare Einsicht in die Gelegenheiten, in die ganze Art und Weise der Untersuchung zu gewähren, wurde auch ein Auszug aus dem Tagebuche in die Erzählung eingewoben. Bedingt, erst möglich wird diese sich selber klare Objectivität durch die Stellung, welche Hr. Prof. Robinson zu dem Objecte seines Forschens und Suchens einnimmt, durch seinen festen Glauben an das Wort der heiligen Schrift auch in den Beziehungen, welche hier allein in Frage kommen. Man kennt die Verehrung, welche die englischen und nordamerikanischen Kirchen der heiligen Schrift zollen, wie sie der Anfang aller Erziehung und das tägliche Handbuch der Familie ist: „von frühester Jugend liest das Kind die Bibel nicht blos für sich, sondern hört sie auch in den häuslichen Morgen- und Abendandachten vorlesen, in der Alltagsschule im Dorfe, in der Sonntagsschule, in der Bibelclasse und beim Gottesdienste in der Kirche". So motivirt der verehrte Hr. Verf. selbst den tiefen Eindruck, den die heiligen Geschichten früh auf sein Gemüth gemacht; daß die Bibel auch das Fundament seiner wissenschaftlichen, hier seiner geographisch-antiquarischen Forschung, der feste Ausgangspunkt sei, von dem jede einzelne Untersuchung ihren Anfang nimmt — fest stehend, wie es sich gehört, schon vor der Untersuchung, die ja das Bibelwort nicht erst bewahrheiten, sondern nur erklären, unserm Verständniß näher rücken, frühere aus noch unvollständiger Kenntniß der Verhältnisse resultirende Bedenklichkeiten hinwegräumen will: dies durfte nicht in ausdrücklichen Worten ausgesprochen werden, denn aus dem ganzen Werke, aus jeder einzelnen Darlegung kann man es als leitenden Grundsatz zwischen den Zeilen herauslesen. Andere, ich

weiß es, werden anders darüber urtheilen, werden darin eher ein Vorurtheil sehen, eine vorgefaßte Meinung, welche die schrankenlose Freiheit der Untersuchung beeinträchtigen müsse. So vorurtheilsfreie Männer mögen doch ja gegen den Eindruck der scharfen Kritik, mit welcher das Werk allen frühern Traditionen, Notizen, Ansichten über die Topographie des heiligen Landes entgegentritt, nicht muthwillig sich verschließen. Sie mögen besonders den Passus nicht überschlagen, der die Alterthümer Jerusalems einleitet. Seit mehr als funfzehn Jahrhunderten, setzt Hr. Prof. Robinson aufs bündigste auseinander, seit Konstantin, unterstützt von dem frommen Eifer Helena's, die Orte der Kreuzigung, Auferstehung und der Himmelfahrt des Erlösers auszumitteln suchte, habe allmälig für alle durch die Schrift geheiligten Orte ein Kreis von Traditionen sich gebildet, die nur auf mönchischen Erfindungen, auf einem durch Leichtgläubigkeit und gelegentlichen frommen Betrug genährten Aberglauben beruhen und doch, was die Hauptsachen betrifft, fast in gleicher Weise bis auf unsere Tage sich fortgepflanzt haben. Daraus folgt denn — und diese auch im Einzelnen entschieden durchgeführte Ansicht wird alle künftigen palästinensischen Forschungen regeln müssen — „daraus folgt, daß alle kirchliche Überlieferung, wiefern sie die alten Stellen in und um Jerusalem und überhaupt Palästina behandelt, nur in dem Grade einen Werth hat, als sie durch Umstände beglaubigt wird, die uns durch die heilige Schrift oder durch andere Zeugnisse von Zeitgenossen bekannt sind". So entschieden folgen die Reisenden diesem kritischen Grundsatze, daß sie sogar jegliche Berührung mit den Klöstern, dem Sitze jener alten mönchischen Traditionen, strenge vermeiden: sie forschen überall selbständig mit der Schrift in der Hand.

Bei der Relation über die Reise, die wir zunächst übersichtlich darlegen, können wir wol noch rascher als Hr. Prof. Robinson über die Fahrt von Neuyork nach England, durch Deutschland, von Triest auf dem Dampfschiff nach Athen und von hier nach Alexandrien hinwegeilen: auch die ausgeführtern Schilderungen Ägyptens wollen nichts Selbständiges geben, sie verweisen auf Wilkinson's und Anderer Forschungen über die ägyptischen Alterthümer. Erst hier beim Eintritt in die Wüste beginnt die eigentliche Reise, deren Vorbereitungen, die leider nur unvollkommenen Instrumente, Bücher, Karten, Führer, Wasser- und Mundvorrath, zu Nutz und Frommen aller Nachfolgenden mitgetheilt werden. Ursprünglich hatten die Reisenden, um an Ort und Stelle ihre Untersuchungen über das Land Gosen anzustellen, unter den mehrfachen Wegen nach dem Schilfmeere den weitesten gewählt: den östlichen Nilarm jenseit Belbeis bis zur Provinz Schurkiyeh hinab, und von da das Thal des alten Kanals entlang bis zum äußersten Ende des Meerbusens. Die beschränkte Zeit machte es indeß räthlich, sogar unter den Wegen, die geradezu von Kairo nach Suez führen, noch den kürzesten einzuschlagen, den Derb el-Ankebiyeh, der in fortwährend östlicher Richtung nach der kleinen Festung Ajrud läuft, von der Suez etwa vier Stunden südöstlich liegt. Die Reise währte drei Tage.

Die Wüste, durch welche wir zogen, ist nicht sandig, sondern die Oberfläche besteht großentheils aus Kies, mit kleinen Rollsteinen überstreut. Zahlreiche Wadys oder seichte Wasserbetten durchschneiden die Fläche alle in der Richtung nach Norden und Nordwest. In allen diesen Wadys befinden sich gewöhnlich zerstreute Gruppen von Gesträuchen und Kräutern, die die Kamele im Vorbeigehen abweiden, und die ihnen auch zur Weide dienen, wenn sie des Abends losgelassen werden. In der Regenzeit, sowie auch nach derselben, treiben die Einwohner von Belbeis und Schurkiyeh, wie wahrscheinlich die Israeliten vor Alters auch thaten, ihre Heerden von Schafen und Ziegen nach dieser Gegend der Wüste auf die Weide. In diesem Jahre war noch kein Regen gefallen, und das ganze Ansehen der Wüste und ihrer Wadys war trocken und verbrannt. Regen fällt hier gewöhnlich im December und Januar und hält zuweilen bis in den März, ja selbst bis in den April an.

Nach beinahe eintägigem Aufenthalte in dem schlechtgebauten, schmuzigen Suez — oder vielmehr neben der Stadt, denn darin war keine Stelle rein genug, um das Zelt aufschlagen zu können — begann der weitere Zug nach dem Berge Sinai: zunächst mehre Tage hindurch in südöstlicher Richtung, fast parallel mit dem Ufer, doch in einiger Entfernung davon, über Berge und weiße Sandhügel, von zahlreichen westlich nach der Küste zulaufenden Wadys durchschnitten; nachher, vom Wady el-Taiyibeh ab, in mehr östlicher Wendung in die gebirgige Region der Halbinsel, durch tiefe Thäler und Schluchten, deren Felsen die „sinaitischen Inschriften" bedecken, auch bei den geheimnißvollen Denkmälern von Surabit el Khadim vorbei. Es war den Reisenden, als sie jetzt die heiligen Berge erreicht, als wäre auch ihnen, wie einst den Kindern Israel, eine Stätte der Ruhe, der geistigen Sammlung nach dem anstrengenden Zuge durch die Wüste bereitet: sie verweilten fünf Tage im Katharinenkloster, eifrig und, wie wir später sehen werden, nicht ohne bedeutende Resultate mit der Untersuchung der umliegenden Berge und Thäler beschäftigt. Der Weg vom Sinai nach Akabah an der Spitze des gleichnamigen Meerbusens war der gewöhnliche, den auch Burckhardt bei seinem mislungenen Versuche, den letztern Ort zu erreichen, folgte: den östlichen Abfall des Gebirges herab; durch die Sandregion südlich des Jebel et Tih, eine öde Wüste, nur hier und da in den Wadys Kräuter und Sträucher, während die Ebenen und rauhen Sandsteinhügel ohne alle Spur von Vegetation sind; längst der schmalen Ebene am Meerbusen von Akabah, der wie ein langer blauer Wasserstreif durch die öde Gegend läuft. Unter den mancherlei ergötzlichen Bildern, welche das Tagebuch über den Aufenthalt in der Festung Akabah mittheilt, ist besonders der arabische Gouverneur bemerkenswerth, der auf die regelrechteste Weise, eines europäischen Mauthbeamten würdig, die durch höhere Empfehlung ihm auferlegten Verpflichtungen erfüllt und durch Scheine, die er nimmt und gibt, sich und die Reisenden sicher zu stellen sucht. Der eine dieser Scheine, der Tezkirah oder Schutzbrief, lautet in der beigefügten Übersetzung also:

Der Grund des Schreibens ist, daß, als es Mittwoch den 10. Muharram im J. 1254 war, Herr Robinson zu uns kam und mit ihm zwei Andere, der eine Antwort vom Rathe an uns hatte. Diese Antwort gab er uns und wir haben sie gelesen und verstanden, was darin steht. Dadurch werden wir

benachrichtigt, daß sie Kameele und Araber brauchen, um sie nach Wady Musa zu bringen. Jetzt haben wir keine Kameele in unserer Nachbarschaft gefunden, da alle Araber in Syrien sind. Daher sagten wir ihnen: „Was meint Ihr? Wir haben weder Araber noch Kameele. Wir wollen den Husein herholen lassen." Sie sagten: „Wir werden aufgehalten werden." Und wir sagten: „Fragt eure Meinung um Rath, damit wir ruhig sein können, sowol wir als auch ihr." Und sie sagten: „Wir wollen nach Gaza gehen; Wady Musa ist nicht nöthig; wir wollen nach Gaza gehen. Deshalb gaben wir ihnen Araber von den Tawarah und einen Führer, um sie nach Wady el-Abyad zu bringen. Und sie gingen nach Gaza mit dem Frieden Gottes des Allerhöchsten. Wir haben diese Antwort geschrieben, um Eingriffe gegen sie zu verhüten, und Keiner darf ihnen Eintrag thun. Gegeben den 10. Muhurram im J. 1254. Othman.

Sollte nämlich der ursprünglich beabsichtigte Weg, durch das Thal Arabah nach Wady Musa und von da nach Hebron, beibehalten werden, so mußten die Reisenden mit dem Bedawinstamme, der hier allein das Geleitsrecht hatte, dessen Scheikh Husein aus ziemlicher Entfernung herbeigeholt werden mußte, in Verhandlungen treten: um die Zeit damit nicht nutzlos zu verlieren, wählten sie eine Straße, auf der ihre bisherigen Begleiter aus dem Stamme der Tawarah, ohne Anderer Rechte zu beeinträchtigen, sie führen konnten, mitten durch die nördliche, „die große und furchtbare" Wüste. Man wird es dem verehrten Hrn. Verf. Dank wissen, daß gerade über diese Gegend, eine selten besuchte und noch weniger erforschte und beschriebene, eine terra incognita für die Geographen, sein Tagebuch einen genauen und ins Detail gehenden Bericht enthält, aus dem wir wenigstens einige der allgemeinen Bemerkungen einschalten:

Die Wüste, die wir jetzt betraten, war ihrem allgemeinen Charakter nach der zwischen Kairo und Suez ähnlich — ungeheure und beinahe grenzenlose Ebenen, ein harter Kiesboden, unregelmäßige Ketten von Kalksteinhügeln in verschiedenen Richtungen hinlaufend, Luftspiegelungen und besonders Wadys oder seichte Wasserbetten ... Dieser ganzen Wüste gaben unsere Araber den allgemeinen Namen el-Tih oder „Wanderung", und behaupteten, daß der Bergrücken, welcher sie im Süden begrenzt, denselben Namen nur von der Wüste annimmt ... In der Mitte dieser Wüste befindet sich ein langes Centralbecken, welches sich vom Jebel-el-Tih bis zu den Küsten des mittelländischen Meeres erstreckt und gegen Norden mit bedeutendem Abfalle hinuntergeht. Durch die ganze Länge dieses Bodens geht, alle seine Gewässer ableitend, der Wady el-Arisch und fällt nahe am Orte gleichen Namens ins Meer. Westlich von diesem Becken laufen andere Wadys direct zum Meere hinab. Im Osten desselben Centralbeckens ist ein gleiches paralleles, zwischen ihm und dem Arabah, indem beide durch die Kette el-Djmeh getrennt sind ... Im Norden dieses letztern Beckens ist der Landstrich zwischen dem Arabah und dem Becken von el-Arisch mit Bergreihen oder Berggruppen ausgefüllt, von welchen im Osten kurze Wadys nach dem Arabah laufen, sowie längere im Westen nach dem Wady el-Arisch.

Der Weg führte vielleicht fortdauernd, jedenfalls vom Wady Araif ab, in dessen Nähe die eben angedeuteten Bergreihen jeden östlichen Durchgang hemmen, auf der alten Römerstraße, und die Reisenden entdecken die Trümmer der römischen Stationen Ebuda und Elusa. Allmälig beginnt die Wüste einen freundlichern, mildern Anblick zu gewähren, das Land wird freier, zeigt breite, des Anbaus fähige Thäler, der lose Sand und die Kräuter der Wüste verschwinden, Gras bedeckt die sanft aufsteigenden Hügel, in der Ferne jenseit eines niedrigen Landstrichs ragen schon die Berge von Juda: das Zelt wird auf den Höhen aufgeschlagen, die einst die Heerden der Patriarchen beweidet, zu Bir es Seba, dem alten Berseba, der südlichen Grenze Palästinas. Eine starke Tagereise — sie eilten sogar, in der Hoffnung, diese Orte später nochmals zu besuchen, ohne Aufenthalt durch Bethlehem und Hebron — bringt die Reisenden über Dhohrriyeh, wo die Bedawin Abschied nahmen, nach der heiligen Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hollands romantische Geschichte. Erzählt von J. v. Lennep. Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Lerz. Fünfter, sechster und siebenter Band. — Auch u. d. T.: Abenteuer Ferdinand Huyck's. Aachen, Mayer. 1841. 8. 3 Thlr.

Das Publicum, welches Unterhaltungslecture bedarf, hat sich seit hundert Jahren in Deutschland in immer steigernder Progression vermehrt. Bald reichte die einheimische Production nicht mehr hin. Die Spieß, Cramer, Müller, Lafontaine, Clauren u. A. mit ihren Nachahmern waren bald aufgezehrt und die Leihbibliotheken mußten sich im Auslande umsehen, um die Bedürfnisse ihres Publicums zu befriedigen. Es war ein Glück, daß ein ausgezeichneter Geist diesem Bedürfnisse zu derselben Zeit entgegenkam. Walter Scott stillte nicht nur durch seine eigenen zahlreichen, geistreichen und dabei leicht verständlichen Romane den Heißhunger der Lesewelt auf mehre Jahre, sondern, wie immer, befruchtete auch hier der wirkliche Genius eine Menge besserer und schlechterer Anlagen und regte eine Menge von nachahmenden Productionskräften an. Diese Befruchtung blieb nicht auf das eigene Vaterland des Dichters beschränkt, sondern sie fiel wie ein reicher Regen auf alle cultivirten Länder der Erde nieder. Kein Land, das eine Romanenliteratur besitzt, ist von der Anregung Walter Scott's freigeblieben, und wenn einzelne reich ausgestattete Naturen, wie Manzoni, Cooper, Victor Hugo u. A., auch ihre eigenthümlichen Schönheiten in vollem Maße aufzureihen haben, so möchte doch fast kein interessanter und vielgelesener Roman seit einem Vierteljahrhunderte sich nachweisen lassen, bei dem der Einfluß Walter Scott's im Guten und Bösen sich nicht mehr oder weniger nachweisen ließe. Um unsern Markt für die leichtere Lesewelt stets voll zu erhalten, brauchten wir daher nur frisch nach fremden Literaturen überzugreifen und durch Übertragung das dort Gefundene für den eben nicht verwöhnten Gaumen der großen Masse zuzubereiten. So reich diese Quellen des Auslandes auch anfangs flossen, sodaß sie uns fast überströmten, so erschöpft sich doch Alles mit der Zeit. Frankreich und England, die uns am meisten lieferten, fangen allmälig an zu versiegen oder wenigstens spärlicher zu fließen. Man muß sich also nach andern Hülfsquellen im Auslande umsehen, da die Production des Inlandes noch immer nicht unserm vermehrten Bedarfe Genüge leistet.

Es scheint nun, als wenn Holland kein zu verachtendes Contingent stellen würde. Ref. bekennt offenherzig, daß er kein Holländisch versteht und daß ihm die neueste Literatur der Mynherrs bis auf wenige Namen unbekannt ist. Es gibt jedoch gewisse innere Gründe, woraus man schließen kann, daß die Romanenliteratur auch in Holland zu den stark angebauten Feldern gehören muß. Keine Erscheinung steht für sich allein; wo ein solch gewandter, mit so viel Routine geschriebener Roman erscheinen konnte wie der vorliegende, der noch dazu in seiner Sicherheit und Behaglichkeit ein in dieser Art von Lectüre wohlbewandertes Publicum voraussetzt, da müssen schon mannichfache verwandte Versuche vorausgegangen und ähnliche

Bestrebungen gleichzeitig sein. Wir prophezeien daher den holländischen Romanen in dem Salon unserer Leihbibliotheken für die nächsten Jahre eine nicht üble Zukunft.

Der Schauplatz der Erzählung ist Holland; die Zeit ungefähr die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Ein junger Mann, der sogenannte Held der Geschichte, der den Mittelpunkt der Begebenheiten bildet, kehrt von der Reise aus Italien zurück. Er ist nur noch eine Tagesreise von Amsterdam, wo sein Vater Oberrichter und Policeidirector, entfernt, als ihm mehre Abenteuer begegnen, woran sich dann die Verwickelungen knüpfen, die den Inhalt der Erzählung bilden. Ein Ungewitter überfällt ihn, sodaß er Schutz in einem eleganten Gartenhause findet, wo er ein junges Mädchen allein findet. Erste Symptome des kommenden Liebesverhältnisses. Ihr Onkel und dessen Sohn kommen dazu; beide kündigen sich sogleich als ein paar Hauptpersonen an; Letzterer ist das böse Princip, der Feind unsers Helden. Dieser wandert empfindlich über die unhöfliche Begegnung der Herren weiter und wird gleich darauf von Räubern überfallen, aber durch die Dazwischenkunft eines ebenso starken als räthselhaften Mannes befreit. Letzterer nimmt ihn mit nach seiner heimlichen Wohnung und fodert zum Danke für das gerettete Leben, daß unser Held die schöne Tochter des Befreiers am andern Tage als Ehrenritter nach Amsterdam begleite, weil der Vater selbst wegen Verfolgung der Behörden dieses Amt nicht übernehmen könne. Auch muß der junge Mann tiefstes Stillschweigen über das Zusammentreffen mit dem Retter und dessen Tochter versprechen, wiewol er selbst nicht erfährt, wer diese beiden Personen sind. Durch dieses Versprechen und durch die übernommene Ritterpflicht geräth nun der junge Mann seinem Vater, seiner Geliebten u. s. w. gegenüber in viele schlimme Lagen. Er könnte sich mit einem Worte rechtfertigen, hält aber treu sein gegebenes Versprechen, und zuletzt klärt sich Alles auf und er steht rein und gerechtfertigt da.

Der Roman hat seine starke und seine schwache Seite. Das Romantische — was er laut dem Titel haben soll und wozu man auch allerlei von den gewöhnlichen äußerlichen Ingredienzien entdeckt — ist offenbar nicht des Verf. Fach, sowie wir denn überhaupt von dem Verf. einen Rückschluß auf das ganze Volk machen und den Holländern Talent und selbst Verständniß echter Romantik absprechen möchten. Der Verf. verwechselt abenteuerlich mit romantisch und hat sich nach dem Beispiele seines Vorbildes Walter Scott viele Mühe gegeben, in das gemüthliche Klein- und Stillleben der Holländer allerlei ungewöhnliche Figuren und Begebenheiten zu verweben. Dieses sogenannte romantische Princip soll durch den geheimnißvollen Retter unsers Helden, einen spanischen Granden und spätern Seeräuber in Exil, der von der spanischen Regierung verfolgt wird und zuletzt Aufnahme und Dienste bei Peter dem Großen findet, repräsentirt werden. Sicher wäre die Erzählung ungleich poetischer und eigenthümlicher geworden, wenn der Verf. in dem Genre geblieben wäre, wozu er außerordentlich viel Talent zeigt, und wenn er nicht durch den Modegeschmack zu dieser Verwebung seines ursprünglichen Stoffes mit jener leichten, abenteuerlich-historischen Zuthat sich hätte verleiten lassen, die der Lebensauffassung seines Vorbildes Walter Scott so natürlich ist, ihm aber weniger gut ansteht. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die Begebenheiten und Abenteuer nicht im gewöhnlichen Sinne ganz unterhaltend genannt werden könnten, allein sie gehören nicht eigentlich in die poetische Lebensauffassung des Verf., und sind als fremde Zuthat Schuld, daß uns Hr. v. Lennep kein echtes Kunstwerk geliefert hat, zu dem er so wohl befähigt scheint.

Die Kraft des Verf. besteht in jener gutmüthig humoristischen Kleinmalerei des Lebens, wie sie sich z. B. in den Bildern Jan Steen's und anderer Landsleute so ergötzlich und wahrhaft entzückend kundgibt. Genaue Beobachtung des gewöhnlichen Lebens, schärfste Charakteristik und genaue Kenntniß der feinsten Nuancen des menschlichen Herzens in seinen gewöhnlichen Verhältnissen, anschauliche Sittenschilderung und über dem Allen schwebend ein freundlich-poetischer, mit der Welt zufriedener und diese in ihrer mannichfaltigen Schönheit bis ins Kleinste anstaunender Humor, das ist der eigenthümliche Charakter des Verfassers. Kommt hierzu noch viele verständige Überlegtheit, eine sichere und bequeme Ruhe, die sich Zeit läßt zur verständigen Anordnung und Ausführung der angewandten Motive, so wird man zugeben, daß der Verf. wol etwas Eigenthümlicheres und Vollkommeneres hätte liefern können ohne seine romantische Nachahmungssucht.

An kein Buch hat uns dieses Werk beim Lesen so häufig erinnert wie an den gutmüthigen „Vicar of Wakefield". In der That gewinnt man die Mynherrs und Mefrous von Amsterdam wahrhaft lieb, wie sie uns hier in ihrem etwas steifen aber gutmüthigen und behaglichen Familienleben entgegentreten. Wir lernen hier auch das innere Seelenleben der Holländer kennen, und zwar von der liebenswürdigsten Seite, während man sonst gewohnt ist den Holländer blos als einen phlegmatischen Verstandesmenschen zu betrachten, dem es an aller feinern und tiefern Empfindung fehlt. Der Held selbst gehört freilich zu jenen regelrechten passiven Naturen, die sich vorzugsweise Mühe geben, überall die rechte Mitte zu halten, nirgend zu viel zu thun und eine gewaltige Furcht vor Extremen hegen. Die Kunstrichter behaupten einmal, daß der Held des Romans eine solche gleichgültig-passive Figur sein müsse. Dagegen treten eine Menge der interessantesten und charakteristischsten Nebenpersonen auf. Die Mutter unsers Helden ist trotz ihrer Beschränktheit und kleiner Vorurtheile der wahre Urtypus einer guten Mutter, der Vater das musterhaft gezeichnete Bild eines rüstigen Beamten. Vor Allem jedoch werden die Figuren des alten Dichters, des Voigts auf Ter Schelling und des Capitains Pulver bei dem Leser Glück machen. Letzterer hat sich eine gewisse Art von Bonmots angewöhnt, die er stets, auch bei der ernstesten Erzählung, als Parenthese einschaltet, von denen wir hier einige zum Besten geben:

„Ich hoffe, daß ich keine Störung mache (wie das Messer zur Auster sagt)."

„Wahrhaftig", sagt ich, „der wird mir willkommen sein (wie die Spinne von der Fliege sagt)."

„Ich halte Nichts von diesen Neugierigen (wie der Bäcker meinte, wenn die Brotwieger zu ihm ins Haus kamen)."

„Machen Sie mich nicht schamroth (wie der Krebs zur Bratpfanne sagt)."

„Bleiben Sie in Ihrer Bequemlichkeit (wie der Habicht zur Taube sagte, als er sie rupfte)." u. s. w.

Capitain Pulver wird gewiß amusiren, und Ref. wird sich nicht wundern, wenn er nächstens auf unsern Kaffeehäusern sich überzeugt, daß diese Bonmots Glück gemacht haben und von manchem fröhlichen Gesellen adoptirt und nachgeahmt worden sind. 125.

Notiz.

In einer Bücherauction, welche vor kurzem in London stattfand, wurde auch die Ausgabe einer Marlowe'schen Tragödie versteigert, deren Titel zu deutsch folgender ist: „Die wahrhafte Tragödie von Richard, Herzog von York, und der Tod des guten Königs Heinrich's VI., zusammt dem ganzen Streit zwischen den beiden Häusern York und Lancaster, wie sie mehrmals von den Dienstleuten des Grafen Pembroke gespielt worden ist, gedruckt zu London 1595." Da wir diese Notiz einem französischen Journale entnehmen, so konnten wir den Titel leider nicht in seinem ursprünglichen Englisch mittheilen. In dieser Ausgabe des Marlowe'schen Trauerspiels befinden sich ganze Stellen, welche sich buchstäblich und wörtlich in Shakspeare's berühmter Tragödie wiederfinden. Diese Ausgabe, für 10 Pf. angeboten, wurde für 131 Pf. losgeschlagen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 326. —— 22. November 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahr 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen. Von E. Robinson und E. Smith. Nach den Originalpapieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von E. Robinson. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 325.)

Die Wohnung des amerikanischen Missionnairs, Hrn. Lanneau, in der sie eine Heimat gastlich bereitet fanden, lag unweit des Yafa-Thores, in der Nähe des Teiches Hiskiä und der Kirche des heiligen Grabes, ein großes Haus mit marmornen Fußböden, auf der einen Seite ein Garten mit Fruchtbäumen und Blumen. Fast alle Mitglieder der syrisch-amerikanischen Mission, die, im Vorbeigehen bemerkt, die morgenländischen Christen nicht zum Protestantismus bekehren, sie lediglich zum Glauben an die Wahrheiten des Evangeliums in ihrer ursprünglichen Form erwecken will, fanden sich eben jetzt in Jerusalem beisammen.

Sie waren hierher gekommen mit Frauen und Kindern, wie die alten Hebräer zur Zeit des Passahfestes, an dieser Stelle ihren Gottesdienst zu verrichten und miteinander über die besten Maßregeln zu berathschlagen zur Förderung des großen Werkes, in welchem sie begriffen sind. Unter den acht Missionarien, die hier versammelt waren, konnte ich zu meiner nicht geringen Freude fünf als ältere Freunde und Schüler begrüßen. In jenen Tagen frühern Umganges hatten wir nie daran gedacht, daß wir uns einst auf dem Berge Zion wiedersehen würden; um so tiefer fühlten und schätzten wir nun das Glück, uns an der heiligen Stätte zu begegnen, wo wir wieder „freundlich miteinander waren unter uns und wandelten im Hause Gottes in Haufen".

In dieser traulichen und erhebenden Umgebung verlebten die Reisenden, an dem täglichen Gottesdienste und, so viel es anging, an den Berathungen der Missionarien Theil nehmend, die drei Wochen, welche der Wanderung durch die Trümmer Jerusalems und ihren antiquarischen Forschungen bestimmt waren; — wenigstens während des größern Theiles ihres Aufenthaltes ungestört und sicher, denn in den letzten Tagen des April brach die Pest, die von Alexandrien nach Yafa verschleppt worden, auch in Jerusalem aus; wer immer konnte, die fränkischen Reisenden, die Kaufleute, die auswärtigen Missionarien verließen die Stadt und nur mit der größten Behutsamkeit konnten die Forschungen fortgesetzt werden.

Von Jerusalem wie von ihrem Hauptquartiere aus unternahmen die Reisenden mehre kleinere und größere Wanderungen durch die benachbarten Landestheile. Der erste dieser Ausflüge, welchen der neunte Abschnitt des Werkes beschreibt, ging nach NO. in eine Gegend, die noch nie von einem fränkischen Reisenden besucht worden, nach den Trümmern von Bethel, von wo sie am zweiten Tage auf einem westlichen und bekannten Wege zurückkehrten: mehre alte Ortslagen, namentlich Avathoth, der Geburtsort des Propheten Jeremiä, Gibra, Bethel werden hier bestimmt und der östliche Abfall der nördlich von der heiligen Stadt ziehenden Gebirge untersucht. Die Fortsetzung dieses Landstrichs im Süden, die westlichen Ufer des todten Meeres und die Ebene von Jericho fallen einer zweiten Wanderung anheim. Diese Districte gehören zu den unsichersten Palästinas: die Wüste längst des todten Meeres ist fast unbewohnt, und die wenigen Bedawin, die dort sich aufhalten, stehen in dem schlechtesten Rufe von Dieben und Räubern; die Jordanebene, außerdem daß sie in gleicher Weise berüchtigt, ist den Streifzügen der gesetzlosen Araber aus den östlichen Jordangebirgen ausgesetzt; die Reisenden mußten die Dienste der Räuber, solcher Leute wenigstens, die mit ihnen in gutem Vernehmen, in Anspruch nehmen, um durch diese Gegenden reisen zu können, sie schlossen mit dem Scheikh der Taamirah, der bei frühern Aufständen und Räubereien häufig die Hauptrolle gespielt, einen in der That auch redlich erfüllten Contract. Wir finden auch hier Hrn. Prof. Robinson ebenso emsig und sorgsam in seinen Forschungen als glücklich und erfolgreich in den Resultaten, den mehr oder weniger wahrscheinlichen Ortsbestimmungen des salomonischen Etam, des von Herodes erbauten Herodium, von Caphar Barucha und andern; daneben manch interessante Schilderung, z. B. eines Nachtlagers auf den Höhen über dem todten Meere:

Die Scene dieses Abends von unserm hohem Lager her war äußerst romantisch. Das ganze todte Meer lag vor uns; der Vollmond erhob sich in seinem Glanze über die östlichen Gebirge und ergoß eine Flut silbernen Lichtes in den tiefen dunkeln Abgrund unten, die stille Oberfläche der trägen Gewässer erleuchtend. Alles war still wie das Schweigen des Grabes. Unsere Araber schliefen alle auf der Erde um uns her; blos die hohe schwermüthige Gestalt des Scheikh sahen wir vor der Thür unsers Zeltes sitzen, seine Augen unverwandt auf uns gerichtet, während wir schrieben. Er war immer der Letzte, welcher sich Abends schlafen legte, und der Erste, der mit der Dämmerung sein Lager wieder verließ.

Kaum waren die Reisenden nach Jerusalem zurückgekehrt, so mußten sie die Stadt, die der zunehmenden Pest wegen eben abgesperrt werden sollte, auch schon wieder verlassen. Daher wurde ohne weitere Rasttage eine Reise nach Gaza und Hebron, und von dort nach Wady Musa angetreten. Der letzte Abschnitt unsers Werkes gibt einen Theil derselben, bis Hebron nämlich, und die Forschungen über das lange verloren geglaubte Eleutheropolis, dessen Trümmer in der Nähe von Beit Jibrin sich finden: die Ruinen von Petra, sowie die weitere Reise durch Palästina und die Rückkehr bleibt dem dritten und letzten Bande vorbehalten.

Heben wir nunmehr aus den zahlreichen, ebenso gelehrten als scharfsinnigen Forschungen, die der biblischen Alterthumskunde hier geboten werden, einige der wichtigern hervor, die zugleich Einsicht gewähren in das kritische Verfahren, die Methode des verehrten Verf. Wir wählen die Excurse über die Kirche des heiligen Grabes, den Zug Israels durch das rothe Meer und sein Lager am Sinai.

Etwa seit hundert Jahren, seit Korte, ein deutscher Buchhändler, die Unmöglichkeit darzuthun suchte, daß die jetzige Grabesstelle je außerhalb der Stadt gelegen haben könne, weil die Area des ehemaligen jüdischen Tempels viel zu nahe liege, ist die Frage über die Echtheit des dem heiligen Grabe zugeschriebenen Ortes vielfach verhandelt worden. Namentlich haben in neuester Zeit sowol angreifende als vertheidigende Stimmen fast aus jeder der zahlreichen Reisebeschreibungen sich hören lassen: Chateaubriand trat apologetisch, Clarke polemisch in die Schranken; ihnen nach und wunderlich genug gerade anders als die Confessionen erwarten ließen, erklärte Scholz, katholischer Professor in Bonn, sich gegen die herkömmliche Tradition, während mehre protestantische Reisende, Berggren, Buckingham, Elliot, zuletzt noch v. Schubert dafür stimmten. Die topographischen und historischen Bedenken, die Hr. Prof. Robinson, ursprünglich selbst der traditionellen Ansicht geneigt, im achten Abschnitte mittheilt, werden wol für immer die Sache dahin abschließen, daß Golgatha und das Grabmal, das jetzt in der Kirche zum heiligen Grabe gezeigt werden, nicht die wirklichen Stellen der Kreuzigung und Auferstehung des Herrn sind.

Nach der heiligen Schrift nämlich lag der Ort der Kreuzigung außerhalb des Thores der alten Stadt, und das Grab, sagt das Evangelium Johannis, war nahe dabei, in einem Garten, an der Stätte, wo Jesus gekreuzigt wurde. Ist nun anzunehmen, daß die heiligen Stellen, die man heutigen Tages beide unter Einem Dach in der Mitte der Stadt zeigt, jemals außerhalb der Thore des alten Jerusalem gelegen haben? Außerhalb der alten von Josephus beschriebenen Stadt, sagen die Vertheidiger der Echtheit, gewiß nicht, denn die heutige nimmt ja nur einen Theil von dem Umfange jener ältern ein, aber wol außerhalb der Stadt, wie sie zu Christi Zeiten war, ehe Agrippa die sogenannte dritte Mauer erbaut hatte, nämlich außerhalb der sogenannten innern oder zweiten Mauer. Doch auch dieser letzte Ausweg ist nicht zulässig. Auch diese Mauer muß weiter gegen Norden sich ausgedehnt haben als die Stelle der heiligen Grabeskirche, diese selbst sonach einschließend. Sie begann am Thore von Gennath nahe am Thurme Hippikus und lief nach der Festung Antonia auf der Nordseite des Tempels: sie kann aber nicht — und dies ist der einzige Fall, der eine Verlegung des heiligen Grabes nach außenhin möglich machen würde — diese beiden äußersten Punkte durch eine gerade Linie verbunden haben, denn nicht zu gedenken, daß Josephus ihre Richtung als eine gekrümmte bezeichnet, würde eine gerade auch den Teich des Hiskia nicht eingeschlossen und die volkreiche, ausgebreitete Unterstadt auf ein kleines Dreieck beschränkt haben, dessen Breite nicht einmal einen der großen Plätze in Paris und London gleichkäme. Ja, selbst wenn eine solche Ansicht zulässig wäre, wie will man innerhalb der großen Vorstädte, die schon zehn Jahre später die Mauer des Agrippa nöthig machten, einen altjüdischen Richtplatz nebst Garten und Grab verlegen?

Indeß war es noch immer möglich, daß *die Gründe*, welche im Zeitalter Konstantin's zu diesen Ortsbestimmungen veranlaßten, auf so sicherm Boden ruhen, um allen topographischen Bedenklichkeiten die Wage zu halten. Eusebius berichtet nämlich, nachdem Helena Kirchen zu Bethlehem und auf dem Ölberge gegründet, sei auch in Konstantin der Wunsch erwacht, ein rühmlich Werk in Palästina zu verrichten und den Ort der Auferstehung unsers Herrn zu heiligen: bis dahin nämlich sei *das Grab mit Erde* und einem Tempel der Venus *bedeckt gewesen; durch ein* Wunder, größer als die menschliche Fähigkeit es begreifen könne, wären die Zeichen der allerheiligsten Passion eben jetzt aufgefunden worden; darauf habe Konstantin einen prächtigen Tempel über und um das Grab bauen lassen. Man hat seit Chateaubriand viel auf diese Nachricht des Eusebius gegeben: Hr. Prof. Robinson weist nach, wie schwierig, ja unmöglich die Annahme einer sichern Tradition sei, auf deren Grund hin man noch zu Konstantin's Zeit die wirkliche Stelle Golgathas habe bestimmen können.

Daß die Glieder der ältesten Kirche von den heiligen Orten Kenntniß gehabt, ist keinem Zweifel unterworfen: wenn aber Chateaubriand daran anknüpft, daß „sie ohne Zweifel auch Gebäude zu ihrem Gottesdienste eingeweiht, und diese natürlich an Stellen, die durch Wunder merkwürdig geworden, und auf Calvaria und über dem Grabe insbesondere", so gibt Hr. Prof. Robinson *mit Recht* zu bedenken, daß die Evangelien, die doch zum Theil 30, ja 40 Jahre nach den Ereignissen geschrieben, daß Paulus, so oft er auch von dem Tode und der Auferstehung des Herrn handelt, völlig von jeder Verehrung des Grabes schweigen, ja, nicht einmal seines Daseins zu dieser Zeit erwähnen, daß vielmehr die apostolische Kirche durch ihre ganze religiöse Richtung, die Anbetung des Herrn im Geiste und der Wahrheit, von der Anhänglichkeit an besondere Orte und Zeiten abgezogen werden mußte. Mit der ununterbrochenen Reihe der Bischöfe Jerusalems, in deren Händen Chateaubriand die Fortpflanzung der betreffenden Nachrichten so sicher weiß, steht es wenigstens bis auf Hadrian's Zeit hin nicht so gar glaubwürdig, denn

Eusebius, die einzige Autorität dafür, lebte doch ein nicht Geringes später und bemerkt noch ausdrücklich, daß er nur nach Hörensagen berichte. Die Götzenbilder, die auf den heiligen Stellen gestanden haben sollen, darf man auch nicht so hoch anschlagen. Ja, wäre es wirklich nachweisbar, daß der Haß der Heiden hierbei thätig gewesen, gerade die Stellen, die man von Alters her als Christi Grab gekannt, durch den Dienst der Venus habe beflecken wollen. Doch dies ist nur die Nachricht eines spätern Gewährsmannes, während die ältern einfach berichten, daß die von Konstantin zur Grabesstätte bestimmte Stelle von heidnischem Aberglauben befleckt gewesen. So wenig historischen Hintergrund hat diese Tradition, ja, ob es überhaupt eine solche gegeben, kann man bezweifeln. Würde sonst wol Eusebius von der „Finsterniß und Vergessenheit" sprechen, in welcher „das glorreiche Denkmal der Unsterblichkeit gelegen", würde er das bloße Hinwegräumen der Erde von einem wohlbekannten Orte ein „Wunder" nennen, „größer als menschliche Fassungskraft es feiern, ja nur begreifen könne?" Man ziehe endlich noch den bedenklichen Charakter aller dieser palästinensischen Traditionen in Betracht. Hat man doch für die Stätte der Himmelfahrt eine beiweitem ältere Überlieferung, welche die Andacht auf den Ölberg verweist, und ist sie nicht geradezu falsch, da die heilige Schrift sagt, der Herr habe die Jünger hinaus bis nach Bethanien geführt, und von hier aus, nachdem er sie gesegnet, sei er geschieden und aufgefahren gen Himmel?

(Der Beschluß folgt.)

Zur Sittenschilderung Spaniens.

Aus einem Briefe aus Malaga.

Das Osterfest ist das Hauptfest in Spanien und jeder Tag in der heiligen Woche ist durch Processionen und dergleichen kirchliche Ceremonien ausgezeichnet. Am Sonnabend vor Ostern begab ich mich nach Chouriaus, einem eine Viertelmeile von Malaga entfernt gelegenen Dorfe, um dort einer mehr wie lächerlichen Religionsfeierlichkeit beizuwohnen. Es wird nämlich hier in Chouriaus die ganze Leidens- und Kreuzigungsgeschichte Christi theatralisch mit allen nur möglichen Specialitäten dargestellt. Der hübscheste Bursche im Dorfe übernimmt die Rolle Jesu, und das hübscheste Mädchen die der Jungfrau Maria. Auf einem großen Platze im Dorfe werden Gerüste aller Art aufgeschlagen, die das Haus des Pilatus, das Haus, wo Christus das Osterlamm verzehrt und dergleichen Wohnungen mehr vorstellen; ebenso werden die Kreuze für Christus und die beiden Missethäter angefertigt, und dann die Rollen an die Vornehmsten im Dorfe vertheilt, denn es wird in der thätigen Theilnahme an dieser Lächerlichkeit eine Ehre gesucht. Alles wirft sich nun in ein angemessenes Costume, die römischen Soldaten flankiren zu Fuß und zu Pferde auf dem Platze umher, bis mit dem Schlage 10 Uhr Morgens endlich auf dem Balcon eines an dem Platze gelegenen Hauses der Priester erscheint, zur Aufmerksamkeit ermahnt und nun die ganze Leidensgeschichte auf die Versammlung erst heruntererzählt und zuletzt herunterbrüllt, wobei denn fortwährend die Hohenpriester und was es sonst für Leute sein mögen die entsprechenden Gesten und Declamationen machen. Es läßt sich denken, welche lächerliche Situationen auf solche Weise zu Tage kommen. Dem erzählenden Priester zunächst stand diesmal der französische Consul mit mehren Damen und hielt Jenem einen Schirm vor das Gesicht, weil er sonst bei der glühenden Sonnenhitze unmöglich seine, eine volle Stunde dauernde und mit spanischer Lebendigkeit fortgeführte Erzählung hätte zu Ende bringen können. Nicht weit davon war ein Tisch mit Branntwein und Wasser aufgestellt, an welchem sich der Priester hin und wieder erfrischte. So ging die Sache ohne alle Störung bis zur Kreuzigung von statten. Als aber nun Jesus mit dem Kreuze abgeführt ward und auf dem Wege nach Golgatha seine Mutter trifft, von der er, wie uns die Bibel erzählt, unter herzlicher Umarmung Abschied nimmt, so will natürlich unser Pseudo-Jesus ein Gleiches thun und seiner mütterlichen Maria, die, wie gesagt, von einem bildhübschen Mädchen vorgestellt wurde, mehre herzliche Küsse geben; allein wider alles Vermuthen findet dieser Ausbruch kindlicher Zärtlichkeit eine Erwiderung in mehren kräftigen Faustschlägen, worauf sich das Mädchen gewaltsam der zärtlichen Umarmung ihres Sohnes entzieht. Allgemeiner Tumult war die natürliche Folge! Man fragt hier und da, und erfährt dann, daß dieser Pseudo-Jesus eine irdische Liebe spanischer Art zu seiner Mutter habe, ohne daß solche von dieser erwidert würde, weil früher schon ein anderer Jesus siegreich in ihr Herz eingezogen sei. Der unglückliche Liebhaber will nun wenigstens die Seligkeit genießen, die ihm ein günstiger Augenblick bietet, und das Mädchen seines Herzens weidlich abküssen. Diese möchte es dem wunderhübschen Burschen auch wol gestattet haben, allein in der Ferne begegnet sie den wüthenden Blicken ihres eigentlichen Liebhabers und glaubt diesem nun eine Genugthuung durch Faustschläge verschaffen zu müssen. Ihr Vater hatte die Rolle eines Hohenpriesters übernommen, auch er tritt hervor und erschöpfte sich in bittern Vorwürfen, die mitunter von handgreiflichen Erklärungen unterstützt wurden, worauf ein Jeder sich wieder an seinen Platz begab und der tiefgedemüthigte Jesus seine Wanderung mit dem schweren Holzkreuze weiter fortsetzte. Bei dieser ganzen Scene schrie nun unser Pfaffe, als sollte man es an der Ostsee hören; er wurde aber nicht beachtet und dadurch fast zur Verzweiflung gebracht. Der französische Consul — ein etwas beleibter Mann — hielt sich den Bauch vor Lachen, vergaß darüber aber auch den Sonnenschirm, der nun unglücklicherweise dem Pilatus gerade auf die Nase fiel. Eine allgemeine Aufregung war wiederum die natürliche Folge, Alles schrie, lachte und tobte durcheinander und nur mit Mühe war die Ordnung wiederherzustellen. Hinzuzufügen ist, daß alle junge Leute aus Malaga an diesem Tage zu Pferde, Fuß und Wagen nach Chouriaus eilen, um sich an den jedesmal vorkommenden Lächerlichkeiten zu ergötzen; denn von einem wirklichen religiösen Ernste kann bei einem solchen Marionettenspiele nicht die Rede sein. Die junge Welt thut dann natürlich auch noch das Ihrige, um den Lärm zu vergrößern und die Confusion an diesem Tage auf das höchste zu steigern. Die jungen Leute sind überdies an dem Tage für die Bauern unwillkommene Gäste, weil sie gewöhnlich einen Scherz ausführen, zu dem vorher schon ein vollständiger Plan gemacht zu werden pflegt. So auch diesmal. Die Ruhe war hergestellt, die Leitern wurden an die Kreuze gelehnt, um Jesus und seine Leidensgenossen daran zu nageln; links von den Kreuzen war eine mächtige Tribune für die Hohenpriester aufgebaut und die Kreuzigung begann. Ein Missethäter baumelte schon an seinen Stricken, die man sehr geschickt befestigt hatte; die Hohenpriester hatten ihre Plätze eingenommen und eine allgemein scheinbar ernste Stille ging dem eigentlichen Hauptactus, der Kreuzigung des Herrn, voran. Ein römischer Soldat legte das eine Ende seiner Leiter an die Tribune und das andere an das Hauptkreuz und steigt nun hinauf; allein kaum hat er einige Sprossen erstiegen, so fängt das Gerüst an zu knacken und unter furchtbarem Geprassel stürzt Alles zusammen. Jesus, Maria, die Hohenpriester, Alle werden unter dem Gerümpel begraben, und wie das ohne alle und jede Beschädigung hat abgehen können, das kann ich bis auf diesen Augenblick noch nicht begreifen. Man will wieder Ordnung in das wilde Chaos bringen, allein sehr bald bemerken die armen Bauern, daß die

Balken, Stangen und was sonst dazu gehört zum grössern Theile halb eingesägt sind. Der richtige Verdacht fällt gleich auf die jungen Leute aus Malaga, die sich aber schon aus kläglicher Vorsicht zu Pferde gesetzt hatten und — der Schnelligkeit ihrer Rosse vertrauend — sich der Wuth des gereizten Volks unter stetem Lachen und Verhöhnen entzogen. Jesus ließ es aber nicht bei bloßen Schimpfreden bewenden, er warf sich auf das Pferd eines römischen Soldaten und jagte ventre à terre mit Pilatus und seinen Hohenpriestern hinter den Tempelschändern her, deren bessere Pferde ihnen aber schon einen zu bedeutenden Vorsprung verschafft hatten. Jesus hatte indeß zufällig ein Pferd aus Malaga bestiegen, das wollte sich durchaus nicht regieren lassen, und während die übrigen nach Chourians zurückkehrten, folgt dies Pferd unaufhaltsam der Witterung seines nahen Stalles und trägt seinen Jesus, trotz allen Sträubens und Schimpfens, mit der Dornenkrone auf dem Kopfe nach Malaga, rennt mit ihm in wilder Hast durch das Thor und rastet nicht eher, als bis es vor der großen Thüre eines Pferdestalls Halt zu machen gezwungen ist. Unser Jesus muß auch da noch die Kränkung erfahren, daß ihn seine Widersacher empfangen, er tobt und wüthet; nach spanischer Sitte legt sich dieser Sturm aber sehr bald, und im Triumph wird er mit seiner Dornenkrone ins Wirthshaus geführt, wo beim Xeres- und Malagawein dann gar bald aller Ärger vergessen wird. Der drollige Vorfall hat natürlich zu einem lange dauernden Stadtgespräche in Malaga Veranlassung gegeben, allein weiter ist auch nichts aus der Sache entsprungen, es ist herzlich darüber gelacht worden und die jungen Leute sind jetzt wieder mit ihren gefüllten Börsen die willkommensten Gäste in Chourians.

Die Geschichte mag ein Beweis sein, wie wenig die Religion hier in ihren heiligen Beziehungen zu bedeuten hat; in den meisten Fällen wird sie nur als eine Veranlassung zu Zerstreuungen und Belustigungen und fast immer als der beste Deckmantel für alle Liebesintriguen benutzt; denn gerade die Messe ist es, in der die verliebten Leute sich ihr Rendezvous geben. Von den tausend Mädchen und Frauen, die da auf den Knien umherrutschen, suchen die meisten mit ängstlichen Blicken den in der Nähe stehenden Liebhaber und achten wenig oder gar nicht auf die Worte des sich abkasteienden Priesters, der wol auch in der Regel vielen Unsinn zusammenschwatzt, während der Organist dazu auf der Orgel aus dem „Barbier von Sevilla" ein Stückchen spielt. Am letzten Sonntage gab er in der Kathedrale die Ouverture aus dem „Khalifen von Bagdad" zum besten! 132.

Literarische Notizen.

Jacques Frédéric Lullin de Chateauvieux, genfer Agronom und Publicist, Correspondent der französischen Akademie der Wissenschaften für die landwirthschaftliche Section, starb im October zu Genf, 68 Jahr alt. Man verdankt ihm mehre Schriften über die Landwirthschaft, worunter die mit dem Titel: „Lettres écrites d'Italie à M. Charles Pictet" die berühmteste ist. Er hinterließ eine wichtige, bedeutend fortgeschrittene Arbeit, worin er den Zustand, in welchem sich die Landwirthschaft seit den letzten Zeiten in Frankreich befindet, gründlich auseinandersetzen wollte. Aber sein fein und scharfsinnig beobachtender Geist blieb bei dem Ackerbau nicht stehen; er verfolgte vielmehr mit demselben Eifer die mannichfaltigen Ereignisse in der politischen Welt, namentlich während des jetzigen Jahrhunderts. Durch seine zahlreichen Verhältnisse zu Personen, welche die erste Rolle spielten, wurde er hierbei tüchtig unterstützt. Zwei berühmte anonyme Schriften waren das Resultat dieser Beobachtungen, die „Lettres de Saint-James", die gleich nach ihrem Erscheinen verschlungen wurden, aber doch bald ihren Verf. errathen ließen, und das „Manuscrit venu de Sainte-Hélène d'une manière inconnue", wovon die Redaction bald Benjamin Constant, bald der Mad. Staël und andern geistreichen Personen zugeschrieben wurde. Es existirt aber ein Exemplar, worin Herr von Chateauvieux sich als alleiniger Verfasser der Schrift erklärt.

Ein wichtiges Werk von dem Dr. J. B. F. Descuret erschien unter dem Titel: „La médecine des passions, ou les passions considérées dans leurs rapports avec les maladies, les lois et la religion." Die erste Abtheilung enthält: über die Leidenschaften im Allgemeinen; Definition der Leidenschaften; ihr Sitz; ihre Ursachen; ihre Semiotik; ihr Verlauf, Complication und Krisis; ihre Wirkung auf den Organismus und die Gesellschaft; ihre Behandlung in medicinischer, legislativer und religiöser Hinsicht. Die zweite Abtheilung enthält: über die Leidenschaften im Besondern: 1) Die animalischen Leidenschaften: Trunksucht; Schwelgerei, Zorn, Furcht, Hang zur Ausschweifung; 2) die socialen Leidenschaften: Liebe, Stolz und Eitelkeit, Ehrgeiz, Neid und Eifersucht, Geiz, Spielsucht, Neigung zum Selbstmord, Duell, Nostalgie; 3) intellectuelle Leidenschaften: Studienwuth, musikalische Manie, übermäßige Ordnungs- und Sammelsucht, artistischer, politischer und religiöser Fanatismus.

In Lieferungen erscheint: „Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours", von Mary-Lafon, Mitglied der königlichen Gesellschaft der Alterthumsforscher von Frankreich. Das Ganze wird 4 Bände in 64 Lieferungen bilden, von denen alle zehn Tage eine erscheint. Vier geographische Karten werden das mittägliche Frankreich in seinen verschiedenen Epochen darstellen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 327. —— 23. November 1841.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen. Von E. Robinson und E. Smith. Nach den Originalpapieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von E. Robinson. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 326.)

Hier bleibt das Resultat ein rein negatives: wir schließen sogleich eine andere Untersuchung an, in welcher die Widerlegung der falschen Ansicht verknüpft ist mit dem Erweise der richtigen, allein haltbaren: die Untersuchung über den Zug der Israeliten von Ägypten aus und besonders durch das rothe Meer. Die gewöhnliche Tradition verlegt den Zug auf die heutige Besatinstraße, die zwischen den Berggipfeln des Attaka und Kuaiba in das rothe Meer mündet, und nachdem zuletzt Karl v. Raumer dafür sich erklärt, war auch v. Schubert diese Straße gezogen; — er wollte Hand in Hand mit den größten Erinnerungen der Geschichte seine Reise machen, und siehe da! Strahlen des göttlichen Lichtes schienen jeden Felsen und Sandhügel des geweihten Weges zu verklären. Indeß die Bemerkungen des vorliegenden Werkes beweisen unwidersprechlich: auf keinem der drei kürzern Wege zwischen Kairo und Suez, denn jeder trägt 15 deutsche Meilen aus, konnten die Kinder Israel — 600,000 waffenfähige Männer, dazu Frauen, Kinder und das viele Pöbelvolk, jedenfalls an drittehalb Millionen Menschen — in drei Tagen an das rothe Meer gelangen. Wie viel weniger also auf dem beiweitem längern, welchen die Tradition einschlägt! Mit Recht geht Hr. Prof. Robinson von der Lage des Landes Gosen aus, wie sie jetzt wol allgemein angenommen wird: es sei ein Theil Ägyptens gewesen, der den pelusischen Nilarm entlang und unweit der Grenzen Palästinas sich erstreckt habe, die heutige Provinz Schurkiyeh, deren Fruchtbarkeit wie die Lebensart ihrer theils nomadisirenden, theils ackerbauenden Einwohner der biblischen Schilderung Gosens völlig entspricht. Von dieser Gegend oder vielmehr von ihrem Sammelplatze Rämses aus, der jedenfalls in die südlichen Theile von Gosen zu verlegen, konnte Israel die Strecke bis zum rothen Meere, etwa 8 — 9 Meilen in drei Tagen bequem zurücklegen. Was die einzelnen Lagerstätten dieses Weges betrifft, so wird man aus der allgemeinen Bezeichnung Suchoth, d. i. Hütten, schwerlich die Lage der ersten Station ermitteln können, und am Ende liegt daran ebenso wenig, als an dem Auffinden von Migdol, Pihahiroth und Baal-Zephon, den letzten Rastorten vor dem Durchzuge. Der wichtigste Punkt, für den auch die vorliegende Untersuchung besonders Sorge trägt, bleibt die mittlere Station Etham.

Am zweiten Tage erreichten sie Etham „vorn an der Wüste". Welcher Wüste? Im zweiten Buche Moses heißt es, daß die Israeliten, nachdem sie durch das rothe Meer gegangen waren, drei Tagereisen durch die Wüste Sur wanderten, aber im vierten Buche Moses wird derselbe Landstrich die Wüste Etham genannt. Hieraus folgt, daß Etham wahrscheinlich an der Grenze dieser östlichen Wüste lag, vielleicht nicht weit von der jetzigen Spitze des Meerbusens und zwar östlich von der Stelle des alten Kanals. Könnte es sich nicht auf oder nahe an dem Streifen Landes zwischen dem Meerbusen und dem Wasserbecken der Bitterseen befunden haben? Auf jeden Fall scheint es der Punkt gewesen zu sein, von wo aus der gerade Weg nach dem Sinai die Israeliten um die jetzige Spitze des Meerbusens und an dessen östlicher Seite entlang geführt haben würde. Von Etham „lenkten" sie sich mehr rechts, und statt an der östlichen Küste entlang zu ziehen, zogen sie die Westseite des Armes von dem Meerbusen hinab bis in die Nähe von Suez. Diese Wendung, offenbar so ganz von dem Wege ab, konnte dem Pharao zu den Worten Veranlassung geben: „Sie sind verirrt im Lande, die Wüste hat sie beschlossen"; und ihn dazu verleiten, daß er ihnen mit seinen Reitern und Wagen nachjagte, in der Hoffnung sie schnell einholen und zur Rückkehr zwingen zu können.

Eine solche Richtung des Zuges verbietet von selbst, den Ort, an welchem Israel durch das Schilfmeer geführt, wie bisher geschehen, in die Mündung des Wady Tawarik, südlich vom Berge Atakah zu verlegen. Wahrscheinlich haben wir dies wunderbare Ereigniß in die Gegend von Suez zu verlegen. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß gerade zur Zeit der Ebbe — denn sie bildet das natürliche Substrat des Wunders, wie überhaupt die alttestamentlichen Wunder nicht sowol eine Aufhebung, als eine wunderbare Anwendung der Naturgesetze, eine Steigerung des gewöhnlichen Laufes der Dinge sind — ein starker, wie die Schrift bemerkt, die ganze Nacht hindurch wehender Nordostwind

nothwendig den Erfolg haben muß, daß er das Wasser aus dem kleinen Meeresarme, der sich bei Suez vorbei hinaufzieht, sowie von dem Ende des Meerbusens selbst hinausdrängt, wodurch die Untiefen trocken gelegt werden, während der nördlichere Theil des Armes, der früher breiter und tiefer war, als er jetzt ist, noch mit Wasser bedeckt bleiben würde.

Bei der Annahme dieser Localität verschwindet auch die Schwierigkeit, wie eine so große Menschenmenge in den drei, höchstens vier Stunden, die wir auch bei einer so außerordentlichen Ebbe aufs höchste ihr Zeit geben können, durch das trockengelegte Meer gehen konnte. Während am Wady Tawarik die Breite des Meeres etwa drei deutsche Meilen, also für Israel eine ganze Tagereise beträgt, sind es bei Suez nur drei englische Meilen, welche die drittehalb Millionen, etwa in Zügen zu 2000 Mann in der gegebenen Zeit zurücklegen konnten. Und wie war es mit dem Untergange Pharao's und seines Heeres? Unstreitig war dieser Meeresarm bei Suez vor Alters breiter und tiefer, die auf so wunderbare Art hinausgetriebenen Wasser kehrten mit verdoppelter Macht und Tiefe zurück, und wie das Siegeslied Moses' anzudeuten scheint, drehte sich nunmehr auch der Wind und verstärkte die über Pharao und die Ägypter herströmende Flut.

Eine der bedeutendsten Entdeckungen für die Geschichte des alten Bundesvolkes des Herrn, eine Entdeckung, die dem kritisch bedenklichen Forscher auch im Widerspruch mit seiner frühern Ansicht sich aufdrängte, betrifft das Lager Israels am Sinai. Nach der Meinung der biblischen Alterthumsforscher gibt es innerhalb dieser wilden und rauhen Gebirgsregion keinen Platz groß und frei genug, um alles Volk bei der Gesetzgebung gegenwärtig sein zu lassen. Hören wir nun Hrn. Prof. Robinson den überraschenden Eindruck dieser Gegend schildern, wie der erste Anblick gleich alle Bedenklichkeiten hebt und die biblische Darstellung bestätigt. Die Reisenden haben eben den rauhen Paß Nukb Hawy auf den beschwerlichsten Pfaden überstiegen, allmälig erweitert sich das Thal, die schwarzen öden Gipfel des Sinaiberges treten hervor:

Beim Fortschreiten erweiterte sich das Thal immer mehr, stieg allmälig und war voll von Gesträuch und Kräuterbüscheln, auf beiden Seiten von hohen Granitgebirgen mit wilden zersplitterten Spitzen, tausend Fuß hoch, eingeschlossen, während die breite Felswand des Horeb sich gerade vor uns erhob. Sowol mein Gefährte als ich brachen unwillkürlich in die Worte aus: „Hier ist Platz genug für ein großes Lager!" Sobald wir oben auf der Höhe oder der Wasserscheide waren, lag eine schöne breite Ebene vor uns, die sich allmälig nach Südsüdost abdachte und von rauhen, ehrwürdigen Bergen von dunkelm Granit eingeschlossen war: wilde, nackte, gespaltene Spitzen und Kämme von unbeschreiblicher Erhabenheit. Etwa eine halbe Stunde weit nach hinten schloß die kühne, hehre Wand des Horeb, die senkrecht in drohender Majestät sich zu einer Höhe von 1200 — 1500 Fuß erhebt, das Ganze. Es war eine herrlich erhabene Umgebung, ganz unerwartet und wie wir Ähnliches nie vorher gesehen; die Gedanken, die in diesem Augenblick sich in unsere Seele drängten, waren fast überwältigend.

Die weitern Untersuchungen bestätigten, verstärkten diesen ersten Eindruck der Gegend.' Nach genau angestellten Messungen kann man jene Thalebene, die jetzt den Namen Rahah führt, recht gut zwei englische Meilen lang und ein bis zwei Drittel Meilen breit schätzen, oder so viel als die Fläche von wenigstens einer solchen Quadratmeile, und dieser Raum wird, theils durch einen westlichen Einbug, theils durch die breite ebene Fläche des Wady esch-Scheikh im Osten fast verdoppelt. Hier konnte das Lager, wie es in der Schrift heißt, „gegen dem Berge" bequem aufgeschlagen werden, denn wahrscheinlich bestand es nur aus dem Hauptquartiere des Mose, der Ältesten und eines Theiles des Volks, während die Übrigen mit ihren Heerden in den nahegelegenen Thälern zerstreut waren. Der Horeb steigt schroff und steil wie eine Mauer aus der Ebene empor, man kann ganz nahe an seinen Fuß herantreten und den Berg anrühren: daraus begreift man zugleich das Passende des Befehls, ein Gehege um den Berg her zu machen, damit nämlich weder Thier noch Mensch ihm zu nahe käme.

Man entschuldige die Weitläufigkeit unserer Relation: die bloßen Resultate wären rascher mitgetheilt gewesen, doch um die ganze wissenschaftliche Haltung des Werkes kennen zu lernen, kam es gerade auf die Details, die kritische Art und Weise, dieses ruhig sichere, nach allen Seiten hinblickende und doch die Hauptsache im Auge behaltende Fortschreiten der einzelnen Untersuchung an. Beachten wir übrigens wohl, daß die meisten der vorliegenden Resultate positiver, die heilige Schrift bestätigender oder erklärender Art sind. Darin, in diesen Resultaten wie in deren Erzielung ist auch das vorliegende Werk ein praktischer Erweis des Satzes, der aller biblischen Alterthumsforschung Regel und Norm sein sollte, daß die heilige Schrift auch in ihren topographischen Darstellungen, in ihren historischen Angaben, so man nur nicht mit Trägheit oder gar bösem Willen herangeht, sondern ernst und mit Eifer tief und immer tiefer gräbt, stets die höchste Wahrheit und Treue bewähre, auch jetzt noch der sicherste und unterrichtendste Führer sei, bei welchem der Reisende in den Orient sich Raths erholen könne. 81.

Das neue Leben von Dante Alighieri. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Karl Förster. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 12. 2/3 Thlr.

Das große Werk des Dante, nachdem es beinahe ein halbes Jahrtausend außerhalb Italiens und namentlich auch in Deutschland fast so gut wie ganz unbekannt geblieben, ist in diesem Jahrhundert, sowol in Italien als in Frankreich und selbst in England, vorzüglich aber in Deutschland, zu einem Gegenstand der eifrigsten Studien geworden. Von Deutschen und Franzosen ist es in den letzten Jahren, in Prosa und in Versen, um die Wette übersetzt worden: manche kleinere Schriften sind zu seiner Erläuterung erschienen und auf mehren Universitäten wird es, wie einst vor 500 Jahren in Italien, öffentlich erklärt. Ungleich weniger ist für die kleinern Schriften Dante's geschehen und außer den, durch einen Verein italienischer Gelehrten zu Padua besorgten kritischen Ausgaben der „Vita nuova" und des „Convito", sowie der neuen Ausgabe dieser kleinern Schriften durch Fraticelli und der jetzt aufs neue erscheinenden Übersetzung der lyrischen Gedichte Dante's von Witte wüßten wir nichts Bedeutendes, was, wenigstens in Deutschland, dafür gethan worden wäre. Die „Vita nuova" war zwar schon 1824, nebst einem Auszuge aus dem „Convito", von Oeynhausen übersetzt worden; allein diese Übersetzung, wenngleich sie mit löblichem Ernste eine mit dem Original übereinstimmende alterthümliche Färbung der Sprache erstrebte, war doch eben dadurch oft unbeholfen und wenig genießbar gerathen; auch war sie nicht frei von sehr bedeutenden Übersetzungsfehlern, sodaß eine neue und gelungenere Übersetzung höchst wünschenswerth erschienen mußte. Eine solche ist nun die vorliegende von K. Förster. Eigentlich, wie wir aus der Vorrede ersehen, war diese Über-

setzung, wenigstens im ersten Wurfe, schon vollendet, als die von Oeynhausen erschien; sie wurde daher einstweilen bei Seite gelegt und ist nun, wie wir überzeugt sind, zu ihrem großen Vortheil nach so vielen Jahren gereift und aufs neue überarbeitet ans Licht getreten. Sie zeichnet sich vor der Übersetzung von Oeynhausen auf das vortheilhafteste aus, nicht dadurch allein, daß, bis auf einige unendlich geringe Kleinigkeiten, über welche überdies noch gestritten werden könnte, der Sinn des Originals durchaus richtig getroffen ist, sondern ihr Hauptvorzug besteht in der anmuthigen, durchaus fließenden und klaren Sprache, welche sich dennoch aufs genaueste und ohne weitschweifige Umschreibung dem Original anschließt. Gilt dies nun schon von der Prosa, so ist vollends die Überlegenheit Förster's in den poetischen Theilen durchaus entschieden und zeigt eine durch die poetische Übersetzung des Petrarca und andere ähnliche Arbeiten gereifte und ausgebildete Meisterschaft, welche treue Bewahrung des Colorits, enges Anschließen an den Wortsinn des Textes und vollkommene Verständlichkeit auf das angenehmste zu verbinden weiß. Für das größere Publicum, möchte man wol sagen, ist die „Vita nuova" hier zum ersten mal übersetzt erschienen, weil sie nur in dieser Gestalt dem des Italienischen unkundigen Leser vollkommen genießbar sein wird. Von den vorhin erwähnten Kleinigkeiten, welche wol eine Berichtigung erfodern dürften, erwähnen wir nur aus dem 24. Capitel die Fürsten der Erde, i principi della terra, an welche Dante nach dem Tode der Beatrice ein Trostschreiben, mit den Anfangsworten: Quomodo sola sedet, geschrieben haben will. Ganz entschieden können diese Worte nur heißen: Die vornehmsten Bürger der Stadt, weil doch sonst in der That gar kein Verhältniß zwischen der Veranlassung des Schreibens und Denen, an welche es gerichtet wäre, gedacht werden könnte. Ferner kommt ein paarmal die bei vielen Übersetzern nur allzu gewöhnliche Verwechselung von la labbia, das Gesicht, mit le labbia oder labbra, die Lippen, vor. Endlich können wir die von dem Übersetzer wenn auch noch so gut entschuldigte oder vertheidigte Übersetzung des italienischen gentile mit adelig nicht durchaus gutheißen. Das Wort ist wirklich unübersetzbar, in dem Sinne nämlich, daß es sich nicht für alle Fälle durch ein und das nämliche ihm genau entsprechende deutsche Wort wiedergeben läßt. Dies ist so sehr der Fall, daß selbst Förster seine Übersetzung des Worts nicht überall hat durchführen können und selbst hin und wieder genöthigt gewesen ist, andere Ausdrücke dafür zu wählen; und so wäre denn unsere Meinung, daß man das nun einmal Unmögliche nicht sollte erzwingen wollen und das Wort gentile jedesmal mit dem deutschen Worte übersetzen sollte, welches am besten für den jedesmaligen Zusammenhang paßt, wo sich dann eine beliebige Auswahl zwischen edel, anmuthig, holdselig und unseretwegen auch adelig, welches jedoch immer etwas Steifleinenes an sich haben wird, darbieten würde. Nur einen Punkt erlaubt sich Ref. noch herauszuheben. Dieser Punkt betrifft die vielbesprochene Donna gentile, welche Dante am Schluß der „Vita nuova" erwähnt, deren Anblick ihn getröstet, ja, das Bild seiner verstorbenen Geliebten beinahe für eine Zeit in seinem Herzen verdunkelt habe. Ref. leugnet nicht, daß es ihm Freude gemacht, die einst von ihm selbst behauptete Meinung: daß diese Donna gentile ein wirkliches Weib gewesen, zu welchem der Dichter nach dem Tode der ersten Geliebten eine aufkeimende Neigung empfunden, welche dann die mächtig in ihm sich wieder erhebende Erinnerung an die erste Geliebte für immer verlöscht habe, hier von dem Übersetzer mit ausgezeichnetem Scharfsinn vertheidigt zu sehen, gegen die freilich durch Dante's eigene Worte im „Convito" mächtig unterstützte Ansicht eines gelehrten Freundes, welcher den Worten Dante's gemäß die Donna gentile der „Vita nuova" für identisch mit der im „Convito" gepriesenen Philosophie hält. Er kann sich nicht enthalten, das Resultat der Untersuchung des Übersetzers mit dessen eigenen Worten hier anzuführen:

„Sicherlich gehört das „Convito" einem bedeutend spätern und reifern Alter als die „Vita nuova" an und es kann uns nicht befremden, wenn sich ihrem Verfasser Jugendleben und späteres Alter jetzt gleichsam in dem Gegensatz eines alten und neuen Bundes darstellen und er die Vorgänge des ersteren, wie vorbildlich, auf Zustände prophetisch hindeuten läßt, die in der Folge einen so entscheidenden Einfluß auf sein gesammtes inneres Dasein ausübten. Christliche Theologie und auf heidnische Philosophie gegründete Speculation hatten in ihm miteinander im Kampfe gelegen, ganz wie die Liebe zu Beatrice und zu der edeln Frau seiner spätern Bekanntschaft. Dem frommen Glauben der Kindheit war die Neigung zu speculativer Forschung und dieser die höhere theologische Einsicht gefolgt; ebenso der kindlichen Liebe zu der irdischen Beatrice die Hinneigung zu der schönen und verständigen Ungenannten und dieser die Verehrung der verklärten Geliebten seiner Kindheit. Wie nahe lag da der Anlaß, gleich Beatricen, auch jene zweite Herrin seines Herzens zur allegorischen Gestalt zu erheben!.... Alles dies mochte schon damals, als er die Erlebnisse seiner ersten und zweiten Liebe niederschrieb, traumähnlich, wie er selbst einmal sagt (Conv. T. II, c. 13), in ihm gelegen haben; aber erst einer spätern Zeit war es vorbehalten, dem Ereigniß den festen Boden der Wirklichkeit zu entziehen und es als freies Phantasiegebilde zur lebensvollen Hülle einer Idee umzugestalten."

Außer den Antwort-Sonetten des Cino, Guido Cavalcanti und des Dante da Majano auf das erste Gedicht der „Vita nuova" sind dieser Übersetzung noch reiche Anmerkungen hinzugefügt, welche dem mit dem Leben und den Werken des Dichters minder vertrauten Leser eine gewiß willkommene Auskunft über die Zeit der Abfassung der „Vita nuova", über ihren Inhalt, ihren Zusammenhang mit dem „Convito" und der „Divina Commedia" und über den Namen des Werkes geben. Die Anmerkungen zu den einzelnen Capiteln erläutern nicht allein Dunkelheiten des Textes und des Werkes überhaupt, sondern sind auch reich an fleißig gesammelten Parallelstellen aus den übrigen Werken des Dichters.

Wir schließen mit dem herzlichen Wunsche, daß der Verfasser, welcher zu dieser Arbeit eine ländliche Muße, die ihm zur Erholung von einer lebensgefährlichen Krankheit gegönnt war, benutzt hat, sich bald wieder im Stande sehe, mit frischem und lebendigem Geiste sich noch ferner erfolgreich mit seinen Lieblingsstudien, der Kunst und der Poesie, zu beschäftigen.

100.

Bibliographie.

Andeutungen und Winke zur richtigen Auffassung und Würdigung des Bischofs Dr. Dräseke, als christlich-homiletischen Schriftstellers. Gr. 8. Leipzig, Thomas. 15 Ngr. (12 Gr.)

Archiv für wissenschaftliche Kunde von Russland. Herausgegeben von *A. Erman*. 1841. 4 Hefte. Gr. 8. Berlin, Reimer. 5 Thlr. 10 Ngr. (5 Thlr. 8 Gr.)

Bader, J., Herda, Erzählungen und Gemälde aus der deutschen Vorzeit für Freunde der vaterländischen Geschichte. Neue Folge. 1ster Band. 8. Karlsruhe u. Freiburg, Herder. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Barthold, F. W., Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab mit besonderer Rücksicht auf Frankreich. 1ster Theil bis zur Wahl Ferdinand's III. als römischen Königs. Roy.-8. Stuttgart, Liesching. 1842. 2 Thlr.

Bergmayr, Cathinka Serafina, Stimmen der Einsamkeit. Gesammelte Gedichte. Erlangen, Enke. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 23ster Band. — Auch u. d. T.: Gesta Romanorum das ist der Römer Tat. Herausgegeben von *A. Keller*. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Boas, E., Des Kriegscommissär Pipitz Reise nach Italien. Ein komischer Roman. Mit 12 Bildern. 4 Thle. Kl. 8. Stuttgart, Scheible. 3 Thlr. 7½ Ngr. (3 Thlr. 6 Gr.)

Bodin, J., Das Heptaplomeres. Zur Geschichte der Cultur und Literatur im Jahrhundert der Reformation. Von G. E. Guhrauer. Mit einem Schreiben an den Herausgeber von A. Neander. Gr. 8. Berlin, Eichler. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Bohemus. (G. Opitz.) Hygea und Eros. Ein Cyclus interessanter Badegeschichten. 1ster Theil. 8. Leipzig, R. Beyer. 1842. 3 Thle. 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 Gr.)

Breier, E., Wien vor vierhundert Jahren. Historischer Roman in zwei Bänden. Gr. 12. Wien, J. Stöckholzer v. Hirschfeld. 1842. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Carriere, M., Die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung und Vollendung. Ein Beitrag zur Verkündigung des absoluten Evangeliums und zum Verständniß der Hegel'schen Philosophie. Als Anhang: Speculative Betrachtungen über die Dogmatik von Strauß. Gr. 8. Weilburg, Lanz. 1 Thlr.

Carriere, Vom Geist. Schwert- und Handschlag für Franz Baader. Zur Erwiederung seiner Revision der Philosopheme der Hegel'schen Schule bezüglich auf das Christenthum. Gr. 8. Weilburg, Lanz. 5 Ngr. (4 Gr.)

Christern, Franz Lißt. Nach seinem Leben und Wirken aus authentischen Berichten dargestellt. Mit Portrait. Gr. 12. Hamburg u. Leipzig, Schuberth u. Comp. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Der Cid, ein Romanenkranz. Erste vollständige Übertragung, welche, außer den bisher in Deutschland bekannten achtundsiebenzig Gedichten, durch Aufnahme weiterer sechsundsiebenzig, nach der Duran'schen Sammlung, nun sämmtliche vorhandene Cid-Romanzen gibt, von F. M. Duttenhofer. Mit 1 Stahlstiche. 8. Leipzig, Gebr. Schumann. 1842. 2 Thlr.

Dellarosa, L., Radomar der Leopard, Bundeshaupt der Flammenritter, oder: der Todtentanz im Wienerwalde. Schreckensszene aus Österreichs Vorzeit. Original-Ausgabe. 8. Wien, Bauer u. Dirnböck. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achatz Ferdinand von der Asseburg, Erbherrn auf Falkenstein und Meißdorf ꝛc., russisch-kaiserlichen wirklichen Geheimen Raths und bevollmächtigten Ministers am Reichstage zu Regensburg. Aus den in dessen Nachlaß gefundenen handschriftlichen Papieren bearbeitet von einem ehemals in diplomatischen Anstellungen verwendeten Staatsmanne. Mit einem Vorworte von K. A. Varnhagen von Ense. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Göschel, K. F., Zerstreute Blätter aus den Hand- und Hülfsakten eines Juristen. Wissenschaftliches und Geschichtliches aus der Theorie und Praxis oder aus der Lehre und dem Leben des Rechts. 3ter Theil. 2te Abth. Auch u. d. T.: Zur theologisch-juristischen Biographie und Literatur. 2te Abth. Gr. 8. Schleusingen, Glaser. 1842. 3 Thlr.

Goßmann, Sieg des Kreuzes. Religiöses Epos in sieben Gesängen. Gr. 8. Würzburg, Voigt und Mocker. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Götzinger, M. W., Die deutsche Sprache und ihre Literatur. 2ter Band. Die deutsche Literatur. 1ster Theil, Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1842. 1 Thlr.

Gräße, J. G. T., Lehrbuch einer allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 2ter Band. 2te Abth. 2te Hälfte. — Auch u. d. T.: Lehrbuch einer Literärgeschichte der berühmtesten Völker des Mittelalters oder Geschichte der Literatur der Araber, Armenier, Perser u. s. w. 2te Abth. 2te Hälfte. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 3 Thlr. 20 Ngr. (3 Thlr. 16 Gr.)

Gruppe, O. F.; Über die Theogonie des Hesiod, ihre Verderbniß und ihre ursprüngliche Gestalt. Gr. 8. Berlin, Eichler. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Kern, J. J., Genre-Bilder von verschiedenen Meistern verschiedener Nazionen. 8. Zürich, Schultheß. 1842. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Lasaulx, E. v., Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältniss zu dem Einen auf Golgatha. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie. Gr. 4. Würzburg, Voigt u. Mocker. 15 Ngr. (12 Gr.)

Levitschnigg, Rustan. Romantisches Gedicht in vier Gesängen. 8. Stuttgart, Metzler. 1 Thlr.

Mayer, K. A., Neapel und die Neapolitaner oder Briefe aus Neapel in die Heimath. 2. Band. Mit 1 Plane der Umgegend Neapels und 1 Musikbeilage. Gr. 8. Oldenburg, Schulze. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Müller, W, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage. Gr. 8. Berlin, Reimer. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Das Nibelungen-Lied. Aus dem Altdeutschen metrisch übertragen und mit Anmerkungen versehen von A. E. Wollheim. 8. Hamburg, Berendsohn. 1 Thlr.

Norden, M., Die Brüder und der Mönch. Ein Sizilianisches Sitten-Gemälde aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. 2 Theile. 8. Hambueg, Herold. 1842. 3 Thlr.

Palästina und die südlich angrenzenden *Länder. Tagebuch* einer Reise im Jahre 1838 u. s. w., herausgegeben von *E. Robinson.* 3ter Band. Gr. 8. Halle, Buchhdlg. des Waisenhauses. 4 Thlr.

Die Preßfreiheit in England, mit besonderer Bezugnahme auf das Libell. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 10 Ngr. (8 Gr.)

Ries, J., Dramatische Kleinigkeiten. 1stes Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Hunger. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

von Rotteck's gesammelte und nachgelassene Schriften mit Biographie und Briefwechsel. Geordnet und herausgegeben von seinem Sohne H. von Rotteck. 2ter Band. Kritische Aufsätze. Vermischte Reden und patriotische Phantasieen 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12. Gr.)

Stelzhamer, F., Neue Gesänge in obderenns'scher Volksmundart. 8. Wien. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Stimmen aus Preußen an Preußen. Fünf Gespräche. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Etrahl, A., Daguerrotypen aus Algier. Gr. 12. Wien. 1842. 15 Ngr. (12 Gr.)

Trollope, Frances, Leben und Abenteuer Michael Armstrong's, des Fabrikjungen. Nach dem Englischen von A. Freiherrn v. T. 5 Bändchen. Gr. 16. Stuttgart, Weise und Stoppani. n. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

— —, Die Wittwe. Noch dem Englischen von A. Freiherrn v. T. 5 Bände. Gr. 16. Stuttgart, Weise und Stoppani. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Tschabuschnigg, A. v., Gedichte. 2te, vermehrte Auflage. 8. Wien, Pfautsch u. Comp. 1 Thlr.

— — Humoristische Novellen. 8. Wien, Pfautsch u. Comp. 1 Thlr.

Vogel, C., Naturbilder. Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichtes und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neuern Erdkunde. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Vogl, J. N., Die ältesten Volksmärchen der Russen. 8. Wien, Pfautsch u. Comp. 1 Thlr.

Woerl, J. E., Erläuterungen zur Theorie der Statistik in näherer Rücksicht für Staatszwecke. Gr. 8. Freiburg, Herder. 20 Ngr. (16 Gr.)

Westphälische Zustände. Eine freimüthige Denkschrift bei dem Regierungsantritt Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. 8. Iserlohn, Müller. 15 Ngr. (12 Gr.)

Wintergrün. Taschenbuch auf 1842. Herausgegeben von G. Lotz. 8. Hamburg, Herold. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 328. —— 24. November 1841.

Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preußen. Berlin, Eichler. 1841. Gr. 8. ⅔ Thlr.

Es gereicht der preußischen Censur, oder vielmehr dem Rechtsvertrauen des Verf. zu nicht geringer Genugthuung, daß diese Schrift in Berlin herausgekommen ist; denn allerdings konnte jene nicht wohl eine Zusammenstellung längst durch den Druck veröffentlichter Actenstücke untersagen, denen der Verf. nur zwei Seiten Vorwort und ebenso viel Nachwort beigefügt hat, worin kein verfängliches Wort steht, welche aber dennoch in allgemeinen Betrachtungen und Andeutungen unverkennbar den Zweck der Schrift beurkunden und in diesem schwerlich der dermaligen Absicht der Gewalthaber entsprechen; denn jener ist kein anderer, als durch Offenlegung der einschlagenden Urkunden eine zuverlässige und genügende Bekanntschaft mit der Entwickelung der Verfassung und insonderheit der ständischen Gerechtsame in dem Herzogthume Preußen zu verbreiten, daß darauf ein gediegenes und gerechtes Urtheil über den gegenwärtigen thatsächlichen und Rechtszustand gegründet werden könne.

Den Ständen Preußens steht das urkundliche Recht zu, bei jeder Thronerledigung einberufen zu werden, um vor der abzulegenden Erbhuldigung nicht nur von dem neuen Landesherrn die herkömmliche Versicherung ihrer Rechte und Freiheiten zu begehren, sondern auch ihre Beschwerden und Anträge in Landesangelegenheiten vorzubringen. Solchergestalt 1840 ebenfalls zusammenberufen, überreichten die gesammten Stände von Ost- und Westpreußen ihrem neuen Könige eine in der Form wie dem Inhalte nach ebenso hochherzige als erwogene Schrift, in welcher sie einerseits zwar sich die Fortdauer dieses so wichtigen Rechtes im Allgemeinen bewahrten, andererseits aber zugleich erklärten, daß es ihnen keineswegs um die Erhaltung besonderer Vorrechte vor andern Landestheilen zu thun sei, welche der gleichmäßigen Beförderung des Gemeinwohles in allen Landestheilen des Staats hinderlich werden möchten, zumal sie mit Vertrauen erwarteten und darauf rechneten, daß nicht allein die Ausbildung der Provinziallandtage, sondern auch die Einsetzung eines Reichstages nach der Verheißung vom 22. Mai 1815 mit Ernst und Liebe zur Hand genommen und in Ausführung gebracht werden würde. Der König antwortete hierauf durch seine Ordres vom 9. Sept. und 4. Oct. v. J., daß er ohne Rückhalt und vertrauensvoll das Bekenntniß ablege, wie schon sein verstorbener Vater durch die Zeitereignisse seit 1815 zu einer sorgfältigern Überlegung der Sache vermocht worden sei, die ihn zu der Überzeugung gebracht habe, das Heil seines Staats sei mit nichten mittels einer allgemeinen Volksvertretung, sondern lediglich durch eine naturgemäße, auf geschichtlicher Entwickelung beruhende Ausbildung der Provinzial- und Kreisstände zu erzielen; daß er selbst entschlossen sei, auch hierin in die Fußtapfen seines Vaters zu treten; und daß er sonach einer Landesverfassung im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815 unumwunden abgeneigt und abhold sei.

Es bedarf keiner Ausführung, um einzusehen, daß hiermit diese Angelegenheit keineswegs erledigt, sondern nur einstweilen beschwichtigt sei. Es braucht zu dem Ende gar nicht erwogen zu werden, wie viel überhaupt auf öffentliche Verheißungen zu bauen sei, noch ob die in Rede stehende Verheißung blos eine unwillkürliche Äußerung des Gefühls der Zeitbedrängniß und des Zeitbedürfnisses gewesen sei? Es steht unbezweifelt fest, daß weder die Macht und die politische Höhe der Stellung, noch der redliche und wohlmeinende Wille vor Irrthum und Täuschung unzugänglich machen; daß sich der beste Landesherr also übereilen und vergreifen kann und daß, sowie er zu einer richtigern Ansicht und Überzeugung gelangt, er nicht allein wohl befugt, sondern sogar in seinem Gewissen verbunden ist, seinen Plan zu ändern, sein Versprechen zurückzunehmen, ja sogar zum Entgegengesetzten zu schreiten.

Wie aber die erste Ansicht eine falsche sein kann, ebenso kann auch die zweite unrichtig sein. Kein inneres Moment sichert davor; im Gegentheil wirken veränderte Umstände, Vorurtheile, Vorliebe, Einflüsterungen und Affecte als ebenso viel äußere Mächte oft mit nicht zu überwältigender Kraft. Es ist mit diesem Gemeinplatze gar nichts über den vorliegenden Fall ausgemacht, sondern nur so viel klar gemacht worden, daß es weder eine Anmaßung noch ein Vergehen sein würde, zu irgend einem Menschen — und Könige, heutzutage fast mehr noch Minister, sind zwar Erdengötter, im Reiche des Geistes doch aber nur Menschen — zu sagen: Erlaube

mir, die einige Bedenken gegen die Umänderung deines Sinnes vorzutragen, da die Redlichkeit deiner Absicht selbst die reifliche Erwägung aller Gründe von dir erheischt!

Die Stände von Preußen haben solches nicht gethan. Sie haben auf ihrem nächsten Landtage diese Sache ganz unberührt gelassen; sie haben überhaupt einerseits mit herzlichem Vertrauen und rührender Ergebenheit, andererseits mit einer männlichen Würde und mit klarer Einsicht sich selbst nichts vergeben, ihren Beruf und ihre Aufgabe treulich erfüllt und dabei eine echte Vaterlandsliebe, Gemeinsinn und Freiheit von allem Kastengeiste und daraus erwachsender Ausschließungssucht an den Tag gelegt, welche sie zu einem leuchtenden Vorbilde erhebt, so die Geschichte zu bewahren nicht umhin kann.

Wenn nun auch die Sache auf dem letzten Landtage in Preußen nicht weiter zur Sprache gekommen, und wenn der Antrag, sie weiter zu verfolgen, sogar von der Mehrheit des schlesischen Landtags um der Besorgniß willen unterdrückt worden ist, dadurch dem König zu misfallen, folgt daraus, daß sie abgemacht sei und nimmer wieder in Anregung kommen dürfte? Ist sie von so geringer Bedeutung, daß Niemand es der Mühe werth achten möchte, weiter darüber nachzudenken? Ist der Widerspruch und die Entgegnung etwas Achtung= oder Ehrerbietung=Verletzendes? Nur durch die Form seiner Vorbringung könnte er es zufällig werden, seiner Natur nach nicht. Darf Jemand seinen Fürsten für so schwach und eitel ansehen, daß derselbe eine Widerlegung übel vermerken würde, und für so eigenmächtig und leidenschaftlich, daß er deswegen Haß und Verfolgung befürchten dürfte? Gesetzt aber auch, es würde ein solches Beginnen nicht gut aufgenommen, darf der Wahrheitsfreund und der Sohn des Vaterlandes sich dadurch abhalten lassen, darum stillschweigen, wo er die Wahrheit zu bekennen die Veranlassung und die Pflicht hat? Wahrlich das Volk ist noch unmündig und zu keiner Selbstvertretung reif, dessen erwählte Stellvertreter noch bangen in ihrem Berufe vor dem Zorne eines Gewaltigen und ihr freimüthiges Urtheil verschweigen um der Eigensucht ihrer Gesinnung willen! Wenn von der Gesammtheit einer Nation und von ihrem Charakter oder ihrer Bildungsstufe die Rede ist, gibt die Ehrenwerthheit Einzelner nicht den Ausschlag. Wo ein ungerechter Fürst hinreichend noch bereitwillige Werkzeuge zur Geltendmachung von unsinnigen Auslegungen und Rechtsverdrehungen oder zur Ausführung hinterlistiger Anschläge und ungerechter Maßregeln findet und damit ein Volk beherrscht, da waltet noch nicht der allgemeine Sinn des Rechts und des Bürgerthumes, welcher in der Schmach des Mitbürgers die eigene Bedrückung fühlt und seine Ehre darin weiß, nur dem Rechte des Landes und seinen Vollziehern unterthan zu sein.

Doch wozu diese Erwägung? Liegt denn irgend eine Veranlassung vor, daß der König von Preußen Offenheit, Redlichkeit und Nationalwürde miskenne oder verfolge? daß er sich für einen Gott oder weltlichen Papst halte, an Unfehlbarkeit glaube und Diejenigen verketzere, die daran zweifeln? daß er die gründliche Prüfung wichtiger Angelegenheiten und ihre Beleuchtung von Seiten, wo sie noch gar nicht oder nur im Dunkel betrachtet wurden, durch ein Machtgebot niederschlage? daß er die eigene ernste Pflicht nicht kenne, als christlicher Regent Alles zu prüfen und gewissenhaft das Beste zu halten?

Unaufgefodert und aus eigener, reiner und königlicher Pflicht, welcher es zukommt zu widerrufen und zu verbessern jegliche That, sowol die unserige, als fremde, jedesmal wenn wir erkennen, daß in ihr die Gerechtigkeit verletzt und verkehrt worden ist, vornehmlich durch Belastung und Unterdrückung des Unschuldigen, erklären Wir hiermit, daß die von Uns verordnete Dienstentsetzung und was weiter darauf gefolgt ist, nur als eine Handlung der Gewalt, nicht des Rechts ergangen, sondern vielmehr durch falsche Eingebungen und große Zudringlichkeiten erhalten, nicht aber aus unserm freien Willen beschlossen worden.

So sprach sich König Karl V. von Frankreich aus und bewies durch dieses ehrenwerthe Bekenntniß, daß er seine Stellung und seinen Beruf erkenne. Wer mag auftreten, zu behaupten und darzuthun, daß König Friedrich Wilhelm von Preußen weniger weise, weniger hochherzig, weniger redlich sei?

Ist aber dem so, so ist es auch sehr gut gedenkbar, daß entweder Er Selbst bei weitern Überlegungen auf Betrachtungen komme, welche der Sache ein ganz anderes Ansehen geben, als sie ihm bisher erschienen ist, oder daß Andere darauf kommen und die Untersuchung verfolgen und das Ergebniß derselben bekennen und vorlegen. Diese Erörterung wird nach zweierlei Richtungen hin sich erstrecken müssen. Denn 1) ist auszumachen, ob in der That und in Wahrheit die Verheißung vom *22. Mai 1815* durch die darauf folgenden Zeitereignisse und politischen Wirren als eine das Heil des Staats gefährdende, dem Volkswohle, dem innern Frieden, dem Rechtszustande und der moralischen Vervollkommnung nachtheilige und die Kraft und Wirksamkeit der Regierung und ihre Hoheit beeinträchtigende sich ergebe? Um hier zu deutlicher Erkenntniß zu gelangen, ist unerlaßlich, die zufälligen Begebenheiten von den nothwendigen Folgen, Erscheinungen, die in andern Zeitverhältnissen ihren Grund haben, von denen, welche durch die Einführung der Verfassungen in mehren Staaten veranlaßt wurden, endlich Dasjenige, was auf Rechnung der Völker oder auf Rechnung der Maßregeln und des Verfahrens ihrer Staatsdienerschaft zu setzen ist, sehr sorgfältig zu unterscheiden. Es ist hier nicht am Orte, dies weiter auszuführen, sondern höchstens nur einige Andeutungen zu geben. Woher mag es kommen, daß sich in denjenigen Ländern, in denen sich die alte Verfassung nach gesonderten Ständen behauptet hat, die Dinge ziemlich ebenso verhalten haben, als in den Ländern, welche eine repräsentative Verfassung erhalten haben? Man vergleiche z. B. Hessen=Kassel mit Baden, Sachsen mit Weimar! Ferner warum hat sich das politische Verhältniß in den einzelnen Ländern sehr verschieden gestaltet, z. B. in Würtemberg und Weimar ganz anders als in Baiern, Holland oder Hanover? Man wird nicht umhin können, weiter zu erwägen, ob durch die französische Revolution, die eiserne Ruthe Napoleon's

und den großen Befreiungskrieg von 1812 — 15 nicht *wirkliche* Erkenntnisse und Einsichten entwickelt und selbst durch die Regierungen Vorstellungen und Ansprüche hervorgerufen und genährt worden sind, welche sich weder widerrufen, noch ableugnen, noch verbieten, noch unterdrücken lassen, womit ältere Verhältnisse und Einrichtungen durchaus unverträglich sind und denen Klugheit, wie Recht und Billigkeit Raum geben müssen, um aus den Wurzeln, die sie mächtig geschlagen haben, gedeihlich und fruchtbar hervorzuwachsen? Welcher Garten ist besser gewartet und im bessern Zustande, derjenige, in welchem die aufgewachsenen wilden Obstbäume sorglich in Acht genommen oder geputzt werden, oder der, in welchem ihre Äste abgeschnitten und mit bessern Sorten gepfropft, oder an die Stelle derer, die dazu untauglich geworden sind, veredelte Stämme gepflanzt werden, denen jene Platz machen müssen? Wenn denn alle Parteien darüber einig sind, daß bis 1815 sich ein Geist der Zeit entwickelt habe, dergleichen noch nicht vorhanden gewesen, und wenn hiervon wiederum unzertrennlich ein Bestreben der Reaction aller Derer gewesen ist, welche jenem nicht huldigen mochten oder durch denselben angegriffen oder verletzt wurden; so fragt es sich weiter, welche Stellung die verschiedenen Regierungen dabei eingenommen und in welcher Maße sie den ihnen zukommenden Platz über beide Parteien behauptet haben? Auch diese Erörterung weiter zu verfolgen, gebricht es an Raum; sie muß deshalb auf die Andeutung beschränkt werden, daß, wer sich nicht zum Meister einer Bewegung zu machen versteht, von ihr mit fortgerissen wird; daß nichts Geschehenes ungeschehen gemacht werden kann; daß alles Geistige und alle politische Erscheinungen elastischer Natur sind, welche zwar, wie die Luft mittels der Luftpumpe sich in einen engen Raum zusammenpressen lassen, daß jedoch jeder Widerstand endlich, ihre innere Kraft aber unendlich ist und mithin jener plötzlich gesprengt werden muß durch das fortgesetzte Einpressen selbst; daß endlich von allen Kräften die Kraft der Vernunft die, obgleich am meisten verfolgte, doch die mächtigste und unwiderstehlichste ist, sodaß, welche Anstrengungen auch gemacht worden sind, sie gefangen zu nehmen, sie doch stets wieder einen Ausweg gefunden und ihre Herrschaft geübt hat. Aller Kastengeist aber und alle *in ihm* enthaltene Aussonderung, Ausschließung und Zurücksetzung widersteht der Vernunft so sehr, daß die Verständigen unter den Kastnern selbst ihn wenigstens unter feinen Sitten zu verstecken suchen, die Vernünftigen aber sich davon lossagen. Es ist sonach kein schweres Exempel, auszurechnen, was weiser und ersprießlicher sei, wenn Regierungen sich dem Kastengeiste hingeben, sich mit ihm verbünden, sich durch ihn leiten lassen, oder wenn sie mitten in den Zeitgeist des Volks treten, sich mit demselben befreunden, ihm volles Vertrauen abgewinnen und sich dadurch an die Spitze aller Bewegung stellen, sie leiten, regeln und regieren? Nur wähne Niemand, daß dies ein Kunststück sei, wobei es auf Täuschung und Verrath abgesehen werden könne! Wol sind auch Völker zu täuschen, sogar für längere Zeit; aber nur erprobtes Vertrauen schafft Vertrauen; nie stumpft sich der Stachel des Mistrauens ab, nie erlischt der Haß, der aus gemisbrauchtem Vertrauen geboren wird. Je größer dieses, desto mächtiger jener! Wer immer mit Ruhe und vorurtheilsfrei in solcher Weise sich Rechenschaft darüber gibt, von welchen Ursachen die Erscheinungen seit 1815 die Wirkungen gewesen sind, der möchte schwerlich das Eingeständniß unterdrücken können, daß die eingeführten repräsentativen Verfassungen zu einem nur geringen Theile zu jenen zu zählen sind, daß vielmehr diese größtentheils auch ohne jene zum Vorschein gekommen sein würden, ja daß die Einführung dieser Verfassungen größere Übelstände abgewendet habe, indem sie weit mehr versöhnend und mildernd als reizend und schärfend eingewirkt haben. Sollte indessen auch irgend Jemand das Gegentheil herausgefunden haben oder vorgeben, ist damit in der Sache selbst noch gar nichts entschieden; denn es würde daraus noch keineswegs die Verwerflichkeit der repräsentativen Verfassungen an sich folgen, sondern nur zunächst ihre Unangemessenheit in der Zeit, oder die Fehlerhaftigkeit ihrer Einrichtung und Ausführung. Was jene anlangt, braucht nur darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß in Deutschland das Rechtsverhältniß des durchlauchtigen Bundestages zu den Bundesregierungen mit repräsentativen Verfassungen erst später in Frage gezogen worden ist als deren Gestaltung, und daß hieraus unvermeidliche Reibungen und Stöße erwachsen mußten, nicht blos wegen des sehr verschiedenen Princips, welches in der Bundesversammlung und den gesetzgebenden Gesammtkörpern dieser Staaten regiert, sondern hauptsächlich wegen der Doppelperson und der unverträglichen Stellung, in welche die Landesfürsten und deren Ministerien dadurch gekommen sind; denn während dieselben im Innern von der Zustimmung ihrer Kammern abhängig sind, geben sie ihre Stimmen in Frankfurt unabhängig ab und sind allemal gebunden an die hier gefaßten Beschlüsse, bei denen sie sogar abgestimmt wurden. Hierin eine Einheit zu bringen ist unmöglich, den Erfolgen des Zwiespalts also auch nicht aus dem Wege zu gehen. Wichtiger aber noch ist beiweitem die Prüfung der Frage: ob die sämmtlichen eingeführten Verfassungen denn wirklich natürlich, rechtentsprechend und zweckgemäß sind? Es läßt sich dagegen einwenden, daß sie solches nicht sein können, weil sie auf einem Principe beruhen, welches zwar von der Kindheit der Staatskunst und der Staatsverfassungswissenschaft ins Dasein gerufen worden ist, bei wachsender Einsicht und herannahender Männlichkeit aber in seinem Ungrunde und seiner Unstatthaftigkeit erkannt und deshalb mit den Kinderschuhen ausgezogen werden muß. Dieser Grundfehler dürfte sich in der Verkennung der Einheit und Untheilbarkeit der Regierungsgewalt oder Staatshoheit, in der Zutheilung der sogenannten unterschiedenen Gewalten an verschiedene Inhaber und in dem beabsichtigten Kunststücke ihres Gleichgewichts, folglich in der bloßen Abwehrung eines in seinem beständigen Vorhandensein nicht allein anerkannten, sondern selbst hervorgerufenen Kampfes um das Primat in der Herrschaft, ent-

decken und offenbaren lassen. Wie die Vernunft in jedem leiblichen Menschen nur eine untheilbare ist, so auch die Vernunft im Staatskörper, die Staatshoheit, untheilbar, unveräußerlich und überall sich selbst bestimmend und verantwortlich. Das Endergebniß dieser Untersuchung möchte wol sein, daß nicht die Einführung der Volksrepräsentation in die Verfassungen, sondern hauptsächlich die nicht zu rechtfertigende Gestaltung derselben als der Grund alles Übels anzusehen sei, womit die Beschuldigungen zusammenfallen, daß die allermeisten den Anfoderungen der Staatsweisheitslehre ebenso wenig genügen, als sie aus keiner lebendigen und organischen Entwickelung des innern Staatslebens hervorgegangen sind, sondern als Ausgeburten einer hohlen Theorie unvorbereitet und unter Krämpfen in den Organismus und den Zustand der Staaten von außen eingeschoben wurden. Dies bahnt den Übergang zu der zweiten Betrachtung, ob denn diejenige Verfassung, welche das Land oder die Provinz Preußen dermalen hat, in der That und in Wahrheit naturgemäß und aus dem Fortschritte historischer Entwickelung hervorgegangen sei? Für das Erstere würde vor allen Dingen überhaupt erst ausgemacht werden müssen, daß es überall einer gesetzlichen Verfassung in einem Staate bedarf, daß hierzu die Mitwirkung von Ständen angemessen und heilsam ist, daß Provinzial- und Kreisstände dazu genügen, endlich daß in denselben die Besonderheiten des Herren-, Ritter-, Bürger- und Bauernstandes vertreten, inzwischen möglichst in versöhnlichen Einklang gebracht werden müssen, daß jedoch den beiden ersten Ständen ein Übergewicht gebühre.

Über die geschichtliche Gültigkeit der Provinzialstände Preußens kann nichts ausgesagt werden ohne eine genaue Kenntniß ihrer Geschichte selbst. Diese nun actenmäßig zu liefern und zu verbreiten, ist die nächste Aufgabe der vorliegenden Schrift, welche aus gedruckten und ungedruckten Urkundensammlungen diejenigen Nachrichten liefert, aus denen zu entnehmen ist, welches die Form und die Gerechtsame der Stände im eigentlichen Königreiche Preußen waren und wie sie aufgehört haben. Es kann nur ein sehr gedrängter Auszug hier aufgenommen werden, dem jedoch drei Bemerkungen vorangehen mögen. Merkwürdig ist, daß die Porussen, obgleich sie von dem deutschen Orden gänzlich überwunden und dergestalt unterdrückt worden waren, daß selbst ihre Aufnahme in die Städte allgemein verboten war, dennoch nicht blos der Provinz, sondern später dem ganzen Staate ihren Namen gegeben haben. Zu bemerken ist, daß, obgleich in dem Friedensschlusse von 1249, durch welchen sie sich dem Orden unterwarfen, ihnen Freiheit der Person und ihres beweglichen und unbeweglichen Eigenthums zugesichert worden war, die Leibeigenschaft dennoch hier, wie in andern Theilen von Deutschland, eingeführt und ausgebreitet wurde und daß dieselbe, ungeachtet schon Markgraf Albrecht in seinem Testamente alle persönliche Unfreiheit für abgeschafft erklärte, diese sich doch bis zu dem Edicte vom 9. Oct. 1807 und der Cabinetsordre vom 28. Oct., selbst auf den landesherrlichen Domainen, erhalten hat. Bemerkenswerth ist endlich, daß, wie anderwärts, bis zu Ende des 15. Jahrhunderts die Stände der Provinz dem Orden gegenüber als Ritter, Knechte und Städte, später aber Herren, Ritter, Adel und Städte aufgeführt werden, sodaß also die nicht ritterlichen Edeln als Knechte benannt wurden, wie denn auch sonst andere Urkunden die Gleichbedeutendheit von Edelmann und Knecht in jener Zeit bezeugen und letzteres Wort erst später seinen Werth eingebüßt hat (kneigth).

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzenbuch von Karl Theodor Griesinger. Erster Band. Stuttgart, Griesinger u. Comp. 1841. 8. 1⅓ Thlr.

Ref. hat schon früher in d. Bl. Gelegenheit gehabt, dem Verfasser des „Skizzenbuchs" ein angenehmes, wenn auch sehr oberflächliches Talent für satirische Auffassung der Dinge und Personen zuzugestehen; Griesinger weiß auch recht gut provinzielle Eigenheiten, die man auswärts Schwabenstreiche zu nennen beliebt, und deren Repräsentanten zu schildern; seine Satire, zu welcher auch in diesem „Skizzenbuche" fast alle Aufsätze mehr oder weniger hinneigen, ist außerdem gar nicht so malitiös, als man von einem Schriftsteller, der aus einer so malitiösen Zeit wie die unserige hervorgegangen, erwarten sollte, vielmehr so unschädlich, harmlos und schwäbisch gemüthlich, als man von der Satire nur verlangen kann. Man würde sagen können, Griesinger schriebe wie ein Franzose, wenn er nicht so provinziell schwäbisch schriebe; seine Manier erinnert an Paul de Kock, an Jules Janin, an den „Charivari", an die hundert und aber hundert Feuilletonisten, welche in französischen Journalen die kleinen Gassen- und Hausereignisse schildern; aber die derbe schwäbische Gemüthlichkeit, selbst eine gewisse noch an Rabener erinnernde Kleinbürgerlichkeit legen sich ihm in den Weg, nicht um seiner Moral, sondern um dem pikanten Interesse seiner Skizzen zu schaden. Mitunter guckt auch wol eine Frivolität verstohlen hervor, aber nur um sich die Hand vors Auge zu halten und wieder davonzulaufen. Man kann von den bessern dieser Skizzen höchstens sagen, daß sie artig und gefällig sind; eine tiefere Bedeutung, einen literarischen Werth wird man weder ihnen noch dem Ganzen zugestehen können. An Wahrheit, insofern kein tieferes psychologisches Interesse berührt wird, fehlt es diesen Skizzen im Allgemeinen nicht; besonders hat Griesinger manche weibliche Eigenheiten mit Glück und Geschick portraitirt. Zu den gelungenern Skizzen sind zu rechnen: „Meines Vetters Abenteuer in Baden-Baden", „Die gebildete Naturfreundin", „Der Ehninger Congreß", „Wo soll man sparen?" „Er ist Herr im Hause", eine ganz ergötzliche Skizze, „Eine geistreiche Dame". Die mehr erzählenden Skizzen sind den mehr raisonnirenden beiweitem vorzuziehen. Griesinger's Witz ist unbedeutend, aber unschädlich, z. B. von folgender Art: „Echte Bewunderung ist immer stumm. Deswegen sind auch die Fische immer in Bewunderung begriffen, nämlich über sich selbst, daß sie nicht versaufen." Oder: „Hast du schon ein Fagott gesehen, auf dem Einer Flöte bliest? Das ist ein emancipirtes Weib" u. s. w. Der Styl ist leicht, in kurzen Sätzen, wie ein Bube, der eben aus der Schule kommt, einherspringend, aber auch unverantwortlich nachlässig und ungenirt; das Haar ist nicht gekämmt, die Schuhsohlen sind durchgelaufen, die Strümpfe schlottern; der Schulmeister, die Kritik, fühlt sich jeden Augenblick versucht, ihm etwas auf die Finger zu geben; es ist aber keine Hoffnung vorhanden, daß er sich bessert; er fürchtet weder den Schulmeister, noch seine Ruthe. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 329. —— 25. November 1841.

Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preußen.

(Fortsetzung aus Nr. 328.)

Im Jahre 1416 erlangten die Ritter und Städte von dem Hochmeister v. Sternberg nicht nur die feierliche Anerkennung des Rechts des Landes, ohne Bewilligung mit keiner Art von Abgaben belegt zu werden, sondern auch die Zusage der Einsetzung eines Landrathes, bestehend aus einigen der klügsten Ordensglieder, zehne vom Adel und zehne von den Städten, mit deren Beistande und Beirath das Land regiert werden solle. Im J. 1430 wurde dieser Landrath, „ohne welchen keine Sachen, die den Statum dieses Landes anrühren, beschlossen und geendiget werden sollten", gemeinschaftlich eingesetzt. Der Übermuth und die Gewaltsamkeit der Ordensritter bewog 1440 die Stände von Rittern, Knechten und Städten zur Schließung eines Bundes zu gemeinsamer Vertheidigung und zur Abwehr alles Unrechts; der Hochmeister verpflichtete sich, keinen Krieg oder Frieden ohne der Prälaten, Gebietiger, Lande oder Städte Wissen und Willen zu machen, und es wurde ein großes Gericht, bestehend aus zwei Bischöfen, sechs Ordensgliedern, zehn Adligen und sieben Städtedeputirten zur Schlichtung aller Händel eingesetzt. Die Schließung jenes Bundes erregte dem Orden großes Misvergnügen, sodaß er zu dessen Auflösung Alles aufbot und der deutsche Kaiser auf dessen Anrufen ihn auch für unstatthaft erklärte; allein derselbe blieb nicht nur von Bestande, sondern kündigte auch dem Orden in einem Absagebriefe 1454 alle Huldigung und Pflicht auf und unterwarf sich der Oberhoheit des Königs Kasimir IV. in Polen, worüber es zum Kriege kam, in welchem der Orden Westpreußen verlor und Ostpreußen von der Krone Polen zu Lehn zu nehmen genöthigt wurde. Zwischen dem Könige Kasimir und dem preußischen Bunde aber wurde durch einen wechselseitigen Vertrag das Hoheitsverhältniß festgestellt, und der Erstere stellte eine besondere Handfeste über die Erhaltung aller Rechte, Gerechtigkeiten und Privilegien im Lande aus, namentlich auch eine ausdrückliche Zusage der Besetzung aller Stellen mit Einheimischen. Durch den ewigen Frieden zu Thorn 1466 wurde dies Alles vom Orden anerkannt und Preußen wurde eine polnische Provinz. Als Markgraf Albrecht von Brandenburg das Hochmeisterthum erlangt und die Reformation in Preußen eingeführt hatte, versagte er der Krone Polen den Lehnseid, bequemte sich jedoch im Frieden zu Krakau 1525, das Land als weltliches Herzogthum in Lehn zu nehmen. Die Stände sprachen in einer besondern Urkunde ihre Genehmigung dieses Friedens aus und erhielten dagegen die Bestätigung ihrer Gerechtsame. Herzog Albrecht stellte ihnen darüber 1525, 1528 und 1535 umständliche Reversalien aus, in denen die Immunität von allen nicht bewilligten Abgaben und alle aus früherer Zeit herstammenden Privilegien anerkannt wurden. Im J. 1542 wiederholte Ebenderselbe nicht nur das Indigenatsrecht auf alle Stellen im Lande, sondern ordnete auch das geistliche und weltliche Regiment des Landes in Gemäßheit der bestehenden Rechte durch eine ausführliche Notel. Die Inhaber der vier hohen Ämter des Hochmeisters, Burggrafen, Kanzlers und Obermarschalls wurden nicht blos ferner als Regimentsräthe, d. h. als die Geheimen Räthe des Herzogs und dessen Stellvertreter bei seiner Abwesenheit aus dem Lande, in dieser Würde erhalten, sondern ihnen noch sechs bis acht Landeseingeborene zugeordnet und diese zu Hof- und Gerichtsräthen zur Erledigung aller Hoheits- und obersten Gerichtssachen ernannt. Dahin gehörte absonderlich auch die Einberufung des Landrathes oder die Ausschreibung eines Landtages. Diese Anordnung wurde in dem unter dem Vorsitze polnischer Commissarien aufgerichteten Landtagsrecesse von 1566 zwischen dem Markgrafen und der Landschaft überall aufrecht erhalten und den Regimentsräthen anbefohlen, darauf nachdrücklich zu halten. Es wurde indessen gar häufig dagegen sich mancherlei angemaßt, vornehmlich mancherlei Auflagen, was denn fortgesetzte Verwahrungen, Beschwerden und Zusicherungen veranlaßte. Als der große Kurfürst zur Regierung gekommen war und in dem nordischen Kriege anfangs die schwedische Partei genommen, auch das Lehn über Preußen dem Könige von Schweden aufgetragen hatte, nachmals aber wieder auf polnische Seite übergetreten war, erlangte er in dem Vertrage zu Wehlau 1657, daß die Krone Polen auf ihre Lehnsherrlichkeit Verzicht leistete, dem Kurfürsten das volle Eigenthum am Lande zugestand und dasselbe als ein souveraines Herzogthum anerkannte. Hierüber entspann sich ein lange dauernder Streit mit den Ständen und dem Regimentsrathe, welche jene ohne ihre

Einwilligung getroffene Einigung um deswillen nicht anerkennen wollten, weil der Krone Polen lediglich vermöge eines wechselseitigen Vertrags die Hoheit über sie zustehe, und der Kurfürst die Souverainität in eine unumschränkte Herrschaft ausdehnen wollte, da er doch durch die Abtretung in keinem Falle mehr an Rechten erlangen könne, als dem Abtretenden selbst zugestanden, also mit Vorbehalt aller Rechte und Freiheiten eines Jeden, weshalb sie auch die Huldigung verweigerten. Sie erlitten darüber mancherlei Drangsale, sodaß sie 1657 schon erklärten:

Wenn wir zurückgedenken und den glücklichen Zustand unserer Voraltern, welche nicht allein in sicherer Ruhe, sondern auch in ungekränkter Freiheit gelebt, betrachten und den unserigen entgegenhalten, so werden wir gewahr, daß bei dieser neu erworbenen Ruhe wir leider mehr nichts als einen bloßen Schatten der alten Glückseligkeit haben.

Auch zeigt ein Schreiben des Kurfürsten von 1662 an den Statthalter, daß schon damals der Einschüchterungskunstgriff gebraucht wurde, „die gehorsamen Unterthanen von den gottlosen Leuthen zu unterscheiden, welche ihrer Widerspenstigkeit wegen Züchtigung verdienen". Allein die Stände hielten zusammen, blieben fest und erlangten dadurch, daß ihnen der Kurfürst 1662, und nochmals 1663, umständliche Handfesten über die Beobachtung der Landesverfassung, die ständischen Befugnisse und alle Privilegien ausstellte, und darin zugleich am Schlusse die Zusicherung ertheilte, daß dieselbe von jedem Nachfolger vor der Erbhuldigung genehmigt und vollzogen werden solle. Hierauf wurde nunmehr diese geleistet. Auf dem Huldigungslandtage und durch dessen Verabschiedung wurden zugleich noch mehre Punkte in Betreff des Regiments des Landes ins Klare gesetzt. So wurde ausgesprochen, daß die wehlauschen Tractaten niemals zu einem Präjudice gereichen, vielmehr bei allen wichtigen Handlungen und Verträgen in Kriegs- und Friedenszeiten, so dieses Herzogthum Preußen betreffen, allemal der getreuen Stände Rath, Gutachten und Belieben gefodert und außerdem hinfüro kein Schluß noch Veränderung gemacht werden solle; daß der Kurfürst nicht gemeint sei, sein volles Landeseigenthum wider des Landes Beste und dessen wohlhergebrachte Freiheiten auszudehnen, auch ein Mehres nicht beabsichtige, denn daß ihm, nachdem das Obereigenthum mit dem nutzbaren vereinigt worden, nunmehro außer den bisherigen herzoglichen und des Ordens, nun auch des Königs und der Republik Gerechtsame zustehen, wie sie sich derselben nach Inhalt der Verträge zwischen der Krone Polen auch seinen eigenen Vorfahren mit der preußischen Landschaft und der abgehandelten Landesverfassung zu gebrauchen gehabt; daß kein Landeseinwohner, wie schon Rechtens, seinem ordentlichen Gerichtsstande jemals entzogen werden solle; daß die preußische Regierung mit den Landesregimentsräthen sich aller sechs Jahre zusammenthun, des Landes Nothdurft überlegen und einberichten solle, zu deren weiterer Verhandlung sodann ein Landtag ausgeschrieben, auch nicht ohne der Stände Meinung eingeschränkt werden solle; endlich daß bei entstehenden Streitigkeiten zwischen dem Landesherrn und den Ständen solche durch ein von beiden Theilen zusammenzusetzendes Schiedsgericht von 13 Männern entschieden werden sollten.

Dies nun war der Höhepunkt des ständischen Ansehens, mit welchem dieses reißend wieder verfiel; denn da diese nicht daran gehen wollten, zu bewilligen, was der Kurfürst für nöthig erachtete, auch Drohungen, sogar Beschimpfungen und Mishandlungen des sich vom Adel sondernden Bürgerstandes nicht fruchteten, untersagte der Kurfürst sowol die Zusammenkünfte des Landraths als die Einberufung der Stände, legte den Regimentsräthen Stillschweigen auf, ordnete Alles nach seinem Gefallen und befahl die Beitreibung der auferlegten Abgaben. Wie die stehenden Truppen und deren Unterhaltung hiervon die Ursache waren, so gaben sie, die dazu niedergesetzten Kriegskammern, deren Bemächtigung der von den Ständen sonst verwalteten Einkünfte und die militairischen Executionen wiederum das Mittel ab, solches durchzusetzen. Die Nachfolger des großen Kurfürsten haben es insgesammt gemacht wie er; sie haben die *Handfeste bei* der Huldigung richtig ausgestellt, aber sich sodann ebenso wenig daran gekehrt, noch die Stände befragt, oder sich mit ihnen vernommen. Ob nun auf diese Weise die alte ständische Verfassung ihr rechtliches Ansehen und Wirksamkeit verloren habe oder verlieren konnte, das kann ganz dahingestellt bleiben. Unbestreitbar aber ist, daß sie factisch außer Kraft und Bedeutung gesetzt worden ist; ferner daß die neuen Provinzialstände *in keiner Art eine* Fortsetzung oder geschichtliche Ausbildung der alten sind, sondern ein Institut, aus theoretisch-politischer Ansicht beliebig gestaltet und eingesetzt.

So verhält es sich gar häufig mit dem angeblich historischen Rechte, wenn man dasselbe näher beleuchtet. Was aber versteht man überhaupt unter historischem Rechte? Die Zusammensetzung dieser beiden Begriffe gemahnt an flüssiges Eis oder kühlendes Feuer. Meint man damit, ein Recht sei darum recht, weil es geschichtlich vorkommt, nachzuweisen ist? Dann ist auch die Sklaverei, die Ketzerverurtheilung, der Kindesmord oder Kindesaussetzung, der Gattinverkauf und das Recht der ersten Nacht Rechtens. Recht und Geschichte sind an sich Vorstellungen aus ganz verschiedenen Erkenntnißgebieten, jenes ein Ausfluß der Vernunft, diese eine Kenntniß aus Erfahrung. Die Menschen aber sind nicht *blos* Vernunft, sondern in ihnen befindet sich mit dieser *die* Sinnlichkeit im Gegensatze; bald waltet jene, bald diese vor, bald das Rechte und Gute, bald das Unechte und Schlechte. Solchergestalt kann daraus, daß Dies oder Jenes von Menschen jemals gewollt, geordnet, zu Stande gebracht worden ist, niemals ein Anhalt für die Beurtheilung der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit entnommen werden; auch nicht daraus, daß etwas bei ihnen kürzere oder längere Zeit oder immer noch für Recht gegolten habe. Tausend Jahre Unrecht macht noch keinen Augenblick Recht. Welcher Irrwahn ist so toll, daß er nicht schon unter Menschen Glauben gefunden hätte! Die Berufung auf die Geschichte, daß etwas für recht erachtet *worden* sei, schließt daher niemals den Gegenbeweis aus, daß *es*

dennoch unrecht sei, geschweige denn, daß es vermöge der Veränderung der Umstände aus Recht Unrecht geworden sei; denn jedes äußere Recht wird durch die Verhältnisse bedingt, für welche es zur Regel gesetzt worden ist, muß folglich als das Bedingte sich nach den Umständen richten, die seine Bedingung enthalten. Umgekehrt gibt es für die Vernunft kein äußeres Tribunal, welches über ihren Gebrauch rechtskräftig entscheidet. Ihre Macht und Ansehen beruht überall und jedesmal auf ihren Gründen und ist somit stets eine innere. Weil indessen jeder Mensch vernunftbegabt ist, muß ihm auch die rechtliche Vermuthung zu statten kommen, daß er rechtlich sei und rechtmäßig verfahre. Mithin liefert die Nachricht aus der Geschichte, daß etwas für Recht anerkannt und bestimmt worden sei, zwar durchaus keinen Beweis seiner Gerechtigkeit, wol aber eine Vermuthung dafür, welche so lange gilt, bis das Gegentheil mit Gründen dargethan ist. Eine solche Vermuthung mag ein historisches Recht heißen.

Weil indessen keine irdischen Verhältnisse ewig und unveränderlich sind, kann auch kein äußerliches Recht, dem sie zu Grunde liegen, unabänderlich sein, sondern das ewige Recht selbst gebietet dessen Umwandlung oder Aufhebung nach Maßgabe ihrer Umgestaltung. Dies ist ein Rechtsgrundsatz von der größten Bedeutung und von dem mächtigsten Einflusse, vor welchem alles historische Recht in Staub zerfällt, so bald es vor ihm nicht besteht. Kein Privilegium, keine Verleihung oder Anerkennung, keine Cautel vermag davor zu schützen. Inwieweit aus diesen Gründen hinreichende Veranlassung zu einem Ersatze oder einer Schadloshaltung zu entnehmen sei, oder diese vermöge der Erkenntniß des schwer verkannten Unrechts von selbst wegfallen müsse, oder auch wegen des zufälligen Aufhörens der Bedingungen oder des Gegenstandes der Rechtsausübung, das ist ein sehr weitläufiges Capitel, auf welches einzugehen hier kein Anlaß ist. Nur darauf kam es an, einzusehen, daß im Staate als dem allgemeinen Rechtszustande Aller keine Gerechtsame fortbestehen können, welche unverträglich sind mit den veränderten Verhältnissen und Gestaltungen der Dinge, daß die Gesetzgebung und Regierung in diesem Falle an der Beschirmung und Aufrechthaltung des sich herausgebildeten Unrechts Sünde thut und ihrer Obliegenheit entgegenhandelt, und daß Diejenigen Thoren und unverständige Selbstsüchtler sind, die das Gegentheil begehren.

Dies erkennend, hat der königsberger Landtag seine Einsicht dadurch beurkundet, daß derselbe nicht auf die Wiederholung der alten Handfeste angetragen hat, welche doch keine Wahrheit werden konnte, daß er solchergestalt seinem Könige eine Unwahrheit zu ersparen beabsichtigte. Noch mehr aber gereicht es ihm zur Ehre, daß er sich von allem Egoismus losgesagt und es unumwunden ausgesprochen hat, auf keiner, obgleich urkundlich feststehenden, Bevorzugung seiner Provinz bestehen zu wollen, sondern dieselben dem Gemeinwohle des Vaterlandes freiwillig zum Opfer zu bringen, welches durch dergleichen absondernde Privilegien zerrissen wird. Dies ist ein so edler Zug, daß auch der König nicht umhin gekonnt hat, in seiner Antwort das nach beiden Seiten hin ehrende Bekenntniß auszudrücken, „wie Er in den Denkschriften der Stände den Ausdruck der edelsten und reinsten Gesinnung angestammter Treue neuerdings mit warmem Herzen und freudigem Stolze wohl erkannt habe“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neueste dramatische Literatur Italiens.

Wenn sich im Frühling die Erde mit neuen Blüten schmückt und in dem frischen Grün der Felder und Wälder das neuerwachende Leben offenbart, wer freut sich nicht über diesen erquickenden Anblick. Doch wenn auch Bäume, welche fast erstorben schienen, deren Äste Jahre lang trocken und dürr blieben, plötzlich in jungen Sprossen ein neu sich regendes Leben verkünden, so ist dem Beschauer ein solcher Anblick doppelt erfreulich. Es ist die Urkraft des Lebens, welche hier durch alle Störungen eines feindseligen Himmels, eines unfruchtbaren Bodens hindurchbricht und ihre siegende Macht dem Menschen offenbart. Ref. muß gestehen, daß dieses Bild ihm oft bei Betrachtung der wechselnden geistigen Regsamkeit der Völker sich aufgedrungen hat. In dem gewöhnlichen Kreis der gebildeten Welt, derjenigen Völker, welche als Träger der bestehenden europäischen Cultur anerkannt sind, erkennt man leicht dieses Pulsiren der geistigen Lebenskräfte, welche man in den Schranken der sogenannten leblosen Natur Jahreszeiten benannt hat. Die einzelnen Perioden der Literaturgeschichte, in welchen die verschiedenen Nationen die Pflanze des geistigen Lebens zur Blüte und Frucht herangebildet haben, sind genau diesen Eintheilungen des Jahreslebens der Natur zu vergleichen und können eigentlich nur nach diesem Maße in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt werden. Wohl aber bemerken wir, wenn wir die Bildung Europas in ihrer Gesammtheit überblicken, dann und wann einen Stamm gegen die andern zurückbleiben. Manche Nation, die in frühern Jahren, wenn wir Entwickelungsperioden nach diesem kürzern Zeitmaß des bürgerlichen Lebens benennen können, in üppiger Fülle der Blüte stand, trägt später kaum Blätter als das Zeichen des neu sich erzeugenden Lebens und scheint aus der Reihe des Daseins geschieden zu sein. Gewiß ist es höchst erfreulich, wenn ein solches Volk sich urplötzlich wieder zu regen beginnt und Theil an dem großen Werke geistigen Wirkens nimmt. Einen solchen Anblick gewähren in unserer Zeit dem forschenden Literarhistoriker einige Staaten, deren Wirksamkeit in Geschichte und Literatur in frühern Zeiten von der höchsten Bedeutung war, die aber seit Jahrhunderten zurückgetreten sind und den Kampfplatz des edelsten Streites andern Nationen überlassen zu haben schienen. Italien nimmt unter ihnen einen vorzüglichen Platz ein.

Es ist hier nicht der Ort, die Ursache des Verfalls der italienischen Literatur näher zu beleuchten, was überdem so häufig und von so vielen Seiten geschehen ist, daß die Hauptsache als bekannt genug anzusehen ist. Der Frühlingshauch aber, der hier lange schlummernde Kräfte hervorgerufen hat, der allgemach ein Volk, das seit Jahrhunderten in träger Ruhe vegetirte und höchstens die Geißel einer ohnmächtigen, selten ganz verstandenen Satire schwang, von neuem zum Bewußtsein erweckt und mit Thatkraft beseelt hat, ist — das neuerwachende Gefühl der Nationalität, dieser Talisman, der unserer Zeit allüberall einen schönern Frühling zu schenken verspricht. Wer die italienische Literatur seit mehren Jahren verfolgt hat, wie sie nach und nach die Fesseln einer todten, unfruchtbaren Gelehrsamkeitskrämerei abgeworfen, sich von dem Tribut der trägen Nachahmung befreit und mit dem ihr, fast möchte man sagen, zur Gewohnheit gewordenen Schlendrian gekämpft hat, wie die Erinnerung des Volks an seine eigene Zeit und Geschichte fester geknüpft und mehr und mehr die römische Vorzeit gegen das italienische Mittelalter in dem ihr gebührenden Hintergrund gedrängt worden ist, muß erstaunen, wie viel in

einem Lande und in einer Zeit möglich gewesen, wo so zahllose Hemmnisse und Schranken mit und ohne Absicht dem neuen Geist der Nationalität entgegentreten. Es ist daher auch keineswegs zu wundern, wenn derjenige Zweig der Literatur, auf dem das Volksbewußtsein beruht, fast so viel wie gar nicht herausgebildet erscheint. Das Drama, das in seinem Wesen ganz eigentlich dem Volke gehört, indem es von ihm nur Geltung, also Berechtigung des Daseins, erhält — denn seiner Gestalt nach ist es nur auf Darstellung, also den Beifall der Zuhörer, nicht der Leser gewiesen — sollte auch jetzt nur das sein, was es bei seiner ursprünglichen Entstehung in Griechenland war, und was es in Spanien, selbst bis auf unsere Zeit, nie aufgehört hat zu sein — ein ernster Gottesdienst zur Belebung der vaterländischen Interessen und festern Begründung der bürgerlichen und Familienbande. Jeder andere Zweig der Nationalliteratur ist einseitig mehr oder weniger einem einzelnen Stande, einem gewissen Bildungsgrade, einer gewissen Geistesrichtung gewidmet; das Drama allein umfaßt in seinen Interessen die Totalität des Volks, und wie es in seiner wahren Bedeutung an mächtiger, eingreifender, umfassender Wirkung mit keiner andern Erscheinung der Literatur verglichen werden kann, so sollte es auch mehr wie jeder andere Zweig der Literatur sorgsam die ihm angewiesenen Schranken beachten, da es nur innerhalb derselben seine großartige Stellung sich sichern kann. Die Schranken sind Volksthümlichkeit im engsten Sinne des Worts. Denn nur was dem Leben des Volks, sowol im Ganzen, seiner Geschichte, als im Einzelnen, seinem innern Familienleben, entnommen ist, kann wieder auf das Volk wirken. Aus diesem Grunde ist die unsichere Stellung, die so sehr beschränkte Wirksamkeit des Theaters und seiner Literatur zu erklären, die es in der neuern Zeit auf den Geist des Volks hat. Daher ist es zu erklären, wie eine Seite des italienischen Theaters, trotz der innern Zerrissenheit des Volks und seiner völligen politischen Impotenz, doch noch so mächtig auf das Volk gewirkt hat und sich eine Stellung in der Zeit erkämpfen konnte, die ohne diesen Grund ihm gar nicht zu Theil geworden wäre.

Seit mehren Jahrhunderten besteht in den verschiedenen Hauptstädten Italiens das Volkstheater, das in Possen und Übertreibungen des Nationalcharakters eine stets neue Nahrung findet. Man mag es immerhin als ein Product der den Italienern besonders eigenthümlichen und von ihnen fast ausschließlich ausgebildeten Satire darstellen, der letzten Zuflucht eines in seinen politischen Interessen unterdrückten Volks; es bleiben diesen heitern, lebensvollen Bildern noch Elemente genug, die sie einem höhern Standpunkte vindiciren und ihnen eine unbedingte Anerkennung sichern. Selbst die Nachahmung wird in diesen kleinen Dramen Original, indem der Geist der Darstellung sie zur eigentlichen Übersetzung macht, d. h. verpflanzt. Die Typen des Charakteristischen des Pulcinella, und wie diese Vertreter der Sitten italienischer Städte heißen, um welche sich eine jede solche, auch dem Auslande entlehnte Scene dreht, die Schilderung italienischer Volksfeste und Antipathien machen sie zu eigenthümlichen italienischen Charakterbildern und hierin ist das Geheimniß ihres unverwelkenden Lebens, hier die Ursache verborgen, weshalb selbst eine feindselige, argwöhnische Regierung es nicht wagen darf und mag, ihre Existenz anzutasten. Wenn aber dieses Erzeugniß fast einzig und isolirt auf dem classischen Boden früherer Wissenschaftlichkeit und großartiger Kunstschöpfungen dasteht, wenn neben ihm jede andere Bewegung des dramatischen Geistes in der Geburt erstickt oder, kaum erblüht, verwelkt, so müssen wir wol die Ursache in dem Mangel eben dieser Ursachen suchen, welche dem Volkstheater ersprießlich waren. Das höhere Drama, gleichviel ob Lust- oder Trauerspiel, die sich überhaupt mehr in der Auffassung ihres Sujets als in der Ausführung unterscheiden, verlangt einen historischen Hintergrund in der Erinnerung des Volks sowol als in dem Geiste des Dichters, in dem es sich spiegeln und die Begebenheiten der Gegenwart reflectiren kann. Darum konnte in der Zeit, als Italiens Literatur ein so kräftiges Leben athmete, kein eigentliches Theater entstehen, denn die Erinnerungen des Volks wie der Dichter kannten entweder nur die römische Vorzeit, als die eigentliche Geschichte des Landes, oder weilten in dem Sagenkreise fremder Nationen. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, dem italienischen Mittelalter, der eigentlichen Lebenssphäre dieses Landes, historische Würdigung und Anerkennung zu verschaffen; erst in unsern Tagen war es möglich, den eigentlichen Lebenskreis eines Landes zu bestimmen, das, getheilt in seinen Intressen und ein Spielball fremder Eroberer, seit lange seinen eigenen Schwerpunkt verloren hatte. Zwar sind es nur einzelne Dichter, welche diese neue Zeit für ihr Volk heraufzuführen suchen; doch die Keime dieser neuen Zeit liegen schon der Entwickelung gewärtig und jene gehorchen nur dem allgemeinen Ruf, der frühlingsartig durch unsere Zeit ergangen. Sie bieten nur die Blüten, welche man von ihnen erwartet.

Es ist höchst interessant zu sehen, wie sich, schon seit einer gewissen Zeit, Italien mehr und mehr seiner eigenen Geschichte zugewendet hat, und wie der französisch-antike Geist noch immer hartnäckig gegen den freien dramatischen Sinn kämpft, der von Deutschland und England aus sich in der neuern Zeit namentlich in Frankreich Bahn gebrochen hat.

Alfieri kann als der letzte Dramatiker der Italiener angesehen werden, welcher der sogenannten classischen Schule ausschließlich anhing; doch war er auch zugleich der erste, welcher Italiens Nationalität als einen Haupthebel seiner dramatischen Effecte verwandte, wenn auch diese sich bei ihm nur noch in den steifen Fesseln einzelner Individualitäten aussprach. Seine Charaktere, wie verschiedenen Völkern und Zeiten sie auch angehören, sind blos Träger seiner eigenen Ideen und Gefühle, und die Scenen, in denen sie diese entwickeln, sollen gleiche Empfindungen in den Herzen seiner Landsleute erzeugen, sie zu gleichen erhabenen Ideen erheben. Er ist fast der Vater der neuern Zeit Italiens zu nennen. Seine Dramen sind keine Gemälde, das wechselvolle, proteusartige Leben der Wirklichkeit reflectirt sich in ihnen keineswegs, er gleicht dem Bildhauer, der zur Darstellung einer Idee in den wenigen seiner Hauptstatue hinzugefügten Beiwerken die nöthigen Hülfsmittel für die Phantasie des Beschauenden angibt. Bewegungslos, doch in sich selbst vollendet, stehen seine Statuen vor den Augen des Lesers oder Hörers, und man kann leicht in allen seinen verschiedenen Werken dieselbe Idee, dieselbe Ausführung, nur in verschiedenem Lichte, aus verschiedenen Gesichtspunkten entdecken. Freiheit und männliche, unerschütterte Kraft sind die stets wiederkehrenden Gedanken, der Kampf der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker ist sein immer neues Thema, das er seinen Zuhörern und Zuschauern vor Augen stellte und sie so auf den Jammer der Zeit aufmerksam machte, der in dem rastlosen Jagen nach kleinlichen, entnervenden Lebensgenüssen seinen Landsleuten entrückt war.

Monti und Foscolo, welche nach Alfieri die Bühne mit ihren Werken bereicherten, können nur als seine Nachahmer und Schüler gelten, die dem Meister keineswegs gleichkamen. Unterdessen hatte die französische Revolution die Vergangenheit auch in Italien zertrümmert, durch Napoleon's Kriegszüge wurde die Welt aufgerüttelt aus ihrem Jahrhunderte langen Schlummer, die Schranken der Völker sanken nieder, eine neue geistige Völkerwanderung entstand und machte die Ideen, welche bisher einzelnen Nationen eigenthümlich gewesen waren, zum Gesammteigenthum der Welt. Die dichterischen Schätze Englands und Spaniens, des fernen Indiens, die nordischen Heldensagen und Deutschlands alte Minnesänger traten jetzt an die Stelle, die bisher Homer und Dante allein eingenommen hatten, Goethe und Schiller, Byron und Walter Scott, Lamartine und Victor Hugo wurden bewundert und kennen gelernt und Italien blieb nicht der Versuchung fern, sich auf dieser neuen Bahn des Geistes zu versuchen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 330. —— 26. November 1841.

Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preußen.

(Fortsetzung aus Nr. 329.)

Es gibt zweierlei Arten, wie Länder unter die Regierung eines gemeinsamen Oberhaupts kommen, je nachdem sie Theile eines Gesammtstaats oder besondere Staaten ausmachen, welche ihre eigenen Verfassungen, Rechte und Landeseigenthümlichkeiten behaupten, sodaß selbst der gemeinsame Regent in jedem derselben eine sehr unterschiedliche Person vorstellt. In der letztern Art verhielt es sich bis zu Ende des 17. Jahrhunderts unleugbar mit dem Herzogthume Preußen, dessen innerer Rechtszustand durch die Selbstaufsetzung der Königskrone in Nichts verändert werden konnte. In demselben Verhältnisse befand sich Sachsen und Frankreich, und befindet sich noch Schweden, Dänemark und Östreich. Wo ganz verschiedene Nationalität ohnehin der Verschmelzung der durch einen gemeinschaftlichen Regenten verbundenen Unterthanen zu einer lebendigen Einheit im Wege steht, oder sonst unantastbare Bedingungen der Scheidung bestehen, muß es dabei sein Bewenden haben. Immer aber ist eine unausbleibliche Folge der Scheidung die Unterscheidung der Interessen und Maximen, bei welcher eine allgemeine Vaterlandsliebe nicht aufkommen und ein Gemeinwohl nicht bestehen und mit aller Macht befördert werden kann. Anstatt der Grundregel aller lautern Politik: Einige, um in Liebe zu regieren! muß sich die alte Regel des Machiavellismus behaupten: Theile, um zu herrschen! Es ist eines der köstlichsten Güter, was Frankreich aus seiner Revolution gerettet hat, daß die Unterschiede seiner Provinzen aufgehört haben; es ist ein aberwitziges Unternehmen des großen Agitators, die Vereinigung Großbritanniens mit Irland sprengen zu wollen, weil er verzweifelt, auf andere Weise seinen Stammgenossen den Genuß des vollen Bürgerthums zu verschaffen; es ist Spanien an dem Widerstande der Navarresen und Biscajer verblutet, ihre Vorzüge und Freiheiten auf dem Altare des Vaterlandes dem dringenden Bedürfnisse einer gemeinsamen Organisation und Regierung des ganzen Landes zum Opfer zu bringen. Ohne Zweifel hat eine gewaltsame Nichtbeachtung der verbrieften Vorrechte in deren Rechtsbestande nirgend etwas verändern können; aber Preußens Stände haben ermessen, daß Jenes nicht in selbstsüchtiger Absicht, sondern im unvermeidlichen Drange des Bedürfnisses der Wohlfahrt der ganzen Monarchie geschehen ist; daß bei gleicher Nationalität es ihrem eigenen, wie dem Heile aller Landestheile widerstehen würde, die besondere Verfassung des Herzogthums Preußen zu behaupten, anstatt als ein Bestandtheil des Königreichs Preußen mit der Gesammtheit in der innigsten und ungetrübtesten Einigung zu stehen. Darum haben sie Alles bei Seite liegen lassen, was als eine provinzielle Besonderheit eine Absonderung im Schooße hat, ihren Antrag vielmehr auf das allgemeine Wohl, den gemeinsamen Rechtsstand aller Unterthanen der Krone Preußen gerichtet, indem sie die Aufrechthaltung und Vollendung der verfassungsmäßigen Vertretung des Landes nach der Verheißung vom 22. Mai 1815 bevorworteten.

Allerdings liegt hierin das Bekenntniß, daß die eingeführten Kreis- und Landtage noch nichts Vollendetes sind, sondern es dazu noch einer Landesverfassung und einer Vertretung des gemeinsamen Vaterlandes bedürfe; aber es liegt hierin auch nicht entfernt das Verlangen a) einer Volksautorität, einer Beschränkung oder Theilung der königlichen Landeshoheit durch dieselbe, oder irgendwie einer Volkssouverainetät, nicht einmal eine Andeutung, daß ein Theil der Landesrepräsentation nicht aus angesessenen Begüterten um ihres Besitzthums willen bestehen dürfe. Ob der Besitz allein und für sich schon einen zulänglichen Grund abgebe, ein Wort in den Landesangelegenheiten mitzureden, oder ob und welche andere Erfordernisse noch hinzukommen müssen, um eine solche Stellung in der Öffentlichkeit zu gewähren, mag dahingestellt sein. Unverkennbar ist indessen, daß, wenn die Geburt den Landesherrn zum Repräsentanten des Staats bestimmt, es auch keinen Widerspruch enthalten kann, die Mitrepräsentation des Landes von dem erblichen Eigenthume eines Theils des Staatsgebietes abhängig zu machen und solchergestalt der Vorsehung deren Berufung anheimzugeben, dafern nur die übrigen Interessen der Unterthanen ebenfalls gehörig vertreten werden und keine Einseitigkeit verursacht wird. Eine Frage hierüber, als b) überhaupt jede Andeutung über die Einrichtung der Landesvertretung, wie über den Inhalt der Landesverfassung, nicht minder über die Art und Weise ihrer Zustandebringung ist klüglich vermieden worden. Ohne Zweifel

haben die allermeisten Provinzen ihr historisches Recht, wie Preußen sich eines solchen erfreut; ohne Zweifel muß auf alle diese Gerechtsame im rechtlichen Gange gebührende Rücksicht genommen und es müssen solche in Harmonie gebracht werden; denn die gewaltsame Vernichtung eines öffentlichen Rechtszustandes ist ein revolutionnaires Treiben, gleichviel von wem es ausgeht. Aber alles dieses muß sich von selbst finden, sobald nur die Nothwendigkeit und Heilsamkeit der Sache selbst erkannt und deren Zustandebringung redlich gewollt wird.

Eben diese Erkenntniß aber bringt sich auch ganz von selbst aus dem soeben Gesagten auf, indem eine das Recht, dessen historische Gestaltung und die Heiligkeit der Verträge oder Versicherungen ehrende und die Nemesis nicht verachtende Regierung Bedenken tragen muß, ein revolutionnaires Beispiel zu geben und, sei es ausdrücklich oder stillschweigend, sich an der rechtlichen Landesverfassung aller Landestheile eigenmächtig zu vergreifen, es hingegen ganz in ihrem Berufe und ihrer Befugniß liegt, Allen das Ansinnen zu stellen, diese besondern Bestimmungen unter ihre Leitung und Obhut in diejenige Vereinigung und Eintracht zu bringen, welche des Landes Gesammtwohl erheischt, dessen Förderung die Pflicht Aller ist, also die Verfassung und Vertretung aller einzelnen Landestheile einer allgemeinen Landesverfassung und Landesvertretung unterzuordnen.

Es muß ebenso in die Augen springen, daß die sämmtlichen Provinziallandschaften niemals diese Reichsstände ersetzen können, sondern einzelne Gliedmaßen ohne organische Verbindung ausmachen. Abgesehen von der in den Regierungsgeschäften so sehr wichtigen Zeitverschwendung und der zwar minder wichtigen, doch nicht unerheblichen Kostenvermehrung, welche die unnöthige Vervielfältigung der Arbeiten durch die einzelne Berathung derselben Gegenstände in allen Provinzen verursacht; abgesehen ferner von dem gar nicht unerheblichen Ansehen, welches die Stellung der Ministerien gegenüber von Reichs- oder Provinzialständen behauptet, liegt klar am Tage, daß, wie eine Summe von Einheiten etwas ganz Anderes ist als eine Gesammtheit, ebenso auch aus der Zusammenstellung der Abstimmungen der sämmtlichen Provinziallandtage niemals eine Abstimmung des gesammten Landes entnommen werden kann, weil jene immer nur die Einzelheiten der Interessen und Meinungen in jeder Provinz verlautbaren, aber darin nichts von einer Durchdringung und organischen Vereinbarung derselben, nichts von dem Sinne einer Vertretung der Allgemeinheit offenbar werden kann, nichts von dem Aufgehen und Aufgeben des Besondern im Gemeinschaftlichen. Daß dieses nicht durch die ministerielle Zusammenstellung und Begutachtung zu ersetzen sei, bedarf sicher keiner Ausführung.

Erscheint ein Reichstag hiernach schon aus dem Standpunkte des historischen Rechts als ein unabweisliches Bedürfniß, wie vielmehr aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Staatsrechts.

Der Staat ist eine organische Körperschaft, woraus von selbst folgt, daß die Staatsangelegenheiten niemals vom ganzen Körper, von der Gesammtheit des Volkes, sondern immer von den dazu geschaffenen Organen in Stellvertretung der Gesammtheit betrieben werden dürfen und müssen. Der Inbegriff dieser Organe macht die Staatsregierung aus, an deren Spitze der Regent steht, als das Oberhaupt des ganzen Staats. Ein Regent aber darf kein Despot sein; er soll regieren, aber nicht herrschen; es soll ihm die ganze Staatshoheit zustehen, aber diese ist kein Eigenthum, über welches er beliebig schalten und walten mag, sondern ein anvertrautes Gut, dessen treuliche Verwaltung ihm obliegt. Das eben bedingt den Unterschied zwischen dem Despoten und dem Monarchen, daß jener nach Willkür herrscht, dieser nach dem Gesetze und Rechte regiert, daß jener über Sklaven gebietet, dieser Unterthanen befiehlt. Weil der Souverain die höchste Macht im Staate ist und sein muß, daraus folgt noch keine Unumschränktheit, keine Befugniß, den eigenen Willen zum unbedingt verbindenden Gebote zu machen. Eine ganz sonderbare Begriffsverwechselung hat die höchste Macht mit der Maßlosigkeit derselben verwechselt. Diese Begriffsverwirrung haben wir oben bei den Händeln über den wehlauschen Vertrag gefunden, aber auch das offene Anerkenntniß des großen Fürsten, daß seine Souverainetät sich vollkommen vertrage mit den wohlbegründeten Rechten der Landstände und eines jeden Unterthanen, und nur mit Achtung dieser auszuüben sei. Darauf nun beruht die Verfassung eines Landes, daß festgestellt sei, woran das Gebot des Regenten erkennbar und wie es folglich zu offenbaren sei, damit es von den sonstigen Willensäußerungen der Privatperson desselben zu unterscheiden ist, welche mit dem Regenten nur einen Menschen ausmacht. Daß mithin jeder Staat, in welchem nicht der Despotismus herrscht und den Begriff des Staats aufhebt, nothwendig eine Verfassung haben müsse, liegt klar am Tage, gleichviel ob sie niedergeschrieben ist, oder in der Observanz beruht und durch stillschweigende Anerkennung gilt. Unschwer jedoch ist zu begreifen, daß, wie überhaupt die schriftliche Abfassung des geltenden Rechts der mündlichen Überlieferung vorzuziehen ist, dies um so mehr auf das öffentliche Recht, als dem wichtigsten Theile, Anwendung finden müsse, damit nicht nur stets feststehe, was das Gesetz anordnet, sondern auch, wie es sich ausspricht. „Der geschriebene Buchstabe bleibt", sagt das Sprüchwort, und macht einer Menge von Ungewißheiten und Streitigkeiten über Das, was Rechtens sei, ein Ende. Schon darum, weil diese Rechtsgewißheit eine Grundlage des öffentlichen Wohles ist, gehört also auch die Bewerkstelligung der schriftlichen Abfassung der Landesverfassung zu den Obliegenheiten einer ihren Beruf verstehenden und nachlebenden Regierung.

(Der Beschluß folgt.)

Die neueste dramatische Literatur Italiens.

(Beschluß aus Nr. 329.)

Manzoni ist der Erste, welcher sich mit Enthusiasmus dem Reiz der neuen Zeit hingab und seine Kräfte versuchte. In seinen beiden Dramen „Adelchi" und „Carmagnola" huldigte er der sogenannten romantischen Schule, indem er zwei lebensvolle

Gemälde der vergangenen Zeiten aufstellte, die der mannichfachsten Anspielungen auf seine Gegenwart nicht entbehrten. Das erstere behandelt den Sturz des longobardischen Reichs durch Karl den Großen, das zweite entlehnt seinen Stoff der venetianischen Geschichte. Beide sind dem italienischen Publicum durch die Darstellung bekannt gemacht worden, und wenn sie den Beifall nicht gefunden haben, den sie verlangen konnten, so glauben wir nicht, daß daraus der Schluß gezogen werden müsse, den mehre, namentlich englische Kritiker gezogen haben, daß Italien dem Romantismus, als seiner innersten Natur widerstrebend, fortdauernd feindlich gegenüberstehen werde. Wir finden nur darin den Beweis, daß das italienische Publicum das Theater des höhern Trauerspiels wie das der Oper als Gesellschaftssaal benutzt und der Darstellung nur zeitweilige Aufmerksamkeit leiht. Auch darf man nicht vergessen, daß in diesen ersten Versuchen Manzoni's sich Mängel vorfinden, die den Totaleindruck des Ganzen wesentlich Eintrag thun. Trotz der mannichfachen und oft interessanten Episoden sind doch beide Dramen ohne Handlung und also ohne das aufregende Interesse, das unsere Aufmerksamkeit bis zu Ende in steigender Spannung erhält. Dazu kommt, daß die Charakterzeichnung selbst der Hauptpersonen nicht lebenskräftig und warm ist, die kleinen legendenartigen Züge, mit denen Shakspeare gewöhnlich seine Helden ausstattet und zu individuellem Leben weckt, fehlen hier, und wenn nun noch erwähnt werden muß, daß es dem Dichter gefallen hat, den Chor der Alten einzuführen, so ist wol mehr als hinreichend der Grund des Misfallens beider in anderer Beziehung so werthvollen Dramen erklärt. Übrigens ist Manzoni's Talent vorherrschend ein lyrisches und so sind ihm die Theile seiner Schöpfung, wo der lyrische Dichter sich besonders zeigen konnte, wohl gelungen. So die verschiedenen Chöre, der fünfte Act von „Carmagnola", in welchem der edle Condottiere von Weib und Kind und seinem Waffenbruder Abschied nimmt, nach dem Licht der Sonne sich sehnt und dem weiten Feld, seinem Kriegsroß und dem lärmenden Getümmel des Lagers; in „Adelchi" Ermengarda's, der verstoßenen Gemahlin Karl's, wahnsinniger Schmerz; die Monologe Carmagnola's und seines Freundes Marco und andere Scenen. Interessant ist es hierbei zu sehen, wie das Studium der deutschen Literatur, namentlich wol Schiller's, Manzoni besonders begeistert haben mochte. Die Form seiner Strophe, der Fall seiner Verse dünkt uns fast deutschen Mustern nachgebildet. Namentlich ist es der Chor im dritten Act von „Adelchi", der in seiner Form eine eigenthümliche Ähnlichkeit entfaltet. Karl der Große ist mit seinem Heere auf wunderbare Weise und unbekannten Wegen über die Alpen geführt worden; der panische Schrecken des Heeres der Lombarden und der feige Verrath mehrer angesehener Vasallen beschleunigen den Sturz der Dynastie Alboin's; die beiden Könige Desiderius und Adelchis verbergen sich mit dem Rest ihrer Getreuen hinter den Wällen von Pavia und Verona. Plötzlich erhebt sich die Urbevölkerung des Landes, von den hereingedrungenen Fremdlingen seit zwei Jahrhunderten in Sklaverei herabgedrückt, und glaubt den Augenblick ihrer Befreiung herbeigekommen. Doch der Chor, die Stimme des Dichters, weissagt den Unglücklichen, daß sie nun zwei Herren statt des Einen erhalten werden. Er beginnt folgendermaßen:

> Dagli atri muscosi, dai fori cadenti,
> Dai boschi, dall' arse fucine stridenti,
> Dai solchi bagnati di servo sudor;
> Un volgo disperso repenti si desta,
> Intende l'orecchio, solleva la testa
> Percosso da novo crescente romor ec.

Wir gestehen, daß wir ein solches Metrum vor Manzoni noch bei keinem italienischen Dichter getroffen haben. Zu bedauern ist es, daß Manzoni sich durch den geringen Erfolg seiner Dichtungen abschrecken ließ, auf der ruhmvoll betretenen Bahn fortzugehen. Er würde gewiß eine neue Zeit für das italienische Theater herbeigeführt haben, obgleich er immer noch als der Schöpfer der neuern Tragödie gelten kann. Denn Diejenigen, welche seinen Fußstapfen mit Selbständigkeit folgten und sich den monströsen Verirrungen der französischen Romantiker fern hielten, thaten zwar gewissermaßen einen Schritt zurück, indem sie zwischen Alfieri und Manzoni schwankten, sie bahnten aber spätern Dichtern den Weg zu einer reinern Auffassung ihrer Aufgabe.

Unter ihnen nimmt unstreitig Silvio Pellico den ersten Platz ein. Sein Name und diejenige seiner Schöpfungen, welche noch immer von den Italienern als sein Meisterwerk betrachtet wird, „Francesca da Rimini", sind zu bekannt, als daß wir hier uns bei deren Würdigung länger aufhalten dürften. Seinen Schauspielen, sämmtlich der italienischen Geschichte entnommen, ist besonders ein Vorwurf zu machen, Mangel des individuellen Lebens. Daß seine Verhaftung und sein zehnjähriger Aufenthalt auf der Festung Spielberg die größte Schuld trägt, ist wol nicht zu leugnen. Wäre er in ungestörtem Besitz seiner Freiheit geblieben, so würden gewiß alle die Keime eines gewaltigen Geistes, welche „Francesca da Rimini" andeutet, zur schönen Blüte gekommen sein. Jetzt tragen alle seine Dramen, die er während seiner Haft und nach seiner Befreiung entworfen und ausgeführt hat, die Spuren eines gebrochenen Geistes und den Kampf des Dichters mit einem Stoff, dem er vergeblich dramatisches Leben einzuhauchen bemüht ist. So ist z. B. „Gismonda da Mendrisio" dem Kampf der lombardischen Städte gegen Friedrich I. entlehnt. Wol stellt die Heldin, welche der Dichtung den Namen gibt, trefflich den Charakter einer hochgesinnten Frau dar, welche von verschmähter Liebe und rachedürstender Eifersucht gleich heftig ergriffen ist, aber Mailands Kampf gegen Kaiser Friedrich tritt zu sehr in den Hintergrund, um anders als störend in die Haupthandlung einzugreifen. In zwei andern Dramen: „Leoniero da Dortona" und „Iginia d'Asti", sehen wir dieses Streben, die politische Geschichte jener Zeit lebensvoll in die Handlung eintreten zu lassen, ebenso erfolglos wiederholt. In der neuesten Zeit hat sich Pellico an einigen der heiligen Schrift entlehnten Stoffen versucht: „Ester d'Engaddi" und „Erodiade". Das letztere Drama scheint wesentliche Ähnlichkeit mit Alfieri's „Saul" zu haben. Beide sind übrigens mit derselben Überspannung des Gefühls und demselben Enthusiasmus geschrieben, die einen so seltsamen Contrast gegen die Sanftmuth oder fast Schwäche des Charakters bilden, den der Dichter in seinen „Prigioni" zu erkennen gegeben hat. Endlich müssen wir noch zwei neue Dramen erwähnen, die in der jüngsten Zeit der Feder des Dichters entflossen sind: „Tommaso Moro", das Märtyrerthum des bekannten Kanzlers König Heinrich's VIII. von England darstellend, eine Vertheidigung der römisch-katholischen Kirche ohne genügende Kenntniß der Sitten und Lebensart und der Geschichte Englands in jener Zeit, und „Il Colombo", das, wie wir hören, auf dem Theater zu Turin mit Beifall aufgeführt worden sein soll.

Schon vor Pellico hatte Niccolini in der hergebrachten classischen Form das Theater mit mehren neuen Trauerspielen versehen, z. B. „Polissena", „Medea", „Edipo", „Ino e Temisto" u. s. w. Aufsehen erregte er zuerst durch ein satirisches Drama „Nabucco", das nach dem Sturze Napoleon's alle fürstlichen Theilnehmer an jener denkwürdigen Begebenheit in der Geschichte Nebukadnezar's darstellte. Aufgeregt später durch Manzoni's und Silvio Pellico's Beispiel, gab er auch sich den Foderungen der neuen Zeit hin und trat in dieser zweiten Periode seines dramatischen Wirkens mit einem Werke auf, das er durch keines seiner nachfolgenden Dramen erreicht hat. „Antonio Foscarini", die bekannte auch von Byron zu einem Drama benutzte Anekdote aus der Geschichte Venedigs, gibt ein interessantes, wenn auch übertriebenes Bild jener finstern Zeiten des Mittelalters und namentlich ist es Loredano, dem Niccolini einen furchtbaren Reiz zu geben wußte und der sich in gigantischer Größe über die übrigen Personen des Dramas erhebt. Einige Jahre später erschien „Giovanni da Procida", vor einigen Jahren „Rosmonda d'Inghilterra", und die Freunde

des Dichters verkünden jetzt das nahe Erscheinen eines jüngsten Trauerspiels: „Gregorio VII", das, nach ihrem Urtheil, alle frühern Werke Niccolini's verdunkeln soll. Wir müssen dies freilich erst erwarten, doch bis jetzt steht der Dichter, ebenso wie Pellico, noch zu sehr schwankend zwischen seinen Führern, er weiß nicht, ob er sich Alfieri oder Manzoni in die Arme werfen soll, und in dem Streben, zwischen beiden Heroen der neuern italienischen Poesie die richtige Mitte zu halten, geht das eigentliche Drama verloren. Nur zu häufig werden Scenen gefunden, die der Dichter nur herbeigeführt hat, um eine glänzende Tirade anzubringen, und wenn man auch in einigen den Funken des Genies nicht verkennen kann, so zeigen doch andere nur das rednerische Talent und werfen einen nachtheiligen Schatten auf die glänzendern Partien des Gemäldes. Übrigens dürfen wir nicht vergessen, daß in dem Gemälde der sicilischen Vesper Niccolini einige treffliche Scenen gegeben hat, um jenen wilden, rachsüchtigen Charakter der Italiener zu zeigen, der, wie machtlos sie im Ganzen als Volk sein mögen, doch den Einzelnen stets zu einem gefährlichen Gegner macht und noch jetzt in Calabrien, Sicilien und Corsica den vorherrschenden Volkscharakter bildet. Von „Rosmonda", die bekannte Anekdote aus Heinrich's II. von England Leben, wollen wir lieber schweigen, da wir nichts zu ihrem Lobe sagen können. Sie scheint uns wirklich ganz verfehlt.

Seit diesen drei Dramatikern und mit ihnen leben noch mehre theils jüngere, theils ältere Dichter, die denselben Weg betreten haben. Unter ihnen, wenn wir sie gehörig würdigen wollen, müssen wir die sklavischen Nachtreter von den freier sich bewegenden Jüngern der Kunst unterscheiden. Doch ist es nicht vielleicht die Sprache der italienischen Poesie, welche einen großen Antheil an diesen rhetorischen Auswüchsen hat, die wir soeben, namentlich bei Niccolini, rügten? Der poetische Schriftsteller Italiens ist genöthigt, nichts bei seinem wahren Namen zu nennen, sondern durch Umschreibung zu bezeichnen, was der italienischen Poesie schon an sich einen so pretiösen Anklang gibt, der jedes natürliche, warme Gefühl von ihr zu bannen scheint. Wir glauben fast, daß zum großen Theil die unförmlichen, von Schwulst und Unnatur aufgeblasenen Werke einiger der neuesten Dramatiker, die noch obenein, von dem Reiz der französischen neuen Romantik überwältigt, diese mit allen ihren Greueln nachzuahmen strebten, in der Anhänglichkeit an den Vers ihre theilweise Entschuldigung finden.

Unter diesen Nachfolgern Niccolini's und Anhängern der alten poetischen Sprache nennen wir Carlo Marenco da Ceva, dessen „Buondelmonte" und „Corso Donati" mehre Jahre ihren Platz in dem Repertorium italienischer Theater behaupteten, mit noch größem Beifall sollen vor kurzem zwei andere Trauerspiele desselben Verfassers: „Berengario Augusto" und „Cecilia di Baone", von dem Publicum aufgenommen worden sein. Wir kennen die übrigen Dichtungen nicht, doch wenn wir sie nach dem „Berengario" beurtheilen müssen, so leiden sie an eben dem Fehler, den wir bisher rügten, Schwäche der Charakteristik und rhetorische Überladung ohne Handlung. Berengar, dieser kräftige, kühne Häuptling, der so lange Zeit mit Erfolg gegen die vereinte Streitmacht des deutschen Reichs ankämpfte und endlich nur der Ermattung seiner Zeit fiel, ist hier in diesem Drama ein schwacher, unentschlossener Mann, der von edelmüthigen und süßen Redensarten überfließt und endlich den ihn stets umgebenden Verräthern zur Beute fällt, ohne daß eine kräftige That ihn dazu würdig gemacht hätte.

Ein anderer Dichter, Signor Briano in Turin, hat den Kanzler Friedrich's II, Pier delle Vigne, zum Stoff einer Tragödie genommen, doch mit ebenso wenig Erfolg. Gleiches Urtheil verdient ein vor kurzem in Genua aufgeführtes Trauerspiel „La famiglia Lercari", dessen Stoff der Geschichte Genuas entnommen ist. Die Geschichte und die nothwendigsten Regeln, welche eine Dichtung zum Drama machen, sind auf gleich auffallende Weise vernachlässigt. Es scheint, als wenn das Mislingen der Bestrebungen ihrer Zeitgenossen auch andere Dichter Italiens auf den Gedanken gebracht hätte, daß einigen Antheil daran wol die geschraubte, aller Wahrheit des Gefühls entbehrende Sprache haben könne. Eine bedeutende Anzahl der jüngern Dramatiker bedient sich daher der Prosa zu ihren Dichtungen, und wirklich scheint dieser Umstand nicht wenig zur leichtern Bewegung ihrer Personen beigetragen zu haben. Doch möchte natürlich dieses äußere Mittel wenig zur Erhebung des italienischen Dramas beigetragen haben, wenn die Dichter nicht in sich selbst das höhere Talent getragen hätten, das ihren Werken das Siegel der Vollendung aufdrückte. So haben wir namentlich mit großem Interesse das Drama „Lorenzino dei Medici" von Joseph Rovere gelesen, das ein höchst charakteristisches Bild des thätigen, rücksichtslosen, lasterhaften Lebens Italiens im 16. Jahrhundert von den untersten Classen der Gesellschaft bis zu den höchsten Hofcirkeln enthält. Nicht weniger interessant ist A. Ghiglioni's „Duca Alessandro dei Medici", das fast gleichzeitig mit dem nur erwähnten erschien, wenn es ihm auch in geistreicher Auffassung und kunstvoller Darstellung nicht ganz gleichkommt. Felice Turotti's „Il Conte Anguissola", oder der Tod des Sohnes Papst Paul's III., Pier Luigi Farnese, dessen verbrecherische, schändliche Laufbahn durch eine Verschwörung des Adels von Piacenza unter der Leitung des Grafen Anguissola, ein Ende nahm; desselben Verf. „Beatrice Tenda", und endlich namentlich Giacinto Battaglia's „Luisa Strozzi", geben einen deutlichen Beweis, wie allgemach auch für Italien eine neue Zeit heranbricht, die trotz der politischen und religiösen Schranken, die ihrem freiern Aufsluge hemmend entgegentreten, immer kräftiger wird. Stellt doch Italien das seltene Bild in unserer Zeit auf, daß mit geringen Ausnahmen italienische Stoffe ausschließlich seine Dichter begeistern, ist doch die Geschichte das Lieblingsstudium der bevorzugten Geister dieses Landes und dringt unter dem Schutz einer väterlichen Regierung Erziehung und Unterricht immer tiefer ein in die untern Classen des Volks. Mit Freuden daher begrüßen wir das sich neu regende Leben, das von neuem die Ansicht bestätigt, daß in dem Reiche des Geistes keine Rückschritte, nur Fortschritte möglich seien. 133.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 331. —— 27. November 1841.

Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preußen.

(Beschluß aus Nr. 330.)

Man meine nicht, daß hiermit das Ziel erreicht sei. Wie viele geschriebene Verfassungen sind untergegangen! Auch Preußen hat unanfechtbare Urkunden über die seinige, andere Provinzen desgleichen, und welche Kraft ist ihnen geblieben? Die wichtigsten Ursachen der Vergänglichkeit der Landesverfassungen aber sind überall A) das Kleben am Worte oder der Mangel angemessener Anordnungen zur zeitgemäßen Reformation. Jede Verfassungsurkunde ist Menschenwerk und als solches dem Nagen des Zahnes der Zeit ausgesetzt, dafern sie nicht in sich selbst einen Organismus bildet, durch dessen Thätigkeit sie immer wieder erneuert und verjüngt wird, sodaß sie mit dem Leben des Staats sich selbst fortbildet und mit ihm steht und fällt. Viele Verfassungen sind blos durch Altersschwäche abgestorben. B) Wenn eine Verfassung von Hause aus den Keim der Zwietracht und in ihr der Zerstörung in sich trägt, muß sie ob ihrer eigenen Schuld zu Grabe getragen werden, es sei denn, daß ihr bei Zeiten zu Hülfe gekommen und dem Gebrechen abgeholfen werde. Ein solcher Zwiespalt ist stets vorhanden, wo das Volk in gesonderte Stände mit absonderlichen Rechten im Staatsleben getheilt ist, wodurch dieselben einander misgünstig, lauernd und feindlich gegenübergestellt werden; oder auch wenn Regierung und Volk oder einzelne Theile desselben in dies Verhältniß gebracht sind, besonders wenn der Regierung wesentliche Bedingungen zur Erfüllung ihres Berufs und zur kräftigen Bewegung in demselben vorenthalten sind. Diese Erfahrung hat Polen, Dänemark und Schweden gemacht, und England ist im vollen Laufe, sie zu machen, wenn die Tories nicht in ihrer Mehrheit bald klüger werden. Es verdienen die Fürsten nicht immer Tadel, welche sich über die Verfassung hinweggesetzt haben; es ist dies häufig von den besten unter ihnen geschehen. Denn wenn eine Verfassung einen Fürsten in die unausweisliche Wahl zwischen der Befolgung des papierenen Buchstabens oder der Beachtung der im Leben sich herausstellenden Nothwendigkeit der Nichtgefährdung des Staats mittels dessen Übertretung stellt, kann und darf er nur letzteres wollen. Endlich C) kann keine Pflanze gedeihen, wenn der Boden nicht gehörig für sie vorbereitet worden ist, und keine Verfassung, wenn nicht die Mittel zu ihrer Ausrichtung dazu vorhanden und sowol die Glieder der Regierung, als das Volk in allen Ständen dazu ausgebildet ist. Vorzüglich muß Loyalität den Nationalcharakter und die Maximen der Regierung erst ganz durchdrungen haben, damit jede Verletzung der Verfassung nicht blos als ein strafwürdiges Verbrechen, sondern als ein abscheuliches Unternehmen in der öffentlichen Meinung gelte. Wie kein Volk seine Verfassung bewahren wird, das nicht erfüllt ist von dem von den Franzosen in den Julitagen bewährten Sinne, so verdankt England seinen innern Frieden seit anderthalb Jahrhunderten dem ehrwürdigen Geiste in der königlichen Familie, die Constitution heilig zu halten und nichts dawider zu unternehmen. Darum ist denn auch auf die plötzliche Einführung einer fertigen Verfassung weit weniger zu halten, als auf ihr allmäliges Aufleben im ruhigen Fortgange der Staatsverwaltung. Nur muß es klar vorliegen, daß diese Aufgabe vor Augen stehe und unverrückt verfolgt werde, dergestalt, daß ein Erfoderniß dazu nach dem andern zur Wirklichkeit gedeiht, jeder Rückschritt aber sorglich vermieden wird.

Wie nun das Bedürfniß einer Bestimmung der Form der Regierungshandlungen schon eine Verfassung unerlaßlich macht, noch dringender ist diese Nothwendigkeit in materiellem Betrachte. Mit nichten folgt hieraus, daß die Regierung in ihren Erwägungen, Beschlüssen, Anordnungen und Vollziehungen irgendwie abhängig gemacht werden müsse, womit sie aufhören würde, eine Regierung zu sein, d. h. die höchste Macht zur Erhaltung und Beförderung des Gemeinwohls. Wol aber folgt daraus, daß, weil die Regenten und ihre Diener nicht aufhören, Menschen zu sein, die möglichste Sicherstellung getroffen werden müsse, daß sie in ihren Regierungshandlungen nicht durch die Menschlichkeiten der Privatpersonen von ihrem Berufe abgezogen werden oder demselben zuwider streben. Außerdem würden die Unterthanen in ihrer Beziehung zum Staatsleben nur Sklaven sein, willenlose Werkzeuge der Regierungsabsichten, zweibeiniges und ungefiedertes Inventarienvieh des Landes, was kein Mensch, kein Gotteskind sein darf. Ihr Gehorsam und ihre Verpflichtung dazu ist daher nicht umbegrenzt, sondern begrenzt dadurch, daß a) sie dadurch nie in ihren unbedingt

unveräußerlichen Rechten und unverbrüchlichen Pflichten beeinträchtigt, absonderlich nie zu irgend etwas Unmoralischem, es sei begehungs- oder unterlassungsweise, angehalten, nie mit den unumstößlichen Geboten der Vernunft in Widerspruch gesetzt und zu unvernünftigen Geschöpfen herabgewürdigt werden; daß b) in Ansehung ihrer bedingt veräußerlichen Rechte und damit verbundenen Pflichten deren Hintansetzung ihnen nur beim Vorhandensein der Bedingung angemuthet werde, ohne welche jene den unbedingt unveräußerlichen Rechten und den entsprechenden Pflichten durchaus gleich stehen; endlich daß c) in allen übrigen Stücken, in Betreff derer die Unterthanen zu unbedingtem Gehorsame verbunden sind, die eigene Freiheit und Willkür dadurch nicht weiter aufgehoben werde, als es der Zweck des Staats eben mit sich bringt; denn alle Rechte des Regenten gründen und beziehen sich auf seine obhabenden Pflichten; weiter, als es sein Beruf mit sich bringt, steht ihm kein Recht des Befehls zu; und dem Rechte, zu befehlen, entspricht die Pflicht, zu gehorchen. Kein einzelner Unterthan kann befugt sein, darüber zu rechten, weil alle Einzelne in Staatsangelegenheiten ihr Urtheil und ihren Willen der Regierung unterordnen müssen; aber der Gesammtheit des Volks ist durch die Verfassung selbst dafür Sicherheit nach Möglichkeit zu verschaffen, daß weder alle Einzelne, noch irgend ein Einzelner jemals aus einem Staatsbürger zum Sklaven gemacht werden könne.

Diese Sicherheit nun nach den Umständen mit möglichster Zuverlässigkeit zu verschaffen, ist die wesentliche Aufgabe der Staatsverfassung; denn es genügt keineswegs, deshalb auf die Verantwortlichkeit der Fürsten vor Gott und ihrem Gewissen zu verweisen. „Der Kaiser ist weit und der Himmel hoch", sagt man in Rußland. Statt des Kaisers kann man hier das Gewissen setzen; wenigstens wird nicht bestritten werden, daß es relativ sei. Es handelt sich inzwischen hier gar nicht um das Gewissen der Fürsten, sondern um das Gewissen der Völker, welches nicht zufriedengestellt werden kann, wenn sie sich einer Willkürherrschaft unterwerfen, sich ohne hinreichende Verfassung beherrschen lassen. Da dies Rechtsbedingung der Unterthanenpflicht ist, so muß es auch eine Gewissenssache der Regenten sein, ihr willfährig entgegenzukommen und zu genügen, also mit den Vertretern des ganzen Volks sich darüber zu vereinbaren und jene in den Stand zu setzen, die fortgesetzte Beobachtung zu überwachen und darauf zu halten. Eine Vertretung des Gesammtvolks oder des Landes ist mithin ein wesentliches Stück der unentbehrlichen Verfassung. Diese aber muß I) diejenigen Gewährleistungen enthalten, durch welche die Achtung der unveräußerlichen Rechte aller Unterthanen gegen jeden Eingriff bewahrt wird, mit einer möglichst genauen Angabe der Bestimmungen und der eintretenden Modalitäten, ohne welche keine Rechtssicherheit vorhanden sein würde. In Betreff II) aller andern Regierungsgegenstände aber ist Vorkehrung zu treffen, daß dieselben in Gemäßheit der Aufgabe und des Zwecks der Regierung, und nicht anders, gehandhabt werden können. Zu dem Ende treten dreierlei Maßregeln ein, welche dazu zusammenwirken. Die erste ist 1) die öffentliche Verhandlung aller Gesetzentwürfe und Verwaltungseinrichtungen, also deren unmittelbare Besprechung mit den Landesvertretern, mittelbarerweise aber deren offene Beurtheilung durch einen Jeden, der sich damit befassen will, nicht um die Entschließung der Regierung von irgend einer Zustimmung abhängig zu machen, sondern damit dieselbe dadurch in den Stand gesetzt werde, nicht blos die Ansicht ihrer Beamten zu vernehmen, sondern Alles zu erwägen und das Beste herauszunehmen. Ferner 2) was zum öffentlichen Leben gehört, darf vor den Vertretern des Landes nicht verborgen werden; ihnen sind daher nicht nur alle abgenommene Rechnungen vorzulegen, sondern auch keine Acten oder Auskünfte vorzuenthalten, welche sie verlangen, um die Bewandniß der Dinge zu erforschen und allenfalls der Regierung darüber Vorstellung zu machen; denn die Controle der Staatsverwaltung zu führen, ist ihr wichtigster Geschäftsvorwurf. Endlich und vorzüglich führt 3) die Bestimmung zum Zwecke, daß der Regent jede Regierungshandlung durch einen Staatsbeamten vorzunehmen habe und daß der Letztere dafür unausweichlich verantwortlich sei. Die Majestät des Regenten muß unverletzlich sein, weil er außerdem nicht das Oberhaupt des Staats sein könnte. Niemand, der leben will, kann sein Hirn sich nehmen; aber das Hirn braucht die Glieder des Leibes, um wirksam zu sein. Diese Glieder verhindern, daß sie nichts Böses thun, heißt den Kopf vor aller Missethat bewahren. Wo kein Henker sich hergibt, kann Niemand aufgehangen werden, er habe denn selbst den Kopf verloren. Ist der Regent unverletzlich, seine Diener aber sind verantwortlich und vermögen die verwirkte Strafe nicht zu umgehen, kann jener alles Mögliche thun, nur nichts gegen die allgemeine Sicherheit. Diese Verantwortlichkeit betrifft sonach a) alle und jede Handlungen gegen gesetzliche Bestimmungen und Vorschriften; b) außer dem Gesetze aber alle Unternehmungen in der erweislichen Absicht, einen Unterthan zu bedrücken, oder den Staat und das gemeine Beste zu benachtheiligen, oder ein Gesetz zu umgehen, oder die Landesverfassung ganz oder theilweis umzustoßen. Auch schon grobe Fahrlässigkeit in solchen Stücken darf nicht ungeahndet bleiben.

Möge nun diese unsere Ansicht über die Nothwendigkeit einer Staatsverfassung und Landesvertretung richtig sein oder nicht, worüber abzusprechen wir unbefugt sind, so ist doch das gewiß außer Anfechtung, daß ein Jeder, der in diesem Geiste seinen Landesherrn um die Herstellung einer Verfassung und Landesvertretung angehen möchte, weder dessen Groll noch Schmähung verdient, noch zu befürchten hätte. Man kann um deswillen über den Austrag der königsberger Differenz ganz unbesorgt sein. Ein aufgeklärter und edler König kann darüber mit seinen getreuen Ständen nicht in Hader gerathen. Kein Theil braucht sich in seinem Rechte etwas zu vergeben bei der weitern Verfolgung der Sache. Die Vernunft, welche ihrem Wesen nach die Kraft der Einigung ist,

wird auch durch ihre Macht und Ansehen die Einigkeit aller Derer erzielen, welche ihre Ehre darin finden, Vernunftwesen zu sein; und die Eintracht in vaterländischer Gesinnung und Vaterlandsliebe wird die Herzen verbinden, indem das Licht der Einsicht die Meinungsverschiedenheit der Köpfe immer mehr durchdringt, sichtet und versöhnt. So stehen ein braver Fürst und ein wackeres Volk selbander. 99.

Der Schafhirt. Historischer Roman aus den Zeiten der Utrechter Stiftsfehde 1481—83. Von J. v. d. Hage. Aus dem Holländischen übersetzt von O. L. B. Wolff. Sechs Theile. Leipzig, Weber. 1841. 8. 8 Thlr.

Warum die Holländer nicht vor allen andern Nationen den historischen Roman, wenn nicht erfunden, doch fleißig cultivirt haben, würde bei ihrer, solchen Darstellungen ganz zusagenden Geistesrichtung schwer zu beantworten sein, wenn der Entwickelung einer Literatur dieser Art bei ihnen nicht Manches bisher entgegengestanden hätte. Das geringe Stück Erde, welches ihnen zum Dasein angewiesen ist, will gegen die Meereswogen behauptet sein, und damit diese für so manche mühselige Arbeit, für so manchen Verlust doch auch eine Entschädigung gewähren, haben sie der Schiffahrt und dem Handel dienen müssen. Aber auch dabei mußten die Holländer sich zu bedeutenden Anstrengungen verstehen, wenn sie es mit den nächsten mächtigen Nachbarn nur einigermaßen aufnehmen wollten. Da mochten sie denn bei ihrer Heimkehr von den weiten Fahrten voll Mühsal sich wol eines schönen Gemäldes, eines Bauwerkes erfreuen, denn jenes bot mit einem Blick Erinnerungen an ihre Odysseen, dieses gab ihnen behaglichen Ruhesitz, war ein Tresor ihres erworbenen Reichthums oder ihrer Dankgebete. Zum Schreiben und Lesen aber hatten sie nur so viel Zeit, als nöthig ist, das Mein und Dein nicht aus dem Auge zu verlieren. Außerdem stand der Entwickelung einer, außer dem Kreise der eigentlichen Gelehrsamkeit liegenden Literatur noch die Sprache entgegen. Sie ist nur Eigenthum eines kleinen Volks, dem keine Mittel zu Gebote standen, sie andern Völkern aufzudringen, wol aber dem Holländer, wie keinem andern Volke, alle Vortheile gewährt, jede fremde Sprache in möglichster Vollkommenheit sich anzueignen. Alles daher, was ihm neben seiner industriösen Thätigkeit noch als geistiges Bedürfniß erschien, gab ohne sonderliche Mühe das Ausland. Dagegen muß jene ziemlich verbreitete Meinung zurückgewiesen werden, als sei die holländische Sprache nicht eigentlich werth, daß man sie beachte, höchstens könne man sie belächeln. Das Lächerliche läßt sich bei jeder Sprache nachweisen, und wir Hochdeutschen thun sehr unrecht, die niederdeutsche Sprache täglich mehr zurückzudrängen, um, wenn nicht abgeschmackte, doch überflüssige Fremdlinge bei uns einnisten zu lassen, die doch immer nur Fledermäuse bleiben. Damit soll nun die holländische Sprache nicht etwa zu allgemeinerm Studium empfohlen werden, denn sie bietet keine Literatur, und zum gegenseitigen Verkehr gibt es sonstige Mittel und Wege: wol aber darf es nicht verschwiegen bleiben, daß sie Schönheiten darbietet, von denen sich unsere Schriftsprache nichts träumen läßt, Schönheiten, die bei dem gegenwärtigen politischen Standpunkte Hollands sich noch voller und reiner entwickeln dürften. Dieser Standpunkt ist der Betrachtung und diese dem Holländer angemessen. Der Holländer hat eine große Vorzeit, eine reiche Geschichte: dahin wendet er nun in seiner ruhigen Gegenwart den Blick, und von Dem, was diese Vorzeit ihn sehen ließ, gibt denn auch „Der Schafhirt" Zeugniß.

Walter Scott hat seines Einflusses sicher auch auf Holland nicht entbehrt, denn die englische Breite bot dem bequemen und bedächtigen Holländer allein schon einen Hauptberührungspunkt. So sehen wir denn auch über dem vorliegenden Romane eine wahrhaft olympische Ruhe walten. Die höchste Leidenschaft überschreitet nirgend die ihr einmal gezogene strenge Grenze. Die Liebe ist wol innig und herzlich, der Haß schnöde und witzig, hier wie dort aber wird keine Glut, kein Leuchten sichtbar. Über solchen Scenen, denen die nächsten Nachbarn der Holländer nicht Farbe genug zu geben fürchten, waltet stets der Genius reiner Sittlichkeit. Ebenso streng sind auch die Persönlichkeiten, die Charaktere, gehalten: sie erinnern an Muster einer alten Schule. Der Edle, der Böswicht, der Biedere und Derbe, die verfolgte Unschuld, die gefallene Schöne und alle die Andern kennt man gleich wieder bei ihrem Auftreten und weiß, was man von ihnen zu halten, zu erwarten hat. Diese überall herrschende Ordnung und Reinlichkeit, die an die holländischen Haushaltungen erinnert, wecken in uns ein recht behagliches Gefühl. Jahn van Schaffelaar, die personificirte holländische Treue und Liebenswürdigkeit, ist Repräsentant der leidenden Tugend gegenüber dem Abgrund, welcher sich in Perrol mit der rothen Hand auf jedem seiner Wege vor ihm öffnet. Dem Ersten ist ein braver, aber buckliger und kurzweiliger, dem Andern ein grundguter Knappe zugetheilt. Das Alles finden wir ebenso in alten Ritterromanen. Lassen wir aber dadurch kein Vorurtheil gegen das Buch aufkommen, pflichten wir vielmehr dem Übersetzer darin vollkommen bei: „daß sich in dem Ganzen, neben strenger historischer Treue, eine vortreffliche Charakterzeichnung und, bei guter lebendiger Darstellung, eine sehr glückliche Erfindungsgabe beurkunden". Jene strenge historische Treue bethätigt der Verf. außerdem noch im Romane als solchen, indem nirgend auch nur einmal eine Unwahrscheinlichkeit sichtbar wird im Gange der Handlung, im Laufe der Begebenheiten und in den wechselvollen Schicksalen der Personen, deren eine nicht geringe Zahl im Buche thätig ist. Allein eben die Sorge, die historische Treue bei dem angehäuften romantischen Material streng zu bewahren, hat dem Verfasser doch auch Fesseln angelegt, welche die freie, kühne, kräftige Bewegung des Dichters, wir möchten sagen, die Elasticität des Fortschritts, nothwendig hemmen mußten und das Buch als Kunstwerk auf eine niedrigere Stufe herabdrängen, als es eigentlich verdient.

Es würde zu weit führen, wollten wir versuchen, die verschlungenen Fäden der Handlung, worin so viele Personen verflochten sind, auch nur flüchtig hier wiederzugeben. Genügen mag daher die Anführung, daß die Stiftsfehde dem ganzen Gemälde nur als Hintergrund dient, daß dagegen Schaffelaar und Perrol, die schroffsten Gegensätze, als die Hauptpersonen des Romans betrachtet werden müssen. Der Grund ihrer feindlichen Stellung gegeneinander liegt zunächst in den politischen Verhältnissen, woraus sich persönliche Beziehungen entwickeln, die bald genug für van Schaffelaar verderblich werden. Endlich muß dieser mit wenigen der Seinen vor Perrol's überrumpelnder Übermacht eine Zuflucht in dem Kirchthurme zu Barneveld suchen und fast der ganze fünfte Theil, sowie ein Theil des sechsten sind eine Darstellung des Kampfes gegen Hunger und Durst und gegen einen Feind, dem kein Mittel marternder Vertilgung zu grausam ist. Hier ist offenbar die Katastrophe. Der Verf. erläßt uns in Beschreibung derselben auch nicht den geringsten Zug, und um nichts zu übersehen, widmet er jedem der vier grauenvollen Tage ein besonderes Capitel, welches vom Morgen bis zum Abend Stunde für Stunde fortschreitet. Ugolino hatte nur mit dem Hunger zu kämpfen: van Schaffelaar aber auch noch gegen einen Feind, der in seiner rasenden Wuth den Unglücklichen wol vernichten will, aber auch ebenso gern lebend erhielte, um ihn fortwährend zu martern. Der vierte Tag bringt endlich eine Erlösung, die unerwartet und in schrecklicher Größe uns entgegentritt. Dieser Tag sollte nach Schaffelaar's Verheißung den Seinen, die kaum noch vermögend sind, sich aufrecht zu erhalten, Freiheit bringen. Von außen kommt sie nicht, denn der starre Bischof hat andere Dinge zu thun, als seinem treuesten Diener zu helfen. Da nimmt van Schaffelaar Perrol's Bedingung an, die seinen Getreuen allein ungefährdeten Abzug gewähren soll, ihm aber ge-

wissen Tod bringen muß: er stürzt sich in voller Rüstung vom Thurme herab. Er lebt noch; Perrol stürzt sich auf ihn mit gezücktem Dolche; Beide ringen im Staube; Perrol's Dolch hat sicher getroffen, aber auch ihm ist Schaffelaar's Dolch in die Brust gedrungen. Die Wunde ist nicht tödtlich und dennoch ist sein letzter Augenblick gekommen, denn eine Zigeunerin, die in ihrer Jugend für Perrol ein Werkzeug der Wollust war, gibt ihm Gift, welches ihn langsam hinrichtet. Seine Bekenntnisse, seine Phantasien, Kampf, Ergebung, Trotz, Ohnmacht und alle die tausendfältig nuancirten Äußerungen eines sterbenden Ungeheuers sind mit überraschender Wahrheit geschildert. Dagegen müssen wir den Gegensatz als verfehlt, mindestens als durchaus ungenügend zurückweisen, der in dem Tode eines Gerechten durch Schaffelaar gegeben werden soll. Er ist schon todt, und der Verfasser konnte nichts thun, als uns seine Ausstellung in der Kirche beschreiben. Diese ist nun freilich, wie es dem Helden nicht anders gebührte, selbst in ihrer dörflichen Einfachheit höchst würdig: aber einmal ist sie, gegenüber der Beschreibung von Perrol's Ende, überhaupt zu schwach, und dann beweist sie, da sie nur Äußerlichkeiten geben kann, nicht, was sie nach der ausgesprochenen Absicht des Verf. beweisen soll. Überhaupt, es hat gewiß seinen unverkennbaren Nutzen, die letzten Stunden eines Bösewichts schrecklich, die eines Edeln dagegen von mildem Himmelslicht umflossen darzustellen, und es mag das auch vielfach in der Wahrheit begründet sein; dennoch ist eine solche Schilderung für den Romanschriftsteller theils zu verbraucht, theils gehört sie, wenn, wie hier, eine moralische Tendenz vorgeschoben wird, weniger in sein Gebiet, theils endlich tappen wir über die letzten Lebensblicke eines Menschen, sei er gut oder böse, noch so sehr im Dunkeln, daß wir gewiß in den meisten Fällen nur unsere eigenen Gedanken und Empfindungen dem Sterbenden unterschieben, also mehr oder weniger in einer durch den ernsten Augenblick noch geförderten Illusion befangen sind, und so ist es denn auch wol dem Verf. ergangen. Das Ende des Ungeheuers war zu lockend, als daß er sich der Darstellung desselben nicht mit großem Aufwande naheliegender Mittel hätte hingeben sollen, aber die Parallele mit Schaffelaar mußte anderswo gesucht werden als in der Kirche zu Barneveld.

Mit dem Ende dieser beiden Personen ist auch der Roman geschlossen. Alles, was noch dahinter liegt, vermag nicht, uns zu fesseln. Dennoch war der Verfasser in dem Falle, viele der früher geknüpften Fäden wiederaufnehmen zu müssen, welches denn auch durch Frank, Schaffelaar's getreuen Knappen und Freund, geschieht, der, von dem alten Schäfer Ralph auferzogen, sich hier als Großsohn desselben und als Sohn des Bischofs ausweist, und nun mit dieser Entdeckung seinem Untergang entgegengeht. Das pflegt gewöhnlich so zu sein, wenn vornehme Väter ihre in der Niedrigkeit vergessenen Kinder an das Licht hervorziehen, oder, wie sie sagen, ihnen ein glänzendes Glück bereiten wollen. Frank, von seiner Liebe losgerissen, endet in Spanien. Marie, die liebenswürdige Braut Schaffelaar's und später Frank's, ist im Agathenkloster begraben, und nur einige Nebenpersonen leben in behaglichen Verhältnissen fort. Insofern hat der Verf. einen getreuen Spiegel des Lebens aufgestellt, wo nur das Mittelgut gedeiht und, wenn auch durch Außergewöhnliches zuweilen gestört und aus der Bahn gelenkt, sich doch immer richtig wieder nach der großen Straße der Alltäglichkeit zurechtfindet.

Wir glauben das Buch nicht treffender bezeichnen zu können als durch ein Bild, welches auch dem Holländer nahe liegt: es ist der Lauf des Rheins, der bei Schaffhausen in bewundernswürdiger Größe sich uns zeigt, um endlich in Holland in unbedeutende Strahlen auszulaufen. So auch im Buche die vier grausenerregenden Tage zu Barneveld mit ihrem furchtbaren Ende, und dann der Beschluß des ganzen Werks, der nur 20 Seiten umfaßt und dabei noch in neun Abschnitte zerfällt, um uns genau zu sagen, was aus allen Personen geworden ist. Unter diesen ist der Schäfer Ralph, wie auf dem Titel der erste, so hier der letzte. Er ist „mit einem Helm geboren", d. h. er ist ein Seher: er vermag das Unglück vorauszusagen, nur hindern kann er es nicht, und darum ist er ein echter Prophet, denn hinderte er das Geschehene, so wäre er ein falscher. Dieser beiläufigen Bemerkung müssen wir übrigens die Meinung anschließen, daß eine unbedingte Nothwendigkeit seines Daseins uns nicht recht hat einleuchten wollen. Er ist nur wenig mehr als eine von den andern allerdings eigenthümlichen Gestalten, deren gar manche in diesem Buche auftreten: so Fräulein Ada, so Gianita, ferner Perrol's und Schaffelaar's Leibdiener. Unter den übrigen heben wir den wackern Schmied Walter und seine Martha hervor.

Wenn nun aus dem Gesagten sich ergeben mag, daß bei mancher minutiösen Breite, manchem Ungenügenden und dem Mangel an künstlerischer Rundung und Abgeschlossenheit der Verf. es dennoch sehr wohl verstanden habe, durch seine liebenswürdige Einfachheit und die selbst in den bedenklichsten Scenen vorwaltende reine Gesinnung den Leser festzuhalten, sogar zu spannen, so wird das zunächst seinem Übersetzer willkommen sein. Denn allerdings ist es doch immer eine misliche Arbeit, den sechs Theile starken Roman eines bisher ganz unbekannten und einem fast ebenso unbekannten Volke angehörenden Schriftstellers zu übersetzen, um diesen einem Volke zugänglich zu machen, welches freilich einen recht gesunden empfänglichen Sinn hat, in seiner Empfänglichkeit jedoch, namentlich durch die Franzosen, in neuerer Zeit zu sehr verwöhnt wurde, als daß mit einiger Sicherheit vorauszusehen wäre, die ganz neue Erscheinung werde wirklich einiges Glück machen, die umfangreiche Übersetzung daher nicht ganz vergeblich gewesen sein. Hoffen wir, die alte Wahrnehmung finde sich auch hier bestätigt: daß nämlich nach heftiger Aufregung das Bedürfniß der Ruhe sich geltend mache, wo man, von dem Taumel der Leidenschaften erlöst, einmal mit klarem Blick einem unseligen Kampfe und allen in demselben auftauchenden düstern Flammen und freundlichen Lichtern besonnen zuschaut, um den Antheil, welchen man dem Einzelnen wie dem Ganzen zuwenden will, nicht der Bestechlichkeit aufregender Mittel preisgegeben sieht, vielmehr mit unverrücktem Sinne selbst bestimmt. Und eine solche freie Bestimmung hat der Verf. durchaus in unsere Hand gegeben, indem er, allen nichtigen Schein, alle Lasuren, alles Geleckte verschmähend, in seinem großen Bilde überall reine Farbe mit markigem Pinsel aufsetzt. 34.

Miscellen.

Der spanische Unterfeldherr Mondragone, welcher 1595 starb, erreichte ein Alter von 92 Jahren und erfüllte bis zum letzten Augenblick alle ihm obliegenden Pflichten mit Ruhm und Glück. Er hatte in den Niederlanden beinahe 50 Jahr gedient, ja selbst den vorzüglichsten Antheil an allen Kriegsvorfällen genommen und war doch so glücklich gewesen, niemals verwundet zu werden. Auf ihn ward die Stelle in Virgil's „Aeneis" (9, 610 fg.) angewendet:

— — — — — auch selbst nicht säumendes Alter
Mag uns schwächen die Stärke des Muths noch die Frische verwandeln.
Silbernes Haar umschließet der Helm; und beständig erneuend
Führt man Beute zusammen und lebt von geraubetem Gute.

Was der Dichter Rost (gest. 1765) seiner Zeit auf die zum sächsischen Landtage Abgeordneten dichtete:

Warum ihr auf den Landtag kommt, bring' ich in einen Reim:
Kommt, gebt Geld und scheert euch wieder heim!

läßt sich, will man der Erfahrung Gehör geben, wol noch auf gar viele andere derlei Abgeordnete anwenden. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 332. — 28. November 1841.

Über den christlichen Cultus.

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken.

Goethe im „Faust“.

Wenn in unserer bewegten Zeit jede Überlieferung, die von den Vätern auf uns gekommen ist, sei sie Lehre oder Anstalt, nach ihrer Berechtigung gefragt und zum Nachweise ihrer Ansprüche auf Existenz mitunter ziemlich unfreundlich veranlaßt wird, so war es in der Ordnung, daß einer solchen Erörterung auch der Cultus und namentlich der christliche Cultus sich nicht entziehen durfte, und so ist denn seit dem Streit über die preußische Agende kaum ein Gegenstand der theologischen Forschung im weitern Sinne so angelegentlich in Flugschriften und größern Werken abgehandelt und durchgesprochen worden, als das Capitel von der Liturgie, der kirchlichen Symbolik und dem öffentlichen Kirchencultus überhaupt. Die Literaturgeschichte nennt in dieser Beziehung fast ein ganzes Alphabet von Namen, von Franz Baader bis Schweizer und Tzschirner, und ganz neulich erst sind zwei Theorien des Cultus erschienen, die eine von Vetter, zunächst auf den evangelischen Cultus beschränkt, in Berlin 1839, und die zweite unter folgendem Titel:

Theorie des christlichen Cultus von Friedrich Ehrenfeuchter. Hamburg und Gotha, Fr. und A. Perthes. 1840. Gr. 8. 2¼ Thlr.

Die erstgenannte kennen wir so wenig aus eigener Ansicht, als sie von dem Verf. der zweiten hat benutzt werden können. Die letztere aber erlauben wir uns jetzt ausführlicher zu besprechen. Wir holen etwas weit aus, um unser Ziel desto sicherer zu erreichen.

Die meisten der bisher erschienenen Cultusschriften tragen mehr oder weniger den Charakter der Apologetik oder Polemik an sich; sie beschränken sich darauf, die Gegner des Cultus überhaupt zu bekämpfen, die unverkennbar in der neuesten Zeit mächtig gewordene Indifferenz gegen die öffentlichen Heiligthümer zu einer Entscheidung zu bringen, zum Theil Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer gemeinsamen Gottesverehrung mehr in der Form einer gerichtlichen Vertheidigung zu rechtfertigen. Von eigentlicher Theorie des Cultus, zu einem gegliederten und das ganze Gebiet umfassenden Systeme entwickelt, ist bis jetzt noch nicht die Rede gewesen und der vorliegenden Schrift gebührt jedenfalls der Ruhm, zu allererst eine solche Theorie in ihrer umfassendsten Allgemeinheit — sucht sie ja doch nicht nur heidnischen und jüdischen Cultus in ihr Gebiet zu ziehen, sondern selbst noch über katholischen und protestantischen hinaus bis zum eigentlich idealen vorzudringen — zur Sprache gebracht zu haben. Wir wundern uns nicht darüber, daß endlich auch auf diesem Gebiete so tief gegraben und die Sache in ihrem Grunde aufgesucht wird. Unsere Zeit ist ja eine Zeit der Theorie und unter dem Schutze Hegel'scher Wortüberschwänglichkeit kennt sie kaum ein allgemeineres Streben, als Alles auf die Principfrage zurückzuführen und — wie sie in ihrer barbarischen Idiotik sich ausdrückt — principiell zu werden. Indeß konnten wir es nicht verhindern, daß uns beim Anblick des ominösen Titels sofort auch die in unserm ersten Motto bemerkte Todtenfarbe aller Theorie vor das Auge trat und beim nähern Anschauen des blätterreichen Grundes Hegel'scher Gedankenallmacht, aus welchem auch diese Theorie hervorgewachsen ist, zugleich die alte Goethe'sche Prophezeiung auf unsere Tage, die im zweiten Motto enthalten ist, in die Erinnerung zurückkehrte. Wir mußten daran gedenken, daß die Zeit der Theorien fast immer mit dem erfüllten Lebensgange der in ihnen construirten Erscheinungen zusammentrifft und daß sie selbst im günstigsten Falle nur wohlgerathene Leichenreden auf die schon eingesargten und in das bergende Grab zu verschließenden Zeitoffenbarungen genannt werden können. Gerade da, wo die Hippokrene der Poesie dem völligen Vertrocknen nahe ist und türkische Prosa die Lorberhaine des Parnassus bis zur verbrannten Wüste gelichtet hat, treten die Aristoteles auf, um die wunderlichen Vögel, die aus jener schöpften und in diesen sich erquickten, nach ihrem erfolgten Ableben zu anatomiren und in ihren Nervenverzweigungen endlich den Nervensaft nachzuweisen, aus welchem sie mit berliner Dialektik, in einem überreichen Wortvolumen, wie das Küchlein aus dem Ei, so jedes einzelne genus der Poesie zu destilliren und ihm seine Stelle in dem großen Ganzen für solche Augen, die in der Finsterniß der Mitternacht zu sehen vermögen, anzuweisen wissen. Täuschen wir uns nicht, so ist es für unsere Zeit mit dem Cultus ziemlich ebenso weit gekommen wie mit den meisten andern hauptsächlichsten Zu-

ständen der Gegenwart, über welche es gleichfalls nicht an Theorien fehlt, ohne daß durch eine derselben bis daher auch nur einem einzigen das frische und jugendliche Leben wieder hätte zurückgeführt werden können; womit aber freilich zugleich die Verpflichtung für die Zeitgenossen, den Vollendeten in möglichst bester Weise zu parentiren, deutlich genug ausgesprochen ist.

Wirklich heißen wir die vorliegende Theorie des christlichen Cultus als ein Werk, das aus tüchtiger Forschung und einem ernsten, würdigen Sinne hervorgegangen ist, aufrichtig willkommen und treten nun einer nähern Charakterisirung derselben näher. Der Verf. gehört dem Herzogthume Baden und in ihm dem geistlichen Stande an; zugleich hat er von der einen Fraction theologischer Richtung, die für dort durch ihr greisendes Haupt, den Kirchenrath Dr. Paulus, bezeichnet ist, sich fern genug zu halten gewußt. Dagegen ist er unverkennbar mit Hegel'scher Milch genährt und aufgezogen worden; gleichwol fehlt es ihm nicht an eigenthümlicher Untersuchung, die, wie es bei manchem andern Hegelianer der rechten und linken Seite auch der Fall ist, wirklich über die Grenze des Meisters hinaus die Forschung erweitert. Nichtsdestoweniger aber bewegt sich sein Ganzes immer nur auf dem Gebiete und in den Schranken des modernen Idealismus, insofern freilich die uralten realen und positiven Grundlagen verflüchtigend und zerstörend, sowie an ihrer Stelle zuletzt nichts als ein genau genommen in keinem Punkte festzuhaltendes, hin- und herschwankendes Dunstgewebe von die Empfindung anprickelnden Gedanken und Phantasmagorien übriglassend. Die vorliegende Schrift ist wirklich ein geistvolles Werk, mit frischer Kraft und großer Ausdauer durchgeführt, in den beiden letzten Beziehungen aber um so merkwürdiger, als es in gewählter Sprache wie in künstlich entwickelten und fortgewebten Gedankennetzen unter aller dieser Fülle am Ende nur ganz geringe und der Zahl nach sehr leicht zu übersehende Resultate darbietet — eine Eigenschaft, die unsere „Theorie" freilich mit gar vielen andern Theorien, welche aus der nämlichen Schule und der gleichen Fraction derselben hervorgegangen, mit ihrem ganzen, großen künstlichen Apparate zuletzt nur ziemlich unansehnliche fragmina rerum zu Tage fördern, gemein hat. Im Ganzen ist die Anlage allerdings einfach, unverkennbar aber auch auf das πρῶτον ψεῦδος des Hegelianismus gegründet. Von Gegensätzen ausgehend, wird die Vermittelung durch die Vergeistigung gesucht, und wenn auf diesem Wege nun einmal nimmermehr der wahre Kern des Lebens gefunden werden kann, so gelingt dafür auf ihm das Verflüchtigen des Realen und Wirklichen zuletzt desto besser, wie sehr auch der gesunde, kräftige Natursinn, fast instinctmäßig, ein solches Ergebniß abzuwehren bestrebt ist. Dies zuletzt gedachte Widerstreben einer zur Natur selbst gewordenen Überlieferung hat übrigens die Wirkung, daß die Untersuchung ungemein ausgedehnt und mit der umsichtigsten Dialektik durchgearbeitet wird, wodurch unverkennbar sehr interessante Einzelheiten an den Tag gefördert und hin und wieder überraschende sinnreiche Combinationen, die mit der Zeit zu Elementen in einer bessern Sache, als die vorliegende ist, zu brauchen sein dürften, entwickelt werden. Wir geben den Gang des Werks nach seiner organischen Construction in einer allerdings viel kürzern Übersicht, als uns vom Verf. selbst in dem nach einem gar kunstreichen Schematismus, in welchem Einleitungen der Einleitungen so wenig als Corollarien fehlen, dargelegten Conspectus (S. XXVIII—XXXVI) mitgetheilt wird.

Allgemeiner kann allerdings nicht begonnen werden, als mit dem Gegensatze des Innern und des Äußern und dem Wechselstreben dieser beiden Glieder, gegenseitig in dem andern ihr Bestehen zu gewinnen. Auch möchten wir an sich so viel nicht dagegen *einzuwenden haben*, wenn der Verf. mit einem ansehnlichen Sprunge sofort in diesem Gegensatze Religion und Menschheit einander gegenüberstellt und damit der Sphäre des Cultus recht nahe gerückt zu sein glaubt, nur daß es fast scheinen will, als werde damit entweder eine Hypostasirung der Religion gesetzt, die sich genau genommen *mit jedem* Götzendienste identificiren lassen dürfte, oder es *solle die* Menschheit vor lauter Abstraction in solcher Zusammenstellung zu einem völlig unpersönlichen Begriffe sublimirt werden. Das letztere zeigt sich bald als der spiritus rector der ganzen Entwickelung und wirklich ist Sinn und Wesen der allerdings recht sicher fortschreitenden Gliederung nichts weiter als eine immer mehr sich erfüllende Verflüchtigung alles Realen, Wirklichen und Positiven zu *bloßen* Begriffen, Zeichen und Gedanken, in deren *luftigen* Regionen es Einem zuletzt doch so ganz unheimlich wird, weil man wirklich allen festen Boden unter den Füßen verloren hat. Nachdem der Verf. einmal zu der Hegel-Schleiermacher'schen Gletscherhöhe einer Begriffsbestimmung der Religion sich aufgeschwungen hat, nach welcher sie objectiv als schöpferischer Gottesgedanke im Menschen, subjectiv als das Sein des Menschen in Gott aufgefaßt wird (S. 7 fg.) und somit das Sein in seiner objectiven Realität nur *als* Gedanke noch fernerhin festgehalten werden kann: so war auch für seine Theorie des Cultus der ideale Zauberkreis gezogen, aus welchem sie nun allem Sträuben und Widerstreben zum Trotze nicht wieder herauskommen kann, und je consequenter die Untersuchung fortgeführt wurde, desto entschiedener mußte nun auch alles auf den Cultus sich Beziehende in Allegorie, Bild und Spiel sich *auflösen*, das volle Sein des erfüllten Lebens *und Ergreifens* aber weiter und weiter zurücktreten, bis *zuletzt* nur noch Nebulistisches und aus Dunst Gewobenes übrig blieb. Ist nun auch allerdings von einer Verwirklichung der Religion und von dem Cultus als der eigentlichen Erfüllung dieser Verwirklichung die Rede, so ist doch schon mittels des Begriffs der Religion diese Verwirklichung eine so rein ideelle, daß sie wenigstens mit dem Begriffe der Verleiblichung sich nie vertauschen lassen kann, und es bleibt für sie nichts weiter übrig als die allerdings sehr schwankende und nie zu eigentlicher Consistenz und Selbständigkeit zu führende Bezeichnung der Form, der bloßen Hülse und Schale, womit natürlich alle qualitative Unterschiede zwischen ihren einzelnen Erscheinungen aufgeho-

ben und völlig neutralisirt werden, eine eigentliche geschichtliche Entwickelung der Menschheit aber und namentlich ihres religiösen Elements fortan in die Kategorie reiner Unmöglichkeiten verfallen muß. Wie deshalb die drei Stufen der Naturreligion des Judenthums und des Christenthums nach der Haupteinleitung eigentlich dieselben Glasstücke des Kaleidoskops sind, die nur durch die verschiedene Stellung zum einfallenden Lichtstrahl eine scheinbare Individualität erhalten, so werden selbst die Eigenthümlichkeiten des Christenthums: Reich Gottes, Kirche, Gemeinde, ausdrücklich nur als Ideen bezeichnet (S. 36 fg.), sodaß auch für den christlichen Cultus nur eine solche ideelle Verwirklichung übrig bleiben kann, für deren geschichtliche oder factische Entwickelung nun blos noch die Beziehung auf Nationalität, Confessionsunterschiede und Privatbedürfnisse einen Anhaltpunkt bietet.

Natürlich konnte nun die wirkliche Entwickelung der Theorie des christlichen Cultus über die somit gegebenen Grundlagen und Begrenzungen nicht hinausgehen und wenn für die Eintheilung derselben die allerdings einfache Trichotomie: A) insofern eine Beziehung Gottes zu dem Menschen in dem Cultus liegt, B) insofern eine Beziehung des Menschen zu Gott in ihm liegt, C) insofern beide Beziehungen in ihm sich durchdringen, gewählt und dadurch die Anlage des ganzen Werks mit seinen drei Abtheilungen bedingt ist, so würde, von einem andern positivern Standpunkte aus, sich allerdings recht füglich ein lebenvolles und entschieden markirtes Bild des Cultus nach solcher Eintheilung haben entwickeln lassen; von dem idealistisch-spiritualisirenden unsers Verf. aber konnte freilich nur mit Mühe und Noth eine Reihe schwankender Schattenbilder seiner laterna magica zu einem unsichern und schnell verschwindenden Dasein hervorgerufen werden, die in der Regel, wie man sie fassen und festhalten will, in die leichten Lüfte zerrinnen. In der ersten Abtheilung werden wir sonach mit dem Cultus, inwiefern er göttliche Institution und inwiefern er Andacht ist, bekannt gemacht und hören, daß er in der ersten Beziehung Ausdruck göttlicher Offenbarung, Ausdruck göttlicher Weihe und Naturwerdung des Glaubens sei, wobei zugleich das Sacrament der Taufe seine Stelle angewiesen erhält, in der zweiten aber, womit zunächst das erhaltende Element in der Gemeinde angedeutet wird, als Andacht: Mysterium, innere Bewegung und Leben und Gefühl der Versöhnung zu seinen Gliedern habe. Wesentlich ist diesem Abschnitte noch die Entwickelung der Begriffe des Feierlichen, der christlichen Glaubenswissenschaft, der Schule und des Geistlichen, sowie des Unterschieds zwischen dem Ascetischen und Festlichen im Cultus, womit noch die Befehdung der Symbolik (S. 133 fg.) verbunden werden muß. Die zweite Abtheilung handelt von der Kunst, als dem eigentlichen Organe des Cultus, und faßt sie als erhabene, innige und ideale Kunst auf, wovon die erste der kirchlichen Architektur, die zweite der Musik und die dritte der des Worts, wie sie im Gebete und in der Predigt sich offenbart, entspricht. Die letzte und kürzeste endlich beschränkt sich darauf, das heilige Mahl als die Durchdringung der beiden vorausgegangenen Beziehungen und somit als den Schlußstein und die Erfüllung des ganzen Cultus darzustellen.

Man begreift, wie nach dieser Anordnung, bei so weit gesteckten Grenzen, sich so ziemlich für jedes einzelne Glied des zu entwickelnden Organismus eine geeignete Stelle mußte auffinden lassen, und insofern möchte gegen die Vollständigkeit der vorliegenden Theorie nach außen hin nur wenig sich erinnern lassen. Selbst Übergehungen einzelner Elemente, die als Auslassungen auf den ersten Blick sich darstellen, wie z. B. in der Liturgie, wohin wir unter Anderm die Nichterwähnung der Benediction, überhaupt der Aufeinanderfolge der liturgischen Handlungen, insonderheit auch die ungenügende Deduction der heiligen, namentlich der Sonntage (S. 271 fg.) rechnen, stellen sich am Ende nur als unterlassene Entfaltung der wirklich vorhandenen Keime dar. Dagegen will es uns allerdings bedünken, als ob durch das schon oben angedeutete Grundprincip des Ganzen eine Einseitigkeit für die Ausführung bedingt sei, bei welcher die innere Vollständigkeit durchaus nicht befriedigend erreicht werden konnte, sowie durch die eigenthümliche nebulistische Natur dieses Princips allen einzelnen Ausführungen gleich vornherein eine Unbestimmtheit, Unsicherheit und Flüssigkeit mitgetheilt worden ist, wodurch Unklarheit und Verworrenheit mitten im Glänzen einer gediegenen Sprachgewandtheit die allgemeine tragende und haltende Atmosphäre für die Gesammtentwickelung werden mußte. In der That wird dem unbefangenen Leser ganz wunderbarlich zu Muthe, wenn er, immer wieder festgehalten durch die, wie einzelne Sonnenblicke, die das wallende Nebelmeer durchbrechen, die gebildete Darstellung durchglühenden, ebenso warmen als lichtvollen, aus dem Innersten eines wahrhaft christlichen Glaubens- und Gemüthslebens hervorbrechenden Gedanken, dennoch fortwährend in einem die Auffassung herausfodernden, ihr aber stets sich wieder entziehenden Halbdunkel Schritt vor Schritt sich weiter mühen muß und so zuletzt ermüdet und abgespannt ans Ende kommt, ohne doch das Ziel wirklich erreicht zu haben — nicht zu gedenken, daß ihm in solchem Nebelwallen gar häufig das Verbundenste auf fast erschreckende Weise auseinander gerissen — wir erinnern an die Taufe, die beinahe gespenstisch als Anhang des ersten Abschnitts der ersten Abtheilung (S. 183) auftritt, und das Abendmahl, das den ganzen Inhalt der allerletzten Abtheilung ausmacht —, Anderes wieder in einer überraschenden, völlig unmotivirten Anknüpfung, den furchterregenden Trugerscheinungen in einer Wintermondscheinlandschaft vergleichbar, entgegengeführt wird, wohin wir die Capitel von der Todesfeier (S. 280) und von der Ehe (S. 383) rechnen.

Wir finden alle die hier gerügten Gebrechen des mit großer Kraft und Liebe durchgeführten Werks in dem dem Ganzen unterliegenden Principe und müssen diesem allerdings noch etwas näher treten, als es bisher geschehen ist, damit aber zugleich am sichersten den Abschluß für unsere heutige Mittheilung gewinnend. An mehren Stellen unserer Schrift wird die Behauptung aufgestellt, daß das

Christenthum das Ende aller Symbole sei (S. 133, vgl. S. 252, 278) und daß eben deshalb der christliche Cultus über das Symbol hinausgehen und in den Dienst der Vergeistigung oder Begeisterung treten müsse, um in der ihm geziemenden würdigen Weise sich zu offenbaren. Irren wir uns nicht ganz, so liegt hier eine Verkennung des Symbols vor, die hinwiederum mit dem philosophischen Systeme unsers Verf. in der genauesten Verbindung steht; mit dieser Verkennung ist aber auch zugleich die ganze Trübung gegeben, die über die hier besprochene Cultustheorie sich ausbreitet und sie in der That bis in ihre kleinsten Elemente durchdringt. Es ist ganz richtig, wenn unser Verf. in Ewigem und Vergänglichem, in Geistigem und Materiellem, in Sichtbarem und Unsichtbarem die beiden zur Einheit verbundenen Elemente des Symbols erblickt; indem er jedoch, treu seinem idealistischen Absolutismus, die Legitimität und Ebenbürtigkeit der Leiblichkeit dem Geistigen gegenüber nicht anerkennt, vielmehr als Aufgabe seiner Speculation es betrachtet, die Leiblichkeit von dem geistigen Principe ganz absorbiren und verschlingen zu lassen, so kann er natürlich den vollen Begriff der Einheit, wie er ihn im Symbol vorfindet, nicht gelten lassen; er sieht deshalb in jener Einheit nichts als den Ausfluß einer Magie, die festzuhalten ihm natürlich als ein Aberglaube erscheinen muß, dessen ein Philosoph der neuesten Zeit sich am allerwenigsten, sogar noch weniger als des Glaubens selbst, schuldig wissen darf; und so wird er denn ganz folgerecht zu der Behauptung fortgeführt, daß der wahre, und da dies kein anderer als der christliche sein kann, der christliche Cultus über das Symbol hinausgehen und seine ganze Organisation nur in geistigen, spiritualistischen Offenbarungen, deren äußere Erscheinungen zu einerseits völlig willkürlichen und unwesentlichen, andererseits zu aller Realität und Wirklichkeit entbehrenden, in der Geistigkeit einzig und allein ihre Schattenexistenz gewinnenden Phantasmagorien zusammenschwinden müssen, finden könne. Es ist unverkennbar, daß auf diese Weise statt des Symbols nur die Allegorie festgehalten, aller Cultus, inwiefern somit seine individuale und specifische Natur übersehen wird, in augenscheinlicher Einseitigkeit, nur als bloßes, sinnvolles Spiel mit Formen und Bildern construirt, die Kirche aber zuletzt, consequent durchgeführt, zum Theater umgewandelt und in dieses aufgelöst werden muß. Höchst auffallend tritt eben darum diese Wesenheit der Theorie unsers Verf. ganz besonders in der zweiten Abtheilung hervor, wo „das eigenthümliche Gebiet der Religion in der Kunst angewiesen" und zwar noch zwischen religiöser und profaner Kunst unterschieden, jene erstere aber als die eigentliche Akme und Blüte der Kunst überhaupt bezeichnet, mithin zwischen beiden der „Gegensatz des Gebiets" ausgeschlossen und nur „der des Gestaltens" aufrecht erhalten wird (S. 249). Nur in einer alle Individualität und Sonderung des Lebens in der Indifferenz eines absolutistischen Idealismus aufhebenden Speculation kann es übersehen werden, daß die Kunst einen abgesonderten und sicher abgegrenzten Dienst an und in dem Heiligthume alles Lebens zu verwalten hat, den sie nicht auf andere, neben ihr und in derselben Abgeschlossenheit, wie sie, die große Weltharmonie erfüllende, Weltkräfte übertragen kann. Jedenfalls aber hat für alle Besonnene der Verf. durch diese Identificirung des Cultus mit der Kunst jenen als selbständiges Agens völlig vernichtet und aus der Reihe der Weltkräfte geradezu ausgestrichen. Wir erwähnen dieses Beispiels nur zur Erläuterung, enthalten uns aber in eine positivere Ausführung der sehr folgenreichen Ansichten, die wir hier, wie schon anderwärts, angedeutet haben, einzugehen, nicht ohne den Wunsch, es möchte uns mit der Zeit Gelegenheit werden, umfassender, was wir über Kunst und über den nachbarlichen Dienst, den sie, ohne ihre Selbständigkeit zu verleugnen, dem Cultus zu erweisen vermag, gedacht haben, dem Publicum mittheilen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Hinterlassene Papiere eines geistlichen Selbstmörders, veröffentlicht von Adolf Weisser. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1841. 8. 1½ Thlr.

In der Vorrede sieht es der noch sehr junge Verfasser selbst ein, daß ihm der ordnende Verstand fehlt und daß, wie er sich ausdrückt, seine Phantasie bis jetzt noch auf dem schwanken Seil der Schönheit geht, wie eine rücksichtslos enthüllte Tänzerin; doch flüstert ihm sein Genius tröstend und schmeichelnd in die Ohren: der Jüngling sei noch nicht der Mann. Die Kritik wird sich damit aber nicht beruhigen, sie wird Schamlosigkeiten wie S. 34 u. 35 nie verzeihen; den Verfasser vielmehr vor der, so vielen jungen bedeutungslosen Scribenten eigenthümlichen Selbsttäuschung, in dem ganz wohlfeilen Vermögen, sich rücksichtslos gehen zu lassen, ein Talent zu erblicken, warnen und es misbilligen, wenn er Producte veröffentlicht, deren Unreife er selbst zugesteht. Das Buch behandelt die Leiden eines katholischen Weltgeistlichen, der erst im Gegensatz zwischen Geisteszucht und genialem Drange, dann in sinnlicher Begierde schwebt und endlich, nachdem er die Lust der Erde gehörig gekostet, in völliger Blasirtheit als Selbstmörder endigt. Der Held macht den Eindruck eines Menschen, an dem nicht viel verloren ist. Dabei hat der Verfasser fingirt, daß er nachgelassene Papiere, auf denen der Held sein Thun und Treiben stückweise aufgezeichnet hat, gesammelt herausgibt; augenscheinlich eine noch langweiligere Form als die Briefform und anscheinend „Werther's Leiden" abgeborgt. Durch die ganz zuchtlosen Phantastereien, in denen sich der Verfasser ergeht, wird aber die Magerkeit seiner Erfindung gewiß schlecht verdeckt.

102.

Literarische Notizen.

Unter den neuesten französischen Reisebeschreibungen sind vorzüglich zu nennen: „Voyage sur la côte orientale de la mer rouge, dans le pays d'Adel et le royaume de Choa", von C. E. X. Rochet d'Héricourt; und: „Scotia, souvenirs et récits de voyages", von F. Mercey (2 Bde.).

Unter dem Titel: „Le duc et la duchesse de Marlborough", erschien eine Doppelbiographie von C. G. Simon aus Nantes, der schon früher in seinen „Observations recueillies en Angleterre" eine geistreiche Weise der Beobachtung und eine tiefe Kenntniß der englischen Sitten beurkundet hat. Das Buch ist hübsch geschrieben und das herzogliche Paar ziemlich gerecht gewürdigt.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 333. — 29. November 1841.

Über den christlichen Cultus.
(Beschluß aus Nr. 332.)

Es ist unsere volle Überzeugung, die wir zum Schlusse nur noch in wenig allgemeinen Umrissen bezeichnen wollen, daß alle wahre Theorie des christlichen Cultus nur aus einer richtigen und lebenvollen Auffassung des Symbols, das überall nur auf dem Gebiete der Kirche wurzelt und zugleich der einzige, um modern zu reden, wahrhaft principielle Träger des Cultus ist, abgeleitet, nur auf sie gegründet und basirt werden könne, sodaß wir im vollen Widerspruche mit unserm Verf. es aussprechen: das Christenthum ist nicht das Ende des Symbols, sondern vielmehr seine wahre Erfüllung und Vollendung. Jedenfalls aber ist die Einheit seiner beiden Elemente so zu fassen, daß durch jene die Individualität dieser nicht alterirt, ja, genau genommen, nicht einmal eine Priorität des Einen vor dem Andern zugestanden werden kann. Schon Luther unterscheidet in seiner Streitschrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" sehr genau zwischen Testament und Sacrament im Abendmahle und vergißt nicht dem letztgenannten, dem Sacramente, wenigstens nachträglich jedesmal sein volles Recht widerfahren zu lassen, wenn er auch auf dem Standpunkte, welchen er in dieser Schrift zu vertheidigen hat, dem Erstern die größere Aufmerksamkeit zuzuwenden beabsichtigen muß. Da nach dem bekannten Ausspruche „die Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes" ist, so fassen wir das Symbol als das reale und mit seiner Entwickelung an die Geschichte gewiesene Gewächs auf, durch welches und in welchem das Leben in Gott und aus Gott, wie es im Christenthum seine Tiefe und Erfüllung gefunden hat, allein in der rechten Weise zur Erscheinung und Offenbarung kommen kann, und es ist da zwischen dem signum und der res signata, zwischen dem himmlischen und irdischen Elemente nicht an magischen oder sonst unnatürlichen Zusammenhang zu denken, sondern das Band, das sie verknüpft und ineinander belebt, ist ebenso natürlich und substantiell, als es die Verbindung des Geistigen und Leiblichen in irgend einem andern Organismus nur sein kann. Daß die specifische Beschaffenheit dieses eigenthümlichen Organismus sich besonders gestalten und namentlich wegen des in seiner Art einzigen Universalismus des in ihm zur Erscheinung kommenden Lebensprincips von der Structur jedes andern Organismus sich auffallend unterscheiden müsse, darf nicht Wunder nehmen. Das Leben in Gott ist nur als Gemeinschaft der ganzen Menschheit aufzufassen und eben darum wird in unsern heiligen Schriften die Kirche der Leib Christi genannt, Christus aber als das Haupt und überdies als solches in sehr spiritualistischer Bedeutung bezeichnet. Wird uns hiernach das Symbol zu dem allgemeinen, wesentlichen und realen Ausdruck, in welchem die Kräfte der obern Welt überhaupt zu ihrer Selbstoffenbarung kommen können, und dessen Entfaltung mit derselben Nothwendigkeit aus den Zeiten des Anfangs bis in unsere Tage herüber erfolgt ist und ebenso in alle Zukunft hinaus erfolgen wird, mit welcher z. B. der Erdkörper durch alle Revolutionen, die er durchlaufen hat, hindurch fortschreitend zu Dem, was er ist, sich entwickelt hat und noch weiter entwickeln wird, so kann nur auf dem geschichtlichen Wege die volle Übersicht der verschiedenen Phasen, die das Gewächs des Symbols in den mannichfaltigen Stadien seiner Entwickelung zu durchlaufen gehabt hat, gewonnen werden, und es darf zugleich keinem Zweifel unterliegen, daß durch alle Nutationen und Declinationen hindurch dennoch dasselbe in seiner Individualität sich geltend zu machen und durch die mannichfaltigsten Lichtwechsel hindurch neu und immer neu zu gestalten gewußt haben werde, in der Weise, daß sein absoluter Werth immer in der Mitte zwischen der Systole und Diastole seiner Entwickelung oder vielmehr in der wirklichen Wesenseinheit beider Elemente wird gesucht und gefunden werden müssen. So erst wird es möglich sein, nicht nur die Nothwendigkeit des Cultus, der nichts weiter als das entwickelte und angewendete Symbol ist, nachzuweisen, sondern auch den sichern Fortschritt seiner Entwickelung vom ursprünglichsten Naturdienst an bis zu seiner Verklärung in den Instituten des christlichen und namentlich des protestantischen Cultus aufzuzeigen, in ähnlicher Weise wie die Geschichte eines Baumes von der ersten Entfaltung der Kotyledonen durch die Blätterfülle seines jugendlichen Alters zu den Blüten und Früchten sich verfolgen läßt; und zugleich wird es auf eben diesem festen und durch die Erfahrung der Jahrtausende der Weltgeschichte gesicherten Wege gelingen, die verschiedenen Formen und Theile des Cultus, ganz parallel dem christlichen Leben selbst, in der höchsten Vollständigkeit, Klar-

heit und Geschiedenheit so darzulegen, daß auch das blödeste Auge ihnen seine Anerkennung nicht versagen kann. Wir müssen uns vorjetzt mit diesen rohen Andeutungen begnügen, aber so viel soll doch gewiß unsern Lesern schon einleuchten, daß wir uns mit einer solchen Ansicht auf einem weit festern und unbeweglichern Grunde befinden, als der von unserm Verf. in gar luftigen Regionen gewonnene ist, und so vergönnen sie es uns gewiß, mit der Zeit dem Gebäude des Letztern gegenüber ein anderes, mit Gott wol tüchtigeres aufzuführen, in das wir jedoch, sollte jenes dann vielleicht schon zusammengebrochen sein, gar manches Material aus ihm, mit gebührender Anerkennung des mit ebenso viel Geist als Gewandtheit Vorbereiteten, einzubauen unvergessen sein würden. 59.

John Bethune.

Der Weltschmerz unserer Dichter ist zum guten Theile nur ihr eigener Schmerz nicht sowol darüber, daß die Welt nicht ihren Idealen entspricht, als darüber, daß die Welt nicht immer so gefällig ist, ihnen gerade die Stellung einzuräumen, die sie für sich, als vermeintliche Bevorrechtete des Geistes, erträumt hatten. Wenigstens ist in unsern Tagen die Welt so bescheiden geworden, beim Anblicke solcher Dichterthränen dieselben nicht sogleich auf ihre Rechnung zu setzen, sondern das Mitleid, welches man ihr allzu großmüthig schenkt, nicht blos zurückzuweisen, sondern auch zurückzugeben. Die verkannten Dichtertalente sollten in der That in vielen Fällen, statt sich in unnütze Klagen zu ergießen, damit anfangen, sich selbst und die Welt erkennen zu lernen. Kann man an das poetische Genie, welches sich über so manche Verhältnisse der prosaischen Welt freien Sinns hinausschwingt, nicht die Anfoderung stellen, daß es auch den Muth habe, die Beschwerden des alltäglichen Lebens gelassen zu ertragen? Es ist traurig, den Pegasus als Ackergaul erblicken zu müssen; aber in den meisten Fällen ist es nur ein Pseudopegasus, der selbst die größte Schuld daran hat, und widerlich ist es, wenn selbst der echte gerade für sich die fetteste Weide in Anspruch nimmt. Man empfindet ein wahres moralisches Wohlbehagen, wenn man einmal auf eine Erscheinung entgegengesetzter Art stößt, wenn man einen Mann trifft, der „keineswegs ein Günstling des Glücks, bald geduldig in der beschränkten, von den Verhältnissen ihm angewiesenen Stellung ausharrt, bald dieselbe durch innere Kraft zu erweitern strebt, durch die höhere Richtung seines Geistes sich nicht entmuthigen läßt über die niedrigen Verhältnisse des Lebens, sondern derselben vielmehr aus sich selbst heraus Bahn zu brechen weiß". Als einen solchen lernt man den englischen Dichter John Bethune aus der, einer vor nicht langer Zeit in Edinburg erschienenen Ausgabe seiner Gedichte beigegebenen Lebensskizze, verfaßt von seinem Bruder, kennen und schätzen, und theils um der Sache selbst willen, theils von dem oben angedeuteten Standpunkte aus scheint es nicht unpassend, einige Züge aus der interessanten Schilderung zusammenzustellen.

John Bethune stammte aus Fifeshire in Mittelschottland und war der Sohn eines Landarbeiters. In den engen Kreisen der Umgebung seines Geburtsorts bewegte sich sein ganzes Leben. In seinen Knabenjahren verrieth er gerade keine großen Fähigkeiten; im Gegentheile war er ziemlich schwerfällig und keineswegs eifrig zum Lernen. Frühzeitig ward er als Hirte gebraucht, wobei er manchmal kindische Stratageme ausfindig machte, um die Kühe zum Heimlaufen zu bringen und so seines Geschäfts ledig zu werden; nicht minder vertiefte er sich aber auch bei seiner Beschäftigung in die Erzählungen von den alten Märtyrern aus den Zeiten des Covenants, oder beschäftigte er sich mit Wiederhersagen der Gedichte von Burns, die er hatte vorlesen hören: die metrische Geschichte des Wallace Wight und der Bruce übte einen solchen Reiz auf ihn aus, daß er dadurch ungemein zum Erlernen des Lesens angespornt wurde. In ziemlich jungen Jahren war er auf Erwerb des eigenen Unterhalts angewiesen, der oft durch die schwierigsten Verrichtungen verdient werden mußte. So diente er in dem kalten Winter von 1823—24 in einem Alter von nicht ganz 13 Jahren als Steinklopfer auf der Straße zwischen Lindore und Newburgh; oft waren ihm wegen Mangel an Bewegung die Füße erstarrt; aber ohne sich zu beklagen, oder, wie Andere, heim zu laufen, suchte er sich durch drollige Bemerkungen darüber hinwegzusetzen, oder von Zeit zu Zeit durch heftiges Springen die natürliche Wärme wiederherzustellen. Durch eine Krankheit des Vaters, die schon seit mehren Jahren vorher gedauert hatte, und die zu seiner Wiederherstellung aufgewendeten Kosten war die Familie in beträchtliche Schulden gerathen. Der unabhängige Geist, welcher Bethune schon in früher Jugend eigenthümlich war, spornte ihn an, mit allen Kräften auf deren Abzahlung hinzuarbeiten: zu diesem Zwecke ertrug er jegliches persönliches Leiden, opferte er jede Vergnügung seiner Jugendjahre willig. Zugleich suchte er aber auch eine einträglichere Beschäftigung und ging deshalb im Dorfe Collessie zu einem Weber in die Lehre, bei welchem er, um die Lehrzeit abzukürzen, die doppelte Zeit arbeitete. Nach Ablauf derselben begann er das erlernte Geschäft im November 1825 auf eigene Rechnung zu betreiben: 10 Pf. St., die durch die strengste Sparsamkeit erübrigt worden waren, wurden auf Anschaffung des nöthigen Materials verwendet und ein in der unmittelbaren Nachbarschaft der Wohnung seines Vaters leerstehendes Haus zur Werkstätte eingerichtet. In Verbindung mit seinem Bruder, den er als Lehrling annahm, hoffte er auf diese Art seiner Familie ein besseres Einkommen zu sichern, was um so nöthiger war, da sein schon bejahrter, kränklicher Vater die Stelle als Förster, die er auf einem Gute versehen hatte, bei dessen Übergang an einen andern Besitzer verloren hatte und zur Verrichtung gewöhnlicher Handarbeit nicht mehr ausreichende Kräfte besaß. Aber leider zerstörten die Stockungen des Geschäfts in den Jahren 1825—26 sehr bald diese Hoffnungen. Um jene Zeit hatte Bethune durch einen Studenten vom College zu St.-Andrews in Fifeshire, welcher damals in Lochend eine kleine Schule errichtet hatte und ein gutes Talent im poetischen Vortrage besaß, die besten Stücke aus den Werken Scott's, Byron's, Moore's, Campbell's u. A. kennen gelernt. Nicht lange darnach begann er zu schreiben und seine geistige Entwickelung begann mächtig vorzuschreiten, als er durch eine starke Verletzung auf das Krankenlager geworfen wurde. Einen neuen Schatten von Hoffnung gab ihm seine Anstellung als Arbeiter in den Gärten und Pflanzungen von Inchrye, als im November 1829 ein neuer unglücklicher Zufall, der seinen Bruder durch eine Explosion beim Felsensprengen betraf, abermals die ganze Last der Erhaltung der Familie auf ihn wälzte, wozu noch die mit der größten Aufopferung verrichtete Pflege und Wartung des Bruders kam. Trotz aller dieser Widerwärtigkeiten behielt er geistige Kraft genug, sich, während er allein in den Gärten zu Inchrye arbeitete, mit abgerissenen poetischen Versuchen zu beschäftigen. Viele davon lassen sich kaum noch lesen; denn Bethune schrieb sie mit sehr kleinen Buchstaben auf Stücke Papier, in welche angekaufte Materialwaaren gewickelt gewesen waren, und auf anderes ähnliches Material; dazu waren sie lange Zeit dem Rauche und Staube ausgesetzt gewesen und gelegentlich wol auch mit Regenwasser, das durch das Dach tropfte, getränkt worden. Als er 18 Jahre alt war, nahm er sich vor, die Schwierigkeiten der Orthographie völlig zu überwinden. In dieser Absicht trug er ein kleines Buch: „The christian remembrancer", in welches er damals merkwürdig verliebt war, allenthalben in der Tasche bei sich, lernte auf dem Hin- und Herwege zu und von seinem Arbeitsorte, sowie während des Essens eins von den Gedichten, aus welchen es zur Hälfte bestand, auswendig, bis er sich die Schreibart jedes einzelnen Wortes fest ins Gedächtniß geprägt hatte, und fuhr da-

mit durch das ganze Buch fort. Dabei vernachlässigte er weder seine Arbeit noch die Pflichten gegen seine Nächsten auf irgend eine Weise. Er versäumte seine Arbeit keinen einzigen Tag, keine Stunde, wenn das Wetter es gestattete; war er jemals ärgerlich, so war es der Fall, wenn Regen oder tiefer Schnee ihn zu Hause hielten. Niemand konnte wol seine Zeit und seinen Beistand dem Bedürftigen mit größerer Bereitwilligkeit leihen als Bethune. Was er noch auf andere Weise verrichtete, ward ihm blos durch unverrückte Aufmerksamkeit auf einen beliebten Gegenstand möglich, welchem er die ganze Zeit widmete, die Andere auf Vergnügungen und ähnliche Zeitvertreibe wenden. Schon war der Keim zur Krankheit in seinem Körper, und doch ließ er sich weder in seiner Arbeit noch in seinem Studium behindern. Ein anderer Grundzug seines Charakters war Mildherzigkeit. Vom Monat März an, bis die Gartenzeit vorüber war, arbeitete er in der Regel von fünf Uhr früh bis sechs Uhr Abends. Kam er dann heim, so verzehrte er rasch ein Abendbrot und besorgte dann mehre Jahre hindurch die Arbeiten in den Gärten dreier Witwen so lange, als es noch hell war, oder, war die Jahreszeit schon weiter vorgerückt, bis zehn Uhr Abends. Hierin spiegelte sich zugleich sein frommes Wesen ab: der Name einer Witwe hatte für ihn eine geheiligte Bedeutung; er hatte in der Bibel die Verwünschungen gegen deren Unterdrücker und Beleidiger gelesen, sowie die beständigen Auffoderungen, ihnen mit Sanftmuth und Mitgefühl zu begegnen, und nun hätte ihn keine persönliche Rücksicht von jenen Dienstleistungen abhalten können, auf welche die Unterstützten in seinem Sinne einen gerechten Anspruch nach Gottes Wort hatten. Zum Beweise seiner Betriebsthätigkeit, sowie dafür, daß sein ärmlicher Verdienst, wie er es selbst nannte, nicht zur Befriedigung von Launen verwendet wurde, mag der Umstand dienen, daß er nach den frühern Unfällen in seiner Familie vor dem November 1832 bereits wieder 14 Pf. St. erspart hatte. Im Frühjahre 1830 hatte er sich noch in ziemlichen Schulden befunden; sein jährlicher Verdienst überstieg nur selten 19 Pf. St.; dabei hatte er immer zum guten Theile den Unterhalt seiner Familie zu bestreiten; auf die Anfoderungen der Mildthätigkeit verwendete er stets verhältnißmäßig beträchtliche Summen, noch mehr vielleicht auf Bücher; nach alledem kann man sich eine Vorstellung von seinem persönlichen Aufwande machen, welcher, Alles eingerechnet, jährlich höchstens 7 Pf. St. betragen konnte. Aber John Bethune sollte „auf keinen grünen Zweig kommen". Noch im Nov. 1832 erlitt sein Bruder in einem Steinbruche einen ähnlichen Unfall wie den frühern; und ehe er soweit hergestellt war, daß er seine Arbeit wiederaufnehmen konnte, war von den 14 Pf. St. der letzte Heller fortgegegangen: beide Brüder fingen, was pecuniaire Verhältnisse betrifft, das Leben von vorn an und hatten nichts als die Kleider auf ihrem Leibe, und diese selbst, nach den harten Diensten, die sie bereits hatten ausstehen müssen, in einem Zustande, der keine lange Dauer versprach.

Von seinem 19. Jahre an trug Bethune beständig ein Buch, einen Streifen Papier und einen Bleistift bei sich, um sich, wenn ihm im Verlauf seiner einsamen Arbeit eine gute Idee beifiel, eine Bemerkung zu machen und sie sich dadurch Abends wieder zurückrufen zu können. So ging er einst während der Zwischenzeit des Gottesdienstes auf dem Kirchhofe, wo ihm, wie von selbst, die ersten Verse des folgenden Gedichts beifielen, zu denen er dann am Montagsmorgen auf dem Wege zur Arbeit die übrigen fügte, worauf er es bei seiner Rückkunft am Abende seinem Bruder fertig vorlas; wir geben dasselbe als einzige Probe seiner Poesie in möglichst treuer Übersetzung:

Kirchhofshymne.

Ach! eine Stadt dort, stumm, erfüllt von Schauer!
Laßt drüber hin mich wandeln leis und ruhn
Auf gras'gen Straßen meinen Blick voll Trauer!
Wo sind die Kinder? wo ihr fröhlich Thun?
Ach! kalt und tief ist ihre Wiegenruh;
Die feuchten Würmer halten Wacht dazu.

Dies ist der Schönheit blasse Grenze; doch wo sind
Die Schönen, die sich nahten in des Abends Glanz,
Die alten Freunde führten, ehrfurchtvoll gesinnt,
Und Blumen pflückten aus des Lenzes Kranz?
Ach! Blumen, außer Todesblumen, blühn hier nie:
Die einst die lieblichsten, da unten schlafen sie.

Bevölkert ist der Ort; doch wo das Lärmen,
Der Käufer Schar auf emſ'gem Handelplatz,
Des Putzes Rauschen, wo der Gaffer Schwärmen,
Der Wechsler, wo der Kunstwerkstätten Schatz?
Ach! das Geschäft stockt mitten in der Bahn
Und Keiner fängt es hier von neuem an.

Dies ist der Größe Haus; wo aber sind
Des Übermüth'gen Prunk, das Lustgedräng
Des Reichen — wo des Ruhms, der Größe Kind —
Des Menschen-Schmetterlinges Festgepräng?
Ach! jeglich stolzes Haupt liegt hier gebeugt:
Von Schönheit nur der grüne Rasen zeugt.

Dies ist der Zuflucht Stätte und der Rast,
Wo ist der Niedre, den der Stolz verlacht —
Der Arme, der in banger Leidenslast
Des Morgens weint und seufzt in dunkler Nacht?
Die Seufzer sind verhaucht, gestillt der Schmerz;
Bei ihren Drängern ruht ihr müdes Herz.

Dies ist des Grames Stätte: Grabesruh
Zwar deckt ihn nicht: nein! oben, wo der Wind
Durch's hohe Gras hinweht, da suche du
Sie, die noch nicht des Todes Bürger sind,
Natur hat frei gemacht die in der Gruft
Und lächelt ihnen zu im Blütenduft.

Dies ist der Trauer Stätte. Freundesscharen
Beweinten Den, der nimmer Antwort gab,
Wo sind die Augen, die hier feuchte waren?
Ach! alles Leid und Weinen deckt das Grab.
Sie auch sind dort in jener stummen Stadt,
Wo Niemand Liebe, Thränen, Mitleid hat.

Dies ist des Schreckens Stätte, und es graut
Dem stärksten Aug', zu schaun das Schattenreich.
Doch christlich' Hoffen nach dem Himmel schaut,
Und Sorg' und Noth, woran die Welt so reich,
Gab längst dem scheuen Pilger Muth und Kraft
Und Sehnsucht nach dem Ziel der Wanderschaft.

Bis gegen das Ende 1835 betrieb Bethune, wenn er in seiner Wohnung war, sein Schreiben so heimlich, als wäre es ein Capitalverbrechen. In dem Hause befand sich ein einziges Zimmer; Bethune schrieb gewöhnlich an dem Feuer, indem ein altes Schreibebuch, das Papier darauf zu legen, auf seinen Knien ruhte: dies war zeitlebens sein Schreibepult. Auf dem Tische, den man im Hause hatte, lag beständig eine alte Zeitung: sobald man sich Jemanden nähern hörte, mußte diese als eine Decke dienen, unter welche das ganze Schreibmaterial versteckt ward, worauf Bethune in der Regel ein Buch zur Hand nahm, sodaß, wenn der Besuch eintrat, es den Anschein hatte, als lese er. Die beständige Vorsicht, die er sonach nöthig hatte, um nicht entdeckt zu werden, die häufigen Unterbrechungen, denen er ausgesetzt war, verleideten ihn aber dieses Verfahren ungemein; er wünschte daher ein besonderes Gemach zu haben, in welches er sich mit seinen Papieren zurückziehen könne. Um diesen Wunsch auszuführen, war es zuvörderst nothwendig, ein neues Fenster im Hause anzubringen, sodann einen besondern Herd zu bauen. Das letztere vollführten beide Brüder, indem sie eine Woche lang des Nachts arbeiteten. Es war fast Mitternacht, als sie ihr Werk zu Ende führten; noch in derselben Nacht versuchten sie Feuer darauf zu machen, fanden aber, daß sie die Construction so falsch eingerichtet hatten, daß diesem aller Luftzug mangelte, wodurch das ganze Haus mit Rauch erfüllt ward. Am folgenden Abende mußte das Ganze wieder

eingerissen und dann von neuem begonnen werden. Diesmal gelang es. Obgleich nun noch Vieles zur völligen Absonderung zu thun übrig war, so sah John doch bereits mit Freude den langen Winterabenden entgegen, an welchen er in behaglicher Ruhe sich seinen literarischen Freuden ungestört würde hingeben können. Aber auch des Glücks sollte Bethune sich nicht freuen, ohne eine andere Freude dadurch gestört zu sehen: nur einen Abend lang konnte er sich seines Herdes freuen: er ward am folgenden Tage als Aufseher bei den Gärten in Inchrye, wo er zeither als Diener gearbeitet hatte, angestellt und mußte deshalb sich dorthin übersiedeln. Er erhielt einen jährlichen Gehalt von 26 Pf. St. nebst Futter für eine Kuh, und verbesserte daher seine Stellung bedeutend; aber der Bau in dem alten Hause zu Lochend war nun umsonst. Sein Bruder begleitete ihn als Gehülfe. Da beide Brüder die einzigen Bewohner eines abgesonderten Hauses waren, so schien dies seinen abendlichen Studien allerdings entsprechender als das frühere Verhältniß. Allein auf dem Gute, wo er angestellt war, waren eine Masse Verbesserungen nöthig: der Besitzer wünschte einen schriftlichen Bericht darüber, sowie über die Mittel der besten und zugleich billigsten Ausführung. Bethune betrachtete sowol seine geistigen als körperlichen Kräfte als im Dienste seines Herrn; er gab daher kurz nach dem Antritte seiner Stelle die Literatur ganz auf und verwendete seine Abende nur auf jenen Gegenstand. Die günstigen äußern Verhältnisse, in welchen er hier lebte, waren leider von keiner langen Dauer: die Besitzung ward im Sommer 1836 verkauft und der neue Herr kündigte ihm für den Ablauf des Dienstjahrs die Stelle auf; am Abende des 10. Novembers wanderte Bethune von Inchrye wieder zurück nach Lochend. „Was wir auch zurückgelassen haben mögen", sagte er unterwegs zu seinem Bruder, „ich denke nicht, daß Jemand uns beschuldigen könne, mehr von Inchrye weggebracht zu haben, als wir dahin mitgenommen haben." Ohne Säumen unterwarf er sich alsbald um seines und der Seinigen Unterhalts willen der Beschäftigung als gewöhnlicher Straßenarbeiter. Was früher vorbereitet und durch seine Übersiedelung nach Inchrye unterbrochen worden war, wurde wieder vorgenommen, und nach wenigen Abenden hatte er die Freude, in dem vollendeten besondern Gemache bei einem angenehmen Feuer seinen Platz zu nehmen. In demselben Winter las er eines Abends in einer Zeitung einen Bericht über eine Reihe Vorlesungen über politische Ökonomie, die in einer Provinzialstadt gehalten werden sollten. Der Gegenstand erregte seine Aufmerksamkeit, er legte das Blatt weg, sann einige Minuten nach und theilte seinem Bruder mit, daß er auf einen höchst wichtigen Stoff gestoßen zu sein glaube, den noch kein Schriftsteller aufgenommen habe: er meine darunter weder politische, noch Ackerbau-, noch häusliche Ökonomie, sondern eine solche, wie er sie selbst mit seinem Bruder in Ausübung gebracht habe. Würde diese auch von Andern angenommen, so würde ein viel größerer Theil des Volks im Stande sein, unabhängig, nur von ihrem eigenen Verdienste zu leben. Dies war die Veranlassung zu Vorlesungen über praktische Ökonomie: sie bildete für mehre folgende Abende den Stoff der Unterhaltung. Es ward in Erwägung gezogen, wie oft die Bethune selbst veranlaßt worden waren, Bettler oder andere in ähnlichen Verhältnissen Befindliche zu unterstützen, zuweilen bis zum Übermaße ihrer beschränkten Kräfte, und wie dadurch dennoch kein handgreiflicher Erfolg hervorgebracht worden sei; würde es dagegen gelingen, auch nur Wenige zu lehren, wie man es vermeiden müsse, sich in Verlegenheit und Abhängigkeit zu bringen, so würde dies ein patriotischeres Unternehmen sein, als Unterstützung derselben, nachdem sie Opfer der Armuth und des Elends geworden. Die Sache konnte übrigens dem eigenen Interesse Bethune's zusagen: man konnte eine Reihe von Vorlesungen in den Städten und Dörfern rings in der Runde halten, durch die Einnahme von den Eintrittskarten etwas Geld verdienen und endlich, wenn die Sache Anklang gefunden hätte, das Manuscript an einen Buchhändler verkaufen. Bethune malte sich dieses Project mit der ganzen Glut seiner Phantasie aus: freilich vergaß er dabei die Schwierigkeit, die Massen zu überzeugen, daß der Wohlstand des Landes, wie der des Individuums im großen Maßstabe davon abhänge, daß jeder Einzelne etwas über seinen Bedarf producire oder spare. Indessen die Vorlesungen wurden geschrieben, und zwar ganz auf dieselbe Weise, mit demselben Material, wie schon öfters erwähnt worden ist.

Noch mag als bezeichnend für Bethune's Charakterschilderung erwähnt werden, daß er, um seine bejahrten Ältern nicht der Nothwendigkeit ausgesetzt zu sehen, je nach der Laune eines Gutsbesitzers, wie es dem armen Volke in Schottland häufig begegnet, die Wohnung wechseln zu müssen, sich im Sommer 1837 vornahm, ein eigenes Haus zu bauen, die Ausführung mit alleiniger Hülfe seines Bruders und zuweilen eines Maurers, sowie mit einem ersparten Capitale von 30 Pf. St. am 26. Juli wirklich begann und dieselbe mit eiserner Ausdauer, zugleich aber mit Erschöpfung aller Kräfte und Mittel so durchführte, daß die Familie am 9. Nov. die neue Wohnung beziehen konnte. Nach unermüdlichen Versuchen erlangte Bethune nebst seinem Bruder endlich einen literarischen Ruf: mannichfaltige, wenn auch im Ganzen dürftige Aussichten öffneten sich in dieser Hinsicht; das schon angedeutete Werk ward nicht ohne einträglichen Erfolg durchgesetzt; zu den 1838 erschienenen „Tales and sketches of the scottish peasantry" lieferte Bethune einen Theil der Beiträge. Allein seine schon untergrabene Gesundheit begann 1839 vollends zu wanken: er siechte mehre Monate lang hin und erreichte am 1. Sept. desselben Jahres das Ende seines Lebens. John's Biograph und Bruder, A. Bethune, will den Ertrag der Ausgabe der gesammelten Gedichte zur Errichtung eines Grabsteins für den Verstorbenen verwenden, ein Vorsatz, an sich lobenswerth, durch welchen er aber seine zarte Anhänglichkeit an den todten Bruder kaum stärker bethätigen, für die Erhaltung von dessen Andenken kaum besser wirken kann, als es bereits durch die Lebensskizze aus seiner Feder geschehen ist. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 334. —— 30. November 1841.

Moden und Trachten. Fragmente zur Geschichte des Costums von H. Hauff. Stuttgart, Cotta. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Man darf sich mit dem Verf. wundern, daß noch keinem dazu Berufenen der Gedanke gekommen ist, eine Geschichte der europäischen Kleidertracht zu schreiben, welche, nach des Verf. Ansicht, vielmehr eine Philosophie der Geschichte der Tracht als eine eigentliche Geschichte derselben werden müßte. Der Verf. ist bescheiden genug einzugestehen, daß seine Fragmente, die früher als Journalartikel im „Morgenblatt" erschienen waren und hier ohne eigentlichen Zusammenhang, jedoch überarbeitet, aneinander gereiht sind, wie etwa sauber gereinigte feine Wäsche an einer Leine, nur als leichte Studien über diesen Gegenstand anzusehen seien; ihre Entstehung sei rein zufällig, wie ihm eine Neuerung in der Tracht, irgend eine auffallende männliche oder weibliche Figur oder die Lecture Stoff zu Betrachtungen gegeben habe. Als Materialien zu einer künftigen Geschichte der Tracht würden sie wol von keinem Werthe sein, aber vielleicht könnten sie doch Anlaß geben, daß eine solche Geschichte überhaupt versucht würde, die, wenn sie auch gering ausfiele, doch dem künftigen wahren Meister des Stoffs die Arbeit erleichtern könnte.

Es hat sich in unserer Zeit eine wahrhafte Manie geltend gemacht, das Innere eines Menschen aus dem Kleiderstoffe, der an ihm hängt, und aus der Art, wie er an ihm hängt, zu begreifen und zu erklären. Wol gab es eine Zeit, wo der Mensch nur in seiner Wesenheit erfaßt wurde, ohne seine äußere Hülle, die ja jeden Abend von ihm abfällt und außerdem je nach Gelegenheit, Beruf und Bedürfniß wechselt, dabei in Rechnung zu bringen. Jetzt muß Jeder darauf gefaßt sein, nicht blos die ihm angeborene Haut, sondern auch die zweite noch äußerlichere, nämlich die, welche von der Woll- und Schneiderschere herstammt, zu Markte tragen zu müssen, um darnach seinen Werth öffentlich abgeschätzt zu sehen. Lavater stand noch um ein Bedeutendes höher als wir; er tastete auf dem Gesichte die geistigen Eigenschaften eines Menschen ab, wir fangen an sie an den Kleidern abzutasten, und ein unbezahlter feiner Rock scheint uns für die Noblesse eines Menschen — denn von eigentlichem moralischen Werth, von Solidität bei einem Menschen zu sprechen, wäre Pedanterie — mehr Garantie zu leisten als ein bezahlter grober. Die Hauptsache ist: tragt gut zubereitete feine Kleider! Das ist das erste und einzige Gebot; wie ihr dazu kommt, kann der Gesellschaft gleichgültig sein, und wie ihr mit euern Schneidern und Finanzen fertig werdet, da sehet selbst zu! Tragt Lumpen in euerm Gewissen, nur nicht auf euerm Leibe! Seid fleckig und schmuzig in der Seele, nur nicht auf dem Rocke! Seid Bettelmönche von Gemüth, Herzen, Charakter, nur nicht in eurer äußern Erscheinung! Zuletzt sieht es fast aus, als wären die Röcke unserer Fashionabels bestimmt, nicht ihre Leiber einzuhüllen, sondern ihre Leiber bestimmt, die Röcke auszufüllen, sodaß der Rock als Zweck, der Leib nur als Mittel erscheint, den Zweck oder die Idee des Rockes ans Licht zu stellen. Es war, nach dem Vorgange der Franzosen, der jüngern deutschen Literatur vorbehalten, das Kleid eines Menschen zum Maßstabe für die Beurtheilung seines Innern zu nehmen, wie die feine Gesellschaft, für welche und aus welcher heraus sie ja schreiben, auch zu thun gewohnt ist. Nicht als ob man dabei die natürliche Haut ganz außer Acht ließe, im Gegentheil, man würde die Beurtheilung und Darstellung eines Menschen gern bis auf die Gestalt der Fußknöchel und Fußzehen und andere Dinge der mysteriösen Unterhälfte am menschlichen Körper erstrecken, wenn man nicht zufällig diese Unterhälfte sittsam zu verhüllen und den prüfenden Blicken unserer modernen Charakteristiker zu entziehen gewohnt wäre; aber die Hauptsache bleibt doch immer die Schneiderarbeit. Unsere Zeit ist allerdings mit einem tüchtigen Hange zur Auffassung von Äußerlichkeiten begabt. Jeder Romanschriftsteller schildert seinen Lieblingshelden oder seine Lieblingsheldin von der äußersten Haar- bis zur äußersten Fußspitze; Auge, Nase, Bart, Arm, Bein, Ober- und Unterleib, die ganze Gewandung werden aufs liebenswürdigste ausgemalt, wie andererseits der Schuft auch in der äußern Erscheinung schuftig aussehen muß; zuletzt löst sich der ganze Charakter in Draperie auf. Da ist nur noch ein kleiner Schritt zu dem weitern Verfahren, daß man die Draperie in den Charakter des Dargestellten auflöst, d. h. man beschreibt folgendergestalt: so geht, so steht, so trägt sich der Mensch, so spricht, so bewegt er sich, so hält er die Hände, so knüpft er das Halstuch u. s. w. Hieraus

ergibt sich von selbst, daß sein Charakter dieser ist oder jener. Hat man doch sogar ganze Charakteristiken berühmter Männer geliefert, indem man ihre Schriftzüge zu Grunde legte und daraus ihre Verdienste um Literatur, Kunst und Wissenschaft, ihre Eigenthümlichkeit zu sein, zu schreiben und zu denken ableitete!

Man kann indeß nicht leugnen, daß die äußere Erscheinung durch den Charakter des Menschen wenigstens regulirt wird. Ein reinliches Kleid, eine reinliche Seele! wird allerdings nicht so oft passen als: ein schmuziges Kleid, eine schmuzige Seele! Der Geist einer Zeit wirkt auch, um so zu sagen, auf den Geist der Tracht zurück, und die Tracht ihrerseits wird auf den Einzelnen, mithin auf die Gesammtheit, auf den Charakter der Zeit nicht ohne Einfluß bleiben. Je einfacher eine Zeit, desto einfacher die Kleidung, je zusammengesetzter jene, desto zusammengesetzter auch diese. Gelänge es, die Allongeperücken oder die Zöpfe wieder einzuführen, so würde dies nicht ohne Rückwirkung auf den Charakter der Menschen, auf den Charakter der Zeit geschehen können, aber die Zeit selbst sträubt sich gegen Zopf und Allongeperücke, weniger aus ästhetischen Gründen als aus Gründen der Bequemlichkeit und weil sie jedem absonderlichen Merkmal abhold ist. Die plastische, man möchte sagen sculpturale Gewandung der alten Griechen findet ihre Entstehung in dem plastischen Geiste der Nation selbst; unsere gegenwärtige steifgegliederte Tracht, wenigstens die männliche, wäre den alten Griechen ein Greuel gewesen; aber die Plastik der antiken Gewandung wirkte auch auf jeden Einzelnen, der sie trug, wohlthätig zurück und war ein ebenso nothwendiges, in die Harmonie des ganzen griechischen Lebens eingreifendes Element wie alles Andere. Diese nationale Wirksamkeit der Kleidung, um so zu sagen, und wiederum die nationale Ursachlichkeit, aus der die Kleidung hervorgegangen, dies nachzuweisen müßte eben der Hauptzweck eines Buches über die Trachten sein, wie es der Verf. in Aussicht stellt. Leider hat der Verf. gerade nach dieser Seite hin wenig geleistet und höchstens einzelne mehr ironische Andeutungen gegeben, da doch die fragmentarische Form dieser Aufsätze eben darum, weil sie fragmentarisch ist, hinlänglich Gelegenheit bot, abschweifungsweise diesen Punkt zu berühren.

Der erste Aufsatz des Buches „Vor und nach der Revolution" schildert den Kriegs- und Siegeszug der Pantalons und Stiefeln gegen das haut-de-chausse, bas-de-chausse und den Schnallenschuh. Interessanter ist in demselben Capitel eine Betrachtung der Umwandlungen, welche die weibliche Tracht durch die Revolution erfahren hat. Im Gegensatz der weiblichen Trachten des Alterthums ist das Mieder oder Corset das typische Stück des spätern abendländischen Costums. Die untere Linie des Corsets schneidet die weibliche Gestalt in zwei Hälften, in eine obere kürzere und in eine untere, längere und breitere. Ob jene Linie weiter hinauf oder weiter hinabgerückt wurde, dies war es vorzüglich und ist es noch, was stets die weiblichen Moden dominirte. Die Weibertracht aus den Zeiten Ludwig's XIV. mit Puder, Mieder und Poschen überdauerte noch den Höhepunkt der Revolution; in diesem Costum, dem die Vorschläge jakobinischer Künstler nichts anhaben konnten, bestiegen die Aristokratinnen das Blutgerüste; erst 1794 trat zu der großen politischen Revolution jene durchgreifende Revolution in der weiblichen Tracht hinzu, welche 1795 durch ganz Europa epidemisch wurde. Ob der Hauptanstoß von Paris oder London gekommen, ist nicht recht zu ermitteln; einerseits hatte man in Paris schon früher antike Kleidermuster versucht, andererseits waren die Engländerinnen schon seit dem amerikanischen Freiheitskriege auf größere Simplicität und Natürlichkeit des Costums bedacht gewesen. In dem genannten Jahre kam auf einmal ein hemdartiges, meist weißes Gewand auf, welches, um Brust und Arm knapp und sparsam, dicht unter dem Busen gegürtet und von der möglichst weit hinaufgerückten Taille weit herabfließend, fast die ganze weibliche Bekleidung bildete. Die Linonchemise nahm immer mehr und buchstäblicher den Charakter eines bloßen Hemdes an, zuletzt hatte dieses gar keinen Gürtel mehr, und beim Wechsel des Jahrhunderts erscheinen Entblößungen, welche eine Umkehr geradezu physisch nothwendig machten. Diese Kleidung hob die Aristokratie der Reize, das persönliche Verdienst, stand aber kurzen Figuren desto schlechter. In keiner Periode, sagt der Verf., ist übrigens die Wechselwirkung zwischen der herrschenden Denk- und Gefühlsweise und der äußern Sitte, oder dem Costum im weitesten Sinne, schaubarer blosgelegt. Schade, daß Hr. Hauff diesen interessanten Punkt nur andeutet und unerörtert läßt. Dieser Gräcismus ergriff auch den Kopfputz, und die eigentlich runde Frisur à la Grecque, die seitdem herrschender Typus geblieben, kam um 1796 auf. Mitten in der weiblichen Griechheit (1799) bricht ein Berichterstatter des den ältern Leserinnen wohlbekannten scharlachrothen Modejournals in den kläglichen Ruf aus: „Die goldenen Zeiten des Corsets und der weiten, derben Gros-de-Napleskleider — werden sie nie wiederkehren?" Sie seien wiedergekehrt, behauptet Hr. Hauff. Schon im zweiten Jahrzehnd unsers Jahrhunderts fühlte man wieder das Bedürfniß nach Zurückführung einer festen Taille; das Kleid fiel noch immer glatt über die Hüften, aber der Bildungstrieb wendete sich vorzugsweise dem Oberleib zu; die platten schüchternen Armbauschen schwollen zum eigentlichen Puffärmel auf, dieser zum Gigot und dieser zum ausgearteten ungeheuern Ballonärmel. Hiermit war das Extrem auf dieser Seite erreicht und machte sich alsbald an den Hüften Platz, nachdem es den Oberkörper verlassen. Seitdem ahmte man sogar wie im Ameublement so im Costum den Rococostyl nach und verschmolz alte Themata mit modernen Variationen. Hr. Hauff sagt am Schlusse dieses Capitels:

> Der gegenwärtig herrschende weibliche Kopfputz in seiner Gesammtheit ist derjenige Theil der weiblichen Modetracht, der am Ende noch am ehesten als etwas Ganzes, Charakteristisches, der Zeit Eigenthümliches dasteht; der übrige Anzug dagegen ist wahrhaftig nichts als ein Cento aus allen Epochen der Schneiderpoesie des vorigen, ja des vorvorigen Jahrhunderts. Auch die französischen Modeberichterstatter kommen immer wieder,

oft klagend, auf diesen Gedanken zurück. Es sind schlimme Aussichten für eine eigenthümliche Tracht unsers merkwürdigen Jahrhunderts, wenn die eigentlichen Poeten in diesem Fache, statt zu schaffen, über das Schaffen philosophiren. Als die Wämmser und Krägen geschnitten wurden, die Rubens und van Dyk malten, schrieb kein Mensch über Moden. Aber unsere Zeit sucht ja in ihren kritischen Intelligenzblättern täglich auch einen Baustyl, eine Malerschule, eine neue Poesie und gar eine dramatische Kunst — — — —. So lang sie dergleichen sucht, wird sie es gewiß nicht finden.

Das zweite Capitel handelt von der männlichen Tracht. Der Verf. sagt:

„Man kann mit Sicherheit behaupten, daß man sich kaum je geschmackloser, steifer und armseliger zugleich gekleidet hat als gegenwärtig. Um nicht weiter zurückzugehen als zu den nobeln Bildern eines Rubens und van Dyk: der fallende Kragen am freien Hals, das knappe Wamms mit dem phantastisch ausgeweiteten Ärmel, die stattliche Beinbekleidung, wie anmuthig und bequem schlossen sie sich aneinander! wie malerisch streng zeichnete diese Tracht die Gestalt des schlichten Mannes oder des Soldaten, und wie natürlich fügte sie sich doch dem reichsten Schmuck und der phantastischen Laune des Vornehmen! Und noch das Costum des vorigen Jahrhunderts, so abgeschmackt es uns jetzt vorkommt, war es nicht wenigstens lebendiger, beredtsamer als das unserige? — Jetzt aber, wie knapp, eng, dürftig, kaum zureichend das Nothwendige, und das überflüssige wie arm und ungeschickt!"

Hierauf folgt eine interessante Charakteristik des Fracks, der alle politischen Revolutionen überdauert hat, als die allgemeine Uniform des Culturmenschen, unter deren Flügeln das monarchische Princip sicher geborgen scheint.

„Physiognomie der männlichen Welt sonst und jetzt. — Eleganz" ist die Überschrift des dritten Aufsatzes, dessen erste Hälfte besonders die Gleichmäßigkeit, welche gegenwärtig in der geistigen Welt wie in der Bekleidung herrscht, zum Gegenstande hat. Hierin liegt allerdings etwas Demokratisches, aber es ist auch viel lebendiges Element, was auf den Gegensätzen beruht, viel Prächtiges, Herrliches und Charakteristisches weggefallen, und wir haben nur noch das einförmige Aschgrau des Einerlei — eine weite Fläche, wo das Auge unstät hin und wieder läuft, ohne an irgend einem hervortretenden Gegenstand zu haften. Hieraus macht der Verf. einige Schlüsse auf die Komödianten und auf das moderne Lustspiel überhaupt, für welches leider nur die Eleganz, die höchstens vom individuellen Geschmacke modificirte Uniform der Fashion übrig geblieben ist; er erinnert hierbei an Bauernfeld.

Eine sehr gute Persifflage enthält der vierte Aufsatz unter der Überschrift „Zoologisches Fragment". Hier werden die verschiedenen Arten der Dandies und Stutzer wie Thiere in einer Naturgeschichte gruppirt, classificirt und beschrieben, doch könnte der glückliche und witzige Einfall theilweise noch glücklicher und witziger ausgeführt sein. Die Species sind: Elegans crotalus, die Klapperschlange (Dandy-Lovelace; Élégant suborneur); Elegans facetus, der feine gute Gesellschafter (Dandy-fine-wit, élégant bel-esprit); Elegans fatuus, der feine Strohmann (élégant niais, dull-dandy); Elegans decrepitus, der feine alte Junggeselle; Elegans martyr, der Modekreuzträger.

Der fünfte Aufsatz handelt von der Volkstracht und Modetracht; der sechste von der weiblichen Eleganz; der siebente trägt die Überschrift „Der deutsche Pariser", wobei eine hübsche Anekdote von einem französischen Deputirten aus der Provinz erzählt wird, welcher sich in Paris einen Frack bestellte; der Anschlag war 150 Fr.; dem Deputirten erschien, wie billig, die Summe zu hoch und er accordirte mit dem Schneider auf das bloße Macherlohn, da er selbst das Tuch besorgen wolle. Der Frack gerieth wundervoll.

„Wie viel bin ich schuldig?" fragte der Deputirte. „Wie schon gesagt, 150 Francs", antwortete der Kleiderkünstler. — „Ja, aber Sie wissen wol nicht mehr, daß ich das Tuch dazu gegeben?" — „Das Tuch! was liegt am Tuch? Wenn ich einen Frack construire, so ist der Zeuch völlig Nebensache gegen die Façon, die Ausführung. Ich schlage das Macherlohn zu 150 Fr. an und gebe das Tuch darein."

Der achte Aufsatz ist überschrieben „Typen der Trachten"; der neunte behandelt „Antike Tracht und weibliche historische Bildung", worin vielfach W. A. Becker's „Gallus" benutzt und Terenz und Plautus citirt werden. Der Verf. räth gelegentlich, beim historischen Unterricht in weiblichen Erziehungsanstalten Sitten und Gebräuche aller Völker, häusliche und öffentliche, Trachten und Lebensformen aller Art, Geräthe, Geschirre, Hauben, Schnürleiber, Geschmeide, kurz alle weiblichen Waffenstücke auszustreuen, und von Dynastien, Schlachtfeldern, Eroberungen, gefallenen Reichen, Concilien und Friedensschlüssen nur das Unentbehrlichste darunter zu mischen. Manche gebildete junge Dame habe die Weltgeschichte nach ihren Perioden an der Schnur und behalte sie auch, so lange ihr Herz keine Geschichte habe. Dagegen falle ein neuer Ärmel, eine neue Haube wie ein Wunder in ihr Leben, wie ein Ereigniß ohne Zusammenhang, und es würde auch nur zu oft so ergriffen, als ob es mit nichts zusammenzuhängen brauche.

Interessanter als die nächst vorhergehenden gestaltet sich der zehnte Aufsatz des Buches mit der Überschrift „Verfeinerung". Der Gegenstand ist hier mehr historisch als reflectirend und raisonnirend behandelt. Da gehen an uns in bunter Schau vorüber die Tapperte, Mantelkleider, welche um 1350 in Deutschland aufkamen, die Schnabelschuhe (Schneffelschuh), die Gugeln (Kugeln), eine Art Hauben, das Vorbild unserer Toquen, die Schellentracht, indem man nicht blos am untersten Saume der Kleider, sondern auch an Schuhen, am Halskragen, am Gürtel Schellen trug, und viele andere Auswüchse und Absonderlichkeiten des Costums in älterer Zeit. Eine zum Theil spaßhafte Unterhaltung gewähren auch die von Hauff mitgetheilten landesherrlichen Verordnungen wider den Luxus, die schon durch ihre naive Ausdrucksweise dem Leser ein Lächeln abnöthigen. Noch origineller ist eine hier abgedruckte Stelle aus Georg Friedrich Messerschmid's Predigt über den Text: „Foeminae sunt viscerum diaboli, eß sein die Weiber des Teuffels Leimrutten", welche 1615 zu Strasburg gedruckt worden.

Die nächste Betrachtung, die elfte, ist dem Hute gewidmet und in diesem Capitel ein merkwürdiges Raisonnement über die Theorie der Hutconstruction mitgetheilt, dessen Urheber der pariser Hutmacher Jay ist, welcher in

den pariser Journalen philosophische Bemerkungen über seine Kunst zu veröffentlichen pflegt. Die letzte Betrachtung, die zwölfte, betrifft den männlichen Haarputz und ist jedenfalls die ausgearbeitetste und interessanteste des Buches; auch kommt sie an Erschöpfung des Materials und an Umfang dem Begriffe einer wirklichen Abhandlung am nächsten und erfüllt noch am meisten Das, was wir als letzten Zweck einer Geschichte der Moden anerkennen mußten, nämlich nachzuweisen, wie sich Mode und Zeitcharakter gegenseitig bestimmen und ineinander bilden. Wir sehen hier die Wandlungen der Haartracht, die Perücke, den Zopf, den Haarbeutel sammt dem Puder in nähere historische Betrachtung gezogen und nachgewiesen, was sie eigentlich besagten und für ihre Zeit bedeuten wollten. Auch in der Geschichte dieser oft so bizarren Kleingegenstände verkündet sich jene historische Nothwendigkeit, welche alle Lebenserscheinungen beherrscht und ihr Entstehen, Vergehen und die neuen Geburten, in welche sie sich wandeln, bestimmt. Der Bart, der immer in einem gewissen Verhältniß zu der jeweiligen Methode, das Haar zu tragen, gestanden hat, erlebt in dieser Abhandlung seine Geschichtschreibung.

Diese zwölf Aufsätze tragen mehr ein journalistisches als ein buchliches Gepräge, worauf sie auch keinen Anspruch machen. Doch wollen wir dem Verf. Dank wissen, daß er sie gesammelt hat; sie enthalten für beide Geschlechter des Anregenden und Anziehenden viel und sind im Ganzen eine unterhaltende Lecture, welche nur hier und da durch allzu minutiöse, sogar etwas inhaltlose Partien schleppend wird. Diese finden sich besonders in den ziemlich unbedeutenden Aufsätzen Nr. 2, 5 u. 6. Der Styl ist dem Inhalt entsprechend, zierlich, fast künstlich, sauber toilettenartig; doch fehlt es ihm an Frische und eigentlichem Colorit; er steht oft an jener Grenze, wo sich die Kunst in bloße Künstelei verliert — ein Fehler, der für den modernen belletristischen Styl überhaupt charakteristisch ist. Hierin ist der Einfluß der französischen Manier, welcher man jedoch viel mehr Wärme und Ursprünglichkeit zugestehen muß, nicht zu verkennen. Ohne gerade hervorstechend witzig zu sein, hat sich der Verf. doch viele pikante Wendungen zu eigen gemacht, die dem Witze ähnlich sehen. Aber die moderne Sucht, das Gewöhnlichste auf ungewöhnliche Weise zu sagen und geringfügigen Dingen hochtrabende Attribute und Verrichtungen zu ertheilen, etwa durch mächtige Bilder und malerische Gleichnisse, drängt sich auch bei ihm oft störend hervor. Dadurch entsteht nicht selten ein Überfluß an Worten und Gleichnissen, welcher die Lecture erschwert, statt sie pikant und angenehm zu machen. Wenn der Verf. sagt: „Der Pantalon war bestimmt, das männliche Bein auf der ganzen cultivirten Erde zu erobern", oder: „Die neue Tracht beschrieb dabei, indem sie die Gesellschaft durchdrang, eine Linie, welche alle Ideen zu verfolgen pflegen, ob sie von Schneidern oder von Staatsmännern realisirt werden", oder: „Der Pantalon eroberte jetzt demokratisch vollends alle Positionen, welche die alte Anstandstracht bisher festgehalten hatte", oder: „Die rohe Naturalismus, der in früherer Zeit die Individuen allen zufälligen Verirrungen des Putz- und Neuerungstriebes preisgab, hat einer gebildeten chromatischen Sprache Platz gemacht" u. s. w., so könnte Alles dies ebenso gut von einem stylistischen Anhänger des sogenannten jungen Deutschlands geschrieben sein. Dieser Styl, bei Hauff nur pretiös und im geringsten nicht unkeusch, liegt übrigens in der Atmosphäre, und vor den Einflüssen der Atmosphäre ist es schwer, sich in Acht zu nehmen. In einer Periode, wo Leute, welche wie Seneca pretiös schreiben, von aller Welt gelesen und gefeiert werden, sind die Livius und Cicero des Styls bereits eine Unmöglichkeit geworden. Übrigens entschuldigt bei Hauff der zierliche und doch oft so fade und winzige Stoff Vieles; der modische Gegenstand foderte, auch in modischer Schreibart behandelt zu werden. 18.

Bibliographie.

An die hohen Regierungen Deutschlands. Von einem Lehrer. Gr. 8. Leipzig, Wunder. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Blumenlese aus Hippel's Schriften von K. L. Kannegießer. 8. Breslau, Leuckart. 10 Ngr. (8 Gr.)

Eylert, F. R., Rückblicke auf Amerika, oder: Bekenntnisse eines ausgewanderten Poeten. 3 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 4 Thlr.

Poetische Flora oder: Gedichte neuester Zeit. Der belehrenden Unterhaltung wie auch der Liebe und Freundschaft geweiht von Fr. v. A . . . 12. Quedlinburg, Ernst. 1842. 15 Ngr. (12 Gr.)

Milton's verlornes Paradies. Aus dem Englischen übersetzt von Kottenkamp. Nebst einer Biographie Milton's, vom Übersetzer verfaßt. Mit 2 Stahlstichen. Gr. 16. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1 Thlr.

Des Juden Philo Buch von der Weltschöpfung. Herausgegeben und erklärt von J. G. Müller. Gr. 8. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Rückert, Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 4tes Bändchen. 2te Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Sammlung kleiner interessanter Erzählungen. 8. Rostock, Oeberg. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Sternau, C. O., Knospen. Gedichte. Gr. 12. Magdeburg, Baensch. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Studenten-Musen-Almanach für das Jahr 1842. Enthaltend Gedichte von im Jahre 1841 in Breslau Studirenden. Gr. 16. Breslau, Freund. 1 Thlr.

Das Tyroler-Bauernspiel. Charaktergemälde aus den Jahren 1809 — 1816. 2 Bände. Gr. 12. Magdeburg, Baensch. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Unger, F. W., Die altdeutsche Gerichts-Verfassung Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 1842. 2 Thlr.

Viel Castel, Horace de, Bertrand von Kergolt. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22½ Ngr. (2 Thlr. 18 Gr.)

— —, Fräulein von Verdün. Aus dem Französischen übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Weltgegenden. Herausgegeben von Chlodwig. Mit Beiträgen von Theodor Apel. Berthold Auerbach. Ludwig Bechstein u. s. w. 1ster Jahrg. 3ter Band. Westen. 8. Cottbus, Meyer. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Zernecke, W. F., über Preßfreiheit und Censur-Gesetze. Gr. 8. Danzig, Gerhard. 5 Ngr. (4 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 335. —— 1. December 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Ernst von Münch und seine letzten Schriften.

Deutschland hat wieder einen von den Männern verloren, die es mit Stolz die Seinen nennt. Der Mann, den ich meine, der glänzte nicht in einer hohen Stellung, der sah nicht seine Befehle von feigen und feilen Dienern erfüllt, er war ein selbständiger, kräftiger, tapferer Mann — Ernst Münch. Wer nur eine entfernte Bekanntschaft mit Münch gemacht hat, der hat es erfahren, daß der Mann ausgezeichnet war durch jene Klarheit des Geistes, deren göttlicher Funke nicht erlischt, wenn der Qualm und Brodem giftiger Dünste umher auch noch so erstickend wird. Diese Klarheit des Geistes erschien in Ernst Münch nicht blos als solche, sondern sie potenzirte sich zur Weisheit und offenbarte sich als eine Vereinigung von σοφία und φρόνησις, die von Aristoteles ἀρετὴ διανοητικὴ genannt wird. Fern war von ihm jene Kälte des Verstandes, welche das Gefühl in seinem guten Rechte nicht anerkennt, welche die gesunde Phantasie verachtet, welche das Leben, seine höchsten Ideen und seine heiligsten Interessen in Zahlen ausdrücken und mathematisch bestimmen zu können meint — es lebte in Ernst Münch ein lebendiger Glaube an das Ideal der Wahrheit, der Schönheit und der Kraft. Daher blieb ihm, auch unter nicht begünstigendem Geschick, allezeit die vollste Geistesgegenwart, die entschiedenste Tapferkeit.

Eins der vorliegenden letzten Bücher gibt uns interessante Nachrichten und viel Aufklärung über seine Stellung und sein Leben in Belgien, ein Artikel, der auch darum von allgemeinem Interesse ist, weil derselbe manche Specialia über belgische Verhältnisse aus den J. 1828 u. 1829 mittheilt. Die niederländische Regierung, welche damals auf verschiedene Art die Durchführung gallikanischer Grundsätze im Kirchenwesen anstrebte, stiftete zwei neue Lehrstühle des kanonischen Rechts und der Kirchenhistorie an den Universitäten von Lüttich und von Gent. Münch bekam den zu Lüttich. An der Spitze des Ministeriums des Innern stand damals Hr. v. Gobbelschrop, ein geborener Belgier, ein Mann von gutem Willen, von bedeutenden gouvernementalen Eigenschaften, aber von so großer Oberflächlichkeit, daß er sich dem bekannten de Potter, ohne ihn geprüft zu haben, anvertraute. De Potter und Andere stellten dem Minister vor, Münch sei der rechte Mann nicht, man müsse ihn zurückschicken. Nachdem der Letztere seine akademische Antrittsrede gehalten hatte: „De Petri de Vineis fatis, scriptis ac meritis circa rempublicam, libertatem ecclesiasticam ac scientias", fingen die andern Professoren im „Courrier de la Meuse" und im „Catholique des Pays-Bas" an, ihn einen Indifferentisten, einen Atheisten, einen Wessenbergianer — Wessenberg's Name war den belgischen Jesuiten unendlich verhaßt — zu nennen; man sprach die Behauptung aus, die von Zentner und Zell abgefaßte Schrift gegen den Cölibat und die in der badischen zweiten Kammer eingereichte Petition für die Abschaffung desselben komme aus Münch's Feder, gleicherweise habe er allerlei Plane zur Ausrottung des Katholicismus und der christlichen Doctrinen überhaupt aufgestellt, ja, man bezeichnete ihn als einen Robespierre clérical. Die Priesterpartei erließ nun natürlich ein Gesetz, daß alle Juristen und Theologen, welche Münch's Vorlesungen hören würden, mit dem Banne belegt und zu Priestern nicht geweiht werden sollten. Außer dieser Priesterpartei trat gegen ihn auch die sogenannte liberale Opposition auf. Nämlich Münch war, wie er selbst von sich sagt, in Sitte und Lebensweise Republikaner, aber in seinem Innern fest überzeugt von den Vorzügen der monarchisch-constitutionnellen Verfassung. Nun begann in Belgien schon 1828 eine Annäherung der liberalen Partei zu der apostolisch-jesuitischen oder katholischen Partei, wie sie sich selbst nannte; das liberale Journal „Le Politique" trat in Allianz mit dem „Courrier de la Meuse"; die Hauptgegner des neuen lüttichen Professors waren in diesen Journalen: Lebeau, van Hulst und Charles Rogier.

Am redlichsten wurde Münch gehaßt von Charles Rogier; begegneten sie einander, so erzählt Münch selbst, auf dem Platze St.-Lambert, oder in dem ladenmädchenreichen Pont d'Isle, so sang Rogier die Marseillaise, worauf Münch mit dem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland!" antwortete.

Von bedeutendem Einfluß war damals auf die öffentlichen Verhältnisse Belgiens Cornelius van Bommel, von dem man sagen kann, daß er jetzt mit dem Pater Roothaan nicht nur den belgischen Klerus, sondern den größten Theil des ultramontan gesinnten Klerus in Holland, Deutschland und der Schweiz leitet. Dieser Hr. van Bommel ist, wie Münch sagt, wie ein olympischer Kämpfer, am ganzen Leibe mit Öl gesalbt; gelingt ein Unternehmen, so gewinnt er allein; mislingt es, so hat er stets Einen, der für ihn einsteht; einschmeichelnd ist er wie eine Katze, zäh und ausdauernd wie ein Kameel, Schwüre kosten ihn nichts; er hat hintereinander seine Collegen, den Internuntius, den Papst, König Wilhelm, die Liberalen und König Leopold angelogen; sowie er von 1828 — 30 den Liberalen gespielt hat, so spielt er jetzt den Fanatiker. Bedeutend consequenter ist Herr de Gerlache, ein Mann in der Jurisprudenz, in der Politik, im Staatsrecht und in der Nationalökonomie erfahren. Tag und Nacht verfolgte ihn der Gedanke wider die holländische Suprematie und für die Ausbreitung und Befestigung des katholischen Elements in Belgien. Einen bedeutenden Anstoß gab Münch diesen wie allen übrigen Gegnern seiner Wirksamkeit durch die kurz vor dem Ende des J. 1828 erschienene Schrift: „Conspiration contre la légitimité des trônes et des libertés du peuple. Crimes de Don Miguel et droits de Don Pedro", mit dem Motto: „C'est une épée, dont la poignée est à Rome et la pointe partout." Diese Broschüre liefert eine Übersicht der absolutistisch-obscurantistischen Umtriebe durch die verschiedenen Länder Europas, und es spricht sich darin ein ungeheurer Haß gegen die damalige Politik Englands und gegen die Tories aus.

Unter den Männern, die damals in Belgien lebten und mit Münch mehr oder weniger harmonirten, nennt er selbst den Würtemberger Eduard Wiedenmann, der bekannt ist durch eine vortreffliche Schrift über Nordamerika und durch mehre Monographien über deutsche und niederländische Zustände; ferner den genialen Anton Vincenz Fohmann und den Holländer van Akersdyk. Am raschesten strebte vorwärts Warnkönig, der in Lüttich, Löwen und Gent Professor war. Er bearbeitete die wichtigsten Werke Thibaut's, Savigny's und Hugo's und gab sie in französischer Sprache heraus; dazu brachte er aus Archiven alte Documente der flamländischen und wallonischen Geschichte ans Licht. Als Commentator altnordischer Mythen und mittelalterlicher Lieder war ausgezeichnet Mone.

Inzwischen polemisirten nicht blos die Journale gegen Münch, sondern die Generalstaaten fingen es auch an; namentlich Herr de Gerlache, Charles de Brouckère, Sasse van Ysselt, von dem man sagte, daß er die Reden, die er in der Kammer halte, allemal durch die Post von Paris zugeschickt bekomme; ferner der als Schöngeist renommirte Baron de Staffart. Jetzt fing der Haß des Publicums, man kann sagen des Volks an, gegen Münch wach zu werden. Er erzählt selbst, daß ganze Rotten von Blousenmännern und Freudenmädchen, die durch Wein und Spirit erhitzt waren, seine Wohnung umtanzt hätten unter gräßlichem Geheul; man warf ihm die Fenster ein und suchte sein Haus zu stürmen. Als eine Art öffentlicher Genugthuung war es anzusehen, wenn E. Münch am Neujahrstage 1829 den Besuch vieler angesehener Personen erhielt und in den Salon des Herrn von Sondburg, des Gouverneurs der Provinz, eingeladen wurde, wo er die Herren d'Oultremont, Barlaimont und d'Omalius traf.

In dieser Zeit hatte sich eine Commission gebildet zur Reform des Unterrichtswesens unter dem Vorsitze der Herren de Brouckère, le Clery und van Ackersdyk. Münch schrieb damals eine Broschüre über die Freiheit des Unterrichts, mit besonderer Beziehung auf das Königreich der Niederlande, eine Schrift, die von Rotteck, Troxler und Malten gelobt, von seinen Feinden aber für ein Zeugniß seines Servilismus gegen den niederländischen Minister ausgegeben wurde. Auch der bekannte Hr. de Brouckère gab damals eine Schrift heraus: „Sur la liberté de l'enseignement", worin er die nahe bevorstehende Versöhnung der Opposition mit der Königspartei ankündigte, vielleicht um die Stelle eines Staatsraths oder Ministers dadurch zu gewinnen; aber da es ziemlich klar war, daß diese Schrift von einem Andern verfaßt sei und von Brouckère nur den Namen trage, so schlug dieser Plan fehl.

Daß Münch wirklich nicht im Dienste der Königspartei gestanden habe, geht auch aus Folgendem hervor. Im Sommer 1829 kam der König auf einer Reise durch Belgien auch nach Lüttich. Münch gehörte nicht zu Denen, die in des Königs Nähe persönlich zu gelangen suchten; er hatte aber die Freude, die persönliche Bekanntschaft des Herrn von Ewyck, des königlichen Administrators, zu machen. Wie wenig man damals in Deutschland geglaubt hat, daß Münch seine frühern Grundsätze verrathen habe, geht aus mehren Correspondenzen hervor; in dem vorliegenden Aufsatze werden namentlich mehre Briefe von Rotteck an Münch mitgetheilt, worin sich die volle Harmonie beider Männer in ihren Grundsätzen und Bestrebungen ausspricht.

Im J. 1829 machte Münch die Bekanntschaft des Justizministers van Maanen, gegen welchen die Opposition damals wie gegen eine eherne Mauer ankämpfte. Man rechnet es Ernst Münch als einen Hochverrath an der Cultur, am constitutionnellen Recht, an der Volksfreiheit und an dem alleinseligmachenden Liberalismus an, daß er für van Maanen schrieb. Münch theilt eine sehr interessante Skizze des Lebens und Wirkens dieses Staatsmannes mit. Wir erfahren daraus, daß Cornelius Felix van Maanen 1769 von bürgerlichen Ältern im Haag geboren ist; sein Vater war Advocat, seine Familie gehörte zur gemäßigten Patriotenpartei und hatte strenge Grundsätze in Betreff der Religion. Nachdem Cornelius Felix

in Leyden studirt hatte, wurde er 1793 zum Doctor juris promovirt. Bei der Bildung des Königreichs Holland ernannte ihn Louis Napoleon zum Staatsrathe mit Beibehaltung der Stelle als Generalprocurator; bald darauf stieg er zum Justiz- und Policeiminister, ein Amt, welches er mehr zur Zufriedenheit des Volks als des Königs verwaltete; er erklärte nämlich, daß es dem Geiste der Holländer widerstrebe, eine sogenannte hohe Policei einzurichten, eine Erklärung, wodurch er bei dem König in Ungnade fiel. Als Holland mit Frankreich vereinigt war, erhielt van Maanen die Stelle eines Präsidenten des Appellationshofes und versah sie zur allgemeinen Zufriedenheit. Nachdem das Königreich der Niederlande durch den wiener Congreß gebildet war, erhielt Maanen das Portefeuille des Justizdepartements. Er sah die Verschmelzung von Holland und Belgien stets als eine Unmöglichkeit an; er meinte, das Feuer der Belgier hätte nicht genug Licht; er durchkreuzte die Plane oberflächlicher hominum novorum; er widersetzte sich den Umtrieben der Priesterpartei und erklärte die Errichtung eines ordre equestre für überflüssig. Die Hauptthätigkeit der Feinde van Maanen's entwickelte sich seit 1828, wo die Publicisten de Potter, Ducpétiaux, Claes und Westenrad so übermüthig gegen ihn auftraten. Die Oppositionspartei heuchelte fortwährend Ergebenheit gegen die Regierung und Anhänglichkeit an die Dynastie, und verlangte nur die Entlassung van Maanen's, Einberufung der Generalstaaten und Abstellung der sogenannten Nationalbeschwerden. Maanen dankte ab mit seltener Uneigennützigkeit; als das geschehen war, erklärten die Oppositionsjournale, es handle sich jetzt um eine Radicalcur; und so erfolgte was geschehen ist — die belgische Revolution von 1830.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Fresken in La Magliana.

An Herrn J. D. Passavant in Frankfurt a. M.

Sie haben sich in Ihrem „Rafael von Urbino" die Vollständigkeit der Angaben über die Werke dieses Meisters so angelegen sein lassen, daß ich voraussetzen mag, jeder Beitrag dazu werde Ihnen nicht unwillkommen sein. Schon seit Jahren durch einen nun verstorbenen Freund auf die Fresken in La Magliana aufmerksam gemacht, versäumte ich nicht, als ich im Sommer 1839 in Rom war, diese in so mancher Beziehung interessanten Werke selbst zu sehen, und eine Nachricht, die ich am 9. Febr. d. J. den Mitgliedern des sächsischen Kunstvereins in einer Abendversammlung über diese Werke mitzutheilen die Veranlassung hatte, war mit der Absicht niedergeschrieben, sie gedruckt Ihnen vorzulegen. Zufälligkeiten haben die Ausführung dieses Vorhabens lange verzögert; auch heute, wo es zur Ausführung kommt, würde es übereilt erscheinen müssen, wenn anderwärts sich schon genauere Erörterungen zusammengestellt finden. Nur mit den Veränderungen, welche ein hörendes und ein lesendes Publicum mit sich bringt, erhalten Sie hier die Worte jenes Vortrags.

Der Ort, wo jene Fresken, die Rafael Sanzio's am wenigsten bekannte Arbeit sein möchten, sich finden, das einstige Jagdschloß la Magliana, ist jetzt ein Pachthof, der so aus dem Gedächtnisse der römischen Kunstfreunde verschwunden ist, daß die Verschollenheit dieser Arbeiten sich leicht daraus erklären läßt. Der Platz hat von dem Bache seinen Namen, der nahe dabei sich in den Tiber ergießt, wie man aus dem Tagebuche des Jakob von Volterra ersieht, wo er ad Mallianos fontes heißt. Für Ortschaften sowol als für kleine Gewässer kommt der Name in der römischen Campagna oft vor, ohne daß man eine Angabe bei den Topographen findet, die auf altrömische Verhältnisse ihn zurückführe; aber vor allen hüte man sich von den verschiedenen Ortschaften, die Magliana heißen, eine zwischen Otricoli und Civitá Castellana auf den Vorbergen der Apenninen hoch im alten Sabinerlande gelegene für die hier gemeinte zu halten. Dort ist nichts, was die Kunst angeht, zu suchen; und Seminaristen, die Auskunft geben sollten, wußten nicht einmal, welches Geschlechts Leo X. war. La Magliana, das hier zu besprechende, liegt fünf Miglien außer den Thoren Roms nach Westen, knapp an dem Tiber und links ab von dem Wege, der nach dem halbverlassenen Fiumicino führt. Selbst der Stadttheil Roms, durch den man auf diese Straße gelangt, gehört zu den von Fremden vernachlässigtsten. Hunderte kommen nach Rom und gehen nach jahrelangem Aufenthalte wieder weg, ohne einmal diesen auslaufenden Theil der transtiberinischen Stadt, am Fuße des Janiculus, betreten zu haben, dessen südwestliche Spitze Porta Portese abschließt. Einst gehörte dieses Thor zu den umdrängtesten, als von dort die Ballen der Kaufmannsgüter und die Bedürfnisse ganzer Kriegsflotten dem trajanischen Hafen Portus, dem heutigen Porto, zugeführt wurden. Gerade diesem Theile der Stadt scheinen die Klagen über die im alten Rom so sehr verkümmerte Nachtruhe, die wir bei Juvenal finden, zu gelten, wo er uns versichert, daß

> das Begegnen der Karrn in der Gassen
> Winkliger Krämm' und Gezänk, wo die Saumthierzüge zur Rast stehn,
> Drusus Claudius selbst und ein Seekalb selbst um den Schlaf bringt.
> (Juvenal 3, 236 fg. nach Weber.)

Was diese Gegend Roms in Juvenal's Tagen entbehren mochte, das kann sie jetzt nachholen. In ungestörter Vereinsamung kann sie ausruhen von dem Lärm vergangener Jahrhunderte. Lange Gassen, von Gartenmauern eingefaßt (dei Morticelli und S.-Michele), über die hier und da eine Pinie oder Cypresse, sogar eine Fächer- und Dattelpalme neben einem Lorber in die blaue Luft weht, laufen dem portesischen Thore zu; doch selten unterbrechen Saumthiere mit klappernden Hufeisen ihre Stille; noch seltener sieht man dort einen Wagen oder vollends einen fußwandernden Fremden, indem weder die heidnische noch die christliche Vergangenheit dort bedeutende Spuren ihres Vorbeizugs gelassen hat. Jäger und Landschafter, die nach Schnepfen oder nach Aussichtspunkten sich in die dem Meere zusenkende Campagna wagen, ziehen den Weg nach Ostia am linken Stromufer aus Porta S.-Paolo vor, weil die dort bedeutendern und nähern Sümpfe üppigere Vegetation und Wild aller Art in größerer Nähe versprechen. Hier auf dem rechten Ufer zieht sich lange die Straße hin, ohne etwas von Dem zu bieten, was man nur bei Rom meint finden zu können, und auch wo sie dem Stromufer näher tritt, zeigen die tiefeingerissenen Abhänge wenig oder nichts, was dem Auge verrathen könnte, daß der Tiber zur Seite fließe, der Mitwissende und Mithelfende bei so großen Ereignissen. Einzelne Barken, die trotzige Büffel gegen die Strömung ziehen, beleben selten seine trübgelbliche Fläche, und sieht man der Anstrengung zu, mit der schreiende Treiber und arbeitende Bootsleute die Kähne über die Untiefen wegbringen, so darf man die Kunstschätze Roms gegen die räuberischen Überfälle normännischer und saracenischer Mistiks besser als in alten Tagen gesichert glauben. Indessen auch in dieser relativen Unbedeutendheit ist dieser Weg nicht ohne Reiz; denn Bäume und Rohr, die von der Kraft einer seltener getrübten Sonne zeigen, umgeben seine Ränder und malerischer als von ihm aus tritt nirgend das Priorat der Malteser gegenüber, und nur von dieser Straße her erscheint St.-Paul, das wieder emporsteigt, in seiner eigenthümlichen Bedeutenheit.

La Magliana selbst, der Endpunkt dieser Spazierfahrt, gehört nicht zu ihren geringsten Entschädigungen für einen Landschafter. Rechts von der Straße erhebt es sich auf einmal bei

der Umbeugung des Weges, nahe dem Tiber mit gewaltigen Mauern und Zinnen, hinter denen der Meierhof, der jetzt dem Ganzen Bedeutung gibt, versteckt liegt. Wahrscheinlich stammen diese alten Vormauern aus der Zeit des Papstes Innocenz VIII., also aus dem 15. Jahrhundert, dem Novaes in seiner „Geschichte der Päpste" die erste Begründung und Anlage zuschreibt. Später ward diese Burg den Päpsten lieb, wegen der ringsum ergiebigen Jagd, die zu Festen Veranlassung gab, an denen die ganze Bevölkerung von Rom Antheil nahm. Als Kurfürst Ernst von Sachsen im J. 1480 in Rom war, gab Sixtus IV. durch seinen Neffen, den eben vermählten Gerome Riario, den fremden Fürsten hier eine Klapperjagd, die Jakob von Volterra als Augenzeuge mit großem Behagen beschreibt (bei Muratori, „Script. rer. italicar.", Th. 23, S. 104; auch von Valéry in „Italie comfortable", S. 222, erwähnt). Ganz Rom war herzugeströmt, selbst Kinder liefen dahin und wie an Festtagen hatte man die Buden geschlossen. Ein königlich reiches Mahl war für die Theilnehmenden, aber im Freien bereitet. Wahrscheinlich stand das Haus noch nicht, das gegenwärtig dieser verfallenden Anlage Interesse gibt; doch auch ein größeres möchte für die Jäger und die Theilnehmer jenes Festes nicht ausgereicht haben.

Allem Anscheine nach ward von Julius II. oder von seinem Günstlinge, dem Cardinal Francesco Alidossi, das Haus erbaut, das jetzt noch dem Eintretenden in den Hofraum gegenübersteht. Die Gebäude sind zwar in ihrem jetzigen Zustande wenig in die Augen fallend und kaum wird man sich einbilden können, daß das noch Vorhandene den mächtigsten und prachtliebendsten der römischen Kirchenfürsten jemals beherbergt hätte. Indessen läßt ein großer Springbrunnen in der Mitte des Hofes, auf dessen ausgetrockneten Schalen Pfauen sich sonnten, frühere Pracht ahnen, wenn auch die aufgestapelten Haufen von Reißholz und Weinreben und die ringsumhergestellten unbeholfenen Karren ihre letzten Anzeichen verbergen.

Westlich schließt dieser Hof ein Gebäude ab, das selbst damals, als es neu ausgesehen haben mag, doch immer sehr einfach erschienen sein muß. Jetzt ist es dem Federvieh und auch wol den Breitgestirnten überlassen; und wäre nicht in einer offenen, auf Pfeilern ruhenden Halle, in die man vom Hofe aus tritt, Julius' II. Familienwappen an der Decke angebracht, so würde man glauben dürfen das echte Magliana verfehlt zu haben. Rechts und links schließen diese Halle zwei Thüren ab, deren Marmorgewände selbst in dieser Verwilderung durch edle, Bramante's würdige Verhältnisse erfreuen. Die eine, welche in einen mit Bretern verschlagenen Raum führt, trägt die Aufschrift: Fr. Card. Papien. Jul. II. P. M. Alumnus; was ausgeschrieben bedeuten würde: Franciscus Cardinalis Papiensis, Julii II. Pontificis Maximi, alumnus. Sie hat Bezug auf jenen Cardinal Francesco Alidossi aus Imola, der unter des jähzornigen Julius II. Pontificate für große Aufopferungen sich eines vielbeneideten Einflusses und außerordentlicher Reichthümer erfreute. Dieser Francesco Alidossi war schon unter Sixtus IV. nach Rom gekommen, wo seine Schönheit damals Aufsehen erregte. Als Sixtus starb, ging er als Page in den Dienst des Neffen jenes Papstes, in die Dienste von Julian della Rovere (Cardinal von S.-Pietro in Vincolis) über, der nachmals als Julius II. Papst wurde. Die Gunst, deren sich Alidossi bei seinem neuen Gebieter bald erfreute, war schwer zu bewahren. Wegen eines Falken, den der Page einem Castellan mit Gewalt weggenommen hatte, gerieth der nachmalige Papst dermaßen in Zorn, daß er ihn umbringen lassen wollte, und nur durch die Vorstellungen eines gewissen Marchiani davon abgehalten werden konnte. Die Versöhnung zwischen Julian und Francesco erfolgte und wurde besiegelt durch einen Act der Treue, der kaum wahrscheinlich scheinen könnte, wenn nicht J. Palazi in den „Fasti cardinalium" (Bd. 2, S. 532, Venedig 1701), die dem Cardinal Campegi gewidmet sind, ihn mit allen Umständen erwähnte. Papst Alexander VI. (der Spanier Borgia), erbittert gegen Cardinal Julian, wünschte ihn los zu sein, und wandte sich an Francesco als seinen Liebling, um dem Cardinale, der aus Mistrauen nach Frankreich entwichen war, ein Gift beizubringen, das man ihm einhändigte. Francesco nahm das Gift, wußte es jedoch so einzurichten, daß er auf der Reise nach Frankreich in Florenz krank ward und dem Cardinale Warnungen zusandte. Bald starb Alexander VI. Pius III., der ihm folgte, regierte nur vom 22. Sept. bis zum 18. Oct., und noch im nämlichen Jahre (1503) ward Julian als Julius II. erwählt. Der Papst trug nun die Schuld ab, die der Cardinal übernommen zu haben glaubte. Alidossi ward Generalschatzmeister, ward Erzbischof von Malta, von Pavia (Papiensis), später von Bologna und 1505 Cardinalpresbyter für die Kirche S.-Nereo und Achilleo, später für Sta.-Cäcilia. In diese Zeit seiner Gunst, aus der wir in Gaye's „Carteggio inedito d'artisti", Th. 2, Nr. 29, 30, 36, 38 (vergl. „Kunstblatt" 1841, S. 110) belegende Actenstücke übrig haben, fällt, was Alidossi für La Magliana that, wahrscheinlich in die ersten Jahre seiner Cardinalswürde, als er noch mit Geflissenheit sich als den Alumnus, als den Mignon Julius' II. bezeichnete. Später änderte sich ihr gegenseitiges Verhältniß. Alidossi wünschte für Imola (For. Cornelii), wo seine Vorfahren unabhängig gewesen waren, sich die Fürstenwürde zu erwerben. Als er unerwartet bei Julius II. Schwierigkeiten fand, neigte er sich der Partei der Franzosen zu, die damals mit Kaiser Karl's V. Heeren um den Besitz der schönen Halbinsel rangen; und dieser Entfremdung schrieb man die vielleicht unbedachten, jedenfalls gewagten Maßregeln zu, wodurch Alidossi's Legation, das seit 1506 vom Papste erworbene Bologna, vorübergehend der päpstlichen Hoheit verloren ging. Sich deshalb zu vertheidigen, zog Alidossi, auf einem Eselchen reitend und in schwarzer Kleidung, nach Ravenna, wo gerade der Papst war. Dort stößt mit ihm der Feldhauptmann der päpstlichen, aus Bologna vertriebenen Söldner, Franz Maria, Herzog von Urbino, zusammen und ermordet in unbändiger Wuth den Cardinal auf offener Straße (24. Mai 1511). Bald. Castiglione, der bekannte Verf. des „Cortigiano", ward vom Herzoge von Urbino an Julius II. gesandt, um den Zorn des Papstes wegen dieses Mordes zu beschwichtigen. Die Versuche, so erfolgreich sie für den Augenblick schienen, waren doch ohne Wirkung für die Dauer, denn 1516 ließ Leo X., angeblich dieses Mordes wegen, dem Herzog sein Land nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 336. —— 2. December 1841.

Ernst von Münch und seine letzten Schriften.

(Fortsetzung aus Nr. 335.)

Die Mittheilungen, welche Ernst Münch über sein Leben in Belgien und die Zustände daselbst macht, gehen nur bis zum Ausbruch der Revolution; er wollte die Fortsetzung folgen lassen, da raffte ihn ein früher Tod hin. Doch aus den Selbstgeständnissen, die er uns macht, fällt viel klares Licht auf sein Leben und seinen Charakter. Es ist eine durchaus falsche Vorstellung, wenn man sich Ernst Münch nur als einen combinirenden Schriftsteller denkt: er war ein Mann des Lebens und der That. Er hatte sich nicht in die Vergangenheit verloren, sondern Vergangenheit und Gegenwart lagen in klarstem Lichte vor dem durchdringenden Blicke seines Geistes. Es ist eine durchaus falsche Vorstellung, wenn man sich Ernst Münch mit einer gewissen Feindseligkeit dem Leben gegenüberstehen denkt. Man lese nur seine „Erinnerungen, Reisebilder und Phantasiegemälde aus den Jahren 1828 — 40" (Stuttgart 1841), oder man sehe seine „Gesammelten Dichtungen" an (Stuttgart 1841). Viele können sich Münch gar nicht anders vorstellen, als unter alten Pergamenten vergraben und mit Actenstaub bedeckt, aber sein Leben blühte frisch und er war der Mann des frohen Ernstes, weil in ihm das Bewußtsein der Freiheit und Reinheit des Geistes lebendig war, und jener hohe Sinn, der für eine Idee lebt und für sie sterben will.

Doch indem ich das Alles in meinem Geiste erwäge, was deutsche Wissenschaft und was deutsches Leben an Ernst Münch verloren hat, so könnte Mancher glauben, mein Wort sei eher ein Panegyrikus als eine kritische Würdigung; daher gehe ich zur Beurtheilung der letzten Schriften des Verstorbenen über.

I. Margariten. Frauencharaktere aus älterer und neuerer Zeit von Ernst von Münch. Zwei Theile. Kannstatt, Vereinsbuchhandlung. 1840. Gr. 8. 1½ Thlr.

Der Verfasser nennt in seinem Vorworte dies Werk einen Plutarch weiblicher Ehre und Größe, und hofft, daß unsere Frauen, die es ja vorzugsweise angehe, ihn lesen werden.

Wenn wir das letzte Decennium nur oder die Resultate zusammenfassen, die dasselbe unserer Bildung, unserm Leben geliefert hat, so erscheinen dieselben wirklich bedeutend. Ich will hier nur den einen Punkt herausheben: wie hat die Literatur in dem letzten Decennium auf die Frauen in Deutschland gewirkt? Als unsere Frauen in Deutschland zuerst von George Sand hörten und lasen, da schlugen sie die Hände über dem Kopfe zusammen; als sie von Rahel lasen, wurde ihnen der Blick heller und die Aussicht weiter; als sie von Charlotte Stieglitz hörten, da grauste es ihnen; als die Sage von Bettina und Goethe erklang, da gingen ihnen die höchsten und heiligsten Ahnungen auf; als sie von Rosa Maria lasen, da erschloß sich ihnen voller das Geheimniß des Lebens; jetzt haben sie Bettina und die Günderode und lesen von der neuen Religion, die beide miteinander stiften wollten, die sogenannte Schwebereligion, deren Tendenz ist, daß der Menschheit einmal wieder wohl werde, und deren oberster Grundsatz den erhabenen Gedanken ausspricht, daß man stets die größte Handlung thun müsse.

Wenn nun die Idee oder das Leben der Gegenwart auf diese Art in großen Frauen culminirt, so fallen Strahlen dieses Lichtes und Funken dieses Feuers hierhin und dorthin und leuchten, zünden und erwärmen. Es kann nicht anders geschehen, als daß Viele sich nun von der rechten Straße verirren; Lykurg und die Männer der französischen Revolution, beide hatten Unrecht, wenn sie die Frauen zu Bürgerinnen machen wollten. Die Frauen sollen Mütter sein, das ist die Aufgabe ihres Lebens. Indeß jedes Weib ist ein Individuum, ein Einzelnes; die Geister, die Charaktere können nicht uniformirt werden; die Eine ist geboren fürs Haus, die Andere für die Welt, die Eine zum Gehorsam, die Andere zum Befehlen; allein daß Jede in ihrer Sphäre und auf ihrem Posten das Größte thue, das ist die gemeinsame Idee Aller für Jede.

Dazu, wenn wir nicht irren, hat auch Ernst Münch durch sein vorliegendes Buch eine Anreizung geben wollen; und wenn das Geschick ihm Frist gegeben hätte, das Begonnene zu vollenden, würde er ein erfreuliches Resultat haben sehen mögen. Nur eine Bemerkung dürfen wir hier nicht zurückhalten; sie betrifft den Styl Münch's. Fremde Nationen, namentlich Franzosen und Engländer, machen den Deutschen den Vorwurf, daß sie gar keinen Styl hätten. Freilich haben wir Deutschen nicht eine bestimmte Form als nothwendig und normativ anerkannt,

worin wir unsere Gedanken aussprechen und wonach wir die ausgesprochenen beurtheilen; aber eben darin liegt das Lob größerer Individualität, wenn ich es nicht Originalität nennen darf. Lesen wir die Tragödien von Voltaire, der Styl darin ist derselbe wie in den Corneille'schen oder in den Racine'schen; lesen wir Balzac, er schreibt wie Alfred de Vigny oder wie Paul de Kock, oder wie George Sand. Lesen wir Marryat, sein Styl ist wie der Bulwer's; lesen wir Mistreß Gore, sie schreibt wie Mistreß Martineau. Welch einen Reichthum der Stylarten finden wir dagegen bei den Deutschen; wir gestatten darin die höchste Freiheit; Jedem, der sich als Schriftsteller manifestirt, geben wir die Schreibart frei; selbst auf den Briefstyl extendirt sich diese Freiheit, was zum Beispiel in Frankreich nicht der Fall ist: alle französische Briefe sind stereotyp. Wir Deutsche gestatten im Styl die höchste Nachlässigkeit, ein gänzliches Verlieren der Form, wie Jean Paul uns zeigt; Wir Deutsche leiden es, daß man den Styl mishandelt; nur eine einzige Stylart wollen wir nicht gelten lassen, das ist der rein geschäftliche oder der Actenstyl. Ernst Münch ist so weit davon entfernt, daß er einem Gedanken ein besseres Gewand leihe als derselbe verdient, daß sein Vortrag sehr oft einer geschäftlichen Relation ganz gleichkommt. Man mag über die jüngste Literaturperiode seit 1830 urtheilen, was man will, so viel ist unbezweifelt, daß sie in der Form, im Style Bedeutendes leistet. Selbst Heine's Styl wird von Neuern beiweitem übertroffen; man hat eingesehen, daß ein Styl, der mit Zoten versetzt und mit forcirtem Witz wie mit bunten Lappen behängt ist, nur eine Entartung des Schönen genannt werden kann. So wird Münch, was seine Schreibart anbetrifft, von Vielen übertroffen, die sonst seinem Geiste nicht gleichkommen, und wenn er in seinem Vorworte sich mit dem Ruhme begnügt, ein allgemein verständlicher Schriftsteller zu sein, so besitzt er diesen Ruhm in der That, wenngleich sein Mangel an Darstellungstalent ihm nicht die weite Verbreitung sichert, die ihm zu wünschen wäre.

In der Reihe der vorzüglichen Frauen steht in Münch's „Margariten" obenan:

1) Hypatia von Alexandrien. Diese Frau war in der Schule der Neuplatoniker ausgezeichnet und gleich der Aspasia, der Sosipatra, Ädesia und Theodora; ihr Schicksal freilich war ein anderes, denn sie fiel als ein Opfer des Fanatismus wahnsinniger Priester. Hypatia war geboren zu Alexandrien ums J. 350 und von ihrem Vater in Geometrie und Astronomie unterrichtet. Als sie heranwuchs, fand sie die Lehren der damals berühmten Kabbalisten, Dämonologisten und Theurgen nicht ansprechend, sondern fühlte sich zur Schule des Plotinus hingezogen. Sie wählte in einem edeln Eklekticismus aus Plato und Aristoteles das Bessere aus und wußte es in freier Rede wiederzugeben, frei von allen sophistischen Redekünsten; sie erklärte den Plato und den Aristoteles öffentlich auf dem Forum und auf dem Katheder zu Alexandrien, sodaß sie unter der Regierung des Arkadius eine Professur der Philosophie daselbst erhielt. Ägypten galt damals für das gebildetste Land der Monarchie, und trotz der Einführung des Christenthums übten die Mysterien und Orakel dieses Landes einen großen Einfluß auf alle bedeutenden Geister des Jahrhunderts aus. Mehre Schüler der Hypatia sind historisch berühmte Männer geworden, z. B. Anthemius, vertrauter Rathgeber des Kaisers Theodosius, Evoptius, Bischof von Ptolemais, und vor Allen Synesios, Bischof von Kyrene. Dieser Synesios war eine der merkwürdigsten Erscheinungen der ersten christlichen Jahrhunderte. Es währte lange, bis die Lehren des Evangeliums über die Grundsätze der Akademie in ihm siegten, z. B. glaubte er an eine Auferstehung der Todten nur in einem mystischen Sinne; nichtsdestoweniger kam er 410 auf den Bischofsstuhl von Ptolemais. Allein jetzt wurde seine Stellung, wie er selbst sagt, erst schwierig; er war ein Freund der Tafel, des Bechers und aller epikuräischen Lebensgenüsse; die alten Götter Griechenlands blickten ihn noch einmal mit der ganzen Gewalt ihres poetischen Reizes an und ließen ihn die Herrlichkeit des gekreuzigten Heilandes nicht vollkommen erkennen; die geheimnißvolle Isis schien ihm bedeutsamer als die Jungfrau Maria und die Memnonssäule mit ihren mystischen Klängen war ihm mehr als die tiefen Dogmen des Christenthums. Als Synesios seine Lehrerin Hypatia eine Zeit lang gekannt hatte, warb er um ihre Hand; allein sie schlug die Verbindung aus, weil sie beschlossen hatte unvermählt zu bleiben.

Ebenso treu blieb Hypatia dem Entschlusse, zum Christenthume nicht überzugehen, wiewol sie vor den Lehren und der Ethik desselben große Hochachtung hatte. In dieser Zeit begann eine heftige Judenverfolgung in Ägypten, wobei sich ein Streit zwischen dem Bischof von Alexandrien, Kyrillos, und zwischen dem Präfecten von Ägypten, Orestes, entwickelte. Orestes galt nicht für ganz rechtgläubig, sondern wurde für einen heimlichen Anhänger der heidnischen Philosophie gehalten. Hypatia gehörte zu den Freunden des Orestes, und so wendete der Bischof Kyrillos den Haß der Mönche und des christlichen Volkes gegen Hypatia. Eines Tages hatte sie gerade ihre Vorlesungen beendet und den Wagen bestiegen, um in ihre Wohnung zurückzukehren, als ein Haufe von Rasenden mit wildem Geschrei die Jungfrau herunterreißt; dann wird sie in einen Tempel geschleppt, woselbst sie der Kleider beraubt und gräßlich zu Tode gequält wird; die Wüthenden rissen nämlich mit Austerschalen das Fleisch von dem lebenden Körper langsam ab und übergaben die blutenden Reste den Flammen.

Sehr wichtig ist es, daß Münch in einem Anhange die Hymnen des Synesios auf Hypatia mittheilt, weil in diesen Gesängen die Gedanken seiner Lehrerin Hypatia niedergelegt sind. Auch insofern sind diese Gesänge von Interesse, als sich darin der Kampf eines Gemüths offenbart, welches zwar das Christenthum angenommen hat, aber von der Poesie der alten Religion sich nicht lossagen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Fresken in La Magliana.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Rafael Sanzio kam auf den Vorschlag Bramante's gerade um die Zeit nach Rom, als dem Cardinal Alidossi so große Mittel zu Gebote standen, und übernahm auf Befehl Julius' II. die Ausschmückung der vaticanischen Säle. Leicht begreift es sich, wie ihm neben dieser, Pausen vorschreibenden Arbeit auch der Auftrag werden konnte, in la Magliana eine kleine Kapelle zu schmücken, die an jene obenerwähnte Halle, dem Eintretenden rechts, stößt. Über der Thüre derselben liest man: Divo Joanni Bapt. sacrum; und nur verschwindende Spuren zeigen, daß dieser jetzt verfallene Raum einst prächtiger ins Auge fiel. Das Kapellchen ist viereckig mit einem Kreuzgewölbe überbaut, hat dem Eintretenden gegenüber unter einer Nische einen Altar, auf dem dürftiges Meßgeräthe ausgelegt war, links ein Fenster und rechts eine Thür in eine niedrige Sakristei, wo sehr ärmlicher Hausrath zusammengeräumt stand. Aber den Fußboden bedeckten abgetretene Fliese, auf denen blau in weiß: Jul. II. P. M. Card. (Julii secundi Pontificis Maximi Cardinalis) zu lesen ist, wol zum besten Beweis, daß die Ausschmückung dieser Kapelle nicht sowol vom Papste selbst, sondern vom Cardinal Alidossi ausging, der als Patron der Kirche von Sta.-Cäcilia für ihre Ausschmückung ohnehin verpflichtet war. Denn noch gehört dieser Pachthof der Kirche Sta.-Cäcilia, und ihr Patron war daher der Wirth, der den Papst zu empfangen hatte, wenn er im Frühjahre dort sich einfand. Daß ein Wunsch des Papstes dabei von Einfluß gewesen, möchte man aus der Art der Ausschmückung abnehmen, und vielleicht gelingt es bei Vergleichung und genauerer Bekanntschaft mit den Lebensereignissen des Bestellers auch den Motiven auf die Spur zu kommen, warum in den Lunetten der Wände und in der Altarnische gerade diese Gegenstände dargestellt wurden.

Neben dem Altar nämlich stellte der Künstler Gott Vater dar, wie er in einer Glorie in Mandelform (in gloria di mandorla) segnend dahinschwebt. Sieben sehr reizende Engelköpfchen, in der Glorie vertheilt, jubeln zu diesem Acte der Gnade. Der Hintergrund der Glorie ist golden, das Gewand Gott Vaters roth. Rechts und links stehen zwei blumenstreuende Engel von einer Anmuth, daß sie wol die Vergleichung mit zwei andern Engeln Rafael's in gleicher Beschäftigung auf dem berühmten Madonnenbilde für Franz I. (jetzt im Louvre) bestehen können. Gott der Vater erinnert in seiner Hoheit und Würde an die ähnliche Auffassung in dem Rafael'schen Bilde zu S.-Severo in Perugia, und hätte diese Freske mit ihren lebensgroßen Gestalten nicht durch Feuchtigkeit und Vernachlässigung gelitten, so möchte dieses Werk noch viel kräftigere Wirkung hervorbringen, als es jetzt schon erreicht.

Rechts an der Wand ist in der Lunette, die durch ein ursprüngliches Fenster getheilt wird, die Verkündigung an Maria gemalt. Madonna steht dem zunächst der Thüre knienden Engel gegenüber. Alles in kirchlich-typischer Auffassung, die Farben etwas verblaßt. Kunstkenner, die mit unbezweifelten Bildern des Spagna vertraut waren, meinten hier seine Eigenthümlichkeiten wiederzufinden.

Über der Eingangsthüre, der Altarnische gegenüber, ist in einer gleichgroßen Lunette die Begegnung der heiligen Frauen (la visitazione) dargestellt, ein Gegenstand, den Rafael bekanntlich auch in einem der jetzt in Spanien befindlichen Bilder wiederholt hat. Mit großer Naivetät legt Elisabeth der jungfräulichen Mutter, die durch etwas breite Schultern auffällt, die Hand auf die gesegnete Brust und zwingt dadurch doppelt des schönen Werks im Museum zu Prado zu gedenken, wo Elisabeth auch in mütterlicher Neugier die verschämte Madonna begrüßt. Wie in dem vorhererwähnten meint man in der Farbe und in der Zeichnung der Gestalten dieses Bildes auch die Weise des Spagna wiederzufinden, der in Spoleto, wo er sich niederließ, und in Assisi in ähnlichen Werken gekannt ist.

Kann man bei den bisher erwähnten Fresken und namentlich in der schönen Darstellung Gott Vaters in der Altarnische Rafael's Einwirkung nicht verkennen, so ist das Werk seiner Hände in dem vierten Bilde vollends nicht abzuleugnen, das über der Wand, dem Eintretenden links, angebracht war. Man muß war sagen, denn durch eine beispiellose Barbarei ist dieses edle Werk des großen Künstlers nur in wenigen Überresten noch erkennbar. Auf ihm hatte der Meister die Marter jener Mutter dargestellt, deren Geschichte die erweiternde Tradition aus dem zweiten Buche der Makkabäer (Cap. 7) entlehnte. Dort wird von einer hebräischen Mutter erzählt, die sieben Söhne auf Befehl des syrischen Königs Antiochus vor ihren Augen quälen sah, ohne in ihrer eigenen Überzeugung zu wanken, oder ihre Söhne zum Abfall zu ermuntern. Nach der Schrift ward diese heldenmüthige Mutter endlich hingerichtet. Die Tradition, die aus der Hebräerin zu Antiochus' Zeit eine weiter nicht bezeichnete Mutter von sieben Söhnen, die unter Antonin hingerichtet wurde, gemacht hat, die meist Felicitas, doch auch Juliana und Cäcilia genannt wird, fügt hinzu, daß sie in einem Kessel mit heißem Öle gesotten wurde; und diese Marter hatte Rafael, der sich sonst in Darstellungen solcher Widrigkeiten nicht gefiel — denn außer dem Tode des heiligen Stephanus unter den Tapeten und außer dem Kindermorde sind keine Marterbilder von ihm bekannt — in dieser Lunette gemalt. Wie er es gethan, wissen wir jetzt nur noch durch die von Marc Anton gestochene Zeichnung. Denn von dem Bilde sind gerade nur noch die Nebenseiten übrig. Ein Pächter von La Magliana — man versichert, er habe Vitelli geheißen und sei erst um 1830 gestorben — mochte die Messe nicht mit seinen Knechten vermengt anhören und ließ daher über der Thür zur Sacristei gerade in der Mitte der Freske ein Fensterloch einbrechen, dessen Gewände noch dazu barbarisch überweißt wurden. Eben die Hauptfigur der entkleideten Heiligen, die sich fromm und ergeben aus dem Kessel zu dem Troste erhebt, den ein sich niedersenkender Engel bringt, ging durch diesen dummstolzen Vandalismus verloren. Blos die Flügelspitzen des Engels sind übrig, sowie links die Gruppen der zwischen den Säulen lauschenden Männer und auf der rechten Seite erschrockene Frauen noch sichtbar sind. Marc Anton's Stich, von dem das Bild abweicht, ist uns der Beweis, daß hier ein Werk von des Künstlers eigener Hand zerstört ward, denn alle die Abweichungen sind mit so dreister Sicherheit in Zeichnung und Farbe und mit so richtiger Einsicht ausgeführt, daß nur ein Künstler wie Rafael selbst sie wagen konnte. Links sind noch acht Köpfe von dem schönsten Ausdrucke erkennbar; rechts führt eine Frau einen nackten Knaben, der seine beiden Hände mit einer gewissen Besorgtheit in die ihre gelegt hat. Alle Gestalten haben wie auf der Verkündigung und der Heimsuchung ein Drittheil Lebensgröße und sogar die Hintergründe, darunter ein Thron, an dem ein Adler angebracht ist, sind keck, doch mit Liebe gemalt. Bald werden Stiche nach diesen Werken, die Hr. Ludwig Gruner aus Dresden fast vollendet hat, ins Publicum kommen und anschaulich von dem Werthe dieser so lange Zeit unbeachtet gebliebenen Arbeiten Zeugniß geben. Denn vor dem Erscheinen Ihres Werks über Rafael von Urbino that keine der vielen Lebensbeschreibungen des Künstlers von ihnen Erwähnung; und selbst der mühsam fleißige Longhena hatte, als er des Kupferstichs von Marc Anton gedachte, von diesem Originale dazu noch keine Kunde. Es befremdet dieses Versäumen, da dieser so oft wiederholte Stich wol geeignet ist, die Aufmerksamkeit anzuregen.

Um die Decke zieht sich auf den Rippen des Kreuzgewölbes, dessen blauen Grund goldene Sterne schmücken, eine Borte, in der ein halber schwarzer Adler aus dem Wappen der Alidossi vorkommt. Bemerken muß ich bei dieser Gelegenheit, daß Palazzi in den „Fasti cardinalium" (II, S. 53[illegible]) dieses Wappen des Cardinals anders angibt, und daß er das in Magliana vorkommende Wappen irrthümlich dem Cardinal Marc. Vigerius aus Savona (gest. 1516) zutheilt, der niemals Erzbischof

von Pavia, Papiensis, war. Da aber hier in der Kapelle und an andern Stellen des Gebäudes, wo das Wappen mit dem halben schwarzen Adler wiederkehrt, fast nie die Inschriften fehlen, welche an Alidossi und sein Verhältniß zu Julius II. erinnern, so darf man Palazi des Irrthums beschuldigen. Namentlich erscheint auch ein solches Wappen auf der stattlichen Treppe, die in das obere Stock führt, wo ein Saal mit gefelderter Decke durch Malereien und einen großen Kamin, auf dem Julius Ligur Papa II. zu lesen, ehemalige Pracht verräth. Die Nebenzimmer enthalten verwischte musterartige Malereien aus scheinbar späterer Zeit, und nur in dem letzten Zimmer sind neben Julius' II. Wappen an der Decke und Wand verblaßte Arabesken, wie sie jene Zeit liebte und hervorbrachte, zu sehen. Nach Julius' II. Zeit mag wenig für La Magliana geschehen sein, obgleich die Biographen Leo's X. erzählen, daß dieser Papst trotz der ungesunden Luft dort so sich gefallen habe, daß er nur ungern sich von dort entfernte. Nach gleichzeitigen Berichten feierten die umwohnenden Bauern sein Eintreffen wie eine gute Ernte; und bekannt ist, wie auch in La Magliana ihn die Krankheit ereilte, in deren Folge er starb. Von spätern Päpsten sollen Pius IV. und Sixtus V. noch manchmal dort sich aufgehalten haben. Novaes erzählt, daß endlich später das Ganze an das Kloster der heiligen Cäcilia übergegangen sei, dem es jetzt noch gehört und das dieses Besitzthum in einer Weise verwaltet, die Barbareien, wie die des Hrn. Vitelli nicht unmöglich macht. Vielleicht wurden auch von ihm erst im obern Stocke die Fenster zur Hälfte vermauert — etwa um die Kosten der Herstellung zu ermäßigen —, wodurch der Anblick auf die umliegende Landschaft sehr beschränkt ist. Man darf diesem Barbaren viel Eigenmächtiges zutrauen, weil die duldsamen Römer sich nicht versagen konnten, gegen ihn eine eigenthümliche Justiz zu üben. Bei einer Versteigerung von Kunstgegenständen zu Gunsten durch die Cholera verwaister Kinder kam auch dieses Vitelli Marmorbüste, von einem namhaften Künstler gearbeitet, vor, aber so groß war die Entrüstung gegen des Dargestellten Andenken, daß Niemand auch einen Bajocco darauf bot.

Was er in La Magliana zerstört hat, ist außer durch den Stich Marc Anton's auch durch eine Handzeichnung erhalten, die sich in der königlichen Kupferstichsammlung zu Dresden befindet. Sie stammt aus der bekannten Winkler'schen Sammlung zu Leipzig, wo sie, nach einem jetzt schwer zu begreifenden Irrthum, unter A. Dürer's Namen gestellt war. Auch sie weicht von dem Marc Anton'schen Stiche ab, noch mehr von dem Bilde, wie eine von einem römischen Künstler entworfene flüchtige Skizze darthut. Nicht unwahrscheinlich ist daher die Vermuthung, daß die Handzeichnung uns den Entwurf zeigt, dessen weitere Ausbildung Marc Anton's Stich zeigt, von der nur der Meister selbst, dreist überschneidend, bei der Ausführung in Farben sich zu entfernen wagte.

Von Marc Anton's Kupferstiche gibt es mehre Wiederholungen, die Sie nach Bartsch genau angeführt haben. Die Abweichungen in ihnen sind von der gewöhnlichen Art, daß rechts auf dem Nachstiche, was links auf dem Vorbilde war u. s. w. Aber eine Wiederholung scheint mehr Beachtung zu verdienen, wo nämlich die heilige Felicitas durch Johannes den Täufer ersetzt ist, der auf Rhodus den Martertod in siedendem Öle bestanden haben soll. Man könnte versucht sein, diese Variante für den echten und ursprünglichen Rafael'schen Text zu halten, weil über der Kapellthüre die Inschrift sie als dem Täufer Johannes geweiht nennt, dessen Bild jedoch nirgend sonst in diesen Darstellungen vorkommt. Indessen könnte leicht seine Statue hier gestanden haben und auch darum möchte diese Voraussetzung nicht wahrscheinlich sein, weil die Zeichnung, die Marc Anton vorlag, ebenso wie die dresdner Handzeichnung, auf der Rafael'schen in einer Weise aufgeschrieben, daß Kennern von Autographen kein Bedenken beikommen kann, die heilige Felicitas zeigen. Alle Nachrichten von den Gemälden in La Magliana fangen erst an, als das zerstörende Loch in sie geschlagen war, daher läßt diese Streitfrage schwer sich erörtern.

Mit vieler Wahrscheinlichkeit dürfen wir jedoch annehmen, daß hier Felicitas gebildet war, und die wenigen Überreste eines bedeutenden Werks ebenso hoch halten, wie die Bewohner von Patras den Sarg des heiligen Andreas verehren, aus dem die eigentlichen Reliquien längst nach Konstantinopel entführt sind.

Dresden, im October 1841. Heinrich Hase.

Literarische Notizen.

Von großem Interesse ist der vierzehnte Band der „Réimpression de l'ancien moniteur", welcher *die Periode vom* 1. Germinal des zweiten Jahres der *einigen und untheilbaren* französischen Republik (21. März) *bis zum 30. des* Prairial (18. Juni 1794) und somit den Beginn der erschütterndsten Epoche des revolutionnairen Drama umfaßt. Hier bietet sich die Erzählung der Debatten dar, welche in den drei Assembleen stattfanden, in denen die blutigen Leidenschaften der Revolutionsmänner ihren Spiel- und Tummelplatz hatten; es sind die Société des amis de la liberté et de l'*égalité séant* aux Jacobins, der Conseil général de la commune de Paris und die durch das Schaffot schon so oft decimirte Convention nationale. Jeder Tag stellt eine Sitzung des criminellen Gerichtshofes, die Namen der geachtetsten, der berühmtesten und zugleich der unbekanntesten oder verworfensten Männer, welche alle unter dem Beile des Henkers bluten mußten, dem Leser vor Augen. Es fallen Malesherbes und seine Familie, Laborde, Etienne Pasquier, Molé de Champlatreux, Lavoisier, aber auch, auf Befehl Robespierre's und seines niedrigen Dieners, Fouquier-Tinville, die blutigen Kinder der unersättlichen Revolution: Hebert, Chaumatte, Roncin, Vincent ꝛc. Häufig gibt auch der alte „Moniteur", kurz vor den Schauspielannoncen, Berichte über den Zustand der Gefängnisse. Die Anzahl der Eingekerkerten ist nie unter 7000 und übersteigt oft die Zahl von 8000. Sodann kommen die Theater, welche niemals feiern. Man liest mit Interesse die Titel der aufgeführten Stücke; so im Nationalopernhause: „La réunion du 10 août, ou l'inauguration de la république française, sans-culottide en cinq actes"; im Theater der Republik (Théâtre français): „Othello" und „Le cocher supposé"; im Theater Feydeau: „Les vrais sans-culottes" und „L'apothéose du jeune Barra"; im Theater des Sansculottes: „Le dépit amoureux" und „Le Brutus français ou le père républicain" ꝛc.

Erwähnenswerthe belletristische und Übersetzungsneuigkeiten sind folgende: „Basile", von Michel Masson (2 Bde.); „Alfred et Casimir, causeries de famille", von Mad. Tarbé des Sablons (2 Bde.); „Préludes, poésies", von Marie Carpantier, mit einem Vorwort von Mad. Amable Tastu; „Poésies d'une jeune aveugle", gesammelt und herausgegeben von *Alphonse de Flaguais*. Ein Roman des Amerikaners Brockden Brown, nebst einer Lebensbeschreibung des Verfassers, erschien unter dem Titel: „Wieland ou la voix mistérieuse" in französischer Übersetzung; ebenso von Demselben: „Edgard Huntly, ou les aventures d'un somnambule". Die „Odyssée, traduite en vers français", eine ihrer Treue und Eleganz wegen gerühmte Übersetzung, ist von A. Bignan, Übersetzer der „Iliade". Endlich ist noch zu nennen: „Art poétique d'Horace; précédé d'une introduction où sont traitées diverses questions relatives à ce poëme, par *B. Gonod*, professeur de rhétorique au collége royal de Clermont, suivi d'une traduction en vers français par *C. F. X. Chanlaire*, professeur de rhétorique au collége royal du Puy." Die Zahl von 416 Seiten zeugt für die Menge der Anmerkungen und Erläuterungen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 337. —— 3. December 1841.

Ernst von Münch und seine letzten Schriften.

(Fortsetzung aus Nr. 336.)

2) Ignez de Castro.

Der Infant Dom Pedro von Portugal, der nachherige Dom Pedro I., war vermählt mit Donna Constanza von Spanien, 1340. Aber schon im zweiten Jahre nach ihrer Verbindung starb sie, nachdem sie ihm einen Sohn geboren hatte. Bei der verstorbenen Infantin hatte Donna Ignez de Castro die Stelle einer Ehrendame bekleidet und der ganze Hof hatte die Auszeichnung bemerkt, womit der Infant dieselbe behandelte; sogar zur Pathin seines Sohnes erwählte er sie. Bald nachher vermählte sich Dom Pedro mit Ignez, aber heimlich, und ließ sie in einem Landhause am Ufer des Mondego wohnen. Die Feinde des Infanten stellten nun dem Vater desselben, dem noch regierenden König Alfonso vor, sein Sohn müsse sich vermählen, weil ja doch die Ehe mit Ignez nicht gültig sei. Der Infant weigert sich den Wunsch seines Vaters zu erfüllen; da entschließt sich der König, die Ignez eigenhändig zu ermorden. In Abwesenheit des Infanten kommt der König auf ihrem Landsitze an; aber der Anblick der vier Kinder seines Sohnes, das Flehen des Weibes entwaffnet ihn, die That selbst aber läßt er durch einen seiner Günstlinge und Rathgeber ausführen. Dom Pedro kehrt in das Schloß am Mondego zurück, als die That kaum vollendet ist; als er sieht, was geschehen ist, ruft er die Verwandten der Ignez und mehre ihm Treugesinnte zu einem Rachezuge gegen seinen Vater auf. Dieser begibt sich auf die Flucht; viele feste Städte werden ihm entrissen, er ist in Lebensgefahr. Da bittet er um Versöhnung und der Sohn gewährt die Bitte. Endlich 1357 stirbt Alfonso. Das Erste, was der neue König thut, ist dies: er läßt die Mörder seiner Gattin aus Spanien, wohin sie geflohen waren, holen und unter allen ersinnlichen Qualen vor seinen Augen zu Tode martern. Dann versammelt er die Cortez in Cantanedo, läßt Zeugen auftreten, die bei seiner Vermählung mit Ignez gegenwärtig gewesen waren, läßt dann den Leichnam der Gemordeten aus dem Sarge nehmen, neben sich auf den Thron setzen und feierlichst krönen. Darauf wurde die Leiche in einem Grabe von weißen Marmor in Albocaza beigesetzt. Dom Pedro regierte nun als König strenge, aber gerecht; er hat den Beinamen il riguroso bekommen; sein Wahlspruch war: Des Königsnamens wird man unwürdig von dem Tage an, wo man nicht Jemanden eine Wohlthat erzeigt hat. Portugiesische Chronisten sagen von ihm, er hätte nie geboren werden oder niemals sterben sollen.

3) Lady Jane Gray.

Das Leben dieser jungen, schönen, geistreichen und unglücklichen Frau hat von jeher den Künstlern und Dichtern eine würdige Aufgabe zu Schöpfungen gegeben. Das schönste Bild von ihr hat der unsterbliche Hans Holbein gemalt. Auch Young in seinen „Nachtgedanken" verherrlicht ihr Andenken. Wieland schrieb in einer frühern Periode seines Lebens und Dichtens eine Tragödie: „Johanne Gray". Ein nichtzeitgenössischer Schriftsteller, der Irländer Lingard, hat alle die Schriften, Briefe, Lieder und Reden, die von Johanna Gray noch existiren, für untergeschoben erklärt, obwol die Zeitgenossen Johanna's und selbst der ernst und scharf prüfende Hume in seiner „History of England" sie für echt und authentisch erklären. Der Hauptgrund, den Lingard gegen die Echtheit anführt, ist der, daß eine Frau in so jugendlichem Alter, wie Johanna Gray, noch nicht so zu denken, zu urtheilen, zu fühlen und zu schreiben im Stande sei, eine Behauptung, die ihrer Absurdität wegen gar keine Widerlegung verdient. Aus mehren in der „Heroologica anglica" mitgetheilten Versen sieht man, daß in dem Geiste der Lady Jane Gray die classische Bildung mit der christlichen — wie das vielleicht immer der Fall ist — in einigem Widerstreit stand. So sagt sie z. B. in einem Distichon:

> Traun, uns Alle erreicht, was über die Menschen verhängt ward,
> Heut' erfüllt sich an mir, morgen an dir das Geschick.

In einem andern Verse dagegen heißt es:

> Wenn Gott uns hilft, wird schlimmer Neid nicht schaden;
> Und hilft er nicht, ist Alles eitel Mühn.
> In finstern Nächten hoff' ich auf das Licht.

Die ganze eben bezeichnete Abhandlung gründet sich auf ein sorgfältiges Quellenstudium; sie bestätigt manches Bekannte; viel Dunkles bringt sie ans Licht.

4) Olympia Fulvia Morato, nebst Nachrichten von ihrem Vater, Pellegrino Fulvio Morato.

Olympia Fulvia Morato gehört zu den durch Bildung und Geist ausgezeichneten Frauen Italiens, und man nennt ihren Namen mit Vittoria Accorombona, mit Juliana Morella, mit Veronica Gambara, mit Vittoria Colonna und Ähnlichen. Ernst Münch sagt von ihr, all

ihr Sinnen und Fühlen, ihr Wollen und Denken verschmolz zu einer einzigen schönen und süßen Harmonie; voll Sehnsucht nach einem höhern Ziele glich ihr ganzes Thun und Walten den Tönen einer gottgeweihten Harfe, deren Saiten der Sturm nicht zerreißen konnte, deren Accorde der Mislaut des gewöhnlichen Lebens nur reiner und höher schwellen machte. In mehr als einer Hinsicht kann diese seltne Frau verglichen werden mit Hypatia von Alexandrien, obwol der Ruhm der ersten nicht welthistorisch ist, wie der der letztgenannten; das Colorit der Olympia ist christlich-romantisch, das der Hypatia antik-platonisch.

Olympia ist 1526 in Ferrara geboren; ihr Vater gehört zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit und war Lehrer der schönen Wissenschaften in mehren italienischen Städten. Da er in Verdacht kam, ein geheimer Anhänger des sich ausbreitenden Protestantismus zu sein, so flüchtete er 1530 von Ferrara nach Venedig, kehrte aber bald nach Ferrara zurück. Hier lebte er vornehmlich für die Erziehung seiner Tochter; diese hatte in ihrem zwölften Jahre schon feste Kenntnisse in den alten Sprachen und gewann Sicherheit in Rhetorik und Metrik. Darauf nahm sie Theil an den Vorlesungen des deutschen Gelehrten Johann Kilian Senft oder Sinapius und wurde durch diesen mit dem Griechischen bekannt. Aus allen Studien zog sie für Geist und Herz gleichen Gewinn. Gleichen Ruhm wie in Grammatik und Ästhetik gewann sie in der Theologie und Philosophie. Sie hielt in der herzoglichen Akademie einen lateinischen und einen griechischen Vortrag über Plato, auch einen über Cicero. Allein der Hof entfremdete sich ihren Leistungen, als der Papst strenge Maßregeln gegen die Protestantischgesinnten nahm; es fehlte wenig, so wäre Olympia für Ketzerin erklärt und der Inquisition übergeben worden. Schon in den drei letzten Jahren vor dem Tode ihres Vaters lebte sie ganz still und in Zurückgezogenheit. Als Pellegrino 1548 gestorben war, verlobte sie sich mit einem Deutschen, der durch die Biederkeit seines Charakters und durch seltene medicinische und philosophische Kenntnisse ausgezeichnet war; er hieß Andreas Grünthler von Schweinfurt in Franken. Dieser reiste mit seiner jungen Gemahlin nach Deutschland und erhielt vom Kaiser Ferdinand die Erlaubniß, sich in Schweinfurt als Arzt niederlassen zu dürfen. Indeß wüthete in Deutschland der Religionskrieg. Markgraf von Brandenburg-Kulmbach hatte in Schweinfurt sein Hauptquartier. Die Stadt aber wurde belagert von dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, dem die Bischöfe von Bamberg und Würzburg halfen. Die Stadt wurde beschossen und durch eine Feuersbrunst so gräßlich verwüstet, daß Olympia alle ihre werthvollen Manuscripte, alle ihre Habe den Flammen überlassen mußte, ja, daß sie, fast nackt, nur das Leben rettete. Von da zog Grünthler mit seiner Gattin nach Heidelberg, wo Olympia öffentlich akademische Vorlesungen, und zwar mit unerhörtem Beifall, hielt. Aber noch im Jahre ihrer Ankunft in Heidelberg (1554) brach daselbst die Pest aus. Grünthler bewies die höchste Besonnenheit; seine Gattin eine unerschütterliche Ergebung in des Schicksals und Gottes Gewalt; sie starb am 7. Nov. 1554, 29 Jahr alt. In der Peterskirche in Heidelberg ist sie begraben und hat die Grabschrift: „Olympia Fulvia Morato forma quondam mulieri ingenio homine majori animo quo solo Christum caperet sperneret mundum totum."

Der zweite Theil der „Margariten" wird eröffnet mit 1) Celio Secundo Curione und seine Töchter. Die Persönlichkeit des Vaters tritt in dieser Abhandlung schärfer und interessanter hervor als die der Töchter; der Vater war nämlich Italiener, geboren 1563 unweit Turin und stammte aus einer edeln Familie. Celio widmete sich zunächst dem Studium der Rechte; als er ungefähr 20 Jahr alt war, drang der Ruf der Lehren Luther's und Zwingli's zu ihm, und mehre Mitglieder eines Augustinerklosters in Turin verschafften ihm Luther's Buch vom Ablaß und das von der babylonischen Gefangenschaft, auch Zwingli's Schrift über wahre und falsche Religion und Melanchthon's „Loci theologici". Nachdem er mit Erasmus von Rotterdam und mit Melanchthon brieflich Bekanntschaft gemacht hatte, entschloß er sich nach Deutschland zu gehen und daselbst dem Studium der theologischen und schönen Wissenschaften ganz zu leben. An dem Versuche, seine Heimat zu verlassen, wurde er durch Emissaire der Inquisition gehindert, sogar ins Gefängniß geworfen; er befreite sich aber daraus durch List und Besonnenheit. Darauf ging er nach Lucca, übernahm daselbst eine Professur, sah sich aber vor der Macht der Inquisition nicht hinlänglich gesichert. Von da ging er in die Schweiz, ließ sich zuerst als Professor in Lausanne nieder, zog aber 1567 nach Basel, wo er 23 Jahre lang Professor der Rhetorik und Ästhetik war. Unter der Zahl seiner Schülerinnen ist Olympia Fulvia Morato. Seine Töchter hießen Violanthis, Angioletta, Celia und Felicilla. Eine Zugabe von Briefen Celio's und seiner Freunde erhöht das Interesse dieses Aufsatzes.

Ein Bild von größter Klarheit gibt Münch in der Abhandlung: 2) Julie Bondeli. Der Name dieser Frau ist erst seit einigen Jahren, wo Herr Schädlin, ein berner Gelehrter, ihr in einer kleinen Schrift ein Denkmal gesetzt hat, in größern Kreisen bekannt geworden. Julie Bondeli stand in einem so intimen Verhältnisse zu dem jungen Wieland, daß dieser ihr die Manuscripte seiner Werke, selbst des „Agathon" und des „Sylvio de Rosalva" zur Begutachtung zuschickte. Allein, obwol Wieland sagte, das Glück, eine Woche bei Julie Bondeli zu sein, sei größer als das Glück der Könige, so löste sich doch dies Verhältniß schnell, und Julie scheint darin nichts verloren zu haben. Weniger leidenschaftlich, aber dauernder war ihr Verhältniß zu Jean Jacques Rousseau. Wieland hatte Julie aufgesucht, aber Julie suchte den Rousseau, weil sie seine Schriften bewunderte. Auch mit der Frau von Laroche und mit Frau von Sandon stand Julie in nahem Verhältniß. Wenngleich Julie ihrer nähern Umgebung, ihrem geselligen Cirkel unendlich viele, reiche und schöne Gaben ihres Geistes spendete, so hat sie doch niemals etwas drucken lassen. Münch hatte die Idee, ihre hinterlassenen Papiere zu ordnen und zu ediren. Der

vorbezeichnete Artikel über Julie Bondeli erhält eine vorzüglich gute Haltung durch die Darstellung des Lebens in Bern im Anfange und in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts.

3) Anna von Schuermans.

Im Eingange dieser biographischen Mittheilung bemerkt der Verf., daß die großen Frauen Altniederlands dem gesammten Auslande, und selbst uns Deutschen, ziemlich unbekannte Wesen geblieben sind; höchstens kommen in den Annalen der Weltgeschichte des 16. Jahrhunderts die heroischen Frauen von Leyden und die Gattin des Hugo Grotius, Maria Reigersbergh, vor. Anna von Schuermans ist eine Dame, die sich in den verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit und der Kunst einen europäischen Ruhm erworben hat, wenngleich sie, als ein Opfer des mystisch-polemischen Geistes ihrer Zeit, die eigentliche höhere und schönere Bestimmung ihres Geschlechts aus den Augen verlor. Sie stammte aus einem alten und edeln niederländischen Geschlechte, welches vor der Verfolgung des Herzogs von Alba sich nach Deutschland geflüchtet hatte; am 5. Nov. 1607 wurde Anna in Köln geboren und in den Grundsätzen des streng reformirten Protestantismus erzogen. Die Geschichte der altchristlichen Märtyrer riß ihre Phantasie hin, und als Jungfrau übte sie sich in aller Enthaltsamkeit und Abtödtung der Sinnlichkeit. Mit ihren Brüdern erhielt sie zugleich den Unterricht des Vaters, machte aber größere und schnellere Fortschritte als die Knaben; in den grammatikalischen Kenntnissen exercirte sie sich auf Spaziergängen und beim Schlittschuhlaufen. Rücksichtlich der Lecture war der Vater sehr vorsichtig: er verwarf den Ovid und den Horaz; Homer und Virgil dagegen durften gelesen werden; vorzüglich streng wurde es mit der Auswahl der niederländischen Dichter genommen, weil diese oft ein zu saftiges Colorit haben und zu sehr zum Plastischen hinneigen. Bei diesem Allen entwickelte sich in Anna ein seltenes Talent zum Malen, zum Kupferstechen, zu plastischen Arbeiten, namentlich in Silber, sodaß man behaupten darf, es ist an ihr eine der größten Künstlerinnen dieser Art verloren gegangen. Als Anna 14 Jahr alt war, gingen ihre Ältern nach Holland zurück und ließen sich in Utrecht nieder. Anna setzte ihre Studien so eifrig fort, daß sie 18 Sprachen lesen und schreiben konnte; zugleich hatte sie ausgezeichnete Kenntnisse in Geschichte, Philosophie, Theologie, Geographie und Sternkunde. Die größten Theologen ihrer Zeit, Lydius und Spanheim, foderten oft Anna's Urtheil, z. B. über die Taufe der Todten, über die Transsubstantiation und über ähnliche schwierige Materien. Als Hugo Grotius den Vorschlag der Vereinigung der Fractionen des Protestantismus machte, erklärte sich Anna entschieden dagegen; auch hatte sie den Muth nicht, den Aristoteles aufzugeben und sich an Cartesius, der in ihrem Zeitalter auftrat, anzuschließen. Nichtsdestoweniger hatten Personen von den verschiedensten Geistesrichtungen Bewunderung für sie, als Salmasius, Spanheim, Georg Vossius, Gassendi, der Cardinal Richelieu, Balzer, Cartesius, sammt den gelehrten und großen Frauen de Rohan, de Gournay, du Moulin; sogar Christine, Königin von Schweden, kam 1651 eigens nach Utrecht, um Anna persönlich kennen zu lernen. In dem Hörsale der Universität Utrecht hatte Anna Schuermans, wie Olympia Fulvia Morato in Heidelberg, einen eignen Platz, den sie bisweilen einnahm, um Vorlesungen zu halten und Theses zu vertheidigen.

Ungefähr 1655 lernte Anna den Grafen Jean de Labadie kennen, welcher früher Jesuit gewesen und zur reformirten Kirche übergetreten war. Dieser kam als Geistlicher nach Holland und stiftete eine kleine Gemeinde, worin chiliastische Träumerei und Gemeinschaft der Güter herrschte. Nachdem der von seinem Kreise so hochverehrte Labadie gestorben war, zog sich Anna Schuermans in die tiefste Einsamkeit zurück und lebte, nachdem sie alle ihre Diener entlassen hatte, in Wiewert bei Leuwarden, wo sie am 4. Mai 1678 starb. Die erste Ausgabe ihrer Werke ist besorgt von Spanheim (Leyden 1648, 8.); andere zu Utrecht und Wesel; die letzte zu Dresden, 1723.

(Der Beschluß folgt.)

Der Selam des Orients, oder die Sprache der Blumen. Drei Theile. Berlin, Mittler. 1841. 8. 2 Thlr.

Welcher gefühlvolle deutsche Gymnasiast oder Stadtschüler hätte nicht schon in sehr jungen Jahren einmal ein zartes Verhältniß mit einer kleinen Muhme oder sonst einem weiblichen Geschöpfe gehabt? Das ist die Zeit, wo die Liebe durch die Blume und die Blume durch die Liebe sprechen lernt. Der unbehülfliche kleine Galan wollte freilich die Grammatik dieser doch so simpeln Sprache ebenso schwer begreifen als die Geheimnisse der lateinischen Grammatik; aber die kleine Geliebte war gewiß unermüdlich, ihn zu belehren, im Garten oder im Felde mit Blumensträußen zu beschenken und ihm à la Basedow diese linguistische Sprache spielend beizubringen. Gewiß, sie hatte eine sehr fehlerhafte Abschrift irgend einer Blumensprache, von welcher er sich eine Abschrift machen mußte, nicht ohne die weiblichen Schreibefehler, nach deren Beseitigung allerdings genug Unsinn übrig blieb, möglichst zu verbessern; im entgegengesetzten Falle mußte er wol gar sein erspartes Wochengeld daran wenden, irgend eine wohlfeile gedruckte Blumensprache zu beiderseitigem Gebrauche anzukaufen und dem jungen Liebchen zu schenken. In des Vaters Garten hielt es freilich oft schwer, eine Blume ohne Erlaubniß zu pflücken, dafür ging man auf das Feld hinaus und beschenkte sich gegenseitig mit einem Veilchen oder einem Gänseblümchen, das, so viel sich der Berichterstatter erinnert, in der populairen Blumensprache die simpeln Worte symbolisirt: „Ich bin dir herzlich gut!" (Im gegenwärtigen gelehrtern Werke: „Dir geb' ich mich zum Eigenthum.") Vielleicht spricht die Jugend der „Jetztzeit", die schon vor der Reife reif zu werden pflegt, weniger durch die Blume, wie ja auch die Gesellschafts- und Pfänderspiele, überhaupt die Spiele immer mehr im Abnehmen sind; vielleicht hat ein vierzehnjähriger Knabe jetzt schon eine Art Begriff von constitutionnellen Regierungsformen, Bürgerkönigen und liberalen Zeitschriften, sodaß seine politische Gesinnung das rechte Liebesfeuer nicht aufkommen lassen will; vielleicht weiß er bereits, daß der Gott, den wir noch als ein selbständiges, vor aller Menschheit existirendes Urwesen, als eine allerhöchste Persönlichkeit verehrten, erst durch das Bewußtsein der Menschheit sich erzeugt, eine Operation, durch welche wir zugleich ein gottloses und gottvolles Völkchen zu werden drohen; aber zu der Zeit, als der Ref. noch sehr jung und sehr einfältig, dabei aber sehr glücklich und gefühlvoll war, galt die Blume noch etwas und hatte, wie Alles in der Natur, eine Sprache für die junge männliche und weibliche Welt. Jetzt gehört allerdings Muth

dazu, eine Blumensprache zu schreiben und herauszugeben, obgleich dieser Selam, über den wir zu sprechen haben, mehr für die großen Kinder geschrieben und wenigstens im ersten Theile auch von allgemeinerm Interesse und eine angenehm unterhaltende Lecture ist. Blos der zweite und dritte Theil enthalten die eigentliche, das Dictionnaire der Blumensprache, letzterer auch eine französische von Frau von Latour, eine andere von Aimé Martin, eine englische, ein Emblème des couleurs und dergleichen. Der Verf. gibt im ersten Theile selbst zu näherm Verständniß eine Anleitung für den Gebrauch seiner selbstgeschaffenen weitläufigen Blumensprache, worin die der Blume untergelegte Bedeutung mit dem Namen der Blume selbst einen gut oder übel gelungenen Reim bildet. Die Caffyte z. B. sagt bei ihm: „Meinen Gruß ich dir entbiete"; eine Blüte von der Cedrele: „Du bist meine Seele"; Hauslaub: „Bald werde ich des Todes Raub"; die Goldblume: „Nimm mein Herz zum Eigenthume"; gemeiner Kümmel: „Ich schwöre Treue dir beim Himmel"; Himmelstengel: „Du bist ein Engel"; Haargras: „Ich liebe dich ohn' Unterlaß". Der Verf. nimmt nun an, ein junger Mann sei in eine Schöne verliebt, könne sie aber nur selten, ungestört vielleicht niemals, sehen; er schicke ihr also einen aus obengenannten Stengeln, Blümchen und Halmen zusammengesetzten Strauß; die strengste Dueña werde gegen diese einfache Composition von Hauslaub, Haargras, gemeinem Kümmel u. s. w. keinen Verdacht schöpfen und das Mädchen auf diese unverdächtige Weise erfahren, woran sie mit dem jungen Menschen ist. Wenn aber jene Duenna, Tante oder Großtante die rechte weibliche Schlauheit besitzt, so wird gerade die Einfachheit und Unscheinbarkeit eines solchen Straußes ihren Verdacht nur in um so höherm Grade erregen. Übrigens verschweigt sich der Verf. selbst nicht, daß in unsern civilisirten Ländern, wo die Communicationsmittel so zahlreich sind, die Blumensprache in Angelegenheiten der Liebe nur wenig zur Anwendung kommen möchte; dagegen dürfte sie zu anmuthigen Wechselreden und Spielen und mehr im Scherze als im Ernst wol benutzt werden. Nur ist des Verf. Dictionnaire zu weitläufig und seinen Reimen fehlt es nur zu oft an sinnreicher Wendung. Dahin gehört: Chrysitrix mit dem Reim: „Bist du auch in der Liebe fix?"; Dotter: „Giftig ist der Biß der Otter"; Kürbis: „Hier heißt's, stirb Vogel oder friß!" u. s. w. Auf solche Reime kann man mit Recht das alte Sprüchwort „Reim dich oder ich freß dich" anwenden. Andere Reime sind allerdings besser gelungen; im Ganzen schien es aber zweckdienlicher, weniger das Äußerliche des gesuchten Gleichklangs als die Eigenschaften der Blume selbst zum Grunde zu legen. Dagegen hat der erste Theil, wie bereits angedeutet, einen eigenthümlichen Werth, indem der Verf. die Geltung der Blumen, welche sie bei den einzelnen Völkern hatten, die Deutung, die man ihnen unterlegte, das Bildliche, was man mit ihnen verband, den Gebrauch, den man von ihnen machte, historisch erörtert, auf die Natur des Landes, den sittlichen und socialen Zustand der verschiedenen Völkerschaften eingeht, Anderes, was damit in Verbindung steht, z. B. die Symbolik der Farben, nicht unbeachtet läßt und Belege aus den Dichtern aller Zonen und Völkerschaften beibringt. Insofern ist das ganze Werk nicht ohne ethnographisches, historisches, selbst botanisches Interesse, um so mehr, da der Verfasser sich in seinen Gegenstand vollkommen eingelebt hat und genau die darüber vorhandene Literatur kennt. Die leichte angenehme Form kann den Kenner über den Ernst und die Menge der vorangegangenen Studien nicht täuschen. „Freuen würde es mich", sagt der Verf. in der Vorrede, „wenn ich durch diesen Versuch gleichzeitig die meiner Arbeit unterlegte Absicht erreichte, das schöne Geschlecht und seine Verehrer, insofern diese noch nicht zu den in die Mysterien der Flora Eingeweihten gehören, mit den auf dem Erdenrunde zerstreuten Pflanzengattungen, wenn auch nur dem Namen nach, bekannt gemacht zu haben. Nur aus diesem Gesichtspunkte wünsche ich das vorliegende Werk beurtheilt zu sehen; und das Anerkenntniß, das Nützliche mit dem Angenehmen zweckmäßig verbunden zu haben, wäre nächst dem Beifall Derer, denen diese Blätter zu einer heitern und geselligen Unterhaltung insbesondere gewidmet sind, der schönste Lohn, der mir für die Mühe, welche ich auf diese Arbeit verwendete, zu Theil werden könnte." Dieser Beifall, den der Verf. verdient hat, wird ihm, wie wir hoffen, nicht entgehen. 16.

Notizen.

Hegel und Herbart.

Das seit dem Oct. d. J. in Königsberg erscheinende, von dem Dr. Alexander Jung begründete und redigirte „Königsberger Literaturblatt" erfreut sich einer wachsenden Theilnahme bei seiner nächsten Umgebung und dürfte auch darüber hinaus bald zahlreiche Leser gewinnen. Nr. 3 dieses Blattes enthält einen von dem Herausgeber verfaßten Nekrolog des Professor Herbart, aus welchem wir folgende charakteristische Anekdote entnehmen: „Höchst komisch war das Zusammentreffen der beiden großen Philosophen Herbart und Hegel in Berlin. Herbart, der vornehme, der ästhetische, der elegante, der auf Alles, namentlich auf das feine Decorum überall reflectirende. Hegel, der harmlose, der in sich gekehrte, der schlichte, der sich selbst und seine Umgebung stets im Weltgeist verschwinden sah. Hegel besucht Herbart, als dieser gerade im Hotel an der Table d'hote dinirt. Herbart erhebt sich, um sein ästhetisches Interesse an der Schicklichkeit, an der Form, nach allen Regeln feinster Etikette zu befriedigen, wie er soeben im Begriff gewesen war, seinen Appetit zu befriedigen. Hegel will dergleichen als ein Äußerliches, als ein Tädiöses nicht respectiren, er will jenem Bemühen Herbart's durchaus wehren, Herbart solle fortessen. Herbart kann sich das weder als Philosoph, noch als Aesthetiker, noch als Gesellschafter gefallen lassen. Herbart sträubt sich, was er kann. Hegel erklärt, daß er, wenn Herbart nicht fortessen wolle, sogleich gehen werde. Herbart ißt nicht fort, und Hegel geht." 118.

Ein interessantes Werk ist Horeau's „Panorama d'Egypte et de Nubie", wovon die dritte Lieferung erschienen ist. Sie enthält schöne Portraits von Mohammed Ali und dessen Gefolge, Ansichten von Kairo, eine Ansicht von der Sphinx und den Pyramiden und eine von dem Koloß von Memphis. Hr. Horeau hat an Ort und Stelle, in Ägypten und Nubien, seine Aquarellzeichnungen entworfen, die er mittels des Drucks und der Farbenretouchen reproducirt. Hierdurch hat er, wie Keiner vor ihm, es möglich gemacht, die Monumente Ägyptens und Nubiens mit allen ihren reichen und schönen Malereien zur Anschauung zu bringen. Die folgenden Lieferungen werden uns die Ruinen von Theben und der thebaischen Wüste, die heilige Insel Philä und die interessantesten Punkte und Denkmäler Nubiens vorführen, namentlich die berühmten Tempel von Ibsamboul, welche Hr. Horeau im diesjährigen Salon zu Paris ausstellte und womit er die Aufmerksamkeit aller wahren Kunstfreunde erregte.

Von dem höchst seltsamen prophetischen Almanach erschien der zweite Jahrgang unter dem Titel: „Almanach prophétique pittoresque et utile pour 1842, rédigé par les notabilités scientifiques et littéraires", mit 100 Stichen von Gavarni, Daumier, Titeux, Devilly u. s. w. Dieser Jahrgang bringt unter Anderm: „Prophéties extraordinaires pour 1842", „L'année fatale", „La queue de Robespierre", „Destruction de Paris", „Astrologie", „Hygiène", von Dr. de Boismont, „Histoire de la musique", von A. de Pontecoulant, „Le Rhin", Text von A. de Musset, Musik von F. David, „La marquise de Brinvilliers", von E. Bareste, „Prophéties caricaturales", von A. Second u. s. w. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 338. —— 4. December 1841.

Ernst von Münch und seine letzten Schriften.

(Beschluß aus Nr. 337.)

4) Maria Feodorowna, geborene Prinzessin von Würtemberg, Kaiserin von Rußland.

Diese erlauchte Frau ist in mehr als einer Hinsicht in die Geschichte der letzten Zeit verflochten. Sie war die Gemahlin des Kaisers Paul und die Mutter von Alexander, Konstantin, Nikolaus (jetzt regierender Kaiser) und Michael; ferner von Maria, der jetzigen Großherzogin von Sachsen-Weimar; von Helena, der verstorbenen Großherzogin von Oldenburg; von Katharina, der verstorbenen Königin von Würtemberg; von Anna, der Königin der Niederlande. Mit der humansten Art begegnete Maria Feodorowna den Launen ihres Gemahls; zwischen Studien, Lecture, häusliche Arbeit und philanthropische Bestrebungen war ihre Zeit getheilt. Nachdem ihr Gemahl 1801 ermordet worden war, behielt sie einen großen Einfluß auf ihren Sohn, den Kaiser Alexander, welcher ohne ihren Rath nie etwas Wichtiges unternahm. Aus Bignon's Mittheilungen erfährt man, wie fein sie sich benahm, als Bonaparte um die Hand ihrer Tochter Anna warb, eine Verbindung, die der Kaiser Alexander begünstigt zu haben scheint. Maria Feodorowna hat ferner ein ruhmwürdiges Andenken durch die vielen Stiftungen und Einrichtungen für die Cultur Rußlands und für das Wohl ihrer Unterthanen; z. B. eine Anstalt zur Aufnahme armer, adliger Fräuleins, armer Offiziers- und Beamtentöchter; ferner eine der Charité maternelle in Paris analoge Stiftung, ferner eine Schule für Taubstumme, ein Hospital für arme Kranke, eine Schule für Soldatenkinder, eine Handelsschule zu Moskau, eine Erziehungsanstalt zu Odessa, eine Unterstützungsanstalt für Fremde in Taganrog und viele ähnliche Institute. Maria Feodorowna war geboren 1760 und starb 1828.

II. Erinnerungen, Reisebilder, Phantasiegemälde und Fastenpredigten aus den Jahren 1828—40, von Ernst von Münch. Erster Theil. Stuttgart, Cast. 1841. 8. 2 Thlr.

Unter diesem umfassenden Titel hat Münch eine Sammlung von Aufsätzen herausgegeben, welche theils als Fortsetzung seiner „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien" anzusehen sind, theils aber auch die wichtigsten Fragen des letzten Decenniums berühren oder erörtern. Der Verfasser bittet zwar in seinem Vorworte, daß man das Endurtheil über sein Buch bis nach Vollendung des Ganzen vertage; allein was könnte man von Ernst Münch lesen, worin sich nicht sein scharfes Auge, sein gesundes Urtheil, seine liebenswürdige Unbefangenheit, sein edler Freimuth offenbarte.

Der erste Aufsatz ist überschrieben „Karlsruhe" und enthält die Erzählung eines Aufenthalts daselbst. Es kommen darin die interessantesten Persönlichkeiten vor; gleich im Anfange Helmina von Chezy. Münch war in seinen frühern Jahren gegen dieselbe, wie gegen alle schriftstellernde Frauen eingenommen; namentlich als sie in dem Fonk'schen Processe so tapfer mitfocht, nannte er sie eine ästhetische Gans, die in Alles mit hineingackere. Indeß als Helmina's Urtheil wirklich sich Anerkennung gewann, zollte ihr auch Münch Beweise der Achtung; er pries in den letzten Jahren an ihr vornehmlich den patriotischen Sinn, die sich zur Zeit der Befreiungskriege in der Pflege der schwersten Kranken manifestirt habe.

Ferner ist in dem vorliegenden Aufsatze die Rede von dem Freiherrn v. Auffenberg, dem großherzoglich badischen Kammerherrn und Hofmarschall. Höchst interessant ist die Schilderung von dem Eindrucke, den Schiller's „Räuber" auf den jungen Auffenberg machten. Dieser wollte nämlich als Gymnasiast mit einer Schar von Freunden auf Morea landen und Griechenland befreien. Der kräftige Jüngling kam wirklich mit einigen Freunden durch Oberitalien nach Treviso, wo sie sich einschiffen wollten; allein durch die Obsorge der Verwandten wurden sie, sammt ihrer Bundeskasse, worin sich 130 Gulden befanden, nach der Heimat zurückgebracht. In den Befreiungskriegen nahm Auffenberg, damals 18 Jahr alt, in einem östreichischen Reiterregimente als Freiwilliger Dienste. Im J. 1816 wurde er in Wien mit Körner und dessen Braut, Toni Adamberger, bekannt. Hier entstand sein „Pizarro", „Xerxes in Griechenland" und „Die Spartaner"; bald darauf trat er als Lieutenant der Garde du corps in badische Dienste und dichtete seinen „Victorin", „Die Bartholomäusnacht", „König Erich" und andere Sachen, die 1822 gesammelt herauskamen. Darauf wurde er Präsident des Theatercomité, lernte die vielbewunderte, anmuthsvolle Neumann kennen und schrieb viele Rollen für sie, zum Beispiel die in den „Flibustiern". Im J. 1831 legte er seine Stelle

als Theatercomité-Präsident nieder. Jetzt zeigt sich Auffenberg's Talent nicht glänzender als in Improvisationen in vertrautem Kreise; er fingirt z. B. ganze Kammersitzungen, wo Motionen entwickelt und discutirt werden, sodaß sämmtliche politische Notabilitäten mit ihren Ansichten, Manieren, Gesten, mit Ton und Stimme darin erscheinen.

Münch schildert ferner in diesen seinen „Erinnerungen" das Zusammentreffen der Agnese Schebest mit dem Doctor Strauß. Dann kommt er auf die Heinefetter, die Hasselt, die Lutzer und die Bajaderen; dann auf die musikalischen Vereine in Karlsruhe, auf den Cäcilien-Verein und den Verein für ernste Chormusik; ferner auf den Kunstverein und die karlsruher Gemäldegalerie. Den Schluß machen drei Novelletten von untergeordnetem Werth.

Den zweiten und größten Aufsatz dieses Buches haben wir schon oben in unserer Einleitung erwähnt; Münch theilt darin seine politischen Reminiscenzen aus den letzten zehn Jahren mit und macht Streifzüge in das Gebiet des öffentlichen Lebens der Gegenwart.

Die dritte Abhandlung ist betitelt: „Romantisch-biographische Zwischenübungen"; unter diesem Titel macht der Verfasser einige Mittheilungen über den Patrioten und Troubadour Sordello. Sordello, welcher in der Geschichte der letzten Hohenstaufen und in der des Ezzelino viel genannt wird, ist eine räthselhafte Erscheinung: er ist Cid und Don Juan zugleich, zugleich Frauenlob und Rabelais. Ernst Münch erzählt uns von seinen ritterlichen Heldenthaten in Mantua und in den Turnieren am Hofe Ludwig's IX. von Frankreich; er berichtet von seiner Liebe zu Beatrice, der Schwester des Ezzelino de Romano; er beschreibt, wie er die Stadt Mantua gegen Ezzelino, der sie erobern will, vertheidigt, und wie er in hohem Alter ruhmgekrönt stirbt. Zu diesem Allen fügt Münch eine historische Kritik der Berichte über Sordello. Die Sprache in dieser Abhandlung ist die eines Commentators.

III. Sämmtliche Dichtungen von Ernst von Münch. Ausgabe letzter Hand mit Auswahl. Mit dem Bildniß des Verfassers. Stuttgart, Cast. 1841. 8. 1⅓ Thlr.

Allen Freunden Ernst Münch's muß es überaus lieb sein, daß unter seinen letzten Werken sich auch gesammelte Dichtungen befinden. Es sind dieselben vorherrschend lyrischer Art und gerade das ist willkommen; denn die Lyrik vergegenwärtigt des Dichters inneres Leben, wie es vom Gefühle getragen, bewegt, gehoben und gespornt wurde. Die meisten Gedichte Münch's sind rein lyrische, doch auch im episch-lyrischen hat er sich nicht ohne Glück versucht, man lese nur den „Schwur im Rütli", „Arnold von Winkelried", „Die Schlacht bei Laupen", „Die Schlacht bei St.-Jakob an der Birs" und „Aloys Reding". Man findet wenig Münch'sche Lieder, die aus einer sanguinischen Stimmung fließen, das heißt solche, in denen sich eine fröhliche, ungetrübte Lust am Leben, an der Welt und an der Liebe ausspricht; die vorherrschenden Stimmungen in Ernst Münch waren die melancholische und die cholerische. Ausflüsse der ersten sind die vielen klagenden Gesänge der Liebe, die großentheils unendlich zarte Töne erklingen lassen; aus der cholerischen Stimmung fließen Lieder wie das an den Mucius Scävola von Schönbrunn, Fr. Staps (S. 161), mit einem Worte, all die kräftigen, trotzigen, kriegerischen Lieder über Heimat, über Freiheit und Knechtschaft, über Ehre und ritterliches Wesen. Als Gegensatz zu dieser letzten Gattung findet man auch manches idyllische Lied, gedichtet im Gefühle der Ruhe, der Beruhigung, der Versöhnung; man lese nur, was er dichtete während seines Urlaubs von Lüttich in die Heimat 1830 (S. 279—296).

Wenn wir nun im Begriff sind, ein kurzes Urtheil über Münch's Dichtungen auszusprechen, so wollen wir zuvor auf Das Rücksicht nehmen, was er selbst über seine Poesien sagt. Diese Selbstkritik trägt durchaus den Charakter der Bescheidenheit; die aus den J. 1814—20 stammenden Lieder haben wol nur einen historischen Werth — sagt er selbst — indem sie die Stimmung der damaligen deutschen Jugend vergegenwärtigen; es ist schön, wenn man — wie Posa dem Don Carlos sagt — Achtung hat vor den Träumen seiner Jugend. Nichtsdestoweniger fügt Münch hinzu, daß seine Poesien die Billigung von Männern, wie Goethe, Usteri, Wessenberg, Zschokke, Troxler, Rotteck, Arndt und Schwab erfahren hätten, wenngleich keine literarische Gevatterschaft ihn auf den Schild erhoben habe. Ref. gibt sein Urtheil über Münch's Dichtungen in folgender Art ab:

Die Lyrik ist zwar die subjectivste aller Dichtungsarten; indeß auch ein lyrisches Gedicht kann unter die Kategorie des Schönen fallen und ein Kunstwerk sein. Das ist es, sobald es nicht einen nur zufälligen Gedanken, einen bloßen Einfall, sondern sobald es Menschengedanken im Gefühle eines erhöhten Lebens in vollendeter Form ausspricht. Wenn ich nun die Gedanken, die Ideen erwäge, die Münch mit seinen Liedern uns in die Seele haucht, so sind sie wirklich die größten, an denen unser Leben sich wärmt und nährt; allein in Münch scheint wirklich mehr poetische Resonanz als poetische Originalität zu sein. Wie oft werden wir aufs nachdrücklichste an Schiller, an Theodor Körner, an Arndt und Andere erinnert, wenn wir seine Lieder lesen. Starke Reminiscenzen sind z. B. enthalten in dem Liede „An die Entfernte" (S. 52), welches anfängt mit den Worten:

> Dein gedenk' ich, wenn mit Lerchenchören
> Mich der Tag zu neuem Leben weckt.
> O dann wähn' ich einen Laut zu hören,
> Den das Ohr der Liebe nur entdeckt.

Ferner in dem: „Ich denke dein" (S. 55); ferner S. 57: „An die Liebe", welches mit den Worten beginnt:

> Harfen klingen ihn nicht
> Den Nachhall meiner Empfindung,
> Die in der Seele mir glüht.

Ferner S. 96 „Erkennung":

> Fort aus dem Kerker der Stadt,
> Hinaus ins grünende Leben u. s. w.

Ferner S. 91: „Hoffnung und Erinnerung"; ferner S. 152:

> Ihr wankenden Herzen, o bleibet uns hold,
> Ihr dürfet nicht lieblos erkalten.

Eine aufmerksame Lecture wird das Weitere und Einzelne ergeben.

Noch müssen wir hinzufügen, daß Münch in seinen Gedichten oft zu viel, nicht, wie Schiller, philosophirt, sondern nur reflectirt, und daß damit der eigentliche poetische Hauch und Duft verwischt wird; ich weise hin auf „Die Ideale" (S. 14) und „Der Zweifel" (S. 17).

Was ferner die Form der Münch'schen Dichtungen betrifft, so ist dieselbe leicht und, wie es der Wechsel der Stimmungen fodert, mannichfaltig; der Vers ist mit Gewandtheit gebaut; es kommt nur selten vor, daß die Sprache zu Gunsten des Verses Gewalt litte, wie z. B. Seite 307, wo es in der dritten Strophe heißt: „O nimm die Mutter mit dir fort, mit Thränen fleht es sie", statt mit Thränen fleht sie darum; oder S. 103: „Weil du den Himmel in dir (NB. hast), schaust du zum Himmel hinauf."

Das Resultat aus dem Allen ist, daß Ernst Münch, wenn auch in poetischer Begabung und Originalität nicht so reich wie die größten Dichter unserer Nation, doch durch die Großartigkeit seiner Anschauung, durch die Lauterkeit seines Gefühls, durch die Wahrheit und Reinheit seines innern Lebens, wie durch Leichtigkeit der poetischen Form ausgezeichnet, denen beizuordnen ist, die nicht blos den Namen des Dichters führen. Da offenbar zwischen seinen Gedichten und dem Bewußtsein unsers Volkes ein Zusammenhang stattfindet, so werden dieselben nicht so spurlos vorübergehen wie viele sogenannte Poesien der neuen und neuesten Literaten, welche von feilen Freunden gelobt und von der Menge gepriesen werden. 24.

Weltgeschichtliches Panorama der letzten fünf Jahrzehnde. Von Karl Julius Arnold. Drei Theile. Bremen, Schünemann. 1841. 8. 2½ Thlr.

Der Verfasser dieses „Panorama" hat auf neue Forschungen und Aufschlüsse über die Zeit vom Ausbruche der französischen Revolution bis zum Tode Napoleon's Verzicht geleistet und nur die Begebenheiten, wie sie aus andern Schriften entlehnt werden konnten, zu schildern unternommen. Es ist dies fast überall richtig und in einer einfachen Sprache geschehen, die sich aber bei denkwürdigen Ereignissen wol zum rednerischen Schwunge erhebt, nur mitunter nicht ganz glücklich, wenn es z. B. von Lafayette heißt: „Schon hat ihm der Genius der Freiheit bei dem Eintritte in die ewigen Gefilde der Freiheit und seligen Lebens den schönsten, unverwelklichen und unentweihten Kranz für seine edle Aufopferung hienieden und seine uneigennützige Selbstaufopferung im Strahlenglanze entgegengebracht", oder wenn von Marat gesagt wird, daß „sich sein verpestetes Blut in die wallenden Wogen des lauen Bades ergossen habe." Auch wollen uns Ausdrücke, wie Centripedalkraft, Impetuosität, Convolut von Greueln u. dergl. nicht in einem Buche gefallen, das sonst recht füglich auch den weniger gebildeten Classen, namentlich seiner sittlichen Haltung und gesetzmäßigen, loyalen Gesinnung des Verfassers willen, in die Hände gegeben werden kann.

Bei dem Umfange des Buches konnten auch manche Einzelnheiten ausführlicher dargestellt werden, so der Gesandtenmord in Rastadt nach K. G. Jacob's Schilderung (nicht Jacobi's, wie II, 69 gedruckt ist), das Fest des Fürsten von Schwarzenberg in Paris im Jahre 1809 nach Varnhagen von Ense's meisterhafter Beschreibung, der Aufstand der Tiroler gegen Baiern in demselben Jahre. Aber die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske gehörte nicht hierher (lieber hätte Herr Arnold die Halsbandgeschichte etwas ausführlicher darstellen sollen) und in der Ermordung Kleber's ist derselbe doch zu weitläufig, wenn er sogar die Inschrift unter dem Skelett des gepfählten Soliman (mit einigen Druckfehlern) anführt.

Von kleinern Versehen, die uns aufgestoßen sind, machen wir folgende bemerklich. Die Nachricht, daß Ludwig XVI. oft betrunken gewesen sei, beruht auf sehr unsichern Zeugnissen; unrichtig ist, daß er auf der Flucht nach Varennes als Stallknecht verkleidet gewesen sei, wie denn überhaupt die ganze Darstellung dieser Fluchtreise ungenügend ist und manche der entscheidendsten Momente ganz übergeht. Statt „die Ulemas" lesen wir immer „die Uleman's"; ferner ist Napoleon nach seiner Rückkehr nicht in seinem Hause in der Katharinenstraße, sondern in der Straße Chantereine abgetreten und Joach. Nettelbeck konnte nicht das Recht erhalten, die preußische Admiralsuniform (III, 30) zu tragen, weil es eine solche gar nicht gibt, sondern die eines preußischen Schiffscapitains. Endlich darf O'Meara jetzt nicht mehr als alleiniger Zeuge für Napoleon aufgerufen werden, höchstens kann sein Zeugniß in kritischen Untersuchungen mit andern verglichen und berichtigt werden. 11.

Bibliographie.

Ackermann, P., Du principe de la poésie et de l'éducation du poète. In-8. Paris, Brockhaus u. Avenarius. Berlin, Asher u. Comp. 20 Ngr. (16 Gr.)

Agape. Ein christliches Taschenbuch auf das Jahr 1842. Mit Beiträgen von mehreren Dichtern und Schriftstellern herausgegeben von K. Steiger. 16. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1842. 1 Thlr.

L'Arronge, Fröhlich und Wohlgemuth! Beiträge zur Erheiterung geselliger Zirkel. Enthaltend: Eine Sammlung launiger Deklamationsstücke und Lieder, nebst Musik-Beilage. 2 Hefte. Gr. 12. Danzig, Gerhard. 15 Ngr. (12 Gr.)

Bade, Napoleon im Jahre 1813, politisch-militairisch geschildert. 4ter Theil. Der Krieg in Deutschland. Zeitraum vom 16. October bis zum Ende des Jahres. 8. Altona, Blatt. 1 Thlr.

Beck, L. U., Lieder für Deutschlands turnende Jugend. Qu. gr. 16. Brandenburg a. H., Müller. 1842. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Becker, J., Harmonielehre. Briefe an eine Dame. 8. Leipzig, Friese. 1842. 15 Ngr. (12 Gr.)

Aargauischer Bericht über die Kloster-Aufhebung. Auszug aus der Denkschrift. Gr. 8. Zürich u. Frauenfeld, Beyel. 5 Ngr. (4 Gr.)

Bibliothek der neueren Sprachen oder Verzeichniß der in Deutschland besonders vom Jahre 1800 an erschienenen Grammatiken, Wörterbücher, Chrestomathien, Lesebücher und anderer Werke, welche das Studium der lebenden europäischen Sprachen betreffen, wie auch derjenigen ausländischen Classiker, welche ebendaselbst vom Jahre 1800 bis zu Anfange des Jahres 1841 zum Abdrucke gekommen sind. Herausgegeben von W. Engelmann. Nebst einer systematischen Übersicht. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Bunsen, Die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche. 2te Abth. Die Liturgie der stillen Woche in Musik gesetzt, mit Benutzung alter Meisterwerke, von Sigmund Neukomm. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 20 Ngr. (16 Gr.)

Charitas. Festgabe für 1842 von E. v. Schenk. Neuer Folge 2ter Jahrgang. Mit Beiträgen von König Ludwig von Bayern, Kronprinz Maximilian von Bayern, L. Aurbacher, A. v. Maltitz, C. v. Neumayr, C. Fernau, F. Baron v. la Motte Fouqué, A. Büssel, F. Grafen v. Pocci, J. A. Pangkofer, F. Thiersch, C. F. Ph. v. Martius und dem Herausgeber. Mit Stahlstichen. Gr. 12. Regensburg, Manz. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Dellarosa, L., Mirandolo Pisani, oder die Blutbrüder des Feuerbundes auf Cypern. Schauerszenen aus der Schreckenszeit Sultan Selim des Zweiten. Historisch-romantisch bearbeitet als Seitenstück des Romans: „Der Admiral." Mit 1 Titelkupfer. 8. Wien, Haas. 1842. $26\frac{3}{4}$ Ngr. (21 Gr.)

Denkwürdigkeiten der Marie Cappelle Witwe Lafarge von ihr selbst geschrieben. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Edmund's Erzählungen und Volkssagen. 2tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Eselsburg. Menrad, schwöre nicht! Erzählungen und Volkssagen von Pater Edmund. 2tes Bdchn. Mit 1 Stahlstiche. Gr. 12. Neuburg, a. d. D., Prechter. 1842. 10 Ngr. (8 Gr.)

Die deutsche Flotte. Eine Mahnung an das deutsche Volk vom Verfasser der Gedichte eines Lebendigen. Zur sechsten Säkularfeier der Stiftung des Hansabundes. Gr. 8. Zürich u. Winterthur, Literar. Comptoir. $3\frac{3}{4}$ Ngr. (3 Gr.)

Funck, Z., Jean Paul Friedrich Richter. Worte der Verehrung und Liebe bei Gelegenheit der Enthüllung des von Seiner Majestät König Ludwig I. von Bayern Ihm zu Bayreuth errichteten Denkmals. 8. Bayreuth, Buchner. 10 Ngr. (8 Gr.)

Russische Gesetze, Ausländer betreffend. Aus dem russischen Codex entnommen, deutsch von J. Philippi. 8. Berlin. 15 Ngr. (12 Gr.)

Gödeke, K., Novellen. Gr. 12. Celle, Schulze. 1 Thlr.

Hartmann, C., Die Schöpfungswunder der Unterwelt. Interessante Schilderungen der berühmtesten Höhlen, Quellen, Erdbeben, Vulkane, Bergwerke, Versteinerungen und anderer Merkwürdigkeiten für Jung und Alt. Mit vielen Abbildungen. 2 Bände. Kl. 8. Stuttgart, Scheible. 2 Thlr. $18\frac{3}{4}$ Ngr. (2 Thlr. 15 Gr.)

Herloßsohn, C., Buch der Liebe. Nebst einem Anhange. Gr. 16. Leipzig, Fest. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Das XIX. Jahrhundert des Thierreichs oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere. Geschildert von ihnen selbst. Mit vielen Bildern. 1stes bis 3tes Heft. 8. Leipzig, Volckmar. 1 Thlr.

In unsern Tagen noch Pietisten, Stephanianer, Mystiker, Altlutheraner! Wie geht das zu? Eine wichtige Frage zu Nutz und Frommen für Jedermann zur Feier des 31. Octobers beantwortet von *Rationalis Cordatus*. Gr. 8. Leipzig, Weinedel. 1842. $6\frac{1}{4}$ Ngr. (5 Gr.)

Irrfahrten eines Comödianten. Schilderung des Theaterlebens. (Aus den Papieren eines ehemaligen Schauspielers.) Herausgegeben von Held. Gr. 16. Erfurt, Selbstverlag. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr)

Klose, C. L., Leben des Prinzen Carl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Großbritannien. Nebst dem Bildnisse des Prinzen und 1 Facsimile der Handschrift desselben. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1842. 3 Thlr.

Kux, J. P., Organismus und vollständige Statistik des Preußischen Staats aus zuverlässigen Quellen. 2te nach den neuesten Verhältnissen berichtigte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 1842. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Lamothe-Langon, Baron v., Die beiden Familien oder das Schloß von Saint-Felix. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Lange, L., Anleitung zum Studium der christlichen Theologie, nach den Grundsätzen des biblischen Rationalismus. 8. Jena, Mauke. $22\frac{1}{2}$ Ngr. (18 Gr.)

Lewald, A., Seydelmann. Ein Erinnerungsbuch für seine Freunde. Neue, mit einem Portrait Seydelmann's und 3 Rollendarstellungen vermehrte Ausgabe der Schrift: Seydelmann und das deutsche Schauspiel. 8. Stuttgart, Göpel. 1 Thlr.

Laube, H., Die Bandomire. Russische Erzählung. 2 Theile. 8. Mitau, Reyher. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Mefistofeles. Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen. 1stes Heft. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 1842. 25 Ngr. (20 Gr.)

Mendelssohn, J., Pariser Briefe. 3 Bände. 8. Leipzig, Weber. 4 Thlr.

Moll, C. B., Die Besserung der Strafgefangenen. Ein Wort an alle Freunde des Staats und der Kirche. 8. Berlin, Krause. 10 Ngr. (8 Gr.)

Mundt, T., Thomas Münzer. Ein deutscher Roman. Drei Bände. 8. Altona, Hammerich. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Narman, oder Altes und Neues. Gr. 12. Basel, Bahnmaier. $22\frac{1}{2}$ Ngr. (18 Gr.)

Parley's, P., Erzählungen über Europa, Asien, Afrika und Amerika. Nach dem Englischen. Mit 20 Abbildungen und 4 Kärtchen. Gr. 16. Carlsruhe, Müller. 1 Thlr. $18\frac{3}{4}$ Ngr. (1 Thlr. 15 Gr.)

Pleißner, G., Das Bischöflich-Dräseke'sche Gutachten ruhig beleuchtet. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 10 Ngr. (8 Gr.)

Pope, A., Der Lockenraub. Ein komisches Heldengedicht. Aus dem Englischen von F. M. Duttenhofer. Mit 1 Stahlstich. Gr. 16. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. $11\frac{1}{4}$ Ngr. (9 Gr.)

Porsch, C., Geschichte und Charakteristik des Bischofsmörders Rudolph Kühnapfel, dargestellt von seinem Defensor. 8. Braunsberg. Danzig, Gerhard. 10 Ngr. (8 Gr.)

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Deutscher Post-Almanach für das Jahr 1842. Herausgegeben von W. Görges. 1ster Jahrg., mit 8 lithographirten Bildern. 16. Braunschweig. 1 Thlr.

Rollenhagen, G., Der Froschmäusler. Komisch-didactisches Gedicht. Neu herausgegeben von R. Benedix. Mit Steinzeichnungen. 8. Wesel, Klönne. 1 Thlr.

Die Sagen der Pfalz. Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter von F. Baader und L. Moris. 8. Stuttgart, Göpel. 1842. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Sander, G. C. H., Aphorismen über die Natur der Dinge. Eine Festgabe. Gr. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 5 Ngr. (4 Gr.)

Schiller's Don Carlos nach dessen ursprünglichem Entwurfe, zusammengestellt mit den beiden spätern Bearbeitungen. Mit einer literarhistorisch-kritischen Einleitung. Gr. 16. Hannover, Helwing. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Schücking, L., Der Dom zu Köln und seine Vollendung. Gr. 12. Köln, J. u. W. Boisserée. 1842. $17\frac{1}{2}$ Ngr. (14 Gr.)

Sostmann, Wilhelmine, Die Frauen des Hauses Baubreuil. Ein Roman. 3 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1842. 4 Thlr.

Sparre, P., Der letzte Freisegler. Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von C. E**l. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Spencer, E., Der Prophet aus dem Kaukasus. Historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Tegnér, Esaias, Die Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. Gr. 16. Leipzig, Knobloch. 1842. $11\frac{1}{4}$ Ngr. (9 Gr.)

Thiersch, B., Das Gymnasium und das neunzehnte Jahrhundert. Gr. 8. Dortmund, Krüger. $7\frac{1}{2}$ Ngr. (6 Gr.)

Zeerleder von Steinegg, B., Wunn und Weide. Ein Versuch urkundlicher Forschung. Bruchstück aus der Geschichte der Freiherrn von Rosenegg. 16. Frauenfeld, Beyel. $11\frac{1}{4}$ Ngr. (9 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 339. — 5. December 1841.

Die Romane von George Payne Rainsford James.

Der Roman, dessen Aufgabe die Darstellung und Entwickelung der Individualität in ihrem Verhältnisse zur Gesammtheit ist, muß als eine Frucht moderner Cultur bezeichnet werden. In dem bürgerlichen Leben der Griechen galt die Individualität nur insofern, als sie sich im Staate geltend, wenigstens bemerkbar machte; sie war daher gebunden und verfiel der Geschichte. Darin liegt denn auch der Grund, daß der Einfluß der Frauen nur als sehr untergeordnet erscheint, daß er sich wenig anders herausstellt als gegenwärtig noch bei allen Völkern, in denen der Begriff sittlicher Freiheit mehr oder weniger schlummert. Dieselben Gründe konnten auch bei den Römern den Roman nicht aufkommen lassen. Sie hatten überdem andere Dinge zu thun, als sich mit der Poesie des Lebens zu befassen. Es wurde ihnen nicht eben leicht, sich als Staat zu consolidiren; demnächst glaubten sie die Welt erobern zu müssen, und als ihre Anstrengungen eines glücklichen Erfolges sich erfreuten, verfielen sie der Weichlichkeit, welche im Grunde nur eine andere Art von Roheit ist als diejenige, worin die Völker vor dem Beginn irgend einer Cultur befangen sind. So finden wir unter den Römern wol Gesetzgeber, Redner, Historiker, und unter den Poeten wol Nachahmer der Griechen, wohin auch Virgil und Horaz gerechnet werden müssen; von einem Bestreben aber, das Leben in seiner Besonderheit und allen Verzweigungen derselben episch zu gestalten, sehen wir erst in jener Zeit einige Spuren, als das öffentliche, das Staatsleben in zügellosem Übermuthe vergeudet war und mit raschen Schritten seinem Untergange zueilte, im Petronius, bestimmter noch im Apulejus von Madaura.

Das Mittelalter kennt den Roman ebenso wenig. Aus den großen Heldengedichten dieser Zeit entwickelte sich später ein Mittelding von Poesie und Prosa, z. B. im „Amadis von Gallien", wobei es weniger auf Zeichnung des innern Menschen, sofern derselbe an und in den Erscheinungen des Lebens sich herausbildet, als auf Darstellung der Thaten und Schicksale einer schon fertigen Individualität ankam, die sich denn wacker in allerlei Fährlichkeiten umhertummelte. Doch war schon ein großer Schritt zu dem Ziele innerer Freiheit geschehen durch die aus Entwickelung des Christenthums hervorgegangene höhere Stellung des Weibes, und wenn man hierin so weit ging, daß das Verhältniß als ein durchaus verschrobenes angesprochen werden muß, so theilte jene Zeit nur ein allgemeines Schicksal, das den Menschen nur in seltenern Fällen sanfte Übergänge gewährt, vielmehr sich in Gegensätzen, Extremen, vielleicht deshalb gefällt, damit das Rechte sogleich deutlicher erkannt und schneller und sicherer ergriffen werden möge. So trat denn auch hier Cervantes vermittelnd ein. Wer aber seinen Ritter von Mancha nur schlechtweg als eine Parodie der Ritter- und Heldenromane betrachtet, kann höchstens in Bezug auf die ersten Capitel des die Welt erobernden Romans Recht haben, wo allerdings nur die Absicht vorzuherrschen scheint, mit der Lanze des Spottes den goldenen Sporn an jenen leuchtenden Paladinen zu erwerben, die damals alle Köpfe illuminirten. Zu einer solchen Parodie müßten aber gar viele der gebrauchten Mittel als verschwendet, mindestens als sehr überflüssig angesprochen werden, und Cervantes zeigt sich überall als ein guter Haushalter. Eine der hauptsächlichern Tendenzen seines Romans war vielmehr dahin gerichtet, die Menschen auf sich selbst, auf das Leben der Gegenwart und die aus demselben in unerschöpflicher Masse quellenden Erscheinungen für den Dichter zu verweisen.

Eben deshalb muß Cervantes als der Schöpfer des modernen Romans bezeichnet werden, und unter den Völkern, welche den Roman mit Eifer und Sorgfalt weiter ausgebildet haben, sind dann die Engländer zuerst zu nennen. Das episch-elegische Element, großentheils Träger ihres Romans, ist tief in der Individualität derselben begründet. Als Insulaner fast ausschließend auf sich selbst angewiesen, mußte sich die Nationalität rein und selbständig entwickeln, aber auch zugleich den Geist der Contemplation erwecken und ausbilden. Selbst da, als die Seemacht der Engländer anfing, sie mit der übrigen Welt in nähere Verhältnisse zu bringen, konnte jedes rückkehrende Schiff seine Fahrt zu einer Odyssee erheben. Daher finden wir schon in sehr früher Zeit — die Ossian'schen Gesänge bleiben hier füglich unberücksichtigt — die Vorfälle des Lebens in ausführlichen Balladen, die in ihrer Einförmigkeit nicht selten ermüden, poetisch dargestellt, und selbst als der Geist schon lebendiger, dramatischer sich

entwickelt hatte, sehen wir jenes epische Element vorwalten, sodaß dasselbe auch bei Shakspeare, der in seinen historischen Stücken den Engländern unbestritten das eigenthümlichste Nationalepos gab, überall nachgewiesen werden kann.

Jenes episch-elegische Element — das zur Poesie erhobene Comfort der Engländer — legt sich denn auch durch ihre Romane in der Masse zu Tage, daß, wie wir die frühern Balladen oft als herzlich lang und damit als einen Prüfstein der Geduld gern zur Seite schieben möchten, die spätern Romane sich in behaglicher Breite vor uns aufblättern, und auch der in neuerer Zeit vielfach gefeierte Walter Scott kann bei aller Bekanntschaft mit der Literatur des Auslandes diese Eigenthümlichkeit so wenig verleugnen, daß er nicht selten wie ein etwas böswilliger Zauberer erscheint, der von seinem bequemen Sessel herab mit unerschütterlichem Ernst und unbeugsamer Gewalt die Gestalten seiner Phantasie im enggezogenen Kreise festhält, wie gern sie auch denselben überspringen und sich in das ewig bewegliche Leben mit aller Jugendlust und Leidenschaft tauchen möchten. Seine Gestalten sind oft Kinder, denen der so gutmüthige als ernsthafte Vater ein Fest versprochen hat. Tag und Stunde sind endlich da: nur beliebt es dem Vater, zuvor noch ein neuerfundenes pädagogisches Experiment an der Geduld, Folgsamkeit und Selbstbeherrschung der lieben Jugend zu machen, und macht im Grunde alle seine Proben nur an sich selbst. Diese Behaglichkeit, dieses Comfort, erklärt noch eine, vorzugsweise dem Engländer zu vindicirende Eigenthümlichkeit in der Form seiner Romane. Er vergißt es nämlich nur selten, sich selbst vor dem Leser als Erzähler niederzulassen und ihn bei jeder Gelegenheit zu erinnern, recht aufmerksam zu sein, alles Gelesene sich fest einzuprägen, denn es werde schon die Zeit kommen, wo ein gutes Gedächtniß, eine deutliche Einsicht sich auf das reichste belohne, jedem Misverstande, jeder Überraschung vorbeuge und damit ein unangenehmes Aufstören des Lesers aus seiner ruhigen Beschaulichkeit aus dem Wege räume. Zu leugnen ist es nicht, daß diese Form ein gewisses vertrauliches Verhältniß zwischen dem Schriftsteller und dem Leser erzeugt und unterhält. Man fühlt sich dabei zu Hause; man betrachtet sich die ganze Wirthschaft im Einzelnen wie im Ganzen; man nimmt Theil an den Freuden und Leiden des Verfassers und der Seinigen und findet sich gar bald als eine Art von Familienglied angesprochen, welchem zu Ehren drei Tage lang unterhaltende und stets wechselnde Festlichkeiten angestellt sind. Auf der andern Seite hat dieses dem Romane aufgeimpfte Comfort aber auch seine großen Unbequemlichkeiten. Geben wir uns überhaupt den Darstellungen eines Dichters mit Antheil hin, so betrachten wir jedes Einschreiten eines Dritten, wie wohlmeinend das auch geschehen mag, als eine Störung, nicht selten als einen Eingriff in unser Recht, dem Gegebenen das Maß unserer Einsicht, unserer Überzeugung, unserer Individualität anzulegen, um dieselben entweder mit dem Gesammtbilde zu identificiren, oder ein neues Bild in uns selbst, oder aus der Dichtung herzustellen. Wir weisen daher eine Beschränkung, eine Verletzung unserer Freiheit und Selbständigkeit, unsers ästhetischen Gewissens zurück: wir sprechen es als Ungeschicklichkeit an, wenn in einem Puppenspiele die Hand sichtbar wird, welche die Figuren bewegt und lenkt, und halten uns berechtigt, an dem Kopfe eines Architekten zu zweifeln, wenn er an den betreffenden Stellen seines Gebäudes Tafeln anbringen ließe, deren Inschrift uns belehrte: „Hier sitzt der Schlußstein des Bogens!“ u. s. w. Nicht an den Schreibtisch des Verfassers also wollen wir geführt sein, um dem mechanischen Zuge seiner Feder zu folgen, vielmehr erwarten wir, daß er ein Besuchzimmer bereit habe zu unserm Empfange, wo Alles entfernt gehalten wird, was an das Handwerk erinnern könnte, damit wir sogleich des Fertigen uns erfreuen.

Mit dem Gesagten soll übrigens die Eigenthümlichkeit vieler englischen Romanschriftsteller nicht geradezu als ein Fehler bezeichnet werden, denn es ist eben ihre Eigenthümlichkeit, tief wurzelnd in der ganzen Lebensgestalt des Handels- und Fabrikenstaats, dem es an Ausrufern, Anpreisern und Erklärern nicht fehlen darf. Nur meinen wir, diese Eigenthümlichkeit gebe keine völlig genügende Antwort auf die höchsten Fragen, welche namentlich der Deutsche an ein Kunstwerk überhaupt zu stellen gewohnt ist. Dahin ist denn auch die Frage zu rechnen: Ob der Romandichter ein geschichtliches Factum als Grundlage seiner Darstellung wählen dürfe, ob also ein historischer Roman zulässig sei? Die Frage würde hier füglich übergangen werden können, wenn sie nicht mehrfach verneint, dagegen aber tausendfältig durch die That, und namentlich auch von jenem Schriftsteller bejaht worden wäre, welcher der nächste Gegenstand unserer Besprechung ist.

„Dem Dichter gehört die Welt!“ Das ist ein altes und sicher auch ein wahres Wort. Man läßt die historischen Werke der Malerei und Sculptur nicht allein unangefochten, man bezeichnet sie sogar als die höchste Stufe der darstellenden Kunst; ebenso läßt man sich Romanzen und Balladen, hauptsächlich aber dramatische Gedichte gern gefallen, deren Grundstoff der Geschichte angehört. Nur der Roman soll eine Ausnahme bilden: warum? Es beruht wol nur auf einem Misverstande, wenn man den Roman in das Gebiet der Poesie verweist, daneben auch die Ansicht zu begründen sucht, der Wirklichkeit seien alle Zauber der Poesie abgestreift. Wenn daher Aufgabe des Romans Entwickelung der Individualität in ihrem Verhältnisse zur Gesammtheit sei, so müsse diese Individualität, diese Gesammtheit vom Dichter in das Reich der Poesie erhoben werden. Nach dieser Deduction liegt die Poesie außer dem Kreise der Erscheinungen, und wenn irgend eines ihrer Organe dennoch eben diese Erscheinungen gestalten soll, so muß seiner Wahl auch die Geschichte freigegeben sein, oder jener Ausspruch: „dem Dichter gehört die Welt“, wäre eben nur ein Wort wie viele andere, die man Jahrhunderte lang gläubig verehrte, bis man endlich zu der Einsicht kommt, daß ein solches Wort, auf seinen Gehalt reducirt, so viel Wahres eben nicht bietet. Will man den historischen Roman nicht gelten lassen, so muß erwiesen werden, daß die Haupttendenz des

Romans mit einem geschichtlichen Stoffe nicht zu erreichen sei, daß also z. B. Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" den Foderungen der Romanpoesie überall nicht genüge. Oder würde eben dieses Werk nur dann, wenn sein Grundstoff ein erfundener wäre, Anspruch auf Lösung der an den Roman geknüpften Bedingnisse machen dürfen? Eine solche Behauptung möchte doch wol sehr gewagt erscheinen. Soll dagegen mit jener Verneinung nur eine nicht geringe Zahl sogenannter historisch-romantischer Darstellungen aus dem Kreise der Romanpoesie verwiesen werden, so hat man unbedingt Recht. Wenige Romanschriftsteller haben über die zu lösende Aufgabe gehörig nachgedacht und die theils in den Werken selbst, theils in den Vorreden derselben besonders ausgesprochenen leitenden Principien bethätigen nicht selten eine gänzliche Unkunde, oder eine Misdeutung aller kunstphilosophischen Regeln, obgleich schon gegen den Schluß des 17. Jahrhunderts Happelius, neben Francisci der erste Deutsche, welcher die Schriftstellerei zum Broterwerbe benutzte, in der Vorrede zu seinem „Ungarischen Kriegsroman" ein recht verständiges Wort über die Benutzung historischer Stoffe für den Roman aussprach. Freilich ist an ein Verschmelzen, ein Durchdringen des Historischen und Erfundenen in dem gedachten Romane, welcher die Belagerung Wiens durch die Türken 1683 zum Hauptgegenstande hat, noch nicht zu denken, er leidet vielmehr durchweg an der Unbeholfenheit der Zeit: gleichwol ist der Gedanke, daß ein solcher Roman möglich sei, dem Verfasser schon hoch anzurechnen, und sein Buch, wenn nicht besser, doch unterhaltender als die Erzeugnisse Lohenstein's, Hoffmannswaldau's, des braunschweiger Herzogs Anton Ulrich und Anderer ihrer verschrobenen Zeit, die durch französischen Einfluß aus der Bahn selbständiger Entwickelung in die der sklavisch bewundernden Nachahmung geworfen war.

Man sollte glauben, auch James, welchem wir uns nun ausschließend zuwenden, müsse diesem Einflusse mehr oder minder erlegen sein, da er bis jetzt mit sichtbarer Vorliebe Frankreich zum Boden seiner Darstellungen gewählt hat, und selbst dann, wenn seine Hauptpersonen einem andern Lande angehören und hier ihren romantischen Lauf beginnen, die Handlung oft sehr geschickt nach Frankreich hinüberzuspielen weiß: so „Darnley", „John Marston Hall" und „Heinrich Masterton". Allein James ist, wie sorgfältig er auch Frankreich und dessen Geschichte studirt zu haben scheint, dennoch so durch und durch Engländer geblieben, daß er Franzosen und Spanier sich mit „Lord" anreden läßt und eines offenbar der modernen Cultur angehörenden neufundländer Hundes zu einer Zeit gedenkt, wo die Anwesenheit eines solchen Geschöpfes auf europäischem Boden mindestens noch höchst problematisch ist; er ist so durch und durch Engländer geblieben, daß seine Romane aus der französischen Geschichte nichts an französischer Lebhaftigkeit, an dramatischer Fortschreitung gewinnen.

Wie es gekommen sein mag, daß ein englischer Romanschriftsteller den Heimatsboden verläßt, um im Auslande und, wie wir bei James sehen, namentlich in Frankreich das Feld seiner Thätigkeit zu suchen, ist vielleicht nicht schwer zu ermitteln. Im Allgemeinen gibt es der Berührungspunkte zwischen England und Frankreich noch gar viele von jener Zeit her, wo die englischen Banner auf Frankreichs Fluren wehten, und wenngleich eben aus diesen Tagen sich eine feindselige Stimmung bis auf die Gegenwart in immer wechselnden Gestalten fortgesponnen hat, so wird man unserer Ansicht doch nicht die Einrede des Widerspruchs entgegenstellen wollen, daß eben in dieser feindseligen Stimmung der Grund gesucht werden müsse, warum beide Völker einander nicht entbehren können, wäre es auch nur, um die Verstimmung zu unterhalten, die Berührung der Gegensätze nicht aufzuheben. Sodann hat der englische Romanschriftsteller der Gegenwart noch die Aufgabe, etwas Neues bieten zu müssen. Die Tugend- und Lasterromane Richardson's und seiner Zeit haben uns hinlänglich belehrt, was Tugend und Laster sei, wir kümmern uns also nicht weiter darum; dem Idyll ist noch keine neue Seite abzugewinnen, wenigstens hat England noch keinen Maler Müller geboren; das Seewässerleben findet sich bis zur Monotonie erschöpft, sodaß selbst Capitain Marryat Miene macht, sich nach andern Stoffen umzusehen; für die Blumen des Witzes bietet nur selten einmal ein englischer Geist zusagenden Humus dar und die unrechtmäßigen Lordschaften sehen wir im Übermaße vertreten. Nächstdem hat es Walter Scott dem Nachfolgenden nicht eben leicht gemacht, irgend ein dem Romane günstiges Terrain in England und Schottland noch auszumitteln und mit Erfolg anzubauen: er zwang ihn zur Auswanderung und gab ihm nichts mit als einen Fingerzeig, indem er durch seine Romane aus der Zeit der Königin Elisabeth die Gegend andeutete, wo ein moderner Theseus das goldene Vließ seiner romantischen Thätigkeit zu suchen habe.

Gewiß haben auch manche, dem Ref. nicht bekannte äußere Umstände unsern James bestimmt, sich mit Frankreich und dessen Geschichte vertraut zu machen. Daß er dieses Land aus eigener Anschauung im Norden wie im Süden kenne, ist nicht allein aus den Romanen selbst klar genug ersichtlich, sondern wird auch durch seine Reiseabenteuer und Reisenovellen zur Gewißheit. Und wenn seine Fahrten vorzugsweise die Normandie, die Bretagne und Provence, also Landestheile berühren, die, entfernter von dem Herde der Modernität, noch so manches Zeugniß älterer Zeit in Leben und Sitte bewahren, so mußte die Aufmerksamkeit des Reisenden auch vorzugsweise auf die Geschichte dieser Zeit hingelenkt werden, selbst wenn es auch nicht die Absicht gewesen wäre, diese Geschichte zu irgend einem schriftstellerischen Zwecke herauszuheben. Ein solcher Zweck aber ist bei einem Manne, welcher sich bereits als Schriftsteller gezeigt hatte, nicht zu verkennen, und die ereignißreiche Zeit vor und während der Regierung Ludwig's XIV. mußte seine Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch nehmen, als eben mit diesem Könige Frankreich eine durchaus neue Gestalt gewann; als eben diese Zeit dem Romandichter noch manche Beute versprach, wogegen das Mittelalter mit seinen ritterlichen Wunderthaten ebenso

wenig noch besondern Reiz gewährt, als die modernen socialen Zustände seines Vaterlandes einen englischen Schriftsteller von James' Charakter zu Darstellungen aufrufen können; als endlich die Gesellschaft der Gegenwart, schöpferischer Energie fernstehend, in ihrem Kampfe mit der Bequemlichkeit und der Sucht nach Neuem sich mit sichtbarer Neigung jener Perückenromantik an die geschminkten Wangen schmiegt.

So sehen wir denn als Frucht der Studien dieses Zeitalters das „Leben Ludwig's XIV." hervorgehen, und wenn auch einige andere Werke dem Publicum früher geboten wurden, so muß jenes doch als der Mittelpunkt betrachtet werden, von welchem als Radien „Cardinal Richelieu", „Der Hugenot", „John Marston Hall", „Heinrich Masterton", „De l'Orme", und selbst „Eine unter Tausend", „Darnley" und „Philipp August" nach der Peripherie dieses Zeitkreises ausgehen, und wir dürfen erwarten, daß den genannten Romanen noch ähnliche folgen werden, da es an Stoff nicht fehlen kann und der Verf. im Laufe weniger Jahre sich als auffallend fruchtbar bethätigt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus Griechenland, von F. X. N. A. v. Predl. Zweite vermehrte Auflage. Würzburg, Voigt u. Mocker. 1841. 8. 1⅔ Thlr.

So viel dem Ref. bekannt, ist der vorliegend in der zweiten Auflage erschienenen „Erinnerungen", da sie im Jahre 1836 in der ersten Auflage erschienen, in d. Bl. nicht gedacht worden; es mag deshalb gegenwärtig wenigstens mit einigen Worten davon hier die Rede sein. Der Verf. derselben war mit den, 1832 den König Otto nach Griechenland begleitenden bairischen Truppenabtheilungen als Hauptmann hinmarschirt und war dort bis ins J. 1835 geblieben. Seine Mittheilungen beziehen sich daher auf die Jahre 1833—35 und beschränken sich im übrigen hauptsächlich auf die Erzählung der Hin- und Hermärsche, an denen derselbe Theil genommen, an welche er sodann mannichfaltige Aufschlüsse über das griechische Land und Volk, sowie über die Eigenthümlichkeiten beider anknüpft. Es ist in dieser Beziehung gar Vieles aus dem Buche zu lernen, wennschon es aus manchen ziemlich uninteressanten Notizen gleichsam herausgesucht werden muß, wie denn überhaupt die „Erinnerungen" als ein etwas chaotisch untereinander geworfenes Ganze erscheinen. So hat der Verf. in die Vorrede zur zweiten Auflage einzelne historisch-statistische Mittheilungen über Griechenland neben Notizen über dessen Bewohner u. s. w. aufgenommen; und in einem Anhange findet man unter andern ein sogenanntes griechisches Kriegslied aus dem Befreiungskampfe (es ist aber, mindestens zum Theil, älter als dieser); eine gedrängte — allerdings sehr gedrängte und auf S. 370 — 396 zusammengedrängte — Darstellung des griechischen Freiheitskampfes von 1821 — 33; ein Gedicht über die Geschichte Mainas (aus dem bekannten Werke von v. Maurer) im Originale und mit deutscher Übersetzung, auch Anmerkungen dazu; ein neugriechisches, allerdings der weitern Mittheilung würdiges Gedicht von Alexandros Sutsos an König Otto, mit französischer Übersetzung; ferner Notizen über die neugriechische Sprache, über griechisches Maß und Gewicht, über dortige Lebensmittel, endlich über Ansiedelungen in Griechenland. Jedenfalls also — multa. Zu bedauern, aber auch zu rügen ist, daß die Eigennamen, besonders geographische, auch griechische Worte höchst uncorrect gedruckt sind: ein offenbarer Übelstand, nicht nur fürs Auge, sondern auch insofern, als der Geist an so Etwas seine Ansprüche hat und geltend macht. 17.

Literarische Notizen.

Der Vicomte Generallieutenant J. de Partouneaux gab zu Paris in zwei Bänden heraus: „Histoire de la conquête de la Lombardie par Charlemagne, et des causes qui ont transformé dans la haute Italie la domination française en domination germanique sous Othon le Grand." Bonnechose's „Histoire de France, depuis l'invasion des Francs sous Clovis jusqu'à l'avènement de Louis Philippe I." (2 Bde.) erlebte eine fünfte, wieder durchgesehene und beträchtlich vermehrte Auflage. Hr. v. Bonnechose ist auch Verfasser einer von dem königlichen Conseil des öffentlichen Unterrichts adoptirten „Histoire sacrée, ou précis historique de l'ancien et du nouveau testament". Von Simonde de Sismondi's „Histoire des Français" erschien der 26. Band, welcher die Periode von 1688 — 1706 umfaßt. Das Ganze ist jetzt auf 29 oder 30 Bände berechnet.

In Paris erscheint eine Sammlung unter dem *Titel*: „Chefs-d'oeuvres poétiques des dames françaises, depuis *le* treizième jusqu'au dix-neuvième siècle", in einem Bande, welcher zugleich ein Meisterstück der Typographie ist. Ph. Busoni, der Herausgeber, hat die Sammlung mit einem Glossar zum Verständniß der ältern Stücke und einer Einleitung versehen.

Louis Claveau gab heraus: „De la situation intérieure et extérieure du gouvernement de Juillet." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 340. —— 6. December 1841.

Die Romane des George Payne Rainsford James.

(Beschluß aus Nr. 339.)

Sehen wir uns nun die Behandlung der von James gewählten Stoffe, damit wir ein Gesammtbild erhalten, näher an, so finden wir zwei Hauptformen. Die erste ist die der Autographie, welche dem Verf. so geläufig ist, daß er gewiß viele seiner Leser zu dem Glauben verleitet, er habe wirklich alte Manuscripte vor sich gehabt und von dem Seinigen nur so viel hinzugethan, als nöthig ist, Sprache und Inhalt jener alten Papiere der Gegenwart verständlich und annehmlich zu machen. Diese Form tragen „Heinrich Masterton", „John Marston Hall" und „De l'Orme". Warum der dritte Theil des erstern Romans von einem Magister John Woolsanger fortgesetzt sein soll, ist nirgend begründet; auch vergißt der Verf. selbst hier und da diesen Magister und läßt den Helden wieder schreiben. Am glücklichsten sehen wir diese Form in dem zuletzt gedachten Romane, im „De l'Orme", gehandhabt, wie denn überhaupt dieser Roman durch ganz gute Benutzung der Localitäten, der politischen Wirren, durch reichen Wechsel immer neuer Formen und die einfache und glückliche Auflösung ganz besonders anspricht.

Die zweite Form ist die in England hergebrachte, wo der Verf. als Rhapsode auftritt und in einer Darstellung, die Epos und Drama zu verschmelzen sucht, seinen Faden abspinnt. Bekanntlich muß ein englischer Roman drei Bände füllen, die dann jeder in mehre Capitel zerfallen. Wie für jede Erscheinung in der Welt, für jeden Einfall des Menschengeistes, lassen sich auch für diese Eintheilung in drei Bände Gründe anführen, wären sie auch nur von der Eintheilung des spanischen Drama hergeleitet: schwieriger aber ist es, innere Gründe dafür aus den meisten der vorhandenen Romane zu entwickeln. Gewiß liegt dieser Form wol das Schicksal alles Erschaffenen, in die drei bedeutsamen Schritte: Geburt, Leben und Tod gebannt, zum Grunde. Bei gar vielen Romanen jedoch scheint sie nur in der Gewohnheit und als Folge derselben im Contracte mit dem Verleger zu wurzeln. So haben wir z. B. selbst vom Capitain Marryat einige Romane, wo das Haschen nach Ausdehnung, um die stereotypen drei Theile herauszubringen, offen zu Tage liegt, und wo dennoch jeder einzelne Theil so winzig ausfällt, daß das Festhalten am Hergebrachten als eine Lächerlichkeit erscheint. Dagegen ist James freilich geschützt. In den Romanen, welche dieser Classe angehören: „Marie von Burgund", „Philipp August", „Eine unter Tausend", „Richelieu", „Der Hugenot", „Der Räuber", „Attila", „Der Zigeuner", „Charles Tyrrell", hat der Verf. seinem Leser so Vieles zu sagen, daß die Bände einen ganz anständigen Umfang zeigen.

Unter Demjenigen aber, was er dem Leser mitzutheilen für Pflicht hält und, wenn es im Texte selbst keinen Platz findet, in Anmerkungen nachholt, stoßen wir auf gar Mancherlei, was wir nicht wissen wollen, was wir nicht zu wissen brauchen, was wir im glücklichen Falle als eine Ironie des Verf. betrachten und daher gutmüthig belächeln, was uns aber in manchen andern Fällen unangenehm, sogar beleidigend berührt. Wir sehen z. B. Marie von Burgund in blühender Jugend und Schönheit am Waldsaume dahinreiten: da fällt es dem Verf. plötzlich ein, uns in einer Anmerkung die Nachricht zu geben, drei Jahre später habe die junge Fürstin durch einen Sturz vom Pferde das Leben verloren. Diese unglückliche Anmerkung schleudert uns selbst vom romantischen Hippogryphen herab. Geht es uns irgend an, was jenseit des Romans drei Jahre später geschehen, oder nicht geschehen? Dann mag immerhin die Welt untergegangen sein! Soll diese Anmerkung beweisen, der Verf. walte mit olympischer Ruhe über seinen Schöpfungen, so ist er im Irrthum. Die Götter verrathen nichts vom künftigen Schicksale der Menschen, und reden sie davon durch den Mund der Pythia, so geben sie Räthsel. Darin liegt ein wol geheimnißvoller, doch ebenso wichtiger als verständlicher Fingerzeig für den Romandichter.

Wir gedachten oben bei dem alten ehrlichen Happelius der Unbeholfenheit der Zeit, begründet in den wüsten Folgen des dreißigjährigen Krieges. Unser James ist in einer ähnlichen Unbeholfenheit, wiewol aus andern Gründen befangen. Jene Stimmung des Engländers, welche wir als eine elegische bezeichnet haben, ist in James so sehr vorwaltend, daß sie nicht selten, wenn auch nur in schnell vorübergleitenden Zügen, einen noch schlimmern Charakter verräth, als jener ist, welchen man im Allgemeinen Spleen nennt. Unter dieser, den sonnigen Hügel des Gemüthes bedeckenden Asche zuckt oft ein düster glühender Blitz tiefster Verachtung alles Göttlichen im Menschen, in der

Menschheit, in der Natur hervor, und dieser innern Unfreiheit des Dichters gesellt sich eine äußere in Betrachtung seines Verhältnisses zu Walter Scott. Wir finden mehrfach die Worte: „Doch das will ich nicht beschreiben, da Walter Scott es schon gethan!" Man kann ihm eine solche Äußerung als Bescheidenheit anrechnen: allein es gibt auch einen Dichterstolz, der mit dieser Bescheidenheit gar wohl bestehen kann, da beide sich nicht berühren. Wir haben schon erwähnt, daß Walter Scott seinen Nachfolgern manche Schwierigkeit in den Weg gelegt, warum aber sind sie Nachahmer? Schon die Furcht vor der Klippe der Nachahmung ist eine Schwäche, welcher z. B. Bulwer nicht unterliegt.

Solcher Schwächen, Kinder der Unfreiheit, finden wir bei unserm James gar viele! Im „Darnley" sagt er einmal: „Doch ich hasse alle langen Beschreibungen!" Es wäre vielleicht recht hübsch, wenn der Verf. damit sich selbst ironisirte: dem ist nur nicht so! Vielmehr müßte man bei seiner Beschreibungsmanier auf den Gedanken verfallen, er wolle den Leser verhöhnen, wenn nicht an so vielen Stellen sich eine wahre Gutmüthigkeit zu Tage legte. Nein, es ist nichts als Unfreiheit, wenn er, namentlich im „Räuber", sogar die Nasenflügel aller männlichen und weiblichen Personen in einer Art beschreibt, als seien die Menschen Pferde, wodurch denn jene ironische Personalbeschreibung eines Engländers vom Nordamerikaner Paulding, worin es unter Andern heißt: „Er hatte zwei Ohren, eins an der rechten Seite des Kopfes, eins an der linken" u. s. w., auf das glänzendste illustrirt wird. In den „Reiseabenteuern" sagt James einmal höchst treffend und wahr: „Schönheit läßt sich kaum beschreiben", und wir wünschten, er sei zu dieser Überzeugung früher gekommen und habe stets fest an ihr gehalten, er würde sich und dem Leser viele Zeit erspart haben. Doch nicht in den so oft ermüdenden Ausmalungen ist sie wieder vergessen, sondern auch in kurzen, leichten Andeutungen, z. B. „Sie weinte zwei oder drei Thränen", und im „Zigeuner" heißt es von der Hauptperson: „Seine Augen waren ungemein schön, Mund und Kinn gut gebildet." Nicht allein sagt dieses Signalement gar nichts, sondern es ist an seiner Stelle höchst unnütz und als Gegensatz zu dem durch die Blattern entstellten Obersten Manners mindestens sehr flach.

Am weitläufigsten ist James in Beschreibungen der Natur und der Örtlichkeiten, sodaß man nicht selten sich in ein Mappirungsbureau versetzt glaubt, und, was das Übel noch vermehrt, sehen wir ebenso oft dergleichen Beschreibungen am unrechten Orte. Gleichwol scheinen sie in einer besondern Vorliebe begründet zu sein. Schloß und Stadt des Grafen Morseiul im „Hugenot" werden gleich anfangs so sorgfältig ausgemalt, als sei hier der Schauplatz der bedeutendsten Ereignisse zu suchen, was durchaus nicht der Fall ist. Bei Ausarbeitung der Criminalgeschichte „Charles Tyrrell" sah der Verf. sehr wohl ein, daß das Terrain der Handlung von höchster Bedeutung sei: er gibt also, wahrscheinlich um selbst nichts zu vergessen, gleich im Anfange des Buches eine weitläufige und sehr detaillirte Zeichnung desselben. Im Anfange der Geschichte ist nun aber diese Zeichnung unwesentlich: wir lesen daher weiter und haben, wenn es eben darauf ankommt, das Terrain richtig vergessen! Wir müssen wohl oder übel den Anfang noch einmal lesen.

Zu Demjenigen, was uns unangenehm berührt, gehört auch die Weitschweifigkeit in Aufzählung und Entwickelung der Motive, weshalb die betreffende Person nun eben Dieses oder Jenes, in nicht wenigen Fällen nur Unwesentliches zu sagen hat; ferner das Ungeschick, Personen unter Umständen lange Reden halten zu lassen, wo sie, wenn auch nicht geradezu unmöglich, doch sicher niemals gehalten sind. Das auffallendste Beispiel der Art sehen wir im „Räuber", wo der alte unrechtmäßige Lord, der während der Nacht im Schlosse die grauenvollsten Kämpfe bestanden, nun halberstickt vom Rauch und Hitze auf dem Rasen vor dem Schlosse liegend, eine ellenlange Erzählung seines Lebenswandels mit angehängten Gewissensbissen an die Umstehenden richtet.

Das Ungeschick in Anordnung und gegliederter Durchführung eines Planes ist, wenn auch unbewußt, in der Buchhändleranzeige irgend eines seiner Romane am glücklichsten bezeichnet; sie sagt: „In diesem Werke kommen folgende historische Personen vor" u. s. w. Ganz recht, sie kommen alle vor! Nur ist es übel, daß wir nicht vor einem Guckkasten stehen. Wir wollen künstlerischen Organismus, wir wollen im Bilde die Welt! Wenn aber James einmal ganz richtig sagt: „Die beste Form für eine Geschichte ist die dramatische", und auf allen Seiten seiner vielen Bücher sich selbst widerlegt, so hat er vielleicht damit ein Recht erworben, anderswo zu äußern: „Wie gern auch der Novellist seinen Weg in Frieden und Ruhe verfolgen möchte, so ist es ihm doch ganz unmöglich, wenn er eine wahre Geschichte zur Grundlage seiner Erzählung macht." Nur muß er sich dann nicht wundern, wenn wir Andern dagegen ihm zurufen: Entweder die wahre Geschichte, oder die Erzählung; eins von beiden wird uns die Welt schon enthüllen!

Dergleichen Enthüllungen scheinen ihm leider sehr gleichgültig zu sein. Aus keinem seiner Romane ergibt sich ein klarer, voller, freier Bezug zur Welt und er denkt an den Rapport zwischen dem Besondern und der Gesammtheit so wenig, daß eben jenes Verhältniß, in welchem noch alle Dichter den Grundton ihrer Darstellungen erkannt haben, das Verhältniß des Mannes zum Weibe nämlich, seine schwächste Seite, wie denn „Frauenbilder" gewiß auch sein schwächstes Buch ist. Wer nur einen flüchtigen Blick in jene Zeit der französischen Geschichte geworfen hat, welche dem Verf. schon so vielfachen Stoff geboten, der wird wissen, von welcher durchaus nicht zu ignorirenden Bedeutung der Einfluß der Frauen auf die Gestalt jener Zeit in gutem und schlimmem Sinne war. James gibt uns dafür heurige englische Frauen und Mädchen, bekanntlich in sehr bedingten Verhältnissen gebildet und sich bewegend, und wie er überhaupt jeder Äußerung des Gefühls möglichst ausweicht, so vermeidet er es auch sorgfältig, sich an der stärksten Leidenschaft, der Liebe, zu versuchen, sie anschaulich, dramatisch vorzuführen. Verhältnisse der Art

referirt er nur. Das ist ein schlimmes Zeichen für einen Dichter; bei einem Engländer jedoch, der zum Spleen so stark inclinirt, wie unser James, ganz erklärlich.

Wir könnten noch gar Vieles anführen, um unsere Ansicht zu begründen, daß James wol manche Mittel besitze, sie aber nicht künstlerisch zu gebrauchen wisse, um ein Bild des Lebens im Romane vor uns aufzurollen; wir eilen jedoch zum Schlusse mit der Frage: Wie kommt es, daß ein Schriftsteller, dem hier so manche Gebrechen zur Last gelegt werden, gleichwol in Deutschland ein großes Publicum gefunden hat? Zunächst ist es wol das Bedürfniß, zu lesen, und Neues zu lesen, was sich wohl oder übel nun einmal geltend macht. Sodann ist James ein Ausländer, und zum Überfluß glaubt man einige Verwandtschaft mit dem Dichter von Abbotsford aufgefunden zu haben. Auch sind es gewiß jene Romane, die den Dichter zwingen sein Ich für sich zu behalten und ihm mehr Freiheit gestatten, als eine künstlerische Anlage zuläßt, wir meinen die Romane in biographischer Form, welche dem Dichter die Neigung des Publicums, das sich nun gegen die übrigen dankbar bezeigt, erwarben. Das Alles sichert jedoch dem Dichter nicht die Dauer der Gunst und wie manches in den Einzelnheiten auch recht ansprechend ist, wie manches schöne Bild, wie manches treffliche Gleichniß — es ist immer nur Einzelnes, ausgestreut in einen Ocean von Monotonie, in der auch nicht einmal ein lebenwarmes, oder gar ein freudiges Aufjauchzen emporrauscht. Leidenschaft überhaupt kennt er so wenig, daß er das Wort nur im schlimmen Sinne nimmt, auch in dem eigens deshalb geschriebenen Buche Gewissensangst und Verzweiflung unter die Leidenschaften rechnet. Kommt einmal irgend ein Ausruf in jener Monotonie zum Durchbruche, so ist es sicher ein Schrei des tristen Schmerzes aus der Zerfallenheit mit der Welt. Man sehe unter Anderm nur die einzige Stelle, wo James uns wirklich einmal überrascht, den Schluß des „Philipp August".

Sind wir zu weit gegangen, wenn wir dem Dichter, dem wir zuerst nur Unbeholfenheit zur Last legten, nun gar Spleen und Zerfallenheit mit der Welt aufbürden? Wir möchten gern Unrecht haben und wünschen daher nichts mehr, als davon durch den nächsten Roman überzeugt zu werden. Zeit genug hat James gehabt, sich eines Andern zu besinnen; an Entgegenkommen hat es ihm nicht gefehlt, ebenso wenig, oder wol eben deswegen auch nicht an fleißiger Übung in der schönen Kunst der Lebensgestaltung, und darum geben wir uns gern der Hoffnung hin, einmal ein Werk vor uns zu sehen, das mehr ist als eine Ephemere der Leihbibliotheken.

Friedrich Voigts.

Weltgegenden. Eine Sammlung schöngeistiger Producte der beliebtesten und berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands. Herausgegeben von Chlodwig. Erster Jahrgang, erster Band: Osten; zweiter Band: Süden. Kottbus, Meyer. 1841. 8. $3^1/_3$ Thlr.

Als Ref. im J. 1839 das interessante Geschäft hatte, die damals fast zugleich erscheinenden drei Vierteljahrschriften in d. Bl. zu charakterisiren*), so bestimmte er sein Urtheil dahin, daß die Cotta'sche „Vierteljahrschrift" eine mehr realistische Tendenz verfolge, daß der Mundt'sche „Freihafen" das Wesen des modernen Literatenthums repräsentiren und die Marbach'schen „Jahreszeiten" eine durchaus ideale Tendenz, von dem ehrenwerthesten Principe ausgehend, mit seltener Thatkraft zu Tage lege. Leider hat in der zwischen damals und jetzt liegenden Zeit die Marbach'sche Vierteljahrschrift zu erscheinen aufgehört. Die vorliegende, „Weltgegenden" betitelt, enthält keine Kritiken und raisonnirende Abhandlungen, sie ist nur der selbständigen poetischen Production gewidmet. Wenngleich diese Vierteljahrschrift durch Das, was in den zwei ersten Bänden geleistet ist, sich das volle Recht der Existenz erworben hat, so ist doch ein gar zu auffallender Unterschied bemerkbar in dem Werthe der Productionen, die hier nebeneinander gestellt sind. Man findet Werthvolles, Gediegenes, Hochpoetisches, neben Arbeiten, die theils als flüchtig hingeworfen bezeichnet, theils ganz schülerhaft genannt werden müssen. Wenn nur pecuniaire Rücksichten solchen Erstlingsversuchen zum Druck verhelfen, so ist das wirklich für eine Zeit, die sich, wie die unsere, ihrer großartigen Gesinnung und Ehrenhaftigkeit in jeglicher Weise rühmt, gar schmählich. Diese unreifen Arbeiten, die dem Herausgeber gewöhnlich gratis zu Dienste stehen, verlegen tüchtigen und markigen Werken den Weg; ja, das Vordringen der Mittelmäßigkeit wird dadurch dermaßen befördert, daß wir Skandale erleben, wie bei Gelegenheit der göttinger Professorenvertreibung: Männer, die der Kunst und der Wissenschaft ihre Kraft, ihr Leben gewidmet haben, können auf schriftstellerischem Wege nicht einmal ihre Existenz sichern. Doch eine nähere Erörterung dieser Übelstände gehört nicht hierher. Wenn wir auf das Einzelne dieser neuen Quartalschrift eingehen, so ergibt sich Folgendes:

In dem ersten Bande, der betitelt ist: „Osten", hat uns eine Dichtung von Leopold Schefer wahrhaft imponirt; sie ist überschrieben: „Göttliche Komödie in Rom." Die Hauptperson in dieser Novelle ist Giordano Bruno, der große, vielleicht der größte Philosoph des 16. Jahrhunderts, der durch Originalität und Kühnheit seiner speculativen Ideen ausgezeichnet und durch die poetische Kraft seines Geistes so mächtig war. Unter den Schriften Bruno's ist in Deutschland die bekannteste „De la causa, principio et uno", worin der Autor einen reinen und consequenten Pantheismus darlegt und Ideen entwickelt, welche Cartesius und Spinoza später streng wissenschaftlich durchgeführt haben. Viele seiner Ideen, z. B. daß Gott die Weltseele, daß die Welt ein lebensvoller Organismus sei, und daß es mehre Welten gebe, waren von Bruno, einem Anhänger des Kopernikanischen Systems, aufgestellt und wurden, wenngleich von den meisten seiner Zeitgenossen gar nicht verstanden, doch für ketzerisch und verbrecherisch ausgegeben. Seine heftigen Angriffe auf die Aristotelische Philosophie und auf viele beschränkte Köpfe, welche dieselbe lehrten und vertheidigten, ferner die Schärfe, womit er die Inquisition, das Mönchswesen und einzelne Lehrsätze der Kirche verfolgte, das Alles zog ihm unendlich viele Gegner und Feinde zu. Er verließ daher Italien und ging nach Genf, woselbst aber die strengen Calvinisten bald seine Feinde wurden; dann ließ er sich in Paris nieder, wo er sich mit den Aristotelikern überwarf; darauf wandte er sich nach London und von da nach Wittenberg und Helmstädt, wo er 1586—89 seine Philosophie lehrte. Im J. 1592 kehrte er nach Italien zurück und wohnte in Padua; 1598 wurde er von der Inquisition in Venedig verhaftet und am 17. Febr. 1600 zu Rom als Ketzer verbrannt. In diesen zwei letzten Lebensjahren Bruno's spielt Leopold Schefer's Novelle. Schefer hat in diesem Werke seine Meisterschaft als Dichter, die Tiefe und den Reichthum seines Geistes auf die herrlichste Weise bewährt. Ob Schefer die Schriften Bruno's gelesen habe oder nicht, das kommt gar nicht in Frage; jeden-

*) Vgl. Nr. 281 — und 313 — f. 1839. D. Red.

falls findet sich in seinem eigenen Geiste viel Verwandtes mit dem Herrlichen, den er uns schildert, den er uns so nahe bringt, als hörten wir das große, gewaltige Wort von seiner Lippe. Wenn ich dazu ein Beispiel geben dürfte, so wählte ich etwa dieses: „Gedanken sind die einzig wirklichen Geister; und so ist der Gedanke auch sein Inhalt, und der Mensch ist Das, was er denkt, noch wirklicher, als wir hier sitzen. Es liegt nicht am Haben, am Besitzen, am Sein in der Welt. Jeder hat Alles. Aber die Vorstellung fehlt ihm nur, daß er es hat und wie er es hat. Alle Vollkommenheit, die sich Einer träumt, die hat er ja. Er selbst ist so vollkommen. Und so kann Jeder von dem Andern voraussetzen. Ist nur Ein Mensch? Ist nicht Aller Geist einer? Soll unser Streben sein, eines künftigen Heils irgend da droben, wo auf einem alten Sterne, oder gar im Blauen, uns würdig zu machen! Wer des göttlichen Lebens im herrlichsten Himmel würdig wäre, der würde erst ein würdiger Mensch sein für die Erde, und überhaupt ein Mensch!"

Ich wüßte nicht, daß in einer Novelle die höchsten Ideen des Menschenlebens mit mehr Wahrheit, mit mehr Würde, mit mehr Klarheit besprochen wären. Durch die oben angezeigte Schefer'sche Novelle weht Giordano Bruno's gewaltiger Geist; wenn die Greuel des Fanatismus uns einen Schauder durch die Glieder jagen, so beruhigt uns Bruno's Größe; wenn die Schrecken der Inquisitionsgefängnisse uns den Athem in der Brust stocken machen, wenn wir uns abwenden möchten von der Menschheit mit Entsetzen und Grimm, so stillt uns Bruno's Ruhe; wenn wir den Glauben an die Menschheit in uns erschüttert fühlen bei jenen Scenen, wo die Mutter Bruno's als Verrätherin ihres Sohnes und als Kupplerin und Mörderin ihrer Tochter erscheint, so facht Bruno in unserer Brust das Bewußtsein an, daß die Kraft und Macht des Geistes und der reinen Liebe ewig und unauslöschlich des Menschen Leben durchströme. Und wie schön ist der Gedanke des Dichters, neben Bruno einen Mann zu stellen, der ihm ähnlich, in Einigem ihm vielleicht überlegen, im Ganzen aber unendlich tief unter ihm ist, der alte, ehrwürdige Rabbi Aharun, ein echter Israelit, den die Inquisition sich zum Opfer ersehen, weil er in seinem Ghetto ein kleines Buch verbreitet hatte: „Israels Genüge." Die ganze Novelle ist eine Tragödie. Das Versöhnende darin liegt nicht in einer sichtbaren Ausgleichung des Entgegengesetzten, nicht in einer Vermittelung des Disharmonirenden, nicht darin, daß alle Gefahr am Ende überwunden wird und daß die Gewalt des Wahren, Guten und Schönen sichtbar triumphirt, sondern es liegt in der Kraft der Idee, von welcher die einzelnen Gestalten getragen werden. Es ist eine große, unerschütterliche Hoffnung in Bruno und allen Denen, die an ihn glauben und die zu ihm halten; ihre Hoffnung aber steht nicht auf irdischen Gewinn, auf sinnliche Lust, auf Beherrschung des Lebens und seiner untergeordneten Verhältnisse, sondern ihre Hoffnung steht auf dem Höchsten, was es im Leben gibt, auf dem reinen, unbefleckten, liebenden Herzen, auf der ewigen, unauflöslichen Gemeinschaft und Harmonie Derer, die sich einmal gefunden haben; auf der Kraft und Macht der Liebe, die stärker ist als der Tod und gewaltiger als die Hölle. In welcher Schönheit zeigt sich diese Liebe in Vanina, jenem lieblichen Mädchen, das von Bruno selbst erzogen ist und das den Bruno liebt, wie dieser sie liebt. Aber er weiß, daß er dem Tode entgegengeht; so sagt er zu ihr: solche Schätze, wie deine Liebe, sind nicht für mich; du bist meiner Seele und meines Herzens jahrelange Schülerin; aber die Vernunft ist über die Liebe. Als Vanina hört, daß Bruno in den Händen der Inquisition sei, stürzt sie sich ins Wasser, wird aber gerettet und sucht ihn in Rom, wo er gefangen gehalten wird, auf. Im Gefängniß sieht sie ihn wieder; der Gefängnißwärter zählt ihnen jede Minute ihres kurzen Zusammenseins vor — ein seltener, großartiger Moment. Vanina versucht das Letzte: sie verlangt von einem jungen angesehenen Manne, Calabrini, der in der Familie des Papstes gilt, daß er ihren Bruno aus der Gewalt der Inquisition und des nahen Todes errette, dann wolle sie ihm ihre Hand reichen, um die er seit lange geworben hatte. Calabrini versucht es, wird aber ein Opfer des blutigen Gerichts. Bruno stirbt eines gräßlichen Todes. Vanina will wenigstens die Asche des großen Todten besitzen; aber sie fühlt bald, daß in der Asche der Trost nicht liege; den Liebenden leben die Todten im Herzen. Als ein Beispiel wie geistreich auch im Einzelnen diese Novelle behandelt sei, geben wir die Schilderung des Marcusplatzes nach beendigter Messe in der St.-Marcuskirche: „Am Himmel stand ein schweres Gewitter. Der Doge kam aus dem wunderlichen Gehäuse wie ein bunter goldener Käfer hervorgekrochen und stolzirte davon in seinen Palast. Und die Senatoren thaten sich groß hinter ihm, griffen sich an den Bart und fühlten sich eigentlich stolz, daß sie lebten, und meinten, sie wären blos, weil sie Senatoren, Provveditoren und Procuratoren hießen, und blickten zu dem Gewitter, wie zu einer Narrenposse am Himmelsdom, da sie das Ding in St.-Marcus besser gehört. Darauf kamen die ehrbaren Republikaner und Republikanerinnen, die erbärmlichsten Sklaven, die nicht mucken durften und alle, wie Gastwirthe von ihrem Schilde, nur vom Aushängeschilde ihrer Republik lebten, oder zu leben glaubten, ein stolzes knechtisches Volk. Darauf kamen die Gemeinen, die in aller Welt nichts sein wollen, nur lebenslang ihr Brot haben für Frau und Kinder, die willigen Marterhölzer auf Erden, die, scheinbar glücklich, in ihrem Jahrhunderte lang verknechteten Geiste gar keine Knechtschaft mehr empfinden, keinen Druck, keine Herren, keine Sbirren, keine Inquisition, kein Mundschloß, weil sie ganz himmlisch damit zufrieden sind, daß sie leben, und sich ewig wundern, wie Gott selbst um ihretwillen sich tagtäglich so bemüht, daß er die Sonne herauf und über den Himmel wälzt und solche Weintrauben, solche Pfirsiche ihnen in die Stadt schickt, da sie doch nur arme bescheidene Schuhmacher und Schneider sind. Das waren die einzig glücklichen Venetianer. Dann kam das Schiffsvolk, die Matrosen, die frechen, kecken, deren Augen schon nach den Dirnen sahen und nach den Weinschenken, während ihre Füße noch in der Halle standen. Aber sie wußten, sie waren die von dem Dogen auf Händen getragene Kraft des wunderlichen Seethiers Venedig; sie waren die Arme, die Saugwarzen an den vielen umhergreifenden Armen des Polypen, dessen Kopf sich hier in den Lagunen festgeklammert hatte. Sie sangen mit getrosten Blicken das Ungewitter mit leichtsinnigen Liedern an und führten sich scharenweise fort. Zuletzt kamen die alten Weiber, alle jene verwandelten Schönheiten, die Niemand mehr wiedererkannte und die sich selbst nicht mehr im Spiegel erkannten, jene abgeblühten, falben trockenen Rosenhäupter des Rosenstrauches, des Menschengeschlechtes, die vom Lebensbaume abgefallenen Oliven, das an der Sonne trocken gewordene Obst, die zu Rosinen getrockneten Trauben des Pizitello. Niemand fühlte gegen diese paar Hundert alten Weiber die Wehmuth, den Dank und die Ehrfurcht vor ihrem göttlichen Unglück, die sie verdienen, als die erstaunendsten Weltwunder, als ewige Geister mit müden Beinen, dürren Armen und wackelnden Köpfen."

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Plutarch in der Abhandlung vom Unterschiede zwischen dem Schmeichler und Freunde erzählt: der Philosoph Karneades habe behauptet, die Kunst zu reiten sei die einzige, welche Prinzen vollständig erlernten, weil ein Pferd keinen Unterschied kenne, ob es von einem Adeligen oder Bürgerlichen geritten werde, sondern jeden ohne Weiteres abwerfe, der es nicht zu reiten verstehe.

Der englische Advocat Dulton, dem man gegen seine Entschiedenheit für den Protestantismus den Einwurf machte, daß zwischen den Kirchen von England und Rom nur eine „papierne" Scheidewand bestehe, antwortete: „Ja, aber die Bibel ist darauf abgedruckt." 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 341. —— 7. December 1841.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Zweiter Artikel.*)

2. Penelope.

Die „Penelope" hat sich im verflossenen Jahre sehr zu ihrem Vortheile verändert. Bot sie uns im vorigen Jahrgange nur eine gediegene Gabe: „Das Gold der Pinheiros", so schenkt sie uns diesmal deren drei: „Blätter aus meinen Erinnerungen", von Dr. W. Häring, „Liebe in alter Zeit", von Th. Mügge, und „Aylwin", historische Erzählung von Dr. Woldemar Seyffarth. Von höchstem Interesse sind die Mittheilungen von Wilibald Alexis. Sie drehen sich um das Theater, vorzugsweise um die beiden Bühnen Berlins. Zuerst ruft er uns mit lebendigen Worten ins Gedächtniß zurück, was einst das Theater für das deutsche Volk gewesen: der tiefste Ernst und das heiterste Spiel, der Mittelpunkt des Schaffens und Träumens für die ersten Geister Deutschlands. Dann wendet er das Blatt um und zeigt uns, wie es jetzt so gar nichts mehr ist und wie es nach und nach zu dieser Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Und woraus leitet er diese Bedeutungslosigkeit her? Gerade aus seinem Aufstreben zu größerer Bedeutung.

So lange das deutsche Theater in Privathänden war, dauerte seine intensive Blüte. Als es bedeutend geworden, als die Fürsten diese Bedeutung anerkannten und ihr das Siegel aufdrückten, indem sie deutsche Hoftheater errichteten, jauchzten Alle über diesen Sieg der Nationalität. Aber von dem Augenblicke an war es um das Wesen geschehen. Daß man diese Hoftheater Nationaltheater nannte, daß man sie mit allem Glanze der italienischen Oper umgab, daß die Künstler, statt des kärglichen Wochenlohns, durch glänzende Jahresgagen belohnt, durch Pensionszusicherungen aufgemuntert wurden, daß die Künstler einen Ehrenrang in der Gesellschaft erhielten, das wurde von tausend Zungen als ein Fortschritt der Bildung gepriesen, der Nationalität, der Aufklärung. Und es war doch der Wendepunkt. Nicht daß es sogleich bergab ging; die Kunst blühte und wucherte noch eine geraume Zeit auf der sonnigen Höhe; aber sie war entrückt dem natürlichen Boden, ihre Wurzeln, vielfach verschlungen, gaben sich noch selbst Halt und Kraft, aber sie schlugen nicht mehr nieder zur alten nährenden Erde. Getrennt vom Volke, aus dem es erwachsen, hielt und mußte es sich halten an die Höfe, die es wieder hielten. Aus den Talgstümpfchen waren strahlende Öllampen geworden, aus den dunkeln Breterbuden Marmorpaläste, aus den vagirenden Schauspielern angestellte Beamte mit und ohne Charakter. Nichts war vergessen bei der neuen Theilung der Welt, als, was es schon bei der alten war, der Dichter.

Dies ist die Hauptidee, die sich durch diese Mittheilung hindurchzieht und die er an der Geschichte der berliner Hofbühne und des königstädter Theaters speciell entwickelt. Es spricht sich darin eine gewisse Desperation für die Gegenwart aus, der wir nicht beistimmen mögen; aber Alles, was er dafür beibringt, ist geistreich, pikant und voll der treffendsten Bemerkungen. Personen, wie Zustände sind oft mit wenigen Zügen auf das Markanteste gezeichnet und werden uns in wohlangelegten Skizzen und Bildern vorgeführt. So neben vielen minder Bedeutenden Holtei, Ludwig Devrient, Wolff, Graf von Brühl, Bethmann, Angely, Raimund, Henriette Sontag, Saphir, Ludwig Robert, Tieck. Die Erzählung von dem Zusammentreffen mit den beiden Letztgenannten, namentlich die Schilderung ihres ästhetischen Zweikampfes, ist meisterhaft; sie hat mir mit den sinnlichsten Farben einen ähnlichen Abend, den ich bei Tieck erlebt, wieder vor die Seele geführt. Von gleicher Ergötzlichkeit sind die Mittheilungen aus den Kinderjahren des Verf. und die treffliche Ausmalung des Zustandes, in dem sich ein junger Dichter befindet, wenn eben sein erstes Stück vor ihm und dem Publicum aufgeführt wird.

Unter den novellistischen Beiträgen steht obenan: „Liebe in alter Zeit", von Theodor Mügge. Er entfaltet uns darin ein liebliches Bild aus dem bürgerlichen Leben, das ein wohl in sich geschlossenes Ganze bildet. Mügge besitzt ein vorzügliches Talent für Zeichnung weiblicher Figuren. Seine Mädchen haben etwas so Blankes, Festes, Appetitliches und dabei so viel gemüthlichen und sittlichen Fonds, daß sie ihres Effects stets gewiß sein dürfen. So auch in der vorliegenden Novelle. Margarethe ist in Gefahr, die Beute eines alten Sünders zu werden. Willigt sie in die Verbindung mit ihm nicht ein, so steht das Glück ihres Vaters auf dem Spiel, weil der alte Sünder im Besitze eines Geheimnisses ist, dessen Aufdeckung der Vater selbst über Alles fürchtet. Ein anderes Mädchen würde nun sentimental weinen und jammern, zumal wenn sie, wie Margarethe, einen jungen hübschen Musikanten liebt. Aber diese ist bald im Klaren. Sie verlobt sich mit dem Lieutenant und ist dabei munter und guter Dinge, sodaß Vater und Mutter und Basen selbst

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 312 d. Bl. D. Red.

Dellarosa, L., Mirandolo Pisani, oder die Blutbrüder des Feuerbundes auf Cypern. Schauerscenen aus der Schreckenszeit Sultan Selim des Zweiten. Historisch-romantisch bearbeitet als Seitenstück des Romans: „Der Admiral." Mit 1 Titelkupfer. 8. Wien, Haas. 1842. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Denkwürdigkeiten der Marie Cappelle Witwe Lafarge von ihr selbst geschrieben. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus u. Avenarius. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Edmund's Erzählungen und Volkssagen. 2tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Die Eselsburg. Menrad, schwöre nicht! Erzählungen und Volkssagen von Pater Edmund. 2tes Bdchn. Mit 1 Stahlstiche. Gr. 12. Neuburg, a. d. D., Prechter. 1842. 10 Ngr. (8 Gr.)

Die deutsche Flotte. Eine Mahnung an das deutsche Volk vom Verfasser der Gedichte eines Lebendigen. Zur sechsten Säkularfeier der Stiftung des Hansabundes. Gr. 8. Zürich u. Winterthur, Literar. Comptoir. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Funck, Z., Jean Paul Friedrich Richter. Worte der Verehrung und Liebe bei Gelegenheit der Enthüllung des von Seiner Majestät König Ludwig I. von Bayern Ihm zu Bayreuth errichteten Denkmals. 8. Bayreuth, Buchner. 10 Ngr. (8 Gr.)

Russische Gesetze, Ausländer betreffend. Aus dem russischen Codex entnommen, deutsch von J. Philippi. 8. Berlin. 15 Ngr. (12 Gr.)

Gödeke, K., Novellen. Gr. 12. Celle, Schulze. 1 Thlr.

Hartmann, C., Die Schöpfungswunder der Unterwelt. Interessante Schilderungen der berühmtesten Höhlen, Quellen, Erdbeben, Vulkane, Bergwerke, Versteinerungen und anderer Merkwürdigkeiten für Jung und Alt. Mit vielen Abbildungen. 2 Bände. Kl. 8. Stuttgart, Scheible. 2 Thlr. 18¾ Ngr. (2 Thlr. 15 Gr.)

Herloßsohn, C., Buch der Liebe. Nebst einem Anhange. Gr. 16. Leipzig, Fest. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Das XIX. Jahrhundert des Thierreichs oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere. Geschildert von ihnen selbst. Mit vielen Bildern. 1stes bis 3tes Heft. 8. Leipzig, Volckmar. 1 Thlr.

In unsern Tagen noch Pietisten, Stephanianer, Mystiker, Altlutheraner! Wie geht das zu? Eine wichtige Frage zu Nutz und Frommen für Jedermann zur Feier des 31. Octobers beantwortet von *Rationalis Cordatus*. Gr. 8. Leipzig, Weinedel. 1842. 6¼ Ngr. (5 Gr.)

Irrfahrten eines Comödianten. Schilderung des Theaterlebens. (Aus den Papieren eines ehemaligen Schauspielers.) Herausgegeben von Held. Gr. 16. Erfurt, Selbstverlag. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr)

Klose, C. L., Leben des Prinzen Carl, aus dem Hause Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Großbritannien. Nebst dem Bildnisse des Prinzen und 1 Facsimile der Handschrift desselben. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1842. 3 Thlr.

Kux, J. P., Organismus und vollständige Statistik des Preußischen Staats aus zuverlässigen Quellen. 2te nach den neuesten Verhältnissen berichtigte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Kollmann. 1842. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Lamothe-Langon, Baron v., Die beiden Familien oder das Schloß von Saint-Felix. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Lange, L., Anleitung zum Studium der christlichen Theologie, nach den Grundsätzen des biblischen Rationalismus. 8. Jena, Mauke. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Lewald, A., Seydelmann. Ein Erinnerungsbuch für seine Freunde. Neue, mit einem Portrait Seydelmann's und 3 Rollendarstellungen vermehrte Ausgabe der Schrift: Seydelmann und das deutsche Schauspiel. 8. Stuttgart, Göpel. 1 Thlr.

Laube, H., Die Bandomire. Kurische Erzählung. 2 Theile. 8. Mitau, Reyher. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Mefistofeles. Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen. 1stes Heft. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 1842. 25 Ngr. (20 Gr.)

Mendelssohn, J., Pariser Briefe. 3 Bände. 8. Leipzig, Weber. 4 Thlr.

Moll, C. B., Die Besserung der Strafgefangenen. Ein Wort an alle Freunde des Staats und der Kirche. 8. Berlin, Krause. 10 Ngr. (8 Gr.)

Mundt, T., Thomas Münzer. Ein deutscher Roman. Drei Bände. 8. Altona, Hammerich. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Narman, oder Altes und Neues. Gr. 12. Basel, Bahnmaier. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Parley's, P., Erzählungen über Europa, Asien, Afrika und Amerika. Nach dem Englischen. Mit 90 Abbildungen und 4 Kärtchen. Gr. 16. Carlsruhe, Müller. 1 Thlr. 18¾ Ngr. (1 Thlr. 15 Gr.)

Pleißner, G., Das Bischöflich-Dräseke'sche Gutachten ruhig beleuchtet. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 10 Ngr. (8 Gr.)

Pope, A., Der Lockenraub. Ein komisches Heldengedicht. Aus dem Englischen von F. M. Duttenhofer. Mit 1 Stahlstich. Gr. 16. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Porsch, C., Geschichte und Charakteristik des Bischofsmörders Rudolph Kühnapfel, dargestellt von seinem Defensor. 8. Braunsberg. Danzig, Gerhard. 10 Ngr. (8 Gr.)

Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Deutscher Post-Almanach für das Jahr 1842. Herausgegeben von W. Görges. 1ster Jahrg., mit 8 lithographirten Bildern. 16. Braunschweig. 1 Thlr.

Rollenhagen, G., Der Froschmäusler. Komisch-didactisches Gedicht. Neu herausgegeben von R. Benedix. Mit Steinzeichnungen. 8. Wesel, Römer. 1 Thlr.

Die Sagen der Pfalz. Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter von F. Baader und L. Moris. 8. Stuttgart, Göpel. 1842. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Sander, G. C. H., Aphorismen über die Natur der Dinge. Eine Festgabe. Gr. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 5 Ngr. (4 Gr.)

Schiller's Don Carlos nach dessen ursprünglichem Entwurfe, zusammengestellt mit den beiden spätern Bearbeitungen. Mit einer literarhistorisch-kritischen Einleitung. Gr. 16. Hannover, Helwing. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Schücking, L., Der Dom zu Köln und seine Vollendung. Gr. 12. Köln, J. u. W. Boisserée. 1842. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Sostmann, Wilhelmine, Die Frauen des Hauses Baudreuil. Ein Roman. 3 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1842. 4 Thlr.

Sparre, P., Der letzte Freisegler. Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von C. E**l. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 4 Thlr.

Spencer, E., Der Prophet aus dem Kaukasus. Historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Tegnér, Esaias, Die Frithjofs Sage. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike. Gr. 16. Leipzig, Knobloch. 1842. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Thiersch, B., Das Gymnasium und das neunzehnte Jahrhundert. Gr. 8. Dortmund, Krüger. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Zeerleder von Steinegg, B., Wunn und Weide. Ein Versuch urkundlicher Forschung. Bruchstück aus der Geschichte der Freiherrn von Rosenegg. 16. Frauenfeld, Beyel. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 339. —— 5. December 1841.

Die Romane von George Payne Rainsford James.

Der Roman, dessen Aufgabe die Darstellung und Entwickelung der Individualität in ihrem Verhältnisse zur Gesammtheit ist, muß als eine Frucht moderner Cultur bezeichnet werden. In dem bürgerlichen Leben der Griechen galt die Individualität nur insofern, als sie sich im Staate geltend, wenigstens bemerkbar machte; sie war daher gebunden und verfiel der Geschichte. Darin liegt denn auch der Grund, daß der Einfluß der Frauen nur als sehr untergeordnet erscheint, daß er sich wenig anders herausstellt als gegenwärtig noch bei allen Völkern, in denen der Begriff sittlicher Freiheit mehr oder weniger schlummert. Dieselben Gründe konnten auch bei den Römern den Roman nicht aufkommen lassen. Sie hatten überdem andere Dinge zu thun, als sich mit der Poesie des Lebens zu befassen. Es wurde ihnen nicht eben leicht, sich als Staat zu consolidiren; demnächst glaubten sie die Welt erobern zu müssen, und als ihre Anstrengungen eines glücklichen Erfolges sich erfreuten, verfielen sie der Weichlichkeit, welche im Grunde nur eine andere Art von Roheit ist als diejenige, worin die Völker vor dem Beginn irgend einer Cultur befangen sind. So finden wir unter den Römern wol Gesetzgeber, Redner, Historiker, und unter den Poeten wol Nachahmer der Griechen, wohin auch Virgil und Horaz gerechnet werden müssen; von einem Bestreben aber, das Leben in seiner Besonderheit und allen Verzweigungen derselben episch zu gestalten, sehen wir erst in jener Zeit einige Spuren, als das öffentliche, das Staatsleben in zügellosem Übermuthe vergeudet war und mit raschen Schritten seinem Untergange zueilte, im Petronius, bestimmter noch im Apulejus von Madaura.

Das Mittelalter kennt den Roman ebenso wenig. Aus den großen Heldengedichten dieser Zeit entwickelte sich später ein Mittelding von Poesie und Prosa, z. B. im „Amadis von Gallien", wobei es weniger auf Zeichnung des innern Menschen, sofern derselbe an und in den Erscheinungen des Lebens sich herausbildet, als auf Darstellung der Thaten und Schicksale einer schon fertigen Individualität ankam, die sich denn wacker in allerlei Fährlichkeiten umhertummelte. Doch war schon ein großer Schritt zu dem Ziele innerer Freiheit geschehen durch die aus Entwickelung des Christenthums hervorgegangene höhere Stellung des Weibes, und wenn man hierin so weit ging, daß das Verhältniß als ein durchaus verschrobenes angesprochen werden muß, so theilte jene Zeit nur ein allgemeines Schicksal, das den Menschen nur in seltenern Fällen sanfte Übergänge gewährt, vielmehr sich in Gegensätzen, Extremen, vielleicht deshalb gefällt, damit das Rechte sogleich deutlicher erkannt und schneller und sicherer ergriffen werden möge. So trat denn auch hier Cervantes vermittelnd ein. Wer aber seinen Ritter von Mancha nur schlechtweg als eine Parodie der Ritter- und Heldenromane betrachtet, kann höchstens in Bezug auf die ersten Capitel des die Welt erobernden Romans Recht haben, wo allerdings nur die Absicht vorzuherrschen scheint, mit der Lanze des Spottes den goldenen Sporn an jenen leuchtenden Paladinen zu erwerben, die damals alle Köpfe illuminirten. Zu einer solchen Parodie müßten aber gar viele der gebrauchten Mittel als verschwendet, mindestens als sehr überflüssig angesprochen werden, und Cervantes zeigt sich überall als ein guter Haushalter. Eine der hauptsächlichern Tendenzen seines Romans war vielmehr dahin gerichtet, die Menschen auf sich selbst, auf das Leben der Gegenwart und die aus demselben in unerschöpflicher Masse quellenden Erscheinungen für den Dichter zu verweisen.

Eben deshalb muß Cervantes als der Schöpfer des modernen Romans bezeichnet werden, und unter den Völkern, welche den Roman mit Eifer und Sorgfalt weiter ausgebildet haben, sind dann die Engländer zuerst zu nennen. Das episch-elegische Element, großentheils Träger ihres Romans, ist tief in der Individualität derselben begründet. Als Insulaner fast ausschließend auf sich selbst angewiesen, mußte sich die Nationalität rein und selbständig entwickeln, aber auch zugleich den Geist der Contemplation erwecken und ausbilden. Selbst da, als die Seemacht der Engländer anfing, sie mit der übrigen Welt in nähere Verhältnisse zu bringen, konnte jedes rückkehrende Schiff seine Fahrt zu einer Odyssee erheben. Daher finden wir schon in sehr früher Zeit — die Ossian'schen Gesänge bleiben hier füglich unberücksichtigt — die Vorfälle des Lebens in ausführlichen Balladen, die in ihrer Einförmigkeit nicht selten ermüden, poetisch dargestellt, und selbst als der Geist schon lebendiger, dramatischer sich

entwickelt hatte, sehen wir jenes epische Element vorwalten, sodaß dasselbe auch bei Shakspeare, der in seinen historischen Stücken den Engländern unbestritten das eigenthümlichste Nationalepos gab, überall nachgewiesen werden kann.

Jenes episch-elegische Element — das zur Poesie erhobene Comfort der Engländer — legt sich denn auch durch ihre Romane in der Masse zu Tage, daß, wie wir die frühern Balladen oft als herzlich lang und damit als einen Prüfstein der Geduld gern zur Seite schieben möchten, die spätern Romane sich in behaglicher Breite vor uns aufblättern, und auch der in neuerer Zeit vielfach gefeierte Walter Scott kann bei aller Bekanntschaft mit der Literatur des Auslandes diese Eigenthümlichkeit so wenig verleugnen, daß er nicht selten wie ein etwas böswilliger Zauberer erscheint, der von seinem bequemen Sessel herab mit unerschütterlichem Ernst und unbeugsamer Gewalt die Gestalten seiner Phantasie im enggezogenen Kreise festhält, wie gern sie auch denselben überspringen und sich in das ewig bewegliche Leben mit aller Jugendlust und Leidenschaft tauchen möchten. Seine Gestalten sind oft Kinder, denen der so gutmüthige als ernsthafte Vater ein Fest versprochen hat. Tag und Stunde sind endlich da: nur beliebt es dem Vater, zuvor noch ein neuerfundenes pädagogisches Experiment an der Geduld, Folgsamkeit und Selbstbeherrschung der lieben Jugend zu machen, und macht im Grunde alle seine Proben nur an sich selbst. Diese Behaglichkeit, dieses Comfort, erklärt noch eine, vorzugsweise dem Engländer zu vindicirende Eigenthümlichkeit in der Form seiner Romane. Er vergißt es nämlich nur selten, sich selbst vor dem Leser als Erzähler niederzulassen und ihn bei jeder Gelegenheit zu erinnern, recht aufmerksam zu sein, alles Gelesene sich fest einzuprägen, denn es werde schon die Zeit kommen, wo ein gutes Gedächtniß, eine deutliche Einsicht sich auf das reichste belohne, jedem Misverstande, jeder Überraschung vorbeuge und damit ein unangenehmes Aufstören des Lesers aus seiner ruhigen Beschaulichkeit aus dem Wege räume. Zu leugnen ist es nicht, daß diese Form ein gewisses vertrauliches Verhältniß zwischen dem Schriftsteller und dem Leser erzeugt und unterhält. Man fühlt sich dabei zu Hause; man betrachtet sich die ganze Wirthschaft im Einzelnen wie im Ganzen; man nimmt Theil an den Freuden und Leiden des Verfassers und der Seinigen und findet sich gar bald als eine Art von Familienglied angesprochen, welchem zu Ehren drei Tage lang unterhaltende und stets wechselnde Festlichkeiten angestellt sind. Auf der andern Seite hat dieses dem Romane aufgeimpfte Comfort aber auch seine großen Unbequemlichkeiten. Geben wir uns überhaupt den Darstellungen eines Dichters mit Antheil hin, so betrachten wir jedes Einschreiten eines Dritten, wie wohlmeinend das auch geschehen mag, als eine Störung, nicht selten als einen Eingriff in unser Recht, dem Gegebenen das Maß unserer Einsicht, unserer Überzeugung, unserer Individualität anzulegen, um dieselben entweder mit dem Gesammtbilde zu identificiren, oder ein neues Bild in uns selbst, oder aus der Dichtung herzustellen. Wir weisen daher eine Beschränkung, eine Verletzung unserer Freiheit und Selbständigkeit, unsers ästhetischen Gewissens zurück: wir sprechen es als Ungeschicklichkeit an, wenn in einem Puppenspiele die Hand sichtbar wird, welche die Figuren bewegt und lenkt, und halten uns berechtigt, an dem Kopfe eines Architekten zu zweifeln, wenn er an den betreffenden Stellen seines Gebäudes Tafeln anbringen ließe, deren Inschrift uns belehrte: „Hier sitzt der Schlußstein des Bogens!" u. s. w. Nicht an den Schreibtisch des Verfassers also wollen wir geführt sein, um dem mechanischen Zuge seiner Feder zu folgen, vielmehr erwarten wir, daß er ein Besuchzimmer bereit habe zu unserm Empfange, wo Alles entfernt gehalten wird, was an das Handwerk erinnern könnte, damit wir sogleich des Fertigen uns erfreuen.

Mit dem Gesagten soll übrigens die Eigenthümlichkeit vieler englischen Romanschriftsteller nicht geradezu als ein Fehler bezeichnet werden, denn es ist eben ihre Eigenthümlichkeit, tief wurzelnd in der ganzen Lebensgestalt des Handels- und Fabrikenstaats, dem es an Ausrufern, Anpreisern und Erklärern nicht fehlen darf. Nur meinen wir, diese Eigenthümlichkeit gebe keine völlig genügende Antwort auf die höchsten Fragen, welche namentlich der Deutsche an ein Kunstwerk überhaupt zu stellen gewohnt ist. Dahin ist denn auch die Frage zu rechnen: Ob der Romandichter ein geschichtliches Factum als Grundlage seiner Darstellung wählen dürfe, ob also ein historischer Roman zulässig sei? Die Frage würde hier füglich übergangen werden können, wenn sie nicht mehrfach verneint, dagegen aber tausendfältig durch die That, und namentlich auch von jenem Schriftsteller bejaht worden wäre, welcher der nächste Gegenstand unserer Besprechung ist.

„Dem Dichter gehört die Welt!" Das ist ein altes und sicher auch ein wahres Wort. Man läßt die historischen Werke der Malerei und Sculptur nicht allein unangefochten, man bezeichnet sie sogar als die höchste Stufe der darstellenden Kunst; ebenso läßt man sich Romanzen und Balladen, hauptsächlich aber dramatische Gedichte gern gefallen, deren Grundstoff der Geschichte angehört. Nur der Roman soll eine Ausnahme bilden: warum? Es beruht wol nur auf einem Misverstande, wenn man den Roman in das Gebiet der Poesie verweist, daneben auch die Ansicht zu begründen sucht, der Wirklichkeit seien alle Zauber der Poesie abgestreift. Wenn daher Aufgabe des Romans Entwickelung der Individualität in ihrem Verhältnisse zur Gesammtheit sei, so müsse diese Individualität, diese Gesammtheit vom Dichter in das Reich der Poesie erhoben werden. Nach dieser Deduction liegt die Poesie außer dem Kreise der Erscheinungen, und wenn irgend eines ihrer Organe dennoch eben diese Erscheinungen gestalten soll, so muß seiner Wahl auch die Geschichte freigegeben sein, oder jener Ausspruch: „dem Dichter gehört die Welt", wäre eben nur ein Wort wie viele andere, die man Jahrhunderte lang gläubig verehrte, bis man endlich zu der Einsicht kommt, daß ein solches Wort, auf seinen Gehalt reducirt, so viel Wahres eben nicht bietet. Will man den historischen Roman nicht gelten lassen, so muß erwiesen werden, daß die Haupttendenz des

Romans mit einem geschichtlichen Stoffe nicht zu erreichen sei, daß also z. B. Tieck's „Aufruhr in den Cevennen" den Foderungen der Romanpoesie überall nicht genüge. Oder würde eben dieses Werk nur dann, wenn sein Grundstoff ein erfundener wäre, Anspruch auf Lösung der an den Roman geknüpften Bedingnisse machen dürfen? Eine solche Behauptung möchte doch wol sehr gewagt erscheinen. Soll dagegen mit jener Verneinung nur eine nicht geringe Zahl sogenannter historisch=romantischer Darstellungen aus dem Kreise der Romanpoesie verwiesen werden, so hat man unbedingt Recht. Wenige Romanschriftsteller haben über die zu lösende Aufgabe gehörig nachgedacht und die theils in den Werken selbst, theils in den Vorreden derselben besonders ausgesprochenen leitenden Principien bethätigen nicht selten eine gänzliche Unkunde, oder eine Misdeutung aller kunstphilosophischen Regeln, obgleich schon gegen den Schluß des 17. Jahrhunderts Happelius, neben Francisci der erste Deutsche, welcher die Schriftstellerei zum Broterwerbe benutzte, in der Vorrede zu seinem „Ungarischen Kriegsroman" ein recht verständiges Wort über die Benutzung historischer Stoffe für den Roman aussprach. Freilich ist an ein Verschmelzen, ein Durchdringen des Historischen und Erfundenen in dem gedachten Romane, welcher die Belagerung Wiens durch die Türken 1683 zum Hauptgegenstande hat, noch nicht zu denken, er leidet vielmehr durchweg an der Unbeholfenheit der Zeit: gleichwol ist der Gedanke, daß ein solcher Roman möglich sei, dem Verfasser schon hoch anzurechnen, und sein Buch, wenn nicht besser, doch unterhaltender als die Erzeugnisse Lohenstein's, Hoffmannswaldau's, des braunschweiger Herzogs Anton Ulrich und Anderer ihrer verschrobenen Zeit, die durch französischen Einfluß aus der Bahn selbständiger Entwickelung in die der sklavisch bewundernden Nachahmung geworfen war.

Man sollte glauben, auch James, welchem wir uns nun ausschließend zuwenden, müsse diesem Einflusse mehr oder minder erlegen sein, da er bis jetzt mit sichtbarer Vorliebe Frankreich zum Boden seiner Darstellungen gewählt hat, und selbst dann, wenn seine Hauptpersonen einem andern Lande angehören und hier ihren romantischen Lauf beginnen, die Handlung oft sehr geschickt nach Frankreich hinüberzuspielen weiß: so „Darnley", „John Marston Hall" und „Heinrich Masterton". Allein James ist, wie sorgfältig er auch Frankreich und dessen Geschichte studirt zu haben scheint, dennoch so durch und durch Engländer geblieben, daß er Franzosen und Spanier sich mit „Lord" anreden läßt und eines offenbar der modernen Cultur angehörenden neufundländer Hundes zu einer Zeit gedenkt, wo die Anwesenheit eines solchen Geschöpfes auf europäischem Boden mindestens noch höchst problematisch ist; er ist so durch und durch Engländer geblieben, daß seine Romane aus der französischen Geschichte nichts an französischer Lebhaftigkeit, an dramatischer Fortschreitung gewinnen.

Wie es gekommen sein mag, daß ein englischer Romanschriftsteller den Heimatsboden verläßt, um im Auslande und, wie wir bei James sehen, namentlich in Frankreich das Feld seiner Thätigkeit zu suchen, ist vielleicht nicht schwer zu ermitteln. Im Allgemeinen gibt es der Berührungspunkte zwischen England und Frankreich noch gar viele von jener Zeit her, wo die englischen Banner auf Frankreichs Fluren wehten, und wenngleich eben aus diesen Tagen sich eine feindselige Stimmung bis auf die Gegenwart in immer wechselnden Gestalten fortgesponnen hat, so wird man unserer Ansicht doch nicht die Einrede des Widerspruchs entgegenstellen wollen, daß eben in dieser feindseligen Stimmung der Grund gesucht werden müsse, warum beide Völker einander nicht entbehren können, wäre es auch nur, um die Verstimmung zu unterhalten, die Berührung der Gegensätze nicht aufzuheben. Sodann hat der englische Romanschriftsteller der Gegenwart noch die Aufgabe, etwas Neues bieten zu müssen. Die Tugend= und Lasterromane Richardson's und seiner Zeit haben uns hinlänglich belehrt, was Tugend und Laster sei, wir kümmern uns also nicht weiter darum; dem Idyll ist noch keine neue Seite abzugewinnen, wenigstens hat England noch keinen Maler Müller geboren; das Seewasserleben findet sich bis zur Monotonie erschöpft, sodaß selbst Capitain Marryat Miene macht, sich nach andern Stoffen umzusehen; für die Blumen des Witzes bietet nur selten einmal ein englischer Geist zusagenden Humus dar und die unrechtmäßigen Lordschaften sehen wir im Übermaße vertreten. Nächstdem hat es Walter Scott dem Nachfolgenden nicht eben leicht gemacht, irgend ein dem Romane günstiges Terrain in England und Schottland noch auszumitteln und mit Erfolg anzubauen: er zwang ihn zur Auswanderung und gab ihm nichts mit als einen Fingerzeig, indem er durch seine Romane aus der Zeit der Königin Elisabeth die Gegend andeutete, wo ein moderner Theseus das goldene Bließ seiner romantischen Thätigkeit zu suchen habe.

Gewiß haben auch manche, dem Ref. nicht bekannte äußere Umstände unsern James bestimmt, sich mit Frankreich und dessen Geschichte vertraut zu machen. Daß er dieses Land aus eigener Anschauung im Norden wie im Süden kenne, ist nicht allein aus den Romanen selbst klar genug ersichtlich, sondern wird auch durch seine Reiseabenteuer und Reisenovellen zur Gewißheit. Und wenn seine Fahrten vorzugsweise die Normandie, die Bretagne und Provence, also Landestheile berühren, die, entfernter von dem Herde der Modernität, noch so manches Zeugniß älterer Zeit in Leben und Sitte bewahren, so mußte die Aufmerksamkeit des Reisenden auch vorzugsweise auf die Geschichte dieser Zeit hingelenkt werden, selbst wenn es auch nicht die Absicht gewesen wäre, diese Geschichte zu irgend einem schriftstellerischen Zwecke herauszuheben. Ein solcher Zweck aber ist bei einem Manne, welcher sich bereits als Schriftsteller gezeigt hatte, nicht zu verkennen, und die ereignißreiche Zeit vor und während der Regierung Ludwig's XIV. mußte seine Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch nehmen, als eben mit diesem Könige Frankreich eine durchaus neue Gestalt gewann; als eben diese Zeit dem Romandichter noch manche Beute versprach, wogegen das Mittelalter mit seinen ritterlichen Wunderthaten ebenso

wenig noch besondern Reiz gewährt, als die modernen socialen Zustände seines Vaterlandes einen englischen Schriftsteller von James' Charakter zu Darstellungen aufrufen können; als endlich die Gesellschaft der Gegenwart, schöpferischer Energie fernstehend, in ihrem Kampfe mit der Bequemlichkeit und der Sucht nach Neuem sich mit sichtbarer Neigung jener Perückenromantik an die geschminkten Wangen schmiegt.

So sehen wir denn als Frucht der Studien dieses Zeitalters das „Leben Ludwig's XIV." hervorgehen, und wenn auch einige andere Werke dem Publicum früher geboten wurden, so muß jenes doch als der Mittelpunkt betrachtet werden, von welchem als Radien „Cardinal Richelieu", „Der Hugenot", „John Marston Hall", „Heinrich Masterton", „De l'Orme", und selbst „Eine unter Tausend", „Darnley" und „Philipp August" nach der Peripherie dieses Zeitkreises ausgehen, und wir dürfen erwarten, daß den genannten Romanen noch ähnliche folgen werden, da es an Stoff nicht fehlen kann und der Verf. im Laufe weniger Jahre sich als auffallend fruchtbar bethätigt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus Griechenland, von F. X. N. A. v. Predl. Zweite vermehrte Auflage. Würzburg, Voigt u. Mocker. 1841. 8. 1⅔ Thlr.

So viel dem Ref. bekannt, ist der vorliegend in der zweiten Auflage erschienenen „Erinnerungen", da sie im Jahre 1836 in der ersten Auflage erschienen, in d. Bl. nicht gedacht worden; es mag deshalb gegenwärtig wenigstens mit einigen Worten davon hier die Rede sein. Der Verf. derselben war mit den, 1832 den König Otto nach Griechenland begleitenden bairischen Truppenabtheilungen als Hauptmann hinmarschirt und war dort bis ins J. 1835 geblieben. Seine Mittheilungen beziehen sich daher auf die Jahre 1833—35 und beschränken sich im übrigen hauptsächlich auf die Erzählung der Hin- und Hermärsche, an denen derselbe Theil genommen, an welche er sodann mannichfaltige Aufschlüsse über das griechische Land und Volk, sowie über die Eigenthümlichkeiten beider anknüpft. Es ist in dieser Beziehung gar Vieles aus dem Buche zu lernen, wennschon es aus manchen ziemlich uninteressanten Notizen gleichsam herausgesucht werden muß, wie denn überhaupt die „Erinnerungen" als ein etwas chaotisch untereinander geworfenes Ganze erscheinen. So hat der Verf. in die Vorrede zur zweiten Auflage einzelne historisch-statistische Mittheilungen über Griechenland neben Notizen über dessen Bewohner u. s. w. aufgenommen; und in einem Anhange findet man unter andern ein sogenanntes griechisches Kriegslied aus dem Befreiungskampfe (es ist aber, mindestens zum Theil, älter als dieser); eine gedrängte — allerdings sehr gedrängte und auf S. 370—396 zusammengedrängte — Darstellung des griechischen Freiheitskampfes von 1821—33; ein Gedicht über die Geschichte Mainas (aus dem bekannten Werke von v. Maurer) im Originale und mit deutscher Übersetzung, auch Anmerkungen dazu; ein neugriechisches, allerdings der weitern Mittheilung würdiges Gedicht von Alexandros Sutsos an König Otto, mit französischer Übersetzung; ferner Notizen über die neugriechische Sprache, über griechisches Maß und Gewicht, über dortige Lebensmittel, endlich über Ansiedelungen in Griechenland. Jedenfalls also — multa. Zu bedauern, aber auch zu rügen ist, daß die Eigennamen, besonders geographische, auch griechische Worte höchst uncorrect gedruckt sind: ein offenbarer Übelstand, nicht nur fürs Auge, sondern auch insofern, als der Geist an so Etwas seine Ansprüche hat und geltend macht.

17.

Literarische Notizen.

Der Vicomte Generallieutenant J. de Partouneaux gab zu Paris in zwei Bänden heraus: „Histoire de la conquête de la Lombardie par Charlemagne, et des causes qui ont transformé dans la haute Italie la domination française en domination germanique sous Othon le Grand." Bonnechose's „Histoire de France, depuis l'invasion des Francs sous Clovis jusqu'à l'avènement de Louis Philippe I." (2 Bde.) erlebte eine fünfte, wieder durchgesehene und beträchtlich vermehrte Auflage. Hr. v. Bonnechose ist auch Verfasser einer von dem königlichen Conseil des öffentlichen Unterrichts *adoptirten* „Histoire sacrée, ou précis historique de l'ancien et du nouveau testament". Von Simonde de Sismondi's „Histoire des Français" erschien der 26. Band, welcher die Periode von 1688—1706 umfaßt. Das Ganze ist jetzt auf 29 oder 30 Bände berechnet.

In Paris erscheint eine Sammlung unter dem *Titel*: „Chefs-d'oeuvres poétiques des dames françaises, depuis le treizième jusqu'au dix-neuvième siècle", in einem Bande, welcher zugleich ein Meisterstück der Typographie ist. Ph. Busoni, der Herausgeber, hat die Sammlung mit einem Glossar zum Verständniß der ältern Stücke und einer Einleitung versehen.

Louis Claveau gab heraus: „De la situation intérieure et extérieure du gouvernement de Juillet."

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 340. —— 6. December 1841.

Die Romane des George Payne Rainsford James.

(Beschluß aus Nr. 339.)

Sehen wir uns nun die Behandlung der von James gewählten Stoffe, damit wir ein Gesammtbild erhalten, näher an, so finden wir zwei Hauptformen. Die erste ist die der Autographie, welche dem Verf. so geläufig ist, daß er gewiß viele seiner Leser zu dem Glauben verleitet, er habe wirklich alte Manuscripte vor sich gehabt und von dem Seinigen nur so viel hinzugethan, als nöthig ist, Sprache und Inhalt jener alten Papiere der Gegenwart verständlich und annehmlich zu machen. Diese Form tragen „Heinrich Masterton", „John Marston Hall" und „De l'Orme". Warum der dritte Theil des erstern Romans von einem Magister John Woolsanger fortgesetzt sein soll, ist nirgend begründet; auch vergißt der Verf. selbst hier und da diesen Magister und läßt den Helden wieder schreiben. Am glücklichsten sehen wir diese Form in dem zuletzt gedachten Romane, im „De l'Orme", gehandhabt, wie denn überhaupt dieser Roman durch ganz gute Benutzung der Localitäten, der politischen Wirren, durch reichen Wechsel immer neuer Formen und die einfache und glückliche Auflösung ganz besonders anspricht.

Die zweite Form ist die in England hergebrachte, wo der Verf. als Rhapsode auftritt und in einer Darstellung, die Epos und Drama zu verschmelzen sucht, seinen Faden abspinnt. Bekanntlich muß ein englischer Roman drei Bände füllen, die dann jeder in mehre Capitel zerfallen. Wie für jede Erscheinung in der Welt, für jeden Einfall des Menschengeistes, lassen sich auch für diese Eintheilung in drei Bände Gründe anführen, wären sie auch nur von der Eintheilung des spanischen Drama hergeleitet: schwieriger aber ist es, innere Gründe dafür aus den meisten der vorhandenen Romane zu entwickeln. Gewiß liegt dieser Form wol das Schicksal alles Erschaffenen, in die drei bedeutsamen Schritte: Geburt, Leben und Tod gebannt, zum Grunde. Bei gar vielen Romanen jedoch scheint sie nur in der Gewohnheit und als Folge derselben im Contracte mit dem Verleger zu wurzeln. So haben wir z. B. selbst vom Capitain Marryat einige Romane, wo das Haschen nach Ausdehnung, um die stereotypen drei Theile herauszubringen, offen zu Tage liegt, und wo dennoch jeder einzelne Theil so winzig ausfällt, daß das Festhalten am Hergebrachten als eine Lächerlichkeit erscheint. Dagegen ist James freilich geschützt. In den Romanen, welche dieser Classe angehören: „Marie von Burgund", „Philipp August", „Eine unter Tausend", „Richelieu", „Der Hugenot", „Der Räuber", „Attila", „Der Zigeuner", „Charles Tyrrell", hat der Verf. seinem Leser so Vieles zu sagen, daß die Bände einen ganz anständigen Umfang zeigen.

Unter Demjenigen aber, was er dem Leser mitzutheilen für Pflicht hält und, wenn es im Texte selbst keinen Platz findet, in Anmerkungen nachholt, stoßen wir auf gar Mancherlei, was wir nicht wissen wollen, was wir nicht zu wissen brauchen, was wir im glücklichen Falle als eine Ironie des Verf. betrachten und daher gutmüthig belächeln, was uns aber in manchen andern Fällen unangenehm, sogar beleidigend berührt. Wir sehen z. B. Marie von Burgund in blühender Jugend und Schönheit am Waldsaume dahinreiten: da fällt es dem Verf. plötzlich ein, uns in einer Anmerkung die Nachricht zu geben, drei Jahre später habe die junge Fürstin durch einen Sturz vom Pferde das Leben verloren. Diese unglückliche Anmerkung schleudert uns selbst vom romantischen Hippogryphen herab. Geht es uns irgend an, was jenseit des Romans drei Jahre später geschehen, oder nicht geschehen? Dann mag immerhin die Welt untergegangen sein! Soll diese Anmerkung beweisen, der Verf. walte mit olympischer Ruhe über seinen Schöpfungen, so ist er im Irrthum. Die Götter verrathen nichts vom künftigen Schicksale der Menschen, und reden sie davon durch den Mund der Pythia, so geben sie Räthsel. Darin liegt ein wol geheimnißvoller, doch ebenso wichtiger als verständlicher Fingerzeig für den Romandichter.

Wir gedachten oben bei dem alten ehrlichen Happelius der Unbeholfenheit der Zeit, begründet in den wüsten Folgen des dreißigjährigen Krieges. Unser James ist in einer ähnlichen Unbeholfenheit, wiewol aus andern Gründen befangen. Jene Stimmung des Engländers, welche wir als eine elegische bezeichnet haben, ist in James so sehr vorwaltend, daß sie nicht selten, wenn auch nur in schnell vorübergleitenden Zügen, einen noch schlimmern Charakter verräth, als jener ist, welchen man im Allgemeinen Spleen nennt. Unter dieser, den sonnigen Hügel des Gemüthes bedeckenden Asche zuckt oft ein düster glühender Blitz tiefster Verachtung alles Göttlichen im Menschen, in der

Menschheit, in der Natur hervor, und dieser innern Unfreiheit des Dichters gesellt sich eine äußere in Betrachtung seines Verhältnisses zu Walter Scott. Wir finden mehrfach die Worte: „Doch das will ich nicht beschreiben, da Walter Scott es schon gethan!" Man kann ihm eine solche Äußerung als Bescheidenheit anrechnen: allein es gibt auch einen Dichterstolz, der mit dieser Bescheidenheit gar wohl bestehen kann, da beide sich nicht berühren. Wir haben schon erwähnt, daß Walter Scott seinen *Nachfolgern* manche Schwierigkeit in den Weg gelegt, warum aber sind sie *Nachahmer*? Schon die Furcht vor der Klippe der Nachahmung ist eine Schwäche, welcher z. B. Bulwer nicht unterliegt.

Solcher Schwächen, Kinder der Unfreiheit, finden wir bei unserm James gar viele! Im „Darnley" sagt er einmal: „Doch ich hasse alle langen Beschreibungen!" Es wäre vielleicht recht hübsch, wenn der Verf. damit sich selbst ironisirte: dem ist nur nicht so! Vielmehr müßte man bei seiner Beschreibungsmanier auf den Gedanken verfallen, er wolle den Leser verhöhnen, wenn nicht an so vielen Stellen sich eine wahre Gutmüthigkeit zu Tage legte. Nein, es ist nichts als Unfreiheit, wenn er, namentlich im „Räuber", sogar die Nasenflügel aller männlichen und weiblichen Personen in einer Art beschreibt, als seien die Menschen Pferde, wodurch denn jene ironische Personalbeschreibung eines Engländers vom Nordamerikaner Paulding, worin es unter Anderm heißt: „Er hatte zwei Ohren, eins an der rechten Seite des Kopfes, eins an der linken" u. s. w., auf das glänzendste illustrirt wird. In den „Reiseabenteuern" sagt James einmal höchst treffend und wahr: „Schönheit läßt sich kaum beschreiben", und wir wünschten, er sei zu dieser Überzeugung früher gekommen und habe stets fest an ihr gehalten, er würde sich und dem Leser viele Zeit erspart haben. Doch nicht in den so oft ermüdenden Ausmalungen ist sie wieder vergessen, sondern auch in kurzen, leichten Andeutungen, z. B. „Sie weinte zwei oder drei Thränen", und im „Zigeuner" heißt es von der Hauptperson: „Seine Augen waren ungemein schön, Mund und Kinn gut gebildet." Nicht allein sagt dieses Signalement gar nichts, sondern es ist an seiner Stelle höchst unnütz und als Gegensatz zu dem durch die Blattern entstellten Obersten Manners mindestens sehr flach.

Am weitläufigsten ist James in Beschreibungen der Natur und der Örtlichkeiten, sodaß man nicht selten sich in ein Mappirungsbureau versetzt glaubt, und, was das Übel noch vermehrt, sehen wir ebenso oft dergleichen Beschreibungen am unrechten Orte. Gleichwol scheinen sie in einer besondern Vorliebe begründet zu sein. Schloß und Stadt des Grafen Morseiul im „Hugenot" werden gleich anfangs so sorgfältig ausgemalt, als sei hier der Schauplatz der bedeutendsten Ereignisse zu suchen, was durchaus nicht der Fall ist. Bei Ausarbeitung der Criminalgeschichte „Charles Tyrrell" sah der Verf. sehr wohl ein, daß das Terrain der Handlung von höchster Bedeutung sei: er gibt also, wahrscheinlich um selbst nichts zu vergessen, gleich im Anfange des Buches eine weitläufige und sehr detaillirte Zeichnung desselben. Im Anfange der Geschichte ist nun aber diese Zeichnung unwesentlich: wir lesen daher weiter und haben, wenn es eben darauf ankommt, das Terrain richtig vergessen! Wir müssen wohl oder übel den Anfang noch einmal lesen.

Zu Demjenigen, was uns unangenehm berührt, gehört auch die Weitschweifigkeit in Aufzählung und Entwickelung der Motive, weshalb die betreffende Person nun eben Dieses oder Jenes, in nicht wenigen Fällen nur Unwesentliches zu sagen hat; ferner das Ungeschick, Personen unter Umständen lange Reden halten zu lassen, wo sie, wenn auch nicht geradezu unmöglich, doch sicher niemals gehalten sind. Das auffallendste Beispiel der Art sehen wir im „Räuber", wo der alte unrechtmäßige Lord, der während der Nacht im Schlosse die grauenvollsten Kämpfe bestanden, nun halberstickt vom Rauch und Hitze auf dem Rasen vor dem Schlosse liegend, eine ellenlange Erzählung seines Lebenswandels mit angehängten Gewissensbissen an die Umstehenden richtet.

Das Ungeschick in Anordnung und gegliederter Durchführung eines Planes ist, wenn auch unbewußt, in der Buchhändleranzeige irgend eines seiner Romane am glücklichsten bezeichnet; sie sagt: „In diesem Werke kommen folgende historische Personen vor" u. s. w. Ganz recht, sie kommen alle vor! Nur ist es übel, daß wir nicht vor einem Guckkasten stehen. Wir wollen künstlerischen Organismus, wir wollen im Bilde die Welt! Wenn aber James einmal ganz richtig sagt: „Die beste Form für eine Geschichte ist die dramatische", und auf allen Seiten seiner vielen Bücher sich selbst widerlegt, so hat er vielleicht damit ein Recht erworben, anderswo zu äußern: „Wie gern auch der Novellist seinen Weg in Frieden und Ruhe verfolgen möchte, so ist es ihm doch ganz unmöglich, wenn er eine wahre Geschichte zur Grundlage seiner Erzählung macht." Nur muß er sich dann nicht wundern, wenn wir Andern dagegen ihm zurufen: Entweder die wahre Geschichte, oder die Erzählung; eins von beiden wird uns die Welt schon enthüllen!

Dergleichen Enthüllungen scheinen ihm leider sehr gleichgültig zu sein. Aus keinem seiner Romane ergibt sich ein klarer, voller, freier Bezug zur Welt und er denkt an den Rapport zwischen dem Besondern und der Gesammtheit so wenig, daß eben jenes Verhältniß, in welchem noch alle Dichter den Grundton ihrer Darstellungen erkannt haben, das Verhältniß des Mannes zum *Weibe nämlich*, seine schwächste Seite, wie denn „Frauenbilder" gewiß auch sein schwächstes Buch ist. Wer nur einen flüchtigen Blick in jene Zeit der französischen Geschichte geworfen hat, welche dem Verf. schon so vielfachen Stoff geboten, der wird wissen, von welcher durchaus nicht zu ignorirenden Bedeutung der Einfluß der Frauen auf die Gestalt jener Zeit in gutem und schlimmem Sinne war. James gibt uns dafür heurige englische Frauen und Mädchen, bekanntlich in sehr bedingten Verhältnissen gebildet und sich bewegend, und wie er überhaupt jeder Äußerung des Gefühls möglichst ausweicht, so vermeidet er es auch sorgfältig, sich an der stärksten Leidenschaft, der Liebe, zu versuchen, sie anschaulich, dramatisch vorzuführen. Verhältnisse der Art

referirt er nur. Das ist ein schlimmes Zeichen für einen Dichter; bei einem Engländer jedoch, der zum Spleen so stark inclinirt, wie unser James, ganz erklärlich.

Wir könnten noch gar Vieles anführen, um unsere Ansicht zu begründen, daß James wol manche Mittel besitze, sie aber nicht künstlerisch zu gebrauchen wisse, um ein Bild des Lebens im Romane vor uns aufzurollen; wir eilen jedoch zum Schlusse mit der Frage: Wie kommt es, daß ein Schriftsteller, dem hier so manche Gebrechen zur Last gelegt werden, gleichwol in Deutschland ein grosses Publicum gefunden hat? Zunächst ist es wol das Bedürfniß, zu lesen, und Neues zu lesen, was sich wohl oder übel nun einmal geltend macht. Sodann ist James ein Ausländer, und zum Überfluß glaubt man einige Verwandtschaft mit dem Dichter von Abbotsford aufgefunden zu haben. Auch sind es gewiß jene Romane, die den Dichter zwingen sein Ich für sich zu behalten und ihm mehr Freiheit gestatten, als eine künstlerische Anlage zuläßt, wir meinen die Romane in biographischer Form, welche dem Dichter die Neigung des Publicums, das sich nun gegen die übrigen dankbar bezeigt, erwarben. Das Alles sichert jedoch dem Dichter nicht die Dauer der Gunst und wie manches in den Einzelnheiten auch recht ansprechend ist, wie manches schöne Bild, wie manches treffliche Gleichniß — es ist immer nur Einzelnes, ausgestreut in einen Ocean von Monotonie, in der auch nicht einmal ein lebenwarmes, oder gar ein freudiges Aufjauchzen emporrauscht. Leidenschaft überhaupt kennt er so wenig, daß er das Wort nur im schlimmen Sinne nimmt, auch in dem eigens deshalb geschriebenen Buche Gewissensangst und Verzweiflung unter die Leidenschaften rechnet. Kommt einmal irgend ein Ausruf in jener Monotonie zum Durchbruche, so ist es sicher ein Schrei des tristen Schmerzes aus der Zerfallenheit mit der Welt. Man sehe unter Anderm nur die einzige Stelle, wo James uns wirklich einmal überrascht, den Schluß des „Philipp August".

Sind wir zu weit gegangen, wenn wir dem Dichter, dem wir zuerst nur Unbeholfenheit zur Last legten, nun gar Spleen und Zerfallenheit mit der Welt aufbürden? Wir möchten gern Unrecht haben und wünschen daher nichts mehr, als davon durch den nächsten Roman überzeugt zu werden. Zeit genug hat James gehabt, sich eines Andern zu besinnen; an Entgegenkommen hat es ihm nicht gefehlt, ebenso wenig, oder wol eben deswegen auch nicht an fleißiger Übung in der schönen Kunst der Lebensgestaltung, und darum geben wir uns gern der Hoffnung hin, einmal ein Werk vor uns zu sehen, das mehr ist als eine Ephemere der Leihbibliotheken.

Friedrich Voigts.

Weltgegenden. Eine Sammlung schöngeistiger Producte der beliebtesten und berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands. Herausgegeben von Chlodwig. Erster Jahrgang, erster Band: Osten; zweiter Band: Süden. Kottbus, Meyer. 1841. 8. 3⅓ Thlr.

Als Ref. im J. 1839 das interessante Geschäft hatte, die damals fast zugleich erscheinenden drei Vierteljahrschriften in d. Bl. zu charakterisiren*), so bestimmte er sein Urtheil dahin, daß die Cotta'sche „Vierteljahrschrift" eine mehr realistische Tendenz verfolge, daß der Mundt'sche „Freihafen" das Wesen des modernen Literatenthums repräsentiren und die Marbach'schen „Jahreszeiten" eine durchaus ideale Tendenz, von dem ehrenwerthesten Principe ausgehend, mit seltener Thatkraft zu Tage lege. Leider hat in der zwischen damals und jetzt liegenden Zeit die Marbach'sche Vierteljahrschrift zu erscheinen aufgehört. Die vorliegende, „Weltgegenden" betitelt, enthält keine Kritiken und raisonnirende Abhandlungen, sie ist nur der selbständigen poetischen Production gewidmet. Wenngleich diese Vierteljahrschrift durch Das, was in den zwei ersten Bänden geleistet ist, sich das volle Recht der Existenz erworben hat, so ist doch ein gar zu auffallender Unterschied bemerkbar in dem Werthe der Productionen, die hier nebeneinander gestellt sind. Man findet Werthvolles, Gediegenes, Hochpoetisches, neben Arbeiten, die theils als flüchtig hingeworfen bezeichnet, theils ganz schülerhaft genannt werden müssen. Wenn nur pecuniaire Rücksichten solchen Erstlingsversuchen zum Druck verhelfen, so ist das wirklich für eine Zeit, die sich, wie die unsere, ihrer großartigen Gesinnung und Ehrenhaftigkeit in jeglicher Weise rühmt, gar schmählich. Diese unreifen Arbeiten, die dem Herausgeber gewöhnlich gratis zu Dienste stehen, verlegen tüchtigen und markigen Werken den Weg; ja, das Vordringen der Mittelmäßigkeit wird dadurch dermaßen befördert, daß wir Skandale erleben, wie bei Gelegenheit der göttinger Professorenvertreibung: Männer, die der Kunst und der Wissenschaft ihre Kraft, ihr Leben gewidmet haben, können auf schriftstellerischem Wege nicht einmal ihre Existenz sichern. Doch eine nähere Erörterung dieser Übelstände gehört nicht hierher. Wenn wir auf das Einzelne dieser neuen Quartalschrift eingehen, so ergibt sich Folgendes:

In dem ersten Bande, der betitelt ist: „Osten", hat uns eine Dichtung von Leopold Schefer wahrhaft imponirt; sie ist überschrieben: „Göttliche Komödie in Rom." Die Hauptperson in dieser Novelle ist Giordano Bruno, der große, vielleicht der größte Philosoph des 16. Jahrhunderts, der durch Originalität und Kühnheit seiner speculativen Ideen ausgezeichnet und durch die poetische Kraft seines Geistes so mächtig war. Unter den Schriften Bruno's ist in Deutschland die bekannteste „De la causa, principio et uno", worin der Autor einen reinen und consequenten Pantheismus darlegt und Ideen entwickelt, welche Cartesius und Spinoza später streng wissenschaftlich durchgeführt haben. Viele seiner Ideen, z. B. daß Gott die Weltseele, daß die Welt ein lebensvoller Organismus sei, und daß es mehre Welten gebe, waren von Bruno, einem Anhänger des Kopernikanischen Systems, aufgestellt und wurden, wenngleich von den meisten seiner Zeitgenossen gar nicht verstanden, doch für ketzerisch und verbrecherisch ausgegeben. Seine heftigen Angriffe auf die Aristotelische Philosophie und auf viele beschränkte Köpfe, welche dieselbe lehrten und vertheidigten, ferner die Schärfe, womit er die Inquisition, das Mönchswesen und einzelne Lehrsätze der Kirche verfolgte, das Alles zog ihm unendlich viele Gegner und Feinde zu. Er verließ daher Italien und ging nach Genf, woselbst aber die strengen Calvinisten bald seine Feinde wurden; dann ließ er sich in Paris nieder, wo er sich mit den Aristotelikern überwarf; darauf wandte er sich nach London und von da nach Wittenberg und Helmstädt, wo er 1586—89 seine Philosophie lehrte. Im J. 1592 kehrte er nach Italien zurück und wohnte in Padua; 1598 wurde er von der Inquisition in Venedig verhaftet und am 17. Febr. 1600 zu Rom als Ketzer verbrannt. In diesen zwei letzten Lebensjahren Bruno's spielt Leopold Schefer's Novelle. Schefer hat in diesem Werke seine Meisterschaft als Dichter, die Tiefe und den Reichthum seines Geistes auf die herrlichste Weise bewährt. Ob Schefer die Schriften Bruno's gelesen habe oder nicht, das kommt gar nicht in Frage; jeden-

*) Vgl. Nr. 281 — und 313 — f. 1839. D. Red.

falls findet sich in seinem eigenen Geiste viel Verwandtes mit dem Herrlichen, den er uns schildert, den er uns so nahe bringt, als hörten wir das große, gewaltige Wort von seiner Lippe. Wenn ich dazu ein Beispiel geben dürfte, so wählte ich etwa dieses: „Gedanken sind die einzig wirklichen Geister; und so ist der Gedanke auch sein Inhalt, und der Mensch ist Das, was er denkt, noch wirklicher, als wir hier sitzen. Es liegt nicht am Haben, am Besitzen, am Sein in der Welt. Jeder hat Alles. Aber die Vorstellung fehlt ihm nur, daß er es hat und wie er es hat. Alle Vollkommenheit, die sich Einer träumt, die hat er ja. Er selbst ist so vollkommen. Und so kann Jeder von dem Andern voraussetzen. Ist nur Ein Mensch? Ist nicht Aller Geist einer? Soll unser Streben sein, eines künftigen Heils irgend da droben, wo auf einem alten Sterne, oder gar im Blauen, uns würdig zu machen! Wer des göttlichen Lebens im herrlichsten Himmel würdig wäre, der würde erst ein würdiger Mensch sein für die Erde, und überhaupt ein Mensch!"

Ich wüßte nicht, daß in einer Novelle die höchsten Ideen des Menschenlebens mit mehr Wahrheit, mit mehr Würde, mit mehr Klarheit besprochen wären. Durch die oben angezeigte Schefer'sche Novelle weht Giordano Bruno's gewaltiger Geist; wenn die Greuel des Fanatismus uns einen Schauder durch die Glieder jagen, so beruhigt uns Bruno's Größe; wenn die Schrecken der Inquisitionsgefängnisse uns den Athem in der Brust stocken machen, wenn wir uns abwenden möchten von der Menschheit mit Entsetzen und Grimm, so stillt uns Bruno's Ruhe; wenn wir den Glauben an die Menschheit in uns erschüttert fühlen bei jenen Scenen, wo die Mutter Bruno's als Verrätherin ihres Sohnes und als Kupplerin und Mörderin ihrer Tochter erscheint, so facht Bruno in unserer Brust das Bewußtsein an, daß die Kraft und Macht des Geistes und der reinen Liebe ewig und unauslöschlich des Menschen Leben durchströme. Und wie schön ist der Gedanke des Dichters, neben Bruno einen Mann zu stellen, der ihm ähnlich, in Einigem ihm vielleicht überlegen, im Ganzen aber unendlich tief unter ihm ist, der alte, ehrwürdige Rabbi Aharun, ein echter Israelit, den die Inquisition sich zum Opfer ersehen, weil er in seinem Ghetto ein kleines Buch verbreitet hatte: „Israels Genüge." Die ganze Novelle ist eine Tragödie. Das Versöhnende darin liegt nicht in einer sichtbaren Ausgleichung des Entgegengesetzten, nicht in einer Vermittelung des Disharmonirenden, nicht darin, daß alle Gefahr am Ende überwunden wird und daß die Gewalt des Wahren, Guten und Schönen sichtbar triumphirt, sondern es liegt in der Kraft der Idee, von welcher die einzelnen Gestalten getragen werden. Es ist eine große, unerschütterliche Hoffnung in Bruno und allen Denen, die an ihn glauben und die zu ihm halten; ihre Hoffnung aber steht nicht auf irdischen Gewinn, auf sinnliche Lust, auf Beherrschung des Lebens und seiner untergeordneten Verhältnisse, sondern ihre Hoffnung steht auf dem Höchsten, was es im Leben gibt, auf dem reinen, unbefleckten, liebenden Herzen, auf der ewigen, unauflöslichen Gemeinschaft und Harmonie Derer, die sich einmal gefunden haben; auf der Kraft und Macht der Liebe, die stärker ist als der Tod und gewaltiger als die Hölle. In welcher Schönheit zeigt sich diese Liebe in Vanina, jenem lieblichen Mädchen, das von Bruno selbst erzogen ist und das den Bruno liebt, wie dieser sie liebt. Aber er weiß, daß er dem Tode entgegengeht; so sagt er zu ihr: solche Schätze, wie deine Liebe, sind nicht für mich; du bist meiner Seele und meines Herzens jahrelange Schülerin; aber die Vernunft ist über die Liebe. Als Vanina hört, daß Bruno in den Händen der Inquisition sei, stürzt sie sich ins Wasser, wird aber gerettet und sucht ihn in Rom, wo er gefangen gehalten wird, auf. Im Gefängniß sieht sie ihn wieder; der Gefängnißwärter zählt ihnen jede Minute ihres kurzen Zusammenseins vor — ein seltener, großartiger Moment. Vanina versucht das Letzte: sie verlangt von einem jungen angesehenen Manne, Calabrini, der in der Familie des Papstes gilt, daß er ihren Bruno aus der Gewalt der Inquisition und des nahen Todes errette, dann wolle sie ihm ihre Hand reichen, um die er seit lange geworben hatte. Calabrini versucht es, wird aber ein Opfer des blutigen Gerichts. Bruno stirbt eines gräßlichen Todes. Vanina will wenigstens die Asche des großen Todten besitzen; aber sie fühlt bald, daß in der Asche der Trost nicht liege; den Liebenden leben die Todten im Herzen. Als ein Beispiel wie geistreich auch im Einzelnen diese Novelle behandelt sei, geben wir die Schilderung des Marcusplatzes nach beendigter Messe in der St.-Marcuskirche: „Am Himmel stand ein schweres Gewitter. Der Doge kam aus dem wunderlichen Gehäuse wie ein bunter goldener Käfer hervorgekrochen und stolzirte davon in seinen Palast. Und die Senatoren thaten sich groß hinter ihm, griffen sich an den Bart und fühlten sich eigentlich stolz, daß sie lebten, und meinten, sie wären blos, weil sie Senatoren, Proveditoren und Procuratoren hießen, und blickten zu dem Gewitter, wie zu einer Narrenposse am Himmelsdom, da sie das Ding in St.-Marcus besser gehört. Darauf kamen die ehrbaren Republikaner und Republikanerinnen, die erbärmlichsten Sklaven, die nicht mucken durften und alle, wie Gastwirthe von ihrem Schilde, nur vom Aushängeschilde ihrer Republik lebten, oder zu leben glaubten, ein stolzes knechtisches Volk. Darauf kamen die Gemeinen, die in aller Welt nichts sein wollen, nur lebenslang ihr Brot haben für Frau und Kinder, die willigen Marterhölzer auf Erden, die, scheinbar glücklich, in ihrem Jahrhunderte lang verknechteten Geiste gar keine Knechtschaft mehr empfinden, keinen Druck, keine Herren, keine Sbirren, keine Inquisition, kein Mundschloß, weil sie ganz himmlisch damit zufrieden sind, daß sie leben, und sich ewig wundern, wie Gott selbst um ihretwillen sich tagtäglich so bemüht, daß er die Sonne herauf und über den Himmel wälzt und solche Weintrauben, solche Pfirsiche ihnen in die Stadt schickt, da sie doch nur arme bescheidene Schuhmacher und Schneider sind. Das waren die einzig glücklichen Venetianer. Dann kam das Schiffsvolk, die Matrosen, die frechen, kecken, deren Augen schon nach den Dirnen sahen und nach den Weinschenken, während ihre Füße noch in der Halle standen. Aber sie wußten, sie waren die von dem Dogen auf Händen getragene Kraft des wunderlichen Seethiers Venedig; sie waren die Arme, die Saugwarzen an den vielen umhergreifenden Armen des Polypen, dessen Kopf sich hier in den Lagunen festgeklammert hatte. Sie sangen mit getrosten Blicken das Ungewitter mit leichtsinnigen Liedern an und führten sich scharenweise fort. Zuletzt kamen die alten Weiber, alle jene verwandelten Schönheiten, die Niemand mehr wiedererkannte und die sich selbst nicht mehr im Spiegel erkannten, jene abgeblühten, falben trockenen Rosenhäupter des Rosenstrauches, des Menschengeschlechtes, die vom Lebensbaume abgefallenen Oliven, das an der Sonne trocken gewordene Obst, die zu Rosinen getrockneten Trauben des Pizitello. Niemand fühlte gegen diese paar Hundert alten Weiber die Wehmuth, den Dank und die Ehrfurcht vor ihrem göttlichen Unglück, die sie verdienen, als die erstaunendsten Weltwunder, als ewige Geister mit müden Beinen, dürren Armen und wackelnden Köpfen."

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Plutarch in der Abhandlung vom Unterschiede zwischen dem Schmeichler und Freunde erzählt: der Philosoph Karneades habe behauptet, die Kunst zu reiten sei die einzige, welche Prinzen vollständig erlernten, weil ein Pferd keinen Unterschied kenne, ob es von einem Adeligen oder Bürgerlichen geritten werde, sondern jeden ohne Weiteres abwerfe, der es nicht zu reiten verstehe.

Der englische Advocat Dulton, dem man gegen seine Entschiedenheit für den Protestantismus den Einwurf machte, daß zwischen den Kirchen von England und Rom nur eine „papierne" Scheidewand bestehe, antwortete: „Ja, aber die Bibel ist darauf abgedruckt." 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 341. —— 7. December 1841.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Zweiter Artikel.*)

2. Penelope.

Die „Penelope" hat sich im verflossenen Jahre sehr zu ihrem Vortheile verändert. Bot sie uns im vorigen Jahrgange nur eine gediegene Gabe: „Das Gold der Pinheiros", so schenkt sie uns diesmal deren drei: „Blätter aus meinen Erinnerungen", von Dr. W. Häring, „Liebe in alter Zeit", von Th. Mügge, und „Aylwin", historische Erzählung von Dr. Woldemar Seyffarth. Von höchstem Interesse sind die Mittheilungen von Wilibald Alexis. Sie drehen sich um das Theater, vorzugsweise um die beiden Bühnen Berlins. Zuerst ruft er uns mit lebendigen Worten ins Gedächtniß zurück, was einst das Theater für das deutsche Volk gewesen: der tiefste Ernst und das heiterste Spiel, der Mittelpunkt des Schaffens und Träumens für die ersten Geister Deutschlands. Dann wendet er das Blatt um und zeigt uns, wie es jetzt so gar nichts mehr ist und wie es nach und nach zu dieser Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Und woraus leitet er diese Bedeutungslosigkeit her? Gerade aus seinem Aufstreben zu größerer Bedeutung.

So lange das deutsche Theater in Privathänden war, dauerte seine intensive Blüte. Als es bedeutend geworden, als die Fürsten diese Bedeutung anerkannten und ihr das Siegel aufdrückten, indem sie deutsche Hoftheater errichteten, jauchzten Alle über diesen Sieg der Nationalität. Aber von dem Augenblicke an war es um das Wesen geschehen. Daß man diese Hoftheater Nationaltheater nannte, daß man sie mit allem Glanze der italienischen Oper umgab, daß die Künstler, statt des kärglichen Wochenlohns, durch glänzende Jahresgagen belohnt, durch Pensionszusicherungen aufgemuntert wurden, daß die Künstler einen Ehrenrang in der Gesellschaft erhielten, das wurde von tausend Zungen als ein Fortschritt der Bildung gepriesen, der Nationalität, der Aufklärung. Und es war doch der Wendepunkt. Nicht daß es sogleich bergab ging; die Kunst blühte und wucherte noch eine geraume Zeit auf der sonnigen Höhe; aber sie war entrückt dem natürlichen Boden, ihre Wurzeln, vielfach verschlungen, gaben sich noch selbst Halt und Kraft, aber sie schlugen nicht mehr nieder zur alten nährenden Erde. Getrennt vom Volke, aus dem es erwachsen, hielt und mußte es sich halten an die Höfe, die es wieder hielten. Aus den Talgstümpfchen waren strahlende Öllampen geworden, aus den dunkeln Breterbuden Marmorpaläste, aus den vagirenden Schauspielern angestellte Beamte mit und ohne Charakter. Nichts war vergessen bei der neuen Theilung der Welt, als, was es schon bei der alten war, der Dichter.

Dies ist die Hauptidee, die sich durch diese Mittheilung hindurchzieht und die er an der Geschichte der berliner Hofbühne und des königstädter Theaters speciell entwickelt. Es spricht sich darin eine gewisse Desperation für die Gegenwart aus, der wir nicht beistimmen mögen; aber Alles, was er dafür beibringt, ist geistreich, pikant und voll der treffendsten Bemerkungen. Personen, wie Zustände sind oft mit wenigen Zügen auf das Markanteste gezeichnet und werden uns in wohlangelegten Skizzen und Bildern vorgeführt. So neben vielen minder Bedeutenden Holtei, Ludwig Devrient, Wolff, Graf von Brühl, Bethmann, Angely, Raimund, Henriette Sontag, Saphir, Ludwig Robert, Tieck. Die Erzählung von dem Zusammentreffen mit den beiden Letztgenannten, namentlich die Schilderung ihres ästhetischen Zweikampfes, ist meisterhaft; sie hat mir mit den sinnlichsten Farben einen ähnlichen Abend, den ich bei Tieck erlebt, wieder vor die Seele geführt. Von gleicher Ergötzlichkeit sind die Mittheilungen aus den Kinderjahren des Verf. und die treffliche Ausmalung des Zustandes, in dem sich ein junger Dichter befindet, wenn eben sein erstes Stück vor ihm und dem Publicum aufgeführt wird.

Unter den novellistischen Beiträgen steht obenan: „Liebe in alter Zeit", von Theodor Mügge. Er entfaltet uns darin ein liebliches Bild aus dem bürgerlichen Leben, das ein wohl in sich geschlossenes Ganze bildet. Mügge besitzt ein vorzügliches Talent für Zeichnung weiblicher Figuren. Seine Mädchen haben etwas so Blankes, Festes, Appetitliches und dabei so viel gemüthlichen und sittlichen Fonds, daß sie ihres Effects stets gewiß sein dürfen. So auch in der vorliegenden Novelle. Margarethe ist in Gefahr, die Beute eines alten Sünders zu werden. Willigt sie in die Verbindung mit ihm nicht ein, so steht das Glück ihres Vaters auf dem Spiel, weil der alte Sünder im Besitze eines Geheimnisses ist, dessen Aufdeckung der Vater selbst über Alles fürchtet. Ein anderes Mädchen würde nun sentimental weinen und jammern, zumal wenn sie, wie Margarethe, einen jungen hübschen Musikanten liebt. Aber diese ist bald im Klaren. Sie verlobt sich mit dem Lieutenant und ist dabei munter und guter Dinge, sodaß Vater und Mutter und Basen selbst

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 312 d. Bl. D. Red.

an ihr irre werden. Aber sie hält den Alten an kurzem Faden, und ehe er sich's versieht, ist aus dem Bande, das sie an ihn binden sollte, für ihn eine Schlinge geworden, die sich fast in einen Galgenstrick verwandelt hätte. Zu gleicher Zeit wälzt sie ihrem Vater den schweren Stein seiner Schuld vom Herzen, verschafft ihrem Musikus einen Platz in der königlichen Kapelle, sich selber einen Mann und dem Dichter einen Schluß, wie ihn die Leserinnen gern haben. Der Hauptfactor, der dies Product mit ihr zu Stande bringen muß, ist kein geringerer als Friedrich der Große, der in wenigen Zügen sehr glücklich gezeichnet ist.

Nächst dieser Novelle verdient noch die Gabe von Dr. Woldemar Seyffarth: „Aylwin", eine lobende Anerkennung. Dagegen sind „Hoffnungen und Täuschungen", von Isidor (v. M.), und „Das getheilte Herz", von Elise Ehrhardt, sehr auf die gewöhnliche Unterhaltung berechnet. Zur Charakteristik nur zwei Stellen:

Ein Ball beim **schen Gesandten versammelte Alles, was das prachtvolle, an weiblichen Schönheiten so reiche W. aufzuweisen hatte. Die lange Colonne bewegte sich bereits im glänzenden Gewühl des Contretanzes, als die Flügelthüren sich noch einmal, ziemlich spät, öffneten und Frau von Hellburg, die Witwe eines unlängst verstorbenen angesehenen Staatsdieners, an der Seite ihrer Tochter eintrat.

und aus dem „Getheilten Herzen":

In dem schönen, mit den Gemälden der besten Meister gezierten Salon werfen blitzende Kronleuchter ihren tausendfarbigen Schimmer auf die zahlreiche Versammlung von Gästen, welche u. s. w.: als unter Trompetenschall die Flügelthüren aufrauschten und die schöne Nichte des Marchese, Julia di Capello, am Arm ihres Oheims in den Saal trat.

Unter den Bildern der „Penelope" interessirt besonders das der Verfasserin von „Godwie-Castle". W. Alexis sieht im Original besser aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Weltgegenden. Eine Sammlung schöngeistiger Producte der beliebtesten und berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands. Herausgegeben von Chlodwig. Erster Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 340.)

Nach dieser umfangreichsten und vollendetsten Novelle folgen einige weit weniger bedeutende Sachen, als: „Wallfahrt zu Petrarca's Grabe", von Pandira. Der Wallfahrende ist ein Mann von Geist und sein Herz ist nicht vom Geist zusammengepreßt; es schlägt in kräftigen, männlichen Pulsen. — „Der Einsame", Novelle von Bernd von Guseck. Eine Novelle ist eigentlich eine kleine Neuigkeit, oder eine neue Kleinigkeit. Es ist zwar die Novelle dem Leben entnommen und das Leben gibt auch nur Bruchstücke; es bleiben immer noch Fragen übrig und das Tiefste, Innerlichste läßt sich gar nicht darstellen mit Pinsel und Farbe, nicht schildern in Wort und Vers. Allein eine Novelle soll ein Kunstwerk sein; sie muß darum abgeschlossen und vollendet erscheinen; ein Torso kann nie für ein Kunstwerk ausgegeben werden wollen; will der Künstler der Welt ein Werk seines Genius vorlegen, so muß es ein Ganzes sein. Die vorliegende Novelle ist eigentlich nur ein Fragment, wozu der Leser sich selbst den zweiten Theil dichten muß, wenn er kann, oder wenn er es der Mühe werth findet. Die Hauptperson ist wirklich zu sehr grau in Grau gemalt, als daß man die einzelnen Partien gehörig sondern könnte. Der Verf. sagt nun in seinem Schlußworte, die schönen Leserinnen hätten es ihm schon oft vorgeworfen, daß er nicht alle ihre Fragen beantworte; aber er sei nun einmal so. In diese Manier, die wir hier tadeln, schien auch unlängst Franz Dingelstedt verfallen zu wollen; und wenn wir nicht irren, ist er gerade in der hübschen Erzählung „Unter der Erde", wo er mit dieser Caprice droht; allein wir möchten nicht, daß dieses unfertige, nachlässige Wesen in unserer Novellenliteratur einrisse, wenn es nicht das letzte Zeichen der ohnmächtigen und kraftlosen Zeit wäre, worauf eine frische, lebenskräftige folgen muß.

Unter den metrischen Sachen dieses Bandes nennen wir zuerst den „Offenen Gruß", von Leopold Schefer, ein kräftiges, schönes Wort, welches in folgenden Aussprüchen culminirt:

Uns gilt der Tropfen Wasser mehr als Wellen;
Uns gilt der Geist nur, gilt das Werk: Natur,
Uns gilt, des Geistes Tiefen aufzuhellen,
Um rein zu wandeln auf der Mutter Spur,
Und ihr Gesetz dereinst ihr hinzustellen
Als Buch, als Lehr' an alle Creatur
Die frohe Botschaft dieser Welt zu geben,
Das ist der Deutschen Thun und höchstes Leben. —

„Herzblumen", von Maria v. R. Eine kleine Sammlung ganz niedlicher Sachen. Einiges Melancholische ist darin, wie Nr. 1 „Ewige Liebe"; auch Schalkhaftes findet man in Nr. 2 „Ich grolle". — „Winterlieder", von Richard Morning. Das erste Lied „Der Schnee", ist in der Erfindung überaus fein und in der Ausführung überaus zart und lieblich. In Nr. 2, „Strafrede" betitelt, ist viel Neckerei und Schelmerei; der Ton ist leicht. Ganz hübsch ist auch Nr. 3, „Zwiegespräch". Nr. 4 „Des Burschen Höllenfahrt" ist von ersterm Charakter und auch in dieser Art ausgezeichnet. Recht ansprechend ist auch die Bagatelle Nr. 5, betitelt „In Sonnennähe". — Nun folgen „Drei Gedichte" von Leopold Schefer. Das erste „Zur glücklichen Heimkehr des Fürsten Pückler-Muskau nach 2300tägiger Reise" ist poetisch und herzlich, das zweite „Italien" ist phantastisch, das dritte „Was die Sonne nicht sieht" ist hoch poetisch und überaus lieblich. — „Das Lied vom Danhäuser", von Ludwig Bechstein. Diese alte Mähr behandelt Bechstein zum zweiten Male; schon in seinen Gedichten vom Jahre 1836 hat er sie in fünf Romanzen gebracht. Der Schluß des Liedes, worin der Dichter das Land Thüringen seinen Venusberg nennt, ist gezwungen; denn nur ein Theil des Vergleichs paßt. Ein zweites Gedicht von Bechstein: „Refugium", Erzählung eines Flüchtlings, ist wol eben nichts als eine Erzählung, ohne weitern Anspruch auf Werth.

Der zweite Band dieser Vierteljahrschrift: „Süden", wird eingeführt mit einigen Versen des sich als Herausgeber nennenden Chlodwig. — Darauf folgt eine Novelle „Andrä", von Fr. M. v. W. Geschrieben ist diese Erzählung wahrscheinlich von einer Dame, jedenfalls von einem in novellistischer Form noch Ungeübten. Das sieht man aus der ganzen Anlage, aus der Knüpfung und Lösung des Knotens, und besonders daraus, daß der Verf. es nicht deutlich gedacht hat, wer denn die Hauptperson seiner Novelle sein sollte. Der Gedanke, welcher der Erzählung zum Grunde liegt, wäre einer bessern Behandlung werth gewesen; nämlich ein Vater, der, dem Rufe des Ehrgeizes folgend, die Liebe seiner Jugend verrathen hat, verlangt von seinem Sohne, daß er seiner Geliebten entsagen soll. Stephan ist ein lieblicher Jüngling, bei dessen Tode man unwillkürlich ruft: „Lugete, o veneres cupidinesque!" — „Jude Frühling", von Richard Morning. Schon im ersten Bande der „Weltgegenden" haben wir Richard Morning's Poesien mit Freude gelesen; auch in diesem zweiten Bande gibt er eine zarte, liebliche Dichtung, welche in Erfindung durchaus neu und in der Ausführung vortrefflich gehalten ist. Der „Jude Früh-

ling" ist ein wahrhafter Schmuck dieses zweiten Bandes. — „Die Rache des Ehemannes" ist eine alt-italienische Novelle, welche Münch neu erzählt. — „Zwei Ölgemälde, ins Poetische übersetzt" von Adolf Peters. Wenn man die Malerei mit der Poesie zusammenstellt, so findet sich manche Ähnlichkeit und manche Verschiedenheit zwischen beiden. Die Malerei, wie die bildende Kunst überhaupt, von der sie ein Theil ist, wendet sich an den äußern Sinn, die Poesie dagegen wendet sich an den innern Sinn. Aber die Malerei spricht dieselbe Sprache wie die Dichtkunst; die eine in Farben, die andere in Worten; beide sprechen nicht sowol für den Verstand, als für das Gefühl und das Gemüth; doch die eine spricht verständlicher als die andere, weil der Sinn für die Malerei weniger cultivirt ist als der für die Poesie. Und nicht Alles, was die Poesie ausdrücken kann, vermag die Malerei darzustellen. Die Malerei schildert nur das Gewordene, die Poesie auch das Werdende, und doch liegt das Ahnungsreiche des Fortschritts in beiden. Selbständig sind beide Künste, doch kann eine die andere ergänzen; sowie sich Poesie mit der Musik verbindet, so kann auch die Poesie die Malerei ergänzen; nur darf es dann nicht geschehen, daß die Poesie blos descriptiv wird. Wenn Adolf Peters in der Überschrift sagt: „Gemälde, ins Poetische übersetzt", so dürfen wir über diesen Ausdruck wol mit ihm rechten; den Worten nach scheint der Dichter sagen zu wollen, die Poesie habe in den Gemälden nicht eigentlich gelegen; lag sie aber nicht darin und wurde blos herzugegeben vom Dichter, so haben die zwei Gemälde mit der Poesie auch nichts zu schaffen. Die Verse selbst sind reich an poetischen Gedanken und ausgezeichnet durch Kraft und Wahrheit; stiller und heiterer gehalten ist das erste, die Hütte am brienzer See, Ölgemälde von Karl Sparmann; düsterer das zweite, das Innere eines Karthäuserklosters, Ölgemälde von Catel in Rom. — „Maria Mancini", geschichtliche Novelle von Karoline von Braunthal. An dem „geschichtlichen" ist diese ganze Erzählung gescheitert. Es kann nämlich die Poesie einen historischen Grund oder Hintergrund haben; aber ein poetisches Werk kann nicht wohl fortwährend an die Geschichte sich anlehnen, sich bald einige Schritte von derselben entfernen und dann wieder zu derselben zurücklaufen; geschieht das, so ist das Ganze nur eine amplificirte Geschichte, aber keine Poesie. Am Schlusse dieser Erzählung heißt es ungefähr so: „König Ludwig XIV., Cardinal Mazarin und Anna von Östreich gehören der Weltgeschichte an und diese enthält die Kunde von ihren weitern Schicksalen." Vielleicht fehlt es der Verf. nur an Muth, sich auf dem Gebiete der poetischen Wahrheit frei und kühn zu ergehen; hat sie den gewonnen, so mag sie vielleicht in der Reihe der Unterhaltungsschriftstellerinnen einen Platz finden. — „Zwei Fürsten", von Eduard Duller. Ein schönes poetisches Werk. In dem ersten Theile desselben finden wir Duller, wie wir ihn kennen, so männlich und kräftig zum Exempel in den Worten:

Was Gutes ich gewollt,
Wer wollt' es mit? Man wog's ja nur nach Golde.
Pfui, todt Metall, du machst aus Herren Knechte!

Das Wort im Mund, das Herz
In tiefster Brust verwandelst du in Erz,
Und Schellen tönen, poch' ich an beim Rechte.

Doch bist du, Gold, der Putz
Die Schale nur; der Kern heißt Eigennutz,
Dies flücht'ge Gift, im Golde festgebunden,

Das stolz und unverschämt
Den Nicht'gen macht, des Edeln Thatkraft lähmt
Und ein Jahrhundert fesselt an Secunden.

In dem letzten Theile dieses Gedichts ist des Dichters Wort so edel, so erhebend über den Schmerz der Erde, daß wir, wenn auch ergriffen, doch versöhnt uns fühlen und voll schöner Ahnung. — „Galanterie", wahre Geschichte von Leopold Schefer. Dies ist ein ganz eigenthümliches, wunderbar schönes, poetisches Ganze. Wir sind überzeugt, daß, wer diese zwei hier mitgetheilten Erzählungen gelesen hat, der wird eingesehen oder gefühlt haben, daß der Dichter recht hat, wenn er sagt, galant kann nur ein Mann gegen ein Weib sein; kein Geck, kein Süßling, kein Schwächling, kein Verführer und geheimer Auslacher der Schwäche des Weibes hat auf Galanterie einen Anspruch, die ein Reines, Edles, höchst Schwunghaftes ist. Die ehrenbetraute und tugendbelobte Galanterie kann nur mit Kraft und Phantasie wiederkehren; aber mit ihnen wird sie es gewiß. Auch ehrenwerthe Weiber können gegen den ehrenwerthen Mann galant sein, aber nie ein Weib gegen ein anderes. Schönheit, Jugend, Reizen und Gereiztsein, Gefühl der eigenen Kraft und des eigenen Werthes, ja der eigenen höchsten Würde und die beseligende Verehrung des Verehrenswerthen, das sind die Erfodernisse zur echten Galanterie, die ein neuer Prophet, den Männern und Frauen zum Heil, und als ihr Geschlechtsheiland, recht baldig wiedererwecke! Das Ganze dieser Erzählung ist so abgerundet und schön, daß wir es nicht wagen, eine Blume aus diesem Strauße herauszunehmen, oder einen Accord aus dieser Harmonie herauszureißen, in Besorgniß, das Ganze zu entweihen. Dieselbe Feinheit der Beobachtung, dieselbe Kraft der Überzeugung, dieselbe Reinheit der Gesinnung, dieselbe Zartheit der poetischen Färbung, die wir in Schefer's „Göttlicher Komödie" bewundert und gepriesen haben, findet sich auch hier. Die Idee des Ganzen culminirt etwa in Folgendem: der Mensch könnte gar nichts Gutes thun, wenn er nicht da wäre, d. h. wenn er nicht ewig wäre. Im Feuer der That kennt und bedarf er keiner Götter, keiner Sprüche und Sittenlehre, keines Himmels, keiner Verheißungen. Alle Dogmen, alle Bekenntnisse aller Völker, der todten und lebendigen hat er vergessen. Der Gute ist auf sich selbst begründet und aus sich thut er das Göttliche und Ewige, weil er es ist, nicht nur die paar Lebensjahre es darstellt. Ob er Milliarden Jahrtausende vorher gewesen und Milliarden Jahrtausende nachher sein wird, was kümmert das ihn. Was hilft das ihm zu der That, die er so schlechtweg thut, wie das Veilchen blüht, wie der Storch klappert. Das ist doch groß vom Veilchen und groß vom Storche, nicht wahr? O, Ihr armen Gläubigen! — „Gedichte", von Friedrich von Sallet. Ein kräftiges Leben und ein ehrenwerthes Streben spricht sich auch in diesen Gedichten aus. Nr. 1 „Der Traum" und Nr. 2 „Der Zaubergreis" sind romantische Dichtungen, voll tiefen Sinnes. Nr. 3 „Bettelmönch und Schmied" ist von so männlichem, kräftigem Ton, daß Jeder, der es liest, unwillkürlich sich die Worte wiederholt:

Wer Gottes Reich will bauen,
Legt nicht die Hand in Schoos,
In schwärmerischem Schauen
Für sich zu schwelgen blos.

Angreifen müßt Ihr wacker
Mit arbeitsfrohem Sinn,
Sei's draußen auf dem Acker,
Sei's in der Werkstatt drin.

Schwert oder Geisteswaffen,
Führt sie, wer sie empfahn.
Und was Ihr auch mögt schaffen,
Das sei in Gott gethan!

„Die Nonne", historische Novelle von Chlodwig. Auch hier ist, wie in der Novelle der Karoline von Braunthal, das Historische die Klippe gewesen, woran der Verf. Schiffbruch litt. Es ist ein wenig verzeihlicher Irrthum, daß es leichter sei, eine historische Novelle schreiben, als eine, die es nicht ist. Ohnehin kann nicht einmal Jeder schreiben; das zeigt der Anfang dieser Erzählung; es ist mir unbegreiflich, wie man folgenden Satz hat componiren können: „Anna mußte ihren Schloßvogt so ziemlich frei schalten lassen, wenn sie ihn bei Laune für sich erhalten wollte, um so mehr, da der Alte von jeher gegen sie eingenommen war, weil sie aus Böhmen, und bei ihm im Verdacht stand, der ketzerischen Lehre anzuhangen, obgleich ihm nä-

here Beweise seiner Vermuthung fehlten, da sich Anna wohl gehütet, gegen ihn etwas aus ihrem Herzen zu verlautbaren." — „Der Ex-ewige Jude. Bekanntmachung in der smyrnaschen Zeitung" von Leopold Schefer. Unsere Poeten und die sich so nennen, müssen sich diesen hübschen Scherz schon gefallen lassen. Schefer deutet es mit viel Feinheit an, daß, die sich geistreich nennen, oft sehr geistesarm und geistesbankrott sind. Wenngleich Mancher eine Elenshaut über sich nimmt, so fühlt er doch, wohin der Streich trifft.

Am Schlusse unserer Relation sprechen wir, auf unsere Kritik gestützt, den Wunsch aus, daß die ehrenwerthen Kräfte, die sich für diese Quartalschrift vereinigt haben, auch fernerhin sich dazu concentriren mögen. 24.

Der Glücksritter. Spanisches Sittengemälde von Don Francisco Gomez de Quevedo. Deutsch bearbeitet von B. F. Guttenstein. Erster Band. Karlsruhe, Macklot. 1841. 8. 1 Thlr.

Ein veraltetes Buch, wovon wir bereits eine frühere Übersetzung haben, und was daher besser unübersetzt geblieben wäre. Die Sitten, die hier geschildert werden, sind nicht mehr die Sitten des jetzigen Spaniens. Die Satire berührt eine Menge Verhältnisse, die für uns jetzt ganz unverständlich sind. Dabei wählt die Erzählung, wenn sie auch witzig ist, doch etwas zu sehr im Kothe umher und schildert Situationen, die ein einigermaßen ästhetisches Gefühl beleidigen. Der Vater des Helden ist ein Verbrecher, die Mutter eine Kupplerin. Zufällig findet der Sohn den geviertheilten Leichnam seines Vaters an der Landstraße und der Oheim desselben ist der Scharfrichter, der an seinem Bruder das Urtheil vollstreckt hat. Solcher und ähnlicher Häßlichkeiten ist das Buch voll. Man ersieht daraus freilich, wie tief gesunken und furchtbar depravirt ein Theil der Bevölkerung Spaniens in einem frühern Jahrhundert war, aber eine solche nackte Darstellung von Widerlichkeit und Gemeinheit paßt nicht als Stoff zu einem poetischen Werke. Sie eignet sich nicht einmal zum Scherze, denn man kann nicht lachen, wo das sittliche Gefühl sich empört oder wo der tiefste, sogar physische Ekel eintritt, wie z. B. bei Schilderung der bestialischen Orgie, die der Scharfrichter mit einigen schmuzigen Gesellen feiert. 125.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Von der nordamerikanischen Entdeckungsexpedition unter Lieutenant Wilkes sind zu Anfang des Monats Juli neuere Nachrichten in Washington eingelaufen. Mehre Inseln in der Südsee sind von der Expedition besucht, und es sind viele bedeutende Vermessungen vorgenommen und manche interessante Beobachtungen angestellt worden. Dr. Judd, welcher in Honolulu wohnhaft ist, begleitete die gelehrte Abtheilung der Expedition auf einem Ausfluge nach Havaii und wäre fast verunglückt. Er war in den Krater des feuerspeienden Berges Kilanea hinabgestiegen, um daraus flüssige Lava hervorzuholen. Da er aus dem sogenannten großen Feuermeere keine bekommen konnte, so stieg er zu dem kleinern durch eine Art Schornstein hinab. Aber während er hier einige Lava ausschöpfte, wurde der See plötzlich unruhig und warf einen Strom Lava in die Höhe, der indessen glücklicherweise auf die entgegengesetzte Seite fiel. Nun wollte er schnell wieder hinaufsteigen; allein das Hinaufklimmen war schwieriger als das Herabklimmen. Er wurde ängstlich und rief den fünf Eingeborenen, die ihn bis zur Stelle begleitet hatten, zu, ihm zu Hülfe zu kommen. Drei derselben aber waren so erschreckt, daß sie fortliefen. Einer von den beiden übrigen legte sich auf dem Rande des Schornsteins auf den Bauch und reichte dem Doctor die Hand; durch diese Hülfsleistung gelang es demselben denn auch, sich heraufzuarbeiten. Des Dr. Judd wollene Kleidungsstücke waren zwar verbrannt, er selbst hatte jedoch keinen bedeutenden Schaden erlitten. Dem Eingeborenen, dem er seine Rettung zu verdanken hatte, waren dagegen das ganze Gesicht und die Hände verbrannt. Beide hatten kaum die Stelle verlassen, als der See plötzlich anschwoll und ein Strom Lava sich den Berg herab ergoß. Lieutenant Wilkes hat auch den hohen Berg Mouna Loa auf der Insel Havaii erstiegen. Es war dies ein sehr schwieriges Unternehmen, welches mehre Hundert Menschen erfoderte, um die Instrumente, Breterhäuser (die so eingerichtet waren, daß sie auseinandergenommen und sehr schnell aufgeschlagen werden konnten), Zelte, Lebensmittel rc. hinaufzubringen. Ausdauer aber überwand alle Schwierigkeiten, und die Expedition fand nicht nur alle ihre Erwartungen übertroffen, sondern sie erreichte auch alle ihre Zwecke. Sämmtliche vulkanische Berge in der Gebirgsreihe sind genau untersucht und die wahre Höhe und Lage derselben bestimmt worden. Die Expedition war 16 Tage von Hilo bis auf den Gipfel des Berges auf der Reise und hielt sich fast drei Wochen oben auf demselben auf. Es wurden die Zelte mit hohen Steinwällen umgeben, um sich gegen die heftigen Windstöße zu sichern. Nach ihrer Ankunft fiel starker Schnee und der Thermometer stand gewöhnlich auf 20—25 Grad Fahrenheit und sank bisweilen bis zu 13. Die Expedition war indessen so wohl mit Kleidungsstücken und anderen Bedürfnissen versehen, daß die Kälte nicht unerträglich wurde. Die Eingeborenen aber vermochten das rauhe Klima auf dem Berge nicht auszuhalten und man war genöthigt, sie zurückzuschicken. Von dem Gipfel des Berges hatte man die Aussicht auf das Meer und eine große Menge theils ausgebrannter, theils noch brennender Vulkane. Der von Kilanea spie sehr starke Flammen aus und in Hilo hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ein ganz neuer Ausbruch in der Nähe des Meeres stattgefunden habe.

Auf Anordnung des Schatzkammeramts (Finanzministeriums) in Washington werden jetzt daselbst Versuche veranstaltet, die Leuchtthürme künftig mit besserm und zugleich wohlfeilerm Lichte zu versehen. Die Rinde der weißen Birke strömt, wenn man sie mäßig erwärmt, eine große Quantität entzündlichen äußerst hellen Gases aus, welches man nur durch ein wenig Wasser zu leiten braucht, um es von allen Unreinigkeiten zu befreien. Der Erfinder dieser Methode, Herr Robert Grant aus Maine, glaubt, daß sich der nöthige Apparat auf jedem Leuchthause oder Leuchtschiffe mit sehr geringen Kosten aufstellen lasse. Bei den angestellten Versuchen brannte das Gas ganz außerordentlich hell.

Herr Koch von St.-Louis, der vor drei Viertel Jahren das vollständige Skelett eines urweltlichen Riesenthieres im Gebiete von Missuri ausgrub, welches er zu Ehren dieses Staats Missurium genannt hat, zeigt dasselbe gegenwärtig in der Stadt Cincinnati. Es ist 32 Fuß lang und 15 Fuß hoch. Der Kopf mißt 6 Fuß und die daraus hervorragenden Zähne haben eine Länge von 10 Fuß. Der Schwanz ist nur sehr kurz, nämlich 2 Fuß 6¼ Zoll. Der Eigenthümer wird später in diesem Jahre auch die östlichen Staaten bereisen und man wird daher auch in Philadelphia das größte bekannte Thier der Urwelt zu sehen bekommen.

Dr. Walpole, Geolog des Staats Neuhampshire, hat die Entdeckung gemacht, daß am östlichen Abhange der meisten Berge in Township Jackson (County Coos in besagtem Staate) ein bedeutendes und reichhaltiges Lager von Zinnerz vorhanden sei. Bisher zweifelten die Geologen allgemein, daß dieses Metall in den Vereinigten Staaten in einiger Menge anzutreffen sei. 117.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 342. — 8. December 1841.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 341.)

3. Lilien.

Wachsmann hat, so viel ich mich erinnere, seine Novellen stets auf die Geschichte basirt und immer um so Besseres geliefert, je weniger er sich vom historischen Grund und Boden in die Sphäre der Poesie verstiegen hat. Dort schreitet er sicher und gewandt vorwärts; hier wird er unbestimmt, verfällt ins Diffuse, kurz, legt an den Tag, daß er sich nicht in seinem Elemente fühlt. Nur in wenigen seiner Novellen, welche die Dichtung zur Hauptsache machen, hat er diesen Fehler vermieden und das Poetische mit dem Geschichtlichen wohl zu amalgamiren gewußt. Die vorliegenden können diesen nicht zugerechnet werden, und zwar wol eben deshalb nicht, weil er auch in ihnen die bedeutendern Personen zu sehr in den Hintergrund, die von seiner Erfindung dagegen in den Vordergrund gestellt hat. Die ihrer Idee nach bedeutendste Gabe des Taschenbuchs ist „Der zerbrochene Ring". Ihr Inhalt ist kurz folgender: Graf Chateaubriand, der Günstling des Königs Franz I. von Frankreich, vermählt sich mit Françoise, der Schwester Gaston's von Foix. Gaston selbst hat diese Verbindung zu Stande gebracht. Sein Plan ist, Chateaubriand zu stürzen und selbst in dessen Stelle einzurücken, Françoise soll das Mittel dazu sein; er weiß eine Annäherung des Königs an sie herbeizuführen, die er klüglich zu seinem eigenen Vortheile benutzt. Sie, die ihren Gemahl nur auf Befehl ihres Bruders genommen hat und ihn, einen kalten, stolzen Mann, nicht lieben kann, geht auf den Wunsch des Königs mit an dessen Hof, während der Gemahl seine entfernte Provinz verwaltet. Geschmeichelt von der Galanterie des Fürsten, läßt sie sich die Huldigungen desselben gefallen, ohne daß sie sich eine wirkliche Untreue zu Schulden kommen läßt. Sie kann deshalb nicht begreifen, wie ihr Benehmen einem Dritten, besonders ihrem Gemahle, zweideutig erscheinen könne. Gaston hat indeß durch seine Ränke zu bewirken gewußt, daß Chateaubriand genöthigt ist, seine Stelle niederzulegen. Dieser kommt selbst nach Fontainebleau, er wird von dem strafbaren Verhältnisse seiner Gemahlin noch mehr überzeugt. Indem er sich auf seine Besitzungen zurückzieht, verbietet er ihr, sich ihm und ihrem Kinde je wieder zu nahen, als bis er ihr die eine Hälfte eines Ringes, deren andere er ihr übergibt, schicken würde. Sie hat einen treuen Diener, einen aus den verachteten Cabots, dessen sie aus Dankbarkeit sich angenommen, da er sie aus einer großen Gefahr gerettet; dieser hat jene Verabredung gehört. Die Liebe zu seiner Gebieterin verleitet ihn, einem Briefe des Grafen an seine Gemahlin, den dieser in Folge der Wette abschickt, jene Ringhälfte beizugeben. Sie, die nichts sehnlicher wünscht als eine Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl und ihrem Kinde, kommt. Schon aber hat der Graf den Betrug geahnt, hat die Abstammung des Dieners gemuthmaßt. Er argwöhnt ein Verhältniß zwischen seiner Gemahlin und dem verachteten Cabot. Beide sterben auf seinen Befehl; sie wol nicht unverdient; denn wirklich ist ihr Benehmen gegen den König ein solches, das man kaum sich erklären, viel weniger rechtfertigen kann. Der Erzähler stellt es uns als aus Unschuld, aus dem Selbstbewußtsein ihres Werths hervorgegangen dar. Doch muß man sich wundern, daß sie nicht besser die äußern Verhältnisse übersehen kann, daß sie nicht die Misdeutungen bemerkt, denen sie ausgesetzt ist. Im Anfange der Erzählung erscheint sie ganz selbständig, später blos von den Verhältnissen beherrscht, als schwaches Kind: ihr Charakter ist nicht gehalten. Am anziehendsten ist ihr Diener Raoul. Françoise hat ihn aus den Cabots zu sich genommen, ohne Jemanden seine Abstammung zu verrathen. Der Verf. theilt uns Einiges über diese verachtete Menschenclasse mit. Sie waren Nachkömmlinge der Westgothen, die nach den Schlachten von Orleans und Vougle von den Franken in die wüsten Gegenden von Bordeaux bis zu dem Adour gedrängt wurden. Von jeder Berührung mit den Franken ausgeschlossen, lebten sie ganz für sich und immer mehr ausartend. Die Verachtung, in der sie standen, führte sie selbst dazu, sich gegen ihre Unterdrücker jedes Verbrechen als erlaubt vorzustellen. Die Tradition überlieferte die Namen ihrer ehemaligen Häuptlingsfamilien; Raoul ist der Sprosse einer solchen Familie. So interessant auch das Gerippe der Erzählung ist — es möchte sich sehr passend zu einem Trauerspiele eignen —, so sehr bleibt die Ausführung dahinter zurück. Die Handlung schreitet aufs langsamste vorwärts; jedes kleine Ereigniß, jedes

Gespräch hält die Handlung auf, nicht aber die Spannung des Lesers, in die es von Anfang an nie gelingt zu kommen. Ein hübsches Kupfer, Françoise von Chateaubriand, ist dieser Erzählung beigegeben.

Reicher an interessanten Bildern als die eben besprochene Erzählung ist die erste: „Die Tochter der Wüste.“ Sie spielt in Algier. Die Schilderungen der afrikanischen Landschaften, besonders des Atlas, sind gelungen, einzelne Züge arabischer Sitte sehr passend benutzt. Die herrlichen Gegenden Algeriens locken uns mit jenem zauberischen Reize des Morgenlandes, der uns in „Tausend und einer Nacht“ so entzückte. Und aus den vergitterten Fenstern sehen die funkelnden Augen der mohammedanischen Schönen hervor. Sind doch diese Länder, in denen die Sonne so heiß strahlt, die Länder der Liebe. Sollen wir es darum dem jungen französischen Offizier Victor verdenken, wenn er mit jenen Augen nähere Bekanntschaft sucht? Kann aber der Verf. es verantworten, der uns Fatme vor den Almanach in Kupfer stechen läßt, im Almanache uns kaum ihre nähere Bekanntschaft gönnt? Konnte er nicht eines jener schönen Maurengesichter mittheilen, die wir in der Novelle liebgewonnen haben?

„Zertretene Blumen, zerknickte Blüten.“ Bekannte Gestalten: Ninon de Lenclos, Marion de Lorme begegnen uns wieder. Letztere als Gemahlin eines Geächteten, Räuberhauptmanns; jene zuerst — und so beginnt der Roman — in ihrem Salon, wie immer in der liebenswürdigsten Laune, Alles beherrschend und selbst von Witz beherrscht, hernach in Conflict mit jener Liebe, die gegen sie, die schon Bejahrte, ihr Sohn fühlt. Sie weiß nicht, daß es ihr Sohn ist. Dieser ist der Einzige, der die verwickelte Geschichte etwas zusammenhält. Ninon, Marion und ihr Gatte Marconnay, ferner ein ehemaliger Liebhaber Ninon's, Baudoncourt, ein Marquis v. Gersay und dessen Frau bilden die Hauptfiguren. Daneben steht auch Richelieu. Aber diese Figuren verwirren mehr, als daß sie ein Ganzes bildeten. Wo zu Viele reden, weiß Niemand, wer eigentlich zu reden hat. Der interessantere Theil der Geschichte sind die Abenteuer Villiers', eben jenes Sohnes der Ninon, der im Ardennerwalde ein berüchtigtes Räubernest aufzusuchen wagt.

4. Perlen.

Robert Heller, der Herausgeber und Verfasser dieses neuen Almanachs, bietet uns darin zwei werthvolle Gaben: den „Aufstand in Ätolien“ und „Abenteuer einer Steppenreise“. Namentlich macht die erste dieser beiden Novellen einen sehr angenehmen Eindruck durch die auf Schönheit und Sittlichkeit gegründete Liebenswürdigkeit der drei Hauptcharaktere, durch die ruhige, schmucklose, aber doch warme Darstellung und durch die Anschaulichkeit der eingewobenen Schilderungen von griechischen Örtlichkeiten und Nationalzügen. Auch die Verarbeitung zu einem Ganzen, obwol manche schwache Stelle bietend, ist im Ganzen nicht übel gelungen. Anfang, Fortschritt und Schluß der Erzählung stehen in entsprechendem Verhältniß, nur hätte wol Tarsitza gegen das Ende minder kurz abgefertigt sein sollen. Ihr längeres Erscheinen würde dem sonst wohl motivirten tragischen Schluß jedenfalls sehr gemildert haben. Weit unbedeutender sind die Persönlichkeiten in der zweiten der genannten Novellen; namentlich sind Olga und der Rittmeister ziemlich gewöhnliche Figuren, nur etwas mehr Individualität hat der General, und der Roßhirt ist der Einzige, der ein höheres Interesse erweckt. Dagegen sind die landschaftlichen Bilder mit gewandter Feder gezeichnet, und bleibt auch der Steppenbrand Heller's hinter dem Waldbrande von Cooper in den „Ansiedlern“, und namentlich hinter dem von Schefer zurück, so muß er doch als eine wohlgelungene und lebendige Schilderung anerkannt werden. Je mehr Ref. geneigt gewesen ist, das Verdienstliche dieser Novellen hervorzuheben, um so weniger kann er umhin, die dritte, zwischen beiden in der Mitte placirte Novelle: „Die Mordnacht von Luzern“, als durchaus mislungen zu erklären. Sie verdient den Platz zwischen den beiden andern durchaus nicht, und der Verf. hätte jedenfalls besser gethan, wenn er den Werth der beiden andern Perlen nicht durch eine ouvert unechte verdächtigt hätte. Auch durch die beigefügten Bilder wird sie nicht gehoben; dagegen macht das Titelkupfer einen recht freundlichen Eindruck.

(Der Beschluß folgt.)

Pamiętniki *Józefa Wybickiego* wydane przez *Edwarda Raczyńskiego*. Drei Theile. Posen 1840.

Der Verf. dieser Memoiren, einst Senator-Wojewode des Königreichs Polen, ist außerhalb seines Vaterlandes besonders dadurch bekannt geworden, daß sich Napoleon nach der Schlacht bei Jena seiner zur Organisirung des Aufstandes unter den Polen und später noch bei manchen andern Gelegenheiten bedient hat. In Polen selbst befand er sich schon von seinem 18. Jahre an auf dem politischen Schauplatze, er ist daher im Stande, über einen langen Zeitraum zu berichten. Er thut es auf eine harmlose Weise, da er seine Memoiren eigentlich nur für seine Kinder geschrieben hat. „Der Unstern“, sagt er, „der meinem Vaterlande schon bei meiner Geburt Sturm und Unheil brachte, verfolgte auch mich von der Wiege bis zum Greisenalter. Als ich sogar aus dem Vaterlande verbannt wurde und kein Hoffnungsstrahl die schwer über dem Lande hängenden Wolken zu durchbrechen schien, da entschloß ich mich, meinen Kindern wenigstens eine Beschreibung meines ganzen Lebenslaufs zu hinterlassen, damit sie nicht etwa auf den Gedanken geriethen, ich hätte eines Verbrechens wegen Tod oder Verbannung verwirkt.“ Es ist also nur eine Selbstbiographie, die uns hier vorliegt, aber dabei erhalten wir die anschaulichsten und interessantesten Beschreibungen aller der Verwirrungen und der für Polen so unglücklichen Ereignisse, welche der letzten Theilung dieses Landes vorangegangen oder gefolgt sind und deren unmittelbarer Zeuge Wybicki gewesen ist. Diese Schilderungen müssen neben den mancherlei trüben Quellen um so größere Bedeutung haben, je ehrenwerther die ganze Persönlichkeit dieses Zeugen erscheint, jemehr es hervortritt, daß derselbe mit offenem Auge und scharfem Blicke zu beobachten und ohne Parteilichkeit, offen und ohne Scheu vor Freund und Feind zu erzählen bestrebt gewesen ist.

Wybicki beginnt mit seiner frühesten Jugend. Geboren 1747 auf seines Vaters Gute unweit Danzig, erhielt er seinen ersten Unterricht in der Jesuitenschule zu Danzig. „Die Jesuiten“, sagt er, „in andern Ländern gelehrt und gebildet, verblieben bei uns in Polen in grober Unwissenheit. Das Denken wurde von ihnen nicht nur nicht gelehrt, sondern verboten; leb-

hafter Blick, Wißbegierde, leichte Fassungskraft, die besten Gaben der Natur galten bei ihnen für etwas Strafbares, ihre Zöglinge mußten durchaus kalt, mürrisch, schweigsam, ja, gleich den Mönchen bis zur Herabwürdigung demüthig sein. Weder der Geist noch der Körper erhielt bei ihnen die angemessene Nahrung. Die Barbaren legten es darauf an, die Jugend zu bloßen Schatten, freie Menschen zu gezähmten Thieren, Bürger, die ihrem Vaterlande mit Rath und That aufhelfen sollten, zu gefühl- und gedankenlosen Maschinen umzuformen. Sie sind es gewesen, die uns unsern politischen Verfall bereitet haben, ihre Früchte sind unsere Schande, unser Elend. Zur Zeit meiner Geburt waren die Polen fast kindisch geworden. Sie hatten nicht einmal ihre eigene Sprache, sie verstanden es nicht mehr, wie ihre Vorfahren, Polnisch zu sprechen, sondern hatten sich ein barbarisches Gemisch aus dem Lateinischen und Polnischen gebildet, zu dem wir aus der pommerschen Wojewodschaft noch unser Kassubisches und Wendisches zugaben. Die Literatur, Künste und Wissenschaften, die schon in dem übrigen Europa heimisch geworden waren, blieben uns fremd. Unsere Auguste haben nur umgestürzt!"

In der Jesuitenschule kam Wybicki bis in die Rhetorica, die tyrannische Behandlung, der auch er von Seiten der Jesuiten ausgesetzt war, veranlaßte einen Vetter, einen aufgeklärten Geistlichen, der sich des lebhaften Jünglings nach dem Tode des Vaters annahm, ihn zur Erlernung der gerichtlichen Praxis einem „Rejenten", d. i. einem Vorsteher einer gerichtlichen Kanzelei, zu übergeben. Gern hätte er eine Universität besucht, aber „die krakauer Akademie, die einzige im Lande, war in Danzig ebenso wenig bekannt wie die pariser". Die Gerichtshöfe wurden damals allgemein für adelige Schulen angesehen, welche die Jugend zu durchwandern hatte, die dereinst zur Verwaltung des Landes und zu öffentlichen Ämtern gelangen wollte. In dieser Art der öffentlichen Erziehung lag aber auch der Same des öffentlichen Unglücks. Denn aus der strengen Zucht der Jesuiten kam die Jugend plötzlich in das zügellose Leben, das an solchen Gerichtshöfen herrschte, und sehr selten war der Fall, daß ein Jüngling dieser moralischen Pest unverdorben entkam und nicht die abscheulichsten Leidenschaften für sein Lebelang einsog. Kenntnisse waren dabei selbst für den Talentvollen nur zufällig zu erlangen, denn von methodischer Anleitung war keine Rede.

Als „Kancellarysta" des Grodgerichts begab sich Wybicki, da der Wahltag von 1764 ausgeschrieben ward, mit sämmtlichen Adeligen der pommerschen Wojewodschaft, die damals noch viritim zu den Reichstagen zogen, im Gefolge des Wojewoden Mostowski nach Warschau. Die politische Horde zog, wie eine Karavane, theils zu Pferde und zu Wagen, theils zu Fuß vorwärts. In Warschau ärgert sich Wybicki über die Streitigkeiten, die unter den Parteien auftauchen, besonders aber fallen ihm die Ronden der russischen Kosacken auf, die alle Straßen durchstreifen, und er fragt seinen Rejenten, ob die Kosacken auch bei der Wahl des Königs zugezogen werden müßten. „So wenig", sagt er, „kannten wir freien Leute sammt und sonders die Gerechtsame unsers Vaterlandes und sein Verhältniß zu den Nachbarstaaten." Dennoch ist er der Wähler eines Königs und er fühlt sich überschwenglich glücklich, da er auf dem Felde bei Wola, wie er meint, aus freier Brust für Stanislaw Poniatowski sein „zgoda" (einverstanden) rufen kann. Zu seiner Fortbildung im Rechtswesen geht Wybicki darauf zu den Tribunalen über, er zeichnet sich durch Redegewandtheit aus und dies gibt Veranlassung, daß der zwanzigjährige Jüngling, da der Reichstag von 1767 zusammentrat, zu einem der Landboten der Provinz Preußen erwählt ward. Dieser Reichstag, meint Wybicki, raubte Polen all das Ansehen, das es noch besaß. Die Erniedrigung Polens datirt er von Peter dem Großen an. „Unsere Vorfahren", sagt er, „bis auf Johann Zamoyski fürchteten immer nur das Haus Östreich. Polonia cave Austriam! war ihr Losungswort, mit Rußland vermeinten sie leicht fertig zu werden. Das war aber seit Peter anders geworden. Dieser richtete nach Besiegung der Schweden sein Hauptaugenmerk auf die Polen, sie kamen ihm durch Bewahrung ihres Lebenselementes, der Anarchie, auf halbem Wege entgegen, sie blieben ohne Heer, ohne Schatz, ohne Berathung, und ihre Sorgen vertranken sie. Nur ein König wie Peter selbst hätte da Polen retten mögen, Poniatowski war vielleicht einer der vorzüglichsten Könige in dem Tempel der Musen, aber Polen bedurfte durchaus eines Königs aus der strengen Schule des Mars." Den Reichstag selbst beschreibt Wybicki ziemlich ausführlich, er schildert die Abhängigkeit von Rußland und dem Gesandten Repnin, die ohnmächtigen Anstrengungen einiger Landboten, sich ihm zu widersetzen, die Entführung zweier Bischöfe und des Wojewoden Rzewuski aus Warschau, die darauf erfolgte Erbitterung, aber auch den veränderlichen Sinn der Polen, da der Reichstag sich in der ersten Aufregung auflösen will, nachher aber ruhig zu Repnin's Befehlen bleibt und nur Andreas Zamoyski das Amt eines Kanzlers niederlegt.

Nachdem der Reichstag vertagt worden ist, wird von dem Wojewoden Czapski in Gegenwart Wybicki's und anderer Landboten erwähnt, daß der Bischof von Kamieniec, Krasinski, wünsche, daß ein muthiger und verständiger Landbote öffentlich und laut vor dem versammelten Reichstage gegen die den entführten Landboten angethanen Gewaltthätigkeiten protestiren möchte, damit er selbst später eine Generalconföderation zu Stande bringen könne. „Ich werde der Landbote sein!" sagt da Wybicki zu sich selbst, und ohne Jemanden etwas davon zu vertrauen, bereitet er sich zu einer That vor, deren Folge muthmaßlich Tod oder Verbannung war. Gleich in der ersten Sitzung des im Anfange des Jahres 1768 ganz unter russischem Einflusse neuzusammengetretenen Reichstags, in Gegenwart des Königs und des Repnin, bittet der unbekannte Landbote aus Preußen Wybicki ums Wort, und da er es nicht erhält, ruft er mit mächtiger Stimme seine Protestation in die von Staunen und Schrecken ergriffene Versammlung. Diese muthige That bildet den Wendepunkt in Wybicki's ganzem Geschicke. Mit genauer Noth entgeht er den Händen der Russen und gelangt aus Warschau nach Krakau und, da er auch hier nicht sicher ist, bis nach Ungarn. Bei der Nachricht von dem Zusammentritt der Conföderation von Bar eilt Wybicki in sein Vaterland zurück, um sich der Conföderation anzuschließen. Er schildert den Zustand derselben als sehr kläglich, gewinnt aber selbst so großes Vertrauen bei den Conföderirten, daß sie ihn mit den wichtigsten Depeschen an den Bischof von Kamieniec, Krasinski, dem Hauptagenten mit Frankreich, senden. Unter großen Gefahren gelangt Wybicki nach Teschin, wo sich der Bischof aufhält. Die empfangenen Nachrichten vermögen denselben sogleich zu einer Reise nach Paris, um mit Hülfe Frankreichs die Intervention der Türken zu betreiben. „Der Muselmann", sagt Wybicki, „schlummerte wie sein Nachbar, der Pole, Jahrhunderte lang, beide träumten von ihrem Ruhme und ihren Siegen und wußten nicht, daß im 18. Jahrh. die Trägen und Verweichlichten nur zu ihrer Schande und zur Knechtschaft erwachen sollten." Wybicki begleitet den Bischof bis Wien, muß aber hier Krankheits halber zurückbleiben. Nach der Rückkehr des Bischofs aus Paris erhält er den kitzlichen Auftrag von demselben, nach Berlin zu reisen und dort die durch ihren Geist und ihre Schönheit ausgezeichnete Generalin Glorzewska, die bei Friedrich dem Großen sehr viel galt, zu vermögen, dem Könige von Preußen den Zweck der barer Conföderation darzustellen. Dazu hatte Frankreich gerathen. Die Generalin geht in Berlin auf das an sie gestellte Ansinnen ein und übergibt eine Note an Friedrich, in der sie im Namen der barer Conföderation seine Vermittlung für Polens Unabhängigkeit anspricht. Friedrich antwortet ihr, daß er bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge als Vermittler aufzutreten nicht vermöge, und räth den Polen, zu bedenken, daß sie sich mit dem mächtigen Rußland einlassen. Da aus dieser Antwort geschlossen wurde, daß auf Friedrich's des Großen Hülfe unter günstigern Umständen wol zu rechnen sein könnte, so hatte Wybicki's Reise einen gewissen Erfolg.

Nachdem er in dieser Weise des einen Theils seines Auftrags sich entledigt hatte, reiste er nach dem polnischen Preußen ab, wo er über den Zustand der Gemüther genaue Nachrichten einziehen und wo möglich die preußischen Städte in die Conföderation ziehen sollte, zugleich aber hatte er dem französischen Gesandten in Danzig, Gerard, die Personen zu bezeichnen, durch welche er zu verhandeln hätte. Wir erhalten ziemlich genaue Nachrichten über die damaligen geheimen Umtriebe. Für Wybicki haben sie aber den Erfolg, daß er vor dem russischen Gesandten nicht mehr sicher ist und eiligst über Lübeck nach Holland zu fliehen sich genöthigt sieht. Er bleibt ein Jahr auf der Universität zu Leyden und wirft sich mit einem wahren Heißhunger auf alle Wissenschaften; besonders studirt er das Völkerrecht unter Pestel.

Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wird Wybicki von den barer Conföderirten dazu benutzt, in Wien mit dem schwachen Fürsten Rohan und dem Gesandten Durand zu verhandeln und Frankreichs Einschreiten für Polen zu befördern; doch mitten in den Unterhandlungen kommt die Nachricht von der ersten Theilung Polens und Wybicki kehrt nach dem schon von Friedrich II. besetzten Polnisch-Preußen zurück, wo er sein Erbgut übernimmt und preußischer Unterthan wird. Er begibt sich aber bald wieder nach Warschau, das er nicht, wie er erwartet hatte, voller Trauer über Polens Schmach, sondern voller Lustigkeit antraf. Der eben geschehenen Theilung zu gedenken, gehörte gar nicht zum guten Tone. Wybicki ward sogleich hervorgezogen. Auf dem Reichstage von 1776 hatte Andreas Zamoyski den Auftrag erhalten, ein neues Gesetzbuch für Polen zu entwerfen; einen tüchtigen Gehülfen bei diesem großen Werke fand er in Wybicki, welcher, obgleich er in Bezug auf Polens Demoralisation die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß die alten Philosophen keinem verderbten Volke Gesetze geben wollten, doch an dem schwierigen Unternehmen den thätigsten Antheil nahm. Er erntete aber von der bethörten Menge ebenso wol nur Undank für alle Mühe, wie Zamoyski selbst; bekanntlich wurde dessen Gesetzbuch auf dem Reichstage von 1780 „auf immer" verworfen, weil der Adel seine alten Rechte dadurch angetastet fand.

An dem Aufstande von 1794 nahm Wybicki ebenfalls Theil, er gehörte zu der geheimen Verbindung in Warschau, die den dortigen Aufstand anstiftete, und ward dann dem Verwaltungsrathe beigesellt. Er schildert besonders umständlich die Zusammenrottungen des Pöbels, dem er sich mehrmals muthvoll entgegenstellte; ihm verdankte Dombrowski, der berühmte General, seine Lebensrettung. Nach dem Falle von Praga verläßt er das Vaterland abermals und gelangt glücklich nach Paris. Hier war es Wybicki, der zuerst auf den Gedanken kam, aus den vielen emigrirten Polen ein besonderes Corps zu bilden, das unter Dombrowski's Führung der Armee Bonaparte's sich beigesellte und als die polnische Legion bekannt ist.

Nach einer Lücke von mehren Jahren erzählt uns Wybicki in dem letzten, vielleicht interessantesten Theile der Memoiren noch sein öffentliches Leben während der Jahre 1806—9. Er will nach der Schlacht bei Jena den Gang der Begebenheiten in der Lausitz ruhig abwarten, da ereilt ihn ein Adjutant Dombrowski's, der ihn nach Berlin zu Napoleon citirt. Dieser hatte noch vor Besiegung der Preußen in einen Aufstand der Polen große Hoffnungen gesetzt und deshalb lag ihm daran, die Polen, welche bei ihren Landsleuten wegen ihres Patriotismus in Achtung standen, um sich zu versammeln. Er hatte schon den General Dombrowski an sich gezogen, außerdem bedurfte er aber einer gleich populairen Civilperson zu seinen Projecten, und als solche war ihm Wybicki empfohlen worden. Seinen Empfang bei Napoleon in Berlin erzählt er uns selbst folgendermaßen: „Endlich wurde ich zum Kaiser eingelassen. Ich redete ihn an, er aber unterbrach mich und fragte, ob ich der Wybicki wäre, dem die Güter confiscirt worden. Auf meine Bejahung fragte er weiter, wieviel die Güter werth gewesen. Durch seine Güte ermuthigt, antwortete ich, das sei ein zu geringer Gegenstand, als daß ich damit den Kaiser beschäftigen wolle, ich erwarte vielmehr seine Befehle. Berthier und Dombrowski, die zugegen waren, sahen mich erstaunt an. Napoleon begann im Zimmer auf- und abzugehen und ließ mich neben sich herschreiten. Er erwähnte, daß er den Feind bis nach Polen zu verfolgen habe, daß er dieses auseinandergerissene und unterdrückte Volk wieder erheben wolle, zuvor aber müsse er wissen, ob sein Heer dort auch die nöthige Bequemlichkeit und Nahrung finden würde. Ich antwortete mit großer Geistesgegenwart: wenn er als Sieger ins Land käme, so dürfte er ja nur befehlen; wenn er aber als unser Retter erschiene, so würden wir ihm von selbst alles zum Opfer bringen. „Bürgen Sie mir dafür?" sagte der Kaiser. „Gewiß Ew. Maj.", antwortete ich, „denn der Pole gibt Blut und Leben hin, um sein Vaterland und seine Unabhängigkeit wiederzuerlangen." Bei diesen mit Enthusiasmus ausgesprochenen Worten soll ich den Kaiser bei der Hand gefaßt haben. Er las in meinem Gesichte die Offenheit meiner Worte und fuhr fort: „Ich weiß, Sie besitzen großes Vertrauen bei Ihren Landsleuten. Schreiben Sie mir sogleich eine Proclamation an dieselben auf, daß ich mit 300,000 Mann in Polen einrücken werde und daß sie wieder ein Volk werden sollen, wenn ich sie dessen würdig erkenne." Ich übernahm es, eine Proclamation zu entwerfen, und entfernte mich mit Dombrowski außer mir vor Entzücken." Die Proclamation fand des Kaisers Beifall. Sie wurde, ohne daß derselbe ein Wort änderte, am 3. Nov. 1806 in Berlin in polnischer und französischer Sprache abgedruckt, und mit ihr mußte Wybicki sogleich nach Posen reisen, um dort an die Stelle der preußischen Beamten eine polnische Administration einzusetzen. Zur Formirung eines polnischen Heeres sandte Napoleon den General Dombrowski ebendahin ab. Alles ward aufgeboten, um dem Sieger zu gefallen. In Warschau, wo Wybicki das Administrationswesen gleichfalls zu ordnen hat, läßt sich Napoleon die anwesenden Mitglieder des Reichstags vom Jahre 1791 vorstellen. „Dies machte allgemeines Aufsehen", erzählt Wybicki, „und wir meinten nicht anders, als daß er den Reichstag erneuern und uns sichere Hoffnungen geben werde. Aber es zeigte sich, daß er noch kein festes System in Rücksicht unser habe und eine kleinliche Politik einschlage. Er warf uns aus Rulhières unsere Fehler und die Anarchie vor, welche der erwähnte Reichstag eben aufheben wollte. Manchmal redete dieser große Mann so Nichtssagendes, daß es widrig zum Anhören war. Angenehm war es uns, daß er uns versicherte, er habe in keinem Tractate in Polens Theilung gewilligt." Wybicki wird eins der sechs Mitglieder der obersten Regierungscommission in Warschau und gewinnt durch seine unermüdliche Fürsorge für Napoleon's Heer und seine besonders damals seltene Uneigennützigkeit Napoleon's ganzes Vertrauen. Er klagt sehr darüber, daß Napoleon die Staatsgüter an seine Creaturen verschleudert und dadurch, indem er vorhat, Polen wiederherzustellen, es einer Hauptquelle der Einkünfte beraubt, ferner, daß die französischen Machthaber einen Staat im Staate bildeten, ein Feudalwesen, ein Lehnswesen, dessen höchster Lehnsherr Napoleon war. Sehr interessant ist hier noch die Mittheilung, wie Napoleon in Dresden die Constitution für das creirte Herzogthum Warschau in einer Stunde dictirt. Mit dem Einmarsche der Östreicher in Polen 1809 brechen die Memoiren ab. Zur Aufhellung des damaligen Zustandes sind eine Anzahl wichtiger Briefe des Generals Dombrowski mitgetheilt. 7.

Literarische Notiz.

Eine sonderbare Schrift von L. Geoffry erschien unter dem Titel: „Napoléon apocryphe; histoire de la conquête du monde et de la monarchie universelle, 1812 – 32." Diese Fiction hat zum Motto Bossuet's Worte: „Poussons jusqu'au bout la gloire humaine par cet exemple." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 343. —— 9. December 1841.

Taschenbücherschau für das Jahr 1842.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 342.)

5. Huldigung den Frauen.

Castelli huldigt den Frauen schon seit 20 Jahren — ein Beweis dafür, daß sie seine Huldigungen gut aufgenommen haben und daß es sich lohnt, den Frauen zu huldigen. Sie haben aber auch alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein, da er keine Kosten spart, ihnen alljährlich in den sogenannten artistischen Beilagen eine recht würdige Repräsentation zu geben. Auch die, welche er uns diesmal vorführt, dürfen sich sehen lassen. Es ist auch nicht Eine unter ihnen, der man nicht auch in Natur gern seine Huldigung brächte, und wenn Paris an sie den bewußten Apfel austheilen sollte, wüßte er sich sicherlich nicht anders zu helfen, als ihn gewissenhaft in sechs Sechstel zu seciren und Jeder galanterweise wenigstens einen Schnitzel zu verehren. Wie es sich oft zuträgt, daß die Brühe besser ist als der Braten, so sind bei der „Frauenhuldigung" die Beilagen mehr werth als der Text, und der Herausgeber legt damit das Bekenntniß ab, daß es immer noch schwerer ist, sich etwas dichten, als sich etwas malen zu lassen. Die beste der poetischen Gaben ist unstreitig ein Märchen von J. A. Schindler: „Der grüne Student", in dem das alte beliebte Thema der romantischen Schule von dem immergrünen Glücke der Waldeinsamkeit in recht frischer und gemüthlicher Weise aufs neue variirt ist; nur hätte der Romantik des Waldlebens nicht ein allzu niedrig und platt gehaltenes Philisterthum gegenübergestellt sein sollen. Wahrscheinlich war es des Dichters Absicht, den romantischen Effect durch einen so schroffen Gegensatz zu heben; allein fast hat er sich denselben dadurch zerstört. Die gemeine Wirklichkeit kann nur dann günstig wirken, wenn sie durch eine echt komische Darstellung wieder in ein poetisches Licht gerückt ist. Das ist aber hier nur in einigen Zügen geschehen. Wird schon in dieser Novelle den Frauen auf etwas sonderbare Weise gehuldigt — indem nämlich erzählt wird, wie sich ein poetisches Gemüth vor der Prosa der Frauen in den Wald und in ein verzaubertes Schloß flüchten muß — so ist dies noch directer in den „Hundert Gulden" von Rem der Fall, welche Stelzhammer mittheilt. In dieser setzt ein junger Mann, der um 100 Gulden in Verlegenheit ist, dreimal seine Hoffnung auf drei junge Witwen, wird aber dreimal von ihnen im Stich gelassen, bis er zuletzt in den Schuldthurm spazieren muß. Der Verf. wagt sich dabei auf das Gebiet des Humors und bewegt sich in dieser Sphäre auch wirklich mit einigem Glück, aber er ist sich dessen schon zu klar bewußt; es fehlt ihm die Naivetät, er kokettirt mit dem Witze, und wenn sich derselbe nicht gutwillig ergibt, so weiß er ihn in bequemer Manier zu forciren. Dazu kommt, daß die Erfindung selbst gar zu dürftig und nicht geeignet ist, den humoristischen Schmarotzerpflanzen immer hinreichenden Halt zu geben. Dasselbe gilt von der Erfindung in der Novelle von Em. Straube: „Hüttl' am See", deren Gewöhnlichkeit der Verf. nur durch eine manirirte eigenthümliche Sprache, z. B. durch Ausdrücke wie „Gesponsinn", „unliebsam", „betreuen", „benebst", sowie durch eine fast widerliche Anhäufung der Deminutiven zu übertünchen sucht. Desto moderner ist die Erzählung von F. X. Told: „Schwert, Feder und Gold." Sie schildert unter Andern die Schicksale eines angehenden Literaten, wobei er aber den rechten Ton zwischen Ernst und Scherz nicht hat treffen können: daran krankt die ganze Novelle; jedoch bietet sie vorübergehend einige leidliche Partien, und insofern darin — freilich ohne alle Tiefe und Motivirung — ein Beispiel weiblicher Hingebung und Treue aufgestellt wird, ist sie wenigstens mit der Tendenz des Taschenbuchs in Einklang. Am vollkommensten entspricht dieser Tendenz „Die Fürstin Maria Montenegro", eine Erzählung von Karl Raimund Frühauf, worin dieser Dame ein apologetisches Denkmal gesetzt wird. Es ist diese Skizze nicht ohne einigen Schwulst geschrieben; im Ganzen aber macht sie eine tief eindringende Wirkung und es finden sich darin einige echt tragische Stellen, namentlich über das Thema: Sie hatte keine Mutter! Sie hatte keine Gesundheit! Sie hatte keine Jugend! — Unter der großen Masse lyrischer Beiträge findet sich sehr wenig, was sich über die Mittelmäßigkeit erhöbe. Zu diesen dürften namentlich „Milada's Lieder an Milorad" von Karl Rain, „Hinweg" von Betty Paoli, „Blitze, einer Dame ins Album geschleudert" von Ludwig August Frankl zu rechnen sein.

6. Cyanen.

„Bescheiden blühn im Felde die Cyanen." So die

Einleitung, die der Herausgeber gibt. Und in der That, die „Cyanen" haben alle Ursache, bescheiden zu sein, denn weder an Bildern noch an Inhalt vermögen sie mit vielen der übrigen Taschenbücher in die Schranken zu treten. Nun sagt zwar Goethe: „Nur die Lumpe sind bescheiden"; ich will aber den Schluß nicht umdrehen und sagen: Jeder Bescheidene ist ein Lump; denn etwas ist auch an den „Cyanen" zu loben, und das soll billig geschehen. Sorger führt in der Novelle „Der Engel des Lichts" eine wunderliebliche Idee durch; doch ist diese nicht neu: Bulwer hat in seinen „Pilgern des Rheins" dieselbe so ergreifend und ausgezeichnet behandelt, daß Sorger nur dann eine nochmalige Bearbeitung rechtfertigen könnte, wenn diese sich durch eine eigenthümliche Auffassung auszeichnete. Die „Blutrache von Cordova", von L. Tarnowski, der längste Aufsatz des Almanachs, ist auch der schwächste. Das Haus Lara und das Haus Villarem liegen im Kampfe und blutgierige Frauen sind die Hauptactoren. Morden, Schlachten, Verbrennen in Einem fort. Es ist ein wahres Glück, daß Einer wenigstens noch übrig bleibt, um das Geschlecht fortzupflanzen. Der Verf. belehrt uns, daß der spanische Staatsmann Martinez de la Rosa von der Laras abstammt, und wir geben ihm den guten Rath, diesem ein Exemplar der „Cyanen" zu schicken; ein Spanier möchte kaltblütiger durch das Blutbad waten. „Des Malers Abenteuer", von J. F. Castelli, läßt mehr erwarten als es gibt. Der tragisch seinsollende Schluß verfehlt aber seine Wirkung. Unter den Gedichten möchte besonders „König Hako" von A. Bube und „Die Rache des Todes" von J. G. Seidl hervorzuheben sein. Unter den dem Almanach beigefügten Kupfern wird die Loreley gewiß Niemanden gefährlich.

7. Immergrün.

Der vorige Jahrgang dieses Almanachs zeichnete sich durch eine historische Novelle Dingelstedt's aus; der diesmalige bietet uns im gleichen Genre eine nicht minder schätzbare Gabe: „Die Opfer des Islams" von Eduard Duller. Sie behandelt die Anfänge des Islam, die ersten Schicksale seines Gründers, und namentlich die Opfer, welche fallen mußten, ehe er sich eine weitere Verbreitung und unangetastete Geltung erringen konnte. Das Gepräge der Novelle ist echt orientalisch, sowol in Darstellung der Persönlichkeiten als in dem Fortschritte der Erzählung und in der Fassung der einzelnen Gedanken. Mohammed wird in einem glänzenden Lichte dargestellt. Er erscheint weder als Betrüger, noch auch als bloßer Schwärmer. Vielmehr ist er von tiefer, unerschütterlicher Begeisterung für die göttliche Wahrheit seiner Lehre durchdrungen, die hier besonders als die Verkündigung des einen Gottes dem eingerissenen Polytheismus gegenüber hervorgehoben wird. Mit göttlicher Ruhe trägt er den bittersten Hohn, die entehrendsten Mishandlungen, die ihm vom Volke, wie von seinen nächsten Verwandten geboten werden. Keine Gefahr schreckt ihn, kein Verlust beugt ihn. In Allem, was er thut und redet, erweist er sich als Einer, der vollkommen würdig war, der Stifter einer neuen Religion zu werden, und der Verf. hat wohl gethan, ihn so zu zeichnen und aus seinem Leben gerade die Periode hervorzuheben, in der er offenbar am Reinsten und Lautersten dasteht. Auch unter den übrigen Personen, an denen die Novelle im Verhältniß zu ihrer Länge fast zu reich ist, erwecken mehre als Vertreter orientalischer Denk- und Handelsweise ein höheres Interesse, namentlich Chabidscha, Ali, Habib, Abu-Leheb, der Vater der Flammen, Abu Morreb, der Vater der Bitterkeit, Abu-Dschehl, der Unwissenheit, und Mohammed's Töchter, Rakijett und Omm-Kolsum. Zu beklagen ist jedoch, daß der Verf., indem er bei Zeichnung derselben sein Augenmerk fast nur auf die Ausprägung des Fremden gerichtet, das allgemein Menschliche in ihnen zu sehr vernachlässigt hat, und daß sie daher unserm Gemüthe nicht sehr nahe geführt sind. Außerdem wäre wol noch eine klarere Exposition und Begründung des Parteihasses, eine größere Mannichfaltigkeit in den Begebenheiten und namentlich auch eine bestimmtere Darlegung des Islams, wenigstens seinen Grundzügen nach, zu wünschen. Auch die drei übrigen Novellen: „Die neue Hipparchia" von Isidor, „Das Mädchen von Carrickfergus" von Menk und „Die Folgen der Leidenschaft" von Vogl, sind nicht ohne allen Werth; sie gehören sogar zu den bessern unter denen, die man in Taschenbüchern zu finden pflegt; doch zeichnen sie sich in keiner Hinsicht aus. Es sind eben Novellen, wie es jetzt so viele gibt, glatt und rund geschrieben, weder dem Lob noch dem Tadel sonderlichen Stoff bietend. Man liest sie und vergißt sie. Am originellsten ist noch die Erfindung in „Die Folgen der Leidenschaft"; jedoch macht sie einen durchaus widerlichen Eindruck. Victorie, wie der Arzt, haben etwas Monströses, das sie einer poetischen Behandlung unwürdig macht. Die Geschichte spielt auf französischem Boden und ist nicht unwahrscheinlich französischen Ursprungs, was vielleicht durch den Ausdruck „nacherzählt" angedeutet werden soll. An lyrischen Gedichten ist wieder eine wahre Sündflut vorhanden, sucht man aber in der Brühe nach dem Brocken, so ist das alte „Apparent rari nantes in gurgite vasto" auch hier das Resultat. Zu den vorzüglichern gehören Seidl's „Blume und Staub", einige der „Mühlenlieder" von Vogl, „Aus besserer Zeit" von Dingelstedt — obwol er schon Besseres geliefert — und Einiges von Frankl. Das frischeste Gedicht von allen ist das erste von Ludwig Storch. Wir halten es nicht für unwerth, es mit einigen Abkürzungen mitzutheilen:

Mein guter Freund.

Ich glaub' es wol, du bist mein Freund,
'S ist dir an mir gelegen.
Es ist von dir recht gut gemeint,
Und ich hab' nichts dagegen.

Du sagst, wir haben viel gemein,
Wir müssen zusammentreten;
Wir trinken gern französischen Wein
Und essen gern Pasteten.

Du bist ein herzensguter Mann;
Ich bin kein Menschenfresser.
Du trinkst dich oft ein wenig an;
Ich mach' es auch nicht besser.

Doch merk' ich manchen Unterschied
Der Lust, der wir uns widmen:
Ich dichte gern ein trunknes Lied;
Du rechnest Logarithmen.

Den Fraun bist du nicht zugethan;
Ich liebe sie unsäglich.
Du hängst dich dummen Menschen an;
Mir sind sie unerträglich.

Du rauchst Taback und trinkst dein Bier,
Und sprichst von Neuigkeiten.
Gern gönn' ich diese Freude dir,
Ich kann sie aber nicht leiden.

Du sagst, wir sind so wohl vereint,
Wie friedliche Geschwister.
Ich bin ein Dichter, guter Freund,
Und du bist ein Philister.

Drum rath' ich doch, ein Jeder geh'
Auf seinen eignen Wegen;
Und wenn ich dich nicht wiederseh',
Hab' ich auch nichts dagegen.

Die Kupferstiche sind zum Theil nach berühmten Originalen und einige derselben gut ausgeführt.

8. Aurora.

Die Wiener sind ein lustiges Völkchen. Sie machen aus dem „König Lear": „Ende gut, Alles gut" und möchten gern jede Tragödie mit einer Heirath enden. So verführt denn auch im „Am Stoß in 'n Himmel" von E. Straube Eva ihren Toni, nicht wie Eva den Adam zum Apfelessen, sondern zum Heirathen, und trotz Räubern, bösen Buben und dergleichen bringt ein k. k. Actuar die Leutchen so zusammen, daß es eine wahre Freude ist. Auch „Freitag" von Franz Stelzhammer und „Der Weinhändler" von Dr. Adolf Bacherer führen am Ende Alles glücklich zusammen. Die erste Erzählung erhebt sich nicht über das Gewöhnliche, die zweite ist besser, bewegt sich doch aber nicht gerade außer der Sphäre der gewöhnlichen Romanliteratur. „Das Uhrmacherhaus", Novellette von J. G. Seidl, beginnt zwar gut und pikannt, wird aber auch bald matt. Recht zu loben ist „Des Fürsten Seele", altböhmische Sage von Karl Rain, dessen wir schon oben einmal gedachten. Eine naive Sprache, frische, gesunde Gedanken in vierfüßigen Trochäen. Unter den mitgetheilten Gedichten ist keines werth besonders herausgehoben zu werden.

9. Sonnenblumen, Almanach historischer und moderner Novellen, von Friedrich Adami.

Die anziehendste der vier mitgetheilten Novellen ist die erste: „Die Verschworne." Die Situationen sind pikant und spannend, die Charaktere gut gezeichnet, und vor Allem ist das Terrain, auf dem diese Situationen stattfinden und diese Charaktere sich bewegen, ein interessantes: das alte Venedig. Das eigenthümliche Seeleben der Seekönigin hat dem Verf. Gelegenheit gegeben, eigenthümliche Verwickelungen eintreten zu lassen. Die zwei letzten Erzählungen: „Giftmischerin — oder nicht?" und „Erzählungen eines Missionnairs", sind dem Französischen nachgearbeitet, vielleicht größtentheils Übersetzung. Brudermord, Liebe zur Tochter eines Henkers, Liebe zu einer der Giftmischerei Verdächtigen, das sind so die Hauptéclats der beiden Erzählungen, die übrigens in einem ruhigen, fließenden Tone vorgetragen sind. Die erstere hat viele schöne Stellen. Mit Kupfern sind die „Sonnenblumen" nicht geschmückt, wie sie denn überhaupt zu den Taschenbüchern blos insofern gerechnet werden können, als sie jährlich erscheinen.

10. Schmetterlinge, von C. Herloßsohn, Neujahrsgabe für 1842.

Tiefe des Inhalts erwarte man von diesen kleinen Erzählungen nicht, darauf machen sie auch keinen Anspruch: sie nennen sich Schmetterlinge. Aber pikante Situationen, rasche, lebendige Sprache, vorzüglich gewandte Conversation. Es thut uns wirklich Noth — obschon seit Kotzebue viel dafür geschehen ist —, die Personen auf dem Papiere nicht wie gedruckt reden zu lassen und ihnen nicht ellenlange Perioden in den Mund zu legen. Jene obigen Vorzüge haben schon die frühern Erzählungen des Verf. Die erste der vorliegenden ist vielleicht die interessanteste; doch ist freilich zugleich mit dem leichten Tone auch die leichtere Sitte von den Franzosen angenommen. 126.

Aus Italien.

Der gelehrte und geistreiche Professor Orioli in Korfu, den jene längstvergessene politische Berauschung noch immer von der Lehrkanzel in Bologna fernhält, die er einst mit so vielem Ruhme einnahm, hat im ersten Hefte der neuen „Biblioteca italiana" einen Aufsatz gegeben, der für die genauere Kenntniß des Mittelalters von mehrfachem Interesse ist. Eine Stelle in der Chronik eines römischen Notars, die Muratori in seine Sammlung („Script. rer. Ital.", Bd. 1) aufnahm, erzählt, daß man im Nachlasse des Cola di Rienzo einen Metallspiegel fand, in welchen der Geist des Fiorone gebannt gewesen wäre; und eine andere Stelle desselben Chronisten begründet die Überzeugung, daß solche Metallspiegel mit darauf gearbeiteten, d. h. eingegrabenen Darstellungen im Mittelalter zu den Wahrsagungen und Geisterbeschwörungen gebraucht wurden, die weit häufiger stattfanden, als wir jetzt zu glauben geneigt sind. Aus einer Menge von Werken, wie sie die Bibliothek von Korfu darbot, hat Prof. Orioli die Hergänge solcher Spiegelbeschwörungen noch genauer erläutert, und er wird wie von selbst zu der Vermuthung und Annahme getrieben, daß die in etruskischen Gräbern so häufig bei anderm Geräthe vorkommenden Metallspiegel, mit eingegrabenen Zeichnungen und Inschriften, recht geeignetes Material zu solcher Katoptromantik waren. Mit großer Genauigkeit bringt er es zur Wahrscheinlichkeit, daß der römische Chronist bei Muratori, wenngleich er von einem glänzendschimmernden Stahlspiegel im Nachlasse des Cola di Rienzo spricht, doch keinen andern als einen solchen etruskischen meinte, die noch heutzutage durch ihre bräunliche Patina Alterthumsfreunde zu der Meinung zuweilen gebracht haben, daß sie von Stahl seien, obgleich alle von Bronze sind (vgl. das „Bollettino di corrisp. arch.", 1836, S. 17). Weniger überzeugend möchte die Erklärung sein, die Orioli von der Inschrift eines andern Spiegels gibt, den derselbe Chronist erwähnt, worauf „quesso ene Fiorone" gestanden habe. Mit etwas spitzfindiger Erklärung sucht Orioli zu beweisen, daß dieser Fiorone kein Satan, auch kein Stück eines bösen Geistes, sondern ein Mensch gewesen sein müsse, der wie der alte Roland oder König Artus allen damals Lebenden bekannt war. Glücklicher als Dr. Papencordt in seinem „Cola di Rienzo und seine Zeit" (S. 305) hat Orioli herausgefunden, daß Fiorone oder König Fiorino der Gemahl der schönen Belisea, Vater des

Tevrina, der Heros war, dem nach alten Erzählungen Florenz seine Gründung verdankte, und da auf etruskischen Spiegeln der Name Phlere oder Phleres häufig aufgeschrieben vorkommt, so scheint es keine allzu kühne Vermuthung, daß Jemand, der dieses Phleres durch Florus sich deutete, in der beigezeichneten Figur den Fiorino oder Fiorone erkannte; denn Fiore und Fiorone sind so gleiche Namensformen wie Carlo und Carlone, Gano und Ganellone. Man wird nicht viel einzuwenden finden gegen die Schlußfolge, die Orioli aus seinen Zusammenstellungen zieht, daß es eine Zeit gegeben haben möge, wo etruskische Spiegel als Zaubermittel angesehen wurden und daß sie nach vorgängigen, uns unbekannten Gebräuchen besonders dazu in Gebrauch waren, um sie Abends unter das Kopfkissen zu legen, damit wahrsagende Träume durch ihre Hülfe im Schlafe den Aufschluß verschafften, den man von den unbekannten Mächten verlangte. Vielleicht ist der Name, unter dem diese etruskischen Spiegel vor einiger Zeit in dem Kreise der Alterthumsforscher wieder bekannter wurden, eine Andeutung ihrer mittelalterlichen Verwendung. Man nannte sie specchi mistici und erst Gerhard hat in seinem gelehrten Werke über die etruskischen Spiegel (Berlin 1839) diese Beziehung auf Mysterien als durch die Angaben der Alten unnachweisbar angestritten. Die Empfänglichkeit der mittelalterlichen Welt für das Geheimnißvolle in den physischen und namentlich in den katoptrischen Erscheinungen begründete zuverlässig den Wahn von Zauberkräften, die in Spiegeln wohnen und daher die vielen Sagen von Zauberspiegeln, die in den Gedichten des Mittelalters, namentlich im Parcival und im Titurel sich erhalten haben. Eine Quelle derselben mag ein Instrument gewesen sein, das die alexandrinischen Astronomen bei ihren Beobachtungen brauchten. Bei Benjamin von Tudela finden wir in einer märchenhaft ausgeschmückten Angabe von diesem Spiegel zu Alexandria, den er Magraah oder Magar nennt, eine Erwähnung. Alles, was 500 Parasangen weit gegen Alexandrien vorgenommen wurde, sah man in diesem Spiegel, bis ein Grieche, Sodoeus, die Wächter trunken machte und ihn zerbrach („Benjamini Tudelensis itinerar.", Leipzig 1764, S. 102). Noch haben sich in den Nachrichten über die Pompejus- oder richtiger Diokletiansäule orientalische Notizen über den astronomischen Apparat der dortigen Mathematiker erhalten, die ebenso zauberhaft klingen — bei Aphthonius heißt es von ihr, sie trage die Elemente aller Dinge — daß es wol nicht wundern kann, wenn man gerade Spiegeln eine besondere Zauberkraft beilegte und nun vollends Spiegeln, die aus Gräbern mit all ihrem tausendjährigen Geheimniß hervorgingen. Doch war die Kirche streng gegen den Unfug, der mit katoptrischen Beschwörungen getrieben worden sein mag, wie unter andern die Verordnungen der theologischen Facultät zu Paris vom Jahr 1398 beweisen, und so mag es gekommen sein, daß die Erklärer des Dante in ein paar Stellen, die nach Orioli auf diese Spiegelmantik hinweisen, ganz andere Deutungen versuchten. Im dreizehnten Gesange des „Fegefeuer" sagt Sapia, die Gattin Cino Pigezio's, die leidenschaftliche Feindin der Sieneser, zum Dante, den sie bittet, den Ihren zu verkünden, daß sie nicht in der Hölle sei (V. 151):

> Tu gli vedrai tra quella gente vana
> Che spera in Talamone e perderagli
> Più di speranza, ch'a trovar la Diana:
> Ma più vi metteranno gli ammiragli.

Die Worte, die Philalethes so übersetzt:

> Du find'st sie unterm eit'len Volk, das, hoffend
> Auf Talamone, mehr wird d'ran verlieren
> An Hoffnung, als da's aufgesucht die Diana;
> Doch mehr noch büßen ein die Admiräle

sind dunkel und werden auch durch die im gelehrten Commentare aufgenommenen Deutungen der Italiener nicht eben klarer. Nach diesen Erklärungen wäre Talamone ein, bei Orbetello in der Maremma gelegenes Castell mit einem Hafen, das die Sieneser 1305 erkauften, um sich eine Seemacht anzulegen. Ob sie indeß auch viel Geld und Menschen darauf verwandten, so hinderte doch die Fieberluft der Maremma das Gelingen des Unternehmens. Ein anderes gleich erfolgloses Beginnen der Sieneser wäre die Aufsuchung der Diana gewesen, eines Flüßchens, das nach der damaligen Meinung unter der Stadt weggeflossen und mit vielen Kosten aufgesucht worden sei. Tommasi, der diese Erklärung in seiner Geschichte von Siena, ohne Angabe der Quellen verbreitet, scheint sie hingeschrieben zu haben, um nur seine Deutung nicht schuldig zu bleiben; sie klingt ziemlich fabelhaft, da der Reichthum der Fonte Branda den Sienesern die Aufsuchung einer unterirdischen Quelle so überflüssig machte, genügte indessen, da man mit dem Sinne der Worte Ma più vi metteranno gli ammiragli, *oder wie Andere* lesen: Ma più vi perderanno ec. es *auch nicht genau nahm* und sich mit der Deutung, die Admiräle, die Anführer zur See (capitani di mare) werden noch mehr dabei einbüßen, begnügte, ohne nach dem Was und Warum? zu fragen. Auf jeden Fall scheint die Deutung, die Orioli diesen Worten gibt, indem er ammiragli für Spiegel nimmt (auf Nannucci's „Ortografia ad uso del seminario di Padova", Bd. 3, S. 170, Note 19, wegen ammiraglio mit seinen verwandten, miraglio, *miradore*, miratore verweisend) und diese Bedeutung bei Dante, „*Fegefeuer*", XXVII, V. 106, selbst darthut, viel angemessener und einfacher. Nach Orioli ist der Sinn der Worte der Sapia: Du wirst (die Meinen) unter dem eitelbethörten Volke finden, das auf Talamon hofft. Talamon wird sie in ihrer Hoffnung täuschen, mehr als sie sich, Diana suchend, täuschten. Doch desto hartnäckiger werden sie ihre Spiegel gebrauchen, werden sie ihren Spiegeln vertrauen. Talamon wäre nach Orioli's kritisch gelehrter Deutung in Dante's Stelle keineswegs die toscanische Hafenstadt, sondern, wie bei dem Grammatiker Servius (in Aen. I, 741) dem Maximus Atlas entsprechend, *ein magischer* Bekämpfer von Ungeheuern, dessen Name dem Dichter der „Göttlichen Komödie" darum von vollerm Klange schien, weil der Name Tlamun oder Talamun auf etruskischen Spiegeln wol auch vorkommt und Diana nicht eine Quelle, deren Namen etwas sonderbar erfunden, ein *ἀπαξλεγομένον* sein möchte, — sondern die Zauberin Artemis, die Diana, welche Schätze verleiht und deren Schutz Geisterbeschwörer vertrauten. Aus einer Sammlung von Kirchenvorschriften, die Orioli jedoch nicht genauer citirt, ist ihm ein fälschlich dem ancyranischen Concilium zugetheilter Kanon erinnerlich, wo die unzähligen Christen mit Verdammniß bedroht sind, welche bei Nacht cum Diana et Herodiade (wahrscheinlich zu lesen et Hera Dia) die Länder der Erde zu durcheilen gedachten (multarum terrarum spatia pertransire).

Durch einen jungen sicilischen Dichter, Felice Bisazza, der unter dem Titel „Leggende e ispirazioni" (Messina 1841) eine Sammlung seiner Werke bekannt gemacht hat, lernt man ein heimliches Gericht, die beati Paoli kennen, *das in der* Weise der westfälischen Freistühle strenges Recht über die vor seinen Spruch geladenen Missethäter *hielt*. Noch zeigt man in Palermo den Ort, wo diese Gestrengen zu Recht saßen. Bisazzi, der ohnehin gern ins Aschgraue zu malen liebt, hat sie zu einer Romanze benutzt, wo eine Kindesmörderin noch unglücklicher wird durch die Rache der Väter an ihrem Verführer, den sie liebte. Man würde irren, wenn man unter diesen Legenden christliche Sagen voraussetzte oder unter diesen sicilischen Eingebungen der Muse sonnenwarme und erhellte. Alle, fast ohne Ausnahme alle, bewegen sich auf blutigem Hintergrunde und sind mit französischem trüben Firniß überzogen.

Ritter Londonio, Präsident der Kunstakademie und Mitglied des Instituts zu Mailand, hat Lessing's „Laokoon" ins Italienische übersetzt (Mailand 1841). 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 344. —— 10. December 1841.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 12. 2 Thlr.

Wer mit seinen Erinnerungen in die Zustände unserer deutschen schönen Literatur vor 15 und 20 Jahren, bald nach der Beendigung der Freiheitskriege, zurückgehen kann, der wird sich auch erinnern, wie damals in ernster Rede und scharfer Satire es beklagt wurde, daß sich unsere Literatur nur in den kleinen goldschillernden Insecten der Bücherwelt, in den Taschenbüchern, zeige. Jetzt hat sich das freilich geändert; denn die „Aglaja" mit ihren wirklich ausgezeichneten Kupfern, das Fouqué'sche „Frauentaschenbuch", welches doch einige Jahre lang nicht ohne Glück ältere deutsche Zustände repräsentirt hatte, die „Minerva" mit Böttiger's grundgelehrten und lehrreichen Aufsätzen, sogar das Becker'sche „Taschenbuch", der Altvater aller übrigen, sind aus den Spalten der Bücherkataloge verschwunden, während die „Penelopen" und „Cornelien" sich noch wie alte, ehrsame Matronen an dem Ruhme einer frühern Zeit sonnen und andere dieser Weihnachtslämmchen, wie sie Tieck einmal genannt hat, denen das Mäulchen mit Gold verklebt ist, kaum ein Paar Jahre ihr Leben fristen und von heutigen Lesern und Leserinnen höchstens der Bilder wegen (die meistens auch herzlich schlecht sind) zur Hand genommen werden. Auch die Zeit der Musenalmanache scheint unter uns vorüber zu sein, und selbst die terroristischen Herausgeber der „Deutschen Jahrbücher" verleihen nur mit Mühe ihrem Musenalmanache ein kümmerliches Dasein, wodurch sie wider ihren Willen das Bekenntniß ablegen, daß doch der Abstand zwischen ihren Almanachen und denen eines Voß und Schiller aus der glänzendsten Zeit unserer Literatur sehr groß sei. Nur ein Taschenbuch vielleicht, „Urania", hat sich auf der Höhe erhalten, welche es von Anfang an eingenommen hatte, und fesselt noch jetzt ohne allen äußern Putz und Prunk blos durch den gehaltreichen Inhalt die Leser.

Daß aber diesem Zweige der Literatur sonst noch seine Ehre bleibt, haben außerdem das Hormayr'sche „Historische Taschenbuch", der „Gothaische genealogische Hofkalender" und das Raumer'sche „Historische Taschenbuch" bewirkt. Über Hormayr's Taschenbuch ist unlängst in Nr. 203 d. Bl. gesprochen worden, der gothaische Kalender bleibt in seiner einfachen Haltung, wie er sie vor 78 Jahren gehabt hat, ein nützliches Hülfsbuch für Historiker und Diplomaten, über das Raumer'sche Taschenbuch endlich wollen wir jetzt reden und wir freuen uns, daß es wiederum in derselben rühmenden Weise geschehen kann, wie es bei den frühern Jahrgängen von andern Beurtheilern geschehen ist; denn es fährt das „Historische Taschenbuch" fort eine Sammlung historischer Monographien von der besten Art seinen Lesern zu bieten, frei von allen Parteirücksichten, gründlich und gerecht, klar und schön geschrieben, sodaß es auch in dieser letzten Hinsicht der deutschen Historiographie alle Ehre macht. So hat es seinen Weg in die verschiedensten Lesekreise gefunden und wird ihn auch ferner finden, da es nicht an Männern fehlt, welche die Ergebnisse ihrer Studien, die sich nicht für ganze Bände eignen, in diesem Taschenbuche niederzulegen geneigt sind. Wir haben ja jetzt in Deutschland keinen ähnlichen Platz, mit Ausnahme der gut redigirten Bran'schen „Minerva", der sich zur Aufnahme historischer Monographien eignete, und doch sind diese eine so außerordentliche Hülfe für die umfassendere Geschichtschreibung. Das haben — um nur einige der frühern Aufsätze zu nennen — die Arbeiten von Barthold über Kurfürst Gebhard von Köln und Christopher von Rußwurm hinlänglich bewiesen, ferner die Erzählung Raumer's vom Untergange Polens, die Schilderungen Voigt's von dem Stillleben des Hochmeisters des deutschen Ordens und von dem gelehrten Wesen zur Zeit Herzog Albrecht's von Preußen und Schubert's Aufsätze über die spanische Geschichte im Anfange des 18. Jahrhundert und über Immanuel Kant.

Der vorliegende Jahrgang nimmt einem großen Theile nach in den beiden Aufsätzen F. W. Barthold's und H. Scherer's vorzugsweise das deutsche Interesse in Anspruch. Auch dies ist sehr zeitgemäß und schicklich, um allen deutschen Lesern zu zeigen, wie verderblich für unser Vaterland die Anmaßungen, Befehdungen und Räubereien Frankreichs seit der Mitte des 15. Jahrhunderts gewesen sind. Solche historische Ermahnungen können der Gegenwart nicht oft genug vorgehalten werden und wenn auch wirklich die jetzigen Franzosen (was doch von der Mehrheit des kampf- und beutesüchtigen Volks noch bezweifelt werden muß) Scheu gehabt hätten, einen Krieg gegen

das einige Deutschland zu beginnen. Von den beiden andern Aufsätzen behandelt der W. A. Arendt's Scenen aus der belgischen Geschichte und der des Herausgebers die Aristotelische Poetik. Gehört derselbe allerdings streng genommen nicht in das Gebiet der eigentlichen Historie, so ist es doch zu loben, daß auch die Geschichte der Kunstpoesie hier Berücksichtigung gefunden hat, zumal da ein großer Theil dieser Abhandlung sich über so allgemein interessante Stoffe verbreitet, daß selbst Der sie nicht ungelesen lassen darf, den die speciellere Erörterung der Aristotelischen Ausdrücke und Begriffe weniger anspricht, sei es nun aus sprachlichen oder aus andern Gründen.

I. „Der Armegeckenkrieg im Jahre 1444 und 1445." Von F. W. Barthold. Der ehrenwerthe Forscher hat auch hier wieder sein schönes Talent, das Allgemeine mit reichem Detail auszuschmücken, bewährt. Er schildert zuerst die Entstehung und frühern Schicksale der Armen Gecken oder Armagnacs, wie nach der Niederlage bei Poitiers (1356) Frankreich der Hauptturmmelplatz der frechen Söldnerbanden war und keiner ihrer Anführer in Frankreich und am Oberrhein mehr gefürchtet war als Arnold von Cervole, der Erzpriester von Verny, bis Bertrand du Guesclin (1365) die wilden Haufen über die Pyrenäen führte, wie alsdann Enguerrand von Coucy mit seinen Kameradschaften (das Volk nannte sie Engländer und Lamparden) die Geißel des Elsaß 1375 Monate lang war, ohne daß Kaiser Friedrich III. und das Reich den Bedrängten zu Hülfe kam. Nach diesen Vorerinnerungen beginnt im zweiten Capitel die eigentliche Geschichte. Wir lesen, wie im Sommer 1443, als der Kampf für Östreich, den Adel und die Züricher die schlimmste Wendung genommen hatte, der Statthalter in Vorderöstreich, Markgraf Wilhelm von Baden, sich vom Herzoge Philipp von Burgund einen Theil der Armagnaken, die jener in Sold genommen hatte, zum Besten des Adels gegen die Schweizer ausbat, und als dies nicht gelang, sich der Kaiser Friedrich III. gegen alle Reichstagssatzungen Hülfe bei Karl VII. von Frankreich ausbat. Nun folgt die jammervolle Erzählung des Unheils, welches der Kaiser über die schönsten Landschaften Deutschlands gebracht hatte, wo wir freilich nicht in das Einzelne der würdigen, echt deutschen Schilderung eingehen können. Auf der einen Seite sehen wir des Kaisers Indolenz und Schwachheit, den Trug und die Schlechtigkeit der Kurfürsten von Köln und Trier, den Verrath des deutschen Edelmanns, Johann von Finstingen, an seinen Landsleuten, die Langsamkeit und Schlaffheit der auf dem Reichstage zu Nürnberg versammelten Fürsten, ihre unkräftigen Unterhandlungen mit Frankreich, endlich die furchtbaren Greuel, Erpressungen und Mordthaten, mit denen „die bösen Buben", „Schelme und Schinder", wie das Volk die französischen Räuber nannte, fünf Monate lang den Elsaß heimsuchten, dessen Bewohner sie als Kriegsgefangene, als Leute, deren Hab und Gut ihnen verfallen sei, ansahen. Wahrlich, es ist nicht leicht einem [illegible] Reichslande schlimmer mitgespielt worden! Auf der andern Seite erquickt sich der Leser wieder an den ruhmwürdigen Waffenthaten der Schweizer bei St. Jakob, „denen das hellenische und römische Alterthum kaum Gleiches an die Seite stellen kann", an der furchtlosen Standhaftigkeit der Eidgenossen, die sie vor Überwältigung bewahrte, an dem ritterlichen Sinne des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, des einzigen deutschen Fürsten, dem es Ernst war, dem Elsaß zu helfen, an dem ehrenhaften Eifer und dem Kriegsmuthe der Stadt Strasburg in diesen bösen Zeiten und an den muthvollen Thaten im kleinen Kriege, als die Städte und Dörfer des Elsaß, welche die Drangsale nicht mehr ertragen konnten, die übermüthigen Feinde überfielen und ihnen sowol im Lande als bei dem Abzuge viele Tausende erschlugen.

Am Schlusse der Erzählung ist die neue Gestaltung des Kriegswesens angedeutet, zu welcher Karl VII. seine Armagnaken verwendete, nachdem sie „übel behandelt, aber ungebessert" über die Gebirge heimgekommen waren.

II. „Über die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuern Dramatikern." Von F. von Raumer. Es gereicht dieser Abhandlung besonders die Unabhängigkeit ihres Verf. von den gewöhnlichen philosophischen und philologischen Rücksichten zur Empfehlung; denn man hört in ihr überall den vielseitig gebildeten Mann sprechen, der kein Philosoph irgend einer Schule ist und der genug Griechisch versteht, um die Kunst- und Schlagwörter bei Aristoteles, als μίμησις, σπουδαῖος, τέλειος, φαῦλοι, κάθαρσις, ἔλεος und andere, richtig zu übersetzen und in echt populairer Weise auszulegen. Seine Hauptabsicht ist nun, die ausgezeichneten Männer, welche sich die Aristotelische Poetik zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht haben, vor Allem Lessing, Schlegel und Solger, untereinander zu verständigen; daher zerfällt seine Abhandlung in elf Hauptstücke, von der Nachahmung, als von dem höchsten Grundsatze der Kunst und vom Nachahmen selbst, dann vom Lustspiele, von der Definition des Trauerspiels, von der Reinigung der Leidenschaften, von dem Grunde des Vergnügens an tragischen Kunstwerken, von dem Verhältnisse der Kunst und insbesondere des Drama zur Sittlichkeit, von der Freiheit und Nothwendigkeit, von dem Schicksal und der Vorsehung, von den drei Einheiten, von dem Verhältnisse der Dichtkunst zur Geschichte, und von dem Verhältniß des Aristoteles zur neuern, insbesondere romantischen Dichtkunst. In allen diesen Abschnitten findet man eine große Anzahl trefflicher, unbefangener Beobachtungen und eine stete Rücksicht auf die größten Dramatiker der neuern Zeit, auf Shakspeare, Calderon, Goethe und Schiller, besonders ausführlich in dem letzten Abschnitte. So urtheilt v. Raumer, daß, wenn Aristoteles plötzlich Calderon's Werke in die Hände bekäme, ihm in vieler Hinsicht eine neue Welt aufgehen und er sehr Vieles bewundern würde. Doch würde auch seine Bewunderung nicht uneingeschränkt sein, er würde z. B. nie die Kunst der Dogmatik einer Schule unterordnen oder sich in Regionen gewagt haben, wo alle Schönheit und Religion ein Ende nimmt; auch würde, falls er jetzt leben sollte, seine Meinung nie dahin gehen,

daß die unbedingte Nachahmung des hyperkatholischen Spaniers der einzige oder beste Gradus ad Parnassum für die deutschen Dramatiker sei. Dagegen fänden bei Shakspeare alle Theile der Aristotelischen Definition Anwendung und Goethe's Werken würde der Grieche in ihrer eigenthümlichen Weise die höchste Trefflichkeit zugestehen. Mit Schiller würde er in vielen Punkten übereinstimmen, in einigen abweichen, z. B. im Umbilden historischer Stoffe, indem die wahre Geschichte der Jungfrau von Orleans und der Maria Stuart (über die Hr. v. Raumer in seinen „Beiträgen zur neuen Geschichte", I, 578—584, ausführlicher gesprochen hat) poetischer und tragischer sei, als das von Schiller dazu Erfundene.

Solche Zweifel — sagt der Verf. am Schlusse — wird man uns hoffentlich nicht als ein Miskennen der Verdienste Schiller's auslegen. Nicht blos ein Dichter, sondern auch ein Heiliger ist er, Voltaire's anstößigem Machwerke gegenüber, und wer sich Bedenken jener Art wider Maria Stuart zu sehr hingibt, der darf nur Alfieri's trockene, kalte Tragödie gleichen Namens lesen, um auf den deutschen Genius wieder stolz zu werden.

Neuere deutsche Tragiker hat der Verf. nicht in den Kreis seiner Beurtheilung gezogen, wol aber durch Zusammenstellung einer Anzahl Aristotelischer Sätze gezeigt, wie eine Tragödie nicht sein soll. Sapienti sat!

Auch sonst noch enthält die Abhandlung viele Bemerkungen von allgemeiner Wichtigkeit, wie über die drei Einheiten und ihre richtige Deutung für unsere Zeit, über die Oper, die Aristoteles gebilligt haben würde, und ganz besonders über das Verhältniß der Dichtkunst zur Geschichte. Aus alle diesem geht die Bedeutsamkeit der Aristotelischen Studien des Verf. auch für Diejenigen hervor, welche etwa nicht wissen, daß Hr. v. Raumer bereits in frühern Jahren sich mit den Schriften des griechischen Weltweisen beschäftigt habe. Ein Anhang verbreitet sich über die Plautinischen Komödien. Das Endurtheil, daß in den Lustspielen Calderon's, Molière's und Shakespeare's die Fabeln reicher, die Charaktere mannichfacher, der Witz treffender, die Handlung sittlicher und edler und der Scherz dennoch lustiger und ergreifender wäre, dürfte vielleicht nicht von allen Kennern der alten und neuern Komödie getheilt werden.

III. „Der Raub der drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun im Jahre 1552 bis zu ihrer förmlichen Abtretung an Frankreich im westfälischen Frieden." Von H. Scherer. Diese fleißige und in der edelsten Gesinnung geschriebene Erzählung, die sich auch durch längere, zweckdienliche Mittheilungen aus den Manifesten und Reichstagsacten auszeichnet, zerfällt in drei Abschnitte. Der erste beginnt mit der Erörterung des Verhältnisses zwischen Karl V. und Kurfürst Moritz von Sachsen, wo Moritz ganz anders, als von Planck, Heeren, Böttiger und Langenn geschehen ist, beurtheilt und „ein Rebell und Hochverräther am Reiche", ja der Felonie bezüchtigt wird, weil er dem fremden Feind die Hand geboten und den Franzosen die Brücke nach Deutschland gebaut hat. Gegen diese harte Beurtheilung eines Kurfürsten, dem der deutsche Protestantismus die Sicherstellung seiner politischen Rechte verdankt, ließe sich Manches erinnern, wenn sich die Sache durch bloße Andeutungen, zu denen allein uns hier der Raum gegönnt sein kann, erschöpfen ließe. Der Vertrag der deutschen Fürsten mit Heinrich II. von Frankreich wird mitgetheilt, nachdem die eiserne, schonungslose Consequenz historisch nachgewiesen ist, welche sich seit nun bald 400 Jahre lang in Frankreichs Raubsucht gegen Deutschland geoffenbart hat. Hierauf folgt die Geschichte der französischen Invasion. Im März und April 1553 kommen Toul, Verdun, das Herzogthum Lothringen und Metz in die Gewalt der Franzosen; nur Strasburg entging durch zeitige Vorsicht dem Schicksal der Schwesterstädte. Während Moritz mit dem Kaiser unterhandelte, suchte Heinrich durch glatte Worte und schnöden Übermuth sich die Einmischung in die deutschen Angelegenheiten zu erhalten, bis ihn endlich nach Abschließung des passauer Vertrags der drohende Heranzug Kaiser Karl's nöthigt auf die Vertheidigung im eigenen Lande zu denken. Bald steht Karl vor Metz. Aber er vermag nichts gegen Guise's Klugheit und Tapferkeit, nothgedrungen und unzufrieden mit seinen Generalen muß er die Belagerung um Weihnachten 1552 aufheben. Die Geschichte dieser Vertheidigung ist sehr gut dargestellt. Der zweite Abschnitt zeigt uns beide Fürsten im offenen Kampf, die ungezähmte Wuth des Papstes Paul IV. gegen Karl V. und das Intriguenspiel des französischen Königs bis zu seinen Niederlagen bei St.-Quentin und Gravelingen und den Frieden zu Chateau Cambresis (1559). In diesen Jahren befestigt sich die französische Macht in den Bisthümern, und der Anschlag, Metz zu überrumpeln, mislingt durch die Wachsamkeit des französischen Commandanten Vieilleville. Im dritten Abschnitte zählt der Verf. die verschiedenen Versuche auf, zu welchen das deutsche Freiheitsgefühl über die Beeinträchtigung des deutschen Gebiets durch französische Willkür erwacht war, als Reclamationen einzelner Fürsten und Städte, eine feierliche Gesandtschaft an Heinrich II., die Verhandlungen verschiedener Reichstage bis 1582, immer viele Worte, aber keine Thaten, denn Frankreich that was es wollte. Auch die Gelegenheit, durch kräftige Unterstützung der Hugenotten als Dankpreis der Hülfe die Herausgabe der geraubten Provinzen zu erlangen, ließ man deutscherseits vorübergehen, deren Bewohner in Gesinnung, namentlich seit Heinrich IV. zur Regierung gekommen war, immer mehr französisch werden. Endlich machte sich Ludwig XIII. factisch zum Souverain und absoluten Herrn der drei Bisthümer und der westfälische Friede bestätigte ihn in seinen Erwerbungen. Mit gerechtem Unwillen hierüber schließt Hr. Scherer seine Abhandlung und beklagt es, daß selbst nach Napoleon's Sturz nichts zur Sühne des dreihundertjährigen Unrechts, welches Deutschland erlitten, geschehen sei.

Was war der Dank dieser Nachsicht? Wohin sind wir nach 26 Friedensjahren damit gekommen? Auf die natürlichen Grenzen, auf das linke Rheinufer, welches unser westlicher Nachbar heute, wie vor 300 Jahren, mit staunenswerther Consequenz verlangt. Auf diesen Blättern der Geschichte stehen die Pflichten des deutschen Patrioten verzeichnet, von deren keiner

en vergesse, daß das Vaterland damit in Rückstand geblieben ist.

IV. „Der Genter Aufstand vom Jahre 1539." Von W. A. Arendt. Der gelehrte Verf., der sich mit vielem Glück Denen anschließt, welche mit deutscher Gründlichkeit belgische Zustände erforschen und behandeln, hat in diesem Aufsatze nach den besten Quellen und handschriftlichen Zeugnissen eine in mannichfacher Hinsicht interessante Erzählung geliefert, eine wirklich musterhafte Monographie. Goethe's bekanntes Wort im „Egmont": „sie schlagen sich um Privilegien, die sie noch muthwillig zertrümmern werden", erhält hier den lebendigsten Commentar. Eine reiche und mächtige Stadt, wie das damalige Gent war, hatte 1537 die gefoderten Hülfsgelder dem Kaiser und dessen Statthalterin verweigert, sie trotzte auf Rechte und Privilegien, die zum Theil längst verloren gegangen waren, und nährte in ihren Mauern einen Geist der Auflehnung und Widersetzlichkeit gegen die Verordnungen der Regierung, welche der Lüge, der Unwahrheit und der Entstellung der Thatsachen, wie sie ein Parteiinteresse eben brauchte, Thür und Thor öffnete. So kamen die Genter von geringen Anfängen zu immer größerer Aufregung, bis die ganze Gewalt in die Hände der Zünfte gerieth, und man weiß, daß eine solche Herrschaft in deutschen und niederländischen Städten immer nur die Herrschaft des Pöbels gewesen ist. Der Magistrat ward ihr bloßes Werkzeug, die dem Volke misfälligen Männer wurden gefangen gesetzt und Lievin Pyen, ein würdiger und angesehener Bürger, der die höchsten Stellen städtischer Gewalt bekleidet hatte, beschuldigt, das Geheimniß der Stadt (so hieß das unterirdische Gemach, wo die Originale der Privilegien aufbewahrt wurden) verletzt und ihre Interessen verrathen zu haben. Mit Schaudern liest man, wie der fünfundsiebenzigjährige Greis bis zum letzten Grade der Tortur nach dem Willen der Demokraten, die eines Opfers bedurften, um zu schrecken und einzuschüchtern, gefoltert wurde. Pyen ertrug Alles mit der größten Standhaftigkeit, und obschon er nichts gestand, so ward er dennoch hingerichtet. Wenige Tage darauf erhitzte Willekin de Mey, ein wüthender Demokrat, die leichtgläubige Menge so sehr durch seine Rede, daß man den kaiserlichen Brief vom 11. April 1515, welcher die Rechte der Stadt gemindert und die fürstliche Gewalt erhöht hatte, das vom Volke so genannte Kalbfell (es war auf Pergament geschrieben), feierlich zu vernichten beschloß. Dies geschah in stürmischer Eile und von nun an war die Stadt in voller Rebellion. Die Faction der „Kreeser", d. h. Schreier, Meuterer, tyrannisirte die Genter mit allen terroristischen Greueln, die kaiserlichen Commissarien konnten nichts ausrichten, der Nothstand erreichte den höchsten Grad, und da militairische Vorkehrungen und Truppenzusammenziehungen von Seiten der Regierung außerhalb der Stadt geschahen, so mußten sich nach dem Willen der Kreeser auch die Genter rüsten. Da erschien Graf de Roeulx als kaiserlichen Abgesandten. Sein energisches Benehmen ermuthigte die Bessern, sie beschlossen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und die gräuliche Verwüstung der Stadt, welche die Kreeser auf den 4. Nov. bestimmt hatten, mußte bei der muthigen Stellung der bessern Bürger und bei den Vorstellungen und Bitten der Dominicaner und anderer Mönche unterbleiben. Mit diesem Tage war die Macht der Kreeser gebrochen, ohne daß sie gekämpft hatten, Alles kehrte allmälig zur frühern Ordnung zurück, bis am 9. Febr. 1546 Karl V. selbst in Gent erschien und die beleidigte Majestät durch ein strenges Gericht rächte, wodurch die städtischen Freiheiten von Gent und ihre uralten Rechte ohne Ausnahme aufgehoben wurden. Hr. Arendt hat dies kaiserliche Gericht im vierten Abschnitte ausführlich beschrieben.

11.

Literarische Notiz.

Der Buchhändler Paul Mellier in Paris unternahm eine Ausgabe der Kirchenväter unter dem Titel: „S. S. Patres Ecclesiae, editio nova, accurantibus D. A. B. Caillau, canonico honorario Cenomanensi et Cadurcensi, nonnullisque Cleri Gallicani Presbyteris." Jeder Kirchenvater, der Band zu 3 Fr., wird auch besonders verkauft. Die frühere Ausgabe der Benedictiner schreckte die Käufer durch den enormen Preis und das unbequeme Folioformat ab; jetzt begehrt man wohlfeile Taschenausgaben. Diesem Bedürfniß half der Verleger dadurch ab, daß er seine Kirchenväter in Octavformat und zu einem sehr mäßigen Preise erscheinen läßt. Auch ist diese Ausgabe vollständiger als die der Benedictiner und enthält namentlich mehre Werke des heiligen Augustin, die bisher noch nicht gedruckt waren. Analytische Tabellen für jeden der zu veröffentlichenden Kirchenväter sind unter der Presse.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 345. —— 11. December 1841.

Die Macht und Würde des Fürsten, auf christlichem Standpunkte; mit Rücksicht auf die Gegenwart. Von Georg Christian Rudolf Matthäi. Leipzig, F. Fleischer. 1841. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Frage ist neuerdings vielfach verhandelt worden: wie verhält sich das christliche Element zu den übrigen Elementen unserer modernen Bildung? Welche Bedeutung und welchen Werth hat das Christenthum für die Entwickelung unsers Lebens in Wissenschaft und Kunst, im Staat und im Verkehr?

Wir wollen diese Frage hier nur von ihrer praktischen Seite auffassen, wie es auch der Verf. thut. Theoretisch, vom philosophischen oder kritischen Standpunkte aus, läßt sich darüber streiten, welche dogmatische oder historische Geltung das Christenthum habe, ob es wirklich eine höhere, übernatürliche Offenbarung sei, oder ein bloßes philosophisches System, wie andere Systeme, oder gar ein bloßer Mythus, ein Reflex der Stimmungen, Interessen und Wünsche einer längst überlebten Zeit. Es läßt sich ferner darüber streiten, ob die Philosophie das Recht habe, die christlichen Glaubensätze ihrer Kritik zu unterwerfen, und was an deren Stelle zu setzen sei, — ein Streit, der bekanntlich unsere Theologen und Philosophen schon Jahrhunderte lang beschäftigt und besonders in der neuesten Zeit durch die Bewegung, welche von der Hegel'schen Philosophie ausging und in der Strauß'schen Lehre ihren Höhepunkt erreichte, zu einer so entscheidenden Wendung gelangt ist, daß nothwendig entweder eine erklärte Ablösung der Speculation von dem Christenthum oder eine plötzliche und unvermittelte Umkehr derselben zu dem positivsten Glauben erfolgen muß.

Doch mit diesem theoretischen Gegensatze unserer modernen Bildung zu den christlichen Ideen haben wir es hier, wie schon gesagt, nicht zu thun. Für unsere Betrachtung stellt sich die Frage so: Welche Stellung nimmt das Christenthum ein innerhalb der Mannichfaltigkeit von Interessen, welche unsere Zeit bewegen und beherrschen? Ist das Christenthum eines dieser Interessen unter und neben vielen andern? Oder ist es das, alle andern Interessen umfassende, durchdringende, beherrschende Hauptinteresse? Oder endlich, verhält es sich gegen alle diese Interessen nur negativ abwehrend, als das weise hemmende und regelnde Princip in dem Getriebe der im überhastigen Umschwunge vorwärts eilenden Zeit?

Die Frage so gestellt, kommt es weniger auf den dogmatischen Grund und Inhalt als auf den praktischen Werth des Christenthums und auf dessen Wirkungen für das äußere, politische und sociale Leben der Menschen an. Es handelt sich nicht darum, auf welche Weise dieses Element in die Geschichte des menschlichen Geistes hineingekommen, — ob durch das Eingreifen einer höhern Macht in die natürliche Entwickelung der Menschheit, ob durch die moralische Energie einer überlegenen Persönlichkeit, ob durch die allgemeine Wendung der Zeitverhältnisse —, sondern darum, welche Stellung demselben, als einem factisch vorhandenen, thatsächlich wirksamen und einflußreichen zuzuerkennen und einzuräumen sei.

Auch für diese Frage hat es nicht an Lösungsversuchen gefehlt. Die Schrift, welche zu besprechen wir im Begriffe sind, ist ein solcher Versuch, wenn auch nur in einer beschränkten Sphäre, in Beziehung nämlich auf das Verhältniß des christlichen Princips zu dem politischen, und dies wieder mit besonderer Hinsicht auf die fürstliche Gewalt und Autorität im Staate. Um für die Beurtheilung aller derartigen Versuche, und also auch des vorliegenden, den rechten Standpunkt zu gewinnen, wollen wir das Wesen des Christenthums in seiner Stellung zu den übrigen Elementen unsers modernen Lebens etwas näher ins Auge fassen.

Zuerst nun muß sich uns hier die Frage aufdrängen: Wie gleicht sich das Christenthum, als eine bestimmte, in sich geschlossene und harmonisch vollendete Lebensansicht, mit dem allgemeinen Principe des Fortschritts in der Geschichte aus? Wird nicht das religiöse Dogma entweder diese Weiterbildung der Menschheit hemmen, weil durch dieselbe nothwendig neue Interessen, neue Bedürfnisse, neue Ansichten unter die Menschen kommen und die ursprüngliche christliche Lebensanschauung nicht mehr die einzige und absolutgültige bleibt, oder, wenn es dem Andrange des Lebens, der Thatsachen nicht zu widerstehen vermag, wird es nicht seinerseits eine Auflösung und Umbildung erfahren müssen, welche sein Wesen und seine Wahrheit aufhebt?

Der Katholicismus — die erste Form, unter welcher das Christenthum als eine weltgeschichtliche, politische und

sociale Thatsache auftrat — fand eine Lösung für dies Dilemma und wurde dadurch die allgebietende, weltbeherrschende Macht, als welche er viele Jahrhunderte lang unangetastet dastand und welche wieder zu werden er auch noch heute keineswegs verzweifelt. Der Katholicismus milderte die Strenge des christlichen Dogmas, indem er sich das Recht zusprach, dasselbe den Zeitumständen und den einzelnen Fällen der Praxis anzupassen, kraft der von dem Stifter der Kirche auf diese selbst und deren jeweiliges Oberhaupt übergegangenen unmittelbaren Eingebung oder Inspiration. Durch die Scheidung der ganzen Christenheit in Priester und Laien ward es der Kirche möglich, das irdische Leben mit seinen vergänglichen Interessen, mit seinen materiellen Bedürfnissen, ja sogar mit seinen sinnlichen Schwächen anzuerkennen und frei walten zu lassen und doch auch der Strenge des Gesetzes zu genügen, welches die Erhebung über dies gemeine irdische Treiben und das Streben nach einem höhern, vergeistigten Sinn anempfahl. Freilich war sowol diese Heiligung als jene Duldung sehr äußerlich und willkürlich. Die Kirche gebot ihren Gliedern Ehelosigkeit, nach dem Vorbilde Jesu und dem angeblichen Ausspruche seiner Apostel; allein der Grund, welcher die Stifter des Christenthums gegen dieses sociale Institut gleichgültig gemacht hatte, die Furcht nämlich, durch ein solches irdisches Verhältniß in ihrem höhern, auf das Himmlische gerichteten Streben gehemmt zu werden, — dieser Grund verwandelte sich freilich bei jenem kirchlichen Verbote in die mehr politische als religiöse Rücksicht auf die Macht der Kirche, welche durch die ausschließliche Abhängigkeit aller ihrer Glieder von ihr verbürgt werden sollte. Die Kirche empfahl den Ihrigen Heiligkeit des Wandels, aber nur, um mit den guten Werken ihrer Heiligen Wucher treiben und sie dem gemeinen Haufen der Weltleute verkaufen zu können, welchen auf diese Weise die eigene sittliche Anstrengung erspart ward.

Ebenso war es mit der Duldung und Theilnahme beschaffen, welche die Kirche für das weltliche Treiben, außerhalb ihrer geheiligten Kreise, an den Tag legte. Die Kirche förderte die Künste, weil sie zu ihrer Verherrlichung wetteifernd beitrugen; sie sah es gern, daß Handel und Gewerbe aufblühten, denn um so reichere Opfer konnte sie davon ziehen und selbst für die kleinen Schwächen des Fleisches hatte sie bereite Vergebung, sobald nur diese durch Kirchenbuße, fromme Schenkungen oder Ablaßgeld erkauft ward. Überhaupt läßt sich die Bemerkung machen, daß die Kirche ihre Duldung lieber gegen solche factische Übertretungen einzelner Moralgebiete des Christenthums als gegen Bestrebungen übte, welche dem religiösen oder kirchlichen Principe ein anderes selbständig gegenüberzustellen Miene machten. Sehr natürlich; denn dort hatte sie es mit Schwächen zu thun, welche gern ihrer Autorität die vollste Anerkennung zugestanden, weil sie bei ihr Schutz fanden; hier dagegen sah sie sich durch eine Macht bedroht, die, ihrer selbst bewußt und sicher, der kirchlichen Schutzhoheit nicht bedurfte. Daher unterdrückte sie die aufstrebende Freiheit des wissenschaftlichen Geistes, der in Naturforschung und Industrie sich neue Bahnen suchte; daher strebte sie der selbständigen Geltung des Staats entgegen und überhaupt jeder Vereinigung der Einzelnen zu andern als kirchlichen Zwecken. Wo daher die Kirche die Entwickelung des politischen Lebens, die Fortschritte des Verkehrs und der materiellen Interessen guthieß oder gar begünstigte, da geschah es entweder in Berücksichtigung eines augenblicklichen Vortheils, welcher ihr daraus zu erwachsen schien, oder in der klugen Voraussicht, daß die Obergewalt des kirchlichen Regiments über die menschliche Gesellschaft nur dadurch erhalten werden könne, daß die Kirche selbst die gesellschaftlichen Interessen in ihre Sphäre aufnehme und durch ihre Weihe zu ihren eigenen mache. So suchte schon in den frühesten Zeiten die Kirche in der aufblühenden Handelsmacht der Städte eine Stütze gegen die drohende Gewalt der Fürsten, und so hat sich noch in neuester Zeit der katholische Klerus in Belgien wiederholt der politischen und commerciellen Interessen der Bevölkerung bedient, um seine Absichten durchzusetzen und den Einfluß der Kirche zu befestigen. Als ein interessantes Beispiel, wie sich die katholische Kirche, bei aller Unwandelbarkeit ihres Princips, doch im einzelnen Falle den Anfoderungen und Bedürfnissen der Zeit anzubequemen weiß, müssen wir die Rede erwähnen, welche unlängst der Erzbischof von Bordeaux bei der Eröffnung der Eisenbahn von dieser Stadt nach la Teste hielt und worin es unter Anderm heißt: „Nein, nein! die Religion ist diesen Interessen nicht feind. Sie billigt und heiligt Alles, was das Wohl ihrer Kinder erhöht, und wie sie die Waffen weiht, welche dem Gotte des Kriegs in seinem Tempel aufgehangen werden, so weiht sie auch jede industrielle Erfindung und Verbesserung" u. s. w.

Nicht immer indeß war die Kirche so willfährig. Bisweilen, wenn die selbständige Entwickelung des öffentlichen Lebens, der politischen Freiheit und der industriellen Interessen mit klar ausgesprochenen und streng behaupteten Rechten der Kirche in Widerspruch erschien, sah sich die letztere genöthigt, eine solche Ordnung der Dinge zu verdammen und sich gewissermaßen auf ihren ursprünglichen Standpunkt über der Bewegung des politischen und socialen Lebens zurückzuziehen, den sie nur verlassen hatte, um dieses Leben selbst sich zu befreunden und für sich zu gewinnen. So sehen wir einen Theil der französischen Geistlichkeit lange Zeit der Julirevolution und ihrer Geburt, der Dynastie Orleans, die Anerkennung versagen und an den Interessen der Restauration festhalten. In solchen Fällen geschah es aber auch wol zuweilen, daß einzelne Anhänger des Katholicismus, getheilt zwischen der Verehrung für die alten Formen der Kirche und der Begeisterung für die neuen Ideen und die Interessen des socialen Lebens, eine ähnliche Ausgleichung zwischen beiden versuchten, wie die Kirche selbst sie in so vielen andern Fällen hatte eintreten lassen, Versuche, welche gleichwol dieselbe Kirche, in diesem Falle, nicht anzuerkennen gerathen fand. Wir denken hierbei an die Bestrebungen des Abbé de Lamennais und der St.-Simonisten, wovon der Erstere alles Ernstes ein Bündniß des Papstthums mit der Demokratie zu Stande zu bringen suchte und im

Namen der Religion eine sansculottische Freiheit predigte, die Letztern aber die kirchliche Hierarchie auf die industrielle Association übertragen und den Katholicismus materialisiren wollten, um dadurch sein Ansehen und seine Macht über die Gesellschaft wiederherzustellen.

Wir wenden uns zu der andern Richtung des christlichen Geistes, die aus der Reformation hervorging. Schon in den ersten Zeiten der Reformationskämpfe begegnen wir bei den Anhängern des neuen Glaubens einer Verschiedenheit der Ansichten über die Beurtheilung der politischen und socialen Verhältnisse vom Standpunkte der Schrift und der christlichen Lebensanschauung aus —, einer Verschiedenheit, welche sich in sehr sichtbaren praktischen Wirkungen in den Bauernaufständen, den Schwärmereien der Wiedertäufer und ähnlichen, halb religiösen, halb politischen Bewegungen kundgab.

Später, bei der immer mehr vortretenden Selbständigkeit und Obmacht der politischen Gewalt vor der kirchlichen in den protestantischen Staaten, verlor das religiöse Element seine unmittelbare normgebende Wirkung auf das äußere Leben und zog sich in die Stille des innern Gemüthslebens der Einzelnen zurück, wo ihm seine ideale Hoheit und sein heiligender Einfluß gesichert blieb.

Die Interessen des äußern Lebens, das Recht, der Verkehr, die politischen Einrichtungen kamen in immer engere Abhängigkeit von der Staatsgewalt, deren Wille alle Verhältnisse durchdrang und beherrschte, und wie unter diesen Umständen von einer freien Selbstbestimmung der Einzelnen nicht die Rede sein konnte, so lag auch die Versuchung fern, die Maßregeln jener politischen Gewalt, die Gesetze, Sitten und Einrichtungen der Gesellschaft, an dem Maßstabe der christlichen Lebensanschauung zu prüfen. Das religiöse Interesse flüchtete sich fast ausschließlich in die Theologie, wo es freilich praktisch zu sein aufhörte und eine blos speculative, dialektische Wendung nahm. Nur wenige ernstere Gemüther, unbefriedigt durch die Richtung auf das Äußerliche und Irdische, welche das Leben der Gesellschaft genommen, versuchten es die Einfalt und Innigkeit der urchristlichen Denk- und Handlungsweise wiederherzustellen; so z. B. die Herrnhuter, so Spener und seine Anhänger.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Olla podrida, oder kleinere gesammelte Schriften von Capt. **Marryat**. Aus dem Englischen von **G. N. Bärmann**. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1841. 8. 1 Thlr.

Capitain Marryat nimmt nach einer zehnjährigen Schriftstellerthätigkeit schon Bedacht, die kleinern zerstreuten Productionen seines Geistes der Vergessenheit zu entziehen, und was er in den vorliegenden beiden Theilen gibt, will er, außer den wissenschaftlichen Schriften, allein als das Seine anerkennen und erhalten wissen. Was er gibt, ist denn auch, ein wenig Geschwätzigkeit abgerechnet, im Allgemeinen recht unterhaltend und erfreulich. Das launige „Tagebuch auf dem Continente" entstand während einer Ausflucht nach dem Rhein und der Schweiz im J. 1835. Wir dürfen jedoch nicht erwarten, vorzugsweise mit Beschreibungen des Gesehenen unterhalten zu werden. Capitain Marryat hat zu viel gesehen, als daß wir nicht Dinge aus allen Enden der Welt, aus dem Menschen-, Thier- und Pflanzenreiche erfahren sollten, die meistens hübsch dargestellt sind. Wir vernehmen aber auch Geschichten als ganz neu, die schon das ehrwürdige Alter von Jahrhunderten tragen. Nun wiederholt sich freilich gar Manches in diesem weitläufigen Menschenleben: wenn aber der Verf. die Geschichte des kleinen Doctors zu Bangalore einmal erzählen wollte, so mußte er sie, das Vorhergegangene gehörig in Anschlag gebracht, wenigstens anders einführen, als mit den Worten: „Zwar hat man mir gesagt, die Geschichte sei nicht neu"; denn wenn auch ein Mensch nicht Alles wissen kann, so erwarten wir doch, daß ein Schriftsteller in der Literatur seines Fachs bewandert sei, und müssen uns daher billig wundern, daß dem Verf. die vierte Geschichte des siebenten Tages im „Decameron", welche außerdem Molière zu einem Lustspiele benutzte, nicht bekannt war. Nun steht die Geschichte nur zu seinem Nachtheile im Buche, denn den Boccaccio hat er nicht erreichen können. Außerdem nimmt das „Tagebuch" vielfach Gelegenheit, die Engländer von der Sucht ökonomischer Wanderungen nach dem Continente zu heilen. Das ist ganz löblich, und ergötzlich ist es zugleich, Geschichten von den drangsäligen Ungerechtigkeiten, welchen die Engländer z. B. in Deutschland ausgesetzt sein sollen, zu vernehmen, während die Deutschen nicht müde werden, jene Wanderratten mit ihrer Theekesselphilosophie lächerlich zu machen. So arbeiten denn Beide sich freundschaftlich in die Hände: gute Früchte können daher nicht ausbleiben. Im zweiten Theile wird „Der Mönch von Sevilla", ein Drama in fünf Acten, und „Die Erbschleicherei", Lustspiel in drei Acten, gegeben. Wahrscheinlich hat der Verf. weder bei dem einen noch bei dem andern die Bühne im Auge gehabt, wenigstens muß Ref. die Fähigkeit Marryat's, für die Bühne zu schreiben, nach diesen beiden Stücken bezweifeln. „Der Mönch" bietet Stoff zu trefflichen dramatischen Situationen; allein der Verf. hat es vorgezogen, sie zu ignoriren, und läßt die untergeordneten Personen einen Raum einnehmen, der das Ganze sehr breit macht. „Die Erbschleicherei" ist, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, ganz in der Art und Weise älterer dramatischer Arbeiten aufgefaßt und ausgeführt, in der Weise, wie sie der deutsche Leser gegenwärtig aus Arnim's Bearbeitungen alter Stoffe kennen zu lernen Gelegenheit hat. Unter dem in diesem Theile sonst noch Gegebenen heben wir den „Himmelblauen Domino", „Moderne Stadthäuser", „Der Weg zum Glück" und die „Legende vom Glockenfelsen" hervor. Außerdem bietet der Verf. noch einige Dialoge über „Die Kunst, eine Modenovelle", „eine Reisebeschreibung" und „einen Roman zu schreiben", die recht vergnüglich und bei manchen Übertreibungen dennoch wahr sind. Wir sehen zugleich daraus, daß es auch in England, gleichwie in Deutschland, Literaturzweige gibt, die üppig wuchernd Putzmacherinnen und Handelsjünglingen zum Labsal gereichen.

2. Girandolen von **Heribert Rau**. Zwei Bände. Stuttgart, Cast. 1841. 8. 2 Thlr.

Da der Verf. viel Großes und Herrliches im Haine der Poesie genossen, so ist in ihm der unwiderstehliche Drang erwacht, sich ebenfalls im Schaffen zu versuchen. Sofern das Publicum geneigt ist, neben dem Großen und Herrlichen auch Versuche, die ein gutes Herz und Bekanntschaft mit der englischen Sprache bekunden, nachsichtig aufzunehmen, kann man das in diesen „Girandolen" Gebotene gelten lassen. Sie geben viel: Erzählungen, Übersetzungen, Gedichte, Geschichte, dramatische Kleinigkeiten, worunter eine lyrische (?) Oper, Aphorismen und etwas oberflächliche Freimaurerei. Das Eigene darunter ist schwach, das Angeeignete nicht besonders behandelt, zum Theil ohne Kritik gewählt, die Sprache wenig durchgebildet, und selbst Grammatik und Orthographie zeigen noch manchen Stein des Anstoßes. Kurz — es sind Versuche! Dergleichen pflegte man sonst nicht etwa neun Jahre, sondern zeitlebens im Pulte zu verschließen: allein jetzt kennt man solche

Aufopferung nicht, man schlägt vielmehr den Ausweg ein, ohne Weiteres mit Bescheidenheit vor dem Publicum aufzutreten.

3. Sagen aus dem Werrathale von C. Heusinger. Eisenach, Bärecke. 1841. 8. ⅚ Thlr.

Der seit einer Reihe von Jahren erwachte Eifer für die Sammlung von Sagen darf überall die vollste Anerkennung in Anspruch nehmen, denn das Wenige, was alte Chroniken aufbewahren, ist nicht allgemein zugänglich, schon weil es viel zu sehr zerstreut ist, und was im Munde des Volks noch fortlebt, schwindet von Jahr zu Jahr mehr zusammen mit der in politischen und industriellen Interessen untergehenden Eigenthümlichkeit des Volks. Die Gegenwart, die nächste Zukunft überschreien die aus Thälern und Bergschluchten leise herübertönende Stimme der Vergangenheit, denn was diese Stimme zu sagen hat, ist nicht durch Siegel und Pergamente beglaubigt, und man will jetzt nur Thatsachen, die mit Augen zu sehen, mit Händen zu greifen sind. Daß eine Sage wichtiger, bedeutsamer, wahrer sein könne als ein verbrieftes Ereigniß, will man nicht immer zugeben, indem man vergißt, daß man in den Briefen stets zwischen den Zeilen lesen müsse, um von dem nackten Nichts des Ereignisses auf die Spur der Wahrheit zu kommen, die aus der Sage meistens unmittelbar uns entgegentritt. Eben deshalb verschmäht die Sage jeden historischen Apparat: sie hat ihren eigenthümlichen Grund und Boden, wo sie allein gesucht, erkannt und verstanden sein will; sie hat ihre besondere Philosophie und Symbolik. Versucht man, ihr ein Siegel anzuhängen, so zerrt man sie damit in die armselige Reihe von Thatsachen herab, die nicht, wie die Sage, jede für sich etwas bedeuten, sondern nur fortsetzende Glieder in der Kette der Geschichte sind. Der Herausgeber der „Sagen aus dem Werrathale" scheint dieser Ansicht, die ihrem Wesen nach mit dem „Redeker" unterzeichneten Vorworte zusammenfällt, wenigstens nicht immer zu sein. Er blättert allzu emsig in Chroniken und Urkunden, um die Sage von ihren Berggipfeln herab, aus ihren Thalschluchten hervorzulocken und in den Staat einzureihen, als daß es ihm möglich geworden wäre, sie rein und unabhängig darzustellen. Wir meinen, das Buch würde gewonnen haben, wenn der „Nachtrag" — der außerdem, daß er Zeugniß gibt von der Liebe des in seiner kriegerischen Laufbahn weit umhergewanderten Verf. zum heimischen Boden, eine Topographie des schönen Werrathales gibt — wenn also dieser Nachtrag als Einleitung den Sagen vorgesetzt wäre und an den geeigneten Stellen den historischen Apparat in sich aufgenommen hätte, der nun als zerbröckeltes Siegel, als Pergamentstreifen, oder gar nur als Einschnitt am untern Rande der Urkunde den einzelnen Sagen bedeutungslos hinzugefügt ist. Außerdem gibt der Herausgeber Manches als Sage, was nicht in den Kreis derselben gehören dürfte, z. B. „Marienkloster im kolbacher Thal", „Die wilde Sau", „Die Linde zu Herschel" u. a. Manches ist mehr ein guter deutscher Schwank, z. B. „Die Kreuzburger gehen nach Bamberg zum Biere". Die Sage vom „Schatz im Steinhaus" blüht überall in Deutschland, am Kyffhäuser, im Fichtelgebirge, auch in der Schweiz, als jene wundersame „blaue Blume", nach welcher die Menschen, wie nach dem verlorenen Worte, suchen von der Wiege zum Grabe. Selten einmal findet ein Sterblicher sie, und er verliert sie wieder so schnell, daß von der durch sie erschauten Herrlichkeit nichts ihm bleibt als ein tiefer unauslöschlicher Schmerz. Diese tiefbedeutsame Sage ist vielleicht die schönste, die je in einer Menschenbrust aufgeblüht. Sie hat vielfache Variationen erfahren, von denen auch das vorliegende Buch manche Spuren gibt, z. B. im „Weinkeller bei Neustadt". Wir möchten an diese Sage den Wunsch knüpfen, daß der Eifer für das Aufsuchen von Sagen in allen deutschen Gauen sich stets lebendiger entwickeln und so die Zeit nicht fern sein möge, wo wir den ganzen Schatz in einer einzigen Sammlung vor uns aufblättern. Und möge dieser großen Sammlung dann auch ein Grimm nicht fehlen! Die „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm geben in ihrer Einleitung schon feste Linien zum Bauriß einer solchen Sammlung. Wenn wir nun auch mit der im vorliegenden Buche gegebenen, doch nur willkürlichen, Form, wie oben angedeutet, nicht einverstanden sind; wenn wir ferner eine strenger geregelte, organische Gruppirung des Zusammengehörenden gewünscht hätten: so müssen wir dem Herausgeber dennoch dankbar sein. Nicht allein ist diese Sammlung ein Beitrag mehr zu dem großen deutschen Sagenschatze, sondern unter dem Gegebenen ist auch für solche Leser, die nur eine anziehende Unterhaltung ansprechen, gar Vieles, was sie zu fesseln vermag. Allein verschweigen dürfen wir nicht, wie außer den nur angezeigten 18 Druckfehlern noch eine so große Masse von Unrichtigkeiten das Buch entstellt, daß die (gewöhnliche) Entschuldigung: „Entfernung vom Druckorte", nicht ausreicht. Diese Entfernung kann auch, sofern der Sammler seinen bisherigen Wohnsitz nicht etwa neuerdings veränderte, von Eisenach so gar groß nicht sein.

4. Diadem und Zepter. Eine Galerie großer Herrscherinnen, zur Unterhaltung für Frauen von Amalie Winter. Zwei Bändchen. Weimar, Voigt. 1841. 8. 1⅓ Thlr.

Die in neuerer Zeit vielseitig besprochene Emancipation der Frauen hat zunächst dieses Werkchen, welchem die bekannten Memoiren der Mrs. Jameson als Grundlage dienen, hervorgerufen. Indessen möchte für oder gegen die Emancipation damit eben nicht viel gewonnen sein, denn ein Thron steht zu weit außer der Reihe, als daß der Inhaber desselben einen sichern Maßstab für Lösung einer geselligen Frage bieten könnte. Außerdem sagt der Titel zu viel, wenn er allen in den zwei Bändchen vorgeführten Herrscherinnen das Prädicat „groß" beilegt. Maria Stuart z. B. wird man niemals eine große Herrscherin nennen können. Das Buch ist übrigens den Frauen insbesondere zugeeignet und denselben wohl zu empfehlen, da es die bekannte Wahrheit anschaulich macht: „daß die (edeln) Eigenschaften des Herzens und Gemüthes einer Frau auch auf dem Throne weiter reichen und mehr Gutes wirken als die glänzendsten Gaben des Geistes, und daß eine Frau mehr auszurichten vermag, indem sie die vorgeschriebenen Schranken ehrt, als indem sie sich über dieselben hinwegsetzt". Diese Wahrheit geht insbesondere lichtvoll auf in dem Bilde der Christine von Schweden, die, nicht Mann nicht Weib, in einem erschreckenden Irrthum sich selbst verlor. Außer den Genannten geben diese beiden Bändchen noch Lebensskizzen von Maria Theresia, den beiden Johannen von Neapel und Isabella von Castilien. 34.

Literarische Notiz.

Der erste Band einer Monatschrift „La chronique, revue du monde fashionable" erschien am 1. Oct. in Paris. Jede Monatslieferung wird eine Chronik von Paris, eine Chronik der Provinz, eine Biographie, eine Novelle, Poesien, einen Bericht über Kunst, Wissenschaft, Literatur, Theater ꝛc. bringen. Der erste Band enthält unter Anderm: „Le foyer et les coulisses de l'opéra", von J. Arago, eine neue Ode von V. Hugo, ein Gedicht von Madame Desbordes-Valmore, und die Biographie des Fürsten von Metternich. Nach und nach werden die Biographien von V. Hugo, Guizot, Thiers, Molé, de Lamartine, Soult, Chateaubriand, de Barante, Wellington, Broglie, Peel, Palmerston u. s. w. mitgetheilt werden. Die hübschen Vignetten sind von Porret gestochen. Ein periodisches Unternehmen ist auch die „Revue indépendante", herausgegeben von P. Leroux, G. Sand und L. Viardot. Die erste Nummer enthält Aufsätze von Leroux und G. Sand, eine Abhandlung über die Kunst in Deutschland von H. Fortoul, über die in Bezug auf Spanien befolgte Politik, von L. Viardot ꝛc. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 346. —— 12. December 1841.

Die Macht und Würde des Fürsten, auf christlichem Standpunkte; mit Rücksicht auf die Gegenwart. Von Georg Christian Rudolf Matthäi.

(Fortsetzung aus Nr. 345.)

Als jedoch im weitern Fortgange der Culturentwickelung die Initiative dieser großen socialen Bewegung allmälig auch den Händen der politischen Autoritäten entschlüpfte und an die öffentliche Meinung überging, da trat auch das religiöse Moment wieder mehr in den Vordergrund, als einer von den vielen Factoren, aus deren Zusammen- und Gegeneinanderwirken jene öffentliche Meinung sich bildete. Die Berufung auf die ewige und wandellose Autorität der christlichen Lehren erschien als nothwendig, gegenüber einer philosophischen und politischen Partei, welche alles Bestehende aufzulösen und umzugestalten Miene machte; die Anhänger dieses Bestehenden, die politischen Conservativen, verbanden sich mit den Strenggläubigen, um die gemeinsame Sache des Autoritätsglaubens gegen die Ansprüche der individuellen Freiheit und des stetigen Fortschritts zu vertheidigen.

Hier finden wir also das christliche Princip fast durchgehends auf Seiten der Partei der Stabilität, zum Theil auch der Reaction, und zwar, abgesehen von allen persönlichen oder corporativen Triebfedern, welche dabei oftmals mit im Spiele sind, schon aus dem sehr natürlichen Grunde, weil die Idealität und Insichverschlossenheit der religiösen Glaubensansicht das unbefriedigte Drängen der politischen Bewegungspartei nach Freiheit und nach Theilnahme am allgemeinen Staatsleben nicht begreifen kann und mit der Einfachheit und Pietät des alten, patriarchalischen Verhältnisses zwischen Regierenden und Regierten Alles verloren glaubt. So wird es begreiflich, wie scharfsinnige und geistvolle Männer — ein Adam Müller, ein F. Schlegel, ein Stahl und A. — diesen Kampf gegen die freiern Richtungen des politischen Geistes vom christlichen Standpunkte aus unternehmen und durchführen konnten.

Noch näher liegt dem christlichen Elemente in unserer Zeit ein Kampf mit den täglich übermächtiger werdenden materiellen Interessen. Und doch ist dieser Kampf schwieriger und bedenklicher als jener erstere; denn selbst die Staatsmänner, welche dem politischen Fortschritte nicht hold sind, können die Nothwendigkeit materieller Verbesserungen und einer kräftigen Entwickelung der industriellen Thätigkeit nicht ableugnen; ja, gerade sie sind oft die eifrigsten Beförderer dieser letzten Interessen. Hier findet also die zelotische Partei, welcher diese Begünstigung des Materiellen ein Greuel ist, keine Bundesgenossen und muß die Schwäche ihres Princips, gegenüber den Thatsachen eines blühenden, geordneten Verkehrs, einer sich steigernden Zufriedenheit im Volke und einer immer größern Annäherung der verschiedenen Nationen freiwillig oder gezwungen eingestehen.

Auch haben beiweitem nicht alle Diejenigen, welche die Bildung und den Geist unserer Zeit vom christlichen Standpunkte aus zu beurtheilen und zu leiten sich angelegen sein lassen, sich die undankbare Aufgabe gestellt, jene Bildung nur im fanatischen Eifer zu bekämpfen und die Bewegung der Menschheit, welche im raschen Laufe vorwärts geht, nach rückwärts umzukehren. Viele edle Geister, nicht minder tief empfindend als jene Eiferer, aber dabei empfänglicher für den Reichthum des Lebens, suchen eine innige, wahre Vermittelung zwischen der idealen Gemüthlichkeit der christlichen Lebensanschauung und den nüchternen Interessen der praktischen Berufsthätigkeit, dem berechnenden Erwerb, dem in äußern Beziehungen und Zwecken sich bewegenden Verkehr. Und ohne Zweifel ist eine solche Vermittelung recht wohl denkbar und erreichbar. So wenig die Grundrichtung unserer Zeit selbst, der auf industrielle Thätigkeit gegründete Verkehr, eine Bevormundung und Leitung von irgend einem fremden Standpunkte aus nöthig hat oder zuläßt — weil hier Alles auf natürlichen Gesetzen und Bedürfnissen beruht —, so bieten doch auch diese Culturverhältnisse den Einwirkungen eines geistigern, idealern Elements mannichfache und fruchtbare Gelegenheit dar. Noch sind jene natürlichen Gesetze des Verkehrs nicht überall festgestellt, jene Bedingungen der freien Entwickelung des öffentlichen und socialen Lebens nicht vollständig geordnet; unsere Cultur ist in einer Übergangsperiode begriffen und die Übelstände eines solchen Überganges werden uns nicht erspart. Viele der frühern Stützpunkte, an welche sich der Einzelne anhielt, sind gefallen und keine neuen wieder aufgerichtet; denn nach dem Principe der individuellen Freiheit, dem Grundgesetze unsers modernen Lebens, soll eben der Einzelne sich selbständig ausbilden und entwickeln. Hierzu bedarf es aber einer tüchtigen, ernsten, in sich gefaßten

Gesinnung; und diese Sammlung und Klarheit des Gefühls, dieser Ernst des Wollens und Handelns, wenn auch auf andere Stoffe sich richtend als der ursprüngliche Geist des Christenthums, hat doch mit diesem in seinem Wesen und seinen Äußerungen Vieles gemein und mag daher leicht auch dessen Formen annehmen. Daß und wie dies möglich sei, zeigt sich uns recht auffallend an dem Beispiele vieler religiösen Sekten in England und Nordamerika. So ist die Sekte der Puritaner bekanntlich eine von denen, welche am strengsten an der ursprünglichen Einfachheit und Ehrbarkeit des christlichen Lebens festhalten und deshalb den sinnlichen Reiz und Glanz des Lebens verachten. Dennoch verbindet sich bei den meisten Anhängern dieser Sekte jener ascetische Geist mit der größten Energie des Handelns, mit der regsten Theilnahme am öffentlichen Leben, an den politischen und materiellen Verbesserungen, ein Beweis, daß die religiöse Stimmung bei ihnen ihr specifisches Element, den Gegensatz gegen das Irdische überhaupt, aufgegeben und nur den allgemeinen Grundton, die moralische Würde, den Lebensernst beibehalten hat.

Dies allein scheint uns die rechte Stellung des christlichen Elements zu unserm modernen Leben zu sein; diesen Einfluß möchten wir ihm einräumen — die wohlthätige Macht einer veredelnden, kräftigenden, erhebenden Gemüthsstimmung —, nicht aber die Geltung als normgebendes Princip für die Beurtheilung oder Gestaltung der äußern Verhältnisse der Gesellschaft, der politischen Einrichtungen, der Gesetze, mit einem Worte des öffentlichen Lebens. Und, irren wir nicht, so lag eine solche Tendenz des Christenthums ebenso sehr in dem Sinne seines Stifters als in dem Geiste der Verhältnisse, unter welchen dasselbe in die Welt trat. Diese Verhältnisse waren von der Art, daß eine Umgestaltung des damals in voller Auflösung begriffenen allgemeinen oder socialen Lebens fast unmöglich erschien und die einzige Rettung, welche ein begeisterter Lehrer der Lebensweisheit den Menschen bringen konnte, in der Unterweisung bestand, wie der Einzelne durch Einkehr in sich und Erhebung zu einer höhern Welt der Hoffnung und des Glaubens sich den Wirren dieses in sich zerfallenden Lebens entziehen könne. Daher finden wir in den Aussprüchen und Handlungen Jesu zwar nicht eine völlige Abkehr von dem Irdischen, aber doch eine solche Vorsicht bei den unumgänglichen Berührungen mit demselben und eine so absichtliche Hindeutung auf seinen, von allen politischen Reformversuchen so weit entfernten Zweck, daß wir wol einsehen, wie Jesus sein Wirken überhaupt als ein ausschließlich auf innere Veredlung des Individuums, nicht auf Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse und Einrichtungen abzweckendes erkannte und erkannt wissen wollte. Mußte aber freilich damals unter den geschilderten Umständen die Abtrennung der christlichen Lebensgestaltung von den äußern Verhältnissen in den meisten Fällen zugleich als eine Verurtheilung dieser letztern erscheinen, eben weil aus ihnen jedes höhere geistige und sittliche Element gewichen war (obgleich in vielen andern Fällen Christus die Geltung und den Werth der bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen ausdrücklich anerkennt), so ist doch im Fortgange der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit auch dieses Verhältniß ein wesentlich anderes geworden. Unser Staatsleben hat eine breitere und festere Basis gewonnen als sie irgend ein Staat des Alterthums hatte; die Beziehungen, sowol zwischen den einzelnen Theilen des Staats als auch zwischen den verschiedenen Staaten sind geregelter und auf natürlichere, darum auf dauerhaftere Bedingungen zurückgeführt als sie es damals waren, und die ganze civilisirte Gesellschaft wird durch ein klareres Bewußtsein ihrer Zwecke und der dazu nothwendigen Mittel belebt und geleitet. Welchen Antheil, *und ob einen* directen oder indirecten, das Christenthum an dieser Umgestaltung der socialen und politischen Weltverhältnisse gehabt, können wir hier nicht untersuchen; genug, diese Umgestaltung ist eingetreten und ihre allgemeinste Folge ist diese, daß sich gewisse natürliche und selbständige Gesetze für die Fortentwickelung des politischen und *socialen* Lebens der Menschen gebildet haben, an denen *dieses*, gleichsam durch eine innere treibende Kraft, durch ein organisches Princip der Selbstentfaltung und Selbstbestimmung fortgeleitet wird. Eine Einmischung des christlichen Elements in diese Verhältnisse würde daher ebenso wenig am Platze sein als damals, zu den Zeiten der Gründung des Christenthums; denn wie damals Christus mit weiser Umsicht die Theilnahme an dem Weltverkehr ablehnte, weil dieser Weltverkehr zu zerrüttet erschien, um eine Reform zuzulassen, so würde jetzt eine Einwirkung auf die äußern Verkehrsverhältnisse, vom christlichen Standpunkte aus, ebenso unangemessen als unfruchtbar sein, da jene Verhältnisse ihr regelndes Princip in sich haben, eine Vermischung mit ihnen aber nur die ideale Hoheit des christlichen Princips trüben und dessen Stellung zu einer zweideutigen, unklaren machen würde. Also noch einmal mag die Religion, mit ihrer stillen Macht auf die Gemüther, überall da rathend, tröstend, besänftigend oder veredelnd eintreten, wo die allgemeinen Gesetze des socialen Lebens der Willenskraft des Einzelnen nicht hinlängliche Stützpunkte oder seinem Gefühle nicht hinlängliche Befriedigung gewähren; aber die Entscheidung über Fragen der Politik, des Rechts und Verkehrs überlasse sie den Staatsmännern, den Regierungen und Ständeversammlungen, der öffentlichen Meinung; *sie lege nicht* ihren Inhalt in Formen, welche mit ihrem Wesen unverträglich sind, und ebenso wenig gebe sie ihre Formen her, um Tendenzen darunter zu verbergen, die ihr fremd sind und fremd bleiben müssen.

In den vorstehenden allgemeinen Betrachtungen über die Stellung des Christenthums zu unsern Cultur- und Verkehrsverhältnissen ist schon unser Urtheil über den Versuch des Verf. andeutungsweise enthalten, und wir haben diese Andeutungen nur durch Beziehung auf einzelne Stellen desselben weiter auszuführen.

Wir bezeichnen zuerst den Gang, welchen der Verf. in seiner Schrift nimmt.

In der Einleitung bespricht er, nach einigen voraus-

geschickten allgemeinen Betrachtungen über den Gegenstand seiner Untersuchung, den Begriff des christlichen Standpunktes, versucht nachzuweisen, daß Christus auf Staat und Fürstenthum wirke und von beidem lehre, und will den rechten Weg des Verständnisses dieser Lehre Christi, sowie die Lösung aller Scheinwidersprüche in seinen Worten und Thaten dadurch eröffnen, daß er den Leser in das innerste Wesen der Persönlichkeit Christi einführt.

(Der Beschluß folgt.)

Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, kritisch und philosophisch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körte's „Albrecht Thaer". Von G. E. Guhrauer. Berlin, Hirschwald. 1841. 8. ½ Thlr.

In dieser überaus merkwürdigen Schrift soll auf kritischem und philosophischem Wege dargethan werden: daß „Die Erziehung des Menschengeschlechts" von Lessing verfaßt, nicht blos von ihm herausgegeben ist. Damit dies gelinge, wird ferner, und zwar à tout prix, dargethan: daß der in der Biographie Albrecht Thaer's von Wilhelm Körte, angeblich nach Thaer's Handschrift abgedruckte Aufsatz: „Mein Lebenslauf und Bekenntnisse für Philippine", ein, wenngleich sehr künstliches, dennoch aber nur unechtes, untergeschobenes, apokryphisches, betrügerisches Machwerk entweder des Hrn. Körte selbst oder irgend eines Dritten Pseudo-Thaer's ist.

Ersteres wird dargethan auf S. 17—174, also sehr ausführlich. Jeder Unbefangene wird es nicht ohne ein gewisses Vergnügen mit ansehen, mit welcher Energie, mit welchem Eifer dieser Doctor seinen kritischen und philosophischen Häckſel schneidet. Da es jedoch dem Ref. und wol auch den meisten Lesern sehr gleichgültig sein kann, ob Lessing „Die Erziehung des Menschengeschlechts" wirklich blos herausgegeben, oder ob er sie auch selbst und allein verfaßt hat: so bleibt es billig Denen, welchen es näher angeht, also den Edeln vom Handwerk überlassen, den Guhrauer'schen kritisch-philosophischen Häckſel näher zu prüfen, amtlich und gelüstlich. Nur das Resultat mag hier mitgetheilt werden: dem Dr. Guhrauer ist es einleuchtend, daß Lessing gedachten Aufsatz selbst und allein geschrieben hat. Daß Lessing sich nur als den Herausgeber betrachtet wissen wollte, seine Autorschaft aber beharrlich verleugnete, das sei blos eine „ironische Form" gewesen. Männer, wie z. B. Herder, hätten freilich diese Ironie damals, wie auch späterhin, weder verstanden noch überhaupt nur gewittert; allein ein Mann wie Er, Dr. Guhrauer, habe sie sogar nach so vielen Jahren sofort erkannt, und zwar zum großen Glück sowol für Lessing selbst, als für die neue Ausgabe der sämmtlichen Schriften desselben, von „Seiner Hochwohlgeboren dem Herrn Professor Lachmann" — wie die lapidarische Zueignung der vorliegenden Guhrauer'schen Schrift lautet —, ja zum Glück der ganzen literarischen Welt; indem ein Leut, wie Hr. Körte, die Verwegenheit gehabt habe, jene ironische Form zu „misbrauchen, und sich den Schein gegeben habe, jene Form buchstäblich und eigentlich zu fassen, und gethan habe, als wäre diese Form immer und allgemein buchstäblich genommen worden. Dies sei sein Kunststück" (S. 9), um „mit Aufwand der künstlichsten Mittel" (S. 16) die „Erziehung des Menschengeschlechts" seinem Helden Albrecht Thaer zuzuschanzen, in seiner Biographie desselben, in deren Technik er sich noch als Anfänger zeigt; oder auch nicht. . . ." (S. 214.)

Lassen wir das Alles auf sich beruhen; was kümmert es uns, daß es Dr. Guhrauer so sehr kümmert, daß Lessing blos der Herausgeber und nicht auch der Verfasser der kleinen Schrift sein soll! Betreffend die Echtheit der Selbstbekenntnisse Albrecht Thaer's in dessen Biographie desselben von Hrn. Körte, so wird dieselbe gleich von vorn herein durch folgendes Setzen und Schließen verneint: Der Text, den Hr. Körte so ausgelegt hat, als habe sich Thaer als Verfasser von Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" angegeben, „ist dieser Auslegung fähig, jeder andern Auslegung sogar unfähig" (S. 174). „Da dies aber Unsinn gibt", Unsinn aber nicht anzunehmen ist, so sind Ergel: „jene Selbstbekenntnisse unecht, erlogen, gefälscht!"

Zur Bekräftigung dieses seines Schließens und Verneinens stützt sich Dr. Guhrauer (S. 180 fg.) auf folgende „Thatsachen". Erste Thatsache: „Thaer hat in seinem ganzen Leben nicht daran gedacht, einen moralischen Diebstahl an Lessing zu begehen. Er hatte dazu zu viel Verstand, zu viel Charakter." Recte, Bene! Zweite Thatsache: „Hr. Körte hat den wahren, kritisch-philosophischen Gesichtspunkt für die „Erziehung des Menschengeschlechts" von Lessing theils nicht gekannt, theils sogar vorsätzlich und gewaltsam gefälscht." Dritte Thatsache: „Dieser, theils an und für sich falsche, theils literarisch gefälschte Gesichtspunkt liegt den „Bekenntnissen" zum Grunde, sodaß es kein Wunder ist, wenn die Auslegung des Biographen so vortrefflich zum Texte stimmt, indem das größere Wunder ist, daß der Text so hübsch zu der Auslegung stimmt." Vierte Thatsache: „Ein persönliches Verhältniß zwischen Thaer und Lessing hat niemals stattgefunden." Alles dies ist uns und der Angelegenheit vollkommen gleichgültig. Fünfte Thatsache: „Hr. Körte gibt diesem von Thaer, dem Scheine nach, erlogenen Verhältnisse nicht allein seine Zustimmung, sondern stützt auch seine Beweisführung, daß Thaer der Verf. der „Erziehung des Menschengeschlechts" gewesen sei, wesentlich auf jenes erlogene Verhältniß." Wir brauchen nicht erst zu versichern, daß Hr. Körte auf jenes Verhältniß, sei's erlogen oder nicht, durchaus gar Nichts stützt, wie aus seiner Biographie Thaer's hinlänglich hervorgeht. Sechste Thatsache: „Dieses doppelt erdichtete Verhältniß Thaer's zu Lessing sowol überhaupt und persönlich, als in Bezug auf die „Erziehung des Menschengeschlechts", ist der Kern und Mittelpunkt der ganzen vorgeblichen Selbstbekenntnisse." Die Selbstbekenntnisse Thaer's sind vielmehr der Kern und Mittelpunkt der Biographie desselben, ohne alle Rücksicht auf Lessing und auf den kleinen Aufsatz über die Erziehung des Menschengeschlechts. Alle diese sechs Thatsachen, von denen indeß schon die erste allein die übrigen fünf vollständig annullirt, können ohne weiteres zugegeben werden, ohne den mindesten Einfluß auf die absurde Guhrauer'sche Frage wegen der Echtheit der Thaer'schen „Bekenntnisse", welche vielmehr, Angesichts jener Thatsachen, ebenso gut echt als unecht sein können.

Um vollständig gerecht gegen den Verf. zu sein, müssen hier auch dessen Trumpfe und Triumphe über Hrn. Körte mitgetheilt werden: 1) Hr. Körte nennt den Aufsatz von der Erziehung des Menschengeschlechts ein „Fragment", weil Lessing nur die eine Hälfte desselben zuerst drucken ließ; „im Wörterbuche des Hrn. Körte ist die Hälfte ein Fragment, ist jeder Theil ein Fragment"; „ein handgreiflicher Betrug". „Habemus reum confitentem!" „In Folge dieser ziemlich plumpen Taschenspielerei, hat er das ihm nöthige Fragment!" (S. 188.) „Fälschung, Lüge à la Münchhausen, Sophisterei in einem Athem!" (S. 189.) „Die berliner Reise und der Besuch bei Lessing sind Lügen!" (S. 190.) Zweiter Triumph: „Hr. Körte hat zwei Zeilen von Lessing abgeschrieben, ohne ihn zu nennen!" (S. 193.) Ja, er hat auch ein Motto gebraucht, welches er in Lessing's Werken gefunden hat, und noch obenein dies Motto sowol als jene zwei Zeilen sehr ungeschickt benutzt. „Hier hat Hrn. Körte die eigene Nemesis ereilt!" (S. 196.) Dritter Triumph: Hr. Körte hat einen Brief von Thaer an Leisewitz mitgetheilt; „es ist aber äußerlich gar kein Brief, sondern blos eine schriftliche Beurtheilung; dies wird durch die ersten und letzten Worte bestätigt; denn der Aufsatz beginnt: ‚Da, Liebster, empfange dein Kind zurück', und schließt: ‚wie ich entsetzlich viel Geschäfte hatte.' Das letztere scheint dem Doctor ‚schlagend'!" (S. 206.)

Zum Erschrecken naiv ist die Note auf S. 227: „Auf den Anfang der Bekenntnisse, die Kinder- und Knabenjahre ent-

haltend, habe ich keinen Anlaß, mich einzulassen." Dieser Doctor aber hatte ja nur allzu viel Anlaß dazu, wenn er die Bekenntnisse als gefälscht und erlogen darstellen wollte! Jene Naivetät ließe sich einigermaßen naturgeschichtlich erklären: wenn es über dem einfältigen Gänserich donnert und blitzt, so glaubt derselbe ebenfalls keinen Anlaß zu haben, sich darauf einzulassen; er steckt schlechthin den dämischen Kopf unter den Flügel, mag ihn nun der Blitz treffen oder nicht; Niemand wird ihm das groß aufmutzen, denn es ist der Kritik und Philosophie des Gänserichs vollkommen entsprechend. Wie nun diese Thatsache einen unterhaltenden Aufschluß gibt über die geistige Natur des Gänserichs, so gewährt uns das vorliegende Buch eine ähnliche Unterhaltung, sodaß wir es unbedenklich als eine merkwürdige Thatsache empfehlen können, die freilich nicht ganz leicht zu begreifen ist, aber ebenso vielerlei zu denken gibt, wie z. B. ein Mondkalb, oder ein Schaf mit zwei Köpfen.

Mag nun hier diese schlechte Gelegenheit zu einer guten benutzt werden, um über den durch Lessing u. A. so berühmt gewordenen Thaer'schen Aufsatz etwas Näheres zu sagen und der kritischen Behandlung desselben, für eine künftige etwas geistreichere Ausgabe von Lessing's Werken, einen sichern Weg zu eröffnen. Thaer hatte sich ein neues System erschaffen und solches flüchtig zu Papiere gebracht, wie es in den „Bekenntnissen" heißt. Lessing, welchem dieses System durch Leisewitz zu Handen kam, als er eben mit den Handschriften gleichen Inhalts von einem Ungenannten beschäftigt war, benutzte jenen Aufsatz, welcher ihm, wie er später (1780, in dem Vorbericht) sagt: „einen Fingerzeig mitbrachte", sofort, indem er „einen Theil davon als Fragment eines unbekannten Verfassers" — wie es in den „Bekenntnissen" heißt — im vierten „Beitrage" 1777 drucken ließ. Es lag ganz in Lessing's Art und Weise, sich dieser jugendlichen Arbeit mit größter Zuneigung anzunehmen und die einzelnen Paragraphen derselben theils mit mehr Präcision auszuprägen, theils auch das Ganze, zu Gunsten des ihm darin gegebenen Fingerzeigs, weiter auszuführen. Thaer's Aufsatz hatte höchst wahrscheinlich gar keine Überschrift; wenn er eine hatte, mochte sie etwa so sein: „Mein System", oder sonst in dieser Art. Da nun gleich der erste Paragraph den „Fingerzeig enthielt, um welchen Lessing oft verlegen gewesen", so gab Lessing dem Aufsatze die seinem Zwecke so schön entsprechende Überschrift: „Die Erziehung des Menschengeschlechts", wie sie ihm der erste Paragraph gleichsam von selbst in die Hand gab. Wenn Thaer bei seinem Aufsatze nur den Zweck vor Augen hatte: den esprits forts, den Gottesleugnern und Religionsspöttern in seiner nähern Umgebung, „mit Gründen zu widersprechen, wie sie deren eben noch nicht gehört hatten", wie es in den „Bekenntnissen" heißt, so war es dagegen Lessingen vorzüglich darum zu thun: in dem Aufsatze den „Fingerzeig" näher ausgeführt zu sehen, der ihm so werth und wichtig war. Er machte also Zusätze, änderte und kürzte, mit dem Aufsatze nach freiem Willen verfahrend. „Die Indiscretion, welche ich damit begehe, weiß ich zu verantworten", sagt er im vierten „Beitrage"; und das mit vollem Rechte: dem jugendlichen Verf. des Aufsatzes konnte diese Theilnahme des großen Mannes an seinem „neuen Systeme" nicht anders als nur höchst schmeichelhaft sein.

Behält man nun dies Alles fest im Auge, so gehört nur ein ganz gewöhnlicher Scharfsinn dazu, um die Lessing'schen Einflüsse und Zuthaten im Thaer'schen Aufsatze mit ziemlicher Gewißheit herauszufinden, wenngleich das nicht hinreicht, den Aufsatz so wiederherzustellen, wie er von Thaer wörtlich aufgeschrieben worden. Betrachten wir nur die ersten 25 Paragraphen genauer, so finden wir immer Merkzeichen genug darin, theils in der Fassung, theils im Gedankengange, daß die Paragraphen 1—5 ursprünglich Thaer's sind; weniger den Wörtern als dem Stoff nach, wie sich das hier von selbst versteht; ferner Paragraph 8, 11—13, 16, 18, 20—22 (der Paragraph 22 jedoch nur bis zu dem Worte: „anzunehmen") und 25. In den Pragraphen 6, 7, 9, 10, 14, 15, 17, 19, 23, 24 ist dagegen Lessing'sches vorwaltend. Jeder, welchen es näher angeht, wird der nicht eben allzu leisen Spur nicht ohne Vergnügen weiter nachgehen.

Halberstadt. Wilhelm Körte.

Merkwürdiger Brief Maximilian's I.

Daß der Kaiser Maximilian I. einmal den Plan hatte, Papst zu werden, lesen wir selbst in Becker's „Weltgeschichte", aber weniger bekannt ist der authentische Text des Briefes, den er darüber an seine Tochter, Margarethe von Östreich, und zwar in französischer Sprache schrieb, weil sie, in Gent geboren und in Frankreich erzogen, kein Deutsch verstand. Margarethe scheint ihm den Rath gegeben zu haben, zu einer neuen Vermählung zu schreiten (1510 war er zum zweiten Mal Witwer geworden), den er in seiner Antwort gleich von vorn herein sehr naiv abweist und der freilich mit dem abenteuerlichen Vorhaben, Papst und vorläufig dessen Coadjutor zu werden, nicht zu vereinigen war. Was er ihr davon sagt, läßt beinahe glauben, daß es ihm, so empfindlich er auch oft seine Ohnmacht als Kaiser hatte erfahren müssen, doch nicht sowol um die größere Machtvollkommenheit der geistigen Herrschaft des Papstes, als darum zu thun war, sich nicht blos durch den Glanz der höchsten weltlichen, sondern auch durch den Nimbus der höchsten geistlichen Würde in der Christenheit verklärt zu sehen. Der Brief ist zuerst gedruckt nach dem Autograph, nur mit Accenten versehen, sonst ganz treu, in Leglay's „Correspondance de l'empereur Maximilien I et de Marguerite d'Autriche sa fille, gouvernante des Pays-bas de 1507 à 1519" (2 Bde., Paris 1839), und lautet Bd. 2, S. 37:

Le 18 Sept. ([illegible]).

Très chière et très amée fylle, jé entendu l'auis que vous m'auez donné par Guyllain Pingen, nostre garde robes vyess (viés, vieux), dont nous auons encore mius pensé desus. Et ne trouuons point pour nulle résua bon que nous nous devons franchement marier, maes avons plus avant mys nostre délibérations et volonté de jamès plus hauter faeme nue.

Et enuoyons demain M. de Guree, evecque (den Bischof von Gurk), à Rome devers le pape (Julius II., gest. 1513) pour trouuer fachon que nous puyssons accorder auec luy de nous prenre pour ung coadjuteur, affin que après sa mort pouruns estre assure de auoer le papat et deuenir prester, et après estre Sainct, et que il vous sera de nécessité que, après ma mort, vous serés contraint me adorer, dont je me trouueré gloryoes.

Je enuoye sur ce ung poste deuers le roy d'Aregon pour ly prier quy nous voulle ayder pour à ce parvenir, dont yl est aussi contant, moynant que je résingne l'empire à nostre cammun fils Charles (Karl V.).

Le peupl et gentilhomes de Rom ount faet ung allyance contre les Franchoes et Espaingnos est sunt XXm combatans et nous ount mandé que yl veolunt estre pour nous pour faere ung papa à ma poste, et du l'empire d'Almaingne et ne veulent avver ne Françes, Aregonoes, ne mains null Vénéciens.

Je commence aussy practiker les cardinaulx, dont IIc ou IIIc mylle ducas me ferent un grand service, auecque la parcialité qui est deja entre eos.

Le Roy d'Arogon à mandé à son ambaxadeur que yl veult commander aux cardinaulx Espaingnes que yl veulent fauoriser le papat à nous.

Je vous prie, tenés reste matière empu secret; ossi bien en briefs jours je creins que yl fault que tout le monde le sache; car bien mal esté possible de pratiker ung tel si grand matère secrètement, pour laquell yl fault auoer de tant de gens et de argent sucours et practike, et à Dia, faet de la main de vostre bon père Maximilianus, futur pape.

P. S. Le papa a ancor les vyevers dubls (fièvres doubles) et ne peult longuement fyvre (vivre). 86.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 347. —— 13. December 1841.

Die Macht und Würde des Fürsten, auf christlichem Standpunkte; mit Rücksicht auf die Gegenwart. Von Georg Christian Rudolf Matthäi.

(Beschluß aus Nr. 346.)

Wir hätten gegen die Resultate dieser Betrachtungen manche nicht unwichtige Einwürfe zu erheben; da jedoch die Begründung derselben ausführlichere exegetische und historische Untersuchungen nöthig machen würde, als uns hier gestattet sind, so übergehen wir sie und wenden uns zu der praktischen Anwendung jener Resultate, d. h. zu den Ansichten des Verf. über Fürst und Staat vom christlichen Standpunkte aus.

An der Spitze dieser Ansichten finden wir die Frage nach dem Vorzug der Monarchie oder der Republik — von dem Verf. natürlich zu Gunsten der erstern entschieden. Schon hier müssen wir die Verwirrung rügen, welche der Verf. dadurch in seine Darstellungen bringt, daß er den christlichen Standpunkt der Betrachtung nicht gehörig von dem philosophischen oder staatsrechtlichen scheidet. Es sollte für ihn genug sein, daß Christus, wie er nachweist, nur die Einherrschaft, nicht die Republik empfiehlt, um jener ebenfalls den unbedingten Vorzug einzuräumen; allein als wäre er seiner Sache noch nicht gewiß, müht er sich nun auch noch, geschichtliche und allgemeinpolitische Gründe und Beweise für denselben Zweck herbeizuziehen. Dadurch aber schadet der Verf. seiner eigenen Sache, und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal nämlich gewinnt es den Anschein, als wäre doch das christliche Princip kein ausreichender Maßstab für die Beurtheilung der staatlichen Verhältnisse, und dann, was das Bedenklichste ist, setzt sich der Verf. der Gefahr aus, daß, wenn seine philosophischen Beweisgründe für die Monarchie ungenügend gefunden und ihm andere, schlagendere für das Gegentheil entgegengesetzt werden sollten, er leicht die Autorität selbst, auf welche er sich beruft, in Miscredit bringen könnte; denn angenommen, es würde dem Verf. durch ein ähnliches Raisonnement, wie das seinige ist, der Vorzug und die Nothwendigkeit republikanischer Formen für unsere Zeit und deren politische Bildung bewiesen, würde dann nicht die von ihm behauptete ausschließlich monarchische Tendenz des Christenthums nur dazu dienen, dieses selbst, als mit den politischen Interessen der Gegenwart nicht im Einklang stehend, den Anfeindungen der politischen Parteien preiszugeben? Doch auch abgesehen von einer solchen Möglichkeit, so scheint es uns schon bedenklich, das Königthum, ein an so viele äußerliche und wechselnde Zeitverhältnisse geknüpftes Institut, mit allen seinen zum großen Theil ebenso äußerlichen und vergänglichen Attributen unter die Autorität des Christenthums zu stellen und beider Interessen zu einer so solidarischen Gemeinschaft zu verschmelzen, wie es der Verf. thut. Leicht fällt dann ein Angriff, welcher die Monarchie oder auch nur deren einzelne, zufällige Erscheinungsform treffen sollte, auf die Lehre selbst, mit deren Autorität jene sich deckt, und das Christenthum wird verantwortlich gemacht für die Flecken, die man an dem christlichen Königthum zu entdecken glaubt. Der Verf. selbst hat sich öfters in Verlegenheit gesehen, gewisse Erscheinungen des monarchischen Princips mit der Würde der christlichen Lebensanschauung auszugleichen; bisweilen ist er ehrlich genug gewesen, diese Lücken seines Systems einzugestehen; andere Male hat er sich durch spitzfindige Beweisführungen darüber hinweggeholfen. Von dem Einen wie von dem Andern wollen wir Beispiele anführen. So heißt es (S. 84):

> Eine Untugend erscheint jedoch unter der Monarchie nur gar zu oft, die unter der Volksherrschaft verschwindet, nämlich die Rang- und Titelsucht. Sie wird selbst durch das Christenthum nur schwer und langsam überwunden. Dagegen aber überwiegen unter der Volksherrschaft nur allzu gewöhnlich die Habsucht und der Eigennutz, zumal in Handelsrepubliken, da auf Eine dunkle Seite die Menschen sich zu werfen pflegen, und auch zum gemeinsinnigen Streben nach Rang und Würde, wozu Christus uns begeistert, ist hier weniger Gelegenheit. Auch ist die feinste und vornehmste Bildung, welche, so oft Religiosität sie hebt und heiligt, von ganz besonders hohem Werthe ist, nicht ebenso sehr im demokratischen wie im monarchischen Staate zu Hause, und die Formen des grauen Alterthums der Erde, welche Ehrfurcht stets gebieten, ragen hoch im Fürstenthum hervor, wie sie im Freistaat tief sich senken.

Fürchtet der Verf. nicht mit seinem aristokratischen Gelüst nach der „feinsten und vornehmsten Bildung" an das Beispiel Jesu verwiesen zu werden, welcher auf solche Vornehmheit und glatte Sitten keinen Werth legte und sich vielmehr an die für seine einfachen Wahrheiten empfänglichen Männer aus dem Volke wendete?

Doch wir gehen weiter und zu den Betrachtungen fort, welche der Verf. über den Vorzug der „Erbmonarchie vor der Wahlmonarchie", über die „Fremdherrschaft",

über den „Begriff" und den „Ursprung" der Fürstenmacht, endlich über das „Verhältniß des Fürsten zum Staate" anstellt. Wir heben davon wieder eine Stelle aus, um das oben Gesagte zu erweisen. Der Verf. sagt (S. 109), die Fürstenmacht stamme oft aus Usurpation, und führt hierauf folgendermaßen fort:

Doch ist die Usurpation der Fürstenmacht in Zeiten der Barbarei oft unvermeidlich, gemäß dem Spruch: Es muß Ärgerniß kommen. Denn das geringere Ärgerniß, die aus Herrschsucht ergriffene Herrschaft, ist da oft das Mittel wider das größere, die aus Barbarei entstandene Anarchie, und auch als dieses stammt sie dann zwar nach Erscheinung aus Usurpation, nicht aber ebenso aus Grund und Quelle. Sondern das Volk selbst ist dann der Grund und Gott selbst die Quelle sogar der usurpirten Herrschaft; das Volk heißt sie gut, Gott läßt sie gelingen, — zwar nicht die Usurpation in der Herrschaft, aber die Herrschaft in der Usurpation, d. h. das in der Barbarei unentbehrliche Regiment.

Daher stammt auch die Herrschaft, die einerseits aus Usurpation und dennoch andererseits aus Gott und dem Volke stammt, nur so lange aus Gott und dem Volke, wie sie — ohne Ahnen und Verstehen des Herrschers — dem Zwecke Gottes mehr gemäß als zuwider, und dem Volke mehr zum Heil als zum Verderben ist, wie sie mithin das Bedürfniß des Volkes mehr befriedigt als unterdrückt. Denn wo das Gegentheil sich offenbart, da stürzt Gott in der Einheit mit dem Volke den Usurpator, weil seine Trennung von Gott und dem Volke sich vollendet hat, wie uns z. B. der Sturz der französischen Gewaltherrschaft noch in frischem Andenken ist.

Von S. 158 an folgen Erörterungen über die „besondere Macht des Fürsten", d. h. über die besondern Formen, in denen sich die fürstliche Macht im Staate darstellt. Der Verf. theilt diese „besondere Macht" des Fürsten in die „Gesetzgebungsmacht", die „staatliche und die kirchliche Macht"; die staatliche Macht umfaßt wieder 1) die „Besteuerungsmacht", 2) die „Richtermacht", 3) die „Kriegsmacht"; die kirchliche wird ebenfalls unter drei Gesichtspunkten abgehandelt, diese sind: 1) die Stiftung der Kirche; 2) das Verhältniß der Kirche zum Staat; 3) der Ursprung der kirchlichen Gewalt.

Aus dem Abschnitte über die Gesetzgebungsmacht des Fürsten erwähnen wir, daß der Verf. das „verfassungsmäßige Fürstenthum" als die dem Christenthum entsprechende Form der Monarchie anerkennt. Dieses nämlich ist, wie es (S. 160) heißt,

auf christlichem Standpunkte der Bund des Fürsten und des Volks, durch welchen das Volk den Fürsten für seine von Gott gewollte Einheit anerkennt, und der Fürst das Volk für seine von Gott ihm übergebene Gemeinde erklärt, mit deren Einsicht und Willen er ebenso sich eint, wie sie sich seiner Leitung und Fürsorge unterwirft. Dies ist das wahre Verhältniß des Fürsten zum Volk schon vor der Constitution, wie es Christi Lehre vom Charakter der Fürstenmacht schweigend, aber tief begründet.

Die Constitution bestimmt dies Verhältniß ausdrücklich, die ausdrückliche Bestimmung ist aber nicht überall gleich angebracht, so wenig wie das unbeschränkte Fürstenthum; denn beide sind dem Misbrauch ausgesetzt. Je weniger christlich, d. h. an Verstand und Herz gebildet ein Volk der Erde im Gegensatz zum Fürsten ist, desto weniger ist es der Constitution fähig, und je christlicher es in Einheit mit seinem Fürsten ist, desto weniger ist es der Constitution bedürftig, sodaß also Constitution nach Zeit, Ort und Personen oft gar kein Bedürfniß, christliches Fürstenthum aber allüberall ein Bedürfniß zu nennen ist. Was man höhere äußere Freiheit nennt, wird nur dem Volk zum Heil gewährt, das schon den entsprechenden Grad der innern hat, die Christus will (Joh. 8, 31 fg.), der Freiheit von Herzenshärte und Verstandesschwäche, und dieser ist z. B. einem Theil der europäischen Menschheit nicht mehr abzusprechen, ja dieser ist selbst das Maß des innern Fortschritts des Christenthums auf unserer Erde. — Dennoch ist der eine und andere nicht constitutionnelle Staat christlicher, d. h. hier in den höchsten Interessen, der Religion und der Wissenschaft, weiter fortgeschritten als mancher constitutionnelle, zum neuen Zeichen, daß das verfassungsmäßige Fürstenthum zur Vollendung des Menschengeschlechts nicht durchaus unentbehrlich ist.

Wie geschmeidig und biegsam doch die politischen Ansichten des Verf. sind! In der That, er ist, was er in der Vorrede so sehr anpreist, „klug, wie die Schlangen"; ob auch „ohne Falsch, wie die Tauben", wollen wir dahingestellt sein lassen. Wenigstens fällt es schwer, Stellen wie die folgende für bloße Äußerungen der Naivetät und der Unbekanntschaft des Verf. mit dem Laufe der politischen Verhältnisse zu nehmen:

Wohl uns — ruft der Verf. S. 172 aus — daß es die Lehrer der Kirche verstehen, die Bewohner, vom Tagelöhner bis zum Güterbesitzer, zum Leisten der gerechten Abgaben zu begeistern, daß sie die ruhige Freude, das glückliche Gemeingefühl, womit sie selbst sie darreichen, ihren Jüngern einzuflößen wissen. Die Steuern bezahlen zum Gemeinbesten, ist nothwendiger sogar, als das Leben fristen nur zum eigenen Nutzen.

Früher seufzte ich mit, wenn die Bürger bei Hagelschaden und Viehseuche, Sorge für die eigene Ernährung, Ungewißheit wegen des morgenden Tags die letzten Pfennige in den Klingebeutel des Zar gaben, welcher, wie Paskewitsch sagt, millionenmal mehr hat als Mancher, der noch nicht aus dem Klingebeutel Gottes bekommt. Nachdem ich tiefer die Fürstenmacht bedachte und höher das Gemeinbeste ins Auge faßte, hat, wie ich weiß, der Zar von Gottes- und Rechtswegen millionenmal mehr, und Denen, welche im Erdbeben umkommen, weil sie keine Vorsicht lernten, geschieht von Gott ebenso Recht wie Denen, die wegen Defraudation gegeißelt und wegen Steuerverweigerung gepfändet werden, und dies Recht Gottes ist sogar auch die Liebe Gottes.

Sollte nicht vielleicht dieser christliche Zorn des Verf. gegen jede „Steuerverweigerung" eine ebenso locale Beziehung haben wie die S. 212 befindliche, zwar höchst feine, aber doch nicht wohl miszuverstehende Andeutung über die „Verbindlichkeit des Verfassungseides"? An der letztern Stelle sagt nämlich der Verf.:

Auch der Vorzug des Spätern vor dem Frühern gilt hier nicht. Nicht blos jeder frühere Bund muß dem spätern weichen, wenn der spätere als der vollkommenere sich erweist; auch statt jedes spätern muß wieder der frühere eintreten, wenn der frühere wieder als der vollkommenere erscheint, wie das z. B. die Geschichte der französischen Verfassungen in reichem Wechsel vor Augen stellt; denn alsdann ist der spätere Bund nicht ein Fortschritt zum Bessern, sondern ein Fortschritt zum Schlechtern, nicht eine That der Begeisterung für das neue Wahre, sondern eine Unthat der Sucht selbst nach dem falschen Neuen, ein Werk der Neuerung, des unwahren Eigenwillens, der Abweichung vom wahren Gesammtwillen; denn nur der vollkommenere, volkbeglückendere Bund ist jedesmal der ursprüngliche und wahre Gesammtwille, und Alle, welche dem vollkommneren entgegen sind, sind vom Gesammtwillen abgefallen und haben sich zur Partei herabgesetzt.

Ganz eigenthümlich ist auch des Verf. Theorie, „vom christlichen Standpunkte", über den Proceß. Dem Bedenken, wie doch das Processiren zu der christlichen Gesinnung der Versöhnung stimme, begegnet er durch eine Unterschei-

ung zwischen der Gesinnung und der Handlung — eine o haarfeine Unterscheidung, daß sie dem besten Schüler oyola's Ehre machen würde.

Zwar — raisonnirt der Verf. S. 179 — ist die Gesinnung icht ohne die Handlung, die innere Versöhnung nicht hne die äußere, wie nicht Inneres ohne sein Äußeres ist. Das heißt aber nur, die innere Versöhnung des Menschen überaupt, und nicht jede Regung derselben in jedem Menschen insesondere, muß zur äußern That werden, und keineswegs kann nd soll Jeder stets die äußere Handlung, wol aber siebenzigmal ebenmal täglich und stündlich die innere Gesinnung der Verhnung haben, selbst gegen den Barbaren, den Wütherich, den nmenschen; ja mitten im Processe, mitten in der Hinrichtung oll Jeder unzählige Male dem Beleidiger, dem Verbrecher vereihen und sein Heil ersehnen im tiefsten Born des Gemüthes, nd sich voll Unschuld freuen über jede Rose, die ihm zwischen en Dornen blüht. — Kurz, die Gesinnung soll stets gegen en Proceß, die Handlung oft zum Proceß sein.

Und (S. 182):

Ja selbst des Gegensatzes wegen muß auch der Proceß sein, amit wir die Sucht nach Processen durch Christum überwinden, amit das Gegentheil der Proceßsucht, die holde Nachgiebigkeit nd die erhabene Selbstverleugnung, in reelle Beleuchtung trete, u Gottes Ehre, zu des Menschen Frieden, und damit wir in ielen Richtern viele Muster der Gerechtigkeit schauen, den Geechten zur Aufmunterung, den Ungerechten zur Abmahnung, llen Empfänglichen zur Nacheiferung. Gott selbst ist ja im Richter der Gerechtigkeit und treibt ihn zum gerechten Spruche, nd die Engel im Himmel, alle unschuldigen Seelen in ihrem immlischen Bewußtsein freuen sich über den Richter der Geechtigkeit, und Gott selbst wirkt ihre Freude und steigert sie is zum Frohlocken. Also Gott selbst will den Proceß und das Bericht, wie er die Einigkeit und die Versöhnung will auch ohne en Proceß und das Gericht. Grausig ist oft die Form, schrecklich ie Folge der Proceßsucht, aber selbst diese Form und Folge chreckt von Proceßsucht ab und treibt zur Friedensliebe.

Noch eine Probe solcher jesuitischer Auslegungskunst indet sich in dem Abschnitte über den Eid, und zwar (S. 206), wo von dem Huldigungseide für den fremden Fürsten die Rede ist. Dort heißt es:

Das christliche Volk ist im Gewissen gegen den fremden Fürsten, ehe es ihm Treue schwört, also kann es nicht für ihn ein, indem es sie ihm schwört. Dennoch schwört es ihm Treue. Also schwört es sie ihm, so gewiß es das christliche ist, nicht ls dem fremden, nicht im Bewußtsein, daß er der fremde ist, ondern nur als dem Fürsten, nach der Erfahrung, daß er der Fürst ist, und in der Erwartung, daß er nicht blos im Äußern, ondern auch in der Gesinnung der Fürst, und damit dem heiaischen Fürsten ähnlich sein wird. Und das Gewissen des Volks erbietet also nicht, dem Fremden als Dem Treue zu schwören, er als den Fürsten sich beweist, — sondern nur als Dem, der ls den Fürsten sich verleugnet, mag immerhin er selbst den Schwur ganz anders deuten.

Das ist nothwendig der Sinn des Volks; denn das Volk ühlt sich im Recht, das Joch abzuwerfen, indem der Fürst sich n der Macht fühlt, es aufzulegen; der Huldigungseid hemmt s nicht, Gewissenszweifel quält es nicht, und von reservatio mentalis, deren es sich schuldig mache, redet weder das Volk nter sich, noch zeugt davon der Fürst gegen das Volk; denn er Fürst weiß es so gut als das Volk, schon während der Huligung, daß Eideskraft und Willkürmacht sich nicht vertragen, nd daß erste nur so lange bleibt, so lange letzter das Recht icht weicht; denn wo es ihr für immer erst gewichen ist, da t auch der Siegesherzog schon auf dem Wege, damit ihm der Feind des Volks die Bahn der Ehre räume.

Wird dann aber, fragt man, der Huldigungseid nicht zur eeren Ceremonie? — Das Volk schwört ja dann Treue nicht der Person des Fürsten, auf welche die Eidesworte lauten, sondern dem Begriff des Fürsten, auf welchen sie nicht lauten? — Auch darauf ist die Antwort: Nein!

Die Eidesworte lauten auch dann, wie immer, zugleich auf den Begriff des Fürsten, wenn auch nicht in dem Aeußern, dem Buchstaben, so doch in dem Innern, dem Gewissen des Volks; denn auch jede Person des Fürsten, also auch die Person, der jetzt gehuldigt wird, ist nicht blos der Fürst, weil sie der Fürst heißt, sondern heißt auch der Fürst, weil sie der Fürst ist, wenn sie es auch noch so unvollkommen ist; denn in einiger Hinsicht muß doch endlich auch jede Person des Fürsten, der gehuldigt wird, dem Begriff des Fürsten entsprechen.

Wir könnten noch viele ähnliche Beweisstellen anführen, z. B. aus des Verf. Vertheidigung der Todesstrafe die Stelle S. 237, aus seiner Apologie des Kriegs die Stellen S. 253 und 256; ferner seine Deduction für den Adel und dergl. m.; allein das bisher Beigebrachte genügt vollständig, um unsere Behauptung von der ebenso unchristlichen als unzeitgemäßen Tendenz des Verf. zu rechtfertigen. Nur eine Äußerung desselben, aus dem letzten Abschnitte des Werks: „Über die Würde des Fürsten", können wir uns nicht versagen wiederzugeben, weil sie am bündigsten zeigt, welche Früchte von diesem Baume kommen. Der Verf. spricht (S. 376) von dem nothwendigen Glanz und Reichthum des fürstlichen Throns. Er macht sich den Einwurf (denn er liebt es, alle solche Einwürfe selbst aufzusuchen, um sie von seinem Standpunkte aus sogleich zu widerlegen), daß der Fürstenglanz mit der Armuth der Unterthanen öfters in Contrast trete. Aber wie schnell ist er mit diesem Bedenken fertig.

Die Nahrungssorgen — fährt er mit bewundernswerther Gemüthsruhe fort — lasten auch auf vielen Genossen anderer und weit gebildeterer Stände, wo sie den höhern Lebenszwecken besonders feindlich sind, und weil die Arbeiter jetzt denkende und als denkende auch betende Menschen sind, so heißt es jetzt im Drange der Sorgen, wie es vordem noch nicht hieß, bete: „unser zureichend Brot gib uns heute", und betend arbeite für das zureichende Brot heute, und bete und arbeite im Namen Christi, d. h. im Bewußtsein, daß Gott dir alle Tage das geistige Brot, die Erlösung von den Seelenübeln, durch Christum schafft, auch wenn er dir heute das leibliche Brot durch deine Arbeit nicht gewährt. Dies Bewußtsein erhöhe dich über den Mangel.

Genug aber, der Glanz des Palastes erlischt nicht vor der Armuth der Lehmhütte, auch das bleibt Gottes Ordnung, auch wenn wir sie nicht verstehen. Sie zu verstehen, ziemt uns aber endlich.

Der Fürst erscheint, wie er innerlich an Würde und Beruf der Reichste ist, so auch äußerlich als der Reichste, weil er auch äußerlich der Reichste ist. Auch dieser ist er mit Recht; denn der Fürst macht sich vor Allen Freunde mit dem Mammon der Ungerechtigkeit (Luc. 16, 9), damit sie Organe in seinem Beruf, Werkzeuge seiner volkbeglückenden Ansichten seien und ihm der Mammon der Ungerechtigkeit zum Mittel der Gerechtigkeit werde; denn das Volk beglücken, ist die Summe der Gerechtigkeit, die Gott will. Darum beruhen auch Umfang und Schranke des Reichthums und des Glanzes nicht auf Willkür und Vorliebe, sondern auf Einheit und Grundsatz. Der christliche Fürst meidet sowol das geringere Maß und die schwächere Form, die des höchst rangirten Unterthanen würdig sind, als die Unform und das Übermaß, die den heidnischen und mohammedanischen Herrscher kenntlich machen.

Wir haben den Geist des Buches hinlänglich bezeichnet; es ist der Geist des Jesuitismus, der Geist der So-

physik im christlichen Gewande. Zwar fehlt dem Verf. zum vollendeten Jesuiten noch Manches; er verbirgt zu wenig seine Absichten; sein Gefühl ist noch zu sehr bei seinem Raisonnement betheiligt; mit einem Worte, er ist noch zu deutsch, zu derb, zu wenig kalt, und das macht uns fast wieder zweifelhaft, ob wir ihm nicht mit jener Beschuldigung all zu viel Ehre anthun. Wir wünschten, daß dem so wäre, denn wir möchten uns lieber die gute Meinung von dem Charakter des Verf., selbst auf Kosten seiner geistigen Befähigung, erhalten, als zu Gunsten dieser letztern an seinem Herzen irre werden.

Karl Biedermann.

Bibliographie.

Medicinischer Almanach für das Jahr 1842. Von *J. J. Sachs.* 7ter Jahrg. Mit J. N. Rust's Bildniss. Gr. 12. Berlin, Liebmann u. Comp. 1842. Cart. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Bülow, E. von, Das neue Novellenbuch. 1ster Theil. Gr. 12. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 2 Thlr.

Eitner, K., Synchronistische Tabellen zur vergleichenden Übersicht der Geschichte der deutschen National-Literatur. Zum Gebrauch beim Unterricht in höhern Lehranstalten und für Freunde der Literatur. Lief. I. Qu. gr. 4. Breslau, Kern. 1842. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Emmeran, E., Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria. Legenden und Gedichte nach spanischen, italienischen, lateinischen und deutschen Relationen und Originalpoesieen. 16. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 15 Ngr. (12 Gr.)

von Exauvillez, Elisabeth, oder die belohnte Nächstenliebe des Armen. Aus dem Französischen von U. J. Frölicher. Gr. 12. Aarau u. Thun, Christen. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Formstecher, S., Die Religion des Geistes, eine wissenschaftliche Darstellung des Judenthums nach seinem Charakter, Entwicklungsgange und Berufe in der Menschheit. Gr. 8. Frankfurt a. M., Hermann. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Gotthold, F. A., Auch eine Bürgerschule. 8. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 5 Ngr. (4 Gr.)

Graser, Die Elementar-Schule fürs Leben in ihrer Vollendung. 3ter Band. 2te Abth. — Auch u. d. T.: Die Elementar-Schule. 2te Abth. Die Lehre vom Staate. Gr. 8. Hof u. Wunsiedel, Grau. 1 Thlr.

Krebs, J., Neueste Novellen und Erzählungen. 8ter Bd. 8. Grünberg, Levysohn u. Siebert. 1 Thlr.

Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. I. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1842. 1 Thlr.

Lindner, F., Konradin, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 12. Leipzig, Fest. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Müller's, J. von, R. Glutz-Blotzheim's und J. J. Hottinger's Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von L. Vulliemin, mit einem Vorwort von J. J. Hottinger. 8ter Band. — Auch u. d. T.: Geschichte der Eidgenossen während des 16. u. 17. Jahrhunderts, von L. Vulliemin. Aus dem Französischen. 1ster Theil. Gr. 8. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1842. 2 Thlr.

Palmzweige aus dem deutschen Dichterhaine der Gegenwart. Zur Tröstung und Erbauung. 1stes Bändchen. 8. Zürich u. Winterthur, Literar. Comptoir. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Ramsay, A. von, Die Reisen des Cyrus. Aus den französischen und englischen Originalen neu übersetzt und mit einem Vorworte begleitet von J. R. Müller. Gr. 12. Carlsruhe, Müller. 1 Thlr.

Rapp, K. M., Versuch einer Physiologie der Sprache nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen. 4ter Band. — Auch u. d. T.: Supplemente zu K. M. Rapp's Physiologie der Sprache. Enthaltend: I. Die Physiologie der deutschen Sprache. II. Die Dichtungsformen des Mittelalters, rhythmisch und phonetisch nachgebildet. Gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ries, J., Über das Eigenthümliche denkender Praktiker. 16. Leipzig, Hunger. 1842. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Rosen, Baron G., Die Tochter Joann's III. *Trauerspiel* in fünf Aufzügen. Aus dem Russischen übersetzt von dem Verfasser. Gr. 8. Petersburg. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Rößler, C., Der Mensch und die Bücherwürmer. Philosophisch-satyrische Dichtung in drei Gesängen. Gr. 12. Leipzig, Fest. 20 Ngr. (16 Gr.)

Schaffrath, W. M., Theorie der Auslegung *constitutioneller* Gesetze, nach constitutionellem *Staats- und gemeinem* deutschen Rechte. Gr. 12. Leipzig, Fest. 1842. 10 Ngr. (8 Gr.)

Scheidler, K. H., Paränesen zum Studium der *philosophischen* und positiven Rechtswissenschaft. 1stes Heft. — Auch u. d. T.: Karl von Rotteck über Wesen und Studium des Vernunftrechts. Nebst erläuternden Beilagen. Ein Beitrag zu Rotteck's Charakteristik und Denkmal. Zugleich *paränetische* Propädeutik zum Studium der Rechtsphilosophie und *constitutionellen* Politik. Gr. 8. Jena, Cröker. 15 Ngr. (12 Gr.)

Schlegel's, F., Lucinde. Herausgegeben und fortgesetzt von Christern. 8. Hamburg u. Leipzig, Schubert u. Comp. 1842. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Die Setergaben. Von einer Seherin. 8. Leipzig, Fr. Fleischer. 1842. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Tarnowski, L., Waldteufel. Gespenstergeschichten und Geistersagen. 3 Theile. Kl. 8. Grünberg, Levysohn u. Siebert. 1842. 3 Thlr.

Taschenbibliothek classischer Romane des Auslandes. 3ter Band. Elisabeth, von Madame Cottin. — Auch u. d. T., Elisabeth oder die Verbannten von Sibirien. Aus dem Französischen von J. Günther. Kl. 8. Jena, Mauke. 5 Ngr. (4 Gr.)

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegebon von *J. G. Sommer.* Für 1842. (20ster Jahrg.) Mit 6 Stahltafeln. 12. Prag, Calve. 1842. 2 Thlr.

Tasso's, T., befreites Jerusalem. Im Versmaaße der Urschrift übersetzt von F. M. Duttenhofer. Gr. 16. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1840, 41. 1 Thlr.

Thalia. Taschenbuch auf das Jahr 1842. (29ster Jahrg.) Zum Besten der Witwe des Schauspielers Ziegelhauser. Herausgegeben von *J. N. Vogl.* 16. Wien, Bauer u. Dirnböck. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Turnbull, P. E., Reise durch die Österreichischen Staaten. Aus dem Englischen. Von E. A. Moriarty. Gr. 8. Leipzig, Weber. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Ullmann, C., Reformatoren vor der *Reformation, vornehmlich* in Deutschland und den Niederlanden. *1ster* Band. Das Bedürfniß der Reformation in Beziehung auf den Gesammtgeist der Kirche und einzelne kirchliche Zustände. — Auch u. d. T.: Johann von Goch und Johann von Wesel nebst reformatorischen Männern ihrer Umgebung, namentlich: Cornelius Grapheus, Gregor von Heimburg, Jacob von Jüterbock und Matthäus von Cracow. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Wierzbowski, F., Lebens- und Ermordungs-Geschichte des Bischofs von Ermland Dr. And. Stanisl. von Hatten und Widerlegung der in der „Geschichte und Charakteristik des Bischofmörders Rudolph Kühnapfel von C. Porsch" enthaltenen Unrichtigkeiten und Irrthümer. Mit einem Anhange und dem Bildnisse des Verewigten. 8. Mohrungen und Braunsberg, Rautenberg. 25 Ngr. (20 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 348. —— 14. December 1841.

Sechs Tage in Kanton.

Die „Revue des deux mondes" enthält mehre anziehende Berichte eines französischen Marineoffiziers, der auf der Artemise die Reise um die Erde mitmachte. Wir geben hier einen Auszug von seinen Mittheilungen über Kanton, das gegenwärtig den Mittelpunkt des Kampfes zwischen China und England bildet, und darum hauptsächlich geeignet ist, das Interesse der europäischen Lesewelt in Anspruch zu nehmen.

Begünstigt von einem starken Nordostwinde — beginnt der französische Seemann — kamen wir am 22. Oct. 1838 bei den zahlreichen Inseln an der Mündung des Tigerflusses an. Obgleich es bereits Abend und das feste Land in der Ferne nur wie eine lange blaue Wolke am Horizont sichtbar war, und trotz der hohen Wogen, welche einherrollten, sahen wir rings um uns eine große Menge chinesischer Fischerbarken. Ganze Familien verbringen auf diese Weise ihr Leben in dieser Art schwimmenden Häusern, in denen sie oft, furchtbaren Stürmen trotzend, bis auf 30 Stunden weit in die hohe See gehen, um die Fische zu fangen, welche die Leckerbissen der reichen Chinesen bilden.

Jeden Augenblick segelten wir an einem dieser Fahrzeuge vorüber, die, zwar grob gestaltet, doch fest gebaut sind. Ihre Segel bestehen nur aus Matten und das Hintertheil ist sehr erhöht und mit kleinen Kajüten versehen, in denen es gemeiniglich von kleinen Kindern wimmelt. Das Leben dieser Leute ist ein ganz eigenthümliches. Auf dem Wasser werden sie geboren und sterben sie, ans Land gehen sie nur, um zu kaufen und zu verkaufen, ihr gebrechliches Boot bildet ihr Haus, dessen enger Raum ihr Theuerstes umschließt: Weib, Kinder, ein Altärchen für ihre Gottheit und das Werkzeug zu ihrem Handwerke, das sie bis zu ihrem natürlichen Ende ernährt, wenn nicht schon früher ein Sturm die kleine Welt in den Wogen begräbt.

Am 25. Oct. ganz früh brachte ein leichter reinlicher Kahn auf einen Signalschuß der Fregatte einen Lootsen an Bord. Unter der Führung dieses chinesischen Seemannes, dessen halbenglisches Kauderwelsch wir zu verstehen Mühe hatten, begaben wir uns in das Fahrwasser, nahe bei mehren unfruchtbaren nackten Inseln, die einen traurigen Anblick gewährten, vorbeisegelnd, bis wir endlich, indem wir Macao weit links, vom Morgennebel verhüllt, liegen ließen, unser Schiff nach einer lachendern Gegend wendeten, wo die Häuser von Lin-Tin hervorglänzten.

Auf dem schattigsten Abhange der Berge Lin-Tins — einer Insel, die besonders durch den Opiumschmuggel, der von ihr aus betrieben wird, bekannt ist — erhebt sich eine kleine chinesische Ansiedelung, von einer thätigen, ausdauernden und muthigen Bevölkerung gebildet, die, trotz der Strenge und den Erpressungen der chinesischen Mandarinen, ihr Brot durch die heimliche Einführung jenes im himmlischen Reiche verbotenen Giftes verdient. Doch hat das Gewerbe des Schmuggelns dem Ackerbau auf der Insel keinen Eintrag gethan. Terrassen, von festen Mauern unterstützt, erheben sich stufenweise die Hügel entlang und bieten dem Auge eine Reihe von Reisfeldern, deren einförmiges Grün eigenthümlich von dem Laube der schönen Bäume absticht, die die reinlichen und wohlbemalten Häuser beschirmen.

Wir ankerten in geringer Entfernung vom Ufer, und während wir die Bauweise der aus wohlgeordneten und fest durch einen weißen Cement verbundenen Ziegeln bestehenden Dächer mit bunten porzellanenen Rändern betrachteten, begab sich der Lootse ans Land, um ein elegantes Fahrzeug mit Kajüte und Lagerstätte zu holen, das zwei unserer Offiziere nach Macao bringen sollte, um dort das Nöthige zur Weiterreise nach Kanton zu besorgen. Den Tag darauf kamen sie ziemlich spät wieder zurück in einem ungeheuer großen chinesischen Fahrzeuge, das übrigens ganz gut zur Aufnahme von Passagieren eingerichtet war. Sie meldeten uns, daß der Befehlshaber der Fregatte und zwei Offiziere sich noch denselben Abend nach Macao begeben könnten, um dort drei Tschops (Erlaubnißscheine) zu holen, mit denen sich drei Kaufleute, die jetzt ihre Reise nach Kanton aufgegeben, versehen hatten. Mit diesen Tschops konnte man in bürgerlicher Kleidung ruhig nach Kanton sich begeben. Außerdem berichteten sie, daß die Herren Beauvais und Durand, beides Kaufleute, in einigen Tagen kommen würden, um alle Die von uns, die abkommen könnten, auf einer Lustgoelette nach Kanton abzuholen.

Den 29. Oct. Abends nach 10 Uhr kam diese auch wirklich an, und eine Stunde darauf waren wir auf dem Wege nach Kanton. Die Nacht ging mit Durchschiffung der großen Wasserfläche hin, die Lin-Tin von der unter dem Namen der Bocca Tigris bekannten engen Einfahrt trennt. Mit Tages Anbruch waren wir bei der letztern angekommen. Hinter uns erblickten wir vom Verdeck aus einige schwarze dürre Felsen, deren dunkle Farbe seltsam mit den rosigen Farbentönen des Himmels contrastirte. Vor uns lag, noch halb vom Morgennebel eingehüllt, ein hohes Land; in ihm befindet sich die enge Einfahrt, der wir zusteuerten, die aber den Kriegsschiffen zu passiren verboten ist. Schon bemerkten wir von fern die weißen Mauerzinnen, die 1816 von der englischen Fregatte Alceste so scharf mitgenommen wurden.

Bald waren wir bei den elenden Befestigungen, welche die durch die Tigerinsel noch enger gemachte Einfahrt vertheidigen. Die Insel liegt mitten in der Einfahrt und besteht aus einer pittoresken Masse rother Felsen. Kaum waren wir von der Wache im Fort zur Linken bemerkt worden, als eine Barke mit zwei Chinesen auf uns zukam, um unsere Namen aufzunehmen, die man ihnen nach Belieben dictirte. Dies ist die einzige Förmlichkeit, der Lustfahrzeuge unterworfen sind; die andern Schiffe werden dagegen einer sehr genauen Durchsuchung unterworfen.

Hat man einmal die enge Einfahrt hinter sich, so nimmt das Land auch zu beiden Seiten des Stromes ein lachenderes

Aussehen an: von Strecke zu Strecke erscheinen Dörfer, umgeben von wohlbewässerten Reisfeldern, und dichtes Gebüsch krönt die Hügel, an deren Fuß die Häuser erbaut sind. Der Fluß, noch sehr breit, ist mit Fahrzeugen aller Art bedeckt, und auf dem platten Gipfel eines Berges sieht man einen jener im echt chinesischen Styl erbauten Thürme, mit vielen Stockwerken und hervorspringenden Dächern, deren Ursprung und Bestimmung dem Europäer noch ein Räthsel sind. Immer mehr belebte sich das Land und das Ufer, und schon glaubten wir uns bald in Kanton, als das Eintreten der Ebbe und das Nachlassen des günstigen Windes eine Verzögerung veranlaßte. Trotz derselben kamen wir doch noch gegen Mitternacht in Whampoa an. Der Mond schien so hell und glänzend, daß wir wie am Tage der schönen Ansicht uns erfreuen konnten, welche der majestätische Strom des Tiger an dieser Stelle gewährt. Hier, wo die fremden Handelsschiffe vor Anker gehen müssen, 10 Stunden vor Kanton, sieht man einen schönen Wald von Masten auf der Flut sich erheben, dem das Auge kaum bis an sein Ende zu folgen vermag. Die Ufer des Tiger bei Whampoa sind mit Häusern und Dörfern besäet; aber ihre Bevölkerung ist so ungastlich, daß die fremden Schiffe in Whampoa genöthigt sind, ihren Mundvorrath aus Kanton kommen zu lassen. Man darf daher nicht daran denken, an dieser außerdem auch noch durch die Cholera in den Monaten Juli und August unwirthlichen Rhede ans Land zu steigen.

Um sich von Whampoa nach Kanton zu begeben, hat man zwischen zwei engen und tiefen Armen des Tigerstromes zu wählen, die sich fünf Stunden oberhalb Whampoa wieder vereinigen. Wir wählten den kürzesten Arm, trafen aber, indem wir vorwärtssegelten, auf eine so große Menge von Schiffen, die theils vor Anker gegangen, theils unter Segel waren, daß es schwierig war, sich hindurchzuwinden. Trotzdem versuchten wir unsern Weg fortzusetzen, bis ein verfehltes Manoeuvre uns mit reißender Schnelligkeit in die dickste Mitte einer Menge längs dem Ufer liegender kleiner Fahrzeuge warf. Ich fürchtete, wir würden ein Dutzend solcher kleiner schwimmender Häuser, mit den Familien, die auf ihnen lebten, in den Grund segeln; glücklicherweise war aber meine Furcht unbegründet, denn jene Kähne gaben nach, als wären sie von Gummi elasticum, und wichen so gut aus, daß wir bald im Schlamme fest saßen, ohne ein einziges jener Fahrzeuge übersegelt zu haben. Die Strömung hob uns zwar bald wieder; allein wir verließen unser Schlammbett nur, um mitten unter dem Geschrei der ganzen, auf so unangenehme Weise aus ihrer nächtlichen Ruhe aufgeweckten Wasserbevölkerung aufs neue unter Dschonken und Barken aller Art zu gerathen, deren halbnackte Mannschaft eilig herbeikam, um unser, besonders für sie gefährliches Bugspriet abzuhalten. Endlich hatten wir uns glücklich aus diesem Wirrsale herausgezogen und segelten nun auf demselben Wege wieder, auf dem wir gekommen waren, zurück, um den Weg auf dem andern, weniger von Fahrzeugen vollgestopften Arme, der Dschonkenfluß genannt, einzuschlagen. Diesen Namen hat derselbe davon, daß die Kriegsdschonken in ihm vor Anker liegen. Wir schifften mitten durch diese Flotte plumper Fahrzeuge und begaben uns dann in unsere Betten, um einen Augenblick bis zum Anbruche des Tages auszuruhen.

Als ich früh 6 Uhr erwachte, war ich überrascht, gar keine Bewegung mehr zu verspüren, denn ich glaubte, wir müßten noch unter Segel sein. Ein verwirrtes Geräusch, ein ungewohntes Gemurmel fiel jedoch meinem Ohre auf; ich stieg aufs Verdeck, um zu sehen, was es gebe, und siehe da, wir waren schon in Kanton vor Anker gegangen. Mund und Augen blieben mir vor Erstaunen offen stehen, ich drehte mich rechts und links, mich untersuchend, ob ich nicht noch schliefe, denn Das, was ich um mich erblickte, glich auch nicht im geringsten unsern europäischen Anschauungen und Vorstellungen. Wir befanden uns mitten in der Strömung des Flusses; zur Rechten und zur Linken drängten sich in dichten Reihen die Schiffe, welche als Wohnungen dienen, die Wirthshausschiffe, die Lustschiffe aller Art, Mandarinen oder reichen Privatleuten angehörig, endlich die Blumenböte, jene so fein gemalten und so kunstvoll geschnitzten, so schön vergoldeten und so reinlich gehaltenen Tempel des Vergnügens, nach deren raffinirten Freuden das europäische Auge umsonst sich gelüsten läßt, da sie der Chinese sich allein vorbehält.

In den engen Kanälen, die zwischen den verschiedenen Reihen der Schiffe die Stelle der Gassen vertreten, wimmelte es zu Hunderten von Tankas, wie die leichten, kurzen, breiten und runden, dem Personenverkehr dienenden Böte heißen, die hinten mit einem kleinen, in zwei Abtheilungen getrennten Strohdache bedeckt sind, wovon die eine für den Passagier, die andere für die Familie der Schifferin bestimmt ist. Diese leitet den gebrechlichen Nachen mitten unter den hin- und herfahrenden Kähnen, trotz einer sehr starken Strömung und ohne ein Umschlagen in diesem treulosen Gewässer zu befürchten, wo, vermöge des sonderbarsten Vorurtheils, Niemand Einen vom Ertrinken rettet. Nur wenn ein Kind, während die Mutter das Ruder führt, ins Wasser fällt, was häufig vorkommt, wird es gleich herausgefischt, da es an der Oberfläche des Wassers bleibt; denn alle Kinder auf den Schiffen tragen einen hohlen Flaschenkürbis am Halse befestigt, der, wenn sie ins Wasser fallen, sie am Untersinken verhindert, und zugleich, indem er wie eine Boie auf dem Wasser schwimmt, den Ort anzeigt, wo eins im Wasser liegt. Zwei oder drei dieser kleinen Tankas drängten sich um unsere Goelette und ihre Führerinnen wandten all ihre Liebenswürdigkeit gegen Hrn. Durand auf, um unsere Überfahrt ans Land zu erhalten. Allein Hr. Durand war unerbittlich, weil er eine noch jüngere und hübschere Schifferin erwartete, die er schon kannte; und doch waren die, welche uns umgaben, gar nicht übel mit ihren schwarzen glänzenden und wohlgekämmten Haaren, bei denen man nicht begreifen kann, durch welches Kunststück es ihnen gelingt, dieselben hinten am Kopfe in jenen bekannten kunstvollen Knoten zu vereinigen, der gewöhnlich durch einen auf eigenthümliche Weise angebrachten Kamm aus Schildpatt oder Porzellan gehalten wird.

Ich war ganz Auge für Das, was um mich her vorging; kaum, daß ich einen Blick auf die stattlichen Gebäude der europäischen Factoreien warf, die sich stolz mit ihren weißen Säulen und ihren Nationalflaggen weit über die größten Schiffe erheben; meine Neugierde war einzig mit der chinesischen Stadt beschäftigt und wenig von Dem in Anspruch genommen, was mich an Europa erinnerte. Eifrig verfolgte ich mit dem Auge jene großen und schönen Fahrzeuge, welche den majestätischen Fluß auf- und abfuhren, geziert mit vergoldeten Jalousien und einem eleganten Dache, über das zwei lange Stangen mit Papierlaternen, glänzenden Wimpeln und besondern Fähnchen, den Abzeichen eines Mandarinen, hinausragten. Ganz nahe bei uns überließen sich die Bewohner der ersten Reihe der am Ufer befestigten Wohnschiffe ruhig der Besorgung ihrer Morgengeschäfte: die Einen schöpften auf dem kleinen vorn angebrachten Austritte in großen Krügen Wasser, um das ganze schwimmende Haus damit zu waschen; die Andern riefen mit scharfer Stimme den Barbier, der, auf einer Tanka zwischen den Schiffen dahingleitend, seine Schere ertönen ließ, um seine Kunden dadurch herbeizurufen. Die reichen Fenster eines weiterhin befindlichen Blumenboots öffneten sich nach und nach und ließen einen Theil der schönen Tapeten und Kronleuchter sehen, welche das Innere dieser Gemächer der Wollust, in denen das raffinirteste und unmoralischste aller Völker der Erde alle Abende Weiber und Schmausereien sucht, schmücken. Mehre Diener putzten sorgfältig die vergoldeten Geländer und das unzählige Schnitzwerk, welches das Äußere dieser glänzenden Wohnung zierte. Gern hätte ich am Fenster eine der Priesterinnen dieses Tempels der Lust gesehen; allein die Bewohnerinnen dieser schwimmenden Harems sind nur die Nacht und nur für ihre zeitweiligen Gebieter sichtbar. Während ich so meine Augen auf dem Blumenboote schweifen ließ, betrachtete mich seinerseits

ein alter Chinese, die Ellbogen auf das Fenster gestützt, mit nicht minderm Interesse. Noch erinnere ich mich deutlich seiner so ausdrucksvollen zusammengekniffenen Augen, seines sorgfältig um die Wurzel des Zopfschwänzchens rasirten Schädels und der spärlichen grauen Haare seines Schnurrbartes, der sich auf dem Kinn mit einem übermäßig langen Spitzbarte verband.

Endlich war auch Amuna, die erwartete schöne Schifferin unsers Freundes Durand, angekommen, und wir betraten ihr Fahrzeug, um das Gewimmel von Nachen, das uns vom Ufer trennte, zu durchkreuzen. Amuna und ihre Gefährtin, die vorn ruderte, rechtfertigten die gute Meinung, die wir von ihnen hegten: ihre leichte Tanka glitt schmiegsam durch den engsten noch frei gebliebenen Spielraum und vermied geschickt die andern Fahrzeuge, mit denen ein Zusammentreffen wegen der raschen Strömung des Flusses fast unvermeidlich hätte scheinen sollen; dennoch kamen wir wohlbehalten auf einem schönen Kai an, der zu dem großen Factoreiplatze gehörte. Wir ließen unsere Effecten unter Amuna's Obhut und begaben uns unter Hrn. Durand's Führung nach der prachtvollen Wohnung des Hrn. Dent, des ersten englischen Kaufmanns von Kanton. Wir kamen gerade zum Frühstück, und obgleich der Hausherr nicht da war, so nahmen wir doch daran Theil, als ob wir von ihm eingeladen worden wären; denn in diesen fürstlichen Häusern wird die Tafel in gleichem Überflusse und mit gleicher Gastfreundschaft servirt, der Herr mag da sein oder nicht. Von diesem Handelsfürsten begaben wir uns zu einem Kaufmanne portugiesischen Ursprungs, Namens Pereyra, der uns mit der liebenswürdigsten Einfachheit gastlich bei sich aufnahm. Kaum hatten wir uns in unsern Zimmern installirt und unsern zeitherigen Anzug mit einem weißen Jäckchen und einem Strohhute vertauscht, als wir uns auch schon auf den Weg machten, um die Stadt zu besehen und einige Einkäufe zu machen.

Was mir vor allem auffiel, war die geringe Breite der Straßen — das beste Mittel übrigens zum Schutze gegen die übergroße Hitze —, dann die glänzende Anordnung der zur Schau in den Läden aufgestapelten Waaren, endlich ein Lärm und eine immerwährende Bewegung, von der man sich in Europa keine Vorstellung machen kann. In diesem Labyrinthe enger und krummer Straßen, die sich fast alle gleichen, muß man, wenn man mit Mehren geht, im Geschwindschritt Einer hinter dem Andern laufen, sich nicht aus dem Gesicht verlieren und vorzüglich nirgend stehen bleiben; denn bei dem engen Raume, der der Bewegung der Gehenden gelassen ist, und mitten unter einer eiligen Menge, die sich in jeder Richtung durchkreuzt, bringt man, wenn man nur einen Augenblick stillsteht, auf diese Wellen von Gehenden und Kommenden eine Wirkung hervor, ähnlich der, wenn man einen Strom plötzlich staut: die Straße verstopft sich und unfehlbar wird man umgerissen, wenn man sich nicht bei Zeiten auf die Seite begibt, oder wenn man nicht auf der Stelle denselben Lauf wiederbeginnt, den man zuvor eingeschlagen hatte. Dazu nehme man die Schwierigkeit, seinen Blick von all den verschiedenen Läden, an denen man vorbeigeht, hinweg und nur vor sich hin zu wenden: eine Schwierigkeit, die jeder Fremde, dessen Auge durch so viele neue Dinge bezaubert ist, fühlt; und doch kann er, wenn er diese Vorsicht außer Acht läßt, an jeder Ecke gestoßen, beschädigt, verwundet, ja umgeworfen werden von den kräftigen Lastträgern mit großem Strohhute, die, nur mit leichten bis ans Knie gehenden Hosen bekleidet und ein biegsames Bambustück, an dessen beiden Enden die Last befestigt ist, auf der Achsel tragend, ohne anzuhalten, laufen, nur ihr chinesisches „Vorgesehen" mit einer Stimme rufend, die Einem das Trommelfell sprengen könnte.

Jede Straße wird blos von Leuten, die ein und dasselbe Geschäft betreiben, bewohnt: hier haben sich die Eßwaarenhändler niedergelassen und ihre Waaren auf so appetitliche Weise auszustellen gewußt, daß ihre europäischen Collegen sie darum beneiden müßten; weiterhin kündet ein starker Kamphergeruch die Kistler an, welche das kostbare Kampherholz zur Verfertigung der besten Koffer, die man nur finden kann, anwenden; ebenso bewohnen die Kleiderhändler, die Klempner, mit einem Wort alle Handwerker ihren besondern Stadttheil. Endlich kamen wir zu dem der Porzellanläden. Kaum konnte ich, als ich alle die hier ausgelegten Wunder an Gefäßen aller Art, sowie an Tafelservicen erblickte, mich enthalten, Einkäufe über meine Kräfte zu machen. Denn obgleich wir in Europa Schöneres dieser Art haben, so ist dies hier doch weit anders und eigenthümlich, und außerdem ist der Unterschied im Preise außerordentlich zu Gunsten Chinas; das Verhältniß ist ungefähr wie eins zu zehn. Übrigens ist es einem jeden Fremden zu rathen, in Kanton keine Einkäufe ohne einen zuverlässigen und kundigen Führer zu machen; denn ohne einen solchen würde er erstens die großen, von den europäischen Agenten begünstigten chinesischen Kaufleute nicht finden, dann aber auch, trotz des englischen Kauderwälsch, was viele von diesen sprechen, sich nicht verständigen können und deshalb auf alle Weise betrogen und bestohlen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

War Heinrich Pestalozzi ein Ungläubiger? Ein Beitrag zur Würdigung des Religiösen in seinen Bestrebungen, mit besonderer Rücksicht auf die Selbstbiographie von J. Ramsauer, von K. F. C. Burkhart. Leipzig, Hartknoch. 1841. Gr. 8. ⅓ Thlr.

Wie unumwunden auch bekanntlich Pestalozzi selbst das Ungenügende seiner pädagogischen Bestrebungen eingestanden und geradehin die nach seinem Namen bezeichnete Methode als „eine in der Realität gar nicht existirende"*) gestrichen hat: so muß man doch nicht nur von den Selbstgeständnissen, welche der Greis Pestalozzi gleichsam in übersprudelnder Gutmüthigkeit ablegte, Manches in Abzug bringen — denn jene Bekenntnisse datiren sich aus einer sehr trüben Periode seines Lebens, als namentlich die zerrütteten finanziellen Verhältnisse seiner Anstalt ihm seinen Mangel an Fähigkeit zu dirigiren außer allen Zweifel gestellt hatten —, sondern auch darüber wachen, daß an sie nichts angeknüpft werde, was Pestalozzi selbst, wenn man es ihm hätte zuschieben wollen, entschieden zurückgewiesen haben würde. Dahin gehört ohne Zweifel die Verdächtigung Pestalozzi's, deren Ungrund der Verf. der vorliegenden Schrift nachzuweisen sich aufgefodert fühlte. Es gebührt ihm Dank dafür und seine Competenz, für „Vater Pestalozzi, der seinen Mund nicht mehr öffnen und sich vertheidigen kann", in die Schranken zu treten, ist nicht in Zweifel zu ziehen. Denn ein zweimaliger, längerer Aufenthalt in Pestalozzi's Nähe, um daselbst zu lernen und zu lehren, hatte ihm einst Gelegenheit gegeben, die Beobachtungen anzustellen und die Materialien zu sammeln, durch welche er überzeugend die Beschuldigung entkräftet, daß Pestalozzi es versäumt habe, Religion und Bibel zum Fundamente der Bildung zu machen, und dem Vorwurfe begegnet, als habe er alles Heil von der Verstandesbildung erwartet. Und in der That, es kann fast nicht anders kommen, als daß sich gleichsam a priori unserm Apologeten Jeder anschließt, der Pestalozzi wenn auch nur oberflächlich aus seinen Schriften und nach seinen Bestrebungen kennen gelernt hat, weil er es schlechterdings unmöglich und sich selbst widersprechend finden müßte, daß ein Mann, erfüllt von glühender Liebe zur Menschheit und eifrigst bemüht, ihr wahres Wohl in seinem Kreise und nach seinen Kräften zu fördern, gerade das Eine und Erste, das hier Noth thut, hintangesetzt und verschmäht haben sollte, durch Religiosität den Menschen zu erheben und auf diesem Wege ihn zur Tüchtigkeit und Zufriedenheit zu führen.

Man hat Ursache, sich der Anschaulichkeit zu freuen, mit

---

*) Vgl. Pestalozzi, „Meine Lebensschicksale u. s. w." (Leipzig 1826), S. 37, 168 fg.

welcher man durch den Verf. mitten in das Leben der Pestalozzi'schen Anstalt hineingeführt wird und den Gang detaillirt sieht, der, so zu sagen, bei dem Unterbau des Religionsunterrichts eingeschlagen wird, wie ihm z. B. Bibellesen, Benutzung Gellert'scher Lieder, feststehende morgendliche und abendliche Andachtsübungen u. s. w. dienstbar gemacht werden. Nicht ohne innige Rührung wird man die S. 73 fg. mitgetheilte kleine Rede lesen, welche der Verf. Pestalozzi bei der bußtäglichen Hausandacht 1810 halten hörte und sich abschreiben durfte. Überhaupt ist die kleine Schrift reich an Zügen zur Charakteristik Pestalozzi's, von denen einige wenigstens auch hier gern werden gelesen werden.

„Einst", so heißt es S. 8, „reisten zwei junge Lehrer von weiter Ferne her zu Pestalozzi nach Yverdun. Noch waren sie unterwegs in einer großen Stadt. Da hörten sie, Pestalozzi sei hier. Sogleich gingen sie in den ansehnlichen Gasthof, wo er abgestiegen war, und fragten nach ihm. Da sagte ihnen der Wirth mit großer Lebhaftigkeit: „Gehen Sie in jene Straße; begegnen Sie ihm, so werden Sie ihn gleich kennen." Sie trafen und erkannten ihn."

„Als im J. 1814 der König von Preußen nach Neufchatel kam", so erzählt nach S. 29 der von dem Verf. bekämpfte Ramsauer, „war Pestalozzi sehr krank; dennoch sollte ich ihn zum Könige führen, damit er ihm danken könne für seinen Eifer um das Volksschulwesen und daß er so viele Eleven nach Yverdun geschickt hätte. Auf der Hinreise sank Pestalozzi mehremale in Ohnmacht und ich mußte ihn aus dem Wagen heben und in ein Haus bringen; dann wollte ich ihn bewegen zurückzukehren, er aber erwiderte: „Nein, schweig davon, ich muß den König sehen und sollte ich auch darüber sterben. Wenn durch meine Gegenwart beim Königе auch nur ein einziges Kind in Preußen einen bessern Unterricht empfängt, so bin ich reichlich belohnt.""

Der Verf. aber erreicht seinen apologetischen Zweck in der Hauptsache um so vollständiger, je weniger er in Abrede stellt, daß Pestalozzi allerdings auch für positives Christenthum mehr hätte thun können, als er wirklich gethan hat; er sucht ihn hier nicht sowol zu rechtfertigen, als vielmehr zu entschuldigen, indem, wenn er sich in dieser Beziehung von dem Ideale eines christlichen Religionsunterrichts entfernt habe, dies im Zusammenhange mit seinem Hauptprincipe geschehen sei, den Kindern jeden Lehrsatz durch das Bewußtsein intuitiver, an Realverhältnisse angeketteter Erfahrung sich selbst als wahr darstellen zu lassen, in Folge dessen ihm das bloße Bekennen in Religionssachen, ohne tiefe innere Erfahrung oder Überzeugung gefährlich geschienen habe.

Endlich wird man aber dem Verf. auch darin beistimmen müssen, wie er sich die von Ramsauer (in dessen „Selbstbiographie", Oldenburg 1838) erhobene Anklage Pestalozzi's erklärt. „Ramsauer", sagt er, „hat jetzt eine andere Ansicht vom Christenthume gewonnen; es ist ihm das höchste, theuerste Gut, und er trauert, daß er nicht schon bei Pestalozzi zu derselben gelangt ist. Alles Andere, was er durch ihn empfing, ist ihm Thorheit gegen Das, was er jetzt hat. Alle Herrlichkeit in Burgdorf und Yverdun erscheint ihm wie Sünde, und so schwer es ihm sein mag, seinem treuen Lehrer noch im Grabe wehe zu thun, so hält er es für eine fromme Pflicht, laut zu sagen: daß Pestalozzi nicht ein Lehrer zum rechten Heile, sondern zu einem Scheinglück sei." Treffend bemerkt der Verf., daß, so ehrend es für Ramsauer sei, in seiner Biographie hinsichtlich seines frühern religiösen Indifferentismus aufrichtige Geständnisse gethan zu haben, ihm doch immer noch fehle, daß er die größere Schuld in sich selbst suche und nicht Pestalozzi und seine Umgebungen, sondern sich selbst anklage, die Stimme des Herrn nicht gehört, die Bibel, die in Yverdun nicht verschlossen, sondern aufgeschlagen war, nicht gelesen und daraus eine ihm befriedigende Glaubensansicht gewonnen zu haben.

45.

Literarische Notizen.

Über ein Werk von A. Widalin: „Le souverain ou l'esprit des institutions", berichtet ein französisches Journal mit folgenden Worten: „Dieses Buch, einer neuen Gattung angehörig, gleicht durchaus nicht den Werken, welche uns Filangieri, Beccaria u. A. hinterlassen haben, noch den philosophischen Studien der französischen Publicisten des 18. Jahrhunderts. Der Verf. ist ein Kind seiner Zeit und hat für sein Land geschrieben. Der Zweck dieses Werks ist die Lösung des großen Problems, welches die modernen Gesellschaften bewegt: die Allianz der Autorität mit der Freiheit. Es ist zu gleicher Zeit ein Buch der Philosophie, der Gelehrsamkeit, der Emancipation. Der Plan geht ins Große; und wenn man einerseits die Auffassung und das Talent der Ausführung in gewissen Partien loben muß, so wäre es andererseits ebenso leicht, Schwächen und Unvollkommenheiten unter andern Gesichtspunkten darin aufzufinden. Aber ungeachtet der Lücken, Irrthümer und gewagter Voraussetzungen gehört dies Buch doch zur Zahl derjenigen, welche ihrem Verf. einen gerechten Anspruch auf politische und literarische Bedeutsamkeit zusichern. Die Thatsachen schöpft er aus dem unendlichen Völkerleben selbst; die Precedentien aus den Archiven aller Senate, aller Kanzeleien, aller berathenden Versammlungen; die Beweise aus den blutigen und unheilbaren Unfällen, welche aus der Verachtung der Autorität und der öffentlichen Rechte hervorgehen. Der Regent wird von der Wiege an bis zu seinem Grabe geschildert, durch alle politischen, moralischen und religiösen Institutionen hindurch, welche die Herrschaft seiner Vorgänger dauerhaft machten, aber dem Glanz oder der Dauer der seinigen fehlen. Die Vorschriften der gouvernementalen Politik werden noch eindringlicher durch die Contraste: bald erscheint die verehrungswürdige Gestalt des letzten Königs von Preußen, wie er für eine unmoralische Handlung das Beförderungspatent des Barons von T..., eines brandenburgischen Edeln, zum Escadronchef seiner Gardehusaren streicht; bald wird an Friedrich VI. erinnert, der schon 1808 in Dänemark den Negerhandel verbot; bald wird der Antwort jenes russischen Staatsraths Erwähnung gethan, der vom Kaiser Nikolaus beauftragt war, über die Magistrate seines Reichs, welche der Käuflichkeit schuldig waren, Bericht zu erstatten, und seinen Bericht in dem einen Worte „Alle!" zusammenfaßte. Reich an Materialien und Überblicken, beginnt das Werk mit einer Vergleichung der alten und modernen Staatseinrichtungen, des Zorngerichts der Hebräer, der schwedischen Stände, der pacta conventa, der Justiza, der goldenen Bulle, der englischen Gemeinden, der Generalstaaten Frankreichs. Er untersucht ferner die Erziehung des Herrschers, seine Mündigkeit, seine Vermählung, sein Recht über Krieg und Frieden, seine Dictatur, den öffentlichen Geist, die Politik des Staatsoberhaupts gegen die unter seinen Scepter vereinigten Völker u. s. w. Ferner das religiöse System in den alten und neuen Verwaltungen, den Cultus in seinen Beziehungen zur Staatsverwaltung, die Verantwortlichkeit der Minister in dem englischen Parlamente und den französischen Kammern, den Verlust des Thronrechts, die Abdankung von der königlichen Würde und den Tod des Herrschers."

Von Alex. de Lavergne erschien: „La pension bourgeoise"; „La marquise de Contades" in zwei Bänden; von Jules Sandeau, Verf. der „Marianna": „Le docteur Herbeau"; von Victor de la Prade: „Psyché", ein Gedicht; von Emil Marco de St.-Hilaire: „Souvenirs intimes de l'empire"; vom Grafen F. de Champagny: „Les Césars" (2 Bde); von Saint-Maurice: „Pahlen ou une nuit de Saint-Pétersbourg" (2 Bde.), worin der Tod Pauls I. und die Verschwörung, welche ihm die Krone raubte, romantisch behandelt und manche interessante neue Details verarbeitet sind.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 349. —— 15. December 1841.

Sechs Tage in Kanton.

(Fortsetzung aus Nr. 348.)

Nachdem wir unsere Runde beendigt, kamen wir wieder auf den Factoreiplatz zurück, wo uns die kleinen tragbaren Etablissements der Haar- und Bartkünstler auffielen, die ohne Unterlaß damit beschäftigt sind, Köpfe und Bärte zu rasiren, oder die langen Zöpfe zu flechten, welche den unentbehrlichen Schmuck der Chinesen ausmachen. Auf diesen Platz münden die beiden schönen Gassen, China Street und New China Street von den Engländern genannt, beide parallel laufend und ausgezeichnet durch ihre für Kanton ungewöhnliche Breite, ihr schönes Pflaster und den außerordentlichen Luxus ihrer Magazine für Ringe, Elfenbein- und Rohrwaaren, Seidenzeuche, Goldschmiedswaaren und Malereien. Beide Gassen sind fast ganz bedeckt und gleichen sehr den pariser Passagen. Vorzüglich hier sieht man jene mit den lebhaftesten Farben gemalten chinesischen Aushängeschilder, aus langen Bretern bestehend, die, perpendiculair an der Mauer zu beiden Seiten des Ladens aufgestellt und auf beiden Seiten bemalt, mit goldenen Buchstaben auf rothem, weißem oder himmelblauem Grund den Inhalt des Ladens, sowie den Namen des Eigenthümers, der außerdem auf einem eleganten Schilde auf Englisch angegeben ist, anzeigen. Transparente Laternen mit lebhaften und mannichfaltigen Malereien sind über jeder Thüre angebracht.

Was nun das Innere dieser Läden anbetrifft, die man von außen nur durch ein aus den zartesten Arabesken gebildetes und mit ausgesuchter Kunst gemaltes oder vergoldetes Gitter sieht, so ist nichts im Stande, eine richtige Vorstellung davon zu geben. Von oben erleuchtet, erhalten sie, in Folge des verschwenderisch angebrachten Schnitzwerks und der Menge vergoldeter Reliefs von allen Formen, nur ein gedämpftes Licht. Besteht der Handelsartikel in lackirten Waaren, so hat der erste Anblick etwas Blendendes. Anfangs vermag man gar nichts zu unterscheiden: jene Goldmalereien in verschiedenen Nuancen, jene Perlmutter von allen Farben, jene Lackmalereien von den tiefsten und doch mannichfaltigsten Farbentönen scheinen die Stickereien des Teppichs eines Feenpalastes; und fängt das Auge die Formen erst genauer zu betrachten an, so weiß es nicht, wo es seinen Blick festhalten soll: prächtige Tische, Wandschirme, Schachteln und Büchsen von allen Größen und Gestalten fesseln den Blick.

So kehrten wir, den Kopf ganz betäubt, von all dem Ungewöhnlichen und Neuen, das wir gesehen hatten, zu unserm Gastfreund zurück, gerade zur Hauptmahlzeit kommend, die um sechs Uhr Abends stattfand. Bei ihr interessirte mich am meisten der Haufe chinesischer Diener, die uns bei Tafel bedienten. Alle waren jung und flink; man mußte sehen, wie sie ihre schiefen Augen auf den Gast, hinter dem sie sich befanden, gerichtet hielten und, sein geringstes Bedürfniß errathend, es zu befriedigen eilten, während ihr langer Zopf bei jedem Schritte ihnen nachwackelte. Ich begann mich an ihre einfache und bequeme Tracht, an ihre feingestickten Schuhe zu gewöhnen, die, obgleich sie eine Sohle von anderthalb Zoll Dicke hatten, doch nicht plump schienen; in ihren schmalen Augen fand ich einen vorzüglich ausgesprochenen Ausdruck von Pfiffigkeit und Gutmüthigkeit; ihr unendlich langer Kopfschwanz endlich, der von dem völlig glatt rasirten Schädel herabfiel und sich in einer seidenen Eichel endigte, schien mit vieler Grazie an die Beine zu schlagen, die sehr sauber in weiße Binden gehüllt waren, welche am Knie unter ein paar weiten Beinkleidern von gleicher Farbe befestigt waren. Unter diesen jungen Chinesen gab es welche, die für recht hübsch gelten konnten.

Bei den Einkäufen an Thee, die wir den folgenden Tag machten, glaube ich erwähnen zu müssen, daß allgemein, von den Chinesen wie den Engländern, in Kanton dem schwarzen Thee, dem Souchong, der überdies auch wohlfeiler als der Peko ist, der Vorzug vor dem grünen gegeben wird. Sehr viel Interesse gewährte mir der Besuch der Werkstätte, wo Chinesen europäische Kupferstiche und Gemälde aufs genauste zu copiren beschäftigt waren. Überhaupt haben die Chinesen in merkwürdigem Grade die Gabe der Nachahmung, und einige chinesische Maler, die bei einem ausgezeichneten englischen Künstler in Macao Unterricht genommen, malen Ölportraits in natürlicher Größe, die unsere europäischen Maler überraschen würden. Eigentliche Künstler gibt es übrigens zu Kanton nur wenige unter ihnen, und man kann wol behaupten, daß, mit Ausnahme des berühmten Lamequa, die andern nur zu Fertigung von Copien, die zwar genau, aber zu geleckt sind, sowie von Zeichnungen auf Reispapier taugen, welche in fleißiger Ausführung die Trachten und Scenen des Landes darstellen und mit denen die Reisenden nie ihre Albums auszuschmücken verfehlen. Zu dieser Arbeit wenden die Chinesen Wasserfarben an. Es gehört übrigens viel Geduld dazu, um auf dem Reispapiere zu arbeiten, da es sich bei jedem Pinselstriche aufbläht; dafür gibt aber auch die sammtartige Oberfläche dieses Papiers den Figuren und den Costumen einen ausgezeichneten Grad von Feinheit und Zartheit.

Unser Begleiter Durand führte uns ferner auch noch, ziemlich weit, zu einem Curiositätenhändler, dessen prächtiges Magazin viele europäische Liebhaber in Erstaunen setzen würde. Um dahin zu gelangen, mußten wir durch die Gasse, welche die Engländer Physic-Street benannt haben, die belebteste und malerischste in der eigentlichen chinesischen Stadt, denn New China Street und China Street haben schon etwas Europäisches in ihrer Bauart. Den Namen Physic Street hat jene Gasse deswegen erhalten, weil alle Apothekerläden sich darin befinden. Sie gewährt einen allerliebsten Anblick, besonders durch die Menge und Mannichfaltigkeit ihrer in allen Farben gemalten Aushängeschilder. Wenn die Sonne durch die ausgespannten Tücher, die sie stellenweise bedecken, sie beleuchtet und ihre Strahlen auf den Waaren, welche die chinesischen Droguenhändler aufs glänzendste ausgelegt haben, tausendfältig sich brechen und spielen, so wüßte ich diese Gasse nur mit einer

Theaterdecoration zu vergleichen. Die großen senkrecht aufgestellten bunten Aushängeschilder, die, von beiden Seiten sichtbar, vom Pflaster bis über die Thüren reichen, gleichen, wenn man die Gasse der Länge nach betrachtet, vollkommen einer Reihe Coulissen, und die Bewegung der Verkehrenden scheint auf einer engen, aber unendlich langen Bühne stattzufinden, welche die mannichfaltigsten und eigenthümlichsten Decorationen in unendlicher Reihenfolge bietet.

Unser Begleiter machte uns hier auf eine sonderbare Erscheinung aufmerksam. Oft waren wir auf unserm Wege durch ein eigenthümliches Geklapper betäubt worden, das von chinesischen Männern, Weibern und Kindern, denen wir auf jedem Schritt in den Läden oder an den Thüren begegneten, durch das Zusammenschlagen von zwei Stücken harten Holzes hervorgebracht wurde: eine Manipulation, die die Gassen mit einem scharfen und unangenehmen Getön erfüllte. Ich verwunderte mich über die Geduld, mit welcher ein Kaufmann, seine Pfeife fortrauchend, ruhig am Zahltische blieb, während eine alte Frau ihre verwünschten Holzstücke unter seiner Nase ertönen ließ. „Diese Frau — erklärte uns Hr. Durand — ist eine Bettlerin, welche um ein Almosen bittet, und es ist ein wohlerworbenes Recht dieser Leute, ohne Weiteres die Thürschwelle betreten zu dürfen, um ihre höllische Musik hören zu lassen. Gibt der Besitzer des Hauses oder Ladens etwas, so ist der Lärm am Ende und der Ruhestörer geht weiter; bleibt man aber taub, so verdoppelt sich der Lärm und der zudringliche Bittsteller tritt nach und nach immer weiter herein, bis er sich endlich unmittelbar bei seinem Opfer niedergelassen hat, worauf der Streit entweder nur mit der Ermüdung des Peinigers, oder doch mit einem Act gezwungener Mildthätigkeit von Seiten des Gepeinigten endigt, der es endlich nicht mehr auszuhalten vermag und sich für ein kleines Geldstück einige Augenblicke Ruhe erkauft. Man muß Chinese sein, um diesen Gebrauch erträglich zu finden."

Endlich traten wir in das Magazin des Curiositätenhändlers, das aus zwei Sälen bestand, die mittels im Dach angebrachter Fenster das Licht erhielten. Hier sahen wir eine Menge alter und merkwürdiger Gegenstände in Achat, Jaspis, Porzellan, Bambuwurzel, Kupfer und Bronze, Elfenbein, Malereien u. s. w. Auf dem Fußboden standen seltsam geformte Stücken schwarzer Felsen, welche Wasserfälle oder Springbrunnen darstellten. Unter andern Gegenständen, deren Preise sämmtlich ganz außerordentlich hoch waren, bemerkte ich ein bronzenes Kohlbecken oder Räucherpfanne von der ausgesuchtesten Arbeit. Zwei Drachen dienten als Henkel des Deckels und die Zeichen des Thierkreises fanden sich ringsherum auf der Außenseite des Gefäßes, mitten unter den mit der größten Zartheit ausgeführten Reliefs ausgeschnitten. Die schönsten derartigen plastischen Arbeiten des griechischen und römischen Alterthums können nicht vorzüglicher sein als die eben erwähnte. Außerdem gab es auch Jaspis- und Achatvasen, die von den ersten chinesischen Kaisern herkommen sollten und deren Preis man uns gar nicht sagen wollte. Als wir in den Kaufmann drangen, denselben uns mitzutheilen, schüttelte er mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: Ihr seid Profane, die so Schönes gar nicht zu würdigen wissen. Ich wollte einige Kleinigkeiten, sehr kleine und einfache Petschafte aus Jaspis kaufen; aber der Preis war ganz übermäßig, und ich wußte, daß der Antiquitätenhändler nicht mit sich handeln ließ, denn Hr. Prinsep aus Kalkutta, der damals in Macao war, hatte bei ihm für mehr als 100 Gurden gekauft, ohne einen Heller abhandeln zu können.

Von diesem Gange zurückgekehrt, fanden wir einen jungen Engländer, Namens Morrison, bei uns, der — eine seltene Sache bei den Engländern — vollkommen Chinesisch sprach. Er war gekommen, um uns zu einer chinesischen theatralischen Vorstellung abzuholen, die gerade an diesem Tage gegeben wurde. Wir machten uns sogleich, neun an der Zahl, auf. Morrison, der den Gassenknäuel von Kanton vollkommen kannte, stellte sich an die Spitze unsers Zugs, den wir in einer langen Reihe bildeten, indem Einer hinter dem Andern lief und seinen Vordermann, so zu sagen, am Rockzipfel hielt, um ihn nicht in dem Labyrinthe enger und mit Menschen angefüllter Gäßchen, die wir durchrannten, zu verlieren. So kamen wir bis in die entferntesten Stadttheile, wo unsere Gegenwart eine ganz ungewöhnliche Wirkung hervorzubringen schien. Chinesische Polizeidiener, verwundert und argwöhnisch, einen Europäer in aller Eile in der Richtung nach den Stadtthoren, die ihnen verboten sind, laufen zu sehen,' kamen mit zorniger Miene, ihren Schirm in der Hand, herbei, um mit Morrison zu reden, der aber gar nicht that, als bemerkte er sie, und seines Weges fortlief. Es war spät und wir ohne Waffen, d. h. Stöcke, der einzigen erlaubten Waffe, und einige zwanzig Chinesen hätten uns in den engen und finstern Gassen aufs leichteste mit ihren Bambu niederschlagen können, ohne daß es uns möglich gewesen wäre, uns zu vertheidigen. Wäre einer der Unserigen zurückgeblieben, so konnte er auf eine der unangenehmsten Nächte, die er je verbracht, rechnen. Gemishandelt, bestohlen, verhöhnt, würde er die größte Mühe gehabt haben, sich nach den Factoreien zurückzufinden. Endlich öffnete unser Führer Morrison eine Thür und stürzte sich in einen einsamen Gang, wo wir keuchend und die chinesischen Komödianten verwünschend eintraten. Am Ende des Ganges entdeckten wir einen großen mit von Zuschauern angefüllten Gerüsten umgebenen Hof, und im Hintergrunde, in der Höhe wie die Zuschauerplätze, eine Bühne, auf der die Schauspieler eben daran waren, ihre Rollen zum Besten zu geben. Der Fluß und seine zahllosen Fahrzeuge bildeten den äußersten Saum des Gemäldes. Durch die Masse, welche den das Parterre bildenden Hof erfüllte, hindurchzudringen, wäre ein unmögliches Unternehmen gewesen. Glücklicherweise gelang es uns, Dank der Beredtsamkeit Morrison's, in ein Haus zu treten und durch dasselbe, nachdem ein Jeder eine halbe Gurde bezahlt, auf eines der erwähnten Gerüste zu kommen, das sich in gleicher Höhe mit dem ersten Stockwerke des Hauses befand. Wir fanden daselbst mehre Bänke, stufenweis hintereinander erhöht, und nahmen die höchste derselben ein, um das Ganze des Schauspiels besser zu überblicken.

Die Anordnung des Theaters war ungefähr folgende: ein mehr langer als breiter eingeschlossener Raum war auf seinen langen Seiten durch zwei auf Pfählen ruhende, mit Matten bedeckte Galerien eingefaßt, auf welchen die zahlreichen Zuschauer saßen; die Bühne, ebenfalls auf Pfeilern ruhend und mit bunter Leinwand bedeckt, war auf einer der schmalen Seiten des länglichen Vierecks am Ufer des Flusses hin angebracht; eine Mauer, die das Haus, durch das wir eingetreten waren, mit dem gegenüberliegenden verband, vollendete, nur eine Thür für das Volk, das umsonst ins Parterre ging, lassend, die Einschließung des Theaterraums.

(Die Fortsetzung folgt.)

Life and literary remains of *L. E. L.* By *Laman Blanchard.* Zwei Bände. London *1841.*

In Deutschland scheint es zu den Gewohnheiten, wenn nicht zu den geheimen Statuten einer kritisirenden Phalanx zu gehören, jedes in den Schriftstellerkreis eintretende Individuum, sei es Männlein oder Fräulein, mit ungünstigem Auge zu betrachten und mit scharfen Worten anzureden. In England handelt eine andere Phalanx ritterlicher. Jedes Fräulein heißt sie freundlich willkommen, und nur wenn das Fräulein anmaßend oder zudringlich wird, verwandelt sich die Freundlichkeit in Ernst, die Aufmunterung in Verweis. Auch Miß Landon, Letitia Eliza Landon, später vermählte Maclean, am bekanntesten unter den Anfangsbuchstaben ihres Mädchennamens L. E. L., erfuhr ersteres und gab zu letzterm keine Veranlassung. Ältestes Kind John Landon's, Compagnons in einem londoner Armeeagenturgeschäfte, und Enkelin John Landon's, Rectors zu Tedstone in Herefordshire, wurde sie in dem londoner Stadttheile Chelsea am 14. Aug. 1802 geboren und hier, kaum

sechs Jahre alt, in dieselbe Schule geschickt, wo vor ihr Miß Mitford und Lady Caroline Lamb Unterricht erhalten. „Das kleine kluge Kind“, wie die Vorsteherin sie nannte, machte nur die einzige charakteristische Noth, daß sie beim Spazierengehen nicht in Reih und Glied blieb. Ein Umzug der Familie brachte das geistig und körperlich lebhafte Mädchen in ein anderes Schulinstitut, dessen erste Lehrerin sich brieflich folgendermaßen über sie äußert: „Sehr oft in meinen Lectionsstunden habe ich von ihr gelernt. Das außerordentliche Gedächtniß und Talent der Schülerin ließ die geringen Fähigkeiten der Lehrerin bald weit hinter sich zurück. Jede in einem Lehramte stehende Person würde wahrscheinlich gelächelt haben, wenn sie uns zugehört. So oft ich Letitia etwas fragte, mochte es aus der Geschichte, Geographie, Grammatik, aus Plutarch's Leben oder aus sonst einem Buche sein, das wir gelesen, konnte ich der Richtigkeit ihrer Antworten ziemlich gewiß sein. Aber ich war meiner Sache nicht immer gewiß, und weil ich natürlich mein mangelhaftes Wissen von ihr nicht entdeckt sehen wollte, begann ich ein Examen ungefähr so: ‚Du bist deiner Sache ganz gewiß?‘ ‚O ja, ganz.‘ ‚Bist du vollständig überzeugt, daß du Recht hast?‘ ‚Vollständig.‘ ‚Nun gut, damit keins von uns Beiden irre, geh und hole das Buch, wir wollen nachsehen.‘ Ich erinnere mich nicht, daß sie je Unrecht gehabt hätte. . . . Obgleich noch so jung, unterhielt sie manchen Abend einen und zwei Stunden lang Vater und Mutter, indem sie ihnen von dem Luftschlössern erzählte, die sie den Tag über gebaut. Und wenn sie bei günstiger Witterung in den Garten ging und zur Begleitung einen langen Stock mitnahm, den sie ihren Meßstock nannte, und man sie fragte: wozu das? antwortete sie: bitte, redet nicht mit mir — ich habe einen so wunderherrlichen Gedanken im Kopfe. Und dann eilte sie fort, immer mit sich selbst sprechend. In ihrem Innern war eine kleine, seligmachende Welt, und schon damals strebte der Genius seiner spätern Entwickelung zu.“

Jenen Heißhunger nach Büchern, der mindestens thätige Geisteskraft andeutet, besaß sie frühzeitig in hohem Grade; 150 Bände Gedichte und Novellen in der Cooke'schen Gesammtausgabe waren nur ein verstohlener Genuß nach der ernsten verstatteten Lecture. Am liebsten las sie Plutarch, und die rauhe Selbstüberwindung der Lacedämonier, dem weichlichen Sybaritismus gegenüber, machte auf sie einen so starken Eindruck, daß sie ihren jüngern Bruder nachdrücklicher nicht zu schelten wußte, als indem sie ihn einen Sybariten nannte. Sobald sie zur Jungfrau reifte, zeigte sich die entschiedene Richtung ihrer künftigen Geistesthätigkeit. „Von dem Tage an“, heißt es in vorliegendem Werke, „wo Aufgaben und Lectionen zu Ende gingen, wählten sich ihre Studien einen eigenen Weg und entwickelte sich ihr Geschmack für Poesie und Romantik, die nunmehr, gleichviel ob sie schlief oder wachte, alle ihre Visionen färbten. Feder und Tinte traten an die Stelle der Schiefertafel, auf Gekritzel folgte regelrechtes Schreiben, und deutliche Gestalten verdrängten die Phantasien, die bisher weder Form noch Körper gehabt. Es war natürlich, daß der ersten Freude über einen älterlichen Kuß oder über ein zufriedenes Kopfstreicheln, der entzückenden Aneiferung durch ein gelegentliches: ‚nicht so übel‘, oder wol gar: ‚recht gut, recht sehr gut‘, aus dem Munde eines gewonnenen Gönners, der Gedanke des Herausgebens und ein Durst nach Ruhm folgten.“

Jerdan, damals Redacteur der „Literary gazette“, eines nur eben entstandenen Journals, bekam einige novellistische Fragmente und zwei oder drei kleine Lieder von Miß Landon zu sehen und ertheilte ihnen seinen Beifall. Das ermuthigte das junge Mädchen zu Abfassung eines längern romantischen Gedichts: „Fate of Adelaide“, das 1820 im Druck erschien. Unmittelbar darauf begann die Verfasserin für die „Literary gazette“ eine Reihe von Beiträgen, die sie L. E. L. unterzeichnete und die den Ruf der Dichterin begründeten. Woche auf Woche lieferte sie Gedichte, die mit der gewöhnlichen Journalpoesie so wenig gemein hatten und eine so fruchtbare Einbildungskraft verriethen, daß eine allgemeine Neugier rege wurde, wer die Verfasserin sei. Wiederholten Anfragen zu begegnen, machte der Redacteur bekannt, es sei „eine Dame, die noch nicht zwanzig“, und die Gunst des lesenden Publicums wurde dadurch keineswegs gemindert.

Obgleich Miß Landon von Natur heitern Gemüths und nur ausnahmsweise in sich gekehrt war, trugen doch schon ihre ersten Dichtungen fast immer eine trübe, dunkle Farbe. Ihre Klagen und Schmerzen waren demnach zum größten Theile eingebildet. Dafür zeugt unter Anderm ein von Blanchard aufgenommener Brief an ihre Mutter. „Ich liebe meine Tante mehr und mehr“, schreibt die Tochter, „nichts konnte mir angenehmer sein als mein Besuch in Castle-End, und ich wünschte blos, Sie wären an einem ebenso hübschen Orte.“ Nach einigen lustigen Bemerkungen bittet sie ihre Freundinnen, ihr zu schreiben. „Ein Brief ist etwas so Wonniges; er macht mich drei Tage lang ganz glücklich.“ Dann schließt sie ein Gedicht bei, das sie „gestern Abend gefertigt“, und in welchem Stellen vorkommen wie diese:

> When I remember I am quite alone,
> That all I loved most fondly — all are gone.
> To you that deepest sorrow is unknown,
> But cold to me that smile that meets my own.

Muß man sich daher auch freuen, daß die unzähligen, von Miß Landon auf ihrer dichterischen Laufbahn ausgeströmten „Lebewohl“ nicht aus wirklich empfundenem Trennungsschmerz hervorgegangen sind, so ist es doch auf der andern Seite beinahe ärgerlich zu wissen, daß fast alle jene schönen dichterischen Gefühle und Empfindungen — poetische Floskeln sind.

Nach einer großen Menge, der Unsterblichkeit Gefahr drohenden Poesien erschien 1824 das Gedicht: „Improvisatrice“, unstreitig eines der schönsten und interessantesten, dessen Fehler einzig Folgen der Jugend, der Unerfahrenheit und müheloser Composition sind, dessen Gegenstand aber sich durch und durch für eine L. E. L. eignete, deren gesammte Dichtungen dem genus Improvisation angehören. Dasselbe gilt von dem, 1825 veröffentlichten „Troubadour“, der übrigens den Ruf der Dichterin fest genug stellte, sie zur „Löwin“ der vornehmen londoner Gesellschaft und mit den literarischen Geistern ihrer Zeit, namentlich der weiblichen Linie, einer Mitford, Hemans, Jewsbury u. A. persönlich bekannt zu machen. Keiner von den angegebenen Mängeln erschienen bis 1829 das „Golden violet, with tales of chivalry and romance“, „The venetian bracelet“ und „The lost Pleiad“. Mit einem prosaischen Werke größern Umfangs trat die Dichterin zuerst 1831 in „Romance and reality“ auf. In den nächsten zwei oder drei Jahren lieferte sie: „Francesca Carrara“, „Ethel Churchill“ und einen Band Erzählungen für die Jugend, ohne deshalb ihre journalistischen Beiträge einzustellen, die im Gegentheile „kaum zu zählen“ sind.

Über Miß Landon's Persönlichkeit im J. 1830, wo sie in einem londoner boarding-house als Kostgängerin wohnte, läßt ihr Biograph sich folgendermaßen aus: „Wer sie damals sah, wie sie gern ein kleines, ruhiges Tänzchen machte, was er gern that, oder wie sie, was ihr noch lieber, bequem in einer Ecke des Zimmers saß, wo eben eine kleine lebhafte Unterhaltung stattfand, der konnte nicht füglich an ihr einen Zug jener Sentimentalität entdecken, die ihr damals allgemein irrigerweise beigelegt wurde. Lauschte er nun aber, so hörte er sie von einem Gegenstande auf den andern überspringen, jeden mit einem nie bös gemeinten, oft brillanten Witze erleuchten, Citate einstreuen, dicht wie Hagel, Ansichten äußern, wild wie Sturmwind, keiner Beweisführung Stand halten und sich nachgerade athemlos reden. Dabei vernahm er wahrscheinlich von ihren Lippen manchen scharfen und spitzen Satz und unstreitig das Witzigste, was gesprochen wurde, mochte zugegen sein, wer da wollte. Sie würde ihn überrascht, ihm gefallen, er aber in ihr nicht die Heldin des Gesangs gefunden haben, die er sich gedacht. Sie würde ihm jünger vorgekommen sein, als sie wirk-

lich war, und für den Eindruck, den ihr lebendiges Wesen, ihr sprechendes Auge und ihre leichte, elegante Figur auf ihn gemacht, würde er das bezeichnende Wort in dem unwillkürlichen Ausrufe des Ettrick-Schäfers erkannt haben, als dieser ein oder zwei Jahre später ihr vorgestellt wurde, ihr, deren romantische Gebilde ihn oft auf seinen rauhen Bergen entzückt. „Hey!' sagte er, ,but I dinna think ye'd been sae bonnie' (Ei, hätt' ich doch nicht geglaubt, daß Sie so hübsch wären), und dabei stierte er sie an mit aller Eindringlichkeit eines Dichterauges. Statt einer detaillirten Beschreibung von L. E. Landon's Persönlichkeit könnte dieser Ausruf einigermaßen andeuten, daß sie um Vieles hübscher war, als das Gerücht sie zu jener Zeit sein ließ; doch hat sie wol auch nie besser ausgesehen als gerade damals. Ihr freier Gang und das Nachlässige ihrer Bewegungen konnte vermuthen lassen, daß die weibliche Leidenschaft für Putz ihr fremd sei. Doch besaß sie davon ihr geziemendes Theil und verschmähte die Hülfe äußern Schmuckes nicht, dafern er einfach war und gut kleidete. Ihr Haar war dunkelbraun, sehr weich und glänzend und stets geschmackvoll geordnet; ihre Figur, wie bemerkt, leicht, aber wohlgebildet und graziös; ihr Fuß klein, noch kleiner ihre Hand, dabei makellos weiß und fein geschnitten, ihre Finger wahrhafte Feenfinger und ihre Ohren merkwürdig klein. Ihr in allen Einzelnheiten nicht regelmäßiges Gesicht machte der Ausdruck schön; jeder Gedankenblitz, jeder Gefühlswechsel gleitete darüber hin, wenn sie sprach, und besonders, wenn sie ernsthaft sprach. Die Stirn war nicht hoch, aber breit und voll; die Augen hatten keinen überwältigenden Glanz, aber durch ihre ausnehmende Sanftheit leuchtete das klare Verstandeslicht. Auch der Mund hatte sein Charakteristisches. Neben der wunderherrlichen Fähigkeit, Perlen der Phantasie und Diamanten des Witzes auszuströmen, verstand er zu spotten, zu zürnen und stolz zu sein. Dann wußte er wieder ungezwungen zu lächeln oder so kurz, schnell und melodisch zu lachen, daß, selbst ihre Bonmots und Aphorismen nicht ausgenommen, man nichts Köstlicheres von ihr hören konnte....."

In der Unbefangenheit von Miß Landon's Benehmen findet ihr Biograph einen Hauptgrund des häßlichen Geredes, das eine Zeit lang ihren Ruf beschmuzte. Ehe sie in die Zwanzig eingetreten, wurde sie eines zu vertrauten Umgangs mit Jerdan, dem erwähnten Redacteur der „Literary gazette", beschuldigt. Blanchard hat dem Gerücht widersprochen. Widerlegt hat er es nach Ref. Ansicht um deswillen nicht, weil seine Argumentation gerade da am schwächsten ist, wo sie am stärksten sein sollte, in Betreff einer von beiden Betheiligten allein gemachten Reise. Dies war die erste Veranlassung des übeln Gerüchts, und leider fehlte es weder an einer zweiten, noch an einer dritten. Blanchard möge indessen Recht haben.

Im J. 1836 knüpfte sich zwischen Miß Landon und George Maclean, Neffe des Generallieutenant Sir John Maclean und Gouverneur von Sierra Leone, eine zum Altar führende Bekanntschaft. Die Vermählung wurde am 7. Juni 1838 vollzogen und nach der in England üblichen Sitte, „die Braut wegzugeben", that dies ihr mehrjähriger Freund, Sir Eduard Lytton Bulwer. Unmittelbar darauf schiffte sich das Ehepaar nach der afrikanischen Küste ein und landete wohlbehalten in Cape Coast Castle. Mangel an Dienerschaft, Entbehrung manches gewohnten Comfort und besonders die Kränklichkeit ihres Gemahls wären allein hinreichend gewesen, der jungen Frau den Aufenthalt zu trüben. Ihr Zusammentreffen mit einer Person, deren Kinder Maclean Vater nannten und die wenig Lust verrieth, der rechtmäßigen Gattin zu weichen, mußte Letztere schmerzlich berühren. Dennoch athmeten ihre, nach England geschriebenen Briefe Heiterkeit und sprachen von der „Hoffnung des Besserwerdens". Um so überraschender kam die Nachricht ihres am 15. October erfolgten Todes, und die begleitende Gewißheit, daß sie an Gift gestorben, ließ zweifeln, ob sie selbst oder eine fremde Hand ihr den Trank gemischt. Zeitungsleser erinnern sich, daß die Jury hierüber nichts entschied, zugleich aber auch, daß die Untersuchung keineswegs eine gründliche gewesen sein soll. Nicht mit Unrecht stand daher vom Biographen der Entschlafenen zu erwarten, daß, wenn er die zweifelhafte Frage nicht vollständig zu lösen vermöge, er wenigstens nach Möglichkeit sie der Lösung näher rücken werde. Diese Erwartung wurde auch von Blanchard's Werke in England allgemein gehegt. Er hat sie dadurch getäuscht, daß er nur bereits Bekanntes mittheilt und seinen eigenen Glauben — für sich behält. Selbst einige Zeilen, die er, als von der Dichterin kurz vor ihrem Tode niedergeschrieben, unter den in das Buch aufgenommenen Fragmenten gibt und die als solche Bedeutung haben können, läßt er ohne Commentar. Sie sind folgende:

Faith ill-requited.

I feel the presence of my own despair,
It darkens round me palpable and vast.
I gave my heart unconsciously; it filled
With love as flowers are filled with early dew,
And with the light of morning.

If he be false! He appeared so true!
Can there be any further truth in life,
When falsehood wears such seeming?

Außer solchen Fragmenten besteht der gesammte veröffentlichte literarische Nachlaß in einem großen dramatischen Gedichte: „Castruccio Castrucani", einem andern Gedichte: „Die weibliche Bildergalerie", und einer ziemlichen Zahl Gedichte vermischten Inhalts. 74.

Literarische Notizen.

Professor Antonio Marsand, dem man die berühmte Ausgabe der „Rime" des Petrarca verdankt, hat unter dem Titel: „Canzone di *F. Petrarca* a laude di Nostra Signora, con alcuni sposizioni e considerazioni del prof. emerito dell' Università di Padova don *Antonio Marsand*" (Paris 1841) einen Abdruck in nur 100 Exemplaren von dem Gedichte an die Madonna machen lassen, dem äußerlich nichts fehlt, was ein Didot'sches Prachtwerk schmücken kann. Das Buch ist der Vicekönigin von Italien, Erzherzogin Maria Elisabeth gewidmet. Doch nicht zufrieden mit den äußern Ausstattungen des, wie Marsand behauptet, besten aller Gedichte Petrarca's, über dessen Vernachlässigung er klagt, hat er auch der Erklärung seine Sorge zugewandt, und zwar, weil es sich von einem geistlichen Gedichte handelt, in etwas salbungsvoller Weise, die jedoch für die Bekanntschaft des Erklärers mit den Quellen theologischen Wissens nicht ausreichenden Beweis bringt. So sucht er die Worte des Gedichtes

Con le ginocchia della mente inchine

durch weitläufige Metaphern zu erklären, während die Formel, die in alten Liturgien häufig vorkommt: flecto genua cordis mei, die aus dem Gebete Manasse's und seinem *orientalischen* Sprachgebrauche abgeleitet wird, einfach und sachgemäß Alles erläutert.

Der Marchese Federigo Fagnani, den Literaturfreunden durch „Osservazioni di economia campestre" (Mailand 1820) und durch wiederholt gedruckte „Lettere sulla Russia" bekannt, noch mehr durch eine vortreffliche Büchersammlung, die er nach dem Rathe seines Freundes Angelo d'Eloi anlegte, ist am 8. Oct. 1840 zu Mailand gestorben, wo er am 11. Nov. 1775 geboren war. Seine vortreffliche Bibliothek geht durch Vermächtniß an die Ambrosiana über, sein großes Vermögen, nach Abzug reichlicher Legate für fromme Zwecke, an Seitenverwandte. Graf Spaur wurde an seine Stelle zum Mitglied des k. k. Instituts zu Mailand erwählt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 350. —— 16. December 1841.

Sechs Tage in Kanton.

(Fortsetzung aus Nr. 349.)

Im Augenblick, wo wir ankamen, führte ein geschickter Gaukler, der zur Truppe gehörte, einen Zwischenact durch verschiedene Kunststücke aus, indem er zwischen den Sprossen einer Leiter auf- und abkletterte, über Stühle sprang, ganz wie man es in Europa auch sieht. Dies konnte also unser Interesse wenig befriedigen; desto mehr nahm die versammelte Menge der Zuschauer, unter denen wir die einzigen Europäer waren, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Vor allem bemerkte ich, gerade uns gegenüber und mitten unter den ernsten, mit schwarzen Kappen oder kegelförmigen Hüten bedeckten Köpfen der Chinesen, einige hübsche Frauenköpfe, deren Haarputz, mit Blumen und goldenen Nadeln geschmückt, ganz dem der Schifferinnen, die wir gesehen, glich. Ihr Anzug, obgleich sehr einfach, war jedoch sorgfältiger; dessenungeachtet, und obschon man kleine Füße an ihnen bemerkte, mußten sie doch einer untern Classe angehören, da die Frauen der höhern Classen sich nie öffentlich zeigen. Auf der Seite, wo wir uns befanden, aber ganz am äußersten Ende, waren ebenfalls drei oder vier junge Mädchen; es schien aber, als fürchte man unsere Annäherung an sie. Auf den benachbarten Bänken zu unsern Füßen aßen Eingeborene von Kanton, die vielleicht vom Morgen an auf derselben Bank gesessen, Früchte und Näschereien, die von herumwandelnden Verkäufern feilgeboten wurden; Andere rauchten ruhig ihre Metallpfeifen, deren kleiner Kopf kaum ein paar Finger voll Taback hält und die ein Diener stopft und mit einer Art phosphorischer Lunte anzündet. Diese Manipulation wiederholt sich sehr oft, da nur wenige lange Züge hinreichen, den Inhalt des Pfeifenkopfes zu verzehren. Was mich aber am meisten anzog, war das Parterre. Man denke sich einige Tausend Chinesen, die, um ihre Kleider nicht zu zerreißen, sich bis zum Gürtel nackt ausgezogen und ihre langen Zopfschwänze um den Kopf gewunden haben, damit nicht etwa Einer aus dem Haufen sie daran zupfe; man denke sich, wie dieselben sich in diesem Raume stoßen und drängen, bis alle nur eine einzige compacte Masse, gleichsam einen einzigen, aus lauter Menschenkörpern vollkommen zusammengefügten Block, dessen Lücken mit andern Menschenkörpern verkeilt sind, bilden: so wird man ungefähr den Effect des Bildes ermessen können, das sich uns von unserm Platze aus darbot. Wir sahen auf ein völliges Meer geschorener und geschwänzter Köpfe von derselben Form und Farbe herab; man hätte meinen sollen, einen einzigen Menschenkopf tausendfach in einem Facettenspiegel vervielfältigt zu sehen. Bald ruhig oder nur von einer unmerklichen Bewegung erregt, bot die Oberfläche dieses Meeres den Anblick eines gelblich moirirten Teppichs von Stumpfnasen und Schlitzaugen, die nach Lust die schönsten Grimassen schnitten; bald wurden diese Wogen, nachdem sie eine Zeit lang geschlafen, durch irgend ein Ursache plötzlich in Bewegung gesetzt, sodaß sie mit unwiderstehlicher Gewalt sich drängten und zurückdrängten und mit einem dumpfen Lärm, dem verworrenen Murmeln fluchender, lachender, weinender und drohender Stimmen aneinander zerschellten. Kaum vermochten die plumpen Pfähle, welche die Bühne trugen, der Brandung dieser lebendigen Wogen zu widerstehen. Umsonst bemühen sich Die, welche der Bühne zunächst stehen, den Andrang zurückzuhalten; ihre Arme geben nach, und sie werden unter dem Gerüste der Bühne bis zum Flusse gedrängt. Wenn alles dies uns neu und eigenthümlich erschien, so machten auch wir hinwiederum denselben Eindruck auf die Versammlung; denn außer den theilweisen Nachforschungen, deren Gegenstand wir waren, applaudirte man den Schauspielern auch nicht einmal, ohne auf uns zu sehen, gleichsam als wolle man den Grad von Interesse, den wir am Schauspiele nahmen, uns an den Augen absehen.

Unterdeß hatte der Gaukler seine Kunststücke beendigt und die Schauspieler, die sich unter einem hinter der Bühne angebrachten Zelte angekleidet, erschienen endlich zur großen Befriedigung des Publicums. Rechts und links zur Seite einer Art von erhabenen Tafel aufgestellt, warteten sie, bevor sie ihr Spiel begannen, bis der Director den Zuschauern das zu gebende Stück erklärt hatte. Nachdem diese, in China durchaus unumgängliche Förmlichkeit beendigt war, traten drei oder vier der handelnden Personen, bedeckt von prächtigen Gewändern, deren Werth ganz enorm sein soll, majestätisch auf der Bühne vor. Einer von ihnen, der zum Zeichen der höchsten Würde an seiner Mütze die zwei langen schönen Federn, die den Schwanz des tatarischen Fasans zieren, in Gestalt von zwei Hörnern trug, setzte sich neben der Tafel nieder, während die Großen seines Hofes, Scharfrichter, Schreiber und Volk, ehrfurchtsvoll in zwei Reihen geordnet, stehen blieben. Ich war erstaunt, in allen diesen Trachten eine genaue Reproduction Derer zu erblicken, die ich nur auf chinesischen Malerwerken dargestellt gesehen hatte, jene reichen, mit Gold und Silber verbrämten Kleider, jene an den Kopfputz befestigten gestärkten Flügel, jene Fähnchen, die nach hinten und zur Seite aus jeder Falte des Kleides hervorflattern, und besonders jene seltsame Malerei, jene schwarzen, weißen, rothen und gelben Streifen, die aus dem Gesichte eine wahre Satansmaske bilden, kannte ich daher. Man sagte mir, es stammen diese Costume aus den Zeiten der ersten chinesischen Dynastien her, wo, wie man mir versicherte, die Trachten gerade so wie die hier dargestellten waren, und wo die Großen des Reichs, je nach ihren Graden und Ämtern, sich das Gesicht dermaßen anmalen mußten, daß sie ganz unkenntlich wurden.

Das Stück selbst stellte ebenfalls eine jener alten, angeblich geschichtlichen Begebenheiten dar, welche die Chinesen zum Gegenstande ihrer Dramen zu nehmen lieben. Der Fürst oder Häuptling, der neben der Tafel saß, schien nach einer Reihe für uns unverständlicher Gespräche und Gesten einen der unter den Hofleuten befindlichen Großen anzuklagen. Dieser, ganz schwarz gekleidet und seiner Tracht nach vielmehr dem Gelehrten- als dem Kriegerstande angehörig, trat auf diese Anrede aus der Reihe hervor und murmelte in kläglichem Tone eine lange bittende Rede her, während welcher er die Stirn gegen den

Boden stieß. Der unerbittliche Richter sprach wahrscheinlich ein Urthel aus; bei jedem Satze desselben stießen die Wachen und die übrigen Umstehenden im Chor einen scharfen und unharmonischen Schrei aus, der, wie man mir sagte, ein Zeichen der Beistimmung zur Willensmeinung des Fürsten war. Plötzlich stürzt eine in Thränen schwimmende Frau (diese Rolle wird von einem Verschnittenen gespielt) auf die Bühne; wahrscheinlich ist es die Gattin des Angeklagten; sie wirft sich den Richtern zu Füßen, aber ihre Thränen und Bitten sind ebenso vergeblich als die langen Reden, die sie, dem Publicum zugekehrt, in schreiendem Tone hersagt. Hiermit endete der erste Act des Stücks, das die Zuschauer lebhaft zu interessiren schien. In der That donnerte ihr Beifallgeklatsche ganz wüthend und übertönte für Augenblicke den Lärm der Tam-Tams, der Gongs und anderer unharmonischer Instrumente, deren Ton indeß jedenfalls weniger kreischend und mistönend war als die Stimme der Schauspieler, die sich heiser schrien, um die Tonhöhe dieser höllischen Musik zu erreichen. Die Anstrengungen dieser Unglücklichen sich ja recht vernehmlich zu machen, waren peinlich anzusehen; die Augen traten ihnen aus dem Kopfe und die Adern ihres Halses schwollen bis zum Bersten an.

Keiner der Schauspieler versäumte es, bevor er sprach, an den Rand der Bühne zu treten, um anzukündigen, wer er sei und welche Rolle er spiele. Alle diese Umschweife, die sehr wenig Illusion zulassen, benehmen jedoch beim nachsichtigen Chinesen der Handlung nichts von ihrem Interesse; ja noch mehr, ebenso wie die Decorationen des Theaters sehr wenig mannichfaltig sind, bedarf es sogar noch besonderer Erklärungen, um den Ort des Auftritts verständlich zu machen. So sagte z. B. ein Schauspieler, indem er auf eine Mauer zeigte: „Hier ist eine Thür, und dahinter ein schönes Zimmer; ich gehe durch die Thür — ich bin durchgegangen — ich bin im Zimmer", und die Einbildungskraft der Zuschauer ist so gefällig, anzunehmen, als ob alles dies geschehen sei, und den Schauspieler in dem neuen Zimmer zu sehen. Auf dieselbe Weise macht ein Courrier auf dem chinesischen Theater mit zwei Worten und in einigen Augenblicken ohne weitere Umstände 200 Stunden auf die flinkste Weise: er fingirt die Bewegung des Aufsteigens aufs Pferd, erklärt, daß er abgereist sei, thut einen Augenblick, als ob er ritte, und erklärt dann sogleich, daß er wieder angekommen sei, und alle Zuschauer sind so naiv, um das Mangelhafte der Handlung in ihrer Phantasie zu ergänzen.

Im zweiten Acte neuer Prunk, neue Costume, prächtiger als im ersten. Diesmal war das Theater von einem großen Gefolge bedeckt, die Garde verdoppelt, die Scharfrichter standen im Hintergrunde und die Hinrichtungsinstrumente erschienen allerwegs. Der Schuldige ward vor den Thron geführt, hier bis auf ein einziges Gewand Stück vor Stück aller seiner Kleider beraubt und dann mit dem Gesicht gegen den Erdboden hingestreckt. Sechs mit Bamburöhren bewaffnete Henker springen nun flink hervor und lassen einen Hagel von Hieben auf ihn regnen. Doch da stürzt seine Frau, als flüchtige Amazone gekleidet, wie der Blitz mitten unter die erhabene Versammlung; in der Rechten ein blinkendes Schwert haltend, das sie über ihrem Haupte schüttelt und schwingt, springt sie wie ein Pantherthier auf die Henker, die sie niederwirft, auf die Wachen, die sie zerstreut, und endlich selbst auf die Richter und den Monarchen, deren schmähliche Flucht sie mit ihrem von den Stockschlägen zermalmten Mann als Siegerin auf dem Schlachtfelde zurückläßt.

Nun kam die rührende Scene. Die tapfere Gattin sang und declamirte ein Stück, das die Ohren zerriß, und ihr Gatte recitirte etwas mit der Stimme eines Mannes, der um Hülfe schreit. Hiermit war der zweite Act beendigt und für uns das ganze Schauspiel; denn wir Alle waren von der durch die barbarischen Instrumente und die kreischende Declamation hervorgebrachte Katzenmusik so ermüdet, daß wir es nicht länger mehr aushalten konnten. Unglücklicherweise hatte sich unser Führer Morrison eines Geschäfts halber wegbegeben müssen, und bevor sein Ersatzmann — da wir uns allein ohne Führer in der unbekannten Stadt nicht hätten zurückwagen können —, den er uns zu senden versprochen hatte, angekommen war, hatten wir auch Niemanden, der uns das Stück erklärte, sodaß wir uns lediglich mit dem Anschauen des seltsamen Schauspiels und der schönen Gewänder begnügen mußten. Endlich kam unser neuer Führer, ein junger Amerikaner, Namens Hunter, an, und wir machten uns sogleich auf den Rückweg. Dieser bot, im Vergleich mit dem Herwege, wenig Neues, da es schon ganz dunkel war; nur die kleinen erleuchteten Hausaltäre in oder vor den Läden fielen uns auf; vor sämmtlichen brannten wohlriechende Hölzer statt des Weihrauchs, zu denen die dabei brennenden Lampen den Rauch und Geruch des Cocusöls fügten. Auch die den Europäern verbotenen Thore sahen wir, denn unser Führer hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, uns dieselben zu zeigen, obschon wir dabei Gefahr liefen, zur Strafe für die Übertretung des Gesetzes eine Tracht Prügel zu erhalten. Diese Thore waren indeß ganz wie die übrigen, den Europäern nicht verbotenen, d. h. sehr klein und nur aus wurmstichigen hölzernen Arcaden bestehend, die mit rothen und blauen Anschlägen bedeckt waren. Diese Barrieren haben nicht mehr Stärke, als das Gesetz ihnen verleiht.

Einer der folgenden Tage gewährte uns wieder ein interessantes Schauspiel, denn wir wohnten einem großen chinesischen Gastmahle bei, zu dem wir durch die Vermittelung des reichen englischen Kaufmanns Dent eingeladen waren. Min-qua, bei dem wir aßen, ist der reichste der zwölf Hanisten oder Hongkaufleute, die bekanntlich allein vom Kaiser von China die Erlaubniß haben, den Handel mit den Fremden zu vermitteln und die Factoreien mit allen Bedürfnissen zu versehen. Schon am 2. März hatten wir unsere in chinesischer Sprache auf rothes Papier geschriebenen Einladungsschreiben erhalten, und am 4. Abends 6 Uhr begaben wir uns in das prächtige, am Factoreienplatz gelegene Haus des Hanisten. Die beiden Brüder Min-qua erwarteten uns am Eingange ihres Empfangssaales. Hr. Dent stellte uns vor; wir waren acht Offiziere von der Fregatte, außerdem Hr. Prinsep aus Kalkutta, Hr. Durand und vier andere mir unbekannte Individuen. Die beiden Min-qua, sowie ein Freund, den sie eingeladen hatten, um ihnen die Honneurs bei Tafel machen zu helfen, waren in großem Costum. Auf ihren langen blaudurchwirkten Seidengewändern befand sich auf der Brust die reiche Decoration des Greifs eingestickt; ein kegelförmiger Strohhut, mit einem Büschel von rothseidenem Plüsch bedeckt, diente ihnen als Kopfschmuck. Jung und von vortheilhaften Gesichtszügen, stand ihnen ihre Tracht sehr gut; ihr Äußeres hatte etwas Ernstes und Würdevolles, obschon dies uns unvereinbar mit einem Spitzhute und einem langen Zopfe scheint.

Wir wurden in einen weiten, durch Reihen von Laternen aller Formen und Farben, die wie Kronleuchter an der Decke hingen, beleuchteten Saal geführt; das einfache Ameublement dieses Gemachs bestand in einer Reihe kleiner Theetischchen, die rund herumstanden und neben deren jedem zwei Lehnstühle von Rohr befindlich waren. Darauf traten Diener mit Thee auf großen Theebretern ein. Derselbe wird in kleinen kegelförmigen und henkellosen Tassen servirt, mit zwei Unterschaalen, deren eine die Tasse bedeckt, die andere wie bei uns unter derselben sich befindet. Dieselben sind bestimmt, dem Thee seine Wärme zu erhalten und die Theeblätter, die man immer im Getränke läßt, beim Trinken aufzunehmen. Ich nahm sogleich Platz, um das vortreffliche Getränk in all seiner natürlichen Reinheit zu genießen. Ein Schluck, den ich nahm, ließ mich jedoch es sehr wenig wohlschmeckend finden; denn wenn auch die Würzhaftigkeit desselben ausgezeichnet war, so wollte mir es doch ohne Zucker, wie man es in China immer trinkt, nicht munden und schmeckte mir herbe und flau. Ich versuchte es noch einmal, mußte aber meine Tasse, trotz meines guten Willens, unausgetrunken stehen lassen. Ich tröstete mich damit, daß es den andern Gästen nicht besser ging.

Nach einigen Minuten kam Hr. Dent mit einer Liste, um die fünf Vornehmsten unter den Eingeladenen aufzurufen, und verließ mit ihnen den Saal. Dann kam er noch zweimal, um wieder jedesmal Fünf zu rufen, sodaß wir endlich sämmtlich im Speisesaale, in dem uns unsere Wirthe erwarteten, versammelt waren. Dieser Saal, der wie der vorige durch Laternen, voll glänzender Malereien und mit seidenen Quasten geziert, erleuchtet war, konnte in jeder Hinsicht für wahrhaft reich ausgeschmückt gelten. Farbige Gläser in ungeheuern Rahmen bildeten statt der Mauer den Hintergrund des Gemaches, dessen Tapezirung auf den andern Seiten in herabhängenden Papierrollen bestand, die mit Sittensprüchen in chinesischer Schrift bedeckt waren. Ein prächtiger Teppich bedeckte den Fußboden, und alle aus schöngefirnißtem Holze gefertigten Stühle waren mit reich in Seide gestickten Stuhlkappen von blauem Tuch bedeckt. Im Saale umhergestellte Anrichtetische dienten dazu, um die Schüsseln und das andere Tafelgeschirr darauf zu stellen und die Braten darauf zu zerlegen. Drei Tafeln endlich in der Mitte, völlig voneinander abgesondert und in einem Dreieck aufgestellt, waren dazu bestimmt, je fünf der Gäste und einen der Hausherren, der die Honneurs machte, aufzunehmen. Diese Aufstellung in einem Dreieck ist übrigens nicht blos durch die Mode, sondern auch durch die Nothwendigkeit geboten, da die meisten chinesischen Gastmähler von Tänzen oder Gauklerkunststückchen begleitet sind, die nur auf diese Weise ungehindert producirt und mit Bequemlichkeit von den Gästen angesehen werden können. Dies fand auch hier statt. An der Tafel, an der ich mich befand, machte der Freund der Minqua die Honneurs. Vor jedem Gast befanden sich eine porzellanene Unterschale, zwei kleine, an dem einen Ende mit Silber beschlagene Stäbchen von Ebenholz und in einem dreieckig gefalteten roth und weißen Papiere ein aus dem Flügelgliede einer Fledermaus gefertigter Zahnstocher, ferner eine kleine Tasse zum Trinken des Kam-schu und eine kleine mit einer schwarzen aus Asseln bereiteten Sauce angefüllte Schale. Ein Dutzend blaublümter Porzellannäpfe mit köstlich zubereiteten, uns aber ganz unbekannten Speisen bedeckten einen großen Theil der Tafel; der andere Theil derselben, an dessen Seite, um die Aussicht auf die Tänzer nicht zu beschränken, keine Gäste saßen und der nur dazu bestimmt war, dem Auge einen Genuß zu geben, sonst aber unberührt zu bleiben, war mit einer Menge Gefäße voll Blumen und Früchten verziert; hier sah man auch Kuchen, die so künstlich und in so bizarren Formen mit Orangenkernen bedeckt und bespickt waren, daß man umsonst einen Namen für diese verkleideten Schüsseln suchen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Denkwürdigkeiten eines Fechtmeisters, oder achtzehn Monate in Petersburg. Von Alexander Dumas. Nach dem Französischen von Wilhelm Ludwig Wesché. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 3 Thlr.

Alexander Dumas kann nichts Unbedeutendes schreiben, denn er weiß das Unbedeutendste so schön herauszuschmücken, daß es Interesse erhält und jeglichen Leser fesseln muß. Alexander Dumas besitzt das französische Talent, das auch die Franzosen allein zu nennen verstehen, nämlich zu brodiren, im höchsten Grad; doch liegt immer Wahrheit im Material, Imagination in der Ausführung; die französische Lebhaftigkeit führt die Feder, und die einfachsten Begebenheiten, sowie das ernsteste politische Ereigniß werden zum Drama und fesseln Herz und Gedanken des Lesers. Inwiefern die Memoiren eines Fechtmeisters einem wirklichen Fechtmeister angehören, braucht man wol nicht zu untersuchen; darf doch das Kind nicht nach den Feen fragen, die es im Märchen unterhalten, und der Leser muß dem Autor dankbar sein für die unbekannte Hülle, worein er Bekanntes birgt, für die neue Form, worein er Altes kleidet, sodaß es wieder neu und als Neues aufgenommen wird. Neues ist freilich nicht viel dabei, denn die Ereignisse von 1824—26 in Petersburg sind ziemlich allgemein bekannt. Dessenungeachtet folgen wir gern dem reisenden Fechtmeister, der alle Schlachtfelder besucht und uns die russische Campagne Napoleon's noch einmal durchdenken läßt. Er schildert seine Ankunft in Petersburg, stößt im Gasthof auf Landsleute, welche sich bemühen, ihn wieder zur Rückreise zu bereden, indem alle in ihm einen neuen Concurrenten fürchten und der Brotneid unter den expatriirten Franzosen eine der Hauptleidenschaften ist. Ein Brief an Mlle. Louise Dupuis führt ihn zu jener liebenswürdigen Putzhändlerin, welche aus der pariser Grisette sich in eine elegante, vornehme Dame umgewandelt hat. Diese hatte von dem Fechtmeister keine Concurrenz zu fürchten und nahm ihn als Landsmann mit großer Herzlichkeit auf. Durch ihren Amant, den Grafen Alexis, verschafft sie ihm Schüler in den vornehmsten Kreisen und räth ihm, sich vom Kaiser Alexander zum Fechtmeister eines Armeecorps ernennen zu lassen. Da es schwierig ist, mit Petitionen zu diesem zu dringen, soll er erst beim Großfürsten Konstantin eine Empfehlung einholen, und der Graf Alexis bahnt ihm auch zu diesem den Weg.

Konstantin und die Audienz sind sehr lebhaft geschildert; der Großfürst fodert den Fechtmeister auf, ihm seine Kunst zu zeigen, und da er selbst stolz auf seine Geschicklichkeit im Fechten ist, läßt er sich Rapiere bringen und ein Kampf beginnt, bei dem es dem Franzosen gelingt, seine Gewandtheit geltend zu machen, ohne die Ehrfurcht gegen seinen Gegner aus den Augen zu setzen. Konstantin ist zufrieden mit ihm und gibt den verlangten Empfehlungsbrief. Nun ist noch eine große Schwierigkeit vorhanden, diesen an den Kaiser zu bringen, und in dem Garten von Zarskojé-Selo erwartet er den günstigen Augenblick. Der Kaiser hört ihn an, befiehlt ihm, die Petition auf der Post an ihm abzugeben, da er auf dem Lande keine anzunehmen pflegt, und nach drei Tagen ist unser Held Professor der Fechtkunst im kaiserlichen Geniecorps, mit dem Grad eines Hauptmanns. Der neue Hauptmann findet nun Schüler in den ersten Häusern; überall wird ihm gute Begegnung zu Theil. Gastfreundschaft ist eine Hauptugend der vornehmen Russen; ein Professor erhält im häuslichen Kreise den Platz zwischen dem Verwandten und dem Freund, und so sah er sich bald in den ersten Kreisen eingeführt. Er erlebte die entsetzliche Überschwemmung von 1824 und schildert sie in ihrem raschen Vorschreiten im ganzen furchtbaren Totaleindruck, sowie in den einzelnen Schreckensscenen. Zahlreiche, die petersburger Sitten schildernde Anekdoten, die Beschreibung einer Löwenjagd, der russischen Gourmandise bei einem Diner, eine Schilderung des Volksvergnügens auf dem Rutschberge, das russische Bad, eine Geißelung, einzelne Scenen mit den Droskenführern, sowie Beispiele einer schnell eingreifenden Policei beleben das Buch außerordentlich. Auch Feste führt er an, die Einsegnung der Gewässer, wobei der Kaiser als Vater, die Kaiserin als Mutter figuriren, die Illumination der Ermitage, am 1. Januar das zum Fest eingeladene Volk, den Carneval u. s. w.

Auch Erinnerungen aus vergangenen Zeiten mischen sich mit den Schilderungen der Gegenwart; so beschreibt er das Fest, das Anna Iwanowna 1740 zum Schluß des Carnevals gab, indem sie die Hochzeit ihres Hofnarren feierte und dem Gouverneur den Befehl ertheilte, ein Paar der Einwohner seines Districtes im Nationalcostum zu schicken. So sah denn die mächtige Herrscherin die Deputationen von hundert verschiedenen Völkern einherziehen, deren einige ihr kaum dem Namen nach bekannt waren. Es waren Kamtschadalen und Lappländer in den von Hunden und Rennthieren gezogenen Schlitten, Kalmucken auf Kühen, der Buchare auf seinem Kameel, der Indier auf dem Elefanten und der Ostiake auf seinen Schrittschuhen. Zum ersten Mal blickten der rothe Finne und der schwarzhaarige Cirkassier sich gegenseitig ins Angesicht, der ukrainer Riese und der samoyedische Zwerg standen nebeneinander, während der niedrige Baschkir und sein Nachbar, der

schmuzige Kirgise, neben dem schönen Georgier und Circassiern, dessen Töchter den Harems von Konstantinopel und Tunis zum Schmuck gereichen, aufgestellt waren. Die Deputirten dieser verschiedenen Völker reihten sich unter vier, die vier Jahreszeiten vorstellenden Bannern und zogen so durch die Straßen von Petersburg, und während acht Tagen wiederholte sich der Zug, ohne die Neugierde des Publicums zu ermüden. Endlich kam der Tag der Hochzeit. Die Neuvermählten, nachdem sie in der Schloßkapelle die Messe gehört, begaben sich, in Begleitung ihrer Escorte, nach dem ihnen von der Kaiserin angewiesenen Palast, welcher 52 Fuß lang, 20 Fuß breit und mit äußern und innern Verzierungen ganz aus Eis gehauen war; Tische, Stühle, Leuchter, Teller, Statuen und das Ehebett, Alles war durchsichtig; die Galerien auf dem Dache und die Frontons über den Thoren waren angestrichen und ahmten dem grünen Marmor nach. Er war von sechs Eiskanonen vertheidigt und die eine, welche mit 1½ Pfund Pulver und einer Kugel geladen war, begrüßte das Paar. Das merkwürdigste Stück dieses winterlichen Palastes war indeß ein kolossaler Elefant, auf dem ein bewaffneter Perser saß und der von zwei Sklaven geführt wurde; dieser ließ aus seinem Rüssel am Tage Wasser und in der Nacht Feuer sprühen, und stieß von Zeit zu Zeit, wie es diesen Thieren eigen, sein trauriges und schwermüthiges Geschrei aus, welches mittels acht, in seinem Bauche sich bergender Männer, hervorgebracht und in allen Straßen Petersburgs gehört wurde. Unglücklicherweise sind solche Feste selbst in Petersburg nur ephemere Erscheinungen; die Fasten sandten die hundert Völkerschaften nach ihrer Heimat und das Thauwetter schmolz den Palast. Seitdem hat man nie wieder etwas Ähnliches gesehen und der Carneval wird immer stiller.

Die Ermordung des Kaisers Paul folgt der Schilderung dieses Festes und ist so dramatisch dargestellt, daß der Leser die furchtbare Begebenheit vor Augen zu sehen glaubt: die Vorbereitungen der Verschwörer, Pahlen's furchtbare Komödie; das Herannahen der Mörder; des Kaisers Angst, seine letzten Augenblicke, seine letzten Worte; die Verzweiflung der Kaiserin, die den Hülferuf gehört und zur verschlossenen Thüre nicht eintreten kann; und dann die Thronbesteigung des Großfürsten Alexander. Wenn auch vielleicht nicht Alles ganz historisch wahr sein mag, so kann doch wol Niemand ohne Herzpochen die darauf Bezug habenden Seiten lesen. Der Schilderung dieser Scene des Entsetzens folgt des Kaisers Alexander Brautwahl und Vermählung, nebst einigen Details über die edle Kaiserin, und mancher Blick wird in jene freudelose Ehe vergönnt, die Niemand Glück brachte und erst gegen Ende des Lebens dieses so ausgezeichneten Kaiserpaars gegenseitiges inniges Verständniß gewähren ließ. Auch Frau von Krüdener und deren Einfluß wird erwähnt, dann des Kaisers häufige Reisen von einem Ende des Reichs zum andern, wo er oft 5000 Meilen zurücklegte und bei seiner Abreise den Tag der Rückkehr bestimmte, den er auch einhielt. Er unternahm diese Reisen ohne Escorte, beinahe allein. Hübsche Anekdoten, die das friedliche Gemüth, das edle Herz des Kaisers darthun, werden hier erzählt; die gutmüthige Treuherzigkeit Heinrich's IV. scheint sich bei ihm dem Muth Karl's XII. zugesellt zu haben. Dann folgt Alexander's Schwermuth, Krankheit und Tod. „Unser Engel ist im Himmel und ich lebe noch auf der Erde, aber ich habe die Hoffnung, mich ihm bald zu vereinen", schrieb die Kaiserin und acht Tage später hatte auch sie sich mit ihrem Engel im Himmel vereint. Es ist zu bemerken, daß in Petersburg, außer den Verschwörungen in der Familie, der Herrscher nur die Großen zu fürchten hat. Als Kaiser und Oberhaupt der Kirche ist er dem Volke heilig. Das ist der Fall bei allen rohen Völkern, bei denen die Mörder aus der eigenen Familie hervorzugehen pflegen; später erstehen sie aus der Aristokratie und erst ganz spät aus dem Volke. Rußland hat also noch Jahrhunderte zurückzulegen, ehe es einen Jacques Clement, Damiens und Alibaud hervorbringen wird, es ist jetzt noch bei den Pahlen und Ankarström.

Die Schilderung der Conspiration zu Gunsten Konstantin's, deren Ausbruch, des Kaisers Muth und Entschlossenheit ist sehr dramatisch. Da der Graf Alexis, der Amant der schönen Putzmacherin, mit in dieselbe verflochten ist, so wird unserm Fechtmeister vergönnt, einen tiefen Blick in die geheime Werkstatt der Verschwörung zu thun. Ein officieller Rapport verkündet bald die Verhaftung aller Verschworenen, und schon am andern Tage war nicht mehr die Rede von ihnen, so geheim wurden die Untersuchungen getrieben. Endlich am 14. Juli erschien in der petersburger Zeitung die Liste der zum Tode Verurtheilten; die kaiserliche Milde wandelte aber für deren 31 die Todesstrafe in ewiges Exil. Unter letztern war der Graf Alexis. Unsern Helden begleitet nun die schöne Putzmacherin nach Sibirien; er hat manche Abenteuer unterwegs; in Moskau erzählt er den berühmten Stadtbrand. Den in Rußland so häufigen Zigeunertrupps widmet er mehre Blätter, ihre Sitten, Kleidung und Tänze schildernd. Manche Gefahren sind zu bestehen in den weiten Schneesteppen, ohne Weg noch Steg; Abgründe, Anfälle von Wölfen, Hunger und Durst bedrohen die Reisenden, bis sie endlich in Koslow ankommen, wo der Graf Alexis sich mit der Geliebten trauen läßt und so dem Befehle des Kaisers zuvorkommt; denn dieser, gerührt durch Louisens Muth und Treue, da sie ihn mehreremal für den Geliebten angesprochen und von ihm selbst die Erlaubniß zur Reise erhalten hat, ertheilte den Befehl, daß Graf Alexis sie nur als seine Gattin wiedersehen sollte, und der Befehl fand sie schon mit ihm getraut.

So kann denn Ref. dieses Werk des muntern Fechtmeisters als einem großen Publicum zusagend empfehlen, indem es unterhält und zugleich über russische Zustände belehrt. Besonders schöpft man daraus die Achtung für die ganze kaiserliche Familie, die sich in schweren Augenblicken so schön bewährt hat. Den unter der Kaiserin Mutter Marie Leitung entwickelten großen Eigenschaften ihrer meisten Mitglieder hat Dumas durch einen treuen Bericht eine reine Opferflamme angezündet. 44.

Literarische Notizen.

Unter dem Titel: „Histoire de la conquête et de la fondation de l'Empire anglais dans l'Inde, par M. le baron *Barchou de Penhoën*", ist zu Paris ein sechsbändiges und, was seinen Gegenstand betrifft, gewiß sehr interessantes Werk erschienen. Der Verfasser des Buches hat sich zur Aufgabe gemacht, die ganze Reihe der Ereignisse, der politischen Verträge, der Militair- und Handelsbündnisse aufzuführen, welche die Gründung des anglo-indischen Reiches, die vielleicht das merkwürdigste Phänomen der neuern politischen Geschichte ist, herbeigeführt haben. Er beginnt seine Erzählung mit der Ankunft einiger englischen Kaufleute auf den Küsten von Malabar, Koromandel und Bengalen; er endigt mit der Reform des Privilegiums der ostindischen Compagnie im Jahre 1833. Das umfangreiche Werk scheint auf die gründlichsten Studien basirt zu sein und wird in Europa, dessen Aufmerksamkeit auf den Orient mehr als je gerichtet ist, eines guten Empfangs nicht ermangeln.

Für die Geschichte der griechischen Revolution, insbesondere für die des Grafen Kapodistrias ist in Paris ein sehr wichtiges Werk erschienen. Eine Zahl von angesehenen Literaten und Staatsmännern war nämlich seit längerer Zeit in Paris zu einem Comité zusammengetreten, um die officiellen Actenstücke, die sich auf die Verwaltung Kapodistrias' beziehen, zu sammeln, zu ordnen und herauszugeben; dieses Comité legt in dem gedachten Werke eine reiche, vierbändige Sammlung der wichtigsten, authentischen Actenstücke dem Publicum vor. Die gesammelte Correspondenz Kapodistrias', welche zu Genf herausgekommen, ingleichen die Biographie desselben von Papadopulos werden durch die Arbeiten des Comité erst vollständig gemacht. 124.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 351. — 17. December 1841.

Sechs Tage in Kanton.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Nun begann das Mahl. Der Chinese, der an unserm Tische den Vorsitz führte, konnte glücklicherweise einige Worte Englisch, sodaß wir uns doch verständigen und ihn über Das, was wir zu thun hätten, befragen konnten. Übrigens leitete uns Durand, der die chinesischen Sitten genau kannte, in dem mislichen Unterfangen, diesem erstaunlichen Mahle Ehre zu machen. Indem er künstlich seine beiden Stäbchen mit einer Hand ergriff, begann er in allen Schüsseln herumzustochern — dies gehört zum guten Ton —, immer kostend, bevor er sich für eines der culinarischen Wunder, die vor uns standen, entschied. Wir wollten es ebenso machen, aber unser Ungeschick war zum Verzweifeln. Zuvörderst hatte es für uns die größte Schwierigkeit, die widerspenstigen Stäbchen gehörig zu handhaben, indem das erfaßte Stück theils in der Schüssel, theils im Wege von der Schale zum Munde uns immer wieder entfiel. Endlich gab mir mein guter Chinese einige Anweisungen, wie ich die Sache anzufassen hätte, und so gelang es mir denn, einige Stücke aus einem, ich weiß nicht aus wie viel heterogenen Elementen bestehenden Allerlei herauszufischen, in dem ich vorzüglich Gurkenschnitte, kleine Gürkchen und Würstchen bemerkte. Im Ganzen war das Gericht nicht schlecht, obgleich getrocknete und geräucherte Haifischflossen in demselben sich befanden. Ich kostete darauf ein Gericht, das aus geschmorten Schwalben gemacht sein sollte; auch dies war sehr gut, nur fand ich bei ihm einen starken, Ekel erregenden Geschmack wieder, den ich schon im ersten Gerichte bemerkt hatte. Ich wendete mich daher zu der berühmten Suppe von Schwalbennestern, dem Lieblingsgerichte der Chinesen, die das Pfund dieser Nester, die auf den Philippinen und Molukken gefunden werden, bis zu 20 Piastern bezahlen; ich fand diese Schüssel zwar nicht schlecht, aber doch fade. Hierauf kam die Reihe an ein viertes Gericht, das ich auch kosten wollte; der abscheuliche Geruch jedoch, der mich bei Allem, was ich aß, verfolgte, hatte mir so schlimm gemacht, daß ich nahe daran war, mich zu erbrechen, und mich nur mit Mühe zurückhalten konnte.

Indeß foderte mich Durand durch Zuwinken auf, davon zu essen, denn es gilt bei einem chinesischen Mahle für unhöflich, etwas auf dem Teller zurückzulassen, oder etwas schlecht zu finden. Ich suchte daher meinen europäischen Gaumen durch rohe Maronen und Mandeln, die jeder in kleinen Schalen neben sich hatte, zu beschwichtigen, versuchte es dann zitternd wieder ein Stück aus dem verwünschten Ragout zu nehmen, das jetzt ohne Unterlaß einem Jeden servirt wurde, und würgte es mit immer steigendem Widerwillen hinter. Offenbar befand sich eine abscheuliche Zuthat in allen diesen, sonst ganz gut zubereiteten Gerichten. Ich fragte, was dies wäre, und vernahm, daß es nichts Anderes als — Ricinusöl sei. Außerdem wurden wir durch noch etwas geplagt; jeden Augenblick kam nämlich ein Diener mit einem silbernen Gefäß von seltsamer Arbeit, um die kleine Tasse, mit der zu diesem Zwecke Jeder versehen war, mit Kam-schu zu füllen. Dies ist eine Art süßsauern Weines, der aus gegohrenem Reis und andern Ingredienzen verfertigt und warm servirt wird. Gern hätte ich mich davon befreit und lieber einige Gläser Wasser getrunken; allein Brot und Wasser gibt es bei einem chinesischen Mahle nicht. Zudem trank mir mein chinesischer Nachbar jeden Augenblick eine Gesundheit zu, auf die ich durch Leerung meiner Tasse, nachdem ich sie einen Augenblick mit beiden Händen gehalten und den Kopf nach Art der Chinesen bewegt, Bescheid thun mußte. Dann mußte ich die Tasse umstürzen, um zu zeigen, daß nichts mehr darin sei; gleich kam aber der verwünschte Mundschenk mit seiner unerbittlichen Kanne, um jene wieder zu füllen. Die Leute, von denen wir bedient wurden, waren zahlreich, jung und gleich gekleidet, indem sie alle einen kleinen kegelförmigen, mit einer rothseidenen Quaste verzierten Hut, sowie ein wallendes gelbes Gewand trugen, das nur an der Taille durch einen Gürtel zusammengehalten wurde.

Während dessen suchten zwei Gaukler und zwei kleine Tänzer aus Nanking uns wechselsweise in den müßigen Augenblicken des Gastmahls durch ihre Künste, die sie an der offenen Seite des von den Tischen gebildeten Dreiecks ausführten, zu ergötzen. Die beiden Kinder begannen den Reigen. Ihre Kleidung bestand in einem Boigewand, das in der Mitte von einer rosaseidenen Schärpe, deren Enden graziös an der Seite herabfielen, zusammengehalten wurde; ihr Kopf war unbedeckt, sorgfältig geschoren und trug keinen andern Schmuck als einen mit seidenem Bande schön geflochtenen Zopf, dessen äußerste Enden mit ihren seidenen Eicheln die weiten Hosen berührten, die sich unter dem kokett nur bis zur Wade reichenden Obergewande zeigten. Beide Kinder waren recht hübsch; sie begannen unter Begleitung einer Art Mandoline, welche die Gaukler spielten, einen Gesang in langsamem Takt, dessen Melodie, von einem höchst sanften und melancholischen Charakter, uns in einem Lande überraschte, dessen musikalischer Geschmack nicht eben berühmt ist; zu gleicher Zeit machten sie tanzend Bewegungen und Stellungen, die in ihrer Grazie an die Tänze der indischen Bayaderen erinnerten. Selbst die mehr an die chinesische Küche Gewohnten unter den Gästen ließen ihre Stäbchen und die Masse von Gerichten ruhen, um dem artigen Tanze zuzuschauen; deshalb darf es nicht wundern, daß ich, die Gelegenheit ergreifend, von der abscheulichen Mahlzeit auszuruhen, alle die neu aufgetragenen Ragouts von Katzenfleisch, die Fricassées von Raupen u. s. w. gern stehen ließ und mich ausschließlich mit diesem dreimal willkommenen Intermezzo beschäftigte.

Sobald die kleinen Nankinesen ihre Tänze und schmachtenden Gesänge, deren Sinn mir nach Ausdruck und Geberden sehr zärtlicher Natur zu sein schien, beendigt hatten, begannen die beiden Gaukler ihre Kunststücke, die zwar sehr geschickt, aber durch ihre langen Gespräche, in denen einer den erstaunten Einfaltspinsel, der andere den geschickten Wundermann spielte, auch sehr langweilig waren. Für Augenblicke nahm auch der

kleinere der beiden Tänzer an ihren Kunststücken Theil, indem er unter Anderm einen Porzellanteller auf die Spitze eines Fischbeinstäbchens setzte und ihn in immerwährender Bewegung erhielt, dabei aber fortwährend alle nur möglichen Stellungen annahm. Hr. Dent machte diesem Spiele durch Zuwerfen einer Handvoll Gurden ein Ende.

Endlich erhob man sich von der Tafel, die wenigstens zwei Stunden gedauert hatte. Die Chinesen griffen nach ihren Pfeifen und wir Europäer nach unsern Cigarren. Schon glaubten wir, daß der Augenblick des Fortgehens nahe sei. Aber wie sehr hatten wir uns geirrt! Die Pein unsers Gaumens und Magens war noch nicht zu Ende; denn nur um von der Anstrengung des Genießens auszuruhen und zu neuen Genüssen sich wieder vorzubereiten, war nach chinesischer Weise nur eine Pause gemacht worden, deren Zweck einzig in dem Raffinement beruhte, mit welchem sie zu neuem wollüstigen Kitzel des Gaumens und Anfüllen des Magens fähig machte. Wir mußten daher noch einmal der Strapatze eines chinesischen Gastmahls uns unterziehen. Alle die schrecklichen Gerichte des ersten Acts der Gasterei erschienen unter neuen Formen wieder, mit gebratenen Wachteln u. s. w.; dann kamen prachtvolle Braten, die mit großem Pomp von mehren Bedienten aufgetragen wurden. Jedes Stück wurde erst den Gästen präsentirt und dann auf einen der Anrichtetische gesetzt, wo geschickte Vorschneider es zerlegten. Gern hätte ich von diesen Braten, die sehr appetitlich schienen, gegessen; allein Mund und Nase waren noch so mit dem Geschmack und Geruch des Ricinusöls geschwängert, daß jede Speise mir damit angemacht schien und mir widerstand.

Ich ergötzte mich dafür an den kleinen Nankinesen, die einen neuen Tanz begannen. Der eine trug eine Trommel, welche die Form von zwei an ihrer Spitze vereinigten stumpfen Kegeln hatte und mit Schlangenhaut überzogen, sowie mit langen rothseidenen Quasten verziert war. Der Knabe spielte sehr geschickt mit zwei kleinen Trommelklöppeln auf diesem Instrumente, während der andere ein Gong ertönen ließ, dessen durchdringende Schwingungen im Vereine mit der Trommel eine wahre Höllenmusik hervorbrachten. Abwechselnd führten so die Knaben ihre Musik auf, oder Tänze allein, oder Tänze mit Gesängen — jedoch lebendigern als die zuvor gehörten — begleitet. Nach ihnen traten die Gaukler wieder auf; mit ihnen stellte sich aber eine so allgemeine Schlafsucht ein, daß allen Gästen, besonders denen, welche der Mahlzeit stark zugesprochen, jeden Augenblick, trotz ihrer Anstrengungen munter zu bleiben, die Augen zufielen. Nachdem nun noch eine Menge Gerichte vorübergegangen waren und wir vom Mahle der Hausgenossen, das gleichsam zum Contrast bei diesen großen Gastereien immer zu Ende aufgetragen wird, gekostet hatten, kamen auch noch Näpfe mit in Wasser gekochtem Reis, mit dem die furchtbarste Ladung, die je ein menschlicher Magen aufgenommen, nach Belieben vervollständigt wurde. Zum Schluß trank man noch Thee, um den ganzen Inhalt des Magens womöglich etwas flüssig zu machen, und hiermit war nach einer sechsstündigen Dauer das Marteressen wirklich zu Ende. Dann wurde noch das Camscha oder Geschenk für die Gaukler und Tänzer, auf einem Bret zur Schau ausgelegt, mit großem Pomp herbeigebracht. Es bestand in einer Summe von 13 oder 14 Gurden in Sapecks, einer Zinkmünze, die an Faden gereiht getragen wird; 800 Sapecks machen, wie ich glaube, eine Gurde.

Bevor wir uns empfahlen, mußten wir uns noch an das große Glasfenster am einen Ende des Saales, das auf den Hof ging, begeben, um ein Feuerwerk zu sehen, das uns zu Ehren abgebrannt wurde. Das Hauptstück, und für uns das merkwürdigste, bestand in einem Gefäß, das in gleicher Höhe mit dem Fenster, durch das wir schauten, aufgehängt war. Nach Explosion mehrer prächtigen Sonnen von allen Farben ergriff das Feuer auch dieses Gefäß. Da sah man einen großen Baum sich aus demselben entwickeln und sich mit runden bläulichen Früchten bedecken, die den schönsten Pflaumen glichen. Obgleich diese Früchte nur durch ein bläuliches Feuer gebildet wurden, so sahen sie doch den wirklichen Pflaumen aufs täuschendste ähnlich. Nach und nach nahmen sie eine röthliche Farbe an, wurden kleiner und fielen endlich eine nach der andern ab. Diese kleine Probe chinesischer Feuerwerkskunst bewies uns, daß die Berichte von Reisenden über die wunderbaren großen Feuerwerk, die in Peking gegeben werden, gewiß nicht übertrieben sind. Nun erst begaben wir uns fort, und ich war höchlich erfreut, mich um 1 Uhr des Nachts zu Bette zu finden, um von den Strapatzen eines chinesischen Gastmahls mich auszuruhen und dann den folgenden Tag den Rückweg nach unserer Fregatte anzutreten.

43.

Darstellung der europäischen Verfassungen in den seit 1828 darin vorgegangenen Veränderungen von Friedrich Bülau. Leipzig, Hinrichs. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Anfänge eines europäischen Staatensystems sind in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gemacht worden. Sie gingen vom europäischen Westen aus, vom keltisch-romanischen Volksstamme. Diese Anfänge aber, die eine wichtige Übergangsperiode im Staats- und Völkerleben Europas bilden, trugen natürlich die Schlacken des Mittelalters an sich und nicht ohne heftige Kämpfe vermochte man sich ihrer zu entledigen. Als Spanien nach Karl's V. Tode theils durch seine Trennung von Östreich, theils durch Philipp's II. finstere und zurückstoßende Politik die Aussicht auf ein europäisches Protectorat immer mehr verlor, die kirchlichen Conflicte aber in Folge einer neuen Erhebung Roms durch die Jesuiten und die Päpste Paul III. bis mit Sixtus V. ein allgemeines Staateninteresse wiederum gänzlich zu gefährden schienen, trat Heinrich IV., der hellste Kopf unter den Fürsten seiner Zeit, Frankreichs Stellung und Bedeutsamkeit richtig würdigend, mit dem Gedanken hervor, unter der Hegemonie dieses Staats einen Staatenbund in Centraleuropa zu errichten. Spanien und Östreich auf diese Weise auseinanderhaltend, die vereinigt unter Karl V. für Frankreich so gefährlich gewesen waren, durfte er die Hoffnung hegen, jedem dieser beiden Staaten in ihrer Trennung gewachsen zu sein, oder, wenn es ihm gelang, Östreich für seine Hegemonie zu gewinnen, das erstere so zu isoliren, daß es keine Gefahr mehr bringen konnte und seines Einflusses auf Europa gänzlich beraubt wurde. Und dieser, man kann sagen, verhängnißvolle Gedanke ist in Frankreich nie wieder ausgestorben. Ludwig XIV. und Napolon haben ihn gehabt, aber mit dem herben Zusatze, den ihr Ehrgeiz und ihre Eroberungslust erzeugten, zugleich mit dem Übermuthe, den besonders Deutschlands Jammergestalt herausfoderte. Allein Heinrich's IV. Plan hat sich dennoch in der Hauptsache im Laufe der Zeiten unter blutigen Kämpfen, aber zugleich auch unter dem mächtigen Drange, der in der unbesiegbaren Entwickelung der Weltverhältnisse liegt, verwirklicht, am Ende freilich nicht im französischen Sinne. Durch den westfälischen Frieden (1648) geschah ein merklicher Fortschritt in der Entwickelung eines europäischen Staatensystems. Der dreißigjährige Krieg, der kirchlich und politisch eine ganz andere Wendung nahm, als das durch die unermüdete Thätigkeit der Jesuiten mit Spanien wieder ausgesöhnte und verbündete Östreich hoffte — es war auf ein absolutes Protectorat über ganz Deutschland abgesehen, und gelang dies, so war auch Roms und der Jesuiten Plan, die Unterdrückung des Protestantismus, als gelungen zu betrachten — hatte allmälig alle civilisirten Staaten des damaligen Europa, die Schweiz ausgenommen, in den Kampf gezogen. Daher die zahlreichen Gesandtschaften in Osnabrück und Münster; daher die vielfachen und verwickelten Fragen, die hier zur Sprache kamen und kommen mußten; daher auch der langsame Gang der Verhandlungen, obschon „die gottlose Excellenz", wie sich Trautmannsdorf ausdrückte, und die Wechselfälle des Kriegs ihren Antheil daran

hatten. Allein wie dieser dreißigjährige Kampf der erste wahrhaft europäische Krieg war, so lernte man bei den Friedensunterhandlungen zuerst auch politische Interessen, Vereinigungs- und Trennungspunkte in einem Umfange kennen und würdigen, wie noch niemals vorher. Es wurden theils ganz neue Staaten als mündige und legitime Mitglieder in die europäische Staatenfamilie aufgenommen, die Schweiz, Holland, bald nachher Portugal; theils waren einige mit einer bis dahin unbekannten Energie aufgetreten, daß man ihnen die Aufnahme und die Anerkennung europäischer Bedeutsamkeit nicht verweigern konnte. Dies war namentlich mit Schweden der Fall, auch Brandenburg zeigte bereits unter seinem großen Kurfürsten eine gewisse Selbständigkeit des Willens, während England noch 40 Jahre warten mußte, bevor es eine einflußreiche Stimme im politischen Rathe Europas erhielt.

Was dem östreichischen Kaiserhause nicht gelungen war, hoffte Ludwig XIV. zu erreichen; und wenn er auch den Plan, den deutschen Kaiserthron zu besteigen, bald unausführbar finden mußte, so brachte er es doch durch die rastlosen Bestrebungen seiner Politik so weit, daß wenigstens unter den deutschen Reichsständen keine patriotische und ihm gefährliche Verbindung zu Stande kam. Der Geist eines Leibnitz war entweder zu jung oder zu genial, um von seinen deutschen Zeitgenossen gebührend gewürdigt oder ganz verstanden zu werden.*) Einen wesentlichen Theil dieser Schuld trug freilich Östreich selbst, es fehlte den Deutschen gemachter Erfahrungen halber an Vertrauen zu ihm, wie es diesen hinwiederum in sich an Thatkraft und unter sich an Eintracht mangelte. Aber dennoch beginnt unter Ludwig XIV. das Zeitalter der europäischen Allianzen: sie waren ein Erzeugniß der Furcht und bereits erlittener oder noch in Aussicht gestellter Mishandlungen, ein Ergebniß fortgeschrittener Aufklärung über die Staateninteressen Europas. Die Idee von einem europäischen Gleichgewicht und das Mercantilsystem drängten sich seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts in den Vordergrund der Politik. Das tieferschütterte deutsche Reich mußte sich zwar gefallen lassen, daß es von andern Mächten ins Schlepptau genommen werde, gewann aber doch allmälig an Brandenburg einen, wenn auch nicht immer dankbar anerkannten, Rückhalt, während der Oranier Wilhelm III. mit kräftiger Hand Englands und Hollands Macht zu gleicher Zeit in die politische Wagschale warf. Und Ludwig XIV. sah in der zweiten Hälfte seiner Regierung eine größere Staatenvereinigung gegen sich als früher Ferdinand II. Das europäische Staatensystem hatte trotz der Mangelhaftigkeit der einzelnen Staaten an sich doch als ein Ganzes an Consistenz und Abrundung gewonnen. Das 18. Jahrhundert bis zum J. 1789 erlebte nur insofern eine Veränderung, als sich Preußen in die vorderste Reihe der europäischen Mächte hineinkämpfte, nach innen und nach außen dem deutschen Reiche wiederum einige Spannkraft und einen Anlehnungspunkt darbot — ein Glück, was freilich nur erst auf Friedrich's II. hervorragende Persönlichkeit gegründet war —, und Rußland an der Stelle des in den Hintergrund gedrängten Schwedens die überwiegende Macht des Nordens wurde und in das europäische Staatensystem eintrat, sodaß nunmehr alle christlichen Staaten Europas in dem politischen Rathe desselben Sitz und Stimme hatten: die Interessen der einzelnen Mächte standen nicht mehr zusammenhangslos da und hielten bald mehr bald minder die Aufmerksamkeit Aller rege. Selbst an den Gewaltstreichen gegen Polen mußte mehr als eine dieser Mächte Theil nehmen, und über die, welche dieser Sache keine Theilnahme, wie sie hätte sein sollen, schenkten, ist schwere Reue, doch zu spät gekommen.

Allein die politische Atmosphäre des europäischen Staatensystems hatte sich im Laufe der Zeit mit Maximen geschwängert, die schwül und schwer auf die Völker drückten: diese Atmosphäre bedurfte dringend einer Reinigung. Sie kam. Die politische Windsbraut, die französische Revolution durchtobte 25 Jahre lang, ihren genialen Liebling, Napoleon, fest in den Armen haltend, Europa beinahe von einem Ende bis zum andern, und als sie ihre Bahn durchlaufen hatte, schleuderte sie ihn auf die neue Felsenburg des Äolus auf St.-Helena nieder zum Hohngelächter für Die, denen das Gefühl der Rache das süßeste aller Gefühle ist, zum Staunen für Alle, die sich von menschlicher Herrlichkeit blenden zu lassen gewohnt sind, aber als tief eindringende Mahnung an die unabänderliche Vollendung der Weltgeschichte für die Wenigen, denen Denken und Lernen eine Sache des Gewissens und des Vergnügens zugleich ist. Und England schwang gleich dem Neptun der Fabelwelt seinen gewaltigen Dreizack und rief in classischer Stimmung das weltbekannte Quos ego! War die Windsbraut selbst gefangen? Sie war zwar still und erschöpft von den Anstrengungen ihres Weltsturmes, doch unbezwungen an den heimischen Herd zurückgeschlüpft, um sich wiederum weiblich und rachsüchtig zugleich von den nicht immer schmalen Bissen zu nähren, die von den Tischen derjenigen Herren fielen, welche von ihr Etwas zu lernen verschmäht hatten. Doch genug von der Allegorie, wir kehren zur Wirklichkeit zurück.

Der fünfundzwanzigjährige Revolutionszeitraum hatte die meisten europäischen Staaten mit ihren Verfassungen entweder umgestaltet oder tief erschüttert und zuletzt alle auf den Kampfplatz der Entscheidung geführt. Der Sieg entschied sich für die Verbündeten und sie bildeten nun gleichsam den Centralpunkt, um welchen sich nach dem Siege alle Staaten Europas gruppirten. So nahe hatte man sich in der europäischen Politik noch nie gestanden, so gemeinschaftlich waren die Interessen der europäischen Mächte in der Hauptsache noch niemals gewesen, so umfassend und imposant hatte das europäische Staatensystem noch nicht dagestanden. Das Tröstlichste und Bedeutendste an der ganzen Erscheinung war aber, daß Deutschland sich aus seiner Erniedrigung erhoben hatte. Indeß offenbarte Blücher in seinen derben Kernsprüchen doch mehr prophetischen Geist, als man in ihm anzuerkennen geneigt war oder für klug fand: die in Wien versammelten Väter stellten nun an die Spitze der Grundsätze, die ihren Verhandlungen zur Richtschnur dienten, den Ausspruch: die Revolution ist geschlossen und ihre Acte sind nur insoweit gültig, als sie mit den höhern Interessen der Staatenpolitik und dem europäischen Gleichgewichte vereinbar sind. Damit aber die neue Ordnung der Dinge sichern Halt und zugleich eine gewisse Weihe erhalte, so sollte die heilige Allianz, bei deren Namen freilich Diejenigen, welche mehr Sinn für den Witz als für das Heilige zeigten, an die Gürtelrose des menschlichen Körpers denken zu dürfen glaubten, den europäischen Staatenkörper umgürten. Europa sollte als ein föderatives Staatengebiet nicht mehr unter der Obmacht des überwiegenden Einflusses des Einzelnen stehen, wie früher, sondern unter der Amphiktyonie vereinter Mächte, die, auf christliche Principien gestützt, die in der äußern und innern Politik Gefahr drohenden Conflicte nach denselben Principien künftighin zu entscheiden berufen wären: Revolution und Krieg, Gewaltherrschaft und Eroberung sind vom europäischen Continente verbannt.*) Als eine üble Vorbedeutung durfte es freilich angesehen werden, daß England erklärte, sein Leopard könne unmöglich mit den Adlern Östreichs, Rußlands und Preußens in gleichen Regionen leben: es trat der heiligen Allianz nicht bei, es band sich nicht an die Richtung der Continentalpolitik. Dies geschah entweder aus Scheu vor der möglichen Erfahrung, anerkennen zu müssen, der oberste Grundsatz dürfe zuweilen in der Politik der sein, sich von seinen Grundsätzen nicht beherrschen zu lassen, oder aus einer richtigen Würdigung menschlicher

*) Wer weitere Aufklärung darüber sucht, mag sich entweder an Guhrauer's „Kurmainz" oder an den neuesten Band von Adolf Menzel's „Geschichte der Deutschen" wenden.

*) Als Curiosum mag hier gelegentlich erinnert werden, daß die römische Curie gegen die wiener Beschlüsse ebenso protestirte wie gegen den westfälischen Frieden.

Dinge, die oft mächtiger sind als der Mensch selbst; und der welthistorische Beweis dafür ließ in der That nicht lange auf sich warten. Die Revolutionen Italiens, Spaniens und Portugals wurden zwar theils durch directe, theils durch indirecte Einwirkung der Mitglieder der heiligen Allianz unterdrückt, aber Griechenlands Revolution gelang durch dieselbe und durch die Energie, die sich in der Stimmung ihrer Völker aussprach.

Allein, um auf unsere Hauptsache zurückzukommen, wer hatte in dem großen Kampfe, der so merkwürdige Resultate herbeiführte, die Hauptrolle gespielt? Die Völker. Wer hatte die größten Anstrengungen gemacht, wer die größten Opfer gebracht? Die Völker. Wer hatte sich als die alleinige Stütze aller bedrohten Fürstenhäuser gezeigt? Die Völker. Wo war der Kern aller Staatenmacht gefunden worden? In den Völkern. Ihre Interessen also ins Auge zu fassen, zu ordnen, zu fördern und selbst ihre gegenseitigen Beziehungen zu beleben, das mußte ebenso nothwendig als klug und redlich erscheinen. Was Wunder aber, wenn nun besonders die Deutschen im Hochgefühle ihres Sieges sich nicht blos an Das erinnerten, was sie geduldet und gethan, sondern auch an Das, was sie einstens gehabt und der wilde Strom gewaltthatvoller Zeiten ihnen geraubt hatte? Wie ihre Ahnen einst nach dem Aussterben der unumschränkt herrschenden Karolinger sich ihres angestammten Wahlrechtes und der Maifelder erinnerten, so gedachten sie jetzt lebendig ihrer alten Stammverfassungen und Freiheitsrechte, welche die Gewalt der Ereignisse wol zerstört, aber nicht aus dem Gedächtnisse zu verwischen vermocht hatte: die theuersten Erinnerungen, die Nationalwürde und Freiheit knüpften sich daran. Das Veraltete wollte man nicht — einige Theorien ausgenommen, die, wenn es möglich gewesen wäre, in Teutonias Urwälder sich zurückbegeben hätten —, aber wol das Nationale in verjüngter und zeitgemäßer Form. Und so diplomatisch vorsichtig auch in dieser Beziehung die wiener Congreßacte sich auszudrücken für nöthig fand, sie hat nichtsdestoweniger, der Stärke des allgemeinen Andranges nachgebend, den einzelnen Staaten Deutschlands das Verfassungsrecht zugesprochen und schriftliche Verfassungen in rechtsbegründete Anwartschaft gestellt. Daß Würtemberg, Baiern, Baden und Hessen-Darmstadt die ersten waren, die constitutionnelle Verfassungen schufen, ist allgemein bekannt. Indeß die Kinder der Finsterniß waren zu allen Zeiten klüger als die des Lichtes. Sie hatten in Joh. v. Müller gelesen, daß die ersten Schwingungen der Anfänge eines Volks durch alle Zeiten seines Daseins hindurchgehen; und damit in Verbindung gebracht, daß Tacitus in seiner „Germania" die alten Deutschen als Bärenhäuter schildere; folglich, meinten sie, werden die Nachkommen dieses Volks nicht aus der Art geschlagen sein und sich alsbald zur Ruhe legen. Und in der That hatten diese ihre Bärenhaut schon wieder zum Lager ausgebreitet, als die Windsbraut der französischen Revolution noch einmal in die Kriegstrompete blies und der Deutsche seine verrufene Bärenhaut, statt sich auf sie zu legen, sich selbst umlegte. Die Erscheinung war betrübend und besorgnißvoll. Manchem schlug das Gewissen, Andern pochte das Herz, Niebuhr starb vor Gram. Aber Fürsten und Edle im Volke erkannten die Zeichen der Zeit. Eine Constitution nach der andern trat ins Leben, und trotz theilweiser Misstimmung entwickelte Deutschland dennoch allmälig wieder eine Volkskraft, die nach Osten und Westen hin Achtung einflößte. Und bleibt unser Vaterland einig und wachsam, weiß es sich der Reaction zu erwehren, dann vermag es gewiß seiner natürlichen Bestimmung zu genügen, auf dem europäischen Continente überall entscheidend aufzutreten, d. h. entweder die zum Kampfe gerüsteten Mächte auseinanderzuhalten oder, wofern dies nicht gelingt, derjenigen Macht ein entscheidendes Übergewicht zu geben, an die es sich anschließt. Das wäre denn in einem kurzen Umrisse die Entwickelung des europäischen Staatensystems, die Erhebung Deutschlands und der Entstehung seiner neuern Verfassungen. Aber, darf man hinzufügen: „Tantae molis erat Germanam condere gentem."

Die Kenntniß aber von den europäischen Verfassungen der Neuzeit ist zur Begründung und zum Verständnisse eines positiven europäischen Staatsrechts unbedingt erforderlich. Es fehlte jedoch an einer Zusammenstellung jener Verfassungen, bis Pölitz zuerst in dem bekannten Werke: „Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit", diesem Bedürfnisse abzuhelfen suchte; er hielt sich aber dabei — und mit England machte er eine Ausnahme — lediglich an die geschriebenen Verfassungsurkunden: er war ein ebenso eifriger als aufrichtiger Freund des constitutionnellen Systems. Allein seit dem J. 1833 waren theils neue Verfassungsurkunden erschienen, theils hatten die frühern Zusätze oder Veränderungen erfahren. Der Verf. des vorliegenden Werks übernahm deshalb die Aufgabe, den Plan, welchen Pölitz bis zu dem genannten Zeitabschnitte ausgeführt hatte, dort wieder aufzunehmen und bis auf unsere Tage fortzuführen. In bessere Hände konnte die Sache nicht leicht gelegt werden. Es drückt sich übrigens der Verf. über das Verhältniß seines Werks zu dem von Pölitz in der Vorrede auf folgende Weise aus: „Um eine neue Bearbeitung des Pölitz'schen Werks handelt es sich jetzt nicht: es soll vielmehr dasselbe in seiner Brauchbarkeit erhalten und diese nur durch eine Fortführung bis auf die neueste Zeit erhöht werden. So ist meine Arbeit lediglich als ein Supplement zu dem Pölitz'schen Werke zu betrachten, an dessen Plan ich mich streng zu halten hatte, und beide Werke bilden ein Ganzes." Die klare und ruhige Darstellungsweise des Verf. ist zu bekannt und bewährt, als daß sie sich in dem neuen Werke vermissen lassen sollte oder noch einer besondern Lobeserhebung bedürfte. Wenn es außerdem bei dieser Arbeit besonders auf einen richtigen Takt in der Auswahl der Materialien ankam und er dies selbst richtig fühlend deshalb sagt: „Ob meiner Arbeit einiges Verdienst zuzuschreiben ist, wird hauptsächlich davon abhängen, ob ich das Wichtige und Charakteristische mit richtigem Takte ausgehoben, Alles richtig dargestellt und mit der nöthigen Kürze möglichste Vollständigkeit verbunden habe", so wird auch in dieser Rücksicht das Urtheil nur zu seinem Vortheile ausfallen können. Als ein einfaches, aber ebenso glücklich gewähltes Mittel darf es angesehen werden, um das Verständniß zu fördern und Vergleichungen zu erleichtern, daß der Verf. das Wichtige und Charakteristische in den einzelnen Verfassungen mit gesperrten Lettern bezeichnet hat. Daß er sich nach dem Beispiele von Pölitz beinahe jedes Urtheils enthalten, sichert dem Werke die Autorität eines urkundlichen Charakters. Die Anführungen der neuesten Literatur und die zahlreichen Nachweisungen beziehentlicher Gesetze sind als eine dankenswerthe wissenschaftliche Zugabe anzusehen und offenbaren die Aufmerksamkeit, die der Verf. seiner Aufgabe gewidmet hat. Die Eigenthümlichkeit derselben erlaubt es nicht Auszüge hier zu geben; wir müssen unsere Leser auf das Buch selbst verweisen, um so mehr, weil es für Jeden, der sich ernstlich für das europäische Staatsleben interessirt, von Wichtigkeit ist.

Schließlich können wir nicht umhin, noch den Wunsch auszudrücken, daß es dem Verf. gefallen haben möchte, in einer Einleitung, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen folgende Fragen zu beantworten: In welchen Verhältnissen stehen die sogenannten Constitutionen zu den alten Grundverfassungen? Welche Vergleichungs- und Unterscheidungsmerkmale bieten diese Constitutionen untereinander dar? Wie weit kann denselben die neue Belebung des Volks- und Staatslebens zugeschrieben werden? Daß diese Fragen etwas sehr Anziehendes und bei gründlicher Beantwortung viel Belehrendes haben, liegt auf der Hand. Vielleicht bietet sich der gewandten und ergiebigen Feder des Verf. eine andere Gelegenheit dar, auf diese Fragen einzugehen.

54.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 352. — 18. December 1841.

Ein namenloser Teufel, aber von der niedrigsten Sorte.

Bei F. Fleischer zu Leipzig ist unlängst unter dem Titel „Mefistofeles“ das erste Heft einer periodischen Schrift erschienen, welche die deutsche Gegenwart in Wissenschaft und Kunst, in Politik und Gesellschaft, in „Skizzen und Umrissen“ zur Darstellung bringen will und zu der sich der Biograph des Ministers von Stein als Verfasser und Herausgeber bekennt. Das Selbstzutrauen, das der Anonymus in diesem übermüthigen und umfassenden Titel an den Tag legt, ist ebenso bedeutend als das Versprechen, welches er dem Publicum mit einer solch inhaltsvollen Bezeichnung macht; denn außer daß er die ganze reiche deutsche Gegenwart eigenhändig zu verarbeiten gedenkt, sichert er uns auch mit dem Namen „Mefistofeles“ eine geistreiche, mit Ironie und poetischer Laune gewürzte Oppositionsschrift zu. Wer indessen jene Biographie des Freiherrn vom und zum Stein gelesen, wird sich weder über dieses heftige Selbstzutrauen noch über diese indirecten Verheißungen einen Augenblick täuschen; er wird gewiß nicht vergessen haben, wie sehr jener anonyme Geschichtschreiber über seine Fähigkeiten, seine Bildung, seine Ansichten und Gesinnung, über den Werth seiner literarischen Stümpereien im bedauerlichen Irrthume entweder ist, oder doch zu sein sich anstellt. In dem weiten Mantel der Gesinnung fuhr er — den rasenden Roland spielend — schimpfend, tobend und die deutsche Presse verfluchend unter das Publicum, und hinter ihm? — da kam auf unzähligen Gänsefüßen jener literarische Wechselbalg gekrochen, der unter Anderm die Männer der freien Presse nicht ausschweifend genug verhöhnen, der sich zum Zerplatzen freuen konnte, daß der Bundestag der Freiheitsaufwallung in Deutschland so schnell ein Ende gemacht.

Derselbe literarische Prahlhans, derselbe unberufene, sich von der Ehre des Nächsten nährende Schwätzer, derselbe literarische Raubschütze tritt auch unter dem Namen des Teufels vor das Publicum. Und diese geistige und moralische Blöße soll auch diesmal ein vielversprechender Name, pomphafte Überschriften und persönlicher Skandal verdecken. Aber der Sand ist zu grob, den er dem Publicum immer wieder in die Augen zu streuen gedenkt. So ist der erste Artikel mit der prahlerischen Aufschrift versehen: „Die Universität Bonn in ihren Gestaltungen und Zuständen.“ Neben den trivialen Bemerkungen, daß die Universität Bonn das jüngste Glied in der großen Kette der deutschen Universitäten sei, daß sie vom verstorbenen Könige von Preußen mit königlicher Munificenz gestiftet, erfahren wir auch, welche Professoren nach Bonn einen Ruf erhalten; wir erfahren ferner — als Charakteristik der juristischen Facultät — welche Collegia die Professoren Mittermaier, Mackeldey und Welcker gelesen und welche Bücher sie später geschrieben haben. Was uns etwa über den wissenschaftlichen Geist und den Einfluß der Anstalt gesagt wird, ist bald mit, bald ohne Gänsefüßchen den vortrefflichen und allbekannten Darstellungen Arndt's und der „Hallischen Jahrbücher“ entnommen worden. Ein anderer Artikel trägt die Überschrift: „Friedrich von Genz, seine Vergötterer und Widersacher.“ Das „Staatslexikon“, Varnhagen und die „Hallischen Jahrbücher“, wie noch eine andere über den Gegenstand jüngst erschienene Kritik sind hier ausgeschrieben und in einer greulichen Verwirrung nebeneinander gestellt und unser Teufel nennt diese literarische Flickschneiderei ein „Résumé“. Die Operation glaubt er aber der Welt schuldig zu sein, weil er überzeugt ist, daß Genz bisher nur einseitig beurtheilt worden, während er denselben nach seiner „Gesammtheit und öffentlichen Gesammtwirksamkeit“ darstellen will. Wie beurtheilt aber der Teufel seinen Mann aus dessen „öffentlicher“ Gesammtwirksamkeit? Nachdem er aus den angeführten, von andern Leuten abgefaßten Schriften belegt, daß Genz ein Mann der Genußsucht, ohne Muth, ohne Charakter, ohne Überzeugungstreue, daß er, wenn auch ein geistreicher, doch nur ein politischer Gelegenheitsschriftsteller gewesen, schließt er mit einer hohlen, die Anerkennung des Todten prophetisch in die Zukunft verschiebenden Phrase Varnhagen's und fügt selbsteigen die Versicherung hinzu, daß es „schale Moralistenengherzigkeit“ sei, wolle man alle diese Züge zum Maßstabe von Genz's genialer Persönlichkeit machen. Von der eigentlichen, öffentlichen Wirksamkeit des Mannes, von dessen unwürdiger Stellung zur deutschen Freiheit, zur deutschen Nation, zum Geiste und der Geschichte der Zeit hütet sich der feige oder dumme Teufel wol etwas Entscheidendes zu sagen, obgleich er auch hier nur die „Hallischen Jahrbücher“ hätte ausschreiben dürfen.

Insoweit vergreift sich unser Mefistofeles nur an den Gütern des Nächsten: er gleicht damit einem gottlosen Schneider, der neue, schöne Gewänder zerreißt, um daraus elende, aber verkäufliche Waare zu liefern; jetzt nimmt er aber auch die persönliche Ehre von Andern in die Arbeit. „Die Augsburger Allgemeine Zeitung in ihrer tiefsten Erniedrigung", so ist der erste Artikel dieser Art überschrieben. Daß Herr von Cotta, ein Protestant und unabhängiger Privatmann, seine Zeitung nur zu oft zum Organe des Ultramontanismus und aller damit zusammenhängenden Tendenzen macht, daß mehre seiner hauptsächlichsten Mitarbeiter die Convertiten Eckstein, Jarcke, Pfeilschifter, Joel Jacoby und Dergleichen sind, daß diese Leute alltäglich den gesunden Geist der Nation verkehren und die Gemüther verwirren, ist allerdings eine traurige und nicht zu verschweigende Wahrheit. Aber wer den Muth und den Beruf haben will, von der Corruption und Depravation der politischen Presse zu sprechen, muß auch den Muth besitzen, über die Persönlichkeit hinauszugehen und das Übel an der Wurzel, wenigstens so viel es möglich ist, aufzudecken. Unser Teufel ist hier wiederum vielleicht ein dummer, vielleicht ein feiger Teufel. Während er in ausschweifender Weise die Person des Hrn. von Cotta an den Pranger stellt, geht der wahre und höhere Gesichtspunkt der Sache verloren und es bleibt nichts als ein skandaloser, geschwätziger Artikel zurück, der auf den Charakter und die Gesinnung des Verfassers nicht eben ein günstiges Licht fallen läßt.

Ein anderer Aufsatz gibt uns einen Begriff, was wir von unserm Herrn Teufel in der literarhistorischen Kritik zu erwarten haben. Unter dem Titel „Wagneriana" spöttelt er über die Anmaßung Riemer's, die derselbe sich in seinem Buche über Goethe hat zu Schulden kommen lassen. Abgesehen davon, daß auch hier mit wichtiger Miene und gedoppelten Schlägen längst gedroschenes Stroh nochmals gedroschen wird, sehen wir die lustige Geschichte wiederholen, wie ein Esel den andern Langohr schimpft; denn Wagner und dessen Kritiker haben sich in ihrer Schriftstellerei über große Männer gewiß nichts vorzuwerfen. — Nachdem der unersättliche Teufel die Person des Hrn. v. Cotta eines literarischen Projects halber nochmals mit Koth beworfen, theilt er einige Briefe von H. Heine mit, die derselbe als Student an einen seiner Commilitonen geschrieben. Wie und warum wir diese Gabe empfangen, wird zur Ermittelung ganz dem Leser überlassen. Und die Ermittelung dieses Warum ist in der That nicht schwer; die Briefe bilden ein würdiges Seitenstück zu der schülerhaften, burschikosen und trivialen Schreib- und Darstellungsweise ihres Herausgebers.

Nach diesen prosaischen Übungen steigt der unermüdliche Mefistofeles auch auf den Parnassus, und greift in einer Menge barbarischer Verse Zeitschriften und literarische Institute auf eine zwar sehr gemeine, aber tückische Weise an. Hier zeigt sich allerdings Teufel, aber niedriger Teufel, boshafter Pasquillant; denn wer große und complicirte Unternehmungen nicht mit Urtheilen, und wären es auch die härtesten und ungeschicktesten, angreift, sondern mit anonymen und boshaften Ausfällen, der ist ein Pasquillmacher und nichts Anderes. Doch, nein — beurtheilen wir diese Poesien von einer billigern Seite — Einem Marsyas, den die kritische Muse schon oft geschunden und immer wieder schindet, ist es wohl zu verzeihen, wenn derselbe in den kritischen Instituten und Zeitschriften nur Rad, Galgen und Schaffot erblickt: er kennt es nicht besser. Er weiß, der arme geschundene Teufel, was es heißt, wenn er kritisirt wird. Er hat aufs neue geschrieben und erwartet darum auch die Schmach einer kritischen Procedur aufs neue. Er ist überzeugt, daß er coram publico seine Blöße wieder aufdecken und die verdiente Züchtigung für seine lose Arbeit erdulden muß. Das beunruhigende Gefühl alter und neuer Schuld quält ihn; er pfeift und singt und schreit sich Muth. Und wenn er dabei unverantwortliche Schmähreden und unredliche Ausfälle ausstößt, so ist das weniger für Bosheit seines Herzens als für Haß und Verdruß gegen sein schreibendes Selbst anzusehen, das sich in dieser rohen Weise maskirt. Jeder Esel schlägt die Ecke, an die er sich stößt. In dieser verkehrten und unglücklichen Laune schlägt unser Scribent auch nach dem Brockhaus'schen Verlag. Wir sind überzeugt, daß er nach diesen literarischen Instituten nicht geschlagen haben würde, hätte die Brockhaus'sche Verlagshandlung jenes Machwerk über den Minister Stein verlegen, oder hätten wenigstens die „Blätter für literarische Unterhaltung" dasselbe loben mögen. Aber diese Rache, die Sie dafür nehmen wollen, namenloser Herr Teufel, ist völlig ungerecht. Beruhigen Sie sich und denken Sie darüber nach. Konnte die Brockhaus'sche Verlagshandlung Ihr Werk in Verlag nehmen, ohne die ehrwürdigen Manen des großen Ministers zu beleidigen? Konnte ich, der ich dieses schreibe, Ihr Werk in den „Blättern für literarische Unterhaltung" loben, ohne eine unverzeihliche Sünde gegen den Geist der Wahrheit und Gewissenhaftigkeit zu begehen? Wir wollen es glauben, daß Sie sonst ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft sind, aber — Ihre Schriften sind abscheulich. Zum Beweise indessen, daß Ihre Lage begriffen wird, daß wir Ihre Poesie weder verkleinern noch anklagen wollen, sollen die Epigramme hier gratis mitgetheilt werden, insofern dieselben nämlich den Brockhaus'schen Verlag betreffen.*) Freilich thue ich das jetzt aus eigener Machtvoll-

---

*) **Brockhaus'sche Journale.**

Deutschlands Hochgericht ist mit Pranger und Rad hier errichtet,
Und mit der Scharfrichterei F. A. Brockhaus belehnt.
„Wie sie baumeln, die Schächer! Es streckt sich dreiarmig mein Galgen
Über ganz Deutschland hin; alle die Arme sind voll."

Gersdorf's Repertorium.

Flink wird Jeder bedient, brevi manu geköpft und gehangen,
Denn das Henkeramt wird dutzendweis' hier geübt.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Unsere Executionen langweilen das Publicum schrecklich;
Preußisch ist unsre Manier: Rädern von unten herauf.

Die Leipziger allgemeine Zeitung.

Pfuschen muß jetzt auch ich dem Büttel in's Handwerk und stäupen
Jeden, der denkt nicht wie ich denke, d. h. nicht servil.

kommenheit; aber es wird mir nicht schwer werden, die Einwilligung der Redaction zu erhalten. So können Sie gewiß mit ihren Feinden zufrieden sein; und wenn Sie keinen Effect machen und die Lacher nicht auf Ihrer Seite haben, so ist das wieder Ihre Schuld.

Allein noch ein Wort, namenloser Herr Teufel, in Bezug auf den Vers, den Sie auf die „Blätter für literarische Unterhaltung" gemacht; denn der geht auch mich, Ihren frühern Recensenten, an. Sie machen den Blättern den Vorwurf, daß Sie darin zu wenig Unterhaltung finden. Nun, ich frage Sie: Wer hat sich je gut unterhalten, wenn er den Beweis seiner eigenen Nichtigkeit lesen mußte? Sie machen diesen Blättern ferner den Vorwurf, daß dieselben der „Gerechtigkeit freien Lauf lassen". Nun, ich versichere Ihnen, wir wollen uns stets bemühen, diesen gerechten Tadel zu verdienen. Sie beschwören sich endlich über das „Rädern von unten auf". Nun, rädern? — das war wenigstens bei Ihrer Misgeburt nicht möglich, denn dieselbe wurde mir schon als ein todter Leichnam in die Hände gegeben.

Die Kritik, anonymer Herr Pasquillschreiber, richtet überhaupt Niemand hin; so weit geht ihre Macht nicht; sie bestattet nur die Todten. Es ist darum entweder eine seltene Verblendung oder Bosheit, wenn Sie behaupten oder verbreiten, die Kritik habe Ihre literarischen Misgeburten ermordet. O, nein — sehen Sie nur besser hin; diese Wechselbälger, so ungeschlacht sie auch sind, kommen schon todt auf die Welt; und Sie mögen, werthester Herr Vater, noch so sehr zappeln und schimpfen und bedeutungsvolle Namen zur Vaterschaft misbrauchen — wir sind und bleiben doch überzeugt, daß es ihre unglückliche Bestimmung sei, stets nur todte und misgerathene Producte in die literarische Welt zu setzen. Wer Sie, anonymer Herr Pasquillschreiber, aber auch sein mögen — das bleibt auch wahr, Mefistofeles, der Geist der Verneinung, sind Sie nicht, denn das ist zuvörderst ein Geist. Sie haben mit dem gemeinen Teufel nur die Ähnlichkeit, daß Sie Hörner tragen und daß Sie bei Ihrem Erscheinen stets einen unerträglichen Geruch verbreiten. Nach den technischen Ausdrücken von Hängen, Rädern, Abthun, Galgen und Scharfrichterei — könnte man Sie nicht mit Unrecht in der Gesellschaft von Scharfrichtern und Freiknechten suchen; aber auch dieses nothwendige und nützliche Gewerbe ist das Ihrige wol nicht: Sie führen, wie alle rohen und beschränkten Menschen, diese rohen Ausdrücke nur sehr geläufig im Munde. Sie sind — um es kurz zu sagen — einer jener Scribenten, die ohne Geist, ohne Kenntnisse, ohne Gesinnung und Gewissen, zuletzt dahin gerathen, sich von der Ehre des Nächsten zu nähren und das Interesse des Publicums durch Schmähartikel zu erwecken. Wer Sie einmal gelesen, durchschaut Sie gewiß. Nehmen Sie dieses aufrichtige Wort mit offenem Herzen hin; gehen Sie in sich; zerreißen Sie Ihre Schriften; bessern Sie sich und machen Sie ja keine neuen. Uns aber bleiben Sie zu jeder Zeit stets drei Schritte vom Leibe! 36.

Nicht mehr trillert empor zum Sonnenlichte die Lerche,
Am Herdfeuer sie dreht — schmählich gerupft — sich am Spieß.

Brockhaus und sein Conversations-Lexikon.

Drei Unsterblichkeitstempel erbaut' ich, die Deutschland bezahlte,
Doch entscheid' ich allein, wer ins Walhalla gehört.
Musternd schreit' ich zugleich als Hoherpriester und Schweizer
Durch die Hallen, und schmeiß Jeden, den ich will, hinaus.
Wessen Namen ich heut verewigt mit goldenen Zügen,
Heft' ich morgen — beliebt's mir — an die Säule Pasquin's.

Unterirdische Stimme.

Dazu fehlt dir der Witz, doch baue nur fürder! — für deine
Tempel von Löschpapier findet sich kein Herostrat.

Friederike Bremer's Romane.

Haben uns Englands Romane den Lesemagen verdorben,
Kommt aus Schweden derweil frische Rhabarberlatanz.
„Ach, wie heimlich ist's hier, der Kanarienvogel im Käfig,
Auf dem Sopha die Katz' — Freunde, tout comme chez nous!"
Warum schleppet ihr denn, was selbst vollauf wir besitzen,
Auf dem Dampfschiff heran? „Ach, es ist ja weit her!"
Wohlfeil dazu ist's Plaisir; in Leipzig und Bielefeld schnurren
Rüstig die Räderchen der Übersetzungsfabrik.

Die drei Jahrhunderte von Luther bis auf Friedrich den Großen. Zwölf Vorlesungen mit einer Einleitung von Georg Wolfgang Karl Lochner. Nürnberg, Stein. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Es bedurfte in der That der etwas geharnischten Vorrede und der selbsterhobenen Einwürfe nicht, um diese neue Schrift des geschätzten Verfassers der „Nürnberger Jahrbücher" und der „Geschichte des Mittelalters" demjenigen Theile des Publicums zu empfehlen, das sich für historische Darstellungen interessirt. Gerade als ob jetzt in Deutschland kein geschichtliches Buch gefallen könnte, welches nicht bänderreich wäre oder von Noten und Citaten unter dem Texte starrte! Und doch gibt Hr. Lochner selbst an, daß Werke wie die Geschichte des siebenjährigen Krieges von Archenholz und des dreißigjährigen Krieges von Schiller, die Geschichte der Maria Stuart von Genz, noch immer durch ihre Form und ihren Vortrag ein bedeutendes Ansehen behaupten. Wir wissen daher nicht, was er eigentlich gegen Raumer's Hohenstaufen (obschon er eine tadelnde Nebenbemerkung gegen diesen Gelehrten nicht hat unterdrücken können) oder gegen Stenzel's oder Manso's preußische Geschichte und ähnliche Schriften einzuwenden hat, da alle diese Bücher um des schönen Vortrags willen trotz der Citate und Noten sehr viel gelesen worden sind. Und haben denn etwa die zahlreichen Anmerkungen der Verbreitung von Müller's Schweizergeschichte Eintrag gethan? Also im Allgemeinen ist der Unmuth gegen alles und jedes Citiren eine Paradoxie, die sogar wol nahe an Hochmuth streift, wie in Gervinus' „Einleitung in die Geschichte der deutschen poetischen Nationalliteratur" (I, 14) und in Hoffmeister's „Leben Schiller's", wo wir gar am Schlusse der Vorrede lesen, daß die Form einer Schrift um so barbarischer sei, je mehr Anmerkungen sie außer oder unter dem Texte habe.

Was nun die vorliegende Schrift anlangt, so finden wir in ihr zwölf wirklich gehaltene Vorlesungen, die hier in unverändertem Abdruck erscheinen und schon deshalb ganz ohne Anmerkungen bleiben mußten, weil auf jeder Seite zu viel steht, als daß das Gesagte hätte können durch Anmerkungen belegt werden. Zu diesem Zwecke müßte nothwendig ein zweiter Band mit Beweisen oder Erläuterungen hinzugefügt werden. Aber wer wollte einen solchen verlangen? Denn es sind ja keine neuen Facta oder wichtige Aufschlüsse, welche Hr. Lochner seinen Lesern bietet, sondern es war ihm darum zu thun, die Massen bestmöglichst zu gruppiren und über sie bald ausführlicher, bald nur in kurzen Andeutungen zu sprechen, wie es wol vor einer gebildeten Zuhörerschaft geschieht, die ja nicht erst Geschichte ler-

den will. Dazu für einen solchen Zweck, sagt Hr. Lochner ausdrücklich, sei sein Buch gar nicht geeignet; auch kann wirklich Niemand eine solche Ansicht hegen, der selbst ähnliche Vorträge gehalten oder in diesem Buche nur einige Seiten gelesen hat.

Das Buch selbst aber verdient Empfehlung. In einer klaren, vorurtheilslosen und an den erzählten Ereignissen erwärmten Darstellung, die alles Rhetorische verschmäht, werden den Lesern die wichtigsten Begebenheiten der genannten drei Jahrhunderte vorgeführt, wo uns ebenso wol die Schilderungen einzelner Zustände und Zeiten als die Charakteristiken hervorragender Personen angesprochen haben. Von der ersten Art sind z. B. die Religionskriege in Frankreich, die deutschen Zustände vor dem dreißigjährigen und vor dem siebenjährigen Kriege, die Abschnitte über Jesuiten, Jansenisten, Orthodoxe und Pietisten, dann über die slawischen Völker, wo im ersten Abschnitte die Persönlichkeit Ludwig's XIV., im zweiten die Peter's I. sehr gut aufgefaßt sind. Dasselbe gilt auch von den Königinnen Maria Stuart und Elisabeth, von Kurfürst Moritz von Sachsen, von Gustav Adolf, von Zwingli, Rousseau u. A. Die gewählte Form gestattete hier und da größere Ausführlichkeit und längeres Verweilen bei Einzelnheiten, wie bei der Geschichte des Johann Calas, bei den Parteinamen der Whigs und Tories, bei den tragischen Händeln in der Familie Peter's I.; man darf aber auch mit Hrn. Lochner nicht rechten, wenn manche Gestalten zu wenig hervortreten, wie etwa Karl XII. von Schweden und Kaiser Joseph II.

Jedenfalls zweifeln wir nicht daran, daß der Abdruck dieser Vorlesungen Allen, welche sie gehört haben, erwünscht sein wird. An fruchtbaren Anregungen ist gleich die erste Vorlesung reich und die Ansichten des Verf. von der historischen Wahrheit, von der Wichtigkeit der drei letzten Jahrhunderte und von dem Nutzen der Geschichte, der „die endlich erwachende und sich befestigende Überzeugung von dem geistigen Fortschritte des Menschengeschlechts ist", müssen auch bei auswärtigen Lesern für ihn sofort ein günstiges Vorurtheil erwecken.

Die richtige Ansicht des Verf. von dem Nutzen der Geschichte veranlaßt uns mit wenigen Worten der verwandten Schrift eines andern Geschichtslehrers zu gedenken. Es ist dies in der kleinen Schrift: „Über die Benutzung der Geschichte" von Christ. Ferd. Schulze (Gotha 1841) geschehen, welche ihr Verf. als einen Nachtrag zu seinem „Historischen Bildersaal" angesehen wissen will. Wie dies nützliche Werk, so zeichnet sich auch diese zum Jubiläum Bretschneider's verfaßte Schrift durch Klarheit und Übersichtlichkeit aus, Alles ist in derselben in vier Abschnitten wohl geordnet und durch zweckmäßige Beispiele nach allen Seiten hin erläutert. „Nur die Benutzung der Geschichte", sagt der Verf., „ist wahrhaft lobenswerth, die der Würde derselben als Wissenschaft entspricht, die die geistige Kraft des Menschen weckt, stärkt und läutert, die den Verstand erhellt, das Herz veredelt, in trüben Stunden tröstet und zu dem Vorsatz begeistert, durch Wort und That zum Heil des Vaterlandes und, wenn es sein kann, zum Heil der Menschheit zu wirken." 11.

Athen und seine Umgebungen, mit einem kurzen Überblicke seiner Geschichte und mit Berücksichtigung seiner Alterthümer und der darauf bezüglichen Mythologie, von Heinrich Sander. Mit einem Plane von Athen. Mainz, Zabern. 1841. 8. ½ Thlr.

Was der Leser in dem vorliegenden Büchelchen finde, kann er aus dem Titel desselben im Allgemeinen ersehen. Der Verf., früher griech. Offizier, der einige Jahre in Athen gewesen, übrigens bereits „Erinnerungen aus Hellas" herausgegeben hat, hat hier zunächst eine mehr als oberflächliche Beschreibung von dem heutigen Athen, seinen Alterthümern und Umgebungen, und zwar nicht gerade für den Gelehrten, sondern im Allgemeinen für Die, welche Athen noch nicht gesehen haben, geben wollen, um sie mit der Örtlichkeit desselben einigermaßen bekannt zu machen, und für Die, welche es sehen wollen, einen Wegweiser zu liefern. Jedenfalls kann das Büchelchen auch dazu dienen, soweit wir selbst darüber urtheilen können; und wenngleich der Verf. Manches, was mit dem Zwecke, den er dabei hatte, weniger in näherm Zusammenhange steht und worüber man sich leicht anderswoher Raths erholen kann, namentlich in dem Umfange, wie er gethan, hier nicht hätte mit behandeln sollen, so hat er dafür wieder Anderes, was über die Gegenwart des griechischen Lebens in Athen aufklärt und belehrt und was jedenfalls interessant ist, besonders berücksichtigt. Sein Urtheil über die Griechen ist frei und offen, aber nicht einseitig eingenommen, seine Gesinnung eben insofern redlich und wohlmeinend. Die im Ganzen gefällige Darstellung wird durch Fehler in den Eigennamen unangenehm gestört. 17

Notiz.

Über Frauenduelle.

Am Schlusse des, unter der Überschrift „Französische Frauenduelle" in Nr. 313 d. Bl. gegebenen kleinen interessanten Aufsatzes stellt der Verf. die Frage auf, ob man ähnliche Beispiele unter andern Völkern, außer den Franzosen, habe? Antwort: Ja. In den frühesten Zeiten Skandinaviens war dort der Zweikampf bei Frauen sehr gewöhnlich. Um aber die Verschiedenheit der Kräfte auszugleichen, wenn ein Mann sich mit einem Weibe schlug, mußte Ersterer, mit einer Keule bewaffnet, in ein in die Erde gemachtes Loch bis an den Gürtel treten, während die Frau mit einer Schleuder von oben herab nach ihm schlug. Traf sie ihn auch nicht, so galt er doch für besiegt, wenn er sie dreimal mit der Keule verfehlte (Quintus' Abhandlung „De duello ejusque puniendi ratione", S. 30). Auch in Stumpf's Schweizerchronik finden wir Nachricht von einem, im Jahre 1228 zu Bern stattgehabten Duell zwischen einem Manne und einer Frau, dessen auch in einer zu Wittenberg 1717 herausgekommenen Dissertation von Beliz: „De duellis Germanorum" (S. 3) Erwähnung geschieht. Bei vielen germanischen Völkern war indeß der Zweikampf unter den Frauen selbst nicht Sitte; sie mußten vielmehr in solchen Fällen, die sich zu einem Zweikampf eigneten, für sich Kämpen, Kämpfer, Verfechter (campiones, champions) bestellen. So bei den Friesen und Sachsen (Sächsisches Landrecht, 1. Buch, 43. Art.). Zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts scheinen die Frauenduelle häufiger geworden zu sein. Als der bekannte Freiherr von Kyau, der schon 1694 in sächsische Dienste trat, noch unter den Brandenburgern diente, wurde er von einem Edelfräulein gefodert, weil er behauptet haben sollte, die Frauen wären keine Menschen, eine angeblich im Sinne des römischen Rechts von mehren Juristen aufgestellte Behauptung, deren ganz ernstliche Widerlegung sich ein angesehener Rechtslehrer noch im Jahre 1791 angelegen sein ließ (Walch in den „Controversen", S. 28). Das Fräulein, welches am Morgen vor dem Duelle das Abendmahl genommen hatte, erschien mit einer Secundantin, sowie Kyau mit einem Secundanten. Kyau schlug sie aber, als sie eben auf 10 Schritte gegen ihn das Pistol mit gespanntem Hahn anlegte, mit einem Fuchsschwanz auf die Hand, wodurch Scherz, Lachen und Versöhnung herbeigeführt wurde. Dagegen kam es zu Turin zwischen den Gemahlinnen eines Obersten, Grafen Rocca, und des Großkanzlers, Marquis von Bellegarde, im Jahre 1701 aus Eifersucht zu einem Degenduell auf Leben und Tod, bei verschlossenen Thüren ohne Secundanten. Erstere wurde bedeutend in den Arm, Letztere in den Unterleib verwundet. Die Sache ward bekannt beide wurden jedoch blos mit Zimmerarrest und einem Verweise bestraft. Buddeus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 353. —— 19. December 1841.

Résurrection. Par *Charles Stoffels.* Paris 1840.

Ein Werk, wie das vorliegende, mag neues und höchst merkwürdiges Zeugniß von dem innersten Zustande eines Volks geben, welches schon über ein halbes Jahrhundert von den heftigsten Bewegungen geschüttelt, nachdem es mit Ungestüm alle seine, müde und alt gewordenen Götter von sich gestoßen, noch immer zu keiner wesentlichen Einheit und Ruhe in sich kommen kann. Würde die Schrift, ohne nähere Kunde von ihren äußern Umständen, einem mit Welt und Menschen überhaupt Vertrauten nur nach ihrem allgemeineren Inhalte mitgetheilt, das, meinen wir, müßte deutlich aus ihr hervortreten, es sei etwas faul in dem Lande, wo sie geschrieben wurde. Wir fühlen den Schmerz, ja die Pein eines tief beweglichen, religiösen Gemüths, welches mitten in dem Vertilgungskriege der Leidenschaften, in diesem, ernster, nachhaltiger Besinnung entblößten allgemeinen Bewußtsein, in diesem wirren Durcheinanderjagen weltlich-materieller Interessen, in diesem unendlich gewitzigen, weltklugen Treiben des Verstandes nicht sich vor Allen in die Stille des Denkens und Schauens zurückziehen mag, sondern, von edlem Eifer für das Ewige entflammt, auch dem Allgemeinen irgend eine Hülfe und Rettung bringen möchte. Wir fühlen aber diesen Schmerz um so mehr, blicken wir theils auf die Anknüpfungspunkte, welche diesem Bemühen in dem substantiellen Gehalte des Vorhandenen gegeben sind, theils auf die eigenen Mittel, welche auch dem überlegenern Geiste, nach seinem bestimmten Zusammenhange mit der Entwickelung seines Volkes zu Gebote stehen können. Wo ein Volk krankt, da ist es der allgemeine Geist, der Mittelpunkt seines Daseins, es krankt also auch Das, wie es sich dieses sein Wesen gegenüberstellt, denkt (wenn Denken diese allgemeine Thätigkeit des Geistes bedeuten mag), wie es also mit dem Ewigen, mit Gott sich in Verhältniß setzt und von hieraus ein belebendes Licht zurückstrahlt auf alle weitern Momente seines Lebens. Dieser allgemeine Geist der französischen Nation ist nun, so viel auch neben oder über ihm noch aufgefunden werden mag, doch immer noch als der katholische zu bezeichnen; aber er ist gebrochen, unterhöhlt, überflügelt von der unwiderstehlichen Macht des freiern Geistes, eines Selbstbewußtseins, welches, freilich in seiner vorwiegenden Einzelheit, sich die ganze Gegenwart sein, wie in dieser Gegenwart wissen will. Gleichwol hat die Nation nie den höhern Muth gehabt, diese Freiheit in ihrer höhern Wahrheit zu vollenden, auf einer positiven Stufe zu verklären; der Geist, statt hindurchgedrungen zu sein zu einer gewußten Wahrheit des Göttlichen und seiner Einheit mit ihm, ist in dem Indifferentismus, in dem zufälligen Wiegen der Empfindung, und wenn nicht in der Frivolität, in der Äußerlichkeit eines respectvollen Anstandes stehen geblieben. Eben daher aber hängen ihm die Unmittelbarkeiten, die er verlassen zu haben glaubte, noch ebenso unmittelbar an; es sind die Trümmer des zerrissenen Gewandes, welche um seinen Leib flattern. So sehen wir die seltsame Erscheinung, daß fortwährend altes Tuch ausgebessert wird mit neuen Lappen, ein merkwürdiges Amalgam verlebter, erschütterter Satzungen mit den brillanten Feuerwerken moderner Geisteseruptionen, den Kampf eines zum excentrischen Pathos aufgekünstelten Glaubens mit den Mächten, welche ihn besiegt haben, eine Flucht vor den als zerstörerisch erkannten Elementen, in welcher sich diese nur um so fester an die Fersen des Fliehenden heften.

Auf solchem Standpunkte befindet sich auch der Verf. des in Rede stehenden Buches; so verworren und abstoßend der Eindruck auch sein wird, den ein Studium desselben zurückläßt, so wird man ihm doch gern jene angedeuteten reinern Motive zugestehen, tiefes Bewußtsein von dem aufgelösten Zustande seines Vaterlandes, ernstes, ja sehnsüchtiges Verlangen, diese Verworrenheit zu lösen und den milden Schein des göttlichen Friedens in die chaotische, sich selbst zerfleischende Welt dringen zu lassen. Und indem er dies auf keine andere Weise versuchen will, als durch unerschütterlichen Hinweis auf den Kern christlicher Offenbarung, christlicher Gesinnung und That, hat er, einer vielleicht überwältigenden Fülle von Thatsachen gegenüber, die Lehre von der Sünde zu einem Mittelpunkte seiner Darstellung gemacht, den man freilich versucht sein möchte, kolossal zu nennen. Dabei ist seine Tendenz nicht eigentlich katholisch, aber insofern wesentlich mit früherer Unfreiheit behaftet, als er bei einer Kosmologie, die durch und durch Sünde und Schuld athmet, die Bibelworte, wie z. B. die der Mosaischen Schöpfungsgeschichte auch in ihren letzten Buchstaben festhält, ja kaum einen Gedanken an die Möglichkeit ihrer Kritik zu hegen scheint. Wir werden sehen, wie er sein System aus alexandrinisch-gno-

stischen Philosophemen, sodann aus heidnischen Mythen, vielleicht aus Reminiscenzen deutscher Speculation und eigenen phantastischen Doctrinen zu ergänzen bemüht ist. Einige zusammengedrängte Worte mögen seine düstere Ansicht der Gegenwart, zugleich den Ton und Styl, mit welchen er seine Aufgabe behandelt, lebhaft genug ausdrücken:

Ein neuer Fall hat den Menschen von seinem Erlöser getrennt. Der Glaube ist erloschen, die Liebe erkaltet, die Tempel sind leer, die Wissenschaft mit ihren verwegenen Hoffnungen, die Religion zu stürzen, hatte sich in die Wolken geschwungen, um den Stolz auf den Thron des Ewigen zu setzen; aber indem sie zu der Erkenntniß gekommen, daß sie nicht einmal die Existenz der äußern Welt beweisen kann, hat sie ihre Schwäche bekannt, — sie hat sich selbst ermordet; geblendet ist sie zurückgesunken in die Finsternisse des Mysteriums (drei Arten des Atheismus, der materielle, der pantheistische, der idealistische, sind aus der Unreinheit dieses Geistes entsprungen, der vor allen kein Bewußtsein von der Sünde hat). — Alle Gesellschaften sind in der Auflösung, ihre in ihrer Blöße aufgedeckten Fictionen haben nur noch für Einen Tag Leben; ihren eunuchenhaften Gesetzen, welche nur die Leiber, nicht die Seelen vereinen, steht es bevor, in einem letzten Kampfe für die Freiheit gebrochen zu werden, — aber welche Freiheit! eine liberté farouche, welche ihre wärmsten Verehrer zwingt, ihren erschreckten Blick in Thränen zu hüllen. Erreicht hat es das Volk, zum Souverain erklärt zu werden, aber zu einem Souverain, mit Dornen gekrönt: es hat Rechte errungen, — die Geier zu wählen, die ihm das wenige Blut austrinken, welches das Elend in seinen Adern gelassen hat. Ja, es ist von ihm erreicht: Alle Bürger sind gleich vor dem Gesetz! Blutige Ironie, schamlose Beleidigung der Armuth und des Leidens durch den Reichen! Und doch auch dieser Reiche, er ist nicht glücklicher, nur mit den Mitteln ausgerüstet, sich in seinen eigenen Ausschweifungen zu begraben. Die Gattin ist nur noch die Sklavin, die er kauft; das Kind, welches aus ihrer infamen Liebe entspringt, beißt den Busen der Mutter, um sich alsbald gegen seinen Vater zu empören. Und so steht der Mensch allein im Weltall, getrennt von Gott, vom Menschen, glaubt nur an sich, weiß nicht mehr, woher er kommt, wohin er geht, warum er geboren. Ist es nicht nahe das Ende der Welt, dieser Welt der Individuen, des Kriegs, des Despotismus, der Prostitution? Alle noch lebendigen Herzen, alle noch jungfräulichen Seelen der Einöden, liegen sie nicht in den Todeskämpfen der Empfängniß einer neuen Welt? Ist der ganze Erdball nicht, wie bei der ersten Ankunft des Heilandes, in dumpfem Schauer der Erwartung? Größere Leiden können nicht einziehen in des Menschen Herz, ihm kein heißeres, kein allgemeineres Verlangen einflößen, daß ihnen ein Ziel gesetzt werde mit allen Mitteln und Gewalten. (S. 277 — 285, 2 — 13.)

Aber dies ist nur ein Zug aus dem unermeßlichen Gemälde der Gesammtgeschichte der Welt und ihrer Versunkenheit; indem dann das Ziel dieser Geschichte, sowie das letzte Heil nur in der Rückkehr zu einer Ureinheit mit Gott zu finden ist, in welcher alles und jedes Besondere bis auf die erstgeschaffenen Engel aufgelöst werden wird, kann die Existenz dieses Besondern überhaupt nur auf einer Empörung der ursprünglichen Creatur gegen ihr einheitliches Princip beruhen. Der Verf. beginnt daher mit der Entwickelung der Trinität; das Unbegrenzte, ohne aufzuhören, der Essenz nach die Einheit zu sein, aber müde, sich in der ewigen Umarmung des eigenen Ichs zu verzehren, setzt sich sich selbst als ein Nichtich entgegen, die Einheit der Essenz verzwiefacht sich als Person, d. h. als Mächte der Liebe und der Intelligenz, welche Einheit des Seins aber, oder der bloßen Natur, in der dritten Person, im Geiste auch zu einer Einheit des Bewußtseins wird (il se consomme en lui le mariage des deux premières personnes dans sa plénitude absolue; l'amour du principe et du verbe dans l'esprit se renouvelle éternellement dans ses voluptés infinies). Hier tritt nun die Frage ein, wie das infini, wenn die Personen dieser Dreiheit das Bewußtsein völlig erschöpfen, welches es von sich selbst hat, gleichwol aus sich selbst zu weiterer Besonderung herausgehen könne, ohne nach der sonstigen Theorie des Verf. an sich selbst zu freveln, sich *selbst in den Kreis* der Sünde zu reißen und damit das *erste furchtbare Beispiel* des allgemeinen Abfalls zu geben; kurz, es kommt hier der Punkt zur Sprache, welcher in der deutschen Philosophie als das Moment der Negativität ein so bedeutungsvolles geworden ist. Die Liebe Gottes, antwortet der Verf., erschöpft sich nicht vollständig in der Umarmung seines Worts; außer einer einfachen *Unterscheidung* der Person, bedarf er noch einer Unterscheidung der *Natur*, durch deren Erzeugung die innige Vereinigung (mariage) der Dreieinigkeit allein fruchtbar ist. Nun ist aber außer Gott nur das Nichts; das Nichts also ist der Boden dieser Thätigkeit. Eben deswegen aber kann es nicht absolute Negation aller Substanz sein, es ist vielmehr Substanz der Möglichkeit nach, das antwortende Echo, wenn das Wort sich vernehmen läßt, die Matrice des *göttlichen* Princips, dessen Barmherzigkeit die Rudimente (*des Nichts!*) durch dieses Wort befruchtet und nach seinem Bilde organisirt; das Weltall also, welches auf diese Weise aus dem Nichts erweckt wird, ist der substantielle Sohn. Der Verf. bestimmt diese Substanz in einer ziemlich verwickelten Darstellung als das eigentliche himmlische Universum; indem es kraft der göttlichen Liebe nach allen Punkten des Raumes seine Anziehung auszudehnen strebt, muß *es diese* Expansion und Flüssigkeit wesentlich als Leuchten offenbaren; es ist aber zugleich (wenn wir den Verf. in seinen oft sehr unsichern Übergängen und Combinationen recht verstehen) der Engel, aber in seiner primitiven Einheit mit Gott, in seiner Thätigkeit ausschließlich *gerichtet* auf Gott, nicht neue Wesen erschaffend, sondern bestimmt, die Schöpfung seines eigenen Wesens in Gott zu vollenden. Dies ist also die vollkommene *Idealschöpfung* (S. 15 — 36), das reine Urbild des Universums, *zu welchem* alle Wirklichkeit und Gegenwart zurückkehren wird und muß; der Verf. verweilt, gleichsam noch zuguterletzt und mit großer Extase in der Ausmalung dieser Vorstellungen, denn alle weitere Geschichte des Universums, wie der Erde insbesondere, ist nur mit Thränen zu erwähnen. Die himmlische Schöpfung, sagt er zum Muster für die gewöhnliche Weise, das Göttliche im Kolossalen zu suchen, ist ohne Grenzen in der Unermeßlichkeit und Ewigkeit, ohne Schranke in den Fähigkeiten eines jeden seiner englischen Glieder. Die Wassertropfen aller Oceane, multiplicirt mit den Lichtkügelchen aller Sonnen, die ausgestreut sind und noch in Ewigkeit ausgestreut sein werden, sind an Zahl geringer als die Zahl der Engel, welche im

Himmel die Liebe, die Weisheit, die Schönheit des Allmächtigen singen. Aber auch so viel Gedanken und Liebesseufzer in dem ersten Himmel durch alle Engel gewechselt sind, so viel Milliarden Himmel und Weltalle würden sich noch entfalten an den Grenzen dieses Universums; und auch dies würde noch nicht die Grenze der himmlischen Schöpfungen sein, nur der Anfang, ein Stäubchen in der Unermeßlichkeit.

Also der Grund alles weitern Daseins, eines Begrenzten, Materiellen, damit alles Kampfes, Übels, aller Unordnung ist — der Fall. Fall aber ist nicht ohne die Freiheit. Abgesehen von der trüb phantastischen, oder starr orthodoxen Anwendung dieser Kategorie, ist dieser Abschnitt (S. 37 — 48) der befriedigendste der ganzen Schrift und gewinnt dem Verf. nach dem unerbittlichen Ernste, womit er auch den Menschen in der innersten Mitte seines Schuldbewußtseins ergreift, eine hohe sittliche Achtung, sowie das Lob einer klaren und wahrhaft philosophischen Erfassung des so schwierigen Themas. Es ist die freie Reaction, ohne welche er die Creatur nicht gedacht wissen will; nur indem sie sich in ihrem eigenen Innern und durch eigene Thätigkeit vollendet, kann sie wahrhaft an der Fülle des göttlichen Lebens Theil nehmen; ohne die Freiheit wäre das Weltall nur ein unendliches Werden Gottes, er selbst nicht das ewige Prius, sondern mit dem Bande der Nothwendigkeit gefesselt an die geringste Modalität der Vergangenheit wie — Zukunft. Jeder Hauch der Luft würde nur von Gott geathmet, jedes Stäubchen nur von ihm bewegt, Gott würde in uns denken, wollen, gehen u. s. w. Ehe der Mensch seine Freiheit ableugnet, müßte er sich selbst ableugnen; bei ihm allerdings werden die Affectionen der Seele determinirt durch die des Leibes, aber sie erleiden keinen Zwang, und obgleich eigentlich nur der göttliche Wille existirt, so ist doch die Creatur Princip ihrer Determinationen. Wir übergehen die weitere Theorie des Abfalls selbst, wozu jene Freiheit führt; es sind die bekannten Vorstellungen, unter denen der Verf. sich nicht scheut, auch die zu wiederholen, welche gerade die Lauterkeit des Engels für ihn zur Klippe des Frevels werden läßt; wir übergehen auch die daraus entwickelte Entstehung des materiellen Universums, zunächst in der Gestalt eines Chaos mit seinen, nach dem Grade der Empörung unendlichen Stufen expansiver Geistigkeit und cohäsiver Körperlichkeit, bis hinab zur trägen Molecule. Nur die eigenthümliche Weise möchten wir erwähnen, wie der Verf. von hieraus an die Mosaische Erzählung von der Wüstheit und Leere der Erde anknüpft; dieses Chaos, sagt er, muß, kann man nur dem Falle des Engels zuschreiben; er gesteht zu, daß davon kein Wort geschrieben stehe (S. 301), aber es ist ihm nicht auffallend, wie der sonst für ihn so authentische und gut unterrichtete Moses eine so wesentliche Basis der Kosmogonie verschwiegen oder gar nicht gekannt haben sollte. Indessen schon hier wird die Gottheit durch die Reue, den Schmerz, die Thränen und Seufzer der Wesen, welche in dem monströsen Drängen des Chaos erfahren, was sie ohne Gott vermögen, zum Mitleide gestimmt; ja, sie selbst ruft jene Seufzer hervor und wird als göttliches Wort zum erstenmale Fleisch; das Unbegrenzte muß, da der Engel durch eigene Kraft aus dem Begrenzten nicht zurückkehren kann, selbst den Tod der Creatur sterben, in Einem unermeßlichen Tode alle Tode erleiden. Das Resultat dieser Incarnation ist die Entstehung einer Centralsonne und unzähliger um sie kreisenden Sterne, als ebenso vieler Sideralgeister; jene Sonne ist indeß noch keineswegs wahrnehmbar; wenn Gott (Genesis 1, 4) das Licht von der Finsterniß scheidet, so ist das nur das geistige, nicht das siderische, und es ist nur von einer Auferstehung des gefallenen Geistes die Rede; denn Gott hätte doch das Licht nicht mit der Finsterniß vermischen können, um es darauf zu trennen; unter den Wassern, welche der Herr sich von den Wassern scheiden läßt, versteht Moses nur die aufgelöste, nebulose Substanz, die sich hier zu Sternen verdichtet. Die Arbeit jener Sideralgeister ist, sich das göttliche Leben zu assimiliren, welches in dem Schoose der Sterne manifestirt ist; aber ebenso sind sie auch Vermittler für die untern Geister. Der Verf. hat damit den alten Typus von Demiurgen wiedergewonnen und läßt ihre nächste schöpferische Thätigkeit darin bestehen, an der Entwickelung der noch nebulosen Theile der Sterne (Sonnen) zu — Kometen zu arbeiten; indem sich nun unter ihrem Einflusse diese noch nebelhaften Körper als feurige Herde, trockene Kerne concentriren, um welche die Reste der Materie als Dunstoceane wogen, organisirt, belebt sich dieses Centrum, um dem kometarischen Geiste zum Körper zu dienen. Dieser ist aber kein anderer als — der Urmensch, wie er weder schon aufgelöst ist in Individualitäten, noch fixirt zu fester Gestalt, sondern nur erst fähig eines unbestimmten Wachsens und sich Vervielfältigens; sein definitiver Leib, sowie auch der der Pflanzen und Thiere, ist nur erst roh im Nebel vorgebildet; daher findet noch keine Trennung statt zwischen dem Menschen, dem Thiere und der Natur überhaupt; ja, das Thier ist der Fortentwickelung fähig, es tritt durch Intelligenz und Sprache, in welcher es die geistige Weihe empfängt, indirect in das gnadenvolle Bündniß mit dem Unendlichen (S. 49 — 75).

(Die Fortsetzung folgt.)

Bendegucz, Gyula Kolompos und Pista Kurtaforint. Eine Donquixotiade nach der neuesten Mode. Dichtung und Wahrheit von P. P—s. Aus dem Magyarischen übersetzt von L. v. Sch—. Leipzig, O. Wigand. 1841. Gr. 12. 1½ Thlr.

Referent weiß nicht, ob die Angabe, daß vorliegendes Buch aus dem Magyarischen übersetzt sei, eine Mystification ist; manche sprachliche Eigenschaften, Wendungen, die dem Genius und Usus der deutschen Sprache widersprechen, eine gewisse Roheit und Rauheit des Ausdrucks scheinen dafür zu zeugen; andererseits aber ist der Geist des Buches ein so entschieden dem Ultramagyarismus, wie er sich jetzt geltend macht, entgegengesetzter, daß wir kaum glauben mögen, es habe ein echter Magyar dieses Buch in magyarischer Sprache verfaßt. Jedenfalls zeugt aber diese satirische Schrift von einer tiefen und umfassenden Kenntniß des magyarischen Volks und Landes,

wie der neuesten dort herrschenden Änderungen, und ist schon deshalb interessant genug zu lesen; man gewinnt dadurch einen ziemlich ergötzlichen, wenn auch nicht sehr erhebenden Blick in den sittlichen Zustand der jetzigen Bewohner Ungarns. An mancherlei Übertreibungen der Wahrheit, sodaß sich diese bis zur Lüge verzerrt, mag es allerdings nicht fehlen. Indeß ist im Munde eines Satirikers die Lüge oft nur Nothlüge; es kommt bei ihm gar nicht darauf an, wie und durch welche Mittel und Umwege er seinen Zweck erreicht, sondern daß er diesen überhaupt erreicht. Und daß der Verfasser den outrirten modernen Magyarismus in das lächerlichste Licht zu stellen wußte, müssen wir ihm zugeben. Es ist allerdings in den Bestrebungen der jetzigen Ungarn, Alles, sowol das Deutsche als das Slawische magyarisiren zu wollen, viel Donquixotisches, um so mehr, da gerade die deutsche Cultur, wo sie sich einmal festgewurzelt hat, hartnäckig genug und am wenigsten geeignet ist, sich verdrängen zu lassen. Denn die deutsche Cultur ist, wenn auch bescheiden und langsam, doch zäher als jede andere. Namentlich sollten die Ungarn bedenken, wie viel Gutes sie deutschen Einflüssen verdanken und wie viel mehr Gutes sie noch bei sich einführen könnten, wenn sie nicht jetzt so eigensinnig gegen Alles, was Deutsch heißt, sich zu verschanzen suchten. Hoffentlich werden diese lächerlichen Bestrebungen in einer Zeit, welche wie die unserige alle Nationalitäten zu verschmelzen sucht, nur vorübergehend sein. Der Verfasser konnte sich zur Verspottung jener Donquixotischen Bestrebungen des Magyarenthums kein besseres Muster wählen als Don Quixote selbst. Freilich hat er diesem nur die allgemeinsten und rohesten Züge entlehnt und von vorn herein von aller Poesie abstrahirt. Bendegucz und Gyula Kolompos sind zwei närrische magyarische Edelleute und bilden zusammen einen ungarischen Don Quixote, während Pista Kurtaforint, der Diener des Bendegucz, wohl oder übel die Rolle des Sancho Pansa spielt. Die beiden genannten Edelleute, hingerissen von den Bestrebungen des modernen Magyarenthums, sonst unwissend und ungebildet, ziehen aus, um den Ursitz der Magyaren aufzusuchen, den sie am Ural, ohne zu wissen, wo dieser liegt, vermuthen. Aber auf den Ural weisen schon das Wort Uralkodni und das einfache Wort Ur hin. Die Freuden und Leiden, welche sie auf dieser Wanderung erleben, bilden die Hauptpartie des Buches. Sehr ergötzlich sind unter Anderm die gelehrten Versammlungen geschildert, in welche die ungelehrten Herren aufgenommen werden, um hier etymologische und linguistische Debatten anzuhören, deren Gange zu folgen sie keineswegs gebildet genug sind. Überall empfängt man sie mit den ausgelassensten Freudenbezeigungen und Acclamationen; meist löst sich aber das so ernst und imposant Begonnene in ein wüstes und lächerliches Zechgelage auf, wovon die guten Leute keine andern Resultate mit auf den Weg nehmen als Übelbefinden und Kopfschmerzen. So lächerlich nun auch die Herren geschildert werden, so kann man ihnen doch nirgend gram sein, denn die den Magyaren angeborene Gutmüthigkeit ist überall aufs treueste und ehrlichste hervorgehoben. Natürlich kehren sie unverrichteter Sache um, nachdem sie kaum die türkische Grenze überschritten hatten. Pista hatte sie schon früher im Stich gelassen, denn, monologisirte dieser: „Der Teufel ist zwar nicht immer so schwarz, wie man ihn malt, aber weiß ist er auf keinen Fall. Und durch fremden Schaden soll man klug werden. Was hilft mir dann der ganze Bauernsitz, wenn ich ihn nicht mehr benutzen kann? Überall soll es zwar gut sein, aber zu Hause ist es doch am besten. Man muß für die Seinigen leben und die Liebe fängt bei mir selbst an. Der Ruhm, den mir eine solche Reise erwerben mag, was ist er denn? So viel! (hier blies er etwas von der flachen Hand herunter) oder so viel!" (da spuckte er aus) u. s. w. Dieses Beispiel deutet in etwas den Ton an, in welchem das Ganze gehalten ist. Es wimmelt von Cynismen und Derbheiten, welche, im Verein mit der eigenthümlich [illegible] und plumpen Sprache, den Leser anfangs abschrecken und anwidern, bis man einsieht, daß dies Alles echt magyarisch und zur charakteristischen Färbung des Ganzen nothwendig sei. Bei alledem konnte und mußte der Verfasser oder Übersetzer eine größere Sorgfalt mindestens auf die grammatikalische Richtigkeit verwenden; denn der deutschen Grammatik werden hier oft die empfindlichsten Ohrfeigen ertheilt. 16.

Literarische Notizen.

Es ist bekannt, daß der russische Staatsrath Turgenief, ein tüchtiger Archäolog und überhaupt einer der gebildetsten Männer Rußlands, seit mehren Jahren Deutschland, England, Italien und Frankreich bereist, um in den Archiven und Bibliotheken Documente aufzusuchen, durch welche über die frühern Verhältnisse zwischen den russischen Souverainen und den Hauptvölkern Europas Licht verbreitet werden könnte. Der erste Theil des daraus hervorgegangenen umfangreichen Werkes ist, während sich Turgenief selbst in Paris befindet, in Petersburg unter dem Titel erschienen: „Historica Russiae monumenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta, ab *A. I. Turgenievo*" u. s. w. Dieser erste Theil enthält in lateinischer Sprache und russischer Übersetzung eine große Menge von Briefen, Bullen, Rescripten, welche von den Päpsten an die russischen Großherzöge und Zaren gerichtet und aus den geheimen Archiven des Vaticans genommen sind.

Gavard, der Herausgeber des „Musée de Versailles", hat von seinem Werke, welches gewissermaßen die ganze französische Geschichte umfaßt, eine Partie unter dem Titel „Les armoiries de la salle des Croisades" besonders herausgegeben. Dieser Saal der Kreuzzüge ist ganz neu und wird in kurzem für das Publicum geöffnet werden. Gavard hat in einem Quartbande die Devisen aller Ritter, welche aus Europa nach Palästina zogen, vereinigt, alle Embleme, Wappensprüche, Wappenschilder u. s. w., wodurch sich die Ritter im Handgemenge bemerklich machten. Man erblickt hier das edle Wappenschild Balduin's, des heiligen Ludwig, des Richard Löwenherz, Duguesclin's, Philipp August's, Montmorency's — ein interessanter Commentar zu Walter Scott's und Michaud's betreffenden Werken und dem „Befreiten Jerusalem".

Auf dem Wege der Subscription wird gegenwärtig das schon vorher vielfach besprochene Werk veröffentlicht: „Grande chronique de *Matthieu Paris*, traduite en français." Die erste Lieferung ist bereits angekündigt; die zweite bis vierte werden im Laufe des Winters vollendet sein. Das Werk ist besonders dadurch wichtig, daß es die Ursprünge der Rivalität zwischen England und Frankreich enthüllt und zur allgemeinen Kenntniß bringt. Die erklärenden Anmerkungen sind von Huillard-Bréholles, die gelehrte Einleitung von dem Herzoge von Luynes, Mitglied des Instituts.

Der bekannte General-Procurator Mongalvy hat Cicero's Abhandlungen über das Alter und über die Freundschaft in das Französische übersetzt. Diese Übersetzung hat viel von der eigenthümlichen Grazie des Originals. Die Widmung des Buches an den ersten Präsidenten des königlichen Gerichtshofes von Toulouse wird von einem französischen Journale rührend und ein Muster von Geschmack genannt, welches Denjenigen, der so zartsinniges Lob zu spenden wisse, und Denjenigen, welcher es verdiene, auf gleiche Weise ehre.

In kurzem erscheint zu Paris: „Réfutations des doctrines de Gibbon, Strauss et Salvador", von dem Erzbischof von Marokko. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 354. —— 20. December 1841.

Résurrection. Par *Charles Stoffels*.

(Fortsetzung aus Nr. 353.)

Aber dies also gezeugte, materielle Element bewahrt
n sich einen Sauerteig der Empörung, der sich überhaupt
n einer Tendenz zur Verdichtung ausspricht. In der fort-
chreitenden oder immer neu hervortretenden Sünde bilden
ich theils andere Sonnen zu Kometen um, theils con-
entriren sich schon bestehende Kometen zu — Planeten;
on beiden Abweichungen und Äußerungen des empörten
Geistes gibt indessen der Verf. zu, daß sie doch nur sel-
en vorgekommen. Erst jetzt trennt sich auch die Seele
es Urmenschen in die Geschlechter; eine weitere Empörung
nd Vermessenheit treibt ihn, seine Thätigkeit an der Thier-
velt zu üben, wodurch diese nicht nur gleichfalls in In-
lividuen zerfällt, sondern auch zum Theil mit den räube-
schen und gefährlichen Waffen versehen wird, womit sie
egen sich selbst wüthet; aber der Mensch erschrickt zuletzt
or seinen eigenen Werken, muß zum Schutz sich einen
eib aus Thon bilden, tritt von nun an selbst in der Ge-
alt des Thieres auf. Damit das zweite Capitel der Ge-
esis etwas durchaus Neues enthalte, indem ja Gott schon
n ersten die Schöpfung vollendet habe, so werden erst in
m Mann und Frau geschaffen („da bildete Gott den
Menschen aus Staub" — der Verf. übersetzt den Garten,
au, mit willkürlicher Berufung auf das Samaritanische,
s — erste — Umhüllung, Organ überhaupt). Die Ursache
nn nicht in einer Änderung des göttlichen Entschlusses,
ndern nur in der sündigen Freiheit des Menschen lie-
n u. s. w. Der spätere Leib von Thon ist aber nichts
nderes als (Genesis 3, 7) die **Feigenblätter**, welche
r Verf. abermals nach dem Samaritanischen für einen
chleier von Finsterniß, von Verdichtung erklärt; erst
ers 21 vollendet Gott dies, wenn er dem Menschen Hül-
r von Fell macht. So sehen wir denn auf einmal Über-
nstimmung mit der Mythe vom Prometheus; denn der
Mensch von festem Thon, welchen dieser macht, ist er,
r zugleich primitive Mensch, selbst, er schafft sich selbst
s Fleisch, und das himmlische Feuer, welches er raubte,
der — Stolz. Da wird auch die Erde kalt, verlöscht,
llt sich in einen Leib von Granit, und stößt den über-
üthigen Titanenmenschen hinaus, um ihn an die äußerste
renze ihrer felsigen Oberfläche zu schmieden.

Und der Schauer des Todeskampfes, der alle Glieder des Planeten durchläuft, der Grabesseufzer, der sich aus dem Busen aller lebendigen Wesen erhebt, der Fluch aller Creaturen, der Tod, welcher den Titanen bedroht, alle diese rächenden Geier verschlingen unablässig sein Eingeweide, bis dieser Schmerz ihn in dem Krachen der Welt die erzürnte Stimme des Allmächtigen erkennen läßt und in diesem allgemeinen Schrei der Verzweiflung ein Ruf der Reue zum Himmel emporsteigt.

Man erräth schwerlich, welche Stelle der Genesis dem Verf. diese Data an die Hand gegeben hat: Cap. 3, V. 8 ist erzählt, daß Adam und Eva, die sich unartig und ungehorsam betragen haben, mit großer Bangigkeit die Stimme Gottes hören, als er bei der Kühle des Tages im Garten wandelt; aber der Verf. gibt einen viel tiefern Aufschluß: Gottes Stimme brach ein in den Erdball (Sphäre), en souffle du jour (S. 76 — 87, 319 — 324). Doch diese Reue des Menschen bestimmt das schöpferische Wort zu einer neuen Manifestation; ihre bedeutsamen Resultate sind (freilich seltsam genug): die nur geschlechtliche Fortpflanzung, die Zerstreuung der adamitischen Elementargeister in die verschiedenen Individualitäten, ein Abbrechen der Beziehungen zwischen Menschen und Thier, ein Herabsinken der bisherigen Intelligenz und Sprachfähigkeit des letztern zum bloßen Instinct, kurz, die ganze Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit der Creatur, und als höchste Gnade — der Tod. Und außer den Schrecken der Brudermorde, der verheerenden Kriege erfolgen Zertrennungen des Kometen in Planeten und Monde (die Kometen sind für den Verf. entschieden höhere Stufen der Himmelskörper), furchtbare geologische Revolutionen (cataclysmes), und da durch dies Alles die Menschheit zu nur größerer Wuth entflammt wird, eine letzte Sündflut (S. 88 — 112). Der Gang, welchen der Verf. von hier an verfolgt und dessen Hauptstufen er mit Incarnation und Eglise primitive bezeichnet (S. 113 — 151), schließt sich zu genau an die sonstige kirchliche Typik, als daß dabei besonders zu verweilen wäre.

Die Taufe, welche in den großen Wassern über die Erde ergossen wird, ist zugleich die Quelle jener Thränentaufe, welche die des heiligen Geistes herbeiführen soll; der Bogen, welcher am Himmel nach dem Schwinden der Gewässer erscheint, ist der Heiligenschein dessen, welcher das Glück aus dem Leiden, die Auferstehung aus dem Tode hervorrufen wird.

Wenn dann im weitern Geschick der Menschheit die doppelte Weihe der Hoffnung und der Furcht, des Gebets und des Schmerzes den göttlichen Keim in ihr entfaltet hat,

wenn die menschlichen Eingeweide genugsam befruchtet sind vom Geiste und den Thränen, so gebären sie den — Christ. (S. 112.)

Wir richten also unsere Aufmerksamkeit auf die Epoche der christlichen Weltordnung, welche nach Vereinigung jener ersten Kirche durch die Elemente blos fleischlicher Gesellschaft, namentlich durch Wiederherstellung des Privateigenthums, durch erneuerten ehebrecherischen Bund mit dem Staube, daher durch allgemeine Auflösung, Krieg u. s. w. eigentlich die gegenwärtige Epoche trifft, die den Verf. zu allem ungemessenen Pathos seiner Weltanschauung hinausgetrieben hat. Sehen wir uns nach den Theoremen um, mit welchen er diese zerrüttete, schlottrige Welt wiedergestalten will, so ist er bei seinem französischen Sinne praktisch genug, während er den Zustand jener ersten christlichen Gemeinde als Muster aufzustellen versucht, doch Modificationen zuzulassen, welche 18 Jahrhunderte nöthig gemacht haben. Im Allgemeinen sehen wir ihn sich zu denselben Sätzen bekennen, welche in verschiedenem Gewande seit mehren Decennien in Frankreich hervorgetreten und in der That von einer turbulenten oder auch mit Recht ungeduldigen Praxis ergriffen worden sind. Sie müssen dem gesunden und, wir dürfen es sagen, religiösern Bewußtsein des Deutschen ebenso abstract, schief und phantastisch erscheinen, nur darin achtungswerther, daß sie in fester Einheit mit dem christlichen Princip, nur die Entwickelung desselben sein sollen, zugleich eine Verkündigung der Wiederkunft des Herrn zur vollständigen Verwirklichung seines Reichs der Liebe, wobei nicht unterlassen wird, den Text von nicht weniger als 12 Capiteln des Jesaias herbeizubringen. Von allen Seiten, so eröffnet der Verf. sein „Avenir", kommen die Gläubigen, Heiligen, und sobald eine kleine Zahl versammelt ist, bilden sie eine Gemeinde. Excentrische Gesellschaften, deren Mitglieder, unter den reinsten Christen gewählt, Männer sind vom lautersten Willen, Frauen von keuschem und edelm Verlangen, verwirklichen nun die christlichen Principien unmittelbar und in ihrem ganzen, erhabenen Radicalismus. Es sind Menschen, die, um zur Einheit mit Gott zu gelangen, zu Allem entschlossen sind, die geschworen haben, lieber dem Leben zu entsagen als dieser Liebe; denn die künftige Evolution der Einen, katholischen Kirche, weit entfernt, sie unsichtbar zu machen, soll ihr einen nur um so sichtbarern, materiellern Leib geben; die Allgemeinheit des Phänomens der Eucharistie kann sie nur erfüllen durch diese sociale Organisation der allgemeinen Verbrüderung, dieser substantiellen ursprünglichen Constituirung der menschlichen Einheit. Der Verf. zieht die verschiedenen Elemente dieser Geselligung in dem Bilde einer großen Stätte der Liebe, einer cité chrétienne zusammen. In ihr arbeitet Alles nach seinen Fähigkeiten, in sich gegenseitig bedingenden Rechten und Pflichten an der Erzeugung des gemeinsamen Lebens (sehr gut!), und es wird die Kraft des Gleichgewichts Jeden nach dem Fort- oder Rückschritt seiner Liebe immer an die rechte Stelle bringen; in ihr gibt es außer den schönen Künsten keinerlei Luxus u. s. w.; die Armuth ist (trotz Joh. 12, 8) verschwunden (S. 152—178, 349). Als eine der wesentlichsten Gesellschaftsfragen behandelt der Verf. die Ehe und nicht unbedeutende Stellen des Buches sind ihr gewidmet; ein freierer Standpunkt zur katholischen Kirche, der sich auch sonst schon vielfach dargelegt hat, tritt besonders in dem Abschnitte „Couvent" hervor. Freilich will bei der Wärme und hoch erregten Begeisterung, mit welcher von der Tiefe der Liebe wie von dem Wesen und der Bestimmung des Weibes überhaupt Zeugniß gegeben ist, kein Lächeln kaum unterdrückt bleiben, wenn man sich die furchtbaren Schilderungen zurückruft, in denen die bloße Existenz des Geschlechts als Folge der Empörung, als Zustand des Unglücks erschien; sie hindern nicht, aber ohne daß sie den Verf. von seinen starren Abstractionen zu dem Begriffe einer tiefern Verwirklichung des concreten Geistes umwendeten, daß an solchen Stellen Alles gesagt ist, was der Sprache an Pracht, Schmelz und Anmuth zu Gebote steht. So lesen wir, wie das Herz des größten Theils der Menschen der Erwärmung, der Erweiterung bedarf durch die reine Liebe der Gattin, die Öffnung seiner Blütenblätter für den himmlischen Thau durch keusche Küsse; dem Manne ist die Frau in ihrer überirdischen Schönheit (angélique) die sichtbare Gegenwart Gottes; ja, ihre Seele ist die irdische Hostie, welche uns empfänglich macht, durch die himmlische in Gemeinschaft mit Gott zu treten. Wie also das Kloster unfruchtbar bleibt ohne die Familie, so versinkt aber auch sie, bleibt sie außerhalb des religiösen Lebens und der gemeinsamen Regel des Klosters; Familienklöster daher machen allein das Leben von Mann und Frau zu einem Leben in Gott. Und wie das geistige Band zwischen Beiden überhaupt das Bild der göttlichen Einheit und Trinität ist, obgleich verderbt und verdunkelt (S. 18—22), so ist auch die Vereinigung ihrer Liebe für sie eine Erhebung zur göttlichen Macht, zur Erzeugung ihres Kindes im heiligen Geiste; die unbefleckte Empfängniß der Maria ist das Symbol dieser Zeugung; die Pflicht der Gatten ist daher, im Gebet, in der geweihten Liebe, in derjenigen Heiligkeit zu empfangen, welche ein so — furchtbares Mysterium erfodert (S. 179—202).

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Anais, von Jenny Bastide. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 2⅔ Thlr.

„Anais" bietet die gewöhnliche Geschichte der illegitimen Neigung einer verheiratheten Frau und des durch die Hand, die dazu geführt, bestraften Verbrechens. Wir finden in Anais eine schöne, sanfte, fromme, ungeliebte Frau und lernen sie in ihrem freudelosen ehelichen Verhältniß mit dem tyrannischen Grafen Terville kennen, dessen scharfe, harte Reden sie zuweilen schärfer und schnippischer beantwortet, als der gute Ton und die Würde der Frau es wol vergönnten. Eine liebenswürdige verwachsene Cousine steht ihr als treue Freundin zur Seite und begleitet sie und den Gatten auf einer Reise nach Italien, wohin Handelsspeculationen ihn ziehen. Der Marquis von Rochebrun lernt die junge Gräfin schon auf der Reise kennen und macht ihr einen tiefen Eindruck. In Castelamare, wo sie mehre Monate zubringt, setzt er seine Huldigungen fort; auch Mathilde sieht ihn öfters, und auch sie liebt den jungen Mann, doch mit der Hoffnungslosigkeit der Häßlichen und Verunstalteten birgt sie diese Neigung in ihrem Innern. Zu einem Rendezvous mit Anais ersteigt er den Balcon und wird in der

jeißesten Liebeserklärung durch Mathilde gestört, welche die Beiden warnt, Anais in ihr Zimmer zieht, die Thüren des Balcons schließt und dem Grafen Terville entgegeneilt. Ein paar Handschuhe, die Rochebrun vergessen, und noch andere Umstände lenken den Verdacht einer Zusammenkunft und eines geheimen Liebesverhältnisses auf Mathilde, welche aus Freundschaft für Anais den Schein, der ihr nicht nur eine Schuld, sondern bei ihrem häßlichen Äußern auch ein Ridicul gibt, nicht von sich abwehrt. Mathilde überredet nun auch die Liebende zu einer Entsagung; doch die Cholera bricht aus und bringt ungeheuere Umwälzungen in den Verhältnissen zu Castelamare hervor. Der Graf Terville flüchtet sich und läßt seine Frau mit der Cousine zurück, da in seinem Hause die Cholera ausgebrochen ist. Die Cholera ist der Würgengel der modernen Zeit und nimmt sich aus der Ferne nicht nur sehr tragisch, sondern sogar poetisch aus, wegen des schnellen Überfalles, und indem sie ganze Familien zugleich mit dem Leichentuch deckt, ganze Stadtviertel, Straßen und Häuser aussterben läßt; die Cholera ist so poetisch wie der fernrollende Donner, wie der Ausbruch eines Vulkans, wie ein Erdbeben, aber nur aus der Ferne wirkt diese furchtbare Poesie. In der Nähe möchte wol die Pflege des Cholerakranken, an der Seite des Geliebten, sehr unpoetisch ausfallen und die Liebende wol gern auf die Pflege des Geliebten verzichten. Dessenungeachtet erkrankt die edle Mathilde an der Cholera und Edmund Rochebrun vereinigt sich mit Anais zu ihrer Pflege; sie genest und ein trauliches Verhältniß zwischen den Dreien, nachdem alle übrigen Bewohner des Hauses ausgestorben, nährt die Neigung, welche diese drei Herzen aneinander bindet. Anais' Schönheit, leidenschaftliche Liebe, anmuthiges Wesen und Mathildens Liebenswürdigkeit und kluges Erzählen gewöhnen den jungen Mann an ein Glück, dessen Ende er mit Entsetzen, wegen der nahen Rückkehr des Grafen, herannahen sieht und das er durch eine Entführung sich zu erhalten hofft. Anais soll als an der Cholera gestorben ausgegeben, eine andere Frau an ihrer Statt begraben werden; nur so können die Liebenden auf ewig vereint sein. Die in ihren Grundsätzen und in ihrer Liebe gekränkte Mathilde weigert sich, den Beiden zu folgen; da sie aber mit ihnen zugleich verschwindet, trifft sie der Verdacht, mit Rochebrun geflohen zu sein, während sie in einem Kloster und später in einer kleinen Wohnung zu Paris eine stille, freudelose Zuflucht gesucht hat. Anais lebt indeß einige Jahre dem immer mehr schwindenden Liebesglück; sie hat mit ihren Gewissensvorwürfen, mit den Verhältnissen, mit Rochebrun's Langeweile und mit seiner erkaltenden Neigung zu kämpfen, bis endlich ihre noch immer heiße Liebe ihr Kraft verleiht zu dem Entschluß, ihn, dessen Glück sie im Weg, dem sie jetzt nur noch zur Last ist, zu verlassen, und Mathilde nimmt die reuige, unglückliche Freundin liebend auf. Auch Rochebrun kommt nach Paris, er findet, daß er durch Anais' Entführung, durch alle zum Geheimhalten derselben angewendete Mittel und durch das Herumreisen der letzten Jahre sein Vermögen sehr beeinträchtigt hat, und denkt der einst Geliebten nur mit Vorwürfen. Verhältnisse begünstigen ihn, das reichste, schönste Mädchen von Paris kennen zu lernen und ihre Liebe zu gewinnen; es ist Louise Terville, Anais' Tochter; sein Gewissen hat zwar Manches gegen diese Verbindung einzuwenden, sein Jugendfreund warnt ihn und zieht sich von ihm zurück; dessenungeachtet verlangt er ihre Hand und sie wird ihm zugesagt. Da gibt Anais einem Kinde das Leben und meint, die Rechte ihres Sohnes vertheidigen, die Verbindung der Tochter mit dem Verführer der Mutter verhindern zu müssen; sie stirbt, und abermals übernimmt es Mathilde, der Freundin Sache zu führen. Die Herzogin St.-Prix, Rochebrun's Pathe, die seine Vermählung mit Louise Terville begünstigt, verlangt von dem reuigen, zerknirschten Rochebrun am Todtenbette der unglücklichen Anais, daß er Mathilde heirathe und seinem Sohne also einen Namen gebe; und Mathilde, um die Ehre der Familie, den guten Namen der Entschlafenen und das unselige Geheimniß zu retten, duldet abermals, daß die Welt sie für strafbar und für die Mutter des Kindes hält, und reicht aus Liebe zur Freundin dem Manne, den sie nicht mehr achtet, die Hand. Ihn aber beglückt die edle, ausgezeichnete Frau so wenig, daß er sich acht Tage nach der Trauung eine Kugel vor den Kopf schießt; und auch Mathilde stirbt bald. Wenn nun auch dieser Roman durchaus nicht zu den mittelmäßigen gehört, so ist er doch zu sehr in die Länge gezogen, bietet allzu gewöhnliche Reflexionen und Situationen, um zu den ausgezeichneten gerechnet zu werden; doch würde ihn Ref. als eine moralisch warnende Lecture empfehlen, wenn er nicht wüßte, daß Warnungen noch nie etwas geholfen haben, und auch nie etwas helfen werden.

2. Schwertlilien. Novellen und Erzählungen von W. O. Hoffmann. Erster Band. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1⅓ Thlr.

Diese Erzählungen und Novellen sollten eher Skizzen oder Phantasiestücke genannt werden; sie sind arm an Begebenheiten, und den wenigen Ereignissen, die zum Faden der Erzählungen zusammengesponnen sind, fehlt es größtentheils an Wahrscheinlichkeit. Auch sind die handelnden Personen nur leicht hingeworfen, ohne alle Charakterentwickelung, jedoch die Accessorien voller Interesse, die Schilderungen voll Leben, die Reflexionen voll Wahrheit und ein poetischer Hauch weht über die Darstellungen, sodaß der Leser eine jede dieser Erzählungen mit Freude liest, wenn er auch am Schlusse derselben immer unbefriedigt ist. Der Vorwurf der getäuschten Erwartung ist bei einem Buche nicht so ernst wie bei einem Menschen, nicht so tragisch wie bei einem Schicksal, da beim Lesen die Erwartung der Hauptreiz ist. Die Novellen beginnen gewöhnlich, als sollten sie sehr lang werden; in der ersten: „Wildström", werden so lange Vorbereitungen zur Ankunft und zur Schilderung des unheimlichen Helden gemacht, die Wirthsstube und der ewig dürstende Wirth mit seiner alten Gattin nehmen so viel Blätter ein, daß man erstaunt ist, als Wildström selbst so wenig erscheint, so wenig handelnd auftritt, nur als Wildmeister die Forsten verwaltet und seine frühere Lebensgeschichte als ein in demagogische Umtriebe verwickelter Student, auch seine erste Liebe in Amerika nur als oberflächliche Skizzen in einem Briefe mittheilt. Seine Neigung zu Clementinen hätte die Kämpfe des starken und edeln Mannes mehr herausheben sollen, auch wäre leicht zu denken, daß er den Familiennamen Clementinens, der Braut seines Herrn, dessen Nennung in der Trauungsstunde ihm seine verwaiste Schwester erkennen läßt, früher müßte gehört haben, als gerade in dem letzten Augenblick, wo die Verzweiflung ihn forttreibt. Auf diese Art hat der Leser bei jeder Novelle etwas auszusetzen und einzuwenden, obgleich er sie mit dem höchsten Interesse gelesen hat, da der Verfasser sich darauf versteht, die leidenschaftlichen Momente mit wenig Worten doch sehr ergreifend darzustellen. Die „Berufswahl" ist die unbedeutendste Skizze der Sammlung, dem ganz gewöhnlichen, ich möchte sagen ordinairen Leben entnommen und carikirt. Dagegen verdient der „Karlistische Freiwillige" besondere Aufmerksamkeit, und Juanna, das Mädchen aus den Pyrenäen, die dem Helden unter Verkleidung nach Spanien folgt, ist ein rührendes Bild, voll Poesie und Anmuth, und das tragische Ende durch die Kugel ihres eigenen Bruders, der sie in den Armen des Verführers und Ketzers erschießt, muß ergreifen, während die Schilderung des Übergangs über die Pyrenäen lebhaft und malerisch durchgeführt ist. Die letzte Novelle: „Manuele", ist anregend durch die lebendige Darstellung der Zustände im spanischen Kriege und an Don Carlos' Hof, wenn auch das Liebesinteresse nur schwach und unbedeutend ist und nichts von spanischer Glut mit sich führt.

3. Lebens- und Reisebilder und Novellen von L. v. Alvensleben. Erstes Bändchen. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1½ Thlr.

Diese „Lebens- und Reisebilder" versetzen uns in einen traulichen Kameradenkreis, wo der Verf. bei der Pfeife und dem Glase Wein gemüthlich zu erzählen scheint, nicht ohne et-

was zu brodiren, wie das so Offiziersbrauch beim Erzählen zum Zeitvertreib ist. Sie sind mit Talent aufgezeichnet; „Der Zaubergarten" und das „Trou de Hong" im Ardennengebirge außerordentlich gut und der Wahrheit getreu beschrieben. Unter den Novellen möchte Ref. „Die Polenkugel, eine polnische Novelle", hervorheben, da das Poleninteresse jeden Leser anzusprechen pflegt und im schönen, fließenden Novellenstyl der geübten Feder um so anziehender ist. Ein junger Pole erzählt das Unglück seiner Familie, des Vaters vergebenes Kämpfen für Freiheit, den Verlust des Vermögens, des Bruders Deportation nach Sibirien auf Lebzeiten, weil er, der noch beinahe Knabe, mit Kohle „Es lebe die Constitution von anno 13" an die Wand geschrieben hat. Der im Gefängniß sterbende Vater übergibt dem jungen Helden als einziges Erbtheil die Flintenkugel, die ihn selbst einst verwundet, mit dem Auftrag, mit derselben einen Russen zu tödten, zur Rache für erlittene Unbill, und der junge Mann fällt auf dem Schlachtfelde, nachdem er diesen Auftrag erfüllt hat. „Die Fahrt nach Grimma" fand Ref. dagegen gewöhnlich, den Humor verfehlt, sich mehr zur mündlichen Erzählung im obengenannten Kameradenkreis, wo Unbedeutendes durch hübschen Vortrag Werth erhält, als zur Lecture eignend. „Eine Reihe von Erlebnissen und Begebnissen", hübsch aufgefaßt und hübsch erzählt, ein buntes Allerlei, voll Leben und Unterhaltung; es bietet eine große Mannichfaltigkeit und hält sowol durch Stoff als durch lebhaften Vortrag den Leser in steter Spannung. „Das Roß Bayard" und „Lelia's Lampe" sind schön, mit viel Poesie erzählt, wahrhaft ergreifend, während die Schnellpost- und Dampfschiffreisen durch die bekannten Gegenden, als die Rhein- und Harzumgebungen, den Leser ansprechen und erfreuen. Die anmuthige, leichte, gefällige Sprache erhöht den Werth dieser in jeder Hinsicht erfreuenden, aufheiternden Lecture für müßige Stunden.

4. Colomba, corsisches Sittengemälde von Prosper Mérimée. Aus dem Französischen übersetzt von A. Diezmann. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1¼ Thlr.

Gewiß bieten die Sitten Corsicas in ihrer ursprünglichen, unausrottbaren Wildheit der Romantik ein willkommenes Feld, und von den Maquis geschützt, mit den Nationalvorurtheilen verwachsen, werden sie noch lange der Novelle einen Vorder- und Hintergrund liefern, worauf jedes Gemälde, selbst die leichteste Skizze Effect machen muß. Die blutige Vendetta zieht wie ein dunkler Faden durch alle Liebes- und Mordgeschichten dieses Landes. Das Büchelchen „Colomba" zeigt uns nun den durch langen Aufenthalt im Auslande civilisirten Corsen Orso, der die Vorurtheile seines Landes abgelegt, wider seinen Willen zur Blutrache gezwungen, zum Mörder wird, wozu vor allen seine schöne Schwester Colomba ihn treibt. Sie, mit dem sanften, bescheidenen Wesen, dem unter der gesenkten Wimper geborgenen blauen Auge, trägt unter dem Mezzaro den Dolch; sie trauert um den vor zwei Jahren ermordeten Vater und will die Trauer nicht eher ablegen, als bis er gerochen; sie will sich nicht eher vermählen, als bis das Blut seines Mörders geflossen ist; sie schleift die Waffe, sie ladet das Gewehr, sie steht mit den Banditen im Verkehr, während sie sich fromm vor Tische bekreuzt und inbrünstig vor Schlafengehen betet; in ihrem Herzen mahnt das Rachegefühl in seiner ganzen corsischen Glut und findet Anklang bei allen Landsleuten. Verachtung droht Dem, der die Vendetta nicht hochhält, der die Blutrache versäumt, er ist ein Feigling in der Meinung seiner Landsleute. Neben der rachеglühenden Corsin sieht man die reisende Engländerin, Miß Lydia, die in den Salons von London und Paris brillirt hat, dem nil admirari-System huldigt, deren Meinung nach es Italien an aller localen Färbung gebricht und die das Schönste nicht mit Freuden sieht, weil so viele Andere es schon gesehen haben. Sie reist nach Corsica, witzelt über die Vendetta und findet ihrer Sehnsucht nach dem Romantischen und Außergewöhnlichen mehr als genügt, indem sie dem Ausgang einer solchen Racheerpedition beigewohnt, dessen Helden Orso sie liebt und sich selbst mitten in den Austritten des Hasses der beiden feindseligen Familien befindet. Nachdem Orso von beiden im Hinterhalt ihm auflauernden Feinden verwundet ward, erlegt er sie beide und flüchtet zu den Banditen in den Maquis. Nach glücklich beigelegter Sache heirathet er die schöne Engländerin und verläßt das wilde, uncivilisirte Corsica; auch Colomba folgt freudig, sie legt das schwarze Gewand, den Dolch, den Mezzaro ab und kleidet sich nach der Mode, aber den Familienhaß und die Vendettaglut hat sie nicht abgelegt und den alten wahnwitzigen, vom Unglück niedergebeugten Feind, dessen beide Söhne ihren Bruder erschossen, erschüttert sie noch bis zur Ohnmacht durch die Mahnung an seine Schuld und deren Strafe. Dieser ganzen Erzählung sind Corsicas Sitten und Gebräuche auf anmuthige, ungekünstelte Weise einverwebt und die Banditenschilderungen erhöhen das Interesse der Nebenumstände, ohne darum die Hauptpersonen zurückzudrängen; auch ist die Übersetzung so gut und sorgsam bearbeitet, daß dieses Werk für eine Bereicherung der deutschen Literatur angesehen werden kann, für die der Leser dem Herrn Übersetzer verpflichtet ist.

44.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten in den Monaten März bis Juli 1841.)

Das „Cincinnati Chronicle" stellt eine Vergleichung der sechs Volkszählungen an, welche seit der Annahme der Unionsverfassung vorgenommen worden sind, und es ergaben sich folgende bemerkenswerthe Thatsachen: 1) Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten vermehrt sich alle 10 Jahre um 34 Procent und verdoppelt sich alle 24 Jahre. Dieses hat sich als eine so gleichförmige Erscheinung herausgestellt, daß, wenn man vom Jahre 1790 an rechnet, die danach herauskommende Bevölkerung von 1840 mit der wirklichen Volkszählung fast ganz genau übereinstimmt. Hiernach läßt sich die Bevölkerung vom Jahre 1850 mit ziemlicher Genauigkeit schon im voraus bestimmen; sie wird alsdann nahe an 23 Millionen betragen. 2) Dieses Resultat stellt sich jedoch nur, wenn man alle Vereinsstaaten berechnet, als richtig dar und leidet auf jeden einzelnen Theil keine Anwendung; denn die Zunahme der Bevölkerung in den lange angesiedelten nordöstlichen Staaten ist ohne Vergleich geringer als in den nordwestlichen, wo sie fast auf 100 Procent in einem Decennium steigt. 3) Die Zunahme der Sklaven belief sich ehedem auf 30 Procent in 10 Jahren, jetzt aber beträgt sie kaum noch 25 Procent. Die Zunahme der Freien dagegen beträgt jetzt 36 Procent und der Abstand in der Vermehrung der Weißen und der Farbigen wird mit jedem Jahrzehend größer. 4) Die farbige Bevölkerung vermehrt sich stärker im Süden als im Norden und Sklaverei vermindert sich zusehends und auffallend in den Staaten, welche an solche grenzen, in denen sie nicht mehr geduldet wird, sodaß, wenn es nach demselben Maßstabe, wie jetzt fortgeht, in 50 Jahren gar keine Sklaven mehr darin vorhanden und nur noch in den südlichsten Staaten welche zu finden sein werden.

Capitain Tyler, welcher das Dampfboot Dan. Webster zwischen Detroit und Buffalo führt, sagt ein neuyorker Blatt, muß ein gewaltiger Freund der Zeitungsdrucker sein. Er hat angezeigt, daß Zeitungsherausgeber auf seinem Schiffe frei fahren und daß jedem Passagier 1 Dollar vom Passagiergeld erlassen wird, der darthut, daß er eine Zeitung hält und für Ein Jahr darauf pränumerirt hat. Wer daher mit jenem Dampfboote eine Reise machen will, vergesse ja nicht seine Zeitungsquittung bei sich zu führen oder, falls er keine hat, vorher auf eine Zeitung zu abonniren.

Die Stadt Philadelphia hat in diesem Jahre 141 eigene Fahrzeuge zur See, nämlich 39 große Schiffe, 41 Briggs, 34 Brigantinen und 27 Barken.

117.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 355. —— 21. December 1841.

Résurrection. Par *Charles Stoffels*.

(Beschluß aus Nr. 354.)

Nach demselben Principe der Dreieinigkeit, oder nach dem Gesetze der „göttlichen Familie" verwirklicht sich die Eine der Gesellschaft. Der Verf. bezeichnet ihre Person als das erregende Princip überhaupt, principe affectif, ordre générateur; es erweckt die Liebe zu Gott, zum Menschen, zur Natur, es bindet und zeugt, seine Repräsentanten sind Propheten, Seher, Thaumaturgen, Apostel, Priester, Dichter, endlich die Frauen. Der ordre réalisateur ist dagegen das Wort; indem es den idealen Gegenstand der Liebe begreift, incarnirt es ihn in Schöpfungen; das Wort ist die Wissenschaft, aber es gibt keine wahre außer der religiösen. Von den beiden sie darstellenden Classen der Theologen und der savants réalisateurs schließt die letztere in der Kunst auch unmittelbar die Industrie ein, eine mangelhafte Bestimmung, die dadurch wenig gerechtfertigt ist, daß in den göttlichen Werken die Kraft nirgend ohne ästhetische Form angetroffen werde; doch begegnen wir bei der Beurtheilung der immer wachsenden Maschinenindustrie einem höhern freiern Standpunkte, denn der Verf. erkennt in ihr eine wesentliche Macht des Geistes. Nach der Wechselwirkung dieser beiden socialen Personen und ihrer gegenseitigen Befruchtung identificiren sie sich in einer dritten, als ihrem gemeinsamen Leben, in dem ordre unitaire, in dem fortschreitenden Geiste der Liebe und des Wortes; seine äußere Verwirklichung geschieht in Concilien, Disciplinarhöfen und Congressen, denen jedoch eine von der gewöhnlichen abweichende Bedeutung beigelegt ist. Und so wird sie dastehen, diese neue Stadt, erbaut durch Künstler und priesterlich geweihte Gelehrte, erbaut unter den Gesängen des Dichters, unter den Augen der Frau, ein sichtbares Abbild des Geistes Gottes, eine wunderbare Epopöe. Der Verf. legt Gewicht darauf, und nicht ohne vielfaches Recht, daß sich diese Theokratie von allen frühern wesentlich darin unterscheide, daß erst hier die individuelle Freiheit geachtet werde und der gesetzgebenden wie ausübenden Macht eine wesentlich demokratische Belebung gegeben sei. In diesem höhern Sinne darf er auch das Princip der Volkssouverainetät als das einer christlichen Gesellschaft behaupten (der Idee des Staats begegnen wir nirgend); es ist eben dies, daß Jeder in Allen lebe; werden auch die natürlichen Anlagen, die durch einsichtsvolle, wesentlich öffentliche Erziehung entwickelt sind, durch specielle Orden geprüft, so steht doch die Bekleidung mit den gemäßen Functionen den gesammten vereinigten Orden zu; überhaupt nur der allgemeine Wille kann die Macht übertragen, die zum allgemeinen Interesse verwendet werden soll, sie allein die Autorität der Obern heiligen, d. h. sie zum Opfer für die Andern weihen, sowie letztere zur Unterwerfung und zur Achtung vor jenen. Man hat nicht bemerkt, lautet ein vortrefflicher Satz des Verf., daß die Volkssouverainetät, schon lange ehe sie legitim oder verhängnißvoll wurde, eine durchaus nothwendige Thatsache war, unabhängig von dem Willen der Regierenden wie der Regierten; immer ist es der allgemeine Wille eines Volks, die Gesammtheit seiner freien Bestimmungen, welche seine Gesetze, Verfassungen schafft, seine Häupter erweckt; es selbst schmiedet seine Ketten, bricht sie aber auch wieder (S. 230).

Aber in der sogleich wieder eintretenden, schrankenlosen Vision des Verf. ist dies Alles nur ein Übergang zu einer Gestaltung des Universums, in welcher diese höchsten Verwirklichungen nur als verschwindende Momente erscheinen. Im Anschluß an die überspannte Ansicht früherer Jahrhunderte und gestützt auf einige unklare, aber für unantastbar angesehene Stellen des Neuen Testaments, läßt er einer dereinstigen Totalerscheinung des Reiches Gottes und einer daran geknüpften Fédération universelle (S. 247—256) noch eine letzte Prüfung und ein letztes Märtyrerthum vorangehen. Sie werden bereitet durch Einen Fürsten vor Allen, den Antichristen von Babylon, dessen Name Tod ist; aber die Schwäche der Heiligen, wonach sie ihre Feinde lieber zu Mördern machen, als selbst tödten wollen, wird die Macht sein, durch welche zuletzt die Throne der Gottlosigkeit zusammenstürzen. Und eine Verklärung der Menschheit entfaltet sich aus den Ruinen, in welcher die nun maßlose Liebe sich in allgemeinen, magnetischen Sympathien offenbart, die Intelligenz ihrer Schranken entledigt, der Wille des Menschen die Vorsehung der Erde ist; denn er gebietet zu ihrer Befruchtung unmittelbar auch über den Donner und das himmlische Feuer; die Leidenschaften des Fleisches sind nur noch plastische Kräfte für die Schöpfungen des Geistes, die Gestalt strahlt in angeborner Schönheit und Hoheit, Gatte und Gattin umarmen — das Universum und erheben sich, um seine

Schöpfung zu vollenden, in der heiligen Gemeinschaft ihres Lebens zu der Macht des göttlichen Geistes; ihre Zeugungsorgane werden nur noch dem Thiere ein erhöhtes Leben ertheilen, die Gemeinschaft mit letzterm ist hergestellt, es ist der Sprache wieder theilhaft, aber auch alle irdischen Elemente gehen in die Animalität zurück u. s. w. Ja, der Mensch wird durch die Liebe leichter als die Luft, schneller als der Wind, in einigen Stunden umkreist er seinen Planeten, hüllt ihn in seine Liebe, durchdringt ihn mit seinem Gedanken, bändigt ihn mit seiner gigantischen Macht; der Tod ist nicht mehr; vielmehr verschwinden in einer allgemeinen Auferstehung die Menschen aller Zeiten und Orte in dem Universalmenschen, in dem ewigen, göttlichen, in Christo (S. 257—267).

Das ist die letzte Epoche, um den großen Act des Gerichts vorzubereiten, ein Act indessen, der, wie uns der Verf. nach genauesten Notizen belehrt, im Weltall weder der erste noch der letzte ist. Die Erde wird wieder ein Komet, vereinigt sich aber mit andern, und alle Sonnensöhne streben, sich zu einem einzigen Körper zu verbinden; der Mond, welcher zum Planeten befördert wird, ist das neue Exil für die nicht rein genug gefundenen Seelen, ihr neues Thal der Thränen und der äußern Finsterniß. Indem aber alle Kometen und Planeten nur Einen unermeßlichen Körper bilden, gleich ihrer gemeinschaftlichen Sonne, und mit dieser gegen ein neues Centrum gravitiren, lösen sie sich zuletzt in ein Gestirn auf, welches die Astronomie als Doppelsterne kennt; aber die Einheiten werden immer gigantischer; als Milchstraße entwickelt sich um das Universum ein unermeßlicher Nimbus der göttlichen Centralsonne, eine Association von Sternfamilien, als ebenso vieler siderischer Kirchen. Aber auch dieser Sternenring wird sich zuletzt in eine einzige Flammensphäre verwandeln, um von allen Seiten sein göttliches Centrum einzuhüllen. Endlich aber verschlingt ein letztes Blitzen des Wortes Raum und Zeit und Alles vollendet sich in der unendlichen Einheit (tout se consomme dans l'infinie unité). Und diese Welt des Staubes und der Thränen hat nur noch eine Spur in der Erinnerung, zur ewigen Unterweisung der Kinder Gottes (S. 276).

Haben wir auf diese Weise den Inhalt der immer charakteristischen Schrift dem deutschen Leser dargelegt und ihren oft verworrenen Gedankengang auf möglichste Kürze und Einfachheit zurückgeführt, so möge noch ein allgemeines Wort gestattet sein. Wir haben schon anfangs einen Gesichtspunkt der Würdigung aufgestellt; vielfache Kenntniß, unter andern auch der Resultate der Astronomie, Consequenz des allgemeinen Gedankens, Talent und Feuer der Darstellung bekunden sich durchgehends; gleichwol und trotz Allem könnten wir versucht sein, in dem ganzen Werke nur einen Beitrag zur Literatur der Ironie, der Sonderbarkeit, des Carikirten zu sehen und so ihm die heiterste Seite abzugewinnen, wenn nicht eine viel ernstere Rücksicht (ach! zu viel Methode in diesem — Irrsale) uns drängte, dasselbe mit so vielen ähnlichen Erzeugnissen der französischen Gegenwart wie Vergangenheit als ein Buch der Unwahrheit, der Selbsttäuschung zu bezeichnen. Ein sehr complicirtes psychologisches Phänomen läßt sich bei solchen Anlässen als begleitendes Moment beobachten. Die leidenschaftliche Unmittelbarkeit treibt ein begabtes Subject, sich eines Gegenstandes, dem die herrschende Epoche Bedeutung verleiht, zu bemächtigen; die Sucht des Absonderlichen, das unklare Pathos allgemeiner Vorstellungen verschließt eine umsichtige, ruhige Prüfung, oberflächlich gesammelte Kenntnisse müssen die Elemente geben, das Ganze zu schmücken und schillern zu machen, sonstige Rücksichten auf ehrwürdige Vorurtheile der Gesellschaft und den unentbehrlichen, von ihr bewilligten Selbstgenuß machen den Schriftsteller nicht frei von allerlei veraltetem Stoff, eine hochgeschwellte, poetisch genannte Hülle gibt die letzte pikante Zuthat, und so ist zuletzt ein Product entstanden, vor welchem der Verf. selbst erstaunen könnte, weil er kaum zu sagen wüßte, wie ihm dabei geschehen ist, dessen Totalität Ergreifendes und Effectvolles genug bietet, um seinen Urheber von der unumstößlichen Wahrheit seines Inhalts zu — überreden. Darin liegt die Lüge, die wir meinen; darin, daß das Ich in einer Sache, die in ihrem vollen Eigenthume zu sein scheint und doch aus ihr heraus ist; darin, daß, statt einer Abstreifung alles Subjectiven und einer freien Hingabe an die kalte Objectivität, an die Tiefe der Sache, ein Resultat dargeboten wird, worin Vorurtheil, Unwissenheit, Bequemlichkeit, Eitelkeit ein unendliches Übergewicht über das Geistvolle haben, welches hin und wieder gleichsam mit Gewalt durchblitzt. Wir sagen nicht, daß der Verf. des vorliegenden Buches keine Anklänge seines Inhalts in sich wisse, daß es ihn nicht gelüstete, wol das Eine oder Andere als ewige Wahrheit zu behalten, aber nimmermehr wird er uns nach dem sonstigen Ausdrucke seiner Eigenthümlichkeit, nach dem Geiste der Epoche, in welcher er lebt und deren Einflüsse er unverkennbar erfahren hat, — nimmermehr wird er uns überreden, ihm sei tiefes Evangelium der Wahrheit, er lebe und sterbe für Das, was er geschrieben hat. Er wollte das tief gefühlte Gebrechen seiner Zeit heilen; mit der Art, wie er diese Heilung verwirklichen will, wollen wir nicht weiter rechten; auch wir halten ja das christliche Princip, diese Befreiung des Geistes zum Leben in der Idee und durch sie für den Springquell unsers Daseins und wissen sehr wohl, wie es noch immer tiefer und allseitiger in das Gesammtleben einzudringen hat; aber der Verf. hat zugleich von hier aus in die fernste Vergangenheit wie Zukunft hinausgegriffen, theils um ein, noch dazu kaum neues System willkürlicher Ontologie zu geben, theils um einen Zustand zu erdichten, in welchem noch dazu alle Anstrengung der Gegenwart als überflüssig, alle Begeisterung für dieselbe, wie sie aufs lebhafteste vom Verf. selbst getheilt wird, ja alle eigentliche Wirklichkeit des Geistes als illusorisch erscheinen muß. Die ganze Lehre des Verf. vom Absoluten erhebt sich nicht über das Abstracte der Substanz; es ist im Grunde ebenso eifersüchtig gegen das Besondere, ebenso die zerbrechende Macht, welche mit demselben nur unabsehbare und seltsame Experimente macht; es ist nicht der wahrhaft lebendige Geist, welcher ewig sich herausströmend weiß zur Natur und Geschichte. Der Verf.

ist aber auch in das Gebiet der Wissenschaft hinabgestiegen, damit in ein durch allgemeine Arbeit erworbenes, von unzähligen competenten Richtern überwachtes, dem Geiste vindicirtes Eigenthum; und hier ist er verantwortlich, wenn er vorgezogen hat, bequemer Orthodoxie, aber ebenso auch eigener phantastischer Speculation anzuhängen (il est des hommes, qui pensent, que le crime n'est qu'une erreur; il faut plutôt reconnaître, que l'erreur est un crime) (S. 46). Wollte der Verf. z. B. abermals die Genesis zu einer wesentlichen Grundlage einer Philosophie machen, so war ihm zu rathen, sich sorgfältig um alles Das zu bekümmern, was die Forschungen von Jahrhunderten, was namentlich die neueste Zeit mit gründlicher Kritik und freier Umsicht auf diesem Gebiete geleistet haben; was sonst etwa von deutschen Philosophemen verarbeitet worden ist, hat wol einzelne Lichtpunkte geben, im Allgemeinen aber nur die Verwirrung vermehren können. Wir sagen dies Alles um so mehr, als der Verf. auch ein deutsches Urtheil gewünscht hat. Hier ist es; wir versichern ihm, daß wir bei aller Neigung zur Anerkennung, mit welcher seine Landsleute von der deutschen Nation oft nur zu sehr verzogen werden, die Höflichkeit nicht bis dahin auszudehnen vermochten, daß wir uns anders vernehmen ließen. Wir meinen zum Schluß, daß, wenn es seine ernste Absicht ist, ein tieferes Leben in seiner Nation zu wecken, der eingeschlagene Weg schwerlich zum Ziele führen könne. 104.

Notiz.

Es liegt uns eine Sammlung von Gelegenheitsschriften der deutschen Universitäten vor, die bis in das 17. Jahrhundert herabreicht. Ist diese Sammlung nun überhaupt einem Herbarium getrockneter Zöpfe zu vergleichen, so sind es doch ganz besonders die Poesien dieser Sammlung, die sich durch Leerheit und Geschmacklosigkeit, nicht selten durch unerhörte Lobhudelei und Selbstvergötterung auszeichnen. Besonders ist uns in dieser Hinsicht ein deutsches Gedicht aufgefallen, das die Juristenfacultät zu Jena ihrem Dekane, dem Prof. und Regierungsrath Georg Adam Struve, der 1672 gestorben, widmet. Das Jahr und die eigentliche Gelegenheit, bei welcher das Gedicht entstanden, ist an dem defecten Originale nicht mehr zu erkennen; aber es muß das Gedicht in die spätere Lebenszeit Struve's fallen, da er in demselben schon alle Titel und Würden besitzt, mit welchen er gestorben. Als einen merkwürdigen Beitrag zu dieser Literatur und als ein Beispiel des Geschmackes jener Zeit theilen wir hier den einen Theil dieses an Struve gerichteten Hymnus mit:

Recht goldne Verse solt man schreiben,
Was schreiben? Die stets bleiben,
Was bleiben? Zierlich mahlen,
Nicht mahlen. Sternenpralen,
Nicht pralen, Glücks-Rubine,
Was? Heut Saphirne Grüne,
Ja lauter Glücks-Tapezerey
Heut über unsern Jena sey.

Jen' ist am Saalenstrande,
Was Strande? Dort im Lande,
Wo lauter Tugendbande
Der Künste Vater-stete,
Was Stete, Weisheit-Bete,
Nicht Bete, Tugend-Bette
Nicht Bette, Himmels-Kette,
Nicht Kette, Gottes Pflantze,
Was Pflantze? Weltgeschantze,

Das diese ganze Welt regieret,
Und alle deren Stände zieret,

Was ziert? Die Herzen rühret,
Was rühret, himmlisch führet.
Thut auf der Augen-Spiegel,
Was Spiegel? Sinnen-Flügel,

Herr Struvens Tugend bei uns thront,
Herr Struvens Lehre bei uns wohnt:

Freut Euch ihr Weisheits-Prinzen,
Neu steht auf euren Müntzen,
Fleiß, Preis, Lehr, Ehr und Freude,
Was Freude? Tugend-Weide,
Glück zu! Laß Lob erschallen,
Was schallen? Lautes hallen,
Was hallen, frohes wallen,
Nicht wallen, lieblich knallen:

Jena, Jena, Dein Ruhm lebt,
Weil die Sonn am Himmel schwebt!

ENDE.

124.

Bibliographie.

Anekdoten von Ärzten und Pharmazeuten. Zur Kurzweil und zum Lachen. 1ste Dosis. 8. Quedlinburg, Basse. 10 Ngr. (8 Gr.)

Die preußische Artillerie in ihrer Stellung zu den übrigen Waffen des preußischen Heeres. Von einem deutschen Artillerie-Offizier. Breit gr. 8. Leipzig, Binder. 10 Ngr. (8 Gr.)

Belani, H. E. R., Don Carlos, Prätendent von Spanien. Historisch-romantisches Lebensgemälde. 3 Theile. 8. Leipzig, Taubert. 1842. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Bell's, J. S., Tagebuch seines Aufenthaltes in Cirkassien während der Jahre 1837, 1838 und 1839. Aus dem Englischen. Gr. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 22ster Band: Dyocletianus Leben. — Auch u. d. T.: Dyocletianus Leben von *Hans von Bühel*, herausgegeben von *A. Keller*. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.) Velinp. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Chownitz, J., Leontin. Aus dem modernen Residenzleben. 2 Bände. 8. Leipzig, Taubert. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Damen-Almanach für das Jahr 1842. Herausgegeben von Mathilde v. Tabouillot. 16. Wesel, Prinz. 1 Thlr.

Dante Alighieri. Die göttliche Komödie. Übersetzt von B. von Guseck. Mit 1 Stahlstich. Gr. 16. Pforzheim, Dennig, Fink u. Comp. 1 Thlr.

Döring, M., Die Marquise de Noverre. Historisch-romantische Erzählung. 8. Leipzig, Krappe. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Eichendorff, J. Freih. v., Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. Mit Zeichnungen von A. Schrödter in Düsseldorf. Gr. 16. Berlin, M. Simion. 1842. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Eötvös, J. Freih. v., Die Emancipation der Juden. Aus dem Ungarischen. Deutsch von H. Klein. 2te Auflage, Gr. 8. Pesth, Heckenast. 18¾ Ngr. (15 Gr.)

Euripides. Von J. J. C. Donner. 1ster Band. Gr. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Focht, M. J., Übersicht der wichtigsten Begebenheiten aus dem Leben Friedrich's des Großen. Roy.-Fol. Trier, Lintz. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen zu Wasser und zu Land, seit dem Anfang der Welt bis auf unsere

Tage. Nach dem Englischen von H. Elsner. 1ster, 3ter Band. Kl. 8. Stuttgart, Hallberger. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Gfrörer, A. F., Allgemeine Kirchengeschichte. 2ter Band. 1ste Abth. — Auch u. d. T.: Geschichte der christlichen Kirche vom vierten bis zum siebenten Jahrhundert oder von Constantin bis auf Gregor den Großen und Mahomet. 1ste Abth. Gr. 8. Stuttgart, Krabbe. 2 Thl. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Glaubensbekenntniß eines Pietisten in zwei Briefen an einen Rationalisten. nebst kritischen Anmerkungen herausgegeben von einem modernen Philosophen. Gr. 8. Berlin, Trautwein. 1842. 7½ Ngr. (6 Gr.)

(Goethe.) Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken. Gesammelt und herausgegeben von E. Boas. 1ster Theil. Mit 1 Stahlstich. 2ter Theil. Mit 2 Silhouetten. Gr. 16. Leipzig, Bösenberg. 3 Thle. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Hiecke, R. H., Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch. Gr. 8. Leipzig, Eisenach. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Hook's, T., ausgewählte Romane. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty und J. Seybt. 1ster Theil: Jack Brag. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Jack Brag. Roman von T. Hook. 1ster Theil. Gr. 16. Leipzig, Weber. 1842. 10 Ngr. (8 Gr.)

— — 5ter Theil Gilbert Gurney. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Gilbert Gurney. Roman von T. Hook. 1ster Theil. Gr. 16. Leipzig, Weber. 1842. 10 Ngr. (8 Gr.)

Hylarius, J., Der Gerechtfertigte. Eine Assisen-Geschichte. 8. Coblenz, Hölscher, 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Jacob, P. L., Die Schwester des Maugrabin. Roman aus der Zeit Heinrich's IV. — 1606 — Aus dem Französischen von C. Grüning. Gr. 12. Kiel, Bünsow. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Jósika's, N., sämmtliche Werke. 13ter Theil. Novellen und Erzählungen. 2ter Band. — Auch u. d. T.: Novellen und Erzählungen von *N. Jósika*. Aus dem Ungarischen übersetzt von H. Klein. 2ter Band. Gr. 12. Pesth, Heckenast. Geh. 1 Thlr.

König Wilhelm der Erste von Würtemberg. Epos in acht Gesängen nebst zwei Württembergischen Volksliedern. Roy.-8. Stuttgart, Hallberger. 15 Ngr. (12 Gr.)

Der Landtag zu Wenden 1692. Nach dem Originalconcept Patkul's. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 10 Ngr. (8 Gr.)

Lappe, K., Blüthen des Alters. Gr. 8. Stralsund, Löffler. 1 Thlr.

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten. 5ter Band enthält der neuesten Geschichte erste Hälfte. Gr. 8. Halle, Anton. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Lotz, G., Abendfahrten auf den Lagunen. Historischer Roman aus den Papieren einer berühmten Sängerin. 3 Bände. 8. Hamburg, Herold. 1842. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Marbach, G. O., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet. 2. Abth. Geschichte der Philosophie des Mittelalters. — Auch u. d. T.: Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Mit Angabe der Literatur u. s. w. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr. 26¼ Ngr. (1 Thlr. 21 Gr.)

Nees von Esenbeck, C. G., Das System der speculativen Philosophie. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Naturphilosophie. Gr. 8. Glogau, Prausnitz. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Oppenheim, H. B., Studien der innern Politik. 8. Grünberg, Levysohn. 1842. 15 Ngr. (12 Gr.)

Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. VI. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1842. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Paoli, Betty, Gedichte. Gr. 12. Pesth, Heckenast. 1 Thlr.

Pöhls, M., Das Recht der Actiengesellschaften mit besonderer Rücksicht auf Eisenbahngesellschaften. Gr. 8. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Possart, P. A. F. K., Handbuch für Reisende in Schweden enthaltend Schilderungen der verschiedenen Provinzen und deren Eigenheiten in geographischer und ökonomischer Hinsicht nebst Beschreibung der Kanäle, Städte, Gesundbrunnen, Bergwerke, Gruben, adelige Gütern und Merkwürdigkeiten und einem ausführlichen Wegweiser. Nach den besten Originalquellen bearbeitet. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1 Thlr. 26¼ Ngr. (1 Thlr. 21 Gr.)

Reutz, A. von, Verfassung und Rechts-Zustand der Dalmatinischen Küsten-Städte und Inseln im Mittel-Alter. Aus ihren Municipal-Statuten entwickelt. Ein Beitrag zur Kenntniss Slawischer Rechte. Gr. 8. *Dorpat.* 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Röhr, J. F., Die gute Sache des Protestantismus. Dargestellt in sechs, an den jährlichen Reformationsfesten zu Weimar gehaltenen Canzelvorträgen. Gr. 8. Leipzig, Böhme. 1842. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Rotteck, K. von, Allgemeine Geschichte vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten. Für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet. 10ter Band. Geschichte der neuesten Zeit, enthaltend die Jahre 1815—1840. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Geschichte der neuesten Zeit, enthaltend die Jahre 1815—1840. Nach K. von Rotteck's hinterlassenen Vorarbeiten und Materialien verfaßt und herausgegeben von seinem Sohne H. von Rotteck, 1ster Theil. Gr. 8. Pforzheim, Dennig, Fink u. Comp. 15 Ngr. (12 Gr.)

Schöll, A., Sophokles. Sein Leben und Wirken. Nach den Quellen dargestellt. Gr. 8. Frankfurt a. M., Hermann. 1842. 2 Thlr, 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Schubert, F. W., Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. 2te Abth. Deutsche Staaten. *1ster* Theil. Das Kaiserthum Österreich. — Auch u. d. T.: Handbuch der allgemeinen Staatskunde des Kaiserthums Österreich. Gr. 8. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1842. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Schwarzschild, H., König Rübezahl und seine Gnomen. Gedicht in 20 Gesängen. 2 Theile. 8. Frankfurt a. M., Küchler. 1842. 2 Thlr.

Soulié, F., Neue Erzählungen. Frei nach dem Französischen von J. Schoppe. 8. Leipzig, Krappe. *1842.* 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Steinacker, K., Die Aufgabe des Advocatenstandes in constitutionellen Staaten. Gr. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 25 Ngr. (20 Gr.)

Sterne, L., Yoricks sentimentale Reise durch Frankreich und Italien. Aus dem Englischen neu übertragen von A. Diezmann. Mit 12 Holzschnitten, nach Tony Johannot. Roy.-8. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1842. 2 Thlr.

Ein Tag aus dem Leben des Bischofs J. M. von *Sailer*. Als eine Blume auf sein Grab. 8. 6¼ Ngr. (5 Gr.)

Urkunden zur Geschichte des Fürstenthums Rügen unter den eingebornen Fürsten, herausgegeben und mit erläuternden Abhandlungen über die Entwickelung der rügenschen Zustände in den einzelnen Zeitabschnitten begleitet von C. G. Fabricius. 1ster Band. (Einleitung.) Gr. 4. Stralsund, Löffler. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Walther, P. F. v., Rede zum Andenken an Ignaz Döllinger in der zur Feier des Allerhöchsten Namens- und Geburtstages Sr. Majestät des Königs am 25. August 1841 gehaltenen öffentlichen Sitzung der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen. Gr. 4. München. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Wangenheim, F. T., Das Problem, oder Wer ist der Vater? Novelle. 2 Bände. Kl. 8. Grünberg, Levysohn. 1842. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 356. —— 22. December 1841.

Vier Jahre in Spanien. Die Karlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang. Skizzen und Erinnerungen aus dem Bürgerkriege von A. von Goeben. Hanover, Hahn. 1841. 3½ Thlr.

Der Leser möge sich durch die ersten zwölf Seiten dieses Buches nicht zu ungünstigen Vorurtheilen über dasselbe und über seinen Verf. verleiten lassen. Diese enthalten eine kurze staatsrechtliche Deduction, welche die Unzweifelhaftigkeit des Nachfolgerechtes des Infanten Don Carlos auf den Thron Ferdinand's VII. beweisen soll. In der That geben sie keinen günstigen Begriff von der Bildung, Gründlichkeit und Wahrheitsliebe des Verf. Schlecht und verworren geschrieben, mit einigen hohlen Declamationen vermischt, enthalten sie unwahre Facta, verschweigen Wesentliches und zeigen auf den ersten Blick, daß der Verf. in blinder Parteinahme von vornherein sich nicht die Mühe gegeben hat, die Gründe der Gegner ebenfalls zu erwägen und kennen zu lernen.

Wenn man weiter liest, verwischt sich der ungünstige Eindruck und man gewinnt den Verf. recht herzlich lieb. Seine Irrthümer, seine unbegründete Arroganz in Entscheidung dieser schwierigen staatsrechtlichen Frage erklären sich auf eine freundliche Weise aus der Individualität des Verf. Staatsrecht ist nicht sein Fach und er hätte daher allerdings besser gethan, darüber ganz zu schweigen.

In diese Frage hier weitläufig einzugehen, würde nicht am Platze sein. Wir wollen den Verf. daher nur darauf aufmerksam machen, daß die Frage über die Erbfolge in Spanien jedenfalls eine sehr controverse ist, wie die Juristen es nennen, und daß für die Nachfolge in weiblicher Linie zum wenigsten sich ebenso viel sagen läßt wie für das Gegentheil. Ist es dem Verf. darum zu thun, sich aufrichtig zu unterrichten, und zieht er es nicht vor, allen Gründen, die gegen das Recht von Don Carlos sprechen, absichtlich das Ohr zu verstopfen, weil ihm seine Ansicht einmal lieber und bequemer ist, so empfehlen wir ihm das Werk von Zöpfl, welches vor zwei Jahren über diesen Gegenstand erschienen ist.

Der Verf. ist ein junger, wackerer Mann von der Art, wie es viele in Deutschland gibt. Die „Deutschen Jahrbücher" würden sagen, er sei ein Romantiker, wir möchten ihn lieber einen Phantasten nennen, d. h. nur in Beziehung auf seinen Royalismus und auf Don Carlos, denn in seinen übrigen Lebensbeziehungen zeigt er sich stets als eine praktische und wahre Natur.

Es scheint für die meisten deutschen Jünglinge ein nothwendiges Krankheitsstadium ihrer Entwickelungsperiode zu sein, daß sie mit der ganzen vollen Begeisterung und Liebebedürftigkeit sich an irgend eine Idee, oft nur an ein bloßes Wort hängen, was sie selbst nicht verstehen, was sie weder prüfen, noch nach allen Seiten ergründen, für welches Partei zu nehmen, zu schwärmen und vor Allem sich aufzuopfern sie dennoch aber für heiligste Pflicht halten.

Die deutschen Universitäten zeigen uns täglich Beispiele von solchem auffallenden, willkürlichen Enthusiasmus, den andere Völker nicht verstehen und leicht geneigt sind, für Verrücktheit zu erklären. Was dachten sich wol die meisten jungen Leute unter Deutschthum, Einheit Deutschlands u. s. w.? Bei den meisten war es gewiß nur ein sehr dunkler, verworrener Begriff, oder vielmehr gar kein Begriff, sondern ein Wort, was dunkle Gefühle erregte, die nichtsdestoweniger sich zu dem leidenschaftlichsten Fanatismus steigern konnten.

Unsere jungen Offiziere haben ebenso gut ihre Stichworte, auf die sie schwören und für die sie Partei nehmen, wie unsere Studenten. Bei ihnen heißen die Worte „Royalismus", „König" u. s. w. Aber sie sind gegen die Studenten insofern im Nachtheile, als diese durch fortgesetzte geistige Thätigkeit allmälig in den Stand gesetzt werden, dem Schemen ihrer Begeisterung etwas näher auf den Leib zu rücken und aus der inhaltlosen, nebulosen Phantasterei sich allmälig eine Überzeugung zu bilden, die Realität und Idealität in sich vereinigt. Unsere jungen Offiziere dagegen, deren Fach wissenschaftlich nicht auf ein allseitiges Studium des Lebens hinleitet, verstarren und verstocken sich nur zu leicht in ihren eingebildeten Principien und kommen zu früh zu einer einseitigen, dogmatischen Ethik. Ja, gleichwie in der römischen Kirche eigenes Forschen auf Glaubensgebiete verpönt war und als Sünde galt, so ist es eine sehr weit verbreitete Ansicht unserer Offiziercorps, daß Nachdenken und Forschen namentlich auf politischem Gebiete für den Militair durchaus verbotene Frucht sei. Als wenn die Liebe zu dem Könige, als wenn Subordination und Pflichttreue nicht mit Nachdenken, nicht mit Studium der Ge-

schichte und mit Erfassen der Gegenwart und ihrer Bedürfnisse sich vereinigen ließe!

Unser Verf. ist nun einer von jenen jungen militairischen Phantasten, die es einmal für Pflicht halten, einen absoluten Royalismus als das einzig Heilsame, jede davon abweichende Modification als das absolut Böse zu betrachten. Er bemüht sich mit dem besten Erfolge, das von Talleyrand erfundene Wort „Legitimität" als seine Gottheit zu verehren, und benennt jede abweichende Ansicht mit dem Namen „Revolution", wobei er denn pflichtschuldigst ein Kreuz schlägt.

Im Übrigen ist es eine frische, muthige, nach Thaten sich sehnende Jünglingsseele, voll Edelsinn und feinem Ehrgefühle. Er hat allerdings etwas von jenem Ritter sans peur et sans reproche und zeigt eine Festigkeit und Beharrlichkeit in dem einmal sich vorgesteckten Lebensplane, wodurch er sich von den meisten unserer schönredenden Phantasten wesentlich unterscheidet. Daß ein solcher Jüngling überall dahin fliegt, wo es Krieg gibt und die Legitimität in Gefahr ist, ist natürlich, ebenso natürlich, daß seine staatsrechtlichen Deductionen etwas mangelhaft und mehr auf Autorität als auf eigener Erfahrung beruhen.

Auch in seine Urtheile über die einzelnen Führer der Gegenpartei mischt sich häufig etwas Bitterkeit und parteiliche Ungerechtigkeit ein, sowie er in seinen eigenen Reihen häufig in etwas verschönerndem Lichte malt. Doch ist dieses stets unbewußt und das ganze Werk ist mit einer höchst gewinnenden subjectiven Wahrheit und Ehrlichkeit geschrieben.

Auch ist nicht zu leugnen, daß seine Partei, die Karlisten, selbst wenn man die gehörigen Procente von dem verschönernden Colorite abzieht, mit dem der Verf. unwillkürlich malt, doch in einem bessern und achtbarern Lichte erscheinen, als so mancher liberale Zeitungscorrespondent sie uns geschildert hat. So z. B. weist der Verf. nach, wie die furchtbaren Grausamkeiten, deren sich beide Theile schuldig gemacht, für die Karlisten größtentheils nur durch die Nothwendigkeit abgedrungene Repressalien waren. Die Christinos waren es zuerst, welche alle Gefangenen erschießen ließen, und es blieb daher den Karlisten, eben um mildere Bedingungen für ihre Anhänger zu erzwingen, nichts übrig, als so lange Dasselbe zu thun, bis die Christinos jenes blutige Verfahren einstellten. So sehr wir nun in dieser Beziehung dem Verf. Glauben beimessen, so thut er doch unrecht, wenn er dieses Niederschießen der Gefangenen als reinen Blutdurst und zwecklose Grausamkeit der Christinos betrachtet. Bei unsern heutigen politischen Verhältnissen wird eine factische Regierung diejenigen ihrer Unterthanen stets als Rebellen und Hochverräther betrachten und behandeln, die sich gegen sie mit den Waffen in der Hand auflehnen. Erst wenn diese letztern so weit Erfolge haben, daß ein eigentlicher Bürgerkrieg entsteht, wenn sie die Gegner zwingen, sie wenigstens factisch als gleichberechtigt anzusehen, erst dann wird das Völkerrecht in dem Bürgerkriege sich so geltend machen wie zwischen zwei fremden kriegführenden Mächten. Der Aufstand der Karlisten war anfangs klein und unbedeutend; sie verfielen als Unterthanen der Regierung in Madrid der Justiz. Erst als diese strengen Maßregeln sich nicht mehr durchführen ließen, ohne das Leben einer gleich großen Anzahl von Christinos zu gefährden, wurde der juristische Standpunkt aufgegeben. Bei jedem künftigen Bürgerkriege wird es ebenso sein; die im Besitze befindliche Regierung wird sich lange sträuben, ehe sie die im Aufstande Begriffenen gleichsam vom Gesetze entbindet.

Bei Beurtheilung der einzelnen Heerführer der Gegenpartei ist der Verf. oft ebenso unbillig. Auch wird er seinem Royalismus untreu, wenn er sich despectirlich gegen die Königin Christine äußert. Ein *echter Royalist* muß gegen alles königliche Geblüt so *viel Respect haben*, daß er nie tadelnde Ausdrücke gebraucht, wie er sie etwa gegen andere Menschenkinder anwendet. Am schlimmsten kommt übrigens Espartero weg. Weil Cabrera nach dem Mittagstische plötzlich krank wird, so muß Espartero ihm Gift beigebracht haben. Da aber Espartero gern den Ruhm haben wollte, Cabrera zu besiegen, so hat er das Gift so eingerichtet, daß jener nicht daran gestorben, sondern daß nur seine geistigen Kräfte dadurch geschwächt worden. In der That, Espartero muß ein geschickter Mediciner gewesen sein! So blind und ungerecht macht Parteiwuth einen übrigens gescheiten und sonst ritterlich-edeln Mann. Dieses Gift, was sich auf die Verstandeskräfte Cabrera's geworfen hat, ist nach des Verf. Ansicht die Hauptursache von dem unglücklichen Ausgange des Krieges. Ohne diese geschickt berechnete Dosis Gift säße in diesem Augenblicke wahrscheinlich Karl V. auf dem Throne von Spanien! Haben wir früher gesehen, daß des Verf. Stärke nicht im Staatsrechte besteht, so sehen wir hier, daß das Criminalrecht auch nicht seine Sache ist. Wenigstens möchten wir in keinem Processe, bei dem Politik im Spiele ist, ihn zum Richter oder Geschworenen machen, so gern wir uns sonst seiner Ehre anvertrauen möchten.

Die eigene Partei kommt dagegen sehr gnädig weg. Don Carlos — hier natürlich noch immer der König genannt — ist ein zweiter Titus; sein einziger Fehler ist, daß er nach seinem Edelmuthe auch andere Menschen beurtheilt und daher häufig verrathen wird. Der Graf España ist ein edler Greis, der nur einzelne sonderbare Launen hat. Cabrera ist die Großmuth und Milde selbst, nur im Feuer des Kampfes ist er grausam und rachsüchtig. Hierbei müssen wir jedoch erwähnen, daß unser Ritter sich auf die unerschrockenste und hochherzigste Weise diesem Mildherzigen entgegenwirkt und ihn abzuhalten sucht, als derselbe eben in einem solchen durch die Kampfeswuth hervorgerufenen Paroxismus einen Wehrlosen, der sich schon ergeben hat, niederhauen will. Überhaupt glauben wir, daß der deutsche Charakter bis auf jene kleinen Illusionen und fixen Ideen nicht würdiger und achtungswerther bei jenen wilden Gebirgssöhnen hätte repräsentirt werden können als durch unsern Verf.

Wiewol nun der Verf. durchweg von der Ansicht ausgeht, daß der eigentliche Kern der Bevölkerung in Spanien durchweg für das alte Königthum gewesen sei, so geht doch selbst aus seiner eigenen Darstellung hervor,

daß jene Sache eine auch für die Zukunft ganz verlorene ist. Unter Kern versteht er das allgemeine Landvolk, die Bewohner der Gebirgsthäler, die natürlich am längsten wegen ihrer Abgeschiedenheit und geistigen Starrheit an alten Lebensansichten und Gewohnheiten hängen und am langsamsten Ideen und Bedürfnisse einer fortgeschrittenen Zeit in sich aufnehmen. Er selbst gibt zu, daß die größern Städte sämmtlich liberal gesinnt wären, und sein Zeugniß ist uns in dieser Beziehung mehr werth als das der liberalen Zeitungscorrespondenten. Mag er nun jene Gebirgsbewohner den Kern des Volkes nennen, so erlaube er uns wenigstens diese größern Städte, die Industrie, Handel, Intelligenz des Volkes repräsentiren, als die Blüte des Volkes zu bezeichnen, aus der später auch eine neue Frucht und ein künftiger Kern sich entwickeln wird. Hält der Verf. es wirklich für möglich, daß jene Lebensansichten der rohen Gebirgsvölker, denen wir manche Tugenden, wie Treue, Sittenreinheit u. s. w., nicht abstreiten, auch die herrschenden werden könnten in den Ebenen und Städten? Hätte der Verf. nur etwas mit dem Processe des Geistes in der Geschichte sich beschäftigt, so würde er daraus die Anschauung gewonnen haben, daß eine solche rückgängige Bewegung eine moralische Unmöglichkeit sei. Jene aragonischen und navarresischen Bauern gleichen den schottischen Clans oder den nordamerikanischen Indianern. Sie müssen vor dem allgewaltigen Herandrängen einer gänzlich neuen sittlichen und politischen Lebensanschauung zu Grunde gehen, so viele Tugenden auch mit ihnen dabei zu Grunde gehen und so sehr unser Mitleiden sie in ihrem Falle begleiten mag. Der alte Royalismus, die Verehrung des Königs wie eines höhern Wesens, das nicht nach dem gewöhnlichen rechtlichen und sittlichen Maßstabe gemessen wird, war sicher etwas Schönes, wie jede Hingebung des Menschen an eine Idee. Der modernen Welt aber kann er nicht mehr genügen, und nur einzelne Nachzügler in der vorgeschrittenen Ideenwelt, wie jene Gebirgsvölker und etwa unser wackerer Verf., zeigen uns die lebendigen Reste einer frühern Zeit.

So glauben wir denn auch, daß Maroto's Verrath, den wir unter keiner Bedingung rechtfertigen wollen, wiewol es noch nicht erwiesen ist, daß bloßer schmuziger Eigennutz das Motiv davon war, ein Glück für das Land gewesen; wir glauben, daß dadurch das Nothwendige nur einige Jahre früher herbeigeführt und viel unnützes Blutvergießen, sowie eine noch größere Erschöpfung des Landes dadurch verhindert worden ist. Wie aber der Verf. Espartero aus der Benutzung solcher Individualitäten zur Pacificirung des Landes ein Verbrechen machen kann, begreifen wir nicht. Ritterlicher wäre es vielleicht gewesen, wenn derselbe nur das Schwert hätte entscheiden lassen; noch ritterlicher, wenn er überhaupt von der Überzahl seiner Truppen nie Gebrauch gemacht hätte; am ritterlichsten, wenn er selbst einen der Karlistenführer zum Zweikampfe aufgerufen und von diesem Zweikampfe das Schicksal des Landes abhängig gemacht hätte. Mit der ritterlichen Moral reicht man heutzutage aber nicht mehr aus und der Verf. weicht selbst davon ab, ohne daß er sich jedoch dessen bewußt ist. Ritterlich z. B. ist keine Kriegslist, ritterlich sind keine Spione, ritterlich ist nicht einmal das Repressaliensystem, und doch rechtfertigt unser Ritter das Alles und vieles Andere aus moralischen und politischen Gründen.

Bis auf diese Mängel, die in Erziehung und den Einflüssen früherer Verhältnisse des Verf. liegen, ist dieses Buch ein ausgezeichnetes Werk. Die Darstellung des Bürgerkrieges ist so klar und anschaulich, daß Ref. gesteht, erst seit Lesung dieses Buchs eine vollkommen klare Übersicht über die einzelnen Partien dieses Kampfes bekommen zu haben. Aus den Zeitungen war das nicht möglich. Die Schilderungen des Landes, des Charakters der einzelnen Volksstämme, die Darlegung der Hülfsmittel und Kräfte beider Parteien sind mit musterhafter Einfachheit und Faßlichkeit gegeben. Sobald der Verf. seine politischen Vorurtheile nicht mitreden läßt, zeigt er ebenso viel gesunde Urtheilskraft als Vermögen, das Angeschaute und Erfahrene zu erzählen. Der militairische Theil des Buchs ist selbst für Laien lehrreich und verständlich; und kein deutscher Offizier sollte es ungelesen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Fables et poésies choisies de *Théophile-Conrad Pfeffel*, traduites en vers français et précédées d'une notice biographique par M. *Paul Lehr*. Strasburg 1840.

Schwerlich hat der einfache, wackere Fabeldichter Pfeffel erwartet, noch je erwarten können, daß er — nicht in deutscher Sprache, denn wer wendete so leicht an etwas deutsch Geschriebenes so großen Luxus? sondern in französischer — in solchem Prachtgewande dem Publicum vorgeführt werden würde, wie die Officin Silbermann seinen Fabeln umgeworfen hat. Unsern deutschen sogenannten Prachtausgaben fehlt in der Regel eine gewisse geschmackvolle Gediegenheit, wir möchten sagen der fashionable Takt, wodurch sich die französischen und englischen Prachtausgaben auszeichnen und womit sie sich in den besten Gesellschaften und an Fürsten- und Königshöfen sehen lassen können. Diesen Anspruch hat die vorliegende Ausgabe zu machen und macht ihn auch wol. Und doch ist Elsaß ein ursprünglich deutsches Land, Strasburg im Grunde eine echte deutsche Reichsstadt, Silbermann dem Klange seines Namens nach eine deutsche Officin. Aber es ist auch nicht Deutschland, wo das Werk hauptsächlich seinen Vertrieb sucht, sondern das an Luxusausgaben gewöhnte Frankreich und somit die ganze civilisirte Welt, die in Geschmacks- und Luxusartikeln mehr oder weniger von Frankreich abhängig ist. Man sage nicht, daß es dem Deutschen an Unternehmungs- und Erfindungsgeist, selbst an Geschmacke fehle; gegen diese Anklage würden viele Deutsche zeugen, die in Nordamerika, Frankreich oder England selbst in Mode- und Luxusartikeln den Eingeborenen das Gleichgewicht hielten oder sogar den Rang abliefen, und wir dürfen nur an die londoner Institute Rudolf Ackermann's aus Stollberg erinnern, um ein glänzendes Zeugniß für uns zu haben. Nur der Binnenboden des deutschen Vaterlandes ist der Entwickelung erfinderischer Talente nicht günstig und namentlich für buchhändlerische Unternehmungen, die so pompös wie die gegenwärtige auftreten, wenig ergiebig. Es ist dies eine traurige Thatsache, eine deutsche Ärmlichkeit, aus der sich das Resultat ergibt, daß wir immer wieder zu den Prachtunternehmungen des Auslandes unsere Zuflucht nehmen müssen. Zu diesen gehört das vor-

liegende Werk. Wir haben hier eine gute französische Übersetzung ausgewählter Pfeffel'scher Fabeln und Erzählungen. Der Übersetzer sieht sich in dem kurzen Vorworte gezwungen, Pfeffel, den echt deutschen Mann, einen „Français de naissance" zu nennen, um nur die Franzosen einigermaßen in sein Interesse zu ziehen. Hierauf folgt eine anziehende Biographie des Dichters, die sich mehr durch die mitgetheilten Thatsachen als durch Tiefe und Originalität der Auffassung auszeichnet. Auch sind den Kennern und Liebhabern der deutschen Literatur die Lebensumstände des blinden Dichters, der noch zu den religiösen, streng sittlichen und im Größten wie im Kleinsten pflichtgetreuen Figuren eines darum als philiströs verschrienen und jetzt im Absterben begriffenen ältern Deutschlands gehört, wie wir voraussetzen, hinlänglich bekannt. An der französischen Übersetzung ist besonders die graziöse Leichtigkeit zu rühmen, womit Gedanke, Einkleidung und Rhythmus des deutschen Originaltextes wiedergegeben sind. In Deutschland hat freilich die Fabel bei den erwachsenen und über- und ausgewachsenen Personen ihr Recht verloren, wennschon die classischen Erinnerungen der Jugend in den Namen Gellert und Pfeffel vorzüglich haften; in Frankreich dagegen hat die Fabel, der ihr eigenen epigrammatischen Spitze und Kürze und der satirischen Schärfe wegen, für die sie sich besonders eignet, noch immer auch unter den Erwachsenen ihr großes Publicum, und nur in Frankreich kann es geschehen, daß Viennet von Zeit zu Zeit in den Sitzungen der Akademie die Versammelten durch das Vorlesen seiner Fabeln erbaut. Die Franzosen sind fast noch mehr Kinder als die Deutschen, welche man allenfalls Kinder mit grauen Haaren nennen darf, vielleicht ungezogener, muthwilliger als diese, aber auch um so hoffnungsvoller, aufgeweckter und liebenswürdiger. Sie werden mit Vergnügen das bekannte Gedicht von der türkischen Pfeife in folgenden Versen lesen:

Hé! bon jour donc, brave et vieux militaire!
Vous fumez! il n'est point de passetemps plus doux.
Oh! oh! la belle pipe! elle est riche et légère . . . .
Vendez-la moi! Combien la faites-vous? —

„Jamais, Monsieur, je ne voudrais la vendre;
C'est un dernier cadeau du meilleur des humains . . . .
Au siége de Belgrade, il brava pour la prendre
Le fer d'un bey, qui périt de ses mains."

„Alors, Monsieur, nous fîmes bonne chasse:
Vive le prince Eugène, au milieu des combats! —
Comme en un champ d'épis où le moissonneur passe,
Les Turcs tombaient frappés par nos soldats" etc.

Oder die stolze Antwort an Napoleon, als dieser dem Dichter eine jährliche Pension von 1200 Fr. ausgesetzt hatte:

Quoi! ton regard me cherche, et dans mon ermitage
J'éprouve tes bienfaits! J'en suis tout glorieux;
Car ils ne sont le prix d'aucun servile hommage:
Un tel fait, ô César, nous honore tous deux.

Wir wünschten, es bestände von dieser französischen Übersetzung der Pfeffel'schen Fabeln auch eine wohlfeile Ausgabe für deutsche Schulen; wir können uns kaum ein angenehmeres und unterhaltenderes Exercitium für junge Anfänger im Französischen denken als die Vergleichung dieser Übersetzung mit dem deutschen, ihnen bekannten und bei ihnen beliebten Urtext.

Der Hauptvorzug dieser Ausgabe besteht jedoch, wie schon erwähnt, in der gediegenen und geschmackvollen Pracht der Ausstattung. Papier und Druck sind vorzüglich, das Format imposant; das Titelblatt und die Titelblätter zu den einzelnen Büchern, von Zipelius glücklich erfunden, sind prächtige Chromolithographien von Simon in Strasburg, geschmackvoll angeordnete Farbendrucke. Sehr schön ist auch das Portrait Pfeffel's, von Ch. A. Schuler gestochen. Die von G. Silbermann gedruckten Holzschnitte, wodurch einzelne Fabeln und Erzählungen illustrirt worden, machen weniger Effect, obschon sie nicht unverdienstlich sind. Unter ihnen zeichnet sich die Illustration zu der Erzählung von der türkischen Pfeife vorzüglich aus. Nach diesen Andeutungen bedarf das Werk, den Liebhabern von Luxuseditionen gegenüber, weiter keiner Empfehlung; es verdient in Putz- und Staatszimmern und in den Salons zur gelegentlichen Durchblätterung ausgelegt zu werden. 70.

Notiz.

In der Sitzung der französischen Akademie vom October wurde über die Expedition Bericht erstattet, welche Dumont d'Urville auf den Schiffen Astrolabe und Zélée im Interesse der Wissenschaft nach den Gegenden des Südpols auf Befehl der Regierung unternommen hatte. Die seit einigen Monaten beendete Reise dauerte 1100 Tage, kostete viel Geld und Menschen, ist dafür aber auch an wissenschaftlicher Ausbeute eine der glücklichsten, welche die neueste Zeit aufzuweisen hat. Die Hydrographie ist durch dieselbe mit 73 Karten und Plänen von Häfen und Buchten bereichert worden, die man durch gleichzeitig zu Wasser und zu Lande angestellte astronomische Beobachtungen aufgenommen hat und die den Schiffahrern aller Nationen zugute kommen werden. Die Akademie hat die Veröffentlichung dieser Karten beantragt. Nicht minder ansehnlich sind die naturgeschichtlichen Sammlungen, welche der Akademie vorgelegt wurden. Dieselben enthalten 700 neue oder seltene Arten von Vögeln, 170 dergleichen Reptilien, 400 Fische, 1300 Insekten und 507 Crustaceen. Die Zahl der Vierfüßer beträgt hingegen nur etwa 40, indem es in der Natur der Expedition lag, daß sich die Reisenden nicht oft und nicht weit von dem Meeresufer entfernen konnten. Das wichtigste und interessanteste Resultat dieser Expedition ist aber unstreitig die zahlreiche Sammlung von Hirnschädeln und Gypsbüsten der verschiedenen und auf mannichfaltigen Culturstufen stehenden Völker und Menschenracen, die in diesen Gegenden angetroffen wurden. Obschon bisher das Studium dieser Menschenracen von keinem Weltumsegler vernachlässigt wurde, so hat man sich doch seit Cook darauf beschränkt, von denselben Beschreibungen oder colorirte Zeichnungen zu entwerfen, die meistentheils schon deshalb unrichtig waren, weil sie nicht der natürlichen Größe entsprachen; allein der der Expedition beiwohnende Dumoutier hat alle die Racen, welchen er begegnete, nach der Natur, oft bei den verschiedenen Geschlechtern, in Gyps abgeformt und diesen Formen auf das sorgfältigste an Ort und Stelle die entsprechenden Farben gegeben. Außer daß bei diesen Arbeiten eine gewisse artistische Geschicklichkeit nöthig war, kann man auch begreifen, wie viel Mühe Dumoutier hatte, wie viel Überredungskünste und Ausdauer er anwenden mußte, um diese wilden Menschen zu bewegen, daß sie ihr Gesicht und ihr Haupt zur Abformung hergaben. Dieselben hielten es bald für irreligiös, bald hatten sie nicht genug Ausdauer, den Formungsproceß auszuhalten, und zerbrachen die Form, ehe dieselbe fest geworden war. Trotz dieser Schwierigkeiten hat Dumoutier 51 solcher Gypsbüsten zusammengebracht. Indessen kostete es nicht geringere Mühe, die Schädel und die vollständigen Skelette zu erreichen, welche die Expedition gleichfalls eingetragen hat. Die religiöse Ehrfurcht, mit welcher diese wilden Völker die Gebeine ihrer Väter betrachten, verursachte dabei die größte Schwierigkeit. Als Dumoutier einen Einwohner der Inseln Soloo, die von einem der kühnsten und wildesten Völker bewohnt sind, um den Verkauf eines Schädels anging, so wollte der Wilde auf keinen Fall gestatten, daß man ein Grab öffnete; aber er schickte sich an, auf der Stelle auszuziehen, um einem Feinde den verlangten Kopf abzuschneiden, was Dumoutier freilich nicht zugab. Dieselbe Thatsache wiederholte sich auch bei einem Eingeborenen der Viti-Inseln. 124.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 357. —— 23. December 1841.

Vier Jahre in Spanien. Die Karlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang. Skizzen und Erinnerungen aus dem Bürgerkriege von A. von Goeben.

(Beschluß aus Nr. 337.)

Die persönlichen Schicksale des Verf. und sein liebenswürdiger, heldenmüthiger Charakter, der sich nie, auch in den verzweifeltsten Lagen, verleugnet, geben dem Werke ein doppeltes Interesse. Im Frühjahre 1836 schleicht er sich, von Schmugglern geleitet, über die Pyrenäen. Kaum im Heere von Don Carlos angestellt, wird er von den Christinos verwundet und gefangen; er entspringt, fällt aber der englischen Legion in die Hände. Mit der gewissen Aussicht, am nächsten Tage erschossen zu werden, durchzecht er doch fröhlich die Nacht mit englischen Offizieren. Nur der Umstand, daß er Hanoveraner, rettet ihn, denn die Fremdenlegion bekam und gab keinen Pardon. Er wird den Christinos wieder ausgeliefert und weiß sich zuletzt aus langer Gefangenschaft mit der höchsten Gefahr wieder zu befreien. Er fliegt wieder zu den karlistischen Fahnen, nimmt Theil an der Expedition Zariategui's nach Castilien, die ihn bis 12 Meilen vor Madrid führt. Von seinem Muthe und seiner Geistesgegenwart hier ein Beispiel unter hunderten.

Von Ungeduld hingerissen, ließ ich, etwa anderthalb Stunden von Lerma entfernt, das Detachement unter Führung eines Gefährten zurück und ritt die Hauptstraße entlang der Stadt zu. Frohen Muthes trabte ich auf meinem prächtigen Goldfuchs, demselben, der bei Zambrana den portugiesischen Obersten getragen, durch das reiche Hügelland, mit Freude die dunkelnde Färbung der Trauben, wie die lieblichste Frucht, bemerkend, da die sanften Abhänge zur Anlage von Weinbergen benutzt waren. So bog ich um die scharfe Ecke eines Hügels, um dessen Fuß sich die Straße hinwand, als ich zu meiner Überraschung kaum 200 Schritt entfernt die feindliche Stadt bemerkte und auf dem schattigen Spaziergange, der zwischen ihr und dem Hügel sich hinzog und mit eleganten Damen und Herren, meistens Offizieren, bedeckt war, ein starkes Detachement Cavalerie, das, wie es schien, im Begriff war fortzureiten. Sowie ich, durch das Scharlachbarett mit goldener Quaste auf den ersten Blick als Karlist erkannt, trabend um die Ecke bog, ertönte ein wilder Schrei: „Los facciosos, los facciosos!“ Die Damen kreischten, die Spaziergänger flogen mit nie gesehener Behendigkeit rechts und links durch die Felder, und die 25 Lanciers, die soeben zur Recognoscirung unserer Division abgehen sollten, jagten in Carriere der Stadt zu. Sie mußten natürlich voraussetzen, daß die Truppen unmittelbar mir folgten.

Da ich alle Welt laufen sah, sprengte ich hinter den Fliehenden drein, die das Stadtthor bereits geschlossen fanden und daher längs der Mauer sich hinwandten, von der einige Schüsse mich kurz halten machten. Die Cavalerie, da sie mich fortwährend allein sah, hielt auch an und kehrte bald zögernd gegen mich zurück: ich wandte halb mein Pferd und foderte den Capitain, der an der Spitze seiner Leute ritt, auf, allein heranzukommen; da er aber von der ganzen Schar begleitet heransprengte, jagte ich davon, sofort mit furchtbarem Geschrei von dem Feinde verfolgt. Ehe er indessen die Biegung passirte, hielt er nochmals an, wol ungewiß, ob nicht Truppen dahinter ständen, wodurch ich einen kleinen Vorsprung gewann. Als aber die Lanciers dann, so weit ihr Blick reichte, kein karlistisches Barett sahen, da war ihr Muth plötzlich wiedergekehrt und in wilder Jagd tobten sie die Straße hinab hinter mir her. Ich konnte auf meinen Renner vertrauen und erkannte ihn bald den Pferden der Feinde überlegen, während die Hecken und Weinberge diese zwangen, vereint auf der Straße zu bleiben; so sah ich sie mit Freude mir folgen und bemühte mich nun, möglichst die Kräfte meines Thieres zu schonen.

Endlich nach halbstündigem Lauf sah ich mein Detachement mir nahe; die Infanterie nahm eine Stellung auf einem Hügel ein, die Pferde postirten sich auf die Straße, ihre ganze Breite einnehmend. Doch bald erkannte ich an meinen Reitern jene schwankende Bewegung, das unruhige Vor- und Zurückprallen einzelner Pferde, die stets das sichere Zeichen augenblicklich bevorstehender Flucht sind. Ich fühlte mich erbleichen: die ganze Last der Verantwortlichkeit fiel mir auf das Herz, wie sie mich treffen mußte, wenn meine Reiter zur Division flohen und die Infanterie verlassen zurückblieb. Da konnte nur schneller Entschluß retten. Verzweifelt riß ich das Pferd herum und stürzte mit gezücktem Säbel auf den feindlichen Rittmeister, der, wenige Schritte hinter mir, seinen Leuten bedeutend voraus war. Überrascht wich er und warf sich unter die Lanciers. Mein Zweck war erreicht; denn meine Reiter, durch den raschen Act ermuthigt, chargirten und die Feinde flohen verwirrt zurück. Bis dicht vor die Stadt setzten wir die Verfolgung fort und nahmen drei Christinos, einen von ihnen verwundet, gefangen. Wir fanden die Thore noch immer geschlossen und als bald darauf meine Jäger anlangten, fingen sie einen Offizier und noch mehre andere Spaziergänger auf, die noch in den Feldern umherirrten.

Später nimmt er an der Expedition des Don Basilio Garcia Antheil, wird aufs neue schwer verwundet und gefangen. Er wird nach dem Süden von Spanien transportirt. Furchtbare Leiden im Hospital und in der Gefangenschaft. Endlich wird er gegen Cabrera's Gefangene ausgewechselt und tritt in dessen Dienste. Anfangs hat dieser ein Vorurtheil gegen ihn, besonders weil der Verf. wegen schwacher Augen Brillen trägt. Der Verf. ist zu stolz, um diesem albernen Vorurtheile nachzugeben; er

verfügt sich zu dem Grafen España, der aber bald darauf ermordet wird. Jetzt kehrt er wieder zu Cabrera zurück, aber wieder mit den Brillen, obgleich seine Augen sich gebessert haben. Seiner Hingebung an die Sache und seiner Tapferkeit gelingt es endlich, Cabrera's Achtung und Vertrauen zu erobern. Mit wie ehrenfester Haltung er diesem leidenschaftlichen Manne gegenüber sich stets benimmt, davon hier ein Beispiel:

Einen Augenblick stand Cabrera bei dem abermaligen Verluste seiner Lieblingssoldaten starr, nur das Gesicht von einer krampfhaften Bewegung durchzuckt; dann wandte er sich rasch um und das geisterhaft flammende Auge auf die sich zur Seite wendenden Offiziere gerichtet, rief er: Wer wagt es? Niemand, carajo? Mit hochklopfendem Herzen flog ich, von einem jungen Cavalerieoffizier begleitet, an die Spitze der Grenadiere, denen Cabrera ermunternd: Vorwärts, noch einmal, Burschen, und stecht die Teufel alle nieder! zurief.

Mit lautem Viva el Rey, viva Cabrera stürmten wir vorwärts. Nach fünf Minuten langem Ringen im Innern des Hauses hatten die herrlichen Tortosiner es genommen, alle Räume mit Sterbenden und Todten gefüllt; schon feuerten sie aus den Fenstern auf die zunächst liegenden Gebäude.

In dem Augenblicke, da Cabrera in das Haus trat, sah ich, wie einige Freiwillige drei verwundete Christinos, die einzigen überlebenden von den Vertheidigern, aus einem Winkel hervorschleppten; sie durchbohrten kaltblütig den Ersten, einen Offizier, und hoben die Bayonnete, um die Andern, welche umsonst Gnade erflehten, zu opfern, als mein Ausruf des Entsetzens: „Halt, Infame, Pardon!" ihre Wuth hemmte. Da herrschte Cabrera mir zu: „Ich habe befohlen, keinen Pardon, Herr Capitain!" mit einem Zornesblick vom Kopf zum Fuße mich messend, wie ich nie so drohend ihn gekannt. Mein Entschluß, Aragon zu verlassen, stand sogleich fest, während ich unmuthig mit verdoppelter Anstrengung in den Kampf mich stürzte.

Der Verf. verläßt nicht eher Spanien, als bis auch die letzte Spur von Vertheidigung aufgehört hat; ja, dicht an der Grenze kehrt er allein wieder um, als er hört, daß die Garnison von Cannete unbenachrichtigt geblieben ist von dem Plane, sich nach Frankreich durchzuschlagen. Es dünkt ihm schimpflich, irgend einen noch kämpfenden Kameraden zu verlassen. Als er bei Cannete anlangt, ist die Garnison schon auseinandergegangen, und jetzt erst übergibt er sich den Feinden, vielleicht der letzte Kämpfer auf spanischem Gebiete für die Sache des Don Carlos. Er erhält Pässe nach Deutschland, wird aber unterwegs nochmals von Banditen gefährlich verwundet und muß wieder längere Zeit im Hospitale verbleiben. Endlich gelangt er glücklich über Frankreich nach Deutschland.

Wir sind in Anzeige dieses Werkes so weitläufig gewesen, weil es sowol in wissenschaftlicher Beziehung als auch in Bezug auf die ausgezeichneten sittlichen Eigenschaften des Verf., die leider immer seltener zu werden drohen, uns die höchste Beachtung zu verdienen scheint. Schade, daß so viel Schönes mit so unerklärlichen Marotten und fixen Ideen vermischt sein muß. 125.

Die neuen Bestrebungen der wendisch-serbischen Literatur in der Oberlausitz.

In den beiden Lausitzen wohnt bekanntlich noch ein Völkchen von fast dritthalbhunderttausend Köpfen, welches die wendische oder, wie es selbst sagt, serbische Sprache (serbska ryc) zu seiner Mutter- und gewöhnlichen Umgangssprache hat. Seit alten Zeiten (nicht erst seit dem 5. Jahrhunderte, wie man in Deutschland gewöhnlich behauptet) den Nord-Osten Deutschlands bewohnend, hat dieses Völkchen nicht nur seine Sprache, sondern auch seine alte Sitte, seine Eigenthümlichkeit in Tracht, Wohnung und Lebensweise, mit einem Worte seine Nationalität bis diesen Augenblick größtentheils unversehrt erhalten. Die untergeordnete Stellung, zu welcher die tyrannische Hand des Schicksals dieses Volk schon seit dem 9. und 10. Jahrhunderte verdammte, brachte es mit sich, daß die ganze geistige Bildung und Entwickelung, welche es bis dahin schon errungen — denn damals stand gar manches Volk weit hinter ihm zurück, das sich jetzt stolz über dasselbe emporhebt —, nun plötzlich unterbrochen und alle wohlthätigen Wirkungen *seiner* Cultur mit einem Schlage vernichtet wurden. Seine *alten Priester* wurden vertrieben, denn sie waren Heiden; *und mit ihnen floh* aller Glaube und gar manches Wissen der Nation. Das neue Priesterthum brachte eine Pracht und einen Glanz mit, daß das Volk vor staunender Bewunderung nicht zum Bewußtsein kam; aber es blieb stumm oder redete eine Sprache, die Niemand verstand und keiner verstehen sollte. Alles, was es mitbrachte, war das „Vater Unser" und das Glaubensbekenntniß; zu allem Andern sagte das Volk „Amen" oder „*Kyrie eleison*". So blieb es bis ins 16. Jahrhundert. Zwar *fiel es einem und* dem andern Bischofe von Meißen ein, seine Geistlichen zu ermahnen, dem Volke die Christenlehre in seiner Sprache vorzutragen. Aber es war ihnen selbst viel zu wenig Ernst mit solchen Anordnungen und die Geistlichen kümmerten sich um Alles, nur nicht um die „windschen Bauern". Erst die Reformation brachte auch in die Lausitz ein regeres, geistiges Leben. Die Prediger der neuen Lehre mußten in der Sprache des Volks reden, wollten sie anders auf dasselbe einwirken. Die neue Art des Gottesdienstes, bei welcher die Predigt den *Haupttheil* bildete, verbürgte für immer den Gebrauch derselben. Das zwang nun aber auch die katholischen Geistlichen, sich mehr mit serbischem Unterrichte zu befassen; denn sonst mußten sie befürchten, daß auch noch die dem alten Glauben bisher treu Gebliebenen abfielen. Und so erwachte denn allgemein ein Eifer für das serbische Volk und seine Sprache, welcher, anfangs nur im mündlichen Gebrauche letzterer sich kund gebend, gar bald in Schriften und Druckwerken ein bleibendes Denkmal sich gründete. Schon um das J. 1550, wenn nicht früher, ward die Übersetzung des Neuen Testaments vollendet, deren *Manuscript*, vielleicht Autograph, in der königlichen Bibliothek zu Berlin liegt. Es scheint dasselbe für die zu jener Zeit sehr thätige slawische Druckerei in Urach bestimmt gewesen zu sein, welche der Baron Ungnad daselbst errichtet hatte. Aus dieser Officin gingen viele sehr werthvolle altslawische religiöse Werke hervor, und auch unser Neues Testament hätte dort eine würdige Ausstattung gefunden. Allein es war anders beschlossen; jene Anstalt ging auseinander; und so blieb das Manuscript, interessant durch die alte, gediegene Sprache und den eigenthümlichen serbischen Dialekt, in dem es geschrieben, *bis heutigen Tag* ungedruckt.

Im J. 1597 wurde Luther's kleiner Katechismus (in Fragen und Antworten), übersetzt von Worch (Waurichius), Pastor in Göde bei Bautzen, und nach ihm eine Reihe von evangelischen Religionsschriften gedruckt, die von vielen Pastoren und Schullehrern nach und nach fast insgesammt aus dem Deutschen übersetzt wurden. Das Neue Testament nach Luther's Übersetzung kam 1706, die ganze Bibel erst 1728 heraus; die Agende für dieselbe Confession kam 1696 und das erste Gesangbuch 1710 zu Stande. Die Katholiken bekamen ihr Gesangbuch 1696, welchem 1716 die lateinische Agende mit wendischen und deutschen Formen und Fragen folgte. Eine Übersetzung der Bibel haben sie bisher noch nicht und das Neue Testament ist nur großentheils in den „Begebenheiten des neuen Bundes unsers Herren Jesu Christi" von Tecelinus Mieth, Administrator in Rosenthal, mit eingeschaltet. Die wendische Literatur besteht fast

ausschließlich aus religiösen Schriften, aus dem einfachen Grunde, weil diese die nothwendigsten und überdies alle serbischen Schriftsteller bis auf die neueste Zeit Geistliche waren. Grammatikalische Arbeiten sind nur von Zacharias Bierling, Pastor in Porschwitz: „Didascalia sive orthographia vandalica" (Bautzen 1689), ein anfänglicher Versuch einer serbischen Orthographie und Grammatik; dann von dem Jesuiten Jacobus Ticinus, Verfasser einer Geschichte des Gnadenortes Rosenthal und einiger andern religiös-polemischen Schriften, ein kleines Büchelchen: „Principia linguae vandalicae seu wendicae" (Prag 1679). Er richtete die serbische Orthographie nach der stammverwandten böhmischen ein, wie es Z. Bierling schon vor ihm gethan, und wurde in diesem Punkte Muster für alle folgenden katholischen Schriftsteller. Dagegen verließ Georg Matthaei, Pastor in Colm, und mit ihm die andern vier Übersetzer des Neuen Testaments, und der evangelischen Kirchenagende die Bahn seiner Vorgänger und schloß sich in seiner „Wendischen Grammatica" (Bautzen 1721) der deutschen Schreibweise näher an. Aber er förderte dabei eine solche Masse von Inconsequenzen und Unzweckmäßigkeiten zu Tage, daß jeder nachfolgende Schriftsteller bis auf den heutigen Tag es nothwendig fand, seine Annahmen mehr oder weniger abzuändern. (Näheres über diese orthographischen Differenzen gibt meine unten näher besprochene Grammatik §. 4. S. 15.) Dieses that zuletzt auch noch Seiler, jetzt Pastor in Lohse, in seiner „Kurzgefaßten Grammatik der sorbenwendischen Sprache" (Bautzen), einem Werkchen, das durch seine Kürze und Bündigkeit sich schon Vielen als ungemein brauchbar und nützlich bewährt hat. Lexikalische Arbeiten haben wir nur zwei: „De originibus linguae sorabicae M. *Abrah. Frencelii*" (Bautzen und Zittau 1693—96), ein in seiner Anlage riesenmäßiges Werk; von dem aber nur der erste Theil erschienen ist. Der Verf. geht von der unglücklichen Ansicht aus, jedes serbische Wort sei hebräisch, und da biegt und bricht er sie so lange, bis irgendwo ein ferner Schimmer von Hebraismus herausguckt. So theilt er die Appellativa, welche der erste Theil enthält, in ½, ¼, ⅛, ⅒ u. s. w. hebräische Wörter ein; jeder dieser einzelnen Abschnitte ist erst alphabetisch geordnet, daher das Werk als Lexikon wenig gebräuchlich, besonders da eine Masse von Erzählungen, Chroniken, Raisonnements und dergleichen Zusätzen aus allen Weltgegenden es noch weniger genießbar machen. Brauchbarer, wennygleich weniger gelehrt, ist das „Vocabularium latino-sorbicum", von Georg Aug. Swotlik (Bautzen 1721), unser einziges, alphabetisch geordnetes Wortverzeichniß, aber leider lateinisch-wendisch.

In medicinischer Hinsicht hat die wendische Literatur nichts producirt als einen „Unterricht für Hebammen", aus dem Deutschen übersetzt; und ein Büchelchen, das mit einem sehr langen Titel, wie so oft, erschienen, einige Regeln angibt, wie man sich beim Biß eines tollen Hundes, bei Erstickung, beim Ertrinken, bei Seuchen und dergleichen zu verhalten habe. Und damit ist die Reihe aller wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Werke der ältern Periode unserer Literatur geschlossen. Nur eines Schriftchens muß ich noch erwähnen, das seiner Sonderbarkeit wegen und weil es so ganz einzeln in seiner Art dasteht, nicht vergessen werden darf. Als nämlich die Revolution in Frankreich ausgebrochen war, wurden Sachsens Unterthanen in einem eigenen Mandate ermahnt, den neuen Ideen nicht Einlaß zu geben; damals vergaß die Regierung auch ihre serbischen Unterthanen nicht, in ihrer eigenen Sprache (aber sonst nie wieder) foderte sie dieselben auf, fest zu halten an König und Vaterland.

Bei dem allgemeinen Interesse, das nun seit einigen Jahren die so lange Zeit ganz unbeachtet gebliebenen Völker des östlichen Europa, die Slawen, erregt haben, ist auch in unserer Lausitz besonders unter der jüngern Generation ein Eifer für die eigene Sache, ein Streben nach höherer Bedeutsamkeit durch moralische Kraft erwacht, das, alle Adern des Volksgeistes durchdringend, auch in unserer Literatur einen vollständigen Umschwung bewirken muß. In diesem neuen Geiste — dem echt volksthümlichen — haben sich nun schon zwei Gesellschaften gebildet, eine in Breslau aus den Serben an der dortigen Universität, und kurz darauf die andere in Bautzen aus den Schülern des dasigen Gymnasiums. Sie zählen zwar nicht sehr viel Mitglieder; aber beide sind von dem besten Geist für Nation und Vaterland beseelt, beide schreiten ihrem vorgesteckten Ziele rastlos entgegen. Außerhalb dieser beiden Vereine aber gibt es noch eine Reihe von Männern, welche, die Ansichten dieser theilend, von ganzem Herzen wünschen, daß unser Volk die gesegneten Folgen jener Bestrebungen in recht vollem Maße und recht bald fühlen möge.

So kurz nun diese Periode des neuerwachten Serbismus ist, so hat sie doch bereits so viel Kraft und Wirksamkeit gezeigt, daß wir hier schon einige Schriften aufzuführen im Stande sind, welche, zufolge dieses neuen Strebens entstanden, zugleich die Tendenz desselben, wie wir sie oben angaben, deutlich und unumstößlich an den Tag legen. Sie alle sind in diesem Jahre erschienen und dürften daher den Lesern d. Bl. noch neu sein. Im April dieses Jahres erschien eine

Grammatik der wendisch-serbischen Sprache in der Oberlausitz. Im Systeme Dobrowsky's abgefaßt von J. P. Jordan. Prag, Ehrlich. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie der Titel besagt, hat der Verf. das von Seiler und Matthäi beobachtete System — das gewöhnliche der lateinischen, z. B. der Bröder'schen Grammatik — verlassen und die Grundzüge des von Dobrowsky aufgestellten slawischen Sprachsystems in seinem Dialekte ausgeführt; und hiermit glaubt er sich ein besonderes Verdienst erworben zu haben. Ein Mal ist dieses System als das beste schon längst anerkannt, weil es den Geist der slawischen Sprachen am durchgreifendsten auffaßt, und überdies sind bereits die böhmische, polnische und russische Sprache sowie der alte Dialekt nach diesem Systeme bearbeitet. Auf diese Weise wird nur ein Eckstein mehr herbeigetragen zu dem Gebäude einer vergleichenden panslawischen Grammatik — dem Gegenstande so vieler Wünsche unter den slawischen Philologen. Übrigens, glaubt der Verf., werde es wenig nöthig sein, hierwegen vor einem deutschen Publicum sich zu vertheidigen; denn Deutschland ist gewöhnt, dem Ausspruche Dobrowsky's, er gelte wovon er wolle, heute noch unbedingt beizupflichten. So mußten wir z. B. diesen Winter noch sehen, wie in einer Broschüre, die zum Andenken Gutenberg's erschien und eine kurze Geschichte der Buchdruckerkunst enthielt, der Behauptung einiger böhmischen Schriftsteller und Historiker, der Erfinder der Buchdruckerkunst sei zu Kuttenberg in Böhmen geboren und habe Jan Schtjastny, d. i. Joannes Faustus geheißen, der Zweifel Dobrowsky's entgegengestellt und dann kurzweg behauptet wurde, die Sache sei eine Alfanzerei und entbehre alles historischen Grundes; denn Dobrowsky, der große Böhme, habe dieser Ansicht widersprochen. Daß Dobrowsky nicht allwissend war, versteht sich von selbst, und daß er manchmal geirrt und bisweilen über Dinge, die er nicht ganz genau kannte, aufs Gerathewohl hin abgeurtheilt habe, wissen viele slawische Gelehrte nur zu gut. Die von jenen Männern aufgestellten Gründe müssen ganz anders widerlegt werden, wenn wir völlige Gewißheit haben sollen. Aber deshalb bleibt Dobrowsky's unendliches Verdienst ungeschmälert. Er war der Erste, der eine feste Bahn brach in der slawischen Sprachforschung, der uns dem Tempel der wahren Erkenntniß zuführte; ob er aber selbst darin eingetreten, darüber wird eine noch spätere Nachwelt entscheiden. Dobrowsky war Genie und das charakterisirt jede seiner Schriften. Sein System unterscheidet sich besonders dadurch von andern, daß es die Bildung der Wörter als einen Haupttheil der Grammatik besonders behandelt; und dieses ist bei den slawischen Sprachen desto wichtiger, je bildsamer sie an sich und je consequenter in der Bildung sie sind. Daher ist denn auch in der vorliegenden Grammatik die Formation in einer Vollständigkeit und Weitläufigkeit behandelt, daß sie fast Zweifünftheil des ganzen Buchs (von S. 32—105) einnimmt;

was weniger zu verwundern ist, weil viele Lehren, die man sonst in der Flexion behandelte, z. B. die Comparativ- und Superlativbildung, die Bildung und Ableitung der Tempora und andere, in die Formation aufgenommen wurden, wohin sie natürlich eigentlich auch gehören. Auch in den andern Theilen hat der Verf. nach der größtmöglichen Vollständigkeit gestrebt; so sind die Zeitwörter, der schwierigste Gegenstand der ganzen slawischen Grammatik, mit besonderm Fleiße ausgearbeitet, und der Verf. hofft, daß sie in dieser Gestalt nicht mehr unüberwindliche Schwierigkeiten machen werden, wie er früher klagen hörte. Übrigens enthalten wir uns begreiflicherweise alles Lobes; Eins dürfen wir jedoch nicht unerwähnt lassen. Der Verf. hat in seinem Werkchen eine neue Orthographie eingeführt, welche alle bisherigen vermitteln und das Serbische seinen beiden nächsten Stammverwandten, dem Polnischen und Böhmischen, näher bringen soll: ein gewagtes Unternehmen, das jedoch, wenn es Anklang findet, nicht ohne gute Folgen sein kann. Die Gründe dieser Neuerungen und die Auseinandersetzung letzterer findet man in §. 4 und 5. Auch der §. 3 dürfte dann seine Wirkung nicht verfehlen. Hier hat nämlich der Verfasser das Verhältniß des Serbischen zum Polnischen und Böhmischen dadurch genau festgesetzt, daß er die mancherlei Ähnlichkeiten und Unterscheidungen dieser drei Sprachen tabellarisch (auf 7 Seiten) nebeneinander aufstellte und so eine gleichzeitige Vergleichung der drei westslawischen Hauptdialekte seinen Lesern erleichterte.

Kurz nach der Grammatik erschien:

Der kleine Serbe: Maly Sserb; wendisch-deutsche Gespräche, nebst einem wendisch-deutschen und deutsch-wendischen Wörterbuche, sowie einem Verzeichnisse von Ortsnamen, einer Darlegung der Aussprache und Orthographie und Zugabe der gebräuchlichen Eidesnormen von J. E. Schmaler. Bautzen, Weller. 1841. Kl. 8. 1 Thlr.

Die 34 Gespräche (S. 1—90) sind ganz in dem schlichten, einfachen Tone geschrieben, wie er unter unserm Volke herrschend, daher uns dieselben in der That ganz geeignet erscheinen für Jene, welche die serbische Umgangssprache zu kennen oder zu erlernen wünschen. Übrigens sind die besprochenen Themata so aus dem gewöhnlichen Leben gegriffen und die technischen Ausdrücke des gemeinen Mannes so sorgfältig und vollständig ausgewählt, daß das Büchelchen alle billigen Anfoderungen gewiß befriedigen wird. In Hinsicht seiner Orthographie sagt der Verf. (S. v) ganz richtig: „Was die Orthographie betrifft, so war ich genöthigt, noch mehre germanisirende Ingredienzien beizubehalten, weil die neue allgemeine Rechtschreibung, die in den nächstens erscheinenden wendischen Volksliedern angewendet ist, Denen noch nicht genügend bekannt sein dürfte, welche sich außerhalb des slawischen wissenschaftlichen Lebens befinden, für welche aber doch auch der Gebrauch dieses Büchleins außer Zweifel gestellt ist. Die lateinische Schrift habe ich aus Rücksicht auf die übrigen Slawen gewählt. Sie läßt auch am ehesten die Anwendung von Diakriticis zu. Ich mußte nämlich einige, schon im Wendischen angewendete, bei den Katholiken und Niederlausitzern von jeher übliche Zeichen der hier gebrauchten evangelischen Schreibweise beifügen, weil sie für Nichtwenden zur Gewinnung einer richtigen Aussprache des Wendischen unumgänglich nothwendig sind.“ Diese seine Orthographie kommt der von mir aufgestellten sehr nahe und wird in den sogleich zu besprechenden Volksliedern fast ganz gleich mit ihr. Was die im Titel noch erwähnten Zugaben anlangt, so machen sie allerdings keinen Anspruch auf Vollständigkeit; aber sie werden die Brauchbarkeit des Buchs gewiß bei Vielen vermehren. Die Ortsnamen insbesondere sind an sich schon von solcher Wichtigkeit, daß ihnen gewiß viele Leser mit uns eine größere Vollständigkeit und Genauigkeit gewünscht hätten. Allein der Raum war auf mehr nicht berechnet, und so müssen wir uns zufrieden stellen und mit herzlichem Danke annehmen, was uns geboten wird.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Weil Ovidius das Studium der Jurisprudenz aufgegeben und sich ausschließend der Dichtkunst gewidmet hat, fällt Leyser in der Abhandlung „De variationibus et retractationibus ICtorum“, §. 31, ein strenges und unbilliges Urtheil über ihn. „Ovidius“, sagt er, „widmete sich anfangs der Redekunst und Rechtsgelehrsamkeit und machte schöne Fortschritte darin, sodaß er Centumviralrichter wurde. Nachher aber verließ er das Forum, gab sich ganz der Dichtkunst hin und erwarb sich durch seine schlüpfrigen Gedichte bei lockern Gesellen einen schnöden Ruhm, dem zur wohlverdienten Strafe die Verbannung, in der er den Tod gefunden, folgte.“ Wer würde an Ovidius — den sinnreichsten der Dichter, wie ihn selbst der Stoiker Seneca nennt — jetzt noch denken, wenn derselbe Jurist geblieben wäre, und welcher Verehrer der Dichtkunst stimmt nicht vielmehr in den Wunsch des neuern Dichters ein (*Jo. Secundus* „Eleg.“ 3, 6, 20):

Naso Tomitana non tumulandus humo!

Nicht minder ereifert sich Leyser a. a. O. darüber, daß Johann Franz Loredano in der Lebensbeschreibung des von der Rechtsgelehrsamkeit zur Dichtkunst übergegangenen Johann Baptist Marino (gest. 1625) die Jurisprudenz genannt habe: „Scopulum fatalem celeberrimorum ingeniorum, oceanum, qui subtilissima ingenia et felicissimos spiritus absorpserit.“ Den Mittelweg zeigt wol auch hier ein neuerer Dichter, J. F. Dieterich („Opusc. poet. lat.“, S. 53):

Sat bene conveniunt et in una sede morantur
Gratia Musarum Justitiaeque rigor.

Und ebendaselbst S. 174:

Sat bene conveniunt et ab uno rite coluntur
Deliciae Charitum Justitiaeque rigor.

Ein großer Sonderling des 16. Jahrhunderts war Franz Berni, nach dessen Namen die unter der Regierung des Papstes Leo X. in Italien sich gebildet habende muthwillig satirische Manier, zu dichten, „Poesia Bernesca“ genannt worden, und der durch seine Umarbeitung des „Orlando innamorato“ von Bojardo hinlänglich bekannt ist. Seine Schriften („Opere burlesche“) waren ihm blos ein Gegenstand des Zeitvertreibs, nicht der ernsthaften Beschäftigung. Er fand weder an Musik noch Tanz, weder an Jagd noch Spiel Gefallen; sein einziges Vergnügen war, nichts zu thun zu haben und sich, so lang er war, aufs Bett hinstrecken zu können. Er aß äußerst wenig, dann legte er sich schlafen; dann aß er wieder, kehrte sich an keinen Tag und an keinen Kalender, und seine Bedienten hatten Befehl, ihm nie etwas Neues, weder Gutes noch Böses, zu hinterbringen. Da ihm zuletzt die einträgliche Stelle eines Kanonikus in Florenz zu Theil geworden war, so konnte er bis an seinen 1536 erfolgten Tod seine dem dolce far niente geweihte Lebensart ohne Störung fortsetzen.

Ein englischer Lord, ein großer Verehrer des Dichters Horatius, besaß eine theuer erkaufte Stute, die ihm ungemein lieb und werth war. Er gerieth in Concurs und sein gesammtes Eigenthum, also auch die Stute, sollte öffentlich versteigert werden. Der Lord war darüber untröstlich. Da schrieb ihm ein Freund zu: Er solle nur den Rath seines Lieblingsdichters (Horaz, Ode 2, 3), mit einer kleinen Veränderung befolgen:

E q u a m memento rebus in arduis
Servare!

25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 358. — 24. December 1841.

Über Karl Beck's „Saul". *)

An ***.

Du verlangst mein Urtheil über Beck's „Saul". Ich werde dies Verlangen gern befriedigen, muß aber von vorn herein gestehen, daß ich mich dabei in einiger Verlegenheit befinde. Zu einem jener doppelzüngigen Urtheile, die das zu besprechende Werk zwischen dem Zwar des Lobes und dem Aber des Tadels so lange hin- und herwerfen, bis von dem Werke selbst nichts mehr übrig bleibt; die, was sie ihm mit der einen Hand geben, mit der andern sogleich wieder nehmen; die es, nur um sagen zu können, daß damit weder etwas gewonnen noch verloren sei, zugleich auf Rouge und Noir setzen, kurz die ihm, nachdem sie das Plus und Minus gegenseitig aufgehoben, seinen Platz in der glücklichen Mitte, auf Nummer Null anweisen — zu einem solchen Urtheil habe ich von Haus aus niemals rechte Lust und in diesem Falle am wenigsten, weil mir wirklich das Werk mehr werth zu sein scheint, als um zwischen Himmel und Hölle in jenen traurigen Aufenthalt placirt zu werden, den uns Dante so verlockend grau in Grau ausgemalt hat. Will ich nun aber daran gehen, über das Werk ein rundes, glattes, unverclausulirtes Lob auszusprechen: so fahren mir alsbald wieder tausend Scrupel durch den Sinn, die sich an die schon schreibfertige Feder wie Hemmschuhe anhängen. Ein Lob ist eigentlich nur etwas werth, wenn es vom Enthusiasmus dictirt wird. Dieser dictirt nun aber nicht, ich fühle mich von dem Werke nicht hingerissen, nicht ergriffen, nicht frappirt; ich habe es ruhig durchgelesen, bin vollkommen bei Verstande geblieben und soll mir nun mit diesem kalten, splitterrichterlichen Verstande selbst ein Lob zusammensetzen! Du merkst selbst, daß da kein frisches, gesundes, wahrhaft erquickliches herauskommen kann. Was nun thun? Soll ich nun schlankweg sagen: der „Saul" ist nichts werth, es fehlt ihm der Effect — und damit Punktum? Ich gestehe, daß mir auch dies Urtheil einmal durch den Kopf gefahren ist. Aber sowie ich es festhalten, fixiren, schwarz auf Weiß bringen will, sogleich fallen mir wieder eine Masse trefflicher Eigenschaften ein: eine Reihe wahrhaft schöner Gedanken, eine blühende, echt poetische Sprache, eine geschickte Handhabung des Dialogs, eine zum Theil gelungene Charakteristik, eine glückliche Scenerie u. s. w., kurz das schwarze Condemno will nicht aus der Feder. Was bleibt mir also übrig? Will ich nicht ganz auf ein eigenes Urtheil Verzicht leisten, so werde ich mir doch eins aus Schwarz und Weiß zusammensetzen müssen, und das will ich denn so vorurtheilsfrei wie möglich zu Stande zu bringen und dir Das zu liefern suchen, was man eine unparteiische Würdigung zu nennen pflegt.

Bei der Besprechung eines Dramas sind der Sache nach drei Punkte ins Auge zu fassen: 1) die dem Drama zum Grunde liegende Idee und die der Idee entsprechende Fabel; 2) die Charakteristik der die Idee tragenden und die Fabel fortführenden Personen; und 3) die sprachliche, drastische und scenische Form, in der sich die Personen äußerlich darstellen. Um diese drei Punkte wird sich auch unsere Untersuchung drehen müssen, und ich habe es daher zunächst mit der Frage zu thun: Welche Idee liegt dem Stücke zum Grunde? und: Ist diese Idee dem Wesen des Dramas und namentlich dem der Tragödie entsprechend? Die Idee läßt sich nur aus der Fabel des Stücks reconstruiren und diese ist in kurzem folgende: Saul erscheint mit seinem ersten Auftreten als der Zerrissenheit des Gemüths verfallen, weil er sich durch Ungehorsam gegen Gott den göttlichen Zorn und namentlich die durch Samuel ihm zukommende Prophezeiung zugezogen hat: daß er kronlos in die Grube fahren und daß David an seines Sohnes Statt den Purpur erserben werde. Im Ingrimm hierüber wirft er einen unbezwingbaren Haß auf David. Dieser Haß, obschon von Zeit zu Zeit mit bessern Gefühlen kämpfend, treibt ihn zur immer leidenschaftlichern Verfolgung seines frühern Lieblings an. Er gibt ihm zwar in einem guten Augenblicke seine Tochter Marob zur Gemahlin; aber unmittelbar darauf, in der Hochzeitnacht, erwacht sein Zorn aufs neue, er will ihn durch Moab, seinen heidnischen Diener, ermorden lassen, und David sieht sich genöthigt, in den Tempel zu Rama zu flüchten. Aber auch dorthin verfolgt ihn Saul, und als sich David weigert, wieder zu ihm zu kommen, läßt er in äußerster Wuth den ganzen Tempel zerstören und sämmtliche Priester hinschlachten. Dies ist der Culminationspunkt seines Frevels.

*) Saul. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Beck. Leipzig, Bösenberg. 1841. 8. ⅔ Thlr.

David entflieht in die Wildniß. Saul läßt ihm auch dort nicht Ruhe. Trügerische Weissagungen, die seinen Untergang an unmöglich scheinende Handlungen knüpfen, geben ihm neuen Muth; aber er selbst macht das Unmöglichscheinende wirklich: er versöhnt sich beim Becher mit David, er wirft seine Krone den Thieren der Wildniß hin und endlich beugt sich sein Knie vor dem bereits gestorbenen Samuel, den ihm die Hexe von Endor hat heraufbeschwören müssen. Hiermit ist sein Schicksal erfüllt. Er begibt sich nochmals in die Schlacht, findet dort seinen Sohn Jonathan todt, stürzt sich selbst in sein Schwert und hört sterbend noch, wie David, sein Widersacher, zum König ausgerufen wird. Welches ist nun die Idee, die dem Dichter bei Erfassung und Gestaltung dieser Fabel vorgeschwebt hat? d. h. welches ist eigentlich das tragische Urmotiv, um dessentwillen er Saul dem Untergange weiht! Ist es Saul's Haß gegen David, sein Frevel gegen das göttliche Heiligthum, seine Herrschsucht? Herrschsucht als solche äußert er aber, genau genommen, gar nicht. Er will nur behaupten, was ihm einmal gehört — und darin liegt an sich keine den Untergang bedingende Schuld. Ebenso ist auch sein Frevel gegen Gott und sein Haß gegen David nichts Ursprüngliches in ihm; es sind vielmehr nur Consequenzen seines zerrütteten Gemüths. Ist also vielleicht die Zerrissenheit seines Gemüths selbst das tragische Motiv? Wir sind gezwungen, dies anzunehmen; denn der Dichter führt ihn uns von Vorn herein so entgegen, er zeigt ihn als zerspalten, als in ewigem Zwist und Zwiespalt mit sich selbst, mit Gott und der Welt, aus dieser Zerwürfniß seines Wesens entfaltet er alle seine Handlungen, die ihn endlich dem Untergange zuführen, und er scheint also mit dem ganzen Stücke die Idee aussprechen zu wollen: daß ein mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallenes Gemüth nothwendig ein tragisches Ende nehmen müsse. Ist dem wirklich so, so hat er sich offenbar vergriffen; denn es leuchtet ein, daß diese Idee keine dramatische ist. Dem Begriff eines Dramas entspricht eine Idee erst dann, wenn es ihrer Natur gemäß ist, sich in nothwendig fortschreitenden Handlungen äußerlich darstellbar zu entwickeln. Diese Idee ist aber eine in sich bereits fertige und abgeschlossene. Wer mit Gott, der Welt und sich selbst zerfallen ist, ist eigentlich schon untergegangen. Sein Dasein ist nur noch ein Scheindasein, er trägt die Farbe des Todes schon von Anbeginn in seinem Antlitz. Es ist daher keine Entwickelung, kein Fortschritt möglich als höchstens ein allmäliges Untergehen, ein gradatim erfolgendes Absterben, und ein solcher Auflösungsproceß kann unmöglich der Vorwurf eines Kunstwerkes sein, das uns — wie auch immer — die Idee der Vollkommenheit vergegenwärtigen soll. In jeder Tragödie zwar muß ein Untergehendes sein, an dessen Untergange die Herrlichkeit des Absoluten und Göttlichen sich bethätigen könne. Aber an einem schon von Anbeginn Todten kann sich das Absolute nicht verherrlichen, so wenig Fallstaff dadurch ein Held wird, daß er dem todten Percy den Kopf abhaut. Du könntest einwenden, ob sich denn nicht Saul eben dadurch, daß er gegen das Absolute kämpft, daß er den von Gott gesalbten David verfolgt, daß er den Tempel zu Rama zerstört und sich den heidnischen Wahrsagungen zuwendet, als ein noch kräftiger und insofern würdiger Gegner des Absoluten erweise; ich aber muß gestehen, daß mir dieser ganze Kampf nicht wie eine Kraftäußerung, sondern wie ein krampfhaftes Aufzucken erscheint, an dessen Wirkung weder wir, noch Saul selbst zu glauben vermögen. Saul agirt gegen das Absolute nicht im Gefühl seiner subjectiven Kraft, nicht mit dem Trotz des Individuums, vermöge dessen es sich selbst für das Absolute zu setzen sucht, sondern blos, weil er nicht Kraft genug besitzt, seine bessere Überzeugung festzuhalten. Zwar tritt zuweilen der tragische Übermuth in ihm hervor, z. B. wenn er dem Samuel auf seine Ankündigung, daß er den David bereits gesalbt habe, stolz erwidert:

> Ja, salbe nur,
> Ja salbe heut und salbe morgen einen,
> Und wehe, wehe Dem, den du gesalbt!
> Du hast mich nicht gefragt und nicht der Herr,
> Ob ich gewollt, ein König sein gewollt.
> Ich habe mich verborgen und verleugnet —
> Du hast mir diesen Purpur aufgezwungen,
> Weil mich das Volk umjauchzte, weil mein Haupt
> Wol hunderttausend Häupter überragte.
> Nun denn — es ragt hervor auf stolzem Nacken,
> Und mächtig halt' ich meine Krone fest!

und am gewaltigsten, wenn er im Tempel zu Rama unter Anderm ruft:

> Haha! Wo bleibt ihr, Strafgerichte Gottes?
> Ihr Blitze, flammet nieder, flammet, ringt
> Mit meines Auges Blitzen! Rolle, Donner!
> Mein schriller Ruf verhallet nicht in dir.
> Heran, du scheugewordne Windesbraut!
> Ich jauchze dir entgegen, wildbemähnte!
> Heran zu mir — ich bin so wild wie du!

Aber dazwischen und daneben zeigt er so deutlich sein Verzweifeln, sein scheues Anerkennen eines höhern Princips, das Bewußtsein seiner eigenen Nichtigkeit, daß solche Aufwallungen unmöglich im Stande sind, in uns auch nur auf einen Augenblick die Furcht zu erwecken, daß das Göttliche ihm unterliegen könne, daß David wirklich durch ihn gefährdet sei. Saul glaubt von Anfang selbst an seinen Untergang, und nur weil er sich nicht kräftig genug fühlt, diesen Gedanken ruhig zu denken, sucht er ihn zu übertäuben; aber er tritt immer aufs neue in ihm hervor, er erkennt in David das junge, frisch aufblühende Leben und in sich den Tod, wie er gegen Marob selbst in den Worten ausspricht:

> Du liebst, du liebst! Ihn liebet alle Welt. —
> Mir aber sieh ins fahle Angesicht,
> Mich liebt kein Mensch, und Gott hat mein vergessen.
> In meinen hohlen Wangen sitzt der Gram,
> Und bleich wird mein Gelock, als wie der Flachs,
> Den man zum Todtenhemde spinnt.

So erkennt er auch stets David's Unschuld an, die Ungerechtigkeit seines eigenen Verfahrens und die Schwere des Fluchs, den der hingemordete Priester Abimelech über ihn ausspricht. Er fühlt sich davon niedergeschmettert und versucht zu beten:

> Vernimm ihn nicht, o Himmel! O mein Haupt
> Erträgt die vielen Flüche nicht —, o nimmer!
> Wirst du mich hören? — dem ich Priesterblut
> Und Tempelbrand ins Antlitz jage?

und wenn er unmittelbar darauf fortfährt:

> Nur Schäume sind alle Flüche, hohler Hauch u. s. w.

so ist auch dies wiederum nur eine Betäubung, der er im Herzen selbst keinen Glauben schenkt, aus der ihm weder Trost noch Kraft erwächst.

Aus alle Dem ergibt sich, daß die Idee, welche der Dichter in seinem Drama scheint ausgeführt zu haben, nicht den Mittelpunkt einer Tragödie bilden kann, einerseits weil sie keinen echt dramatischen Fortschritt gewährt, andererseits weil sich darin die Größe des Absoluten, dessen Verherrlichung stets in der Tragödie erzielt werden soll, nicht zu manifestiren vermag.

(Der Beschluß folgt.)

Die neuen Bestrebungen der wendisch-serbischen Literatur in der Oberlausitz.

(Beschluß aus Nr. 357.)

Das dritte Werk, welches von dem erwähnten neuen Geiste zeugt, erscheint unter dem Titel:

Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz. Aus Volksmunde aufgezeichnet und mit den Sangweisen, deutscher Übersetzung, den nöthigen Erläuterungen, einer Abhandlung über die Sitten und Gebräuche der Wenden und einem Anhang ihrer Märchen, Legenden und Sprüchwörter herausgegeben von Leopold Haupt und Johann Ernst Schmaler. Erster Theil. Erstes Heft. Grimma, Gebhardt. 1841. Gr. 4. 1 Thlr.

Der erste Theil wird die Volkslieder der Wenden in der Oberlausitz, der zweite die aus der Niederlausitz enthalten. Von dem ersten Theile ist das erste Heft, zehn Bogen in Hochquart, soeben erschienen. Die Einleitung (S. 5—26) enthält (in deutscher und wendischer Sprache) eine kurze Geschichte der Entstehung der vorliegenden Liedersammlung, aus der man erfährt, daß die görlitzer gelehrte Gesellschaft (Haupt ist deren Secretair) im J. 1836 einen Preis von 50 Thalern auf die beste Sammlung dieser Lieder aussetzte und denselben das folgende Jahr verdoppelte, weil die Aufgabe nicht genügend gelöst wurde. Aus den hiernach eingegangenen drei Sammlungen und dem später Nachgesammelten stellt nun J. E. Smoler oder Schmaler das Werk zusammen und Haupt liefert die deutsche Übersetzung dazu. Hierauf erlauben sie sich, um schon im voraus ihre Leser für das harmlose und fröhliche Völkchen zu gewinnen, in dessen Mitte so viele Lieder auf Flur und Feld und Haide, in Haus und Hof und bei jeder Gelegenheit ertönen, sogleich über seine Abstammung, Benennung, Geschichte, Seelenzahl, Gestalt und Sprache, seinen Charakter und seine Lebensart Einiges beizubringen. Aus diesem Einigen wollen wir nun vorerst das Wichtigere herausheben. „Der District, wo noch wendisch gesprochen wird", sagen die Herausgeber, „ist jetzt sehr klein und verengt sich von Jahr zu Jahr, da überall in den Schulen deutsch gelehrt wird und die Regierung (nämlich die preußische und sächsische) alles Mögliche thut, um die Germanisirung dieser wenigen und vereinzelten Überreste des Slawenthums zu vollenden. Ihre Zahl beträgt ungefähr noch 245,000 Seelen, wovon 50,000 unter sächsischer Hoheit im budissiner Kreisdirectionsbezirke, die übrigen in den angrenzenden preußischen Lausitzen wohnen; 8—10,000 davon sind Katholiken, die übrigen Protestanten augsburgischer Confession." Weiter heißt es: „Die Sprache der oberlausitzer Wenden hat die meiste Ähnlichkeit mit dem Böhmischen (soll heißen Polnischen). Verschieden davon ist die niederlausitzische, welche dem Polnischen näher (d. i. in vielen Punkten näher als die oberlausitzer) kommt: so verschieden, daß Oberlausitzer und Niederlausitzer sich einander nur mit Mühe verständlich machen können. — — Auch haben die altslawischen Sprachformen, wie sie z. B. in der königinhofer Handschrift uns vorliegen, sich hier vollständiger und reiner erhalten, als in den meisten der übrigen slawischen Sprachen." Über die Mannichfaltigkeit der Orthographie wird hier wieder Klage geführt und eine neue Schreibweise aufgestellt, die sich von der in meiner Grammatik eingeführten durch nichts Wesentliches unterscheidet. Eine Tabelle zeigt die verschiedenen serbisch-wendischen Orthographien, sowie die der Böhmen, Polen, Illyrier und Russen recht übersichtlich nebeneinander. Die nachfolgenden orthographischen Erörterungen und grammatischen Bemerkungen sind wahr und gut, und ich hätte nur gegen wenige etwas einzuwenden; das ist mir aber bisher noch nicht möglich gewesen einzusehen, wie sie, besonders letztere, in eine Sammlung von Volksliedern kommen.

Unter den Charaktereigenschaften des Serbenvolks wird religiöser Sinn und Pietät gegen ihre Verstorbenen besonders hervorgehoben. So spricht der Serbe: Gottes Sonne geht auf, Gottes Gewitter zieht heran, Gottes Feldfrüchte, Gottes Brot (s. v. als das liebe Brot). Muth und Tapferkeit fehlt dem Volke nicht; die bouchers saxons, das Dragonerregiment des Prinzen Johann, bestand fast nur aus Serbenjünglingen. Aber Friedensliebe behält auch bei den Serben, wie bei allen Slawen, die Oberhand. Ihre Arbeitsamkeit, ihre Heiterkeit und Fröhlichkeit sind unverwüstlich. Treue und Gastfreundschaft sind ihre glänzenden Seiten. Von Diebstahl und Raub hört man fast nie unter ihnen.

Was nun die Lieder selbst anbelangt, so werden dieselben eingetheilt in: 1) Feldlieder (Romanzen, Elegien), weil meist im Feld, beim Grasen, Ackern, Mähen u. s. w. gesungen. 2) Sätzchen oder Gesetzchen. „Es ist Sitte", wird zu dieser Stelle bemerkt, „daß jeder an einem Tanzabende mittanzende Bursche eine längere oder kürzere Zeit den Vortanz hat, je nachdem er sich mehr oder weniger Tänze für sein Geld aufspielen läßt. Tritt er nun vom Vortanze ab, so reicht er seinem Mädchen einen Krug Bier, führt sie vor die Musikanten und läßt ihr ein Gesetzchen aufspielen. Die übrigen Bursche stellen sich um das Paar herum und singen das Lied, welches die Musikanten spielen. Ist das Lied beendigt, so trinkt das Mädchen das Bier ihrem Liebsten und den Musikanten zu, diese leeren den Krug und ein neuer Vortänzer tritt auf." 3) Tanzlieder, sie werden zu der Melodie des Tanzes während desselben gesungen. 4) Rundgesänge, mit Nennung der Namen aller Mitsingenden. 5) Hochzeitlieder. 6) Bittlieder, gesungen von den Abgesandten der Rockenstube, wenn im Dorfe gebacken oder ein Schwein geschlachtet worden, um frisches Brot oder Wurst zu holen. 7) Legenden. „Was die Melodien anbetrifft", schließt die Einleitung, „so stellen wir sie dreist den besten deutschen Volksweisen an die Seite. Einige, zum Theil aus den alten Kirchentonarten gehend, verrathen ein hohes Alter, die meisten tragen ganz den Charakter des slawischen Volksliedes an sich; andere, deutscher Singart sich mehr annähernd, zeugen von ihrem spätern Ursprung. Eine besondere Ähnlichkeit haben sie mit den Melodien der großrussischen Volkslieder. Mit Ausnahme der Tanzlieder, werden sie, gleich diesen, sehr langsam gesungen. Es geschieht dies durchgehends mit tremulirender Stimme und häufiger Anwendung des sogenannten Bockstrillers. Ein solcher wird wenigstens allemal beim Anfange jedes Taktes auf der ersten Note und am Schlusse auf der letzten angebracht. Endigt das Lied in der tiefern Octave oder Quinte, so wird ohne Absetzen der letzte Ton des Verses mit dem ersten Tone des in der höhern Octave oder Quinte darauf folgenden trillernd so verbunden, daß nach einem decrescendo, welches auf dem letzten Tone des erstern Verses in ein morendo übergeht, der erste Ton des folgenden mit vollem forte eingesetzt wird, ganz ähnlich dem Gesange der Kosacken und einiger anderer, besonders

östlich slawischer Stämme. Eigenthümlich ist auch dem Gesange der Wenden der häufige Gebrauch des „ha" (und) und „hale" (aber). Sie beginnen fast jedes Lied mit einem dieser Wörter und schieben selbst da, wo ihnen ein Fuß oder eine Sylbe im Texte fehlt, ohne Rücksicht auf den Sinn, oft zwischen Bei- und Hauptwort, eines oder das andere ein. Bei den katholischen Wenden werden diese Wörtchen sogar den Kirchenliedern eingewebt, was einen ganz besondern, aber nicht unangenehmen Eindruck macht."

Nun folgen die Lieder selbst, 59 an der Zahl. Links steht der serbische, rechts der deutsche Text; oberhalb beider über die ganze Seite hinweg ist die Melodie hingestellt, einfach ohne Begleitung, mit unterlegter erster Strophe der beiden Texte. Jedes Lied hat seine eigene Überschrift; bei jedem einzelnen steht der Name des Dorfes, wo, und in der Regel auch der Name der Person, aus deren Munde dasselbe aufgezeichnet worden. Die Übersetzung ist so viel als möglich getreu gehalten und stellenweise Wort für Wort gleichlautend mit dem Originale. Daher darf man sich nicht wundern, daß sich einzelne Härten einschlichen, aber sie sind sehr selten. Zur Probe theilen wir folgendes Lied mit (S. 34):

V.

Die wiedergefundene Schwester.

(Von Anna Hobka in Lohsa.)

Margretlein die spielte im Sande so fein,
Sie schob mit dem rothen Äpfelein. :,:

Es fuhren die Fuhrleute unbekannt
Vorbei aus dem fernen, dem fremden Land. :,:

Margretlein die lockten sie mit sich fort
Mit rothem Äpfelchen, schmeichelndem Wort. :,:

Margretlein war thöricht und ohne Verstand,
Sie folgte den Leuten aus fernem Land. :,:

Ein Stückchen weiter gefahren sie sind
Nach Niederguhrig zum Wirthshaus geschwind. :,:

Ein Krügelein Bier bring', o Wirthin, herein,
Ein Krügelein Bier und ein Krügelein Wein. :,:

Die Wirthin sie füllte die Krügelein
Und trug sie selbsteigen dann herein. :,:

„O Wirthin, hast du kein Mägdelein,
Daß du sie selbsteigen trägst herein?" :,:

„Verkaufen woll'n wir dir's Margretelein,
Wir woll'n sie vertrinken in Bier und Wein." :,:

Als waren entschwunden nun sieben Jahr,
Da kam wol geritten ein Reiter dar. :,:

Die Wirthin die füllte die Krügelein,
Margretlein aber die trug sie herein. :,:

Der Reiter, der sprach zu der Wirthin fein:
„O Schenkerin, liebe Schenkerin mein,
Heut schlaf ich bei deinem Margretelein!"

Die Schenkerin machte das Bettelein,
Ihr leuchtet dazu Margretelein. :,:

Sie also dabei zu weinen anfing,
Daß immer das Licht ihr verlosch und verging. :,:

Als nun entschwunden die halbe Nacht,
Der Reiter Margretelein also fragt: :,:

„Weß' bist du Margretlein, so lieb und schön,
Daß du nicht willst mit mir schlafen gehn?" :,:

„Bist du denn vom Hause das Töchterlein?
Bist du nur ein dienendes Mägdelein?" :,:

„Der Wirth, ist's der rechte Vater dein?
Die Wirthin die rechte Mutter dein?" :,:

„„Der Wirth ist nimmer der Vater mein,
Die Wirthin ist nimmer die Mutter mein."" :,:

„So sag' doch Margretelein, weß' du bist?"

„„Weit von hier Kainfaleo mein Vater ist!"" :,:

„Und wenn nun Kainfaleo dein Vater ist,
Margretlein, mein jüngstes Schwesterlein bist." :,:

„Schon sieben Jahr ritt ich von Land zu Land,
Ritt sieben der Pferde mir schon zu Schand',
Bis ich dich nun hier, dich mein Schwesterlein fand." :,:

„Was geben zu Danke der Schenkerin wir?
Woll'n wir nicht das Köpflein jetzt abhau'n ihr?" :,:

„„Was Bess'res, was Bess'res, mein Brüderlein,
Sie hat mich ja auferzogen so fein."" :,:

„„Sie hat mich gekauft von den Fuhrleuten schlecht,
Und hat mich gelehrt, was gut ist und recht."" :,:

„„Das ist zu bezahlen mit Gelde nicht,
Mit weißen Händchen zu danken ist Pflicht."" :,:

„Auf, Mutter, und laß mich zum Hof hinein,
Ich bringe dir hier mein Bräutchen fein." :,:

„„Was kümmert mich doch dein Bräutchen fein,
Wenn ich dir dann werth nicht mehr werde sein."" :,:

„Das ist ja nicht, Mutter, mein Bräutchen fein,
Das ist ja mein jüngstes lieb Schwesterlein." :,:

Die Mutter, die alte, sie öffnet in Hast,
Margreteleins Händchen sie liebend erfaßt. :,:

Außer diesem haben uns besonders die Nummern I, III, VI, XV, XVI, XVIII, XXIV, XXVII und XLV gefallen. Die Weisen sind fast alle altslawisch; ein einfacher Gang, aber voll wunderherrlicher, süßbezaubernder Melodie, stets durch einen tiefeingewurzelten Mollgrundton der Wehmuth und des innegehaltenen Schmerzes charakterisirt. Auf diese machen wir unsere Musiker besonders aufmerksam; unsere Lieder können ihnen eine Fundgrube werden, aus der sie hinschmelzende, entzückende Compositionen schaffen können. Bei der kurzen Übersicht, die wir unsern Lesern gaben, konnten wir nicht alle Schönheiten und Vorzüge einzeln anführen, die sich in dem Werke vorfinden; wir fassen dieses in ein Wort zusammen: Wir wünschen den Herausgebern Glück zu einem so schönen Werke, wir wünschen ihnen Kraft und Ausdauer, dasselbe so fortzusetzen und zu beenden, wie sie es angefangen; dann werden sie ein Werk zu Tage fördern, dessen sich die deutsche Literatur ebenso wenig zu schämen braucht als die wendisch-serbische.

J. P. Jordan.

Literarische Notizen.

In zwei starken Bänden gab Hippolyte Fortoul zu Paris heraus: „De l'art en Allemagne"; F. Durand eine Schrift: „Des tendances pacifiques de la société européenne et du rôle des armées dans l'avenir", worin der Verfasser, selbst Offizier, die Frage erörtert: ob nicht die vielen Kräfte, die in den zur Zeit des Friedens ziemlich nutzlosen militairischen Instituten verschwendet werden, in anderer Weise besser verwendet werden könnten?

Eine neue pariser Wochenschrift nennt sich: „Les papillotes, causeries sur toutes choses." Der Hauptredacteur ist A. Lefranc. Unter den Mitarbeitern sind zu nennen: J. Arago, Roger de Beauvoir, A. Dumas, Th. Gautier, L. Gozlan u. s. w; unter den Mitarbeiterinnen: Mad. Dupin, Amable Tastu, Valbor, Desbordes-Valmore.

Die „Physiologies-Aubert" haben sich wieder um zwei vermehrt: „Physiologie du bas bleu", von Soulié, mit sehr pikanten Vignetten von J. Vernier, und „Physiologie de la femme la plus malheureuse du monde", von E. Lemoine, mit Zeichnungen von Valentin.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 359. —— 25. December 1841.

Über Karl Beck's „Saul".

(Beschluß aus Nr. 358.)

Ich habe mich bisher an die Idee gehalten, zu deren Annahme uns die Ökonomie des Stückes zwingt. Vielleicht aber hat dem Dichter ursprünglich selbst eine andere Idee vorgeschwebt, nämlich: die Tragik des Ungehorsams gegen den göttlichen Willen. Gott nämlich hatte — von Anbeginn des Dramas — an Saul das Gebot ergehen lassen, das ganze Geschlecht der Moabiter mit Weib und Kind zu vertilgen; Saul aber befolgte dasselbe nicht, sondern schonte ihrer und nahm sogar einen derselben — Moab — zu seinem Gefährten. Dieser Moab weicht von jetzt an nicht von seiner Seite, er ist gleichsam sein böses Princip, das ihn unermüdlich gegen David und den jüdischen Gott anfacht und ihn Schritt vor Schritt zum Untergange begleitet. Es leuchtet ein, daß diese Idee der dramatischen Entwickelung günstiger ist. Aber wenn sie auch dem Dichter vorgeschwebt haben sollte, so hat er sie doch nicht zum eigentlichen Centrum der Tragödie zu machen gewußt. Statt den Ungehorsam Saul's blos erzählungsweise anzudeuten, mußte er ihn als scharfhervortretende Handlung in die Tragödie selbst verlegen. So spielt er eine zu unbedeutende Rolle, nur zu Anfang des Stücks ist davon die Rede, man vergißt seiner bald und behält nur noch Saul's fernere Handlungsweise im Auge, die mit jenem Ungehorsam in keinem unmittelbaren, nothwendigen Connex steht. Überdies ist der Ungehorsam selbst, sowie er vom Dichter dargestellt wird, nicht von der Art, daß er nach unserer christlichen Anschauung als ein würdiges tragisches Motiv gelten könnte. Saul widersetzt sich einem Gebot, das ihm ein schonungsloses Blutvergießen anbefiehlt. Ein solches Gebot ist nach christlichen Begriffen kein wahrhaft göttliches, es wird darin das Absolute nur von Seiten seiner unbedingten Gewalt und seines herrischen Willens repräsentirt. Wir mögen uns die Gottheit nicht als grausam, rachsüchtig, zornig u. s. w. denken. Darum erscheint uns Saul's Auflehnen gegen eine derartige Gottheit gar nicht als Frevel, der stark genug wäre, ihn einem unvermeidlichen Untergange zu weihen. Selbst seine enge Verbindung mit Moab ist so arg nicht. Hat er doch damit in gewissem Sinne Recht. Steht ihm doch Moab bis zum Ende als treuer Gefährte zur Seite, während alles Übrige treulos und undankbar von ihm abfällt. Beck hat die Unzulänglichkeit dieses Motivs auch selbst gefühlt und er legt deshalb dem Samuel, als derselbe über Saul den Fluch ausspricht, noch größere und gewichtigere Anschuldigungen in den Mund.

> Weil — sagt er — dein Ohr berauscht von ihren Harfen,
> Betäubt von dem Geroll der goldnen Wagen,
> Dein Aug' bezaubert vom verbuhlten Glanze,
> Und sündig deine Seufzer, — spricht der Herr;
> Und weil du schaust nach ihren Bildergötzen,
> Geheim dich weidest im verruchten Stolze
> An deinen langen königlichen Locken,
> An deines Heldenschwertes scharfer Lippe,
> Und nicht im Staub dich windest, — spricht der Herr:
> D'rum reißt er dir den Reif vom Haupt herunter u. s. w.

Aber diese Anschuldigungen werden im Verlauf des Stücks nicht als wahr bestätigt. Es ist nirgend weiter davon die Rede, daß Saul dem Glanze und der Üppigkeit zugethan, ja seine Hauptleute tadeln sogar sein schlichtes, populaires Wesen; es wird ausdrücklich von ihm gesagt, daß er den Götzendienst, die Zeichendeuterei u. s. w. streng verfolgt habe, und durch das ganze Stück hindurch zeigt er in ruhigen Momenten, die uns doch allein sein früheres Wesen charakterisiren, eine Scheu vor Gott und seinen Heiligthümern. Saul ist daher auch selbst nicht von der Triftigkeit dieser Anschuldigungen überzeugt. Nachdem er sie gehört, fragt er nochmals:

> O sprich, warum verfolgst du mich, Prophet?

Und dieser hat nichts darauf zu erwidern als:

> Ein Andrer ist von meiner Hand gesalbt,
> Du wirst den Stern an seinem Glanz erkennen.
> Dein Haus verödet, Saul!

Auch an andern Stellen legt Saul das Gefühl seiner Unschuld, die Überzeugung, daß er ungerecht verfolgt werde, an den Tag. So spricht er z. B. zu Moab:

> Mich trifft der Fluch,
> Weil ich dich leben ließ und deinen König,
> Das Vließ des Lammes blutig nicht gefärbt,
> Weil mich ein händeringend Weib erbarmt,
> Weil ich aus Mitleid nicht am Fels zerschmettert
> Den letzten Säugling eines Urgeschlechts,
> Das diesem Zauberland vor uns entsprossen.

Saul ist daher nach seiner eigenen wie nach unserer christlichen Anschauungsweise schuldlos, weil der Wille, dem er sich widersetzt, nach unsern Begriffen und nach seinem Gefühl kein wahrhaft göttlicher gewesen ist. Daher kommt es, daß uns das ganze Stück nicht recht nahe gerückt

wird, daß wir nicht warm, nicht heimisch darin werden. Wir fühlen uns von einer fremdartigen Gottheit beherrscht, der wir unsere volle Verehrung nicht zollen können; wir werden zwar zu dem tragischen Gefühl gebracht, daß sie eine unbezwingbare Macht ist, aber dies Gefühl trägt keine Befriedigung, keine Beruhigung in sich, es ist das bloße Gefühl der Unterwürfigkeit, des Gedrücktseins, nicht das Gefühl des Aufgehens im Absoluten, des zwar schmerzlichen, aber zugleich erhebenden Einswerdens mit der Gottheit, mit einem Worte kein Gefühl, wie es die christliche Tragödie zu erwecken hat. Du könntest hiergegen sagen, daß ja auch „Saul" gar keine christliche Tragödie sein solle, daß uns vielmehr der Dichter rein auf den jüdischen Standpunkt habe versetzen wollen, und daß, so angesehen, mein Tadel sich von selbst in ein Lob umwandle. Ich aber frage: Für wen schreibt der Dichter? Doch gewiß nicht für die wenigen Juden, sondern für die Christen, und wird ein Christ, ja wird selbst ein moderner Jude jemals im Stande sein, sich dermaßen auf den jüdischen Standpunkt zu versetzen, daß selbst sein Gefühl in der fremden Sphäre heimisch wird? Ich glaube kaum und zwar weder productiv, noch receptiv. Wie viel auch der Mensch mit seinen Gedanken vermag, mit seiner Empfindungsweise ist er an seine zeitlichen und örtlichen Verhältnisse gebunden. Daher sind bis jetzt noch alle Versuche misglückt, Kunstwerke nach einem der Zeit und der Nationalität fremden Typus zu schaffen. Alles Technische, Formelle ist vielleicht daran erreicht; aber der Geist, die Seele fehlt; sie sind kalt und lassen kalt: das Gefühl wird nicht von ihnen afficirt. Daher kommt es, daß nur die Dichtungen fremder Völker und fremder Zeiten selbst lebendig in uns einzugehen vermögen, weil sie eben aus lebendiger Anschauungsweise herausgedichtet sind und nur das Leben neues Leben hervorrufen kann. Und auch diesen selbst wird es schwerer; auch sie berühren uns zunächst nur durch die verwandten Elemente. Es wäre daher von Beck jedenfalls ein verfehltes Bemühen gewesen, uns ein rein-jüdisches Stück schreiben zu wollen; auch glaube ich nicht, daß dies in seiner Absicht gelegen. Abgesehen von jener Darstellung des Absoluten, hat sein Drama eine durchaus moderne christliche Färbung. David, Marob, Jonathan sind ganz in modernem Geiste gehalten, ja selbst Saul denkt und fühlt mehr christlich als jüdisch, und namentlich die Sprache, die Darstellung der Gedanken trägt ganz das neue Gepräge und erinnert nur in sehr wenigen Stellen an die biblische Ausdrucksweise. Selbst die jüdische Vorstellung vom Absoluten wird nicht festgehalten und konnte bei der Persönlichkeit David's nicht festgehalten werden; aber eben darum muß es als ein Misgriff angesehen werden, daß er hierauf die ursprüngliche Schuld Saul's, von welcher die ganze Tragödie ihren Ausgang nimmt, basirt hat.

Glücklicher als die Anlage des Ganzen ist die Charakteristik der einzelnen Personen. Namentlich muß Saul, wie er einmal ist, der mit Gott und in sich selbst Zerfallene, eine glücklich gezeichnete Figur genannt werden. Der Zwiespalt seines Wesens ist zu einer bestimmten, dramatischen Anschauung gebracht und namentlich sind die Motive, die ihn von einer Seite seines Wesens zur andern werfen, meist sehr geschickt und psychologisch richtig eingeführt. Wenn ich an seiner Zeichnung etwas tadeln soll, so ist es seine zuweilen gar zu moderne Sentimentalität, die namentlich in den Versöhnungsscenen eintritt. Wenn er z. B. spricht:

> Mein David — Nun so komm! — Was zagst du? — Komm!
> So komm an meine Brust!

und:

> David!
> Fühl' ich mein Herz an deinem schlagen?
> O dieses Herz, unwürdig deiner Liebe,
> Ist doch so voll von dir! u. s. w.

und:

> Vergessen? — O Vergessen ist so schön!
> Wie 's Röslein, das, vom Regenschwall gepeitscht,
> Es bald vergißt, und holder blüht und duftet.

so muß uns das im Munde eines Saul ein wenig sonderbar klingen. Der Contrast wäre hier jedenfalls wirksamer gewesen, wenn er sich weniger grell, mehr dem finstern Wesen Saul's adäquat erwiesen hätte. Ebenso unpassend scheint es mir, wenn er zur untergehenden Sonne spricht:

> O schöne Flamme, welkst du, stirbst du schon? — —
> Du bleicher Mond, du stehst so bang von ferne,
> Ach, ihre Strahlenkrone erbst du nicht!
> Sprich, kennst du meinen Sohn? — — Du Wölkchen dort,
> So zartgewoben, wie mein Töchterlein,
> Wie weht so lockend dein smaragdner Schleier!
> Ach, mit dem Lüftchen fliegst du zu dem Buhlen,
> Den dort das finstere Gewölk verbirgt —
> Dort spannt er sein Geschoß auf mich!

An David befremdet eine solche Sprache weniger; und doch möchte ich auch ihn gern ein wenig männlicher haben. Der Gesalbte des Herrn, der Vertreter des göttlichen Princips, hätte, unbeschadet seiner Weichheit und Milde, wol eine noch würdigere und gebietendere Haltung haben können. Tritt auch diese in einzelnen Momenten, namentlich im Tempel zu Rama und in der Höhle zu Engaddi glücklich hervor, so gibt er sich doch im Ganzen zu sehr der Gefühlsschwärmerei hin, als daß wir in ihm den Mann der That klar zu erkennen vermöchten. Wie ganz anders spricht David in der Bibel selbst. Nach unserm Gefühl hätte der Dichter wenigstens die Kernigkeit und Kürze dieser Sprache beibehalten sollen.

Jonathan und Marob sind ein paar freundliche und mit Wärme gezeichnete Figuren. Sind sie auch nur die Repräsentanten der Freundschaft und Liebe im Allgemeinen ohne bestimmte, individuelle Färbung, so entfalten sie doch diese Begriffe in lebendiger, inniger Weise und zum Theil in glücklich gewählten Situationen.

Die originellste Figur des Stücks ist jedenfalls Moab. Es ist eine wunderliche Composition von Haß gegen den jüdischen Gott und Liebe zu Saul, dem jüdischen Könige. Diese beiden Motive vereinigen sich in seinem Haß gegen David, und er läßt daher nicht ab, Saul zur Verfolgung David's anzureizen und ihn dadurch dem jüdischen Gott zu entfremden, den heidnischen Göttern dagegen zuzuwenden. Diese Tendenz verfolgt er mit einsylbiger, mo-

notoner Consequenz; und insofern muß er als ein gut durchgeführter Charakter bezeichnet werden. Nicht so einverstanden kann ich mit seiner Ausdrucksweise sein. Diese hat etwas Gezwungenes, Gequältes. Sie soll genial sein, ist es auch wol in einzelnen Äußerungen; aber im Ganzen steht sie in Widerspruch mit den Gedanken. Auch diese müßten gewichtiger, gedrungener, absonderlicher sein, wenn die Kürze und Abnormität des Ausdrucks dazu passen sollte. Aber im Durchschnitt finden sich nur wenige darunter, die wirklich frappiren; die meisten sagen nur etwas, was auch jeder Andere an Moab's Stelle gesagt haben könnte.

So viel über die Charakteristik der einzelnen Personen. Soll ich dir nun noch ein Urtheil über die äußere Darstellung und zwar zunächst über die sprachliche Entfaltung und Gestaltung der Gedanken abgeben, so muß ich dir im voraus gestehen, daß in dieser Beziehung meine Erwartungen auf eine eigene Weise getäuscht sind. Du kennst Beck als Lyriker, du weißt, mit welcher Keckheit er den Ausdruck handhabt, wie gewagt, wie abnorm seine Ideenverbindungen, wie eigenthümlich seine Structuren und wie kühn, ja parador meist seine Bilder sind. Du weißt, daß er um dieser extraordinairen Sprache willen von seinen Freunden ebenso hoch in den Himmel gehoben, als von seinen Gegnern in den Staub herabgezogen oder lächerlich gemacht ist, und daß man darin einerseits das Morgenroth einer neuerwachenden Poesie, andererseits den Verfall des reinen Geschmacks, eine Hinneigung zum Excentrischen zu erkennen glaubte. Dachte ich auch gerade nicht wie Beck's Freunde, so war ich doch auch nicht gerade der Ansicht seiner Feinde; ich glaubte vielmehr, daß seine Sprache nur der Ausdruck einer jugendlich übersprudelnden Phantasie, einer allzu lebendigen Anschauungsweise sei, ich hoffte, daß sich mit der Zeit das Übertriebene, Ultrapoetische von selbst verlieren, das Neue, Originelle aber bleiben würde, und hatte daher, wenn er „die Streitaxt seiner Gedanken schwang", mehr meine Freude daran, als daß ich mich, wie Andere, darüber geärgert hätte. Hatte er eine solche Sprache schon als Lyriker geführt, so hoffte ich sie noch gesteigert zu finden in einem dramatischen Product, wo das Gefühl sich zur Leidenschaft potenzirt und das Wort schwanger geht mit der That. Erwartete ich daher im „Saul" auch kein classisches, abgerundetes Kunstwerk, zugeschnitten nach dem Ebenmaß der reinen Schönheit, so versprach ich mir doch die Ernte einer üppig wuchernden Phantasie, namentlich eine Fülle frappanter einzelner Gedanken und einen Überfluß origineller, kühner Bilder. Mit diesen Erwartungen ging ich an das Werk, und ich wurde darin bestärkt durch manches öffentliche Urtheil, das gerade von dieser Seite den „Saul" hervorhob. Dem ist aber nicht so. Die Sprache ist blühend, fließend, wohlklingend; sie zeichnet sich durch Leichtigkeit und Gewandtheit aus und kann in diesen Beziehungen mit der Diction jedes andern Dichters in die Schranken treten; aber ein originelles, eigenthümliches Gepräge trägt sie nicht. Sie bietet weder neue Wendungen und Constructionen, noch neue Wortbildungen, noch ursprüngliche Anschauungen und überraschende Tropen und Bilder dar; was gesagt werden muß, wird gut und schön gesagt, sodaß sich nichts dagegen einwenden läßt, aber es wird nicht so gesagt, daß man sich darüber verwundern müßte, daß man dadurch zu dem Gefühle gebracht würde: „Ja darauf wärst du dein Lebtag nicht gekommen, und doch ist es einfach, so natürlich und trifft den Nagel so recht auf den Kopf!" Eins der schönern Bilder des Stücks ist im zweiten Act, in der fünften Scene, wo David, seine Marob küssend, sagt:

> O Gott, o Gott! Ich armer Tropfen Thau,
> Dem es allein vergönnt herabzufallen
> In diese Rose, diese volle Rose! — —

dann aber sich plötzlich wieder in ernstere Gedanken und Sorgen verliert und dadurch Marob zu den Worten veranlaßt:

> Was fällt dich an? Es zittert deine Hand?
> Du warst so sanft und bist so rauh geworden?
> Als du zuerst mich küßtest, war es mir,
> Als wären wir allein im Paradiese;
> Und sprachst du nicht, es sei dein Kuß der Thau,
> Der selig in die Rose war gefallen?
> Sprich, fällt der Thau in einem Tropfen nur?
> Wol viele hangen Morgens an den Kelchen,
> Und Abends viele, — Keiner zählt sie aus. —
> Stets fällt der Thau, und immer trinkt die Rose!
> Bist du so geizig denn? Gib morgen mir
> Zwei Küsse nur, — dann alle Tage — einen, —
> Nur heut noch viele, viele, — nicht?

Eine andere durch gelungene Bilder sich auszeichnende Stelle ist im elften Auftritt desselben Acts, wo Saul, auf die Blutstropfen zeigend, die er für die des, wie er glaubt, ermordeten David hält, in Reue ausruft:

> O klagen will ich Jahre lang mit euch,
> Bis ihr vergessen lernt! Ich lern' es nimmer! —
> Es kann der Leu sein blutig Amt vergessen
> Auf Stunden lang und spielen mit dem Lämmlein;
> Es kann das Meer sein Ungethüm vergessen
> Und seinen Sturm — und Perlen schwemmt es aus;
> Es kann der Himmel sein Gewölk vergessen
> Und seinen Blitz — und blauen tagelang:
> Nur solche That hat ewiges Gedächtniß! — —

Jeder wird Stellen dieser Art, an denen das Stück reich ist, schön nennen; aber Keiner wird darin den besondern Ausdruck eines eigenthümlich sich entfaltenden Genius erkennen. Daher muß ich gestehen, daß mir Beck im „Saul" zwar gemäßigter und reinern Geschmacks, aber minder genial erschienen ist als in seinen lyrischen Productionen. Ich habe mir dies Urtheil nur ungern gestanden, weil es mir den Satz auszusprechen scheint, daß sich Beck's Genialität nur im ungebundenen Zustande zu äußern vermag. Vielleicht aber ist es nur das Ungewohnte gewesen, was ihn bei dieser ersten in strengerer Form gehaltenen Production gestört hat und wir dürfen in der Folge noch Werke von ihm erwarten, in denen sich beide Elemente: Genialität und Mäßigung, nicht gegenseitig beschränken und ärmer machen, sondern einander durchdringen und wechselsweise potenziren.

Von Seiten der drastischen und scenischen Darstellung hat man dem Stücke den Vorwurf gemacht, daß es hierin zu wenig leiste, daß es im Ganzen zu lyrisch gehalten

sei. Allerdings sind der lyrischen Partien mehr, als vielleicht für eine Darstellung wünschenswerth ist; aber daneben finden sich auch viele echt dramatische Stellen, die dem Schauspieler Gelegenheit zur effectvollen Action geben. Nur tragen viele derselben zu sehr das Gepräge gewohnter dramatischer Coups, man sieht ihnen das Berechnete zu sehr an, und manche sind geradezu Nachbildungen älterer, namentlich Shakspeare'scher Scenen. So erinnert z. B. der Auftritt, in dem Marob dem David, während Saul schläft, die Krone aufsetzt, allzu deutlich an eine ähnliche Scene in „Heinrich IV." (Th. 1, Act 4, Sc. 4); Saul's Verfahren gegen Moab im elften Auftritt des zweiten Acts ist ganz in der Weise, wie das des Königs Johann gegen Hubert im „König Johann" (Act. 4, Sc. 2); die trügerischen Weissagungen der Todtenbeschwörerin sind Nachahmungen der Hexenprophezeiungen im „Macbeth"; Saul's Auftreten in der Wüste, wo er seine Krone den Thieren der Wildniß schenkt, schmeckt nach dem „König Lear", und so findet sich noch Manches, wozu sich da oder dort ein bewußt oder unbewußt gewähltes Vorbild antreffen läßt. Ich will dem Dichter hieraus keinen allzu schweren Vorwurf machen; denn natürlich müssen sich gewisse tragische Situationen in der Tragödie immer wiederholen. Es kommt eigentlich nur darauf an, daß ihnen der Dichter immer wieder eine neue Gestaltung der Färbung und dadurch den Schein der Ursprünglichkeit zu geben weiß. Dies hat nun Beck freilich nicht immer, aber doch zuweilen verstanden und überdies neben den alten, entlehnten auch manche wohl effectuirende neue Scene gebracht, weshalb ich in das Urtheil Derer, die ihn geradezu von der dramatischen Poesie abwenden wollen, nicht einstimmen kann. Er hat für dieselbe unverkennbar treffliche Anlagen, und ist auch sein „Saul" nicht von der Art, daß er überschwengliche Erwartungen erfüllte und dem Bedürfnisse der Zeit abhälfe, so gehört er doch unleugbar zu den bessern dramatischen Productionen, die uns die jüngern Dichter geliefert haben. Auf eine Vergleichung des „Saul" mit andern Dramen der neuern Zeit habe ich mich für diesmal nicht einlassen können; vielleicht findet sich Gelegenheit, dir darüber mein Urtheil späterhin einmal zukommen zu lassen.

Richard Morning.

Notizen.

England vertheilt an Pensionen, welche den zu seinen Spielbällen gewordenen indischen Fürsten zugesichert sind, deren Throne es aber zu beschützen affectirt, die Summe von 18,400,000 Rupien. In Goldrupien würden diese Pensionen die Summe von 680,800,000 Francs ausmachen, eine so riesenhafte Summe, daß man sich veranlaßt sieht, hierunter Silberrupien zu verstehen, wovon jede etwas mehr als 2 Fr. werth ist. Die ganze Summe würde sich auch noch bei dieser Annahme auf mehr als 40 Millionen Fr. belaufen, die unter den Rajahs von Benares, den Prinzen der Familie von Tippo-Saib, dem Peschwah, dem Rajah von Tanjore, den Nabobs von Carnat und von Bengalen und dem armseligen Kaiser von Delhi vertheilt werden, welcher für eine jährliche Pension von etwa 3,200,000 Fr. sich allabendlich durch einen englischen Obersten in seinem Palaste einschließen läßt. Für diesen Preis besitzt England das gesammte alte Reich des Mogol, die ehemaligen Besitzungen der Holländer, Portugiesen und Franzosen, die Mündungen des Indus und Ganges, vom Cap Comarin bis zu den thibetanischen Grenzen, von Delhi bis Kalkutta, von den Grenzen Siams bis zur großen Wüste. Und doch besaß England im Jahre 1757 in Bengalen erst einen bloßen Landstreifen von 1 Stunde Länge und ⅓ Stunde Breite, welche der Nabob von Bengalen ihm einräumte! Über dieses allmälige Wachsthum, über die großartigen, freilich auch mit Ungerechtigkeiten aller Art getrübten Bestrebungen, welche besonders Clive und Warren Hastings verfolgten, diesen Landfleck zu einem Weltreiche auszudehnen, lese man besonders die freilich etwas französisch einseitige „Histoire de la conquête et de la fondation de l'empire anglais dans l'Inde", von Baron Barchou de Penhoën (6 Bde., mit einer Karte, Paris).

Von der Tapferkeit und Grobheit, womit englische Journale gegen gekrönte Häupter auszufallen sich nicht geniren, gibt eine der neuern Nummern des „Athenaeum" Zeugniß. Der Angriff gilt dem König der Belgier und bezieht sich auf jene vielbesprochene Anrede, welche derselbe an eine Deputation von Buchdruckern, Schriftsetzern und Schriftgießern, die ihre Besorgnisse für die Interessen ihrer respectiven Gewerbe bei dem schwebenden Handelstractat zwischen Belgien und Frankreich auszudrücken kamen, gehalten haben sollte. Das „Athenaeum" dämpft seine Ausfälle freilich dadurch, daß es meint, die Rede sei hoffentlich und glücklicherweise verunstaltet. Sonst zieht es mit den Ausfällen „Pirat", „königlicher Freibeuter", „a figure stolen out from the canvas of the middle ages" u. s. w. gegen König Leopold zu Felde. „Die Zeiten", fährt es fort, „sind gekommen, wo es unsicherer und dazu fruchtloser ist, hinter dem Zeitalter zurückzubleiben, als ihm vorauszueilen, wo ein Galileo in keiner, ein Karl I. aber in großer Gefahr sein würde. Wir empfehlen Sr. Allerchristlichsten Majestät, wenn Dieselben einmal mit Ihrem Jahrhundert nicht gleichen Schritt halten wollen, sich an dessen Spitze zu stellen, statt hinter ihm her zu lahmen." Diese Ausfälle beziehen sich auf des Königs angebliche Worte, womit er den Verlegern empfahl, englische und deutsche Werke nachzudrucken und damit einen Absatz nach Nordamerika zu erzielen. Diese königlichen Worte sind, wie zu erwarten war, untergeschoben; nichtsdestoweniger behält die Polemik des „Athenaeum" ihr eigenthümliches Interesse.

Der Papst hat Mohammed Ali's Geschenk von 12 prächtigen Alabastersäulen, für die St.-Paulskirche bestimmt, mit mehren ausgezeichneten Producten neuerer europäischer Kunst erwidert. Sie bestehen in einer prächtigen Tafel in Mosaik, in zwei großen runden Tischen, auf deren jedem Mosaikgemälde angebracht sind, wovon eines Blumen in den üppigsten Farben vorstellt, ein anderes die Façaden der Hauptgebäude in Rom, mit St.-Peter in der Mitte. Die Ränder jener Tische tragen arabische Inschriften in goldenen Buchstaben und die Füße sind von vergoldeter Bronze wie Baumstämme gestaltet, jeder in drei Löwenklauen auslaufend. Dann bestehen die Geschenke in einer Sammlung aller unter dem Pontificat Gregor's XVI. geprägten Münzen und Medaillen, alle in besondern Etuis; ferner in einer Sammlung von Kupferstichen in Mezzotinto, nach den Werken der berühmtesten italienischen, englischen, deutschen und französischen Meister; endlich in zwei Copien auf Velin von dem prächtigen kürzlich in Rom von dem Orientalisten Michelangelo di Lancy herausgegebenen Werke über die Grabschriften in kufischen und arabischen Charakteren, welche von ihm in den verschiedenen südeuropäischen Ländern entdeckt und die Frucht zwanzigjähriger Reisen und Forschungen sind, deren ungeheuere Kosten, wie er in der Vorrede bemerkt, fast ganz von dem Herzog von Blacas-Aulps bestritten worden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 360. —— 26. December 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Dritter und letzter Artikel.*)

47. Sehnsuchtsklänge eines wandernden Hagestolzen. Von Bernstein. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.

„Der Gegenstand dieser Klänge", sagt der Verf. in der Widmung an einen Freund, „ist die Liebe und deren Blumenbeet, das Weib; beide, wie ich sie auf den grünen Irrpfaden eines dorngehegten, vielbewegten Lebens gefunden; ich habe daher nur jene Blumen und Blätter, Dornen und Nesseln aus dem Treibhause meiner Erlebnisse geholt und zu diesem Kranze gewunden, die das buntfarbige Lebensbild jenes Gegenstandes anschaulich machen; Sie werden deshalb manche unansehnliche Feldblümchen, sowie manche fahle Blätter und schwache Keime nicht verwerfen, welche, sämmtlich eine sittliche Färbung oder eine trübe Wahrheit an sich tragend, zum Colorit und zur Schattirung des Ganzen dienen mögen." Diese Erklärung und Selbstrecension unterschreiben wir gern; machen aber dabei die Bemerkung, daß der Verf. etwas Elegisches geben wollte und etwas derb Humoristisches ans Licht brachte, sich also vielleicht über seine wahre Stimmung getäuscht hat. Er hat das Ganze in sechs Wanderungen eingetheilt und sucht und forscht nach dem weiblichen Ideal als Flatterer durch Panonien, als Streiter durch Polen, als Schwärmer durch Frankreich, als Grübler durch England, als Sänger durch Deutschland und als Träumer durch Nebel. Schon in der zweiten Wanderung durch Polen spricht „Der Fehlgriff" (S. 67) für unsere obige Behauptung, daß sich die Sehnsucht in Humor verwandle. Doch gibt's auch hier echtelegische Klänge, z. B. „Die Witwe Polens" (S. 81), welches beginnt:

> Stille! stille dein Gewimmer,
> Armer, vaterloser Wurm!
> Deinen Vater weckst du nimmer,
> Er entschlief in Warschaus Sturm;
> Ach, er schläft und schläft für immer! u. s. w.

In der Wanderung durch Frankreich wird das Weib richtig charakterisirt. In England drückt „Klage und Erhebung" (S. 128) zwar ein schönes religiöses Gefühl aus, aber in so rohem Humor, daß der Feinfühlende sich unangenehm berührt davon abwendet. Die längste und vielleicht gelungenste aller hier gebotenen poetischen Gaben ist „Bedlam" überschrieben. Das Gedicht führt uns in jenes

> gerundet hohe Haus,
> Oed von außen, innen Graus,

das da schließet hinter seine Thoren, die von Lieb' erfaßten Thoren; oder der Verf. führt uns in einen Kreis von Narren, die größtentheils aus Liebe den Verstand verloren und ihm ihre Jammergeschichte mittheilen, die jedes Mal von den umherstehenden Irren in wilden Chorus begleitet oder eingeleitet wird:

> Ha, ha, ha! hi, hi, hi! lachten die Narren
> In tollen und wilden Fanfaren.

Der Sänger in Deutschland bietet manches Ansprechende, aber auch manches Zurückstoßende. „Drang zum Sang" (S. 171) ist hier eine outrirte Darstellung der subjectiven Stimmung des Verf. und schließt ziemlich derb und roh:

> Herz und Brust wie Kessel springen,
> Wenn sie drangevoll;
> Laßt d'rum mich die Lieder singen,
> Denn sonst werd' ich toll!

Derbe Hiebe bekommen auch die Kunstrichter bei derselben Wanderung, und zwar in „Sängers Abschied", wo er seine Lieder „Arme Kinder, arme Brüder, arme Sünder" im Überschwunge seiner sprudelnden Laune nennt. Die letzte Wanderung, „Die Träumer", geht durch Nebel, eine Bezeichnung, die nur ungenügend durch die erste Nummer darin motivirt wird; füglicher hätte er sie eine Wanderung durch den Osten nennen können; denn das bedeutendste der Gedichte darin, „Der Harem" (S. 219), spielt im Morgenlande. Es ist ein Sonettenkranz, der uns Sitte und Geist morgenländischer Frauen abspiegelt, und in Form und Geist von „Bedlam" sehr verschieden ist. Bei Bedlam's Narren nämlich erscheint am Schlusse ihrer Rede jedesmal der Paroxismus, bei des Harems Weibern dagegen jedesmal die Extase. Beide Gedichte charakterisiren des Verf. Geist am besten. Er gibt viele Ideen, aber wenige Bilder. Auch ist es ihm sicher selbst nicht bewußt, daß ihm Heine hin und wieder die komische Larve reicht und den Soccus anschnallt. Es ist aber so. Was endlich die Form anbetrifft, so wurde sie dem poetischen Wanderer und Forscher stets durch den Stoff gegeben, eine Verschiedenheit, die ganz in der Ordnung ist; denn da der Totalstoff in diesen Liedern — Sehnen eines Hagestolzen nach einem Weibe — sowol durch klimatische Einflüsse als auch moralische Verhältnisse stets Abänderungen leidet, so muß sich mit dem veränderten Stoffe auch dessen Form anders gestalten.

48. Ploen. Ein Spaziergang von Th. L. Kiel, Schwers. 1840. Gr. 12. 1/4 Thlr.

Eine artige Kleinigkeit aus der descriptiven Gattung der Poesie in wohlklingenden Versen abgefaßt, die wir nicht ohne Befriedigung lasen.

49. Deutsche Volkslieder. Arolsen, Speyer. 1840. 8 1/6 Thlr.

Hier erhält das gesanglustige deutsche Volk für 5 Neugroschen 47 Lieder, die sich durch poetischen Gehalt, volksmäßigen Stoff und einfache Darstellung zu Volksliedern eignen. Die Wahl ist nicht unglücklich, aber dürftig, höchst dürftig ist die Sammlung.

50. Lieder von Cäsar von Lengerke. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1840. 16. 2/3 Thlr.

Wenn die Lieder dieses preußischen Sängers, den wir schon früher, in Nr. 90 d. Bl. f. 1835 begrüßt haben, auch nicht als

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. [illegible] — [illegible] und [illegible] — [illegible]8[illegible] d. Bl. D. Red.

großartige zu bezeichnen sind, oder den schweißvollen Bestrebungen des jungen poetischen Deutschlands nacheifern, so bekunden sie doch überall ein klares Gedankenspiel, ein gesundes Gefühl, einen gehaltenen Phantasieflug und hin und wieder eine wackere Gesinnung. Die erste Abtheilung bietet freundliche Naturbilder von der dem Verf. heimatlichen Ostsee, und wir notiren hier ein ansprechendes Lied: „Der alte Fischer" (S. 28):

> Den alten Fischer trägt der Sarg
> Daher im Leiterwagen;
> Wie sehen kümmerlich und karg (?)
> Die hinten Trauer tragen!
>
> Zum Kirchhof, wo an Waldesgrün
> Sich scharen schwarz die Raben,
> Da tragen sie den Alten hin,
> Um tief ihn einzugraben.

Nun erfolgt eine Klage des Dichters, daß man ihn nicht am Meeresstrande, seiner Heimat, beerdige; dahin gehöre er, dort habe er Frohes und Bitteres erlebt; und das Gedicht schließt:

> O senkt ihn tief ins Meer hinein!
> Dann schlief er auf dem Grunde
> Es säng' ihn süß mit Märchen ein
> Zur Auferstehungsstunde.

Die Lieder einer zweiten Abtheilung bieten hin und wieder jene kleinen, jetzt so beliebten Genrebilder, doch ist auch Reflexion und Naturmalerei mit eingemischt. In „Weltschmerz" (S. 71) heißt die letzte Strophe sehr wahr:

> Es faselt viel von Weltenschmerz
> Manch' narbenloser Held;
> Nur was verletzt des Edeln Herz,
> Ist Schmerz der ganzen Welt.

Hört ihn, moderne Weltschmerzler! Und ihr, Splitterrichter, beachtet sein Wort (S. 81):

> — laßt mich ungeschoren!
> Mich schließen, frei geboren,
> Ziergärten nimmer ein.
> Ich lass' an mir nicht stutzen,
> Nicht mit der Scheere putzen,
> Frei soll die Triebkraft sein!

51. Lieder eines Eremiten. Von Ritter Braun von Braunthal. Stuttgart, Griesinger und Comp. 1840. Gr. 16. ½ Thlr.

Ein vom Geschick hart bedrängtes und leicht verwundbares Gemüth haucht hier in selbst gewählter Einsamkeit seine Klagen und seinen Schmerz aus und bereitet sich dadurch selbst den heilenden Balsam für die vom Leben geschlagenen Wunden. Wir kennen längst den Verf., haben ihn aber auf diesem Felde noch nicht gesehen; indessen bewegt er sich nicht ohne Anmuth auf demselben und das Trauergewand, welches er dieses Mal statt des frühern modernen Costums gewählt, steht ihm nicht übel. Besonders Kund' und Zeugniß von seinem Talente gibt auch der Bilderreichthum, der sich überall glänzend entfaltet. Hören wir, um letztere Behauptung zu beweisen, das Lied Nr. VII:

> Durch den sternenhellen Himmel
> Tobt um mich die wilde Jagd
> Der Gedanken; unverzagt
> Pocht mein Herz bei dem Getümmel.
>
> Wie der wilde Jäger Zweifel,
> Sätt'gend seine Mörderlust,
> Stürmt um die beklommne Brust
> Im Gefolge seiner Teufel!
>
> Schwache Rehe, reich an Wunden,
> Fliehn die Hoffnungen einher,
> Hart gedrängt von Pfeil und Speer
> Und den gier'gen Höllenhunden.

Ansprechend waren für uns ferner die Lieder, die durch des Frühlings Nähe oder sein wirkliches Erscheinen dem Verf. eingeflößt wurden; sie bieten zwar hin und wieder Gedanken, wie sie weiland Petrarca und Chiabrera hegten, sind aber keine Nachahmungen und man vergißt auch über der modernen Sprache die früher dagewesenen Gedanken. Gern theilten wir Nr. XXXVII (S. 53) einen „Gruß an die Phantasie" mit, wenn es der Raum hier erlaubte, und loben müssen wir, daß der Eremit in dem Aushauchen seiner Gefühle ein Linderungsmittel seiner Schmerzen gefunden, und namentlich in der Sehnsucht „nach einem andern Lande und Meere" sich gläubig aufrichtet, und gerade dadurch auch das beengte Herz des fühlenden Lesers beruhigt.

52. Ewald und Lina. Ein Gedicht von Julius Koeller. Brieg, Schwartz. 1840. Kl. 8. ⅓ Thlr.

Weder Erfindung, noch Sprache, noch Form künden hier einen Dichter an. Die Erzählung ist breit gehalten, spannt gar nicht und hinterläßt eher Verstimmung als Befriedigung.

53. Gedichte von Christ. Friedr. Gottl. Thon. Erfurt, Hennings und Hopf. 1840. 8. ⅓ Thlr.

Der Verf. dieser Gedichte unterrichtet uns in der Vorrede, daß er dieselben schon vor 30 Jahren niederschrieb und sie auf den ausdrücklichen Wunsch hochschätzbarer Gönner, Freunde und Bekannte veröffentlichte. Er sieht selbst die Flecken, die seinen dichterischen Versuchen ankleben; wir mögen deshalb den gewöhnlichen Maßstab der Kritik nicht an dieselben legen, können aber eine Bemerkung nicht unterdrücken, die sich uns bei der Lecture vorliegender wie anderer Gedichte unabweisbar aufdrängte. Es finden sich nämlich in so vielen neuern Gedichten Härten, Hiatus und Elisionen, die ein Federstrich verbessern könnte; warum scheuen die Herren vom heutigen Helikon die kleine Mühe und beleidigen des Lesers Ohren? Oder ist es eine vornehme Suffisance, die sich über derlei Kleinigkeiten erhaben glaubt?

54. Stufengesänge. Gedichte von Leopold Stein. Würzburg, im Selbstverlage des Verfassers. 1834.

Die Jahreszahl gibt Kund' und Zeugniß von der verspäteten Anzeige dieser poetischen Jugendarbeiten, welche ein Candidat der jüdischen Theologie dem Publicum feil bietet. Das versificirte Vorwort, in welchem der Titel der Sammlung zu erklären und zu rechtfertigen versucht wird, ist ebenso unklar und abstrus abgefaßt wie das Vorwort in ungebundener Rede. Beides muß dem Leser ein nicht günstiges Vorurtheil für die Tüchtigkeit des Verf. einflößen; aber glücklicherweise zerstreuen die Gedichte selbst dieses Vorurtheil; sie sind einer reichen, vollen, warmen Brust entquollen, lassen hier und da einen Strahl jener orientalischen, bilderreichen, altrabbinischen Weisheit sehen, die das Gemüth jedes Unbefangenen wohlthätig anspricht, und bekunden überall eine den Verf. ehrende Anhänglichkeit an die Religion seiner Väter, eine lebendige Hoffnung auf die Emancipation seines gedrückten Volks und ein Herz, dem Groll und Rachsucht gegen die Verfolger aus der Christenheit fremd ist. Daß er für die Emancipation seiner Nation eifert und Kummer empfindet, daß es damit langsam und träg geht — wer will es ihm verdenken? Minder lobenswerth sind die Reimhärten, auf die wir leider überall stoßen und die das Ohr beleidigen, z. B. Blute und Jude u. a. m., und die in dem sonst so ansprechenden Epigramm: „Candidatis" (S. 52), besonders störend sind. Eine Eigenthümlichkeit der Gedichte ist der häufige Wechsel der Rhythmen in denselben, zu welchem ihn die Wärme der Empfindung zu führen scheint. Wir notiren als hervorstechend: „Neujahrsgruppen" (S. 14); unter den Epigrammen außer dem angeführten „Candidatis" „Sprachstudium" (S. 53), „Israel in den vier Welttheilen" (S. 54), „Amnon", eine jüdische Legende aus dem 13. Jahrhundert, woraus wir die Stelle (S. 92) mittheilen:

> Und alle Pilger dieser Welt
> Wie eine Heerde ziehn sie still vorüber —

Mit seinem Stabe steht der Hirte musternd,
Bedenkend, rechnend? —
Das Leben zählst du jedes Fleisches,
Und steckst das Ziel jedweder Creatur,
Und unterfertigest das letzte Urtheil.

Er schreibt am Neujahrstag',
Er siegelt am Versöhnungstage:
Wer komme! wer gehe!
Wer am Ende! wer nicht am Ende!
Wer in Hunger! wer in Kummer!
Wer durch Feuersglut!
Wer durch Wasserflut!
Wer durch Menschenwuth!
Wer weiche! wer steige!
Wer schaffe! wer erschlaffe!
Und wer in Leiden! und wer in Freuden!
Und wer in Reichthum! und wer in Armuth!
Und wer in der Höh'! und wer in der Tiefe!
Und wer in Ruh'! und wer in Seelenangst!

Ihr aber, Buß' und Gebet und thätige Liebe!
Ihr führt hinweg das schreckensschwangre Urtheil.

„Lehr-, Wehr- und Nährstand", ein sogenanntes dramatisches Gedicht (S. 99), ist ein Dreigespräch zwischen einem Studenten, einem Krieger und einem Kaufmann, welche jeder ihren Stand mit Scharfsinn und Witz vertheidigen; nur hat die Poesie weniger Antheil an demselben als der Verstand und es könnte minder breit und geschwätzig sein, ein Fehler, der sich auch bei der vorgenannten Legende findet. Was den Anhang anbetrifft, welcher Proben von Übersetzungen rabbinischer Nationallieder aus dem Mittelalter bietet, so hätten wir ihm denselben gern geschenkt, indem diese Lieder den Originalarbeiten des Verf. weit nachstehen. Schließlich erwähnen wir noch, daß der Verf. unweise gehandelt hat, das Buch in Selbstverlag zu nehmen. Das erinnert den Vorurtheilfreisten an den Nationalgeist des Volks, dem er angehört, und welches das Schachern nicht lassen kann, selbst mit Geistesproducten.

55. Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge von Adolf Bube. Dritte Auflage. Gotha, Müller. 1840. 8. 5/12 Thlr.

Hr. Adolf Bube gehört zu den Dichtern, auf welche sich das Horaz'sche: Laudantur ab his, culpantur ab illis füglich anwenden läßt. Aber wir haben ja hier eine dritte Auflage vor uns; also mag es der Lobenden und Anerkennenden mehr im Publicum geben als der Anklagenden und Unzufriedenen. Wirklich haben vorliegende Sagen, die, laut der Vorrede, von mehr als 50 Kritikern beifällig beurtheilt und selbst im Auslande gesucht worden sind, eine Popularität, die ihnen in jedem Stande Leser verschaffen mag, sowie ihnen Gewandtheit in der Form keineswegs abzusprechen ist. Stören hin und wieder einige Provinzialismen, so ist das ein unbedeutender Flecken, der überdies durch den reinsittlichen Geist verwischt wird, der durch das Ganze haucht. Die Schlußbemerkungen geben Nachweisungen über die Quellen, aus denen der Verf. schöpfte, oder Erläuterungen zu den 51 hier gebotenen Nummern.

56. Neue Gedichte von Adolf Bube. Jena, Mauke. 1840. 8. ⅔ Thlr.

Sie zerfallen in drei Abtheilungen. S. 1—12 sind unter dem Titel „Amerikanische Bilder" so brav gemalte Gestalten, Scenen, Landschaften und Seebilder, daß sie manchmal den Hautreliefs gleichen, die zum Betasten reizen. Da alle Nummern hier gleichen technischen und intensiven Werth haben, so läßt sich keine als vorzüglich gelungen hervorheben. Die zweite Abtheilung bietet Balladen, Romanzen und Erzählungen, deren Stoff dem Verf. theils die Neuheit, theils die Vergangenheit gab. Wir würden hier „Die alte Garde bei Waterloo" hervorheben, wenn der Stoff nicht zu oft bearbeitet und dadurch abgenutzt und uninteressant geworden wäre, ein Vorwurf, den man auch einigen andern Gedichten aus dieser Abtheilung machen könnte. Das ansprechendste und rührendste Bild ist „Die alte Base" (S. 56):

Wie blickt so ernst und stille
Bei trübem Lampenschein
Die Alte durch die Brille
Ins gelbe Blatt hinein.

Der ruht schon lang' bei Todten,
Der, ihr unendlich lieb,
Aufs Blatt, gesetzt in Noten,
Ein Liebesliedlein schrieb.

Sie singt es leise wieder,
Manch' Thränlein fällt darauf,
Schließt sanft die Augenlieder
Und ihren Lebenslauf.

„Aus Natur und Leben" ist die dritte Abtheilung benannt. Wir vergleichen die hier gegebenen Gedichte kleinen Blütenblättern, wie sie die Muse ihren Lieblingen spielend in den Schoos streut. Sie zeugen von Gefühl, aber reflectiren auch hin und wieder. „Der Stein" (S. 74) lautet hier also:

Sieh' den behenden Knaben,
Wie er den glatten Stein
Mit ausgeholtem Schwunge
Wirft in den See hinein.

Er wählt die Fläche plätschernd
Empor im Niederfall,
Und zieht gedehnte Kreise
Im schwanken Flutkrystall.

Gleicht nicht das Wort dem Steine,
Bevor es uns entflieht?
Kann wol der Geist bestimmen,
Wie viel es Kreise zieht?

Schließlich glauben wir prognosticiren zu dürfen, daß das hier gegebene und hingeworfene Wort im klaren Weiher der Gemüther Vieler Kreise ziehen wird.

57. Gedichte von Emanuel Geibel. Berlin, A. Duncker. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

1787 und 1837.

Ich kam in einen grünen Hain,
Viel Eichen standen in der Runde,
Durch die gewölbte Laubrotunde
Floß goldner Sonnenglanz herein,
Da streckt' ich mich ins Gras zur Ruh'
Und sah dem Spiel der Blätter zu.

Nach funfzig Jahren kam ich wieder,
Doch mocht' ich andres da erschaun,
Die schönen Gipfel lagen nieder,
Die Stämme waren ausgehaun,
Statt dessen blüten in der Rund
Viel tausend Blümlein klein, doch bunt.

Und weil die Eichen nun verschwunden,
Brüsten sich stolz die Blümelein,
Und meinen gar in manchen Stunden,
Sie möchten selbst wol Eichen sein.

Ein sinniges Bild, mit leichtem, gewandtem Pinsel ausgeführt und anwendbar auf unsern Dichter; denn ein solcher ist Emanuel Geibel. Es ist uns nämlich in der That schmerzlich, daß sein poetisches Leben und Bilden nicht in jene Blütenzeit der deutschen Literatur gefallen ist, wo man ziemlich wohlfeilen Kaufs den Lorbeer erlangen und Koryphäe werden konnte, oder, um im Bilde zu bleiben, daß er nicht eine jener Stammeichen geworden ist, an deren Schatten wir uns nach 50 Jahren noch erquicken, und daß er nur ein Blümchen wurde und werden mußte, weil die Wiese germanischer Dichtkunst zu blumenreich geworden ist. Aber er könnte eine Eiche sein; das kann nur der eigensinnigste Kritikaster oder böswilligste Splitterrichter ablengnen, oder ein Solcher, der, wie unser Sänger selbst (S. 98)

sagt, das lebenswarme Bildniß des Geistes und Gefühls mit plumper Hand betastet, den Firniß davon abwischt, und es dann erst wieder an seinen Ort hängt. Die Bilder aus Natur (s. „Rothenburg", S. 12) und Menschenleben sind allesammt frisch und lebendig und das Elegische ist zart und süß gehalten, das Humoristische (es ist nicht viel darin) leicht und treffend, das Erotische voll tiefer Empfindung, sonder jeglichen Zusatz von künstlich gemachter, moderner Verzweiflung, der Blick auf Menschenleben, Volkstreiben und Verhältnisse des bürgerlichen Lebens tief und scharf, die epische Kürze und schlagende Katastrophe in den Romanzen nicht fehlend, und fünf der Lieder klingen, laut gelesen, so melodisch, daß sie für ein feinfühlendes Ohr schon in Noten gesetzt zu sein scheinen und den Tonsetzern besonders empfohlen werden können. Man lese in Bezug hierauf „Des Müden Abendlied" (S. 104), „Lied der Spinnerin" (S. 162), „Beim Feste" (S. 166), das erste der „Ländlichen Lieder" (S. 179) und „Gute Nacht" (S. 192). Gleich das erste, die Sammlung eröffnende Lied „Rheinsage" ist ein reiner Klang, aus deutscher Brust kräftig hervorgegangen, nach unserm Dafürhalten ebenso würdig wie das Nikolaus Becker'sche „Rheinlied", mit einem silbernen Pokal aus Königs Hand belohnt zu werden. Wie schön ist „König Dichter" (S. 40), die Lieder, die Graf Platen feiern und betrauern, „Der Winter in Athen" (S. 156), die Elegie „Auf den Tod eines Freundes", die wir gern hier mittheilten, und „Lebensstimmung" (S. 185). Doch wir müßten das Buch abschreiben, wenn wir dieses lobende Urtheil documentiren wollten; dennoch werden auch diese reinen, sinnigen Blüten eines reichen Gemüths vom Strom der Zeit verschlungen werden, eben weil es ihrer so viele im Dichtergarten der Jetztwelt gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Talfourd's Vertheidigungsrede für Moxon.

Die Vertheidigungsrede Hrn. Talfourd's für den Buchhändler Moxon ist jetzt bei Letzterm unter dem Titel erschienen: „Speech for the defendant in the prosecution of the Queen v. Moxon, for the publication of Shelley's works; by *T. N. Talfourd*, Serjeant-at law." Das „Athenaeum" benutzt die Anzeige davon, um gegen das Libellgesetz im Allgemeinen zu Felde zu ziehen, indem es diesen speciellen Fall nur als Wirkung der Unvollkommenheit dieses Gesetzes betrachtet. Es wolle, sagt das Journal, gar nicht weiter auf das Raisonnement eines Rechtsgelehrten eingehen, welcher gegen die Unwissenheit und Leidenschaften von zwölf ehrlichen Männern, den Geschworenen, die sich nur in den Vorurtheilen und Hergebrachtheiten ihres engen Raumes bewegen, zu kämpfen gehabt habe; es wolle sich blos darauf beschränken, diesen Theil der englischen Jurisprudenz nur als Ursache zu betrachten — als einen der mächtigsten, obgleich negativen Agenten bei Hervorbringung der jetzigen intellectuellen und sittlichen Verfassung Englands — man solle das Libellgesetz an seinen Früchten kennen lernen. Der Rechtsfall sei aber dieser: Ein Verleger wohlfeiler Volksbücher wird in einer Schmähschrift der Blasphemie geziehen und schuldig erklärt. Daß er dies Urtheil für ungerecht und vernunftwidrig gehalten, sei leicht zu denken. Über einen Gesetzeszustand, der zu solchen Resultaten geführt, verdrossen, habe er sich vorgenommen, das der Verurtheilung zu Grunde liegende Princip bis in seine äußersten den gesunden Menschenverstand beleidigenden Folgen durchzuführen und das Parlament zu der gewünschten Reform zu bewegen. Er habe sich also unter seinen Collegen umgesehen, mit einer Klage gegen einige der ehrenwerthesten derselben begonnen und eine Verurtheilung Moxon's wegen der Herausgabe der Werke eines Schriftstellers durchgesetzt, der zu den classischen seiner Nation gehöre, und dies zwar auf Gründe hin, welche, wenn man sie definitiv zulasse, den Wiederabdruck vieler Meisterwerke englischer Autoren verhindern und mit einem Schlage die intellectuelle Freiheit künftiger Jahrhunderte vernichten würde. „Ein widerlicheres Beispiel von Glaubenmachenwollen", fährt das Journal fort, „als ein solcher Versuch konnte wol bei einem Gerichtshofe nicht vorkommen!" Keiner Partei sei es recht Ernst gewesen, als höchstens dem unglücklichen Vertheidiger, der mit aller Gewalt eine Lossprechung erzielen gewollt habe; der Kläger habe nicht einmal nach dem Scheine gestrebt, als ob er ein Gesetz, das er selbst gebrochen, aufrecht zu halten strebe; vielmehr habe er es verhaßt zu machen gesucht. Selbst der Richter habe sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er durch Aufrechthaltung des Buchstabens wiederholter gesetzlicher Entscheidungen die Jury zu einem Urtheile verleiten müsse, welches er aus persönlicher Ueberzeugung nicht billigen könne. Und hierauf kommt das „Athenaeum" auf die Empfindungen und Gedanken zu sprechen, welche durch diese seltsame, faule und lügnerische Procedur in dem anwesenden Publicum erweckt werden mußten. „In den letzten 50 Jahren", fährt es fort, „brauste der Strom der öffentlichen Meinung mit steigender Gewalt gegen das Libellgesetz und gegen dessen Anwendung, außer in Fällen der gröbsten und ärgerlichsten Art. Unter seiner Handhabung haben die Guten und Weisen gelitten, indem politische Feigheit und politische Unwissenheit das Gesetz interpretirten. — — Dennoch hat die Anmuthung, welche auf Änderung eines fehlerhaften und unvollkommenen Codex dringt, entschiedenen und durch alle Kraft legislativer und gerichtlicher Autorität unterstützten Widerstand gefunden. Wir glauben deshalb nicht, daß Hr. Hetherington eine unmittelbare Reform hervorbringen werde." Der Verfasser dieses Aufsatzes meint, daß trotzdem die Verleger wohlfeiler Volksschriften mit ihrer Verbreitung unerlaubter Bücher fortfahren würden, in der Hoffnung, daß eine Reihe drückender Anwendungen zu so unangenehmen Consequenzen führen werde, als hinreichend seien, um einem etwa auftretenden öffentlichen Ankläger die Hände zu binden und das Libellgesetz in einen todten Buchstaben zu verwandeln. Bei der Aufrechthaltung des Gesetzes, heißt es weiter, seien besonders die Sachwalter und diejenigen kleinen Staatsbeamten betheiligt, welche, wie Figaro sagt, in der beständigen Furcht vor Libellisten leben. Eine weit umfassendere Frage als die vorher abgehandelte sei aber die, welchen Einfluß ein solcher Gesetzeszustand auf die Civilisation selbst zu äußern im Stande sei. Was, dürfe man fragen, hat die beständige Furcht vor Anklagen, welche wie des Damokles Schwert über den Häuptern der Schriftsteller schweben, allmälig in der englischen Literatur angestiftet? Behaupten zu wollen, daß das Libellgesetz allein und für sich eine unüberlegte Delicatesse in Religionssachen befördert, dem Aberglauben, der Bigoterie die Thüren geöffnet, eine Gleichgültigkeit gegen Moral- und Gesetzeswahrheiten erzeugt habe u. s. w., das hieße zu weit gehen; für diese und andere Mängel in der Nationalgesinnung könne nicht das Libellgesetz allein verantwortlich gemacht werden; es sei nur eine Ursache unter vielen; sie alle aber entkeimten einer sklavischen Furcht oder einer unredlichen Unlust, jene Fähigkeiten zu üben, welche die Gottheit dem Menschen zu seiner sittlichen Sicherstellung gab. Es sei leider wahr, daß die Furcht vor abstract moralischer Untersuchung in England noch immer im Wachsen, die protestantische Mannhaftigkeit des englischen Geistes sehr im Verfalle, die Verehrung der Autorität in Meinungssachen unumschränkt sei. Man möge dies immerhin der Tyrannei der öffentlichen Meinung zur Last legen; diese Meinung aber sei erzeugt durch die combinirte und eifrige Anstrengung, unabhängige Untersuchungen zu hemmen, einerseits, und den intellectuellen Quietismus andererseits, womit ein vorsichtiger Eigennutz die laufende Literatur unsers Zeitalters gebrandmarkt habe. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 361. —— 27. December 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.
Dritter und letzter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 360.)

58. Gedichte von Ernst Vincke. Magdeburg, Creutz. 1840. Gr. 12. 1¼ Thlr.

Ohne eben überraschende Bilderpracht oder große Originalgedanken zu entfalten, wie ohne Effecthascherei und Koketterie mit moderner Gefühlszerrissenheit, schwimmen diese Lieder auf dem ruhigen Strom eines klaren Selbstbewußtseins und einer wackern, mannsbiedern Gesinnung, wie sie Preußens Kriegern aus der großen Zeit eigen ist, dahin. Ihr Verf. nippt gern am schäumenden Becher der Lebensfreude im Bruderkreise und taucht sich ebenso gern in die Schatten selbstgewählter Einsamkeit und Beschaulichkeit. Er würdigt die Natur seiner Beachtung und Bewunderung, drückt aber ebenso gern die Geliebte an das pochende Herz. Er weiht dem theuern Mutterlande und dem Vater des Landes sein Lied, lebt also für die Welt und ihre Anstalten und Wesen, richtet aber auch ebenso oft und gern seinen Blick auf Das, was droben ist und ewig währt; er offenbart also eine gewisse Vielseitigkeit in der Richtung seines Geistes und seiner Gefühle, die Alles umfaßt und die wir als Merkmal und Kennzeichen eines Dichters bezeichnen möchten. Was wir in Geibel's Gedichten, ohne es anzuzeigen, schmerzlich vermißten — das religiöse Gefühl — hier finden wir es in edler Einfalt und Innigkeit. Ein gefälliger Wechsel in Metrum und Rhythmus schützt den Leser vor der Langeweile, die uns oft genug beim Lesen besserer Geistesproducte befällt. Eine nicht kleine Zahl der Gedichte eignet sich auch hier zur Composition, und vielleicht ist es ein Dutzend, die der Verf. nicht hätte aus dem Verschluß seines Pultes kommen lassen sollen, was bei einer Sammlung, auf 319 Seiten kleiner Lettern gedruckt, sehr wenig ist. Endlich ist es uns vorgekommen, als ob der Flügel der Phantasie am Schlusse der Sammlung etwas erlahmt wäre, indem die Mehrzahl der letzten Gedichte an einer gewissen Alltäglichkeit laborirt, die sich schon in den Überschriften offenbart. Auffallend ist es, die christlichen Griechen, denen einige Lieder gewidmet sind, dem rächenden Zeus eine Libation spenden zu sehen. Unter den Romanzen, deren es nicht wenige gibt, sind die gelungensten „Die Dioskuren" (S. 25) und „Richard Löwenherz und Saladin" (S. 46). Die sechs Sonette „Das Leben ein Traum" sind warm und glaubensinnig. Ein zufriedener Sinn und eine schöne Gesinnung überhaupt spricht sich aus in „Meine Güter" (S. 85) und „Der Zufriedene" (S. 87). Ein ansprechendes Bildchen ist auch „Das stille Gärtchen" (S. 132). Als Probe theilen wir „Meine Güter" mit.

Ich habe einen Gott!
So weit auch meine Blicke reichen,
Seh' ich nur seiner Liebe Zeichen.
Mag auch des Zweiflers Spott
Nur lächeln über meinen Glauben,
Kein falscher Wahn soll mir ihn rauben.
Ich habe einen Gott.
Dies bin ich mir bewußt,
Er lebt in meiner Brust.

Ich hab' ein Vaterland!
Darin schwingt Freiheit ihre Flügel,
Gerechtigkeit führt mild den Zügel.
Der Liebe sanftes Band
Schlingt sich um Volk und Fürstenkrone,
Und Weisheit leuchtet von dem Throne.
Ich hab' ein Vaterland,
Ihm sei der Treue Sold
Bis in den Tod gezollt!

Ich hab' ein gutes Schwert!
Mit kräft'gem Arm kann ich es schwingen,
Wenn's gilt, mir Ehre zu erringen;
Und drohen meinem Herd,
Drohn meiner Heimat heil'gen Laren
Durch Feindeswaffen einst Gefahren,
Ha! dann mein gutes Schwert,
Mit Gott heraus, zur Hand,
Für König, Vaterland!

59. Gedichte von P. Ober. Burgdorf, Langlois. 1840. Gr. 12. ½ Thlr.

Der Verf. ist sehr verliebt in seine Gedichte, obschon er dieses Gefühl unter dem Mantel der Bescheidenheit in einem versificirten Vorwort an den Leser zu bergen wähnt. Sie tragen das Schiller'sche Motto an der Stirn:

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut.

Wir besorgen fast, ihr Klang wird für wenige Herzen etwas Erfreuliches haben; das eigene Herz des Dichters nehmen wir aber hiervon aus.

60. Gedichte von A. Freiherr von Seld. Berlin, Eichler. 1840. Gr. 12. ¾ Thlr.

Hier spricht uns eine harmlose Poesie an, die leicht und, wie es scheint, oft unwillkürlich die Schranken der Alltagswelt durchbricht und, einer vollen Brust entströmend, ihr Erleichterung schafft. Sie empfiehlt sich eben dadurch, daß sie auf Anerkennung, d. h. auf Lobhudelei, gar keine Ansprüche macht. Dazu kommt, daß der Verf. eingewohnt ist auf dem Grund und Boden des eigenen Herzens, weshalb er denn auch überhaupt nicht Fremdling bleibt in der Gemüthswelt und nicht selten die Saiten des Herzens trifft, die er berühren wollte. Es finden sich hier echt lyrische Klänge, d. h. subjective Darstellungen und Bilder aus dem Mikrokosmus seiner eigenen Brust; sein Talent und seinen Beruf richtig schätzend, wagt er sich deshalb an Episches und Objectives höchst sparsam. Ein freundliches Bilderspiel ist in den „Jahreszeiten" (S. 19) zu schauen. Die sententiöse Reflexion „Armuth" (S. 102) lautet:

Arm ist nicht, wer Haus und Hof verloren,
Arm ist nicht, wem alle Freunde starben,

Arm ist nicht, wer Liebe nie gefunden,
Arm ist nur, der Keinen je geliebt.

61. Poetische Versuche von Emil Reiniger. Grimma, Verlags-Comptoir. 1840. Gr. 12. 1⅓ Thlr.

Diese Versuche, die ein hübsches Reimtalent bekunden, sind eben was sie sein wollen und was das Wort sagt. Man lieset dieser Scherz-, Liebes-, Wein-, Soldaten- und Vaterlandslieder ein, zwei, drei Dutzend schlank weg, ohne daß sie die kritische Feder in Bewegung setzen, aber auch ohne daß sie uns geistig anregen. Viel Mittelmäßigeres wird ja heutzutage gedruckt, wenn es nur auf besserm Papier und mit größern Lettern geschieht als hier, dann sagen wir: Transeat cum caeteris etc.

62. Lieder von Julius Alfret. Stuttgart, Metzler. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Es gibt heutzutage Gedichte, über die sich kein Tadel aussprechen läßt, weil sie zu schulgerecht dazu sind, und mithin der Tadel wie Recensentenübellaune oder Splitterrichterei klingen würde; — die sich aber auch nicht loben lassen, weil ihnen das Siegel der Originalität nicht aufgedrückt ist. In diese Kategorie lassen sich vorliegende „Lieder“ bringen: hübsche, niedliche Sachen und Sächelchen, unter denen sich einige Weinlieder finden, die wirklich etwas mehr als das abgenutzte Thema: Brüder, laßt uns trinken! abhandeln, unter denen aber auch so Markloses und Winziges auftaucht, daß man glauben möchte, es seien Hobelspäne aus einer poetischen Tischlerwerkstatt. Das Trivium Wein, Liebe, Natur macht eben solche Sammlungen trivial und zugleich unfähig, irgend etwas im Gemüthe und im Geiste eines nicht gewöhnlichen Lesers zu wirken. Unter den Romanzen wird Mancher manches Ansprechende finden.

63. Gedichte von Joseph Holzer. Wien, Tendler u. Schäfer. 1840. Gr. 8. 1½ Thlr.

Auf diese südostdeutsche Pieridenproduction läßt sich fast buchstäblich das über die vorgenannte Sammlung gefällte Urtheil wiederholen, nur daß hier mehr der Geist der reflectiven Ruhe über dem poetischen Gewässer schwebt; auch ist hier eine vierte, bei Alfret fehlende Abtheilung: „Launige, satirische und epigrammatische Gedichte“, unter denen manches Frische und Kecke. Man sehe „Die Prüfung der Gedichte“ (S. 164), „Der Krautkopf“ (S. 180), „Gedankenkaleidoskop“ (S. 188) und das witzelnde Wortspiel „Auf eine Schriftstellerin“ (S. 161), welches wir, da es sehr kurz ist, zur Probe geben:

Wie glücklich du, da Fanta — sie
Dir reichen Dichterstoff ver — lieh,
Und was du immer gibst her — aus,
Es mög' durch tausend Hände w — andern,
Ist Jedem wahrer Geistesschm — aus.

64. Die Heymonskinder. Ein Gedicht in zwanzig Gesängen. Nördlingen, Beck. 1840. Gr. 8. ⅞ Thlr.

Der allgemein bekannte Stoff ist nach Bischof Turpin's Berichte episch und in Ottaven bearbeitet. Doch nennt es der Verf. nicht Epos, sondern schlechtweg Gedicht; auch ist der Poesie herzlich wenig darin; es ist eine gereimte Märchensage voll Reimhärten und mit mancher Unbehülflichkeit im Ausdrucke. Jenen naiven Ernst der Märchenerzähler, jene leichte Anmuth in der Schilderung von Ereignissen oder Charakteren, jenen Reichthum an Bildern und Metaphern, die uns die romantischen Sagen so anziehend und bunt machen, suchen wir durch alle zwanzig Gesänge vergebens. Der Verf. hätte bei Fouqué die Begeisterung für die Darstellung romantischer Stoffe aus dem Mittelalter lernen und bei Wieland in die Schule gehen sollen, um ein graziöser Erzähler zu werden. Auch paßt auf ihn, was er (S. 97 St. 38) sagt:

Die holden Musen, die mir nur von ferne
Und nur geringen Beistand zugesagt,
Sie nähern sich im Traum dem Dichter gerne,
Und all' sein Leiden er jetzt ihnen klagt.
Sie winken ihm, gleichwie die holden Sterne
Und lindern seinen Schmerz, der in ihm nagt;
Da wacht er auf, — gesagt sei es und rasch —
Und eilt dahin und schreibt — gereimte Prosa.

oder auch, was (S. 240 St. 28) zu lesen:

Doch ging es ihm, wie Manchen, die erzählen,
Er nahm den Mund zu voll von leerem Schall,
Und bald gewahrte er sein großes Fehlen
(Und ich erzähl' auch wol in gleichem Fall),
Es blieb den Lauschern ein geringes Wählen
Und gähnend dehnten sich die Hörer all',
Und deutlich las er jedem im Gesichte
Den Geist von seiner trefflichen Geschichte.

65. Gedichte von Franz Kugler. Stuttgart, Cotta. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Ein bereits bekannter und von Vielen *gefeierter Dichter*, dem ein zwiefaches Kunsttalent verliehen ward, veröffentlicht hier seine poetischen Productionen. Ein Maler hat ein *scharfes*, *sicheres* Auge; daher es hier den aus Beobachtung der Natur und des Menschenlebens hervorgegangenen Bildern, Gestalten, Gruppen, Scenen und Situationen nicht an Wahrheit und Anschaulichkeit fehlt, daher die Tiefe seiner Anschauungen überhaupt. Doch ebenso scharf und durchdringend ist das *Auge seiner* Imagination; daher die poetische Auffassung der *Geschichte* und die gelungene Bearbeitung von Romanzen- und Legendenstoffen, daher die Geschicklichkeit, die Stoffe zu erkennen, die sich für epische Bearbeitung eignen und sie gleichsam in die Sphäre der Poesie zu erheben und zu verklären. Damit verbindet sich Gewandtheit in der Form, Sprachreinheit, Ideenreichthum und weiches Gefühl. Dies zum Lobe vorliegender Leistungen; soll diese Anzeige aber keine parteiische Lobhudelei werden, die überdem jeden tüchtigen Mann anwidert, so wird uns *gestattet sein*, auch auf einige schwache Seiten in diesen Leistungen hinzudeuten, die sich namentlich in der ersten Abtheilung, die es dem Verf. „Dichterleben“ zu benennen gefallen hat, finden. Wir nehmen „Der Schmetterling im Winter“ (S. 20), „Liebesahnung“ (S. 53), „Liebesruhe“ (S. 76) und „Zum Geburtstage“ (S. 181) aus, sonst läuft hier manches kleine Lied mit unter, das der Verf. im Verschlusse seines Pultes deshalb hätte lassen sollen, weil sich ein tieferer Sinn kaum ausmitteln läßt, und sich doch jedes winzige Ding das Ansehen gibt, als bedeute es etwas. Leider wird es in der heutigen Dichterwelt Sitte und Brauch, jedes Gouachebildchen, jeden Einfall, jeden Gedankenspan für ein kleines Kunstwerk auszugeben, welches sich *eigne*, zu Nutz und Frommen von Jung und Alt in Lapidarstyl *aufgestellt* zu werden; und doch läßt sich nicht leugnen, wo sich nicht ein volles, weiches Lied in der Brust gestaltet, da ist auch die Begeisterung à courte haleine. Dagegen möchten wir vieles Andere in den folgenden Abtheilungen nicht missen, und wir würden hier das „Klagelied eines Privatdocenten“ vor Allem hervorheben, wenn es nicht zu sehr an Uhland's Weise erinnerte; auch würden wir manchem frischen Trink- und Malerliede Bewunderung zollen, wenn es nicht *bezeugte*, *daß der Dichter* Studien in Goethe mit großem Glück gemacht hat. Ausgezeichnet ohne Bedingung ist „Künstlerstand“ (S. 109):

O wär' ich doch ein Recensent,
Daß selbst ich recensiren könnt'!
Da schrieb' ich's in die Zeitung hin,
Daß ich der größte Künstler bin.

Doch nein! er ist ein armer Wicht,
Er macht ja keine Bilder nicht,
Er kann ja nichts als schmähn und schrein,
Ein Recensent mag ich nicht sein.

O wär' ich doch ein Dilettant,
Das ist der allerbeste Stand!
Er malet nur, was ihm gefällt,
Und nimmer schiert er sich ums Geld.

Doch nein! er ist ein armer Wicht,
Denn Herz im Leibe hat er nicht;

So nur zum Spaß zu malen? — Nein!
Ein Dilettant mag ich nicht sein.

Am wohlsten doch, ich sag' es laut,
Ist mir in meiner Künstlerhaut.
Du lieber Gott, ich danke dir,
Ein Künstler bleib' ich für und für!

Dem Künstlerstand ist keiner gleich,
So froh ist keiner und so reich!
Ihr Freunde, nehmt das Glas zur Hand:
Es lebe hoch der Künstlerstand!

Unter den vermischten Gedichten notiren wir „La chitarra non suona più" (S. 144), „Scenen eines Todtentanzes" (S. 150), und das gemüthliche „An einen vergessenen Dichter" (S. 158). Unter den Kleinigkeiten „Aushängeschild" (S. 164):

Komm, Schreiber, her und schreib' es mir
Auf diese Tafel breit und groß:
Aus allen Micheln macht man hier
Die besten Michelangelos.

Unter den Romanzen strahlt gleich die erste „Genesung" hervor:

Liegt ein holdes Kind gar krank darnieder,
Keine Arzenei mehr will ihr helfen,
Und die Ältern stehn am Lager weinend.
Sieh! da naht ein Engel ihr im Traume,
Einen goldnen Kelch in seinen Händen:
Trinke, darnach magst du wohl genesen.
Und sie nimmt den goldnen Kelch und trinkt:
O wie ist dein Trank doch gar so bitter!
Bitter wol, so tröstet sie der Engel,
Ewig währt das Süße, das ihm folget!
Und sie schlägt die Augen auf so licht:
Lebet wohl, lieb' Vater, liebe Mutter! —
Und sie neigt ihr Haupt zur Brust und stirbt.
Und der Engel führet ihre Seele
Mit sich auf zur goldnen Himmelsferne, —
Wohl ist sie von allem Schmerz genesen.

Dieses kleine Stück wirkt so plastisch, daß man wünschen möchte, es gemalt zu sehen. Von innigster Invention ist der letzte epische Klang in der Sammlung: „Vermächtniß", welches wir gern in seiner ganzen Länge, oder wenigstens im Auszuge mittheilten, wenn es der Raum in d. Bl. gestattete.

66. Das Musikfest, ein romantisches Epos in achtzeiligen Stanzen und sechs Gesängen, von J. Petersen. Marienwerder, Baumann. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Darstellung eines Musenfestes ist ein poetischer Stoff, auch wenn die Bearbeitung verunglückt wäre, was wir jedoch von vorliegendem romantischen Epos, welches wir lieber ein idyllisch-romantisches genannt haben möchten, durchaus nicht behaupten wollen. An den Faden, auf welchem die Erfindung aufgereiht ist, knüpft sich manche Ansicht über Kunst und ihr Verwandtes, und die Raisonnements darüber sind jedesmal passend im Geist des Personalcharakters der Urtheilenden gegeben. Die Charaktere, deren hier verschiedene auftreten, als poetische neben prosaischen Gemüthern, feurige Enthusiasten neben ruhig fühlenden Reflectirenden, Junge und Alte, Künstler und Dilettanten, Männer und Frauen, sind gut gehalten und die Farben sind nirgend zu dick aufgetragen. Die Fabel ist höchst einfach, die Episoden gehen ungezwungen aus den gegebenen Situationen und Verhältnissen hervor, und wenn die Ottaven, besonders hinsichtlich der Reimstellung, der Regelrichtigkeit entbehren, so vergißt sich das leicht beim Lesen. Will man hören, was der Verf. über Mendelssohn's Oratorium „Paulus" urtheilt (er knüpft geschickt den Wortinhalt jenes Werks an seine Fiction und an den Stand moderner Tonkunst), so sehe man S. 96, St. 53, auch S. 107, St. 84, 85, 86, 87 u. s. w. Die beste Figur im ganzen Werke spielt der alte Cantor. Künstlern und Naturfreunden empfehlen wir das Buch als unterhaltende Lecture.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mephisto's Verwandlungen. Mährchen aus unserer Zeit, von Moritz Reichenbach. Leipzig, Kollmann. 1841. 8. 1⅓ Thlr.

Diese geistreichen, übermüthigen Producte einer geschickten und kühnen Feder hielt Ref. noch lange, nachdem er sie gelesen, in den Händen, um sich zu besinnen, was darüber eigentlich zu sagen sei, da man so viel darüber sagen möchte. Das Werk beginnt mit einer Familienscene zwischen dem Teufel und seiner Großmutter. Mephisto leidet an Langeweile und unternimmt eine Reise nach der Oberwelt, obgleich die Hölle alle Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten unsers Lebens auf der Oberfläche der Erde darbieten soll. Das ganze Reich ist in Fürstenthümer eingetheilt und demnach die monarchische Regierung vorherrschend. Was will man mehr? Landstände gibt es freilich nicht, aber wozu auch? Sind doch die Volksstände da. Der Adel schwimmt lustig obenauf und hat die wärmsten Stellen in Besitz; der Gelehrte darf denken — aber nicht schreiben oder sprechen, was er will; der Künstler arbeitet ums liebe Brot und der Bürger, um die Steuern aufzubringen; der Landmann baut Kartoffeln für Alle, und wo es Kartoffeln genug gibt, denkt man nicht an Freiheit. In den höhern Ständen vereinigt das Salonleben alle Substanzen, aus denen es auf unserer lichtvollen Erdoberfläche zusammengesetzt ist, als: Heuchelei, Klatscherei, Wichtigthuerei, Narrethei, Zierbengelei und — Langeweile. In der Gelehrten- und Schriftstellerwelt gibt es Neid, Misgunst, Skandal und Klagen über die Censurstriche, wie bei uns; unter den Bürgern steht das bairische Bier, unter den Bauern Kartoffelbranntwein in Ehren. Auch alle menschlichen Leidenschaften, nur weit feuriger als unter unserm kalten Himmel, treiben unter dem Höllenvölkchen ihr Spiel, und es wird nichts vermißt als die Leidenschaft eines frommen Wandels, der auch bei uns bereits seit langer Zeit vergeblich mit der Laterne gesucht wird.

Diese Einleitung verkündet scharfe Satiren, bittere Ironie, welche Tendenz auch in den drei Teufelsverwandlungen sich nicht verleugnet. Es geht eine große Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, besonders ein Haß gegen die höhern Stände aus ihnen hervor; Fürsten, Grafen, Minister, der ganze jetzt so demüthige Adel werden bei jeder Gelegenheit zur Zielscheibe eines rügenden Humors gemacht, und Ref. meint, der Verf. stimme dadurch in einen verderblichen Nivellirungsgeist der jetzigen Zeit ein, in die unselige Tendenz des Pöbels, der nie mehr nach Oben — aber auf Alles verächtlich herabblicken möchte. Ref. tadelt diese Tendenz, da sie ihm nicht nur unheilbringend für die Vornehmen und Geringen, sondern auch für das Ganze verderblich erscheint. So wollte auch die erste Verwandlung Mephisto's als Floh ihm geschmacklos dünken, unnöthigerweise Obscönes herbeiführend; und indem des Lesers Phantasie wenig erfreuliche Bilder im Einzelnen geboten werden, kann er sich im Verlauf der Entwickelung des Ganzen auch nicht erholen. Die Beobachtungen des Flohs bei dem Kammermädchen und Hoflakai erlassen wir dem Leser, wir suchen ihn erst beim Fürsten auf, den er, nachdem dieser beim Dichten einer Ode an die Gerechtigkeit ohnmächtig und in den Schlaf gesunken, plagt und ihm durch wiederholte Angriffe „ein Licht über die moderne philosophische Idee im Zustande des Außersichseins aufsteckt". Den jungen Geheimschreiber, der dem Fürsten Einwendungen gegen das Proclamiren einer ungerechten Constitution macht, sendet er in seiner übeln Laune ins Gefängniß und entläßt ihm des Dienstes. Die Geliebte des unglücklichen Geheimschreibers wendet ihr Herz von ihm ab, als sie den Floh auf seinem Jabot sieht, und ihr Vater, der Graf von Goldvließ, der lächerliche Minister, stirbt an den wiederholten Stichen des Flohs, die er für die Attaken der entkräfteten Gabeln, welche er als Luxusartikel mit einer Steuer belegen wollte, hält.

„Es gibt Menschen, welche das selige Gefühl kindlicher Liebe nie kennen lernen, und sie werden um diese selige Empfindung, welche oft noch bis ins späteste Alter die lieblichsten

Blüten entfaltet, gewöhnlich durch ihre Ältern schändlich betrogen. In den sogenannten höhern Ständen besonders, wo man durch ein obscönes Säugethier, unter dem Namen Amme bekannt, Mutterstelle vertreten läßt, wo man die ersten Stadien der Kindheit vergehen läßt, ehe man es wagt, das kleine Wesen nur zu berühren, das selbst in seiner geistigen Blindheit nach einem Sonnenblick der Liebe wimmert" rc.: — diese Tirade gegen die Ältern- und Kindesliebe der Vornehmen ist sehr lang, und wenn auch durch schöngewählte Bilder und wahrhaft poetische Vergleiche sehr ergreifend, doch nicht auf Wahrheit basirt und kann also füglich als einer der zahlreichen Auswüchse dieses Werks gelten.

Ein ohne die Liebe ihrer vornehmen Ältern aufgewachsenes Kind ist Arabella, die ihren Vater auch bald verschmerzt, wie sie den Heißgeliebten schnell über den Floh vergessen hat. Doch hatte sie vorher ihn im Gefängniß besucht und ihm ihre Hand zugesagt, und der junge Mann, der durch die Verkettung aller dieser Flohereignisse Stelle, Achtung und Liebe verloren, zerschmettert mit einem Pistolenschuß der Ungetreuen die rechte Hand und sich selbst den Schädel. Arabella aber läßt sich eine neue künstliche Hand machen, lebt in Paris und wird bald die galanteste Dame berüchtigter Salons, taumelt von Verirrung zu Verirrung, bis sie zum Verbrechen herabsinkt und als Kindesmörderin dem rächenden Arme des Gerichts verfällt. Der Verf. bittet den freundlichen Leser, die Moral sich selbst herauszusuchen. Ref. gratulirt ihm, wenn er sie findet, da ihm diese Flohgeschichte eine verfehlte moralische dünkt, eine Vergeudung der mächtigen Phantasie, die sich in ihrer ganzen Kraft in der zweiten Teufelsverwandlung entfaltet, wo Mephisto als Fliege der Menschheit Unheil bringt. Dieses zweite Märchen ist außerordentlich schön, voll erquickenden Humors, wenn auch in gleicher Tendenz feindseliger Angriffe auf Reichthum und Rang; doch ist die Moral leicht darin aufzufinden und sie tritt dem Leser ernst entgegen: „daß das Leben die Schwachen, die sich zutraulich seinem tückischen Strome überlassen, an ein ödes Eiland wirft und nur die Starken begünstigt, die mit gewaffneter Hand gegen seine Wogen kämpfen." Hier gefällt sich der geistreiche Humor des Verf. oft in Aufstellung der wunderlichsten Theorien; so setzt der Cultusminister weitläufig auseinander, daß der umsichgreifende Indifferentismus eigentlich nur von einer epidemischen Magenschwäche herrühre, welche nothwendigerweise durch die anstrengenden geistigen Arbeiten entstehen müsse, womit man jetzt von früher Kindheit an die jungen Leute belaste, und citirt dabei die unumstößlichsten Beweise aus der Bibel, daß der Glaube wirklich seinen Sitz im Magen habe, und zwar in einem gesunden, wohlgefüllten Magen: „Als die Israeliten in der Wüste die Fleischtöpfe Ägyptens vermißten, murrten sie gegen Moses und zweifelten an seiner göttlichen Sendung, ja wol an Gott selbst. Kaum hatte er sie aber mit Wachteln satt gefüttert, als auch ihr Glaube wieder da und sie ihn für einen großen Propheten erkannten. Als es ihnen bald darauf an Brot mangelte, regte sich auch gleich wieder das ungläubige Murren; allein Moses ließ Manna regnen, sie fütterten ihre Magen damit und augenblicklich kehrte ihr Glaube zurück. Als Hagar im Begriff stand, mit ihrem Sohne in der Wüste zu verdursten, wurde sie sehr kleingläubig; sobald sie aber Wasser gefunden und sich satt getrunken hatte, flammte auch das beinahe erloschene Glaubensfünkchen wieder auf. Sie ersehen daraus, wie es weit wichtiger ist, den Magen anzufüllen als den Kopf, und ich bin ganz der Meinung, man solle die Studirenden streng dazu anhalten, viel zu essen — versteht sich, auf eigene Kosten — und weniger zu studiren, dann würde bald der gute alte Glaube wieder zurückkehren und keine demagogische Idee auftauchen."

Im dritten Märchen erscheint Mephisto als Marseillaisengeist und hinterläßt den ihn vertreibenden Bürgern sieben Kinder des Friedens: den Weltschmerz, der die Erdkugel vergebens in den Formabdruck seines eigenen Gehirns gießen will, und dessen Schwester, die Europamüdigkeit; Master Dampf Messias mit seinem John-Bullsgesicht, und den Geldbespotismus mit der Knute; den in Lumpen gehüllten Pauperismus; dann den Zelotismus, den Krieg der Vernunft und zuletzt den Indifferentismus. Diese sieben Kinder des Friedens, als Vermächtniß des Marseillaisengeistes oder Satans, zechen und schmausen nun mit den Bürgern und Mephisto versichert, daß sie ihm in die Hände arbeiten und daß gegen diese Kinder des Friedens die weisesten Legislationen kein Gesetz auffinden könnten.

Das Märchen ist die bunte Fensterscheibe, durch welche man die Welt und die Wahrheit anschauen kann, wenn auch in erborgten, dem Glasschein entliehenen Farben. So zeigt die gelbe Scheibe Alles gleichsam brennend, die rothe hüllt die ganze Welt in Blutschein und die schwarze *macht aus der hellsten* Silberquelle eine trübe Pfütze. Alles *das also Gesehene* kann nur Den erschrecken, der nicht weiß, daß er *die Welt durch* buntes Glas beschaut. So soll denn der Leser diese bunten Märchenbeleuchtungen nicht allzu ernst und tragisch nehmen, die guten Einfälle belachen, des muntern Humors sich freuen und von den gesteigerten Zuständen sich hinreißen lassen. Wenn auch nicht alles ihm Gebotene, in hellen Flammen vor seinen Augen Lodernde Wahrheit ist, so findet er doch viele Wahrheiten; er wird auf echt Hoffmann'sche, phantastische Weise der *Alltagswelt* und der oft so gewürzlosen Romanliteratur entlockt und ist, wenn er das Buch aus der Hand legt, hoffentlich ebenso gut gelaunt wie Mephisto, als er, sogar mit vermehrtem Embonpoint vom dritten Ausflug auf die Oberwelt nach seinem Reich zurückkehrt. 44.

Literarische Notizen.

Unter den in England neu erschienenen historischen, *biographischen* und der Memoirenliteratur angehörigen neuen Werken sind zu nennen: „Historical memoirs of the Queens of England", von Hannah Lawrance (2 Bde.), ein Werk, welches das „British magazine" einen der interessantesten und schätzbarsten Beiträge nennt, womit die englische Geschichte seit vielen Jahren bereichert worden; „The autobiography and reminiscences of his own times, from 1756 to 1841", von John Trumbull, Adjutant des Generals Washington (mit 20 Kupferstichen); der fünfte Band von Tytler's „History of Scotland", welche das „Quarterly review" das Hauptgeschichtswerk über Schottland nennt; dieser fünfte Band umfaßt die Regierungen Jakob's IV. und V. und einen Theil der Regierung Maria's; der sechste und siebente Band werden bis zum März vollendet sein. „Frederick the Great and his times", herausgegeben und eingeleitet von Thomas Campbell (2 Bde.), soll viele bisher noch nicht gedruckte Originalbriefe dieses Monarchen enthalten. Von Ranke's „History of the popes of Rome, during the sixteenth and seventeenth centuries", übersetzt von Sarah Austin, erschien bereits die zweite *Auflage*.

Von den drei Sectionen des trefflichen „Dictionary of greek and roman antiquities" sind jetzt zwei Sectionen vollständig erschienen. Sie erschöpfen ihren Gegenstand durchaus. Nirgendwo sonst kann der Gelehrte und Studirende zu ähnlichem Preise in so gedrängtem Raume so werthvolle Aufklärungen über das sociale Leben der alten Völker finden, so befriedigende Erklärungen der Anspielungen auf damalige Sitten, Gebräuche und Institutionen, wie sie dem Belehrung Suchenden so leicht aufstoßen und dem Studirenden das Verständniß erschweren. Die Holzschnitte, welche Antiken von begründeter Authenticität nachgebildet und somit als historische Beweisstücke hochschätzbar sind, müssen nach den im „Athenaeum" mitgetheilten Noten besonders wegen der Reinheit und Schärfe der Umrisse vortrefflich genannt werden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 362. —— 28. December 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 361.)

67. Gedichte und Erzählungen von Elisabeth Grube. Zwei Theile. Düsseldorf, Schreiner. 8. 1⅓ Thlr.

Eine Sängerin, geboren in einem Dörfchen des Siegerlandes (s. S. 13), bietet hier dem Publicum (dem großen vielköpfigen Ungeheuer) ihre anspruchlosen Liebes-, Frühlings-, Wald- und Christlieder, die sie in alte und neue eintheilt. Von den alten (von 1820 an) sagt eine Note, die Verf. sei damals kaum 16 Jahre alt gewesen, und die Mehrzahl der Gedichte sei nur für Freunde abgedruckt worden oder sollten der Heimat als Andenken gelten. Die neuern, größtentheils an Personen gerichtet und Gelegentliches bietend, hatte die Verf. dagegen längst zum Drucke bestimmt und geordnet. Da nun diese gemüthlichen Erzeugnisse für den Freundeskreis bestimmt sind, so hüte sich die Kritik, den gewöhnlichen Maßstab an dieselben zu legen, und das mögen Alle thun, die sich als Glieder des vielköpfigen Ungeheuers, außer den Recensenten, betrachten. Im zweiten Theile finden wir Erzählungen und Novellen: „Der Großvaterstuhl" scheint für deutsche Jungfrauen geschrieben zu sein; „Der Meineid", nach einer wirklichen Begebenheit, nicht ohne ethisches Moment; „Werdomar", eine Erzählung aus dem Gebiete des sentimentalen und demagogischen Burschenlebens. Wären wir so glücklich gewesen, der Lehrer der Frau Verf. zu sein, so hätten wir unter den prosaischen Aufsatz: „Das Öl" (S. 160), der das gegebene Thema in der That scharfsinnig erschöpft, ein großes „Vortrefflich" mit Purpurtinte geschrieben.

68. Blüten des Gefühles. Gedichte von Julie Gräfin Oldofredi-Hager. Pesth, Kilian und Comp. 1839. Gr. 12. ⅚ Thlr.

> Blüten wollen zart berühret,
> Freundlich abgepflücket sein,
> Wer zu tief nach Würze spüret
> Und zerblätternd sie berühret,
> Athmet ihren Duft nicht ein.

So lautet das Vorwort. Wir verstehen den Wink und beherzigen ihn bei der Anzeige dieser Gedichte, die ein Gemisch von aristokratischer Cabinetspoesie mit weiblicher Gefühlsinnigkeit darstellen. Wo die edle Magyarin Moore, Lamartine oder Byron nicht nachsingt, wie sie es oft und gern und nicht ohne Geschick thut, da gibt's zarte Reflexionen und freundliche Phantasiebilder. Sie breitet den Wehmuthsschleier über ihre Vergangenheit, zeichnet sociale Verhältnisse mit leichter Hand, malt gelegentliche Situationen als Miniaturbilder, schaut gern in den Mond und liebäugelt mit Lenz, Rose und der ganzen Natur. Schade, daß zuweilen kleine Härten im Ausdruck mitunterlaufen; doch ist jedenfalls tadelnswerther die Sprachmengerei, die sie liebt; hat doch ein Liedchen sogar die Überschrift: „Die Liebe ist contagieuse"! Gewundert haben wir uns über den Mangel an Romanzen und der beliebten Glossenversmacherei. Wie gefühlvoll und theilnehmend die edle Frau reflectirt, bezeuge uns „Ein Grab am Friedhof zu Rothenthurm" (S. 86):

> „Hier ruht in Rosen"... schrieb die Trauer
> Auf eines jungen Weibes Grab,
> Und tief ergriff mich Wehmuthsschauer,
> Sah auf die Inschrift ich hinab.
>
> Die arme Frau mag wol hier oben
> Viel minder reich gewandelt sein!
> Ward deshalb wol so früh enthoben
> Des Pilgerns bitter-süßer Pein.
>
> Von all den Rosen, die das Leben
> Auch ihr zu spenden reich versprach,
> Ach, wurden ihr blos die gegeben,
> Die man zu ihrem Sarge brach...
>
> Und statt damit sich hier zu schmücken,
> Ruht weich auf ihnen jetzt ihr Leib —
> Mag Jenseits es doch Rosen pflücken,
> Das arme früh verblichne Weib!

69. Poetische Perspektiven, eingeführt von Professor Karl Rosenkranz. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 1840. 8. ⅚ Thlr.

Hr. Professor Rosenkranz in Königsberg, ein Gelehrter, dem die kritisch-ästhetische Literatur manches Gediegene und Lesenswerthe verdankt, lebt in amtlichen Verhältnissen, wo er mit Jünglingen in Berührung kommt, die, eben weil sie Jünglinge sind und sich das heutige Deutschland einer höhern intellectuellen und ästhetischen Bildung erfreut, Verse machen, die sie demselben, seine kritische Autorität anerkennend, zur Prüfung vorlegen, oder sie geben ihm, wie der selige Gleim zu scherzen pflegte, ihre schwarze Wäsche zum Reinigen. Daß er eine nicht unbedeutende Anzahl zurückweisen muß, liegt wol am Tage, wo er aber Talent wahrzunehmen glaubt, hält er das Lob nicht zurück, sondern ermuntert, unter der Bedingung, daß sie den Zweck ihrer Studien nicht über das Singen vergessen, sogar zum Drucke ihrer Erzeugnisse. Auch hier sammelt er einige jugendliche Apollojünger unter seinem schirmenden ästhetischen Panier und gibt somit ein kleines, wenngleich nur einseitiges Spiegelbild von dem unmittelbaren poetischen Leben der in Königsberg studirenden Jugend. So lesen wir es in der vortrefflich geschriebenen, lehrreichen Vorrede, die wol das Beste im ganzen Buche sein möchte. „Poetische Perspectiven" nennt Hr. Rosenkranz das Buch, also wol eine Hindeutung auf die nächste Zukunft der vaterländischen Lyrik; wir fürchten jedoch, der Titel sei nicht passend gewählt, indem sich aus vorliegenden Jugendversuchen kein Prognostikon für diesen Zweig der Dichtkunst für die Zukunft stellen läßt. Zwar leuchten hin und wieder Funken; wo aber leuchten diese nicht? Es ist hier und da etwas Talentvolles; aber Genie nirgend; so voll die Herren den Mund mitunter nehmen, so ist doch kein Os magna sonaturum in ihrem Kreise. Ihr Pathos geht häufig auf den Stelzen der Überschwänglichkeit, ihr Gesichtskreis ist noch ziemlich beengt,

wie sich das aus der Betrachtung der Wahl der Themata ergibt, und ihre Anschauung der Welt und des Lebens erscheint ziemlich unreif. Anerkannt muß dagegen werden, daß wir auf keine blinde Nachahmungssucht, keinen modernen Weltschmerz, keine künstlich gemachte Liebesverzweiflung gestoßen sind, und daß das Meiste vom Zauber jenes jugendfrischen Duftes angehaucht ist, den wir in den classischen Meisterstücken alternder Poeten gewöhnlich vermissen. Blos ein v. T. singt ein paar Male Andern nach und schürt die Flamme seiner Begeisterung mit auswärts hergeholtem Brennmaterial; dagegen ist desselben „Blinder Orgelbauer" (S. 15) ein echt poetisches Sujet, welches anspricht. W. gibt materiell viel, aber leichte Waare, und der Herr Herausgeber hätte die Zahl der beigetragenen Gedichte beschränken sollen; ja, dieser junge Mann hätte selbst beherzigen sollen, was er zur Beherzigung für Andere sagt (S. 60):

> Was hilft mir das Studiren?
> Der Kopf ist wüst und leer, —
> Mit Sachen ihn forciren,
> Die überhaupt zu schwer?
> Was hilft das Bücherschreiben?
> Ich hab' des Zeugs genug! —
> Das ist ein wildes Treiben,
> Das geht im wüsten Zug
> Berg auf, Berg ab
> Im wilden Trab —
> Kein Ziel ist abzusehen, —
> D'rum bleib' ich lieber stehen.

In seinem „Der beste Kritiker", übrigens noch eine der ansprechendsten Gaben von ihm, bleibt zu beklagen, daß er im Irrthum ist, wenn er wähnt, das Liebchen sei ein besserer Kritikus als der Vater. A. v. H. bekundet Talent in „Das Wort" (S. 51); auch sein „Sängers Liebchen" möchte Gleiches bezeugen; aber Verstand, der gute Hausvater, hält seine Phantasie zu sehr im Zügel, daher Gedankenreichthum, aber wenig Bilder. M. erhebt sich zuweilen auf den Schwingen der Begeisterung, aber sie erlahmen nach kurzem. H. möchte gar zu gern etwas geben, was auf dem deutschen Helikon kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist; aber es will nicht nach Wunsch gelingen. Die vieractige, den Schluß des Buchs bildende Oper von W. W., „Die Mondfinsterniß" betitelt, möchte bei unsern stoffhungerigen musikalischen Künstlern zwar einen Componisten finden, besonders da sie nicht übel erfunden und leicht versificirt ist; jedoch das Sujet ist nicht kraus und bunt genug und möchte hinsichtlich der Scenerie dem verwöhnten Auge des heutigen Publicums, welches durch die Alcidor u. s. w. schon verwöhnt und überreizt ist, zu wenig bieten.

70. Gedichte von **Heinrich Lambrecht**. Oldenburg, Schulze. 1840. 8. 1¼ Thlr.

Wenn ein neu auftretender Apollojünger, wie hier Hr. Lambrecht, am Schlusse des ersten Liedes singt:

> So biete ich denn meine Lieder,
> Mir ihrer Mängel wohl bewußt,
> Doch offen, einfach, wahr und bieder,
> Als eine Stimm' aus wahrer Brust —,

so hat uns das stets geklungen wie eine affectirte Bescheidenheit, die erst bei der Kritik ins Haus horchen will, was diese wol dazu meine, die aber, genauer betrachtet, mit geheimen Blutwallungen des Entzückens auf die neugeborenen, geputzten Kindlein hinblickt; indessen kann man nicht sagen, daß die Lieder dieser reichen, vollen Sammlung (310 Octavseiten eng gedruckt) viele Mängel hinsichtlich der Form und des Geistes zeigten; denn bei einer flüchtigen Durchsicht der Abschnitte: „Treue, Sehnsucht und Empfindung"; „Frühling"; „Liebesklänge"; „Herbst"; „Vermischte Gedichte"; „Lieder aus der Gegenwart" (Gelegenheitsgedichte sonst genannt); „Bilder aus dem Leben"; „Meeresblüten" und „Wahrheit und Dichtung" wird man finden, daß der Verf. süß zu träumen, hold zu empfinden und innig zu sehnen versteht, daß er im Frühling keinen störenden Mißlaut in die Harmonie der neuerwachten Natur haucht, daß er in den Liebesklängen (wie Julie zu Romeo sagt) recht nach der Kunst zu küssen und zu lieben weiß, daß unter den vermischten Gedichten „Die Heimat" (S. 106) Beachtung verdient, daß sein Lied im Herbste so schaurig und schwermuthsvoll rauscht wie das dürre Laub im Walde, daß die Gelegenheitsgedichte — Hand und Fuß haben, daß die Bilder aus dem Leben frisch und lebendig sind, daß die Meerblüten keinen thranigen Seegeruch angenommen haben und Wahrheit und Dichtung sich recht gut miteinander vertragen; ihre Mängel bestehen vielmehr darin, daß er uns ein crambe, von Andern bereits sexcenties cocta auftischt, ohne seinem Gericht neue und, was die heutige Welt vor allen Dingen dringend verlangt, *pikante* Zuthaten zu geben; das ist's, was wir bemerken müssen. Jedoch wolle sich der ehrenwerthe Verf. durch solches Urtheil in dem Vergnügen nicht stören lassen, seinen Umgang mit der Muse fortzusetzen; nur erwarte er dafür keine Anerkennung bei unserm verwöhnten Publicum; er denke, daß er seinen Lohn dahinhabe durch die Seligkeit eines schuldlosen Umgangs mit der Muse selbst.

71. Gedichte von **Wilhelm Smets**. Stuttgart, Cotta. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Nicht zum ersten und zweiten Male, sondern schon ziemlich oft sind wir dem hier genannten Sänger auf unsern kritischen Wanderungen begegnet; außer zweimal schon früher haben wir uns in Nr. 156 d. Bl. f. 1832 über seine „Neue Dichtungen aus den Jahren 1824—30", und in Nr. 131 d. Bl. f. 1836 über seine „Kleinere epische Dichtungen" ausgesprochen und über die Eigenthümlichkeit seines lyrischen Talents berichtet; da er nun hier die vollständige Sammlung seiner Gedichte, also das Gediegendste und die Quintessenz aus dem früher Gebotenen darbringt, so können wir uns kurz fassen, indem, was wir früher rügten, noch jetzt Geltung hat, und was wir einst lobten, noch heute lobenswerth ist. Dagegen ist hier vielleicht der Ort und die Zeit, wo sich über das Leben des Dichters etwas mittheilen läßt; denn des Dichters Werke sind sein Leben. Wir entnehmen diese biographische Skizze theils den „Blättern aus meinem Leben" (S. 232), das er uns in Elegien- und Epigrammenform mittheilt, theils einer, wiewol kurzen, Note in den Anmerkungen am Schlusse der Sammlung. W. Smets, gegenwärtig als geachteter katholischer Geistlicher in der Musenstadt des Rheinlandes Bonn lebend, wurde zu Reval im Esthlande am 15. Sept. 1796 geboren, kam aber, kaum 16 Jahre alt, mit seinem Vater nach Aachen. Dieser war Criminalrichter am kurkölnischen Gerichtshofe zu Bonn, gab aber dieses Amt auf, um unter dem Namen Stollmers das Theater zu betreten. Unter Kotzebue's Intendantur stand er dem deutschen Theater in Reval vor und heirathete hier 1795 die damals vierzehnjährige, in Paderborn geborene Schauspielerin, Antoinette Sophie Bürger und nachmalige k. k. Hofschauspielerin Sophie Schröder, die noch heute in Augsburg von einer Pension lebt. Der Kunstsinn seiner Mutter und der Geist seines Vaters, der später als Hofrath in die Dienste des Grafen von Plettenberg-Miethingen-Ratibor trat und zuletzt als Ergänzungsrichter am Friedensgericht zu Aachen 1812 starb, mögen wol auf den Sohn übergegangen sein, der bei dem Tode des Vaters, welcher von seiner Gattin geschieden war, erst 16 Jahre zählte. Aus der Elegie „Spur der Mutter" (S. 337) geht hervor, daß er nicht wußte, ob die Mutter noch lebe, und in „Sophie Schröder" (S. 340) wird uns erzählt, wie er die Verehrte auf der Bühne zu Wien erkannte, wo sie in „Salomo's Urtheil" eine der Mütter spielte. Es mögen wol schon durch seine Jugend große Stürme gezogen sein und auf seine Stimmung und seinen Charakter eingewirkt haben; darauf deutet „Des Jünglings Weihe" (S. 19), welches wir zu besserm Verständniß seiner Persönlichkeit hier mittheilen:

> Wer ist wol der Jüngling drüben,
> Auf dem schroffen Felsgestein,
> Wie er starrt mit düster trüben
> Blicken in die Flut hinein?

Ach, die Wang' ist ihm erblichen,
D'rauf die heiße Thräne quillt,
Und, der Glieder Kraft entwichen,
Sitzt er wie ein Todtenbild.

Wild verworren hängt die Locke,
Arg geschmücket ist sein Haupt;
Hat den Kranz der Blütenflocke
Doch ein Frühlingsreif entlaubt.
Und so nimmt er ernst und schweigend
Seiner Jugend Kranz herab,
Mühsam sich vorüberneigend
Senkt er ihn ins Wellengrab.

Düstrer werden seine Sinne,
Sieht er, wie am Finger blinkt
Theures Unterpfand der Minne, —
Bis der Ring im See versinkt.
Und herab vom Stamm der Eiche
Nimmt er trüb' das muntre Gut,
Auch der Dichtkunst liederreiche
Laute senkt er in die Flut (?)

Und zuletzt vom wunden Herzen
Theure Gab' aus Freundes Hand
Schleudert er bei lauten Schmerzen
In den See vom Felsenrand.
Und so sitzt er ohne Weile,
Denkt an den Verlust zurück; —
D'rauf, als ob ihm plötzlich heile
Jede Wunde, strahlt sein Blick.

Und er schaut nach Ostens Thoren,
Drückt ein Kreuz an Lipp' und Brust,
Und er fühlt sich neugeboren
In des Glaubens Schauerlust ....
Wer ist wol der Jüngling drüben,
Auf dem schroffen Felsgestein? —
Der sein Bildniß hat beschrieben
Mag wol selbst der Jüngling sein.

Es lag nicht im Plane seines Vaters, das Kreuz an Lipp' und Brust zu drücken; denn er wollte Maler werden; da Ersterer aber starb, setzte er seine Studien auf dem Lyceum in Bonn fort, worüber sich Folgendes findet (S. 328):

„Weg mit Palett' und Pinsel, die Kunst geht immer nach Brot doch;
Lern' was Tüchtiges sonst, das dich auch sicher ernährt!"
So nun erging an mich wohlmeinender Rath der Verwandten,
Und dem versäumten Scholarch' mußt' ich mich weihen aufs neu'.
Aber es wollte nicht ruhn tiefwurzelnde Neigung des Kunstsinns,
War mir die Farbe verwehrt, bot mir Ersatz Poesie!
Ha, wie standen gereiht, Lieblinge der Jugend, die Dichter
Klopstock, Hölty und Kleist, Schiller nebst Bürger und Gleim!
Aber verstohlen doch nur, da verpönt war die Rede der Deutschen,
Schwer lag Fremdherrschaft längst auf den Ufern des Rheins.
Mich, harmlos, wie ich war, umspann, eh' ich's dachte, Verrath schon,
Denn ich sündigt' am Staat, sowie am guten Geschmack.
Was großartig verbrach am Deutschen der Cäsar, das ahmten,
Schmach anhäufend auf uns, kleinlich die Kleinen ihm nach.
Wie auf den Wagen des Siegs zehnfach der Gewaltige Raub lud,
So trug leicht der Pedell Dichter im Korbe mir fort.
Und es ergoß sich laut des Directors höhnende Rede,
Daß mir das Antlitz hoch glühte vor Scham und vor Zorn:
Deutschlands Dichter benannt er Bänkelsänger, — Corneille,
Racine und Boileau nur sei mir zu lesen erlaubt.
Polternd verließ er den Saal, in Haft festhaltend die Dichter;
Doch nicht konnt' er ihr Lied bannen, das stets ich vernahm,
Und nicht ahnt' ihm, wie bald sich wandten der Völker Geschicke,
Daß der entfesselte Strom rauschte bei deutschem Gesang!

Als nun aber der junge Enthusiast das Kreuz an Lipp' und Brust gedrückt hatte, da fühlte er sich nicht allein wie neugeboren, sondern auch vom Muth beseelt, für das Kreuz zu kämpfen, wie denn das Religiöse auch in seinen frühern Leistungen vorherrschend war. Aber es ist bei ihm das Religiöse in confessioneller Richtung vorherrschend. In einem „Dankgebet" (S. 32), das übrigens voll tiefen religiösen Gefühls ist, heißt es in dieser Beziehung:

Das Erste denn, mein Gott und höchster Herr,
Wofür mein Dank so unaussprechlich ist
Vor allem Andern, ist die große Gnade,
Daß ich erkenne deiner Offenbarung
Umfang, Inhalt, Verständniß, Trost und Kraft
In deiner Kirche, welche einig, heilig,
Katholisch, apostolisch heißt und ist,
Daß ich ein Mitglied dieser Kirche bin,
Und ewig es zu bleiben heiß verlange.

Für diese Kirche kämpft er denn auch überall mit einseitigen, aber wirklich apostolischen Waffen in frühern Gedichten; glücklicherweise hat ihn ein guter Genius eingeflüstert, in gegenwärtigen das confessionelle Polemisiren nicht zu unterlassen, aber zu verstecken. So sind auch alle hier mitgetheilten Legenden mit einer Glaubensinnigkeit, einem Ernst und einer Würde geschrieben, welche klare Kunde von seiner vorherrschenden religiösen Ansicht und Stimmung geben. Im zweiten Buche ist größtentheils Romanzenartiges aus Napoleon'scher Zeit; aber so viele plastische Lebendigkeit sich hier offenbart, so möchten wir das Religiöse doch vorziehen. Im dritten Buche ist Erotisches zu finden, nicht ohne Gefühl und zarte Anmuth, auch Gelegentliches. Hervorheben möchten wir ferner „Stummer Schmerz" (S. 152); verschiedene Sonette (vor allen „Sancta Anna" S. 303), die an mittelalterliche Glaubensinnigkeit und an die Glut südeuropäischer Sonettisten, als Calderon, Tasso und Petrarca, mahnen; und das Sonett „An seine Mutter" (S. 317). Den Schluß bilden gelungene Übersetzungen aus Lamartine, Sophie Gay und Delavigne.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Bibliographie.

Des Aischylos Werke übersetzt von J. G. Droysen. 2te Auflage. Gr. 16. Berlin, Bethge. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr)

Balbi's, A., allgemeine Erdbeschreibung oder Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jedes Standes. Neu bearbeitet von J. F. G. Cannabich, K. Vogel und K. Wimmer. 1ste, 2te Lief. Lex.-8. Pesth, Hartleben. 1842. 1 Thlr.

Beck, J., Leitfaden beim ersten Unterricht in der Geschichte in vorzugsweise biographischer Behandlung. Gr. 8. Karlsruhe, Braun. 1842. 10 Ngr. (8 Gr.)

Beck, K., Jankó, der ungarische Roßhirt. Roman in Versen. 8. Leipzig, Bösenberg. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Betrachtungen über den Offizier in Praxis und Theorie von einem Deutschen. Gr. 8. Kassel, Fischer. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 1ster, 2ter Band. — Mit d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. T.: Die Nachbarn. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. 2 Theile. 3te verbesserte Auflage. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

— — 10ter Band. — Mit d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. T.: Die Familie H. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1842. 10 Ngr. (8 Gr.)

Bonald, H. von, Das Verfahren der katholischen Kirche bei der Canonisation ihrer Heiligen. Nach dem Französischen

von Ph. Müller. 8. Regensburg, Manz. 1842. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Byron's sämmtliche Werke von A. Böttger. 13ter Band. Der Briefe und Tagebücher 1ster Band. — Auch u. d. T.: Byron's Briefe und Tagebücher. Nach Th. Moore von A. Böttger. 1ster Band. Gr. 16. Leipzig, T. O. Weigel. 1842. 15 Ngr. (12 Gr.)

Calderon de la Barca, Don Pedro, Schauspiele. Übersetzt von J. D. Gries. 8ter Band. Gr. 16. Berlin, Nicolai. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Dietrich, E., Lyeungz, Thronräuber von China. Sturz des chinesischen Kaiserhauses Fo und Eroberung Chinas durch die Tataren. Historisch-romantisch dargestellt. 8. Leipzig, E. Klein. 1842. 1 Thlr.

Duller, E., Giessen und seine Umgebungen. Mit 6 Stahlstichen. Supplement zum malerischen und romantischen Deutschland. Lex.-8. Giessen, Heyer, Vater. 1 Thlr.

Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839. 2ter Theil. Gr. 8. Frankfurt a. M., Sauerländer. 2 Thlr.

Franke, K. E. L., Geschichte der Hallischen Reformation mit steter Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Reformationsgeschichte. Eine Festschrift zur 300jährigen evangelischen Jubelfeier der Stadt Halle. Gr. 8. Halle, Schwetschke und Sohn. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Friederich, G., Aus meinem Leben, in amtlicher, literarischer und bürgerlicher Beziehung. 1ster Band. Religion und Kirchthum. — Auch u. d. T.: Ausgewählte christliche Fest- und Casual-Reden, nebst einem Anhange religiöser Poesien. Gr. 8. Gießen, Heyer's Verlag. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Gollmick, C., Deutscher Sänger-Saal. Auswahl von Gedichten zum Componiren. Gesammelt und geordnet. Gr. 12. Darmstadt, Jonghaus. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Gössel, F., Die Hannöversche Verfassungs-Angelegenheit nach ihren verschiedenen Seiten rechtlich beleuchtet. Gr. 8. Frankfurt a. M. 12½ Ngr. (10 Gr.)

van den Hage, Schloß Loevestein im Jahre 1570. Historischer Roman aus dem achtzigjährigen Kriege von J. van den Hage. Aus dem Holländischen von O. L. B. Wolff. 3ter Theil. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Herbart, Kurze Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspunkten entworfen. 2te, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Halle, Schwetschke und Sohn. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Höfken. Tirocinium eines deutschen Officiers in Spanien. 3ter, 4ter Band. 8. Stuttgart, Göpel. 3 Thlr. 10 Ngr, (3 Thlr. 8 Gr.)

Jäger, J. N., Anfangsgründe der Metaphysik. Gr. 8. Wien, Heubner. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Langenschwarz, M., Schneider Kitz. Das Buch des Jahrhunderts. 4. Bände. 8. Leipzig, Franke. 1842. 6 Thlr.

Lemoine, Die Savoyardinn, Drama in fünf Acten. Nach dem Französischen der Grace de Dieu frei bearbeitet von F. E. Lyncker. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Leo, H., Geschichte der französischen Revolution. Aus dem Lehrbuche der Universalgeschichte besonders abgedruckt. Gr. 8. Halle, Anton. 1842. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Lewald, Theater-Roman. Mit Federzeichnungen von E. Hochdanz. III—V. 8. Stuttgart, Krabbe. 5 Thlr. 7½ Ngr. (5 Thlr. 6 Gr.)

Lyncker, F., Scherz und Ernst. Taschenbuch dramatischer Spiele. Gr. 16. Leipzig, Teubner. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Münchhausen, P. O. von, Graf Saint-Germain. 8. Göttingen, Dieterich. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Noel, B. W., Die Rechte der Armen oder Nachweis der Vortheile, welche der arbeitenden Classe aus der Abschaffung der bestehenden Korn-Gesetze erwachsen würden. London, 1841. Übersetzt von H. Schirges. Gr. 8. Hamburg, Berendsohn. 1842. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Paget, J., Ungarn und Siebenbürgen. Politisch, statistisch, oeconomisch. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. 2 Bände. Gr. 8. Leipzig Weber. 1842. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Pocci, F., Geschichten und Lieder mit Bildern als Fortsetzung des Festkalenders. 1ster Band. Gr. 8. München, Literar.-artist. Anstalt. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Preusker, K., über Jugendbildung, zumal häusliche Erziehung, Unterrichtsanstalten, Berufswahl, Nacherziehung und Nachschulen. Eltern, Lehrern, Lehr- und Dienst-Herren, sowie Ortsbehörden, Schulvorständen, Gewerb- und Wohlthätigkeitsvereinen gewidmet. 5tes Heft. — Auch u. d. T.: über Nacherziehung und Nachschulen, in Bezug auf die bereits aus der Schule entlassene, gereiftere Jugend. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1842. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Rau, K. H., Lehrbuch der politischen Ökonomie. 1ster Band. Volkswirthschaftslehre. — Auch u. d. T.: Grundsätze der Volkswirthschaftslehre. 4te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Recke, Elisa von der, Geistliche Lieder, Gebete und religiöse Betrachtungen. Nebst dem Vorworte von C. A. Tiedge und der am Grabe der Verfasserin gesprochenen Rede vom Pastor M. F. Schmaltz. Neue Ausgabe. Mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse Elisa's von der Recke. 8. Leipzig, Teubner. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Rellstab, L., Sommerblumensträuße den holden Frauen gewidmet. 2 Theile. 8. Leipzig, Köhler. 1842. 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Riesser, G., Jüdische Briefe. Zur Abwehr und zur Verständigung. 2tes Heft. Gr. 12. Berlin, Veit u. Comp. 1842. 20 Ngr. (16 Gr.)

Roms Dichterheroen. Eine Sammlung der schönsten Römischen Poesien, in Übersetzungen. Herausgegeben von J. Henning. 2 Bändchen. 8. Hamburg, Bödecker. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Sause, Versuch einer Einrichtung der Schulen aus dem Gesichtspunkte des Lebens im Staate. 2ter Theil. Die Lehre von der öffentlichen Erziehung. Gr. 8. Halle, Mühlmann. 25 Ngr. (20 Gr.)

von Schiller's historische Schriften. 3ter Supplementband u. s. w. — Auch u. d. T.: F. v. Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Fortgesetzt von E. Duller. 3ter Band. Gr. 16. Köln, DuMont-Schauberg. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Seckendorff, F. B. Freiherr v., Erweiterte Betrachtungen über die der Volksgesammtheit, als einem Rechtssubject ohne physisches Leben, nöthige Persönlichkeits-Darstellung und Bevormundung; ein Beitrag zur Beantwortung der schwebenden Verfassungsfragen. Gr. 8. Berlin, Heymann. 25 Ngr. (20 Gr.)

Ueber Landschaftsmalerei. Ein Handbuch für Dilettanten und Anfänger in dieser Kunst. Von F. F. A. Gr. 12. Wien, Heubner. 1842. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Veuillot, L., Peter Saintive. Aus dem Französischen übersetzt. Gr. 12. Augsburg, Kollmann. 1 Thlr.

Wuttke, H., König Friedrich's des Großen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740. 1ster Theil. Die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in Schlesien bis zum Jahre 1740. I. — Auch u. d. T.: Die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens vornämlich unter den Habsburgern. 1ster Band. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 1842. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 363. —— 29. December 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 362.)

72. Zeus. Der Hellenen mythisches Gedicht, nach den Hauptmomenten episch gebildet von Friedrich Clemens. Altona, Hammerich. 1840. 8. 1¼ Thlr.

Hier finden wir die griechischen Mythen in Rhythmen und Reime gebracht. Der fleissige Verf. hat bei der Wahl dieser Form die Jugend im Auge gehabt, die dadurch auf leichte Weise belehrt und zum Auswendiglernen der einzelnen Mythen angereizt werden soll; auch Autodidakten, meint er, würde in solcher Form ein Studium erleichtert werden, das in Prosa leicht trocken erscheinen oder ermüden möchte. Das geben wir gern zu; wenn er aber meint, daß es ihm mittels der Alles rosig umflorenden poetischen Form gelungen sei, alle Indecenzen entfernen und auch den geistig Gereiften unter dem weiblichen Geschlecht die Sachen ohne Anstoß genießbar machen zu können, so hegen wir einen bescheidenen Zweifel in dieser Hinsicht, so viel Mühe er sich gegeben hat, den Stoff zart zu behandeln; denn wie lassen sich die liederlichen Streiche des Gottes, von welchem Bürger singt: „Er starb post Christum natum, ich weiß nicht mehr das Datum", so gänzlich verschleiern? Schon S. 13 kommt die Strophe vor:

> Als Uranos die ungeliebten Söhne
> Im Tartarus mit Finsterniß bedeckt,
> Will Gäa nicht, daß man sie länger höhne,
> Ein Rächer wird der freveln That erweckt.
> Aus Demant schafft sie einer Sichel Schneide,
> Erwirbt sich dann des Kronos frevle Hand,
> Und Finsterniß bedeckt mit ihrem Kleide
> Die That, da man den Uranus entmannt. —
> Es träuft sein Blut und, fruchtend im Ergießen,
> Soll Gäa's Schoos ein neu Geschlecht entsprießen.

Man lese ferner Aphroditens, Jo's, Danae's, Semele's und Anderer Geschichte und es wird klar werden, daß man beim besten Willen und feinsten Gefühl den Anstoß nicht vermeiden könne, wenn man sonst die Sage nicht entstellen will. Dagegen sind die Begebenheiten prägnant und ohne ermüdende Weitschweifigkeit erzählt, auch ist nebenbei der Attribute der verschiedenen Gottheiten Erwähnung geschehen. Der Mythos von Herakles ist am vollständigsten und, wie es uns scheint, con amore erzählt. Am gefeiltesten erscheinen uns die Strophen der ersten Abtheilung des Buchs, die eine Kosmogenie und Theogonie geben. Über die chronologische Reihenfolge der Mythen, besonders aus späterer Zeit, hat es dem Verf. nicht beliebt, sich zu erklären oder zu — rechtfertigen. Da es außer dem Bereich und der Tendenz unsers Berichts liegt, das Chronologische einer Prüfung zu unterwerfen, so müssen wir diesen Punkt andern kritischen Blättern zur Beachtung und Erörterung überlassen. Da der Verf. auch Ungelehrte und junge Leute bei der Herausgabe dieser Schrift im Auge gehabt hat, so ist es lobend anzuerkennen, daß er die Aussprache griechischer Eigennamen durch den Tonfall der Jamben angegeben und richtig gemessen hat. Auch unterläßt er nicht, in der Vorrede, oder „Einführung", wie er dieselbe nennt, die trefflichern Eigenschaften seines Buchs dem Publicum vor Augen zu stellen, und er sagt deshalb (S. VIII): „Alle diese Vorzüge nun vereinigt, stellen die Art und Form dieses in fast tausend zehnzeiligen Strophen gegebene Lehrgedicht unwiderleglich als der Belehrung und dem Schönheitssinn sehr günstig dar, da beide Zwecke auf keinem andern Wege vereinigt in dieser Vollkommenheit erstrebt werden können." Wir gönnen ihm von Herzen die Freude über sein wohlgestaltetes Kindlein und wünschen demselben in jeder lernbegierigen Familie die freundlichste Aufnahme; und da er im letztern Falle die Absicht andeutet, auch die „Iliade" und „Odyssee" auf gleiche Weise zu bearbeiten, so wünschen wir ihm auch dazu Gesundheit und Ausdauer, und zur Bearbeitung der skandinavischen Mythologie, sollte sie in seinem Plane liegen, desgleichen. Recht schön ist es, daß er dem der Bettina dedicirten Werke ein alphabetisches Namenregister der Götter, Göttinnen und Heroen mit angehängt hat.

73. Gedichte von Karl Schimper. Erlangen, Enke. 1840. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Man erlaube, das Buch dadurch zu beurtheilen, daß wir die erste Nummer, „Bekenntniß" überschrieben, glossiren.

> „Poeterei, die schlichte, lieb' ich:
> Falschdichterei-Geschichten schieb' ich."

Wie doch so Viele sich über sich selbst täuschen! Es ist keine Spur von einfacher, schlichter Poesie im ganzen dicken Großoctavbande; Alles ist gedreht, gezerrt, manierirt, carikirt, kurz, eine Falschdichterei-Geschichte. Einige Natur und Wahrheit erscheint allenfalls in: „Stoßseufzer" (S. 64); „Recensent" (S. 69) und „Wunsch" (S. 89). Als Beleg über Falsch- und Carikatur-Dichterei geben wir „Tafel-Prolog" (S. 54):

> Laßt euch von so heiterm Zweck
> Heiter überraschen!
> Wähle Jeder sein Gedeck,
> Wähle von den Flaschen!
>
> Kein verrückter Robegeck,
> Keiner von den „Frommen",
> Wem das Herz am rechten Fleck,
> Der ist hergekommen!
>
> Für den superfeinen Schleck
> Gibt es nichts zu naschen,
> Aller Dreck, auch Schnepfendreck,
> Wurde weggewaschen!
>
> Druckgekleck und Schreibgekleck
> Haben wir begraben,
> Nicht wie an der Heck ein Schneck
> Wollen wir es haben!
>
> Sonst im Kahn so manchen Leck
> Muß die Kanne stopfen,
> Und da helfen Weck und Speck
> Dem Gebräu von Hopfen.

Aber so ein Fläschchen keck
Heilet allen Schaden:
Schiffe darum ohne Schreck,
Wer da krumm geladen!

Was geliefert Koch und Beck
Auch ist nicht von Leder!
Ringsherum von Eck zu Eck
Lab' es frisch ein Jeder!

Schwimmen soll der Fisch, Beefsteak
Das ist Ochs, soll saufen,
Und dazu die Rebe queck-
Silberig verlaufen!

Weiter heißt es:

Oft mit dem Strohwisch der Empfindung
Empfindelei-Gesichter rieb' ich.

Das wird zugegeben; nur schlimm, daß er nicht blos die Empfindelnden, sondern auch die Empfindenden und Feinfühlenden mit dem sandigen Strohwisch seiner Reime Gesicht und Herz scheuert!

Ein echtester Verehrer immer
Von Kinderbrei-Gerichten blieb' ich.

Hier beurtheilt er sich wieder unrichtig; denn zu Spielereien des Wortgeklingels und Reims rechnen wir „Windwehe, von einem W.gestöber" (S. 86); „Waldliebchen" (S. 95); „Guckguck" (S. 96), und die Ghasele „Benützung" (S. 265). Als eigentliches Kinderbrei-Gericht stehe hier in seiner ganzen kindischen Totalität „An den Leser" (S. 52):

Ein Leser,
Ein zankender, ein dankender,
Ein schwank hinan sich rankender,
Ein nackt vertrackt sich plackender,
Ein zwackender, zerhackender,
Nußknackender, einsackender,
Ein gähnender, ein thränender,
Gedankenspäne spänender,
Ein säumender und träumender,
Ein aufgeräumt aufräumender,
Ein schäumender sich bäumender,
Ein lauschend sich berauschender,
Ver-, ein- und aus- sich tauschender,
Ein schaudernder, ein zaudernder,
Nachplaudernder, nachhaudernder,
Ein kletternder und blätternder,
Ein wetternder und schmetternder,
Ein scherzender und herzender,
Ein sich ein Licht aufkerzender,
Ein Schmerz bepillend stillender,
Ein schrillend sich bebrillender,
Das Schillernde betrillernder,
Eintwickelnder, verzwickelnder,
Versitzender, stibitzender,
Ein schweifender und streifender,
Ein keifender und schleifender,
Ein reifend ein sich seifender,
Begreifender und pfeifender,
Ein meidender, ein neidender,
Abschneidender; entscheidender,
Ein heuchelnder, ein meuchelnder,
Ein scheuernder, dreinfeiernder,
Ein immer neu durchsteuernder,
Sich freuender, zerstreuender,
Ein lobender, erprobender,
Ein grob-verschroben tobender,
Ein stolpernder und polternder,
Abgleitend ab sich folternder,
Ein ver- und überhörender,
Zer-, auf- und selbst sich störender,
Sich ein den Faden öhrender,
Ver-, ab- und zugleich schwörender,
Ein schlummernd sich vermummender,
Verstummender und summender,
Aus jeder Tonart brummender,
Verdammender, verdummender,
Ein runzelnder, ein schmunzelnder,
Ein schmutzender, ein putzender,
Verstutzender und stutzender,
Ein stützender, beschützender,
Bespritzender, benützender,
Kopfrüttelnder, kopfschüttelnder,
Mit Titelknütteln büttelnder —
Ein altender, erkaltender,
Ein dialektisch spaltender,
Entfaltender, gestaltender,
Ein schaltender und waltender
Erhaltend sich erhaltender —
Und kurz ein jeder Leser,
Als Leser ist der Leser
Des Dichters Witzverwerfer

In andern Nummern steigert sich die Kinderei und das läppische Wesen, das uns hier für Genialität verkauft werden soll, bis zum Nonsens.

„Mit Nadelscherzen oft zu Paaren
Die Narrethei von Wichten trieb' ich."

Allerdings macht er häufig Versuche, zu stechen; aber selten trifft er die Narrenzunft mit dem Schwerte des Geistes. Solche Versuche sind, mehr oder weniger gelungen: „Die Cicaden" (S. 59); „Skizze" (S. 60); „Schöpfer" (S. 61); „Modernder Moder" (S. 178) und „Glosse" (S. 201), die man nachlesen wolle.

„Unmuthiger anmaßungsvolle
Lobhudelei zu nichte hieb' ich."

Kann wol sein; doch finden wir im ganzen, auf 346 Imperialoctavseiten gedruckten Buche keinen schlagenden Beleg dazu; wir müßten denn (S. 84): „Litanei vom Ursprunge des Lobes, mit Erlaubniß der Obern unter den Lobern" mit hierher rechnen, wo es letztern allerdings schlimm geht. Hätte doch nur der Verf. jenen kleinen Zettel zerhauen, den der Verleger dem Titelblatt vorgeklebt hat, und der also lautet: „In einem zahlreichen Kreise von Gebildeten, Kennern und selbst dichtenden Freunden hatten diese Gedichte sich eines besondern Beifalls zu erfreuen, und auch unser große Dichter, Herr Professor Friedrich Rückert, fand sie vollkommen gearbeitet und höchst originell. Wir sind daher in jeder Hinsicht sicher, mehr als gewöhnliches Mittelgut zu bieten, eine geordnete Sammlung, die bei näherer Durchsicht sich immer mehr nur selbst empfehlen kann, sodaß jeder Leser sie wird behalten wollen." Über diese Lobhudelei erlauben wir uns blos die Glosse, daß wir ein „begreifender und pfeifender Leser" (S. 52), aber kein „heuchelnder" sind, folglich auch nicht loben können.

„Die echte Meinung war mir theuer;
Doch blieb dabei, beim Licht, ein Sieb' ich!"

Sich selbst lobhudelnde façons de parler.

„So ward an meinen schönsten Tagen
Nach Stadtgeschrei-Bericht ein Dieb ich!"

Das ist das Wahrste im ganzen Bekenntniß; ein Dieb ist der Mann geworden, ohne es zu wissen und zu wollen, und zwar an Rückert'schem Hab' und Gut; und nicht blos nach (erlanger) Stadtgeschrei-Bericht, sondern auch nach Bericht jedes unparteiischen Lesers. Bei Rückert holt er sich massenhaft die rohen Stoffe, knetet sie nach Rückert'scher Form zusammen und gibt sie oder läßt sie für höchst originell ausgeben. Belege zu dieser Behauptung befinden sich S. 1 bis S. 346.

„Allein von Allem mußt' ich dichten,
Und mancherlei Gedichte schrieb' ich."

Das weiß der Himmel: Vermischte Gedichte, Jahreszeitlich, aus einem Birkenwäldchen, Worte der Liebe, Sestinen, Ro-

deaux, Triolette, Madrigale, Sicilianen, Oktaven, Sonette, Glossen, Ritornelle, Ghaselen, antike Maße, und als Zugabe ein Kaleidoskop, Alles in Reimen, in polternder, schrillender, klingender, klappernder Musik, ein aufgeputztes Pasticcio, ein beinahe von überschnappender Phantasie gebildetes Rococo- und Muschelwerk in altflamländischem und französischem Geschmack aus dem 17. Jahrhundert wird dem Leser hier geboten; — eine Reflexionsjagd auf dem Gebiete der Reimkunst, der man aber Strapatze und Mühseligkeit ansieht und wo der Jäger unaufhörlich ladet und schießt, aber selten trifft.

Zum Schluß nur noch einige Bemerkungen, wie sie sich uns beim Lesen aufdrängten. Die dritte Strophe in „An ein gewisses Publicum" lautet:

> Ihr haltet Kunstgewächse
> Nur so für Dunst und Kleckse,
> Die Keinen je bemüht;
> Für pures Traumerschriebnes,
> Für wild aus Schaum Getriebnes,
> Das unverständlich blüht.

Wir zählen uns in die Classe des Publicums, welches dieser Meinung ist in Bezug auf die Gedichte des Hrn. Dr. Karl Schimper. Er gibt hier eine Selbstrecension derselben. Indessen findet sich doch auch Einiges, woraus Geniusstrahlen hervorschießen, wenn auch in verrückterer Form; dahin gehört die lange „Monologische Improvisir-Erholung" (S. 167), die über Werden, Entstehen und Ausbilden poetischer Kunstwerke reflectirt. Welche traurige Reflexionen veranlaßt es aber, wenn man „Jugendzeitvertreib" (S. 75), oder „Schnaken-Divertissement" (S. 81) daneben stellt, woraus sich klar ergibt, daß Hr. Schimper ein durchaus unfreier Mann ist, der ein an sich schönes Talent einem Andern dienstbar gemacht hat. Es mögen bei ihm Momente kommen, wo er das selbst schmerzlich fühlt; wenigstens scheint das Sonett „Nach langer Pause" (S. 173) darauf hinzudeuten:

> In Dichtung, Maß und Wohllaut mich zu geben,
> Des Schönen zarte Blume zart zu nähren,
> Den eignen Maßgang sinnig zu bewähren,
> War sonst — o sonst! mein friedevoll Bestreben.
>
> Und jetzt! wie lang schon — blieb' ich draußen kleben,
> Von trüber Fremde ließ ich mich beschweren,
> Der Heimkehr zu mir selbst muß ich entbehren —
> Warum? Warum? wie mag ich mich erheben?
>
> O kehre wieder traute Kunst der Reime,
> Sei du doch nicht auf immer mir verloren,
> Laß mich in dir mich selber wieder finden!
>
> Einseitig Streben hilf mir überwinden,
> Damit in deinem Zauber neu geboren
> Des Lebens Klarheit wieder mir erkeime.

In den südlichen Formen ist er ganz zu Hause, und in der Ghaselenform wälzt er sich bei seiner Reimwuth ordentlich wollüstig. Man vergleiche unter den Trioletten (S. 155) Nr. 37 und unter den Ghaselen Nr. L und Nr. LII. Ja, wenn Assimilirung des Heterogenen, Witz und Scharfsinn, Form und Reim den Poeten machte, dann wäre der Verf. ein ganzer Mann. De te in fabula narras, möchte man ihm zurufen, wenn man „Andeutungen" (S. 258) lieset, die wir zum Schlusse noch mitzutheilen uns nicht entbrechen können:

> Tolles Volk sind die Poeten, — oft in blindem Drang erhitzt,
> Haspelt Einer, daß er Alles, was bereits gelang, verfitzt.
>
> Einem Andern ist so stettisch sein geflügelt Musenroß,
> Daß er seine Gänsefedern beim Gedankenfang zerschlitzt.
>
> Mancher meint, es sei gesungen, wenn er ohne Sinn und Ohr
> Mit der Gabel auf den Scheiben, bis sie endlich sprangen, kritzt.
>
> Wieder Einer, der sich logisch in Verkettungen gefällt,
> Stellt des Gegenscheins Effecte her mit einem Strang verschmitzt.
>
> Und ein Andrer ist so zärtlich und so superfein gebaut,
> Daß er an polirten Kugeln sich im Trippelgange ritzt.
>
> Während für ein neues Pfeifchen unbefangen Jener gar
> Morschgedroschnes Haberstroh sich, um damit zu prangen, schnitzt.
>
> Diese Leutchen wissen wenig, was ein gutes Bad bewirkt,
> Solch ein Schwitzbad, wo man willig in dem eignen Zwange sitzt:
>
> Aufgegebne Reime mein' ich, wo dem Phantasiegewölk
> Lichtester Gedankenfaden einzig aus dem Klange blitzt.
>
> Anders kommt ja doch hinein nicht, als was Einer innen hat,
> Ob er wie von selbst es los wird, oder lang' und bange schwitzt.

Als Anhang geben wir dieser Relation aus dem Jahre 1840 noch einige Berichte über poetische Erscheinungen aus dem Jahre 1839 bei, die eigentlich zu jenem Berichte über eine Poetencenturie aus dem Jahre 1839 gehören, abgedruckt in Nr. 183—186, 269—274 und 348—351 d. Bl. f. 1840. Sie mußten zurückgelegt werden, damit die Zahl Hundert nicht überstiegen würde.

74. Christliche Lyra oder Gesänge zur Erbauung der Gemeine des Herrn, von G. W. Eisenlohr. Freiburg, Herder. 1839. 8. ½ Thlr.

Schon vor 300 Jahren sagte D. Martin Luther über Gebetbücher: „Unter andern viel schädlichen Lehren und Büchlein, damit die Christen verführt und betrogen werden, und unzählige Misglauben aufkommen sind, achte ich nicht für die wenigsten die Betbüchlein, darin so mancherlei Jammer von Beichten und Sündenerzählen, so unchristliche Narrheit in den Gebeten zu Gott und seinen Heiligen den Einfältigen eingetrieben ist, und dennoch mit Ablaß und rothem Titel hoch aufgeblasen, dazu künstliche Namen darauf geschrieben: eines heißt Hortulus animae, das andere Paradisus animae, und so fortan. Daß sie wohl würdig wären einer starken guten Reformation oder gar vertilgt wären." Was würde der Gottesmann jetzt sagen, wenn er die Hortulos und Paradisos animae in größerer Fülle als zu seiner Zeit, auf jedem Büchermarkt, von jeder dogmatischen Farbe, in großem und kleinem Format, bepflanzt mit dem aufgewärmten Kohl der Asceten des 17. Jahrhunderts aus dem In- und Auslande blühen sähe und von Andern preisen hörte? Auch gegenwärtiges Erbauungsbuch in gebundener Rede, obwol es durchaus keinen „Jammer oder unchristliche Narrheit" enthält, und dem der „künstliche Name" „Christliche Lyra" beigelegt ist, würde ihn schwerlich befriedigen. Wenn nun der Verf. über die Entstehung dieser Gedichte auch nicht in einem Vorworte sagte, daß sie fast alle aus der Gewohnheit entstanden seien, beim Auftritt auf der Kanzel mit einem oder mehren Versen zu beginnen, die auf den Text und die Predigt sich bezögen, und daß er späterhin diese Verse dann weiter ausgeführt habe, so vermuthete Ref. aus ihren Überschriften sogleich, daß sie wol einem ähnlichen Ursprunge ihr Dasein verdanken möchten. Über diese Gewohnheit mancher Prediger, mit einem rhythmischen Gebet auf der Kanzel aufzutreten, zu sprechen, ist hier Ort und Zeit nicht, sondern wir betrachten die Gedichte an und für sich und sagen mit schlichtem Wort, was uns an ihnen gefallen und was uns misfallen hat. Die Lichtseite derselben ist, daß aus ihren Klängen kein Schiboleth einer Nation, Sekte und Schule ertönt, daß sie keine dogmatische Zeitfarbe haben, sowie auch, daß sie weder an die ältern Klopstock und Gellert, noch an die Neuern Novalis, Witschel und Consorten erinnern; das ist freilich ein negatives Lob; aber es ist doch eines. Zu den gelungenen Würfen gehören „Der Friede Gottes" (S. 31); „Lasset uns kämpfen den guten Kampf" (S. 58), und „Die Liebe am Kreuz" (S. 65), wie denn überhaupt die Festbetrachtungen den bessern zugezählt werden müssen. Endlich verdient auch das reimlose „Fürs Vaterland" (S. 92) Lob. Die Schattenseite derselben dagegen ist, daß der Verf. des Reimes Reinheit oft gar nicht respectirt und mit einem einzigen Federzuge Ohr beleidigende Härten und Hiatus hätte mindern können. Man weiß zuweilen gar nicht, ob die Dichter der Neuzeit noch Ohren

haben. Ferner fallen sie oft in einen prosaischen Predigtton und treiben sich dabei in Gemeinplätzen umher; die Sprache der Bibel ist viel zu selten benutzt und eine nicht geringe Zahl unserer Asceten scheinen die Fundgruben echter Poesie, die ihnen das Alte und Neue Testament öffnet, gar nicht zu kennen und auszubeuten. Was gaben uns in dieser Hinsicht Hiob, die Psalmen, Salomo, Jesaias und Jesus selbst! Gleich die erste Nummer „Die Religion" gibt uns eine Schilderung dieser „Himmelstochter"; aber wie viel Mühe sich unser poetische Pfarrer gibt, die Himmelstochter behält immer mehr Ähnlichkeit mit einer Schiller'schen Laura als mit einer Himmlischen. Ein süßliches Pathos, mit allerlei Alltagsphrasen gespickt, offenbart sich auch im Glauben, „dem Sohne des Himmels", und in vielen andern Gedichten. Ja, selbst der Heilige des Evangeliums tritt, nach unserm individuellen Gefühl wenigstens, hier nicht würdig genug auf. Was konnte z. B. der Verf., wenn ein erhabenes Bild von Christus in seiner Seele lebte, aus dem Gedicht machen, welches die Überschrift hat: „Pilatus: Also bist du dennoch ein König? Jesus: Du sagst's, ich bin ein König" (S. 12); denn er gibt uns da nichts als Antithesen über den Umstand, daß Jesus statt der goldenen Königskrone einen Dornenkranz getragen habe. Die Verse über das Thema: „Wer nicht von neuem geboren wird, kann nicht zum Himmelreich eingehen" (S. 56), berühren den fraglichen Gegenstand gar nicht und können den denkenden Leser durchaus nicht befriedigen. Im „Strome der Zeit" (S. 100) kommt die Stelle vor: „Sinnend weilen wir an ihrem Flusse (nämlich am Flusse der Jahre), wo auf weißem Roß die Wogen ziehn". Was ist denn mit dem weißen Roß gemeint? Kurz — neue Gedanken, frische Bilder, helle Begeisterungsflammen suchen wir hier vergebens, und es ist die große Frage, ob die „Christliche Lyra" mit ihren Klängen wirklich die Gemeine des Herrn erbauen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Michel Chevalier über die Vereinigten Staaten.

Je klarer und freier das politische Bewußtsein der Völker hervortritt und je mehr die staatlichen und socialen Probleme ein öffentliches Interesse erlangen, desto einflußreicher und bedeutungsvoller werden jene Männer, die an der Hand wissenschaftlicher Disciplin neuerdings die natürlichen und gebildeten Kreise der Völker und Staaten durchforschen, die Verbindung und Wechselwirkung der Erscheinungen aufdecken und aus den Zahlen, Registern und Belegen den Schluß auf die moralischen Zustände ziehen. Es ist nicht zu verkennen, daß diese lebendige Statistik, die sich aus den vereinzeltsten Anschauungen zur Zahl, und aus der Zahl zu den allgemeinsten Principien und den wichtigsten Lebensfragen erhebt, mit Talent, Fleiß und Unabhängigkeit in neuerer Zeit besonders von den französischen Gelehrten geübt wird. Der Engländer verliert sich nicht selten in den numerischen Übersichten, nicht selten steht der Unbefangenheit seiner Schlüsse eine starre Orthodoxie entgegen; der deutsche Gelehrte sucht hingegen die großen Principien und Lebensfragen metaphysisch zu lösen, während es in seinem Vaterlande die Staatsmänner auch nicht immer gern sehen möchten, wollte er sich gewöhnen den Staatskörper solchen verhängnißvollen Analysen zu unterwerfen. Unter diesen französischen Gelehrten, die die politische Ökonomie auf eine so fruchtbare Weise behandeln, nimmt Michel Chevalier einen der ersten Plätze ein. Bei gründlicher Forschung und Vertiefung in das Detail, vergißt er nie seine Resultate an die großen politischen, unsere Zeit bewegenden Probleme zu knüpfen. Wir erinnern hier nur an die herrliche, auch von deutschen Blättern mitgetheilte Einleitung, welche er voriges Jahr seinem national-ökonomischen Cursus vorausschickte. Die Industrie ist die Quelle socialen Wohlbefindens, socialer Aufklärung und politischer Freiheit — dieser viel verkannte, viel verdrehte Gedanke tritt bei ihm allenthalben hervor. Gegenwärtig liegen uns einige Hefte von dem Werke vor, welches Chevalier über die Communicationsmittel der Vereinigten Staaten herausgibt und von dem eben jetzt das dritte erschienen ist. Dieses anscheinend beschränkte und anscheinend wenig allgemeine Gesichtspunkte eröffnende Werk ist eine ebenso gründliche als geistreiche und fruchtbare Arbeit. Nach Chevalier's Forschung sind die Fortschritte und Entwickelungen der amerikanischen Civilisation erst seitdem in so ungeheuerer Progression, als die Staaten ihr ganzes Vermögen auf den Bau von Kanälen und Weglinien wenden, als so plötzlich die amerikanischen Gewässer mit Dampfschiffen besäet sind. Dieses Capitel führt ihn auf die Finanzzustände der neuen und der alten Welt. Er findet zuletzt, daß die größte Ausgabe, welche die europäischen Staaten machen, der Militairetat ist, und daß dieser tiefe, unerfüllbare Brunnen mehr als die Hälfte unserer Capitalien und einen unberechbaren Theil unserer physischen und moralischen Kräfte verschlingt, während sich in den Vereinigten Staaten alle diese Kräfte der Industrie und ihren großen, gemeinnützigen Werken zuwenden. Die Einseitigkeit, wie die natürlichen Begünstigungen der noch jungen amerikanischen Civilisation verkennt er dabei nicht. Möge es nicht fern sein, wo solche ergiebige Analysen des öffentlichen Lebens auch in Deutschland Unterstützung und festen Boden gewinnen.

124.

Literarische Notizen.

Die Romanenliteratur treibt in England unzählig viele Sprossen und gedeiht mit wahrhaft verschwenderischer Fruchtbarkeit. Folgende neue Erscheinungen auf diesem literarischen Gebiete sind zu nennen: „The man of fortune", von Mrs. Gore, Verfasserin von „Mothers and daughters" u. s. w.; „Ferrers, a romance of the reign of George II.", von Ch. Ollier (3 Bde.); „Merrie England in the olden time; or, peregrinations with uncle Tim and Mr. Boaky", von G. Daniel (2 Bde.), mit zahlreichen Illustrationen von Leech u. A.; „The Jacquerie", von G. P. R. James (3 Bde.); „The price of fame", von Miß E. Youatt (3 Bde); „Fathers and sons", von Th. Hook (3 Bde.); „The match-maker", von dem Verfasser von „Cousin Geoffrey", „The marrying man" u. s. w.; „Old St. Paul's: a tale of the plague and the fire", von W. Harrison Ainsworth; „Rambling recollections of a soldier of fortune", von W. H. Maxwell, Verf. der „Stories of Waterloo"; „The Mirza", von J. Morier (3 Bde.); „Stanley Thorn", von H. Cockton; „Wedlock, or yesterday and to-day", von dem Verf. von „The maid's husband".

Von Harry Lorraquer erschien in London: „Charles O'Malley, the irish dragoon", mit Illustrationen von H. K. Browne (Phiz). Der „Salisbury Herald" sagt davon: es sei dies die am meisten humoristische Autobiographie, welche in den letzten Jahren geschrieben worden; der „Standard" und der „Liverpool Courier" nennen es das ohne Vergleich ergötzlichste Buch der jüngsten Zeit. Von desselben Verfassers „Confessions" sind die Blätter ebenfalls des — vielleicht übertriebenen — Lobes voll; die „United service gazette" stellt dies Buch sogar über die „Pickwickier" und den „Nickleby" und sagt: es sei voll von Humor und so reich an Ereignissen, daß darin für ein halbes Dutzend moderner Novellen Stoff genug vorhanden sei. Von demselben wird angekündigt: „Our Mess", mit Illustrationen von Phiz. Die erste Lieferung, welche zu Anfang des künftigen Jahres erscheint, wird „Jack Hinton, the guardsman" und das Portrait des Verf. enthalten.

Von Samuel Lover, Verf. von „Rory O'Slore", „Barny O'Reardow", „The navigator" rc. erscheint in London vom 1. Jan. an „Handy Andy" in monatlichen Lieferungen.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 364. —— 30. December 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

75. Feierstunden. Gedichte von Karl Fernand. Lörrach, Gebrüder Gutsch. 1839 8. ½ Thlr.

Wir würden das Buch mit dem Urtheil: viel patriotisches Gefühl, heimatlicher Sinn und frommes Gefühl, aber wenig Poesie abfertigen, wenn nicht ein Gedicht: „Der Strauß" (S. 102) sich fände, das den Strauß betrifft, der schon so viele theologische Federn in Bewegung gesetzt hat. Unser evangelischer Pfarrer singt:

Viel schon habet ihr vernommen
Von dem großen Vogel Strauß;
Seine Mähre ist gekommen
Auch in euer friedlich Haus.
Stolze Federn künden Allen,
Welchen Schmuck sein Körper trägt.
„O, der muß uns doch gefallen,
Wenn man solchen Schmuck erwägt?"

Aber Federn, stolze Federn
Machen ja nicht Alles aus:
Wenn dort unter schlanken Zedern
Sich bewegt der Vogel Strauß,
Möcht' er sich so gern erheben,
Allen andern Vögeln gleich,
Möchte in den Lüften schweben,
In des Sonnenlichtes Reich.

Aber seine schwachen Flügel
Tragen nimmer seine Last,
Streben nimmer über Hügel,
Nimmer auf des Baumes Ast.
Seinem Aug' ist nicht bereitet
Jener Anblick von der Welt,
Wie sie wirklich ausgebreitet
Strahlt im weiten Himmelszelt.

Und er steckt den Kopf, den kleinen,
In des Busches Dunkelheit,
Wo die Strahlen nimmer scheinen,
Die der Sonne Licht uns beut.
Dort nun hält er sich geborgen,
Glaubt, das Licht sei nimmer da,
Wenn auch gleich der hellste Morgen
Um ihn leuchtet fern und nah!

Und er wähnt in solchen Stunden,
Wann er vor dem Lichte flieht,
Selbst die Welt sei ihm verschwunden,
Weil sein Auge sie nicht sieht.
Ja, im Wahne glaubt er weiter,
Daß er selber nicht mehr sei;
So erzählt die Fabel heiter
Von dem Strauße Mancherlei.

Wollt ihr nun dem Strauße gleichen,
Der im Dunkel sich verführt,
Daß der Wahrheit Siegeszeichen
Seine Sinne nimmer rührt?
Glaubt ihr auch, sie sei verschwunden,
Wenn das Auge dunkel schaut?
Nein, die Wahrheit wird gefunden,
Wenn der Mensch auch nimmer traut.

Wir führen diese Verse nur darum hier an, weil sie unsers Wissens den ersten Versuch machen, den Strauß mit pythischen Geschossen zu bekämpfen.

76. Alte christliche Lieder. Übersetzt und herausgegeben von H. Freyberg. Zerbst, Kummer. 1839. 8. ⅓ Thlr.

Aus der frühern Zeit der römisch-katholischen Kirche finden sich nicht wenige lateinische Hymnen, die trotz ihrer Reime und ihrer sprachlichen Idiotismen durch ihre Einfalt, Kraft und Wahrheit uns entzücken. Schwerlich wird Jemand sein, den das bekannte „Stabat mater dolorosa", das Pergolese mit so entsprechender Melodie versehen, nicht mit dem tiefsten Mitgefühl erfüllte, den das alte Gebetlied „Veni sancte spiritus" die Seele nicht erhöbe, den der Buß- und Todtengesang „Dies irae, dies illa" nicht mit einem Schauder durchrieselte, den des heiligen Augustin „Antidotum contra tyrannidem peccati" nicht mahnend und warnend zur Buße weckte, und der vom Gesange des Prudentius „Jam moesta quiesce querela" sein Herz nicht erschüttert fühlte. Hr. Dr. Freyberg gibt uns hier ohne Pro- und Epilog eine treue und überhaupt wohlgelungene Übersetzung solcher altchristlichen Kirchenlieder und Hymnen und, dem Kritiker die Waffen in die Hand gebend, hat er den lateinischen Originaltext der Übersetzung gegenüber abdrucken lassen. Er beginnt mit dem „Mater dolorosa", wo er nicht blos die Endreime des Verses, sondern die Reime im Verse selbst leicht wiedergibt, z. B. Strophe 7:

Fac me vere tecum flere,	Laß im Weinen uns vereinen!
Crucifixo condolere,	Den Gekreuzigten beweinen,
Donec ego vixero etc.	Laß mich bis ich Asche bin &c.

Strophe 8:

Fac, ut portem Christi mortem etc.
Laß mich leiden Christi Scheiden &c.

Wie schön ist im zweiten Stück: „Veni sancte spiritus" die Stelle übersetzt:

Lava, quod est sordidum,	Wasche, was befleckt zu schaun,
Riga, quod est aridum,	Und was dürr ist, laß bethaun,
Sana, quod est saucium!	Heile, was verwundet wird!
Flectes, quod est rigidum,	Biege du, was spröd' und hart,
Fove, quod est frigidum,	Wärme, was von Frost erstarrt,
Rege, quod est devium!	Leite, was sich hat verirrt!

Das dritte Stück: „Jesus in praesepio", hat im Original schwache Passus. Das vierte, das bekannte „Dies irae, dies illa", dagegen ist bis auf die Stelle: salva me fons pietatis wohlgelungen; hier ist nämlich ein anderes Bild untergeschoben, in-

dem übersetzt wird: Laß ein Gnadenreis mir grünen. „Die Nichtigkeit des Irdischen" (De contemtu mundi) ist brav übersetzt, sowie das uns übrigens völlig unbekannte: „O Roma nobilis, orbis et domina", worüber wir, wie über Anderes, vom Übersetzer literarhistorische Notizen erwarten konnten. „Virgo mater cum filio" (S. 36) ist eine süßlich-mystische Spielerei, die wir nicht mit in diesen Kreis gezogen haben würden. Wir belegen dieses Urtheil mit der Stelle:

Qualis puro in lucenti
Sol renidet aethere:
Talis puer in lactenti
Matris haeret ubere;

Dies ist wiedergegeben:

Wie die Sonn' im reinsten Prangen
An dem Himmel hängt voll Lust:
So sieht man den Säugling hangen
Schwebend an der Mutterbrust.

Ein zu sinnliches und anthropomorphistisches Bild. Besser ist dagegen: „Ad Magdalenam" (S. 42), „Pone luctum Magdalena"; noch größern Werth durch seine Innigkeit hat das Bußgedicht des heiligen Augustin, welches die Ueberschrift: „Sancti Augustini antidotum contra tyrannidem peccati", und an jeder Strophe den den Heiligen charakterisirenden Refrain hat: „Dulce mihi cruciari, parva vis doloris est: Malo mori quam foedari! Major vis amoris est"; zu deutsch: „Süß ist's, unter Schmerz zu beben; Schwach ist jeder Schmerz und klein; Lieber todt, als sündig leben! Stärker wird die Liebe sein." Ein „Resurrexit Dominus" folgt ihm und einen würdigen Beschluß macht: „De compassione Virginis Mariae et ejus Simeonico mucrone", genommen aus „Scriptores rerum Silesiae" von Stenzel. Bei dem nicht alltäglichen Übersetzertalent, welches hier der Verf. entfaltet, hätten wir gern die Übertragung des alten Gesangs von Prudentius: „Jam moesta quiesce querela, lacrimas suspendite matres", des „Sursum corda" (obgleich kein Gesang), des „Pange lingua gloriosi praelium certaminis", des „Ave maris stella, Dei mater alma", des „Salve Regina", des „Veni redemtor gentium" und des „Salvete flores martyrum" gelesen, die wahrscheinlich nicht übersetzt wurden, weil sie keine versus leonini sind.

In einem Anhange gibt uns Hr. Freyberg ein selbst gefertigtes lateinisches Gedicht: „Castigationes Jesu Golgatha ascendentis", welches von seiner Belesenheit in diesem Zweige der altchristlichen Literatur und von seiner Geschicklichkeit ehrenvolles Zeugniß ablegt. „Huß", ein lateinisches Gedicht von einem Unbekannten, folgt dem Freyberg'schen; es ist ungemein leicht und fließend geschrieben. Den Beschluß des Büchleins bildet eine Übersetzung der „Ideale" von Schiller voll überraschend glücklicher Würfe, die ohne unsern Wink den Übersetzer reizen werden, mehr dergleichen zu bearbeiten. Wir theilen hier in der Voraussetzung, daß das deutsche Original bekannt ist, einige gelungene Strophen mit. Es beginnt:

Eheu! immitis et perjura
Cum visibus blandificis,
Cum omnibus es discessura
Doloribus et gaudiis?
Fugaci tibi nilne morae?
O aetas mea aurea!
Spe frustror! tuae intrant horae
Aeternitatis limina.

— — — — — —

Uti Pygmalion petescens
Amplectebatur statuam,
Usque dum sensus exardescens
Incederet marmoream;
Sic et amplexus cum amore
Naturam flagrantissimo,
Donec spiraret et ardore
Calesceret poetico.

— — — — — —

Eheu! sed aevi jamjam flore
Quicunque comes abiit,
Pedemque perfidorum more
Et hic et ille retulit.
Fortuna levis avolabat,
Sitivit sapientia,
Erroris nebula velabat
Corusca veri sidera.

— — — — — — —

Ex strepitanti turba tamen
Quis fidus usque mecum stet?
Quis vive praebeat solamen,
Et mortuum quis comitet?
Es panacea tu malorum,
O dulcis amicitia,
Quae blanda socia laborum
Quaerenti eras obvia.

Was brauchen wir weiter Zeugniß für das Übersetzertalent!

77. Meine Feierstunden. Eine Sammlung von Gedichten, Räthseln, Charaden u. s. w. von Karl von Damitz. Köln, Renard. 1839. Gr. 12. ⅔ Thlr.

Da den Verf. dieser Gedichte u. s. w. weder Dünkel noch Ruhmbegierde stachelte, sie drucken zu lassen, und ihr Erlös für die Kleinkinderbewahrschule des südlichen Theils der Stadt Köln bestimmt ist, so halten wir es für unpassend, den gewöhnlichen Maßstab der Kritik an sie zu legen. Sie sind zu unbedeutend, um ihnen böse zu sein, und zeugen von zu guter Gesinnung, um sie schlecht zu machen.

78. Das Singfest in Abdera. Humoristisches Gedicht in drei Gesängen von C. Aha. Frankfurt a. M., Döring. 1838. Gr. 8. ¼ Thlr.

Ein gänzlich verunglücktes Product der komischen Muse, gedruckt auf grünem Papier mit unscharfen Lettern, die Interpunction gänzlich vernachlässigt, vielleicht eine Satire auf die modernen Gesangfeste, aber ohne schlagende Beziehung, mit Versuchen, durch den Hebel des Anachronismus Lachen zu erregen, aber stets ohne Erfolg. Indessen meint der Verf. (in der letzten Stanze), wenn die eine Hälfte des Publicums auch zürne, wenn nur die andere herzlich lache, dann sei er zufrieden und habe es recht gemacht. Lassen wir dem Aha seine Selbstzufriedenheit, nur laß er in Zukunft „genug sein des grausamen Spiels"!

79. Dreiundsiebenzig Gedichte von C. W. Emmelmann. Braunschweig, Leibrock. 1839. Gr. 8. ⅚ Thlr.

Mit der Geschwätzigkeit des Alters (so scheint es) geschriebene arme Reimereien.

80. Maiblätter von Alexander Reidhardt. Gießen, Ricker. 1839. 8. ⅚ Thlr.

Sind auch hier viel und mancherlei Reimereien und Reminiscenzen, so weiß der junge Jägersmann doch hin und wieder ein trautes Wörtchen mit der Natur zu sprechen; indessen sind die Sachen zu unbedeutend, um dieses Urtheil mit Proben zu belegen.

81. Gedichte von Karl Mayer. Zweite, sehr vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 1839. 8. 1⅚ Thlr.

Die Lieder dieses geschätzten Natursängers aus der neuschwäbischen Dichterschule erschienen zuerst 1833, wurden in Nr. 150 und 151 d. Bl. desselben Jahres von einem andern Mitarbeiter kritisch gewürdigt und belobt, und verdienen diese zweite, splendid gedruckte, vermehrte Ausgabe. Es bedarf also keiner weitern Expositionen hier; wir erwähnen blos eines kleinen Stücks (S. 305), von dem wir nicht wissen, wie wir es nennen sollen, ob Gnome oder Anekdote. Es hat die Überschrift: „Das protestantische Mädchen während der Predigt", und lautet:

Nicht, daß ich Menschliches vergöttre!
Doch, wenn ich im Gesangbuch blättre
Und treffe das Marienbild,
Das mir der Pater schenkte mild,

So will, verzeih' es Gott, ein Sehnen
Nach alter Zeit das Herz mir dehnen;
Festhymnen, Weihrauch sucht mein Sinn,
Der Predigtfaden schlüpft mir hin.

Soll das eine Anekdote oder ein einzelner Fall, so ist es matt; soll es Axiom und Ansicht sein, so ist sie psychologisch falsch.

(Der Beschluss folgt.)

König Enzio. Aus den Quellen neu bearbeitet, mit Beilagen historisch-kritischen, poetischen und urkundlichen Inhalts. Von Ernst v. Münch. Stuttgart, Cast. 1841. 8. 2⅙ Thlr.

Nachdem Hr. v. Raumer mit ausgezeichnetem Talente und großartiger Bemühung die „Geschichte der Hohenstaufen" in der Art behandelt hat, daß wir nach allen Seiten hin ein festes, geschichtliches Bild jener Epoche und ihrer großen Persönlichkeiten besitzen, so war es billig, daß der jetzt verstorbene Verfasser das Verhältniß seiner Arbeit zu der seines Vorgängers andeutete. Hr. v. Münch wollte mit Raumer nicht concurriren, sondern er wollte durch erweiterte Forschung einzelne, bisher nur allgemein entworfene Züge des großen Gemäldes weiter ausführen. Er gedachte demnach in einer Reihe von Biographien und Monographien die letzten Zeiten der Hohenstaufen so zu bearbeiten, daß sein Werk als „eine Art Plutarch" gelten könne, in welchem „die letzte Partie des unermeßlichen Stoffs, die ergreifendste und dramatisch anziehendste Reihe von historischen Erscheinungen aus der Periode des Verbleichens der Hohenstaufen, zum Vorwurf einer genauern Behandlung" gemacht werden und die Blutrache in der sicilischen Vesper „den Schluß des Cyklus dieser historischen Tragödien" bilden sollte. Nach diesem ausgesprochenen Zwecke mußte in den projectirten Monographien die Virtuosität der Darstellung alle andern geschichtlichen Beziehungen in den Hintergund stellen, denn das unmittelbare Interesse am Stoffe soll die Hauptsache sein; allein der Verf. entspricht in vorliegender, erneuerter Behandlung des „König Enzio" diesem ausgesprochenen Zwecke nicht. Anstatt die Resultate seiner Forschungen ohne Umstände zu benutzen, führt er uns meistentheils zu den Untersuchungen selbst, läßt die Materialien mehr oder weniger auseinanderfallen und producirt keinen Plutarch, sondern eine Mappe, in welcher er dem Publicum, nebst einer dürftigen Biographie, kurze und lange Notizen, Aphorismen und kritische Combinationen vor die Augen bringt: er befriedigt darum weder den eigentlichen Geschichtsforscher noch den Anregung suchenden Leser.

Indessen ist eine Rücksicht nicht außer Acht zu lassen. Die Behandlung des Königs Enzio hat zur Grundlage nur scheinbar ein reiches und die Darstellung belebendes Material. Die bewegte, aber doch sehr kurze öffentliche Laufbahn desselben verliert sich in den Kämpfen der Guelphen und Ghibellinen und bietet meistens nicht viel Anderes dar als die Namen von Schlachten, Affairen und Castellen. Das Privatleben Enzio's, das gewiß dramatisch genug mag gewesen sein, hat keinen zeitgenössischen Geschichtschreiber gefunden und die Ferne der Zeit wird heutzutage immer verhindern, die zerstreuten, unsichern, sich theilweise widersprechenden Nachrichten über seine außerordentlichen Lebensschicksale in einen festen historischen Rahmen zu schließen. Enzio ist und bleibt für die Poesie ein reicherer Stoff als für die geschichtliche Darstellung. Aber war auch der Gegenstand an sich ziemlich mager, so konnte er doch von einer andern Seite eine Vertiefung erhalten, die wir sogar in Aussicht auf die künftigen Abhandlungen hier foderten und erwarteten. Soll nämlich die Reihe der projectirten Monographien nicht in eine Reihe von Fragmenten, Notizen und historischen Anekdoten auseinanderfallen, so mußte uns Hr. v. Münch wenigstens in abstracter Weise auf den geistigen Boden versetzen, aus welchem die bunten Episoden und lebensvollen Gestalten hervorbrechen. Das Verhältniß Friedrich's II. zu Deutschland, zu Italien, zum Papste, seine Politik, seine Bildung, kurz, alle die innern Motive, die das tragische Geschick der Hohenstaufen bedingen, mußten mit dem einleitenden König Enzio entwickelt werden.

Dieser innerlich waltende und die Einheit aller der einzelnen Erscheinungen bedingende Geist ist dagegen im Vorworte mit einer einzigen, ziemlich oberflächlichen Sentenz abgefertigt worden; sie heißt: „Von der Größe und Bedeutsamkeit der Hohenstaufen für die Geschichte der deutschen Nation, sowie von der unermeßlichen Folgenreihe, welche ihr Untergang herbeigeführt, sind wir überzeugt. — — Die Hohenstaufen haben den Ruhm des deutschen Namens auf seinen höchsten Kulm geführt und unter allen Fürsten nach Karl d. Gr. ihm die allgemeinste Anerkennung erzwungen. Mit ihrem Falle hörte das eigentliche Leben der Nation, als solcher auf, und es setzt sich blos die Geschichte der einzelnen Völkerschaften, Staaten und Dynastien fort. In den Staufen pulsirte die ganze materielle und geistige Kraft, in ihnen das Herz des deutschen Volks."

In den Hohenstaufen pulsirte die ganze unaufgeschlossene Fülle des deutschen Volks, das ist wahr; aber es pulsirte in ihnen zur Zeit schon mehr: sie waren, wie Niemand ihres Zeitalters, von einem hellen Freiheitsbewußtsein in Religion und Staat, und von einem energischen Drange erfüllt, ungeachtet der Beschränktheit und Willkür ihres Zeitalters, dieses aufgeklärte Bewußtsein zu verwirklichen. Deutschland wurde deshalb von den Staufen fortgerissen; aber die jugendliche und tapfere Nation vermochte die eigentlichen Plane der Hohenstaufen nicht zu begreifen, sondern trug höchstens ihre Waffen mit Ruhm dahin, wohin sie ihre Kaiser führten. Ist aber der Waffenruhm und die Anerkennung der Faust, ist die materielle Ritterlichkeit überhaupt der Kulm einer Nation? wol ebenso wenig als die bewußtlose Kraft jeder Jugend. Die Hohenstaufen fallen auch an der Gleichgültigkeit und Roheit der deutschen Nation und diese selbst verliert mit dem Falle des erhabenen Kaisergeschlechts ihre äußere Macht und ihren Waffenruhm, weil sie zu dieser äußern Anerkennung keine neuere Berechtigung vor der Hand besaß. Das ist eben die große historische Tragödie, die hier gespielt wird. Allein die scheinbare Auflösung Deutschlands bewies gerade, daß die Nation, „als solche", nicht aufzuhören gesonnen war. Deutschland siegte nicht mehr in Palästina und Italien, aber der Kampf ging jetzt tiefer, er ging in das Gemüth der Nation selbst, und in dieser Sonderung der Theile, in den Reibungen gegen die Fürsten, gegen die Kirche, in den Fehden der Städte und der Burgen, der Corporationen und des Adels, offenbart sich gerade das eigentlichste Leben der deutschen Nation, die durch heiße geschichtliche Arbeit neue Gestaltungen ihres nationalen Daseins und Einflusses gewinnen konnte. Die erste große nationale Frucht von weltumfassendem Einfluß war die kirchliche Reformation, sie ist ein Ereigniß, das den gesammten deutschen Stämmen auf die Rechnung kommt, und eine Thatsache, die Deutschlands Verhältniß weit über alle frühern hinausträgt und hinaustragen wird; denn ihre Folgen sind noch lange nicht erschöpft.

Die eigentliche Biographie zerfällt in neun Abschnitte. Der erste macht uns mit den Familienverhältnissen und der Jugendgeschichte Enzio's bekannt, bis zur Vermählung desselben mit Adelasia von Sardinien. Der Verf. entscheidet sich dahin, daß Kaiser Friedrich II. den Enzio außer der Ehe mit Bianca Lancia, der Tochter eines unebenbürtigen Fürstengeschlechts Oberitaliens, gezeugt habe. Derselbe wäre dann ein Bruder Manfred's; das Geburtsjahr Enzio's setzt Hr. v. Münch wie Raumer in das Jahr 1225. Über die erste Jugend des Helden schweigt eigentlich die Geschichte ganz. Der Verf. geht dafür in eine abstracte Charakteristik desselben ein, nach welcher er mit Leib und Seele ein Staufe, ein schöner Jüngling von kräftiger Leidenschaft, muthig, tapfer, aufgeklärt, für die Poesie begeistert und darum der liebste Sohn des Vaters nebst Manfred soll gewesen sein. Diese Zeichnung, so gut sie entworfen,

greift aber einer Darstellung vor, in welcher uns ein concretes Bild von der Persönlichkeit des Helden versprochen wird. Zum ersten Male erscheint Enzio 1237 auf dem geschichtlichen Schauplatze; als ein zwölfjähriger Knabe begleitet er seinen Vater in der Schlacht bei Cortenuova, welche Friedrich gegen die Lombarden gewann. Auf Raumer verweisend, fügt hier der Verf. hinzu: „An des Kaisers Seite, mit Ezzelino de Romano und andern Heerführern fechtend, legte Enzio bei diesem Anlasse ganz besondere Kühnheit an den Tag.“ Diese Versicherung ist aber ebenso unwahrscheinlich als nach der angezogenen Stelle unrichtig, denn es heißt bei Raumer III, 754: „Als aber der Kaiser, von Enzius, Ezelin und vielen Rittern und Edeln umgeben, mit der größten Kühnheit vordrang, begaben sich die Meisten auf die Flucht.“ Ebenso überschwänglich fährt der Verf. fort: „Im folgenden Jahre dagegen warf ihn (Enzio) eine ihn selbst betreffende Angelegenheit in den Strudel der Politik hinein und er mußte für eine gewonnene Krone wider denselben Gegner kämpfen, welcher mit dem Bannstrahle der Kirche die beiden Throne seines Vaters zu erschüttern bemüht war.“ Eine solche pathetische und übereilte Fassung verwischt die Objectivität der geschichtlichen Darstellung: mit diesen Worten hat der Verf. überhaupt zu viel gesagt. Wie die Geschichte bezeugt, hat eigentlich Enzio nicht für seine sardinische Krone, sondern immer nur für die Plane seines Vaters und die Stellung seines Hauses gewirkt, und erhielt er auch den Titel eines Königs von Sardinien, so würde doch außerdem das Familieninteresse den begabten und berücksichtigten Sohn des Kaisers nicht minder in den Strudel der Ereignisse hineingezogen haben. Um über die Verhältnisse Sardiniens zum Kaiser und zu Gregor IX., sowie über die Vermählung Enzio's mit Adelasia Licht zu verbreiten, geht der Verf. auf die geschichtlichen Zustände jener Insel näher ein. Er läßt hiernach (verschieden von andern Schriftstellern) Adelasia erst 1239 Witwe werden (S. 13) und in einer schweren Krankheit ihre Staaten dem römischen Stuhle vermachen, sodaß also auch erst in diesem Jahre Friedrich als Werber für seinen Sohn auftreten kann, und das Beilager (S. 16) in Logodurro das folgende Jahr vollzogen wird. Raumer berichtet hingegen, daß Adelasia dem Enzio ihre Hand im Oct. 1238 gereicht habe; allein die Documente, welche unser Verf. im Anhange mittheilt, sprechen für seine Ansicht, des Umstandes zu geschweigen, daß Enzio nach Raumer (auch nach Muratori) 13, hier aber 15 Jahre bei seiner Vermählung muß alt gewesen sein. Die Beschuldigung Hörschelmann's und Anderer, Enzio habe sich durch Grausamkeit und Härte als König und als Gemahl verhaßt gemacht, widerlegt Hr. v. Münch mit dem triftigen Einwande, daß gar kein Beweis eines königlichen Regierungsactes desselben vorhanden, und daß der Unwille Adelasia's gegen ihren Gemahl schon darum begründet sei, weil er sie nach dem ersten Zusammentreffen nicht mehr aufsuchte.

Im zweiten Abschnitte muß der Verf. auf die Kämpfe der Hohenstaufen mit dem päpstlichen Stuhle und den italienischen Staaten und Städten näher eingehen; hier ist eigentlich auch der einzige feste Boden, auf welchem die Geschichte Enzio's unbezweifelt steht. Er geht aus diesen Darstellungen als ein tapferer und außerordentlich thätiger Kriegsmann hervor. Nachdem der Papst (am Palmsonntage 1239) über den Kaiser den Bann gesprochen, rüsten sich beide Parteien mit größtem Eifer. Der Kaiser selbst zieht ein Heer zusammen und verwüstet das Gebiet von Bologna, die stolzeste und beharrlichste Freundin der Guelphenpartei. Während dieses Zuges leistet Enzio seinem Vater die wesentlichsten Dienste. An der Spitze der ghibellinischen Hülfstruppen rückt er vor Piumazzo, stürmt es und nimmt unter gleichen Umständen das stark befestigte Schloß Crevalcore weg. Bald erkennt der Kaiser den jungen Sohn als Denjenigen, den er dem bedeutenden, die päpstliche Sache vertretenden Prälaten Gregorio de Montelongo entgegenstellen kann; er ernennt Enzio am 25. Juli 1239 zum Generalstatthalter von Italien. Das äußerst interessante Document über die Ertheilung dieser Würde, von dem auch Raumer ein Fragment mittheilt, gibt der Verf. in seiner ganzen Ausdehnung: es ist ebenso wol ein herrliches Zeugniß von der Geisteshoheit des Kaisers wie von dem Vertrauen desselben in die Tüchtigkeit Enzio's. Eine Menge andere angeführte Documente beweisen weiter, wie sehr der kaiserliche Vater mit dem Sohne zufrieden gewesen, der sich allenthalben durch eine Verschmelzung deutscher Gediegenheit und welscher Leichtigkeit auszeichnete. Der Bannstrahl, der nun auch ihn trifft, macht Enzio keine Sorge.

Der dritte Abschnitt berichtet die Begebenheiten des Kampfes weiter. Der Papst hatte (1241) eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom ausgeschrieben und Friedrich die Geladenen vergeblich gewarnt dieser Einladung zu folgen; auf einer starken genuesischen Flotte suchen die Prälaten ihre Reise nach Rom zu bewerkstelligen. König Enzio erhält darum von seinem Vater den Befehl, mit der vereinigten kaiserlichen und pisanischen Flotte unter Beihülfe der berühmtesten Seeoffiziere die Genueser anzugreifen, und es gelingt ihm auch bei der Insel Meloria die Genueser in ein Treffen zu verwickeln und einen totalen Sieg zu erringen; 22 Schiffe mit 4000 Gefangenen fallen ihm in die Hände, und darunter die Abgeordneten des Lombardenbundes, drei Cardinäle, drei Erzbischöfe, mehre Äbte, sowie viel Geld und Kostbarkeiten. Friedrich und Enzio jubeln über die gelungene That.*) Noch im J. 1241 muß hierauf der tapfere Enzio, da die italienischen Angelegenheiten für den Augenblick durch die Schlacht von Meloria, wie durch Gregor's IX. Tod beigelegt sind, in Verein mit seinem Bruder, König Konrad, gegen die Mongolen ziehen. Er überschreitet die Alpen und erblickt das erste Mal Deutschland, das Land seiner Ahnen; am Delphos aber, einem Arme der Donau ist er so glücklich, mit seinem Bruder in einem blutigen Treffen den Mongolen eine entscheidende Niederlage beizubringen und Italien und Deutschland von dem furchtbaren Würgengel zu befreien.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Nächstens erscheinen in London: „The veterans of Chelsea Hospital“, von G. R. Gleig, Verf. von „The subaltern“ u. s. w.; „The glory and shame of England“, von einem Amerikaner; „The old english noblemen“, ein Roman in drei Bänden; „The Queen-mother: a romance of the days of Henry IV.; or the Queen's poisoner“, von Miß L. Stuart Costello, Verf. von „A summer amongst the bocages and the vines“; „Memoirs of the court of England from the revolution to the death of George II.“, von J. Heneage Jesse, Verf. der „Memoirs of the court of England during the reign of the Stuarts“ (2 Bde., mit Portraits); „The ward of Thorpe Combe“, von Mistreß Trollope (3 Bde.).

Der zehnte und elfte Band der von G. Ripley herausgegebenen „Specimens of foreign standard literature“, wovon unter Anderm der dritte Band Gedichte von Goethe und Schiller in einer Übersetzung von Dwight, der vierte Eckermann's „Gespräche mit Goethe“, übersetzt von Fuller, und der siebente und neunte Band Menzel's „Deutsche Literatur“ in einer Übersetzung von Felton brachten, enthält: „Theodore; or, the sceptic's conversion: history of the culture of a protestant clergyman. Translated from the German of de Wette. By *F. F. Clarke.*“ 5.

*) Als Enzio seinen Vater fragte, was er mit den hohen Gefangenen anfangen solle, schickte ihm derselbe folgenden versificirten Befehl:

Omnes Praelati Papa mandante vocati
Et tres Legati veniant huc usque ligati.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 365. —— 31. December 1841.

Deutsche Dichtungen des Jahres 1840.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 364.)

82. Hohenstaufen. Ein Cyklus von Liedern und Gedichten von Albert Knapp. Stuttgart, Cotta. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir begegnen Hrn. Albert Knapp auf unsern Lucubrationen im Gebiet der deutschen Lyrik nicht zum ersten Male. Schon in Nr. 271 d. Bl. f. 1835 urtheilten wir von seinen „Christlichen Gedichten" (Basel 1834), daß sie uns eine Weltanschauung vom christlichen Standpunkte aus gäben, sowie, es sei nicht ihr geringstes Verdienst, daß sie nicht in der Studirstube bei Lampenlicht, sondern unter freiem Himmel, bei Sonnenlicht, auf Bergen und unter Trümmern im Herzen des alten schwäbischen Herzogthums niedergeschrieben seien. Stellten sie nun das Allgemeine, die Reize der Natur in ihrem Erblühen und Hinsterben, den leuchtenden Morgen, den stillen Abend, die entflohene Jugend, das Große im Menschenleben, die Urnen der Vorwelt und Trümmer einstiger Herrlichkeit mit dem Zauber einer keuschen und frischen Phantasie und dem warmen Hauche frommer Gemüthlichkeit dar, so verbreitet sich gegenwärtiges correct und splendid gedruckte Werk über ein specielles Object, nämlich über das von der Welle der Zeit hinweggespülte deutsche Kaisergeschlecht der Hohenstaufen, einen der deutschen Lyrik gewiß nicht unwürdigen Gegenstand, der, wie der Verf. in der Vorrede meint, seinen ebenbürtigen Sänger in Deutschland weder in epischer noch dramatischer Hinsicht gefunden hat. In dieser Behauptung liegt viel Wahres. Schon die Zeit, in welcher die Hohenstaufen lebten und wirkten, hat ihr hochpoetisches Moment durch jene abenteuerlichen Züge nach dem Orient, welche Kreuzzüge genannt werden und die der dichtenden Phantasie ein weites Wundergebiet aufschließen. Unter den sich hierauf beziehenden Liedern machen wir aufmerksam auf die unter der Überschrift „Saladin" (S. 102) befindlichen, die dem wackern und großherzigen Saracenen des Verdienstes Krone reichen und ihn mit dem Hohenstaufen'schen Kreuzhelden Barbarossa parallelisiren:

> Saladin und Friedrich — edle Leben!
> Friedsam seh' ich euch verbrüdert schweben,
> Gleich den Löwen über Tod und Grüften,
> Gleich den Adlern in des Himmels Lüften.

Recht frisch und duftend ist dabei die auf Saladin's Grab gepflanzte Blume (S. 114), woran sich eine der schönsten Gaben im Buche: „Barbarossa's Grab" (S. 116), schließt. Es beginnt:

> Ihr Wächter auf den Minareten,
> Die ihr den Moslem zu Gebeten,
> Zum Andachtsblick nach Osten ruft!
> Standhüter, die ihr traurig lauschet,
> Ob hier der Weltmarkt nimmer rauschet, —
> Sprecht: wo ist meines Kaisers Gruft?
> Ihn, der Europas Strom gelenket,
> Ertränkte Saleph's arme Flut:
> In Tyrus ward er eingesenket; . . .
> O sagt mir, wo mein Kaiser ruht!

und erzählt das Wirken und das Ende dieses Kaisers. Obwol Italiens und Siciliens Auen die productive Einbildungskraft in minderm Grade anregen mögen als der Osten mit seinen Wundern, so verleihen sie doch der Geschichte der schwäbischen Kaiser ein nicht geringes Interesse, da sie lange Zeit der Schauplatz ihrer Thaten waren. Hierüber vergleiche man „Friedrich I. und Mailand" (S. 56), „Die Schlacht von Legnano" (S. 72) und „Freiheit der Lombardei" (S. 76). Die Persönlichkeit der Hohenstaufen leiht ferner ihrer Geschichte ein poetisches Moment; denn in intellectueller Hinsicht zeichneten sie sich durch hellen Verstand, Staatsklugheit und Liebe zu den Wissenschaften aus, wie sie sich denn besonders die Rechtspflege angelegen sein ließen und gegen Roms hierarchischen Geistesbann kräftig protestirten, worüber man „Barbarossa und der Papst" (S. 45) nachlesen wolle. In ästhetischer Hinsicht zeichneten sich Heinrich VI., Friedrich II., Enzius und Konradin als Dichter und Sänger aus, und der alte Hohenstaufen war lange Zeit der Sitz und Sammelplatz deutscher, provençalischer und orientalischer Minnesänger. In Bezug hierauf singt unser Verf. auf dem Hohenstaufen (S. 242):

> Ach, dieser Berg, der einst der Welt geboten,
> Auf dem zusammenströmte Kraft und Lieb', —
> Er ist noch voll von süßen Liebesnoten
> Und heller Festgesänge Blütentrieb. —
> Wer aber wecket auf die schönen Todten?
> Wer singet nach, was unter Trümmern blieb? —
> Im Geiste mußt du Geisterlaute hören,
> Sonst bleibst du ferne den verklungnen Chören.
>
> Weckt auf, ihr jüngern Liederfest-Genossen,
> Weckt Staufens goldne Klänge, wenn ihr könnt!
> Weckt, was des Mittelalters Herz durchflossen,
> Sein jünglingshaftes Freuden-Element!
> Weckt jene Rosen, wonnig, thaubegossen,
> Darob der Ahnen Maiensonne brennt! —
> Was sterblich war, das laßt im Tode liegen, —
> Was heilig war, das laßt gen Himmel fliegen! —

Selbst in ethischer Hinsicht erheben sich die meisten über die Roheit und sittlichen Gebrechen ihrer Zeitgenossen; freilich macht Kaiser Heinrich VI. (gest. zu Palermo 1194) hiervon eine schlimme Ausnahme; es heißt (S. 149):

> Sieh, Heinrich der Sechste, da liegt er im Staub, —
> Vor Grausen verzehrte der Tod nicht den Raub.

Dies bezieht sich auf den Umstand, daß bei Eröffnung der Gruft dieses Kaisers zu Palermo, im Jahre 1783, dieser Sohn Friedrich Barbarossa's noch unversehrt und mit wildem, finsterm Antlitz gefunden wurde:

> Denn er war ein Tyrann; kein menschlich Gefühl
> Blieb ihm in der Seele, wenn düster und schwül

Des Rachegeists Argwohn darin sich erhob,
Mit blutigen Wettern das Aug' ihm umwob.
Deutschland und Neapel, Sicilien war sein,
Doch goß er nur Schwefel und Flamme darein.

Der verhängnißvolle Wechsel in dem Leben und den Schicksalen dieses Fürstengeschlechts, sowie sein tragischer Untergang mit seinem letzten Sprößling auf dem Hochgericht zieht den Schleier der Wehmuth über ihre Geschichte und verleiht ihr dadurch ein tragisches Interesse. Man lese darüber „Konradin" (S. 175), „Konradin's Mutter" (S. 185) und „Fremdenbuch in der lorcher Gruftkirche" (S. 286). Endlich ist es auch die reizende Lage der Hohenstaufen'schen Stammsitze, was diese Lieder anziehend macht. Nicht blos die Vorrede beschreibt die malerische Gegend, in welcher der Hohenstaufen liegt, und die Fernsicht, die er bietet, sondern auch einige Lieder; so heißt es (S. 11):

Wär' ich ein Adler, mit freudiger, mächtiger
Flugbreite zu schwimmen
Hoch über die blauen
Wellenlinien
Dieser lockenden Fernen,
Und jede Kluft und jegliches Felshaupt
Um ihr Räthsel zu fragen!

Dann folgt eine lebendig frische Schilderung der Umgegend. Überdies wird uns jene Gegend mit ihren Naturreizen durch vier lithographirte Bilder versinnlicht, die dem Buche zur Zierde gereichen und die ein Freund des Verf., der Pfarrer Keller in Gemmrigheim, mit kundiger Hand entworfen hat. Eines der lebendigsten und des Verf. Talent am klarsten bekundenden Lieder ist das „Wäschenschlößchen" (S. 218), der Ursitz der Hohenstaufen, dessen Abbildung vor dem Titelblatte steht. Auch „Hohenrechberg" (S. 252) bietet ein ansprechendes Naturgemälde, womit man das folgende Gedicht: „Gang auf den Rechberg", in Verbindung setzen mag. Es ist überhaupt fast kein Denkmal und keine Reliquie aus der Staufenzeit, die unser Verf. nicht seiner Beachtung gewürdigt und mit jener weichen Wehmuth besungen hätte, die sich stets in einem poetischen Gemüth findet und ihren durchsichtigen Schleier über die Urnen der Vorwelt und die Trümmer einstiger Größe breitet. Mit Recht sagt der Dichter von sich (S. 246):

Wenn die Jungfrau Blumenkränze
Für das Fest des Maien flicht,
Sparet sie dem goldnen Lenze
Rosen und Violen nicht.
Also treibt es mich zu singen,
Bis ich für die Staufen ganz
Mit lebendigem Gelingen
Ausgeflochten meinen Kranz.

Wie die Vorwelt unsern Verf. anzieht, lesen wir am Schlusse des Liedes: „Schafheerde am Staufen" (S. 336):

Stets das Vergangene ziehet mich an
Und dem Verewigten muß ich mich nahn!
Trümmer der Geister, ihr seid noch erbaut! —
Ewigkeit heißt mir die lieblichste Braut!

Der tieffromme und echtevangelische Sinn, den wir schon in seinen „Christlichen Gedichten" anerkannt und gerühmt haben, durchdringt und würzt hier jegliche lyrische und epische Gabe; er ist der Grundton und die Tonart, in welcher er alle Melodien seines Lebens in Noten setzt und die entweder im Beginn oder am Schlusse der Lieder uns anklingt. Man vergleiche darüber „Der verlorene Ring" (S. 27), „Das alte Rheinfest" (S. 82), „Ein Morgen in Ulm" (S. 97), „Sonntagabend auf Hohenstaufen" (S. 301), „Osterfreude auf Hohenstaufen" (S. 305), „Staufens Wälder" (S. 347). Selbst wo jenes fromme Gefühl sich in den nebligen Regionen des Mysticismus zu verlieren scheint, wie in den Gedichten an Tholuck in Halle und an Bahnmeyer in Kirchheim, hat es noch immer etwas Ansprechendes, weil es von der Wahrheit der Empfindung des Dichters unwiderleglich Zeugniß gibt, der sich mit freiester Anerkennung aller übrigen wahren poetischen Rechte den Wenigen anschließt, „die aus dem dunkelklaren Spiegel der Geschichte doch immer am liebsten das Angesicht Jesu Christi, des Königs aller Könige, auf welchen er leben und sterben will, hervorstrahlen sehen". Schließlich bemerken wir, daß nicht wenige Nummern dieser Lieder und Gedichte, die ihrer Natur nach episch sein müssen, in das Gebiet der Lyrik hinüberziehen, z. B. „Frühlingsbesuch auf Staufen" (S. 275), „Die Linden auf dem Kulm" (S. 283), „Fremdenbuch in der lorcher Gruftkirche" (S. 286), „Sonnenaufgang und Untergang bei Staufen", „Herbstbesuch auf Hohenstaufen" (S. 314), „Nachtgewitter auf Hohenstaufen" (S. 338). Sein Beginnen, sein Streben, seine Eigenthümlichkeit charakterisirend, sagt unser Sänger sehr schön (S. 9):

Eine Biene werd' ich, die sich schnell
Schwinget aufs zertrümmerte Kastell.
Lasset hier auf ödem Fels mich ruhn,
Hier hat meine Seele Viel zu thun!

Aus den Quadern saug' ich Honig dort,
Aus den Grüften grüßt mich Heldenwort,
Aus den Trümmern haucht mich an ein Lied,
Das da seufzet nach Unsterblichkeit.

Welke hin, du junger Eichenhain!
Schweiget still, geliebte Vögelein!
Trockne nur, du silberheller Thau!
Sinkt, ihr Blumen auf der Thalesau!

Hier am kahlen Felsen ruht mein Herz,
Gürtet sich mit Glaubenskraft voll Schmerz,
Ob ich nicht, wo jeder Quell verrann,
Wasser aus dem Felsen schlagen kann!

82.

König Enzio. Aus den Quellen neu bearbeitet, mit Beilagen historisch-kritischen, poetischen und urkundlichen Inhalts. Von Ernst v. Münch.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Im vierten und fünften Abschnitt nimmt Enzio unter dem Befehle seines Vaters die Feindseligkeiten in Italien wieder auf. Er zieht 1242 gegen Piacenza, beginnt 1243 seine Kämpfe gegen die Genueser, gegen Mailand und Bologna und unterstützt 1247 seinen Vater in der Wiedereroberung von Parma. Nach der für den Kaiser unglücklichen Wegnahme und Zerstörung von Vittoria sucht er durch eine grenzenlose Thätigkeit und durch die Entfaltung seines ganzen Feldherrentalentes das Unglück wieder auszugleichen. Der Abfall der italienischen Städte nimmt um diese Zeit immer mehr überhand; selbst Enzio's Gemahlin, Adelasia, verbündet sich mit dem Papste und heirathet den Seneschall Enzio's, den Michele Zanchi, einen brutalen Sardinier. Der Kaiser leitet deshalb eine neue Verbindung seines Sohnes mit der Familie seines tapfern Generals Ezzelino ein, die aber, wie der Verf. glaubt, in Folge der unruhigen Zeitverhältnisse nicht zu Stande gekommen ist. In diesen Jahren scheint auch in das Leben Enzio's ein Augenblick von Muße und Ruhe gefallen zu sein, die der geistvolle Jüngling mit Dichtkunst, Musik und heiterm Lebensgenuß zubrachte. Oft muß er aber die blutigen Maßregeln seines Vaters vollziehen, der nun anfing die römische Partei mit aller Rücksichtslosigkeit zu behandeln, und dafür wurden Beide am Palmsonntage 1247 vom Papste aufs neue und in einer so furchtbaren Weise verflucht, daß alle Umstehenden ein Grauen befiel.

Nach den Vorfällen von Parma leitet der Verf. im sechsten Abschnitte das Verständniß über den jetzt ausbrechenden, und auf das Schicksal Enzio's und der Hohenstaufen mächtig einwirkenden Kampf zwischen dem guelphischen Bologna und dem ghibellinischen Modena ein. Der Charakter des päpstlichen

Legaten Ubaldini, ein vollkommenes Abbild seiner Zeit und ein eifriger Feind Enzio's, wird geschildert. Ehe der Kampf der beiden Städte aber ausbricht, erscheinen die Modeneser vor Enzio und bitten ihn in einer langweiligen, pomphaften Rede um seine und des Kaisers Unterstützung; warum der Verf. dieses unwichtige und uninteressante Actenstück in extenso mittheilt, begreifen wir nicht. Enzio erscheint auch bald mit einem Heere in der Nähe von Modena, am Bache Fossalta. Der Verf. schildert aus guten Quellen das Treffen, welches nun hier stattfindet, sehr ausführlich; durch die ungestüme Tapferkeit Enzio's und durch die Feigheit der Modeneser geht es verloren. Die Bologneser, nachdem sie das Heer der Verbündeten in die wildeste Flucht geschlagen, nehmen den größten Theil desselben, sowie die Anführer und darunter auch den tapfern König Enzio gefangen.

Mit dem siebenten Abschnitte fängt es sich an um das persönliche Schicksal Enzio's allein zu handeln. Die Bologneser führen ihren hohen Gefangenen im Triumphzuge durch die Stadt; ungebeugt, durch Würde und jugendliche Schönheit ausgezeichnet, gewinnt der Gefangene die Herzen von ganz Bologna. Man bemüht sich ihm sogar Trost zuzusprechen, aber man verweigert den Bitten wie den Drohungen des Kaisers hartnäckig die Freilassung des Sohnes. Den Vertrag, den jetzt Modena mit Bologna schließt, behandelt der Verf. umständlich, indem er ein starkes Licht auf die Angelegenheiten der Staufen fallen läßt.

Der achte Abschnitt handelt von König Enzio's Gefangenschaft, Fluchtversuch und Tod. Der Kaiser war gestorben; die Brüder und Verwandten des Gefangenen hatten, vielleicht den kräftigen Nebenbuhler fürchtend, wenig oder gar keine Anstrengungen für dessen Befreiung gemacht, und Enzio blieb unter diesen Umständen rettungslos über 20 Jahre (von 1248—69) Gefangener der Bologneser. Merkwürdig ist, daß Friedrich II. in seinem Testamente des Enzio nicht Erwähnung thut; er hielt ihn — meint der Verf. — für einen gänzlich verlorenen, für einen todten Mann. Die Behauptung, als sei Enzio von den Bolognesern grausam behandelt worden, weist der Verf. entschieden zurück, vielmehr thut er dar, wie man ihn bei der strengsten Bewahrung in einem für ihn besonders erbauten Palaste fürstliche Behandlung angedeihen ließ. Die Tonkunst und die Poesie halfen ihm den Lauf der Jahre beflügeln, nicht minder die Freundschaft und, was jedoch der Verf. immer mit einem Zweifel begleitet, „vielleicht" auch die Liebe. Die Jünglinge der angesehensten Bologneser durften ihn besuchten; mit einem derselben, dem Pietro Asinelli, hatte der gefangene Enzio sogar eine enge Freundschaft geschlossen. Am Tage aber als Enzio gefangen durch die Straßen der Stadt geführt wurde, war auch Lucia Viadagoli, aus einer armen, aber angesehenen Familie, das schönste Mädchen der Stadt, durch den Anblick des Jünglings gerührt und in Liebe entzündet worden. Nach Einigen soll sie im Gefängnisse Enzio's manche vergnügte Stunde verlebt haben, nach Andern aber förmlich mit Enzio vermählt gewesen sein und das Loos der Gefangenschaft getheilt haben. Als Sprößling dieses Verhältnisses läßt man den Enzio Bentivoglio gelten, dessen berühmtes Geschlecht später die Republik Bologna zerstörte.

Zwanzig Jahre waren in dieser Weise dem Enzio bereits vergangen, Konrad IV., Manfred, Friedrich von Antiochien, Konradin, kurz, das Geschlecht der Hohenstaufen war nach und nach vom Schauplatze abgetreten, Italien erntete unter Anjou's blutiger Tyrannei die unglücklichen Früchte seiner Kämpfe gegen die Kaiser, als Enzio durch das Gefühl der Rache und durch den Durst nach Freiheit zu einem Fluchtversuche bewogen wurde. Asinelli war ihm dazu behülflich. Ein Weinküper, Filippo, wurde unter Versprechungen gewonnen; er mußte Enzio in ein leeres Weinfaß versteckt auf den Schultern aus dem Gefängnisse tragen. Allein ein Soldat, oder ein altes wahnsinniges Weib, oder eine Hausmagd entdeckte eine schöne blonde Locke, die aus dem Fasse heraushing. Es entstand darüber Lärm, die Wache wurde herbeigerufen, Enzio entdeckt und in das Gefängniß zurückgebracht. Filippo und ein edler Jüngling, der die Flucht unterstützte, mußten den Kopf hergeben, Asinelli aber entkam. Wie der Verf. darthut, wurde der Gewahrsam jetzt enger; „vielleicht" wollte man Enzio langsam absterben lassen; nach Salimbene wollten ihm einstmals die Wächter nichts zu essen geben, und er war genöthigt darum zu würfeln. Diese Folgen der unglücklichen Flucht drückten aber auch den königlichen Enzio so darnieder, daß er bald darauf starb. Vor seinem Ende dictirte er einem Notar sein Testament; der Verf. theilt dessen wesentlichen Inhalt und im Anhange das vollständige Document mit. Es ist mit einer rührenden Ergebung abgefaßt. Der Gemeinde von Bologna verzeiht er die ihm zugefügten Kränkungen, dankt ihr für ihre Opfer und bittet sie, seine Ärzte zu bezahlen, da man ihn ja Alles (vielleicht nach der Flucht) abgenommen habe. Wie der Verf. annimmt, hatte sich Enzio während der Gefangenschaft mit einem frühern Widersacher, dem Bischofe von Bologna, Ottaviano, näher befreundet und war durch diesen vor seinem Tode des Bannes enthoben worden. Nachdem also Enzio in dem Testamente Messen und Gebete für das Heil seiner Seelen angeordnet, bestimmt er über sein Vermögen und über seine Herrscheransprüche. Für seine natürlichen Töchter, Maddalena und Constanza, wie für seine Schwester Catarina di Marano, auch für verschiedene Freunde in Bologna setzt er Legate aus; er empfiehlt sie auch allen Freunden seines Hauses und hofft zu ihnen, daß sie sein Unvermögen unterstützen werden. Alle Briefe und die Romanzensammlung sollen zur bestimmten Zeit den Söhnen seiner Tochter, Helena, ausgeliefert werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Helena, die unzweifelhaft ein legitimes Kind ist, aus dem Beilager Enzio's mit Adelasia hervorgegangen, zumal Enzio den Söhnen Helenens, Enrico und Ugolino, seine Ansprüche auf Sardinien vermacht. Seinem Neffen Konrad gibt Enzio die Grafschaft Mollis im Neapolitanischen. Im Reiche von Jerusalem, in Sicilien, Apulien, dem Herzogthume Schwaben und den übrigen deutschen Stammgütern sollen die beiden Vettern, König Alfonso von Castilien und Landgraf Friedrich III. von Thüringen, die Erben sowie die Vollstrecker des Testaments und die Rächer der Familie sein. Von dem Sohne, welchen er mit Lucia gezeugt haben soll, ist im Testamente keine Rede.

Im neunten Abschnitte schließt der Verf. mit genauern Nachforschungen über die Nachkommen Enzio's und deren Schicksale; so sehr er sich aber auch bemüht, macht er kaum eine andere unbezweifelte Entdeckung, als daß einer von Enzio's Enkeln wirklich in Sardinien Richter von Gallura gewesen sei.

Die 15 Beilagen, welche der Verfasser der Biographie, außer den zahlreichen mit dem Texte laufenden Noten und Untersuchungen, angehangen hat und welche die Hälfte des Bandes ausfüllen, sind theils Documente, theils kritische Untersuchungen zu näherer Erörterung und Beglaubigung der Biographie selbst. Indessen erweitert die Einsicht in Enzio's Persönlichkeit nur die zweite Beilage wesentlich, die von Enzio dem Dichter handelt und die Bruchstücke seiner Muße, sowie die, welche ihm beigelegt werden können, mittheilt. Der beigefügte kurze Abriß von der italienischen Poesie im 13. Jahrhunderte ist indessen mehr Entwurf oder Verzeichniß als eine Abhandlung.

36.

Goethe's Friederike von Freimund Pfeiffer.

Schreiben an den Herrn Dr. Ludwig Braunfels in Bonn.

Ihre Worte in Nr. 324 d. Bl. habe ich mit Befremden und Unwillen gelesen. Letzterer hat sich indessen bald gelegt, und so herausfodernd einzelne Ihrer Ausdrücke auch sein mögen, soll meine Erwiderung doch nichts enthalten, was im geringsten das literarische Forum zum Poissardenmarkt herabwürdigen könnte. Sie greifen a. a. O. nicht die Glaubwürdigkeit meiner Nachrichten über die liebliche Friederike von Sesenheim an,

werfen mir aber vor, das Wahre derselben einem Plagiat zu verdanken, das Sie ein um so unverzeihligeres nennen, als die Entwendung an einem ungedruckten Aufsatze begangen sei. Sie berufen sich auf Näke'sche Papiere, die sich jetzt in Ihren Händen befinden. Es geschieht wol öfter, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, und so schließen Sie in Ihrem rücksichtslosen Eifer eher auf das Entfernteste, als auf das ganz nahe Liegende, nämlich, daß ich dem seligen Näke meine Nachrichten so gut wie Sie verdanke, und auf einem ebenso erlaubten Wege. Ob das aber ein Plagiat begehen heißt, Mittheilungen, die uns ohne alle Clausel gemacht wurden, zur Ehrenrettung eines armen leichtfertig angegriffenen Mädchens zu veröffentlichen, die Frage werden Sie nur mit einem einfachen Nein! beantworten können.

Zu meiner vollständigen Rechtfertigung muß ich etwas weiter ausholen. Der selige Näke war mein akademischer Lehrer, ein Gespräch über Tieck und den sogenannten Maler Müller (dem, nach Näke's Auseinandersetzung, eigentlich das schmerzlichtiefe Tieck'sche Lied in der „Genoveva": „Rings von Felsen eingeschlossen!" gehören sollte) brachte mich ihm zuerst außerhalb der Collegien näher; Studien über Catullus, mit dem Näke sich bekanntlich viel und gern beschäftigte, unterhielten diese Verbindung. Ich verließ später Bonn. Vor sieben Jahren, wo ich Näke persönlich eine kleine anspruchslose Schrift von mir über Catull („Symbolae Catullianae", Göttingen 1834) überreichte, verkehrte ich bei einem längern Besuch in Bonn vielfach und freundschaftlichst mit ihm, und Goethe, Näke's Wallfahrt nach Sesenheim und, irr' ich nicht, erst damals ihm von zwei Seiten zugekommene Nachrichten über Friederike Brion waren vielfach das Thema einer muntern geistreichen Unterhaltung. Was Näke mir damals mittheilte, sollte doch wol keineswegs ein Geheimniß bleiben? Wie ein Greif der Märchenwelt die für das exoterische Publicum ihm selbst gar unbedeutend erscheinenden Nachrichten über die sesenheimer Familie zu hüten, das lag wol Niemanden ferner als dem humanen Wahrheitsfreunde Näke! Sollten Sie, Hr. Dr. Braunfels, überhaupt in den Besitz der von Näke hinterlassenen Papiere getreten sein, so möchten Sie noch manche Brieschen von mir finden, bei deren Unterschrift der mit W. angedeutete Vorname Sie nicht irren darf, da das W. erst später von mir aus genügenden Gründen cassirt ist. Meine Nachrichten über die Friederike hätte ich wol nie dem großen Publicum übergeben, wenn nicht auf Veranlassung des Hrn. Varnhagen von Ense im vorigen Jahre die Näke'sche „Wallfahrt nach Sesenheim" im Druck erschienen wäre, in der, da Hr. Varnhagen von Ense die spätern Berichtigungen der Näke'schen Nachrichten nicht kannte, der albernste und entehrendste Klatsch auf die Goethe'sche Jugendliebe gehäuft wird. Da beschloß ich zu reden, und zwar in einer Form, die nicht blos in die Hände des Kritikers, sondern der großen Lesewelt kommt, und von manchen Seiten ist mir bereits gedankt worden, eine der lieblichsten Idyllen dem Publicum gerettet zu haben.

Was übrigens die Näke'schen Papiere über Friederike betrifft, muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß bei ihrem Gebrauch eine sorgfältige Kritik anzuwenden ist, da auf scheinbar richtigstem Wege dem rastlos forschenden Näke direct in Widerspruch stehende Nachrichten zukamen. In meinem Büchlein habe ich nach bestem Wissen und nach sorgfältigen Erkundigungen die Wahrheit zu ermitteln gestrebt und wenigstens meinen Hauptzweck, daß Friederikens Unschuld wieder lauter und rein dasteht, genügend erreicht.

Sie citiren in Ihrem Schreiben auch die augsburger „Allgemeine Zeitung". Wie seltsam diese sich im Streit über meine „Friederike" benommen hat, brauche ich wol kaum zu sagen. Nachdem in Nr. 211 dieser Zeitung etwas gar leichtfertig Alles bis auf die Einkleidung u. s. w. für historisch erklärt und die „verdiente Aufmerksamkeit" auf die kleine Schrift gelenkt war, wurde in Nr. 221 Alles für Mystification ausgeschrien und kurzweg die Behauptung aufgestellt: nicht das Geringste, was in dem Buche für neu ausgegeben werde, verdiene Glauben.*) Wie wird sich nun die erwähnte Zeitung benehmen, nachdem Sie die Wahrheit meiner „gestohlenen" Nachrichten bestätigt haben?

Nach Lesung dieser Zeilen werden Sie nicht umhin können, mein Herr, sich eines rücksichtslosen Betragens gegen mich anzuklagen; jedenfalls werden Sie meinem Charakter Recht widerfahren lassen. Der Mittheilung der Näke'schen Documente, die Sie verheißen; sehe ich mit Interesse entgegen. Ich mache Sie noch darauf aufmerksam, daß ohne Zweifel das Ausführlichste über Friederike zu erfahren sein würde durch einen Pfarrer Fischer in Meisenheim bei Lahr im Badenschen, bei dem, wie ich aus sehr glaubwürdiger Quelle weiß, *eine der Brion'schen Töchter lebte. Der Pfarrer Fischer war 1840 noch am Leben.*

Bei dieser Gelegenheit theile ich dem Publicum noch ein kleines Gedicht mit, das mir unter Goethe'schen Lieder, angeblich als von Goethe herrührend, zukam und in meinem Büchlein keinen passenden Platz finden konnte. Die kleine Poesie ist so mystisch und berührt so eigenthümlich, daß sie gewiß eine nähere Berücksichtigung verdient. Sollte das Liedchen wirklich von Goethe herrühren und etwa in Friederikens Geiste *von ihm* gedichtet sein? Es führt die Überschrift „Freundin aus der Wolke", und lautet:

Wo, du Reuter,
Meinst du hin?
Kannst du wähnen,
Wer ich bin!
Leis' umfaß ich
Dich als Geist,
Den dein Trauern
Von sich weist.
Sei zufrieden,
Goethe mein!
Wisse, jetzt erst
Bin ich dein;
Dein auf ewig
Hier und dort —
Also wein mich
Nicht mehr fort.

Oldenburg, 1. Dec. 1841.

Dr. Pfeiffer.

Notizen.

In der letzten Jahresversammlung des Ackerbauvereins von Middlesex zeigte ein Hr. Pownall eine Kornähre vor, die, seiner Angabe nach, in der Nähe seiner Wohnung gewachsen und von Hrn. Sherborn alsbald für ägyptisches Korn erklärt worden war. Der Same dazu war in der That innerhalb der Hülle einer ägyptischen Mumie gefunden worden, wo er gegen 2000 Jahre eingeschlossen gewesen war.

In die Biblical cabinet library sind bereits mehre Werke von Gelehrten des Festlandes über biblische Kritik und Theologie aufgenommen worden. Die neueste Folge bietet den englischen Theologen Rosenmüller's Schrift über die messianischen Psalmen. Die Übersetzung wird als eine gute und sorgfältige gerühmt. 47.

*) Übrigens trat der „Hamburger Correspondent" sogleich gegen diese Behauptung auf; siehe Nr. 200. Vgl. auch Nr. 216 und 225 des „Hamburger Correspondenten".

Das Register zum Jahrgang 1841 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: **Blätter für literarische Unterhaltung** und **Isis** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Über Strafe und Strafanstalten

von

Sr. Königl. Hoheit Oskar,

Kronprinzen von Schweden und Norwegen.

Aus dem Schwed. übersetzt von **A. von Treskow**. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. **N. H. Julius.** Mit 3 lithogr. Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von **Dr. Julius** erschien über den Gegenstand, welchen die Schrift des Prinzen Oskar behandelt, früher in meinem Verlage:

Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. 1837. Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

In der **Enslin**'schen Buchhandlung (**Ferd. Müller**) in Berlin ist erschienen:

Vorländer, Dr. Franz, Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele. Gr. 8. Preis 2⅓ Thlr.

Ist schon in der augsburger Allgemeinen Zeitung höchst vortheilhaft besprochen worden.

Im Verlage von **A. D. Geisler** in Bremen ist neu erschienen:

Lucas, N. I. (Lehrer der englischen Sprache an der Hauptschule zu Bremen), Lehrbuch der englischen Sprache, enthaltend eine durch eine Beispielsammlung erläuterte Grammatik; ein alphabetisches Verzeichniß der Constructionen, der Nomina und Verba, und ein Verzeichniß der Idiotismen. Für Anfänger und Geübtere. 8. IV und 518 Seiten. Brosch. 1⅓ Thlr. netto.

Lucas, N. I., Leichtfaßliche Übungsaufgaben über die Regeln der englischen Sprache. Zur Anwendung bei allen Grammatiken, zunächst für das Lehrbuch der englischen Sprache. 8. VIII und 171 Seiten. Brosch. ½ Thlr. netto.

Der Hr. Verfasser ist sowol mit den grammatischen Gesetzen und Feinheiten der englischen Sprache, seiner Muttersprache, als auch durch längern Aufenthalt in Deutschland mit der deutschen Sprache vertraut und hat bei einem vieljährigen Unterricht in der englischen Sprache Gelegenheit gehabt, die Methoden des Sprachunterrichts zu prüfen. Daher werden sich diese beiden Bücher beim Schul- und Privatunterricht als höchst brauchbar erweisen. Das erstere enthält außer einer kurzgefaßten Grammatik eine Sammlung englischer Phrasen und Idiotismen, wie sie bis jetzt noch kein Lehrbuch darbot. Das letztere gibt eine Reihe von Übungsaufgaben, die bei jeder Grammatik zu gebrauchen sind.

Ferner erschien in derselben Buchhandlung:

Lucas, N. I., Auswahl deutscher Musterstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische, mit einer Einleitung und Phraseologie. Für höhere Schulclassen und zum Privatgebrauch. Zweite mit einem Wörterbuche vermehrte Auflage. Gr. 8. Brosch. ⅚ Thlr. netto.

Diese mit englischer Phraseologie versehenen Musterstücke deutscher Prosa sind für die Geübtern bestimmt, welche sich in den Wendungen und Eigenthümlichkeiten des englischen Styls üben wollen. Mit diesem Buche ist also gewissermaßen der in den obigen Lehrbüchern begonnene Cursus der englischen Sprache abgeschlossen.

In Paris bei **L. Curmer,** in Leipzig bei **Brockhaus & Avenarius** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

LES FRANÇAIS

peints par eux-mêmes.

Texte par les sommités littéraires, **Dessins** par ***Gavarni, Monnier*** etc. etc.

Nouvelle Souscription pour l'Étranger.

Tome 1, livraison 1.

Noir: 10 Ngr. (8 Gr.) **Col:** 17½ Ngr. (14 Gr.)

Diese neue, in Gemeinschaft mit dem französischen Verleger von uns veranstaltete Ausgabe für Deutschland erscheint in regelmässigen wöchentlichen Lieferungen seit dem 1. Juli d. J.; die bis jetzt erschienenen 3 Bände der pariser Ausgabe werden in 48 Lieferungen bis Mitte nächsten Jahres vollständig geliefert sein und dann die Erscheinung der letzten 3 Bände in gleicher Weise beginnen.

Jede Lieferung besteht aus 3 Holzschnitten und 3 Bogen Text in gr. 8. mit zahlreichen eingedruckten Holzschnitten.

Man macht sich stets nur zur Abnahme von 16 Lieferungen, welche einen vollständigen Band bilden, verbindlich.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch **Wilh. Körte.** Gr. 12. Geh. ⅔ Thlr.

Diese Sammlung bisher ungedruckter Gedichte bildet zugleich den achten Band von **J. W. L. Gleim's Werken.**

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Für Freunde der Tonkunst

erschien soeben im Verlage von **F. H. Köhler** in Stuttgart und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Grosses Vocal- und Instrumental-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von E. Ortlepp.

Elegant geheftet. Preis jedes Bändchens 24 Kr. Rhein., oder 1/4 Thlr.

Bisher vermißte man gänzlich ein Werk, welches das Interessanteste aus dem ganzen Gebiete der Tonkunst in geistreich unterhaltender Weise zusammenfaßte, und dies war die Veranlassung, eine Art **Musikalisches Universalbuch** zu liefern, welches mit Vermeidung aller trockenen Belehrungen oder Erklärungen das freie geniale Element der herrlichen Kunst auch auf gleiche Art in den Darstellungen walten ließe. Der Inhalt dieser neuen musikalischen Unterhaltungsbibliothek besteht daher nur aus gediegenen, oft classischen Aufsätzen, bespricht die größten musikalischen Erscheinungen, gibt die merkwürdigsten Aufschlüsse über das Leben großer Künstler, abwechselnd mit humoristischen Stoffen, geistvollen Sentenzen, Kritiken, Anekdoten, Briefen u. s. w. u. s. w. Es war unser Zweck, hier das Beste zu geben, was je über Musik geschrieben worden ist. Jede Seite bietet dem Freund der Tonkunst die interessanteste Unterhaltung; der Reichthum an Material ist so groß und wichtig, daß sich ohne Übertreibung sagen läßt, daß kein Musiker und Dilettant, oder wer sonst an Musik Interesse nimmt, diese Lecture entbehren kann, wie am besten die folgende Übersicht des Inhalts einiger Bände darthun wird:

Inhalt des ersten Bändchens.

1) Interessante Notizen über Mozart. 2) Sprachreinigung. 3) Anekdoten. 4) Concert-Ankündigung. 5) Gedanken über Operntexte. 6) Miscellen und Bemerkungen. 7) Schreiben Mozart's an den Baron von ***. 8) Musikalische Verkehrtheit. 9) Musikalische Curiosität, von Wendt. 10) Anekdoten. 11) Kreisleriana, von Hoffmann. 12) Bruchstücke aus Beethoven's Leben. 13) Die Wunder der Tonkunst, von Wackenroder. 14) Riesenbaßgeigen. 15) Anekdoten. 16) Brief des Barons Walborn, von Hoffmann.

Inhalt des fünften Bändchens.

1) Aus dem Leben der Sängerin Mara, von Rochlitz. 2) Anekdoten. 3) Über die große Orgel in Freiburg, von Mundt. 4) Wirkung der Musik auf Kranke. 5) Drei Blätter aus dem Tagebuche eines Reisenden, von L. Rellstab. 6) Spontini. 7) Über Gluck's Iphigenia. 8) Wirkungen der Musik. 9) Berglinger's Leben, von Wackenroder. (Schluß.) 10) Noch etwas über Mozart's Requiem. 11) Etwas über Gluck. 12) Der Musikfeind, von Hoffmann. 13) Anekdoten. 14) Biographie von Auber. 15) Die Flöte. 16) Kunstreise-Paß von Saphir.

Inhalt des siebenten Bändchens.

1) Lipinsky, von Saphir. 2) Anekdote. 3) Spontini, von Kahlert. 4) Das Quartett der Gebrüder Müller, von E. Ortlepp. 5) Paganiniana. 6) Bemerkungen über Hummel, von Kahlert. 7) Auber. 8) Drei kleinere Piecen. 9) Aus Goethe's und Zelter's Briefwechsel. 10) Vincenzo Bellini, Novelle von Lyser. 11) Galerie der berühmtesten Violinisten. 12) Über Gluck. 13) Gusikow. 14) Gluck und Klopstock. 15) Rossini. 16) Ein Sänger für dreihundert Gulden. 17) Maria Malibran. 18) Ein Schreiben aus Wien über Liszt. 19) Anekdoten. 20) Der wüthende Holofernes, von Weisflog. 21) Ein musikalisches Original. 22) Über die Musik in London. 23) Sardellen.

Inhalt des achten Bändchens.

1) Erster Ausflug eines Virtuosen, von Rochlitz. 2) Anekdoten. 3) Vorrede zu Guhr's Schule des Paganini'schen Violinspiels. 4) Miscellen. 5) Das Miserere in Rom. 6) Paganini's Kunst, die Violine zu spielen. 7) Goethe über die Musik. 8) Licht- und Schattenpunkte, von Weisflog. 9) Ries, kurz charakterisirt. 10) Das musikalische Jahrhundert, von Herloßsohn. 11) Zwei kleinere Piecen. 12) Paganini in Rom. 13) Amolly und Ceduro, von Weisflog. 14) Mozart und Haydn, eine Parallele. 15) Über den Triller, von Häser. 16) Muzio Clementi. 17) Miscellen u. s. w.

Die in Paris mit dem größten Beifall aufgeführten Opern:

La Favorite — Die Favoritin

von ***Donizetti*** und

Le Guitarrero — Der Guitarrenspieler

von ***Halévy***

sind in Partitur mit französischem und deutschem Text (Übersetzung von Spazier und Grünbaum) und in vollständigen Orchesterstimmen wieder vorräthig.

Früher zeigten wir das Erschienensein der kleinen Clavierauszüge, der Ouverturen und aller Gesangsnummern an, baldigst werden die vollständigen Clavierauszüge folgen. Die Compositionen für Piano über Lieblingsthemas aus obigen Opern von **Kalkbrenner, Franz. Hünten, Schubert, Musard, St. Heller** etc., sowie für Piano und Violine von **Panofka**, sind in allen soliden Musikhandlungen zu haben.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Über den Druck sanskritischer Werke

mit lateinischen Buchstaben.

Ein Vorschlag

von **Dr. *Hermann Brockhaus.***

Gr. 8. Geh. 2/3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Mozin's grosses Wörterbuch.

Fünfte Lieferung.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 1ste Abtheilung der 3ten Lieferung von

Mozin's

vollständigem Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Aufs Neue durchgesehen und vermehrt

Dr. **A. Peschier.**

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 Fl., oder 8⅓ Thlr.

Jede Lieferung 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 1¼ Ngr. (1 Thlr. 1 Gr.)

Frapper — Jeudi.

In diese neue Ausgabe wurden die neuesten Vocabeln und Redensarten aufgenommen, welche entweder dem politischen und literarischen Federkrieg, den Salons, der Phraseologie der neuen Schule, oder der besondern Sprache der Parteien, zuweilen auch dem Dialekt der niedern Classen angehören. Bereichert ist dieselbe außerdem durch eine Menge Etymologien, durch eine vergleichende Synonymik, durch Angabe der unregelmäßigen Bildung der Mehrzahl, endlich durch manche Sprüchwörter und Redensarten, welche die Eigenthümlichkeit beider Sprachen am besten bezeichnen. Ungeachtet dieser zahlreichen Zusätze wird der Umfang der neuen Auflage nicht bedeutend vergrößert; daher kommt es, daß wir im Stande sind, dieses sorgfältig überarbeitete und reich vermehrte Wörterbuch um einen verhältnißmäßig so ungemein billigen Preis zu liefern.

Wir hoffen somit, daß diese neue Auflage die Brauchbarkeit und Verbreitung des längst anerkannten vortrefflichen Werkes noch bedeutend erhöhen wird.

Auf die äußere Ausstattung — Schrift, Druck und Papier — verwandten wir eine ganz besondere Sorgfalt, wie man sich durch Einsicht des Werkes überzeugen wird.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juni 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Skizzen aus dem Alltagsleben.

Aus dem Schwedischen.

Sechstes Bändchen: **Streit und Friede.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Diese neueste Dichtung der beliebten Verfasserin erscheint soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Von dem 1. Bändchen: „Die Töchter des Präsidenten", und dem 2. und 3. Bändchen: „Die Nachbarn", sind **neue wohlfeile Auflagen** unter der Presse. Das 4. und 5. Bändchen: „Das Haus" (1840), kostet 3 Thlr. **Binnen kurzem erscheint auch noch von derselben Verfasserin: „Nina" (2 Theile).**

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlag ist erschienen:

Allgemeine Musiklehre.

Ein Hülfsbuch für Lehrer und Lernende in jedem Zweige musikalischer Unterweisung

von

A. B. Marx.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Preis 2 Thlr., oder 3½ Fl. Rhein.

Die Musiklehre des Herrn Prof. Marx hat sich allgemein so trefflich zum Unterricht erwiesen, daß schnell eine zweite Auflage nöthig geworden ist, welcher der Herr Verfasser durch wesentliche Umarbeitung und Zusätze eine noch größere Vollendung gegeben hat.

Leipzig, im Juni 1841.

Breitkopf & Härtel.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

1841. Juni. Nr. 152—181.

Inhalt:

Nr. 152. Was soll unserer Jugend die Bekanntschaft mit dem Staatswesen des classischen Alterthums? (Nr. 152—156.) — Starożytności Galicyjskie zebrał i wydał Z. Pauli. (Galizische Alterthümer, gesammelt und herausgegeben von Z. Pauli.) — Nr. 153. Lenchen im Zuchthause. Von W. Reinhard. — Beiträge zum ältesten Kalenderwesen. Von M. Koch. — Nr. 154. Romanenliteratur. — Nr. 155. Ballades et chants populaires (anciens et modernes) de l'Allemagne, traduction nouvelle par Séb. Albin. — Nr. 156. Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—19, von Th. v. Kobbe. (Nr. 156, 157.) — Buch vermischter Bezüge von G. Bacherer. — Nr. 157. Neue englische Literatur. 1. Lyra urbanica. By Captain C. Morris. 2. The Arabs in Spain. An historical narrative. 3. The letter-bag of the Great Western. By the author of Sam Slick. 4. Visits to remarkable places: old halls, battle-fields and scenes illustrative of striking passages in english history and poetry. By W. Howitt. (Nr. 157, 158.) — Nordamerikanische Miscellen. — Nr. 158. Französische Luftschlösser von H. Laube. — Literarische Notizen aus Dänemark. — Nr. 159. Gefängnißverbesserung. (1. Über Strafe und Strafanstalten, von J. F. H. Oskar, Kronprinzen von Schweden und Norwegen. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. v. Treskow. Mit Einleitung und Anmerkungen von N. H. Julius. 2. Georg Varrentrapp über Pönitentiarsysteme, insbesondere über die vorgeschlagene Einführung des pennsylvanischen Systems in Frankfurt.) — Neue Fahrten des alten Musikanten. Herausgegeben von Elsner. — Nr. 160. Die Rebellen von Irland. Novelle von F. G. Kühne. (Nr. 160—162.) — Nr. 161. Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert, nach den in der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. Mit einem Vorworte von J. A. Schmeller. — Anekdoten. — Nr. 162. Zur Shakspeare-Literatur. (Nr. 162, 163.) — Nr. 163. Mancherlei. — Nr. 164. Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840. Erster Artikel. (Nr. 164—168.) — Nr. 166. Nordamerikanische Miscellen. — Nr. 168. Theophrastus Paracelsus, oder der Arzt. Historischer Roman aus den Zeiten des Mittelalters. Nach dem Französischen des Fabre d'Olivet von E. Liber. — Nr. 169. Histoire de la Vendée militaire. Par J. Crétineau-Joly. (Nr. 169—172.) — Über Originalität der indischen Literatur. — Nr. 170. Streit und Friede. Aus dem Schwedischen. — Brautschau. — Nr. 171. Ein Engländer über deutsche Theologie. — Nr. 172. Aus dem Jugendleben Friedrich's des Großen. Von A. Lewald. Zweiter Theil. — Nr. 173. Jagdbrevier von H. Laube. Von Richard Morning. (Nr. 173, 174.) — Die Literary Fund Society zu London. — Danziger Bilder. Von H. Döring. — Nr. 174. Romanenliteratur. — Nr. 175. Über die Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Zweiter Artikel. (Nr. 175—177.) — Préludes. Poésies par Mlle M. Carpentier. (Nr. 175, 176.) — Nr. 177. Lebensbilder und Lebensfragen. Von Ritter Braun von Braunthal. — Nr. 178. Mahlmann's sämmtliche Schriften. — Die Bibel als ein Menschenwerk betrachtet. Umrisse zu einer Geschichte derselben, in Briefen an seine Freunde von Claudius. — Nr. 179. Die Unzulänglichkeit des Symbolzwanges in der evangelischen Kirche. Aus den symbolischen Büchern und deren Beschaffenheit selbst nachgewiesen von K. G. Bretschneider. Von A. Kurtzel. (Nr. 179—181.) — 1. Belgium. By J. E. Tennent. 2. On the Copyright of Designs. By J. E. Tennent. — Nr. 180. Einiges über die neuesten Ausgaben deutscher Classiker. — Nr. 181. Eine Fabel von [illegible]. — Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen &c.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Dreiundneunzigster Band.

1841.

Januar. Februar. März.

Inhalt:

Art. I. Deutsche Sprache und Literatur. Von M. W. Götzinger. Zweiter Theil. Stuttgart 1839. — Art. II. Empirische Psychologie, von Dr. Jos. N. Jäger. Wien 1840. — Art. III. Über die Geographie Arabiens. (Fortsetzung.) — Art. IV. Die Buchdruckergeschichte Ulms. Zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst geschrieben von Dr. Konrad Dietrich Haßler. Ulm 1840. — Art. V. Gedichte von Drärler-Manfred. Frankfurt a. M. 1838. — Art. VI. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation von Leopold Ranke. Erster, zweiter und dritter Band. Berlin 1839 und 1840. — Art. VII. Chatterton, von Hermann Püttmann. Zwei Theile. I. Leben des Dichters. II. Dichtungen. Barmen 1840. — Art. VIII. Annuaire, présenté au Roi par le bureau des longitudes. Paris.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. XCIII.

Des Ritters und Sängers Ulrich von Liechtenstein Itwiz oder Frauenbuch vom Jahre 1257. Von Jos. Bergmann. (Schluß.) — Heinrich Karl Ernst von Köhler, kaiserl. russischer wirkl. Staatsrath &c., gest. zu St.-Petersburg am 3. Februar 1838.

Kupfer und Karten

zu

Friedrich von Raumer's

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.

Preis 2 Thlr.

Die zweite verbesserte und vermehrte Auflage dieses Werks wird, um sie durch einen billigern Preis allgemeiner zugänglich zu machen, ohne Kupfer und Karten ausgegeben; es sind aber Abdrücke von den frühern Platten von mir zu beziehen.

Der Druck der zweiten Auflage (6 Bände oder 24 Lieferungen) schreitet rasch vor; monatlich erscheint seit dem 1. Aug. 1840 eine Lieferung, alle vier Monate ein Band; das ganze Werk wird (ohne Kupfer und Karten) in der Ausgabe auf Maschinenvelinp. 12 Thlr., in der Ausgabe auf extrafeinem Velinp. 24 Thlr. kosten.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: **Blätter für literarische Unterhaltung** und **Isis** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Steffens' Memoiren.

Im Verlage der Buchhandlung **Josef Max und Comp.** in **Breslau** ist erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands, zu haben:

Was ich erlebte.

Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Henrich Steffens.

3ter und 4ter Band.

8. 1841. 50½ Bogen stark. Preis nur 3 Thlr.

Inhalt: Seereise. — Bergen. — Reise an der Nordwestküste von Norwegen. — Die letzten Tage in Bergen. — Seereise nach Bergen. — Schiffbruch. — Hamburg. — Rendsburg. — Kiel. — über Holstein. — Reise nach Jena. — Jena. — Reise in das Thüringerwald-Gebirge. — Jena. — 1799. Reise nach Freiburg. Berlin. — Freiburg. — Reise. Dresden. Rückkehr in das Vaterland.

Der **1ste und 2te Band**, welche im vorigen Jahre erschienen, enthalten:
Mein geistig einsames Knaben- und erstes Jugendleben. — Universitätsleben. — Literarisches Treiben. — Wissenschaftliches Treiben. — Politisches Treiben. — Das einsame Leben und die letzten Tage in Kopenhagen.
und kosten ebenfalls 3 Thlr.

Diese Memoiren gehören zu den bedeutendsten Erscheinungen in der Literatur. Seit **Goethe's „Wahrheit und Dichtung"** dürfte kein Werk von gleich großem Interesse erschienen sein. Der Reichthum des Inhalts dieser Lebensdarstellung, welche zugleich eine Darstellung der gegenwärtigen Zeit genannt werden darf, wird mit jedem Bande wachsen und die Theilnahme geistreicher Leser in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang **1841.** Drittes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* **1841.** Achtundzwanzigsten Bandes erstes Heft. (Nr. VII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang **1841.** Monat Juni, oder Nr. 23—26, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 23—26. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im Juli 1841. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Synonymisches Handwörterbuch

der englischen Sprache für die Deutschen. Nach den besten Originalquellen bearbeitet und durch zahlreiche Beispiele aus ältern und neuern Musterwerken erläutert von
Dr. H. M. Melford.
Mit einem Vorwort vom Geh.-Hofrath Wagner in Marburg.
Gr. 8. Velinpapier. Geh. Preis 2⅓ Thlr.

Vereinfachte

englische Sprachlehre.

Erste Studien vor dem Gebrauche der Wagner'schen neuen englischen Sprachlehre für die Deutschen.
Von Dr. H. M. Melford.
Mit einem Vorworte vom Geh.-Hofrath Wagner.
8. Geh. Preis 5/12 Thlr.

Den Freunden und Lehrern der englischen Sprache empfehlen wir beide ausgezeichnete Werke. Durch das „Synonymische Wörterbuch" ist eine entschiedene Lücke in der englisch-deutschen Literatur ausgefüllt und die „Vereinfachte Sprachlehre" wird allen Denen eine sehr erwünschte Erscheinung sein, welche das Bedürfniß fühlten, vor dem Gebrauche der vortrefflichen englischen Sprachlehre von Wagner sich einer kürzern Grammatik desselben Geistes beim Unterrichte zu bedienen.

Zugleich machen wir auf die nachstehenden neuen Auflagen werthvoller Schulbücher aufmerksam.

Wagner, Dr. K. F. Ch. Geh.-Hofrath rc., Neue vollständigste Sprachlehre für die Deutschen. Erster, oder theoretischer Theil, 5te sorgsam verbesserte Auflage. Gr. 8. Preis 1 Thlr. — Zweiter oder praktischer Theil, Übungen über die einzelnen Regeln enthaltend, 4te Auflage. Gr. 8. Preis ⅔ Thlr.

Melford, Dr. H. M., Englisches Lesebuch. Gr. 8. Zweite Auflage. Preis ¾ Thlr.

Poppleton, G., und **J. Wettac**, Englische Sprachlehre für Deutsche. Achte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Preis ⅔ Thlr.

Campe, J. H., Le nouveau Robinson. Nouvelle Traduction par M. Lebas, Professeur à l'université de Paris. Septième Edition. 8. Brosch. Prix ¾ Thlr.

Braunschweig, im Juni 1841.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Czajkowski (Michael), Wernyhora, der Seher im Grenzlande. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im Juli 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

№ II.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1841. April, Mai und Juni.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XIII des Literarischen Anzeigers.)

19. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Vierter Band: S—Z. Neunte und zehnte Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung ¼ Thlr.

Erster Band in 12 Lief.: A—E. Mit 820 Abbild. und 17 Landkarten. 1837. 3 Thlr.
Zweiter Band in 14 Lief.: F—L. Mit 868 Abbild. und 11 Landkarten. 1838. 8⅔ Thlr.
Dritter Band in 14 Lief.: M—R. Mit 284 Abbild. und 10 Landkarten. 1838—40. 8⅔ Thlr.
Es sind auch sauber cartonnirte Exemplare zu haben, wofür der Einband besonders mit ⅓ Thlr. für den Band berechnet wird.
Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikon werden Anzeigen rc. gegen Berechnung von 5 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

Die Beendigung dieses Werkes ist bestimmt in diesem Jahre zu erwarten.

20. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** Vierunddreißigstes bis sechsunddreißigstes Heft. (Versicherungswesen—Zwietajew und Nachtrag: Lübeck—Urquhart.) Gr. 8. Auf Druckp. 1⅙ Thlr., auf Schreibp. 1¾ Thlr., auf Velinp. 2⅝ Thlr.

Dieses für sich bestehende und in sich abgeschlossene Werk, das zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikon, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen, ist mit dem 36. Hefte vollständig und kostet in der Ausgabe auf Druckp. 12 Thlr., auf Schreibp. 18 Thlr., auf Velinp. 27 Thlr.
Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikon in zwölf Bänden ist fortwährend zu dem Subscriptionspreise zu beziehen. Ein Exemplar kostet auf Druckp. 16 Thlr., auf Schreibp. 24 Thlr., auf Velinp. 36 Thlr., und ein für jeden Besitzer unentbehrliches

Universalregister,

auf Druckp. ⅔ Thlr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1½ Thlr.
Personen, die wünschen sollten, sich diese Werke nach und nach anzuschaffen, können ganz nach ihrer Convenienz und in beliebigen Zeiträumen dieselben in einzelnen Bänden, Lieferungen oder Heften ohne Preiserhöhung beziehen.

21. **Czaykowski (Michael), Wernyhora, der Seher im Grenzlande.** Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

22. **Vater Gleim's Zeitgedichte,** von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch **Wilh. Körte.** Gr. 12. Geh. ⅔ Thlr.

Diese Sammlung bisher ungedruckter Gedichte bildet zugleich den achten Band von **J. W. L. Gleim's** Werken (7 Bde., 1811—13).

23. **Oskar** (Kronprinz von Schweden und Norwegen), **Über Strafe und Strafanstalten.** Aus dem Schwedischen übersetzt von **A. von Treskow.** Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. **N. H. Julius.** Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

24. **Allgemeine Predigtsammlung** aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Edwin Bauer.** Erster Band. — Auch u. d. T.: **Evangelienpredigten** auf alle Sonn- und Festtage des Jahres aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein zweiter Band wird Epistelpredigten, ein dritter Predigten über freie Texte enthalten.

25. **Raumer (Friedr. v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Neunte bis elfte Lieferung. Preis der Lieferung auf Velinp. ½ Thlr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

26. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Achter Jahrgang, für das Jahr 1841.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Achtundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1½ Thlr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

27. **Schulze (Ernst), Vermischte Gedichte.** Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1⅓ Thlr.

Von **Ernst Schulze** sind ferner bei mir erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. 4 Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Neue Auflage. 2 Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. 1 Thlr. Mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2½ Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1 Thlr.

28. **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Sechstes Bändchen: **Streit und Friede.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Von dem 1. Bändchen: „Die Töchter des Präsidenten", und dem 2. und 3. Bändchen: „Die Nachbarn", sind neue wohlfeile Auflagen unter der Presse. Das 4. und 5. Bändchen: „Das Haus" (1840), kostet 3 Thlr. Binnen kurzem erscheint auch noch von derselben Verfasserin: „Nina" (2 Theile).

29. **Snell (Karl), Lehrbuch der Geometrie.** Mit sechs lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1⅙ Thlr.

30. **Steub (Ludwig), Bilder aus Griechenland.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2⅓ Thlr.

Preisherabsetzung.

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 27 Bände. 1826–38. Gr. 12. Herabgesetzter Preis: 8 Thlr.

I–IV. Don Quixote von **Cervantes**, übersetzt von **Soltau**. Zweite Auflage. 2½ Thlr. — V. Landprediger von Wakefield von **Goldsmith**, übersetzt von **Oelsnitz**. Zweite Auflage. ⅔ Thlr. — VI–IX. Gil Blas von **Le Sage**. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von **Quevedo**, übersetzt von **Keil**. ½ Thlr. — XI–XIV. Tom Jones von **Fielding**, übersetzt von **Lüdemann**. 2½ Thlr. — XV. Niels Klim von **Holberg**, übersetzt von **Wolf**. ⅔ Thlr. — XVI. Jacopo Ortis von **Foscolo**, übersetzt von **Lautsch**. ⅔ Thlr. — XVII–XIX. Delphine von **Staël**, übersetzt von **Gleich**. 1⅔ Thlr. — XX–XXII. Dekameron von **Boccaccio**. 2 Thlr. — XXIII. XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von **Cervantes**, mit einer Einleitung von **L. Tieck**. 1⅓ Thlr. — XXV. XXVI. Die Verlobten von **Manzoni**, übersetzt von **Bülow**. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. — XXVII. Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Stegreife von **Cazotte**, übersetzt von **Bülow**. ⅔ Thlr.

Jeder Roman, mit einer biographisch-literarischen Einleitung versehen, ist für den beigesetzten Preis auch einzeln zu erhalten.

Aus dem Verlage des Herrn **Heinrich Hoff** in Manheim habe ich nebst Verlagsrecht übernommen und ist jetzt von mir zu beziehen:

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von **K. A. Varnhagen von Ense.** Erster bis vierter Band. Gr. 8. Geh. 9 Thlr.

An die im Jahre 1837–38 erschienenen vier Bände dieser Denkwürdigkeiten schließt sich

die neue Folge,

deren erster Band (1840) 2⅓ Thlr. kostet, das ganze aus fünf Bänden bestehende Werk daher 11⅓ Thlr.

Die **Schnuphase**'sche Buchhandlung in Altenburg hat mir mit dem Verlagsrechte überlassen und ist jetzt von mir zu beziehen:

Ulfilas* veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta** quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt ***H. C. de Gabelentz et ***Dr. J. Loebe.*** Volumen I. Textum continens. 4maj. cum tabulis II. Weisses Druckpapier 5⅓ Thlr. Velinpapier 6⅔ Thlr.

Der Druck des zweiten Bandes, den Schluß des Textes, ein vollständiges Glossar und eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend, hat begonnen und es wird die erste Abtheilung desselben noch dieses Jahr erscheinen können.

Durch alle Buchhandlungen kann von mir bezogen werden:

Klauer-Klattowski (Wilhelm), Praktisches **Französisches** Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische zur Übung in der Umgangssprache der Franzosen. Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. Geh. 1⅓ Thlr.

—, **Schlüssel** zum Praktischen Französischen Handbuche für Solche, die bei hinlänglichen Vorkenntnissen ihre französischen Übersetzungen ohne Hülfe eines Lehrers verbessern wollen. 8. Geh. ⅔ Thlr.

—, Praktisches **Italienisches** Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Italienische zur Übung in der Umgangssprache der Italiener. Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. Geh. 1⅓ Thlr.

—, **Schlüssel** zum Praktischen Italienischen Handbuche für Solche, die bei hinlänglichen Vorkenntnissen ihre italienischen Übersetzungen ohne Hülfe eines Lehrers verbessern wollen. 8. Geh. ⅔ Thlr.

—, Praktisches **Englisches** Handbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische zur Übung in der Umgangssprache der Engländer. Zwei Theile. (I. Text. II. Vocabular.) 8. Geh. 1⅓ Thlr.

—, **Schlüssel** zum Praktischen Englischen Handbuche für Solche, die bei hinlänglichen Vorkenntnissen ihre englischen Übersetzungen ohne Hülfe eines Lehrers verbessern wollen. 8. Geh. ⅔ Thlr.

In der **Universitäts-Buchhandlung** von **N. G. Elwert** in Marburg ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden.

VILMAR, *Dr.* A. F. C., Gymnasialdirector, Anfangsgründe der deutschen Grammatik, zunächst für die obersten Classen der Gymnasien. I. Lautlehre und Flexionslehre nebst gothischen und althochdeutschen Sprachproben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Brosch. 7 Bogen. 5/12 Thlr. = 45 Kr.

GOLDSMITH, O., The Vicar of Wakefield. With a prefatory Memoir by Walter Scott. Von neuem durchgesehen und mehrfach berichtigt vom Geh. Hofrath Dr. *K. F. Chr. Wagner*. 8. Brosch. 20 Bogen. 7/12 Thlr. = 1 Fl.

Collmann, Dr. **C.**, Gymnasiallehrer, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische, *für die obern Classen der Gymnasien und zum Privatgebrauch. Mit grammatischen und stylistischen Anmerkungen.* Gr. 8. 20½ Bogen. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

☞ Bei geneigter Einführung von *„Vilmar, Grammatik"*, *„Vicar of Wakefield"* und „Collmann, Übungsbuch", finden Partiepreise statt.

HERMANN, *Dr.* C. F., Prof. zu Marburg, Antiquitatum Laconicarum libelli quatuor. 4. Brosch. 28 Bogen. 1⅔ Thlr. = 2 Fl. 42 Kr.

— —, Disputatio de distributione personarum inter histriones in tragoediis graeci. Gr. 8. Brosch. 4½ Bogen. ⅓ Thlr. = 36 Kr.

CAESAR, *Dr.* C. J., De carminis graecorum elegiaci origine et notione. Gr. 8. Brosch. 6¾ Bogen. 5/12 Thlr. = 45 Kr.

Kling, Dr. **Chr. Fr.**, Prof., Die Bergpredigt Christi nach Matthäus. Für nachdenkende Christen erklärt. Gr. 8. Brosch. 4½ Bogen. ⅓ Thlr. = 36 Kr.

Paulus Peregrinus, Sieben Worte der Bergpredigt unseres Herrn und Heilands Jesu Christi. Gr. 8. ⅙ Thlr. = 12 Kr.

Interessante historische Schrift soeben erschienen:

Der Niederländische Freiheitskrieg

nach den besten Quellen bearbeitet von

Otto von Corvin-Wiersbitzki.

Erster Band mit 2 Portraits.

18 Bogen. Geh. Preis ¾ Thlr.

Das ganze Werk wird aus 8 Bänden von gleicher Stärke, jeder mit 2 Portraits, bestehen, von welchen alle 2–3 Monat einer erscheint.

Als Einleitung zu diesem größern Werke erschien soeben von demselben Verfasser:

Kurzer Abriß

der Geschichte der Niederlande

bis auf Philipp II.

nebst Beschreibung des Landes im Jahre 1560.

24 Bogen. Geh. 1⅓ Thlr.

Leipzig 1841, bei Friedrich Fleischer.

Im Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Perlen der heiligen Vorzeit.

Von

Johann Ladislav Pyrker.

8. Broschirt. Preis 48 Kr., oder 1/2 Thlr.

Dieses vortreffliche Werk, dessen Inhalt folgender ist: **Abraham (Verheißung), Moses (Gott, Erlösung, Auferstehung), Samuel (Gericht), Helias (Glaube, Liebe, Hoffnung), Elisa (Tod, Unsterblichkeit), Makkabäer (Trost, Hingebung, Sieg)**, und dessen Classicität in allen Ländern deutscher Zunge, soweit als echte Religiosität und Frömmigkeit wohnt, längst anerkannt ist, übergeben wir hier in einer gefälligen und billigen Ausgabe der Privatandacht und dem Schulgebrauche.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang **1841**. Viertes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** **1841**. Achtundzwanzigsten Bandes zweites Heft. (Nr. VIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1841. **F. A. Brockhaus.**

Von des Herrn Professor **Blasius Handbuch der Akiurgie** sind bereits die beiden ersten Theile in einer neuen Auflage erschienen, der dritte geht aber rasch seiner Vollendung entgegen, und wird sonach dies gediegene, weitverbreitete Werk bald wieder vollständig zu haben sein. Ich darf zu erwähnen nicht unterlassen, daß, weil dies größere Werk für Manche zu speciell oder zu kostspielig war, von dem Herrn Verfasser ein Auszug in einem Bande zu 1 3/4 Thlr. ausgearbeitet wurde, der einen sehr großen Absatz finden mußte und fand, und der auf vielen Universitäten eingeführt ist. Vergl. die äußerst günstige Beurtheilung in der Jenaer Literatur-Zeitung, 1835, Nr. 207. Bei 12 auf einmal genommenen Exemplaren dieses, sowie des größern Werkes gebe ich ein Freiexemplar.

Eduard Anton in Halle.

Im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin ist soeben erschienen:

Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur.

V. Band oder Neue Folge I.

Gr. 8. Geh. 1 3/4 Thlr.

Die unlängst erschienenen Bände dieser Sammlung haben das Interesse des Publicums in so hohem Grade auf sich gezogen, daß es bei Erscheinen dieses neuen Bandes nur einer Hinweisung auf den überaus reichen Inhalt dieser Fortsetzung bedarf und nicht zu zweifeln ist, daß Namen wie **Altenstein, Börne, Gans, Goethe, Hardenberg, E. Th. A. Hoffmann, Iffland, Immermann, Kant, König Ludwig von Baiern, Jean Paul Friedrich Richter, Stägemann, Stein, Varnhagen** rc. rc., und unter den Denkschriften **die wichtigen officiellen Verhandlungen im Rhein- und Mosel-Departement vom Jahre 1801 über die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche**, sowie der Aufsatz **über eine Nationalbewaffnung und erste Idee zu einer Landwehr in Preußen**, im Stande sind, die beste Bürgschaft für interessanten und gediegenen Inhalt zu liefern.

Das kürzlich in demselben Verlage erschienene so stark begehrte Werk der

Gräfin Hahn-Hahn, Gräfin Faustine.

8. Geh. 2 Thlr.

ist nun wieder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Müller, Dr., Taschenbuch sämmtlicher syphylitischen Krankheitsformen, nach den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft, nebst Angabe der verschiedenen Behandlungsweisen mit und ohne Quecksilber. 16. Broschirt. 48 Kr., oder 1/2 Thlr.

Ludwigsburg, Verlag der **Nast**'schen Buchhandlung.

Wir empfingen aus Italien und ist von uns durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albèri, E., Vita di Caterina de' Medici, saggio storico. 1 vol. In-4. Firenze. 10 Thlr.

Relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato, raccolte, annotate ed edite da ***E. Albèri*** a spese di una società. Serie I, vol. 1. Serie II, vol. 1. Serie III, vol. 1. In-8. Firenze. Jeder Band 2 1/2 Thlr.

Dieses Werk erscheint in Bänden von ungefähr 30 Bogen. Die Käufer müssen sich zur Abnahme von 10 Bänden verbindlich machen, von denen jährlich nicht mehr als vier und nicht weniger als zwei erscheinen werden.

Leipzig, im Juli 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris: même maison, Rue Richelieu, No.* 60.)

Erklärung.

Der berliner Journalist Eduard Meyen hat in seinem „Athenäum", Nr. 23, eine in den Blättern für literarische Unterhaltung mitgetheilte kritische Musterung der neuesten dramatischen Erscheinungen, worin mein jüngstes Trauerspiel „Elfride" ehrenvoll erwähnt, dagegen Klein's, seines Freundes und Zunftgenossen, mir nur aus Recensionen bekannte Tragödie „Maria von Medici" als eine unverständige Composition bezeichnet wird, meiner Feder zuzuschreiben die Frechheit gehabt und auf diese Annahme hin, in Gemeinschaft mit seinem Genossen, die Sumpf- und Laufgräben einer Polemik gegen mich eröffnet, welche mich in meinen theuersten Interessen, in meiner schriftstellerischen und persönlichen Ehre zu kränken und vor dem Publicum bloszustellen berechnet ist. Ich erkläre jene Annahme für eine entweder aus Unredlichkeit und Böswilligkeit oder aus einer blind laufenden, ihrer selbst nicht mehr bewußten Antipathie hervorgegangene **Lüge**, und alle Folgerungen und Trugschlüsse, welche fortan auf jene erlogene Basis gegründet werden sollten, für **unbeholfene** und **ehrlose Verleumdungen.** Diese Behauptung werde ich in **jeder** Weise und bei einem persönlichen Gegenüber als Mann von Ehre gegen die beiden einigen Herren zu vertreten wissen. Die Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung, welcher diese Erklärung vor ihrem Abdrucke mitgetheilt wurde, bezeugt mir, daß jene dramatische Bücherschau nicht von mir verfaßt ist. Zugleich fodere ich den hamburger Journalisten Dr. Saß, der früher unter dem verkappten Namen Soltwedel schrieb, hiermit auf, mir diejenigen Artikel im Allgemeinen Theaterlexikon zu nennen, in denen ich mich, seiner Ansinnung nach, zur Erreichung persönlicher Absichten habe verkappt halten wollen. Waffen dieser Art sind wie die Rapiere des Laertes; sie werden im Gefecht vertauscht, und die vergiftete Spitze trifft den Vergifter.

Leipzig, am 12. Juli 1841.

Hermann Marggraff.

Die unterzeichnete Redaction bezeugt, daß Herr Hermann Marggraff nicht der Verfasser der in den Blättern für literarische Unterhaltung enthaltenen Dramatischen Bücherschau für das Jahr 1840 ist.

Die Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

1841. Juli. Nr. 182—212.

Inhalt:

Nr. 182. Immermann als Theaterdirector. Von Friedrich von Üchtritz. (Nr. 182, 183.) — Eines Laien Weltdialektik. In drei eleusinischen Dialogen. Von K. A. Fr. v. Schmitz-Aurbach. — **Nr. 183.** 1. Der Mönch von Cimiés. Frei nach dem Englischen der Mistreß Sherwood von Luise Marezoll. 2. Die Nonne. Frei nach dem Englischen der dritten Auflage der Mistreß Sherwood von Derselben. — Einige neue Actenstücke über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges und der in Folge desselben entstandenen Allianzen. Aus den Papieren eines Staatsmanns. — **Nr. 184.** Cola di Rienzo und seine Zeit. Besonders nach ungedruckten Quellen dargestellt von F. Papencordt. (Nr. 184, 185.) — Correspondenznachrichten aus Leipzig. — **Nr. 185.** Romanenliteratur. — **Nr. 186.** Eine Stimme aus Norwegen über das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen. Von F. M. Bugge. Zweiter Artikel. (Nr. 186—189.) — Deutscher Musenalmanach für 1841. Herausgegeben von Th. Echtermayer und A. Ruge. Von Richard Morning. (Nr. 186, 187.) — **Nr. 188.** Geschichte des Pugatschewschen Aufruhrs, aus dem Russischen des A. Puschkin von H. Brandeis. — **Nr. 189.** Aus Italien. — Nordamerikanische Miscellen. — **Nr. 190.** Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837, 1838 von M. Wagner. (Nr. 190—193.) — Kunst und Theater in München. (Nr. 190, 191.) — **Nr. 192.** Einwirkungen des Sklavenwesens in Nordamerika auf Literatur und Kunst und auf den literarisch-wissenschaftlichen Verkehr. — **Nr. 193.** Drei lithauische Schriftsteller. — **Nr. 194.** Politische Lieder. 1. Napoleon'sche Gedichte. 2. Laßt die Todten ruhn! An die Franzosen. Von L. v. Erfurt. 3. Napoleon's Rückkehr. Ballade von W. Gerhard. 4. Klänge aus der Zeit. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das Becker'sche Rheinlied. Gesammelt und herausgegeben von J. Funck. 5. Kriegslieder für das deutsche Volk. Herausgegeben von E. v. Bülow. 6. Deutsche Kriegslieder. Gesammelt von A. Böttchen. (Nr. 194, 195.) — **Nr. 195.** Lieloviana. — **Nr. 196.** Der Religionskrieg in Deutschland. Von Söltl. (Nr. 196, 197.) — Amerikanische Culturzustände. — Berichtigung. — **Nr. 197.** Der Chevalier von Saint-Georges, von Roger de Beauvoir. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. — Gudrun aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von A. Keller. — **Nr. 198.** Briefe aus und nach Grafenort von K. v. Holtei. (Nr. 198, 199.) — Karl V. und Philipp II. im J. 1551. — **Nr. 199.** A winter in the West-Indies, by J. J. Gurney. — **Nr. 200.** Richard Savage. Ein Genrebild von H. Döring. (Nr. 200, 201.) — Romanenliteratur. — Wiener Zustände nach einem englischen Berichte. — **Nr. 201.** Aus Italien. — **Nr. 202.** Deutschland und Frankreich. 1. La France, l'Allemagne et la sainte alliance des peuples par J. Venedey. 2. Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. (Nr. 202, 203.) — Franz Lambert von Avignon. Nach seinen Schriften und den gleichzeitigen Quellen dargestellt von J. W. Baum. — **Nr. 203.** Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr. Dreißigster Jahrgang der gesammten und zwölfter der neuen Folge. — Mancherlei. — **Nr. 204.** F. Marlow. Zweiter Artikel. 3. Gutenberg. Drama in fünf Aufzügen. (Nr. 204, 205.) — Das neue königliche Palais in Athen. (Nr. 204, 205.) — **Nr. 206.** Grundriß einer Philosophie von F. Lamennais. Erster bis dritter Band. (Nr. 206—208.) — 1805—1815. Erinnerungen eines Preußen aus der Napoleonischen Zeit. Von George. — Greville, or, a season in Paris. By Mrs. Gore. — **Nr. 207.** [illegible] über deutsche Memoiren, deutschen Styl, [illegible] von Ense und Rahel. (Nr. 207, 208.) — **Nr. 209.** 1. Rosa Maria's poetischer Nachlaß. Herausgegeben von D. A. Assing. 2. Gedichte von E. Geibel. — Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin von L. Choulant. Zweite, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. — **Nr. 210.** Mittheilungen über Goethe aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen, von F. W. Riemer. (Nr. 210—212.) — Geschichte der griechischen Revolution. Nach dem Englischen des Th. Gordon bearbeitet und fortgesetzt von J. W. Zinkeisen. — Pferdebezauberung. — **Nr. 211.** Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedication an den Verstorbenen. Von G. Herwegh. (Nr. 211, 212.) — **Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen** 2c.

Leipzig, im August 1841.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Karl Sigism. Kunth,

Enumeratio Plantarum,

omnium hucusque cognitarum, secundum *familias* naturales disposita, adjectis characteribus, differentiis et synonymis.

Tom. III.

Auch unter dem besondern Titel:

Enumeratio Aroidearum,

Typhinearum, Pandanearum, Fluvialium, Juncaginearum, Alismacearum, Butomearum, Palmarum, Juncacearum, Philydrearum, Restiacearum, Centrolepidearum et Eriocaulearum, omnium hucusque cognitarum, adjectis characteribus, differentiis et synonymis.

Gr. 8. Preis 5 Fl. 24 Kr., oder 3⅓ Thlr.

Unter obigem Titel ist in unterzeichnetem Verlag der dritte Band der vollständigen Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten Gewächse erschienen.

Der früher erschienene erste Theil nebst seinem Supplementbande gibt unter dem besondern Titel: Agrostographia synoptica etc. die vollständige Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten Gräser, der zweite Theil führt den besondern Titel: Cyperographia synoptica etc. und bildet somit jeder auch ein abgeschlossenes Werk für sich.

Stuttgart und **Tübingen,** im Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Bei **C. A. Fritzsche** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die

Auswanderer nach Texas.

Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit

von

H. E. R. Belani.

Das Leben ist ein Andres als die Theorie.
Die Wahrheit anders als der Wahn.
Der Verfasser.

3 Bände. 8. Preis 4½ Thlr.

Bei W. Einhorn in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Randzeichnungen.

Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen von Friedrich von Heyden.

2 Theile. Brosch. 3⅓ Thlr.

Inhalt des ersten Theiles: „Die Bewerbungen", Novelle. „Anton Hart", Erzählung. „Der graue John", Novelle.

Inhalt des zweiten Theiles: „Die Unbegnadigten", Novelle. „Cesarone", Erzählung. „Der Schleier der Königin", Novelle.

Zwanzig Vorlegeblätter zum Figurenzeichnen.

Im Futteral. Preis ¾ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1841. Fünftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1841. Achtundzwanzigsten Bandes drittes Heft. (Nr. IX.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1841. Monat Juli, oder Nr. 27—31, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 27—31. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im August 1841.

F. A. Brockhaus.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Statistische Übersicht des Handels

der östreichischen Monarchie mit dem Auslande während der Jahre 1829—38,

dargestellt von

Dr. Siegfried Becher.

Gr. 8. Broschirt. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Der Herr Verfasser gibt in gegenwärtiger Schrift eine zehnjährige Hauptübersicht des Verkehrs der östreichischen Monarchie mit dem Auslande auf Grundlage der Mercantiltabellen.

Sie soll als Anhaltspunkt genommen werden, um den östreichischen Verkehr mit dem Auslande und der damit in engster Verbindung stehenden Industrie, der darauf bezüglichen gesetzlichen Anordnungen sowol für das Zoll- als Tarifswesen zu beurtheilen und zu bestimmen. Diese Übersicht dient zur Grundlage der Beurtheilung, ob der östreichische Handel ein vortheilhafter sei oder nicht, wodurch und wie sehr er es sei, wie sich die innere Verzehrung der dem Staate noch mangelnden Bedürfnisse, wie sich das Steigen und Fallen der innern Beschäftigung und das Gelingen, einheimische Erzeugnisse nach dem Auslande zu bringen, verhalte, ob die inländischen Urstoffe in höherm Werthe in das Ausland versendet werden, ob die vom Auslande bezogenen Bedürfnisse vom inländischen Kunstfleiße ersetzt werden können, ob andere inländische Rohproducte oder Fabrikate durch Kunstfleiß veredelt, in höherm Werthe und mit größerm Gewinne an das Ausland verkauft, ob die ausländischen Urstoffe für die inländische Beschäftigung bezogen werden können, durch welche Artikel dies bereits erreicht wurde und noch zu erreichen möglich werde.

Wer die Schwierigkeiten, solche Übersichten aus zuverlässigen Quellen zusammenzustellen, kennt, ihren Werth und ihre Wichtigkeit erfaßt, wird das Verdienst dieser Arbeit, nämlich die treue Zusammenstellung allgemein noch nicht gekannter Zahlen und glaubhaften Nachweisungen zur Würdigung und Beurtheilung des Verkehrs Östreichs mit dem Auslande und seiner gewerblichen Thätigkeit nicht in Abrede stellen.

Die Hauptabschnitte des Inhalts sind folgende:

I. Waareneinfuhr, mit Beibehaltung der alphabetischen Ordnung des Zolltarifs während der J. 1829—38. II. Waarenausfuhr, mit Beibehaltung der alphabetischen Ordnung des Zolltarifs während der J. 1829—38. III Waaren ein- und Ausfuhr von einigen vorzüglichen Artikeln über die angrenzenden Staaten und östreichischen Hafenplätze während der J. 1836—38. IV. Übersicht der östreichischen Handelsmarine während der J. 1835—39. V. Vergleichende Übersicht der Waaren-Ein- und Ausfuhr während der J. 1829—38, auf Grundlage der Capitalswerthe.

Stuttgart und Tübingen, im Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Den Herren Landgeistlichen, Schullehrern und christlichen Hausvätern, wie überhaupt jedem wahren Freunde der Volkswohlfahrt, darf folgende Schrift zur besten Weiterverbreitung mit Überzeugung empfohlen werden:

Des Hauses Fluch und Des Hauses Segen.

Ein Beitrag zur Begründung der öffentlichen Wohlfahrt und des Glückes der Familien von J. J. Glaser.

Bern und St.-Gallen bei Huber u. Comp. (J. Körber.) 1841.

Eingebunden. Preis 36 Kr., oder ⅜ Thlr.

Zu finden in jeder guten Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Relation des Opérations de l'armée

aux ordres du

PRINCE JOSEPH PONIATOWSKI

pendant la Campagne de 1809 en Pologne contre les Autrichiens; précédée d'une Notice sur la Vie du Prince, enrichie de son portrait et d'une carte par *Roman Soltyk,*

Général d'artillerie polonaise etc.

1 vol. in-8. Paris, 1841. 2 Thlr.

Leipzig, im August 1841.

Brockhaus & Avenarius.

Soeben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Linderer, Handbuch der Zahnheilkunde, enthaltend: Anatomie und Physiologie, materia medica dentaria und Chirurgie. Gr. 8. Mit 18 lithogr. Tafeln. 2te verm. und verb. Aufl. 1841. 3 Thlr.

Le Parnasse moderne. 4 Vol. 1841. 8. Élég. rel.:

I. **Poésies de Victor Hugo.** Choix tiré des Odes et Ballades, Orientales, Chant du crépuscule, Feuilles d'automne, Voix intérieures, Rayons et Ombres. 1 Thlr.

II. **Poésies de Lamartine.** Choix tiré des Méditations poétiques, Harmonies poét. et religieuses, Epîtres, Jocelyn, La mort de Socrate, Chant du crépuscule, Harold, Chûte d'un ange. Marseillaise de la paix. 1 Thlr.

III. **Chansons de Béranger,** choisies à l'usage des Dames. 1/3 Thlr.

Dieselben zum Schulgebrauch à Vol. 1/3 Thlr.

IV. Poésies de Delavigne sind unter der Presse.

Diese Auswahl dürfte der allgemeinsten Anerkennung sicher sein; kein ausgezeichnetes und werthvolles Gedicht ist ausgelassen, die Ausstattung höchst elegant, der Einband in goldgedrucktem Pergament, somit zu Geschenken besonders zu empfehlen. Keine Gedichtsammlung dürfte beim Unterricht sich nützlicher erweisen.

Burns, Robert, Select Poems and Songs. With a glossary. Geb. 1 Thlr.

Drei deutsche Übersetzungen erschienen im vorigen Jahre, der grösste Beweis für den Werth dieser Sammlung.

Hillert, Der Kikerikihahn. Die beste Fibel zum Lesenlernen nach Stephani's Lautirmethode, nebst Liedern, Fabeln, Geburtstags- und Neujahrswünschen, Gebeten und 100 Bildern. Geb. 1/6 Thlr.

Lamartine, La mort de Socrate. Zum Schulgebrauch. 1/6 Thlr.

Das Rheinlied, seine Freunde und Gegner in Frankreich von Lamartine, Musset etc. Deutsch und französisch. 1/12 Thlr.

Répertoire du théâtre français à Berlin. Gr. 8. Subscr.-Pr. für 12 Stücke 2 Thlr.

240. Le verre d'eau p. Scribe. 1/3 Thlr.
241. Bocquet père et fils p. Laurenoir. 1/4 Thlr.
242. Le chevalier du Guet p. Lockroy. 1/4 Thlr.
243. Japhet p. Scribe. 1/6 Thlr.
244. Le barbier de Séville p. Beaumarchais. 1/4 Thlr.

Scott, Walter, The complete Novels. Neue wohlfeile Ausgabe. Jeder Roman komplet in 1 Band. à 1/4 bis 3/4 Thlr.

Inhalt der Vol. I—VII: The bride of Lammermoor. 1/2 Thlr., The antiquary 3/4 Thlr., The Abbot 3/4 Thlr., The black dwarf 1/4 Thlr., The fortunes of Nigel 3/4 Thlr., Guy Mannering 3/4 Thlr., Ivanhoe 3/4 Thlr.

Die übrigen Romane erscheinen noch im Laufe dieses Jahres.

Théâtre français. Série III. No. 13. Le verre d'eau p. Scribe. 12 No. Subscr.-Pr. 1 Thlr., einzeln à 1/8 Thlr.

Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichten der christlichen Kirche.

Dichtungen

von

Moritz Alexander Zille.

8. Brosch. Preis 2/3 Thlr.

Der Verfasser, bekannt durch „Gesichte. Christlich-prophetische Gesänge" (1840, 2/3 Thlr.), behandelt in diesen Dichtungen thatsächliche Züge aus dem Leben von Apostel Johannes, Origines, Perpetua, Numidicus, Antonius, Bonifacius, Bruder Klaus von der Flüe.

Kirschbaum, Dr., Der jüdische Alexandrinismus, eine Erfindung christlicher Lehrer. Oder: Beiträge zur Kritik jüdischer Geschichte und Literatur. Erstes Buch: Jüdisch-griechische Originale, vorzüglich Philo und Sirach. Gr. 8. Brosch. Preis 3/4 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1841. Juli. Nr. 431—435.

Nr. 431. Lagrange. Die alexandrinische Bibliothek. Konstantine. Die transatlantische Dampfschiffahrt. Größe einiger Theater. Die Gallaschen auf den Karpaten. Hoher Grad von Wassersucht. — **Nr. 432.** Der Comer-See. Die englisch-chinesischen Händel. Der Narrenbund zu Donaueschingen. Der äußerste Norden von Amerika. Die Fabrikation der Töpferwaaren. Lucca. Die fliegenden Fische. — **Nr. 433.** Ludwig XIV., König von Frankreich. Die Fabrikation der Töpferwaaren. (Beschluß.) Die elektromagnetischen Maschinen. Die Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Miscellen. — **Nr. 434.** Calais. Die Verfertigung von Schiffszwieback. Ludwig XIV., König von Frankreich. (Fortsetzung.) Der Tempel Boro-Boedor. Die Städte Algeriens. Seehunds- und Walroßjagd in der Südsee. Das goldene Buch. — **Nr. 435.** Lavoisier. Die Bereitung von Rosenöl und Rosenwasser in Gasipur. Ludwig XIV., König von Frankreich. (Beschluß.) Der menschliche Körper in seinem Verhältnisse zu den ihn umgebenden Elementen. Die Städte Algeriens. (Beschluß.) Der Hausschwamm. Fest der Wäscherinnen. Berchtesgaden.

In Abbildungen sind in diesen Nummern enthalten:

Lagrange. — Kairo. — Der Comer-See. — Die Fabrikation der Töpferwaaren. — Ludwig XIV., König von Frankreich. — Das Zollhaus in Dublin. — Calais. — Der Tempel Boro-Boedor. — Lavoisier. — Berchtesgaden.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9 1/2 Thlr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1 1/2 Thlr.; die Jahrgänge 1838—40 kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. 2/3 Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 1/2 Thlr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. 1/2 Thlr.

sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

Leipzig, im August 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

Januar bis Juni 1841.

Ahrens (H.), Cours de droit naturel, ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne. Gr. in-8. Paris et Leipzig. 2 Thlr.

——, Cours de psychologie, fait à Paris sous les auspices du gouvernement. 2 vols. In-8. Paris. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Albèri (E.), Vita di Caterina de' Medici, saggio storico. In-4. Firenze. 10 Thlr.

Ampère, Histoire de la littérature française au moyen-âge, comparée aux littératures étrangères. Introduction. Histoire de la formation de la langue française. In-8. Paris. $2\frac{7}{8}$ Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XII. (1840.) In-8. — Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1840. In-8. — Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1840. In-foglio. Roma. Prän.-Pr. jedes Jahrgangs * 14 Thlr.

Die vorhergehenden Jahrgänge können von uns zu demselben Preis bezogen werden.

Baldou (Dr.), L'hydropathie, méthode rationelle du traitement, par sueur, l'eau froide, le régime et l'exercice. In-8. Paris. $\frac{7}{8}$ Thlr.

Raveux (E.), Alger. Voyage politique et descriptif dans le Nord de l'Afrique. 2 vols. In-8. Paris. 5 Thlr.

——, Philosophie politique, ou de l'ordre moral dans les sociétés humaines. 2 vols. In-8. 5 Thlr.

Bigel (Dr.), Manuel d'hydrosudopathie, ou Traitement de maladies par l'eau froide, la sueur, l'exercice et le régime, suivant la méthode employée par V. Priessnitz à Gräfenberg. Suivi d'un Mémoire physiologique sur la chaleur animale, par *M. Pelletan*, professeur. In-18. Paris. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Chopin (J.-M.), Révolutions des peuples du Nord. T. I. In-8. Paris. $2\frac{7}{8}$ Thlr.

Le nouveau Correspondant. Recueil semi-périodique, philosophique et littéraire. T. I à III. In-18. Paris. $3\frac{1}{12}$ Thlr.

Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. 1841. Livr. 1—12. In-8. Leipzig. Preis des Jahrgangs $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Diese Zeitschrift, die eine **Auswahl des Besten der gesammten französischen periodischen Presse** gibt, hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits ein grosses Lesepublicum erworben und der Absatz ist fortwährend im Steigen. Allgemein erkennt man die umsichtige Auswahl, die reiche Abwechselung und die Schnelligkeit der Mittheilungen an.

In allen Buchhandlungen können Hefte des Écho eingesehen werden; es erscheint regelmässig in Heften von 2—3 Bogen am 15. u. 30. d. M.

Galerie des maréchaux de France. Dédiée à l'armée de terre et de mer. Par **Ch. Gavard.** Gr. in-4. Mit 42 in Stahl gestochenen Portraits. Paris. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Jacob (de), Science des finances, exposée théoriquement et pratiquement, et expliquée par des exemples tirés de l'histoire financière moderne des états de l'Europe. Ouvrage traduit de l'allemand par *Jouffroy.* 2 vols. In-8. Leipzig. 5 Thlr.

Jouffroy (H.), Catéchisme de droit naturel, à l'usage des étudiants en droit. In-8. Leipzig. 1 Thlr.

Philodemi Rhetorica ex herculanensi papyro lithographice Oxonii excusa restituit latine vertit dissertatione de graeca eloquentia et rhetorica notitiaque de herculanensibus voluminibus auxit annotationibus indicibusque instruxit *E. Gros.* Adjecti sunt duo Philodemi libri de rhetorica Neapoli editi. In-8. Parisiis. $3\frac{7}{12}$ Thlr.

Platon, Le Parménide, dialogue traduit et expliqué par *J. A. Schwalbe.* In-8. Paris. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Recueil de documents et mémoires originaux sur l'Histoire des possessions espagnoles dans l'Amérique à diverses époques de la conquête, publié sur les manuscrits anciens et inédits de la bibliothèque de **M. Ternaux-Compans.** In-8. Paris. $3\frac{7}{12}$ Thlr.

Règle et statuts secrets des templiers, précédés de l'Histoire de l'établissement, de la destruction et de la continuation moderne de l'Ordre du Temple, publiés sur les manuscrits inédits des Archives de Dijon, de la Bibliothèque Corsini à Rome, de la Bibliothèque royale à Paris, et des Archives de l'Ordre par **C. H. Maillard de Chambure.** In-8. Paris. 3 Thlr.

Relazioni degli ambasciatori veneti al Senato, raccolte, annotate ed edite da **E. Albèri** a spese di una società. Serie I, vol. 1. Serie II, vol. 1. Serie III, vol. 1. In-8. Firenze. Jeder Band $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Dieses Werk erscheint in Bänden von ungefähr 30 Bogen. Die Käufer müssen sich zur Abnahme von 10 Bänden verbindlich machen, von denen jährlich nicht mehr als vier und nicht weniger als zwei erscheinen werden.

Sauvan (Dr. L.), Exposé des principes scientifiques de l'hydrothérapie, autrement dite méthode de Gräfenberg. In-8. Varsovie. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Serradifalco (Domenico, Duca di), Le Antichità della Sicilia exposte ed illustrate. T. IV. In-fol. Palermo. 30 Thlr.

T. I—III kosten $66\frac{1}{4}$ Thlr.

Serre, Histoire politique de 1839—40. In-8. Paris. $1\frac{1}{8}$ Thlr.

Wertheim (Dr. L.), De l'eau froide appliquée au traitement des maladies, ou de l'hydrothérapeutique, suivie de remarques sur l'emploi des bains et des lotions dans l'enfance. In-8. Paris. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Prachtwerke
aus dem Verlag von L. CURMER in Paris.

Anna Marie, L'Ame exilée. Légende. In-12. $1\frac{5}{12}$ Thlr.

Les Anglais peints par eux-mêmes, par les sommités littéraires anglaises; dessins de *Mendows*, traduction par *de la Bédollierre.* T. I. Gr. in-8. $3\frac{5}{12}$ Thlr.

La Bible, par *Lemaistre de Sacy.* 700 gravures sur bois. In-8. $6\frac{5}{6}$ Thlr.

Bossuet (J.-B.), Discours sur l'histoire universelle. 2 vols. Gr. in-8. 17⅙ Thlr.

Bossuet (Abbé), Livre de première communion, contenant les Prières du matin et du soir, l'ordinaire de la Messe etc. etc. In-16. 1⅚ Thlr. — In-32. 1¼ Thlr.

Bürger, Lénore. Traduit de l'allemand par *de la Bédollierre.* In-8. 5/12 Thlr.

Dassance, Heures nouvelles, paroissien complet latin-français. Illustré par douze gravures religieuses exécutées sur acier par *Keller, Steifensand* et *Butavand*, d'après *Frédéric Overbeck.* Gr. in-8. 10⅚ Thlr.

Les Saints Évangiles selon S. Matthieu, S. Marc, S. Luc et S. Jean. 2 vols. Gr. in-8. 14½ Thlr.

Les Français. Costumes des principales provinces de la France. Lithographies coloriées à l'aquarelle, d'après *Gavarni, H. Monnier* etc. etc., avec texte explicatif français, anglais, allemand et italien. 1re livr. In-4. 1⅚ Thlr.

Hoffmann (E. T. A.), Le conseiller Krespel, conte fantastique. Traduction de *de la Bédollierre.* In-8. 5/12 Thlr.

L'Imitation de Jésus-Christ. Traduction nouvelle. Par l'abbé *Dassance.* Gr. in-8. Paris. 7⅓ Thlr.

La Bédollierre (E. de), Soirées d'hiver, histoires et nouvelles. In-8. 2⅓ Thlr.

Livre des enfants, Prières pour le premier âge. In-16. 1⅙ Thlr.

Livre de mariage, contenant les cérémonies de la messe du mariage etc. etc. In-16. 2½ Thlr.

Martineau (Miss), Traditions de Palestine. Traduit de l'anglais par Mme. *Tastu.* In-12. 2 Thlr.

Pellico (S.), Mes prisons. Traduction de *Bouzenot.* In-18. 1⅙ Thlr.

Les Prières de l'église, encadrés dans de charmantes bordures en cinq couleurs rehaussées d'or. Livr. 1—28. à ⅔ Thlr.

Les Psaumes de David. Texte français et latin. Traduits par *Dargaud.* Gr. in-8. 2¼ Thlr.

Rivallière-Frauendorf (de), La religion du coeur, ou le Guide du Néophyte. In-12. ⅞ Thlr.

Saint-Pierre (B. de), Paul et Virginie et la Chaumière indienne. Gr. in-8. 14⅙ Thlr.

Wordsworth (Dr. C.), La Grèce pittoresque et historique. Traduit de l'anglais par *Regnault.* Gr. in-8. 13⅙ Thlr.

BIBLIOTHEQUE CHARPENTIER.

In-12. Jeder Band 1⅙ Thlr.

Aimé-Martin, De l'éducation des mères de famille. 1 vol. — **Alfieri,** Mémoires. 1 vol. — **Ballanche,** Oeuvres. 1 vol. — **Balzac,** Physiologie du mariage. 1 vol. Eugénie Grandet. 1 vol. Scènes de la vie privée. 2 vols. Scènes de la vie de province. 2 vols. Scènes de la vie parisienne. 2 vols. Le médecin de campagne. 1 vol. Le père Goriot. 1 vol. Le lys dans la vallée. 1 vol. Histoire des treize. 1 vol. César Birotteau. 1 vol. La peau de chagrin. 1 vol. La recherche de l'absolu. 1 vol. — **Bossuet,** Discours sur l'histoire universelle. 1 vol. — **Byron,** Oeuvres complètes. 4 vols. — **Camoëns,** Les Lusiades, poème en dix chants. 1 vol. — **Chénier (André),** Poésies complètes. 1 vol. — **Constant (B.),** Adolphe. 1 vol. — **Dante Alighieri,** La divine comédie. 1 vol. — **Delavigne (C.),** Théâtre. 3 vols. Messéniennes. 1 vol. — **Desborough Cooley,** Histoire générale des voyages. 3 vols. — **Diogène Laërce,** Vies des Philosophes de l'antiquité. 1 vol. — **Fielding,** Tom Jones. 2 vols. — **Goethe,** Werther, suivi de Hermann et Dorothée. 1 vol. Théâtre. 1 vol. Faust. 1 vol. — **Goldsmith (O.),** Le Vicaire de Wakefield. 1 vol. — **Hérodote,** Histoire. 2 vols. — **Hugo (V.),** Notre-Dame de Paris. 2 vols. — **Klopstock,** La Messiade. 1 vol. — Le Koran, traduction par *Kasimirski.* 1 vol. — **Krudner (Mme. de),** Valérie. 1 vol. — **Labruyère,** Les caractères. 1 vol. — **Lafontaine,** Fables. 1 vol. — **Latour (de),** Poésies complètes. 1 vol. — **Lesage,** Histoire de Gil Blas de Santillane. 1 vol. — **Maistre (J. de),** Du Pape. 1 vol. — **Maistre (X. de),** Oeuvres complètes. 1 vol. — **Manzoni (Alex.),** Les fiancés. 1 vol. — **Millevoye,** Poésies. 1 vol. — **Milton,** Paradis perdu. 1 vol. — Morale de Jésus-Christ et des Apôtres. 1 vol. — Moralistes anciens. 1 vol. — **Musset (A. de),** Poésies complètes. 1 vol. Comédies et proverbes. 1 vol. La confession d'un enfant du siècle. 1 vol. Nouvelles. 1 vol. — **Nodier (Ch.),** Romans. 1 vol. Nouvelles. 1 vol. Contes. 1 vol. — **Pascal,** Pensées. 1 vol. — **Pellico (S.),** Oeuvres. 1 vol. — **Platon,** L'état ou la République. 1 vol. — **Prévost (l'Abbé),** Manon Lescaut. 1 vol. — **Rabelais,** Oeuvres complètes. 1 vol. — **Racine (J.),** Théâtre. 1 vol. — *Romans grecs.* Daphnis et Chloé, de **Longus.** 1 vol. — **Sainte-Beuve,** Poésies complètes. 1 vol. Volupté. 1 vol. — **Savarin (B.),** Physiologie du goût. 1 vol. — **Schiller,** Théâtre. 2 vols. — **Senancour,** Obermann. 1 vol. — **Sophocle,** Tragédies. 1 vol. — **Souza (Comte de),** Oeuvres. 1 vol. — **Staël (Mme. de),** Corinne ou l'Italie. 1 vol. De l'Allemagne. 1 vol. Delphine. 1 vol. — **Sterne,** Voyage sentimental en France et en Italie, suivi des *lettres* d'Yorick à Eliza. 1 vol. — **Tasse (le),** La Jérusalem délivrée. 1 vol. — **Thucydide,** Histoire. 1 vol. — **Toepffer,** Nouvelles Genevoises. 1 vol. — **Voltaire,** Siècle de Louis XIV. 1 vol.

BIBLIOTHEQUE CHOISIE,

herausgegeben von ***Delloye.***

In-12. Jeder Band mit 1 Kupfer ⅔ Thlr.

Comédies de S. A. R. la princesse **Amélie de Saxe.** 1re Série. 1 vol. — **Delatouche (H.),** Fragoletta. 2 vols. — **Gautier (Th.),** Fortunio. 1 vol. — **Gilbert,** Poésies. 1 vol. — **Jacob (P.-L.),** L'homme au masque de fer. 1 vol. — **Janin (J.),** L'âne mort et la femme guillotinée. 1 vol. — **Karr (A.),** Sous les tilleuls. 2 vols. — **Las-Cases,** Mémorial de Sainte-Hélène. 9 vols. — **Lewis (G.),** Le moine. 2 vols. — **Marmier (X.),** Lettres sur le Nord. 2 vols. — **Napoléon,** Oeuvres politiques et littéraires. 1 vol. — **Raymond (M.),** Le maçon. 2 vols. — **Reboul (J.),** Poésies. 1 vol. — **Roger de Beauvoir,** Le chevalier de Saint-Georges. 4 vols. — **Ronsard,** Oeuvres choisies. 1 vol. — **Saint-Simon (de),** Mémoires. 40 vols. — **Shakspeare,** Macbeth. 1 vol. — Souvenirs de la marquise **de Créquy,** de 1710 à 1803. 10 vols. — **Tallemant de Réaux,** Les historiettes. 10 vols. — **Villeneuve,** Le livre des affligés. 2 vols.

Bei Hinrichs in Leipzig ist erschienen:

Rudolphi, Dr. Aug., Anschauliche Belehrungen über die Natur nach ihrer zeitgemäßen Entwickelung. Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus. In 4 Bänden. Gr. 8. Subscr.-Preis 4 Thlr. — 2ter Theil: Sommer, umfaßt 196 Artikel. Ladenpreis 1⅓ Thlr.

Nicht blos dem Schul- und Hauslehrer, der Erzieherin, den Ältern wird dieses Werk ein erwünschter Leitfaden werden, auch dem Landgeistlichen, Gutsbesitzer, Künstler, jedem Naturfreunde und gebildeten Leser wird der reiche Inhalt Stoff genug zur unterhaltendsten Belehrung darbieten.

Pompper, Dr. H., Die Säugethiere, Vögel und Amphibien nach ihrer geographischen Verbreitung tabellarisch zusammengestellt. Gr. Fol. IV u. 37 S. Velinp. 1841. Geh. 1 Thlr.

Zum ersten Male sind hier die drei höhern Ordnungen in gegenseitiger Übersicht vollständig dargestellt.

Reisen für die Jugend und ihre Freunde von *r. 2ter Theil: Die Fahrten und Abentheuer des Lieut. F. von Wrangel auf der Reise von Petersburg nach der Nordostküste von Sibirien zu Wasser und zu Lande unter den Tataren, Baschkiren, Kirgisen, Tungusen, Jakuten, Ostiaken, Jukahiren, Tschuktschen u. a. Völkerschaften daselbst. Mit 2 Darstellungen. 8. 17 Bogen cart. 1841. 1 Thlr.

Eine der interessantesten Reisebeschreibungen für Jung und Alt. — Der erste Theil dieser Reisebibliothek enthält des Herausg. Fröhliche Reise nach Thüringen. 1840. 1 Thlr.

Vogel, Director Dr. Karl, Schulatlas der neuern Erdkunde, für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Foderungen einer wissenschaftlichen Methode des geogr. Unterrichts bearbeitet. Mit naturhist. u. geschichtl. Randzeichnungen. Dritte verbesserte Auflage in 15 Blättern. Gr. quer 4. 1841. 1⅓ Thlr.

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist erschienen:

Das 6te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1841.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Oberöstreich. Erster Abschnitt. — II. Ereignisse der russischen Armee und dem Corps des Feldmarschall-Lieutenants Laudon. Aus der Geschichte des Feldzugs 1759 in Schlesien und Sachsen. Zeitraum vom 15. September bis Ende November. — III. Lebensbeschreibung des k. k. Feldzeugmeisters Vetter Grafen von Lilienberg. (Schluß.) — IV. Kriegsscenen aus dem Feldzuge 1799 der Östreicher gegen die Franzosen in Italien. — V. Geschichte der königl. deutschen Legion. (Fortsetzung.) — VI. Kartenankündigung. — VII. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1841 in 12 Heften 8 Thlr.

Die ältern Jahrgänge sind durch die obige Buchhandlung für folgende Preise zu erhalten:

Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt für 6⅔ Thlr.

Jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 für 6⅔ Thlr.

Der Jahrgang 1840 für 8 Thlr.

Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die 3te Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen mit 6⅔ Thlr., die übrigen Jahrgänge aber von 1818—39 jeder zu 5⅓ Thlr. berechnet.

In dieser Buchhandlung ist von dem Werke:

Die Operationen der verbündeten Heere gegen Paris im März 1814.

Nach östreichischen Quellen dargestellt von

Joh. Bapt. Schels,

k. k. Major, Commandeur und Ritter mehrer Orden.

bereits der erste Band, in fünf Lieferungen zusammen 27 Bogen, mit 6 Karten und Plänen erschienen. Der Druck des 2ten Bandes hat begonnen. Er erscheint in den Lieferungen 6, 7 und 8, wird von drei Plänen begleitet und schließt das ganze Werk.

Diese Darstellung der wichtigsten Epoche der neuesten Kriegsgeschichte ist nach noch nie benutzten Originalquellen ausgeführt und umfaßt einen Zeitraum von fünfunddreißig Tagen, in welchem siebenundfunfzig Schlachten, Treffen und Gefechte die siegreichen allirten Heere nach Paris führten.

Broschirt. Preis einer Lieferung 48 Kr. C.-M.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fan-Kuei

oder

der Fremdling in China.

Uebersicht

der Sitten, Gebräuche, Meinungen, Gesetze, der Religion, des Handels und der Politik des chinesischen Volkes, von

Charles T. Downing Esqr.

Nach der zweiten Auflage des Originals, mit Bezugnahme auf die neuesten Ereignisse umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen

von

C. Richard.

Gr. 8. 2 Bände. Elegant geh. Preis 3⅓ Thlr., oder 6 Fl. 18 Kr.

Diese sehr zeitgemäße Erscheinung enthält lebendige Schilderungen des europäischen Treibens auf dem Cantonstrome und im gewühlvollen Welt-Emporium selbst, verbunden mit außerordentlichem Reichthume anziehender Aufschlüsse über das chinesische Volksleben, und gewährt einen schätzbaren Beitrag zum Ausfüllen einer bisherigen Lücke unserer Literatur.

Neu ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Korngesetze Englands

von

Friedrich von Raumer.

12. Geh. ⅓ Thlr.

Leipzig, im August 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

1841. August. Nr. 213—243.

Inhalt:

Nr. 213. Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte, von V. A. Huber. (Nr. 213-217.) — Ehrenrettung. — **Nr. 214.** Romanenliteratur. — **Nr. 215.** Aus Italien. — **Nr. 216.** Literarische Notizen aus Dänemark. — **Nr. 217.** Geschichte des Lützow'schen Freicorps von J. F. G. Eiselen. — **Nr. 218.** Leben des königlich preußischen Staatsministers Freiherrn von und zum Stein. Ein Denkmal. (Nr. 218, 219.) — Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch W. Körte. — **Nr. 219.** The Canadian naturalist. A series of conversations on the natural history of Lower-Canada. By P. H. Gosse. — **Nr. 220.** Über die Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Dritter und letzter Artikel. (Nr. 220, 221.) — Nacht und Morgen. Ein Roman von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von O. v. Czarnowski. — **Nr. 221.** Lieferungsliteratur. — **Nr. 222.** Dante's lyrische Gedichte. Von Karl Witte. — Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben von G. Merkel. — **Nr. 223.** Morgenland und Abendland. Bilder von der Donau, Türkei, Griechenland, Ägypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich. Vom Verfasser der Cartons. (Nr. 223—225.) — Sokrates als Genius der Humanität. Ein Seitenstück zu Fr. Schleiermacher als religiöser Genius Deutschlands. Dargestellt in einer Rede von J. W. Hanne. — **Nr. 224.** Zur neuesten Shakspeare-Literatur in England. (Nr. 224, 225.) — Solomon de Caus. — **Nr. 226.** Der Dichter Immermann. Von Friedrich v. Üchtritz. (Nr. 226—229.) — Die Religion im Leben, oder die christliche Sittenlehre. Reden an Gebildete, von H. Gelzer. (Nr. 226, 227.) — **Nr. 228.** Romanenliteratur. — **Nr. 229.** Torquato Tasso's Leben, mit Proben aus den Gedichten: Rinaldo und Aminta und dem Dialog: der Familienvater. Von Karl Streckfuß. — **Nr. 230.** L'Irlande sociale, politique et religieuse, par M. G. de Beaumont. (Nr. 230—233.) — Geschichte des Entwickelungsganges der brandenburgisch-preußischen Monarchie; mit besonderer Beziehung auf die Persönlichkeit der Regenten, die Hausverfassung und die staats- und völkerrechtlichen Verhältnisse des Gesammtstaates zu den einzelnen Gebietstheilen und zu auswärtigen Staaten. Von H. v. Ohnesorge. — Mancherlei. — **Nr. 231.** Toussaint. Ein Roman von Th. Mügge. (Nr. 231, 232.) — **Nr. 234.** Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano, Verliebter Roland, als erster Theil zu Ariosto's Rasendem Roland, nach den bisher zugänglichen Texten der Urschrift zum ersten Male vollständig verdeutscht, mit Glossar und Anmerkungen herausgegeben von G. Regis. — Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin von K. A. Varnhagen v. Ense. — **Nr. 235.** Über das „Annuaire de la Société des étudiants de l'université libre de Bruxelles", nebst einigen Worten über unsere deutschen Universitäten. (Nr. 235, 236.) — Neue englische Literatur. 1. Life of Mary, Queen of Scots. By H. G. Bell. 2. Amusement in high life. 3. The Fleet registers, by W. Burn. 4. Political almanac, and the Annual black book. By R. J. Richardson. (Nr. 235, 236.) — **Nr. 237.** Deutsche Dichtungen des Jahres 1840. Erster Artikel. (Nr. 237—240.) — Zu Swift's Charakter. — **Nr. 238.** Literarische Notizen aus Dänemark. — **Nr. 239.** Julian Ursyn Niemcewicz. — **Nr. 241.** Wilhelm Waiblinger's gesammelte Werke. Mit des Dichters Leben von H. v. Canitz. (Nr. 241—242.) — Ein Engländer über Deutschland. — **Nr. 242.** Nichts Neues unter der Sonne. — **Nr. 243.** Blicke aus der Reformation des 16. Jahrhunderts in die kirchlichen Wirren unserer Zeit, von G. Pfeifner. — **Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen** 2c.

Leipzig, im August 1841.

F. A. Brockhaus.

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig erschien:

Sammlung Deutscher Volkslieder,

welche noch gegenwärtig im Munde des Volks leben und in keiner der bisher erschienenen Sammlungen zu finden sind.

Herausgegeben von **Wilibald Walter.**

20 Bogen. Geh. 1 Thlr.

Diese Sammlung, größtentheils auf Reisen, aus allen Gauen des lieben Vaterlandes zusammengetragen, bringt gewiß Jedem einige alte Bekannte mit und führt ihm die Erinnerung an so manche frohe, gemüthliche Stunde, in welcher er die Lieder singen hörte oder selbst mitsang, wieder lebendig vor die Seele.

Herabgesetzter Preis.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Homeri* Opera graece et latine** ad prestantissimas editiones accuratissime expressa opera J. G. Hageri, editio quarta, **recensioni *Wolfianae adcommodata. 4 Vol. 8. Chemnitz, **Starke.** 3⅓ Thlr., jetzt für 2⅓ Thlr.

Bei **E. Bethge** in Berlin ist soeben erschienen:

Vatke, Wilhelm, Die menschliche Freiheit in ihrem Verhältniß zur Sünde und zur göttlichen Gnade wissenschaftlich dargestellt. Preis 2⅔ Thlr.

Preisherabsetzung.

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes.

Siebenundzwanzig Bände. 1826—38. Gr. 12.

Herabgesetzter Preis: 8 Thlr.

I—IV. Don Quixote von **Cervantes**, übersetzt von **Soltau**. Zweite Auflage. 2½ Thlr. — V. Landprediger von **Wakefield** von **Goldsmith**, übersetzt von **Oelsnitz**. Zweite Auflage. ⅔ Thlr. — VI—IX. Gil Blas von **Le Sage**. 2 Thlr. — X. Leben des Erzschelms von **Quevedo**, übersetzt von **Keil**. ½ Thlr. — XI—XIV. Tom Jones von **Fielding**, übersetzt von **Bödemann**. 2½ Thlr. — XV. Niels Klim von **Holberg**, übersetzt von **Wolf**. ⅔ Thlr. — XVI. Jacopo Ortis von **Foscolo**, übersetzt von **Lautsch**. ⅔ Thlr. — XVII—XIX. Delphine von **Staël**, übersetzt von **Gleich**. 1⅓ Thlr. — XX—XXII. Dekameron von **Boccaccio**. 2 Thlr. — XXIII. XXIV. Die Leiden des Persiles und der Sigismunda von **Cervantes**, mit einer Einleitung von **L. Tieck**. 1⅓ Thlr. — XXV. XXVI. Die Verlobten von **Manzoni**, übersetzt von **Bülow**. Zweite, umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. — XXVII. Der verliebte Teufel und Der Lord aus dem Stegreife von **Cazotte**, übersetzt von **Bülow**. ⅓ Thlr.

Jeder Roman, mit einer biographisch-literarischen Einleitung, ist für den beigesetzten Preis auch einzeln zu erhalten.

Leipzig, im August 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moliere's sämmtliche Werke.

Übersetzt von

L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, W. v. Lüdemann, M. Runkel, H. Viehoff, E. Weiden, O. L. B. Wolff, L. Lax u. A.

Herausgegeben von **LOUIS LAX.**

Zweite Ausgabe in Einem Bande.

Lexikon-Format, auf feinstem Velinpapier (gleich Schiller's und Goethe's Werken)

mit einem schönen Portrait Moliere's in Stahlstich.

Erste Lieferung. Preis ⅚ Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Sämmtliche Werke erscheinen in drei Lieferungen, wovon die dritte und letzte noch vor Ende dieses Jahres in den Händen der Abnehmer sein wird; das Ganze wird daher nur zwei und einen halben Thaler kosten.

Von der ersten Ausgabe sind auch noch wenige Exemplare in 5 Bänden Taschen-Format vorräthig, welche nunmehr ebenfalls zu dem billigen Preise von 2½ Thlr., oder 4 Fl. 30 Kr., durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Musikalische

Compositionslehre

praktisch-theoretisch

von

Dr. A. B. Marx.

Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Erster Band. Broschirt. Preis 3 Thlr.

Der zweite und letzte Band folgt in kurzem nach.

Die

alte Musiklehre

im Streit mit unserer Zeit

von

Dr. A. B. Marx.

In 8. Broschirt. Preis 1 Thlr.

Die

musikalische Reform.

Ein neues System

von Zeichen und Regeln, die Musik zu erlernen,

von

Emanuel Gambale.

Aus dem Italienischen übersetzt von F. A. Häser.

In Imperial-Octav. Preis ¾ Thlr.

Leipzig, im August 1841.

Breitkopf & Härtel.

Moritz, Herzog und Kurfürst zu Sachsen.

Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation vom Geh. Rathe ꝛc. Dr. **Fr. Alb. von Langenn.** Erster Theil. Mit Bildniß. 38 Bogen. Gr. 8. Velinp. Geh. 1841. 3 Thlr.

Moritzens Portrait in Stahlstich apart in 4. ⅓ Thlr.

Dieses mit Ungeduld erwartete Werk ist eben fertig geworden. Der 2te und letzte, die innere Regierungsthätigkeit dieses Fürsten, viele Urkunden, ein Register und 1 Bildniß enthaltende Theil wird im Laufe des Sommers ausgegeben. — Früher erschien:

Langenn, Dr. Fr. Alb. von, Albrecht der Beherzte, Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des XV. Jahrhunderts, größtentheils aus archivalischen Quellen. Gr. 8. 40 Bogen. Velinp. 1838. 3¼ Thlr.

Leipzig, im Juni 1841.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.* 1841.** Achtundzwanzigsten Bandes viertes Heft. (Nr. X.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang **1841.** Monat August, oder Nr. 32 — 35, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 32 — 35. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im August 1841.

F. A. Brockhaus.

In der Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefe über das Erdleben

von

Dr. C. G. Carus,

Leibarzt zu Dresden.

Gr. 8. Velinpapier. 1¾ Thlr., oder 2 Fl. 42 Kr.

„Möge nun die günstige Aufnahme, welche, wie den frühern, so diesen spätern Rêverien beim Vorlesen, bald in höhern Kreisen, bald im engern Freundeskreise zu Theil wurde, auch der gesammten Reihe aller dieser Briefe nicht fehlen! mögen sie hie und da belehrend einwirken, und mögen sie beitragen den Blick für Naturwahrheit und Naturschönheit in gebildeten Männern und Frauen nach und nach immer freudiger und heller zu erschließen! dem Wunsche des Verf. wird dann jedenfalls ein vollkommenes Genügen geschehen sein.“

Aus dem Vorworte des Verfassers.

Grundzüge
einer neuen und wissenschaftlich begründeten

Cranioskopie

(Schädellehre).

Von

Dr. C. G. Carus.

Mit zwei lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Velinpapier. 1 Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Abbildungen

DER VÖGEL EUROPAS.

Gezeichnet und in Stahl gestochen von *Susemihl* und *Sohn*. Text unter der Leitung *Temminck's* bearbeitet von Dr. *Schlegel* in Leyden.

Preis einer Lieferung von 3 Tafeln mit dem dazu gehörigen Texte, Octavausgabe ⅔ Thlr., oder 1 Fl.; Quartausgabe 1¹¹⁄₁₂ Thlr., oder 1 Fl. 24 Kr. Bis jetzt sind hiervon *sieben* Lieferungen erschienen, welche durch alle Buch- und Kunsthandlungen bezogen werden können.

Bei **G. Eichler** in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Leibnitii Opera philosophica

quae extant latina, gallica, germanica omnia.

Edidit **J. Ed. Erdmann,**

Prof. Hal.

2 Theile in Lexikonoctav. Preis 6 Thlr.

Herausgeber und Verleger glauben sich den Dank der gelehrten Welt verdient zu haben, indem sie die Schriften des „Vaters deutscher Philosophie“ durch diese Ausgabe wieder zugänglich machten. Sie enthält im Ganzen 101 Schrift von L., zum ersten Male chronologisch geordnet, unter denen 23 bisher ungedruckte.

Aus obiger Gesammtausgabe ist einzeln abgedruckt:

Leibnitz, Essais de Theodicée, sur la bonté de dieu, la liberté de l'homme, et l'origine du mal. 2 vol. 12. Preis 1½ Thlr.

Leibnitz's Portrait in Stahlstich. 4. ⅓ Thlr.

Orientalische Werke in England.

Die seit ungefähr zwanzig Jahren in England bestehende Asiatische Gesellschaft gibt von Zeit zu Zeit ein Journal (*Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland*) heraus, das viele wichtige und auf dem Continente unbekannte Materialien enthält; aus dieser Gesellschaft ist der *Oriental Translation Fund* hervorgegangen, der bereits 56 in Deutschland selbst dem Titel nach fast unbekannte Werke zu Tage gefördert hat; und kürzlich hat sich noch eine neue Gesellschaft in London gebildet zur Bestreitung der Druckunkosten orientalischer Originaltexte. Alle, welche Interesse an der Kunde des Orients nehmen, sind eingeladen, diesen Gesellschaften mitwirkend sich anzuschliessen. Kataloge der von ihnen herausgegebenen Werke mit näherer Auskunft sind bei den Herren Brockhaus & Avenarius in Leipzig, die, um diese Werke mehr zu verbreiten, zu Buchhändlern dieser drei Gesellschaften für Deutschland ernannt worden sind, und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes *gratis* zu erhalten.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Geometrie

von

Karl Snell,

Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule zu Dresden.

Mit sechs lithogr. Tafeln. Gr. 8. Geh. 1⅙ Thlr.

Der Verfasser bezeichnet die herrschende Form der Darstellungen der niedern Geometrie, die fast nur durch Rücksicht auf die Consequenz der Demonstration einzelner isolirt stehender Sätze bestimmt wird, als eine solche, welche von Seiten ihrer wissenschaftlichen Vollendung als eine niedere erscheint, und von Seiten ihrer Zweckmäßigkeit für die Bedürfnisse der Lehrmethode voller Gebrechen und Übelstände sich zeigt. Sein Bestreben ging deshalb dahin, den gesammten Stoff der geradlinigten Planimetrie, nach der innern Verwandtschaft des Inhalts geordnet, in eine so naturgemäße Folge zu bringen, daß der Lernende nicht blos, indem er den Stoff der Wissenschaft in jedem Augenblick freithätig aus sich selbst zu produciren glaubt, denselben wie alles von ihm selbst Erfundene mit der größten Leichtigkeit sich aneignet und mit Sicherheit behält, sondern auch ein wissenschaftliches Ganze nach innern Gesetzen sich bilden und entwickeln sieht und dadurch eine höhere Übersicht und größern Zusammenhang der Erkenntnisse gewinnt.

Leipzig, im August 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Vollständig ist jetzt erschienen:

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

4 Bände in 5 Abtheilungen oder 36 Heften. Gr. 8. 364 Bogen. 1838—41.

Druckp. 12 Thlr., Schreibp. 18 Thlr., Velinp. 27 Thlr.

Das Werk ist **ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes, bildet aber zugleich ein Supplement zur 8. Auflage des Conversations-Lexikon, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben;** es ist nicht nur ein **Werk zum Nachschlagen**, sondern zugleich ein durch gewandte Darstellung anziehendes **Lesebuch** über Alles, was die Zeit bewegt. — Die

achte Auflage des Conversations-Lexikon

an das sich das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zunächst anschließt, behauptet fortwährend unter allen ähnlichen **Werken** den ersten Rang. Ein vollständiges Exemplar kostet auf Druckp. 16 Thlr., Schreibp. 24 Thlr., Velinp. 36 Thlr. und ein für jeden Besitzer unentbehrliches

Universal-Register

auf Druckp. ⅔ Thlr., Schreibp. 1 Thlr., Velinp. 1½ Thlr. — Von dem

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur,

das in den Jahren 1832—34 in 4 Bänden erschien und zunächst einen **Supplementband zur 7. Auflage** des Conversations-Lexikon bildet, sind noch einige Exemplare vorräthig, die auf Druckp. 8 Thlr., Schreibp. 12 Thlr., Velinp. 18 Thlr. kosten. Es gibt wie das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** für die letzten Jahre, so für die denkwürdige Zeit von 1830—34 ein lebenvolles anziehendes Gemälde.

Durch alle Buchhandlungen kann Obiges von mir bezogen werden; solche Personen, die wünschen sollten, sich diese Werke nach und nach anzuschaffen, können ganz nach ihrer Convenienz und in beliebigen Zeiträumen dieselben in einzelnen Bänden, Lieferungen oder Heften ohne Preiserhöhung beziehen.

Leipzig, im September 1841.

F. A. Brockhaus.

In der **Hinrichs**'schen Buchhandlung in Leipzig ist eben erschienen:

Bülau, Prof. **Friedr.**, Darstellung der Europäischen Verfassungen in den seit 1828 darin vorgegangenen Veränderungen. — A. u. d. Titel: **Pölitz, Das positive Europäische Staatsrecht** nach den Verfassungsurkunden dargestellt. Ergänzungsband zu dessen Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. 4ter Band, 2te Auflage, bearbeitet und von 1828—1841 fortgeführt vom Prof. **Bülau**. Gr. 8. Geh. 1841. 1 Thlr.

Cicero, Cato über das Alter. Deutsch herausgegeben mit angefügten Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des höhern Alters von Dr. **C. G. Bauer**, einem im 76. Lebens- und 55. Amtsjahre stehenden Alten. 8. 1841. Geh. 5/12 Thlr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch
der
philosophischen Rechtswissenschaft
oder des
Naturrechts,
von
Dr. Karl Heinrich von Gros,
k. würt. Geheimen Rathe (vormal. Prof. des Rechts zu Erlangen).

Sechste, unveränderte, nach dem Tode des Verfassers erschienene Ausgabe.

Gr. 8. Preis 3 Fl., oder 1⅚ Thlr.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Steudel Nomenclator botanicus.
Editio secunda.
Zwölfte und dreizehnte Lieferung.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel**, Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Zwölfte Lieferung: Senecis — Tillandsia.

Subscriptionspreis 1 Fl., oder 2/3 Thlr.

Dreizehnte Lieferung: Tina — Zygophyllum,

welche unserer frühern Ankündigung gemäß, an die verehrlichen Subscribenten gratis abgegeben wird. Vollständige Exemplare dieses gediegenen Werkes können jetzt durch alle Buchhandlungen zum Subscriptionspreis von 12 Fl., oder 8 Thlr. bezogen werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im August 1841. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Am 1. August a. c. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Flora Bonnensis scripserunt ***J. Jos. Schmitz*** et ***Ed. Regel.*** Praemissa est L. C. Trevirani Prof. Bonn. Comparatio Florae Wratislaviensis et Bonnensis. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Lersch, Dr. ***L.***, **Die Sprachphilosophie der Alten.** Dritter und letzter Theil. Auch u. d. T.: Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an der Geschichte ihrer Etymologie. Gr. 8. Geh. 1 1/6 Thlr.

Alle drei Theile kosten 4 Thlr.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Prof. Dr. ***Chr. Lassen.*** Vierten Bandes erstes Heft. Gr. 8. 1 2/3 Thlr.

Bonn, 15. August 1841. **H. B. König.**

Bei **Karl Focke** in Leipzig erschien:

Cicero's Bücher von der Divination, und die Schrift vom Schicksal. Ins Deutsche übertragen von **Friedrich Jacobs** à 1 Thlr.

Cicero's Bücher vom höchsten Gut und höchsten Übel, übertragen von **J. G. Droysen** à 1 1/4 Thlr.

Cicero's Bücher von den Pflichten, übertragen von **C. W. Zumpt** à 1 Thlr.

Cicero's Bücher von dem Wesen der Götter, übertragen von **J. J. Schröder** à 1 1/4 Thlr.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ÉCHO
de la littérature française.
Journal des gens du monde.

Ce journal paraît tous les quinze jours, à partir du 15 Janvier 1841 par cahiers d'au moins 2 à 3 feuilles d'impression grand in-8. et formera un gros volume par année.

Prix de l'abonnement pour l'année 5 1/3 Thlr.

On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste.

Sommaire du No. 15. Mouton, par **L. Gozlan.** — Théorie des fascinations, par **A. Delrieu.** — Le patre, par **Ch. Calemard de Lafayette.** — Physiologie de l'homme de loi; par un homme de plume. — *Tribunaux:* Ce qu'on gagne à boire des bouillons.

Sommaire du No. 16. Wilberforce, Romilly et Dudley, par **Philarète Chasles.** — Les vieux livres, par **Joncières.** — *Moeurs:* Un caissier, par **P. d'Arrieux.** — *Revue littéraire:* Croisade du XIXe siècle par L. Rousseau. Éducation morale populaire, par Mme. A. Tastu. Études hygiéniques, par V. Raymond. — *Tribunaux:* L'amour et la retraite. La tragédie d'Esther.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1842.

Neue Folge. Vierter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Victor Hugo's.

8. Auf feinem Velinpapier. Elegant cartonnirt. 1⅔ Thlr.

Inhalt: I. Der gefährliche Gast. Novelle von **Theodor Mügge**. — II. Das Kind des Thales. Novelle von **Eduard von Bülow**. — III. Der lahme Hans. Eine Dorfgeschichte von **Wilhelm Martell**. — IV. Das neue Jahr. Novelle von **Frau von W.**

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu ½ Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1½ Thlr.; der Jahrgang 1841 kostet 1⅔ Thlr.

Leipzig, im September 1841. **F. A. Brockhaus.**

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbuch für 1841.

Herausgegeben von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Dove, Kämtz, Lehmann, Mädler, Olbers und Quetelet.

8. Cart. Preis 3 Fl. 24 Kr., oder 2 Thlr.

Inhalt: Astronomische Ephemeride für 1841. — Tafeln, um aus der Ephemeride den Aufgang der Sonne für Orte zwischen 44° und 55° nördlicher Breite zu berechnen. — Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittels des Barometers von Gauss. — Bessel's Tafeln, um Höhenunterschiede aus Barometerbeobachtungen zu berechnen. — Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. — Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. — Dänische und preussische Fusse. — Toisen. — Pariser Fuss. — Meter. — Englischer Fuss. — Specifische Gewichte. — Ausdehnung der Körper durch die Wärme. — Noch etwas über den veränderlichen Stern χ Bayeri im Schwan. Nebst einigen Beobachtungen über Variabilis Hydrae, von Olbers. — Über die Temperaturveränderung der Erde in der Nähe ihrer Oberfläche, von A. Quetelet. — Bemerkungen bei Gelegenheit der Abhandlung von Quetelet: Über den Menschen und die Gesetze seiner Entwickelung, von Dr. Jak. Wilh. Heinr. Lehmann. — Über den Zusammenhang zwischen Temperatur, Luftdruck und Windrichtung, von L. F. Kämtz. — Über die Mondgebirge, von J. H. Mädler. — Nordamerika und Europa meteorologisch miteinander verglichen von H. W. Dove.

Stuttgart und Tübingen, im August 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Sammlung der für die Stadt Leipzig erlassenen, annoch gültigen wohlfahrtspoliceilichen Anordnungen.

Herausgegeben von **G. E. Herold**, Stadtrath. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien bei mir:

Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt von **G. E. Herold**. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1841. **F. A. Brockhaus.**

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Gallerie [illegible]

zu

Goethe's sämmtlichen Werken,

nach Zeichnungen von W. Kaulbach und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

Siebente und achte Lieferung.

VII. Italienische Reise. — Prometheus. — Satyrus. — Heiden-Röslein. — Wer kauft Liebesgötter.
VIII. Aus meinem Leben. — Torquato Tasso. — Der Bürgergeneral. — Benvenuto Cellini. — Stella.

Subscriptionspreis für die Lieferung 40 Kr., oder 7/12 Thlr.

Mit diesen zwei Lieferungen ist nun die Reihenfolge von 40 Stahlstichen zu unserer neuesten Taschen-Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken geschlossen und können jetzt vollständige Exemplare dieser hübschen Illustration um den niedrigen Preis von 5 Fl. 20 Kr., oder 3 1/3 Thlr., durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen, im August 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

PLATONIS OPERA OMNIA

RECOGNOVERUNT

Io. Georg. Baiterus, Io. Casp. Orellius, Aug. Guil. Winckelmannus.

Schulausgabe in 16.

Vol. XVI. *Parmenides.* Brosch. 1/4 Thlr.

Vol. XVII. **Symposium.** Accesserunt *A. S. Voegelini* ad *I. G. Baiterum Epistolae criticae* pars prima et *Hermanni Saupii* de Consilio Symposii *Dissertatio.* Brosch. 1/4 Thlr.

Von diesem Bändchen ist eine Prachtausgabe auf gefärbtem Postpapier gedruckt, blos in 50 Exemplaren. Brosch. Preis 7/8 Thlr.

Vol. XVIII. **Phaedrus.** Accessit *A. S. Voegelini* ad *I. G. Baiterum Epistolae criticae* pars altera. Brosch. 1/4 Thlr.

Auch von diesem Bändchen ist eine Prachtausgabe auf gefärbtem Postpapier gedruckt, blos in 50 Exemplaren. Brosch. Preis 1 Thlr.

Vol. XIX. *Hippias maior,* item Epistolae. Brosch. 3/8 Thlr.

Da nun diese Ausgabe in wenigen Wochen vollendet sein wird, so machen wir darauf aufmerksam, dass, *wer die 20 Bändchen, welche den vollständigen Text des Plato enthalten, bezogen hat, oder noch vor Erscheinen des Ganzen bezieht, das 21ste, welches die Scholien enthalten und circa 3/4 Thlr.* kosten wird, als *Prämie gratis* erhält. Somit ist der Preis des Ganzen sowol für Solche, die dasselbe jetzt auf einmal anschaffen, als für Die, welche es sich nur completiren wollen, geheftet 6 1/2 Thlr.

Zürich, im August 1841.

Meyer und Zeller.

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist erschienen:

Das 7te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1841.

Inhalt dieses Heftes:

I. Ereignisse bei der östreichischen Haupt- und Reichsarmee im Vereine. Aus der Geschichte des Feldzugs 1759 in Schlesien und Sachsen. Zeitraum von Ende September 1759 bis halben Januar 1760. (Mit dem Plane des Treffens bei Maxen am 20. und 21. November 1759.) — II. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Oberöstreich. (Fortsetzung.) — III. Über das Alter der militärischen Befehlshaber. — IV. Geschichte der königlich-deutschen Legion. (Schluss.) — V. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1841 in 12 Heften 8 Thlr.

Die ältern Jahrgänge sind durch die obige Buchhandlung für folgende Preise zu erhalten:

Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt für 6 2/3 Thlr.

Jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 für 6 2/3 Thlr.

Der Jahrgang 1840 für 8 Thlr.

Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die 3te Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen mit 6 2/3 Thlr., die übrigen Jahrgänge aber von 1818—39 jeder zu 5 Thlr. berechnet.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Bilder aus Griechenland

von

Ludwig Steub.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2 1/2 Thlr.

Leipzig, im September 1841.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien in unserm Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die syphilitischen Krankheiten mit vergleichender Prüfung ihrer verschiedenen Heilmethoden und besonderer Würdigung der Behandlung ohne Mercur. Nebst einem Anhange über die Prostitution. Von **Dr. Giraudeau de Saint-Gervais.** Aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe des Originals unter Mitwirkung des Verfassers übertragen. Mit den Kupfern der Originalausgabe. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Der Verfasser dieses Werkes hat es sich in einem Zeitraume von funfzehn Jahren zur Aufgabe gemacht, jene gefährlichen Krankheiten durch einfachere und gefahrlosere Mittel zu heilen, als es bisher durch die Anwendung des Mercurs geschehen ist, und legt hier die Ergebnisse seiner Forschungen und Versuche nieder, indem er zugleich den Nachweis liefert, daß seine Bemühungen mit dem schönsten Erfolge gekrönt worden sind. Es verdient daher dies ausgezeichnete Werk, gleich wichtig und interessant für Medicinalbehörden und Aerzte wie für Laien, mit Recht den Beifall, den es seit seinem Erscheinen gefunden, und wir glauben etwas nicht Unverdienstliches unternommen zu haben, indem wir für eine genaue Uebertragung ins Deutsche zu billigerm Preise Sorge trugen.

Leipzig, im September 1841.

Brockhaus & Avenarius.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Acht Wochen in Syrien.

Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzugs 1840.

Mit einer Karte vom Kriegsschauplatz.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Fl., oder 1⅙ Thlr.

Inhalt:

Erster Abschnitt. Abreise in Smyrna; Ankunft in Beyrut; die Convention des Commodore und General Smith; Frauentrachten; der Sturm; die Engländer und das Fort von Beyrut; Admiral Stopford; General Smith; Izzet Mehemed Pascha; General Jochmus; Erzherzog Friedrich; Admiral Bandiera; der Kriegsschauplatz; die Kriegsthaten vom 10. Sept. bis 11. Oct. (Gefechte am 10. Oct. bei Boharsaf.)

Zweiter Abschnitt. Abreise von Beyrut; Sturm des Schlosses Dschebail; die Nachtlager in Syrien; Klöster; Tarabolos; Weg nach Kasheija; Irrenanstalt; B'scherri; die Cedern des Libanon; die Ebene B'kah-a mit ihrer Einfassung; Baalbek; Grab Noah's; Sachle; Emir Beschir el Kasim und die Drusenversammlung; Dschuhn, Lady Esther Stanhope's Wohnsitz; die Erstürmung von Saida.

Dritter Abschnitt. Neuer Krieg; Abreise nach Acre; Selim Pascha; Bombardement und Einnahme Acres; Nazareth am 8. Dec.; Nablus; Commodore Napier und sein Sohn; Weg nach Jerusalem; der Herzog von Ragusa und der Regen im Jordanthal; Biesan; feindliche Begegnung; Graf Szechenyi; Ibrahim Pascha's Aufbruch von Damaskus und Raisonnement; Fortsetzung der Recognoscirung wird aufgegeben; Eintreffen in Tibne; großer Operationsplan.

Vierter Abschnitt. Gefahrvoller Aufenthalt in Tibne; Zusammentreffen mit dem Gouverneur; fröhliche Kriegsaussichten werden bitterlich verkümmert; der Suppenlöffel; ein Abschelluhner Dorf; Flucht seiner Einwohner; Suf; Dscherasch, das alte Gerasa; ein Gefecht; Bivouac, Hühnerfricassee; der neue Koch; die Stärke der Ibrahim'schen Colonnen und deren Zusammensetzung; ein Bivouac mit seinen Gästen; das Gabelfrühstück; der Beduine und sein Weib; die Pistolen; Empfang vor Es Szalt; Beduinenlager; der Kampf mit den Hunden; das Jordanbad; Richo und die Hungersnoth; der junge Ochse wird für ein Kalb erklärt; das Brotbacken und der Araber Wasserkrug; das todte Meer; Beduinenflucht; Gefahren für den Reisenden; Jericho; Jerusalem.

Fünfter Abschnitt. Die Lichtscene; der Bischof; die Kirche des heiligen Grabes; der Ritterschlag; die Freunde; neue Kampf- und Kriegsaussichten; der [illegible]; Volney; Vergleich des Feldzugs 1840 in Syrien mit dem 1812 in Rußland; Abschweifung über den Feldzug 1799; Aufbruch nach Gaza; Halt!!! die verschiedenen Meinungen; Jerusalem mit Sturm genommen; Graf Szechenyi's Bagage; die Runde auf der Mauer und die Erweiterung unserer Kenntnisse über die heilige Stadt; die Antwort des Generals Jochmus; der Recognoscirungsritt; Ibrahim Pascha in Richo; die ermüdeten Pferde; die Gräber der Könige; das Thal Kidron; die tiefe Betrübniß und die frohlockende Freude; deren Rechtfertigung; Ramla; Jaffa; die Recognoscirung von Medschdel und ihre Folgen; Commodore Napier; Admiral Walker; Auszug aus einem Brief des Capitain Laue.

Stuttgart und **Tübingen**, im August 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist bei **Th. Pergay** in Aschaffenburg erschienen:

Die Episteln des **Quintus Horatius Flaccus** übersetzt von **L. Merkel**, Professor und Hofbibliothekar. Gr. 12. Velinpapier. 230 S. Preis ⅚ Thlr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Da diese Übersetzung im Versmaße des Originals, treues Anschließen an dasselbe, correcte deutsche Satzfügung, leicht fließende ungezwungene Darstellung und genaue Beobachtung strenger prosodischer Regeln zu vereinigen sucht, so läßt sich hoffen, daß sie nicht nur Philologen von Fach interessant, sondern auch allen Freunden des Dichters willkommen sein werde.

Der Verleger hat durch elegante typographische Ausstattung dazu beigetragen, auch äußerlich diese Übersetzung beliebt zu machen.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à *Leipzig*:

Histoire des PROGRÈS DU DROIT DES GENS en Europe

depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne.

Avec un précis historique du droit des gens européen avant la paix de Westphalie.

Par

HENRY WHEATON,

ministre des États-Unis d'Amérique près la cour de Berlin.

Gr. in-8. Broché. 2⅓ Thlr.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reisen und Länderbeschreibungen,

21ste Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Ein Besuch
auf
Montenegro.

Von

Heinrich Stieglitz.

Gr. 8. Preis 2 Fl. 15 Kr., oder 1⅓ Thlr.

Inhalt: Basar. — Zug nach Niegusch und Zetinje. — Der Vladika. — Zetinje. — Rietschka Nahia. — Fluß und See. — Zernitza Nahia.

Stuttgart und **Tübingen**, im August 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

ÉCHO
de la littérature française.
Journal des gens du monde.

1841. Janvier — Août.

Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Diese Zeitschrift, die eine **Auswahl des Besten der gesammten französischen periodischen Presse** gibt, hat sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits ein großes Lesepublicum erworben und der Absatz ist fortwährend im Steigen. Allgemein erkennt man die umsichtige Auswahl, die reiche Abwechselung und die Schnelligkeit der Mittheilungen an.

In allen Buchhandlungen können Hefte des Echo eingesehen werden; es erscheint regelmäßig in Heften von 2—3 Bogen am 15. u. 30. d. M.

Leipzig, im September 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Karl Guthe z.
Eine Geschichte
aus dem
Wiener Volksleben.

Von
Franz Schuselka.

> In keinem Lande sei einheimisch klug.
> Im fremden bist du nicht gewandt genug.
> Goethe.

Gr. 12. Wien 1841. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr.

In dem einfachen Rahmen einer anspruchslosen Geschichte aus dem wiener Volksleben ungemein charakteristische und lebensvolle Schilderungen darbietend, dürfte dieses Lebensgemälde wol geeignet sein, allgemeines Interesse zu erregen. Wir nehmen deshalb keinen Anstand, die gebildete Lesewelt darauf aufmerksam zu machen als auf eine Leistung, durch die der Verfasser die Hoffnungen, die man auf sein schönes Talent zu begründen berechtigt wurde, in der erfreulichsten und ansprechendsten Weise zu erfüllen angefangen hat.

Bei **G. Bethge** in Berlin ist erschienen:

Lehmann, Dr., Abriß der Weltgeschichte. ¾ Thlr.

In mehren Gymnasien ist dies Buch bereits wegen seiner zweckmäßigen Anordnung und Darstellung eingeführt, daher mögen Schulmänner dasselbe einer gefälligen Durchsicht würdigen.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Edwin Bauer.** Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Evangelienpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung.

Gr. 8. 51 Bogen. 2 Thlr.

Es fehlte bisher an einer zweckmäßig ausgewählten, **gut ausgestatteten** und **billigen** Sammlung dieser Art, und Herausgeber und Verleger hoffen in der vorliegenden etwas allen Ansprüchen Genügendes zu liefern. Das Inhaltsverzeichniß weist 79 Predigten von den ausgezeichnetsten Kanzelrednern der neuern und neuesten Zeit nach, die hier Aufnahme gefunden haben. Ein zweiter Band wird **Epistelpredigten**, ein dritter **Predigten über freie Texte** enthalten.

Leipzig, im September 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.

Verzeichniss

der

auf der königl. vereinten Friedrichs-Universität **Halle-Wittenberg** im Winter-Halbjahre vom 14. October 1841 bis 19. März 1842 zu haltenden Vorlesungen und der daselbst vorhandenen öffentlichen akademischen Anstalten.

A. Vorlesungen.

I. Theologie.

Theologische Encyklopädie trägt Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Tholuck vor. — *Eine historisch-kritische Einleitung in die kanonischen und apokryphischen Bücher des A. T.* gibt Hr. Prof. Rödiger; eine *historisch-kritische Einleitung in die Bücher des A. T.* Hr. Prof. Dr. Guerike. — Über *hebräische Archäologie* oder *Geographie, Geschichte und Alterthümer der Hebräer* liest Hr. Prof. Tuch. — Von *Büchern des A. T.* erklärt Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Gesenius *die Psalmen;* Hr. Prof. Rödiger *den Hiob und die kleinern Propheten;* Hr. Prof. Tuch *die Genesis und die Sprüche Salomonis.* — *Die alttestamentlichen Interpretirübungen* im königl. theologischen Seminar leitet Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Gesenius. — Von *Schriften des N. T.* erklärt Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Tholuck *die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas;* Hr. Prof. Dr. Niemeyer *das Evangelium und die Briefe des Johannes;* Hr. Prof. Dr. Wegscheider *die Briefe Petri, Judä und die Briefe an die Korinther, Galater, Epheser, Philipper, Kolosser und Thessalonicher;* Hr. Prof. Dähne erklärt in lateinischer Sprache *die Briefe Pauli an die Römer, Epheser und Kolosser.* — *Die Leidens- und Auferstehungsgeschichte Jesu Christi* tragen Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Tholuck und Hr. Prof. Dr. Niemeyer öffentlich vor. *Eine homiletisch-praktische Vorlesung über die Leidensgeschichte* hält Hr. Prof. Dr. Marks. — *Die neutestamentlichen Interpretirübungen* im königl. theologischen Seminar leitet Hr. Prof. Dr. Wegscheider; *ähnliche Übungen* veranstaltet privatissime Hr. Prof. Dr. Fritzsche. — *Eine Einleitung in die Dogmatik* gibt Hr. Prof. Dr. Müller. — *Die biblische Dogmatik des A. T.* lehrt Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Gesenius. *Die Dogmatik* trägt Hr Prof. Dr. Müller; *populaire Dogmatik* Hr. Prof. Dr. Fritzsche vor. Der Letztere hält auch ein *Examinatorium über Dogmatik.* — *Die dogmatischen Übungen* im königl. theologischen Seminar leitet Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Tholuck. — *Neuere Dogmengeschichte* trägt Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Thilo vor. — *Symbolik* lehrt Derselbe. *Symbolische Dogmatik nach den symbolischen Schriften der lutherischen und reformirten Kirche* trägt in lateinischer Sprache Hr. Prof. Dr. Wegscheider vor. — Über *die Geschichtschreiber der Kirche* liest öffentlich Hr. Prof. Dr. Guerike. *Kirchengeschichte* nach seinem Handbuche lehrt Derselbe; *den zweiten Theil der Kirchengeschichte von Gregor VII. bis auf die neuere Zeit* Hr. Prof. Dähne. *Ein Repetitorium über Kirchengeschichte* hält Hr. Prof. Dähne. — *Die historischen Übungen* im königl. theologischen Seminar leitet Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Thilo. — *Christliche Ethik* lehrt Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Tholuck; Derselbe leitet auch *die ethischen Übungen* im königl. theologischen Seminar. *Den zweiten Theil der praktischen Theologie* lehrt Hr. Prof. Dr. Müller; *Liturgie und Pastoraltheologie* Hr. Prof. Dr. Marks; *Katechetik* Hr. Prof. Dr. Fritzsche und Hr. Prof. Franke. — *Die homiletischen und liturgischen Übungen* des königl. theologischen Seminars leitet Hr. Prof. Dr. Marks; *besondere homiletische Übungen* veranstaltet Derselbe; *die katechetischen Übungen* des königl. theologischen Seminars leitet Hr. Prof. Dr. Fritzsche; *die Übungen seiner homiletischen Societät* Hr. Prof. Dr. Müller.

II. Jurisprudenz.

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft trägt Hr. Geh. Justizrath Prof. Henke vor. — *Institutionen und Geschichte des römischen Rechts* lehrt Hr. Geh. Justizrath Prof. Pernice; letztere allein Hr. Dr. Pfotenhauer. — *Pandekten* trägt Hr. Prof. Witte; *Erbrecht* Hr. Dr. Pfotenhauer vor, und setzt Ersterer *die Interpretation des 28. Buchs der Pandekten* fort. — Über *deutsche Rechtsalterthümer* liest Hr. Prof. Wilda; *den Sachsenspiegel* wird Hr. Prof. Laspeyres erklären. — *Deutsches Privatrecht* lehrt Hr. Prof. Wilda; *Handelsrecht* Hr. Prof. Dieck; *Lehnrecht* trägt Derselbe vor. — *Deutsches Staatsrecht* trägt Hr. Prof. Wilda; *Preussisches Staatsrecht* Hr. Geh. Justizrath Pernice vor; desgleichen *europäisches Völkerrecht;* auch wird Letzterer einzelne Abschnitte *des Privat-Fürstenrechts* erläutern. — *Gemeines katholisches und protestantisches Kirchenrecht* lehrt Hr. Prof. Dieck. — *Preussisches Civilrecht* trägt Hr. Prof. Laspeyres vor. — *Gemeines und preussisches Criminalrecht* lehrt Hr. Geh. Justizrath Prof. Henke und setzt das *Examinatorium über Criminalrecht* fort. — *Gemeinen und preussischen Civilprocess* trägt Hr. Hofgerichtsrath Prof. Pfotenhauer; *Criminalprocess* Hr. Geh. Justizrath Prof. Henke vor. — *Übungen in der juristischen Praxis* leiten Hr. Hofgerichtsrath Prof. Pfotenhauer und Hr. Prof. Witte.

Hr. Geh. Justizrath Prof. Schmelzer ist, seiner Gesundheit wegen, auch für dieses Semester von Haltung der Vorlesungen entbunden.

III. Medicin.

Medicinische Anthropologie für Nichtmediciner liest *in Verbindung mit Demonstrationen und Experimenten* Hr. Dr. Litzmann. — *Geschichte der Medicin* lehrt Hr. Prof. Friedländer. — *Osteologie und Syndesmologie* trägt Hr. Prof. d'Alton vor. — *Anatomie der Sinnesorgane* lehrt Derselbe. — *Myologie, Splanchnologie, Angiologie und Neurologie* Derselbe. — *Pathologische Anatomie* lehrt Hr. Dr. Mayer. — Über *die Verdauung im gesunden und kranken Zustande* hält Hr. Dr. Rosenbaum Vorträge. Derselbe lehrt *allgemeine Pathologie und Therapie* und setzt *die lateinischen Disputationsübungen über medicinische Gegenstände* fort, sowie er über *die syphilitischen Krankheiten* liest. — *Allgemeine Pathologie und Therapie* lehrt Hr. Geh. Medicinalrath Krukenberg; über *die Krankheiten der Harnwerkzeuge, Geschlechtstheile, des Rückenmarks, Gehirns, der äussern und innern Sinne* liest Derselbe. —

Pharmakologie lehren Hr. Prof. Friedländer und Hr. Dr. Krahmer. — *Die allgemeine und specielle Chirurgie* trägt Hr. Prof. Blasius vor; *Vorlesungen über die Knochenbrüche und Verrenkungen*, sowie über *die Bandagenlehre* hält Derselbe. — *Theorie der Geburtshülfe* lehrt Hr. Prof. Hohl; *die Geschichte der Geburtshülfe* lehrt Derselbe; *ein Examinatorium über Entbindungskunst* hält Derselbe. — Über *geburtshülfliche Auscultationen in Verbindung mit praktischen Übungen* liest Hr. Dr. Litzmann. Derselbe trägt *die Lehre von den geburtshülflichen Operationen mit Übungen am Phantom* vor. — Über *gerichtliche Medicin* liest Hr. Dr. Krahmer. — *Klinischer Unterricht.* 1) *Medicinische Klinik* Hr. Geh. Medicinalrath Prof. Krukenberg; 2) *chirurgische und ophthalmiatrische Klinik* Hr. Prof. Blasius; 3) *geburtshülfliche Klinik* Hr. Prof. Hohl. — *Anatomische Präparirübungen* leitet Hr. Prof. d'Alton.

Die pharmaceutischen und chemischen Vorlesungen sind unter Nr. VI. aufgeführt.

IV. Philosophie und Pädagogik.

Über *akademisches Studium* liest Hr. Prof. Erdmann öffentlich. — *Die gesammte Geschichte der Philosophie* trägt Hr. Prof. Schaller vor; *die Geschichte der Rechtsphilosophie und Politik* oder *des sogenannten Natur- und Völkerrechts von Hugo Grotius bis auf unsere Zeit* Hr. Prof. Hinrichs; über *die Philosophie der neuesten Zeit* liest Hr. Prof. Schaller. — *Eine Einleitung in die Philosophie* gibt Hr. Prof. Gerlach. — *Logik und Metaphysik* lehren Hr. Prof. Erdmann und Hr. Prof. Ulrici. — *Empirische Psychologie* Hr. Prof. Gerlach; *Psychologie* Hr. Prof. Hinrichs. — *Ethik (Naturrecht und Moralphilosophie)* Hr. Prof. Erdmann. (*Vorlesungen über christliche Ethik* s. unter I.) — *Religionsphilosophie* Hr. Prof. Gerlach und Hr. Prof. Schaller. — Über *Ästhetik* liest Hr. Geh. Hofrath Prof. Gruber. — Über *politische und religiöse Freiheit* hält Hr. Prof. Hinrichs eine öffentliche Vorlesung. — *Conversatorien und Disputatorien über das Wesen und die Hauptprobleme der Philosophie* leitet Hr. Prof. Ulrici.

Die Übungen im königl. pädagogischen Seminar leitet Hr. Prof. Dr. Niemeyer.

V. Mathematik.

Die Elemente der höhern Arithmetik lehrt Hr. Prof. Rosenberger; *analytische Geometrie* Hr. Prof. Gartz; *ebene und sphärische Trigonometrie* Hr. Prof. Rosenberger; *Integralrechnung* Hr. Prof. Gartz. *Den zweiten Theil der Integralrechnung* trägt Hr. Prof. Sohncke vor. *Elementarmechanik in Verbindung mit Maschinenkunde* oder *Differentialrechnung* lehrt Derselbe; *analytische Mechanik* oder *Algebra* Hr. Prof. Rosenberger. — Über *Collineation, Affinität und Reciprocität geometrischer Figuren* hält Hr. Prof. Gartz eine öffentliche Vorlesung. — *Die mathematischen Übungen* des Seminars für *Mathematik u. gesammte Naturwissenschaften* leiten die Herren Proff. Rosenberger u. Sohncke.

VI. Naturwissenschaften und Technologie.

Meteorologie und Experimentalphysik lehrt Hr. Prof. Kämtz, die letztere nach seinem Lehrbuche. — *Die Übungen seiner physikalischen Gesellschaft* leitet Hr. Prof. Schweigger. — *Experimentalchemie* lehrt Derselbe; *Elementarchemie* Hr. Dr. Steinberg; *analytische und synthetische Chemie* Hr. Dr. Döbereiner; *Anthropochemie mit Experimenten* Hr. Dr. Steinberg; *praktische Pharmacie* Hr. Dr. Döbereiner. *Eine Erklärung der preussischen Pharmakopöe* gibt Hr. Dr. Steinberg. *Die chemischen Übungen* im akademischen Laboratorium leitet Hr. Prof. Schweigger; *die chemisch-praktischen Übungen* in seinem Laboratorium Hr. Dr. Steinberg. — *Die Übungen der Mitglieder der physikalischen und chemischen Section des Seminars für Mathematik und gesammte Naturwissenschaften* leiten die Herren Professoren Kämtz und Schweigger. — *Mineralogie und Versteinerungskunde* lehrt Hr. Prof. Germar. Derselbe wird für die Mitglieder des Seminars *Miscellen aus dem Gebiete der gesammten Mineralogie* vortragen. — *Systematische Botanik* trägt Hr. Prof. von Schlechtendal vor. *Botanik* lehrt Hr. Dr. Sprengel; über *officinelle Pflanzen* liest Derselbe. *Die kryptogamischen Pflanzen* erläutert Hr. Prof. von Schlechtendal. Über *die Doldenpflanzen* liest Derselbe. — Hr. Prof. Burmeister wird, nach seiner Rückkehr von einer wissenschaftlichen Reise, seine *zoologischen Vorlesungen* am schwarzen Brete ankündigen. — *Zoologie und Geschichte der Hausthiere* trägt Hr. Dr. Buhle vor. *Technologie mit Excursionen verbunden* trägt Derselbe vor; *Technologie mit Experimenten und Excursionen* Hr. Dr. Hankel. — *Ein Repetitorium über die gesammte Naturgeschichte* hält Hr. Dr. Sprengel. — *Die naturhistorischen Übungen* im Seminar für *Mathematik und die gesammten Naturwissenschaften* leiten die Herren Professoren Germar, von Schlechtendal und Burmeister.

VII. Staats- und Kameralwissenschaften.

Von dem Studium der Kameralwissenschaften handelt Hr. Prof. Eiselen. — *Policeiwissenschaft* lehrt Derselbe. — *Die Lehre vom Staate* trägt Hr. Dr. Eisenhart vor. Über *politische Ökonomie* liest Derselbe. — *Encyklopädie der Ökonomie* lehrt Hr. Dr. Buhle.

VIII. Historische Wissenschaften.

Über *Geographie, Geschichte und Archäologie der alten Völker des Orients* liest Hr. Dr. Thiele. — *Alte Geschichte* lehrt Derselbe; *das Staatsrecht des Alterthums* Hr. Dr. Duncker. — *Die Geschichte des Mittelalters* Derselbe; *deutsche Geschichte* Hr. Dr. Thiele; *die Geschichte der römischen Päpste* Hr. Geh. Hofrath Prof. Voigtel. — *Neuere Geschichte vom Ende des 15. Jahrhunderts bis* 1772 lehrt Hr. Prof. Leo. — *Statistik der europäischen Staaten* Hr. Prof. Eiselen. — *Die Übungen seiner historischen Gesellschaft* leitet Hr. Geh. Hofrath Prof. Voigtel. — *Ein Examinatorium über alte Geschichte* hält Hr. Prof. Dr. Thiele.

Wegen der Vorlesungen über Kirchen- und Dogmengeschichte, biblische Geschichte, Archäologie und Geographie der Hebräer vergl. unter I., wegen der Vorlesungen über Rechtsgeschichte unter II., wegen Vorlesungen über Geschichte der Medicin unter III., über Geschichte der Philosophie unter IV., wegen Literaturgeschichte unter IX., wegen Kunstgeschichte unter X.

IX. Philologie.

Eine allgemeine Einleitung in das Sprachstudium gibt Hr. Prof. Pott. — *Die Geschichte der griechischen Literatur* trägt Hr. Prof. Bernhardy vor. Über *griechische und römische Historiker* hält Hr. Prof. Raabe eine Vorlesung. — Von *griechischen Schriftstellern* erklärt Derselbe *Plato's Apologie des Sokrates;* Hr. Prof. Meier einige *Oden Pindar's* im Seminar; Hr. Prof. Bernhardy *Aristophanes' Ritter;* Hr. Prof. Pott *Theokrit's Idyllen;* Hr. Dr. Stäger *die Antigone des Sophokles.* — *Die römischen Staatsalterthümer* trägt Hr. Prof. Meier vor. — Von *römischen Schriftstellern* erklärt Hr. Prof. Meier *des Trinummus des Plautus;* Hr. Prof. Bernhardy *Cicero's Academica* im Seminar. — Die Vorlesungen über *hebräische Sprache und Literatur* sind unter I. angeführt. — *Ein Privatissimum über Semitische Dialekte* hält Hr. Dr. Arnold. — *Die Elemente des Arabischen* lehrt Derselbe. — *Den Koran und einige auserlesene Stücke aus andern arabischen Schriften* erklärt Hr. Prof. Rödiger. — *Sanskritgrammatik nach Bopp's kleinerer Grammatik* lehrt Hr. Prof. Pott; *äthiopische Grammatik* Hr. Dr. Arnold. — Über *angelsächsische Sprache* hält Hr. Prof. Leo eine Vorlesung. — Über *Shakspeare's Leben und dramatische Kunst* hält Hr. Prof. Ulrici eine Vorlesung. — *Französische und*

italienische Grammatik lehrt Hr. Prof. Blanc. — Unterricht im *Italienischen*, *Portugiesischen* und *Französischen* gibt Hr. Lector Hofrath Hollmann. — *Übungen im Sprechen des Italienischen und Spanischen* leitet Derselbe, der auch zu Privatunterricht im *Griechischen*, *Lateinischen* und *Hebräischen* bereit ist.

Im *königl. philologischen Seminar* werden die Mitglieder *im Interpretiren*, *Disputiren und Lateinschreiben* von den Herren Professoren Meier und Bernhardy geübt, und zwar lässt Ersterer einige *Oden Pindar's*, Letzterer *Cicero's Academica* interpretiren.

X. Schöne und gymnastische Künste.

Geschichte, Theorie und Technik der Malerei trägt Hr. Prof. Weise vor; auch liest Derselbe über *malerische Perspective*. — *Theoretischen und praktischen Unterricht im Zeichnen und Malen* ertheilen die akademischen Zeichnenlehrer Hr. Schumann und Hr. Herschel. — *Die Geschichte der Kirchenmusik* trägt Hr. Musikdirector Dr. Naue vor; auch unterrichtet Derselbe im *Kirchengesange*. — *Den Generalbass* lehrt Ebenderselbe, und erbietet sich zugleich zum Privatunterricht in der *Musik*.

Die Reitkunst lehrt Hr. Stallmeister André. — Unterricht in der *Fechtkunst* ertheilt Hr. Fechtmeister Urban. — *Die Tanzkunst* lehrt Hr. Tanzmeister Wehrhahn.

B. Öffentliche akademische Antsalten.

I. *Seminarien:* 1) *theologisches*, unter Oberaufsicht der theologischen Facultät; die exegetischen Übungen des A. T. leitet Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Gesenius, die des N. T. Hr. Prof. Dr. Wegscheider, die kirchen- und dogmengeschichtlichen Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Thilo, die dogmatischen und ethischen Hr. Cons.-Rath Prof. Dr. Tholuck, die praktischen Hr. Prof. Dr. Marks und Hr. Prof. Dr. Fritzsche; 2) *pädagogisches*, unter Direction des Hrn. Prof. Dr. Niemeyer; 3) *philologisches*, unter Direction der Herren Professoren Meier und Bernhardy; 4) das Seminar für *Mathematik und die gesammten Naturwissenschaften*, unter Leitung der Herren Professoren Schweigger, Germar, Rosenberger, von Schlechtendal, Kämtz, Sohncke und Burmeister; 5) *historische Gesellschaft*, unter Direction des Hrn. Geh. Hofrath Prof. Voigtel; 6) *pharmaceutisches Institut*, dessen Direction zur Zeit erledigt. — II. *Klinische Anstalten:* 1) *medicinische Klinik*, unter Direction des Hrn. Geh. Medicinalrath Prof. Krukenberg; 2) *chirurgisch-ophthalmiatrische Klinik*, unter Direction des Hrn. Prof. Blasius; 3) *Entbindungsanstalt*, unter Direction des Hrn. Prof. Hohl. — III. Die *Universitätsbibliothek* wird, unter Aufsicht des Hrn. Oberbibliothekar Geh. Hofrath Prof. Voigtel und des Hrn. Bibliothekar Geh. Justizrath Prof. Pernice, Mittwochs und Sonnabends von 1—3 Uhr, an den übrigen Wochentagen von 10—12 Uhr geöffnet; die *ungarische National-Bibliothek*, unter Aufsicht der Herren Custoden, Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr. — IV. Die *akademische Kupferstichsammlung*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Weise, ist Dienstags und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet. — V. Die *archäologische Sammlung des thüringisch-sächsischen Vereins* zeigt Hr. Bibliothek-Secretair Dr. Förstemann auf Verlangen. — VI. *Anatomisches Theater* und *anatomisch-zootomisches Museum* stehen unter Direction des Hrn. Prof. d'Alton. — VII. *Physikalisches Museum* und *chemisches Laboratorium*, unter Direction des Hrn. Prof. Schweigger. — VIII. *Sternwarte*, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Rosenberger. — IX. Das *mineralogische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Germar, Donnerstags und Freitags von 2–4 Uhr geöffnet. — X. *Botanischer Garten* und *Herbarium*, unter Direction des Hrn. Prof. von Schlechtendal. — XI. Das *zoologische Museum* ist, unter Aufsicht des Hrn. Prof. Burmeister und Hrn. Inspector Dr. Buhle, Mittwochs von 1—3 Uhr geöffnet.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen im Winter-Semester $18^{41}/_{42}$ gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist am 18. October.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, Psalmen, Apologetik des Christenthums, hebräisch-jüdische Archäologie. — Dr. Engelhardt: Übungen der Mitglieder des kirchenhistorischen Seminars, Kirchengeschichte, das Verhältniß der Religionsphilosophie zur Entwicklung der Dogmen. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und des katechetischen Seminariums, Homiletik, Katechetik. — Dr. Harleß: Synopsis der Evangelien, den Paulinischen Lehrbegriff. — Dr. Ranke: Dogmatik, die Psalmen. — Dr. Krafft: Dogmatik. — Dr. von Ammon: Pastoralinstitut, Symbolik und Polemik. — Dr. Hofmann: Geschichte der Schrift des alten Testaments, Lehrinhalt des neuen Testaments. — Dr. Wiener: Brief an die Römer, Collegium biblicum. — Dr. Thiersch: Dogmengeschichte.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, äußere und innere Geschichte des Rechts, römisches Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Criminalrecht, über einzelne Lehren des Criminalrechts und Criminalprocesses. — Dr. Feuerbach: Privatrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. — Dr. Schelling: Theorie des gemeinen deutschen ordentlichen Civilprocesses, Geschichte und Quellen des bairischen Civilprocesses, sowie die Abweichungen desselben vom gemeinen, Civilproceßpracticum. — Dr. von Scheurl: Kirchenrecht, Völkerrecht, ausgewählte Stellen der Justinianischen Rechtsbücher.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium über specielle Pathologie und Therapie in lateinischer Sprache, specielle Pathologie und Therapie der acuten Krankheiten, praktische Übungen der medicinischen Klinik des Krankenhauses und der Poliklinik. — Dr. Fleischmann: Examinatorium über anatomische Gegenstände, menschliche pathologische Anatomie, die menschliche specielle Anatomie, Secirübungen auf dem anatomischen Theater. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt: allgemeine Biologie, Anthropologie und Eubiotik, Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten, Geschichte der Medicin. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, über Krankheiten des weiblichen Geschlechts, Geschichte der Geburtskunde. — Dr. von Siebold: Thierarzneikunde mit besonderer Berücksichtigung der Thierseuchen, Physiologie der Ernährung. — Dr. Heyfelder: Chirurgie, chirurgisch-ophthalmiatrisches Clinicum. — Dr. Trott: Toxikologie, Semiotik. — Dr. Fleischmann: Osteologie und Syndesmologie, Histologie, Homöopathie, medicinisch-forensisches Practicum. — Dr. Ried: Knochenkrankheiten, Krankheiten der Haut (mit Einschluß der syphilitischen Formen).

Philosophische Facultät.

Dr. Harl: Finanzwissenschaft und Staatsrechnungskunde, Policeiwissenschaft in Verbindung mit dem Policeirecht, Conversatorium über Policei, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. — Dr. Köppen: Examinatorium, Logik und Metaphysik, Ästhetik. — Dr. Kastner: Encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, Experimentalchemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: den allgemeinen Theil der Statistik, allgemeine Geschichte, deutsche Geschichte. — Dr. Döderlein: Übungen des philologischen Seminars im Interpretiren und Unterrichten, Cicero's Bücher de oratore, griechische Literaturgeschichte. — Dr. von Raumer: allgemeine Naturgeschichte, Geschichte der Pädagogik, Novum Organum des Baco. — Dr. Kopp: C. Plinii secundi selecta capita quae ad artes spectant, geschichtliche Darstellung des Epikurischen und Stoischen Systems auf den Fall des römischen Reiches, Platonis Philebus. — Dr. von Staudt: analytische Geometrie, Astronomie. — Dr. Fischer: Logik und Metaphysik. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Kameralwissenschaften, Technologie, verbunden mit Excursionen zur Besichtigung der vorzüglichsten Werkstätten der Stadt und Umgegend, politische Rechenkunst, einzelne Gegenstände der Kameralwissenschaften. — Dr. Drechsler: hebräische Sprache, das erste Buch Mosis, ausgewählte Stücke aus dem Mahabharata. — Dr. Winterling: Ästhetik, englische und italienische Grammatik, verbunden mit Stylübungen in den beiden respectiven Sprachen. — Dr. Martius: Pharmakognosie des Pflanzenreichs, Heilmittel des Thierreichs, Anweisung, die chemischen Heilmittel in Betreff ihrer Reinheit und Güte zu untersuchen. — Dr. von Schaden: Logik und Metaphysik, Geschichte der griechischen Philosophie von Thales bis Proklus, speculative Zoologie. — Dr. Heyder: Geschichte der griechischen Philosophie. — Dr. von Raumer: geschichtliche Grammatik der deutschen Sprache, Reinhart Fuchs.

Die Zeichnenkunst lehrt Küster, die Tanzkunst Hübsch, die Fechtkunst Quehl, die Reitkunst Flinzner.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Im Verlage der F. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung in Wien sind nachstehende Werke erschienen:

Ammonii Alexandrini quae et **Tatiani** dicitur Harmonia Evangeliorum in linguam latinam et inde ante annos mille in francicam translata. Indicem tam antiquae quam hodiernae dividendi singula Evangelia methodo accommodatum addidit J. A. Schmeller. Lexikon-8. 1841. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Das älteste Denkmal hochdeutscher Prosa von einiger Ausdehnung erscheint in vorliegender Ausgabe zum ersten Mal vollständig aus der berühmten St.-Galler Handschrift und wird für Freunde unserer alten National-Literatur um so willkommener sein, je reicher die Belehrung ist, welche die Philologen aus den bisher bekannten Bruchstücken geschöpft haben. Empfiehlt sich aber dieser merkwürdige Überrest altdeutscher Sprache dem Gelehrten durch seine Form, so ist er auch für den Laien auf diesem Gebiete nicht minder wichtig als die älteste und vollständigste Übersetzung der Evangelien in der Gestalt einer Harmonie, die der gothischen Evangelien-Übersetzung des Ulfilas wol an Alter, kaum aber an Wichtigkeit nachsteht, jedenfalls dieselbe, insofern sie erhalten ist, an Vollständigkeit übertrifft. Der berühmte Name des Herrn Herausgebers macht jede weitere Bemerkung über die Ausgabe selbst überflüssig.

Fragmenta theotisca versionis antiquissimae Evangelii S. Matthaei et aliquot homiliarum. E membranis Monseensibus Bibliothecae palatinae Vindobonensis, *ediderunt* St. Endlicher et Hoffmann Fallerslebensis. Editio secunda aucta et emendata, *curante* J. F. Massmann. Lexikon-8. 1841. 2 Thlr.

Die vom Herrn Professor Endlicher im Jahre 1834 in der k. k. Hofbibliothek zu Wien entdeckten althochdeutschen monseer Bruchstücke, die dazumal von ihm in Verbindung mit Herrn Professor Hoffmann in einer Ausgabe von nur funfzig Exemplaren, die nicht in den Buchhandel gekommen sind, bekannt gemacht wurden, erscheinen hier vom Herrn Professor Maßmann neu bearbeitet und mit neuen Fragmenten bereichert, zum ersten Male für das größere Publicum. Stehen sie der altdeutschen Evangelien-Harmonie auch an Ausdehnung nach, so übertreffen sie dieselbe nicht unbeträchtlich durch ihr Alter und bilden ein um so interessanteres Gegenstück zu derselben, als die Vergleichung dieser beiden Evangelien-Übersetzungen ein sehr belehrendes Bild von den bedeutenden Veränderungen unserer Muttersprache in einem verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraume gibt. Diese Ausgabe ist vom Herrn Professor Maßmann auch durch ein vollständiges Wörterbuch wesentlich bereichert worden.

Analecta grammatica, maximam partem anecdota. Ediderunt J. ab Eichenfeld et St. Endlicher. Lexikon-8. 1837. 5 Thlr.

Eine Sammlung größtentheils noch unbekannter lateinischer Grammatiker, die eine ganz unerwartete Ergänzung zu den Sammlungen von Putsch und Lindemann bilden, erscheint hier aus den weitberühmten Bobbeser Handschriften der k. k. Hofbibliothek, wobei die zwei Bücher „Artium grammaticarum" des Cl. Sacerdos, sowie sämmtliche echte Schriften des Grammatikers Probus die erste Stelle einnehmen, unter den kleineren Schriften aber die „Excerpta e Macrobio de differentiis et affinitatibus graeci et latini verbi" und insbesondere die bisher für verloren gehaltene Zuschrift desselben an Symmachus vorzüglich Erwähnung verdienen. Mit kritischen Erklärungen begleitet, mit einer literarhistorischen Einleitung, umständlichen Registern und Schriftproben der alten Handschriften ausgestattet, ist dieses Werk eine willkommene Erscheinung für jeden Philologen.

Catalogus Codicum philologicorum latinorum Bibliothecae Palatinae Vindobonensis (Codicis manuscriptorum Ps. I.). Digessit St. Endlicher. Cum 3 tab. Lexikon-8. 1836. $3\frac{1}{6}$ Thlr.

Ein Handschriften-Katalog der k. k. Hofbibliothek, mit welcher in Betreff des Reichthumes an Manuscripten nur wenige Bibliotheken (in Deutschland nur München) in die Schranken treten dürfen, gehört zu den Bedürfnissen der Gelehrten dieses Faches. Dieser Band, ein Verzeichniß sämmtlicher lateinischer philologischer Handschriften, bildet als solches ein selbständiges Ganzes und zeichnet sich durch Eintheilung, Bequemlichkeit beim Gebrauch und eine allen wissenschaftlichen Anfoderungen entsprechende Form aus. Höchst interessante Beigaben sind das Facsimile des berühmten Senatus Consultum über die Aufhebung der Bacchanalien und mehre Schriftproben, darunter die Wiener Fragmente des Ulpian.

Tripartitum seu de Analogia linguarum libellus cum contin. I—III. Gr. quer-4. 1820—23. Druckpap. (früher $12\frac{2}{3}$ Thlr.) 6 Thlr., Schreibpap. (früher $13\frac{2}{3}$ Thlr.) $6\frac{3}{4}$ Thlr., Velinpap. (früher $14\frac{5}{6}$ Thlr.) jetzt $7\frac{1}{2}$ Thlr.

Dieses Werk ist durch mehre der competentesten Autoritäten im Gebiete der Wissenschaften für eine der wichtigsten, lehrreichsten und nützlichsten literarischen Erscheinungen schon längst anerkannt und als der nöthigste Behelf zu gründlicher Erlernung, Vergleichung und Würdigung der Sprachen aller Völker und Zeiten, folglich auch als ein sehr beachtenswerther Ergänzungstheil der Geschichte der Menschheit, auf das ehrenvollste gewürdigt worden.

Durch den Ankauf dieses Werkes, welches früher Manchen zu kostspielig war, sah sich der Verleger in den Stand gesetzt, sehr ermäßigte Preise eintreten zu lassen und somit das Werk zu verdienter größerer Verbreitung geeigneter zu machen.

Wolf, F., Über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte, insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise; nebst Auszügen aus ungedruckten oder seltenen Werken verwandten Inhalts. Ein Beitrag zur Geschichte der romantischen Poesie. Gr. 8. 1833. 1 Thlr.

Wenn die gediegenen Arbeiten des Herrn Verfassers, die Herausgabe der „Floresta de rimas modernas castellanas", sowie in neuester Zeit das verdienstvolle Werk „über die Lais, Sequenzen und Leiche", von den Sprach- und Geschichtsforschern mit großem Beifall aufgenommen wurden, so dürfte dessen Schrift „über die Heldengedichte der Franzosen" nicht minder interessant für alle Freunde der Literatur und Poesie sein, gleich

wichtig dem Sprachforscher und Historiker und Allen, die das anerkannte Talent des Herrn Verfassers schätzen lernten. Bei der immer steigenden Theilnahme für die Literatur des Mittelalters wird die Kenntniß der altfranzösischen Dichtungen zum Bedürfniß; der Herr Verfasser hat sich in obiger Schrift das Verdienst erworben, uns mit den Resultaten seiner Forschungen darin bekannt zu machen.

Mosel, J. F. v., Geschichte der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Mit Kupfer. Gr. 8. 1835. 2⅙ Thlr.

Die k. k. Hofbibliothek behauptet seit mehren hundert Jahren einen ausgezeichneten Rang unter den ähnlichen Anstalten Europas, es mußte daher wünschenswerth sein, über den Ursprung, das Aufblühen und den gegenwärtigen Zustand derselben zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Der Herr Verfasser, in seiner Stellung als erster Custos des Instituts vorzugsweise dazu berufen, hat zu diesem Unternehmen die amtlichen Quellen von 1575 bis jetzt benutzt, und somit ein ebenso vollständiges als authentisches Werk geliefert, dem Gelehrten eine zweckmäßige Übersicht und ein geeigneter Leitfaden für Diejenigen, die sich in dem Institute zu orientiren wünschen.

Geschichtsforscher, Der östreichische. Herausgegeben von J. Chmel. Erster Band, mit lithogr. Abbildung und einer Karte. Gr. 8. 1838. 4⅓ Thlr.

Es existirt kaum ein ähnliches Werk, dessen Erscheinen so vielseitig gewünscht und von allen Freunden geschichtlicher Forschungen so freudig begrüßt worden ist. Der ebenso reichhaltige als interessante Inhalt des ersten Bandes veranlaßte den von mehren Seiten geäußerten Wunsch, daß eine baldige Fortsetzung davon erscheinen möchte.

Da diese Fortsetzung nunmehr (in der C. Gerold'schen Buchhandlung) wirklich erschienen ist, so läßt sich auch ein öfteres Verlangen des ersten Bandes erwarten. Jedes Heft ist auch einzeln zu haben.

Krause, J. H., Olympia, oder Darstellung der grossen olympischen Spiele und der damit verbundenen Festlichkeiten, sowie sämmtlicher kleineren Olympien in verschiedenen Staaten, nebst einem ausführlichen Verzeichnisse der olympischen Sieger in alphabetischer Ordnung und einigen Fragmenten des Phlegon aus Tralles *περὶ τῶν Ὀλυμπίων*. Gr. 8. 1838. 3 Thlr.

Der gewissenhafte Eifer, mit welchem der Herr Verfasser seine Forschungen verfolgte, die vielseitigen tiefen Studien, von denen die erschöpfende Gründlichkeit seiner Arbeit Zeugniß gibt, die große Gelehrsamkeit, die sich in derselben überall ausspricht, sowie die volle Klarheit und Verständlichkeit seiner Darstellung, haben diesem Werke die vollste Anerkennung seines hohen wissenschaftlichen Werthes gesichert. Obwol für sich ein vollständiges Ganze bildend, schließt sich dennoch die „Olympia" auch dem jetzt in Leipzig (bei J. A. Barth) erschienenen größern Werke dieses berühmten Gelehrten über das alte Hellas an, indem sie den 1. Band des II. Theiles desselben ausmacht.

Thaler-Cabinet. Beschreibung aller bekannt gewordenen Thaler der Kaiser und Könige, worin auch alle in Madai's Thaler-Cabinet beschriebenen Stücke aufgenommen wurden. (Auch unter dem Titel: Thaler-Cabinet. Erster Band.) Von K. G. Ritter von Schultheß-Rechberg. Gr. 8. 1840. Druckpapier 5 Thlr. Schreibpapier (mit breitem Rande) 6 Thlr.

Keine Bibliothek von größerm Umfange, kein Münzensammler kann dieses Handbuch entbehren, welches nicht nur alle von Madai bekannt gemachten Thaler vollständig mit seinen Nummern, sowie jene der ältern Zeit, die ihm unbekannt geblieben, als auch alle seither geprägten Thaler mit großer Vollständigkeit beschreibt und bei den Stücken von mehren Stempeln deren Verschiedenheiten genau angibt. Die verschiedenen Münzzeichen, sowie die eigenthümlich geformten Buchstaben, sind durch eigens hierzu gefertigte Stempel in den Inschriften getreu wiedergegeben, auch die Abkürzungen derselben überall erläutert. Eine schätzbare Beigabe sind die biographischen Notizen, die bei Beginn der Epoche jedes Regenten beigefügt sind.

Endlicher, St., Verzeichniss der chinesischen und japanischen Münzen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinets in Wien. Nebst einer Übersicht der chinesischen und japanischen Bücher der k. k. Hofbibliothek. Lexikon-8. 1837. Velinpapier. 6 Thlr.

In öffentlichen, der wissenschaftlichen Literatur ausschließend gewidmeten Blättern ist dieses Werk, welches keineswegs nur eine Aufzählung der Münzen enthält, sondern durch eine allgemeine Einleitung in die Münzgeschichte beider Länder dem Geschichtsforscher wie dem Numismatiker gleich interessant, ein wichtiger Beitrag für jede Sammlung historischer und numismatischer Werke, mit der größten Anerkennung gewürdiget worden. Zur Erläuterung dienen die zahlreichen, dem Texte eingedruckten Abbildungen chinesischer Münzen. Das Verzeichniß der chinesischen und japanischen Bücher der k. k. Hofbibliothek ist geeignet, einen Begriff von dem Reichthume der hinterasiatischen Literatur zu geben.

— — Genera plantarum secundum ordines naturales disposita. Lexikon-8. 1836—40. 18 Thlr. (pr. Einband ½ Thlr. netto.)

Dieses dem Botaniker unentbehrliche Werk war durch den Umschwung, den diese Wissenschaft seit mehr als 45 Jahren, die seit dem Erscheinen von Jussieu's unsterblicher „Genera plantarum" verflossen, in jedem ihrer Zweige erlitten, zum dringendsten Bedürfnisse geworden. Der Herr Verfasser hat die zerstreuten Entdeckungen zu einem harmonischen Ganzen nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft zusammengefaßt und die Charaktere der Ordnungen durch die einzelnen Abtheilungen des Systems mit auf Autopsie gegründeter Consequenz und Vollständigkeit durchgeführt. Nach Belieben kann dieses Werk auch noch heftweise à 1 Thlr. mit Vorausbezahlung des letzten bezogen werden.

— — Iconographia generum plantarum. 4. maj. 1838. 15½ Thlr. (pr. Einband ½ Thlr. netto.)

Eine Sammlung von einer großen Anzahl naturgetreuer, fein gestochener Abbildungen, in 125 Blättern; für die Besitzer der „Genera plantarum" eine sehr wünschenswerthe Beigabe.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin
für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.
1841. September. Nr. 440—443.

Nr. 440. Der magdeburger Dom. William Shakspeare. Das Bilsenkraut. Kandia unter der ägyptischen Regierung. Veränderung des Holzgewebes durch chemische Stoffe. Die Olgaslampe. Eiserne Häuser. — **Nr. 441.** Der Atmeidan. Der Ingwer. William Shakspeare. (Beschluß.) Thermometer und Pyrometer. Eine großartige Flachsspinnerei. Korkbildnerei. Leuchtgas aus Torf. — **Nr. 442.** Berlin. Thermometer und Pyrometer. (Beschluß.) China, Schina, Sina. Noch ein neues Dampfschiffahrtssystem. Nicolo Ugo Foscolo. Der rothe Hund. — **Nr. 443.** Berlin. (Beschluß.) Die Mineralquelle zu Selters. Merkwürdiger Eindruck alter Bildwerke. Der Themsetunnel. Die Radack-Inseln in Australien.

An **Abbildungen** sind in diesen Nummern enthalten:

Der magdeburger Dom. — Das Bilsenkraut. — Der Atmeidan. — Shakspeare's Denkmal. — Das königliche Schloß in Berlin. — Das Museum in Berlin. — Die Königswache und das Zeughaus in Berlin. — Das Schauspielhaus in Berlin. — Das Kammergericht in Berlin.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9½ Thlr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1⅓ Thlr.; die Jahrgänge 1838—40 kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. ⅔ Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2½ Thlr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. ½ Thlr.

sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

Leipzig, im October 1841.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in **Wien** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbücher der Literatur.
Vierundneunzigster Band.
1841.
April. Mai. Juni.

Inhalt:

Art. I. Überblick der physikalischen Wissenschaften in ihrem Zusammenhange, von **Maria Sommerville.** Übersetzt nach der zweiten Auflage des Originals. Berlin 1835. — Art. II. Essai statistique sur les bibliothèques de Vienne, par *Adrien Balbi.* Vienne 1835. — Art. III. Erdkunde (Geologie), von Dr. A. **Petzholdt.** Leipzig 1840. — Art. IV. Über die Geographie Arabiens. (Fortsetzung.) — Art. V. Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte. Von V. A. **Huber.** Zwei Bände. Kassel 1839—40. — Art. VI. Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur, von **R. E. Prutz.** Leipzig 1841. — Art. VII. 1) De la Démocratie en Amérique, par *Alexis de Tocqueville.* Seconde Partie. Paris 1840. 2) Nordamerikanische sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836, von Dr. **N. H. Julius.** Leipzig 1839. 3) Eve Effingham or Home, a sequel to „Homeward bound“ by *J. Fenimore Cooper.* 1838. — Art. VIII. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von **Leopold Ranke.** Erster, zweiter und dritter Band. Berlin 1839 und 1840. (Fortsetzung.)

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. XCIV.

Von dem übelen wibe. Eine poetische Erzählung von einem ungenannten Dichter aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Aus dem sogenannten Heldenbuche in der k. k. Ambraser Sammlung zum ersten Male mitgetheilt von **Jos. Bergmann.**

Im Verlage der **Schulze'schen** Buchhandlung in Oldenburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Priessnitz und Gräfenberg.

Aus meinem Tagebuche zur Unterhaltung und Belehrung aller Derer, welche auf dem Gräfenberg gewesen sind, oder Solcher, die sich einer Wassercur dort oder anderswo unterziehen wollen.

Nebst einem Anhang, der die Behandlung einiger Krankheiten und mehrer der jüngst dort vorgekommenen Krankheitsfälle enthält.

Von **Theodor von Kobbe.**

Geh. Preis 1¼ Thlr.

Allen Freunden des kalten Wassers und Denen, die sich damit vertraut machen wollen, darf diese interessante Schrift bestens empfohlen werden.

Bei **J. B. Wallishausser** in **Wien** ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu haben:

Die verhängnißvolle Faschingsnacht. Posse mit Gesang in 3 Aufzügen von **J. Nestroy.** Mit einem allegorisch ausgemalten Bilde. 12. Geh. ½ Thlr.

Eulenspiegel, oder Schabernack über Schabernack. Posse mit Gesang in 4 Acten von **J. Nestroy.** Mit einem allegorisch ausgemalten Bilde. 12. Geh. ½ Thlr.

Der Waldbrand, oder: Jupiter's Strafe. Komisches Original-Zauberspiel mit Gesang in 2 Acten von **Gulden.** 12. Geh. ¼ Thlr.

Nur Eine löst den Zauberspruch, oder: Wer ist glücklich? Zauberposse mit Gesang in 3 Abtheilungen von **W. Turteltaub.** 12. Geh. ¼ Thlr.

Das Gut Waldegg, die Husaren und der Kinderstrumpf. Posse mit Gesang in 3 Aufzügen von **F. Hopp.** Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

Der Kaufmann von Venedig. Schauspiel in 5 Aufzügen von **Shakspeare.** Für die Darstellung eingerichtet von **C. A. West.** Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

Erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cornelia.
Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1842.

Herausgegeben von **Aloys Schreiber.**

27. Jahrgang. Zweite Folge 1. Jahrgang.

2⅔ Thlr.

Verlag von J. Engelmann in Heidelberg.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

En vente chez Brockhaus & Avenarius à Leipzig:

Écho
de la littérature française.
Journal des gens du monde.

Ce journal paraît tous les quinze jours, à partir du 15 Janvier 1841 par cahiers d'au moins 2 à 3 feuilles d'impression grand in-8. et formera un gros volume par année.

Prix de l'abonnement pour l'année 5⅓ Thlr.

On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste.

Sommaire du No. 17. Romuald le Braconnier, par A. C. Y. — Voyage en Perse, par E. Flandin. — La chasse de l'hivernage à la Martinique, par M. Auger. — Physiologie de l'homme marié, par P. de Kock. — Les Supplices en France, par P. [illegible]. — *Beaux arts:* L'église de la Madeleine. — *Revue littéraire:* Theodicée de Platon et Aristote, par M. Simon, par X. [illegible]. — *Tribunaux:* Un agent désintéressé.

Sommaire du No. 18. Un chapitre des mémoires de Madame Lafarge. — L'ouverture de la chasse, par A. Second. — Mon début dramatique, par C. Bonjour. — Le mont Saint-Michel, par Th. Muret. — *Tableaux de Moeurs:* Mon opinion sur la profession de tailleur, par L. Huart. Le Gargantua de la presse, par Ch. Desmares. — Les sergents. — *Tribunaux:* Une recette pour se débarasser de son tailleur.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die dritte Lieferung von

J. Funck's
Geschichtlicher Erinnerungs- und Conversations-Kalender,

oder Geburts- und Sterbetage denkwürdiger Menschen aller Nationen, welche seit christlicher Zeitrechnung der Welt- oder Literatur-Geschichte angehören.

Preis jeder Lieferung ⅓ Thlr.

Die vierte Lieferung wird binnen 14 Tagen ausgegeben, die fünfte (Schlußlieferung) in sechs Wochen.

Schleusingen, den 1. October 1841.

Conrad Glaser.

Bei F. B. Wallishausser in Wien ist erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

K. K. Östr. Zoll-Tarif.

Unter dem Titel: Auseinandersetzung der K. K. Östreichischen Ein-, Aus- und Durchfuhrzölle in durchaus alphabetischer Ordnung ꝛc. 1840. Durch Anhang bis August 1841 fortgeführt. Gr. Lexikonformat. Geh. 1⅓ Thlr.

Den Käufern des Tarifs 1840 wird der Anhang, gegen Porto-Ersatz, gratis besorgt.

Für Leihbibliotheken.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

[illegible]

Novelle aus dem 30jährigen Kriege, von M. Richter. 8. 1⅓ Thlr.

Novellen von [illegible].

Der [illegible], eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. — Der Rächer seiner Ehre, eine Criminalgeschichte. 8. 1½ Thlr.

Leipzig, im September 1841.

[illegible]

Im Verlage der J. D. Claß'schen Buchhandlung in Heilbronn ist in Originalausgabe neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Das Nibelungenlied nach der reichsten und ältesten Handschrift des Freiherrn Joseph von Laßberg mit einem Wörterbuch, einem getreuen Facsimile der Handschrift und einem Stahlstich herausgegeben von Ottmar F. H. Schönhuth. Schulausgabe. XII und 462 Seiten. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr. Rhein.

Ausgewählte Bibliothek der
Classiker des Auslandes.
Mit biographisch-literarischen Einleitungen.
Gr. 12. Geh.

Von dieser Sammlung, die nur wahrhaft Classisches in gediegenen Übersetzungen enthalten und bei sehr schöner Ausstattung doch wohlfeil sein wird, sind bis jetzt erschienen:

Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen.
- Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. ⅔ Thlr.
- Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Zweite verbesserte Auflage. ⅔ Thlr.
- Nina. Zwei Theile. ⅔ Thlr.
- Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. [illegible]

Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von Alexander Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. ⅓ Thlr.

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Karl Förster. ⅔ Thlr.

Jedes Werk ist unter besonderm Titel auch einzeln zu erhalten.

Leipzig, im October 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Vorlesungen,

welche im Wintersemester 1841 — 42 auf der Kieler Universität gehalten werden sollen.

I. Allgemein wissenschaftliche Vorlesungen.

1) Philosophie. Gesch. der Philos., 6 St., Prof. Chalybäus; 6. St., Prof. Schultz. Psychologie und Einleitung in die Phil., 2 St., Prof. Chalybäus. Hegel's Rechtsphilos., 2 St., Ders. Rechtsphilos., 4 St., Dr. Christiansen.

2) Mathematik. Reine Mathem., zweiter Theil, 4 St., Prof. Scherk. Analysis d. Unendlichen, 2 St., Ders. Populaire Astronomie, 4 St., Ders.

3) Naturwissenschaften. Anthropologie, 5 St., Prof. Behn. Anatomie der Wirbelthiere, 1 St., Ders. Medicinalpflanzen, 4 St., Prof. Nolte. Kryptogamen, 2 St., Ders. Pflanzendemonstrationen, 2 St., Ders. Botan. Privatissima, Ders. Krystallographie, 4 St., Dr. Süersen. Oryktognosie, 2 St., Ders. Mineral. Repetitorien, Dr. Tielle und Dr. Süersen. Physik, 3 St., Dr. Wilda. Imponderabilien, 3 St., Dr. Tielle. Experimentalchemie, 4 St., Ders. Analytische Chemie, 6 St., Ders. Phys. und chem. Repetitorien, Ders. und Dr. Süersen.

4) Literatur und Sprachen.

a. orientalische. Arabisch, 2 St., Prof. Olshausen. Erklärung der mosaischen Gesetzgebung im Pentateuch, 4 St., Ders. Kleine Propheten, 2 St., Prof. Mau. Hiob, 4 St., Dr. Baumgarten. Hebräische Grammatik, 3 St., Prof. Olshausen.

b. classische. Archäologie, erster Theil, 4 St., Dr. Jahn. Griech. Tempel, Statuen &c., 3 St., Prof. Forchhammer. Mythos des Hercules, 1 St., Dr. Jahn. Sophokles' Ödipus v. Kol., 3 St., Prof. Nitzsch. Demosthenes' Rede von der Krone, 4 St., Prof. Forchhammer. Plutarch's Pompejus, 2 St., Prof. Schultz. Gesch. der Lit. der Römer, 4 St., Prof. Nitzsch. Röm. Privatalterthümer, 2 St., Dr. Osenbrüggen. Plautus Trinummus, 2 St., Prof. Nitzsch. Juvenal, 2 St., Dr. Jahn. Privatiss. Ders.

c. neuere europäische. Gesch. der deutschen Literatur, 2 St., Prof. Ratjen. Dänisch, 2 St., Prof. Flor. Dänisch Schreiben und Sprechen, 2 St., Ders. Schwedisch, 2 St., Ders. Privatiss. im Dänischen, Schwedischen und Isländischen, Ders. Lamennais, Lector v. Buchwald. Privatiss. im Französischen, Ders. Englisch Schreiben und Lesen, 2 St., Lector Lubdren.

5) Geschichtl. Wissenschaften. Alte Geographie, 4 St., Prof. Droysen. Topographie von Rom, 1 St., Prof. Forchhammer. Alte Geschichte Asiens, 2 St., Prof. Olshausen. Gesch. Israels, 2 St., Dr. Baumgarten. Röm. Kaisergesch., 2 St., Dr. Clement. Neueste Gesch., 5 St., Prof. Droysen. Deutsche Culturgesch., 2 St., Ders. Schlesw.-holst. Gesch., 5 St., Prof. Michelsen; 3 St., Dr. Clement. Dithmarsische Gesch., 2 St., Prof. Michelsen.

6) Staatswissenschaften. Nationalökonomie, 4 St., Prof. Hanssen. Technologie, 4 St., Dr. Wilda. Schlesw.-holst. Statistik, 5 St., Prof. Hanssen. Dänische Statistik, 1 St., Ders. Privatiss., Dr. Wilda.

II. Facultätswissenschaften.

1) Theologie. Encyklopädie, 3 St., Prof. Pelt. Synopsis, 4 St., Prof. Dorner. Bergpredigt, 2 St., Ders. Brief an die Römer, 4 St., Prof. Mau. Briefe an die Römer und Galater, 5 St., Dr. Klose. Dogmatik, zweiter Theil, 5 St., Prof. Dorner. Dogmengesch., 4 St., Prof. Pelt. Gesch. der christl. Theologie, 3 St., Ders. Symbolische Theologie, 5 St., Prof. Mau. Kirchengesch. bis auf Karl d. Gr., 5 St., Prof. Thomsen; bis auf Gregor VII., 5 St., Dr. Klose. Reformationsgesch., 2 St., Ders. Missionsgesch., 2 St., Prof. Thomsen. Gesch. der nicht test. Religionen, 5 St., Ders. Homiletik, 4 St., Prof. Lüdemann. Katechet. Übungen, 2 St., Ders. Bibl.-theol. Übungen, 2 St., Prof. Pelt. Biblische Übungen, Dr. Baumgarten.

2) Jurisprudenz. Encyklopädie und Methodologie, 3 St., Prof. Paulsen. Gesch. d. röm. Rechts, 6 St., Dr. Christiansen. Äußere Gesch. des röm. Rechts, 3 St., Dr. Osenbrüggen. Institutionen u. Rechtsgesch., 8 St., Prof. Kierulff. Justinian's Institutionen, 2 St., Dr. Osenbrüggen. Pandecten, 16 St., Prof. Burchardi. Tit. de regulis juris, 2 St., Prof. Kierulff. Deutsches Erbrecht u. Gütergemeinschaft, 2 St., Prof. Tönsen. Handels-, Wechsel- und Seerecht, 3 St., Ders. Eherecht, 1 St., Prof. Falck. Kirchenrecht, 4 St., Prof. Herrmann. Völkerrecht, 2 St., Prof. Michelsen. Criminalrecht, 7 St., Prof. Herrmann. Neueste Gesetzgebung über d. Criminalproc., 2 St., Ders. Gesch. d. Criminalrechts, 3 St., Dr. Schmid. Schlesw.-holst. Rechtsgeschichte und öffentliches Recht, 5 St., Prof. Falck. Schlesw.-holst. Privatrecht, 4 St., Prof. Tönsen. Dänisches Recht, 2 St., Prof. Paulsen. Gem. u. vaterl. Civilproceß, 5 St., Prof. Falck; 6 St., Dr. Schmid. Von den Rechtsmitteln, 2 St., Ders. Schlesw.-holst.-lauenb. Proceß., 4 St., Prof. Paulsen. Privatissima, Dr. Schmid.

3) Medicin. Anatomie, 6 St., Prof. Behn. Anatom. Übungen, 12 St., Ders. Patholog. Anatomie, 5 St., Dr. Valentiner. Von Brüchen und Luxationen, 2 St., Dr. Kirchner. Nosologie u. Therapie, 5 St., Prof. Meyn. Semiotik, 3 St., Prof. Ritter. Kinderkrankheiten, 2 St., Ders. Diätetik, 3 St., Ders. Klinik, Prof. Meyn. Receptirkunst, 1 St., Ders. Mäeutik, 6 St., Prof. Michaelis. Touchirkunst, 1 St., Ders. Mäeutische Klinik, Ders. Pharmacologie, 6 St., Dr. Kirchner. Pharmaceutische Chemie, 5 St., Ders. Privatissima, Ders.

III. Künste.

Mechanische, Univ.-Mechan. Cramer. Veterinairkunst, Stallm. v. Baller. Reiten, Ders. Fechten u. Gymnastik, Fechtmeister Maack. Tanzen, v. Wobeser-Rosenhain.

IV. Anstalten.

Die Bibliothek öffnet täglich Prof. Ratjen. Das philologische Seminar leitet Prof. Nitzsch; das homilet. Prof. Lüdemann. Das anatom. und naturhistorische Museum conservirt Prof. Behn. Den botan. Garten beaufsichtigt Prof. Nolte.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

1841. September. Nr. 244—273.

Inhalt:

Nr. 244. Südöstlicher Bildersaal. Herausgegeben vom Verfasser der „Briefe eines Verstorbenen". (Nr. 244—248.) — Romanenliteratur. — **Nr. 245.** Gedichte von C. F. L. in Magdeburg. — Aus Italien. — **Nr. 246.** Victor Hugo. — **Nr. 247.** 1. Blüten der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung. Mit einem geschichtlichen Überblicke und den nöthigen Erläuterungen begleitet von A. Baumstark. Erstes bis fünftes Bändchen. 2. Classische Blumenlese. Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien, Idyllen, Gnomen und Epigrammen der Griechen und Römer, nach den besten Verdeutschungen, theilweise neu bearbeitet. Mit Erklärungen für alle gebildeten Leser herausgegeben von Ed. Moerike. Erstes Bändchen. — **Nr. 248.** Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des Kaiserthums Östreich vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In treuen Abbildungen mit biographisch-historischen Notizen von J. Bergmann. Erstes Heft. — Zur russischen Literatur. — **Nr. 249.** Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von H. Steffens. Erster und zweiter Band. Zweiter Artikel. (Nr. 249—251.) — Das Buch deutscher Parodien und Travestien. Herausgegeben von Z. Funck. Erster Cyklus. — **Nr. 250.** Life of Petrarch. By Th. Campbell. — **Nr. 251.** Alfred von A. v. Sternberg. — **Beilage Nr. 4.** Leibnitz's Deutsche Schriften. Herausgegeben von G. E. Guhrauer. Zweiter Band. — Das delphische Orakel in seinem politischen, religiösen und sittlichen Einfluß auf die alte Welt, dargestellt von W. Götte. — Ernste Novellen und Skizzen. Sehnsuchtsklänge nach der Heimat. Von J. N. Nürnberger. — Geschichte von Rügen und Pommern. Verfaßt durch F. W. Barthold. Zweiter Theil. — **Nr. 252.** Das Studium der altromantischen Poesie in Frankreich. (Nr. 252—254.) — Zur slawischen Literatur. — **Nr. 253.** Thereſens Briefe aus dem Süden. Herausgegeben von einem Freunde der Verfasserin. — Camillo Porzio. — **Nr. 254.** Joan of Arc, the Maid of Orleans. By Th. J. Serle, author of „Merchant of London" etc. — **Nr. 255.** Geschichte des polnischen Aufstandes und Krieges in den Jahren 1830 und 1831. Nach authentischen Quellen dargestellt von F. v. Smitt. Erster und zweiter Theil. (Nr. 255—258.) — **Nr. 256.** Romanenliteratur. — **Nr. 257.** Die polnisch-mnemonische Lehrmethode in Paris. — **Nr. 258.** Strauß und dessen „Christliche Glaubenslehre" von einem Altengländer beurtheilt. — Zur polnischen Literatur. — **Nr. 259.** Reiseliteratur. (Nr. 259—263.) — Aus Italien. — **Nr. 260.** Weber und Berlioz. — **Nr. 261.** Literarische Notizen aus Dänemark. — **Nr. 262.** Guido von Arezzo. Sein Leben und Wirken. Aus Veranlassung und mit besonderer Rücksicht auf eine Dissertation: „Sopra la vita, le opere ed il sapere di Guido d'Arezzo", von Luigi Angeloni. Nebst einem Anhange über die dem heiligen Bernhard zugeschriebenen musikalischen Tractate. Von R. G. Kiesewetter. — **Nr. 263.** Wittenberg und Rom. Historisch-romantisches Gemälde aus der Reformationsgeschichte von H. E. R. Belani. — **Nr. 264.** Hinterlassene Schriften von Ph. O. Runge, Maler. Herausgegeben von dessen ältestem Bruder. (Nr. 264, 265.) — Blüten spanischer Poesie. Metrisch übertragen von F. W. Hoffmann. — Ein Urtheil über die Neugriechen. — **Nr. 265.** Geschichte des dreißigjährigen Krieges aus Urkunden und andern Quellenschriften erzählt von J. W. O. Richter. Erster Band. (Nr. 265, 266.) — **Nr. 266.** Östreich im Jahre 1840. Von einem östreichischen Staatsmann. Von Johann Sporschil. (Nr. 266—268.) — Zur Geschichte der Dampfschiffahrt. — **Nr. 267.** Zu Walter Scott's „Guy Mannering". — **Nr. 268.** Zur Geschichte Friedrich's II. — **Nr. 269.** Deutsche Dichtungen des Jahres 1840. Zweiter Artikel. (Nr. 269—272.) — Zur polnischen Literatur. — **Nr. 270.** Des Lebens Heiland. Ein Roman von L. Mühlbach. — **Nr. 271.** Lebensgeschichte des Baron Friedrich de la Motte Fouqué. Aufgezeichnet durch ihn selbst. (Nr. 271, 272.) — **Notizen, Miscellen, Bibliographie, literarische Anzeigen** ꝛc.

Leipzig, im October 1841.

F. A. Brockhaus.

Erschienen und versandt ist:

Journal für praktische Chemie. Herausgegeben von *O. L. Erdmann* und *R. F. Marchand*. Band XXIV. Heft 2. 1841. Nr. 18. Gr. 8. Geh. (Preis des Jahrgangs von 3 Bänden oder 24 Heften 8 Thlr.)

Inhalt: Untersuchungen über die wahre Zusammensetzung der atmosphärischen Luft; von *Dumas* und *Boussingault*. Nachschrift der Redaction. — Neue Thatsachen in Bezug auf die chemische Wirkung des Lichts. — Beiträge zur Galvanoplastik; von *C. A. Gerlach*. — Bemerkungen über das Leuchtgas; von Dr. *Penot*. — Über das Dörren des Holzes; von *v. Balascheff*. — Über bleichende Salze; von *Detmer*. — Notiz über ein natürliches Eisenoxydsulphat aus Chili; von *J. Prideaux*. — Literatur.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

In unserm Verlage ist erschienen und bereits an alle Buchhandlungen versandt:

Das

Schloß Loevestein

im Jahre 1570.

Geschichtliche Erzählung

aus dem achtzigjährigen Kriege

von

J. van den Hage.

Aus dem Holländischen

von

J. D. von Bétaz.

Wohlfeile Ausgabe. Gr. 8. Auf weißes Maschinenpapier. 3 Bände. 3 Thlr.

Lemgo, im September 1841.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1841 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 5/12 Thlr.

Die Berichte von 1835—40 haben denselben Preis.

Leipzig, im October 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei J. B. Wallishausser in Wien ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu haben:

Todtenkränze.

Canzone

von

J. C. Baron von Zedlitz.

Der zweiten Original-Auflage zweiter Abdruck, mit 34 Holztypen und zwei Holzschnitten verziert. Gr. 8. Geh. Starkes Velinpapier. 1⅓ Thlr.

Der kritisch anerkannte classische Werth dieser schönen Dichtung bestimmte die Verlagshandlung zu der seltenen typographischen Ausstattung.

Neue Erzählungen und Novellen

von

Johann N. Vogl.

8. Geh. Velinpapier. 1⅙ Thlr.

In der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg ist erschienen:

Matthiä, A. (weiland Director des Gymnasiums zu Altenburg), **Vermischte Schriften** in lateinischer und deutscher Sprache. Zweite wohlfeilere Ausgabe. Brosch. ½ Thlr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Geist der ersten physischen Erziehung für gebildete Mütter.

Zeitgemäße Darstellung

von

Dr. Arnold Löwe.

Wien 1841.

Gr. 12. In Umschlag brosch. Preis 1 Thlr. Sächs.

Schon der Titel dieses Werkchens bezeichnet mit deutlichen Worten den Zweck und Inhalt desselben. Es gibt einen erschöpfenden Auszug des Wissenswürdigsten über die erste körperliche Erziehung. In dem geringen Raume von wenigen Bogen ist diese hochwichtige, heilige Angelegenheit der Menschheit, mit lichtvoller Gründlichkeit, ordnender Übersicht, pikantem Vortrage und mit solcher Vollständigkeit zusammengedrängt, daß nicht nur die erste physische Erziehung nach der Geburt (Säuglingsalter und erste Periode der Kindheit), sondern auch die physische Erziehung vor der Geburt mit gleichmäßigem Interesse besprochen wird.

Der Beleg dafür ist die reichhaltige Behandlung des diätetischen Verhaltens während der Schwangerschaft, und die zum ersten Male in solcher Weise erörterten physischen Rücksichten bei der ehelichen Wahl.

Die Darstellung hält die richtige Mitte zwischen der gewöhnlichen Breite populairer Schriften und dem strengen Tone der Wissenschaft, und ist dem Lesekreise, für den das Werkchen bestimmt ist, nämlich Müttern der gebildeten Stände, ganz vorzüglich angemessen. Hiermit ist auch der unterscheidende Standpunkt und Vorzug dieser Schrift von vielen Büchern ähnlichen Inhalts ausgesprochen. Der Verfasser, von der Verlagshandlung zur Abfassung derselben aufgefodert, unterzog sich seiner Aufgabe mit demselben Eifer, mit derselben Vorliebe, mit welchen er sich in jahrelanger ärztlicher Wirksamkeit der Kinderwelt zugewendet hat. Somit möge denn diese durch den Reichthum des abgehandelten Materials und die interessante stylistische Bewältigung eines sehr ernsten Stoffes beachtenswerthe Schrift dem weiblichen Geschlechte auf das dringendste anempfohlen sein.

Bei J. Hölscher in Koblenz ist erschienen:

Die Mosel und ihre nächsten Umgebungen von Metz bis Koblenz. Mit 1 Karte. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Dasselbe mit 32 Kupfern und Karte. Geh. 5⅔ Thlr.

Panorama der Mosel von Igel bis Koblenz. In Etui 1⅓ Thlr.

Sammlung auserlesener Ornamente, zum Gebrauch für Silberarbeiter ꝛc. Erstes und zweites Heft, jedes in 8 Blättern, à ¼ Thlr.

Back (Pfarrer), Das Kloster Ravengirsburg und seine Umgebungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Hundsrückens. Erster Band. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Beaumont, Marie Le Prince, Magazin für Kinder. In vier Bändchen. Erstes Bändchen. ¼ Thlr.

Müller (Prof.), Handbuch der Physiologie. Vierte Auflage. Ersten Bandes erste Abtheilung. 1¼ Thlr.

Um die vielen Nachfragen zu befriedigen, wird dieser erste Band in drei Abtheilungen versandt, wovon die zweite binnen vier Monaten erscheinen wird.

Wirtgen, Ph., Flora des Regierungsbezirks Koblenz. 12. ½ Thlr.

Bei Th. Fischer in Kassel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Betrachtungen über den Offizier in Theorie und Praxis, von einem Deutschen. Gr. 8. Geh. ⅜ Thlr.

Falckenheiner, Dr., Geschichte hessischer Städte und Stifter. 1ster Bd. Gr. 8. Geh. 1¼ Thlr.

Fenner v. Fenneberg, Belletristische Schriften. 3 Hefte. 16. ¾ Thlr.

Bei Prätorius & Seyde in Leer erschien soeben:

Archiv für Friesisch-Westfälische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von J. H. D. Möhlmann. 1. Band. 1. Heft. Gr. 8. (6¾ Bogen.) Geh. Preis ⅝ Thlr.

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gervais (Eduard), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. **Erster Theil:** Kaiser Heinrich V. Gr. 8. 2 Thlr.

Leipzig, im October 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.

№ III.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1841. Juli, August und September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. XIII des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XIX desselben.)

31. **Bericht vom Jahre 1841 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft** zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 5/12 Thlr.
Die Berichte von 1835—40 haben denselben Preis.

32. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis siebenter Band. Gr. 12. Geh. 2⅚ Thlr.
I. II. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Die Nachbarn.** Mit einer Vorrede der Verfasserin. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. ⅓ Thlr. — III. **Gomes** (Joao Baptista), **Ignez de Castro.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von Alexander Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. ⅓ Thlr. — IV. **Dante Alighieri, Das neue Leben.** Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von Karl Förster. ⅓ Thlr. — V. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Zweite verbesserte Auflage. ⅓ Thlr. — VI. VII. **Bremer** (Frederike), **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. **Nina.** Zwei Theile. ⅔ Thlr.

33. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Vierter Band: S—Z. Elfte und zwölfte Lieferung. Gr. 4. Geh. Jede Lieferung ¼ Thlr.
Erster Band in 12 Lief.: A—E. Mit 320 Abbild. und 17 Landkarten. 1837. 3 Thlr.
Zweiter Band in 14 Lief.: F—L. Mit 368 Abbild. und 11 Landkarten. 1838. 3½ Thlr.
Dritter Band in 14 Lief.: M—R. Mit 284 Abbild. und 10 Landkarten. 1838—40. 3½ Thlr.
Es sind auch sauber cartonnirte Exemplare zu haben, wofür der Einband besonders mit ⅓ Thlr. für den Band berechnet wird.
Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikon werden Anzeigen &c. gegen Berechnung von 5 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.
Die Beendigung dieses Werkes ist bestimmt in diesem Jahre zu erwarten.

34. **Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Geh.
Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. ½ Thlr.
Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Zweite verbesserte Auflage. ⅓ Thlr.
Nina. Zwei Theile. ⅔ Thlr.

35. ***Busch (Dietr. Wilh. Heinr.),* Das Geschlechtsleben des Weibes** in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Dritter Band. Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.
Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839) kostet 3⅚ Thlr.; der zweite Band: Die Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette (1840), 3 Thlr.

36. **Buxton (Thomas Fowell), Der afrikanische Sklavenhandel und seine Abhülfe.** Aus dem Englischen übersetzt von **G. Julius.** Mit einer Vorrede: Die Nigerexpedition und ihre Bestimmung von **Karl Ritter.** Mit einer Karte. Gr. 8. Geh. 1⅔ Thlr.
Die Übersetzung dieser wichtigen und interessanten Schrift ist auf Kosten der Gesellschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas gedruckt, und um durch große Verbreitung derselben die edlen Zwecke dieser Gesellschaft zu fördern, der Preis so billig gestellt worden.

37. **Dante Alighieri, Das neue Leben.** Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **Karl Förster.** Gr. 12. Geh. ⅔ Thlr.

38. **A complete Dictionary english-german-french.** On an entirely new plan, for the use of the three nations. *Third* edition. Breit 8. Velinp. Cart. 1⅓ Thlr.

39. **Dictionnaire français-allemand-anglais.** Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. *Troisième* édition. Breit 8. Velinp. Cart. ⅚ Thlr.
Nr. 38, 39 und 43 sind einzelne Theile des unter Nr. 42 erwähnten Handwörterbuchs.

40. **Gervais (Eduard), Politische Geschichte Deutschlands** unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Erster Theil: **Kaiser Heinrich V.** Gr. 8. 2 Thlr.

41. **Gomes (João Baptista), Ignez de Castro.** Trauerspiel in fünf Aufzügen nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von **Alexander Wittich.** Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. Gr. 12. Geh. ⅔ Thlr.

42. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. *Dritte* Auflage. Breit 8. Velinp. Cart. in Einem Bande. 2⅔ Thlr.
Die drei Abtheilungen, aus denen dieses Handwörterbuch besteht, sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten. (Vgl. Nr. 38, 39 und 43.)

43. **Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. *Dritte* Auflage. Breit 8. Velinp. Cart. 1 Thlr.

44. **Herold (Georg Eduard), Sammlung der für die Stadt Leipzig erlassenen, annoch gültigen wohlfahrtspoliceilichen Anordnungen.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

45. ***Noback (Christian und Friedrich),* Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspa-**

piere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet. In 5—6 Heften. Erstes Heft. (Aachen—Bern.) Breit 12. Preis eines Heftes von 8 Bogen ⅓ Thlr.

Die übrigen Hefte werden in kurzen Zwischenräumen folgen, sodaß das ganze Werk binnen Jahresfrist in den Händen der Abnehmer sein wird.

46. **Raumer (Friedr. v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Zwölfte bis vierzehnte Lieferung. Gr. 8. Preis der Lieferung auf Velinp. ½ Thlr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

47. —, **Die Korngesetze Englands.** 12. Geh ⅓ Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die

Handschriften

der

k. k. Hofbibliothek in Wien,

im

Interesse der Geschichte, besonders der östreichischen,

verzeichnet und excerpirt

von

Joseph Chmel,

reg. Chorherr des Stiftes St.-Florian, k. k. Rath und erster Archivar des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien, Ehrenmitglied der historischen Vereine zu Bamberg und Würzburg, auswärt. Mitglied der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, correspond. Mitglied des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg zu Berlin.

Zweiter Band.

Gr. 8. Wien 1840. Preis 3½ Thlr. Sächs.

Enthält die Recension von 159 historischen Handschriften der k. k. Hofbibliothek, zugleich aber auch Auszüge des darin enthaltenen historischen Stoffes, insoweit der Verfasser denselben für interessant und bisher unbenutzt hielt. So sind zum Beispiel hier mitgetheilt (S. 35): ein Verzeichniss der Präsente und Kleinodien, welche K. Rudolf II. in einem Zeitraume von 30 Jahren an so viele Personen vertheilen liess (Beweis der grössten Liberalität), verschiedene interessante alte Inventare der Schatz-, Kunst- und Waffenkammern in Prag und Innsbruck etc., das Erträgniss der Silbergewerke zu Schwatz in Tirol während eines Zeitraums von 65 Jahren (1470—1535, S. 108), eine interessante Kammerrechnung K. Maximilian's II. von 1568—70 (S. 113), Beschreibung der Seen, Teiche und Fischwässer in Tirol und Görz unter K. Maximilian I. (1504, S. 132), merkwürdige Jagdbücher des Herzogs Johann Georg von Sachsen, an K. Matthias und die Kaiser Ferdinand II. und III. mitgetheilt (S. 163 fg.), mehre Relationen fremder Gesandten am kaiserlichen Hofe, Briefwechsel des Hofbibliothekars Kaspar Nydbruck mit fremden Gelehrten (manches sehr Interessante enthaltend), Beschreibung des Lustgartens K. Maximilian's II. (S. 276), Chronik von Schwäbisch-Hall (S. 295), Codex epistolaris Johannis episcopi Argentinensis (zur Geschichte des 14. Jahrhunderts, insbesondere für die Zeit Heinrich's VII. und Friedrich's des Schönen interessant, S. 312—427), eine interessante Handschrift des Theuerdank näher beschrieben und excerpirt (S. 432), ebenso K. Maximilian's I. Gedenkbüchel von 1509—13 (S. 458), die nach Konstantinopel im Jahre 1569 und 1570 geschickten Präsente (S. 470), ein famoses illyrisches Wappenbuch (S. 524) und ein renommirtes spanisches Adelsbuch (S. 530) näher beschrieben. Der Codex Nr. 3410, die Beschreibung der Reise des Erzherzogs Philipp des Schönen durch Frankreich nach Spanien im J. 1501 enthaltend, ist vollständig abgedruckt (S. 554—656). Ein vierfaches Verzeichniss und ein Register erleichtern den Gebrauch.

Von **J. M. Gebhardt** in Grimma wurden soeben an alle Buchhandlungen folgende Neuigkeiten verschickt:

Martialis, M. Val., Epigrammaton libri. Ed. Dr. *F. G. Schneidewin*, Prof. *Gotting.* 2 Vol. Gr. 8. Brosch. 5 Thlr.

Imperatoris Caesaris Augusti scriptorum reliquiae. Post Jan. Rutgersium et Jo. Alb. Fabricium collegit, illustravit et cum aliorum tum suis adnotationibus instruxit M. *Aug. Weichert*, Rect. et Prof. Grim. Gr. 4. Fasc. I. Brosch. 1⅔ Thlr.

***Wunderi* Emendationes in Sophoclis Trachinias.** Gr. 8. Brosch. 1⅓ Thlr.

De dictatoribus latinis et municipalibus. Scr. Prof. M. *Lorenz*. Gr. 4. Brosch. Part. I. ⅓ Thlr.

Prophetenstimmen. An das Geschlecht dieser Zeit. Nach den Aussprüchen der heiligen Seher des Morgenlandes von *Leop. Haupt*. Gr. 8. Velinp. Brosch. ⅔ Thlr.

Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz. Aus Volksmunde aufgezeichnet und mit den Sangweisen, deutscher Übersetzung, den nöthigen Erläuterungen, einer Abhandlung über die Sitten und Gebräuche der Wenden, und einem Anhange ihrer Märchen, Legenden und Sprichwörter, herausgegeben von *Leop. Haupt* und *J. E. Schmaler*. Gr. 4. Brosch. Velinp. 1. Heft. 1 Thlr.

Soeben erschien bei **Trautwein u. Comp.** in Berlin:

Beweisführung

daß die Lehre der neuern Physiker vom Drucke des Wassers und der Luft falsch ist, nebst einem Versuche, die Erscheinungen an flüssigen Körpern ohne atmosphärischen Luftdruck zu erklären. Mit einer Tafel Abbildungen. Von **Friedrich von Drieberg.** Gr. 8. Velinp. Brosch. Preis ⅔ Thlr.

Neue Schrift. In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Seeger, Dr., Handbuch der topographischen Anatomie für praktische Ärzte und Wundärzte, insbesondere für Gerichtsärzte und Operateurs. 3 Fl., oder 1⅔ Thlr. Ludwigsburg bei **Nast.**

Bei **Justus Perthes** in Gotha sind im J. 1841 folgende Fortsetzungen erschienen:

1) **E. von Sydow's Wand-Atlas** über alle Theile der Erde. Nr. 1. Erdkarte in 2 Planigloben (jeder zu 3 Fuss Durchmesser), nebst 4 kleinern Planigloben. 12 color. Sectionen (zusammengesetzt 20 □ Fuss gross). Preis 1⅓ Thlr.

2) **K. E. A. von Hoff's Chronik der Erdbeben** und **Vulkan-Ausbrüche.** IIter Theil, vom Jahr 1760 bis 1805, und 1821 bis 1832. Preis 2⅓ Thlr.

3) Dr. **H. Berghaus' Almanach** der Belehrung und Unterhaltung auf dem Gebiete der Erd-, Länder-, Völker- und Staatenkunde gewidmet. 5ter Jahrgang mit A. v. Humboldt's Bildniß u. 3 Karten. Preis 1½ Thlr.

Unter dem mannichfaltigen Inhalt dieses Jahrgangs sind insbesondere die Berichte über die Entdeckung des südlichen Polarlandes (nebst Karte) als neu und interessant hervorzuheben.

4) Dr. **H. Berghaus' Physikalischer Atlas.** VII. Lieferung. Subscriptionspreis 2 Thlr.

Inhalt: I. 10. Regenkarte von Europa; I. 11. Übersicht der meteorologischen Stationen in Deutschland rc.; III. 11. Idealer Durchschnitt eines Theils der Erdrinde (Doppelblatt); V. 6. Botanische Karte von Deutschland.

5) **Ad. Stieler's Hand-Atlas** über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude. X. Supplement-Lieferung. Subscriptionspreis 1⅓ Thlr.

Inhalt: Nr. 2 u. 3. Die sichtbare Seite der Mondoberfläche. — Nr. 5b. Der südliche gestirnte Himmel. — Nr. 15d. Irland. — Nr. 40. Afrika. — Nr. 45d. Südafrika. — Nr. 50b. Festland von Australien und Neuseeland.

6) **K. von Spruner's Historisch-geographischer Hand-Atlas.** IV. Lieferung. Subscriptions-Preis 2 Thlr.

Inhalt: Nr. 22a. Polen und Litthauen im 13. Jahrh. — 22b. Die Ordensgebiete in Preußen und Livland bis 1562. — 30 bis 34. fünf Karten zur Geschichte Großbritanniens.

Bei Eröffnung des königl. französischen Theaters erlauben wir uns auf das

Répertoire du théâtre français à Berlin

(250 pièces de théâtre. Gr. 8. Broschirt 12 à 14 pièces 2 Thlr.)

aufmerksam zu machen, welches nur Komödien und Vaudevilles enthält, die den Beifall des hiesigen und vorher den des Pariser Publicums gewonnen haben. Der Wunsch vieler Subscribenten veranlasste auch die Aufnahme der Dramen von Victor Hugo, Delavigne, Dumas, der classischen Tragödien von Corneille, Racine, Voltaire, sowie der unübertroffenen Komödien von Molière und Beaumarchais. Zur Erleichterung der Anschaffung haben wir einen sehr billigen Subscriptionspreis von 2 Thlr. für die Serie von 12—15 Stücken festgesetzt. Monatlich erscheinen 2—3 der neuen, mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Stücke, die den resp. Subscribenten ins Haus gesendet werden.

Viele der in dieser Sammlung enthaltenen Stücke sind in königl. Gymnasien und Schulen, sowie beim Privatunterricht angewendet worden und haben sich stets nützlich erwiesen; es ist anerkannt, dass zur Erlernung der eleganten Conversationssprache das Lesen der französischen Comédies-Vaudevilles das geeignetste Mittel sei.

Soeben erschienen Nr. 242—251:

Le chevalier du Guet 7½ Sgr.; *Japhet* 5 Sgr.; 3 comédies de Beaumarchais: *Le barbier de Seville, Le mariage de Figaro, La mère coupable* à 7½ Sgr.; *L'abbé de l'Epée* 2½ Sgr.; *Encore des Ménechmes* (*Der Neffe als Onkel*, von Schiller) 7½ Sgr.; *L'ombre d'un amant* 5 Sgr.; *L'habit ne fait pas le moine* 7½ Sgr.; *Le mariage à rompre* 5 Sgr. Das vollständige Verzeichniss des Répertoire *gratis*.

Berlin, **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

In der **Sinner**'schen Hofbuchhandlung in Koburg ist soeben erschienen.

Horti Persici et Arabici. In latii valles transtulerunt Odoartus Amthorus et Arminius Fritzschius. Pars I. 4½ Bogen. Eleg. brosch. Preis 5/12 Thlr., oder 45 Kr.

Unter obigem Titel übergibt die unterzeichnete Verlagshandlung dem Publicum das erste Heft eines Werkes, welches in den Abtheilungen hortus voluptatis, hortus gloriae und hortus sapientiae die schönsten Blüten arabischer und persischer Poesie in einer **lateinischen metrischen** Übersetzung umfassen wird. Der Kenner des Urtextes wird darin die Treue der Übersetzung, der classische Philolog die Eleganz der Form mit Recht bewundern und jeder wissenschaftlich Gebildete von der Abwechselung des Stoffes und der Form sich angezogen fühlen.

Das günstige Urtheil, welches über Herrn **Amthor's** Klänge aus Osten (Leipzig 1841) in den verschiedensten Zeitschriften gefällt worden ist, sowie der Name **Fritzsche**, bürgt für die Gediegenheit des Unternehmens.

Im Verlag der **Creutz**'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien:

Wolfram von Eschenbach's Leben und Dichten; herausgegeben von **San Marte**, 2ter Bd., enthält: Lieder, Wilhelm von Orange und Titurel von W. v. E. und der jüngere Titurel von Albrecht in Übersetzung und im Auszuge; nebst Abhandlungen über das Leben und Wirken W. v. E.'s und die Sage vom heiligen Gral. Mit 3 Abbildungen. Preis 2½ Thlr.

Der früher erschienene 1ste Band, enthaltend **Parcival**, Rittergedicht in neuhochdeutscher Übertragung von San Marte, kostet 2½ Thlr.

Bei **F. Rubach** in Berlin ist soeben erschienen:

H. Milne-Edward's

Handbuch der Zoologie

oder

Naturgeschichte der Thiere.

Nach der zweiten französischen Ausgabe bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von

Dr. M. S. Krüger.

1ster Band. 30 Bogen Medianformat, mit einem zoologischen Hand-Atlas.

Preis 2½ Thlr.

In Karl Gerold's Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Handbuch der pharmaceutischen Chemie in Beziehung der neuen östreichischen Militair- und Civil-Pharmakopöe.

Von

J. Franz Mandl,

Doctor der Medicin u. Chirurgie, Augenarzt u. Geburtshelfer etc. etc.

Gr. 8. Wien 1841. Preis 2 Thlr. Sächs.

Dieses Handbuch dürfte sich nicht nur den Feldärzten, sondern jedem praktischen Arzte und überhaupt sämmtlichen Sanitätsbeamten, von denen sehr oft Urtheile und Gutachten, wozu gründliche Kenntnisse in der Chemie nach deren jeweiligem Standpunkte erfoderlich sind, abgegeben werden müssen, als ein vorzüglich brauchbares Hülfsmittel in ihrem Wirkungskreise bewähren.

Soeben ist erschienen und in Commission durch Buchhändler C. H. C. Schulze in Celle zu beziehen:

Der Eremit an der Heerstraße

oder

literarische, zeitgenossische Blätter.

Preis des Jahrgangs 2 Thlr. Stärke des monatlichen Heftes 2 Druckbogen 8. à Heft 1/6 Thlr.

Zwei Hefte sind davon jetzt erschienen.

Celle, den 26. September 1841.

Eugen, Freiherr **v. Hammerstein**,

Herausgeber und Redacteur des Eremiten a. d. Heerstraße.

Bei **F. W. Wallishausser** in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Goldener Psalter des heiligen Bonaventura,

zu Ehren unserer lieben Frau in allen Nöthen und Anliegen zu beten.

Aus dem Lateinischen von **J. P. Silbert.**

Zweite Auflage. (Mit grober Schrift.) 12. Geh. 1/4 Thlr.

Briefe über die moralische Bildung des Menschen.

Von

J. Hellmann,

ausgetretenen k. k. östreichischen Stabs-Auditor.

Zwei Bändchen. Velinpapier. 1 1/6 Thlr.

Dieses Werkchen ist von dem Herrn Verfasser nach eigener praktischer Erfahrung und Auffassung mit rein wissenschaftlich systematischer Grundlage auf das gründlichste abgefaßt. Kräftige und gemüthliche Darstellung aller menschlichen Lebensverhältnisse erwecken allgemein und lebhaft ansprechendes Interesse für jedes Alter und Geschlecht, sodaß es als willkommener Rathgeber und angenehm belehrender Wegweiser eine fühlbare Lücke in der deutschen Literatur ausfüllt und Jedem eine erfreuliche Erscheinung sein wird, der den Klippen auf der Lebensbahn am leichtesten auszuweichen wünscht.

Für rein sittlich-moralische Ausbildung möchte es nicht warm genug empfohlen werden können.

Soeben erschien im Verlage des Unterzeichneten:

C. D. L. von Arnim

(Oberschenk und Kammerherr Sr. Majestät des Königs).

Reise nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid zu Anfang des Jahres 1841.

Mit Titelkupfer. 8. Velinp. Geh. 2 1/4 Thlr.

bildet auch den 2. Theil der im Jahr 1838 erschienenen: **Flüchtigen Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden.**

Ida Gräfin Hahn-Hahn, Reisebriefe.

2 Theile. 8. Velinp. Geh. 4 1/2 Thlr.

Ulrich.

2 Theile. 8. Velinp. Geh. 3 3/4 Thlr.

Dem Publicum übergebe ich hiermit die *beiden neuesten* Werke der Gräfin Hahn-Hahn; ohne Zweifel die tiefsten und ausgezeichnetsten Productionen ihres Genius.

Die unlängst erschienenen Schriften der Gräfin: **Faustine, Astralion, Der Rechte**, sind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, den 24. September 1841.

Alexander Duncker,

königl. Hofbuchhändler.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1842.

Neue Folge. Vierter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Victor Hugo's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 1 2/3 Thlr.

Inhalt: I. Der gefährliche Gast. Novelle von **Theodor Mügge.** — II. Das Kind des Thales. Novelle von **Eduard von Bülow.** — III. Der lahme Hans. Eine Dorfgeschichte von **Wilhelm Martell.** — IV. Das neue Jahr. Novelle von **Frau von W.**

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 1/2 Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1 1/3 Thlr.; der Jahrgang 1841 kostet 1 2/3 Thlr.

Leipzig, im October 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

№ III.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1841. Juli, August und September.

(Beschluß aus Nr. XXIX.)

48. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Achter Jahrgang, für das Jahr 1841.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Neunundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1½ Thlr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

49. **Schöne Welt.** Ein Roman von **Jean Charles.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2⅔ Thlr.

50. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **Friedr. v. Raumer.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19⅚ Thlr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

sodaß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1½ Thlr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite Jahrgang (1841) 2½ Thlr.

51. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1841. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Victor Hugo's. 8. Eleg. cart. 1⅔ Thlr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu ½ Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1½ Thlr., der Jahrgang 1841 1⅔ Thlr.

52. ***Wheaton (Henry),*** **Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne.** Avec un précis historique du droit des gens européen avant la paix de Westphalie. Gr. in-8. Broché. 2⅔ Thlr.

53. **Wigand (Paul),** Die Corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeiense. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

54. ***Winkler (Ed.),*** **Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde** etc. In zwei Bänden. Zehntes Heft. (Thelephora — Zygophyllum Fabago und Nachträge.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen ⅚ Thlr.

Das Werk wird mit dem elften Hefte vollendet sein.

55. **Zeitgenossen.** Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. Sechsten Bandes siebentes und achtes Heft. (Nr. XLVII, XLVIII.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Die „Zeitgenossen" erschienen in drei Reihen, jede zu sechs Bänden, seit dem J. 1816 und sind mit vorstehendem Doppelhefte geschlossen. Ich erlasse jede Reihe, im Ladenpreise 24 Thlr. kostend, im herabgesetzten Preise für 12 Thlr. Werden alle drei Reihen zusammengenommen, so wird der Preis für dieselben auf 24 Thaler ermäßigt. Einzelne Hefte von der ersten und zweiten Reihe kosten 1 Thlr., von der dritten Reihe ein einzelnes Heft ½ Thlr., ein Doppelheft 1 Thlr.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an auf nachstehende demnächst in meinem Verlage erscheinende Werke:

Moses Mendelssohn's sämmtliche Schriften. Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben. Sieben Bände. Gr. 12. Auf feinem Velinpapier. Geh. Preis höchstens 6 Thlr.

Kützing (Friedrich Traugott), Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange, erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten. Gegen 40 Bogen Text und 80 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln in gr. 4. Auf feinem Velinp. Cartonnirt. Subscriptionspreis 40 Thlr.

Ausführliche Prospecte dieser beiden Werke sind in allen Buchhandlungen *gratis* zu haben.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das **Bildniß** von

VICTOR HUGO.

Gestochen von Th. Langer.

Gr. 4. ⅓ Thlr.

Bei mir erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend gute Abdrücke für ⅓ Thlr. zu erhalten: **Auber. Baggesen. Bauernfeld. Böttiger. Calderon. Canova. Castelli. Cornelius. Dannecker.** Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Albin v. **Meddlhammer.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schill.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. Scott.** Kurt **Sprengel. Tegner. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Soeben ist bei **Ed. Anton** in Halle erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Blasius, Prof. **E., Handbuch der Akiurgie.** III. Bandes erster Theil. Neue Auflage. Gr. 8. Preis 1⅝ Thlr.

Bei G. Bethge in Berlin ist erschienen:

Odeum.

Eine Auswahl von ernsten und launigen Gedichten, welche sich zum mündlichen Vortrage in geselligen Kreisen eignen. Gesammelt und herausgegeben von **Cosmar.** 10 Bändchen à 1/6 Thlr.

Der Renommist.

Ein scherzhaftes Heldengedicht von **J. F. W. Zachariä.** Mit einleitendem Vorwort von **August Zachariä** und 8 Federzeichnungen von Hosemann. 7/12 Thlr.

Bei **Friedrich Volckmar** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden:

C. A. Tiedge's
sämmtliche Werke

vierte Auflage, 10 Bände in Schiller-Format, nebst Tiedge's Portrait und Facsimile. Subscriptionspreis eines jeden Bändchens 1/3 Thlr. = 10 Sgr. = 36 Kr. Rhein.

Alle Freunde der Poesie werden mit Freuden diese neue Auflage von **Tiedge's Werken** begrüßen. Der Sänger der Urania steht ebenbürtig in der Reihe unserer Classiker, es ziemt sich für dessen Werke ein schönes äußeres Gewand und dafür haben wir mit einem solchen Aufwande von Kosten gesorgt, daß kein Wunsch unerfüllt bleiben soll. Nur dies heben wir hervor, denn eine Anpreisung von Tiedge's Schriften, die längst gekannt und anerkannt sind, bedarf es nicht von unserer Seite.

Kruse's Atlas

zur Übersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu der neuesten Zeit. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. 40 Tabellen in Folio, mit 18 illuminirten Karten. Pränumerationspreis für das ganze Werk 10 Thlr., oder für jede Lieferung 2 1/2 Thlr.

Das ganze Werk ist von dem jetzigen Herrn Herausgeber aufs gründlichste durchgearbeitet, ergänzt wo es erfoderlich war, und von allen Irrthümern oder Druckfehlern gereinigt.

Sowol die alte als mittlere Geschichte ist mit mehren wichtigen genealogischen Tabellen bereichert.

Besonders sind in dieser neuen Auflage die Staaten von „Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark und die mit denselben in nähere Berührung kommenden östlichen Völkerschaften" ungleich ausführlicher und gründlicher behandelt, als früher der Fall war.

Die genealogische Tabelle des Rurik'schen Geschlechts nach den neuesten Forschungen ist eine besondere dankenswerthe Zugabe.

Ferner folgt zum Schluß des Werks eine Tabelle: „Vergleichung der Jahresrechnungen der Julianischen Periode, der Weltschöpfung, der Jahre vor und nach Christi Geburt, der Olympiaden und der Jahre nach Erbauung Roms."

Die neuere Geschichte liefert außer vielen wesentlichen Bereicherungen auch eine vollständige genealogische Tabelle des Napoleon'schen Geschlechts. Die Geschichte bis zum Jahre 1832—40 ist aufs gründlichste bearbeitet.

Das neunzehnte

Jahrhundert des Thierreichs

oder

Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere.

Geschildert von ihnen selbst.

Das obige Buch erscheint in fünf bis sechs Lieferungen (mit 40—50 Bildern); jede Lieferung kostet im Pränumerationspreis 1/2 Thlr.

Das malerische und romantische Westphalen

von **F. Freiligrath** und **Levin Schücking.**

30 engl. Stahlstiche. Preis 3 1/2 Thlr.

Format und Ausstattung wie beim „Malerischen und romantischen Deutschland".

Westphalen, nicht minder romantisch schön als historisch von hoher Bedeutung, fand in obigem Werke die ihm gebührende Würdigung in Wort und Bild. Dreißig treffliche Stahlstiche, getreu nach der Natur gezeichnet, versinnlichen uns die schönsten und wichtigsten Landschaften, Burgen, Kirchen und Städte. Die treue Darstellung des Hermanns-Denkmals findet sich darunter und zeigt uns das Riesenmonument, was die dankbare Nachwelt der großen Vorzeit weihte.

Mit den Bildern geht Hand in Hand der gelungene Text; voll hoher Liebe zum Vaterlande werden darin alle Zeiträume, alle Wechselfälle, die Westphalen erlebte, uns vorgeführt, und bieten uns ein ebenso poetisch schönes als historisch treues Bild des bedeutungsvollen Landes.

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist erschienen:

Das 8te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1841.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Marsch der östreichischen Avantgarde 1813 von Leipzig an den Rhein. — II. Der Feldzug 1704 an den Rhein, an der Donau, in Tirol und Oberöstreich. (Schluß des ersten Abschnittes.) — III. Militairische Geschichte des Rheins. (Fortsetzung.) — IV. Literatur. — V. Neueste Militairveränderungen. — VI. Miscellen und Notizen, Nr. 1—27.

Preis des Jahrgangs 1841 in 12 Heften 8 Thlr.

Die ältern Jahrgänge sind durch die obige Buchhandlung für folgende Preise zu erhalten:

Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt für 6 2/3 Thlr.

Jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 für 6 1/4 Thlr.

Der Jahrgang 1840 für 8 Thlr.

Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die 3te Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen mit 6 2/3 Thlr., die übrigen Jahrgänge aber von 1818—39 jeder zu 5 1/3 Thlr. berechnet.

Bei **Alb. Förstner** in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Attrappen. Charaden, Räthsel und Wortspiele zur leichten Darstellung in geselligen Kreisen, durch kurze Scenen, Pantomimen und feststehende Bilder. Von 21,140,818. 8. Geh. 3/4 Thlr.

Neue Auflage von Mozin's Handwörterbuch.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Abbé Mozin's

kleines deutsch-französisch und französisch-deutsches
aus dem vollständigen Taschen-Wörterbuch Mozin's von ihm bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend
die gemeinnützlichsten Wörter nach der Aussprache.
Zum Gebrauche
der Realschulen und Lehranstalten beiderlei Geschlechts bearbeitet.
Neue Auflage.
Durchgesehen und vermehrt
von

C. G. Hölder,

Dr. phil. und Professor am königlichen Gymnasium in Stuttgart.
Preis 1 Fl. 48 Kr., oder 1⅙ Thlr.

In dieser neuen Auflage sind nicht nur die Fehler, die sich in die vorhergegangene eingeschlichen hatten, sorgfältig verbessert worden, sondern sie wurde auch beträchtlich mit Wörtern und Phrasen vermehrt.

Man wird nicht wol ein Hand-Wörterbuch finden, in welchem die verschiedenen Bedeutungen der Wörter genauer bestimmt sind, entweder durch Abkürzungen, welche die Wissenschaft oder Kunst bezeichnen, denen das Wort angehört, oder durch Einschaltung von Wörtern und Phrasen. Auch ist die Aussprache der Wörter, die einige Schwierigkeit darbieten, angezeigt.

Druck und Papier werden jeden Käufer aufs höchste befriedigen.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Chemisches Wörterbuch

zum
Gebrauche
für
Ärzte, Pharmaceuten, Techniker und Gebildete jeden Standes.

In Einem Bande
von
J. R. Czelechowsky,
Dr. der Medicin und Chirurgie, Magister der Augenheilkunde und Geburtshülfe, und k. k. Regiments-Feldarzte.

Lexikon-8. Wien 1841. In Umschlag brosch.
Preis 2⅔ Thlr. Sächs.

Die Chemie ist in den neuesten Zeiten so vorgeschritten und eine so sehr ins Leben eingreifende Wissenschaft geworden, dass Jedem, der auf Bildung Anspruch macht, Kenntniss ihrer Grundlehren und Hauptbestimmungen unerlässlich ist. Eine willkommene Erscheinung dürfte sonach ein Werk sein, dass neben dem Zwecke, Ärzten, Pharmaceuten und Technikern, mithin in der Chemie systematisch Unterrichteten, als bequemes Nachschlage- und Erinnerungsbuch in vorkommenden Fällen zu dienen, auch das Bedürfniss der Gebildeten zweckmässig zu befriedigen geeignet ist, wenn es sich darum handelt, über chemische Gegenstände kurz und deutlich, jedoch zugleich auch gründlich und wissenschaftlich belehrt zu werden.

Diese Zwecke hat der Herr Verfasser obigen Werkes zu erreichen gesucht. Es umfasst demnach aus dem ganzen Gebiete der Chemie alle Gegenstände, welche für die auf dem Titel genannten Leserclassen Interesse haben. Die Artikel sind gründlich und dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen ausgearbeitet, und in einer allgemein fasslichen und deutlichen Sprache vorgetragen. Im Ganzen kann die Darstellung eine in jeder Hinsicht gelungene, populaire und zugleich den wissenschaftlichen Anfoderungen für die angegebenen Zwecke vollkommen genügende genannt, mithin das Werk dem geehrten Publicum mit allem Rechte empfohlen werden.

Gedichte und Lieder

in den verschiedenen deutschen Mundarten.
Herausgegeben
von
Dr. J. Günther.
Preis ¾ Thlr

Diese Auswahl ist bereits in mehren Blättern sehr günstig beurtheilt worden, z. B. in Gersdorf's Repertorium, in der Abendzeitung, im Kometen, in der Jen. Allg. Lit.-Zeitung etc.

Jena, im October 1841.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Ankündigung

und

Einladung zur Subscription.

Moses Mendelssohn's sämmtliche Schriften.

Nach den

Originaldrucken und aus Handschriften

herausgegeben von

Prof. Dr. G. B. Mendelssohn.

Sieben Bände.

Gr. 12. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Preis höchstens 6 Thaler.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Gegenwart, daß sich ein reges Streben entwickelt und bethätigt, die geistige Errungenschaft früherer Perioden aufs neue mit Liebe und sorgfältigem Eifer zum Bewußtsein zu bringen und mit dankbarer Anerkennung die Bestrebungen unserer Vorfahren zu betrachten, während gerade jetzt ein rüstiges Ringen in allen Richtungen geistiger Thätigkeit unverkennbar sich kundgibt. So ist die erneuete Theilnahme an der lebendigen Vergangenheit, welche sich auch in würdigen Ausgaben der Werke ausgezeichneter Geister erweist, nicht aus kränklichem Verzichten auf eigene Thätigkeit hervorgegangen, sondern sie ist die natürliche Folge der lebhaften Überzeugung, daß der liebevolle Eifer für die Erneuerung der Meisterwerke des 18. Jahrhunderts nicht ohne Segen für die Gegenwart bleiben könne. Während uns Lessing's Werke durch die Sorgfalt eines angesehenen Gelehrten in würdiger Weise erneuert gegeben sind, hat die unterzeichnete Verlagshandlung die angenehme Pflicht, dem Publicum eine Gesammtausgabe von den Schriften Moses Mendelssohn's anzukündigen. Wie edel, wie in jeder sittlichen und intellectuellen Beziehung der Freundschaft Lessing's würdig, wie segensreich sein Wirken zunächst zwar für die Juden, nicht minder aber auch in weitern Kreisen Moses Mendelssohn gewesen, ist bekannt und anerkannt. So innig verbunden ist aber Beider Streben gewesen, daß wir behaupten können, es sei die Zeit Lessing's nicht ohne genauere Bekanntschaft mit den Werken Mendelssohn's vollständig zu begreifen, und daher in der neuen kritischen Ausgabe der Werke des Einen die Auffoderung enthalten, auch die Schriften des Andern, zum ersten Mal vollständig gesammelt und gewissenhaft behandelt, herauszugeben. Mendelssohn's Enkel, Herr Professor Dr. Mendelssohn zu Bonn, hat es übernommen, diese Ausgabe zu veranstalten, und wir sind in den Stand gesetzt, dem Publicum Folgendes über dieselbe mitzutheilen.

Während die bisher einzige Gesammtausgabe der Mendelssohn'schen Schriften (Wien 1838), ohne Theilnahme der Familie erschienen, theils unvollständig, theils unkritisch genannt werden muß, wird unsere Ausgabe die erste rechtmäßige sein und sich auszeichnen: durch eine neue Biographie Moses Mendelssohn's, die manche bisher nicht öffentlich bekannt gemachte Facta enthalten wird, welche der älteste Sohn und noch lebende Freunde Moses Mendelssohn's geliefert haben; durch eine philosophische Einleitung vom Professor Brandis in Bonn; durch Aufnahme der Streitschriften mit Lavater, einer reichen Auswahl aus Mendelssohn's Antheil an den „Literaturbriefen", der „Bibliothek für schöne Wissenschaften", der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", der „Berliner Monatsschrift" und an andern Zeitschriften; durch eine bedeutende Bereicherung des Briefwechsels — zum Theil aus zerstreuten gedruckten Quellen, großentheils aus Handschriften —; durch Bekanntmachung einiger wichtiger, bisher ungedruckter Aufsätze, besonders einer Theodicee („Sache Gottes oder die gerettete Vorsehung"); endlich durch Aufnahme der ursprünglich mit hebräischen Lettern gedruckten, hier zum ersten Mal ins Deutsche übertragenen Übersetzung des Pentateuch. Es ist für den correcten Abdruck der Originaldrucke und zum Theil für kritische Benutzung der Handschriften gesorgt, und die Reihenfolge der Schriften theils chronologisch, theils nach Materien bestimmt.

Erster Band:

Biographie. — Philosophische Einleitung (von Prof. Brandis). — Philosophische Schriften (nach der Ausgabe von 1777). — Schreiben an Lessing, als Einleitung und Nachschrift zu einer Übersetzung von J. J. Rousseau's Abhandlung von dem Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen.

Zweiter Band:

Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften. — Phaedon. — Abhandlung von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele. — Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Dasein Gottes.

Dritter Band:

Sache Gottes, oder die gerettete Vorsehung (von Mendelssohn an die Freunde Lessing's). — Sendschreiben an und von Lavater, und darauf bezügliche Correspondenz mit Lavater, Bonnet u. A. (zum Theil aus Handschriften). — Betrachtungen über Bonnet's Palingenesie. — Vorrede zu der Übersetzung von Manaßeh Ben Israels Rettung der Juden. — Jerusalem, oder überreligiöse Macht und Judenthum. — Über die 39 Artikel der englischen Kirche und deren Beschwörung.

Vierter und fünfter Band:

Kleinere Schriften, metaphysischen, ästhetischen u. a. Inhalts (zum Theil aus Handschriften, zum Theil nach Mendelssohn's Tode in verschiedenen Sammlungen bekannt gemacht). — Auswahl aus Mendelssohn's Antheil an Zeitschriften. — Briefwechsel mit Lessing, Abbt, Hamann, Werder, Elise Reimarus u. A. (aus handschriftlichen Quellen vermehrt).

Sechster Band:

Ritual-Gesetze der Juden. — Übersetzung der Psalmen. — Übersetzung des Hohen Liedes, und einige kleine Poesien, poetische Übersetzungen, Predigten u. a.

Siebenter Band:

Übersetzung der fünf Bücher Mose (hier zum ersten Mal in deutsche Lettern übertragen).

Der Druck der Werke Moses Mendelssohn's hat bereits begonnen, da aber der Umfang des Ganzen sich noch nicht genau übersehen läßt, so wird wegen des Preises vorläufig nur bestimmt, daß derselbe sechs Thaler in keinem Fall überschreiten soll. Sollte die Theilnahme des Publicums, wie zu erwarten ist, sehr groß sich zeigen, so würde dieser Preis noch bedeutend ermäßigt werden können, und es wird daher um baldige Abgabe der Bestellungen gebeten.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im October 1841.

F. A. Brockhaus.

In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Nibelungenlied.

Aus dem altdeutschen Originale übersetzt
von
Joseph von Hinsberg.

Fünfte, unveränderte Auflage. Mit sechs Umrissen. Gr. 8. Auf feinem Maschinvelin gedruckt und in saubern Umschlag geh. Preis 1 Fl. 12 Kr. — 1 Fl. Conv.-M. — 21½ Sgr.

Der Werth dieser neuhochdeutschen Übersetzung unsers ältesten und großartigsten Nationalepos hat sich dadurch wol am besten bewährt, daß dasselbe, ungeachtet vieler andern Ausgaben, nun schon zum fünften Male neu gedruckt werden mußte. Die Verlagshandlung ist bemüht gewesen, dieser neuen Auflage eine besonders gute, solchem Werke würdige, äußere Ausstattung zu geben und hat zum Zweck der allgemeinsten Verbreitung einen so überaus billigen Preis gestellt, daß die Anschaffung dieses echten deutschen Volksbuches auch dem unbemittelten Verehrer desselben erleichtert ist.

Bei Rackhorst in Osnabrück ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theod. Wilh. Broxtermann's sämmtliche Werke,

gesammelt und herausgegeben
von
Eduard Wedekind.

37 Bogen in gr. 8. Velindruckpapier. Preis 2 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

Das Geschlechtsleben des Weibes
in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht

dargestellt von

Dr. Dietr. Wilh. Heinr. Busch.

Gr. 8. Auf feinem Druck-Velinpapier. 1839—41.

Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. **3⅚ Thlr.**

Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. **3 Thlr.**

Dritter Band: Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. **4 Thlr.**

Das ganze Werk wird aus fünf Bänden bestehen und der vierte Band im nächsten Jahre erscheinen.

Leipzig, im October 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei **Georg Wigand** in Leipzig ist erschienen:

über die

Entwickelung der Architektur
vom X.—XIV. Jahrhundert

unter den Normannen

in Frankreich, England, Unteritalien und Sicilien.
Von Henry Gally Knight.

Aus dem Englischen.

Mit einer Einleitung **über die ausgedehnte Anwendung des Spitzbogens in Deutschland im X. und XI. Jahrhundert** von Dr. C. H. Lepsius.

Mit 23 lithographirten Blättern.

Roy.-8. Prachtvoll ausgestattet und steif gebunden 6⅔ Thlr.

Im Verlage von **Karl Göpel** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken zu finden:

Tirocinium
eines deutschen Offiziers in Spanien.
Herausgegeben von Gustav Höffken.

Erster und zweiter Band. Eleg. geheftet. Preis 5 Fl. 24 Kr. Rhein., oder 3⅓ Thlr.

Mehre der ausgezeichnetsten deutschen Offiziere, welche für die ihnen nicht zweifelhafte Legitimität des Don Carlos den Degen gezogen, haben nacheinander ihre Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem bürgerlichen Kriege in Spanien der Presse übergeben. Das Tirocinium unterscheidet sich völlig, sowol dem Inhalte als der Form nach, von diesen sämmtlich vom karlistischen Standpunkte aus verfaßten Werken. Der Verfasser desselben begleitete eine Zeit lang den christinischen Theil, seine Mittheilungen aus Selbstanschauung sind die ersten umfassenden von dieser Seite, und gewinnen somit durch die neuesten Ereignisse eine besondere Bedeutung. Übrigens bildet der äußere Bürgerkrieg nicht den Hauptgegenstand des Werkes, sondern das spanische Volk in seinem Kerne und Wesen; der Verfasser bewegt sich mehr auf publicistischem als auf militairischem Felde. Überhaupt wird man einen weit reichern Inhalt in dem Werke finden, als die Überschriften der einzelnen Capitel desselben andeuten; der Verfasser hat dieselben in 9 Bücher unter folgenden Titeln zusammengefaßt. I. **Erinnerungen aus Frankreich.** — II. **In den Pyrenäen und in Pamplona.** — III. **Skizzen aus dem Kriege und dem Leben in Navarra.** — IV. **Der bürgerliche Krieg; weitere Züge in Navarra.** — V. **Über Zaragoza nach Madrid; die Hauptstadt.** — VI. **Fernerer Aufenthalt zu Madrid; Kunst und Leben.** — VII. **Spaniens Hülfsquellen, Macht und Stellung unter den großen Staaten.** Nebst Anhang, betreffend die spanische Successionsfrage. — VIII. **Reise nach Sevilla; die Mancha und das Gebiet des Guadalquivir.** — IX. **Die Heimkehr über Portugal.**

Der dritte und vierte Band (das VI. bis IX. Buch enthaltend) wird am 15. November erscheinen.

Soeben ist erschienen und versandt:

Kant
und
seine Nachfolger
oder
kritische Geschichte des Ursprungs und der Fortbildung der neuern deutschen Philosophie

von

E. S. Mirbt,

ausserordentlichem Professor der Philosophie zu Jena.

Erster Band.

1¼ Thlr.

Der Herr Verfasser hat sich nicht damit begnügt, in diesem Werke die Hauptsysteme der neuern Philosophie und ihre Urheber darzustellen und zu charakterisiren, sondern er verfolgt die Entwickelung derselben von Stufe zu Stufe, in das Detail eingehend und alle Schriftsteller berücksichtigend, die nur einigermassen zu deren Fortbildung beigetragen haben, weshalb wir glauben, dasselbe als das vollständigste und ausführlichste, manches neue Resultat bringende und manche neue Forschung anregende, empfehlen zu können.

Jena, im October 1841.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist von uns zu beziehen:

Frege, Dr. C. E., **Schulgrammatik der französischen Sprache.** Erster Theil: **Etymologie;** nebst einem Übungsbuche zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. ¼ Thlr. Zweiter und dritter Theil: **Syntax** und **Orthoëpie;** ebenfalls nebst einem Übungsbuche zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 2ter und 3ter Theil zusammen ¼ Thlr.

Leipzig, im October 1841.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Im Unterzeichneten sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gesammelte Gedichte

von

Alexander Graf von Württemberg.

8. Velinpapier. Broschirt. Preis 3 Fl., oder 2 Thlr.

Inhalt: Lieder eines Soldaten im Frieden. Meinen verehrten Herren Kameraden bei dem achten deutschen Armeecorps zugeeignet. — Bilder vom Plattensee. — Traumbilder. — Waldbilder. — Bilder aus den Alpen. — Lieder des Sturmes. — Vermischte Gedichte.

Das Publicum erhält hier eine vollständige Sammlung der Dichtungen des Herrn Grafen Alexander von Württemberg.

Neben reicher Phantasie, Geist und Tiefe des Gemüthes, tragen diese Dichtungen das Gepräge echt deutscher Vaterlandsliebe, edler Ritterlichkeit und schöner fester Freundestreue. Aus allen aber tönt, wie aus den Saiten einer Aeolsharfe, frischer, gesunder Laut der Natur. Durch sie schließt sich ein edler Sprosse des württembergischen Regentenstammes den Koryphäen der vaterländischen Sänger an und mahnt an die schönen Zeiten der ritterlichen Minnesänger Schwabens.

Jedem Freunde des Vaterlandes und der Poesie werden daher diese Dichtungen eine erfreuliche, willkommene Erscheinung sein.

Stuttgart und **Tübingen**, October 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben wird vollständig ausgegeben:

Gemälde der Säugethiere,

nach Cuvier's Classification und als

Wandtafeln für den Schulgebrauch,

entworfen und gezeichnet von

H. Biow.

(Erste Hauptabtheilung des Atlasses zur Naturgeschichte des Thierreichs.)

14 Tafeln in Royalfolio mit erklärendem Texte, in saubern Carton, sorgfältig gemalt 8 Thlr.; schwarz 4⅔ Thlr.

Der Beifall, den sich die ersten Blätter bei ihrem Erscheinen von allen Kennern erworben haben, wird dem jetzt vollständigen Werke noch allgemeiner zu Theil werden. Der Verfasser spricht sich über seinen Zweck im Vorworte aus. Wir bitten, sich durch eigene Ansicht zu überzeugen, daß hier wirklich etwas Werthvolles geboten wird.

Hamburg. **Herold**'sche Buchhandlung.

Soeben erschienen in der **Schlesinger'schen** Buch- und Musikhandlung in **Berlin** und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Poésies de Victor Hugo. Choix tiré des Odes et Ballades Orientales, Chant du crépuscule, Feuilles d'automne. Voix intérieures, Rayons et Ombres. 1 Thlr.; dito Schulausgabe, 2 Bde. à 10½ Sgr.

Poésies de Lamartine. Choix tiré des Méditations poétiques, Harmonies poét. et religieuses, Epitres Jocelyn, La mort de Socrate, Chant du crépuscule, Harold, Chûte d'un ange, Marseillaise de la paix. 1 Thlr.; dito Schulausgabe ⅔ Thlr.

Chansons de Béranger, choisies à l'usage des Dames. ½ Thlr.; dito Schulausgabe ⅓ Thlr.

Diese Auswahl der drei Dichter dürfte der allgemeinsten Anerkennung sicher sein, kein ausgezeichnetes und werthvolles Gedicht ist ausgelassen, die Ausstattung in Octavformat elegant, der Einband in goldgedrucktem Pergament, somit zu Geschenken besonders zu empfehlen.

Burns, Robert. Select Poems and Songs. With a glossary. Mit Portrait. Eleg. geb. 1 Thlr.

Drei deutsche Übersetzungen erschienen im vorigen Jahre, der grösste Beweis für den Werth dieser Sammlung.

Lamartine. La mort de Socrate. Zum Schulgebrauch. ⅙ Thlr.

Scott, Walter. The complete Novels. Neue höchst wohlfeile Ausgabe. Jeder Roman complet in 1 Band à ¼ bis ¾ Thlr.

Inhalt des Vol. 1—IX. The bride of Lammermoor ½ Thlr., The Antiquary ¾ Thlr., The Abbot ¾ Thlr., The black dwarf ¼ Thlr., The fortunes of Nigel ¾ Thlr., Guy Mannering ¾ Thlr., Ivanhoe ¾ Thlr., The legend of Montrose ½ Thlr., The monastery ¾ Thlr. Die übrigen Romane erscheinen noch im Laufe dieses Jahres.

Neu erschienen:

Siegfried Schmid,

dramatische Werke.

Erster Band.

Inhalt: Nepotian. Trauerspiel. — Das verhängnißvolle Blatt, Schauspiel. — Die beiden Mohren, Lustspiel.

Leipzig, Friedrich Fleischer. Preis 1½ Thlr.

Wohlfeile Ausgabe

der „Skizzen aus dem Alltagsleben"

von **Frederike Bremer.**

Von dieser wohlfeilen Ausgabe, die den allgemeinsten Beifall findet, sind bis jetzt erschienen und unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. ⅔ Thlr.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Zweite verbesserte Auflage. ⅓ Thlr.

Nina. Zwei Theile. ⅔ Thlr.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. ⅔ Thlr.

Unter der Presse befindet sich bereits und wird baldigst erscheinen: „**Die Familie H.**"

Leipzig, im October 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.



PHYCOLOGIA GENERALIS

oder

Anatomie, Physiologie und Systemkunde

der

TANGE,

erläutert durch anatomische Abbildungen von mehr als 200 verschiedenen Tangarten.

Bearbeitet von

Dr. Friedrich Traugott Kützing.

Gegen 40 Bogen Text und 80 in Stein gravirte und farbig gedruckte Tafeln in gr. 4.

Auf feinem Velinpapier. Cartonnirt.

Subscriptionspreis 40 Thlr.

Die Tang- oder Algenkunde hat bis jetzt an folgenden Gebrechen gelitten:

1) hat man sowol von den allgemeinen als auch von den besondern Structurverhältnissen der Tange nur mangelhafte Vorstellungen gehabt;
2) sind die Fructificationsorgane der Tange im Allgemeinen nur oberflächlich untersucht und erkannt worden;
3) ist die Systemkunde der Tange aus Mangel an einer genauen Kenntniss der Structurverhältnisse und der Fructificationsorgane sehr hinter der systematischen Bearbeitung anderer kryptogamischen Pflanzenfamilien zurückgeblieben, da man sich bisher häufig an die äussere Form fast einzig und allein gehalten hat.

Der Verfasser hat, in Folge sehr zahlreicher und mühsamer mikroskopisch-anatomischer Untersuchungen, diesen Gebrechen abzuhelfen gesucht, indem er in dem obengenannten Werke zeigt:

1) dass sehr viele Algen einen sehr zusammengesetzten und geregelten Bau besitzen;
2) dass sich *drei verschiedene Systeme des Tanggewebes* ganz bestimmt und sicher nachweisen lassen;
3) dass in der Fruchtbildung der Tange höchst interessante und doch einfache Bildungsgesetze obwalten;

4) dass, gestützt auf den Grund der drei Systeme des Tanggewebes im Algenkörper sowol, als auch auf die Fruchtbildung, einzig und allein ein allseitig befriedigendes, sicheres und natürliches System für die ganze Gruppe der Tange gewonnen werden kann.

Das ganze Werk zerfällt hiernach in folgende Capitel:

1) **das chemisch-physiologische,**
2) **das anatomisch-physiologische,**
3) **das systematisch-physiologische.**

In dem letztern werden die *Classen*, *Ordnungen*, *Familien*, *Gattungen*, und eine *sehr grosse Anzahl von Arten* der Tange aus den nahen und fernsten Oceanen genau begründet.

Die *Abbildungen* können zum Theil als eine *Illustratio generum* gelten, wenn auch nicht alle Gattungen, die in dem Werke beschrieben werden, abgebildet sind. Sie sind mit grosser Sorgfalt von dem Verfasser selbst gezeichnet und in Stein gravirt worden. Es sind diese Abbildungen überhaupt die ersten, welche sich in Bezug auf anatomisch-physiologische Verhältnisse in so ausgedehnter Weise durch das ganze Gebiet der Algenwelt erstrecken.

Nordhausen, im September 1841.

Der Verfasser.

Der Unterzeichnete hat den Verlag dieses wichtigen und interessanten Werks übernommen und wird für eine würdige äussere Ausstattung desselben besorgt sein. Da nur eine kleine Auflage veranstaltet werden soll, so werden Diejenigen, die sich den Besitz des Werks sichern wollen, aufgefodert, zeitig darauf zu subscribiren. Der Preis ist vorläufig auf 40 Thlr. festgesetzt, sollte sich aber eine bedeutende Theilnahme zeigen, so würde derselbe noch ermässigt werden können. Da der Herr Verfasser unausgesetzt mit dem Graviren der Tafeln sich beschäftigt und der Text bereits vollständig ausgearbeitet ist, so wird das Werk im Laufe des nächsten Jahres bestimmt erscheinen und auf einmal ausgegeben werden.

Leipzig, *im October 1841.*

F. A. Brockhaus.

Memminger's
Beschreibung von Württemberg.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. D. G. v. Memminger's

Beschreibung von Württemberg.

Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

Herausgegeben von dem
k. statistisch-topographischen Bureau.

Gr. 8. Brosch. Preis 4 Fl., oder $2\frac{1}{2}$ Thlr. und mit einer Karte des Landes 5 Fl., oder $3\frac{1}{6}$ Thlr.

Inhalt:

Geschichte: Vorwürttembergische Zeit. Die Grafschaft Württemberg. Das Herzogthum. Das Königreich. — **Landeskunde:** Geographische Verhältnisse. Natürliche Beschaffenheit. Gebirge und Thäler. Gewässer und Seen. Geognostische Verhältnisse. Boden. Klima. Fruchtbarkeit. — **Natürliche Erzeugnisse:** Mineralreich, Pflanzenreich, Thierreich. — **Volkskunde:** Einwohner. Wohnplätze. Nahrungsstand. Landbau. Kunst und Gewerbfleiß. Handel. Münze, Maß und Gewicht. Volksvermögen. Volkseinkommen. — **Staatskunde:** Verfassung. Standesverhältnisse. Verzeichniß der Standesherren, der Ritterschaft. Bürgerstand. Staatsdienstverhältnisse. Regierung. Der König. Hofstaat. Orden. Geheimekanzlei. Geheimerrath. Staatsverwaltung. Auswärtige Verhältnisse, innere. Kirchen- und Schulwesen. Gemeindeverwaltung. Oberamtsverwaltung. Kreisverwaltung. Centralverwaltung. Allgemeine Anstalten. Wohlthätigkeitsverein. Sparkasse. Evangelisches adeliges Fräuleinstift. Waisenhäuser. Evangelische Kirche. Katholische Kirche. Israelitische Kirche. Volksunterricht. Anstalten für höhere und gelehrte Bildung. Kriegswesen. Finanzverwaltung. Ausgaben. Einnahmen. Hauptfinanzetat. — **Ortsbeschreibung:** Neckarkreis. Schwarzwaldkreis. Donaukreis. Jagstkreis. Höhenverzeichniß. Gefälle der Flüsse Württembergs. Wassermenge derselben. Tabellen über Einwohner, Orte und Gebäude, über Grundeigenthum und Viehstand.

Stuttgart und **Tübingen,** im October 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

W. T. Krug's
gesammelte Schriften,

nun vollständig in zwölf Bänden.

Von dieser Sammlung ist soeben die 4te und letzte Abtheilung (in 3 Bänden gr. 8. Preis $5\frac{1}{2}$ Thlr.) erschienen, enthaltend des Verf. encyklopädische und vermischte Schriften, nachdem in der ersten die theologischen, in der zweiten die juridisch-politischen, und in der dritten die philosophischen Schriften desselben mit Auswahl und Verbesserungen abgedruckt waren. Jede Abtheilung ist als ein für sich bestehendes Ganze auch besonders zu haben.

Leipzig, im October 1841. **Friedrich Fleischer.**

Soeben ist erschienen:

Ästhetik der Tonkunst

von

Dr. Ferdinand Hand,

Professor und Geh. Hofrath.

Zweiter Theil.

40 Bogen gr. 8. 3 Thlr.

Mit diesem Bande hat nun der Herr Verfasser nach jahrelangem Fleisse ein Werk vollendet, welches eine Lücke in der musikalischen Literatur ausfüllt und gewiss allen Musikern und Freunden der Musik, welche tiefer in diese Wissenschaft und ihre philosophische Begründung eingehen wollen, willkommen sein wird.

Der erste Theil wurde in vielen kritischen Blättern mit Anerkennung erwähnt und beurtheilt und wir zweifeln nicht, dass sie auch diesem zweiten Bande zu Theil wird.

Jena, im October 1841.

C. Hochhausen's Buchhandlung.

In der Verlagsbuchhandlung von **Karl Göpel** in **Stuttgart** ist erschienen:

Hellas und Rom.

Vorhalle des classischen Alterthums

in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Nach den besten vorhandenen Übertragungen herausgegeben und mit fortlaufenden biographischen und literar-geschichtlichen Erläuterungen begleitet von Prof. **Dr. K. Fr. Borberg.** Mit einem Vorwort von **Joh. Kasp. von Orelli** in Zürich.

(In vier Abtheilungen zu vier Lieferungen à 48 Kr., oder 15 Sgr. Preuß.)

Erste Abtheilung.

Die Dichter des hellenischen Alterthums.

Höchst elegante Ausstattung. Octav. 60 Bogen. Preis: 3 Fl. 12 Kr. Rhein., oder 2 Thlr. Preuß.

Das hier dem Publicum gebotene Werk ist nach einem ganz neuen und eigenthümlichen Plane bearbeitet; es ist besonders bestimmt, als eine geordnete Beispielsammlung bei Vorträgen über alte Literaturgeschichte auf Gymnasien und Universitäten zu dienen, als welche es sich bereits der Anerkennung competenter Stimmen in vollem Maße zu erfreuen hat. Zugleich aber macht dies Werk, wie zuvor kein anderes, auch dem größern gebildeten Publicum eine Übersicht und den Genuß der gesammten classischen Literatur möglich, und führt in die Bekanntschaft mit dem classischen Alterthume selbst ein. Es ist etwas ganz Anderes, und viel mehr als eine bloße Blumenlese, am wenigsten eine regellose, dergleichen ein Verleger als von gleicher Tendenz und Ausführung wie unser Werk anzupreisen sich angemaßt hat, um dadurch derselben, die ihm liegen geblieben, Absatz zu verschaffen. In dieser Beziehung bitten wir jeden Literaturfreund, **zu prüfen, zu vergleichen,** ehe er kauft, und besondere Aufmerksamkeit dem Vorwort des Herrn Prof. von Orelli und der vortrefflichen, den umfassenden Plane des Werkes ausführlicher darlegenden Einleitung des Herausgebers zu widmen. Eigene Ansicht des Werkes wird von der gediegenen und geschmackvollen Bearbeitung, der umfassenden Reichhaltigkeit und dem innern unvergänglichen Werthe desselben am besten überzeugen, sowie, daß man ein so belehrendes, Geist und Geschmack bildendes und veredelndes Werk zu einem wohlfeilern Preise, als dafür festgestellt ist, nicht wird erwerben können. Es wird einen würdigen Platz in der gewähltesten Bibliothek einnehmen und sich zu Geschenken, nicht sowol für Studirende auf Universitäten und Gymnasien, als auch für Freunde und Freundinnen einer geistvollen Lecture vorzugsweise eignen.

Zu eigener Ansicht und Prüfung wird das Werk von allen Buchhandlungen bereitwilligst vorgelegt.

Gubitz Volks-Kalender.

Nachdem der

„Volks-Kalender von F. W. Gubitz, für 1842"

(mit 120 der vorzüglichsten Holzschnitte)

bei uns schon zweimal gänzlich vergriffen war, sind wir, durch unablässigen Fortdruck, erst jetzt im Stande gewesen, sämmtliche bisher eingegangene Bestellungen zu expediren, und ist dieser Gubitz'sche Volks-Kalender, durch reichen, die Zeitzustände berührenden ernsten und humoristischen Inhalt mehr als je ausgezeichnet, nun durch alle Buchhandlungen à 5/12 Thlr (12½ Sgr.) zu haben. Weitere Nachbestellungen erbitten wir so rasch als möglich, um unsere Maßregeln treffen zu können.

Berlin, den 22. October 1841.

Vereins-Buchhandlung.

Die beiden mit großem Beifall auf den pariser und vielen deutschen Bühnen aufgeführten Opern:

Der Guitarrenspieler (Le Guitarrero)

von ***Halévy***

Die Favoritin (La Favorite)

von ***Donizetti***

sind in Partitur mit deutschem und französischem Text im vollständigen Clavierauszug, in vollständigen Orchesterstimmen und in vielen Arrangements für Piano, für Guitarre, für Piano und Violine, für Violine 2c. bei uns erschienen; auch ist die Partitur der sehr beifällig aufgenommenen komischen Operette

Die Hirtin von Piemont

von ***Schaeffer***

durch uns zu beziehen.

Berlin, im October 1841.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

In der **Gerstenberg**'schen Buchhandlung in Hildesheim ist erschienen:

Hartmann, Dr. J. J. G.,

Geometrischer Cursus für die obern Gymnasialclassen, enthaltend Planimetrie, Stereometrie, ebene und körperliche Trigonometrie, mit vielen Übungsaufgaben. Nebst 7 Figurentafeln. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** **1841.** Neunundzwanzigsten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. XIII, XIV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang **1841.** Monat October, oder Nr. 40—44, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 40—44. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im October 1841.

F. A. Brockhaus.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 4te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1841.

October — December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 Fl., oder 7⅓ Thlr.

Inhalt:

Deutschland und England. — Gedanken über Aberglauben und Aufklärung. — Über Staatsdienstprüfungen. — Altdeutsche und normannische Kunst. — Deutsche Memoiren und Briefwechsel. — Gelehrten- und Geschäftsbildung in Deutschland. — Das deutsche Eisenbahnsystem als Mittel zur Vervollkommnung der deutschen Industrie, des deutschen Zollvereins und des deutschen Nationalverbandes überhaupt. — Die November-Meteore. — Reform des Choralwesens, Geschichtliches, Wünsche und Vorschläge. — Die englische Parlamentsuntersuchung von 1840 und die deutsche Nationalindustrie. Kurze Notizen.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Justus Perthes** in Gotha ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Almanach de Gotha pour l'année 1842. 79ème année. Avec 7 portraits. Preis 1 Thlr.

Gothaischer genealogischer Hofkalender auf das Jahr 1842. 79ster Jahrgang. Mit 7 Bildnissen. Preis 1 Thlr.

Genealogisches **Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser** auf das Jahr 1842. 15ter Jahrgang. Preis 1⅓ Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fr. v. Sydow (königl. preuß. Major a. D.),

Der Krieg der Stände

oder unbefangene Beleuchtung der verschiedenen Berufsclassen nach ihrer natürlichen, politischen und socialen Eintheilung, besonders aber der sich unter den verschiedenen Ständen einander entgegenstrebenden Verhältnisse, der Veranlassungen zu diesem feindseligen Kampfe und dessen nachtheilige Einwirkungen auf das gemeine Wohl, wie auf das Heil des Einzelnen. Nebst einem Versuche zur Verwandlung dieser verderblichen Zustände in eine allgemeine Versöhnung. Mit Beachtung der Vergangenheit und Gegenwart und aus dem Leben gegriffen. 8. Geh. Weimar, Voigt. 1 Thlr.

Der aus mehren gediegenen Werken verwandten Inhalts, namentlich durch seinen classischen „Weltbürger im Umgange mit Menschen" (von der Kritik über Knigge's Umgang erhoben) rühmlichst bekannte, ja bei dem Publicum, das er sich selbst geschaffen hat, sehr verehrte Hr. Verf. setzt durch diese seine neueste, so ganz zeitgemäße Gabe seinen in das Leben der heutigen Zeit mit tiefer Weltkenntniß eingreifenden Schriften die Krone auf; denn er ist der Schriftsteller, der zuerst die Verhältnisse und Beziehungen aller Stände zueinander, ihre gegenseitigen Wechselwirkungen und ihr gesammtes Eingreifen in das große Ganze des kosmopolitischen und socialen Lebens mit bewunderswürdiger Allkenntniß zergliedert und vorurtheilsfrei beleuchtet. Auf einem geringen Raume bringt er mit Scharfblick in die innersten Tiefen aller Stände ein und hält jedem Stand, ohne Ausnahme, einen treuen Spiegel vor, und indem er dieses mit gleicher Freimüthigkeit bei Allen thut, sichert er sich vor jedem einzelnen Anstoß bei den Schwachen. Es kann keinen Stand geben, dem dieses Buch nicht das größte Interesse einflößen müßte, und am Schlusse muß sich jeder Leser überzeugt fühlen, daß der Verf. von Dem, was er auf dem Titel versprach, nichts schuldig geblieben ist. Von dem Geiste der reinsten Humanität und des lebendigsten Patriotismus ausgehend, kann diesem goldnen Buche die allgemeinste Theilnahme bei allen Ständen nicht entstehen, weshalb es auch der Verleger mit besonderer Vorliebe recht schön ausgestattet hat.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das **Bildniß** von

VICTOR HUGO.

Gestochen von Th. Langer.

Gr. 4. ⅓ Thlr.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend gute Abdrücke für ⅓ Thlr. zu erhalten: **Auber. Baggesen. Bauernfeld. Böttiger. Calderon. Canova. Castelli. Cornelius. Dannecker.** Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Albin v. **Meddlhammer.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schill.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. Scott.** Kurt **Sprengel. Tegnér. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Neue Folge. Dritter Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Der Armegeckenkrieg im Jahre 1444 und 1445. Erzählt durch **F. W. Barthold.** — II. Über die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuern Dramatikern. Von **Fr. v. Raumer.** — III. Raub der drei Bisthümer Metz, Tull und Verdun im Jahre 1552 bis zu ihrer förmlichen Abtretung an Frankreich im westfälischen Frieden. Von **H. Scherer.** — IV. Der Genter Aufstand vom Jahre 1539. Von **W. A. Arendt.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19⅔ Thlr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler**, sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1⅓ Thlr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite (1841) 2½ Thlr.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Kunst-Anzeige.

Das neueste Kunstblatt des Kalligraphen und Akademikers **Joh. Heinrigs** in Köln:

Zur Erinnerung an

Friedrich den Grossen

(Seitenstück zu den Souvenirs de Napoleon)

ist nunmehr erschienen und von uns durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes noch einige Zeit für den Subscriptionspreis von 1⅔ Thlr. und in den frühern Abdrücken zu erhalten.

Wir dürfen die Verehrer des grossen Königs mit Recht auf dieses treffliche Kunstblatt aufmerksam machen, auf welchem sie Leben und Thaten desselben durch Bild und Schrift so dargestellt finden werden, dass es ihnen unter Glas und Rahmen als eine schöne und nicht theuere Zimmerverzierung willkommen sein muss.

Wir verbinden hiermit die Anzeige, dass sich noch zwei grosse Kunstblätter desselben Meisters

„den letzten Willen des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preussen"

symbolisch-kalligraphisch darstellend, im Stich befinden und bis Mitte kommenden Jahres erscheinen werden, zu welcher höchst kostspieligen Herausgabe der kunstreiche Meister besonders durch die beifällige Aufnahme aufgemuntert worden ist, mit welcher die Originale von des jetzt regierenden Königs von Preussen Majestät, Allerhöchstwelchem sie vorgelegt waren, durch Cabinetsschreiben vom 21. Dec. 1840 und 21. Febr. 1841 beehrt worden sind, sowie auch durch die Unterzeichnungen I. I. M. M. der Könige von Preussen, Sachsen, Griechenland, Dänemark und vieler andern Höchsten und Hohen Personen.

Der Subscriptionspreis beider Blätter zusammen (Imperialformat) ist 6 Thlr. Preuss. Cour. und man kann darauf bei allen Buch- und Kunsthandlungen, welche durch uns in den Stand gesetzt sein werden, sie für den erst bei ihrer Ablieferung zahlbaren Subscriptionspreis zu liefern, unterzeichnen.

Berlin, im October 1841.

Trautwein & Comp.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Dichtungen

von

Justinus Kerner.

Dritte sehr vermehrte Auflage.

2 Theile. 8. Velinpapier brosch. Preis 4 Fl. 12 Kr., oder 2⅓ Thlr.

Kerner's Muse ist ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschließend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers, und unter den Thränen blüht immer die Rose der Kindheit auf seinen Wangen. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Märchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In dem ersten Theile dieser sehr vermehrten dritten Auflage sind die lyrischen und im zweiten Theile die prosaischen und dramatischen Dichtungen enthalten.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das **9te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1841.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Oberöstreich. (Zweiter Abschnitt.) **Mit dem Plane der Erstürmung des Schellenberges.** — II. Über Percussionszündungen bei Militairgewehren. — III. Militairische Geschichte des Rheins. (Schluß des zweiten Abschnitts.) — IV. Des römischen Königs Maximilian I. von Östreich Feldzug 1489 gegen die Franzosen und die Rebellen in den Niederlanden. — V. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1841 in 12 Heften 8 Thlr.

Auf den nächsten Jahrgang 1842 wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Pränumeration mit 8 Thlr. angenommen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1841. October. Nr. 444—448.

Nr. 444. Dante Alighieri. Das gemeine Tollkraut. Neuseeland. Tuchfabrikation ohne Spinnen und Weben. Die Affen auf Gibraltar. Naturspiele auf der Insel Java. — **Nr. 445.** Der heilige Johannes als Kind, nach Murillo. Neuseeland. (Fortsetzung.) Die Kaffeecultur in Brasilien und Mexico. Das Palmöl. Ältere Spuren von Lichtbildern. Die Hercules-Bäder bei Mehadia. Bandfabrikation in St.-Etienne. — **Nr. 446.** Johann Sebastian Bach. Die Wasserpromenade. Das Rathhaus in Padua. Neuseeland. (Beschluß.) Der artesische Brunnen von Grenelle. Die Morlacken. Industrie in Rußland. — **Nr. 447.** Die Kathedrale von Toledo. Die Kartoffelepidemie. Die Besteigung der Jungfrau. Die Goldminen in Brasilien. Die Vulkane. Das Riesenbankett. — **Nr. 448.** Lodovico Ariosto. Gewonnen und doch verloren. Die Insel Ternate. Die Vulkane. (Beschluß.) Eton Montem.

An Abbildungen sind in diesen Nummern enthalten:

Dante Alighieri. — Das gemeine Tollkraut. — Der heilige Johannes als Kind, nach Murillo. — Eine Kaffeepflanzung in Brasilien. — Johann Sebastian Bach. — Das Rathhaus in Padua. — Die Kathedrale von Toledo. — Die Goldminen in Brasilien. — Lodovico Ariosto. — Die Insel Ternate.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9½ Thlr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1⅓ Thlr.; die Jahrgänge 1838—40 kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. ⅔ Thlr.
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2½ Thlr.
Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. ½ Thlr.

sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

K. G. F. Cannabich's

Lehrbuch der Geographie

nach den neuesten Bestimmungen. Funfzehnte neu berichtigte und verm. Aufl. 80 enggedruckte Medianbogen. Gr. 8. Weimar, Voigt. 1842. 1⅓ Thlr.

Der würdige Hr. Verf. hat seine grossen Kenntnisse und einen reichen Apparat von neuen statistischen Hülfsquellen und gesammelten Notizen aufgeboten, um auch diese Auflage mit dem neuesten Zustande der Dinge conform zu machen, und so ist dieses seit langer Zeit bewährte Hand- und Schulbuch in dieser Verjüngung wieder das neueste geographische Lehrbuch. Zum vierzehnten Mal revidirt, berichtigt und vervollständigt steht es in unübertroffener Vollkommenheit da. Dieses ist anerkannt durch die ehrenvollsten Recensionen, durch die Übersetzungen ins Holländische, Polnische und Ungarische rc., durch die Einführung in viele höhere Lehranstalten und durch einen Absatz, bis jetzt von 66,000 Exemplaren, trotz der davon vorhandenen Nachdrücke. Die Reichhaltigkeit wird durch die Zahl von 14,000 Artikeln im Register verbürgt (wo sich ein anderer neuerer Geograph doch schon bei 9000 grosser Reichhaltigkeit rühmt). — Um einen Maßstab von den Vermehrungen zu geben, die dieses Werk durch alle Auflagen erfahren hat, so reicht es hin, daß es in der ersten Auflage 15. und in der jetzigen 80 sehr compresse Medianbogen hält, auf deren einem so viel steht als auf 4 gewöhnlichen. Dennoch ist der Preis nicht erhöht und es kommt ein solcher Bogen nur auf sechs Pfennige, eine Wohlfeilheit, die bei den jetzigen Druckpreisen beispiellos ist. — Noch keine Auflage ist auf schöneres, festeres Papier gedruckt gewesen, als diese neueste 15. Dem daraus vortragenden und erklärenden Lehrer wird dieses Lehrbuch noch bessere Dienste thun, wenn nachstehender Auszug zugleich in den Händen seiner Schüler ist:

K. G. F. Cannabich's

kleine Schulgeographie

oder erster Unterricht in der Erdbeschreibung für die untern und mittlern Schulclassen. Vierzehnte einzig rechtmäßige und sehr vermehrte Auflage. 8. 1841. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Gegenwärtige 14. Auflage ist durch viele Verbesserungen auf die Höhe von 20 sehr enggedruckten Bogen gebracht worden, ohne daß der alte Preis, der zuerst für 15 Bogen galt, erhöht worden ist. Noch immer unter ihrem ersten bescheidenen Titel könnte sie jetzt mehr Anspruch auf den eines kleinen Lehrbuchs machen. Eingeführt in den mehrsten Volksschulen, behauptet sie so trotz mancher Concurrenz ihren alten Ruhm und Schwung und hat vor allen andern auch den Vorzug, durch den dazu gehörigen trefflichen Duodezatlas von **Beer** (4. Aufl. 1841) veranschaulicht zu werden, da besonders darauf gesehen ist, daß darin kein in der Schulgeographie erwähnter Ort fehlt.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Michel Angelo Buonarroti's
des Älteren

sämmtliche Gedichte

italienisch und deutsch
mit einigen Anmerkungen und Michel Angelo's Bildnisse
herausgegeben von
Gottlob Regis.

8. 1¾ Thlr. Engl. geb. $1\frac{11}{12}$ Thlr.

Bei **C. Flemming** in Glogau ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Warum habt ihr den Priesterrock nicht an?

Eine Frage des Kaisers Napoleon an Geistliche. Zum muthmaßlichen Vortheil der protestantischen Kirche in Betracht gezogen und allen Fürsten, Consistorien und Synoden derselben zur Begutachtung vorgelegt. Ein Vortrag in der Synode zu Sagan 1840 vom Pastor C. G. K. in Halbau. Geh. Preis ⅙ Thlr.

Der Knabenlehrer,

ein Leitfaden zu Vorlesungen in Schullehrer-Seminarien und zur Wiederholung schon angestellter Lehrer bei Knaben. Herausgegeben von **C. G. Klinghardt**, Pastor in Halbau. 8. Geh. Preis $\frac{1}{12}$ Thlr.

Der schwere Kopf,

Aufschluß und Hülfe für Prediger, Juristen, Schriftsteller und Alle, welche bündige Arbeiten verrichten und bei Erscheinungen in ihrer Moralität gern verweilen wollen, von **C. G. Klinghardt**, Pastor in Halbau. 8. Geh. Preis $\frac{1}{12}$ Thlr.

Soeben erschien:

Marryat Captain complete Works. Vol. XIV. Joseph Rashbrook or the poacher. 1 Thlr.

Leipzig, bei **Friedrich Fleischer.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

Nr. II. Juli bis September 1841.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar bis Juni enthaltend, befindet sich in Nr. XXI des Literarischen Anzeigers.)

Giraudeau de Saint-Gervais, Die syphilitischen Krankheiten mit vergleichender Prüfung ihrer verschiedenen Heilmethoden und besonderer Würdigung der Behandlung ohne Mercur. Nebst einem Anhange über Prostitution. Aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe des Originals unter Mitwirkung des Verfassers übertragen. Mit den Kupfern der Original-Ausgabe. 2 Bde. Gr. 8. Leipzig. 3 Thlr.

Armengaud (aîné), Publication industrielle des machines, outils et appareils les plus perfectionnés et les plus récents employés dans les différentes branches de l'industrie française et étrangère. Livr. 10. In-8. Avec atlas in-folio. Paris. 10⅔ Thlr.

Carné (de), Du gouvernement représentatif en France et en Angleterre. In-8. Paris. 2⅔ Thlr.

Les Français, peints par eux-mêmes. Texte par les sommités littéraires; dessins par **Gavarni, Monnier** etc. Nouvelle souscription pour l'étranger. T. I. (Livr. 1—16.) Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅓ Thlr., color. 7/12 Thlr.

Raczynski (Athanase, comte), Histoire de l'art moderne en Allemagne. T. III. Le nord de l'Allemagne, principalement Berlin. Avec atlas in-fol. In-4. Paris. 16 Thlr.

C'est le dernier volume. Les T. I, II coûtent 58⅔ Thlr.

— — Geschichte der neuern deutschen Kunst. Aus dem Französischen übersetzt von *F. H. von der Hagen.* Bd. III. Norddeutschland, besonders Berlin. Nebst Atlas in Fol. 4. Berlin. 16 Thlr.

Mit diesem Bande ist das Werk geschlossen. Die zwei ersten Bände kosten 56⅔ Thlr.

Spécimen du Gya-Tcher-Rol-Pa. Texte Tibétain, traduit en français et accompagné de Notes par *Ph.-Ed. Foucaux.* In-8. Paris. 1½ Thlr.

BIBLIOTHÈQUE CHARPENTIER.
In-12. Jeder Band 1⅙ Thlr.

Neu erschien hiervon:

Confucius et **Mencius,** Les quatre livres de philosophie morale et politique de la Chine. 1 vol. — **Eschyle,** Théâtre. 1 vol. — Petits poèmes grecs. 1 vol. — Satyre Menippée de la vertu du Catholicon d'Espagne etc. 1 vol.

BIBLIOTHÈQUE CHOISIE,
herausgegeben von ***Delloye.***

In-12. Jeder Band mit 1 Kupfer.

Neu erschien hiervon:

Mickiewicz (A.), Oeuvres. Traduction nouvelle par **Ostrowski.** T. I. 1½ Thlr.

NOVA SCRIPTORUM LATINORUM BIBLIOTHECA,
edidit ***C. L. F. Panckoucke.***

In-8. Jeder Band 1⅙ Thlr.

Caesar (C. J.), Opera, edidit *Johanneau.* 2 vol. — **Cicero (M. T.),** De oratore, edidit *Durand.* 1 vol. — **Cicero (M. T.),** Orationes, edidit *Mangeart.* T. 1, 2. — **Claudianus,** Opera, edidit *Doullay.* 2 vol. — **Cornelius Nepos,** Opera, ediderunt *Johanneau* et *Mangeart.* 1 vol. — **Curtius Rufus (Q.),** De rebus gestis Alexandri Magni, edidit *Huguet.* 2 vol. — **Florus (L. A.),** Epitome rerum romanorum, edidit *Langlois.* 1 vol. — **Horatius (Q. F.),** Opera, edidit *Burette.* 2 vol. — **Justinus,** Historiarum Philippicarum ex trogo Pompeio libri XLIV, ediderunt *Johanneau* et *Dubner.* 2 vol. — **Juvenalis (D. J.),** Satirae, edidit *Chardin.* 1 vol. — **Lucretius (T.),** De rerum natura libri VI, edidit *Regnier.* 1 vol. — **Plinius Secundus (C.),** Historiae naturalis libri XXXVII, edidit *de Grandsagne.* Vol. 1—6. — **Plinius Secundus (C. C. jun.),** Epistolarum libri X et Panegyricus, edidit *Gros.* 2 vol. — **Salustius (C.),** Omnia opera, edidit *Burette.* 1 vol. — **Statius (P. P.),** Opera quae extant, edidit *Dubner.* 2 vol. — **Suetonius (C.),** Opera, edidit *Gros.* 2 vol. — **Vellejus Paterculus (C.),** Historia romana, edidit *Chardin.* 1 vol.

Von dieser, sowol durch ihre Correctheit als ihre schöne äussere Ausstattung ausgezeichneten Sammlung ist uns jetzt der Debit für Deutschland übertragen worden, und können auch einzelne Bände derselben durch jede Buchhandlung von uns bezogen werden.

An Leihbibliotheken.

Diadem und Zepter.
Eine Galerie großer Herrscherinnen. Zur Unterhaltung für Frauen von Amalie Winter. 2 Bdchn. Mit Vignetten. 8. 1¾ Thlr.

Wenn ein Werk dieser Tendenz gleich nach seinem Erscheinen fast vergriffen wird, weil mehr als zehn rühmende Recensionen ihm allgemeine Beachtung zugewendet hatten, so kann man wol sagen, daß es Sensation gemacht hat. Besonders spenden ihm der Salon, die Adelszeitung, Heliké und die Abendzeitung großes Lob, ja letztere theilt vieles noch Unbekannte als höchst interessant daraus mit.

(Vorräthig zu haben in allen Buchhandlungen.)

Für Freunde der Tonkunst

erschien soeben im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart, und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Großes Instrumental- und Vocal-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von E. Ortlepp.

16 Bändchen. Preis jedes Bändchens, elegant broschirt, 24 Kr. Rhein., oder ¼ Thlr.

Es möge genügen hier Einiges aus dem Inhalt der neuerschienenen Bändchen 9—16 anzuführen, welcher den mit so großem Beifall aufgenommenen ersten acht Bändchen in keiner Hinsicht nachstehen dürfte.

Inhalt des neunten Bändchens.

1) Tartini, von J. P. Lyser. 2) Aphorismen von C. M. v. Weber. 3) Das Credo der Todten, von C. Weisflog. 4) Ein Actenstück von Mozart. 5) Das große Musikfest in Heidelberg. 6) Der Impresario Barbaja. 7) Aus Goethe's und Zelter's Briefwechsel. (Fortsetzung.) 8) Eine Soirée bei Hiller in Paris. 9) Haydn's Jugendjahre, von E. Ortlepp. 10) Skizze über Ole Bull, von A. Lewald. 11) Über Mozart's Così fan tutte. 12) Das eigenthümliche Wesen der Tonkunst u. s. w. von Wackenroder. 13) Das Große der Kunst. 14) Aus Goethe's und Zelter's Briefwechsel. (Fortsetzung.) 15) Über Mozart's Entführung aus dem Serail. 16) Anekdoten.

Inhalt des zwölften Bändchens.

1) C. M. v. Weber. 2) Petzmeyer's Streichzitter. 3) Gedanken über Louis Spohr, von A. Kahlert. 4) Über Kriegsmusik, von Reichardt. 5) Deutsche Liedercomponisten, von A. Kahlert. 6) Die Puritaner, von Bellini. 7) Fragmente aus Heinse's Hildegard von Hohenthal. (Fortsetzung.) 8) Parallele zwischen Haydn, Mozart und Beethoven. 9) Media in vita summus. 10) Späne. 11) Fragmente aus Heinse's Hildegard von Hohenthal. (Fortsetzung.) 12) Reichel, von Gollmick. 13) Über Mozart's Don Juan. 14) Das Rheinweinlied. 15) Magister Dittrich und Zettelträger Grill. 16) Strauß in Frankfurt. 17) Briefe von C. M. v. Weber. 18) Bernhard Romberg. 19) Anekdote.

Inhalt des vierzehnten Bändchens.

1) Biographische Aphorismen. 2) Beethoven's Instrumentalmusik, von Hoffmann. 3) Dilettantismus und Streb. 4) Anekdoten. 5) Heine über Rossini, Meyerbeer, Liszt und Chopin. 6) Berichtigungen. 7) Theater-Revolution, von Gollmick. 8) Ombra adorata, von Hoffmann. 9) Gedanken über den hohen Werth der Musik, von Hoffmann. 10) Anekdote. 11) Die Mozartsfeier in Darmstadt. 12) Anekdote. 13) Zerstreute Gedanken, von Hoffmann. 14) Notiz über Mozart's Entführung. 15) Ein Sommertag in Elb-Florenz, von Lyser.

Inhalt des fünfzehnten Bändchens.

1) Corelli. Eine Novelle. 2) Vorlesung von Gollmick. 3) Kater Murr, von E. Ortlepp. 4) Über Gesangschule. 5) Faustina Hasse, von Rochlitz. 6) Vocal- und Instrumental-Concert u. s. w. 7) Gutzkow's Lob, von Saphir. 8) Über Mad. Schodel, von Gollmick. 9) Über Lachner's Preis-Symphonie. 10) Der erste Ausflug eines Neulings. 11) Clara Wieck in Prag, von Uffo Horn. 12) Gutzkow in Frankfurt. 13) Musikalisches Turnier zwischen Strauß und Lanner. 14) Euryanthe. 15) Johann Sebastian Bach. 16) Anekdoten. 17) Über musikalisches Urtheil. 18) Anekdote. 19) Wundersame Calamitäten eines Recensenten u. s. w. 20) Anekdoten. 21) Aphorismen.

An Freunde deutscher Classiker.

Vollständig ist nun erschienen, in 4 sauber broschirten Bänden, gedruckt auf Velinpapier, Preis 2 Thlr., und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abraham Gotthelf Kästner's

weiland Professors in Göttingen

gesammelte Poetische und Prosaische

Schönwissenschaftliche Werke.

Mit der Biographie und dem Bildniß des Verfassers.

Berlin 1841, bei Th. Chr. Fr. Enslin.

Keines deutschen Schriftstellers Werke bedürfen wol weniger einer buchhändlerischen Empfehlung als Kästner's, der jedem wahrhaft Gebildeten der deutschen Nation bekannt ist, und von dem schon Lessing gesagt hat: „daß sich auch noch mehr als ihrer Vier in die Verdienste dieses Mannes ganz reichlich theilen und daß seine „Vermischten Schriften““ (eine frühere, höchst unvollständige Sammlung) auch den besten unserer witzigen Köpfe einen Namen machen könnten".

Nur Das sei also hier bemerkt, daß eine vollständige Ausgabe seiner schönwissenschaftlichen Werke noch niemals vorhanden gewesen ist und also hier zum ersten Male, mit Mühe und Sorgfalt gesammelt, dargeboten wird, und daß Herausgeber und Verleger es sich zur Ehre rechnen zu dürfen glauben, sie veranstaltet und dadurch Gelegenheit gegeben zu haben, für einen sehr billigen Preis ein unschätzbares Kleinod der deutschen Literatur zu erwerben, welches neben Goethe, Schiller, Lessing u. s. w. einen höchst ehrenvollen Platz in jeder Bibliothek mit Recht in Anspruch nehmen darf und auch durch äußere Ausstattung dessen nicht unwerth ist.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1841. Siebentes und achtes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von E. G. Gersdorf. 1841. Neunundzwanzigsten Bandes drittes Heft. (Nr. XV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Lloyd's Werke zur Erlernung der englischen Sprache.

Bei Aug. Campe in Hamburg ist erschienen und durch F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen:

Lloyd, H. E., Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Sechste verbesserte Auflage. 8. 1841. 11/12 Thlr.

— —, Englisch-deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **A. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Neunte Auflage. 8. 1841. 2/3 Thlr.

In demselben Verlage erschien früher:

Lloyd, H. E., und **G. H. Nöhden**, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. 2 Thle. Gr. 8. 1836. Cart. 2 2/3 Thlr.

— —, Übersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 1/2 Thlr.

— —, Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern. 8. 1832. 5/6 Thlr.

Neu erschienen:

Die Tochter der Flut. Romant. Gedicht in 5 Gesängen. 8. 1 Thlr.

Schilling, A., Lieder und Balladen. 8. Wien. 2/3 Thlr.

Stelzhammer, F., Neue Gesänge in ob der ennsischer Volksmundart. 8. Wien. 1 1/2 Thlr.

Strahl, A., Daguerreotypen aus Algier. 8. 1/2 Thlr.

Sammlung religiöser Dichtungen von einem alten Candidaten. 8. 1/6 Thlr.

Dittmar, F. H., Die neue Weibertreue. Eine Chronikenerzählung. 8. 1/3 Thlr.

Leipzig, **Friedrich Fleischer.**

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Statistische Übersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie

nach den Ergebnissen der Jahre 1834 bis 1840.

Dargestellt von

Dr. Siegfried Becher.

Gr. 8. Broschirt. Preis 4 Fl. 30 Kr., oder 2 2/3 Thlr.

Hauptabschnitte des Inhalts.

Erste Abtheilung.

Bewegung der Bevölkerung.

Einleitung.

Erster Abschnitt. Die Bevölkerung nach der Anzahl beider Geschlechter, des Militairs und ihre Vertheilung nach dem Flächeninhalte.

Zweiter Abschnitt. Das Verhältniß der Städte, Marktflecken, Dörfer, Häuser und Familien zum Flächeninhalte.

Dritter Abschnitt. Bevölkerung nach der Religionsverschiedenheit.

Vierter Abschnitt. Anzahl und Verhältniß der Geburten in ihren verschiedenen Beziehungen.

Fünfter Abschnitt. Anzahl und Verhältniß der Trauungen in ihren verschiedenen Beziehungen.

Sechster Abschnitt. Anzahl und Verhältniß der Sterbefälle in ihren verschiedenen Beziehungen.

Zweite Abtheilung.

Stand und Beschäftigung der Bevölkerung.

Siebenter Abschnitt. Hauptübersicht der verschiedenen Kategorien und Beschäftigungen im Jahre 1834 und 1837.

Achter Abschnitt. Geistlichkeit.

Neunter Abschnitt. Beamte.

Zehnter Abschnitt. Das Militair.

Elfter Abschnitt. Gewerbe und andere besondere Beschäftigungen.

Zwölfter Abschnitt. Lehr-, Erziehungs- und Bildungsanstalten.

Nachtrag. Summarische Übersichten der Bevölkerung im Jahre 1840. 1) Wohnorte, Häuser und Familien. 2) Bevölkerung nach dem Geschlechte, des Militairs und ihrer Vertheilung nach dem Flächeninhalte. 3) Geburten. 4) Trauungen. 5) Sterbefälle. 6) Ein- und Auswanderungen. 7) Bevölkerung nach der Religionsverschiedenheit. 8) Nachweisung der in militairischer Hinsicht classificirten männlichen Bevölkerung in den der Militairconscription unterliegenden Provinzen. 9) Geistliche, Adelige, Beamte und Honoratioren, Handwerker und Künstler, Bauern.

Stuttgart und Tübingen im October 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei C. Flemming in Glogau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Köhler, Dr. J. F. (Superintendent), **Predigten und Reden bei besondern Vorfällen.** 4ter Band. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Der 1ste bis 3te Band dieser rühmlichst bekannten Casualreden sind zu dem billigen Preise von 1 1/2 Thlr. zu haben.

Soeben erschien:

F. W. Bessel, Astronomische Beobachtungen auf der k. Universitäts-Sternwarte in Königsberg. 20ste Abth. vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1834. Fol. 20 Bogen.

Leipzig, im November 1841.

Rein'sche Buchhandlung.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Wurm, Dr. C. F. (Prof.), Verfassungs-Skizzen der freien und Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg. Gr. 8. Geh. 2/3 Thlr.

Hamburg, im September 1841.

Johann August Meißner.

Jede deutsche Buchhandlung nimmt Subscription an auf

Moses Mendelssohn's sämmtliche Schriften.

Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben.

Sieben Bände.

Gr. 12. Auf feinem Velinpapier. Geh.

Preis höchstens 6 Thlr.

Ausführliche Ankündigungen, mit vollständiger Angabe des Inhalts, sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

An die Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung!

In Nr. 266 der Blätter für literarische Unterhaltung recensirt Hr. Johann Sporschill das Werk Östreich im Jahre 1840 auf eine so absprechende Weise, daß man beinahe versucht sein sollte, in jenem Recensenten einen der glaubwürdigsten Beurtheiler der wirklichen Verhältnisse Östreichs zu finden; dem ist jedoch nicht so. Hr. Sporschill mag ein sehr guter Übersetzer und ein vielleicht noch besserer Jugendschriftsteller sein, daß er jedoch Östreich nur vom Hörensagen und nicht durch eigene Erfahrung kennt, dafür bürgen seine eigenen Worte. Gleich im Eingange der Beurtheilung jenes Werkes sagt er nämlich: „Die Zustände dieses Reiches waren im Jahre 1830 ganz dieselben, obschon in diesem Decennium ein Thronwechsel vorging, ja es ist die Behauptung nicht zu gewagt, daß sie im Jahre 1850 nicht viel anders sein werden." — Ganz anders urtheilt der Verfasser Östreichs im Jahre 1840; er zeigt durch das ganze Werk, daß er die Fortschritte jenes Reiches ebenso wenig, als jene Sorgfalt verkannt habe, mit der sich die Regierung bemüht, dieses Land zu einem immer höhern Wohlstande zu bringen und Alles zu beseitigen, was den Interessen eines zwar langsam, aber allmälig fortschreitenden Volksglückes nur immer im Wege steht. Daß sie dabei viele Misbräuche nicht hindern kann, daß Manches geschieht was nicht geschehen sollte, daß Gymnasial-Professoren gespickt*) werden müssen, wenn die ihnen zur Erziehung anvertrauten Kinder fortkommen sollen, daß der größte Theil der untern Magistrate einem allgemeinen Bestechungssysteme huldigt, daß im Militair bei den meisten Regimentern das sogenannte Conventionssystem, oder der Verkauf subalterner Offizierschargen vorherrschend ist, diese und dergleichen ähnliche in dem gedachten Werke vorkommende Behauptungen sind durchgehend reine Thatsachen, die von keinem eingeborenen Östreicher widerlegt und abgeläugnet, um so weniger vom Auslande bestritten werden könnten. Wenn sich Hr. Sporschill nun noch erdreistet, den Verfasser jenes Werkes in seiner Recension der Verläumdung, Anmaßung und sonstiger, gehässiger Insinuationen, oder selbst des Umgangs mit Domestiken zu bezeichnen, so können wir hierauf nur erwiedern, daß über jenes Werk von Seite der geachtetsten Blätter Deutschlands ebenso viele gediegene Urtheile gefällt worden sind, die dem gedachten Buche sowol hinsichtlich seiner Mängel, als der in demselben vorherrschenden Wahrheitsliebe, die strengste Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Selbst das Inland, oder eigentlich die Lesewelt Östreichs, erkannte die Wahrheitsliebe jenes Werkes mit dem Beisatze an, daß der hin und wieder vorkommende Tadel einzelner Misbräuche viel zu gelinde ausgedrückt sei; ja man behauptet sogar, daß jenes Werk das erste wäre, wo die Verhältnisse Östreichs gänzlich parteilos und gründlich besprochen worden. Übrigens ist der Verfasser des mehrgedachten Buches in Östreich nicht so ganz unbekannt, wie es vielleicht Hr. Sporschill glauben mag. Einem der ältesten und edelsten Geschlechter des hohen Adels Deutschlands angehörig, hat derselbe nicht nöthig gehabt, seine Nachrichten von Domestiken einzuholen. Dagegen deutet der gedachte Recensent durch seine hämische, geist- und charakterlose Beurtheilung selbst darauf hin, daß derselbe in Beziehung auf jene Kritik über Östreich im Jahre 1840 entweder ganz Ignorant, wenn nicht, was noch ärger ist, ein Miethling irgend einer der in jenem Werke sich getroffen fühlenden Personen sei. Was die Bemerkung desselben Recensenten betrifft, daß jenes Werk nicht die mindeste Spur juridischer Kenntnisse verrathe, so wünschen wir wol zu wissen, woraus Hr. Joh. Sporschill es entnehme, daß der Verfasser Östreichs im Jahre 1840 die Absicht gehabt haben sollte, ein juridisches Werk zu schreiben, oder warum überhaupt jenes Werk juridisch verfaßt sein sollte? — In Betreff der lügenhaften Behauptung, daß alles Übrige, was in jenem Werke lesenswerth erscheint, nur aus Kudler und andern Werken abgeschrieben wäre, fodern wir Hrn. Joh. Sporschill hiermit öffentlich auf, jene Werke namhaft zu machen und die abgeschriebenen Stellen von Wort zu Wort zu bezeichnen, widrigenfalls wir denselben als schamlosen Verläumder in allen öffentlichen Blättern erklären, und dies von Zeit zu Zeit in so lange fortsetzen werden, bis sich Hr. Joh. Sporschill zur gründlichen Nachweisung seiner Behauptung bereitwillig finden lassen wird. Den Schluß der ganzen Recension, daß Hr. Otto Wigand wol nur durch den Schein von Gründlichkeit getäuscht und zum Verlage dieses Werkes bewogen worden sei, finden wir einer nähern Beantwortung ganz unwürdig, da Hr. Otto Wigand ein geborener Östreicher ist, mithin auch die Wahrheit jenes Werkes am besten zu beurtheilen fähig war.

*) Ein in Östreich sehr gebräuchlicher Ausdruck.

Von der Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung erwarten wir übrigens, daß sie vorliegende Erwiederung aufzunehmen um so weniger einen Anstand nehmen werde, als Schimpfen nicht recensiren, und den Verfasser eines Werkes öffentlich der Verläumdung zu zeihen, ohne den Gegenstand anders als durch glaubwürdige (?) Hände zu kennen, jenes Werk nicht beurtheilen heißt.

Schloß ...stein am 27. October 1841.

Der Verfasser Oestreichs im Jahre 1840.

Antwort.

Mein Hr. Anonymus in Prag und nicht auf „Schloß ...stein"! Den Charakter eines „östreichischen Staatsmannes" haben Sie denn doch für gut befunden nicht weiter zu führen, wie auf dem Titel Ihrer Schrift: dafür nennen Sie sich „einem der ältesten und edelsten Geschlechter des hohen Adels Deutschlands angehörig". Meinen Sie denn, es war der Combination so schwer, aus Ihrem Buche zu ermitteln, wer Sie sind? Viel Glück zum hohen Stande!

Über das fragliche Werk werde ich mich nicht weiter verbreiten. Die mit meinem Namen unterzeichnete Beurtheilung und die Arbeit des prager Anonymus liegen vor, und wen die Sache interessirt, der wird schon vergleichen und richten. Nur die Besorgniß, die Leser der „Blätter für literarische Unterhaltung" durch zu lange Beschäftigung mit des Anonymus widerwärtiger Scriptur zu ermüden, hat mich abgehalten, in der Beurtheilung noch ausführlicher zu sein, als ich es ohnehin gewesen bin. Ich hätte dort sonst auf den Kunstgriff des Anonymus aufmerksam gemacht, höchste Personen zu feiern, wodurch er die Befugniß erworben zu haben sich einbildet, Östreichs Adel, Geistlichkeit, Regimentsinhaber, Richterstand, Beamtenstand und Lehrstand vor ganz Europa an den Pranger zu stellen, nicht etwa einzelne Misbräuche nachzuweisen, sondern im Allgemeinen Alles, das in jener Monarchie Hoch-

achtung verdient, als verworfene Rotte zu schildern. Ich hoffe, Östreich habe keinen zweiten Unterthan, der einer so unnatürlichen und wahnsinnigen Verlästerung seines schönen und glücklichen Vaterlandes fähig wäre.

Einer solchen Schmähschrift hätte ich nicht die gleißende Larve abreißen sollen!? — Ich hätte das als gelegentlicher Mitarbeiter an den „Blättern für literarische Unterhaltung" gethan, auch wenn ich nicht das Glück hätte, geborener Östreicher zu sein. Um wie viel mehr, da ich das bin! Pflichtgefühl als Kritiker, Liebe zum Geburtslande und, ich darf sagen, einige Kenntniß desselben, erklären meine Beurtheilung, ohne daß es dazu der gehässigen und lächerlichen Andeutung des Anonymus bedarf. Niemand braucht mich zu erkaufen, weil ich an meinem Vaterlande ohnehin mit der größten Innigkeit hänge, und wäre ich käuflich, würde man mich, wie es der Scriptur des Anonymus geschieht, verachten, nicht erkaufen.

In Betreff des Vorwurfs des Abschreibens, den ich gemacht habe, erwidere ich für jetzt nur, daß ich nicht der Mann bin, der sich den unerlaubten Drohungen eines Privatmannes gehorsamst fügt: der Anonymus möge seine Drohung ausführen und er wird mich nicht zu seiner Freude handeln sehen.

Daß der Verfasser der Schrift „Östreich im Jahre 1840" Herrn Otto Wigand*) einen Theil der moralischen Verantwortlichkeit aufzubürden sucht, reicht allein schon hin, um in jedem Unbefangenen Zweifel über des Anonymus (in Prag, nicht auf dem „Schlosse ... stein") Cavaliersrang zu erregen. Ein Cavalier kann schuldig sein, hat aber niemals Mitschuldige. Die Bemerkung in meiner Beurtheilung, welche Herrn Otto Wigand betrifft, sollte andeuten, daß bei der staunenswerthen Menge von Manuscripten, die einem thätigen Verleger eingesandt werden, derselbe nothwendig auf fremdes Urtheil verwiesen ist, weil es buchstäblich an der Zeit gebricht, strenge eigene Prüfung vorzunehmen. Herr Otto Wigand würde „Östreich im Jahre 1840" kaum verlegt haben, wenn er dieses Product seinem ganzen Inhalte nach vorher gekannt hätte.

Johann Sporschil.

*) Herr Otto Wigand ist kein geborener Östreicher.

Tegnér's Frithjofs Sage von Mohnike. Taschen-Ausgabe.

Um den vielfachen Auffoderungen zu genügen, habe ich mich entschlossen, von der bei mir erschienenen, anerkannt trefflichen Übersetzung der

Esaias Tegnér'schen Frithjofs Sage
von G. Mohnike,
nach der **vierten verbesserten Auflage**
eine

Taschen-Ausgabe
mit erklärendem Wortregister

in dem jetzt allgemein beliebten **Schiller-Format** zu veranstalten, und ist solche für den äußerst billigen Preis von ⅓ **Thlr.** durch **alle** Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Die bisher einzeln, oder als 3ter Band der **sämmtlichen Tegnér'schen Gedichte** gelieferte Ausgabe in 8., mit Anmerkungen, ist auch ferner für den Preis von 1 Thlr. und die **einzelnen Gedichte** in 2 Bänden für 2½ Thlr. durch den Buchhandel zu beziehen.

Leipzig, im November 1841.

Carl Cnobloch.

Seit dem 1. October erscheinen in dem unterzeichneten Verlage in Brüssel und Frankfurt

Die Grenzboten,
Blätter für Deutschland und Belgien,
redigirt von J. Kuranda,

unter Mitwirkung der deutschen Schriftsteller: Karl Andree, Berthold Auerbach, Karl Beck, Freiherr von Bool, Th. Creizenach, Ludw. Aug. Frankl, Heinrich Heine, H. Koenig, Gustav Kühne, Heinrich Laube, H. Marggraff, J. Mosen, Theod. Mügge, Th. Schliephake, A. von Sternberg, A. Weill, Ernst Willkomm und der flamändischen Literatoren: A. Baron, Bloemart, Conscience, Van Hasselt, Willems u. A. m.

Die bereits erschienenen Nummern enthalten folgende Aufsätze:

Deutschland und Belgien von J. Kuranda. — Die Seebäder in Ostende von Dr. Delart. — Leipziger Skizzen von K***. — Literarische Übersichten vom Standpunkte der Gesellschaft. 1. (Vorwort.) — September-Scenen in Brüssel *von* J. Förster. — Eine Vorlesung im Frankfurter Museum v. Th. Creizenach. — Reisebriefe von A. Weill. — Elsaß und Flandern von Dr. Schliephake. — Ein Brief aus London von Dr. B. B. — Aus dem Leben eines Weltweisen von Berthold Auerbach. — Alphons Karr und die Wespen. — Eine Begegnung mit Paganini von Ludw. Aug. Frankl. — Briefe aus Frankfurt. — Börne in der letzten Zeit. — Zur Würdigung der nationalen Partei in Deutschland von J. Cr. — Literarische Übersichten vom Standpunkte der Gesellschaft. 2. (Die adelige Literatur und Fürst Lichnowsky.) — Reisebriefe. — Über den Bau eiserner Häuser in *Belgien,* von Jobard. — Tagebuch u. s. w.

Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Heften zu 32 Seiten gr. 8. Diese Wochenlieferungen sind den Interessen der Zeit gewidmet. Erzählungen und Novellen sind aus denselben ausgeschlossen; dagegen erscheint als Beilage

jeden Monat ein Novellenheft, 64 Seiten in gr. 8.,

welches Erzählungen und Novellen von den ersten deutschen Schriftstellern (von Auerbach, Koenig, Kühne, Laube, Mügge u. s. w.) enthält. Durch diese Einrichtung glauben wir dem Leser das so unangenehme „die Fortsetzung folgt" zu ersparen, indem wir dadurch in den Stand gesetzt werden, auch größere Productionen in einem ganzen, ungetheilten Rahmen zu liefern.

Privat- und Leihbibliotheken dürfte dieses besonders willkommen sein, da sechs solche Novellenhefte am Ende eines jeden Semesters einen starken Band von 12 Bogen in gr. 8. bilden.

Die bereits erschienenen Novellenhefte enthalten (October): Die Marquise von Manzera, Novelle von Heinrich Laube. Schloß Geisenheim, Novelle von Heinrich von Bool. (November): Ein Witz und seine Folgen von F. Lebrün. Selbsttäuschung von J. Kuranda.

Diese Zeitschrift übernimmt auch Insertionen aller Art. Bei ihrer Verbreitung in Belgien und Holland dürfte sie Manchem sich hierzu empfehlen.

Der Preis der ganzen Zeitschrift nebst Novellen-Beilagen ist 10 Thlr. pro Jahr. — Man abonnirt in allen deutschen Buchhandlungen.

Deutsches Verlags-Comptoir in Brüssel.
Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M.

Für die 21ste Auflage
von

„Stieler's Schulatlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude in 27 Karten etc. Gotha bei Justus Perthes."

hat durch besondere Gunst der Verhältnisse eine Erniedrigung im Preise (auf 1⅙ Thlr., oder 2 Fl. 6 Kr. Rhein. für das Exemplar) bewirkt werden können, sodaß dieses seit 20 Jahren durch zweckmäßige Einrichtung, Richtigkeit und Schönheit der Darstellung den ersten Rang behauptende Hülfsmittel beim Unterricht in der Erdkunde auch daneben den Vorzug der möglichst erreichbaren Wohlfeilheit sich bewahrt.

Vollständiges
HANDWÖRTERBUCH
der
deutschen, französischen und englischen Sprache.

Dritte Auflage.

Breit-8. Elegant gebunden. 2⅓ Thlr.

Jede der drei Abtheilungen dieses Lexikons:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (⅚ Thlr.)
II. A complete Dictionary English-German-French. (1⅙ Thlr.)
III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr.)

ist zu dem beigesetzten Preise ebenfalls elegant gebunden besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch, für dessen Brauchbarkeit die binnen kurzer Zeit nöthig gewordene **dritte Auflage** spricht, zeichnet sich durch **Vollständigkeit, typographische Einrichtung** und durch **grosse Correctheit** aus. Der Preis der dritten Auflage ist **bedeutend ermässigt** und wird bei solchen Leistungen als **höchst billig** erscheinen.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Nachdem die bisher erschienene **Jenaische Allgemeine Literaturzeitung** von dem Verleger aufgegeben worden ist, erscheint als ein selbständiges Unternehmen in meinem Verlage:

Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung

im Auftrage der Universität zu Jena redigirt

von

Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,***
als *Geschäftsführer,*

Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***L. F. O. Baumgarten-Crusius,***
Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke,***
Geh. Hofrath Prof. Dr. ***J. F. Fries,***
Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,***
als *Specialredactoren.*

Es wird diese Zeitung sich bestreben, alle namhaften Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur einer wissenschaftlichen Kritik zu unterwerfen, in dieser Beurtheilung streng an den Gesetzen der Wahrheit und Gründlichkeit halten und überhaupt Dessen eingedenk sein, was in unsern Tagen kritische Jahrbücher, von absichtlicher Einseitigkeit wie von seichter Allgemeinheit fern, zur Förderung der Wissenschaft zu leisten haben.

Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter in Quart, von denen das sechste für Berichte über die Begebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen, Anzeigen neuer Bücher etc. bestimmt ist. Der Preis beträgt jährlich 12 Thlr. Anzeigen werden mit $1^1/_2$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Für Lese- und Journalcirkel.

Bestellungen für 1842 auf die bekannte Zeitschrift:

Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie,

herausgegeben von **Georg Lotz,**
werden baldigst erbeten von der **Herold**'schen Buchhandlung in Hamburg.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Joh. Aug. Friedr. Schmidt,
Diakonus zu Ilmenau und Adjunctus der Superintendentur und Schulaufsicht,

Handbuch der Bibliothekswissenschaft, der Literatur- und Bücherkunde.

Eine gedrängte Übersicht der Handschriftenkunde, der Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels, der Bücherkenntniß (Bibliographie) im engern Sinne, der Bibliothekenkunde und Bibliothekonomie und der literarhistorischen und bibliographischen Schriften. Für Studirende und Freunde der Literatur überhaupt und für angehende Bibliothekare, Buchhändler, Antiquare und Buchdrucker insbesondere. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Hamburger Correspondent, die Süddeutsche Buchhändler-Zeitung, die kritische Zeitschrift Helios, das Organ, Gutzkow's Telegraph, der Komet, das Börsenblatt ꝛc. haben in rühmlichster Anerkennung dieses trefflichen Werkes gewetteifert. Um nicht unbescheiden zu sein, theilen wir nur den Schluß der Recension aus dem letztern mit, weil gerade diese von allen die am wenigsten beifällige ist: „In diesem Buche ist Allen, die sich um die Literatur in ihrem ganzen Umfange bekümmern müssen oder wollen, ein sehr brauchbares Hülfsmittel an die Hand gegeben, und wir müssen die Mühe und Sorgfalt des Herrn Verf. anerkennen, welcher eine Menge von Notizen von allgemeinem bibliographischen und literarhistorischen Interesse zusammengetragen hat, daher dieses Werk die besondere Theilnahme des Publicums verdient."

Bei Trautwein & Comp. in Berlin erschien soeben und wurde im Buchhandel versandt:

Erinnerungsbuch für das Jahr 1842.

Dauerhaft und sauber eingebunden. **Preis** ⅔ Thlr.

Dies ist ein sehr zweckmäßig für alle Tage des Jahres eingerichtetes und für Jedermann brauchbares Notizenbuch. Auf jeder Blattseite befindet sich irgend ein Sittenspruch, wodurch es sich auch als Diarium zu einem **höchst passenden Weihnachtsgeschenk** für die heranblühende Jugend empfiehlt.

Ein Wort zur Charakteristik gewisser deutscher Redacteure.

In Nr. 42 des Literaturblattes der „Rosen" fährt ein Anonymus (?!) über meine Novelle „Der Krüppel von Verona" (Wien, Hirschfeld, 1842) wie toll her. — Ich zweifle nicht, daß das Buch*) ganz schlecht sei und würde, nach meinem stets dargelegten Grundsatze, den Tadel stillschweigend über mich ergehen lassen; allein jenes Referat (!?) läßt es beim Tadel des Buches nicht bewenden, mein ganzes literarisches Thun und Treiben, das jener würdige Thebaner von seinem Standpunkte im Auslande natürlich am besten beurtheilen kann, mein bescheidenes Wirken als Novellist und Kritiker, ja selbst meine Theilnahme an der unglückseligen Preisausschreibung des Herrn Directors Carl, müssen vor das Messer und werden mit Stiel und Stumpf, mit „Banz und Benz", wie Zschokke sagt, abgewürgt und vernichtet. — Ich könnte billig auch dazu schweigen, da die „Rosen" weiß Gott keine Centifolien sind, allein ich bin es meiner anderweitigen Stellung schuldig, einmal eine Ausnahme von meiner Maxime zu machen, und will daher der Lesewelt, welche sich billig verwundern mag, warum jener Herr Anonymus von meiner für Deutschland so unwichtigen literarischen Erscheinung so viel Aufhebens mache, eine kleine Geschichte erzählen, für welche ich mir freilich Nachsicht erbitten muß, da sie in keiner Beziehung so anziehend ist als die „Novellen" der großen deutschen Erzähler, von Spieß und Cramer bis auf Leibrock und Robert Heller:

Im Jahre 1839 hatte ich für die „Wiener Zeitschrift", deren vieljähriger Mitarbeiter zu sein ich stolz bin, über eine Novelle „Der Schleichhändler" von Robert Heller zu referiren und sprach darin neben wenigen durch Citate belegten Rügen, wie z. B. Unlogik, Unkenntniß des Localdialekts, viel Lob über das Talent des Verfassers aus. Nicht lange hiernach lernte ich Herrn Robert Heller, inzwischen zum Redacteur der „Rosen" avancirt, persönlich kennen. Eine seiner ersten Fragen war, ob ich jenes Referat über den „Schleichhändler" geschrieben, und ich nahm natürlich keinen Anstand, dieses zu bejahen. Da stieg in den Zügen des vielbesagten Herrn Heller ein Ausdruck empor, welcher deutlich sagte: Tu me lo pagherai; allein ich achtete nicht darauf, da ich mich längst zum Sündenbocke der Kritik resignirt habe. Als wir schieden, reichte mir Herr R. Heller die Hand (die Rechte) und sagte, die meinige schüttelnd: „Wenn wir uns in unserer literarischen Laufbahn wieder treffen sollten, so lassen Sie diese Begegnung eine freundliche sein!!!" Ich habe dieser auf mein Ehrenwort wahren Thaterzählung weiter, für alle Erwiderungen des Herrn R. Heller, nichts beizufügen als ein „Gott bessere" für immer!

Wien, am 8. November 1841.

C. Straube.

*) Ohne mein Wissen und Willen als „historisch" bezeichnet.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1842.

Neue Folge. Vierter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Victor Hugo's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 1⅔ Thlr.

Inhalt: I. Der gefährliche Gast. Novelle von **Theodor Mügge**. — II. Das Kind des Thales. Novelle von **Eduard von Bülow**. — III. Der lahme Hans. Eine Dorfgeschichte von **Wilhelm Martell**. — IV. Das neue Jahr. Novelle von **Frau von W.**

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu ½ Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1½ Thlr.; der Jahrgang 1841 kostet 1⅔ Thlr.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien:

Lycungz, Thronräuber von China.

Sturz des chinesischen Kaiserhauses **Fo** und Eroberung Chinas durch die Tataren. 1 Thlr.

Ernst Klein's liter. Comptoir in Leipzig.

Dr. Fr. W. Fricke (Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Göttingen), **Praktische**

Pädagogik für Hauslehrer

oder die häusliche Erziehung und Lehrmethodik vernunftgemäß nach jetzigem Standpunkte der Bildung und Wissenschaft. Mit steter Berücksichtigung der eignen Aus- und Fortbildung des Lehrers und auf die Bedürfnisse jüngerer Gelehrten bei ihrer Vorbereitung zum Lehrerstande auf der Schule und Universität, sowie derjenigen Ältern, die sich einen Maßstab für die Beurtheilung der Rechte, Pflichten und Leistungen ihrer Hauslehrer wünschen. Nebst Stundentafeln zur leichtern Anordnung der Lehrstunden unter schwierigen Umständen und einer wissenschaftlich geordneten kritischen Übersicht der empfehlungswerthesten Lehr- und Hülfsbücher für den häuslichen Unterricht. Gr. 8. ¾ Thlr.

Helios, 1841, Nr. 36, sagt: „Das hochwichtige Geschäft der Erziehung eignet sich weder in den akademischen Hörsälen noch durch Studien allein praktisch an, denn in keinem Fache ist die Praxis unentbehrlicher. Der Verf. machte sichs zur Aufgabe, es hier so darzustellen, wie es Hauslehrer im Familienkreise unter der Ältern Augen ausüben müssen. Er hat dieselbe als ein wahrer Meister gelöst. — Recensent, der sich 30 Jahre lang mit Pädagogik beschäftigte, selbst Hauslehrer und Familienvater war, glaubt Herrn Fricke's Schrift mit vollster Überzeugung auf das wärmste empfehlen zu müssen."

(Vorräthig zu haben in allen Buchhandlungen.)

Im Verlage von **G. Rubach** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

H. Milne-Edward's

Handbuch der Zoologie

oder Naturgeschichte der Thiere.

Nach der zweiten französischen Ausgabe bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Dr. **M. S. Krüger**. 1ster Band.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der Naturgeschichte. 1ster Theil: **Zoologie.**

30 Bogen Medianformat mit einem zoologischen Hand-Atlas. Preis 2½ Thlr.

Soeben erschien die 2te Auflage der berühmten Phantasie für Piano:

Réminiscences de Robert le Diable

par **Fr. Liszt.**

Ferner die von Herrn **Louis Schneider** im königl. Opernhaus mit allgemeinstem Beifall vorgetragenen **3 Gesänge** für eine Singstimme mit Piano oder Guitarre à ⅓ Thlr.:

Hans und Grete. „Puthöneken."
Der spanische Contrebandierer. El contrebandista.
Der pyrenäische Gebirgssänger. L'enfant de la montagne.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Neuer Roman von Th. Mundt!

Soeben erschien:

Thomas Münzer.

Ein historischer Roman

von

THEODOR MUNDT.

3 Bände. 8. Altona, bei **Hammerich.** Geh. 4½ Thlr.

Dieser **höchst interessante Roman** ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1841. November. Nr. 449—452.

Nr. 449. Salvator Rosa. Frankreichs Premierminister seit der zweiten Restauration. Die Völkerschaften der Regentschaft Algier. Das Carbolein. — **Nr. 450.** Theodor Körner. Fortpflanzung des Schalls im Wasser. Die Zuckerraffinerie. Die Völkerschaften der Regentschaft Algier. (Fortsetzung.) Die preußische Geldausmünzung. — **Nr. 451.** Die Wohlthätigkeit, nach Canova. Die Zuckerraffinerie. (Beschluß.) Deutsche Locomotiven. Der Riesenthurm in Gozzo. Englands Premierminister seit 1754. Die Völkerschaften der Regentschaft Algier. (Beschluß.) Stahlstabgeläute. Nordamerikanisches Bauholz. Glasspinnerei. — **Nr. 452.** Gottfried Wilhelm Leibnitz. Englands Eisenbahnnetz. Der Berg Ossa. Gedanken über Luftschiffahrt. Das galvanisirte Eisen. Die Bevölkerung von China. Zugänge und Aufgänge der Newa.

An **Abbildungen** sind in diesen Nummern enthalten:

Diogenes, der einen Menschen sucht, nach Salvator Rosa. — Diogenes im Begriff, seinen Becher wegzuwerfen, nach Salvator Rosa. — Theodor Körner. — Die Zuckerraffinerie. — Die Wohlthätigkeit, nach Canova. — Der Riesenthurm in Gozzo. — Gottfried Wilhelm Leibnitz. — Der Berg Ossa.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9½ Thlr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1⅓ Thlr.; die Jahrgänge 1838—40 kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. ⅔ Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2½ Thlr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. ⅔ Thlr.

sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der **Buchhandlung** des **Waisenhauses** in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Bibliotheca Scriptor. Latinor. curis virorum doctorum emendata et Commentariis instructa, consil. ***G. Bernhardy*** instituta. Pars V. C. Cornelii Taciti opera. T. I. Annales contin. Gr. 8. 2 Thlr.

Auch u. d. Titel:

Taciti, C. Cornelii,* Opera.** Emendavit et commentariis instr. ***Ludov. Döderlein. T. I.

Ciceronis, M. T.,* Paradoxa** graece versa et explicata ab Ioan. Morisoto. Accedunt variae lectiones duorum codicum Guelferbytanorum Paradoxa contin. edid. ***G. F. Wensch. 8maj. ⅓ Thlr.

Cornelii Nepotis vitae excellentium imperatorum. Ad optima exemplaria recognitae. Editio nova. 8. 1/12 Thlr.

Diedrich, Chr., **Hülfsbuch für den Religionsunterricht** in den untern Gymnasialclassen, Volks- und Bürgerschulen. Erster Theil. Gr. 8. 1½ Thlr.

Auch u. d. Titel:

Die christliche Glaubenslehre begrifflich entwickelt und mit geschichtlichen Beispielen veranschaulicht.

Dietsch, Rud., **Übungsbuch** zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische zunächst beim Gebrauche der Schulz'schen Grammatik. 2ter Cursus. Erzählungen aus der alten Geschichte. Gr. 8. ⅔ Thlr.

Kohlrausch, Fr., **Die Geschichten und Lehren der heil. Schrift,** Alten und Neuen Testaments. Zum Gebrauch der Schulen und des Privatunterrichts bearbeitet. 19te Auflage. 8. ⅓ Thlr.

Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen von ***E. Robinson*** und ***E. Smith.*** Nach den Originalpapieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von ***E. Robinson.*** Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 3 Bände. Gr. 8. 10⅔ Thlr.

***Peter, C.,* Zeittafeln der römischen Geschichte** zum Handgebrauch und als Grundlage des Vortrags in höhern Gymnasialclassen mit fortlaufenden Belegen und Auszügen aus den Quellen. Gr. 4. 1¾ Thlr.

(*C. Peter's* Zeittafeln der griechischen Geschichte, gr. 4, erschienen 1835 und kosten ¾ Thlr.)

Schulz, O., **Schulgrammatik der lateinischen Sprache.** 11te verbesserte Auflage. 8. 7/12 Thlr.
(Übungsbuch zum Übersetzen hierzu siehe: Dietsch.)

Splittegarb, C. F., **Französisches Lesebuch** für Anfänger. Nebst einer kurzgefaßten Grammatik und einem französisch-deutschen Wörterbuche. 12te verbesserte Auflage. 8. 5/12 Thlr.

Novum Testamentum graece. Recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subiunxit Dr. ***C. C. Knappius.*** 2 Tomi. Editio V^a.

Druckpapier 8.	1 Thlr.
Schreibpapier 8.	1⅓ -
f. f. Maschinen-Velin-Schreibpapier in Quartformat	3⅓ -
Dasselbe sauber cartonn. in 1 Band, Rücken und Ecken in f. Leinwand	3⅚ -

---

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schöne Welt.

Ein Roman

von

Jean Charles.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2⅚ Thlr.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

In [illegible]

Das Handgelenk in mechanischer, anatomischer und chirurgischen Beziehung dargestellt von ***G. B. Günther*** Dr. und Prof. Mit 16 lithogr. Zeichnungen von ***J. Milde***, Maler. Imp.-8. Cart. 2⅔ Thlr.

Früher erschien:

Die chirurgische Muskellehre in Abbildungen, von Prof. Dr. ***G. B. Günther*** und ***J. Milde***. Gr. 4. Mit 44 lithogr. Tafeln, color. Abbild. und 34 Bogen Text. Cart. 10 Thlr. Preis für nicht color. Exempl. 7½ Thlr.

Des Herrn Prof. **Günther** ehrenvolle Berufung an die Universität Leipzig dürfte wol geeignet sein, die Aufmerksamkeit des chirurgisch-antomischen Publicums auf dessen Schriften ganz besonders zu lenken, welche daher hiermit demselben bestens empfohlen sein mögen.

Hamburg, im October 1841.

Johann August Meissner.

Interessante Anzeige für Lesecirkel, Leihbibliotheken!

Wohlfeile Gesammt-Ausgabe

der Romane der Frances Trollope.

Soeben ist bei **Weise & Stoppani** in Stuttgart in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

I. Leben und Abenteuer Michael Armstrong's,

des Fabrikjungen.

Von

Frances Trollope.

Nach dem Englischen von A. Freih. v. T.

5 Bände, Schiller-Format, brosch. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1⅔ Thlr.

II. Die Witwe.

Nach dem Englischen von A. Freih. v. T.

5 Bände, Schiller-Format, brosch. Preis 2 Fl. 42 Kr., oder 1⅔ Thlr.

Wir eröffneten hiermit einen Cyklus der neuesten und gediegensten Werke der hochgefeierten Verfasserin, dem alsbald die bereits in der Presse befindlichen beiden Romane:

Die wiederverheirathete Witwe

und

Ein Fehler

in gleichem Umfange und Format sich anreihen werden. Der Beifall, dessen sich die scharfgezeichneten humoristischen Erzählungen der auch dem deutschen Publicum bereits rühmlichst bekannten Verfasserin in ihrem Vaterlande zu erfreuen hatte, ist kaum erhört; sie stehen in der That an Geist, Humor und Satire keinem Erzeugnisse derjenigen englischen Schriftsteller nach, die man mit dem Prädicate classisch bezeichnet. Wir hoffen daher, daß das Publicum es uns Dank wissen wird, wenn wir diese anziehenden Geistesschöpfungen in einer freien, höchst gelungenen Bearbeitung und in elegantester Ausstattung in dem beliebten Schiller-Formate

zu außerordentlich billigem Preise, 5 Bände zu 2 Fl. 42 Kr., oder 1⅔ Thlr., darbieten.

Wir schmeicheln uns, daß kein Freund der schönen Wissenschaften versäumen wird, diese treffliche neue Sammlung seiner Bibliothek anzureihen, daß kein Lesecirkel, keine Leihbibliothek Anstand nehmen wird, diese Werke zu dem äußerst billigen Preise sich anzuschaffen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** **1841.** Neunundzwanzigsten Bandes viertes Heft. (Nr. XVI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang **1841.** Monat November, oder Nr. 45—48, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 45—48. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschienen die neuesten Compositionen des beliebten Lieder-Componisten

Fr. Kücken:

Gesang der Brautjungfern für eine Singstimme mit Begleitung des Piano. Op. 37. ⅓ Thlr.

Coeur König comp. für vier Männerstimmen, Partitur und Stimmen. Op. 36. ¾ Thlr.

7 leichte Lieder mit Begleitung des Piano. Op. 35. ¾ Thlr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Bildnisse weiblicher Charaktere.

Shakspeare's

Mädchen und Frauen,

mit Erläuterungen

von

HEINRICH HEINE.

Prachtausgabe in Einem Bande, in gr. 8.

45 von den besten Künstlern in London gestochene Portraits mit Text enthaltend.

Preis 8 Thlr.

Die geistvollen Erläuterungen H. Heine's und die prachtvolle Ausstattung des Werkes machen dasselbe besonders zu Festgeschenken geeignet.

Leipzig, im November 1841.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Erklärung.

Der geehrte Recensent von Friedr. v. Smitt's „Geschichte des polnischen Aufstandes ꝛc." in Nr. 255—258 der „Blätter für literarische Unterhaltung" irrt, und macht sich zugleich einer bittern und unverdienten Kränkung des Verfassers des „Heldenbuchs" schuldig, wenn er, mit einem verächtlichen Seitenblick auf denselben, das genannte Buch, als auf einen Knalleffect berechnet, nicht eben undeutlich bezeichnet. Nein! der Verf. sprach damals in seiner Herzensfreude und Begeisterung seine eigene und gewiß zahlreicher Gleichgesinnter, welche mit ihm die schmachvollen, schrecklichen Jahre der Unterdrückung und Mishandlung durchseufzt hatten, lebendigste Stimmung aus, und glaubte daneben, als Zeitgenoß, den günstigen Zeitpunkt benutzen zu müssen, manche bemerkenswerthe, einzelne Thatsachen, sowie das rühmliche Andenken der Verdienstvollen, da beides im Laufe der Zeit nachmals gar oft der Vergessenheit anheim zu fallen pflegt, in seinem in ehrlichem Sinn und zu gutem Zwecke geschriebenen Buche aufzubewahren, zumal die größern, wissenschaftlich-militairischen Werke auf solche Einzelnheiten weniger Bedacht zu nehmen pflegen, welche aber dennoch das größere Publicum und besonders die thatfreudigen Theilnehmer an Dem, was Löbliches geschehen ist, innigst interessiren. In solchem unzerstörbaren Bewußtsein seiner guten, wenigstens wohlgemeinten Sache, wofür sich auch ein großer Theil seiner lieben, deutschen Mitbrüder deutlich genug ausgesprochen hat, findet der Verf. herzlichen Trost bei unfreundlichen Seitenblicken, wie ihm ein solcher durch jenen geehrten Recensenten jüngst wieder einmal zu Theil geworden ist.

Dedeleben, im November 1841.

Chr. Niemeyer.

Erwiderung.

In meinem Berichte über Friedr. v. Smitt's „Geschichte des polnischen Aufstandes" habe ich an dieser sonst trefflichen Schrift die stete Widerlegung der mehr die patriotische Wirkung beabsichtigenden als mit historischer Kritik geschriebenen geschichtlichen Erzeugnisse der Polen und ihrer Freunde getadelt, da eine solche Polemik die Einheit der Composition störe und insofern, als diese Erzeugnisse nur für die Zeit der Aufregung berechnet waren, auch zwecklos sei. Dieses suchte ich durch das „Heldenbuch" als ein, zwar nicht der Zeit, aber dem Interesse nach, näheres und in die Augen springenderes Beispiel zu beweisen, gegen welches Buch ein Geschichtschreiber des Befreiungskrieges wol nicht in eine Polemik sich einlassen würde. Ich wollte dieses Buch nicht tadeln, sondern nur auseinanderhalten, was nicht zusammengehört, und glaube daher um so weniger eine Rüge zu verdienen, als dessen geehrter Herr Verfasser mir gewiß zugeben wird, ja in seiner „Erklärung" den Lesern selbst zu verstehen gegeben hat, daß bei seiner Schrift ein mehr patriotischer als geschichtlicher Zweck ihn leitete. Jener Zweck ist auch mir sehr wichtig und Schriftsteller, welche ihn in einem solchen Grade, als der Herr Verfasser, erreicht haben, verdienen und erhalten meine volle Achtung. Derselbe befindet sich daher in einem starken, nur durch schriftstellerische Reizbarkeit zu erklärenden Irrthume, wenn er in meinen Bemerkungen einen absoluten Tadel seiner Schrift sieht, in einem noch stärkern aber, indem er dieselben in das Gebiet des Persönlichen zieht; und ich glaube seiner Anschuldigung „bitterer und unverdienter Kränkung" seiner Person und „verächtlichen Seitenblicks" auf dieselbe die Versicherung entgegenhalten zu können, daß ich gerade diese Person, gegen welche er mir so Arges unterlegt, nach Dem, was ich über sie aus guter Quelle erfahren habe, aufrichtig achte. Dagegen erwarte ich von seiner objectiven Gerechtigkeit, Erfahrung und Wissenschaftlichkeit, daß er mir gestatte, das patriotische und geschichtliche Streben und Interesse auch ferner voneinander zu trennen.

Der Verf. des Berichts über Smitt's „Geschichte des polnischen Aufstandes".

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das Bildniß von

VICTOR HUGO.

Gestochen von Th. Langer.

Gr. 4. 1/3 Thlr.

Bei mir erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend gute Abdrücke für 1/3 Thlr. zu erhalten: Auber. Baggesen. Bauernfeld. Böttiger. Calderon. Canova. Castelli. Cornelius. Dannecker. Jakob Glatz. Goethe. Hamann. Alexander v. Humboldt. Immermann. Kosciuszko. Gerhard v. Kügelgen. Lamartine. Karl Friedrich Lessing. Albin v. Meddlhammer. Felix Mendelssohn-Bartholdy. Wilhelm Müller. Oehlenschläger. Jean Paul Friedrich Richter. Schill. Johanna Schopenhauer. Ernst Schulze. Scott. Kurt Sprengel. Tegnér. Thorwaldsen. Ludwig Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.

Leipzig, im December 1841.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen (Leipzig, bei **J. A. Barth**) ist zu haben.

Heyde, v. d., Das preußische Strafrecht. 3ter u. 4ter Theil. 8. Magdeburg, **Heinrichshofen.** 2 1/2 Thlr.

Die früher in 5 Auflagen erschienenen 2 Theile kosten 2 5/6 Thlr.

Preisherabsetzung.

An Freunde der italienischen und französischen Sprache.

Folgende 6 verschiedene Ausgaben von *Pellico's* berühmtem Werk über seine 10jährige Gefangenschaft in Östreich, welches sich durch classische Schreibart so auszeichnet, daß es Jeder, der sich mit der neuern italienischen Sprache vertraut machen will, nicht ungelesen lassen darf, hat unterzeichnete Buchhandlung bis Ende dieses Jahres bedeutend im Preise ermäßigt:

1) **Le mie Prigioni.** Memorie di *Silvio Pellico da Saluzzo.* Italienischer Text. Statt 1 Fl. = 2/3 Thlr. nur 36 Kr. = 1/3 Thlr.
2) Dasselbe italienisch mit danebenstehender deutscher Übersetzung in gespaltenen Columnen. Statt 1 Fl. 48 Kr. = 1 1/6 Thlr. nur 54 Kr. = 7/12 Thlr.
3) Dasselbe italienisch ebenso mit französischer Übersetzung. Statt 1 Fl. 48 Kr. = 1 1/6 Thlr. nur 54 Kr. = 7/12 Thlr.
4) Dasselbe italienisch mit französischer und deutscher Übersetzung. Ausgabe in 3 Sprachen in 4. Statt 3 Fl. = 1 3/4 Thlr. nur 1 Fl. 20 Kr. = 5/6 Thlr.
5) Dasselbe italienisch allein, mit erklärenden Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche von Prof. Possart. Statt 2 Fl. 24 Kr. = 1 1/2 Thlr. nur 1 Fl. 20 Kr. = 5/6 Thlr.
6) Meine Gefängnisse. Deutsche Übersetzung. Statt 1 Fl. = 2/3 Thlr. nur 36 Kr. = 1/3 Thlr.

Sämmtliche Ausgaben sind auf feinem Maschinen-Druckpapier mit ganz neuen Lettern vollkommen correct gedruckt und in eleganten Umschlägen broschirt. Die französische wie die deutsche Übersetzung schließen sich wörtlich dem Originale an und wurden in allen Recensionen als die besten anerkannt.

Alle Buchhandlungen nehmen zu diesen Preisen Bestellungen an.

Antologia italiana, oder italienisches Lesebuch, vorzüglich zur Kenntniß der neuern italienischen Literatur. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Prof. Possart. 432 Seiten in großem Taschenformat, auf Velinpapier gedruckt. Herabgesetzter Preis 1 Fl. = 2/3 Thlr.

Stuttgart, im October 1841.

Die Buchhandlung von **F. H. Köhler.**

Empfehlenswerthe Sprachlehren

zum öffentlichen, Privat- und Selbstunterrichte,

durch alle Buchhandlungen zu haben:

Theoretisch-praktische Anleitung zur Erlernung der italienischen Sprache, in einer neuen und faßlichern Darstellung der auf ihre richtigen und einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln, von **Fornasari**, k. k. Professor an der Universität zu Wien. **Neunte** Original-Auflage. Gr. 8. Wien 1840. 1 1/6 Thlr. (Anerkannt die beste aller bestehenden italienischen Sprachlehren.)

Französische Sprachlehre zum öffentlichen, Privat- und Selbstunterrichte; oder Anleitung, nach der neuesten Lehrmethode in funfzig wohlgeordneten Lectionen gründlich französisch schreiben und sprechen zu lernen. Mit Benutzung der besten, über *französische Sprache* und Literatur bestehenden Lehrbücher bearbeitet *von* **F. Haltier.** 8. Wien 1840. 1 1/6 Thlr. (Eine sehr günstige Recension dieses Lehrbuches, das sich durch seine klare, gründliche Darstellung, sowie durch seine praktische Brauchbarkeit vorzugsweise vor andern sowol zum Leitfaden in jeder Lehranstalt, als auch zum Privatunterrichte eignet, gibt die Wiener Zeitung, 1840, Nr. 143.)

Cours théorique et pratique de la langue italienne simplifiée et réduite à ses vrais principes par **Fornasari.** 3me édition originale. Gr. in-8. 1835. 1 1/2 Thlr.

Handbuch der italienischen Sprache, enthaltend eine, nach einer leichten und einfachen Methode kurzgefaßte Sprachlehre und praktische Übungsstücke 2c. Von **Dr. F. B. Bolza.** Gr. 8. Wien 1835. 2/3 Thlr.

Der kleine Pole. Theoretisch-praktische Anleitung zur schnellen und gründlichen Erlernung der polnischen Sprache, nach Mrongovius, Bandtke und Mrozinski, mit Berücksichtigung des gegenwärtigen Zustandes der polnischen Sprache und deren Literatur, sowol zum öffentlichen als Selbstunterrichte für Deutsche und Polen bearbeitet von **J. N. Koneczny.** Gr. 16. Wien 1841. 2/3 Thlr.

Friedr. Volke's Buchhandlung in **Wien.**

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gervais (Eduard), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Erster Theil: Kaiser Heinrich V. Gr. 8. 2 Thlr.

Leipzig, im December 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei Tendler und Schaefer, Buchhändler in Wien,

sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neue Erzählungen und Humoresken

von **Joh. Langer.**

3tes, 4tes Bändchen. 8. In Umschlag broschirt 2 Thlr.

Die besondere Theilnahme, deren sich die ersten zwei Bändchen von Langer's gesammelten Erzählungen zu erfreuen hatten, ließ uns das Erscheinen dieser Fortsetzung beschleunigen, auf welche wir die geehrten Leser hiermit aufmerksam machen. Durch seine frühern Leistungen, die von den geachtetsten Journalen des In- und Auslandes ruhmvollst gewürdigt wurden, hat sich der Herr Verfasser bereits der Lesewelt so vortheilhaft bekannt gemacht, daß diese neuen Erzeugnisse seiner Feder auch ohne unsere weitern Anempfehlungen als eine willkommene Gabe aufgenommen werden dürften. 1stes und 2tes Bändchen mit 19 schönen Erzählungen kosten ebenfalls nur 2 Thlr.

Interessante Neuigkeit.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Denkwürdigkeiten der

Marie Cappelle Witwe Lafarge

von ihr selbst geschrieben.

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 2⅔ Thlr.

Leipzig, im December 1841.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In der **Enslin**'schen Buchhandlung (**Ferd. Müller**) in Berlin sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lisco, Dr. **Fr. G.**, **Das Neue Testament** nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luther's. Mit Erklärungen, Einleitungen, einer Harmonie der vier Evangelien, einem Aufsatz über Palästina und seine Bewohner, einem Aufsatz über die Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden, einer Zeittafel über die Apostelgeschichte und mehreren Registern versehen. Zum Gebrauch für alle Freunde des göttlichen Wortes, insonderheit für Lehrer in Kirchen und Schulen. Vierte stark vermehrte und verbesserte Ausgabe. 84 Bogen. Kl. 4. 1842. 2⅔ Thlr.

Inhalt: Einleitung in das Neue Testament; von den vier Evangelien überhaupt. I. Geschichtsbücher: Die vier Evangelien, jedes mit einer besondern Einleitung; Harmonie der vier Evangelien 2c.; Zeittafel über die Apostelgeschichte: die Apostelgeschichte mit einer besondern Einleitung. II. Lehrbücher: Von den Lebensumständen, der Lehre und dem Leben des heil. Apostel Paulus; die dreizehn Episteln des Paulus, jede mit einer besondern Einleitung; von den katholischen Briefen im Allgemeinen; die katholischen Briefe, jeder mit einer besondern Einleitung 2c. III. Das prophetische Buch: Die Offenbarung St. Johannis, mit einer besondern Einleitung: Palästina und seine Bewohner, ein vollständiger geographischer Abriß. Vom Reiche Gottes, ein Aufsatz, auch eine kurze Kirchengeschichte enthaltend; Verzeichniß der Bücher des Neuen Testaments nach ihrer wahrscheinlichen Zeitfolge; Verzeichnisse der Gleichnisse Jesu; Verzeichniß der im Neuen Testament erzählten, von Jesu Christo und seinen Jüngern verrichteten Wunder; alphabetisches Sachregister; Neu-Testamentliches Spruchregister; Nachweisung der Evangelien und Episteln. Überdies ist der ganze Text des Neuen Testaments mit erklärenden und erbaulichen Bemerkungen versehen.

Lisco, Dr. **Fr. G.**, **Die Wunder Jesu Christi**, exegetisch-homiletisch bearbeitet. Gr. 8. 26½ Bogen. 1836. 1½ Thlr.

Lisco, Dr. **Fr. G.**, **Das christlich-apostolische Glaubensbekenntniß.** Ein Hülfsbuch für Lehrer beim Katechumenen-Unterricht. Kl. 8. 17½ Bogen. 1 Thlr.

Lisco, Dr. **Fr. G.**, **Katechismus der christlichen Lehre.** Ein Leitfaden für den evangelisch-christlichen Katechumenen-Unterricht mit ausgedruckten Bibelstellen. 6 Bogen. Zweite vermehrte Ausgabe. 1842. ⅙ Thlr.

Das Glaubensbekenntniß und der Katechismus gehören zusammen, indem ersteres das Hülfsbuch für den Lehrer, letzterer der Leitfaden für den Schüler ist.

Lisco, Dr. **Fr. G.**, **Das christliche Kirchenjahr.** Versuch einer Entwickelung seiner Idee aus den alten Perikopen. Ein homiletisches Hülfsbuch beim Gebrauche der epistolischen und evangelischen Perikopen. (Die zweite stark vermehrte und verbesserte Ausgabe behandelt neben den epistolischen Perikopen auch diejenigen evangelischen Perikopen, die nicht Parabeln oder Wundererzählungen sind, ausführlich, sodaß diese zweite Ausgabe, vereint mit den selbständig erschienenen Werken des Herrn Verfassers über die Parabeln und die Wundererzählungen, ein vollständiges exegetisch-homiletisches Hülfsbuch über die evangelischen und epistolischen Perikopen bildet.) 2 Bände. Gr. 8. 66 Bogen (1ster Band 37¼ Bogen, 2ter Band 28¾ Bogen). 1840. 4 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1841 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Die Berichte von 1835—40 haben denselben Preis.

Leipzig, im December 1841.

F. A. Brockhaus.

achtung verdient, als verworfene Rotte zu schildern. Ich hoffe, Östreich habe keinen zweiten Unterthan, der einer so unnatürlichen und wahnsinnigen Verlästerung seines schönen und glücklichen Vaterlandes fähig wäre.

Einer solchen Schmähschrift hätte ich nicht die gleißende Larve abreißen sollen!? — Ich hätte das als gelegentlicher Mitarbeiter an den „Blättern für literarische Unterhaltung" gethan, auch wenn ich nicht das Glück hätte, geborener Östreicher zu sein. Um wie viel mehr, da ich das bin! Pflichtgefühl als Kritiker, Liebe zum Geburtslande und, ich darf sagen, einige Kenntniß desselben, erklären meine Beurtheilung, ohne daß es dazu der gehässigen und lächerlichen Andeutung des Anonymus bedarf. Niemand braucht mich zu erkaufen, weil ich an meinem Vaterlande ohnehin mit der größten Innigkeit hänge, und wäre ich käuflich, würde man mich, wie es der Scriptur des Anonymus geschieht, verachten, nicht erkaufen.

In Betreff des Vorwurfs des Abschreibens, den ich gemacht habe, erwidere ich für jetzt nur, daß ich nicht der Mann bin, der sich den unerlaubten Drohungen eines Privatmannes gehorsamst fügt: der Anonymus möge seine Drohung ausführen und er wird mich nicht zu seiner Freude handeln sehen.

Daß der Verfasser der Schrift „Östreich im Jahre 1840" Herrn Otto Wigand*) einen Theil der moralischen Verantwortlichkeit aufzubürden sucht, reicht allein schon hin, um in jedem Unbefangenen Zweifel über des Anonymus (in Prag, nicht auf dem „Schlosse ...stein") Cavaliersrang zu erregen. Ein Cavalier kann schuldig sein, hat aber niemals Mitschuldige. Die Bemerkung in meiner Beurtheilung, welche Herrn Otto Wigand betrifft, sollte andeuten, daß bei der staunenswerthen Menge von Manuscripten, die einem thätigen Verleger eingesandt werden, derselbe nothwendig auf fremdes Urtheil verwiesen ist, weil es buchstäblich an der Zeit gebricht, strenge eigene Prüfung vorzunehmen. Herr Otto Wigand würde „Östreich im Jahre 1840" kaum verlegt haben, wenn er dieses Product seinem ganzen Inhalte nach vorher gekannt hätte.

Johann Sporschil.

---

*) Herr Otto Wigand ist kein geborener Östreicher.

Tegnér's Frithjofs Sage von Mohnike.
Taschen-Ausgabe.

Um den vielfachen Auffoderungen zu genügen, habe ich mich entschlossen, von der bei mir erschienenen, anerkannt trefflichen Übersetzung der

Esaias Tegnér'schen Frithjofs Sage
von G. Mohnike,
nach der **vierten verbesserten Auflage**
eine
Taschen-Ausgabe
mit erklärendem Wortregister

in dem jetzt allgemein beliebten **Schiller-Format** zu veranstalten, und ist solche für den äußerst billigen Preis von 3/4 **Thlr.** durch **alle** Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Die bisher einzeln, oder **als 3ter Band der sämmtlichen Tegnér'schen Gedichte** gelieferte Ausgabe in 8., mit Anmerkungen, ist auch ferner für den Preis von **1 Thlr.** und die **einzelnen Gedichte** in 2 Bänden für **2**1/2 Thlr. durch den Buchhandel zu beziehen.

Leipzig, im November 1841.

Carl Cnobloch.

Seit dem 1. October erscheinen in dem unterzeichneten Verlage in Brüssel und Frankfurt

Die Grenzboten,
Blätter für Deutschland und Belgien,

redigirt von J. Kuranda,

unter Mitwirkung der deutschen Schriftsteller: Karl Andree, Berthold Auerbach, Karl Beck, Freiherr von Bool, Th. Creizenach, Ludw. Aug. Frankl, Heinrich Heine, H. Koenig, Gustav Kühne, Heinrich Laube, H. Marggraff, J. Mosen, Theod. Mügge, Th. Schliephake, A. von Sternberg, A. Weill, Ernst Willkomm und der flamändischen Literatoren: A. Baron, Bloemart, Conscience, Van Hasselt, Willems u. A. m.

Die bereits erschienenen Nummern enthalten folgende Aufsätze:

Deutschland und Belgien von J. Kuranda. — Die Seebäder in Ostende von Dr. Delart. — Leipziger Skizzen von K* **. — Literarische Übersichten vom Standpunkte der Gesellschaft. 1. (Vorwort.) — September-Scenen in Brüssel von J. Förster. — Eine Vorlesung im Frankfurter Museum v. Th. Creizenach. — Reisebriefe von A. Weill. — Elsaß und Flandern von Dr. Schliephake. — Ein Brief aus London von Dr. B. B. — Aus dem Leben eines Weltweisen von Berthold Auerbach. — Alphons Karr und die Wespen. — Eine Begegnung mit Paganini von Ludw. Aug. Frankl. — Briefe aus Frankfurt. — Börne in der letzten Zeit. — Zur Würdigung der nationalen Partei in Deutschland von J. Cr. — Literarische Übersichten vom Standpunkte der Gesellschaft. 2. (Die adelige Literatur und Fürst Lichnowsky.) — Reisebriefe. — Über den Bau eiserner Häuser in Belgien, von Jobard. — Tagebuch u. s. w.

Die Grenzboten erscheinen in wöchentlichen Heften zu 32 Seiten gr. 8. Diese Wochenlieferungen sind den Interessen der Zeit gewidmet. Erzählungen und Novellen sind aus denselben ausgeschlossen; dagegen erscheint als Beilage

jeden Monat ein Novellenheft, 64 Seiten in gr. 8.,

welches Erzählungen und Novellen von den ersten deutschen Schriftstellern (von Auerbach, Koenig, Kühne, Laube, Mügge u. s. w.) enthält. Durch diese Einrichtung glauben wir dem Leser das so unangenehme „die Fortsetzung folgt" zu ersparen, indem wir dadurch in den Stand gesetzt werden, auch größere Productionen in einem ganzen, ungetheilten Rahmen zu liefern.

Privat- und Leihbibliotheken dürfte dieses besonders willkommen sein, da sechs solche Novellenhefte am Ende eines jeden Semesters einen starken Band von 12 Bogen in gr. 8. bilden.

Die bereits erschienenen Novellenhefte enthalten (October): Die Marquise von Manzera, Novelle von Heinrich Laube. Schloß Geisenheim, Novelle von Heinrich von Bool. (November): Ein Witz und seine Folgen von F. Lebrün. Selbsttäuschung von J. Kuranda.

Diese Zeitschrift übernimmt auch Insertionen aller Art. Bei ihrer Verbreitung in Belgien und Holland dürfte sie Manchem sich hierzu empfehlen.

Der Preis der ganzen Zeitschrift nebst Novellen-Beilagen ist 10 Thlr. pro Jahr. — Man abonnirt in allen deutschen Buchhandlungen.

Deutsches Verlags-Comptoir in Brüssel.
Hermann'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M.

Für die 21ste Auflage
von

„Stieler's Schulatlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude in 27 Karten etc. Gotha bei Justus Perthes."

hat durch besondere Gunst der Verhältnisse eine Erniedrigung im Preise (auf 1 1/6 Thlr., oder 2 Fl. 6 Kr. Rhein. für das Exemplar) bewirkt werden können, sodaß dieses seit 20 Jahren durch zweckmäßige Einrichtung, Richtigkeit und Schönheit der Darstellung den ersten Rang behauptende Hülfsmittel beim Unterricht in der Erdkunde auch daneben den Vorzug der möglichst erreichbaren Wohlfeilheit sich bewahrt.

Vollständiges
HANDWÖRTERBUCH
der
deutschen, französischen und englischen Sprache.

Dritte Auflage.

Breit-8. Elegant gebunden. 2 2/3 Thlr.

Jede der drei Abtheilungen dieses Lexikons:

I. Dictionnaire français-allemand-anglais. (5/6 Thlr.)
II. A complete Dictionary English-German-French. (1 1/3 Thlr.)
III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr.)

ist zu dem beigesetzten Preise ebenfalls elegant gebunden besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch, für dessen Brauchbarkeit die binnen kurzer Zeit nöthig gewordene **dritte Auflage** spricht, zeichnet sich durch **Vollständigkeit, typographische Einrichtung** und durch **grosse Correctheit** aus. Der Preis der dritten Auflage ist **bedeutend ermässigt** und wird bei solchen Leistungen als **höchst billig** erscheinen.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Nachdem die bisher erschienene **Jenaische Allgemeine Literaturzeitung** von dem Verleger aufgegeben worden ist, erscheint als ein selbständiges Unternehmen in meinem Verlage:

Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung

im Auftrage der Universität zu Jena redigirt

von

Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**,
als *Geschäftsführer*,

Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **L. F. O. Baumgarten-Crusius**,
Ober-Appellationsrath Prof. Dr. **W. Francke**,
Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. F. Fries**,
Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser**,
als *Specialredactoren*.

Es wird diese Zeitung sich bestreben, alle namhaften Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur einer wissenschaftlichen Kritik zu unterwerfen, in dieser Beurtheilung streng an den Gesetzen der Wahrheit und Gründlichkeit halten und überhaupt Dessen eingedenk sein, was in unsern Tagen kritische Jahrbücher, von absichtlicher Einseitigkeit wie von seichter Allgemeinheit fern, zur Förderung der Wissenschaft zu leisten haben.

Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter in Quart, von denen das sechste für Berichte über die Begebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen, Anzeigen neuer Bücher etc. bestimmt ist. Der Preis beträgt jährlich 12 Thlr. Anzeigen werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Für Lese- und Journalcirkel.

Bestellungen für 1842 auf die bekannte Zeitschrift:

Originalien aus dem Gebiete der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie,

herausgegeben von **Georg Lotz**,

werden baldigst erbeten von der **Herold**'schen Buchhandlung in Hamburg.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Joh. Aug. Friedr. Schmidt,

Diakonus zu Ilmenau und Adjunctus der Superintendentur und Schulaufsicht,

Handbuch der Bibliothekswissenschaft, der Literatur- und Bücherkunde.

Eine gedrängte Übersicht der Handschriftenkunde, der Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels, der Bücherkenntniß (Bibliographie) im engern Sinne, der Bibliothekenkunde und Bibliothekonomie und der literarhistorischen und bibliographischen Schriften. Für Studirende und Freunde der Literatur überhaupt und für angehende Bibliothekare, Buchhändler, Antiquare und Buchdrucker insbesondere. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Hamburger Correspondent, die Süddeutsche Buchhändler-Zeitung, die kritische Zeitschrift Helios, das Organ, Gutzkow's Telegraph, der Komet, das Börsenblatt ꝛc. haben in rühmlichster Anerkennung dieses trefflichen Werkes gewetteifert. Um nicht unbescheiden zu sein, theilen wir nur den Schluß der Recension aus dem letztern mit, weil gerade diese von allen die am wenigsten beifällige ist: „In diesem Buche ist Allen, die sich um die Literatur in ihrem ganzen Umfange bekümmern müssen oder wollen, ein sehr brauchbares Hülfsmittel an die Hand gegeben, und wir müssen die Mühe und Sorgfalt des Herrn Verf. anerkennen, welcher eine Menge von Notizen von allgemeinem bibliographischen und literarhistorischen Interesse zusammengetragen hat, daher dieses Werk die besondere Theilnahme des Publicums verdient."

Bei Trautwein & Comp. in Berlin erschien soeben und wurde im Buchhandel versandt:

Erinnerungsbuch für das Jahr 1842.

Dauerhaft und sauber eingebunden. Preis 2/3 Thlr.

Dies ist ein sehr zweckmäßig für alle Tage des Jahres eingerichtetes und für Jedermann brauchbares Notizenbuch. Auf jeder Blattseite befindet sich irgend ein Sittenspruch, wodurch es sich auch als Diarium zu einem **höchst passenden Weihnachtsgeschenk** für die heranblühende Jugend empfiehlt.

Ein Wort zur Charakteristik gewisser deutscher Redacteure.

In Nr. 42 des Literaturblattes der „Rosen" fährt ein Anonymus (?!) über meine Novelle „Der Krüppel von Verona" (Wien, Hirschfeld, 1842) wie toll her. — Ich zweifle nicht, daß das Buch*) ganz schlecht sei und würde, nach meinem stets dargelegten Grundsatze, den Tadel stillschweigend über mich ergehen lassen; allein jenes Referat (!?) läßt es beim Tadel des Buches nicht bewenden, mein ganzes literarisches Thun und Treiben, das jener würdige Thebaner von seinem Standpunkt im Auslande natürlich am besten beurtheilen kann, mein bescheidenes Wirken als Novellist und Kritiker, ja selbst meine Theilnahme an der unglückseligen Preisausschreibung des Herrn Directors Carl, müssen vor das Messer und werden mit Stiel und Stumpf, mit „Banz und Benz", wie Zschokke sagt, abgewürgt und vernichtet. — Ich könnte billig auch dazu schweigen, da die „Rosen" weiß Gott keine Semperflorentien sind, allein ich bin es meiner anderweitigen Stellung schuldig, einmal eine Ausnahme von meiner Maxime zu machen, und will daher der Lesewelt, welche sich billig verwundern mag, warum jener Herr Anonymus von meiner für Deutschland so unwichtigen literarischen Erscheinung so viel Aufhebens mache, eine kleine Geschichte erzählen, für welche ich mir freilich Nachsicht erbitten muß, da sie in keiner Beziehung so anziehend ist als die „Novellen" der großen deutschen Erzähler, von Spieß und Cramer bis auf Leibrock und Robert Heller:

Im Jahre 1839 hatte ich für die „Wiener Zeitschrift", deren vieljähriger Mitarbeiter zu sein ich stolz bin, über eine Novelle „Der Schleichhändler" von Robert Heller zu referiren und sprach darin neben wenigen durch Citate belegten Rügen, wie z. B. Unlogik, Unkenntniß des Localdialekts, viel Lob über das Talent des Verfassers aus. Nicht lange hernach lernte ich Herrn Robert Heller, inzwischen zum Redacteur der „Rosen" avancirt, persönlich kennen. Eine seiner ersten Fragen war, ob ich jenes Referat über den „Schleichhändler" geschrieben, und ich nahm natürlich keinen Anstand, dieses zu bejahen. Da stieg in den Zügen des dickbesagten Herrn Heller ein Ausdruck empor, welcher deutlich sagte: Tu me lo pagherai; allein ich achtete nicht darauf, da ich mich längst zum Sündenbocke der Kritik resignirt habe. Als wir schieden, reichte mir Herr R. Heller die Hand (die Rechte) und sagte, die meinige schüttelnd: „Wenn wir uns in unserer literarischen Laufbahn wieder treffen sollten, so lassen Sie diese Begegnung eine freundliche sein!!!" Ich habe dieser auf mein Ehrenwort wahren Thaterzählung weiter, für alle Erwiderungen des Herrn R. Heller, nichts beizufügen als ein „Gott bessere" für immer!

Wien, am 8. November 1841.

E. Straube.

*) Ohne mein Wissen und Willen als „historisch" bezeichnet.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1842.

Neue Folge. Vierter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Victor Hugo's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 1⅔ Thlr.

Inhalt: I. Der gefährliche Gast. Novelle von **Theodor Mügge**. — II. Das Kind des Thales. Novelle von **Eduard von Bülow**. — III. Der lahme Hans. Eine Dorfgeschichte von **Wilhelm Martell**. — IV. Das neue Jahr. Novelle von **Frau von W.**

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu ½ Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1½ Thlr.; der Jahrgang 1841 kostet 1⅔ Thlr.

Leipzig, im November 1841.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien:

Lycungz, Thronräuber von China.

Sturz des chinesischen Kaiserhauses **Fo** und Eroberung Chinas durch die Tataren. 1 Thlr.

Ernst Klein's liter. Comptoir in Leipzig.

Dr. Fr. W. Fricke (Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Göttingen), **Praktische**

Pädagogik für Hauslehrer

oder die häusliche Erziehung und Lehrmethodik vernunftgemäß nach jetzigem Standpunkte der Bildung und Wissenschaft. Mit steter Berücksichtigung der eignen Aus- und Fortbildung des Lehrers und auf die Bedürfnisse jüngerer Gelehrten bei ihrer Vorbereitung zum Lehrerstande auf der Schule und Universität, sowie derjenigen Ältern, die sich einen Maßstab für die Beurtheilung der Rechte, Pflichten und Leistungen ihrer Hauslehrer wünschen. Nebst Stundentafeln zur leichtern Anordnung der Lehrstunden unter schwierigen Umständen und einer wissenschaftlich geordneten kritischen Übersicht der empfehlungswerthesten Lehr- und Hülfsbücher für den häuslichen Unterricht. Gr. 8. ¾ Thlr.

Helios, 1841, Nr. 36, sagt: „Das hochwichtige Geschäft der Erziehung eignet sich weder in den akademischen Hörsälen noch durch Studien allein praktisch an, denn in keinem Fache ist die Praxis unentbehrlicher. Der Verf. machte sichs zur Aufgabe, es hier so darzustellen, wie es Hauslehrer im Familienkreise unter der Ältern Augen ausüben müssen. Er hat dieselbe als ein wahrer Meister gelöst. — Recensent, der sich 30 Jahre lang mit Pädagogik beschäftigte, selbst Hauslehrer und Familienvater war, glaubt Herrn Fricke's Schrift mit vollster Überzeugung auf das wärmste empfehlen zu müssen."

(Vorräthig zu haben in allen Buchhandlungen.)

Im Verlage von **F. Rubach** in **Berlin** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

H. Milne-Edward's

Handbuch der Zoologie

oder Naturgeschichte der Thiere.

Nach der zweiten französischen Ausgabe bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Dr. **M. S. Krüger**. 1ster Band.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der Naturgeschichte. 1ster Theil: **Zoologie.**

30 Bogen Medianformat mit einem zoologischen Hand-Atlas. Preis 2½ Thlr.

Soeben erschien die 2te Auflage der berühmten Phantasie für Piano:

Réminiscences de Robert le Diable

par ***Fr. Liszt.***

Ferner die von Herrn **Louis Schneider** im königl. Opernhaus mit allgemeinstem Beifall vorgetragenen **3 Gesänge** für eine Singstimme mit Piano oder Guitarre à ⅙ Thlr.:

Hans und Grete. „Pathöneken."
Der spanische Contrebandierer. El contrebandista.
Der pyrenäische Gebirgssänger. L'enfant de la montagne.

Berlin.
Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Neuer Roman von Th. Mundt!

Soeben erschien:

Thomas Münzer.

Ein historischer Roman

von

THEODOR MUNDT.

3 Bände. 8. Altona, bei **Hammerich**. Geh. 4½ Thlr.

Dieser **höchst interessante Roman** ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer Sammlung älterer und neuerer Werke in französischer, englischer, italienischer etc. Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten Preisen von Brockhaus & Avenarius in *Leipzig*, Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur, zu beziehen sind.

Nr. 2. (2¼ Bogen.)

Allen Freunden ausländischer Literatur kann dieses Verzeichniß, als an guten Werken sehr reichhaltig, mit Recht empfohlen werden.

Ferner sind an Katalogen von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig zu beziehen:

1) Bulletin bibliographique de la littérature française. Monatlich eine Nummer. 2) Liste des journaux de la France et de l'Angleterre qui paraîtront pour 1842. 3) Die Werke der drei orientalischen gelehrten Gesellschaften in England. 4) Catalogue de livres au rabais, qui se trouvent chez **Brockhaus & Avenarius** *à Paris.* (⅙ Thlr.)

In unserm Verlage erschien eine der berühmtesten

Concert-Compositionen

von ***Ernst:***

Fantaisie s. l. Quatuor de Ludovic p. Violon av. acc. de Quintuor ou Piano. à 1 Thlr.

Ferner: **Ernst,** 3 Rondinos s. Robert le diable, Nathalie et la Tentation av. acc. de 2e Violon à ½ Thlr., dito av. Piano à ⅔ Thlr.

Ernst et Schunke, Rondo allemand sur Oberon pour Violon et Piano concertant. Op. 23. 1 Thlr. Introduction, Var. et Finale s. un thème favori de Strauss p. Violon et Piano concert. Op. 26. 1⅙ Thlr.

Ernst et Osborne, Souvenir de la Juive p. Violon et Piano concert. ¾ Thlr.

Unter der Presse: **Lvoff,** Le Duel, Divertissements p. Violon et Violoncelle av. acc. de l'Orchestre, de Quatuor ou Piano. Op. 8.

Berlin,

Schlesinger'sche Buch- u. Musikhandlung.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in **Wien** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Vierundneunzigster Band.

1841.

Juli. August. September.

Inhalt:

Art. I. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von Leopold Ranke. Erster, zweiter und dritter Band. Berlin 1839 und 1840. (Fortsetzung.) — Art. II. Über die Geographie Arabiens. (Schluß.) — Art. III. Erdkunde (Geologie), von Dr. A. Petzholdt. Leipzig 1840. (Schluß.) — Art. IV. Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen, aus den Schriften und Bildwerken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt und durch Abbildungen veranschaulicht von Dr. Joh. Heinr. Krause. Mit 183 Figuren auf XXXVI lithographirten Tafeln. Leipzig 1841. — Art. V. *Hesychii Glossographi discipulus et ἐπιγλωσσιστὴς Russus in ipsa Constantinopoli sec. XII—XIII.* E Codice Vindobonensi graecorussica omnia, additis aliis pure graecis, et trium aliorum Cyrillliani Lexici speciminibus, cum appendice philologici maxime et slavistici argumenti, nunc primum edidit et Scientiarum Academiis Berolinensi et Petropolitanae, si quidem mereantur, promovenda sistit *Bartholomaeus Kopitar.* Cum tabula aenea graecorussa. Vindobonae 1840. — Art. VI. Mittheilungen über Goethe, aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen, von Dr. F. W. Riemer. Zwei Bände. Berlin 1841.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. XCV.

Des steyermärkischen Herrn und Sängers Herant von Wildon vier poetische Erzählungen aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Aus dem sogenannten Heldenbuche der k. k. Ambraser Sammlung zum ersten Male mitgetheilt von Jos. Bergmann.

☞ **Das Buch unsers Jahrhunderts!**

Im Verlage von **Heinrich Franke** in **Leipzig** erschien soeben das höchst interessante humoristisch-satirische Werk:

Schneider Kitz.

Das Buch unsers Jahrhunderts.

Von

Max. Langenschwarz.

4 Bände. Preis 6 Thlr.

Unter obigem Titel übergeben wir dem Publicum ein Werk vom höchsten Interesse! Denn nie — dies dürfen wir mit Überzeugung aussprechen — ist ein humoristisches Werk erschienen, welches seine Zeit und deren Generationen in aller und jeder socialer und politischer Hinsicht mit so scharf treffender witziger Feder wiedergab. Derselbe Mann, von dem die Heroen der Gegenwart (wir nennen nur Böttiger, v. Hammer, v. Humboldt, Tieck und Tiedge) mit gleicher Anerkennung urtheilten und von dem erst kürzlich die Redaction der Dorfzeitung sagt: „Langenschwarz hat ein ganz neues Gebiet menschlicher Geisteskraft vor uns eröffnet"; derselbe Mann, der in so hohem Grade die Bewunderung der größten Genies von Europa erregte, gibt uns hier das Jahrhundert im Spiegel der Wahrheit — unsere Zeit und ihre Menschen. Welche kühne und hohe Kraft eines auffassenden Geistes uns hier geboten wird, bedarf wol bei einem Manne wie Dr. Langenschwarz nicht erst angedeutet zu werden. Wer die Gegenwart wirklich erkennen will, findet sie hier in ganzer, durch keine Einrede jemals zu widerlegenden Gestalt.

Preisherabsetzung.

Die **„Zeitgenossen,** ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit", erschienen in drei Reihen, jede zu sechs Bänden, seit dem J. 1816 und sind jetzt geschlossen. Ich erlasse jede Reihe, im Ladenpreise 24 Thlr. kostend, **im herabgesetzten Preise für 12 Thlr.** Werden alle drei Reihen zusammengenommen, so wird der Preis für dieselben auf **24 Thaler** ermäßigt. Einzelne Hefte von der ersten und zweiten Reihe kosten 1 Thlr., von der dritten Reihe ein einzelnes Heft ⅓ Thlr., ein Doppelheft 1 Thlr.

Leipzig, im December 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XXXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2¼ Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig** erscheinen für 1842 nachstehende

Zeitungen und Journale

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen.

1) Leipziger Allgemeine Zeitung.

365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben.

Anzeigen aller Art finden in der **Leipziger Allgemeinen Zeitung** eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.

---

2) Allgemeine Bibliographie für Deutschland.

Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. Gr. 8. 2 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

3) Repertorium der gesammten deutschen Literatur.

Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Neunter Jahrgang. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Das **Repertorium** erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der **Allgemeinen Bibliographie für Deutschland** und dem **Repertorium der deutschen Literatur** wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum.

Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der **Bibliographie** wie mit dem **Repertorium** ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1 Thlr. 15 Ngr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

---

4) Blätter für literarische Unterhaltung.

365 Nummern nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

5) Isis.

Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken**. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den letztgenannten beiden Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **Isis** beigelegt oder beigeheftet.

---

6) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land- und Hauswirthe von **C. von Pfaffenrath** und **William Löbe**. Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Dritter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen.

Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen, Prospecte u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ⅔ Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

7) Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand,** als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **L. F. O. Baumgarten-Crusius,** Ober-Appellationsrath Prof. Dr. **W. Franke,** Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser,** Geh. Hofrath Prof. Dr. **J. F. Fries,** als Specialredactoren.

Erster Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Die Zeitung liefert wöchentlich sechs Blätter, von denen das sechste für Berichte über die Begebnisse der literarischen Welt, Personalnotizen, Anzeigen neuer Bücher etc. bestimmt ist. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile, und besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

8) Das Pfennig-Magazin.

Zehnter Jahrgang. 52 Nummern. (Nr. 457—508.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das **Pfennig-Magazin** werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 6 Ngr. berechnet; Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ⅓ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** erscheint wie bisher:

Écho de la littérature française.

Journal des gens du monde. 2de Année. 24 Numéros. Gr. in-8. 5⅓ Thlr.

Von dieser Zeitschrift, die eine Auswahl des Besten der gesammten französischen periodischen Presse gibt, erscheinen monatlich 2 Hefte von 2—3 Bogen.

Insertionen für den Umschlag des **Echo** werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet; besondere Anzeigen u. dgl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. beigelegt oder beigeheftet.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das **10te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1841.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1704 am Rhein, an der Donau, in Tirol und Oberöstreich. (Fortsetzung.) — II. Der Marsch der Alliirten 1813—14 über den Rhein. — III. Kriegsscenen: 1) Scenen aus den Tagen von Novi 1788, Barona und Magnano 1799. 2) Die Dragoner von Latour in der Schlacht bei Aldenhoven am 1. März 1793. 3) Die Gefechte bei Beaumont am 15. und 16. October 1793. — IV. Literatur. — V. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1841 in 12 Heften 8 Thlr.

Die ältern Jahrgänge sind durch die obige Buchhandlung für folgende Preise zu erhalten: Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt für 6⅔ Thlr. Jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 für 6⅔ Thlr. Der Jahrgang 1840 für 8 Thlr.

Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die 3te Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen mit 6⅔ Thlr., die übrigen Jahrgänge aber von 1818—39 jeder zu 5⅓ Thlr. berechnet.

Auf den Jahrgang 1842 wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Pränumeration mit 8 Thlr. angenommen.

In der **Enslin'schen** Buchhandlung (**Ferd. Müller**) in Berlin sind soeben erschienen:

Dante Alighieri, Die göttliche **Komödie.** Metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von **August Kopisch.** In einem Bande. Mit Dante's Bildniß und zwei Karten seines Weltsystems. Kl. 4. 65 Bogen. 1842. 4 Thlr.

Inhalt: Jedem Gesange geht ein gedrängter und erklärender Inhalt voraus, dann folgt der italienische Originaltext und die wortgetreue deutsche Übersetzung ohne Reim gegeneinander über, und unter jeder Seite befinden sich sehr reichhaltige Anmerkungen und Erklärungen mit den Zahlenbeziehungen zu den Versen. Nach den drei Abtheilungen des Gedichtes: Hölle, Fegefeuer und Paradies, folgen die 81 enggedruckte Quartseiten starken Abhandlungen: **Dante's Leben und über die göttliche Komödie,** und endlich wird das ganze Werk von einem äußerst reichhaltigen Namen- und Sachregister beschlossen. Ein schönes Portrait des Dante, sowie zwei Abbildungen seines Weltsystems gereichen dem Werke zur Zierde und Erklärung.

Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architektur, Sculptur und Malerei, vorzugsweise in Italien vom IV. bis zum XIV. Jahrhundert. In 3335 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln in Folio, gesammelt und zusammengestellt durch **F. B. L. G. Seroux d'Agincourt,** nebst Einleitungen und erläuterndem Texte herausgegeben von **A. Ferd. v. Quast.** In III Abtheilungen: Architektur, Sculptur und Malerei. In 4 Bänden broschirt, incl. der Einleitungen und Texte in 4. Preis 33⅓ Thlr.

Einzelne Abtheilungen.

I. Abth.: **Architektur,** mit 1362 Abbildungen auf 73 Kupfertafeln in Folio, incl. Einleitungen und Texte in 4. Broschirt. 9⅓ Thlr.

II. Abth.: **Sculptur,** mit 630 Abbildungen auf 51 Kupfertafeln in Folio, incl. Einleitungen und Texte in 4. Broschirt. 7⅓ Thlr.

III. Abth.: **Malerei,** mit 1343 Abbildungen auf 204 Kupfertafeln in Folio, Einleitungen und Texte in 4. Broschirt. 20⅔ Thlr.

Besonders Architekten ist dieses Werk und namentlich die 1ste Abtheilung zu empfehlen. Es möchte wol kein ähnliches architektonisches Werk existiren, was auf 73 Kupfertafeln zusammengedrängt die Abbildungen aller berühmten Gebäude jener Kunstepoche enthält. Der Preis des Werks ist in der deutschen Ausgabe 5mal geringer als in der französischen und englischen, auch sind in jenen Ausgaben die Abtheilungen nie vereinzelt. Ein vollständiges Inhaltsverzeichniß wird auf Verlangen *gratis* ausgegeben. Eine ausführliche Würdigung des Werks von unserm Professor Kugler befindet sich im Kunstblatt Nr. 40 zum Morgenblatt vom 20. Mai 1841, worauf wir verweisen.

Bildnisse weiblicher Charaktere.

Shakspeare's
Mädchen und Frauen,
mit Erläuterungen
von
HEINRICH HEINE.

Prachtausgabe in Einem Bande, in gr. 8.

45 von den besten Künstlern in London gestochene Portraits mit Text enthaltend.

Preis 8 Thlr.

Die geistvollen Erläuterungen H. Heine's und die prachtvolle Ausstattung des Werkes machen dasselbe besonders zu Festgeschenken geeignet.

Leipzig, im December 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Religiöse Festgabe.

Im Verlage von **C. F. Osiander** in Tübingen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1842. Herausgegeben, in Verbindung mit Andern, von **Albert Knapp.** Mit 6 Stahlstichen. 12. Elegant gebunden mit Goldschnitt und Futteral 3 Fl. 36 Kr., oder 2 Thlr.

Seine Majestät der König Wilhelm von Würtemberg geruhten, die Dedication dieses Jahrgangs zu Höchst Ihrem fünfundzwanzigjährigem Regierungs-Jubiläum allergnädigst anzunehmen.

Diese hohe Auszeichnung beurkundet wol aufs genügendste, daß der Herr Herausgeber, wie die Herren Mitarbeiter, in edlem Wetteifer Alles daran gesetzt haben, um nach Inhalt und Form Vorzügliches zu geben.

Die dauernde steigende Verbreitung des Almanachs hat wol hauptsächlich darin ihren Grund, weil es jedem Leser bald entgegentritt, daß nur Berufene für denselben wirken, die in ihm den Ausdruck ihrer innersten religiösen Überzeugung niederlegen; und Jeder, dem religiöse Lecture zum Bedürfniß geworden ist, wird durch den Almanach, der schon in so vielen Familienkreisen heimisch geworden, volle Befriedigung finden.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen, und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Über die
mechanische Flachsspinnerei in Deutschland,
mit besonderer Rücksicht auf die k. k. östreichischen Staaten.

Von Louis von Orth.

Gr. 8. Wien 1841. In Umschlag broschirt. ½ Thlr.

Wir machen das industrielle und an den Fortschritten der Industrie theilnehmende Publicum auf obige, an Umfang kleine, durch ihren Inhalt wichtige Schrift aufmerksam. Sie ist von einem mit dem Gegenstande durchaus vertrauten Sachkenner abgefaßt und enthält Alles, was über diesen einflußreichen Industriezweig von seinem gegenwärtigen Standpunkte aus in Beziehung auf Gewerbe, Handel und Staatsökonomie mit einiger Sicherheit festgestellt werden kann. Erwünschte Auskunft und Belehrung finden hier besonders alle Diejenigen, welche auf was immer für eine Art beim Linnengarnhandel und beim Leinwandgeschäft überhaupt betheiligt sind, für welchen Handels- und Gewerbszweig mit der Maschinen-Flachsspinnerei eine neue Periode beginnt.

Im Verlage der **Schlesinger**'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wörterbuch der griechischen Musik von **Fr. v. Drieberg.** Mit 7 Kupfertafeln in Fol. 4 Thlr.

Winckelmann's Briefe. 3 Bände. Gr. 8. 7⅔ Thlr.
Nachtrag von Winckelmann's Werken, Band 9—11.

Bei **E. Kummer** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten:

Katalog im Preise bedeutend herabgesetzter Bücher. Nr. II. enthaltend: Medicin, Chirurgie, Anatomie, Pharmacie, Thierheilkunde; sowol wissenschaftliche als populaire Werke.

Der Katalog Nr. I, naturwissenschaftlichen Inhalts, ist ebenfalls in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften in Berlin. Aus dem Jahr 1841. Gr. 8. ½ Thlr.

Die frühern Berichte haben denselben Preis.

Berlin.

F. Dümmler.

In **Fr. Volke's** Buchhandlung in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Orpheus.
Musikalisches Album für das Jahr 1842,
herausgegeben von **August Schmidt.**

Dritter Jahrgang.

Mit **Mendelssohn-Bartholdy's** Portrait, in Stahl gestochen von Passini, und 6 Musikbeilagen. In schönen allegorischen Umschlag gebunden. 2 Thlr.

Der prosaische Theil enthält in der anmuthigsten Novellenform einen reichen Schatz musikalischer Wahrheiten und Schönheiten und eine Biographie Mozart's, der poetische Theil eine treffliche Blumenlese deutscher Dichtkunst. Dem Hrn. Herausgeber, der für dieses in die Privatbibliothek S. M. des Kaisers aufgenommene Album mit der goldenen Gelehrten-Medaille belohnt wurde, ist es gelungen, die rühmlichst bekannten Schriftsteller und Tonkünstler für dieses Unternehmen zu gewinnen. Gediegener Inhalt, treffliche Musikbeilagen und geschmackvolle Ausstattung machen das Buch zu einer nicht blos für das musikalische, sondern für das gebildete Publicum überhaupt werthvollen und angenehmen Erscheinung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

